Zu meiner Zeit

von

Adolf Pichler

Adolf Pichler

Zu meiner Zeit



Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band I

Zu meiner Zeit

München und Leipzig
bei Georg Müller
1905

Adolf Pichler

Zu meiner Zeit

Schattenbilder aus der Vergangenheit

Zweite ergänzte und berichtigte Auflage

Mit einer biographischen Einleitung

von S. M. Prem

München und Leipzig
bei Georg Müller
1905

Adolf Pichlers Leben und Schaffen.

Von Prof. Dr. S. M. Prem.

Auf der schmalen Landzunge Nordtirols, die sich von Kufstein aus am rechten Innufer noch weit ins Bayerische vorschiebt, liegt bei dem Dorfe **Erl** ein kleines Zollhaus hart an der Straße. Über den Fluß leitete früher eine einfache Seilfähre, seit einigen Jahren aber verbindet eine stattliche Brücke das österreichische Ufer mit dem bayerischen. Die Lage des Ortes darf man malerisch nennen. Während diesseits des Inns die Berge fast unmittelbar von der Straße ansteigen und im Grenzhorn gipfeln, treten sie jenseits ziemlich weit zurück, vom Pentling und vom Brünstein überragt. Nach Süden schließt das prächtige Kaisergebirge den Blick, der nordwärts noch die bayerische Hochebene erschaut. Dieser Talabschnitt zeigt reichen Baumwuchs und fruchtbare Felder, die vom mächtig einherrauschenden Inn durchschnitten sind. Am Zollhause kündet eine bescheidene Marmortafel, daß hier am 4. Sept. 1819 der Dichter und Naturforscher **Adolf Pichler** geboren wurde.

Seine Eltern waren nicht mit Glücksgütern gesegnet. Der Vater Josef Anton entstammte zwar einer ursprünglich wohlhabenden Bauernfamilie Südtirols, aber ein jüngerer Sproß derselben hatte anfangs des

18. Jahrhunderts „den bedenklichen Sprung" in eine Kanzlei gemacht und bereitete damit auch seinen Nachkommen das keineswegs beneidenswerte Los der Beamten, im Dienste des Staates heimatlos herumgeschoben zu werden. Der obgenannte Zollamtsschreiber Josef Anton Pichler war ein stiller, verschlossener Mann, treu und unbestechlich im Dienste, nicht ohne Sinn für Natur und Kunst, aber zu arm, um sich das Leben angenehm zu machen. Da auch seine Frau, das Bauernmädchen Josefa Seebacher aus Kundl, kein Vermögen besaß und das Gehalt klein war, so hieß es schmal abbeißen. Dafür gab die Natur dem jungen Pichler, dem später noch eine Schwester und ein Bruder folgten, einen gesunden, kräftigen Körper mit echtem Bauernmark und aufgeschlossenen Sinnen. Landaufenthalt und Bewegung im Freien, einfache Kost und Mäßigkeit in allem stählten seinen Leib und machten ihn widerstandsfähig gegen Entbehrungen und Anstrengungen. Früh ging dem Knaben der Sinn für die Natur auf, die ihn gerade während der ersten Jugendjahre im heitern Unterlande so freundlich lockend umgab. Kaum flügge geworden, durchstreifte er mit seinem Spielgefährten Siegmund Schlumpf die Gegend, ein großer Brand in Oberaudorf am 15. Sept. 1823 machte auf ihn den ersten bleibenden Eindruck und allerlei Geschichten und Sagen des Landvolkes erfüllten schon da seine jugendliche Phantasie. Dann begann eine viel bewegte Wanderzeit, da sein Vater als Zollbeamter von einem Orte zum andern geschickt wurde, nach Leutasch (1824), Scharnitz, Hohenweiler am Bodensee, Weißenhaus bei Füßen und nach Reutte, wo

der Knabe endlich einen geordneten Schulunterricht genoß. Es waren also zumeist einsame Grenzorte in einer großartigen Natur, in denen er aufwuchs. Die erhabene Gebirgswelt erfüllt jedoch das Menschenherz nicht immer mit Staunen und Bewunderung, sondern oft auch in ihrer Empörung mit Furcht und Schrecken. Der junge Pichler spürte diese Wirkung stark genug und verfiel in eine Art religiöser Schwärmerei. In solchen Gegenden gibt es hartknochige Bauern, Hirten, Jäger und Holzknechte, Kohlenbrenner und Wurzelgräber, auch geriebene Schwärzer und verwegene Wilderer, nicht selten rauflustig und fast immer Feinde der „Finanzer" und Förster, oft roher Sinnesart und abergläubisch. Das war Pichlers Umwelt und es ist kein Zufall, daß er sich namentlich in seinen Erzählungen häufig mit solchen Gestalten beschäftigt. Dazu gehören noch die Einsiedler, deren es damals viele gab und die ihm später auf seinen Bergfahrten begegneten. Pichlers Vater bekam jedoch das fortwährende Wandern endlich satt, ließ sich pensionieren und zog 1832 nach Innsbruck, wo der Sohn das Gymnasium besuchte und bald tüchtige Fortschritte machte. Nach Beendigung der beiden philosophischen Kurse wandte er sich dem Brotstudium des Jus zu, ohne dabei Befriedigung zu finden. Denn die Unterrichtsverhältnisse lagen im vormärzlichen Österreich noch sehr im argen. Es herrschte überall die öde Scholastik und die Professoren waren meist veraltete Zöpfe, die nach behördlich genehmigten Heften und Büchern vortrugen und — mit Ausnahme Flirs — des eigenen Geistes entbehrten, von der Polizei beobachtet und in ihren wissenschaftlichen Arbeiten

von einer bornierten Zensur gehemmt wurden. Wer also etwas Tüchtiges werden wollte, mußte sich selbst umsehen. Das damalige Innsbruck bot jedoch nicht allzuviel geistige Nahrung und Anregung. Seit kurzem bestand daselbst das Museum Ferdinandeum, welches die Altertümer des Landes, Bücher und Bilder sammelte und sie der Öffentlichkeit erschloß. Hier verkroch sich der wißbegierige Pichler manchen Tag, um zu schauen und zu lernen. Um sein Auge für bildende Kunst zu schärfen, begann er nach alten Stichen zu zeichnen. Weitere Nahrung sog er aus der Literatur. Was davon in Tirol zu jener Zeit eigenes bestand, war kaum nennenswert. Seit der Gegenreformation lag auch hier das geistige Leben darnieder, das „Landl" war gegen Deutschland abgeschlossen und politisch bevormundet, die heimischen Poeten gefielen sich in harmlosen Nachahmereien. Ein Jahrbuch „Die Alpenblumen" existierte nur kurze Zeit und ragte nicht gerade durch besondere Reichhaltigkeit hervor, obwohl die Hauptbeiträger Johannes Schuler, Beda Weber und Dr. Streiter ganz tüchtige Köpfe waren. Die Verhältnisse der Reaktionszeit drückten zu schwer auf die Gebildeten und das Volk schlief nach den blutigen Freiheitskämpfen den Schlaf des Ermüdeten. Nach dem Ausdrucke Gilms war es in Tirol wieder „stille wie im Grabe". Schuler, der in Innsbruck den amtlichen „Tirolerboten" leitete, bildete gewissermaßen den Mittelpunkt literarischen Lebens in der Landeshauptstadt und besaß eine große Bibliothek, in der neben der altklassischen auch die neuere deutsche Literatur und die Philosophie vertreten war. Anderes wurde eingeschmug-

gelt und im geheimen verbreitet. Trotz allen Aufpassens drangen so die Werke des jungen Deutschland und der Revolutionsdichter ziemlich früh in Tirol ein und Heine, Freiligrath, Herwegh und Anastasius Grün erweckten starken Widerhall, wie uns Senn, Gilm und später auch Pichler deutlich beweisen. Dieser fiel mit wahrer Gier über die Bücher her und suchte sich ihren Inhalt um so gründlicher anzueignen, als sie nicht sein Eigentum und für seine Kasse unerschwinglich waren. Mußte er sich doch den Lebensunterhalt durch Stundengeben selbst verschaffen! Jetzt vermochte er erst die Schönheiten der alten Klassiker und ihren Bildungswert zu würdigen, denen er die Form abguckte und die befruchtenden Ideen entnahm. Die Alten lieferten ihm den richtigen Maßstab zur Schätzung der deutschen Schriftwerke. Schiller und Goethe, später auch Platen, der auf Pichler bedeutenden Einfluß inbezug auf die Form gewann, wurden eifrig gelesen, dann ging es — zunächst gemeinsam mit dem gleichstrebenden J. v. Schnell — ans Nibelungenlied, das den Jünglingen wie eine verdeutschte Ilias vorkam; von hier aus wurden Ausflüge in das Gebiet der deutschen Heldensage unternommen, während die jüngere Romantik die Beachtung der Sagen und des Volkstümlichen überhaupt lehrte. Aber auch andere moderne Literaturen, voran die italienische und französische, sowie Shakespeare, blieben ihm nicht fremd. Pichler hat durch sein ganzes Leben die alten Klassiker, Dante und die französischen Schriftsteller im Auge behalten. Sie befruchteten fortwährend sein dichterisches Schaffen, das dadurch eine beständige Auffrischung ge-

wann, und sein Denken, was uns seine Tagebücher bezeugen. Mit der Literatur zog ihn auch die Kunst an und schon 1838 wagte er sich mit hart ersparten Gulden nach München. Sehr bedeutend war ferner der Einfluß der Philosophie Fichtes und namentlich Hegels, auf die ihn der arme, verkannte Senn hinwies, der in Innsbruck als Winkelschreiber in großer Dürftigkeit lebte, aber auf die jungen, strebsamen Leute einzuwirken verstand. Die „Phänomenologie des Geistes" bildete die Hauptnahrung seines keineswegs verkümmerten Geistes und bei Hegel suchte er selbst Trost in den Wirrsalen seines verfehlten Lebens. Senn war ein Opfer des Metternichschen Systems und hat auf die politische Dichtung Gilms und Pichlers mächtig eingewirkt. An Stoff dafür fehlte es nicht. Die Austreibung der protestantischen Zillertaler (1837) und die Einführung der verhaßten Jesuiten drückte den freidenkenden Tirolern den Streitkolben gegen den brutalen Ultramontanismus in die Faust. Nach und nach vollzog sich eine reinliche Scheidung der Geister in Liberale und Ultramontane, die alten Freunde Beda Weber und Josef Streiter zerkriegten sich gründlich*) und aus den Ruinen des Alten erhob sich dann frisch und kühn das poetische „Jungtirol".

Bei Pichler schlug Hegels Lehre am tiefsten Wurzel, mit dem Begriffe Freiheit verband er jenen vom freien Vaterlande. In Innsbruck, wo ihm die stolze Geschichte Tirols sozusagen auf Schritt und Tritt zum Bewußtsein

*) Prem, Ein Kampf der Geister in Tirol (Mit Briefen von Schmeller, B. Auerbach, Th. Mommsen und D. Fr. Strauß an Dr. Streiter). Sonderdruck der „Deutschen Rundschau" 1904, Linz.

kam, wo ihn der Iselberg als Zeuge großer Taten anstarrte und vom Grabe Andreas Hofers her der Geist von 1809 anhauchte, wurde er national im besten Sinne des Wortes und er blieb seinem Volke treu bis zum letzten Atemzuge, weil er der Überzeugung lebte, daß in der Freiheit desselben auch seine geistige Größe ruhe. So sagt er noch im „Fra Serafico":

Sind Wissenschaft und Kunst des Himmels Töchter,
So brauchen sie ein Vaterland auf Erden
Und das gewährt ein freies Volk allein! —

Die Erinnerungen an das Jahr 1809 finden wir darum oft in seinen Schriften angezogen und seine Selbstbiographie „Zu meiner Zeit" hebt damit an. Das Heimatliche bildete den Grund seines Wesens. Ein hervorragender Literarhistoriker*) behauptet: „Wer Pichler als Dichter ganz verstehen und würdigen will, der muß ihn als Tiroler Kind, von der Geschichte und Umgebung seiner Alpenheimat aus betrachten. Sein menschlicher und dichterischer Charakter konnte sich in seiner besonderen Art nur in einem Lande entwickeln, wo seine Kraftnatur sich tagtäglich gegen Hemmungen und feindliche Strömungen zu bewähren hatte. Nur aus den Verhältnissen heraus, in die er durch seine Geburt gestellt wurde, verstehen wir diese eigenartige Mischung von Gegensätzen: urwüchsige, naive Natur und höchste Bildung, trotzig-stolzes Kraftbewußtsein und demütig-milde Frömmigkeit, schlichtes Empfinden und kühnes Denken, herbe Satire und versöhnenden Humor, derbes Erfassen des Lebens und beschauliches

*) Karl Berger in der Berliner Wochenschrift „Deutsche Welt" 1899, Nr. 53.

Sich-Versenken in seine Rätsel.“ In Pichler verkörpert sich in der Tat die ganze geistige Entwicklung Tirols im 19. Jahrhundert, als deren Abglanz man seine Werke bezeichnen könnte, doch haftete er nie einseitig am heimatlichen Boden, sondern ließ so ziemlich alles auf sich einwirken, was „draußen“ sproßte und gedieh. Seine kräftige Natur drückte jedoch allem den Stempel eigenen Geistes auf und darum ist er ein origineller und bedeutender Dichter gewesen. Noch auf dem Gymnasium machte er seine ersten poetischen Versuche, die zahmen Charakters waren und nicht lange am Leben blieben. Bald aber ergriff ihn der „Sturm und Drang“, für den noch zwei dramatische Fragmente zeugen, zunächst der hegelianisch philosophierende „Student“ (1838). Ein freies Wort im Garten des Löwenhauses zwingt ihn, vor den Häschern zu den Polen zu entfliehen, mit denen er gegen die Russen kämpft. Wie mancher andere hat auch der junge Pichler, vermutlich durch Lenaus und Platens Polenlieder angeregt, die Schwärmerei für die Helden von Ostrolenka mitgemacht. Anders geartet ist „Hutten“ (1839), in derben Knittelversen und gegenkirchlich gehalten, national und freiheitlich, ein „echtes Sturmlied Jungtirols“ in den Friedenszeiten des Metternichschen Österreich. Träger dieser neuen Bewegung waren vorzugsweise die Studenten. Unter ihnen stiftete Pichler 1841 den Bund der „Nibelungen“ zur Pflege deutschen Schrifttums und der eigenen Poesie. Sehr deutlich ist da schon die Richtung auf das Nationale ausgeprägt, Pichler wird der Führer der aufstrebenden Jugend Tirols. Im Jus fühlte er sich allerdings nicht befriedigt und so war er froh, um-

satteln zu können und die Mittel zur Übersiedlung nach Wien zu erlangen, um sich dort dem Studium der Heilkunde zu ergeben, da Innsbruck einer medizinischen Fakultät entbehrte. Nachdem er in Kufstein, wohin seine Eltern der billigeren Lebensverhältnisse wegen übersiedelt waren, schöne Ferien verbracht und einen anregenden Briefwechsel mit der edlen, hochgebildeten Kornelie Schuler begonnen hatte, fuhr er am 20. Sept. 1842 mit seinem gleichalterigen Freunde Adolf Purtscher auf einem Frachtschiff von Hall ab, an der herrlichen Gegend am Inn und an der Donau sich erfreuend und mit Begeisterung die Odyssee lesend. Es war eine echte Geniereise! Abwechselnd traten die Jünger des Äskulap auch an die Ruder, während die Schiffsknechte, in denen ihnen die Gestalten aus dem homerischen Epos lebendig wurden, für sie kochten. Nach zehn Tagen langten sie ohne Unfall im „Capua der Geister“ an. Damit begann für Pichler eine neue Periode der Entwicklung, in der sich seine Anschauungen erweiterten und sein Wesen vertiefte. Großes geschah jedoch hier nicht. Die alte Kaiserstadt an der blauen Donau bot damals das Bild heiteren Lebensgenusses und gemütlicher Zufriedenheit. Die große Masse der Bewohner ging der Zerstreuung und dem Vergnügen nach, die Gebildeten waren dem Theater und der Musik zugetan. Die Literatur, obwohl vielfach ganz lokal gefärbt, stand in Blüte. Grillparzer hatte zwar den Gipfel seines Ruhmes bereits überschritten und war auf der Bühne durch Bauernfeld und den seichten Halm verdrängt worden, Lenau zog unstet zwischen Wien und Stuttgart hin und her und Fr. Hebbel kam erst 1845 nach Wien, aber es

gab eine ansehnliche Zahl kleinerer Geister, die anzuregen vermochten, so vor allen J. G. Seidl, L. A. Frankl, Adalbert Stifter, Mosenthal, Otto Prechtler u. a. In Seidls „Aurora" und in Witthauers Wochenschrift erschienen in der Folge mehrere Aufsätze und Erzählungen Pichlers. Sein Landsmann Hochegger machte ihn mit Grillparzer bekannt, der ihn jedoch keineswegs zu poetischem Schaffen ermunterte.*) Mächtig zog ihn das Burgtheater an, das technisch auf der Höhe stand und strebsame Dichter anregte, durch manche Darbietung aber auch den Widerspruch derselben herausforderte. So erkannte der klassisch gebildete Pichler an dem „Sohn der Wildnis" sofort das falsche Hellenentum Halms. „Der ungeheure Beifall, den dieses Stück hier fand, hat mich zum Teil über das hiesige Publikum aufgeklärt. Aber gemacht ist es sehr gut, da könnte man lernen!" schrieb er darüber am 20. Oktober 1842 an Kornelie. Er wandte sich nun selbst dem Drama höheren Stils zu und wagte sich an einen „Nero", überlegte einen „Moimir" und entwarf 1843 das Drama „Die Habsburger", welches die Ermordung Albrechts I. zum Vorwurfe hatte und ungefähr denselben Plan verfolgte wie der seither bekannt gewordene Entwurf Grillparzers.**) Auch die Anfänge des „Römerkönigs" (Die Tarquinier) und des „Rodrigo" reichen in die Wiener Zeit zurück. Allein der mehr betrachtenden Natur Pichlers fehlte trotz aller Wucht der Ideen doch der dramatische Nerv. Von den

*) Prem, Ad. Pichler, Kufstein 1889, S. 10, und „Adolf Pichler, der Dichter und Mensch", Innsbruck 1901, S. 14.

**) Werke. Vierte Ausgabe (1887) 11, 42.

genannten Dramen sind auch nur die beiden letzten ausgeführt worden und die konnten sich die Bühne nicht erobern.

Im Sommer 1843 trieb ihn das Heimweh auf Ferien nach Tirol. Nachdem er einige Zeit bei Freunden in Innsbruck geweilt hatte, zog er über den Brenner in das „Gebiet der Porphyre", besuchte auf der Trostburg Beda Weber, in Bozen Dr. Josef Streiter, der bald hernach durch seinen Bericht über „Poetische Regungen in Tirol" den bekannten „Tiroler Sängerkrieg" heraufbeschwor, und streifte dann, voll Bewunderung über die südlichen Landschaften, bis Verona, um zuletzt durch Pustertal und Taufers ins Zillertal hinüberzusteigen und den Rest der Ferien in Kufstein zu verbringen. Im Herbste war er wieder in Wien, wo er anfangs keine Lektionen bekam und daher darbte. Bald gelang es ihm jedoch, „Stunden" zu erhalten. Er unterrichtete u. a. im Hause der Baronin Buol, die sich mit der Absicht trug, ihn auch als Lehrer zu Alma v. Goethe zu bringen. Da Pichler von Jugend auf an spartanische Lebensweise gewohnt war, brachte er sich ehrlich durch und erübrigte obendrein jedes Jahr einiges Geld, um den Sommer in der teuern Heimat zubringen zu können. Mit Tirol verbanden ihn noch immer starke Fäden. Er faßte jetzt den Plan, eine jungtirolische Anthologie herauszugeben und kam auch 1844 auf Ferien nach Tirol, um Beiträge zu sammeln, besuchte Gilm in Bruneck und eine literarische „Konferenz" in Brixen.*) Infolge großer Zensurschwierigkeiten er-

*) Brief Pichlers an Streiter, 9. Oktober 1844. Vgl. Augsburger Postzeitung 1844, Nr. 257.

schienen die „Frühlieder aus Tirol“ erst nach einem Jahre ohne Einleitung in Wien bei A. Pichlers sel. Witwe (1846). Gilms Beiträge, darunter die prächtige „Georgine“, waren die besten, Pichler steuerte bloß unter seinem beliebten Decknamen Anton *r drei Epigramme (auf A. v. Lindenburg, Beda Weber und Pius Zingerle) bei, damit man nicht sagen könne, er wolle sich ein „Postament“ errichten.*) Die kleine lyrische Sammlung in ihrem höchst unscheinbaren Gewande erweckte ein uns heute kaum mehr begreifliches Interesse und hatte zur Folge, daß man nun auf die jungen Leute aufmerksam wurde. Das erklärt sich nur aus der damals herrschenden geistigen Stille im Lande. So war also „Jungtirol“ in den Sattel gesetzt, es begann wieder ein frischerer Odem zu wehen, der eine nationale Richtung verriet. Und dies fürchtete man eben im Staate Metternichs. Darum können die Frühlieder aus Tirol auch als Vorboten des kommenden Sturmes bezeichnet werden. Pichler als „Bannerträger Jungtirols“ gelangte zu bedeutendem Ansehen. Er war im Herbste 1844 wieder nach Wien zurückgekehrt und mußte sich durch „Journalisieren“ — wie es in dem angezogenen Briefe an Streiter heißt — und mit Stundengeben fortbringen. Einige größere lyrische Gedichte entstanden, vor allem das „Schwanenlied der Sibylle“, daneben trieb er Kunststudien und Philosophie, dann folgten Prüfungen und Spitalpraxis. Gleichzeitig mit Adalbert Stifter unterrichtete er in einer wohlhabenden Bürgersfamilie, die im Win-

*) Das vierte Stück „Der Historiker“ (A. Jäger) gehört J. v. Schnell an.

ter in der Stadt, im Sommer in Hütteldorf wohnte. Hier gewann Pichler die Liebe Emmas, der Tochter des Hauses, die ihn stärker ergriff, als er meinte. In Pyrawart schlossen die beiden im Sommer 1846 den heimlichen Seelenbund, worauf Pichler den Ort verließ, um „nicht Verdacht zu erregen", und nach Tirol wanderte. Das Verhältnis fand jedoch nicht die Billigung der Eltern Emmas, die für sie schon einen reichen Landwirt in Mähren ausersehen hatten und nun das arme Mädchen nach Ungarn zu Verwandten schickten. Im Sommer 1847 spürte sie Pichler auf, doch wurde er verraten und zur Umkehr gezwungen. Durch Mangel an Vorsicht und Schmiegsamkeit hatte er sich selbst das Spiel verdorben. Diese unglückliche Liebe übte auf ihn sicher einen bedeutenden Einfluß, sie vertiefte einerseits seine Empfindungen und ließ anderseits einen Stachel zurück, der ihn lange schmerzte und gegen die Menschen mit „ihrem feigen Hasse" erbitterte. Als Schlacken „von einem heißen Leben" blieben die 15 Lieder des „Emma-Zyklus" übrig, die später ausgefeilt und mehrmals gedruckt wurden. Es sind schier die einzigen Liebesgedichte, die Pichler geschrieben, aber wohlausgereifte Gaben mit vorwiegender Reflexion. Emma, die sich bald darauf verheiratete, ist früh gestorben. Wien wurde jetzt für Pichler zum Überdrusse; schon wollte er nach Erlangung des Doktorats der Medizin (1848) als Arzt nach Tirol gehen, da brach die Revolution aus und warf das Alte und Veraltete über den Haufen. Ein unbeschreiblicher Freiheitstaumel ergriff die Stadt der Phäaken und gestaltete sie im Nu zu einem lärmigen Kriegslager. Bürger und Studenten

bewaffneten sich zur Verteidigung der Freiheit. In der Nacht zum 13. März 1848 ließ sich auch Pichler in die Studentenlegion einschreiben, steckte die Kokarde auf und ergriff die Muskete. „Jene Nacht ist geweiht durch die ganze Weltgeschichte und wenn ich auf etwas, so bin ich darauf stolz, daß ich mich damals fest und entschlossen in die Reihen dieser Jünglinge stellte," bekennt er in seiner markigen Schrift „Aus den März- und Oktobertagen zu Wien" (Innsbruck 1850). Er fühlte sich zu hartem Kampfe durch die Liebe „geweiht", die schmerzlich noch sein Herz durchzuckte, und glaubte für die unveräußerlichen Menschenrechte einstehen zu müssen und für die Sache seines Volkes. Was hinter ihm lag, sollte begraben sein: „Für mich begann eine neue Zeit; fest und entschlossen wandte ich mich ihren Aufgaben zu," heißt es am Ende seiner Autobiographie „Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit" (Leipzig 1892).

Während in Wien die Dinge immer höher gingen und das „Unglaubliche zur Wahrheit machten", eine Konstitution gegeben und deutschnationale Politik getrieben wurde, drang aus Tirol der Ruf herüber, daß das Land von den Welschen bedroht sei. Nun faßte Pichler den Entschluß, zum Schutze des Vaterlandes auszuziehen und seine Landsleute in Wien aufzurufen. Am 4. April 1848 versammelten sich die Tiroler bei der „Sonne" auf der Wieden und unterschrieben einen Bogen, voran der 72jährige Kapuziner Joachim Haspinger, Hofers Kampfgefährte von 1809. Nicht eine Handbreit sollte von Tirol und vom alten deutschen Reichsboden den Feinden gelassen werden! Es

wurde eine Schützenkompagnie aufgestellt und bewaffnet, Pichler zum Hauptmann gewählt und schon am 15. April rückten „Deutschlands Grenzsoldaten" mit der schwarz-rot-goldenen Fahne aus, Haspinger zog als Feldpater mit. Die Fahrt ging über den Semmering nach Graz und Marburg, von dort auf Leiterwagen nach Klagenfurt, wo der Empfang ein besonders herzlicher war.*) Eine Komtesse Cristallnig schmückte die Fahne der Studenten mit Blumen. Da es hieß, daß die Welschen Pontafel bedrohten, wurden schnell Kugeln gegossen und die Legionäre mit Wagen nach Villach gebracht, allein es zeigte sich kein Feind und so kam die Kompagnie ungefährdet nach Tirol. Am 27. April rückte sie in Bozen ein, wo sie Erzherzog Johann musterte. Dann ging es — 131 Mann stark — nach dem Süden auf den Kriegsschauplatz. In dem Kampfe bei Ponte tedesco (12. Mai 1848) tat sich Pichlers Truppe rühmlich hervor, ein Teil davon auch am 21. und 22. Mai bei Caffaro; sie wurde daher von den Militärbehörden öffentlicht belobt und Pichler erhielt nachträglich den Orden der Eisernen Krone, auf Grund dessen er 1877 mit dem Beiwort „Ritter von Rautenkar" geadelt ward. Die Kompagnie löste sich Mitte Juni 1848 nach 62tägiger Dienstzeit in Bozen auf, die Fahne wurde auf Schloß Tirol hinterlegt und dann zogen die meisten Studenten in ihre Heimat, wo sie von den politischen Behörden sofort unter geheime Polizeiaufsicht gestellt wurden. Pichler begab sich zunächst nach Absam, wo seine Base und Freundin Wal-

---

*) Carinthia 1848 Nr. 17—18.

burga Schindl lebte, und anfangs Oktober wieder nach Wien. Die zuletzt gemachten Erfahrungen verleideten ihm das Kriegshandwerk und weil er auch in Tirol kein passendes Plätzchen wußte, dachte er daran, sich in Wien als Augenarzt niederzulassen. Hier überraschten ihn jedoch die blutigen Oktoberereignisse, an denen er keinen Anteil nahm, als er sah, daß Bürger gegen Bürger kämpften und eine unwürdige Tagespresse „unter dem Mantel der Freiheit schändliche Unzucht mit dem Volksgeiste trieb". Er wollte auch mit dem entmenschten Pöbel, der nach Blut schrie, nichts gemein haben und beobachtete mit Entsetzen, wie Zuchtlosigkeit, Feigheit und zuletzt „niederträchtige Denunziation" überall hervortraten. In seiner Schilderung der Wiener Oktobertage spricht er sich hierüber kräftig und deutlich genug aus. Auch einen Antrag, als Major in die magyarische Revolutionsarmee einzutreten, lehnte er ab, denn er wollte seinen Schild rein halten. Hatte er in Tirol die Integrität des Reiches verteidigt, so konnte er sie jetzt in Ungarn nicht bekämpfen. Da hätte er dem deutschen Interesse nicht gedient, das für ihn maßgebend war. In Wien verkehrte er damals viel mit Fr. Hebbel, aber die dort herrschenden Zustände verlockten ihn nicht dazu, sich dauernd niederzulassen. Nachdem er seine Schrift „Aus dem welschtirolischen Kriege" (Wien 1849) zum Drucke bereitet hatte, kehrte er wieder nach Tirol zurück, um in Innsbruck eine Lehrstelle am Gymnasium zu übernehmen und an der Universität Naturgeschichte zu lehren. Dieser Schritt war ein Glück für Pichler, denn in der Heimat fand er nicht bloß ein geeignetes wissenschaftliches

Arbeitsfeld, sondern trotz allem die Bedingungen für eine gedeihliche Entfaltung seiner poetischen Kraft. Der Aufenthalt in der Fremde aber hatte seinen Gesichtskreis erweitert. Behaglich und glücklich fühlte er sich allerdings auch in Tirol bei seiner friedlichen Wirksamkeit nicht. Die Tagebücher belehren uns, welch schweren Stand er in Innsbruck hatte, weil die maßgebenden Kreise in ihm stets nur den liberalen Deutschtümler und Barrikadenmann erblickten. Noch einmal winkte ihm indes ein schönes Ziel nationaler Tätigkeit. Die Unterdrückung des kleinen deutschen Bruderstammes in Schleswig-Holstein durch die Dänen rief in ganz Deutschland Erbitterung hervor und erregte auch in Tirol die national fühlenden Gemüter. Pichler erließ am 1. August 1850 in der „Innsbrucker Zeitung“ einen Aufruf, der von Erfolg begleitet war, und reiste zur Kenntnisnahme der Sachlage selbst nach Hamburg und nach Rendsburg, wo er dem General v. Willisen vorgestellt wurde und erfuhr, daß man zwar keine Freiwilligen mehr annehme, aber Offiziere und gute Schützen brauchen könnte, da man selbst nach dem Kampfe von Idstedt noch weiteren kriegerischen Ereignissen entgegensah. Pichler eilte nach Innsbruck, um Schützen zu holen, allein der Statthalter Graf Bissingen beschied ihn zu sich und verbot ihm weitere Schritte in dieser Sache. Als sich Pichler die Frage erlaubte, ob die deutschen Nordalbingier einfach geopfert werden sollen, machte der Vertreter des Kaisers eine stolz abwehrende Handbewegung und verwies ihn auf die internationalen Verpflichtungen und nicht undeutlich auch auf die Beschränkungen, denen ein „Staatsdiener“ in

politischen Dingen unterworfen sei. Pichler fühlte sich „für immer kaltgestellt“ und um seine politischen Ideale betrogen. Das Gedicht „Der Riese“ (1851) deutet seine Lage symbolisch an. Langsam zog nun die Reaktion ein „wie ein stinkender Nebel“, Absolutismus und Konkordat wurden aufgerichtet und bald war es fast wieder so wie im Vormärz. Pichler zog jetzt in das stille Reich der Poesie zurück und wandte sich der Literaturgeschichte zu. Noch im Jahre 1850 erschien eine größere Abhandlung über „Das Drama des Mittelalters in Tirol“, welche die von Albert Jäger aufgefundenen Sterzinger-Spiele zur Grundlage einer für die damalige Zeit bedeutsamen wissenschaftlichen Untersuchung machte. In den nächsten Jahren veröffentlichte er an den verschiedensten Stellen Aufsätze über ältere und neuere Literatur, durch die er sich einen Anspruch auf die Lehrkanzel der Germanistik zu erwerben hoffte. Allein hier wurde ihm schließlich Ignaz Zingerle vorgezogen, der auch die Leitung der neugegründeten literarischen Zeitschrift „Phönix“ übernahm. Pichler arbeitete seinen „Letzten Römerkönig“ aus (1851) und ließ die beiden ersten Akte in dieser Zeitschrift drucken, für die er auch einen Beitrag Grillparzers erwarb. Außerdem veröffentlichte er bei Wagner in Innsbruck „Legenden“ (1852) und 1853 „Gedichte“, die im allgemeinen günstig beurteilt wurden. Alexander Kaufmann, den Pichler 1853 oder 1854 in Wertheim am Rhein besucht hatte, sandte sie an Alexander v. Humboldt, der darauf antwortete: „Das Kräftige tritt in Pichlers Gedichten umsomehr hervor als die Zeiten matt, nebelgrau und frostig sind.“

Die urwüchsige Kraft und Eigenart Pichlers enthüllt sich in diesen epischen und lyrischen Gedichten besonders in seiner großartigen Naturanschauung. Dazu die „lärchene Sprache“! Allerdings treffen wir hier auch einzelne schwächere Gedichte aus seiner Frühzeit und vernehmen wir die „romantische“ Versicherung, daß dem Dichter das Leben nur in der Poesie wahr werde. Volkstümliche Elemente finden sich nirgends, Pichler ist als Lyriker durchaus „Kunstpoet“. Seine Verse bilden daher keine Kost für das lesende Durchschnittspublikum. Dies bewährt sich namentlich in den „Hymnen“, die 1855 in Innsbruck und 1858 in Nürnberg (in zweiter vermehrter Auflage) erschienen; der dritten Auflage (Leipzig 1897) fügte er zwei weitere Stücke hinzu, so daß nun dreißig Gedichte vereinigt sind. Die Hymnen, in der Form an die Alten und an Platen, durch die Tiefe der Empfindung oft an Hölderlin anklingend, sind Pichlers bedeutendste Leistung auf lyrischem Gebiete und dem Besten an die Seite zu stellen, was die gesamte deutsche Literatur davon besitzt. Sie offenbaren sein wahres Verhältnis zur Natur, die er trotz allem Wechsel der Formen als einzige große Erscheinung auffaßt, die durch innere Harmonie regiert wird. Ein ewig waltender Geist, der aus allem spricht, zieht durch die Natur und er selbst fühlt sich in pantheistischem Sinne als ein Teil derselben. Auch hier wieder stolze Kraft, die sich den Dingen nicht unterwirft, sondern Herr über sie sein will, kein weinerliches Geleier und kein weichliches Hinschmelzen der Gefühle!

Zu dulden hab' ich gelernt und zu schweigen,
Wenn äußerste Qual die Seele bedrängt,
Und gefällt es dem Schicksal, so kann ich sterben
Wie jener Fechter, der in sich gefaßt und stumm
Hinsank auf den blutigen Schild.

Pichler ist eine männliche, aktive Natur, oft unerbittlich und herb, obwohl ihm die Milde nicht fehlt, wie z. B. die Emmalieder und „Das letzte Lied der Lerche" (1881) beweisen. In allem Leid und Elend des Erdendaseins findet er Trost in seinem Innern und an den „Bildern ewiger Schönheit", die dort einen Tempel haben. Wie sehr der Dichter davon erfüllt ist, zeigt hier die völlige Einheit von Gedanke und Form. Pichler hat unablässig an sich gebildet, stofflich und sprachlich, und erreichte eine seltene Formvollendung und eine erstaunliche Vielseitigkeit der Kenntnisse und des Wissens. Wenn wir in den „Hymnen" eine durchaus vertieftere Naturanschauung finden als in den „Gedichten", so liegt der Grund dieser Erscheinung in dem Umstande, daß der Dichter inzwischen von Naturbetrachtung zur Erforschung der Natur übergegangen war. Er wollte den Dingen, die er in seiner Jugend unbefangen und mit heiliger Scheu betrachtet hatte, selbst an den Leib gehen, um „alle Wirkenskraft und Samen" zu schauen. Dies und sein scharfer Verstand, der ihm stets die Grenzen menschlichen Wollens zeigte, bewahrte ihn davor, daß er an dem Widerspruche zwischen Traum und Wirklichkeit scheiterte, wie Hölderlin mit seinem griechischen Ideal. Daß dieses auch in Pichler lebendig war, beweist die Hymne „Auf dem Solstein" (1854). Durch seine Fachstudien

schon vorbereitet, betrieb er nun mit systematischem Ernst Botanik, Mineralogie, Geologie und Geognosie, wofür er auch das nötige scharfe Auge besaß. Am 7. Mai 1854 begann er auf dem Rumerboden seine geologischen Untersuchungen, die in der Folge tüchtige Ergebnisse zutage förderten. Unermüdlich kletterte er nun, ein Stück Brot und etwas Speck in der Tasche, mit dem Hammer und der „Kräuterbüchse" in den Bergen herum und sammelte Pflanzen und seltene Versteinerungen, untersuchte die Gesteinsarten und entdeckte manches Neue. Als Alpengeognost wird Pichler immer mit Ehren genannt werden. In den Programmen des Innsbrucker Gymnasiums und in fachwissenschaftlichen Zeitschriften legte er die Ergebnisse seiner Forschungen nieder. Das hatte endlich doch zur Folge, daß er 1867 Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität wurde, nachdem man ihn lange zwischen Mittelschule und Hochschule hin und hergeschoben hatte. Auf seinen einsamen Gängen fiel auch einiges für die Poesie ab, besonders für die Hymnen. Im Verkehr mit dem Landvolke, mit Holzknechten und Sennern, hörte er manche Geschichte und das verlockte dazu, dieselben aufzuschreiben und zur Erzählung auszugestalten, wofür er sich gewöhnlich die handelnden Personen und die Örtlichkeiten selbst erdachte. Es sind nicht Dorfgeschichten im gangbaren Sinne des Wortes, sondern Geschichten aus dem Volke in getreuer Auffassung und nach dieser Richtung also „historisch". Aus derselben Schicht stammen zumeist auch seine epischen Dichtungen in Versen, während seine landschaftlichen Schilderungen die Natur in ihrer Wirklichkeit darstellen. So hatte

Pichler in seiner Heimat gründlich Wurzeln gefaßt. Allein er blieb durchaus nicht einseitig; da er über dieselbe hinaussah und hinausging, legte er an das heimische stets den richtigen, vergleichenden Maßstab. Wenn von einem, so darf man von Pichler behaupten, er habe sich seine meisten und besten Kenntnisse „erwandert“. Große Reisen machte er nicht. Ein paarmal zog es ihn nach Deutschland, nach München, wo er Bodenstedt, Paul Heyse und H. Lingg kennen lernte und noch 1893 die Kunstausstellung besuchte, nach Stuttgart, an den Rhein und nach Berlin; hier traf er 1856 mit A. von Humboldt zusammen. Am öftesten weilte er in Italien, 1852 in Venedig, von 1869 ab machte er fast jedes Jahr einen Ausflug dahin, um Kunststudien zu machen und seine Seele mit neuen Bildern zu erfüllen. Der Ausblick vom Campanile in Venedig und die Kunstschätze von Florenz boten ihm den höchsten Genuß. Im andern Falle begnügte er sich mit dem Gardasee. Gewöhnlich brach er zu Ostern nach dem Süden auf, denn als großer Freund der schönen, lebenden Natur wollte er dem ersehnten Frühling ein Stück entgegengehen, wenn es in Nordtirol etwa noch wetterte und schneite. Auf diesen Fahrten, von denen er 1887 eine in dem reizenden Aufsatze „Allerlei aus Italien“ schilderte, trat er gelegentlich mit bedeutenden Männern in Verkehr, wie mit Carducci und Angelo de Gubernatis. Dies gab ihm weiter Veranlassung, sich mit italienischer Literatur zu befassen und in zahlreichen Aufsätzen seinen deutschen Landsleuten das beste daraus zu vermitteln. Pichler kannte übrigens auch die ältere italienische Literatur und war mit Dante so vertraut,

daß er ihn im Originale las. Ähnlich verhielt er sich zum französischen Schrifttum und später zum englischen. So ging er nach allen Seiten zugleich in die Breite und in die Tiefe. Pichlers Leben, seit 1850 äußerlich wenig bewegt, ist durch die vielen Beziehungen interessant, die er nach den verschiedensten Richtungen anknüpfte. So schuf er sich neben der Natur eine neue geistige Welt, in der er sich glücklich fühlte. Er gewöhnte sich daran, abseits von der breiten Lebensstraße seine eignen Wege zu gehen und sich selbst genug zu sein, ohne indes menschenscheu zu werden. Seine näheren Freunde waren daher überrascht, als er sich 1857 mit Josefine Groß, einem sehr jungen, lebensfreudigen Mädchen, vermählte, die sich an seinen Gedichten begeistert hatte. Dem Ehebunde entsprangen drei Kinder. Pichler fühlte nun, daß das Leben doppelten Wert für ihn habe, und lieh dieser Empfindung energisch Ausdruck in dem schwungvollen Gedichte „Jahr und Tag" (1858). Aber er meinte auch, seine Kräfte doppelt anspannen zu müssen. Mit großem Eifer betrieb er wieder die Geognosie, ohne dabei die Poesie zu vernachlässigen. Im Gegenteil entstanden in den Jahren 1858—59 zahlreiche Epigramme und Elegien und 1860 wurde im Album des literarischen Vereins zu Nürnberg sein Römerdrama „Die Tarquinier" gedruckt, wovon Abzüge in den Buchhandel kamen. Es beleuchtet den Gegensatz zwischen Recht und Willkür und spielt in der Zeit des Unterganges des römischen Königtums. Schon 1852 hatte ihm Fr. Hebbel eine Zukunft verheißen, allein der Erfolg blieb aus. Im wesentlichen episch und als Drama mit schweren

Konzeptionsfehlern behaftet, wird es wohl immer Buchstück bleiben. Pichler arbeitete und änderte auch später noch beständig daran (namentlich 1887) und ließ es nochmals drucken (Leipzig 1898), nachdem vorher schon Roseggers „Heimgarten“ Teile davon gebracht hatte. Dagegen kam das spanische Drama „Rodrigo“ 1862 in Innsbruck mit Beifall zur Aufführung und wurde auch gedruckt. Es hat mit dem Römerstücke dieselbe prächtige Sprache und einzelne hübsche Szenen gemein, teilt aber mit demselben die Fehler der Anlage. Zur Totenfeier Pichlers wurde es in Innsbruck und in Bozen mit geringem Erfolge gegeben. Auf diesem Felde blühten also seinem wesentlich epischen Talente keine Lorbeeren. Das entmutigte ihn jedoch nicht, sondern er entfaltete gerade von 1860—74 eine sehr rege poetische und schriftstellerische Tätigkeit. So treffen wir ihn bereits 1861 auf einem neuen Felde, als er in München sein erstes Wanderbuch „Aus den Tiroler Bergen“ herausgab. Es sollte in Tagen, da man das Land wieder nach außen abzuschließen hoffte, auf die Schönheiten desselben aufmerksam gemacht und der Fremdenzug nach Tirol geleitet werden. Diese Schilderungen Pichlers fassen die Natur vom Standpunkte des Naturforschers auf, sie geleiten und belehren den Wanderer auf Schritt und Tritt und sind ihm besonders in wenig begangenen Gegenden ein verläßlicher Führer. Der Naturforscher tritt uns hier als Naturschilderer entgegen. Sage, Geschichte und Kunst erfahren gebührende Berücksichtigung und so sind die einzelnen Aufsätze mit „Kulturgehalt“ gesättigt. Der Charakter der Leute wird durchaus wahr dargestellt

und nichts kritiklos beschönigt. Das bildet das Bleibende an Pichlers landschaftlichen Schilderungen. Die Sprache ist wahrhaft klassisch, die ganze Darstellung, obwohl die sogenannten Witze fehlen, durchtränkt von echtem Humor. Da er sich manchmal aber in herbem Tadel über öffentliche Verhältnisse erging, brachte es ihm nicht selten Verdruß, so der Aufsatz „Ein Ausflug ins Oberinntal", der 1866 im „Ausland" erschien. Nur dadurch, daß er überall auch bereitwillig das Gute anerkannte, schützte er sich vor Verfolgung. Im Verlaufe der Jahre brachte Pichler noch eine stattliche Anzahl von landschaftlichen Schilderungen zusammen, die in den verschiedensten Blättern erschienen. Eine zweite Sammlung kam in Leipzig 1896 unter dem Titel „Kreuz und quer" heraus. Ähnlich ging es mit seinen Erzählungen. Die berühmten „Allerlei Geschichten aus Tirol" erschienen 1867 bei Frommann in Jena und trugen Pichlers Namen in die weitesten Kreise. Schlicht und einfach, aber wahr und scharf treten da die handelnden Personen auf den Plan, die Landschaft muß ihnen den richtigen Hintergrund geben, der Dichter tritt nach kurzer Einleitung meist völlig zurück, oder er bleibt als Führer an der Seite des Lesers. Dadurch erreicht er einen hohen Grad von innerer Wahrheit, so daß man Personen und Örtlichkeiten aufzeigen und an wirkliche Erlebnisse denken möchte. Pichler hat wohl öfters Modelle vor Augen, aber die Erzählung ist bis auf einzelnes Episodische erfunden. Als die besten Stücke gelten „Im Allbach" (Beim Hochmair, 1863), „Die Franzosenbraut" und „Ein Brautpaar", die auch technisch am besten gefügt

sind. Allein der buchhändlerische Erfolg entsprach nicht den Lobpreisungen, die in den Blättern angestimmt wurden, und so unterblieb eine Nachlese zu diesen Geschichten, die bereits für den Sommer 1869 unter dem Titel „Über Berg und Tal" angekündigt war. Pichler ließ darum in der Folgezeit nur da und dort einzelne Erzählungen erscheinen, so die Geschichten „Der lateinische Bauer", „Der Einsiedler", „Die Ziegelschupferin", „Der Galgenpater" und „Der alte Bartl" (1866). Erst spät erlebten die „Allerlei Geschichten" eine 2. und 3. Auflage (1899) mit zwei Fortsetzungen „Jochrauten" (1897) und „Letzte Alpenrosen" (1898). Diese Erzählungen aus dem Volke „sind etwa nicht von Fall zu Fall der Natur abgeschrieben, sondern voll aus der Natur gedichtet", so daß sie mit der Natur, in der ihre Helden leben, eins sind und zugleich mit ihrer Zeit; sie besitzen darum kulturhistorischen Wert selbst dann noch, wenn man diese gesunden und unverkünstelten Geschichten nicht mehr aus diesem Grunde lesen mag. Pichler hat sich überhaupt so tief in den Boden seiner Heimat eingeschrieben, daß sein Name niemals wird ausgelöscht werden.

Nebenher liefen etwa seit 1859 Elegien und Epigramme, in denen er das, was ihm näher ans Herz griff, in kleiner Münze ausprägte. Sie erschienen unter dem Titel „In Lieb' und Haß. Elegien und Epigramme aus den Alpen" 1869 in Gera. Pichler bezeichnete sie selbst als epochemachend für seine Poesie, indem er damit von der Romantik zur Renaissance fortgeschritten sei. Wenn er die klassizistische

Form meinte, die hier von selbst geboten war und oft an Goethes römische Elegien erinnert, so ist dies in der Hauptsache richtig, aber nicht durchaus. So wie er schon früher manchmal diese Tonart angeschlagen, kam die heimatliche „Romantik" noch später oft genug zum Durchbruche. Namentlich in den Epigrammen finden sich recht derbe Sachen und hier sind die späteren, die in einem dünnen Heftchen „Zu Literatur und Kunst" 1879 in Innsbruck herauskamen, noch viel schärfer und „saftiger". Aber Pichler erwies sich dadurch, daß er sie in die antike Jacke zwang, als großen Meister der Form. Bei ihm erscheinen eben Realismus und Idealismus künstlerisch ausgeglichen. Das gilt natürlich auch von vielen seiner übrigen Werke. Die Sammlung „In Lieb' und Haß" erlebte eine zweite, stark vermehrte Auflage (Leipzig 1898). Der scharfe Widerspruch, den sie da und dort erfuhr, ist leicht erklärlich, da Pichler Abrechnung hielt mit Halbheit und Verkehrtheit in Literatur und Kunst. Seltener sind dagegen politische Ausfälle, die dafür an anderen Stellen um so häufiger wiederkehren. Die Tagebücher geben darüber jetzt die nötigen Aufschlüsse. Pichler hatte in Innsbruck kein angenehmes Leben, da man den „Achtundvierziger" überwachte und ihn für einen eingefleischten Revolutionär und Gottesleugner hielt. Der Statthalter Graf Bissingen soll ihn für einen der gefährlichsten Menschen erklärt haben, die ihm je untergekommen seien*), und 1859 machte er sich bereits zum „Sprunge" bereit. Erst der Konstitutionalismus

*) Aus Tagebüchern von A. Pichler, S. 38; vgl. K. v. Thaler in der „N. Fr. Presse" vom 12. Februar 1905.

brachte auch ihm eine Erleichterung und die Ernennung zum ordentlichen Professor an der Universität (23. April 1867) — Ruhe. An den Verfassungskämpfen nahm er anfangs regen Anteil. Er half den konstitutionellen Verein in Innsbruck gründen und sprach mehrmals in liberalen Versammlungen. Allein bald wurde unter den Strebern das Losungswort ausgegeben: „Den Pichler dürfen wir nicht aufkommen lassen!“ Er war den Herren wegen seiner „Deutschtümelei“ unbequem. Daher zog er sich langsam zurück: „Liberal, aber nicht mit den Liberalen.“ Seine deutsche Gesinnung erhielt bald auf andere Weise kräftige Nahrung. Pichler dachte allerdings großdeutsch und sah nicht ohne Bitternis, wie der „Kaiseraar von Wien, wo er Äonen fast gehorstet, mit stolzem Fluge fort nach Norden“ zog, aber die deutschen Siege von 1870 versöhnten ihn damit. Bezeichnend ist sein Trinkspruch auf dem Unuz zur „Stunde, wo Napoleon zu Sedan die Waffen streckte“, der gegen alle Feinde des deutschen Volkes gemeint war.*) Pichler brachte damals wie seit Jahren die Sommerferien in Pertisau am Achensee zu und verfolgte mit Spannung den Gang der kriegerischen Ereignisse, den er auch mit begeisterten Gedichten begleitete. Zu einer literarischen Weihnachtsgabe „Für Straßburgs Kinder“ (Berlin 1870) steuerte er die „Deutschen Tage“ bei, Zeitgedichte aus Tirol, die ihm jedoch in Innsbruck nur Verdruß eintrugen.**) Einen stark nationalen und antiklerikalen Einschlag weisen nun auch die nächsten Dichtungen Pichlers auf,

*) Aus Tagebüchern S. 100.

**) Ebenda S. 102 ff.

zunächst „Der Hexenmeister“ (1871, gedruckt 1872 in Amthors „Alpenfreund“), ein kleines Epos von 699 Quinaren, das zu den bedeutendsten Werken Pichlers zählt. Nach den Tagebüchern*) traf der Dichter 1852 in einer Klause neben der Rumermuhr einen armen Einsiedler, an dem er dann fast 20 Jahre später die vorliegende, durchaus erdichtete Erzählung aufrankte. Als Lehrer im Unterinntale hatte ihn die Liebe zu einer Schönen ergriffen, die zur Probe seiner Liebe den silbernen Stoßring des gefürchteten bayerischen Forstwarts Adler verlangt. Es gelingt ihm durch List und Gewalt, Kathi wird die Seine, aber bricht die Treue, der betrogene Ehemann erschlägt den Nebenbuhler, einen Offizier, und dafür sind zehn Jahre Zuchthaus sein Lohn, denn auf Erden gibt es keine Gerechtigkeit, da herrscht der bloße Schein. In dieser Zeit stirbt jedoch sein Weib, nachdem sie alles dem Pfarrer vermacht hatte. In seiner Heimat verfehmt, zog er nach Verbüßung der Strafe hierher „in die Buchen“ und kümmerte sich nicht mehr um die Menschen, bei denen er im Rufe der Hexerei stand:

„Des Teufels ist, wer nicht mehr ihrer ist!“

Pichler wählt als Hauptpersonen für seine erzählenden Dichtungen mit Vorliebe brave Leute aus dem Volke, denen auf die eine andere Art von den Menschen Unrecht zugefügt worden ist. Sie finden in der Einsamkeit und bei sich selbst den Trost der Ergebung und die Ruhe des Herzens. Äußerlich arm und oft un-

---

*) S. 59. Vgl. A. Englert in der Bayr. Zeitschr. f. Realschulwesen 17, 154 (1896) und J. Seemüllers Gedenkrede auf Pichler, Innsbruck 1900, S. 12 ff.

geschlacht wie der „Zottelbart“ an der Rumermuhr besitzen sie ein edles Gemüt und ein tieffühlendes Herz. Manche haben auch einige Jahre studiert und sind gewöhnlich aus Armut von der gelehrten Bahn abgedrängt worden, wie „Der Student“ aus Hötting (1872), „Der Einsiedler“ (1885) und der „Zaggler Franz“, von dem noch zu handeln sein wird. Der Dichter selbst spricht manchmal aus so einer Gestalt, die Fleisch von seinem Fleische ist und dieselbe stolze Abkehr von der Welt zeigt wie ihr Schöpfer, der sich in seiner Lebensführung mehr und mehr an die Einsamkeit gewöhnte — doch nicht aus Weltverdrossenheit allein, sondern gewiß mehr der geistigen Arbeit wegen. In dem Vers-Hauptwerke „Marksteine“ (Gera 1874, zweite vermehrte Auflage Leipzig 1898) zog er vorläufig die Summe seiner bisherigen poetischen Existenz. Es zerfällt in zwei Teile, einen lyrischen und in einen epischen. Die Gedichte sind der Zeit von 1840 bis 1873 entnommen und stellen so die wichtigsten Marksteine von Pichlers dichterischer Entwicklung dar. Unter den kleinen Gedichten finden wir „Die Fahne von Tirol“ (1846), das vielleicht durch die Preisausschreibung für das beste Schützenlied angeregt wurde, die Emmalieder und den kleinen Zyklus „Maria“ (1848), unter den erzählenden die umgearbeiteten „Legenden“ (1842), „Die Vertreibung der Zillertaler (1846), den „Sakristan“ (1851), den „Schmied zu Gossensaß“ (1860) und endlich den eben besprochenen „Hexenmeister“, unzweifelhaft das Glanzstück der Sammlung. In der neuen Auflage hat Pichler einige Veränderungen

vorgenommen. Die Gedichte ermöglichen nicht bloß eine Übersicht über die poetischen Motive und deren Behandlung, sondern lassen auch die stilistische Entwicklung Pichlers erkennen — von der „langhaarigen" Manier in seinen Jugendstücken bis zur markigen Gedrungenheit im „Hexenmeister". Einen größeren Erfolg errangen auch die „Marksteine" nicht, wofür wir kaum lange nach Gründen zu forschen brauchen. Wenn man von der Erhebung des deutschen Volkes vor allem einen neuen geistigen Aufschwung und eine frische Blütezeit der Literatur erwartet hatte, sah man sich bald arg getäuscht. Die Deutschen wandten sich nach dem großen Kriege ganz den wirtschaftlichen Aufgaben zu, die ihnen Wohlstand und materiellen Reichtum verhießen, und sie haben es hierin auch herrlich weit gebracht. Für Kunst und Literatur blieb wenig Zeit und Raum, am wenigsten für Gedichte, die südlich vom Main entstanden waren. Es durften auch „Marksteine" sein! Für die Deutschen in Österreich kam aber eine böse Zeit, da sie sich in nationaler Hinsicht um ihre Haut wehren mußten und für geistige Interessen keine Zeit mehr hatten. Es trat der große geistige Tiefstand ein, der bis zum Beginn der neunziger Jahre anhielt. In Tirol schenkte man dem dichterischen Schaffen Pichlers überhaupt wenig Aufmerksamkeit. — „Das ist traurig, wenn du in deinem Gewissen Zeugnis geben mußt gegen dein eigenes Volk," heißt es in den Tagebüchern.*) Kein Wunder also, wenn er mißmutig und grämig die herrschenden Verhältnisse anklagte und seine

*) S. 353. Vgl. dazu Prem, A. Pichler, Kufstein 1889, S. 30.

Sachen zu „verstecken" oder an ungeeigneten Stellen zu veröffentlichen begann. Er gab sich nicht mehr die Mühe, einen passenden Verleger zu suchen, sondern schickte ohne Wahl meist an Zeitungen seine Gedichte, wo sie natürlich ihr frühes Grab fanden. „Es ist doch alles für die Katz'," meinte er. Die Blätter zahlten wenigstens etwas dafür und er hatte die Sache vom Leibe! Ein deutlicher Ausdruck seiner Stimmung sind die erwähnten stacheligen Epigramme von 1879. Auf diese Weise mußte er in Vergessenheit geraten, zum Teil wohl durch eigene Schuld. So schwächte er das Interesse für das kleine Versepos „Fra Serafico" dadurch, daß er es zuerst in der wenig gelesenen „Wiener Zeitung" erscheinen und dann zu Innsbruck in einem höchst unansehnlichen Heftchen mit blauem Umschlage abdrucken ließ (1879). Es blieb auch lange genug völlig unbeachtet, obwohl es Pichlers schönste und abgeklärteste Dichtung ist. In einer glücklichen Stunde begann er in lebhafter Erinnerung an Italien und an seine Wanderungen im Apennin Ende 1876 diese Dichtung, die am 8. Oktober 1878 fertig wurde. Sie erzählt uns die Lebensgeschichte eines frommen Einsiedlers in den Bergen von Pistoja, dessen Hütte der Dichter auf einem geognostischen Streifzuge am Abende erreicht. Als strebsamer, für Kunst und Wissen begeisterter Student der Medizin hatte der Einsiedler ein braves Mädchen namens Maria kennen und lieben gelernt. Da brach im Frühlinge 1848 der Krieg aus, er nahm die Waffen, um für Italiens Einheit zu fechten, und war „voran in jeder Schlacht". Maria widmete sich der Pflege Verwundeter und büßte treue Pflicht-

erfüllung mit dem Leben. Serafico gerät darob in Verzweiflung und flieht wie Parzival in die Einöde am Meere, wo ihn eine arme Fischerfamilie christliche Demut und Ergebung in Gottes Willen lehrt. So wird er nun Mönch und Einsiedler, um den Hirten im Gebirge Helfer und Tröster zu sein. Im Gegensatze zum „Hexenmeister", der durch die Untreue des Weibes elend wird und sich zürnend von den Menschen wendet, herrscht hier die unentweihte Liebe, die nur der Tod löst und den Mann zum innerlichen Ausgleiche in der Entsagung führt. Schon äußerlich sind die Hauptgestalten der beiden Epen Pichlers voneinander verschieden: Der Hexenmeister ein struppiger Zottelbart, Fra Serafico ein milder Greis im langen Barte „so weiß wie an dem Schrofen dort des Bächleins Schaum"; jener geht, sobald er seine düstere Erzählung beendet, ohne Gruß in seinen stillen Gaden, dieser aber nimmt herzlichen Abschied von dem Dichter am Bahnhofe von Pracchia. Er hat Todesahnungen und im folgenden Jahre trifft der Dichter auf den „luft'gen Höh'n Pistojas" auch einen jüngeren Einsiedler, der Seraficos Lehren fleißig befolgt und nach einer bewegten Jugend hier Ruhe gefunden hat. Das kleine Epos zeichnet sich durch wunderschöne Sprache und prächtige Naturbilder aus und ist reich an Aussprüchen wahrer Lebensweisheit. Stärker tritt hier in einzelnen Motiven die Ähnlichkeit zwischen dem Dichter und dem Einsiedler hervor, so daß jener wie vor seinem eigenen Porträte steht. Inbezug auf die Einheitlichkeit der Handlung ist der „Hexenmeister" geschlossener, aber als Mensch überragt Fra Serafico ihn und alle übrigen Gestalten, die Pich-

lers Kunst geschaffen hat. Es fehlt auch die antiklerikale Tendenz, vielmehr ist in diesem „hohen Liede des vermenschlichten Christentums“ der Katholizismus ins helle Licht gestellt — „insoferne er schön ist“. Pichler stand dem Religiösen nicht fremd gegenüber und kannte das katholische Leben genau, das ihn oft freundlich anzog. Noch mehr! Im tiefsten Innern wohnte auch ihm eine Ahnung des Ewigen und die Sehnsucht, im Ewigen einst zu ruhen, sobald die Aufgabe hienieden erfüllt ist. Daher verabscheute er den rohen Materialismus. Eine „leichtere“ Arbeit Pichlers war eine Dorfnovelle in Schnadahüpfeln „Für den Fasching“ (1879), später „Werbung“ und dann „Der Anderl und 's Resei“ getauft*), allein der Dialekt erwies sich für seine Poesie als zu leicht. Auch der Jubelgruß zur silbernen Hochzeit des österreichischen Herrscherpaares glückte nicht völlig. Der Romanschriftsteller Fr. Uhl hatte ihn um ein Festgedicht für die von ihm geleitete „Abendpost“ (der „Wiener Zeitung“) ersucht. Pichler sagte dem alten Freunde zu, doch mit dem Bedeuten, er wolle keine „servile Sauschwanzerei“ liefern. Dabei vergaß er des Umstandes, daß damals bereits Taaffe Slawenhätschelei trieb, und er dichtete vom Kaiseraar in dem Sinne von 1848, so daß ein Teil des Festpoems unterdrückt werden mußte**). Sich nach den Wünschen und dem Ge-

*) „Für den Fasching“, Wiener Abendpost 1879, Nr. 36. „Werbung“, Roseggers „Heimgarten“ 1883; dann umgearbeitet in der „Tiroler Wochenschrift“ 1897, Nr. 9 und in Sonderausgabe „Der Anderl und 's Resei“) bei Georg Müller.

**) Aus Tagebüchern (Brief an A. Brandl 1879), S. 136.

schmacke des Publikums zu richten, verschmähte Pichler, er schrieb, wie es ihm gefiel, und übte Rücksichten nach keiner Seite. So wahrte er nicht bloß seine Eigenart, sondern auch seine äußere Unabhängigkeit. An dieser hielt er trotzig fest, je öder es um ihn wurde. Er sah sein Familienglück zusammenbrechen und manchen alten Freund zu seinen Gegnern übertreten. In den achtziger Jahren gab es darum literarische Streitigkeiten unerquicklichster Art. Die Gilmfehde, welche er in einem großen Aufsatze der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage 361, 1888), erläuterte, war am bedeutendsten. Pichler setzte nun seine Beiträge zur Geschichte der neueren deutschen Literatur eifrig fort und gab 1892 in der „Österr.-ung. Revue" eine zusammenhängende Darstellung, er verfolgte auch bis an sein Lebensende den Gegenstand und zog mit sicherer Hand die Grundlinien zur Bearbeitung der tirol. Literaturgeschichte. Doch auch für die Poesie warf das genannte Jahrzehnt manches ab. Im Frühling 1885 gab er in Gera eine kleine Sammlung lyrischer Gedichte, „Vorwinter", heraus, mit welcher er auch ältere Gedichte vereinigte. Hier finden wir wieder die poetische Herzensgeschichte aus dem Süden: „Maria". Im Grenzkriege war ihm wie eine verklärte Emma ein Mädchen begegnet, dessen Bild ihm später noch oft vor das geistige Auge trat*). Er selbst verscherzte sein Glück dazumal „wie Parzival durch Schweigen". Ihr Name ist auch im „Fra Serafico" verherrlicht. In das Jahr 1885 fällt ferner Pichlers Elegie „Der Tod des großen Pan", in das

*) Aus Tagebüchern S. 266.

Jahr 1887 der Beginn einer neuen epischen Dichtung in Versen, die am 7. Juli 1888 fertig wurde und „Der Zaggler Franz“ heißt. Sie erzählt von einem Studenten der Theologie, der aus dem Salzburger Alumnate wegen eines Sträußchens ausgestoßen wurde, das er einem Mädchen gereicht hatte, dann heimkehrte und Bauer wurde, nach einigen bösen Erfahrungen ein braves Weib gewann und in seinem Stande glücklich wurde, nachdem er der Philosophie mit ihren Zweifeln den Abschied gegeben und sich selbst überwunden hatte. Wie das Epos stilistisch bald an den „Hexenmeister“, bald an „Fra Serafico“ erinnert, so steht auch die derb-ideale Figur des Zaggler Franz zwischen jenen beiden Gestalten in Hinsicht auf ihren Charakter. Besonders zu erwähnen wäre noch die Raufszene, die in ihrer Wucht und plastischen Darstellung ein Meisterstück ist. Pichler bewies damit, daß er sich an der Schwelle des Greisenalters noch im vollen Besitze seiner geistigen Kräfte befand. Im Sommer 1889 erreichte er sein 70. Lebensjahr, zu dem ihm von einem Teile der literarischen Welt lebhaft gehuldigt ward*). Er selbst hatte in seiner pessimistischen Stimmung derartiges nicht erwartet und wollte in seiner neuen Sommerfrische zu Barwies in aller Stille den Tag vorübergehen lassen. Es kam jedoch anders, und von nun an trat seine dichterische Gestalt wieder näher ans Licht. Es bot sich ihm Liebeskind in Leipzig als Verleger an, und bei diesem erschienen auch im Mai 1890 die „Neuen Marksteine“, welche vorzugsweise Pichlers Dichtungen der

*) Vgl. Prem, A. Pichler, der Dichter und Mensch, S. 60 ff.

achtziger Jahre enthielten, darunter das schalkhafte Versepos „St. Aloysi“ (1880). Den Namen dazu mußte ein Hauslehrer seines Sohnes hergeben, die Geschichte selbst ist frei erfunden und lehrt, daß die Gesetze der Natur stärker sind als die gesellschaftlichen Rücksichten. Ferner finden wir hier den drolligen Schwank „Kätchen“, das groteske Faschingsmärchen „Ecke“ (1890) und den „Zaggler Franz“, der vorher unvollständig in der „Wiener Zeitung“ abgedruckt worden war. An erster Stelle aber gab er den „Fra Serafico“ als zweite Auflage mit dem „Abendliede des Fra Serafico“, das er am 15. August 1889 gedichtet hatte. Wie die alten, so bieten auch die neuen „Marksteine“ eine Übersicht über Pichlers Schaffen in der vorausgehenden Lebensperiode, über seine innere Entwicklung und schließliche Vollendung. Hier steht der Dichter auf dem Gipfel seiner Kunst. Er hat später auch Größeres nicht mehr geschrieben, nur galt es da und dort noch auszufüllen, wo sein scharfes Auge eine Lücke sah. Nach dem Rücktritte vom Lehramte (1890) und als ihm Gicht und Schweratmigkeit das Bergesteigen verboten, fand er hierzu die nötige Zeit, die er weise ausnützte. Man traf ihn nie müßig. Bis in die letzten Lebenstage oblag er der Lesung deutscher und fremder Bücher mit allem Eifer, um sich zu beschäftigen und selbst zu befruchten. Sein reger und tätiger Geist wandelte das Gelesene häufig in innerlich Erlebtes um. So blieben als Niederschlag der Lektüre Aphorismen, kritische Bemerkungen und andere Lesefrüchte zurück. Im letzten Jahrzehnt seines Erdenwallens brachte er auf diese Weise noch vieles und vielerlei zusammen. Auf alles

drückte er dem Stempel seines starken, mannhaften Geistes. Wo aber Künstler und Mann sich vereinigen, da gibt's Vollendung — sagt Rosegger. Bewundernswert ist es, wie er stets für den Gedanken den passendsten Ausdruck fand und oft mit einem einzigen Worte den Kern der Sache traf. Pichler ist eben auch ein großer Sprachmeister gewesen, unter dessen Hand sich das Wort willig dem Gedanken fügte. Darum die Plastik des Ausdrucks, die Fülle der Ideen bei der größten stilistischen Knappheit und die Tiefe der Auffassung! Breite Verschwommenheit haßte er ebenso wie alles Unnatürliche und Platte, weshalb ihm die Hypermodernen zuwider waren. Die ästhetischen Sprüche in den „Spätfrüchten" S. 162 ff. zeugen dafür besonders laut. Im ganzen war Pichler ein „schwerer Gedankendichter". Abgesehen davon, daß ihm in Tirol der Boden fehlte, mag hier der Grund gesucht werden, daß er nie an einen Roman dachte und verhältnismäßig früh auch die Erzählungen in Prosa aufgab. Als letzte lyrische Sammlung erschienen in Leipzig die „Spätfrüchte" (1896), die außer den Gedichten des „Vorwinters" die „Totentänze" in der Art Holbeins, „Arabesken" und „Sprüche" darboten.*) Die Sinngedichte, oft symbolisch gedacht, und das Spruchartige überwiegen weitaus und lassen uns in des Dichters reiche Seele blicken. Auch da ist alles fest ausgeprägt, treffend und ursprünglich, manches von derber Kraft und voll heiligen Zornes über das Niedrige und Gemeine. Pichler hatte wohl im Alter noch manches persönlich Widrige zu befahren und

*) A. Brandl in der Beil. z. Allgem. Ztg. 1897, Nr. 21.

manchem Sturm zu trotzen, doch blieb er fest wie die „Wettertanne“, die den Föhn überdauert. Er erlebte sogar ab und zu eine Freude und fand als Ersatz für schwere Verluste neue Freunde. Ich erwähne da in erster Linie Rosegger, den er im Herbst 1889 in München kennen lernte und als treuen Freund betrachten durfte*), und die poetisch veranlagte Lehrerin Maria Engl. Für gewisse Kunden aber hatte er sich „einen Knüppel hinter die Tür gesteckt“ und so fand er mit der Welt sein leidliches Auskommen. Ja, er wurde milder, obgleich er noch hier und da einmal den „Streitkolben“ führen mußte. Die Sommerfrische zu Barwies, in einer zwar einsamen, aber schönen Gegend des Oberlandes, brachte ihm jedes Jahr Erholung und Kräftigung. Hier verkehrte er gerne mit seinem alten Freunde, dem Spruchdichter K. Speckbacher in Obermieming, und mit — den Musen. Am Schlusse der „Spätfrüchte“ steht die kleine Erzählung in Versen „Der Jörgel von Lahnsteig“ (1895), die auf dem Mieminger Plateau spielt und zur Abwechslung nicht durch das „geologische Motiv“, sondern mit einer schönen Volkssage eingeleitet wird. Sie zeigt ganz Pichlers Art zu erzählen und trägt durch die Erinnerung an Konradin, dessen Andenken das nahe Kloster Stams erhält, ein nationales Gepräge. Die Stimmung der siebziger Jahre tritt bei dem alten deutschen Recken wieder schärfer hervor. Sein Gedicht „Die deutsche Flotte“ (1900) enthält seinen letzten Wunsch für

---

*) Rosegger, Eine Erinnerung an Ad. Pichler, Heimgarten 25, 278 (1901).

Deutschlands Macht und Größe. Eine bedeutsame Dichtung ist ferner das Märchen „Der schwarze Ring" (Wr. Z. 1897 Nr. 87) wegen seiner tiefen Symbolik. Während so fortwährend Neues entstand, erlebten seine älteren Schriften frische Auflagen. Das hatte zur Folge, daß er da und dort änderte und ergänzte, oder in neuen Versen einen Gedanken näher ausführte, der in anderer Form schon vorhanden war. In Pichlers Schaffen „waltet überall die Notwendigkeit; er muß von Zeit zu Zeit abstoßen, was in ihm fertig geworden ist, daran kann ihn nichts hindern, selbst nicht das Alter", denn er suchte alles zur Vollendung zu führen.*) Pichler hatte das Glück, bis in die spätesten Tage geistig frisch zu bleiben und sich voll „auszuleben". Daher legte er auch das Bekenntnis ab: „Das Schicksal hat mir vieles versagt, viel Leid verhängt, aber auch manches gewährt; ich danke ihm!" Reich an Blüten und Früchten waren selbst seine letzten Jahre. Ich hebe einiges heraus. Ende 1898 entstand „Das zweite Gesicht", 1899 folgten Gedichte hohen Stiles, wie „Segesta", „Taormina" und „Kolosseum", 1900 „Die Norne" und „Der Locherboden". Die „Wiener Zeitung" brachte 1900 noch „Frühblumen", darunter die tiefgefühlte Elegie „Mein Zimmer", ferner die Epigramme „Venedig", „Jahreszeiten" und zu Allerheiligen „Aus den Tagebüchern des Fra Serafico"; auch einige Lieder dichtete er, die zwischen den ersten und zweiten Teil des Epos eingeschaltet werden sollten. Manches Kampfgedicht erschien im „Scherer", denn die bewegte Zeit rief ihn aufs

*) R. M. Werner, Vollendete und Ringende (1900), S. 98.

neue zum Streite. Anderes bringen erst die „Gesammelten Werke", welche endlich einen vollständigen Überblick über sein dichterisches Schaffen ermöglichen.

Die Feier seines 80. Geburtstages gestaltete sich zu einem großen Triumphe für ihn und die nationale Sache im Lande; der letztere Umstand freute ihn besonders. Der „Scherer" gab dazu eine gehaltvolle, illustrierte Festnummer heraus. Er selbst hielt das Tagewerk seines Daseins für beendet und begann seine Schriften für eine Gesamtausgabe vorzubereiten, die nunmehr seine Tochter Mathilde besorgt. Den Sommer 1900 verbrachte er noch in dem lieb gewordenen Barwies, wo er allerlei bosselte und ordnete und sich an der erhabenen Natur erfreute. Anscheinend rüstig kehrte er im Herbste in seinen Wohnsitz in dem seither zur Stadt Innsbruck geschlagenen Vororte Wilten zurück, aber alsbald ergriff ihn wieder das alte Herzleiden, das seinem Leben ein Ende setzte. Er war längst darauf gefaßt; ihm, dem Weisen, stand „des Todes rührendes Bild nicht als Schrecken" vor Augen. Und so schied er klaglos und ergeben am Frühmorgen den 15. November 1900 von dieser Erde, die er so sehr geliebt und mit unsterblichen Werken bedacht hat.

Vorwort.

Seit den gewaltigen Kämpfen von 1809 leuchtet auf den Bergen Tirols ein Strahl unvergänglichen Ruhmes; Land und Leute blieben aber dennoch lange fast unbekannt. Wohl vermittelte die Weltstraße über den Brenner den Verkehr zwischen Deutschland und Italien; nur selten verirrte sich jedoch ein Wanderer aus Freude an der erhabenen Natur, aus Teilnahme für die Eigentümlichkeiten dieser Senner und Schützen über schneeige Jöcher in die abgelegenen Seitentäler. Wissen wir doch alle, wie wenig Goethe mit seinem hellen Auge auf der Reise nach Italien in unseren Alpen sah! — Mancher besorgte in jenen Schluchten und Tobeln bei rohen Urbewohnern jede Bequemlichkeit, jeden Lebensgenuß entbehren zu müssen. Der Protestant fürchtete die finstern Blicke eines tückischen Ultramontanismus, die ihn tatsächlich nirgends belästigen, während in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Preise unserer guten Landwirtshäuser sehr billig waren, gewiß billiger als in der längst abgelaufenen Schweiz. Gar greuliche und leider nur zu wahre Geschichten erzählte man von der Polizei; bei Sturm und Schnee auf einem unbedeckten Karren mit Schub an die Grenze gebracht zu werden, wie es wohl einem harmlosen Studentlein geschah, das beim roten Wein zu viel schwatzte, war kein angenehmes Abenteuer.

Schon vor dem Schlagbaum beschnüffelten argwöhnische Mautbeamte jede Falte des Gepäckes, griffen in die Taschen und prüften den Paß, womöglich auch Herz und Nieren mit mißtrauischer Täppigkeit. Die Spitzelei galt bekanntlich als die sicherste Regierungsform, man wollte durch jedes Mittel hindern, daß in die chinesische Mauer, welche uns absperrte, eine Bresche gelegt werde, obwohl es damals „draußen" auch nicht viel besser stand als herinnen und die Demagogenriecher ebenso niederträchtig waren wie unsere Naderer. Wurde doch der alte Professor Schuler zu Innsbruck, den ein durchreisender Kollege besucht hatte, vom Polizeidirektor vorgeladen und über alles, was bei Tisch gesprochen worden, genau verhört. Das war in Österreich überall gleich; die Verhältnisse Tirols erhielten jedoch durch Natur und Geschichte ein so besonderes Gepräge vor den übrigen Kronländern, daß die Schilderung dieser Zustände im großen Kulturbilde Deutschlands nicht fehlen darf, soll dieses vollständig sein.

Meine Jugend fällt in jene Zeit, wo noch der Odem des „weisen" Metternich alle auftauchenden Wölkchen wegblies, ohne den allmählich erwachenden Freiheitsdrang der Völker hemmen zu können; als Mann beobachtete ich die Kämpfe, die jeden Übergang einleiten und begleiten. Zugleich habe ich mich vielfältig in der Welt umgesehen und dadurch einen Maßstab für die Heimat gewonnen, der zwar manche, die nicht über den Kirchturm hinausguckten und deswegen alles Tirolische für trefflich halten, verletzen wird, aber auch Vorurteile Fremder, welche hochnasig die Bedingungen von Zeit

und Ort vergessend fordern, was nicht vorhanden sein kann, und übersehen, was vielleicht Beachtung verdient, berichtigt.

Dann halte ich für meine Pflicht, wenn auch nur mit leichten Umrissen das Streben und Wirken von Männern zu zeichnen, die einen Platz im Gemälde deutschen Geisteslebens beanspruchen dürfen und wahrscheinlich einen klangvolleren Namen hinterlassen hätten, wären sie an den Brennpunkten der Literatur aufgetaucht. Wohl kann ich mein Urteil unbefangen nennen, denn ich habe mich über viele Verhältnisse hinausgelebt und solche zu Lebendigen gelöst, als wären sie längst gestorben, oder ich, — was das gleiche bedeutet, durch Zeit und Raum weit von ihnen geschieden. Die Absicht, aus verglommenen Kohlen Feuer zu blasen, liegt mir wahrlich ganz fern; die Kämpfe jener Tage haben in der Art, wie sie sich abwickelten, für das heutige Geschlecht kaum noch eine Bedeutung, aber die Gegenwart kann aus der Vergangenheit lernen, wenn sie will und dazu die Fähigkeit hat.

Ich bin längst ganz unabhängig, ich gehöre keiner Partei an, weder der klerikalen noch gar der liberalen, obwohl ich manche Ideen des Liberalismus in den Tagen der brutalen Reaktion nicht ohne Gefahr mündlich und in außerösterreichischen Blättern verfocht. Als der Erzherzog Karl Ludwig Statthalter von Tirol war, schickte man sogar einen Beamten nach Augsburg an die Redaktion der Allgemeinen Zeitung. „Wer denn gewisse mißliebige Berichte verfasse?“ Der Herr wurde natürlich scharf abgefertigt. Dank erhielt ich keinen. Ich habe freilich nie bei einer Partei um irgend

etwas kandidiert, ich bin keiner verpflichtet und brauche keine zu fürchten, weil ich nie eine belog oder betrog. Als die falsche Morgenröte unter Schmerling anbrach, konnte ich mein Mißtrauen nicht verbergen, denn ich wußte, daß Staaten und Dynastien ihre Art nicht ändern, half zwar den konstitutionellen Verein gründen, zog mich aber bald zurück als ich merkte, daß er nur als Leiter für einige Ehrgeizige und hungrige Streber dienen sollte. Weil ich mich der Diktatur einer solchen Partei nicht fügte, folgten bald die Kotwürfe — ich muß den Ultramontanen, die ich manchmal bekämpfte, das Zeugnis geben, daß sie sich anständiger gegen mich benahmen, als jene. Jetzt bin ich ein Greis. Ohne Rücksicht auf Gunst oder Ungunst der Menschen, kenne ich nur noch ein Maß der Dinge: Mein Gewissen.

Meinem Lande blieb ich stets in treuester Liebe zugetan, auf seinen Boden hat mich das Schicksal hingestellt, um für Wissenschaft und Kunst mit voller Teilnahme am Fortschritt und der Größe des deutschen Volkes, dessen unveräußerliches Gut ja auch die herrlichen Gebirge am Inn und der Etsch sind, nach Maß meiner Kräfte zu arbeiten und zu schaffen.

Konfessionen will ich keine schreiben und auch nicht für andere beichten. Schuld und Irrtum streifen jedes Menschenherz, ob wir darin versinken oder uns heldenhaft erheben, hängt auch nicht nur von uns ab. Wer am Schluß eines langen Lebens auf die Vergangenheit zurückschaut, denkt oft mit Schaudern an die furchtbaren Abgründe von Elend und Schande, wo ihn das Schicksal oder die Vorsehung, was vielleicht schließlich

dasselbe bedeutet, wie einen Schlafwandler vorüberführte. Still und ruhig blicke ich als Greis auf jene Tage zurück, wo ich verblendet nur zu oft das Flittergold haschte, das unter meiner Hand in Schaum zerfloß, sie vielleicht manchesmal sogar beschmutzte.

Etiam sapientes gloriae cupidinem novissimam exuunt.

Was ich hier kurz angedeutet, läßt es wohl schwerlich als Selbstüberschätzung erscheinen, wenn ich diese Blätter nicht bloß handschriftlich meinen Kindern vermache, sondern der Öffentlichkeit übergebe. Ob sie einfach Zustimmung finden oder in manchen Kreisen Abneigung erregen, — ist mir völlig einerlei: über Lebende reden die Mitlebenden, dann entscheidet das Totengericht und dem kann sich doch niemand entziehen.

Was die Art dieser Aufzeichnungen betrifft, so wird der Leser hier neben Porträten auch Genrebilder und Landschaften finden, daß der Verfasser oft vor dem Beiwerke zurücktritt und, indem er andern das erste Wort läßt, nur als Nebenperson erscheint.

Memoiren halten den Augenblick fest, Briefe beichten und berichten, die Geschichtsschreibung siebt das Wesentliche scharf aus dem Unwesentlichen: jede dieser Gattungen hat ihren bestimmten Stil; ich habe mich an keine Einheit desselben gebunden; die Abschnitte mögen ihr Gesetz vom Inhalt empfangen, der manchmal fertig ausgearbeitet schon seit Jahren gedruckt vorliegt und einer Schablone zulieb nicht geändert werden soll. Es bleibe frischer Unmittelbarkeit und späterer Überlegung, wo es zweckdienlich, gleiches Recht!

Und nun vorwärts!

I.

Den Wert des Hauses, wo der Mensch so recht in einem warmen Neste zu körperlicher und sittlicher Kraft gedeiht, die Bedeutung einer Reihe von Ahnen, die den altererbten Sitz mit wachsender Ehre schmückten, habe ich stets hochgeschätzt, umsomehr, als mir beides fast ganz versagt blieb und mich nur der Ursprung aus dem Marke eines Stammes, dessen Tüchtigkeit niemand bestreiten darf, hob und trug.

Die Wurzeln meines Geschlechtes verlieren sich in Südtirol bei Neumarkt: Gegenden, wo immer der Kampf zwischen Deutsch und Welsch auf und abwogte, bis vielleicht unsere neu erwachsende Volkskraft dem Romanismus einen ehernen Riegel vorschiebt.

Meine Vorfahren waren Bauern auf einem schönen Gute; ein jüngerer Sprößling des Hauses machte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den bedenklichen Sprung in eine k. k. Kanzlei. Der Besitzer des Hofes hatte keine Erben, er wollte ihn jedoch mit echtem Stolze seinem Namen erhalten und berief daher den Sohn des Bruders: eben jenes Beamten, zur Übernahme des Gutes. Das Bürschchen war zu Innsbruck aufgewachsen; als es nun nach Neumarkt kam, fand es den Alten wie Job halb im Misthaufen vergraben hinter dem Hause hocken: auf diese Art heilte man damals das

an der untern Etsch häufige Fieber, wie es noch jetzt in Ungarn geschieht.

Als nun das Stadtherrlein ihn so erblickte, da erschrak es und lief ohne Gruß und behüt Gott über den Brenner zur Mutter heim. Der Bauer jedoch ärgerte sich und gab das Gut an ferne Anverwandte, nachdem er die fahrende Habe an Klöster und Geistliche verteilt hatte.

Der Zusammenhang mit der Heimat im Süden ward vergessen, meine Ahnen blieben in der Kanzlei. Das Porträt meines Urgroßvaters zeigt einen Mann in behäbiger Tracht, den Dreispitz mit Silbertressen unter dem Arm; auf der Stirne, die klar und hoch aus den steifen gepuderten Locken ragt, würde ein Lavater Verstand bei vorwaltender Phantasie lesen, die großen dunkeln Augen unter buschigen Braunen leuchten von südlicher Glut; Stumpfnase, volle Lippen, breite Wangen deuten auf sinnliche Behaglichkeit. In einer Ecke steht: Joseph Antonie Bichler aetatis 34 anno 1742.

Gegenüber die Urgroßmutter: Mariane Bichlerin, geborne Reinischin, aetatis 29. Die Kleidung mit Borten und Stickerei, die silberne Halskette, das Kreuz von blitzenden Granaten an der schwarzen Samtschnur läßt auf den Hausstand eines wohlhabenden Mannes schließen. Mit wahrer Verehrung blickte ich stets zu den reinen edlen Zügen dieser Frau empor, die von seltener Schönheit gewesen sein muß. Sie tragen den Zauber einer ernsten, echten Weiblichkeit, welche oft genug die leidenschaftliche Seele meines Urgroßvaters beruhigt haben mag, so wie sie noch auf den späten Enkel

wirkt, der gerne zu ihr emporschaut. Ich habe mich viel um das Schicksal, um das Grab dieser Lieben erkundigt, denn der Mensch ist nichts wert, der seine Vorfahren vergißt und verdient auch bei der Zukunft kein Andenken, konnte aber nirgends eine Spur entdecken; war es doch nur ein Zufall, der mir die übrigens vollständig beglaubigten Porträte verschaffte! Das ist ja der Fluch des Beamtentums und darin gleicht es dem Proletariate nur zu sehr: daß es von Ort zu Ort fahrend seiner Heimat vergißt, und weil überall zu Hause nirgends zu Hause ist. Wie oft habe ich den Bauern beneidet, der als echter Edling seine Scholle vom Urahn überkam und sie dem Urenkel überläßt, der in Tauf- und Sterbbüchern der Dorfkirche seine Väter verzeichnet weiß, und am Allerseelentag die lange Reihe ihrer Gräber mit Kerzen und Blumen schmückt!

Mein Großvater starb zu Reutte als Zollbeamter am 3. April 1795. Die junge Witwe zog nach Innsbruck, wo sie von einer kleinen Pension kümmerlich lebte und ihre vier Kinder mit redlichem Gottvertrauen erzog. Sie war eine Plattner von Pettnau, ein Ahnherr von ihr besaß 1550 das Wirtshaus zu Barwies, wie urkundlich nachgewiesen ist.

Da meine Eltern weder auf meine geistige Entwicklung, noch auf mein Fortkommen wesentlich eingewirkt haben, wie der Verlauf dieser Geschichte klar dartun wird, so kann ich mich über sie kurz fassen.

Der Vater Joseph Anton, geboren am 20. Dezember 1790, trat am Gymnasium zu Innsbruck als Schüler ein. Dort spielte er 1809 mit einem Kameraden die

Geige, als plötzlich auf dem Rennplatz die Trompeten der anrückenden Bayern schmetterten. Er ließ alles liegen und stehen und lief mit einer Schachtel Schupfnudeln im Sacke durch Wiltau dem Brenner zu, wo er den Bauern beim Aufwerfen der Schanzen half. Als der Rummel vorbei war, konnte er, obwohl es ihm nicht an Talent fehlte, aus Armut das Studium nicht mehr fortsetzen und wurde Schreiber bei der Zollstätte zu Kufstein. Dort lernte er die Nichte des Aufsehers kennen, welche ihm am 19. April 1819 im Portiuncula-Kirchlein zu Kleinholz unweit der Stadt angetraut wurde.

Es war ein gutmütiger Mann, der soweit als möglich auf äußeren Anstand und Kleidung hielt. Phantasievoll und nicht ohne geistige Regsamkeit las er gern, besonders Walter Scott; überdies hatte er Neigung für die Kunst; Landschaften und Tierstücke schätzte er sehr, ohne jedoch die Mittel zu besitzen, etwas zu kaufen, außer einigen Kupferstichen des trefflichen Ridinger, die er unter der Hand erwarb. Da er selbst nicht zeichnen konnte, auch nie Gelegenheit hatte, echte Kunstwerke zu sehen, war sein Geschmack nur wenig geläutert, sonst wäre nicht sein höchster Wunsch gewesen, die schlechten französischen Kupferstiche der Tellsage zu besitzen, ein Wunsch, der übrigens auf seine Gesinnung schließen läßt.

Als die Mundharmonika erfunden wurde, kaufte er sich eine solche. Ich erinnere mich, wie er nach den Amtsstunden in der Dämmerung auf einem Stein sitzend oder an die Fensterstäbe gelehnt, die langgedehnten Töne blies und dann schwermütig träumerisch

in die Ferne schaute. Wenn sich poetische Anlage vererben läßt, habe ich sie von ihm, sowie mich auch Gestalt und Züge als seinen Sohn bestätigen. Leider fehlte ihm die Neigung etwas aufzuzeichnen, er erlebte manches und hatte in der Jugend auch geistigen Verkehr. Als er später mit einem Jugendfreunde zusammentraf und beide bei einem Glase Wein auftauten, weckten sie alte Erinnerungen, sprachen von Poesie, ja sogar von einer Art Wertherzeit in Tirol, von der sich freilich keine Spur erhielt. Jener Freund stürzte sich später ins Wasser, mein Vater sagte mir das mit zwei Worten und trauerte lang um ihn, einsam und verschlossen, wie's seine Art war.

Fast immer auf dem Lande, hatte er viel Natursinn; seine liebste Erholung war es, hier und da ein Häschen oder Eichkätzchen zu schießen, jede freie Stunde verwendete er zum Aufrichten von Dohnen, mit denen er Schnepfen, Drosseln und anderes Wildgeflügel fing. Bot das Wasser Gelegenheit, so legte er den Fischen Nachtschnüre. Eine Stellung als Forstmann hätte ihm wohl besser entsprochen, doch erfüllte er alle Pflichten seines Amtes, und waren sie auch noch so mechanisch, mit fast pedantischer Genauigkeit. Beifügen darf ich noch, daß er stets reine Hände behielt und deswegen allgemeine Achtung genoß. Ich war zufällig gegenwärtig, wie er einem Viehhändler, der ihm die Hälfte des Zolles für eine Ochsenherde bot, wenn er die andere Hälfte für sich behalten dürfe, zornig die Türe wies, so daß er sich betroffen und dunkelrot im Gesicht zum Gehen wandte.

Trotz mancher bitteren Erfahrung liebte er Öster-

reich aufrichtig: er sah mit Stolz auf die Kleinhäusler jenseits der schwarzgelben Pfähle, obschon auch er Gelegenheit genug hatte, die Mißgriffe der Regierung zu beobachten und noch mehr über dieselbe durch bayrische Blätter aufgeklärt wurde, die er leicht über die Grenze erhielt.

Was die Kirche anlangt, so genügte er den Pflichten des Gottesdienstes, achtete jedoch den Klerus nicht sehr hoch und sprach dieses gelegentlich unverholen aus. Der positive Gehalt des Christentums hatte sich ihm nie verflüchtigt, er suchte in der Hoffnung auf eine bessere Welt seinen Trost. Besonders richtete sich seine Andacht auf „Christus im Elende"; in den letzten Jahren seines Lebens trug er stets einen schlechten Holzschnitt: das blutige dorngekrönte Haupt des Erlösers vorstellend, bei sich. Wenn das Unglück von allen Seiten auf ihn eindrang, seufzte er oft: „Mir ist sterberisch!" Damals habe ich ihn noch nicht verstanden. Es war etwa anfangs der vierziger Jahre im September. Ich mußte zum Beginn der Vorlesungen nach Innsbruck und mußte in aller Frühe aufbrechen. Mein Vater begleitete mich bis zu den letzten Häusern des Städtchens. Dort blieb er plötzlich stehen und brach in Tränen aus. Er schilderte mir das Elend, das er zu tragen habe, ich schwieg seufzend, denn ich wußte alles, aber keinen Trost dafür. Wir reichten uns die Hände, er verschwand in der Nacht, ich rannte vorwärts und begann mit grimmigem Hohn ein Lied zu singen:

Wohlan, denn getrunken!

Ein Stück außerhalb Kundls, der Heimat meiner Mutter, blieb ich vor einer öden Brechelstube stehen. Hier

war mein Oheim, nachdem er aus seinem Dienste entlassen worden, als armseliger Bettler unterstandslos gestorben. Das sind Jugenderinnerungen!

Ich habe aber auch in meinem Alter Dinge erlebt, daß sie in einem Sensationsroman einen Platz verdienten. Der Rest ist Schweigen!

Er starb als armer Pensionist mit 200 fl. jährlich am 7. Mai 1852 nach kurzer Krankheit. Bei seinem Verscheiden sang eine Tannenmeise, die ihm ein Fuhrmann geschenkt hatte, — sie sang ihm vielleicht die letzte Erinnerung an die geliebten grünen Wälder ins Ohr.

Die Mutter Josefa Seebacher war die uneheliche Tochter eines Bauernknechtes in Kundl. Sie wuchs völlig verwahrlost auf, bis sie endlich der Oheim zu sich nahm und ihr den notdürftigsten Unterricht in Schulfächern und weiblichen Handarbeiten erteilen ließ.

So lange mein Vater noch im Amte war, ging alles leidlich, als er ihr jedoch später, abgestumpft von Sorgen und Kummer, das Hauswesen ganz überließ, galt nur noch der traurige Spruch: „Kommt der Tag, bringt der Tag," und die Wirtschaft verlotterte bald gänzlich, weil sich zum Mangel an Einsicht leider auch noch eine Gutherzigkeit gesellte, die wie es eben Weltbrauch, überall geprellt wurde. Nach seinem Tode bot ich alles auf, sie ins Gleichgewicht zu bringen; vergebens! Endlich mußte ich mich darauf beschränken, ihr monatlich so viel zuzulegen, daß sie sich anständig aber sparsam hätte durchbringen können, und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Sie starb am 15. Juni 1865.

Wer erzählt solche Dinge gern? Es kostet Selbstüberwindung, sie nur anzudeuten; denn die Nachrede ist

oft übler als die Wirklichkeit. Begleitet viele die traute Erinnerung an den häuslichen Herd, so möchte ich mir letheische Wasser wünschen, um manche Szenen aus der Seele wegzuwaschen und so manche Narbe zu tilgen.

An den Folgen dieses Verhältnisses mußte ich schuldlos leiden, ohne bei dem besten Willen etwas ändern zu können; die Gemeinheit der Leute und ihr elender Neid, der mir später jeden Gulden, jede Anerkennung mißgönnte, weil sie einmal ohne mir jedoch zu helfen auf mich als einen armen Burschen herabgeschaut hatten, mißgönnte mir auch später meine soziale Stellung. Sie suchten mir meinen Standpunkt klar zu machen, wo sie konnten; wer sich aus der Niedrigkeit emporgearbeitet hat, glaubt anfangs, er müsse alles einstecken, weil er als junger Mensch emporschauen mußte, bis ich endlich selbstbewußt mich zu wehren begann und dann vielleicht manchem unrecht tat, der es nicht um mich verdient hatte. Ich wünsche meinem niederträchtigsten Feinde all das Herzeleid und so manche bittere Demütigung nicht, die ich lang' schweigend duldete; den finstern Groll, die Menschenverachtung, die sich in mein Herz senkte, hat keine Zeit mehr ganz auszutilgen vermocht.

Selbst als Professor an der Universität hatte ich noch von der Gehässigkeit einiger Kollegen zu leiden, die mich in jeder Weise herabzudrücken suchten. Soll ich sie nennen?

„Non ragionar di loro, ma guarda e passa. Dante.“ Manchen Schlag hätte ich noch wiederzugeben, aber vor Gräbern verstummt der Zorn, wenn auch manche Narbe zurückblieb.

Weil ich aus Ursachen, die ich später mitteile, nur wenige Jahre zu Hause blieb, knüpfte mich auch an meine Schwester kein innigeres Band. Um zwei Jahre jünger als ich heiratete sie einen Mechaniker von Zürich und starb dort 1868. Als viel später ein Bruder geboren wurde, stand ich längst auf eigenen Füßen und mein Verhältnis zu ihm beschränkte sich darauf, daß ich ihm durch einen Lehrer Unterricht erteilen ließ, damit er sich wie ich auf der Welt sein Brot verdiene.

Der Vater wurde bald nach seiner Verheiratung als kontrollierender Amtsschreiber nach Zollhaus bei Erl versetzt. Hier erblickte ich am 4. September 1819 nachmittags um 2 Uhr das Licht. Ein Freund, der sich mehr im Scherz als Ernst mit Astrologie beschäftigte, rechnete die Konstellation dieser Stunde aus und prophezeite mir allerlei Glück und Ehre, eingetroffen ist freilich das wenigste. Die Leser mag ich weder mit Jupiter, noch Venus und Luna, die bei meiner Geburt leuchteten, weiter behelligen.

Zollhaus liegt bereits zwischen den Ausläufern der Alpen, bewaldete Kalkalpen mit steilen Felsenkronen erheben sich durchschnittlich zur Höhe von 1200 Meter; dahinter der prächtige Kaiser als Wächter am Tore von Tirol, auf das der stolze Brunnstein trotzig aus Bayern herüberlugt. Gerade unter dem Amt fließt der Inn hinaus in die Ebene, das rechte Ufer österreichisch, das linke bereits bayrisch, beide damals durch das Seil einer Fähre verbunden. In dieser lieblichen Gegend erwachte ich zum Bewußtsein; ich erinnere mich gar wohl noch an manche Stelle; insbesondere eine kleine Kapelle im Wald unweit der Straße, die ich gerne besuchte,

weil mir die Mutter Gottes mit dem Flitterkleid und den künstlichen Blumenstöcken zu beiden Seiten so wohl gefiel. Auch in anderer Weise trat mir der Katholizismus freundlich entgegen: jenseits des Flusses lag ein Karmeliterkloster, Sonntags durfte ich nicht selten mit zur Kirche fahren und was gab es da zu sehen und zu hören! Noch tönen die mächtigen Klänge der Orgel in mein Ohr, mächtiger als das Rauschen des Stromes und Windes; noch sehe ich den Weihrauch sich emporkräuseln und an der rechten Seitenwand den heiligen Elias, wie er auf dem Flammenwagen zum Himmel schwebt! Besonders gefielen mir die Priester in den schimmernden bunten Seidengewändern; voll kindlicher Einfalt glaubte ich lange, die mir so lieben Goldkäfer hätten unter den Tierlein das gleiche Amt und tat manche Frage, bei der die Erwachsenen lachten. Am Ostertage pflegten die Mönche den Honoratioren der Gegend Konfekt zu schicken: wie schmeckte das gut und süß! Von nun an wünschte ich Geistlicher zu werden, und wollte mir jemand eine besondere Freude machen so durfte er mir nur einen bunten Papierbogen schenken. Dieser wurde in der Mitte eingeschnitten und als Meßgewand beiläufig wie der Kotzen eines Fuhrmannes getragen. Einen wenig günstigen Eindruck brachten die bluttriefenden Legenden und schauerlichen Geistergeschichten hervor, die man mir erzählte, teils um mich zu unterhalten, teils von manchem kleinen Mutwillen abzuschrecken. Meine lebhafte Phantasie beschäftigte sich mit diesen Dingen mehr als zuträglich; ich träumte von Hexen und Gespenstern und fürchtete mich abends gar sehr nach dem Gebetläuten allein zu sein. Erst nach

langen Jahren wurde ich diese alberne Angst, die mir manche Verlegenheit bereitete, allmählich los. Im nämlichen Hause wohnte der Einnehmer J. Schlumpf. Sein ältester Sohn Sigmund, ungefähr gleichviel Jahre mit mir zählend, war mein Spielgefährte, ein kränklicher, schwermütiger Knabe, von dem später noch die Rede sein soll.

Unvergeßlich blieb mir lange der Brand von Oberaudorf, dessen Häuser schräg über dem Inn zwischen den Feldern lagen. Es war heller Tag, die Beamten versammelten sich am Ufer, ich gesellte mich zu ihnen. Hoch züngelten die Flammen über den Dächern empor und brüllten und sausten im Sturm, der schwarzbraune Rauch verschlang sich zu dichten Ballen, die Glocken tönten, bis sie im Feuer verstummten und deutlich vernahm man das Schreien und Jammern der armen Leute.

Einen alten Bauern mit kurzer Lederhose und blauen Strümpfen könnte ich noch jetzt zeichnen, wie er durch die Wiesen floh und über einen brennenden Zaun hüpfte. 27 Gebäude sanken in Asche; das war am 15. September 1823. Eine Tafel in der Kapelle neben der Pfarrkirche erinnert an das Ereignis.

Als ich das fünfte Jahr erreicht hatte, wurde mein Vater nach Leutasch, einen Posten an der Grenze unweit Mittenwald in einer wilden düstern Gegend versetzt. Hinter den zerfallenen Schanzen der Porta Claudia von Medici stand die befestigte Kaserne, die man zur Wohnung von Beamten und Zollwächtern umgebaut hatte. Die gewölbten feuchten Räume mit den dicken Mauern und Schießscharten, die zerbröckelten Trümmer,

aus denen hin und wieder eine verrostete Waffe gezogen wurde, waren eine Mahnung an die Geschichte meiner Heimat; denn hier hatten einst blutige Kämpfe stattgefunden. Die Kapelle war in Schutt gesunken, die einst darin angebrachten Stationen lagen unter dem Dach der kleinen Feste zerstreut, sie beschäftigten mich an den kurzen Wintertagen und weckten die ersten Äußerungen meines Talentes zu zeichnen, das weiter zu bilden mir meine Mittellosigkeit später nicht erlaubte. Die Bauern in der Nachbarschaft, die ich mit meinem Vater hier und da besuchte, priesen den frommen Knaben, der solche Freude an geistlichen Dingen habe. Unter andern zeichnete ich den heiligen Joseph mit der Säge in der Hand und einem Barte bis zur Zehenspitze. Auf die Frage, warum ich ihn so darstelle, gab ich den Bescheid: Der Nährvater Christi, der als Gott uralt sei, müsse jedenfalls noch älter sein und daher einen längeren Bart tragen als gewöhnliche Zimmerleute.

Schon im nächsten Frühjahr mußte mein Vater wieder wandern, jedoch nur in die Nähe nach Scharnitz, jenseits des Berges an der Kommerzialstraße, wo Fremde und Fuhrleute häufiger verkehrten, wenn auch die Gegend keinen andern Charakter trug und blos Schanzen und Befestigungen in einem größeren Maßstabe angelegt waren. Der Aufenthalt in diesem öden Tale ist für mich dadurch von Belang, daß ich hier zum ersten Male die Schule besuchte, wobei ich es freilich nur zum Buchstabieren brachte. Wichtiger war mir ein Naturereignis. Der Paß erstreckt sich von Süd nach Nord, ist also im eigentlichen Sinne des Wortes

eine Leite für den Scirocco, der zwar den Schnee etwas früher schmilzt, jedoch auch durch seinen mächtigen Anprall Lawinen losläßt und sonst allerlei üblen Spuk treibt. Einen solchen Sturm erlebte ich im Spätherbst. Ich sah mit Entsetzen, wie sich die Bäume bogen, trotz der schweren Belastung mit Steinen die Schindeln von den Dächern flogen, Felsblöcke am Gehäng niederstürzten und Menschen und Tiere ängstlich von der Straße fliehend eine sichere Zuflucht suchten. Wie gewöhnlich deuteten die Älpler dieses als Vorzeichen eines künftigen Unglückes, als ob sie am gegenwärtigen Schrecken nicht genug gehabt hätten! Die Prophezeiung wurde noch durch ein angebliches Mirakel an der Statue des Heilandes an einer kleinen Kapelle unweit Seefeld verstärkt. Sie stellt ihn nackt dar, wie er, die Dornenkrone auf dem blutigen Haupt, das Schilfrohr in der Hand, den Purpurmantel zum Hohn über die Schultern dasitzt und die Stirne gesenkt die Bosheit der Menschen betrauert. Wie man dies öfter sieht, war das Haar nicht aus Holz geschnitzt, sondern echt. Nun verbreitete sich das Gerücht, es sei fast um Handbreite gewachsen und hänge in langen Strähnen auf die Brust. Alte Leute schüttelten bedenklich den Kopf, in den Häusern wurde nachts ein Rosenkranz mehr gebetet, um den Zorn der Gottheit zu versöhnen. Auch ich hörte mit bangem Vorgefühl von diesen Dingen reden und erkundigte mich angelegentlich bei einem Bauern, was das alles bedeute. „Ja Bub, Buße tun heißt es jetzt: fasten und beten; der Himmelvater ist böse und du bist noch jung genug, um zu erleben, was alles geschehen soll.“ In der Schule hörte ich den

Katecheten von der unendlichen Liebe Gottes reden, der für uns das Kreuz getragen und für den auch wir das Kreuz tragen sollten. Das rührte mich auf das tiefste und ich beschloß, dem Erlöser auf seinem Dornenpfade nachzufolgen. In einer alten Kasematte fand ich Stücke von Palissaden; ich band sie in Form eines Kreuzes und schleppte dieses alle Abende unter verschiedenen Stoßgebeten mit eingemischten Seufzern auf der Schanze herum. Nachdem ich es mehrere Tage getan, hatte ich mir die Schultern so zerschunden, daß ich es aufgeben mußte. Wie jedoch das Volk allmählich die Prophezeiung vergaß, weil das gefürchtete Unheil nicht eintraf, so dachte ich auch nicht mehr an mein Kreuz, es wird wohl längst vermodert sein. Ich besaß einige Anlage zu einem Heiligen des Mittelalters, da sich aber glücklicherweise niemand um das schöne Talent kümmerte, so überwand meine ursprünglich kerngesunde Natur diesen Hang, sowie manche andere Torheit die unter Jünglingen meines Alters Mode ging. Freilich kehrte ich unter Umständen von Zeit zu Zeit darauf zurück; denn es braucht meist länger, einen geistigen Krankheitsstoff auszuscheiden als einen körperlichen; ich will jedoch hier nicht vorgreifen.

Auch Romantik anderer Art rückte mir unangenehm nahe. Scharnitz lag vor der Grenze, das Gebirg hatte viele Übergänge und Schlupfwinkel und so war es durch den Schmuggel, der hier mit großer Verwegenheit getrieben wurde, berüchtigt. Der Winter unterbrach das Geschäft kaum; sobald der Schnee fest gefroren war, wagten sich die Leute mit den Reifen hin-

auf und schleppten schwere Ballen Tabak und Gespinste nach Tirol. Dieser Erwerb selbst war schon traurig genug; aber noch trauriger, daß man die armen Teufel, denen der Boden nicht ausreichend Korn zum Unterhalte trug, mit Spießen und Stangen von Amts wegen verfolgen mußte. Mancher darunter war auch als kühner Wildschütz berühmt und setzte einen Stolz darein es zu sein, denn das Volk bewunderte ihn als einen Helden; es brachte daher oft Gefahr, seiner Fährte zu folgen. Vor allen wurden die Ragg genannt, Burschen keck genug, dem Teufel selbst die Ohren abzureißen. Sie sind mir nach vielen Jahren als unverwüstliche Greise oft genug mit dem Stutzen in der Hand auf meinen Bergfahrten begegnet und ich hatte dann ebensoviele Freude sie zu sehen, als damals Angst, wenn ich ihren Namen hörte. Mein Vater war als treuer Beamter von selbst ein Feind des Schmuggels. Da gab es Verräter, welche für Geld die Wege ihrer Kameraden und den Tag, wo sie aus Bayern zurückkehrten, anzugeben versprachen. War die Nacht angebrochen, so zogen die Grenzwächter und oft die Beamten, denen ein Teil der Beute als Gewinn zufiel, bewaffnet aus, um zu lauern. Mit welcher Angst lauschte ich in die sternenklare Nacht hinaus und horchte auf das Knittern des Schnees, bis hoch oben im Gebirge ein Schuß, dann ein zweiter und dritter, begleitet von gellendem Jauchzen den Widerhall weckte und mir fast das Blut gerinnen machte! Es hatte aber nichts zu bedeuten, die Schwärzer waren gescheiter als die Zeisige, so nannten sie die Finanzler wegen des gelbgrünen Anzuges: die Aussage der Spione, die mit jenen im Bunde

waren, hatte sich als irrig erwiesen und von der Spur abgelockt. Unterdes zog Ragg mit seinen Brüdern hoch oben über das Joch und machte, als er in Sicherheit war, dem Gefühle höhnischen Übermutes durch Losbrennen des Stutzens und lautes Jauchzen Luft. Dieser Schmuggel wirkte jedoch auf die Grenzer verwildernd und entsittlichend, nicht selten hörte man von Ausbrüchen schrecklicher Rache; einmal wurde ein Finanzler nackt bei den Füßen aufgehängt, so daß sein Kopf einen Ameisenhaufen berührte, tot gefunden. Die Schmuggler zeigten bisweilen heimlich selbst die Käufer verbotener Waren an, um sich dadurch noch einen schändlichern Gewinn zu sichern. Im Jahre 1809 sollen Wilderer fahnenflüchtige Tiroler, welche die bayrische Armee verließen, um sich den Ihrigen anzuschießen, auf den Bergpfaden niedergeschossen und ausgeraubt haben, weil nach Deserteuren nicht gefragt wurde: die Bayern glaubten sie nämlich in die Alpen entwischt, die Tiroler wähnten, sie wären in der feindlichen Armee. So mag mancher durch schmählichen Verrat an der Grenze verblutet sein, über dessen Grab sich kein Kreuz erhebt.

Der Frühling brachte ein Dekret, das meinen Vater nach Leitenhofen unweit des Bodensees gehen hieß: eine liebliche Gegend außerhalb des Kreises wie auch im Angesicht der Hochalpen, gesegnet mit einer Fülle von Obst- und Feldfrüchten. Auch der Charakter des Volkes war verschieden, so daß es selbst dem Knaben auffallen mußte, wenn er an die schroffen schweigsamen Schmuggler der Scharnitz zurückdachte und dabei den schwäbischen Dialekt der Vorarlberger hörte, die voll

Behaglichkeit schwätzten und ihm gern da oder dort eine Kirsche oder Zwetschke vergönnten.

Ich war mehr auf Obstbäumen und Wiesen der Nachbarn zu treffen, als im väterlichen Hause, am unliebsten ging ich in die Schule nach Hohenweiler, wo man mir eben nicht viel Zufriedenheit bezeugte. Um mir das Schlendern zu verleiden, erzählte man mir von dem schwarzen Klaushunde, der groß wie ein Pferd mit funkelnden Augen herumlaufe und bösen Buben nachsetze. Der Sage nach war ein Schelm so verwandelt worden, weil er im Dreißigjährigen Kriege den Schweden einen Pfad verraten hatte, auf dem sie die Talsperre bei Bregenz umgingen, so daß die reiche Stadt mit ihren aufgespeicherten Schätzen ihre Beute wurde. Das fruchtete wenig, denn wenn ich auch anfangs besorgt hinter jeden Busch guckte, so verschwand doch allmählich die Furcht, weil ich nie erfuhr, daß jemand gefressen worden. Derlei Züge tun am besten dar, wie sehr mir jede Leitung fehlte, doch schlug die Sache nicht schlecht an; ich wurde körperlich gekräftigt und behende; die Eindrücke, die mir Feld und Wald von allen Seiten boten, waren gewiß so viel wert, als die unverstandenen Phrasen, mit denen die armen Stadtkinder in der Stube genudelt werden.

Da hieß es plötzlich: der Bischof kommt nach Bregenz, um dort zu firmen! Das brachte unter der Jugend eine große Aufregung hervor und obwohl ich von dem geheimnißvollen Sakramente nicht die leiseste Vorstellung hatte, so wünschte ich doch dabei zu sein. Oft hatte ich von einem Hügel in der Ferne den Bodensee erblickt, wie er sich weithin dehnte, so daß das Himmels-

gewölbe auf ihm zu ruhen schien, ich hatte gestaunt, wenn die Sonne feurig golden in seine Wellen tauchte und eine Brücke aus funkelnden Lichtern fast bis an das Ufer reichte: bei der Firmung mußte ich nach Bregenz kommen, das lag am Wasser und da konnte sich manches Rätsel in nächster Nähe lösen.

Meinem Verlangen ward entsprochen, ein Wirt übernahm Patenstelle und versprach mich in die Kirche zu geleiten. Wir fuhren nachmittags fort; zuerst nach Lindau, denn dort hatte er Geschäfte. Es war eines der zahlreichen Halbfeste, wo die meisten Katholiken Gott dem Herrn dadurch dienen, daß sie ihm den Tag abstehlen; verwundert sah ich hier Leute mit Feldbau beschäftigt. Ich erhielt den Bescheid, das seien Lutheraner, die unsere heilige Religon nicht achten. Also Lutheraner! Wie oft hatte ich über diese Verruchten schimpfen gehört, so daß sich mir nach und nach die Vorstellung befestigte, sie könnten gar nicht ausschauen, wie andere Menschen und müßten irgendein Brandmal, wo nicht gar Hörner tragen. Davon war jedoch nichts zu bemerken und da die Gegend so überaus schön und reich, die Häuschen so nett und sauber waren, meinte ich, auch diese Leute seien nicht schlecht. Nur eines bekümmerte mich: ob die Kinder an solchen Tagen, die wir frei hatten, auch in die Schule müßten? — Der Pate bejahte es. „O dann werde ich nie lutherisch!“ rief ich aus. Lindau erreichten wir bei Nacht. Früh morgens eilten wir zum Hafen, uns einzuschiffen. Da war für mich so viel zu schauen, zu fragen, zu bewundern, daß ich zu Bregenz vor der Kirchentür stand ohne zu wissen, wie mir geschah und die heilige Handlung

fast spurlos an mir vorüberging. Als sie vollzogen war, drängte ich rasch aus Reih und Glied und zupfte meinen Paten, er möge mich wieder an den See bringen. Er meinte aber, es sei Mittagszeit und so gingen wir ins Wirtshaus. Da war schon ein langer Tisch besetzt von Buben jeder Art und ihren Paten, die ihnen, wie es einmal der Brauch, reichlich süßes Gebäck und Wein spendeten. Das brachte bald Wirkung hervor und es ging zu wie in einer Menagerie. Auch ich nahm dankbar in Empfang, was mir vorgelegt wurde, mehr als mir zuträglich und so endete der herrliche Tag, anstatt rein vor meiner Erinnerung zu stehen, mit dem ersten Katzenjammer.

Im Jahre 1828 erhielt mein Vater die Stelle des Einnehmers zu Weißenhaus, etwa eine halbe Stunde von Füßen. Hier war die Szenerie wieder eine andere. Das Amtsgebäude lag in einem Engpaß zwischen dem Lech und dem Schwarzenberg, dessen Marmorfelsen ganz von Föhren und Tannen bewachsen waren. Am Gehäng stieg die rote Almrose und der weiße Steinbrech bis an die Straße herab. Jenseits des Flusses, der nach Art der Wildwässer in einem breiten kiesigen Bette häufig das Rinnsal wechselte, lief ein langer Hügelzug einsam und dicht bewaldet. In der Richtung gegen Füßen war die Aussicht von dem kahlen Schrofen geschlossen, wo sich der Fluß eine schauerliche Schlucht gebrochen hat, in die er brausend stürzt. An der schmalsten Stelle hatte sich nach einer Sage St. Magnus, von Feinden verfolgt, hinübergeschwungen; noch zeigte man die Spuren des Fußes tief dem Stein eingeprägt; nach anderen sei Julius

Cäsar zu Roß hinübergesprengt. Westlich lag das Städtchen Vils mit seiner Schloßruine und einigen höheren Bergen. Die Gegend war sehr eng begrenzt; zwischen Füßen und der Lechbrücke nur Viehweiden und Wiesen, auf die bayrische Hirten ihre Rinder trieben. Ursprüngich gehörte dieser schmale Fleck tirolischen Gemeinden, bei einer großen Hungersnot sollen sie ihn für einige Laibe Brot an Bayern abgetreten haben. Auf der Straße verkehrte viel Fuhrwerk, oft sah man die Getreidewagen in langer Zeile die mautliche Behandlung erwarten. Um den Schmuggel zu hindern, sperrte eine Reihe hoher Palissaden von der Felswand bis zum Flusse das Tal. Das Haus war beiderseits von Gärten eingefaßt, die den Beamten zum Gemüsebau überlassen blieben. Bald lernte ich mit Schaufel, Rechen und Hacke umgehen; ich arbeitete gern und hatte die größte Freude, als auf dem von mir umgegrabenen Beete Samen aus der schwarzen Erde keimte, allmählich im Sonnenschein und Regen üppig emporwuchs und schöne farbige Blüten entfaltete.

So brachten nur die Jahreszeiten einige Abwechslung. Mit Sehnsucht harrte ich eine Woche zum vorhinein auf die Tage, wo zu Füßen Markt war. Da zogen die Leute aus Tirol über die Grenze um einzukaufen, die Finanzwächter spähten mit Argusaugen nach Schmuggelware und so gab es oft bewegte Auftritte. Mich nahm die Mutter mit. Bald hatte ich mich im Gedränge von Käufern und Verkäufern verlaufen. Ich stellte mich vor einen Laden und begaffte mit offenem Munde die schlechten buntscheckigen Lithographien. Die Türken hatten furchtbare Schnauzbärte,

sie trugen rote Pumphosen und fochten mit krummen Säbeln. Selbstverständlich floß Blut in Strömen. Mein Vater hielt eine Augsburger Zeitung und redete gelegentlich von den Kämpfen auf der Balkanhalbinsel, welche damals die politische Welt aufregten. Noch einmal wurde ich später daran erinnert. „Die Bayern kommen." Im November 1832 liefen wir Gymnasiasten den Soldaten entgegen, die zur Stütze des jungen Königs Otto nach Griechenland geschickt wurden. Am 7. Dezember kam er selbst und besichtigte am nächsten Morgen die Stadt. Ihm stellten sich die Abgeordneten des griechischen Volkes vor. So hatten auch wir Gymnasiasten Gelegenheit all die Helden, deren Namen und Taten uns nicht ganz unbekannt waren, leibhaftig zu bewundern. Wir liefen ihnen auf Schritt und Tritt nach und konnten uns an den bunten orientalischen Trachten kaum satt sehen. Freilich stimmten die kurzen weißen Kittel nicht zu dem Bilde, das wir uns von Miltiades und Themistokles gemacht hatten, eher erinnerten sie uns an die Wiflinge der Durer Bäuerinnen. Des behelmten Kolokotronis mit seiner Geiernase erinnere ich mich noch heut, ich erkannte ihn auf dem Bilde von Heß in der neuen Pinakothek, das den Einzug Ottos zu Nauplia darstellt, allsogleich wieder. Später besuchte ich auch die Ottokapelle bei Kufstein, wo der junge König von seiner Mutter Abschied nahm, um im fernen Süden auf einen wenig beneidenswerten Tron zu steigen.

Die edlen Hellenen haben dem Hause Wittelsbach auf echt asiatische Weise gedankt und man begreift es, wenn König Ludwig nach all den Opfern, die er für

sie gebracht, nicht mehr durch den Prachtbau der Propyläen und die Bilder im Hofgarten an sie erinnert werden wollte. Er hatte einst Fallmerayer gezürnt, weil dieser in den Skipetaren von Attica und den Slaven des Peloponnes nicht die Enkel des Phidias und Platons erkennen wollte, vielleicht verzieh er ihm jetzt, wo sein enttronter Sohn landflüchtig nach München zurückkehrte.

So erreichte die Woge einer Brandung, die einst Europa durchzittert hatte, auch unsere Schulbänke. Daß sie in die Legitimitätstrottelei des greisen österreichischen Staatskanzlers einen unheilbaren Riß machte, verstanden wir freilich damals nicht. Jetzt ist der Philhellenismus längst verduftet.

O Mesolunghi, o Byron!

Meine Gesellschaft war sehr klein. Der Aufseher hatte zwei Söhne, böse Rangen, mit denen ich mich oft balgte, bisweilen auch Frieden schloß und dann gemeinsam mit ihnen im nahen Walde aus Tannenzweigen Hütten baute, in die wir Bilder, Blumen, buntes Glas, kurz alles mögliche schleppten, was wir zum Schmuck dienlich erachteten. Ein innigeres Verhältnis knüpfte ich mit Heinrich, dem Sohne des Kontrolleurs. Die Eltern dieses Knaben waren von Adel, er unterließ nicht, mich auf diesen Vorzug in jeder Weise aufmerksam zu machen. Er hatte eine Rüstung aus Pappendeckel, überzogen mit Gold- und Silberpapier, ein hölzernes Schwert mit Kreuzgriff, dazu Lanze und Sporn. Voll stolzen Selbstgefühls trug er diese Waffen als junger Ritter und erzählte mir von Turnieren, Fehden, Fräulein und Kreuzfahrern, was er aus alten

Scharteken zusammengeklaubt hatte. Ich meinte nun ebenso gut einen Ritter vorstellen zu können und lag den Eltern an mir Schild und Panzer zu kaufen. Er tat jedoch Einsprache, weil ich nicht von Adel sei; sollte ich auf meinem unziemlichen Vorsatz beharren, so würde er mich zum Kampfe fordern. Das war mir eben recht. Ich lief nach Füßen, kaufte Pappendeckel, strich ihn schwarz an und verknüpfte die Stücke so gut es ging mit Bindfaden zu einer Rüstung. Das Schwert lieferte der nächste Strauch und so ging es mit lautem Geschrei zum Kampf. Wir gerieten hart aneinander, nach einer Weile meinte der Gegner: es sei genug, wenn ich den Adel auch jetzt nicht hätte, könne ich ihn ja kaufen, denn er habe gehört, für Geld sei alles feil; übrigens sei er bereit, mir ein Stückchen von dem seinigen abzulassen. So war der Frieden hergestellt.

Neue Nahrung, neuen Schwung erhielt unsere Vorliebe für das phantastische Ritterwesen durch einen Trupp Schauspieler, die im Ratshause zu Füßen das Gerüst aufgeschlagen hatten. Wir besuchten einige Vorstellungen, unter andern „Die Teufelsmühle am Wienerberg“; so erbärmlich auch die Aufführung war, daß sie selbst dem bescheidenen Publikum des Kleinstädtchens mißfiel, uns entzückte und begeisterte sie dennoch. Kinder ahmen alles nach, was nur einigermaßen ihre Phantasie reizt und erregen dadurch bekanntlich oft falsche Vorstellungen von schlummernden Talenten; auch wir bereiteten uns sogleich zur Wiedergabe dieser Schauspiele. Ein Leintuch wurde im Hausgange als Vorhang aufgespannt, wir warfen uns in Kostüm, malten uns mit Kohle tüchtige Schnauzbärte und traten

vor die versammelten Bewohner des Mautamtes. Die Wechselrede wurde ausgelassen, dafür aber die Zweikämpfe mit solchem Ernste ausgeführt, daß sich die Zuschauer einmischten und dem Stück schon im ersten Akt ein Ende machen mußten. Unsere Lust an der Ritterschaft war jedoch keineswegs erloschen, sie suchte nur andere Auswege. Es sollte ein Verließ angelegt und mit einem unterirdischen Gang verbunden werden. Wir wählten dazu den sandigen Rain, der vom Garten zum Flusse zog und hatten bald ohne Mühe ein tiefes Loch ausgehöhlt. Die Sache verleidete uns jedoch, weil die Buben des Aufsehers stets Dinge zurückließen wie Ritharts Veilchen. Die Gegend selbst bot uns manche Anregung: dort ragte die Burg Vilseck, gegen Pfronten auf steiler Wand die Bergfeste Falkenstein, wo einst Räuber hausten, das zierliche Städtchen Füßen beschirmten die hohen Türme eines Schlosses mit ihren Storchnestern, weiter hinten lugte Hohenschwangau über den Hügel. Sagen woben sich um diese Stätten und wie gern horchte ich, wenn man mir von den alten Zeiten erzählte und ihre Mannen zu Riesen erwachsen ließ. Ich nahm wieder Bleistift oder Kohle zur Hand und bekritzelte alle Wände mit solchen Gegenständen. Da kaufte mir der Vater eine Zeichenmappe und riet mir, anstatt die Wände zu beschmieren, die Gegend aufzunehmen, nachdem ich einige Kupferstiche kopiert. Ich wählte einen Platz auf dem Lechschrofen, der nach meiner Meinung der beste war, und zeichnete, so gut es ging, nach der Natur. Freilich fehlte jede Belehrung, daher hatten diese Versuche nur den Wert, mein Auge zu üben und zu schärfen. Zu Füßen sollte

ich nach altem Schlendrian architektonische Schnörkel, Laubwerk von Säulenknäufen und steife Blumen nachkritzeln, und so verging mir bald alle Lust am Lernen und am Lehrer.

Die Schule vereinigte Knaben und Mädchen, jene vermutlich aus Ähnlichkeit mit den Böcken des jüngsten Gerichts links, diese als Lämmchen rechts, durch einen Gang geschieden, wo der Lehrer Lindner auf und abmarschierte um auszufragen oder wenn einer wie die Verdammten in Dantes Hölle zu keck auftauchte, ihn mit dem Stabe zu tupfen. Er war ein braver, gutmütiger Mann; ich muß ihm das Zeugnis geben, daß er keine Schuld hat, wenn ich nichts lernte, sondern eher das Gegenüber in der Ecke der Bank: des Arztes wunderliebliches Töchterlein mit dem blonden Engelskopfe so frisch und munter, wie ein Eichhörnchen, daß es eine wahre Freude war, ihr nachzuschauen, wenn sie aus der Schule hüpfte. Ich sah sie an und immer an und hatte nie genug, so reizend war sie, doch fiel mir eben nichts anderes ein; und ich hatte kein Arg zu erzählen, wobei die ältern Leute freilich lächelnd den Kopf schüttelten. Ein anderes Mal bewunderte ich auf einer Hochzeit ein prächtige, fast übergroße Frau und trat ihr, an die Ideale der Ritterwelt denkend, so unvorsichtig entgegen, daß ich durch eine rasche Bewegung beim Tanz an die Wand gewirbelt wurde. Diese Verehrung der Schönheit, oder wie man die Seligkeit ihres Anschauens nennen mag, begleitete mich lange völlig ungetrübt, bis man es mir endlich als den Anfang der Sünde und des Verderbens bezeichnete und mich dadurch verdüsterte.

Etwas verfänglicher war ein anderes kleines Erlebnis. Wie auf Befehl des Kaisers Augustus die Juden an ihren Stammsitzen aufgeschrieben wurden, entbot König Ludwig die schönsten Mädchen Bayerns nach München, um sie dort für seine Galerie malen zu lassen. Eine solche Blume war nun auch im Gerichte Füßen aufgeblüht und es wurde überall von ihr geredet. An einem Sonntag nahmen mich die Eltern nach Binswang mit, wo der edle Rebensaft, den der Wirt aus dem Etschland geholt hatte, zur Abwechslung mit dem täglichen Bier besonders die blauweißen Nachbarn anlockte, die dann gewöhnlich — Männlein und Weiblein abends zum Spaße für das Mautamt schwer beladen, heimtorkelten.

Wir saßen unter den blühenden Obstbäumen des Gartens, da kam die Holde umschwebt von einer Wolke brünstiger Jünglinge. Alles wurde aufmerksam, ich auch; noch erinnere ich mich, als wäre es heute, an den schlanken Wuchs, die blonden Locken, den feuchten Glanz des blauen Auges, die zarte Pfirsichwange; — ich könnte den Platz schildern, wo sie stand und mit gesenktem Blick die Huldigungen entgegennahm. Sie war für mich die Prinzessin eines Zaubermärchens. Nun begannen aber die Gäste allmählich ihre Reize von oben bis unten in einer Weise zu kritisieren, die zwar meine ästhetischen Begriffe erweiterte, mich jedoch über manches belehrte, was zu wissen nicht gerade nötig war.

„Es sind Schindeln auf dem Dache!" — Darum seid vorsichtig ihr Erwachsenen. Geistig rege Knaben merken auf alles geschlechtliche oft früher, als ihr vermutet; die Mädchen sind ihnen meistens ohnehin

um ein paar Jahre voraus, wenn sie auch zurückhalten.

* *
*

Das führt mich auf eine Frage, die Eltern und Erziehern oft und viel zu schaffen macht. Die Verfertigung und Ausstellung von Schandbildern gehört unbedingt vor den Strafrichter, der sie geradezu mit Körperstrafen ahnden sollte. Eine Grenze ist aber schwer zu ziehen: Ort und Zeit, Sitte und Lebensanschauung bedingt vieles. Auf den Antillen bedienen nackte Neger bei der Tafel, den stolzen Pflanzern gelten sie eben nicht als Menschen. Die prüden Engländerinnen müssen sich am Kap von Hottentotten, die sich nur mit dem Zylinder von Zündhölzchen verhüllten, aus dem Schiff tragen lassen; eine römische Kaiserin stieg entkleidet vor ihrem Sklaven ins Bad: er war ja doch kein Mann! Solche Beispiele ließen sich noch dutzendweise beibringen. Aber auch die Zeit hat manches verändert. Was sich einst in Griechenland und Italien auf offener Gasse zeigte, ist jetzt nicht mehr zulässig. Man erinnere sich an Adam und Eva des keuschen Mittelalters oder an die Mosaiken in der Vorhalle von St. Marco. Es ist noch gar nicht so lange her, daß in Venedig nackte Buben auf dem Geländer der Brücken kauerten und bettelten, man möge ihnen einen Soldo ins Wasser werfen, nach dem sie dann untertauchten. Auch bei öffentlichen Monumenten wird die Kunst — sollen wir sagen dezenter? Die Statuen auf der Berliner Schloßbrücke, vor denen sich die spröden Damen mit dem Fächer schützen, wären jetzt kaum möglich; bei einem

Kriegerdenkmal, wo der Held mit dem bayrischen Biergesicht einen Griechenhelm trägt, schwingt sich ein Lappen des Mantels recht absichtlich auf die Blöße und deutet sie auf diese Weise an; . . . nun ja, mit dem Feigenblatt reichen wir nicht mehr aus, so empfehle ich Schwimmhosen. Wie gesagt, eine Grenze ist hier schwer zu ziehen.

Die Berechtigung des Nakten in der Kunst kann wohl nur ein marianischer Sodal bestreiten, manchmal ist sie sogar durch den Gegenstand bedingt: ein Christus am Kreuze, der leidende Prometheus, die Magdalena; obwohl man jüngst ein schönes Gemälde von Pollak, das ihren Busen enthüllte, in Brixen vom Altare nahm, den es seit fast zwei Jahrhunderten schmückte. Ein Kunstwerk kann — es soll naiv sein, absichtslos, dann ist es keusch und stellt sich nicht aus. Beachtet jedoch folgendes. So wie die Natur den weiblichen Körper gebildet hat, regt sie den Mann sinnlich an, das gleiche gilt umgekehrt. Die Spartaner ließen ihre Jünglinge bei den Wettspielen der nackten Jungfrauen zusehen, um sie zur Ehe zu reizen. Ein Bartolomeo nahm seinen Sebastian vom Altare, weil er den jungen Florentinerinnen andere Gefühle erweckte, als die der Andacht. Aus dem gleichen Grund haben schöne junge Prediger den größten Zulauf von Mädchen, namentlich im Beichtstuhle. Man beobachte junge Burschen vor Darstellungen der Nackten in Galerien und horchte was sie sich dabei zuflüstern. Unsere Sitte verhüllt den Körper von Kind an, so daß jede Entblößung gewissermaßen die Neugierde reizt, Dinge kennen lehrt, die man verbergen

möchte. Es ist Mangel an Erfahrung, wenn man in Schulen die holdselige Venus, den strahlenden Apollo hinstellen will, um ästhetisch zu bilden. Bei Kindern ist der Sinn für die Farbe weit frischer als der für die Form; das Spektrum des Prismas, der Regenbogen, gefallen ihnen eher als ein plastisches Werk. Die Kenntnis der Schönheit des nackten Körpers fordert Studien, die wir nicht so leicht machen können, während der sinnliche Instinkt oft früh rege ist und manche Künstler geraden Weges die Geilheit als den stärksten Trieb reizen wollen. Dieser birgt jedoch die schwersten Gefahren für das Glück des Menschen und sehr oft der Nebenmenschen. Man sollte ihn daher so lange als möglich schlafen lassen und ist er erwacht, ihn zu sänftigen trachten. Darum muß ich mich auch — allerdings unter Vorbehalten gegen die Nacktheiten der Kunst aussprechen und ich glaube, daß hier nicht der Zweck das Mittel rechtfertige, um so mehr, weil das Mittel in den meisten Fällen nicht wegen des angeblichen Zweckes verwendet wird. Das ist eben Unkeuschheit. Grobe Zoten schaden hier sogar weniger als die feine raffinierte Kunst. Ich rechne mit der Natur des Menschen, wie er einmal ist; das hat mit der Askese gar nichts zu tun. Bekanntlich haben auch die Hellenen in ihrer großen Zeit die Götter bekleidet, als sie der Schönheit zu lieb ihnen die Gewande nahmen, begann auch ihre Religion sich aufzulösen und es nahte der Untergang durch den peloponnesischen Krieg.

Das führt mich vor die mediceische Venus. Ich habe in der Tribuna das Verhalten der Mädchen und Frauen beobachtet, namentlich die tugendhaften Eng-

länderinnen, wie sie sich hinstellten und aus Murray pflichtgemäß bewunderten. Die heißen Verse Childe Harolds, der hier vor allen mitreden kann, dürfte man ihnen freilich nicht ins Ohr flüstern. Wäre ihre Prüderie Wahrheit und nicht Heuchelei, so müßten sie schamrot davonlaufen, daß ihre Heimlichkeit, wenn auch nur als Marmor, dem jedoch die Alten durch die Farbe volleres Leben verliehen, nackt in Gesellschaft von Männern auf dem Piedestal ausgestellt ist. Ich glaube ein keusches unbefangenes Mädel, das noch nicht durch einen ästhetischen Katechismus verpfuscht ist, tut es auch, ja ich habe ähnliches schon erlebt und würde so euer Geschwätz vom Schönen an sich, das ihr eigentlich zu einem Gespenst macht, widerlegen.

In der Poesie ist man strenger. Warum nehmt ihr in eure Lesebücher nicht die fünfte Elegie von den Amores Ovids, oder Walters fast antikes „Decke bloß“ oder das Tagebuch Goethes? Und doch wirkt das Wort weniger als Form und Farbe.

Der Kunst bleibe ihr göttliches Recht gewahrt, das Schöne darzustellen wo und wie sie will, aber Kindern gibt man keinen feurigen Wein.

Properz war kein ägyptischer Joseph. Er sagt aber L. II 5 El.:

Quae manus obscoenas prima depinxit tabellas
  Et posuit casta turpia visa domo,
Illa puellarem ingenuos corripit ocellos
  Nequitiaeque suae noluit esse rudes.

Ähnliches meint auch der sonst so lüsterne Diderot im Salon 1762 Nr. 73 von Baudouins „le coucher de la mariée“.

Also Keuschheit! Was ist denn aber Keuschheit und hat sie einen Wert? Über die Bedeutung des Wortes lassen wir Theologen und Physiologen streiten; was wir meinen, weiß der gewöhnliche Menschenverstand.

Den zweiten Teil der Frage bejahen wir unbedingt und zwar nicht bloß deswegen, weil die Unkeuschheit schädliche Folgen für Leib und Seele hat. Wer den so schwer bezwingbaren Geschlechtstrieb überwindet, ist ein ganzer Mann und als solcher auch in anderen Kämpfen seiner selbst mächtig, weil er bereits im schwersten gesiegt hat. Darum sind wir dem Christentum dankbar, daß es die Keuschheit so hoch stellt und sogar vor der stummen Begierde warnt, obwohl wir uns nicht auf die Gründe der Religion berufen.

Ich wagte diese Andeutungen auf die Gefahr hin, daß man mir einen Zopf anhängt, wenn man mich auch als alterfahrenen Schulmann kaum für einen Frömmler erklärt.

* * *

Der Verkehr mit den Kameraden gab zu Streichen Gelegenheit, wie sie seit den Kindern Evas überall vorkommen. Einigemal brachte ich arglos Schnadahüpfeln heim, die meine Eltern zu einer Anzeige veranlaßten. Die Vorlagen der Zeichenschule gefielen mir, wie gesagt, wenig, desto besser jedoch die Bilder, welche die Buben mitbrachten und herumzeigten. Einmal Szenen aus dem Soldatenleben der Österreicher: Grenadiere mit Bärenmützen, Kanonen zwischen Kugelpyramiden, Marketenderinnen mit dem Fäßchen am Riemen, spitz-

bärtige Juden, die den Jägern die Beute abschachern, ein armer Kroat, der, an die Bank geschnallt, seine fünfundzwanzig auf die blaue Hose aufgezählt erhält. Höhnisch riefen die Buben: „Das sind die X**streicher, das tut man bei uns nicht mehr!" Ich schimpfte dagegen: „Dafür haben die Tiroler euch Bayerfacken den Stutzen um die Ohren gehaut!" So ging es hin und her und es war gut, daß die Schulferien den Streit endigten, um so mehr, da mir zum Schluß ein Stücklein gelang, das schlimme Verwicklungen herbeiführen konnte. An der Grenze stand der Pfahl mit dem bayerischen Wappen. In einer müßigen Stunde zeichnete ich rechts und links neben dem Rautenschild statt der Löwen zwei aufrechte Schweine; eine Anspielung auf den Spottnamen, mit dem wir Tiroler die Bayern bezeichneten. Auf mich fiel kein Verdacht, weil mir niemand die Geschicklichkeit zutraute, so was zu machen. Sobald mein Vater davon hörte, befahl er mir als ein friedfertiger Mann allsogleich, die Zeichnung auszuwischen und so war jedem Unheil vorgebeugt. Dafür vernahm man allerlei spöttische Bemerkungen über Österreich und seine Regierung, auch für den Kaiser Franz schienen die Leute nicht sehr begeistert; das kümmerte mich wenig, denn was verstand ich von Politik; mehr Eindruck machten auf mich die Reden mancher Tiroler von 1809. „Was haben wir uns herausgeschlossen? Neue Steuern und Lasten. Wären wir bei Bayern geblieben, da hieß es: ‚Wein heraus, Korn herein!' und das trug Geld. Warum ließ man den Passeirer Anderl erschießen? Wir rühren keinen Stutzen mehr an!" Nie mißbrauchte man ein treues, argloses

Volk schändlicher, belog und betrog es und opferte es dann so herzlos und undankbar, wie die Tiroler von 1809. Es ist eine Mythe, daß Hofer bei seinem Todesgang den Kaiser Franzel leben ließ, seine mir zuverlässig überlieferten Worte, die ich hier nicht drucken lassen darf, zeigen, daß er über die Verhältnisse und die Leiter derselben im Gefängnis zu klarer Einsicht gelangte. — Jenes Geschlecht ist vergangen, das folgende äußert sich wieder loyaler, es galt ja das Linsengericht der Glaubenseinheit und ähnliche heilige Sachen. Den Erzählungen über die Taten jener Tage horchte ich jedoch mit gespanntem Ohre, voll Stolz war ich ein Tiroler und wollte ein solcher bleiben. „Wart nur," rief ich gelegentlich, „wenn die Franzosen wieder kommen, tu ich auch mit!" — und schnitzte mir Bogen und Pfeile.

Als ich das Schießen nicht mehr fürchtete, half ich bei Prozessionen böllern; sehr gern besuchte ich an Sonn- und Feiertagen die Schießstände. Da hingen an der Wand der Halle Scheiben mit merkwürdigen Treffern, wenn etwa einer das Zentrum hinausgebohrt hatte, oder auch Abbilder von Kämpfen in Schluchten und Pässen, wie die Inschrift erzählt:

„Wo Miliz und Tirolerschützen
So tapfer auf die Feinde blitzen".

Manchmal zeigen sie eine Allegorie: zwei brennende Herzen als Erinnerung an ein Hochzeitsschießen, die Bozner ließen einmal ihre Hausfrauen malen, wie sie wursteten und setzten die bekannten Verse aus Schillers Frauenwürde darunter.

Wie klopfte mein Herz, wenn die „Mander" unter

der grün-weißen Fahne, die oft eine Kriegsmedaille schmückte, den Stutzen auf der Schulter beim Tschin tschin und bum bum der türkischen Musik anrückten, die Seidenbänder der Beste flatterten eingesäumt von funkelnden Dukaten und Talern in der Luft; wer da eines gewann, den staunte ich an, so oft er mir begegnete. Ich sah jauchzend dem Zieler zu, der in der roten Jacke um die Scheibe tanzte, wohl auch zu Schwegel und Trommel einen Purzelbaum schlug und so den glücklichen Schützen begrüßte.

Wir Buben machten das selbstverständlich nach. Ein Fetzen, am liebsten brennendrot, war die Fahne, unsere Büchse ein Stock, vorn mit einem Spalt, in den man einen Kloben steckte und mit Spagat herausriß, daß es klatschte, — Generaldecharge! — manchmal barfuß, um ja nichts zu versäumen.

Bei solchen Ausmärschen begegnete uns der Landrichter Marberger, der 1809 mitgetan hatte, er lachte herzlich und führte die Kompagnie in eine Bierstube, wo er uns bewirtete.

Nach dem Elternhaus und neben der Schule ist für die Jugend die Geschichte ihres Landes von hoher Wichtigkeit, wenn sie nur lebendig greifbar vor die Augen tritt: die ruhmvolle Geschichte als Tat des Volkes und nicht erst vom Willen hoher Herrschaften oder für ihre Zwecke auferlegt.

Das haben wir Tiroler, darum sind und bleiben wir auch vor allem andern Tiroler und nur Tiroler und was ich bin und wie ich bin — gut oder schlecht — danke ich zumeist dem Boden, wo ich die Wurzeln schlug, aus denen ich aufwuchs.

Mit dem Herbste begannen nun die Ferien. Ich lernte die Kunst des Vogelfanges und überlistete die armen Tierchen zu Dutzenden mit Schlageisen, Fallen und Leimruten. Sie wurden grausam auf einem Steine totgeworfen, gerupft und abends gebraten. Ich wußte damals noch nichts von zarten Empfindungen, sondern verfuhr nach einem Naturrecht, wie es Adler und Geier oder auch die poetische Nachtigall, die trotz der rührenden Töne Würmchen verspeist, täglich üben. Ich tat eben, was niemand verbot und jeder für recht hielt. Übrigens hat sich die massenhafte Vertilgung der kleinen Sänger in Tirol durch alle Arten von Ungeziefer bereits schwer gerächt, so daß man sich sogar langsam bewußt wurde, man müsse auf dem Wege der Gesetzgebung helfen und damit Schritt für Schritt beginnen. Auch die Fische im Wasser hatten nicht Ruhe; manche prächtige rotgetupfte Forelle mußte der Angel auf den Tisch folgen. Pfrillen und Weißfische fing ich massenhaft im Handnetze. Mein ritterlicher Freund kränkelte indes und konnte mich daher auf meine Raubfahrten nicht begleiten; als sich die Blätter röteten, welkte er in das Grab. Es war der erste Schmerz, der durch meine Seele zuckte; ich habe ihn tief und wahr empfunden, wie ich mit den trauernden Eltern seinen Sarg nach Binswang geleitete. Den Marbelstein, den sie ihm auf das Grab setzten, fand ich nach fast fünfzig Jahren nicht mehr, der Meßner konnte oder wollte mir nicht mitteilen, wo er hingekommen; man hatte ihn wohl als Baustein eingemauert, oder die Schrift abgeschliffen, um ihn wieder zu verwenden. Zum Andenken erbat ich mir die Bett-

statt, in der Heinrich gestorben war; ich habe lange darin geschlafen und jeden Abend, ehe ich die Augen schloß, treu für seine ewige Ruhe gebetet.

Indes war der Oheim meiner Mutter von Kufstein nach Reutte als Kontrolleur übersiedelt; bei ihm wurde ich zum Beginn des neuen Schuljahres in Kost und Wohnung gegeben, um endlich einmal in eine tüchtige Lehre zu kommen. Und es tat wahrlich not; die wilden Sprößlinge und Triebe mußten beschnitten werden, sollte je eine Frucht ansetzen und reifen. Mein Oheim war ein langer hagerer Mann, einsilbig und von trockenem Humor, der jedoch selten bemerkbar wurde. Er hatte seine Hauptfreude an einer Sammlung von Pfeifenköpfen jeder Art, welche zierlich gruppiert an der Wand hingen. Dabei war er jedem Aberglauben ergeben, und meinte, mit zwei schwarzen Wachskerzlein, die auf dem Altare zu Loretto geweiht waren, die Zukunft erforschen zu können. Er hielt in jeder Hand eines an der Spitze und brachte die freien Enden in leise Berührung. Darauf murmelte er im Namen der heiligen Dreifaltigkeit seltsame Beschwörungen und stellte die Frage auf Ja und Nein. Stiegen die Enden der Kerzlein dort, wo er sie aneinander gelegt, so bedeutete es Ja, im entgegengesetzten Falle Nein. Wer denkt nicht dabei an unsere moderne Geisterklopferei und die schreibenden Tische? Besonders gern hätte er eine Abschrift vom letzten Blatte des kirchlichen Meßbuches erlangt, in der Meinung, daß es allerlei Zauberformeln enthalte, mittels deren man den Teufel zwingen könne, Geld zu liefern. Das Kartenlegen und die symbolische Bedeutung desselben hatte ich längst schon

von meiner Mutter gelernt; überhaupt war ich in alle Geheimnisse des Volksglaubens eingeweiht und wußte in der Hierarchie der Geister, Hexen und Teufel so gut Bescheid als irgendein Beschwörer, der Kräuter unter die Türschwelle band oder Kuhhaare in der Pfanne röstete.

Die Frau meines Oheims hatte kaum die dürftigsten Schulkenntnisse, sie war eine Bauerntochter, die er nach langer Liebschaft zu Kundl aufgeheiratet. Als ich einst in der deutschen Sprachlehre blätterte, sah ich hinter der Form eines Zeitwortes die Silbe Konj. als Abkürzung für Konjunktiv. Da ich den Sinn nicht verstand, fragte ich sie darum, sie erläuterte mir nun, es heiße: „Kon is?“ in gutes Deutsch übertragen: „Kann ich es?“

Bei diesem Stande der Dinge genoß ich auch hier außer der Schule Freiheit genug. Ich konnte herumlaufen, im Weidle baden, zu Johannis auf den Steinberg steigen, dort ein Sonnenwendfeuer anzünden und mit den Buben darüberspringen. Zu meinem Heil fand ich jedoch im Oberlehrer Josef Kögl meinen Meister. Als ich nach Reutte kam, sollte ich zuerst die unterste Klasse besuchen; ohne daß ich mich aber bisher viel bemüht hatte, waren mir doch manche Kenntnisse angeflogen; zudem malte meine Hand die Buchstaben mit Geschick, so daß ich nach einer Woche in den oberen Kurs versetzt wurde. Der Lehrer, mit dem ich unten zu tun gehabt, war noch ganz nach dem alten Schlage, auf den der unberufene Witz so gern seine Pfeile schoß: der Rücken gebeugt, ein grüner, vorn von Tabaktropfen braunbetupfter Frack mit langen Schößen,

die Weste gelb gestreift, zwischen Brust und Bauch eine klaffende Lücke lassend, Hosen von Zimtfarbe, welche bald unter den Knien aufhörten und blaue Strümpfe, so steht er noch vor mir, hebt den Haselstock und wackelt mit dem kahlen Kopfe, dessen Farbe ihm den Namen Steinrötel eingetragen. Anders sah Kögl aus: ein junger Mann mit energischem, geistvollem Gesicht und strammer Haltung des schönen Körpers. Er hatte sich durch eigenen Fleiß und ohne Anleitung Kenntnisse weit über seinen Beruf erworben und besaß viel Sinn für Natur und Kunst. Zwei schätzbare Büchlein: die Geschichte seiner Heimat Vils und des Marktes Reutte bestätigen dieses, ebenso die kleine Naturaliensammlung, die er aus eigenem Antrieb erwarb und bei der Schule aufstellte. Mit raschem Blick erkannte er die Grundzüge meines Wesens und gebrauchte bei unserem ersten Zusammentreffen tüchtig den Stock, gegen den sich eine verzärtelte Pädagogik nicht so auflehnen sollte; er ist bei einem Knaben, dessen Ehrgefühl noch nicht erwachte, oft das einzige Mittel, Eindruck hervorzubringen. Bald war dieses nicht mehr nötig, denn er hatte meine Einsicht entwickelt und mich zum Bewußtsein der Pflicht gebracht, ein Wort von ihm genügte, mich auf der rechten Bahn zu erhalten. Zudem war er nicht von jenen Schulmeistern, welche Großes geleistet zu haben meinen, wenn sie den Zögling auf dem Stuhle festnageln und ihn zu einem künftigen Staatshämorrhoidarius drillen. Bald nahm er mich auf Spaziergängen selbst tagelang mit, erzählte mir an Ort und Stelle die geschichtlichen Ereignisse, machte mich auf die Schönheit der Landschaft nach Luft, Licht, Farbe

und Linien aufmerksam, zeigte mir die Kirchen, die Bilder von künstlerischem Werte und begann an die Wurzeln des Aberglaubens, der mir eingesäet war, eine leise, vorsichtige Hand zu legen. Daß ich unter seiner Leitung große Fortschritte machte, versteht sich von selbst. Als das Ende des Schuljahres heranrückte, war ich der erste Preisträger: zur Prüfung wurden der Landrichter, der Dekan und die angesehensten Personen des Bezirkes geladen. Ich sollte am Schluß eine vom Lehrer aufgesetzte Rede vortragen, die ich einige Tage vorher zum Einlernen erhielt. Bald wußte ich Wort für Wort vor- und rückwärts auswendig, es handelte sich nur noch um die Mimik. Als abends die Jungen vor der Dogana, wo wir uns sehr gern heimlich einschlichen, weil hier und da aus einem schlecht gepackten Ballen ein Stückchen Süßholz, Lakritzensaft, Johannisbrot oder eine Mandel fiel, versammelt waren, stellte ich mich auf einen Scheiterhaufen und trug mit all dem Pathos und jenen tollen Gesten, mit denen mich die Schauspieler zu Füßen entzückt hatten, mein Thema vor. Väter und Mütter gesellten sich dazu und priesen das „Einnehmerbüble", weil es die Sache gar so rührend mache. Mit stolzem Selbstbewußtsein trat ich vor meinen Lehrer und freute mich schon zum Vornherein auf seinen Beifall. Wie fühlte ich mich aber gekränkt, als er lachend meine Arme in der Luft fing und mich erst aus der gespreizten in die natürliche Stellung brachte. Er leitete mich zu einem einfachen Vortrage an, es bedurfte aber seiner vollen, in meinen Augen unantastbaren Autorität, mich zu überzeugen, daß ich Unrecht habe.

Sehr wichtig sind für Kinder auch die Mitschüler; ich hatte deren zu Reutte gar viele aus allen Ständen. Erwähnung verdient nur Josef Wolf. Damals war er ein stiller, braver fleißiger Knabe, der mir einmal den ersten Preis streitig machte. Später beteiligte er sich als Priester in Donaueschingen am Kampfe, der den konfessionellen Frieden störte und wurde von der badischen Regierung des Landes verwiesen. Er ging nach Brixen, wo man ihn als Professor des Kirchenrechtes anstellte. Hier geriet er, wie mir Professor Schöpf schreibt, mit dem damaligen Bischof Vinzenz in einen Prozeß, dessen Akten er mir schickte. Er war im Rechte. Allein in Rom, wohin die Sache ging, wurde dem Kläger Recht gegeben, weil der Papst wegen des leidigen Peterpfennigs mit den Bischöfen, welche die Hauptlieferanten desselben sind, sich nicht verfeinden will. Der Inzinger Gerberssohn war ein Tyrann und nebenbei ein Hauptpharisäer. Schöpf als geborener Tiroler kannte ihn genau; er hatte sich aus der Diözese Brixen, wo man ihm sehr abgeneigt war, nach Salzburg gezogen.

Wolf wurde abgesetzt.

Um nicht noch einmal auf dem Bischof Vinzenz Gaßner zurückzukommen, will ich hier einiges zur Ergänzung der Angaben von Wurzbach mitteilen. Ich sehe ihn noch, wie er im Konferenzzimmer des Gymnasiums steht, groß gewachsen, etwas vorgebeugt, auf dem blonden Haar das rote Seidenkäppchen, um die Lippen süßes Lächeln, der „sanfte Bischof“, und ruhig geschehen ließ, daß ihm der Katechet J. Greuter die geweihte Pfote leckte. Soviel mir erinnerlich, spielte

er auf dem vatikanischen Konzil zu Rom eine Rolle, wenigstens wird sein Name auf der Marmortafel unter denen aufgezählt, welche für die unbefleckte Empfängnis stimmten.

Als Professor in Brixen galt er für freisinnig und hochgebildet, er führte gern Stellen aus Goethe an und war mit Schuler, Flir und Ruf befreundet. Als er 1856 den bischöflichen Thron bestieg, gab ihm letzterer seine Briefe zurück, was er später mir gegenüber oft bereute, das Verhältnis auf du und du hörte dem Kirchenfürsten gegenüber auf. Daum und ich begrüßten seine Ernennung mit Freuden, weil wir viel von ihm erwarteten. Töricht! als ob man ihn zu Wien nicht gekannt hätte, als man ihn zum Bischof ernannte. Wir unterschrieben auch gerne den Glückwunsch den der Direktor Sibinger an ihn richtete, wenn wir auch nicht ganz mit der Fassung einverstanden waren. Als er später feurig für die „Landesperle", die Glaubenseinheit Tirols auftrat, fand ich mich, wenn ihm der Lehrkörper aufwartete, nicht mehr ein, ich beauftragte den neuen Direktor Gaßner ihm zu erklären wenn er mich vermissen sollte, daß er mich von jetzt an nicht mehr sehen werde, und auch den Grund warum nicht. Der schmiegsame Herr — ebenfalls ein Geistlicher, erzählte ihm jedoch, ich sei auf einem Berge. Nachzuschießen war mir nicht der Mühe wert. Später erfuhr ich jedoch, daß er auch mir an den Bart greifen wollte. Ich hatte nämlich 1852 ein Bändchen Gedichte veröffentlicht: Es war darin erzählt, wie die Klosterfrauen im Halltale bei der Reformation sich mit den Knappen des nahen Salzberges einließen und

davonliefen. Da ließ nun, bei einem Aufenthalt, der Bischof nachforschen, ob es sich so verhalte. Der Inhalt meiner Gedichte wurde bestätigt und so konnte er nichts machen, sonst wäre ich vielleicht gemaßregelt worden. Schöpf nannte ihn in einem Briefe gewaltsam. Sogar Greuter, der Vorkämpfer des ultramontanen Tirol mußte erfahren, daß er vom Klerus unbedingte Nachgiebigkeit fordere und sie streng durchsetze. Auch er wagte einmal verschiedener Meinung vom Bischof zu sein, „tamen se laudabiliter subjecit“. — Das machte uns, namentlich mir viel Spaß. Man hieß ihn scherzweise, weil er an Podogra litt, den Bock. Ich schickte ihm nun eine Zeichnung. Auf dem Rücken liegt ein Bock mit der roten Leibbinde der Prälaten, er streckt alle Viere von sich, große Tränen fallen aus seinen Augen, vor ihm steht der Bischof mit der Mitra auf dem Kopf und bearbeitet ihn mit dem Krummstabe.

Er verfocht auf dem Landtage und auch bei Hofe die tirolische Glaubenseinheit mit allen Mitteln. Da trat 1863 der Abgeordnete Florian Blaas gegen ihn auf und wies ihm nach, daß er beim Parlament zu Frankfurt ganz anders gesprochen habe. Der Bischof hatte nicht erwartet, daß jemand wagen würde, ihn an seine Vergangenheit zu erinnern, er entschuldigte sich einem Freunde gegenüber, daß er von seinem Klerus gedrängt worden sei. Der ultramontane Heerbann wußte sich vor Wut nicht zu fassen. Obwohl Beamter, konnte Blaas so auftreten, denn wir lebten damals schon in der „neuen Ära“.

Sein schlichter wackerer Bruder besaß das Bad

Heiligen Kreuz bei Hall. Ab und zu besuchte ihn der Bischof und da wußte sich der gute Wirt vor Freude in seiner christlichen Demut kaum zu fassen. Das ganze Haus kam in Aufruhr, er befahl wie ein Feldherr und sprengte die Mägde hin und her: „Seine Heiligkeit kommt, Madlen laſt's, tuat die Füaß ausanand" das wurde fast sprichwörtlich.

Wenn ich hier den Zusammenhang unterbrochen und diese Anekdoten, die übrigens charakteristisch sind, nicht an einem geeigneten Orte später erzähle, so geschieht es, weil ich den Plan aufgegeben habe das Buch zu meiner Zeit in die späteren Jahre fortzusetzen.

Mit Trauern gedenke ich eines blassen Buben, des Sohnes einer armen Witwe, den wir Schnotte tauften, er sah unsern Spielen schüchtern von fern zu, wir Schlingel verspotteten ihn; die ungezogene Jugend hat weder vor dem Alter noch vor der Schwäche des Kindes Achtung, sie beugt sich nur vor der Kraft. Armer Schnotte! ich sehe dich noch in deiner zerwaschenen Jacke, den geflickten Hosen; wie gern möchte ich dir noch die Hand drücken, du liegst aber wohl längst unter dem Rasen und so siehst du auch diese Zeilen nicht mehr, die ich reuevoll dir in treuer Erinnerung widme.

Die Ferien brachte ich zu Hause zu. Heinrichs Vater war pensioniert worden, seine Stelle als Kontrolleur nahm ein altes Männchen ein, das in der Jugend Pharmazeut gewesen war. Aus seinem Munde hörte ich die ersten lateinischen Worte, welche ich sorgfältig merkte, ebenso zeigte er mir manche Heilpflanze, die ich dann trocknete und aufbewahrte. Als mein Vater dieses beobachtete, legte er für mich bei der Ver-

zollung bisweilen ein Stückchen ausländischer Drogen beiseite, so daß ich mir eine kleine Sammlung anlegen konnte, die durch Brachiopoden von Vils, Marmorarten aus der Gegend und bunte Rollsteine, die der Fluß gebracht, vermehrt wurde. Wie schnell verflossen diese Wochen; blickte ich darauf zurück, so schien es eine unendlich lange Zeit! Das Leben bemißt sich überhaupt nach dem Inhalte, der es von Schritt zu Schritt erfüllt; deswegen dehnt sich der Tag, wo uns viel begegnet, so sehr, obgleich der Augenblick fliegt; deswegen erscheint dem Alter das Jahr so kurz, die Stunde so lang, weil es unserer vielfältigen Erfahrung wenig neuen Stoff mehr bietet.

Als ich aus den Ferien wieder auf die Schulbänke zurückgekehrt war, sollte ich mit den Elementen des Latein beginnen, um mich auf das Gymnasium vorzubereiten. Ein Franziskaner hatte die Gefälligkeit, mir und einigen anderen Knaben den ersten Unterricht zu erteilen: es ist Pater Vital Franzelin, später Direktor des Gymnasiums zu Botzen, dem ich dafür verpflichtet bin. Bei diesem Anlasse konnte ich in den Gängen des Klosters herumwandeln; die einsame Stille desselben, die nur vom Pendelschlage einer großen Uhr unterbrochen wurde, an den Wänden die Heiligenbilder und Gemälde aus der Legende des Antonius von Padua, wie er den Fischen predigt und manches sonderbare Wunder tut, der Ausblick durch die Fenstergitter in den ummauerten Garten, wo zahlreiche schöne Blumen zum Schmucke des Altares an hohen Festen erblühten, erfüllten meine Seele mit mannigfachen Eindrücken. Zuzeiten half ich dem Portier beim Auszieren der Kirche,

und rechnete mir keinen kleinen Teil des Verdienstes zu, wenn es gut gelungen. Dabei lernte ich all die Legenden mit den zahllosen Heiligen, von denen der eine dies, der andere jenes Amt zu Nutz und Frommen der Christen versah und den Engeln, die sich um den Tron Gottes und zum Kampfe gegen den Teufel in Chöre scharten, genau kennen; hoch über allen die Himmelskönigin, welche den Schlüssel zum ganzen Schatze der Gnadenmittel in reinen Händen verwaltete, fast wie der Apotheker die Medikamente, die er gegen allerlei Übel in Büchsen und Flaschen der Reihe nach aufbewahrt, wie es ein Bild in einer Kapelle bei Telfs zeigt.

Nähere Bekanntschaft machte ich mit einem alten Mönche, den ich in freien Stunden besuchen durfte. Er legte mir große Folianten vor, erklärte mir die prächtigen Kupfer und knüpfte manche Erzählung daran. Noch mehr als diese gefiel mir sein zahmes Rotkehlchen, bald pickte es auch mir Würmchen und Ameiseneier aus der Hand, während es mich lang mit den schwarzen Augen anguckte, ob ich es nicht fangen wolle und dann mit einem kleinen Bückling davonhuschte. Der Friede Gotes atmete in dem Raume, den der ehrwürdige Greis bewohnte; als ich später zu Pisa auf dem Friedhof das Wandgemälde mit den Einsiedlern sah, erinnerte ich mich seiner mit Rührung wieder.

Hat mich der Besuch des Klosters in mancher Weise gefördert, so will ich auch eine schreckliche Gefahr nicht verschweigen, in die ich geriet. Ich erzähle zur Warnung für Eltern und Erzieher, weil das Laster Sodoms noch überall im Dunkeln schleicht, oft wo man es gar nicht vermutet.

Ein Mönch, dessen Name mit seinem Gebein verfaulen möge, hatte sich als Beichtvater unter den Knaben großen Zulauf erworben, weil er nur sehr kleine Bußen auferlegte und ihnen süß zu schmeicheln wußte. Auch mich hatte er an sich gezogen; meine erwachende Eitelkeit freute sich über den Namen Engelskind, den er mir beilegte; in seiner Zelle gab er mir öfters Konfekt und Obst. Er schmeichelte mir auf jede Weise. Endlich wollte er mich küssen. Da störte ihn ein Geräusch vor der Türe und ich wurde vor einer Befleckung gerettet, an die ich auch jetzt nur mit Entsetzen zurückdenken würde.

Zwar lud er mich auch später öfters ein, ihn zu besuchen, ein dunkles Gefühl hielt mich jedoch trotz seiner Vorwürfe über meine Ausreden für immer von ihm fern.

Für solche scheußliche Verbrechen macht man den Zölibat verantwortlich, als ob der Klerus die Mehrzahl der Schuldigen lieferte. Bei jeder Sitzung werden jedoch den Geschworenen Fälle von Unzucht gegen die Natur vorgelegt und sie haben auch Ehemänner aus allen Ständen zu verurteilen. Diese Sünde kommt sogar im frommen Tirol unter den Bauern nur zu häufig vor; sie wird wahrlich nicht erst aus der Stadt auf das Land getragen.

Ob sich Gregor VII. mit den Aposteln in Widerspruch setzte, darüber mögen sich die Professoren der Theologie bibelfest und kunstgerecht streiten. Der Zölibat läßt sich jetzt nicht mehr so leicht aus dem Organismus der Kirche streichen; das Urteil Renans ist wohl unbefangen: „Mariez le prètre et vous

detruirez un des elements le plus necessaires, une nuance des plus delicates de notre sociéte." Es ist eine Tatsache, daß die verheirateten Popen der griechischen Kirche beim Volke wenig Achtung genießen und sich dieses in der Beichte lieber an den Mönch wendet, als an diese Schnapsbrüder. Der Hinblick auf die Familie erschwert den Priestern die Erfüllung mancher Pflicht, sobald er den Mächten dieser Welt nicht mehr frei und unabhängig gegenübersteht oder der Würgeengel der Seuchen die Türen zeichnet.

Ich ehre und achte das Weib, wie es Gott Vater in der Bibel dem Manne als Gehilfin zuführt, wir sind jedoch leider bei der Dame, der gnädigen Frau angelangt, diese macht aber ihre Erziehung ungeeignet für ihren heiligen Naturberuf. Was soll einem Manne so ein überreiztes histerisches, nervöses Ding mit den tausendfachen Bedürfnissen des Luxus? — Brave Frauen sind an ihren schlechten Männern zugrund gegangen, nach meiner Überzeugung weit mehr wackere Männer an ihren Frauen, die ohne Teilnahme am idealen Streben ihres Gatten, ohne wahre Liebe, welche der Aufopferung fähig ist, ihn zu Boden zogen. Je edler er ist, um so tiefer verbirgt er sein Elend schon der Kinder wegen. Und wenn dann auch diese mißraten, nicht selten durch die Schuld des Weibes? — Wie denn ein alter Spruch, den ich schon in der Schule nachschreiben mußte, sagt: „Der Segen des Vaters baut das Haus, doch der Fluch der Mutter stürzt es."

Eine Dame fragte mich vorwitzig: „Was für ein geschichtliches Eeeignis bedauern sie am meisten?" — Ich erwiderte: 'Die Einführung des Zölibates"! —

Sie lächelte, ich fuhr fort: „denn ich sehe nicht ein, warum es die üppigen Pfaffen besser haben sollen, als wir unglücklichen Laien." — Das war Scherz; Geistliche aber erzählten mir und anderen oft im Ernste: „Als wir jung waren, murrten wir auch heimlich, nachdem wir jedoch mehr erfahren und in das Elend, den Jammer so vieler Ehen als Gewissensräte einen Blick getan, dankten wir der Kirche, daß sie uns den Zölibat auferlegte." Ein Herr führte den Spruch im Munde: „Ein Witwer, der heiratet, verdient gar nicht, daß seine Frau gestorben ist."

Ein Freund meinte: „Warum die Geistlichen lebenslang verpflichten? Wenn sie heiraten wollen, so erlaube man ihnen in den Laienstand zurückzutreten." Darüber ließe sich reden, denn mit der Dogmatik haben die von mir eingebrachten Einwände nichts zu schaffen.

Wenn man alles genau erwägt, so drängt sich die Ansicht auf, daß junge Männer nur zu oft aus Sinnlichkeit, Unerfahrenheit und Übereilung vor den Traualtar treten. Hängt ihnen die Modezeitung, das Wehrgesetz und das Steuerbüchlein über das Bett an die Wand, so vergeht ihnen gewiß die Lust. Wenn die Ehe ein Glück ist, — nun — müssen es nicht auch andere Stände entbehren, oder nur der Klerus?

Vielleicht kommt bei der Behandlung der sozialen Frage neben Alkohol und Nikotin auch der Zölibat in Betracht. Ich will diesen Gegenstand hier nicht berühren, sondern eine kleine Geschichte erzählen, die ich der Mitteilung des bekannten Pfarrers Adolf Trientl verdanke und die er mir nachträglich, als sie bezweifelt wurde, auf meine Anfrage in vollem Umfang

bestätigte. Zu hinterst im Ötztal mitten unter Gletschern liegt das Dorf Gurgl. Wie überall im Oberland ist auch hier die Güterzersplitterung Erbrecht und Vätersitte. Auf der geteilten und beim Zuwachs der Bevölkerung wieder geteilten Scholle kann sich kaum mehr eine Familie zur Not erhalten und so entsteht ein trauriges Bauernproletariat. Als nun die Bewohner jenes Dorfes sahen, wie das Elend mit jeder Geburt fort und fort wuchs, traten an einem Sonntag Jünglinge und Jungfrauen vor den Altar und machten das feierliche Gelöbnis, dreißig Jahre lang nicht mehr zu heiraten. Sie haben es hoch und heilig gehalten; dadurch kam alles wieder in das Gleichgewicht. Der Pfarrer hatte auch nicht ein uneheliches Kind zu taufen. Was sagt ihr — ihr Herrn Arbeiter dazu? Ihr glaubt mit der Geschlechtsreife auch das Recht der Fortpflanzung zu erlangen; mögen die Kinder auf der Straße betteln und wenn sie heranwachsen, euch bei jedem Bissen Brot, bei jeder Zigarre, jedem Gläschen Schnaps Konkurrenz machen! Wenn es sonst nicht geht, können sie ja der Gemeinde zur Last fallen. Nehmt das Entsagen jener — dummen tiroler Bauern zum Beispiel.

Weil ich im Erzählen bin, noch ein Geschichtchen aus dem Ötztal. Muhren hatten das Gütlein eines armen Bauern überschüttet. „Was nun tun," rief das Weib schluchzend und zeigte auf die Kinder. „Müssen wir schon betteln gehen," antwortete der Mann, „so wollen wir es tun, wenn die da schlafen, damit wir uns vor ihnen nicht zu schämen brauchen." — Da fiel aus den grauen Wolken, die ihnen die

Verwüstung geschickt, plötzlich ein heller Sonnenstrahl in die Stube, . . . sie haben nicht gebettelt, sondern bei magerer Brennsuppe und trockenem Türkenwirler die Steine fortgeschleppt — Block um Block, den Schotter weggeführt — Schubkarren um Schubkarren und ihre Felder gedeihen jetzt wie in den besten Zeiten. Das ist sittliche Größe!

In diesem Jahre empfing ich auch zum ersten Male die Kommunion. Die Erinnerung an den Eindruck dieser heiligen Handlung, an das Gefühl unmittelbarer Gottesnähe, die sich dort warm und innig in meine Brust ergoß, wird nichts mehr austilgen. Glücklich wer an dieser Feier in ähnlicher Weise teilnahm; sie drückt der Seele ein Merkmal ein, das nie erlischt, wenn der Mensch auch tief versinkt und erhebt ihn oft noch aus dem Schlamm über sich selbst: ein Adel, den er versuchen mag, in frecher Tollheit wegzuspotten, der ihm jedoch in einsamen Stunden mit allen Schmerzen der Wehmut das Andenken besserer Tage wachruft. Ja der Glaube macht selig und verdammt; verblaßt er aber auch wie ein schönes Abendrot, so sollen wir die reinen Genüsse, die Erhebung, die Zucht der Sitten, die wir ihm schulden, nie verleugnen.

Mit anderen Büchern fiel mir damals auch die Bibel in die Hand; ich las den geschichtlichen Teil sehr eifrig, wobei ich nur wünschte, es möge mir auch einmal ein Goliath begegnen, denn im Werfen hatte ich große Übung und Steine fehlten ebenfalls nirgends. Freilich traf ich auch Kapitel, die meine Neugier in bedenklicher Weise weckten und mich zu Fragen veranlaßten, welche die Erwachsenen nicht beantworten

mochten und mir von einem Franziskaner, an den ich sie auch richtete, eine sehr derbe Abfertigung zuzogen. Daß hier ein Geheimnis sei, spürte ich bald, um so mehr grübelte ich, bis mir endlich das Hausbuch des Kolerus, das aus dem sechzehnten Jahrhundert stammend diese Dinge mit der jener Zeit eigentümlichen Naivität behandelte, die erwünschten Aufschlüsse bot. Das ist eine gefährliche Sache: — nicht das Wissen, sondern der Weg dazu! Es wäre wohl am besten, Kindern, die der Zufall auf diese Fährte führt, einiges Tatsächliche mitzuteilen, weil sie es fast immer merken, wenn man ihnen einen Storch vorführen will.

Ich erhielt auch in diesem Jahre ein Prämium. Nach der Preisverteilung ging ich mit meinen Eltern auf die Post, wo uns ein gutes Mittagsessen erwartete. Leider wurde die Freude durch ein unangenehmes Nachspiel gestört. Es erschien nämlich der Dekan von Breitenwang. Das Gespräch wurde lebhaft, der Wein floß reichlich; er schalt den Unglauben der Zeit und erzählte verschiedene Dinge, die wahr seien und wenn sie auch jedermann bestreite. Manches davon stand mit meinen geringen Kenntnissen der Naturgeschichte, die ich mir zumeist aus Raff angeeignet, in Widerspruch und ich konnte ein selbstgefälliges Lächeln: daß ich es besser wisse, nicht verbergen. Der Dekan bemerkte es und fragte zornig: „Warum lacht der Bube?" Erst betroffen, platzte ich endlich heraus: „Weil's halt nit wahr sein kann!" Da legte er mir die Hand auf den Kopf, blickte mir unwillig in die Augen und rief: „Der wird auch noch ein Feind der Kirche und Religion, wie der verruchte Voltaire, ich seh' es ihm an!"

Zornig riß ich mich los, lief auf die Gasse und erwartete hinter einem Zaune meine Eltern. Diese Ferien waren für mich die letzten in dem mir liebgewordenen Weißenhaus. Ich sollte nach Innsbruck, um dort am Gymnasium einzutreten. In den letzten Tagen des Septembers fuhr ich in einer Kalesche mit meiner Mutter dahin ab, um mich bei einem Onkel einzuquartieren. Da war jedoch gerade die schreckliche Cholerazeit; auch zu Innsbruck besorgte man den Ausbruch der Epidemie; weil er nun bei der drohenden Gefahr nicht ein neues Glied in seine Familie aufnehmen wollte, wies er mich trotz früherer Zusage ab und zwang uns unverrichteter Sache zu großem Verdruß meines Vaters heimzukehren. Ich schied mit stiller Freude; denn die enge Wohnung, wo mich gleich in der ersten Nacht die Wanzen abscheulich zerstachen, wollte mir nicht gefallen, ebensowenig die Stadt, wo zierlich gekleidete Büblein von ihren Lehrern durch die Straßen geführt wurden und weder rechts noch links abspringen durften.

Auf dem Rückwege wurden wir durch die Nachricht überrascht, daß der Vater in das nahe Vils als Einnehmer versetzt sei. Die Übersiedelung von Weißenhaus wurde leicht vollzogen. Damit ich das Latein nicht vergesse, ward der greise Frühmesser ersucht, meinen Unterricht zu übernehmen. Der gute Mann wußte aber selbst nicht viel und so gab er mir ein vergilbtes Schulheft mit lateinischen Aufgaben aus seiner Studienzeit. Hatte ich es fertig, fing ich es wieder von vorn an, bis sich in den nächsten Ferien ein heimkehrender Student der Aufgabe unterzog, mich neu einzupauken. Ich traf ihn vor etlichen Jahren als be-

häbigen Kuraten, wie er im Wirtshause einem mißtrauischen Bäuerlein eine Kuh aufschwatzte; da ich ihn bei seinem Handel nicht stören wollte, gab ich mich nicht zu erkennen.

Ich war damals der einzige junge Lateiner zu Vils; der Frümesser meinte, ich solle als Ministrant in der Kirche Dienst tun. Schnell bereit lernte ich die Formeln auswendig und übte die Gebärden, wie ich mich vor dem Altare zu benehmen habe. Schon hatte ich bei einigen Messen ministriert und an Selbstvertrauen gewonnen. Da schritt ich im Winter mit dem dicken Buch aus der Sakristei dem Priester voran, wie es das Ritual vorschreibt. Am Rande der glatten Marmorstufe glitschte ich jedoch aus und rutschte in das Schiff der Kirche hinab. Die Gemeinde war von diesem Intermezzo wenig erbaut und der Geistliche, der seinen frommen Fridolin kannte und ihm daher wohl eine Schelmerei zutraute, verbot mir die Sakristei für immer.

Sonst glich das Leben zu Vils dem in Weißenhaus; ich las mancherlei Bücher durcheinander, auch Bürger, dessen Leonore mich so bezauberte, daß ich sie auswendig lernte. Unmittelbarer hallte mir die Poesie aus dem Munde des Volkes entgegen. Wenn sich in der Gemeinde etwas zutrug, was den Spott herausforderte, so ertönten gar bald Knittelverse vor dem Fenster des Schuldigen und liefen zu seinem Verdrusse von Mund zu Mund. Solche Reimereien hörte ich viele, oft über Dinge, die sich in guter Gesellschaft eigentlich nicht singen und sagen lassen, obschon ihre derbe Charakteristik sehr ergötzlich war. Eigentümlich überraschte

mich ein Lied der Schulmädchen an einem Feierabend: vom stolzen Grafen, der zu einem Bauernmädchen niederstieg, das Haupt auf ihrem Schoß entschlief und erwachend sie in das Elend stieß. Den Hintergrund dazu bildeten die nahen Trümmer von Vilseck. Die Mauern des gewaltigen Berchfrit, wo die Hexen eingesperrt und gefoltert wurden, waren gut erhalten. Mächtig und stolz erhob sich der steile Schrofen, den die Reste des Falkensteins krönten; hier hauste ein Raubritter, der den Wanderern auflauerte und, um nicht entdeckt zu werden, den Pferden die Hufeisen verkehrt aufnageln ließ. Düstere Sagen erzählten von dem Blutbann des aufgehobenen Gerichtes, ein Bürger besaß noch Hebel und Wellbaum, die zum Foltern dienten, und als erläuternden Text die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V., die Karoline mit ihren schrecklichen Kupfern. All das erregte meine Phantasie mächtig und wirkte lange nach.

Im Spätherbst sollte ich mich neuerdings zur Fahrt nach Innsbruck rüsten, da brachte das Schicksal plötzlich eine verhängnisvolle Wendung. Mein Vater erhielt Befehl, beim Hauptzollamte Feldkirch als Offizial einzutreten. An seinen ersten Aufenthalt in Vorarlberg knüpften sich für ihn keine angenehmen Erinnerungen, zudem fühlte er sich, obgleich vielleicht mit Unrecht, gekränkt, daß er, bisher Vorstand eines kleinen Amtes, jetzt in einer untergeordneten Stelle dienen sollte. Bei seiner übergroßen Reizbarkeit brach eine Art Geistesstörung aus, deren heftige Anfälle wir zu ertragen hatten, so daß wir auf der Reise anstatt des Genusses nur Sorge und Angst litten. Zu Feldkirch

beruhigte er sich zwar, erklärte jedoch, er könne hier nicht aushalten, ließ zusammenpacken, aufladen und nach Tirol zurückfahren. Der noch rüstige Mann wurde mit der Hälfte seiner Besoldung pensioniert und blieb vorläufig in Innsbruck. Obwohl um 14 Tage zu spät gekommen, wurde ich dennoch am Gymnasium aufgenommen und hier beginnt ein neuer Abschnitt meines Lebens, zwar äußerlich einförmig, doch reich an innerer Entwicklung.

II.

Mir eröffnete sich eine andere Welt. Hatte ich bisher halbwild in abgelegenen Mauthäusern gelebt oder die Schule eines kleinen Marktes besucht, so erschien mir jetzt alles neu, groß und prächtig. Herrliche Kirchen, stolze Häuser, lange Hallen, wo ein reger Verkehr herrschte, Soldaten bei klingender Musik marschierten.

Geistliche verschiedener Tracht wanderten die Wege des Heiles. Die Kirchen schmückten prächtige Gemälde, Bilder und Schnitzereien, was meinen angeborenen Sinn für die Kunst förderte und entwickelte.

Oft und gerne besuchte ich die Hofkirche und stand vor den Erzstatuen der berühmten Helden, der hohen Frauen. Im ungewissen Lichte der Dämmerung schienen sie sich zu beleben, bis mich die Nacht verscheuchte. In der silbernen Kapelle über einer Treppe rechts ruhte Philippine Welser, ihre Haut war so zart, daß man den roten Tirolerwein durchfließen sah. Man erzählte zu Amras, in der Badestube habe ihr ein Arzt die Ader aufgeschnitten und sie verbluten lassen. In der Bierstube zu Büchsenhausen erinnerten wir uns an

den unglücklichen Kanzler Bienner, der ein Opfer schändlichen Justizmordes zu Rattenberg enthauptet wurde. Der Geist seiner Frau könne nicht zur Ruhe kommen und luge noch hier und da durch ein Fenster des oberen Stockes. Zu Weiherburg hätten wir gerne den Nachtstuhl gesehen, auf dem sitzend Kaiser Max die Gesandten der Venezianer abgefertigt hatte.

Weiter abwärts erhoben sich die Trümmer des Schlosses Thaur, von hier ritt der heilige Romedius auf einem Bären in den Nonsberg, wo er selig starb. Unten am Felsen waren verfallene Stollen und Schächte, die wir für unterirdische Gänge aus der Ritterzeit hielten und darin mit Kerzenstümpfchen herumkrochen.

So belebte sich mir Schritt und Tritt an den Gestalten der Sage, der Geschichte. Aber noch lebten auch Männer, die in der nächsten Vergangenheit mitgetan hatten. Voll Teilnahme betrachteten wir den greisen Sweth, den treuen Schreiber Andreas Hofers, der mit ihm alle Leiden der Gefangenschaft überstehen mußte. Abends saß er gewöhnlich bei einem Seitele Roten an einem Wirtstisch und erzählte; wenn er auf Hofer zu reden kam, gingen ihm die Augen über. In die Tage des alten Fritz führte uns ein kleines ausgedörrtes Männchen, es trug einen Rock von seltsamen Schnitt, auf dem Rücken hing wie ein Rattenschwanz ein Zopf. Er sei ein Sohn des großen lutherischen Königes und beziehe von Preußen eine Pension. Wenn ihm die Gassenbuben nachriefen, fluchte er französisch daß es wetterte, schwang drohend den Rohrstock und ging langsam weiter. Ich habe nichts mehr von ihm

gehört. An die große Kaiserin erinnerten uns die plumpen Mariatheresiakreuzer, die damals noch landläufig waren. Sie zeigten auf der Vorderseite ihr Bild mit den langen Locken, rückwärts eine Arabeske im Zopfstil. Häufig waren sie eingekerbt oder angefeilt; der Sage nach hatte sie einen Diener geneckt, indem sie ihm sechzig Stück schenkte. In jedem derselben steckte ein Dukaten, was er leider zu spät erfuhr. Ich habe zwar manches Weggele gekauft, aber auch nie etwas gefunden.

Zu Wien fand ich dann die großen kupfernen Platten des Scheingeldes, die aus den Tagen des französischen Krieges stammten und jetzt im Werte sehr verkürzt waren.

Das sind einige Züge zum Bild meiner äußeren Umgebung.

Unser Gymnasialwesen vor 1848 ist bereits so vielfältig geschildert worden, daß ich nur einige Worte dafür zu verwenden brauche. Innsbruck erfreute sich des besten Rufes, die Professoren, teils Laien, teils Chorherren des Stiftes Wiltau, leisteten, was mit den gegebenen Vorschriften und Lehrbüchern, die allerdings mittelmäßig waren, aber doch nicht das Urteil der Schüler verwirrten wie manche neueren oder sie unter der Last überflüssigen Stoffes erdrückten, den mancher Lehrer, der sich als Universitätsprofessor fühlte, noch vermehrte, geleistet werden konnte. Wir lernten Latein und ein bischen Griechisch, vielleicht nicht viel weniger als jetzt gelernt wird, den Sinn für die unsterbliche Schönheit der Antike öffnete man freilich nicht, geschieht das aber heutzutage trotz aller Reklame und philologischen

Wurzelgräberei? — Weil jeder alle Fächer vorzutragen hatte, darf man sich nicht wundern, wenn Geographie, Geschichte und Mathematik ziemlich zu kurz kamen. Man konnte auch nicht fordern, daß der Lehrer für alle Sättel gerecht sei und so ging es durch sechs Jahre fort, in denen wir die verordnete Dosis von Kenntnis erhielten und bei leiblichem Gedeihen durch Mißgriffe in die natürliche geistige Entwicklung nicht verkrüppelten. Naturgeschichte benötigten unsere künftigen Priester und Beamten, für die der ganze Schulplan berechnet war, kaum, sie blieb daher seitwärts liegen; die Kenntnis deutscher Sprache und Literatur war ohnehin im Staate Metternichs verdächtig, so daß angehende Akademiker keinen Satz nach den Regeln der Syntax zu gliedern oder auch nur orthographisch zu schreiben vermochten, was man übrigens, wie viele Klagen bestätigen, auch jetzt noch nicht überall nachgeholt zu haben scheint.

Meine Professoren waren brave Männer, schlecht und recht taten sie ihre Pflicht; Norbert Oberhauser las uns bisweilen ein Gedicht vor, das ihm eben gefiel und so wurde ich schon in der vierten Klasse mit Grillparzers Sappho bekannt.

Geistig bedeutender war Adalbert Inama, wie jener ein Chorherr des Stiftes Wiltau. Er verwies uns auf die Griechen und las in Freistunden wohl auch einiges mit uns, dabei sah er freilich mehr auf den Inhalt als auf grammatische Silbenstechereien und ihm verdanke ich es zum Teil, daß ich jetzt noch die Klassiker lese, wenn ich auch bei einer Maturitätsprüfung schlecht bestünde.

Hier und da ließ er auch „deutsch schreiben" das heißt, er gab uns einen Stoff, den wir behandeln mußten. Auch Metrik lehrte er; wir trampelten ganz lustig in Hexametern und flickten Jamben zusammen. Das gelang aber nicht jedem. Einmal hatten wir den Herbst zu besingen; ich erinnere mich, daß ein Kamerad bei mir Hilfe suchte. Ich steckte ihm die Reime zu:

„O Wälder, wo sind eure Vögel,
O Wirtshäuser, wo sind eure Kögel?"

Sie wurden unter schallendem Gelächter vorgelesen. Inama ist jetzt Priester in Nordamerika; sollten ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen, so mögen sie ihm zeigen, daß ich mich seiner dankbar erinnere.

Aber nicht überall war es mit dem Unterricht so leidlich bestellt.

An einem Mönchsgymnasium hielt ein Professor, der den Homer frischweg einen „Zochen" nannte, folgenden Vortrag: „Mei wißt's wol: der Goethe ist halt a Fack g'wöst und was ist dös an der Iphigenie? Der Thoas hat sie halt heiraten wöll'n, sie hat 'n aber nit g'mögt und nachher hat er a Weil brummelt und hat sie endlich laffen laßen. Ist lei nix dahinter als a narret's G'röd."

Unser Katechet David Moriz, in seiner Art ein pflichttreuer Priester, war ein langweiliger Pedant, den man jedoch zu Innsbruck für einen großen Gelehrten hielt, weil er in sein ungeheures Gedächtnis alle Werke stampfte, die bei den Buchhandlungen einliefen und ihm als Zensor vorgelegt werden mußten. Einmal besann er sich, ob er einem Trinkliede Senns das „admittitur" erteilen solle, denn er befürchtete, es

möchte dadurch jemand zu Fraß und Völlerei verleitet werden! Diesem unglücklichen Dichter tat er viel zuleide, dafür widmete er ihm einige Sonette, wie alles der Art von vernichtender Schärfe. Sie wurden durch boshafte Leute weit verbreitet.

Seine langen Predigten, die er uns jeden Sonn- und Feiertag ohne die Stimme zu heben oder zu senken aus einem Heft vorsandelte, waren kein Harfenspiel. Dennoch fanden auch sie Bewunderer und wurden, weil er sie sorgfältig ausbosselte als Muster der Beredsamkeit gepriesen. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er im blauen Kragenmantel auf der Kanzel steht, die kurzgeschnittenen weißen Haare starrten wie Borsten empor, die Haut des Gesichtes war wie Pergament, dessen Farbe sich schwerlich auf der Palette eines Malers fand. Mir war er nicht abgeneigt, weil ich gelegentlich das Sonntagsevangelium auswendig lernte und ihm einmal sogar eine Skizze seiner Predigt überreichte. Aber ein zweitesmal nicht wieder. — Ob der Mann wohl in seinem Leben einmal lächelte? Näheres wußte niemand von ihm. Er war aus Imst — 1781 — gebürtig, verschwand, nachdem er sein Lehramt niedergelegt als Beichtvater bei den Ursulinerinnen und starb, wohl von niemand betrauert oder angefeindet 1860. Einzelnes bietet Wurzbach über ihn; ich trage eine kleine Geschichte nach, die seinen Horizont und unsere Zustände unmittelbar nach 1848 und also auch vorher charakterisiert. Im April hatte ein Platzregen die Knöllchen der Feigwurzel bloßgelegt. Weiber aus St. Nikolaus sahen dies und glaubten, es sei ein Erdäpfelregen. Sie sammelten, was sie im Hofgarten und

der englischen Anlage unter den Büschen fanden. „Ich habe recht viel von dieser himmlischen Speise gegessen," hörte ich eine sagen. Der Redakteur der Innzeitung, Franz Wiedmann, machte sich nun darüber lustig. Allsogleich trat unser David gegen diesen Goliath in die Schranken: Ob er es für unmöglich halte, daß Gott noch ein Wunder tue? — Jener mußte klein beigeben, sonst wären die frommen Frauen wohl mit Besen angerückt. Auf dem Marktplatze hatte ihn kurz vorher ein Bauer als Freimaurer und Lutheraner beim Bart gezerrt. Da war nicht zu spaßen. Jetzt sind unsere Katholiken gegen Andersgläubige, besonders wenn sie Geld bringen, nicht mehr so grimmig. So möge denn unser Moriz für immer unter der Arkade zu Innsbruck ruhen!

Der Vorstand der Anstalt, Alois Schnitzer, ein wohlmeinender Hypochonder, war nicht unbeliebt, obgleich er mit uns nur dann in Berührung kam, wenn er irgend einen kranken Professor vertreten sollte. Trotz aller Furcht vor der langen, hageren Hopfenlatte und dem finstern Gesicht nannten wir ihn doch stets nur den „Bäckenlouis", weil er der Sohn eines Bäckers war; am Schlusse des Schuljahres hingen ihm einige kecke Burschen Brezeln mit seidenen Schnüren an die Türe; ein Scherz, der in der Stadt viel Gelächter verursachte. Die Gymnasiasten redete er durchgehends mit „Er" an. Besondere Sorge machte ihm die Überwachung ihrer Lektüre; nicht selten überfiel er sie in der Wohnung, durchstöberte dort alles und trug dann brummend Bücher, Schriften und Tabakpfeifen unter dem Arme fort. Desungeachtet lasen wir oft vor

seinen Augen unter den Schulbänken kreuz und quer Ritterromane von Spieß, Kramer und Dellarosa, Volksbücher vom Schinderhannes und Eulenspiegel, darunter auch manches, was nicht für uns geschrieben war. Streng untersagt war der Besuch von Kneipe und Theater; man ließ dafür bei einem Kollegen, der im Wirtshaus wohnte, Bier auf die Stube bringen, rauchte, trank, kartete und erging sich in Roheiten, die unterblieben wären, hätte man vor den Augen der Bürger und so gewissermaßen unter ihrer Aufsicht ein anständiges Gasthaus besuchen dürfen. Das Theater war lockend genug; wir schlichen heimlich zur dunkeln schmutzigen Galerie empor, wo Soldaten und Dienstmädchen Beispiele einer keineswegs platonischen Liebe lieferten. Da war ein junger Mensch aus Ampaß, der sich jeden Kreuzer vom Munde absparte, um ins Theater zu schlüpfen; vor allem bewunderte er die Oper mit ihren Dulcineen und wollte selbst Sänger werden, weil er sich einbildete, eine herrliche Stimme zu besitzen. Er sang und deklamierte häufig, einmal bestieg er vor der Schule die Kanzel und begann mit schrecklichen Gestikulationen die Arie des Sever aus Norma. Plötzlich öffnet sich die Türe; Schüler und Präfekt stehen sich einen Augenblick starr vor Entsetzen gegenüber: jener aus Furcht vor der Strafe, dieser aus Zorn über die Entweihung des Katheders. Der Unglückliche wurde verurteilt eine ganze Stunde auf dem Boden zu knien und erhielt eine minder günstige Sittennote, wozu freilich auch einiges andere beitrug. Er wurde später Benediktiner in Fiecht und krähte als wohlbeleibter Expositus in Terfens lang den Bauern

das Hochamt vor, mit einer Stimme, von der sie am liebsten das „Ite missa" hörten. Weil er jedoch viel erfahren war, wirkte er als braver, vernünftiger Geistlicher und genoß allgemeine Achtung.

In der vierten Klasse hatte ich auch am ersten Mai den einzigen gründlichen Rausch meines Lebens. Der Oheim führte mich mit seinen Söhnen auf die Gallwiese, wo die leckeren Karbonadel mit Rotwein getauft wurden. Der Bodensatz war aber so bitter und ekelhaft, daß ich von dort an nie mehr das Maß überschritt. Zu rauchen versuchte ich als Bube in Reutte, ließ es aber bald, ebenso wie das Schnupfen, das ich den Franziskanern nachmachte.

Sich ein festes Ziel zu stecken und alle Kräfte des Geistes darauf hinzulenken, bedarf reifen Sinnes. Das kann man bei einem Jüngling, der über die Welt und sich selbst im unklaren lebt, nicht erwarten. Er braucht einen weisen Führer, der ihn Schritt für Schritt auf einen Punkt leitet, wo sich dem Auge eine Übersicht erschließt und er sich über Vergangenheit und Zukunft besinnen kann. Dieses ist die Krone der Wirksamkeit eines tüchtigen Lehrers, weit weniger kommt es auf die Masse des eingepfropften Materials an. Das halte ich für einen großen Fehler unserer Erziehung, daß sie nicht selten das Stoffliche ohne den Geist anzuregen, vorwalten läßt, nichts zu sagen von der Art so vieler Volksschulen, wo man den Menschen für das ganze Leben versorgt glaubt, wenn er die unverstandenen Fragen des Katechismus Wort für Wort auswendig herzuschnattern weiß. Sätze wie: „Empfangen vom heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau" oder

„Selig der Leib, der dich getragen hat, selig die Brüste, die du gesogen hast“ eignen sich überhaupt nicht für die Schule und regen höchstens die Kinder zu Fragen an, die man ihnen vorläufig nicht beantworten kann. Ein plumper Katechet erklärte den Mädchen: „Ja, wißt's, Maria hat halt nie mit an Mannsbild z' tun g'habt“. Dazu könnte als Illustration ein Bild von Gabriel Rosetti dienen: Sie kauert halb angezogen, mit aufgelösten Haaren auf dem Bette, wie der Engel zu ihr eintritt. Noch drastischer ist die Geschichte in einer Dorfkirche in Kärnten dargestellt, so drastisch, daß ich den heiligen Geist bei seiner Arbeit gar nicht zu beschreiben wage.

Ich tappte unsicher nach allen Seiten, las planlos, was mir in die Hände fiel und lernte weder eine rechte Verwendung der Kraft, noch ein sicheres Maß halten. So fand ich zwar, wie jeder, dem es ernst ist, stets aus der Verwirrung den rechten Weg, aber oft nach viel verlorener Kraft, nach viel verlorener Zeit. Es ist schon manches löbliche über Autodidaxis gesagt worden — und zum Teil mit Recht: durch sie werde jeder Besitz echter, wahrer Besitz und in der Mühe selbst liege der reichste Lohn; er fehlt ihr jedoch leider oft das Urteil über den Wert des Erworbenen, das sie wegen des Aufwandes von Anstrengung überschätzt und sie vermag eben deshalb die Bezüge der Dinge nicht immer richtig zu bestimmen. Da braucht es denn wieder Zeit um zu berichtigen, und man dreht sich lange im Kreise herum, während uns der Ruck einer geschickten Hand schnell in die Mitte des Gegenstandes versetzt hätte.

Diese Übel mußte ich alle selbst erproben, doch förderte mich bei ihrer Überwindung das leidige Instruieren, das schon manchen talentvollen Studenten aufrieb und zugrunde richtete. Weil viele Knaben zur Prüfung nicht lernten, was sie hätten lernen sollen und doch ein bestimmtes Maß des Wissens, wenn auch nur mechanisch, erreichen mußten, war es nötig, daß sie zu Hause von Instruktoren Nachhilfe erhielten: ein undankbarer Dienst, bei dem mittellose Jünglinge der höheren Kurse ihre Zeit für eine Bezahlung elender, schlechter als sie ein Holzhacker erhielt, verkauften, um sich den dürftigen Unterhalt zu sichern. Auch ich war gezwungen, dieses Mittel zu ergreifen. Da ich nun Knaben in den Gymnasialgegenständen, Mädchen in Geschichte und deutscher Sprache unterrichten sollte, mußte ich diese Fächer ernstlicher, als für eine gute Note in der Schule genügt hätte, anfassen, und weil ich einen Ehrgeiz darein setzte, daß mich meine Zöglinge verständen, auch nachdenken nicht blos über die Sache und ihre Grundbegriffe, sondern auch, wie man sie am besten überliefere. So erhielt ich wenigstens in dem engen Kreise, wo ich mich bewegte, einige Sicherheit. Darüber hinaus fehlten mir die Mittel fast gänzlich. Aber die Universitätsbibliothek? — Die wird in jedem Zweige menschlichen Wissens mehr Stoff geboten haben, als einem zu bewältigen möglich! Allerdings! Doch herrschte hier an und für sich eine sehr strenge Zensur, und dann mußten wir Gymnasiasten stets einen vom Professor unterfertigten Zettel vorlegen, worauf das Werk, das uns der Skriptor anzuweisen hatte, genannt war. Da beschränkte man sich, um fleißig zu

erscheinen, fast nur auf Erläuterungen des in der Schule Vorgetragenen. Bat man um irgend etwas anderes, hieß es gleich: „Wo will er hinaus? Er hat an den Büchern für die Schule genug!“ Ja, es war dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen!

Die Klassiker hatten für mich zunächst nur stoffliches Interesse, ich las die Lateiner mit Interlinearversionen, bis ich allmählich erstarkte und mit einem guten Lexikon selbst weiter kam, die Griechen in den besten Übersetzungen, doch ließ ich die Dramatiker vorläufig liegen. Erst bei Homer ging mir ein Licht auf. Ich kaufte mir die Grammatik von Tiersch und eine Ausgabe der Ilias mit Scholien, auf diesen Krücken krabbelte ich von Rhapsodie zu Rhapsodie; hatte ich eine sprachlich und sachlich durchgenommen, so las ich sie von vorn und schaute freilich Dinge, von denen es mich zuerst wunderte, daß man in der Schule nichts davon höre. Bald aber kümmerte ich mich um diese wenig mehr; ich machte meine Aufgaben, lernte die Themata, und suchte meinen eigenen Pfad.

Lang meinte ich, ich sei eigentlich zum Maler bestimmt. Doch abgesehen davon, daß ich in diesem Falle mit einer Art Naturnotwendigkeit mir hätte Bahn brechen müssen, oder auch am Versuche zugrund gegangen wäre, belehrte mich über die Irrigkeit jener Voraussetzung auch noch Folgendes. Sieht ein Maler oder Plastiker ein Werk, das ihn durch Gestalt und Form tief ergreift, so fühlt er sich angeregt in seiner Sphäre zu schaffen; mir geschah und geschieht es jedoch, daß ich von einer Statue, einem Gemälde, das meiner geistigen Individualität entspricht, poetisch gestimmt

werde. Vielleicht ist ein großer Teil jener schönen Epigramme der Anthologie aus einer ähnlichen Quelle ensprungen. Von den Griechen lernte ich vorzüglich, wie man die Natur für die Zwecke der Kunst anzuschauen habe. In diesem Sinne waren sie ohne Zweifel große Realisten, doch schufen sie nicht nach der äußern, sondern aus der geistigen Anschauung der Natur und eben deswegen sind ihre Gestalten plastische Typen, während jetzt mancher wunder was geleistet zu haben wähnt, wenn er das Individuum als solches mit allen Warzen, Falten und Härchen hinstellt. Wer natürlich malen kann, hat noch nicht die Natur gemalt und eine Voraussetzung der Kunst ist noch nicht die Kunst selbst. Diese Art Realismus ist allerdings sehr realistisch, nur nicht oder blos zufällig künstlerisch, sie ist der Gegensatz von jenem ebenso unkünstlerischen falschen Idealismus. der vor der derben Wirklichkeit die Augen schließt, oder sie durch mystische Zauberformeln in Rauch aufzulösen strebt. Da bleiben Subjekt und Objekt völlig unvermittelt. Die Idee, die beide verbindet, aber nur zu oft mit dem sogenannten Ideal vrwechselt wird, steht auch über beiden, wer daher im einen oder andern befangen bleibt, ohne daß sich ihm jene offenbart, ist stets nur ein halber Künstler. Ebenso im Leben, in der Geschichte! Das Ideal ist nur zu oft Traum, Willkür, Phantasie; — die Idee Geist, Freiheit, Wirklichkeit und ein Idealist zu heißen für einen Mann wahrlich kein Lob.

Ein bischen Mathematik wurde uns in der Schule vorgekäut, ich hatte große Vorliebe für das Fach, so daß ich meinen Mitschülern schwierige Sätze erklären konnte, wie sollte ich aber weiterkommen, da mir niemand

nachhalf? Der Professor wußte selbst nicht mehr, als er eben für die Schule brauchte. Ähnlich ging es mir mit den Naturwissenschaften. Ich war froh, wenn ich gelegentlich den Namen einer Pflanze oder eines Steines erfragen konnte, und aus Reisebeschreibungen einiges über fremde Länder erfuhr. Die wichtigsten Sternbilder lernte ich mühsam mit Hilfe eines alten Globus kennen, den ein Freund in der Rumpelkammer seines Hauses entdeckt und mir geschenkt hatte. Wußte ich auch nicht der Natur mit dem krausen Schlüssel des Experimentes Geständnisse abzuzwingen, so war ich mit ihr doch in einem um so innigeren Verkehr der Empfindung, der aus ganz gesunden Wurzeln hervorging. Schon als Knabe liebte ich die Einsamkeit und Waldesdunkel; mit reger Anteilnahme folgte ich den Erscheinungen des Himmels, dem irren Flug der Wolken, nachts sah ich mit Staunen das geheimnisvolle Wandeln der Sterne, doch auch das Kleinleben der Kerfe und Vögel entging meinem Blicke nicht. Allmählich erschlossen sich die Sinne für die Schönheit der Alpenwelt, für die Erhabenheit der Berge, für den Wechsel des Lieblichen und Großartigen der Täler, besonders in den Ausläufern des Hochgebirges gegen die Ebene. Jede freie Stunde trieb ich mich im Feld und Gebirge herum, eine Fülle ungeahnter Herrlichkeit tat sich auf und, mit offenem Auge dem Laufe der Jahreszeiten folgend, erkannte ich nicht bloß das Neben- sondern auch das Nacheinander der Dinge: wie eines dem andern entspringt und die Umgestaltung des einen das andere voraussetzt. So hatte ich die Einheit des vielen, des mannigfaltigen längst geahnt, eh' mir das Werk eines

Philosophen dies in logischer Schlußfolge bewies. Besaß ich irgendeine Anlage zur Poesie, mußte sie hier erwachen und sich zunächst, weil ich mich nur von Anschauung nährte und mir das Leben der Tat entrückt bliebt, in jener Zwittergattung lyrischer Beschreibung entfalten, von der die deutsche und englische Literatur so prächtige Edelsteine zeigt, die aber leider oft durch Vermischen der Gattungen das ästhetische Urteil verrückten und die Anerkennung reiner Kunstwerke hemmten.

In Tirol ließ man sich stets Zeit und war daher so ziemlich zwanzig Jahre hinter dem jedesmaligen Stande der Literatur zurück, deswegen erhielt ich vom Neuesten, was freilich nicht schade war, sehr wenig, vorzüglich aber Dichter wie Hölty, Salis, Matthisson, Geßner, oder auch die Satiren Rabeners, welche ich, obwohl sie mir wegen ihrer Spießbürgerlichkeit innerlich widerstanden, pflichtgemäß hinunterwürgte, weil der Verfasser im Reigen der sogenannten deutschen Klassiker prangte. Ich lernte die Dinge bald ansehen, wie sie diese Dichter besangen, das heißt: wie sie eigentlich nicht waren und meine Auffassung blieb lange Zeit befangen. Ein Auge, daß den Sachen ihr Recht läßt und in dieselben nichts hineinschaut, was nicht herausschaut, ist überhaupt unter den Gebildeten viel seltener als man glaubt, und wenn hier ein Umschwung eintritt, so darf man dies, ohne zu fehlen, als ein Verdienst der erwachenden Liebe zur Naturwissenschaft betrachten. Ich verdanke die Befreiung von sentimentalen Angefühlen ebensosehr dieser als den Griechen.

Die Jugend macht gern Propaganda, so zog auch

ich meine Gefährten bei denen jedoch die Quelle der Dichtung bald mit der Jugend vertrocknete, in den poetischen Zauberbann. Der liebste darunter war mir Adolf Wildgruber, der eine Leichtigkeit der äußeren Form besaß, um die ich ihn oft beneidete, indem ich mit Vers und Reim sehr zu ringen hatte. Er blieb aber bald auf einer gewissen Stufe stehen: sein Bändchen „heiliger Gedichte", würden Leser, die vom Verfasser nichts Genaueres wissen, nach Stil und Inhalt in die Zeit Klopstocks und des Hainbundes zurückversetzen. Wir bildeten einen Verein, der unter dem Titel „Eiche und Buche" eine geschriebene Wochenschrift herausgab, wo unsere poetischen Versuche niedergelegt wurden. Die Aufschrift „Eiche" sollte auf einen Zusammenhang mit den Barden, „Buche" auf unsern beliebtesten Waldbaum deuten. Übrigens waren wir nicht die ersten, die von den Alpen Tirols zum Parnaß emporklommen. Die Litteraturgeschichte kennt Zoller Primisser, Weißenbach; sie hat den Kreis der „Alpenblumen" verzeichnet und auch Johann Senn nicht vergessen, dessen Gedichte 1838, zur Zeit als wir im Gymnasium den Pegasus bestiegen, herauskamen. Wir wußten damals seine Poesie nicht zu würdigen. Ein Urteil über ihn, mit dem wir alle übereinstimmten, enthält ein Brief Wildgrubers an mich: „Von Senn habe ich vieles gehört, er soll ein tiefer Denker und in der Geschichte sehr bewandert sein. Aber seinen Gedichten fehlt das jugendliche Feuer, desto passender sind sie vielleicht für unsere denkende Zeit. So hat denn Tirol auch einen Dichter, sonst ist es in bezug auf Literatur wohl das Böotien in Deutschland."

Wir betrachteten ihn neugierig, wenn er durch die Gassen schlich: ein kleiner, kurzstockiger Mann, den zerknitterten Zylinder tief im Nacken, der mächtige Kopf hatte auffallende Ähnlichkeit mit dem Beethovens, um die felsige bleiche Stirn flatterten wie die Schlangen der Medusa lange schwarze Locken, die Augen blickten düster, der Mund war herb geschlossen. Die Züge waren der Ausdruck seines Schicksales. Oft saß er in der Bibliothek, einen Band Hegel „des Denktieres" vor sich ohne nur aufzublicken oder sich um jemand zu kümmern.

Damals näherten wir uns ihm nicht; was hatten wir windige Bürschlein bei dem Mann der Ideen, der Schmerzen zu suchen? Später wurde ich durch Purtscher mit ihm bekannt, als Professor sah ich ihn gelegentlich im Kaffeehause, wo er gewöhnlich ein Gläschen Rum schlürfte. Ich konnte mir nun vorstellen, mit welcher Ironie er uns vor Jahren begrüßt hätte, etwa wie ein Uhu einen Schwarm Zeisige.

Bisweilen sagte er mit bitterem Humor: „Meine Mutter hat mich in den April geschickt!" denn er war am ersten dieses Monates geboren. Sein Vater, der Landrichter von Pfunds verteidigte in den neunziger Jahren die Rechte der Bauern und Bürger gegen die Anmaßungen der „privilegierten" Stände scharf und schneidig und beteiligte sich an den ruhmvollen Kämpfen von 1809. Er wurde nach Wien versetzt, wo er bald starb.

Johann studierte die Rechte. Aufgenommen in einen Kreis strebsamer Jünglinge, befreundete er sich mit Feuchtersleben und Schubert, der zwei oder drei

ich meine Gefährten bei denen jedoch die Quelle der Dichtung bald mit der Jugend vertrocknete, in den poetischen Zauberbann. Der liebste darunter war mir Adolf Wildgruber, der eine Leichtigkeit der äußeren Form besaß, um die ich ihn oft beneidete, indem ich mit Vers und Reim sehr zu ringen hatte. Er blieb aber bald auf einer gewissen Stufe stehen: sein Bändchen „heiliger Gedichte", würden Leser, die vom Verfasser nichts Genaueres wissen, nach Stil und Inhalt in die Zeit Klopstocks und des Hainbundes zurückversetzen. Wir bildeten einen Verein, der unter dem Titel „Eiche und Buche" eine geschriebene Wochenschrift herausgab, wo unsere poetischen Versuche niedergelegt wurden. Die Aufschrift „Eiche" sollte auf einen Zusammenhang mit den Barden, „Buche" auf unsern beliebtesten Waldbaum deuten. Übrigens waren wir nicht die ersten, die von den Alpen Tirols zum Parnaß emporklommen. Die Litteraturgeschichte kennt Zoller Primisser, Weißenbach; sie hat den Kreis der „Alpenblumen" verzeichnet und auch Johann Senn nicht vergessen, dessen Gedichte 1838, zur Zeit als wir im Gymnasium den Pegasus bestiegen, herauskamen. Wir wußten damals seine Poesie nicht zu würdigen. Ein Urteil über ihn, mit dem wir alle übereinstimmten, enthält ein Brief Wildgrubers an mich: „Von Senn habe ich vieles gehört, er soll ein tiefer Denker und in der Geschichte sehr bewandert sein. Aber seinen Gedichten fehlt das jugendliche Feuer, desto passender sind sie vielleicht für unsere denkende Zeit. So hat denn Tirol auch einen Dichter, sonst ist es in bezug auf Literatur wohl das Böotien in Deutschland."

Wir betrachteten ihn neugierig, wenn er durch die Gassen schlich: ein kleiner, kurzstockiger Mann, den zerknitterten Zylinder tief im Nacken, der mächtige Kopf hatte auffallende Ähnlichkeit mit dem Beethovens, um die felsige bleiche Stirn flatterten wie die Schlangen der Medusa lange schwarze Locken, die Augen blickten düster, der Mund war herb geschlossen. Die Züge waren der Ausdruck seines Schicksales. Oft saß er in der Bibliothek, einen Band Hegel „des Denktieres“ vor sich ohne nur aufzublicken oder sich um jemand zu kümmern.

Damals näherten wir uns ihm nicht; was hatten wir windige Bürschlein bei dem Mann der Ideen, der Schmerzen zu suchen? Später wurde ich durch Purtscher mit ihm bekannt, als Professor sah ich ihn gelegentlich im Kaffeehause, wo er gewöhnlich ein Gläschen Rum schlürfte. Ich konnte mir nun vorstellen, mit welcher Ironie er uns vor Jahren begrüßt hätte, etwa wie ein Uhu einen Schwarm Zeisige.

Bisweilen sagte er mit bitterem Humor: „Meine Mutter hat mich in den April geschickt!“ denn er war am ersten dieses Monates geboren. Sein Vater, der Landrichter von Pfunds verteidigte in den neunziger Jahren die Rechte der Bauern und Bürger gegen die Anmaßungen der „privilegierten“ Stände scharf und schneidig und beteiligte sich an den ruhmvollen Kämpfen von 1809. Er wurde nach Wien versetzt, wo er bald starb.

Johann studierte die Rechte. Aufgenommen in einen Kreis strebsamer Jünglinge, befreundete er sich mit Feuchtersleben und Schubert, der zwei oder drei

Gedichte von ihm komponierte. Einmal wollte sich ein Spitzel einschleichen, man warf ihn hinaus. Nun griff die Polizei zu und fing die Mitglieder der Gesellschaft zusammen. Man bemächtigte sich ihrer Papiere. In einem Tagebuch hieß es: „Senn ist der einzige Mensch, den ich fähig halte für eine Idee zu sterben!" — Eine Idee in Österreich, das konnte nur die Republik oder sonst ein unter dem System, das man fälschlich nach Metternich benennt, denn dieser hatte auf die inneren Angelegenheiten keinen Einfluß, — verbotenes Naschwerk sein. Man behielt ihn in Haft und schob ihn endlich nach Tirol ab. Im Staatsdienste hatte er nichts mehr zu hoffen, er nahm daher für ein Muttersöhnchen Einstandsgeld und wurde Kaiserjäger. Als solcher machte er den Feldzug von 1831 in Italien mit. Nachdem er es bis zum Leutnant gebracht, verließ er mit einer kleinen Pension das Heer, angeblich wegen Leberleiden. So stand er nun da: arm, ohne Gönner und Freund, ohne Aussicht auf die Zukunft. Erst wendete er sich nach Salzburg, wo er bei seinem Freunde dem nachmaligen Statthalter Fischer als Tagschreiber eintrat; als sich dieses Verhältnis gelöst hatte, kehrte er nach Innsbruck zurück, wo er nebenbei als Winkeladvokat einiges verdiente. Eines der edelsten Opfer des vormärzlichen Österreich schlug er vergebens gegen die dunkeln, ehernen Kerkerwände, lange Zeit hielt ihn seine Energie aufrecht, endlich versank er in den trüben Wellen, während er alle Qualen eines langsamen geistigen Todes erduldete. „Es ist nichts, glauben Sie, es ist alles nichts!" rief er oft mit dumpfem Lachen.

Sein Jugendfreund R. Bruchmann, Provinzial der

Redemporisten in Deutschland schrieb mir über ihn: „Seit dem Schlusse des Jahres 1827, also seit beinahe 32 Jahren hat meine Verbindung mit Senn aufgehört. Er war von der Höhe eines idealen Lebens in eine traurige Wirklichkeit herabgesunken, aus der er sich ungeachtet mancher Lichtblicke nicht mehr bis zu seinem Tode zu erheben vermochte. Ein großes außerordentliches Talent voll Poesie und Schärfe des philosophischen Gedankens ist in ihm untergegangen."

Senn starb am 30. September 1857. Er liegt auf dem Militärfriedhof begraben. Mit gesammelten Beiträgen errichtete ich ihm einen Denkstein, rohe Hände haben ihn schwer beschädigt, — an jedem Allerseelentage schmückten meine Kinder seinen Hügel mit einem Mooskranze und Tannenzweigen. An seinem hundertjährigen Geburtstage rührte sich keine Hand ihn zu feiern, — das ist das Los eines Dichters, dem Tirol sein schönstes Ehrenlied verdankt! Es wird noch fortklingen in der Nacht, die auch den Ruhm meiner Heimat wie alles Irdische verschlingt — leise und leiser, . . . bis es ganz verstummt:

Adler, Tiroleradler
Warum bist du so rot?

Neben uns tummelten aber auch andere Gymnasiasten den Pegasus. So Nikolaus Rothmiller aus Schwaz; an der Totenkapelle bewahrt eine gußeiserne Tafel sein Andenken. Er starb 1852 als Priester zu Brixen. Die Elegie „Schloß Freundsberg" war eine Nachbildung von Mathisson, der sein Gedicht auf Hoheneppan machte und mit Bleistift an die Mauer der Kapelle schrieb. Dort konnte man es lange sehen,

bis es endlich übertüncht wurde. Unser Klaus — so nannten wir Rothmiller — bildete sich auf seine Leistung etwas rechtes ein und wir bewunderten sie geziemenderweise. Dann Guido von Unterrichter aus Mariahilf bei Innsbruck. Als alter Pensionist und gewaltiger Nimrod vor dem Herrn verbringt er seine Sommer zu Obsteig und läßt wohl manchmal ein Gelegenheitsgedicht fließen. Seine „Harfe von Alhambra" ist durch die Aufschrift charakterisiert. In weiteren Kreisen wurde Kaspar Speckbacher, der Postmeisterssohn von Obermiemingen bekannt. Er wendete sich dem Staatsdienste zu und wurde nach langen Jahren, die ihm manchen Orden brachten, als Bezirksvorstand von Imst pensioniert. Diesen dreien bot Magnus Beyrer in seiner „Erheiterungsbibliothek", die er 1837 zu Innsbruck bei Wagner herausgab eine Unterkunft. Beyrer war ein Justizbeamter aus Pflach bei Reutte, er gehört in den Kreis der älteren Tiroler Poeten, ohne jedoch etwas Hervorragendes geleistet zu haben.

Wir wurden an der Hand der Poeten, wie es öfters geschieht, zur Erotik geführt. Erotik! Liebe will ich nicht sagen, wenn es der eine oder der andere zu einem bischen Verliebtheit brachte, war das alles. La Rochefoucault hat recht: „Il y a des gens, qui n' auroient jamais été amoureux, s' ils n'avoient jamais entendu parler de l'amour." Unsere poetischen Vorbilder hatten von Chloe, Daphnis und Laura gesungen, da wir ihnen ganz gleichen wollten, so mußten wir nicht bloß ihre Naturgefühle teilen, sondern auch jeder irgendeinen Gegenstand haben, ihm weiche Seufzer und Verse voll Todesahnung, wo die Geliebte sich

auf das Grab setzt und um den zu spät erkannten Schäfer Tränen vergießt, nebst allem Zubehör dieser Poesie zu widmen. Es war lächerlich genug, wenn wir Bengel, die ebenso gut zu Sennern und Bauernknechten getaugt hätten, wie die Kater im März von Empfindungen miauten, die wir eigentlich gar nicht kannten, sondern uns nur anlogen, und dabei Herz und Schmerz, Sehnen und Tränen, Liebe und Triebe, Sonne und Wonne zum Erbarmen verreimten. Indem wir einander gegenseitig erhitzten und steigerten, blieb die Torheit nicht aus. Wildgruber liebte die Tochter des Bräuers im Löwenhaus, die täglich in die Stadt zur Nähterin ging. Da sie um 7 Uhr früh durch die einsame Allee heraufwandelte, war die Zeit recht gelegen, errötend ihren Spuren zu folgen, ebenso abends um fünf, wo sie heimkehrte. Weil er nicht schön war, wollten wir ihm sein Glück nicht glauben; er bestellte uns daher auf den nächsten Tag. So standen wir an einem kalten Wintermorgen mit erfrorenen Nasen hinter einer Gruppe dickstämmiger Pappeln, harrend der Sonne, die da aufgehen sollte. Plötzlich sahen wir ihn jedoch im gestreckten Galopp atemlos daherrennen, daß der rotgefütterte, schwarze Mantel in die Lüfte flog, hintennach fluchend und prustend zwei Brauknechte, derbe Knittel schwingend. Da sie den Leichtfüßigen nicht einholten, drohten sie von weitem ihm die „Haren“ abzuschlagen, wenn er sich noch einmal sehen lasse. Das Mädchen fühlte sich nämlich durch die beständige Verfolgung belästigt und die Eltern machten auf diese nicht sehr idyllische Art der Sache ein Ende. Der Herzensschatz eines andern wohnte in der Sommer-

frische auf dem Mittelgebirge bei Innsbruck. Ihr Anbeter stieg um Mitternacht hinauf, um wenigstens mit dem schnarchenden Engel die gleiche Luft zu atmen. Die Villa war von einem Garten umgeben, wo ein Brunnen stand. Er kletterte über den Zaun, pflückte von Rosen, was er erreichte und verzehrte sie wie ein Käfer, denn vielleicht hatte sie der Saum ihres Kleides gestreift. Darauf trank er vom Brunnen, dessen Röhre ihre roten Lippen wahrscheinlich berührt hatten, wenn sie es nicht vorzog, aus einem Glase den Durst zu stillen. Nachdem er dies mit dem seligsten Wonnegefühl vollbracht, klomm er wieder über den Zaun, purzelte jedoch so heftig auf den Boden, daß er den Hund weckte. Dieser fuhr auf ihn zu, zwickte ihn scharf in die Waden und jagte ihn durch dick und dünn schneller bergab, als er heraufgestiegen war. Was mich betrifft, so war meine Narrheit immer mit Vorsicht gepaart. Ich schnitt zwar als echter Tiroler den Namen der Holden in den Kolben meiner Flinte, stellte mich aber nicht öffentlich blos. Ich mag über diese kleinen Erlebnisse lächeln, spotten nie und nimmer. Trotz aller kindischen Überschwenglichkeiten wehte ein Hauch jugendlicher Poesie durch dieselben, der manchen vor Ausschweifungen schirmte und auch diese Erfahrungen trugen dazu bei, uns mehr und mehr zu reifen.

Es haben sich aus jener Zeit in vergilbten Heften manche Gedichte erhalten, lyrische Spielereien an ein Mädchen, dann ein Wunsch, fast im Tone des Volksliedes:

„Ich möchte wohl ein Adler sein,
Der über Blitzen tront,

> Dann stürmt ich zur Geliebten mein,
> Die ferne, ferne wohnt!"

Ein Spätzlein hätt' es wohl auch getan. Es waren eben Bilder auf die jeder junge Mensch von selbst verfällt. Auch ein Trinklied liegt vor, das ich bei einem Ausfluge der Studenten mit Professor Flir zu Absam dichtete:

> „Flammen, wildes Feuersprühen
> Schenk' ich mir als Leben ein."

Die Not des Daseins wendete bisweilen den Blick nach oben: unfertige, wenn auch tiefgefühlte Verse, in denen protestantische Kirchengesänge nachklangen:

> „Mut, armes Herz, verzage nicht,
> Wenn auch die letzte Hoffnung bricht
> Blick aufwärts zu den Sternen.
> Es wohnt ja über Erdenmacht
> — Sein Schemel ist des Himmels Pracht —
> Gott in den dunklen Fernen."

Diese Plänkeleien zeigen bei aller Unbeholfenheit doch auch Spuren eigenartiger Richtung. So ging es fort etwa bis 1840; da schwollen aus der unklaren Gärung allerlei reimlose Dithyramben empor; sie spritzten ihren Schaum trotzig bis vor den Tron der Götter und bargen die ersten Keime philosophischer Gedanken. Auch Balladen und Romanzen deuteten schon auf den künftigen Erzähler: Am Altare zu Stams stand im goldgestickten Meßgewand ein Mönch und erblickte vor den Stufen seine Geliebte; — der Geist eines mächtigen Königs schwebt nach Jahrhunderten über sein Reich hin und sieht nur noch die Trümmer der Vergangenheit. Stolz auf die Erinnerung versinkt er wieder. — Zur

Politik führten mich die polnischen Gefangenen in der Festung Kufstein, die ich damals noch als edle Märtyrer verehrte. Dann schilderte ich wieder einen Dichter, wie er als Gesandter Gottes vor die Menschen tritt und ihn dann die Polizei fragt, wer er denn eigentlich sei? Oder jene Strophen, die auf meine faustischen Kameraden so großen Eindruck machten:

„Es scheint der Mond herab ins enge Kämmerlein,
Was sinnst du, bleicher Denker, so schweigend und allein?“

Ein sanfter Tod löst alle Fragen des Jünglings, etwa wie Horaz sagte: Mors ultima linea rerum est. Doch genug!

Überall Sturm und Drang! Ich habe diese Splitter einer Zeit voll hoffnungsreicher Ahnung und reiner Begeisterung, die nur zu stammeln, kaum zu singen vermochte, im April 1888 nach einem heftigen Anfalle von Brustkrampf verbrannt, weil ich nicht erwarten kann und darf, daß sich einst jemand um die Marken meiner jugendlichen Entwicklung kümmere, und einem Mißbrauch vorbeugen wollte. Mit Wehmut ruht mein Blick jetzt auf den Blättern, die ein Zufall erhielt; sie erinnern mich an die ersten Flüge einer jugendlichen Phantasie, selten klingt ein neuer Gedanke, ein neues Motiv an, doch deutet mancher epische Strich auf die Zukunft.

Ein Gewinn anderer Art war für mich einige Kenntnis der Musik, soviel sich nämlich mein für Auffassung der Tonunterschiede und ihrer Zeitverhältnisse stumpfes Gehör aneignen konnte. Als Knabe durfte ich deswegen in Kirche und Schule nicht mitsingen, und gegen meine Versuche, geigen zu lernen, legte die

ganze Nachbarschaft Protest ein. Ein Troubadour muß sich jedoch auf die Kunst der Töne verstehen und was für ein Instrument hätte sich da besser geeignet, als die unter den Studenten so beliebte Laute? Ich übte meine ungelenken Finger mit größtem Eifer auf den Saiten; nach einem halben Jahr brachte ich es so weit, daß ich sie rein stimmen konnte und dann gelang es mir, irgendein leichtes Stückchen leidlich zu klimpern oder die Flöte zu begleiten. Im Fasching saß ich mit dem Sohne der Quartierfrau auf dem Tische und spielte den Schlossergesellen zum Tanz. Auch Wildgruber, der sehr tüchtig Violoncell spielte und sich seinen Unterhalt zum Teil dadurch erwarb, suchte mich immer für Musik anzueifern. In einem Brief — obwohl wir uns täglich sahen, schrieben wir einander, — äußerte er sich darüber sehr kräftig. Ich teile diese Stelle mit, weil sie die Art unseres Verkehres im allgemeinen und ihn insbesondere charakterisiert: „Unter uns gesagt, kann ich Ignaz Schöpfs Freude an der Musik unmöglich tadeln, im Gegenteil würde ich sie auch bei Dir gerne sehen. Allein diese Freude soll sich nicht blos durch die Neigung, sondern auch durch die Tat äußern: wenn ich mich vielleicht zu unbestimmt ausdrücke, so wisse, daß ich meine, Du hättest gleichfalls zum Gesang Dich verwenden sollen, oder sonst zu was immer für einem Instrumente. Warum solltest Du, der Du doch nach allseitiger Bildung strebst, dies Fach vernachlässigen? Dies schöne Fach! Musik und Poesie sind die Genien, die uns durchs Leben leiten. Wo weht die Liebe sanfter als in der Musik? Wo sind die Gefühle zarter, erhabener, majestätischer? Man sage

auch nicht, daß Musik kein wahres Vergnügen geben könne, weil es ein vorübergehendes ist. Vorübergehend ist ja alles auf diesem Erdenrund, nichts ist ewig dauernd als die Wahrheit und diese ist ja keine Erden- sondern eine Himmelsbürgerin. Die Musik veredelt unser Herz, zähmt unsere Leidenschaft, leitet uns empor zum schönen Himmel. In ihr würdest Du Deine Lieblingswissenschaft, die Mathematik angewendet finden. Aber, wirst Du mir entgegnen: ich lernte ja Gitarre spielen. Das heiße ich so viel als nichts. Dir fehlt schon der Grund und was ist das für eine Selbstunterhaltung, wenn so vieles mangelt. Gesetzt auch, daß Du taktfest seiest und wirklich viel treffest, wirst Du doch sehr irren, wenn Du glaubst, ein guter Lautenspieler zu sein. Dann fehlt der Vortrag, der schöne Vortrag, den man sich ohne Leitung nie angewöhnen kann, weil man auch all die Feinheiten, die ein anderer, der zuhört, so leicht bemerkt, und die leise, biegsame Wendung in mancher Stelle vermißt. Ich habe mich da weiter verbreitet als ich wollte. Nichts für ungut!"

Sein Zureden half aber nicht viel.

Nachdem ich allmählich zur Einsicht gelangt, daß ich es als Musiker nie zu etwas bringen werde, hängte ich die Laute für immer an den Nagel. Ich habe es übrigens oft beklagt, daß ich für diese Kunst so wenig Anlage besitze, und war jedem Senner neidig, der so recht aus voller Brust seine Lust von einer Bergspitze über alle Täler hinausjodelte. Übrigens war die aufgewendete Zeit nicht verloren; mein Geschmack, die Freude an der Musik entwickelte sich und ich suchte gern den seltenen Genuß trefflicher Tonwerke. Dieser

Mangel an musikalischem Talent ist um so auffallender, da die Natur mein Ohr für den Rhythmus der Sprache und ihren Klang sehr gut entwickelt hat.

Den Versuch tanzen zu lernen, gab ich vorläufig auf, selbst dem elastischen Walzer, wo der Leib ganz vom Takt getragen wird, mußte ich entsagen, denn ich stampfte meiner Dame entweder auf den Fuß oder ruderte sie in eine Ecke. Dennoch war ich stark und kräftig, durch das Bergsteigen so gewandt, daß es mir im Sprung oder Lauf kaum jemand zuvortat.

In ein neues Geleise brachte mich die Religiosität. Zwar war ich bisher stets gläubig geblieben; ich zweifelte an keinem Dogma des Katholizismus und erfüllte alle Forderungen desselben in bezug auf Kirchenbesuch und Beichte. Allein ich tat es nur, weil es so hergebracht war und wurde bloß äußerlich berührt, wie gar manche, die ohne Nachdenken Katholiken bleiben, weil sie einmal in dieser Religion geboren sind. Solche Gewohnheitsmenschen sind eigentlich vielen Priestern am liebsten; sie rauben dem Klerus nie den Schlaf, verursachten ihm durch keinen Skandal Sorge und verfehlen den breitgetretenen Pfad zum Himmel nicht.

Mir stiegen wegen meiner Verliebtheit Bedenken auf. Ich weiß nicht mehr, was dazu den nächsten Anlaß gab; vielleicht das Lesen der Bekenntnisse des heiligen Augustin, genug: sie waren aufgestiegen. Ich beschloß, mich in der Beichte Rates zu erholen. Wär' ich auf einen Geistlichen alten Schlages gestoßen, dieser hätte die Sache als das aufgefaßt, was sie war, und mich klug aus der Torheit weggeleitet. Dem von mir gewählten war aber Christus nicht christlich und der Papst

nicht päpstlich genug. Jetzt sind solche Eiferer zahlreich und mächtig; jene guten Greise, die den Menschen Menschen sein ließen, wankten allmählich dem Grabe zu. Mein Beichtiger war sogleich von der ungeheuren Sündhaftigkeit meines Tuns überzeugt, versagte mir die Absolution, wenn ich nicht schleunigst dieses Treiben aufgebe und bestellte mich nach acht Tagen zur Generalbeichte, wo ich über mein ganzes vergangenes Leben Rechenschaft ablegen sollte. Um mich vorzubereiten, lieh er mir verschiedene Bücher. Ich erschien ganz zerknirscht. Von nun an wurde ich ein Mucker, lief in jeden Rosenkranz, betete nachts mit ausgestreckten Armen und auf Scheitern kniend, und kehrte alle acht Tage im Beichtstuhl ein. Wohl begreifend, daß mich der Schrecken in die Kirche gejagt, aber schwerlich dort lange festhalten werde, machte er mich auf die Schönheit des Gottesdienstes, die tiefen, mystischen Beziehungen desselben, die naive Frömmigkeit der Legenden aufmerksam und richtete all mein Denken und Dichten auf Maria, als das reine Urbild der Weiblichkeit. Ich lernte sie lieben, wie ein Ritter des Mittelalters jene Prinzessin von Byzanz, von der er nicht einmal den Schleier gesehen. Vor Entzückung übertrug ich jeden Reiz, alle Wunder des Lebens auf sie, die eine Krone von Sternen um die jungfräuliche Stirn, den Mond zu Füßen der Schlange den Kopf zertritt.

Das ist begreiflich.

Ich war im Alter erwachender Geschlechtlichkeit. Diese nimmt bei poetischen Jünglingen zuerst einen idealen Flug, bis später eine wahre Liebe Seele und Leib auf dem Weg der Natur und dadurch rein und

lauter erhält. Der Heiligenschein verklärter Himmelsbräute kann nicht den Teufel der Versuchung vom Kopfkissen der armen Mönche verscheuchen; diese Himmelsbräute sind selbst oft nur der Versucher in anderer Gestalt. Die Legenden wissen davon zu erzählen.

Uruntur Cypriis castissima pectora flammis!

steht in der Abtei zu Fiecht unter dem Bilde Benedikts von Nursia und seiner Genossen, die sich in Dornen und Nesseln wälzen, um die Brunst des Innern zu kühlen.

Im Mittelalter, wo diese Strömung allgemein herrschte, wäre aus mir vielleicht ein pater exstaticus geworden; hätte man mich in ein Seminar gesteckt, wo alles Fremdartige hermetisch ausgeschlossen bleibt, würd' ich die Weihen empfangen haben, wie viele andere, um dann, wenn es zu spät, desto schrecklicher zu erwachen. Vor dem äußersten schützte mich jedoch einerseits die Liebe zum klassischen Altertum, diesem Urborn männlicher Gesundheit, andererseits wehten mich die Ideen an, die in der modernen Luft schweben. Gewohnt, einen Gegenstand, den ich ergriffen, lebhaft nach allen Seiten zu wenden, tat ich es auch hier. Mehrere Zweifel tauchten mir von selbst, einige aus Büchern auf. Ich trug sie dem Beichtvater offen vor, dieser suchte sie zu widerlegen, erklärte jedoch, daß schon der Zweifel Sünde sei und mich unabwendbar ins Verderben stürze. Die Kirche wolle den Glauben und nur den Glauben. Da hörte ich einmal: der heil. Paulus habe gesagt, aller Glaube sei aus Gott. Nun brütete ich in finsterer Angst, gequält von der Sorge, außer der Gnade Gottes zu sein. Ich konnte nicht so mir nichts dir nichts glauben, was war zu tun? Wie

sehr mich damals mein Inneres in Anspruch nahm, ergibt sich daraus, daß ich in dieser einzigen Zeit ein Tagebuch innerer Beschaulichkeit führte, denn ich war sonst zu unmittelbar auf das Leben gerichtet, um mich solcher Selbstbespiegelung hinzugeben. Ein Gedicht, das ich darin aufgezeichnet finde, drückt mein Schwanken aus und erinnert mich lebhaft an die Seelenkämpfe jener Tage. Ich weiß mich an die Entstehung noch wohl zu erinnern; an einem herrlichen Fronleichnamsmorgen ging ich auf dem Rennplatz spazieren und hörte von fern das Gebet der Festprozession.

Ach ich habe schweren Kampf gerungen,
Da kein Freund mein stummes Weh verstand,
Und von schwarzer Traurigkeit bezwungen
Mir die Kraft, des Lebens Mark, entschwand.

Einsam war ich, trug die grimmen Qualen
In die Öde, in den dunkeln Wald,
Wie in Ruinen, wie in Grabeshallen
War's in meinem Busen leer und kalt.

Doch gesprungen ist die Eisesrinde
Und gewendet kalten Schweißes Pein,
Nach dem Fluch, der schwer wie eine Sünde
Auf dem Herzen lag, glänzt Sonnenschein.

Endlich kehrt der fromme Glaube wieder,
Bringt die Hoffnung und die Liebe mit,
Nichts mehr drückt den freien Geist darnieder,
Der in Schwermut Todesqualen litt.

Gott, ach Gott! nun kann ich wieder flehen,
Da von mir der düstre Wahn entschwand
Und die Seele nun mit schweren Wehen
Sich der frechen Höllenfaust entwand.

Nicht mehr drängen mich die wüsten Sorgen,
Schnell entfloh der Traum wie Wahnsinnstrug
Und es weckt Natur, ein Schöpfungsmorgen
In des Beters Brust den Seraphsflug.

Und vertrocknet sind die heißen Tränen
Wie der Tau der Morgensonne weicht,
Nur von Ahnung, nur von stillem Sehnen
Ist die bleiche Jünglingswange feucht.

Und im Busen keimen heilig Triebe
Wie im Herz der reinen Gottesbraut,
Weil sie milde strahlt, die Himmelsliebe,
Wird nicht mehr des Fluches Stimme laut.

Da führte mir der Zufall oder soll ich es Schickung nennen? — eine Geschichte der Reformation in die Hand. Wie staunte ich bei den Männern jener Zeit ähnliche Zustände zu treffen, wie sie mir jetzt so viel Pein verursachten. Ich erwarb einige Schriften Luthers und seine Bibelübersetzung. Sie beschäftigte mich Tag und Nacht. Zu meiner Überraschung entdeckte ich, daß gerade jene Dinge, die mir an der katholischen Religion zweifelhaft erschienen, von den Reformatoren verworfen wurden, während der Glaube an Christus und das Heil in und aus ihm den Angelpunkt ihrer Lehre bildeten. Der Rosenkranz des Beichtvaters vermochte nicht mehr mich länger zu fesseln; ich wurde allmählich aus einem frommen Schüler ein Gegner, erst schüchtern, bis ich mit ihm auf Mord und Brand disputierte, daß Luther und Eck eine Freude gehabt hätten. Weil ich seiner Theologie die klaren Worte der Bibel, wie ich sie auffaßte, entgegenhielt, gab es keine Versöhnung mehr; ich stand auf einem anderen Boden.

Voll Freude teilte ich meinen Fund Wildgruber und einigen Freunden mit. Im Jahre 1838 am 10. Dezember um 2 Uhr nachmittags nahmen wir mit tiefer Bewegung das Abendmahl unter beiden Gestalten. Von jetzt an versammelten wir uns immer in meiner Stube, wo ich das Bild Luthers aufgehängt hatte. Das Unheil folgte aber bald. Einer meinte seinem Haß gegen die vor kurzem zu Innsbruck angesiedelten Jesuiten tatsächlichen Ausdruck geben zu müssen, und besudelte nachts ihr Kloster auf sehr unanständige Weise. Man lauerte ihm auf, ertappte ihn, und er erkaufte Straflosigkeit durch Verrat. Da die Ferien bereits eingetreten waren, hielt man es für klüger, kein Aufsehen zu machen, und unterließ die weitere Anzeige. Als ich nach Innsbruck zurückkehrte, fand ich daselbst meinen Koffer, den ich vorausgeschickt, erbrochen und alle auf Religion bezüglichen Briefschaften weggenommen. Meine Quartierfrau behauptete stets fest, nichts davon zu wissen, und so liegen diese Schriften vermutlich noch in den Akten der santa casa. Ich selbst wurde mit keinem Worte behelligt, dafür nahm man Wildgruber ganz besonders ins Gebet, so daß er sich richtig zum katholischen Theologen bekehrte und 1853 zu Feldkirch als Priester starb. Aus dem kleinen Nachlasse stellte unser Freund, der Gymnasialprofessor Otto Vorhauser, ein Bändchen Gedichte zusammen, nicht gerade bedeutend, aber ein liebes Andenken für seine Freunde.

Wildgrubers Zustand nach diesen Kämpfen deutet der folgende Brief an, er deutet an, wie tief diese Kämpfe gingen und sichert ihm wohl die Teilnahme

und das Mitleid jener, die innerlich ähnliches erlebten.

L. F.! Es ist wohl eine geraume Zeit seit jenem Tage dahingegangen, wo ich Dich das letzte Mal sprach und wir uns gegenseitig gelobten, Menschenwohl zu gründen und zu fördern, in welchen Kreis uns auch die Vorsehung hineinführe. Eine lange Zeit! Zwar wollte ich Dir voriges Jahr öfters schreiben, doch —. Aber ich will es jetzt tun und mich vorerst für die Grüße bedanken, die Du mir öfters ausrichten ließest, wenn sie nicht jene schon entgegnet haben, die Dir antworteten. Auch jene ἐπιστολὴ ἐνκυκλική mit den drei Liedern habe ich durch die Hand meiner Freunde empfangen. Das letzte aus dem „Studenten" sprach mich mächtig an und weckte in mir Rückerinnerungen der vergangenen Tage — schöne Tage frohen Aufschwunges und begeisterten Sanges. Ja was da in früherer Zeit mich gehoben, das klang wieder in der Seele, als ich das Lied las und wieder las. Schöne verflossene Tage — aber auch Tage des Widerspruches, fürchterlich kontrastierend gegen das Leben! Mir graut vor der Erinnerung wie wir da standen, mit dem Hochgefühle in der Brust gegenüber der kalten, toten Menge. Und da war es die heilige Dichtkunst, nach der wir die Arme rangen und Trost im Kampfe erhielten. Doch auch diese schöne Zeit — ach in der schönsten Blüte erstarb sie; denn ein ertötendes Element drang durch. Du kennst es, glaub' ich; denn man sagt, du seiest nicht mehr, was du gewesen und ich gewesen und noch einer. Ha! Glück auf zum neuen Tagewerke! Sag an, Freund! ist es wahr? Ich habe mich losgerissen oder besser nicht ich,

sondern der erwärmende Strahl, der da von oben herab das verkehrte Herz durchbricht, der Frühlingshauch, der die Schollen zertrümmert und neues Leben schafft rundum. Ach, wie ich noch draußen stand, da war es Winter ringsumher — eine weite erstorbene Gegend, Stürme rasten und unheimlich war's überall. Aber in den Schoß der Mutter zurückgekehrt, wie ruht sich's da so sanft, keine Trauer mehr, als beim Gedanken, daß noch draußen vom Sturme herumgetrieben werden, die meinem Herzen so teuer sind. Man sagt auch, der andere sei auch anders geworden, — und Du? — Nur ein Wort als Antwort! — — — —

Seit jenem Tage, den ich oben erwähnt, hab' ich viel gelesen und studiert und auch das Leben hat mich wacker abgebeutelt; aber ich bin zufrieden, hoch zufrieden. Voriges Jahr wie Du vielleicht von Rothmiller weißt, haben wir Odyssee und Hebräisch, heuer im ersten Semester Plato und Hebräisch privatim betrieben, im zweiten machen Vorhauser, Weiler, Wasserer, Kolb und ich Herodot und Hebräisch. Andere haben sich zu anderen Zwecken vereint; es herrscht heuer ein rühriges Leben da. — — Um Ostern wirst Du schwerlich hereinkommen, wie Meister Ignatz Schöpf einmal sagte, daß du nach Bozen wollest. So wünsche ich Dir schriftlich ein frohes Halleluja und erinnere Dich noch zum Schlusse, daß ich eine baldige Antwort sehnlichst erwarte. Indes lebe wohl.

Brixen, 21, 3. 42.

Dein Freund

Adolf Wildgruber.

Von Spionen überwacht wagten die wenigen, welche dem Bunde treu blieben, nicht mehr, die Zusammenkünfte fortzusetzen, sondern jeder feierte zu einer verabredeten Stunde das Abendmahl für sich in der Erinnerung an die Genossen und im Gebete für alle. Endlich löste die Zeit auch diesen unsichtbaren Verein und jeder ging für sich den Weg, zu dem er berufen war.

Ich hatte mich allmählich über diese Seelenstimmungen hinausgelebt, so wie ich auch die Versuche, die Wildgruber wagte, nicht beachtete. Er schrieb, ohne mich zu fragen, unter meinem Namen an den bekannten Romanschriftsteller Spindler; wenn sich in dessen Nachlasse ein solcher Brief findet, so ist er nicht von mir. Ich ließ daher die Verbindungen, welche ich im Auslande behufs eines Übertrittes angeknüpft, wieder fallen, gewiß nicht zu meinem Schaden, denn ich hätte im orthodoxen Luthertum schwerlich eine Heimat gewonnen; der protestantische Geist, den man so oft heraufbeschwört, ist eben nicht der Geist des Protestantismus, er verneint diesen als Religion und religiöse Genossenschaft gerade so wie den Katholizismus; Luther würde ihm als dem Teufel das Tintenfaß zwischen die Hörner werfen und seinen Anhang mit dem Antichrist in die Hölle verfluchen. Er ist als kritischer Geist, vor dem keine Autorität besteht und bestehen kann, nicht der Sohn der Reformation, sondern der Renaissance.

Was ich außerhalb der Kirche suchte, war innerhalb derselben zu finden, wenn ich es bedurfte. Durch die Erschütterungen der Reformation fielen nur einzelne Mörtelbrocken von dem alten gewaltigen Bau,

dessen lockere Quadern durch das Konzil von Trient fester verbunden wurden. Das Prinzip der freieren Forschung war in und neben ihr stets vorhanden, es war als Gegensatz notwendig, daher bemühten sich die Priester vergebens, es durch alle Schrecken der Inquisition auszurotten. Der Protestantismus ist nur eine Episode des Christentumes, ob jetzt schon fertig, wie Lagarde sagt? mögen andere entscheiden. In England wenden sich viele zum verlassenen Schafstalle; mächtig und mächtiger schwillt die katholische Bewegung in Nordamerika, Europa liegt vor unseren Augen, das Feld Petri bietet in einer Zeit wo alles schwankt, manchen einen sicheren Ankergrund. Wer hätte in den Tagen Voltaires, der Enzyklopädisten, des Febronius das gedacht?

Mein Weg führte nicht nach Rom zurück; diese inneren Kämpfe hinterließen jedoch heilsame Wirkungen. Sie vertieften mein inneres Leben, erweiterten mein geschichtliches Verständnis und eröffneten Perspektiven, die ich nie geahnt hätte. Was ich hier andeutete kann Einsichtigen genügen, es weiter auszuführen ist nicht am Platze, so sehr der Gegenstand verlocken könnte.

Treu geblieben ist mir nur das Büchlein De imitatione Christi, dieser stille Freund unzählbarer Menschen. Professor Heidegger lieh es mir, auf meine Bitte durfte ich es behalten. Es enthält eine Summe tiefer Weisheit und Lebenserfahrung, mir ist es auch psychologisch interessant. Alles atmet Ruhe und Frieden, wer aber genauer zusieht, ahnt bald, daß ein leidenschaftliches Gemüt erst nach heftigen Kämpfen und inneren

Krisen zu dieser Ruhe gelangte. Wer es einmal kennen gelernt, schlägt es gern wieder auf, jeder Spruch, den das Auge zufällig trifft, ist bedeutungsvoll und daher stammt wohl der Glaube, daß Thomas von Kempis jedem antworte, der ihn vertrauend fragen will.

Ebenfalls in dieser Zeit — vielleicht etwas früher oder später — machte ich Bekanntschaft mit dem heiligen Augustin. Mit Recht verliehen ihm Maler ein brennendes Herz als Symbol; aus seinen Konfessionen wehte es mich an, wie der Gluthauch schmelzender Lava; mit Spannung begleitete ich diesen Liebessturm, aber nur selten konnte ich mich besinnen oder ausruhen. Die Dogmatik seiner Rechtfertigungslehre beachtete ich wenig, wohl aber eröffnete sich mir ein großartiger geschichtlicher Ausblick. Nur wenige Jahrhunderte liegen zwischen ihm und Horaz, wie ist jedoch die Weltanschauung der Menschheit in so kurzer Frist völlig umgestaltet, ja in ihr Gegenteil verkehrt worden und diese Wandlung hat Augustin an sich selbst erlebt. In der Jugend besuchte er die Schulen der Rhetorik, erfreute sich an den grausamen Gladiatorenspielen, dann führte er stark und scharfsinnig den Ausbau der Kirche weiter, der zum Teil auf seinen Schultern ruht. Darum sind auch Paulus und er kongenial. Man überläßt diese Dinge fast nur den Theologen, da sie jedoch in manchem Sinne eine typische Bedeutung haben, sollte sie kein denkender Mensch ganz übergehen. Solche Fragen mag die Jugend anregen, erwägen wird sie erst das reifere Alter, das eine Summe aus den flüchtigen Erscheinungen des Lebens zu ziehen weiß.

Wenn ich auf diese Tage zurückblicke, wie zerfahren

und planlos erscheinen sie, verloren für jede Entwicklung und doch haben sie mich in die Tiefe geführt und in die Höhe, weil ich über den Stundenpaß des Tages auf das ewige und ideale Maß der Dinge emporsah und wenn ich auch fehlging, doch nicht im schmutzigen Kot zu meinen Füßen liegen blieb!

Auf Heinrich Suso verwies uns Flir, freilich kannte man damals nur die Bearbeitung von Diepenbrock. Ignaz Schöpf hatte Geld, er kaufte das Buch bei einem Antiquar und wir lasen es alle. Uns entzückte besonders die Sprache, so zart, so warm, so innig. Bei ihm und den Mystikern könnten unsere Philosophen tiefsinnige Ausdrücke entlehnen, wenn sie sich nicht bereits eine griechisch-lateinische Terminologie zurechtgeschnitten hätten. Hier war eine lautere Quelle, für ein reines, edles altes Deutsch, aus der man schöpfen konnte, ohne daß man auf Luther wartete, wenn auch die Tragweite seiner Arbeit nur blöder Ultramontanismus verkennen kann.

Für Wildgruber übertrug ich den Epiktet. Auch Senecas Schriften gefielen mir sehr, denn wo hätte die Jugend der Rhetorik widerstanden? In den Briefen an Lucilus, wo er z. B. die Sklaverei bespricht, weht ein Zug moderner Humanität. Er ist stellenweise breit und wiederholte sich, doch sind manche Sätze scharf zugeschliffen, wie Aphorismen. Aber nicht bloß Moralist ist er, die Vorrede zu den questiones naturales erhebt sich auch zu metaphysischen Ideen oft von großer Schönheit.

Dazu gesellte sich später Marc Aurels ἐς ἑαυτόν. Auf der Stirn dieses hohen Mannes, auf seinem ganzen

Wesen liegt ein Schatten von Schwermut und Entsagung wie ihn das naturkräftige klassische Altertum, das mit Adleraugen in die Welt geschaut, nicht kannte, und gerade darum paßt dieser Römer mit den Stoikern nicht mehr in seinen Rahmen. Er geht den Christen parallel, so daß man an nähere Beziehungen dachte, aber er verfolgte sie als Kaiser, weil sie die Pflichten gegen den Staat verweigerten. So regt sich überall frisches Leben unter Trümmern, aber Niobe sah ihre herrlichen Kinder am Lichte der neuen Sonne hinwelken.

Die Muse hat all diese Verirrungen und Kämpfe treu begleitet; den Kern dieser Zeit suchte ich in einem jugendlich übermütigen Drama „Ulrich von Hutten" zu kristallisieren, das aber nicht vollendet wurde, indem ich über den Stoff hinauswuchs, ehe ihn völlig die Form umschlossen, ebensowenig als „Der Student". Von diesen Ansätzen ist freilich ein weiter Weg zu „Fra Serafico" und dem „Zaggler Franz", obwohl sie ein unsichtbarer Faden, der durch Jahre zieht, verbindet.

Am 31. Juli 1838 hatte ich das Gymnasium vollendet und wieder den ersten Preis heimgetragen, was damals noch viel galt, während jetzt Knaben und Jünglinge über solche Kindereien längst hinaus sind und man nur noch alten Eseln Titel und Orden als Prämien anhängt. Ich hatte mir etliche Gulden von meinem Stipendium für eine Ferienreise zusammengespart. Das schwarze Samtkäppchen auf dem Kopf, in der grauen Bluse mit ledernem Gurt marschierte ich zu Fuß nach München, um dort ein Stück Welt zu sehen, — etwas anderes als die Tirolerberge. Wichtig war für mich

der Besuch der Glyptothek. Obwohl ich mich mit den Griechen vielfach beschäftigt hatte, wehte mich immer etwas fremd an, da leuchtete mir plötzlich in jenen Festsälen der Geist antiker Kunst entgegen: das war Leib und Seele. So öffnet uns ein Blick die reichste Fülle einer ungeahnten Zauberwelt, an deren Türe wir in Nacht und Nebel tasteten, doch muß das Auge dafür gereift sein. Dem Studium von Meistern der Plastik und Malerei verdanke ich überhaupt sehr viel für meine poetischen Arbeiten, namentlich weil dort das Maß, ein Hauptgesetz aller Kunst, sozusagen greifbar waltet und ein Verstoß gegen das richtige Verhältnis das Ganze oder Teile unrettbar zerstört.

Zum Schluß will ich noch ein Zusammentreffen mit König Ludwig I. erzählen. Als ich all die Herrlichkeiten der Stadt bewundert hatte, trieb es mich auch in die Au; man hatte mir gesagt, dort werde eine Kirche im gotischen Stil gebaut, für den ich damals als deutscher Jüngling schwärmte. Der ganze Raum war aber ringsum durch Planken abgesperrt, so daß ich nur von außen zum Turm und Giebel emporschauen konnte. Da kam ein Herr, das Lattentor öffnete sich, er trat ein, das Studentlein dachte, da könne es auch mit, wurde jedoch von einem Arbeiter barsch zurückgewiesen. Nun wandte sich jener Herr um und sagte: „Den jungen Menschen hereinlassen, den jungen Menschen hereinlassen!" — Und so fand ich schnell Zutritt. Ich besichtige die Schiffe und was eben frei war, voll Bewunderung, an den Pfeilern stiegen jedoch Gerüste zum Gewölb' empor. Der Herr betrat die Treppe, das vorwitzige Studentlein glaubte: Dann kann ich vielleicht

auch mit, — wurde jedoch zurückgewiesen. Nun trat wieder jener Herr ins Mittel. „Soll nur hinaufsteigen!" Ich kletterte hin und her als mache ich Studien wie ein Architekt und kehrte dann in das Schiff zurück, wo jener bereits mit einem Arbeiter, der gebückt vor ihm stand, verhandelte. Ich meinte: Danken mußt du auch! und hätte bald in den Sack gegriffen, um dem Herrn, der gar schäbig gewandet war, ein Sechserl als Trinkgeld in die Hand zu drücken, traute mich aber nicht recht. Nachdem ich mein Sprüchlein vorgetragen, fragte der Herr „Hat's Ihnen gefallen?" „Freilich!" rief ich, „so was haben wir in Tirol doch noch nicht." — Jener sagte: „Recht, recht!" und ging lächelnd weiter. Da traten ein paar Arbeiter heran und fragten „Wissen Sie, wer das gewesen ist?" — „Wie sollte ich den kennen, ich bin ein Fremder und zum ersten Male in München hier." — „Das war der König Ludwig!" — Erstaunt trat ich zurück, denn ich hatte fest geglaubt, so ein Fürst müsse aussehen fast wie die Könige im Kartenspiel, dem Ludwig bewahrte ich aber stets ein treues Andenken.

Den Rückweg wählte ich über Füßen und Paß Fern; leider schleppte ich den Typhus mit, der mich in Kufstein einige Wochen ans Bett fesselte und endlich der Jugendkraft meines Körpers wich. Während der Genesung, wo meine Seele weich und empfindsam besaitet war, machte Jean Paul, dessen Kaskaden sprühenden Witzes und bizarr-originelle Gedanken ich schon früher bewundert hatte, tiefen Eindruck auf mich, ich dachte und fühlte während dieser kurzen Zeit ganz in seiner überspannten Weise und eine prosaische Dichtung

„Der Traum" war in jeder Zeile das Echo seiner Manier. Als ich jedoch die volle Gesundheit erlangt hatte, kam mir dieses Werklein, das ich sauber in ein Oktavheftlein geschrieben hatte, so bedenklich vor, daß ich es vernichtete. Zu Jean Paul habe ich mich nie mehr gewendet, er widersprach meinem innersten Wesen.

Der Übergang zur Hochschule hatte damals in Österreich nicht die gleiche Bedeutung, wie in Deutschland. Das philosophische Studium stand nur wenig höher als das Gymnasium und stellte uns bloß an die Schwelle einiger neuen Gegenstände: Der Geometrie, Logik, Psychologie und Metaphysik, die jedoch nur sehr oberflächlich vorgetragen wurden; die Professoren, wenn sie auch das Bessere erkannten, durften weder rechts noch links abweichen. Die Universität sollte uns nur für die verschiedenen praktischen Berufsarten dressieren; man behandelte uns nicht als junge Männer, obgleich wir den Titel „Herr" erhielten, sondern als halbwüchsige Knaben. Von einer akademischen Freiheit war keine Rede. Wir mußten am Sonntag in der alten Jesuitenkirche dem Hochamt beiwohnen, der Besuch der Kollegien, wenn man es so nennen will, war nach Stunde und Fach genau bestimmt und strenge überwacht. Die Lehrer riefen uns nach Belieben vor, gaben Noten und zuletzt entschied eine Schlußprüfung über unser Los. Freilich brauchten wir kein Kollegiengeld zu bezahlen. Die Schüler des Gymnasiums und dann der Universität stammten in der Mehrzahl aus Bauernstuben, sie zogen keine Wechsel, sondern frötteten sich mit Kosttagen und Monatsgeldern, die ihnen Bürger gaben, durch oder frondeten als Instruktoren. Dar-

über schwammen als Crême die Söhne der Beamten und des Adels, die sich mit den Armen nicht gemein machten, wenn ihnen nicht von diesen der Standpunkt hier und da durch eine wohlgezielte tüchtige Watsche klar gemacht wurde, der dann aber keine Paukereien folgten.

Noch war die Universität voll vom Ruhme Schwalts. Wie wenig brauchte es damals, den Ruf eines Gelehrten zu erlangen: Er war ein geschickter Rechner, trug den Appeldauer ohne anzustoßen vor und wurde als großer Mathematiker angestaunt, obwohl er von der Analyse schwerlich einen Begriff hatte. Mit welcher Ehrfurcht betrachteten ihn die Studenten, wenn er, den Schwalbenschwanz lässig über den Bauch zugeknöpft, die gelbe Nankinghose in den Stiefelröhren zum Bierwastl watschelte, um dort ein Gabelfrühstück von einem halben Dutzend Würsteln mit Kren und etliche Maß Bier zu vertilgen! Zwei Ökonomen hatten gewettet, wer am Thomasmarkt die größere Sau zum Markt bringe. Der eine führte am Arm unseren Professor daher und der andere gab sich überwunden. Schwalt war grob wie ein Salzsack, ohne Ansehen von Geburt und Rang warf er dem unwissenden Prüfling Schwamm und Kreide an den Kopf, daß der Staub aufflog. „Sie Kuhloch Sie!“ — brüllte er einem Grafen zu, der auf der pythagoräischen Eselsbrücke stolperte. Dieser rief, sich beleidigt in die Brust werfend „Ich bin Graf.“ — Schwalt sah ihn verächtlich von oben bis unten an und kehrte ihm mit den Worten den Rücken: „Ja ein gräfliches Kuhloch!“ — Ein anderesmal meldete sich der Sohn eines Ochsen-

wirtes und bestand schlecht. „Schreiben Sie Ihrem Vater," brummte der Professor unwillig, „er solle den Schild nicht mehr erneuern lassen, sondern Sie dafür hinaufstellen, denn ein solches Prachtstück von einem Ochsen bringt doch kein Maler zuwege." — Übrigens war er sehr gutmütig, liebte die Studenten väterlich und behandelte, weil er Spitaldoktor und ein trefflicher Arzt war, die Kranken gern. Ein junger Mensch, den er von einem schweren Leiden hergestellt hatte, kam zu ihm und dankte für seine Güte. Schüchtern fragte er was er schuldig sei. Da nahm Schwalt ergrimmt sein Rohr, maß ihm ein paar Hiebe auf den Rücken, daß er heulend zur Türe hinauslief und schrie: „Jetzt will mich der Tropf gar bezahlen." Solche Anekdoten erzählte man von ihm häufig.

Der Nachfolger Schwalts war der Pole Stefan Kuczinski, ein feiner eleganter Mann, den man als tüchtigen Lehrer achtete, wenn auch sein Wissen ein bescheidenes sein mochte. Wir verehrten und bedauerten seine junonische Frau, wie sie neben dem kleinen, buckligen Männlein mit dem schwarzen „Potenzenfrack" stattlich durch die Gassen schritt. Die Physik demonstrierte der hochwürdige Michael Heidegger, der Much, wie man ihn scherzweise nannte, schlecht und recht, soweit es die Hilfsmittel der Sammlungen gestatteten. Er predigte auch ab und zu. Da war die Kirche gewöhnlich voll und alles paßte auf, weil er sich oft in drolliger Weise versprach. Allbekannt und belacht wurde es, als er einmal statt „Maria hatte ein menschliches Herz" sagte: „Maria war ein herziges Mensch!" Es charakterisiert unsere Preßzustände, daß diese harmlose Anekdote

beschlagnahmt wurde. Wir hatten ihn aber dennoch gern, weil er freundlich und gutherzig war. Er wurde bald als Probst nach Innichen versetzt, wo er starb. Ihm folgte, wie man sagte auf Empfehlung des Professors Andreas Ettinghauser, der große Stücke auf ihn hielt, Anton Baumgartner, geboren 1817. Später ging er zur Mathematik über, es liegt keine wichtigere wissenschaftliche Leistung von ihm vor; erwähnen kann man seine barometrischen Höhenmessungen und einen kleinen Aufsatz in den Berichten des naturwissenschaftlichen medizinischen Vereines (VII. Jahrgang 1876, 1. Heft S. 116—121). „Über die Töne, welche durch Reflexionen von Geräusch mit gleichmäßig geordnetem Schallfelle entstehen." Man hielt ihn für einen tüchtigen Rechner, daß er fleißig studierte, zeigt seine Bibliothek von beiläufig 4000 Bänden, die er der Universität vermachte.

Schön und kräftig, wie er war, hatte er großen Erfolg bei den Frauen; zumeist hielt er sich an die seiner Quartiergeber. Es ließe sich da manche Geschichte erzählen. — Im Jahre 1848 wurde er Oberleutnant bei der Innsbrucker Studentenlegion und dann mit einem Orden ausgezeichnet. Offiziere äußerten, er habe sich vorzüglich zum Soldaten geeignet. Später kränkelte er und wurde zur Überraschung aller Bekannten — kirchlich gläubig: eine fromme Frau soll ihn bekehrt haben. Erwähnen will ich noch, daß er durch mehrere Jahre der Vorstand der Gymnasialprüfungskommission war. Am. 30. September 1880 starb er zu Meran, wo er seinen Aufenthalt genommen, dort liegt er auch begraben. Die Vorlesungen über Naturgeschichte waren

so mittelmäßig, daß ich sie nur mit Unlust anhörte. Am Schlusse des Semesters genügte mir ein Tag, um mich auf die Prüfung vorzubereiten und ich erhielt stets eine gute Note.

Die Weltgeschichte leierte uns nach der bekannten österreichischen Schablone der hochwürdige Ingenuin Weber vor. Matt, geistlos, wie seine schwarzen Kanonenstiefel! Während seiner Stunde exzerpierte ich die Geschichte der Philosophie von Hegel und trieb allerlei Allotria. Einmal mußte ich bei ihm die Religionsprüfung machen. Ich studierte damals fleißig das Neue Testament. Als ich nun aus den Briefen des Apostels Paulus Stellen griechisch vorbrachte, lächelte er und ließ mich laufen. Wenn ich mich recht besinne, verscholl er als Dekan von Hall.

Als Supplent der Philosophie bestieg ein neugebackenes Herrlein aus Wien die Kanzel: der Böhme Ignaz Jos. Prohazka. Er war hübsch, galant, harmlos, er tat uns nichts zuleide und wir ihm auch nicht. Für den Unterricht in der Logik ließ er große Tafeln drucken, Barbare, Falapton und so weiter; ich benützte sie als Scheiben für die Pistole. Er kehrte im nämlichen Jahre dorthin zurück, woher er gekommen. Als ich Mediziner war, begegnete er mir zu Wien. Sogleich lud er mich ein, ihn zu besuchen. In seiner Wohnung verriet er mir, daß er eine philosophische Wochenschrift herauszugeben gedenke. In Wien! O weh! Mir zuckte es in den Füßen wie bei einem Walzer von Lanner oder Strauß. Er lud mich zum Mitarbeiten ein, ich ließ mich aber nicht mehr sehen. Dann bestieg Prohazka allerlei Sättel, auch den der

Politik, wo er sich in den Kämpfen der Deutschen und Tschechen einige Ehre holte.

Für die Vorlesungen über die Metaphysik schickte man uns den Herrn Josef Jäger, der aussah wie ein Damenschneider. In der ersten Vorlesung kündigte er sich mit großem Selbstbewußtsein an: „Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser haben mich heraufgeschickt um Licht zu verbreiten, wo Finsternis war!" Allgemeines Murren und Stampfen. Diese Anrede war echt wienerisch, in der Reichshauptstadt hielt man uns manchmal noch für armselige Provinzler, etwa wie der bekannte Wastl in der Operette. Jäger war der Verfasser einer Geschichte in nuce ad usum Delphini, wo alle Systeme bis auf Hegel kurz über das Knie gebrochen wurden. Ich hatte den Mann bald los. Schnell las ich einige Handbücher, um ihn zu hänseln und vor der Schule in Verlegenheit zu setzen. Das gelang mir mehrmals. Er hatte sich endlich unmöglich gemacht und mußte abziehen. Nach etlichen Jahren fand ich ihn auf dem Verdeck eines Donaudampfers. Er war ein Sokrates: Sein Weib keifte, etliche Rangen kletterten an ihm auf und ab. Ich bedauerte ihn von Herzen. Die Geschichte der Philosophie kennt Jäger und Prohazka nicht. Sie sind verschollen; einiges enthält das Lexikon von Wurzbach über sie; einiges aber — mehr als genug.

Bald jedoch gewann ich lebhaftes Interesse an der Philosophie selbst, ich schämte mich vor der Erhabenheit des Gegenstandes meiner Kindereien und beschäftigte mich eifrig mit Plato, Fichte, dann aber vorzüglich mit Schelling und Hegel, dessen Geschichte der Philosophie

ich fleißig und vollständig exzerpierte. Ich stand lange unter dem Eindruck seiner Weltanschauung und Ausdrucksweise, wie sich aus verlorenen ästhetischen Aufsätzen nachweisen ließe. Die Kette seiner Syllogismen brach, als ich mich ernstlich den Naturwissenschaften zuwendete. Jetzt gilt er als abgetan, aber wie viel ging von ihm in unsere Bildung über und deswegen muß die Zukunft schon geschichtlich auf ihn zurückgreifen. In diesen zwei Jahren lernte ich auch Schiller und dann Goethe näher kennen. Der Einfluß Schillers war allerdings begeisternd, namentlich entflammte mich das Pathos seiner Lyrik, er verschwand aber nahezu, sobald ich Goethe in die Hand bekam. Hier traf mich auf den ersten Blick die nahe Verwandtschaft mit den Alten, welche ich durch ihn, so wie ihn durch sie noch besser verstehen lernte.

Auch die französische und italienische Literatur traten in meinen Gesichtskreis, leider fehlte es mir an Geld, um Lehrer lange zu bezahlen. Mit den Grundzügen der französischen Grammatik machte mich der hochwürdige Sandbüchler bekannt, diese bête noire des Pfarrwidum, wo man ihm seine harmlosen Galanterien nach dem Vorbilde der abbées sehr verübelte. Dann las ich Voltaires Louis XIV. und Charles XII., die neuere und neueste Litteratur blieb mir bis auf die Namen unbekannt; im kleinstädtischen Innsbruck trug auch niemand Verlangen danach. Von den Italienern schätzte ich Tasso, Metastasio, Alfieri, Goldoni; im Sprechen übte ich mich mit einem italienischen Studenten, der von mir deutsch lernte. Niccolini, Prati, Berchet, Giusti, Guerazzi waren als nicht zensurkoscher —

tarek, wanderten aber zu Trient und Roveredo unter den Schulbänken von Hand zu Hand. Das Englische habe ich damals nur flüchtig berührt.

Mit dem Schluß des zweiten philosophischen Kurses hatte ich meine Standeswahl zu treffen. Längst für die Medizin entschieden, mußte ich, weil ich keine Mittel zur Reise nach Wien besaß, in das Jus wandern, wollte ich nicht nach Brixen in die Theologie, was so viel geheißen hätte, als mich auf den Kopf stellen. Also in das Jus! In diesen zwei Jahren studierte ich eben nur so viel, um nicht schlechte Noten zu erhalten und der Trommel nachlaufen zu müssen. Nicht, daß ich die Rechtswissenschaft verachtet hätte, ich blätterte gern im Corpus juris und wußte die Logik und Schärfe der Begriffsunterschiede des römischen Rechts wohl zu würdigen. Doch verleideten mir die Professoren das Fach. Sie waren nur dazu bestellt, uns zu künftigen k. k. Beamten zu dressieren und erfüllten durchschnittlich diese hohe Mission pflichtgetreu. Ich hatte aber keinen Beruf dazu und mochte, besonders wenn ich an meinen Vater dachte, lieber Vogelscheuche auf einem Kirschbaum werden.

Den wuchtigen Joannes C. Kopatsch mit seiner speckigen Stimme habe ich im „Studenten“ fast wortgetreu angeführt.

Das höchste Ideal, das er uns stets vor Augen stellte, war „ein Brot im k. k. Staatsdienste“. Von Wissenschaft kein Dunst. Etwas besser war der zierlich geschniegelte Josef Waser, der es mir freilich übel nahm, daß ich wie Sand auch im Winter mit offenem Hemdkragen umlief, während er den siebenfachen Brust-

latz österreichischen Bewußtseins umgeschnallt trug. Er heiratete die Tochter des einflußreichen Präsidenten Jenull, eines pedantischen Bureaukraten gewöhnlichsten Schlages, dem man nachsagte, daß er die geheime Polizei in höheren Gesellschaftskreisen besorge; man nannte auch die Summe, die er jährlich für diesen Liebesdienst bezog. Der Schwiegersohn brachte es zu hohen Ehren, zur Exzellenz und starb hochbetagt in Graz, sein Name bleibt jedoch unvertilgbar mit dem Prozesse gegen den freisinnigen Bauer Konrad Deubler verflochten; dieser sowie die Verurteilung G. Schönerers gehört zu den dunkelsten Flecken in der Geschichte Neuösterreichs, die überhaupt nicht viel Ruhm und Ehre bietet.

Sehr belangreich war diese Zeit für mich als Mensch. Auf den juridischen Schulbänken in einem Pack Kräutern wühlend, die ich zur Zerlegung während des geisttötenden Vortrags mitgeschleppt, wurde ich mit Adolf Purtscher bekannt. Geboren 1819 zu Lienz im Pustertale als Sohn des Landrichters verbrachte er dort die Kinderjahre, bis er für die Gymnasialstudien im Kosthaus der Benediktiner zu Meran untergebracht wurde. Der Vorstand desselben war Albert Jäger, der ihm stets ein treuer Gönner blieb und ihm auch später eine Unterstützung von seite des Gouverneurs Grafen Clemens Brandis verschaffte. Erst religiöser Schwärmer, erwarb er sich große Kenntnisse in der griechischen Literatur, zog Homer und Plato, von denen er lange Stellen auswendig wußte, allen vor und vertiefte sich dann in Hegel, dessen Werke er, besonders die Phänomenologie gründlich durchgedacht hatte.

Mit der innigsten Liebe hing er an seiner Heimat

und man hörte ihm gerne zu, wenn er seine Jagdabenteuer und Bergfahrten, verklärt von den Farben einer reichen Phantasie erzählte. Da röteten sich seine blassen Wangen, unter der hohen Stirne loderte das blaue Auge und die kraftvolle Gestalt schien gehoben durch die innere Bewegung.

An freien Tagen stieg er gern im Hochgebirge herum, übernachtete manchmal auf Almen und las den Sennern am Herd, wo die Molke brodelte, aus der Odyssee vor, hocherfreut, wenn sie in jenen uralten Zuständen die eigenen, im wackern Eumäos ihr Bild erkannten. Nicht selten machten wir gemeinsame Ausflüge. Welcher Anstrengung wir fähig waren, beweist ein Übungsmarsch über die Frau Hitt, einen Grat von 7000 Fuß Höhe, durch das wilde Gleirschtal in die Scharnitz und von der Scharnitz, wo wir schnell einen Schöpsbraten verzehrten, nach Innsbruck zurück. Aufgebrochen waren wir um 6 Uhr früh und erreichten die Stadt um 4 Uhr morgens wieder. Wir waren also die Essenszeit abgerechnet 21 Stunden teils im rauhesten Gebirg geklettert, teils auf der Landstraße gegangen. Als ich vormittags in die Schwimmschule kam, saß Purtscher bereits nackt hoch droben rittlings auf einem Balken, unter ihm ein Haufen nackter Jünglinge, die wie Frösche halb aus dem Wasser gestiegen waren, um die Erzählung unserer Fahrt anzuhören. Wir fuhren zusammen auf der Donau nach Wien um Medizin zu studieren. Von seinem Leben in der Großstadt weiß ich wenig zu erzählen, gern spielte er in einem Kaffehause auf der Landstraße Billard, immer umsonst, denn er übertraf jeden Gegner. Im Frühling und Sommer

machte er gern Ausflüge, kam er abends in die Kneipe, so legte er uns wohl eine seltene Pflanze von der Türkenschanze oder vom Kahlenberg vor und lächelte, wenn wir sie zu bestimmen suchten.

Einmal erkrankte er an einer heftigen Halsentzündung. Wir wachten abwechselnd bei ihm. Da hatten wir einen Kollegen, dem wir nach Studentenweise einen Spitznamen beilegten. Gstraun-Hammel! Ich las nun Purtscher aus der griechischen Apokalypse vor und bei der Stelle „*Εἶδον ἐκ τῆς θαλάσσης θηρίον ἀνάβαινον*“ ging plötzlich die Tür auf und jener trat ein. Der Kranke brach in ein schallendes Gelächter aus und war geheilt, weil der Eitersack sich entleerte.

Um Kunst und Kunstsammlungen kümmerte er sich wenig.

Mädchen blickten dem schönen Mann wohl nach, wenn er vorbeistreifte. Er hatte jedoch für die Frauen nur Spott oder trotz seiner Sittenreinheit einen zynischen Witz. Das Jahr 1848 warf ihn in die Politik. Man möge bei Wurzbach, der aber vielfach ungenau ist, lesen, wie ihn der Minister Kraus abfertigte; seine Reden, in welchen er die Aufhebung des Adels beantragte, teilt Helfert mit. Mehr Phantasie als Verstand! Nach der Sprengung des Reichsrates flüchtete er aus Kremsier nach Schlesien. Als der Aufstand in Wien unterlegen war, wandte er sich an die Regierung, ob er ungefährdet nach Tirol zurückkehren dürfe. Er bekam den geringschätzigen Bescheid: „Man werde sich um ihn nicht kümmern“.

Nun ging er nach Windischmatrei, wo er sich als

Arzt ansiedelte und bald großes Vertrauen genoß. Da befiel ihn unerwartet ein tückischer Typhus, der ihn so schnell wegraffte, daß man von Vergiftung munkelte.

Er war auch Dichter. Manches von ihm enthalten die „Frühlieder", auch in der „Iris" von Gabriel Seidl begegnet er uns. Dieser äußerte sich in einem Artikel über ihn mit vorzüglichem Lob und hob die treffliche Charakterzeichnung mit besonderem Nachdruck hervor.

Ich besitze das Bruchstück eines erzählenden Gedichtes. das ich hier mitteile:

. . . O schwerlich greift ein Ohr
den hehren Einklang glücklich je heraus,
Wenn ob der Erde ewigem Verließ
Und ihrer Klagen ewigem Gebraus
Gleich ewig die beschwingten Harmonien
Der Engel hoch und hehr vorüberziehen
Zugvögeln gleich, den raschen, nimmermüden,
Die überm Land in neblicht weiten Fernen
Nach schönern Welten, glücklicheren Sternen
Mit mild'rer Luft, voll Licht und Frieden,
Ohn' einen Frageblick herabzusenken
Die sehnsuchtstraffen Silberflügel schwenken.
Tief unten horcht der kranke Wandersmann
Dem traulichen Gezwitscher über sich,
Er hebt das Haupt wie forschend hoch hinan,
Er sucht im Blau der Karawanen Strich,
Er fühlt tiefinnerst aus dem Herzen drinn
Den warmen Lebensspringquell aufwärts schießen
Zwei einsam ein'ge Röslein zu begrüßen,
Die eine tröstend milde Gärtnerin
Die Hoffnung an die kummerbleichen Wangen
Vielleicht zur letzten Fahrt ihm aufgehangen; —
Er strebt empor, die Augen hell geweitet,

Er winkt, sie seh'n nicht, was er unten deutet,
Er ruft laut schluchzend: „Nehmt mich mit hinauf
Ihr Himmelspilger dort!" und überzählt
Das Tränenfährgeld in die bessere Welt, —
Es ist zu wenig, hemmt nicht ihren Lauf, —
Willkomm von ihnen, Landungsruf von drüben —
Aus flügel-offnem Paradies ein Strahl —
Das hört er noch, das sieht er noch im Trüben —
Und hört nichts mehr und sieht nichts mehr zumal.
Die Hände, erst noch hoch emporgerungen,
Versinken langsam jetzt in seinen Schoß,
Erstorbnes Lächeln, süß wie Dämmerungen
Und voll Zufriedenheit mit seinem Loos
Umspielt des Märtirers halb offnen Mund.
Doch niemand, wenn nicht Heilge ungesehen, —
Kniet bei dem Toten in geheimen Wehen
Mit feuchtem Auge auf der Straße Grund.

Er war groß, von riesiger Kraft und vollendeter Schönheit, die Muskeln jedes Gliedes durch beständige Gymnastik zu plastischer Rundung ausgewirkt, Gesicht und Leib glichen auffallend jener prächtigen Statue des Herkules Farnese, der auf die Keule gelehnt ruhig vor sich hinblickt. Konnte er wochenlang fasten wie ein Asket, so war er auch wie ein römischer Gladiator imstande, Kugelpyramiden von Knödeln unter Dach zu bringen. Wein trank er nie. Die Wäsche trug er stets reinlich, doch war seine Kleidung im ganzen sehr vernachlässigt.

Die Nachricht von seinem Tode erschütterte mich tief, wehmütig gedachte ich jenes Verses der Iphigenie: „So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!"

In jenen Jahren entwickelte sich überhaupt, — gleichsam ein Vorspiel von 1848, — reges Streben

unter der Jugend; keine äußere Gunst förderte es, wohl aber lauerten argwöhnisch die Spitzel, wie der Teufel auf eine Seele.

Es gelang mir, viele brave Jünglinge zu einer Gesellschaft zu vereinigen, deren Zweck teils edlere Unterhaltung im Gegensatze zu burschikoser Roheit, teils wechselseitige Anregung in Kunst und Wissenschaft sein sollte. Besonders hob ich in der am 14. April 1841 im Löwenhause gehaltenen Eröffnungsrede den Wert des Studiums der altdeutschen Literatur für das Erwachen des Vaterlandsgefühles hervor und auf meinen Vorschlag wählte die Gesellschaft den Namen der Nibelungen. Wir versammelten uns wöchentlich einmal; Johann Malschedl genannt Alpenburg, der auch dichtete und dann Sagen aus Tirol veröffentlichte, damals Besitzer des Schlosses Büchsenhausen, räumte uns bereitwillig den Rittersaal ein; es wurden Vorträge der verschiedensten Art gehalten, Musik und Deklamation erheiterten die Abende und immer mehr Teilnehmer schlossen sich an, so daß schon die Polizei zuschlagen wollte. Dies verhinderte der vielgelästerte Graf Brandis, Statthalter von Tirol. Mag man über die Richtung dieses Mannes, eines entschiedenen Hochtorys und Jesuitenfreundes, denken wie es beliebt, so muß man doch zugeben, daß er Sinn für geistiges Leben besaß, den er vorzüglich durch Unterstützung talentvoller Jünglinge bewies, und für das Land, zu dessen ältestem Adel ihn sein Stammbaum gesellte, ein warmes Herz hatte. Auch auf historische Studien verwandte er viel Zeit; er ließ manches drucken, so eine Geschichte Friedrichs mit der leeren Tasche. — Lieber ein Aristokrat

von Charakter, als ein Bureaukrat, der in allen Farben spielt, nach oben kriecht und nach unten tritt, oder gar ein Plutokrat, dessen einzige Bildung im Handhaben der Schere beim Abschneiden der Kupons besteht! Man vergesse nie, daß jeder, der eine bestimmte Richtung vertritt, wenn wir auch diese Richtung von unserem Standpunkte aus bekämpfen, vor Gott und Menschen Achtung fordern darf.

Großen Beifall erntete mein Vortrag über das Nibelungenlied; der Aufsatz liegt mir noch vor, eignet sich jedoch nicht zum Drucke, nur den Schluß will ich, um die Beschaffenheit des Ganzen ersichtlich zu machen, hier anfügen:

„Ich könnte, nachdem ich Entstehung, Inhalt, Männer und Frauen, die alle ein tragisches Schicksal verschlingt, geschildert, nach Sitte der Ästhetiker und Kritiker noch allerlei Gemeinplätze anbringen; sei mir dafür am Ende ein Gleichnis gestattet. Raphael malte Fresken in einer Villa. Sein großer Nebenbuhler Michelangelo trat, als er abwesend war, hinein. „Der soll nicht mehr weitermalen!" rief er und nahm eine Kohle, welche ihm zufällig vor den Füßen lag, auf. Er sann; da flammte sein Blick und plötzlich riß er mit kühnen Zügen die Skizze eines Riesenhauptes an die Wand. Raphael kam und schaute bewundernd und schaute, — er legte den Pinsel weg und ließ die Wand unbemalt. Sie kennen Ilias und Odyssee, Sie kennen die klaren, farbenhellen, vollendeten Bilder der Griechen, ähnlich den herrlichen Schöpfungen Raphaels; — gegenüber steht das Riesenhaupt: in rauhen Strichen erhaben, groß, fast ungeheuer — das sind die Nibelungen."

Als ich nach Wien zur Medizin gegangen war, erlosch die Gesellschaft von selbst.

Ich will nun auch einige meiner Mitschüler erwähnen, die in weiteren Kreisen bekannt wurden. Von Purtscher und Wildgruber habe ich gesprochen, so streife ich nun den Bauerssohn Ignaz Schöpf aus Arzel bei Imst. Er machte im Gymnasium nur mittelmäßige Fortschritte, las aber Englisch und Französisch und erhielt dafür den Spitznamen Voltaire. Dann mußte er, wie so mancher andere arme Bursch, gezwungen in die Theologie wandern. Nach Empfang der Weihen diente er in mehreren Dörfern als Hilfspriester, bei seiner Neigung zur Exzentrizität fand er jedoch nirgend Ruhe und wanderte nach Kärnten aus. Eine Broschüre, wo er den Mantel der christlichen Liebe von den Zuständen des Klerus schonungslos wegriß, machte ihn dort unmöglich. Da wandte er sich dem Altkatholizismus zu und wurde Pfarrer in Baden, war jedoch zu wenig liberal, um Wurzeln zu fassen. So kehrte er wieder in den Schafstall von Brixen zurück, dort nahm man den reuigen Sünder liebevoll auf. Der Bischof verlieh ihm eine Kuratie bei Sterzing. Hier machte er jedoch die Weiber toll, sie hoben im Widum Türen und Fenster aus und zwangen ihn zur Flucht. Endlich blieb er als Frühmesser in Heil. Kreuz sitzen, er starb bald und ruht nun von seinen Pilgerfahrten im Friedhof zu Hall. Auf seinem Grabsteine steht der passende Spruch: „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden!"

Besser ging es seinem Namensvetter Josef, dem „kleinen Schöpf". Er war ebenfalls ein Bauernsohn aus Ötztal und wurde, da er sich freiwillig dem geist-

lichen Stande widmete, dann nach Salzburg als Professor berufen, wo er sich als theologischer Schriftsteller einen Namen erwarb. Er rückte auch zu hohen Titeln vor; jetzt lebt er in ehrenvollem Ruhestand in Guggental bei Salzburg. Aber auch jetzt läßt er die Tinte nicht eintrocknen. Klar, ruhig und human wirkt er als beliebter Prediger und Kalendermann, ohne sich gerade nach Brixen zu sehnen, wo eine gar zu scharfe Luft weht. Dabei hat er sich durch sein Auftreten gegen den Antisemitismus einige Feindschaft zugezogen, die ihm jedoch den Schlaf und Appetit nicht raubt. Nebenbei treibt er mit Leib und Seele Landwirtschaft auf einem Gute, das er sich gekauft und möge sich hier noch lang als rüstiger Greis an seinen Hennen, Böcklein, Rindern, Heuschobern und Korngarben, die er mit solcher Liebe schildert, freuen.

Insbesondere verweise ich noch auf zwei Oberinntaler: den am 12 Februar 1872 in bester Manneskraft verstorbenen Josef Daum, der als Gymnasiallehrer bei ausgesprochener liberaler Gesinnung keinen Boden zur Entwicklung seiner Gaben fand, und Alois Meßmer.

Er wurde am 11. November 1822 zu Nassereith im Oberinntale geboren. Seine Eltern waren schlichte Bauersleute. Er besuchte die Schule des Dorfes, ein Förster lehrte ihn zeichnen. Frühzeitig wirkte jedoch die herrliche Gebirgslandschaft in der Nähe des Fernpasses mit den Trümmern der romantischen Sigmundsburg auf ihn. Im Jahre 1835 finden wir ihn am Gymnasium zu Innsbruck, von wo er immer als Preisträger in die Heimat zurückkehrte. Alle, die ihn kannten,

rühmen seine Begeisterung für Kunst und Wissenschaft; im Umgange war er freundlich aber ernst.

Während seiner philosophischen Studien übte Professor Alois Flir auf ihn so wie auch auf andere großen Einfluß. Bei den Nibelungen trug Meßmer 1842 „Rolands Tod" vor und begeisterte uns alle durch seine klangvollen Verse; Äußerlichkeiten lassen, wie bei „Geisterleben", den Einfluß Uhlands erkennen, im Wesentlichen ist Meßmer bereits — Meßmer und wir dürfen sagen: Uhland hätte sich mancher Gedichte nicht zu schämen gebraucht. Beim zweiten drängt sich uns wohl die Frage auf: „Hat Frauenliebe Meßmers Herz nie berührt?" — Man sagt es; in seinem Tagebuche jedoch, soweit es gedruckt ist, finden wir keine Andeutung.

In die Zeit seiner Studien fällt das tiefsinnige erzählende Gedicht „Faust" I und II; es berechtigt uns zu dem Schlusse, daß auch er schwere innere Kämpfe bestanden habe, bis er im Glauben der Kirche die volle Ruhe fand. Seine deutsche Gesinnung bezeugen unter anderem „Thuistons Geist" und die Verse an Uhland.

Meßmer entschloß sich zum Studium der Theologie — entschloß sich! als ob es eines Entschlusses gebraucht hätte, dem feurigen Drange des Herzens zu folgen. Er ging 1844 nach Brixen, Hierapolis, wie es Fallmerayer damals scherzend benannte; hier fand er den Boden für die Entwicklung der Keime, die in ihm lagen und man darf behaupten, daß er schwerlich in einer anderen Diözese Österreichs das geworden wäre, was er wurde. Dort herrschte unter

den jungen Theologen ein sehr reges Streben, manche waren hochbegabt, wie: der früh verstorbene Rothmüller, Stephan Knoflach, dessen romantische Liebe in Marseille damit endete, daß sich das Mädchen ins Meer stürzte, Heinrich Erler, der edle Alois Wasserer, deren Namen auch jetzt noch nicht verschollen sind. Sie gründeten einen Leseverein, um auf dem Laufenden der Wissenschaft zu bleiben, selbst naturhistorische Vorträge wurden gehalten; überlassen wir jedoch die Schilderung jener Zustände einer berufeneren Feder. Maßgebend waren zwei Professoren: Vinzenz Gaßner und Franz Rudigier. Beide zeichneten sich als Bischöfe, jener von Brixen, dieser von Linz, in die Geschichte Österreichs ein. Meßmer empfing die Weihen, im Herbste 1848 berief ihn der Bischof als Professor der Exegese an das Seminar zu Brixen.

Das Jahr 1851 brachte dem Dichter Meßmer große Anerkennung und reichen Ruhm. Schützenfreunde hatten für ein Schützenlied einen silbernen Becher als Preis ausgesetzt. Wer sich am Wettbewerbe beteiligte, wüßte ich nicht anzugeben. Meßmer erhielt den Preis, der ihm zu Brixen in feierlicher Weise überreicht wurde. Sein Schützenlied wird wohl selten mehr gesungen, als Zitat jedoch manchmal die Strophe verwendet:

Vom gleichen Eisen sind ja noch
Die Jungen und die Alten,
Tiroleradler lebe hoch:
Du wirst den Kranz behalten.

Häufiger jedoch die Travestie derselben, sie entstand infolge verschiedener Zeitereignisse:

Die gleichen Esel sind ja noch
Die Jungen und die Alten,
Tiroleradler lebe hoch:
Du wirst den Schwanz behalten.

Magnus Beyrer zerfaserte nachträglich das Schützenlied in der „Inn-Zeitung" grausam und es läßt sich gegen diese Kritik woh nicht viel Stichhaltiges zur Verteidigung vorbringen.

Meßmer besuchte Gilm einmal zu Bruneck am 7. Mai 1851. Ein näherer Verkehr ergab sich jedoch nicht, der geniale Lyriker widmete ihm gelegentlich etliche Neckverse: „Der Meßmer zieht das Glöcklein an." Zwischen beiden bestand wohl der größte Gegensatz der Charaktere, den man sich vorstellen kann.

Wichtiger war für Meßmer jedenfalls der Verkehr mit F. Schlegels Nichte: der Baronin Buttlar, die seit 1848 als Witwe zu Brixen lebte. Sie war eine geachtete Malerin und mußte vom Ertrage ihrer Kunst leben, weil sie wegen des Übertrittes zum Katholizismus enterbt worden war. Meßmers Porträt ist von ihrer geschickten Hand, er widmete ihr einige Poesien. Auch auf Reisen begleitete er sie; er verdankte der kleinen Frau vielfache Förderung beim Studium der christlichen Kunst.

Da überraschte ihn im Juli 1852 der erste Anfall von Bluthusten, dem ein noch gefährlicherer im nächsten Februar folgte. Dennoch gönnte er sich bei der Arbeit an theologischen Werken, die erst nach seinem Tode erschienen, keine Rast. Endlich reiste er 1856 nach Italien, wo er besonders die Dome zu Trient, Mailand und Florenz studierte. Seine Weltanschauung drücken

die Worte aus: „Es ist das katholische Dogma, auf dem der ganze Wunderbau der christlichen Kunst gegründet ist. Das Dogma von der Eucharistie hat die Kunst geboren und zum Danke für dieses Leben, zur Ehre Gottes hat die Kunst dem Dogma eine wunderbare irdische Verklärung durch die herrlichen Schöpfungen verliehen. Könnte es je aus dem Glauben der Menschen entschwinden, so müßte die Erde unfehlbar in einen Schutthaufen sich verwandeln, auf dem die Tradition der Schönheit verschollen, die Bewohner in das materielle Alltagsleben versunken und ohne Teilnahme für ein edleres wären." Das ist die Weltanschauung des katholischen Theologen, ja! tausend und tausend ernste Menschen beruhigen sich dabei, sie ist berechtigt wie alles, was aus dem innersten Gemüte stammt, für dieses Gemüt berechtigt ist. Meßmer studierte aber auch Philosophie, und zwar nicht bloß die scholastische; — er biß sich wie Purtscher, Schnell, Eisendle, ich und andere tüchtig mit Hegel herum. Johannes Schuler galt damals als der gewaltigste Philosoph vor dem Herrn in Tirol; ich führte Meßmer zu ihm. Gleich ging es los, die Beweise für das Dasein Gottes wurden auf den Tisch geworfen. Da ich meinen Johannes besser kannte, so drückte ich mich in die Sofaecke und warf endlich eine ironische Bemerkung dazwischen. Er brummte; Meßmer, dem es schwerer Ernst war, bat mich mit sanfter Stimme: „O laß' mich reden." Ich drückte mich wieder in die Sofaecke und horchte mit stiller Andacht dem erbaulichen Gespräche zu. Handelseins sind die beiden ebensowenig geworden als Luther und Eck; Meßmer hat mich seit dort für frivol gehalten,

— nun ich kann es nicht mehr anders machen — und mich mit jenem pfäffischen Hochmut behandelt, der auch andere abstieß.

Schon 1851 begann er eine größere episch-philosophische Dichtung: „Religion und Kunst“, die man dem Gehalt nach mit einem berühmten Gemälde Overbecks im Städelschen Institut zu Frankfurt in eine Linie setzen könnte, wenn sie fertig geworden wäre. Das Bruchstück, welches vorliegt, läßt bedauern, daß das Werk nicht vollendet wurde. Es bewegt sich in schwungvollen Oktaven; reich an Schönheit, erinnert es an die Romantiker, mit denen Meßmer in Fühlen und Dichten verwandt ist. Seine Stoffe sind gegeben: die Religion, das Vaterland, bisweilen ein hübsches Naturbild wie der „Schneekuß“. — In der Metrik und dem Reime ist er freilich noch nicht bei Platen angelangt: warum mußten er, der geistig freie Adolf Purtscher und der zarte Sigmund Schlumpf im Lenze dahinwelken, ehe sie noch die Reife des Sommers erreichten!

Im März 1857 treffen wir ihn zu Florenz, im Juni zu Rom, von wo er bald nach Albano ging, um sich zu erholen. Dort starb er am 23. August.

Freunde setzten ihm in der Kirche zu Nassereith ein Denkmal: die mater dolorosa, darunter die Verse, die er gedichtet:

Du hältst den Sohn am Mutterherzen,
So kalt, verblutet und verbleicht,
Wo ist ein Schmerz wohl, der den Schmerzen,
Maria, deiner Seele gleicht?
Doch tröste dich: drei kurze Tage,
So lebt der Sohn dir neu verklärt,

Dann wird Maria, deine Klage
Zur Wonne, welche ewig währt
Versüßet ist auch uns das Scheiden,
Des Todes Stachel ist zerstört,
Da diese Mutter mutig leiden
Und dieser Sohn uns hoffen lehrt.

Diese schlichten Strophen klangen wie die des „Stabat mater“ im Herzen des Volkes an; sie verbreiteten sich weiter und so begegnet man ihnen auch auf dem Kreuzwege unter dem Thaurer Schlosse.

Meßmer hinterließ auch Tagebücher, wo er fast jede Regung seines Seelenlebens verzeichnete. Auf Veranlassung des Fürstbischofs Vincenz erschien bei Weger in Brixen: „Alois Meßmer, ein Lebensbild, gezeichnet nach dessen Tagebuch und Briefen von J. G. Vonbank, herausgegeben von Dr. J. Ch. Mitteruzner.“

Wie mir Ignaz Zingerle sagte, wurde es leider arg verstümmelt, es blieb alles weg, was auf Seelenkämpfe und Zweifel deutete; die Handschrift wurde verbrannt.

Diese zwei Bändchen sind psychologisch interessant, besonders für Studierende der Theologie in den Priester-
sonders für Studierende der Theologie in den Priester-
Seminarien. Mich erinnerten sie an „The life and the letters of Ch. Kingsley.“ Wir haben hier zwei Dichter, die, wenn auch nicht von gleicher Konfession, doch mit allen Fasern ihres Daseins im positiven Christentum wurzeln: wie verschieden ist aber der Parson der Hochkirche vom katholischen Tiroler Priester — eben wie ein Engländer vom Deutschen. Daß jener der weitaus bedeutendere Schriftsteller ist, wollen wir hier nicht in Anschlag bringen, so wenig als seine hervorragende Tätigkeit auf sozialem Gebiete.

Meßmer veröffentlichte auch drei Bände Reiseblätter: Kunst und Natur liefern reichen Stoff, die Darstellung ist frisch, klar und lebendig. Die Ansichten des theologischen Verfassers braucht man nicht immer zu teilen, seine manchmal einseitigen Urteile nicht zu unterschreiben. Als man an den Gymnasien an brave Schüler noch Prämien austeilte, wurden in Tirol diese Bücher häufig gewählt, manches Stück ließe sich gar wohl in einer Chrestomathie für österreichische Mittelschulen verwerten, wenn man endlich bei uns aufhörte, das aus dem Auslande zu beziehen, was man in der Heimat ebensogut, ja noch besser fände und sich nicht von den Namensverzeichnissen oberflächlicher Literaturgeschichte leiten ließe.

Über seine theologischen Werke, steht mir kein Urteil zu, Fachmänner behaupten, der Schwung der Phantasie sei größer als die Tiefe. Nebenbei sei gesagt, daß Meßmer, nachdem ihm Flir vorgearbeitet, bei den jungen Theologen mit Erfolg für die Weckung des Kunstsinnes wirkte und so manches alte Werk vor der Hand von Pfuschern rettete.

So sei auf sein Leben, seine Gedichte verwiesen; wenn sich auch das Buch nicht gerade zur Modelektüre eignet, bietet es doch viel Interessantes und Treffliches, auch für den Nichttheologen!

Meßmer war eine ernste Natur, das Schicksal eines Bruders, der wegen Brandstiftung hingerichtet wurde, warf dunkle Schatten in sein Gemüt. Seine Gedichte zählen wohl zum Bedeutendsten, was die katholische Muse in Deutschland bis zu jener Zeit hervorgebracht; in der Form nicht immer vollendet,

gehören sie in die romantische neukatholische Schule; das meiste ist veraltet, „Rolands Tod“ verdiente aber auch jetzt in jeder Anthologie einen Platz. Georg Vonbank hat die Gedichte gesammelt in Klagefurt herausgegeben.

Dann Josef Praxmarer, ein armer Bauernbub aus einem Dörflein ober Imst, geboren 1820. Der kleine dicke Kerl war so recht der Typus eines rhätischen Urtirolers, aus dem viereckigen Kopf lugten die schwarzen Äuglein pfiffig in die Welt, die Haare trug er stets kurz geschoren, daß überall die weiße Schwarte vorquoll. Da machten wir uns einmal Bogen aus Fischbein und beschossen ihn mit kleinen hölzernen Pfeilen. Er brüllte wie ein harpunierter Walfisch, der Professor lief herzu, konnte jedoch keinen Schuldigen finden, weil niemand einen angab. Sonst erfuhren wir von ihm nicht viel, als daß er ein unersättlicher Fresser war: da hätte niemand etwas besonderes erwartet. Er studierte die Rechte, praktizierte in Wien und Triest, wurde Polizeikommissar und heiratete die Tochter eines Innsbrucker Schneiders. Als diese in den Wochen gestorben war, ging er in die Theologie, erhielt die Weihen und war dann als Redakteur der „Tirolerstimmen“ eben nicht besser als andere seinesgleichen. Nun schrieb er einige christliche Romane, aber auch ein Buch, das die Zukunft bewahren wird, wenn der Zeitenstrom viel Modeschlamm weggeschwemmt hat. „Aus den Flegeljahren in die Mannesjahre“ (Innsbruck 1862, 2. Auflage 1890) ist eine wahrheitsgetreue Schilderung seiner Jugend, schlicht und einfach, echt in jedem Striche, so daß sie auch Lagarde, der sie zufällig erhielt,

sehr rühmte. Es ist in seiner Art eines der besten Bücher, die ich kenne und dabei kulturhistorisch bedeutend; was er sonst noch drucken ließ, hat daneben kaum einen und überhaupt nur geringen Wert. Er starb als Kurat in Kematen am 6. April 1883 im 63. Jahre; an der Kapelle des Friedhofes rühmt eine Marmortafel seine Verdienste. Auch er entging manchen üblen Nachreden nicht, ich lasse das auf sich beruhen.

Nur insoweit es der Zusammenhang und das Verständnis erfordert, berühre ich hier noch einige bedeutende Tiroler.

Von Einfluß auf unsere Kreise war Dr. Michael Stotter, der uns auf seinen geologischen Ausflügen, die abends heiter und fröhlich unter den Bäumen eines Wirtsgartens endeten, mitnahm. Dann Alois Flir. Ein Müllerssohn aus Landeck, geb. 7. Oktober 1805, hatte er sich erst in Wien der Medizin, dann in Brixen der Theologie zugewendet und wurde endlich an die Universität befördert. Er las außer den Vorträgen über Philologie, die zu besuchen alle Hörer der beiden philosophischen Kurse verpflichtet waren, jährlich wechselnd auch noch andere Kollegien, die um ihn, weil er sich darin ohne amtlichen Zügel ergehen durfte, stets einen zahlreichen Kreis aus allen Ständen versammelten. Durch das Feuer seines Ausdruckes, vielfache, wenn auch nicht gründliche Kenntnisse, Ideengehalt und Originalität der Darstellung wußte er anzuziehen, anzuregen wie wenige, ja er war fast der einzige, der den Namen Professor verdiente. Ihm lauschten daher die Jünglinge voll Enthusiasmus, besonders bei der Ästhetik, wo er das Wort durch zahlreiche Beispiele, Kupfer-

stiche und Zeichnungen unterstützte. Auch als Prediger war er sehr beliebt. Bald lernte ich ihn nicht blos auf dem Katheder schätzen, ich durfte ihn auch besuchen. Da die Poesie für mich eine Hauptangelegenheit war, und er hierin als der größte Kenner galt, so legte ich ihm verschiedene Arbeiten vor. So sehr er mich sonst durch sein Wort gehoben, hier förderte er mich nicht. Im Gegenteil! Er hatte den Grundsatz, man dürfe junge Leute von Talent durch Strenge nicht abschrecken, sondern müsse das Lob als Sporn benützen, sie auf der Bahn zu erhalten und vorwärtszutreiben, so daß jeder, der einige Verse gebracht, ihn mit dem Bewußtsein eines großen Dichters verließ. Das war ein falsches Verfahren, es weckte nur Eitelkeit und Selbstüberschätzung. Gerade dichterische Versuche fordern ein ernstes Urteil, das jedoch, wenn es von Nutzen sein soll, im einzelnen durch den Nachweis der Fehler begründet sein muß, sonst entschlüpfen die jungen Leute leicht und erklären es für ungerecht. Lassen sich Schwächlinge dadurch abschrecken, so ist es für sie und die Welt von Nutzen; das echte Talent wird nicht gehemmt, sondern eben weil es echt ist, bewogen, aufwärts zu steigen. Die Richtigkeit dieser Ansicht hat mir der Erfolg bestätigt, und ich bereue es nicht, ihr dann im Verkehr mit Jünglingen stets als Regel gefolgt zu sein. Insbesondere legte Flir auf die Technik zu wenig Wert und zwar nicht blos bei Durchsicht der jugendlichen Versuche seiner Schüler, sondern auch in eigenen Arbeiten. Seine „Kriegsbilder aus Tirol" zeichnen sich allerdings durch Plastik der Darstellung und schlichte Einfachheit aus, die Verse sind aber holperig und rauh, als hätte sie

eine Bärentatze skandiert. Seine Briefe über Shakespeares Hamlet rechnete Bodenstedt zum Besten, was diesen Gegenstand behandelte. Die Vorträge über Faust machten im Winter 1848 Aufsehen, erschienen jedoch nie gesammelt. Die Tragödie Ragnar Lodbrog, die nach seinem Tode erschien, ist mehr katholisch als dramatisch. Über die im Unterinntal längst ausgestorbene Sekte der Manharter veröffentlichte er ein schätzbares Buch, für das er die Akten der Statthalterei benützen konnte. Die Handschrift des Werkes „Die Protestanten im Zillertal" war nach seinem Tode nicht mehr zu finden, den Verlust ersetzte reichlich der Kreishauptmann Gustav von Gasteiger, der ohne priesterliche Befangenheit schrieb und ohne Rücksicht diese schändliche Episode altösterreichischer Geschichte der Welt schilderte. Durch die Art, wie Flir für das Priestertum, freilich in der besten Meinung, Kandidaten warb, hat er mehrere talentvolle Jünglinge in einen Abgrund von Elend gestürzt. Er riß ihren unreifen Verstand durch seine überschwengliche Begeisterung für die Schönheit des Katholizismus hin, schneeblind gingen sie in die Theologie und dort wußte man schon dafür zu sorgen, daß sie dem Garn nicht mehr entrannen. So Josef Obertimpfler; ein Mensch von unbändiger Kraft und wilder Originalität; als der Taumel verraucht war, fand er sich in der Öde eines verfehlten Lebens, floh aus dem Kloster und endete irrsinnig in der Schweiz. Von anderen will ich schweigen. Flir beteiligte sich auch an Politik, bei der Lebhaftigkeit seiner Phantasie schwankte er jedoch haltlos zwischen rechts und links, hielt einige schwungvolle Rede zu Frankfurt und starb 1856 als

uditore della rota auf einem hohen kirchlichen Posten zu Rom, wie man sagt in der Hoffnung den Kardinalshut zu empfangen. Seine „Briefe aus Rom" erschienen 1864 und mußten, da sie großes Aufsehen machten, zweimal aufgelegt werden. Darauf folgten „Briefe aus Wien und Frankfurt". Die zweite Auflage seiner „Kriegsbilder aus Tirol" wird von einer Biographie eingeleitet, welche Christian Schneller verfaßte. Wenn sich jemand für Flir näher interessiert, so verweise ich auf die drei Programme des Gymnasiums zu Hall, in denen Professor Franz Lanznaster über ihn ausführlich und ohne Voreingenommenheit für seine Leistungen berichtet.

Durch ihn wurde ich mit Sebastian Ruf bekannt. Der Sohn des Amtsschmiedes zu Absam, dem berühmten marianischen Wallfahrtsorte nördlich von Hall, wurde er 1802 am 23. Februar geboren. Er schwang in der Werkstätte seines Vaters als Lehrling bereits rüstig den Hammer, als ihn die Sehnsucht nach einem höheren Beruf ergriff und so trat der alte Bua als Schüler ins Gymnasium zu Hall ein. Dann ging er in die philosophischen Kurse zu Innsbruck über. Er war ein lustiger Student; gelegentlich erzählte er mir, wie er ein hübsches Mädel, später seine Schwägerin, in einer Kalesche herumkutschierte, dabei jedoch zu oft umschaute, so daß das Pferd die Richtung verlor und mit der Deichsel dem Juwelier Primavesi durch die Scheiben der Ladentür fuhr. Vor allem wäre er zum Arzt berufen gewesen, allein Wien war zu weit und die Börse zu eng; Beamter oder Advokat mochte er nicht werden, so wanderte er denn mit so vielen anderen

Jünglingen des Bürger- und Bauernstandes nach Brixen, wo damals freilich unter dem milden Gallura der Südwind nicht so scharf und trocken wehte. Er wurde 1829 ausgeweiht.

Junge Priester werden vom Ordinariat gleich als Seelsorger auf das Land versetzt.

Sebastian Ruf finden wir zuerst als Kooperator in Leutasch, damals die Heimat vieler Schmuggler und Wilderer; dann zu Tobadill. Am Gehäng des Rosanna-Tales, westlich von Landeck, sind die Häuser dieses kleinen Dörfchens mit dem sonderbaren Namen hingestreut; hier verlebte er in völliger Weltabgeschiedenheit mehrere Jahre. Als Kurat erfüllte er die Pflichten der Seelsorge, seine freien Stunden gehörten nicht dem Tarock und dem Becher, sondern den Büchern. Er fühlte sich vereinsamt. Da ward die Stelle eines Kaplans im Irrenhause zu Hall ausgeschrieben; er meldete sich und erhielt den wenig einträglichen Posten.

Es war ein bescheidenes Amt, das er jetzt antrat; er verwaltete es jedoch mit dem reinen Pflichteifer des Menschenfreundes und brachte vielen Unglücklichen, die in das Elend geistiger Nacht versunken waren, Trost, wenn nicht Heilung; manche Familien bewahren ihm ein dankbares Andenken. Seine geistlichen Freunde und Studiengenossen stiegen allmählich auf der Leiter der Hierarchie höher und höher, er aber träumte nie von roten Strümpfen und Bischofsmützen und blieb stets der bescheidene gute Kaplan. Einerseits mochte er fühlen, daß ihm der Dienst des Staates mehr Sicherheit vor den Narren außer dem Narrenhause verschaffe, als ein kirchliche Würde; Schnüffler und Spione

konnten ihm hier nicht leicht was anhaben; hauptsächlich jedoch hielt ihn der Umstand fest, daß er hier ein reiches Feld für seine psychologischen und philosophischen Studien fand, zu welchem ihm niemand den Zutritt wehren konnte. Der kleine Gehalt und ein geringes väterliches Vermögen reichten für seine Bedürfnisse völlig aus; so schaffte er sich nach und nach alle bedeutenderen philosophischen und psychologischen Werke an und erwarb auf diesen schwierigen Gebieten Kenntnisse, um die ihn mancher deutsche Professor der Philosophie beneiden könnte. Vor allem beschäftigte ihn Hegel, der damals in Deutschland die Herrschaft behauptete; bald ging er jedoch zu Feuerbach über, welcher ihm kongenialer war. Das Studium der Hegelschen Philosophie wurde damals von vielen Studierenden der Universität, die ihre Bildung nicht, wie es jetzt nur zu häufig geschieht, mit dem Brotfach abschließen wollten, emsig betrieben. Ruf half nach, wo und wie er konnte, und auch mich machte er mit Feuerbach bekannt. Er war ein scharfer Dialektiker und übte die jungen Leuten und arroganten Schwätzern gegenüber so treffliche sokratische Methode mit großem Geschick; jene überraschte er oft mit einer einfachen Frage, die ein klares Licht in dunkle Irrgänge warf, diese verwirrte er dadurch in ihrem unfehlbaren Dünkel mit der feinsten Ironie.

Hall liegt nahe bei Innsbruck; durch Flirs Vermittlung lernte Ruf die hervorragenden Männer dieser Stadt kennen, und bald rösselte er an jedem Dienstag herauf, um an ihren Symposien Anteil zu nehmen. Zu diesem Kreise gehörte Johannes Schuler, damals Re-

dakteur des „Tiroler Boten“, wie der Konrektor Phil. Georg Schönach. Dieser bewies seine Sittenstrenge dadurch, daß er ein Mädchen, das beim Liebhaber betroffen wurde, vom Küster auspeitschen ließ. Er war aber auch Philosoph. Sein Werk „Der konkrete Monismus“ bezeichnet Ruf als absoluten Kretinismus. Dem Minister Graf Thun gefiel jedoch dieser Eiertanz zwischen Theologie und Philosophie so gut, daß er Schönach als Leibphilosophen nach Wien berief, um, wie Stahl, die gottlose Wissenschaft zur Umkehr zu bewegen. Sie hat sich aber um ihn ebensowenig gekümmert, wie die Poesie um Redwitz. Graf Thun vermochte nicht mit der rostigen Hellebarde aus „Hamlet“ Geister zu bannen, und die Ultramontanen haben ihm auf ihre Weise gedankt.

Bei diesen Symposien wurde nun wacker philosophiert; insbesondere war die Frage über die menschliche Freiheit an der Tagesordnung und man kann sich da leicht vorstellen, daß Ruf die Rolle des Mephistopheles spielte: Flir der katholische Kunstschwärmer, Schuler, der an die Seherin von Prevost glaubte und Schönach, der christliche Vermittelungsphilosoph! Ruf war ein Schalk, wenn auch gutmütiger Art, man könnte lang von seinen Eulenspiegeleien erzählen. Nach dem Sonderbundskriege flüchteten die Helden des Glaubens, voran Metternich, nach Tirol. Gleichzeitig war ein neuernannter Professor der Mineralogie angekommen. Ruf führte diesen nun nach Volders, wo eine große Anzahl katholischer Geistlicher tafelte. Sie waren nicht wenig verwundert, daß man ihnen einen fremden Laien bringe und ihn gar nicht einmal vorstelle. Da schlich nun Ruf

den Tisch entlang und tuschelte einem um den andern ins Ohr: das sei einer der Hauptkämpfer für die heilige Sache der Sonderbündler; er habe sich vor den bösen Liberalen flüchten müssen und nichts gerettet, als das Hemd auf dem Leibe, ja sogar über die Grenze hätten sie ihm nachgeschossen. So stehe er nun da mit dem seligen Bewußtsein des Märtyrers, aber ohne einen Heller im Sack. Da begann ein geheimnisvolles Flüstern; die Herren griffen zu den seidenen Beutelchen, endlich erhob sich einer und wollte dem Opfer mit einer wohlgesetzten Rede das Geld überreichen. Die Erkennungsszene war von drastischer Komik.

Auch Fremde zog der Name und die Persönlichkeit des Narren-Kaplans an. So besuchte ihn unter anderen auch David Strauß. Sie machten mehrere Ausflüge zusammen. Das mußte natürlich den hochwürdigen Brüdern auffallen und sie erkundigten sich daher neugierig um das Wie und Was. „Seid nur ruhig," erwiderte ihnen Ruf, „dem Strauß sind allerlei religiöse Skrupel gekommen, er verhandelt nun mit mir darüber; denkt euch, was das wäre, wenn es gelänge, ihn zu bekehren!" Die hochwürdigen Brüder zerschmolzen vor Rührung. Nach meiner festen Überzeugung hätten Strauß und Ruf an einander gleich viel zu bekehren gehabt.

Ein andermal wurde der Arzt in Hall nachts fort und fort durch mutwilliges Ziehen der Hausglocke aufgestört. Er erzählte es abends im Wirtshause. Da sonst nichts nützte, bestellte er zwei handfeste Knechte, die den Buben prügeln sollten. Nach einigen Tagen kam Ruf wieder in das Wirtshaus. Er ersuchte einen Herrn

ihm zu sagen, wann er fortgehe. Dies geschah. Als sie nun in die Nähe der Wohnung des Doktors kamen, verabschiedete er sich von seinem Begleiter, „er möge beim Doktor läuten und diesem eine gute Nacht wünschen“. Auch hier brauche ich die Fortsetzung nicht zu erzählen.

Mit dem Katholizismus war Ruf längst fertig. Ich kann bestimmt sagen, daß er sein Brevier, das immer auf dem alten Platz des Fenstergesimses lag, gar nicht anrührte. Im Salettel bei der Scholastika trank ich einmal mit einem Freunde den Frühkaffee. Die Messe war vorüber, Ruf trat ein und verlangte ein Frühstück. Ich rief lachend zu Frankl und Schleicher: „Jetzt hat er soeben einen ganzen Juden mit Haut und Haar verzehrt und will nun noch Kaffee!“ Frankl lachte, Ruf auch.

L. Steub, der auch viel mit ihm verkehrt hat, bezeichnete ihn später geradzuwegs als den atheistischen Pfaffen.

Er glaubte nicht an die Freiheit des Willens. So sagte er einmal zu mir, als wir darüber sprachen: „Die Leute unterscheiden nicht die libertas a coactione, die tatsächlich besteht, von der Freiheit. Du kannst mir nicht befehlen, hier aufzuhüpfen, bin ich deswegen frei? Ebensowenig an die Unsterblichkeit der Seele. Nicht lange vor seinem Tode begleitete ich ihn auf den Bahnhof. „Ich fürchte mich vor dem Sterben gar nicht, nach meinem Tode ist es gerade so, wie vor meinem Tode. Nichts! ich werde nichts mehr wissen!“

Man fragt nun wohl: Wie stand denn Ruf bei solchen Studien zu den Dogmen der katholischen Kirche?

Er war ihnen allmählich entwachsen; sie waren ihm Tatsachen geschichtlicher Entwicklung, wie er denn überhaupt Glauben und Wissen nicht als konzentrische, sondern als auseinanderliegende Kreise betrachtete und ihnen so ihr subjektives Recht ließ. Als Priester hielt sich Ruf vollkommen legal; wehe ihm, hätte man ihn hier auf dem geringsten Fehltritt ertappt oder beschlichen! Seine Überzeugungen gehörten ihm, waren Sache seines Innersten; nie verleugnete er sie seinen Freunden gegenüber. Er hätte öffentlich für sie eintreten sollen! Das ist bald gesagt. Wir lebten dazumal in den Tagen Sedlnitzkys, in den Tagen des Konkordats. Ruf war kein reformatorischer Geist; sollte er den liberalen Bummlern zuliebe dreinfahren und sich als Luther aufspielen, damit sie ihn, wäre er im Elend gesessen, auf echt deutsche Weise beim sicheren Bierkrügel hätte verhöhnen können: „Warum ist er so dumm gewesen und hat sich hineingesetzt?“ Wir kennen das. Zudem besaß er kein kirchliches Amt; er war Diener des Staates, der leidenden Menschheit. Daß er jenem gegenüber seine Pflichten erfüllte, beweist das goldene Verdienstkreuz, welches er bei der Pensionierung erhielt; wie er dieser gegenüber sich verhielt, habe ich bereits angedeutet. Wer ihn verurteilen will, mag es tun. Ich entschuldige ihn, ohne ihn hier zu verteidigen.

Ruf behielt jedoch die Schätze seiner Erfahrungen, seines Denkens nicht ausschließlich für sich. Er prägte die Resultate in Aphorismen aus, die oft durch die Originalität und Tiefe des Inhalts überraschen, wenn sie auch nicht immer der Form nach präzis und korrekt

sind. Er legte manches davon in Zeitschriften nieder, wenn auch meistens anonym. Von Belang wäre sein ausgedehnter Briefwechsel, er scheint ihn aber vor dem Tode vernichtet zu haben.

Mit einem Buche trat er 1852 auf: „Psychische Zustände. Ein Beitrag zur Lehre von der Zurechnung mit besonderer Rücksicht auf psychische Störungen.“ Dieses sein Hauptwerk machte Aufsehen, und zwar nicht blos deswegen, weil es aus der Feder eines katholischen Priesters kam. Eine zweite Auflage war in Sicht. Da gab ihm ein Freund aus Rom den Wink, daß es in diesem Falle wohl auf den Index kommen dürfte. Erhielt doch auch der orthodoxe Verfasser des konkreten Monismus die Warnung, er werde in Zukunft einen Schritt rückwärts auf das Gebiet der Kirche zu machen haben. Das sind so kleine Seitenstücke zur Geschichte der Philosophie Günthers. Dann folgten 1856 „Die Delirien. Eine Darstellung der Visionen und Halluzinationen des Tag- und Nachtlebens und der phantastischen Zustände“. Der Verfasser hielt sich klugerweise ganz auf dem pathologischen Gebiete und blieb so ungefährdet, wenn auch der Argwohn mehr und mehr erwachte. Das nahm Einfluß auf sein drittes Werk: „Die Kriminaljustiz. Ihre Widersprüche und die Zukunft der Strafrechtspflege. Kriminalphysiologische Studien.“ Es erschien 1870. Ruf rückte hier vor der Kirche, welche im Beichtstuhl Herzen und Nieren prüft, tiefer den Hut, als eben notwendig, um der Verdächtigung und Anfeindung zu entgehen.

Nun zog er sich auf das Gebiet historischer For-

schung zurück; nach den Quellen der Archive, die er überall sorgfältig durchforschte, schrieb er eine Menge von Monographien, so die Chronik von Achental, zu dessen Ruhm er wesentlich beitrug, so daß es jetzt die Touristen aus aller Herren Ländern unsicher machen. Den größten Fleiß widmete er jedoch der Stadt Hall und ihrer Umgebung. Für die Kunstgeschichte von Belang ist seine Biographie des berühmten Geigenmachers Jakob Stainer von Absam. Vorzüglich nahm die geistige Bewegung der Reformation und des Humanismus seine Aufmerksamkeit in Anspruch. An dem Tage, wo er starb, wurde dem Ausschusse des Ferdinandeum sein letztes Werk zum Druck überreicht: es behandelt den gelehrten Johann Fuchsmagen aus Hall, der als Rat des Kaisers Maximilian I. verschiedene Werke schrieb.

Ruf wurde 1870 pensioniert und zog aus seiner bisherigen amtlichen Wohnung in ein anmutiges Gartenhaus. Er war stark gebaut und rüstig; da berührte ihn ein leichter Schlaganfall, so daß er nur noch mühsam gehen konnte. Das Haupt mit dem echt sokratischen Typus und der hohen Denkerstirn senkte sich schwer nach vorwärts. Er verstand die Botschaft.

Am 11. April 1876 fand man ihn, ein Buch in der Hand tot auf dem Sofa. Sein Begräbnis war wohl das großartigste, das Hall noch gesehen. Er war ein Mann von Bedeutung, ein Phänomen unter dem Tiroler Klerus. Sein Bild, wie wir es hier nach mehr als dreißigjähriger Bekanntschaft mit wenigen Strichen hingeworfen, mag manchem mißfallen. Immerhin! Es gehört in die Galerie ausgezeichneter Österreicher,

hervorragender Deutscher und muß daher vor allem wahr sein.

Lassen wir nun Ruf selbst das Wort und teilen aus einem Briefe etliche Aphorismen mit, die einen Blick in sein für viele verschleiertes Inneres gestatten:

Wend' dich ab von einem Denken,
Das dich lehrt, dich in dich versenken!
Willst du das volle Leben gewinnen,
Erfaß das Leben mit allen Sinnen.

Ochsen ziehen treu am Wagen,
Das sind ausgemachte Sachen!
Mußt die Leut' zu Ochsen machen,
Sollen sie das Joch ertragen.

Jeder sucht das ihm Gemäße;
Wer es findet, hat sein Glück:
Immer ist des Menschen Größe
Nur ein glückliches Geschick.

Nicht der Haß, die Liebe nur
Soll ein schönes Herz erfüllen!
Aber auch der Haß ist schön,
Ist er um — der Liebe willen!

An des Glückes gold'ner Tür
Klopft' ich; Niemand sprach: Herein!
Stoisch sprach ich dann zu mir:
Muß man denn grad glücklich sein?

* * *

Mit Ruf und Flir befreundet war der einst viel genannte, jetzt ganz verschollene Dr. Johannes Schuler. Er erblickte zu Matrei an der Sill am 11. Dezember

1800 das Licht, wurde in jugendlicher Schwärmerei Noviz bei den Benediktinern zu Fiecht, verließ dann die Zelle und flüchtete zum Entsetzen seines frommen Vaters nach Salzburg. Nachdem er Verzeihung erlangt, studierte er Jus und wurde 1848 Professor wie einst sein Vater. Gatte einer galanten Frau hatte er keine Kinder und nahm daher von der Wiege weg ein armes Mädchen an, das er sorgfältig erziehen ließ. Mir wurde der Unterricht der deutschen Sprache und Geschichte übertragen; Anna mochte damals etwa dreizehn Jahre zählen. Später war sie auch poetisch angeregt, wie einige Gedichte im „Phönix" beweisen. Seit meiner Reise nach Wien hatte ich keine näheren Beziehungen mehr zu ihr und als ich nach Tirol zurückgekehrt war, blieben sie nur oberflächlich, so daß ich auf ihre Entwicklung keinen Einfluß hatte. Schuler gestattete mir auch den freien Gebrauch seiner Bibliothek, was für mich — abgesehen von dem anregenden Umgange mit dem freisinnigen Mann — von unschätzbarem Werte war, denn hier fand ich die neueste deutsche Literatur aus allen Zweigen der Poesie, Geschichte und Philosophie. Ich schöpfte mit unersättlichem Durst und auch Purtscher bemächtigte sich manches Buches auf meiner Stube. Schuler wirkte aber auch durch seine Persönlichkeit, wie das der folgende Brief zeigen mag, der in die Ferien 1841 fällt.

Lieber Adolfus!

Die Gährung, in welcher sich Ihr jugendlich kräftiger Geist befindet und welche ein notwendiger Lebensprozeß für alle ist, die nicht schon von Haus aus ein

caput mortuum sind, wird am meisten und freiesten durch poetische Gestaltung und Belebung zur Klarheit gefördert. Dazu aber möchte ich Ihnen besonders historische Studien empfehlen; dieser bedarf der wahre Dichter vor allem. Erst wenn er sein großes Versöhnungsfest mit der Wirklichkeit gefeiert hat, erhält er seine wahre Weihe; zu dieser Versöhnung gelangt er aber nur durch historisches Studium. Dieses erhebt ihn über das einzelne Erscheinende, das so oft hemmend, störend, herabstimmend und die wilde Kraft des Widerspruchs aufrüttelnd in unsern Weg tritt; es lehrt uns aber auch die Gegenwart ehren und lieben; die Gegenwart ist das Schoßkind, an dem Jahrtausende mit unzähligen Opfern, mit ihren besten Kräften gepflegt haben und dies Schoßkind ist zugleich auch die ehrwürdige Mutter, die eine noch schönere Zukunft, eine weitere und reinere Entwicklung des Geistes Gottes in der Geschichte in ihrem Schoße trägt. Ich meine, dies sei ein erhebender Standpunkt, von dem aus sich für das Leben eine mehr objektive und poetischere Ansicht gewinnen läßt, als jene subjektive, deren Kraft und poetische Weihe eigentlich nur in dem Erweitern der Kluft zwischen dem Subjekt und der Welt besteht. Ich tadle diese, übrigens auf den Kulminationspunkt getriebene Richtung nicht, weil ich sie als ein notwendiges Moment der Zeit erkenne, aber ich meine, es sei überwunden und wer sich jetzt noch ihr hingibt, ist hinter der Gegenwart und läuft einem Gespenst der Vergangenheit nach. Sie, mein lieber Freund, sind berufen, diesen Versöhnungsakt an sich zu vollziehen, tätig, nicht blos leidend und zuschauend; und

das Resultat wird ein wahrer Dichter oder ein kräftiger, zu allem guten tüchtiger Mensch des echten Lebens oder, wenn die Götter günstig sind, beides im schönen Einklange sein.

Dazu aber gehören fleißige historische Studien, Übung der Seele in der Liebe, die eine große schwere Kunst ist und ein heller freundlicher Blick in das Leben.

Ihr

Schuler.

Sein Nachlaß mit einer überschwenglichen Biographie aus der Feder des Anton R. v. Schullern erschien im Verlage der Wagnerschen Buchhandlung.

Die Bekanntschaft mit ihm wurde der Anknüpfungspunkt für die Freundschaft mit seinen zwei Schwestern Cornelie und Mathilde. Dieses Verhältnis sank nie unter die Linie des reinsten geistigen Verkehrs, ein Fall, der gewiß nicht oft begegnet, wenn so junge Herzen einen Bund schließen. Mathildens Kopf verglich Flir oft mit dem einer Muse, wozu mehr der durchgeistigte Ausdruck desselben als die Regelmäßigkeit der Züge berechtigte. Später heiratete sie den Direktor der Spinnfabrik zu Innsbruck, Josef Ganahl, einen tüchtigen und gebildeten Geschäftsmann, der im Januar 1872 sein tätiges Leben schloß.

Am 4. Dezember 1877 folgte sie ihm in die Familiengruft auf dem städtischen Friedhof und wenn diese Zeilen ihr Andenken erneuern, so haben sie auch die armen Fabrikarbeiter nicht vergessen, die sie mit ihrem Rat und offener Hand unterstützte. Besonders wendeten sich die Weiber vertrauensvoll an sie.

Cornelie war am 1. Februar 1824 geboren. Das Haus ihres Bruders Johann, der im Oktober 1859 verschied, bildete im Vormärz den Mittelpunkt aller geistigen und lieberalen Strömungen in Tirol, so daß sein Name mit der Geschichte des Landes verwachsen bleibt. Hier verkehrte das kleine Fräulein mit den unansehnlichen Gesichtszügen, wenn es aus Salzburg, wo die Mutter als Witwe wohnte, zum Besuche kam und lernte die Freunde des Bruders: einen Ruf, Flir, Stotter und so manche Berühmtheit kennen. Aufmerksam auf alles, eignete sie sich eine tiefe Bildung an, welche sich nicht blos auf die Belletristik, sondern auch auf die Geschichte erstreckte. Ich lernte sie 1842 kennen und als ich am 8. Mai dieses Jahres das erstemal ihr die Hand zum Gruß reichte, ahnte ich nicht, daß sich ein langjähriger Bund für das ganze Leben daran knüpfe. Schnell erkannte ich ihre geistige Begabung, die sich so schön in ihren Briefen aussprach.

Ihr Urteil entschied langsam, aber klar und sicher; sie hatte eine feines Gefühl für das Vergängliche und Bleibende in der Literatur. Nach dem Tode ihrer Schwester lebte sie einsam und zurückgezogen; zu Innsbruck hatten nicht viele eine Ahnung, welch hoher Geist in diesem gebrechlichen, durch Krankheit entstellten Körper wohnte, welche reine Humanität, die sich auch im Stillen durch Taten bewährte. Ihr Herz war edel und heilig, forderte nichts für sich und tat alles für andere. Sie griff nie ins weite, mit jedem Schicksal glich sie sich in der stillen Tiefe ihres Gemütes aus. Ihr Leiden ließ das Nahen des Todes voraussehen, sie starb mit dem ruhigen Bewußtsein der Weisen, mit dem

Blick auf eine edle unentweihte Vergangenheit am 24. Juni 1883.

Ihr Gedächtnis, die Erinnerung an die treue Freundschaft, die sie mir, der ich oft so schwer zu behandeln war, durch vier Jahrzehnte unerschütterlich bewahrte, soll nie erlöschen, bis ich meine alten Augen schließe.

Von meinen Gedichten, die aus dieser Zeit als „Marksteine" bei Amthor in die Öffentlichkeit gelangten, erwähne ich die Legenden, den letzten Priester der Isis, den ein fanatischer Einsiedler mit dem Kreuz am Altare niederschlägt, und Luzifers Werbung, wo der Dämon des Abgrundes als Vertreter der starren Individualität, welche sich mit titanischem Trotz niemand unterordnen will, Gott Vater, dem allmächtigen König Himmels und der Erde im Stile des patriarchalischen Orientes gegenüber auftritt. Der himmlische Hofstaat ist humoristisch skizziert, das ganze überhaupt in der Manier des Holzschnittes behandelt, wenn man diese in die Poesie übertragen möchte. Daß der Mann, auch bei seiner schroffsten Selbstüberhebung gerade durch den kühnen Mut er selbst sein zu wollen, das Weib anziehe und wenigstens zu tiefem Mitleid bewege, deutet Maria auch hier als milde und gnadenvolle Vermittlerin an.

Es erübrigt mir nur noch über meine äußeren Verhältnisse im Laufe dieser Jahre zu sprechen. Meine Eltern hatten nach den Ferien der zweiten Gymnasialklasse Kufstein zum Aufenthaltsort gewählt, weil dort Quartier und Lebensmittel billiger waren und der Vater an diesem Städtchen von seiner Jugend her mit Vorliebe hing. Ich war nun zu Innsbruck ganz auf

mich gestellt, sie konnten mir nicht einen Pfennig zum Unterhalt beitragen, sondern waren im Gegenteil stets bereit, die armseligen Kreuzer, welche ich mir mit Instruieren im Schweiße meines Angesichts erwarb, zu beanspruchen, ja sogar der Bogen, auf welchen ich die Zahlung eines kleinen Stipendiums von 27 Gulden jährlich zu ziehen hatte, war lang voraus verpfändet, so daß ich nichts davon erhielt. So mußte ich nach jeder Richtung die Bitterkeit jener Verse Dantes erproben:

Tu proverai si come sa di sale
Il pane altrui e com' è duro calle
Lo scendere e'l salir per l'altrui scale.

Gar manchen von den sieben Tagen der Woche hatte ich nichts als ein Stücklein Brot und war zufrieden, wenn ich mir dazu eine Wurst kaufen konnte. Noch im vorigen Jahrhundert wanderten die armen Studentlein, ein schwarzes Mäntelchen um die Schultern mit einem Topfe in den Küchen herum, sich die dürftigste Nahrung zusammenbettelnd und auch jetzt nennt sie die Gassenjugend spottweise „Suppeler“ und singt das Liedlein:

„Student, Student,
Hat's Mantele verbrennt,
Geht über die Brugg
Und bettelt a Supp!“

Allmählich wurde die Sache besser, vermögliche Bürger luden arme Jünglinge wöchentlich einmal an den Tisch und das hatte für diese auch noch einen andern Vorteil als die Befriedigung des Hungers. Sie blieben in einer Art Familienleben und wurden

selbst zu besserer Sitte erzogen, als im elterlichen Bauernhause, — denn daher stammen die meisten Studenten. Manchmal entspannen sich auch innigere Beziehungen, es war nicht selten, daß sich ein solcher Student, nachdem er später zu Amt und Ehre gelangt, aus dem Hause des Wohltäters die Braut holte. So z. B. der Vater unseres Johannes Schuler. Jetzt hat sich die Sache neuerdings geändert. Die Lebensmittel sind so im Preise gestiegen, daß der Bürger und Beamte kaum einen Tag in der Woche an seinem Tische einen Gast sehen kann; da übernahm der religiöse Verein des heiligen Vincenz die Sache, er läßt für kleine Geldbeiträge von Wohltätern armen Jünglingen in einem eignen Hause die Kost reichen.

Sehr viel verdanke ich einer alten Tante; sie gab mir nicht nur zu essen, sondern flickte auch meine Kleider und besorgte meine wenige Wäsche; in der Woche einmal das Hemd zu wechseln, galt damals schon für große Reinlichkeit. Die stille Dulderin, treu, fleißig, arbeitsam, jedem zum guten redend, niemanden aufsässig, ein Muster christlicher Tugend und Frömmigkeit ruht jetzt von den Leiden, die das Leben bis zum letzten Atemzug auf sie häufte, denen sie nichts entgegen zu setzen hatte, als eine wahrhaft engelsgleiche Ergebung in den Willen Gottes. Nach Jahren forderten ihre Söhne für das, was ich im Hause der Eltern als Student genossen, Ersatz. Ich machte einen Überschlag und teilte, ohne verpflichtet zu sein, die Summe zwischen beide. Ihre Quittungen liegen bei meinen Schriften.

War die Kirche dem Kind mild und freundlich, so reichten mir auf dem rauhen dornigen Kreuzweg manch-

mal auch Priester die hilfreiche und tröstende Hand; das werde ich nie vergessen. Mag man auch meine menschlichen Schwächen noch so streng prüfen und verurteilen, wenigstens soll man mich nie des Undankes zeihen.

In den Ferien wanderte ich nach Kufstein, bald zog ich es jedoch vor, nicht mehr bei meinen Eltern zu wohnen und siedelte mich auf der Naggelburg an, einer Kneipe, die fast nur von Soldaten und ihren Dirnen besucht wurde. Ein solches Mädchen, leichtsinnig und reizend, hatte mein inniges Mitgefühl dadurch erregt, daß ich vom Fenster aus beobachtete, wie sie einem armen Weibe bei kaltem Wetter das Tuch vom Halse weg schenkte. Ich sah sie danach öfter, sie wurde von Leidenschaft für mich ergriffen und suchte jede Gelegenheit auf, sich mir zu nähern. Ich bemühte mich, sie auf bessere Wege zu bringen und stellte ihr zugleich den traurigen Ausgang, der sie erwarte, in dunklen Bildern vor Augen. Da brach sie einmal plötzlich in Tränen aus, sie gestand mir, daß sie meinen Worten unbedingt glaube, denn ich sei nicht wie andere Männer, die gleich im ersten Augenblick des Alleinseins Erfüllung ihrer Begierden forderten; ich hätte nie mit einem Wort, ja nicht mit einem Blick so etwas merken lassen, deswegen wolle sie mir gehorchen und gut tun. Sie hielt vorläufig Wort, freilich weiß ich nicht, ob sie nach meiner Abreise gegen Versuchungen fest blieb.

Zu Kufstein hatte ich Einsamkeit genug. Vormittags streifte ich durch Gebüsch und Wald, Vögel zu fangen oder einiges Wild zu erlegen; nach dem Essen gab ich den Söhnen des Apothekers Unterricht. Beides reichte eben aus, meinen Unterhalt zu sichern. Sehr

gern weilte ich an den kleinen Waldseen bei Tierberg oder auf dem einsamen Schrofen der Zellerburg. Auf dem Gipfel des Pendling, wo sich eine großartige Fernsicht in die Zentralalpen mit ihren Gletscherkronen öffnet und der Blick zugleich weithin die bayrische Ebene überfliegt, feierte ich einmal Goethes Geburtsfest mit einem Freunde. Wir hatten uns zusammenbestellt und waren in der nämlichen Stunde — er von Westen, ich von Osten auf der Höhe eingetroffen. Ein Fläschchen Wein wurde im frisch gefallenen Schnee gekühlt und dann dem Genius des deutschen Volkes ein Hoch gebracht. Schüsse aus meinem Gewehr sollten die Feier dem Tal verkünden, dem Tale, wo vielleicht kaum zehn Menschen je ein Wort von Goethe ernsthaft gelesen.

*   *
*

Immer schmerzlicher fühlte ich den Zwang, Studien treiben zu müssen, die mir zwar nicht an sich — wem könnte auch die Bedeutung von Recht und Gesetz verschlossen bleiben? — zuwider waren, mich aber durch den Blick auf das Tor der Kanzleien, in das sie mündeten, mit Grauen erfüllten. Wie Galeerensklaven aus Scheu vor der Peitsche, studierten Adolf Purtscher, und ich nur höchstens soviel als nötig, um der noch fürchterlicheren Kaserne, deren geistige Öde, deren brutale Barbarei uns Senn düster und verzweiflungsvoll geschildert hatte, zu entrinnen. Wir wurden immer unruhiger; eine gewisse Verbitterung bemächtigte sich meiner, die sich wohl mit scharfem Spott gegen die völlig schuldlosen juridischen Pro-

fessoren wandte. Ich sann auf verschiedene Auswege; in der Ferne winkte Amerika, wie jedoch ohne Geld über den Ozean fahren, um in dem Hafen aller bankerotten Existenzen zu landen, vielleicht als Wrack zu scheitern.

III.

Purtscher und ich zweifelten schon daran, ob wir je unserer Neigung zu den Naturwissenschaften folgen dürften, da zeigte sich im vierten Semester unserer juridischen Studien ein Hoffnungsstrahl, wir fanden Freunde, die uns Mittel zur Fahrt nach Wien verschafften; dort mochten wir uns selbst weiter helfen. Ich eilte nach Kufstein und hier begann der Briefwechsel mit Cornelie. Für die Mitteilung desselben sollten mir vor allem die Frauen dankbar sein, es ist ein reines, edles, großes Herz, das sich hier offenbart.

Was bis jetzt von ihren Briefen gedruckt wurde, erregte den lebhaften Anteil aller Gebildeten, den ich wohl auch für die Reihe, die ich hier mitteile, hoffen darf. Auch einiges von Freunden mag hier als kleiner Beitrag zur Zeitgeschichte einen Platz finden.

An Cornelie.

Ihren ersten Brief habe ich nicht erhalten, so beantworte ich den, der vorgestern in meine Hände kam. Ich habe viel freie Zeit, täglich 24 Stunden, und doch fehlt mir alle Lust zur Feder. Aus langer Weile wär' ich bei diesem trüben Wetter bald Moralist geworden;

ich blätterte im Pascal, kam jedoch nicht über die Stelle hinaus: „La vertu d'un homme ne doit pas se mesurer par ses efforts, mais par ce, qu'il fait d'ordinaire.“ — Ein deutscher Philosoph, der berühmte Hegel, sagt irgendwo: „Das Gewöhnliche ist das Vernünftige". — Das ist in anderer Weise der Spruch Pascals. Könnte man nicht auch sagen: „Das Natürliche ist das Vernünftige?" — Was aus der Natur eines jeden entspringt, danach soll man ihn beurteilen; das, wozu man nicht geschaffen ist, macht man schlecht und die Menschen rechnen es uns als Fehler an. Welche Tiftelei! — Zu Kufstein erwartete mich eine kleine Freude. Hinter dem Zellerberg zieht von der Naggelburg eine prächtige alte Lindenallee zum Portiunculakirchlein, wo einst meine Eltern getraut wurden. Nur an einem Jahrmarkt herrscht hier reges Leben, sonst stört uns selten jemand. Unter diesen Bäumen habe ich ein Lieblingsplätzchen mit der Aussicht auf den Schrofen des Pendling und die waldigen Maistallerberge im Hintergrunde und zur Seite die Täler. Als ich heuer zum ersten Male hinkam, fand ich eine Rasenbank roh zusammengefügt. Bald darauf sprang ein Bube daher und begrüßte mich lachend. Ich ließ ihn voriges Jahr oft mit mir laufen, erzählte ihm und lehrte ihn mancherlei aus dem Stegreif. Ich hatte ihn vergessen, er aber mich nicht und das war von ihm besser als von mir. „Die Bank", sagte er, „hab' ich gebaut, Sie sind immer auf diesem Platz gesessen; ich habe den Tag Ihrer Ankunft erfragt und dann fleißig gearbeitet."

Heute war der erste reine Tag, daß ich auf die Berge steigen konnte. Es bleibt mir nicht viel Zeit

mehr; in Tirol wünsche ich wenigstens den Himmel heiter.

Kufstein, 7. August 1842.

Ihr

Pichler.

Ich an Sebastian Ruf.

Für die Bücher Dank; einen Teil hier zurück. Lammenais kannte ich schon früher; Wienbarg schreibt flüchtig, ich habe ihn ebenso flüchtig gelesen, als er es verdient.

Klagen Sie mich nicht als Mörder an; es gibt heuer in hiesiger Gegend sehr wenig Wild und zum trockenen Brot schmeckt hier und da ein Braten sehr wohl.

Ich habe Flirs Aufsatz in den „Katholischen Blättern" gelesen. Beiläufig bin ich kein Freund von dieser Verhimmelung der Kunst, die stets dort das Größte leistet, wo sie sich aus den typischen Windeln des Kultus entwickelte, wenn sie auch noch religiös blieb.

Wenn wir nun aus diesen Tales Gründen den Ausweg fänden! Aber wie? — Dieser Herrgott Eurer frommen Ästhetiker kommt mir vor wie das Aderlaßmännchen im Bauernkalender. Alles strömt von ihm aus und das Ausgeströmte ist zwar an sich schön, aber doch in bezug auf Gott schlechter als er. — Diese Leute sehen blinzelnd die Herrlichkeit der Welt und getrauen sich dennoch nicht Gott in die Welt und die Welt in Gott zu setzen. Da hatte Goethe weitere Augen, oder auch um Ihnen zu entsprechen: der heilige Paulus!

Meine Abreise ist nahe. Da ich den Tag nicht

genau anzugeben weiß, so bitte ich mit der Antwort zu warten, bis ich die Adresse aus Wien schreibe.

Kufstein, 4. September 1842.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Sie haben den Bergen die Botschaft gegeben; ich sende Ihnen in der Blume mein Wort; was bedeutet die schlichte vertrocknete Zeitlose? Die Ferien sind fast zu Ende. Ich habe mich sehr viel im Gebirge umgetrieben: Zeugnis dessen die zwei Gedichte: „Aussicht“ und „Der Wildschütz“. Sie sollten mich nur sehen: sonnenbraun, bärtig und zerrissen, so recht ein Gesell aus dem Räuber Moor. Neulich rannte ich, den Stutzen über die Achsel, an einer Frau mit dem Kinde vorbei. Dieses rief: „Wau, wau!“ — Ich mußte herzlich lachen.

Gegenwärtig treffe ich die Vorbereitungen zur Abreise. Von den Bergen scheide ich ungern; mir ist, als hafte mein Herz, wie eine alte Tanne mit tausend Wurzeln darin. Es ist eine schöne Treue, die wir der Natur weihen. — Ja, das Natürliche ist das Vernünftige! bleiben Sie stets auf diesem Wege; wem die Natur nicht mehr in die Seele spricht, der ist verloren für Gott und die Welt.

Ihr Bruder will, ich soll einiges in einen ausländischen Almanach geben; da ich es ihm nicht versagen konnte, schrieb ich etliche Gedichte ab. Freilich bin ich mit mir selbst nicht mehr recht zufrieden; frühere Ar-

beiten genügen mir nach Inhalt und Form nur noch selten; ich fühle deutlich das Regen neuer Keime.

Daß ich nicht nach Salzburg komme!

Wie sehr würde es mich freuen, noch einmal mit Ihnen zu sprechen. Die Richtung meines Weges gestattet es nicht. Bald werde ich hinabschiffen auf Inn und Donau in die Fremde. Mögen die Götter meinen Eintritt in Wien segnen; ich kenne keine freundliche Seele dort; bleiben Sie mir deswegen wohlgesinnt und schreiben Sie bald.

Kufstein, 16. September 1842.

Ihr Pichler.

* * *

Allmählich wurden die Tage kühler, die Bäume begannen zu verfalben und in den Wäldern sammelten sich die Zugvögel. Purtscher erwartete mich zu Innsbruck, wo ich noch manches zu erledigen hatte. Dann war unser Bündel bald geschnürt. Um wohlfeiler zu reisen, mieteten wir zu Hall Plätze auf einem Frachtschiff. Nachmittags am 20. September stiegen wir bei sehr launischem Wetter an Bord. Nach kurzem Gebet kappten die Fergen laut rufend das Tau und schoben die Plätte mit Stangen vom Kiese los: Gruß und Gegengruß vom Ufer zum Ufer; rasch glitt das Schiff in der wilden Strömung des Inn fort. Hinter uns blauer Himmel, vor uns düstere Wolken, auf deren dunklen Grund sich quer über den Strom ein Himmelsring spannte. Meine Seele erfüllte Wehmut, da schaute ich um und mußte unwillkürlich hell auflachen.

Wie Childe Harold, als er sein:

Adieu, adieu my native land!

über die Wogen hinaussang, stand Purtscher auf dem Deck, im Aug', eine Träne, bereits an einem mächtigen Stück des Gugelhupfes nagend, den mir meine gute Tante als letzte Gabe eingepackt. Die Morgen waren kühl und nebelig, so griffen wir zum Ruder und arbeiteten wacker mit, dafür zahlten wir auch nur zwei Gulden Fahrgeld. Weil untertags nicht gelandet wurde, versahen wir uns in der Frühe mit Lebensmitteln und Holz, das wir meistens in einer Au, ohne lange zu fragen, von den Zäunen brachen oder von einem Spreuhaufen wegschleppten und ich kochte dann auf dem Verdecke. Purtscher lag, wenn die Sonne schien, auf dem Bretterdache und las mir am Herd, während wir an den schönen großartigen Landschaften vorüberfuhren, aus der Odyssee vor, bisweilen langte er auch mit einer Zinke in den brodelnden Topf, um sich ein Stück Fleisch aufzuspießen. So erreichten wir in zehn Tagen die alte Kaiserstadt. Als wir um den Kahlenberg biegend zum erstenmal den mächtigen Stephansdom erblickten, erfaßte uns ein banges Vorgefühl, das jedoch bald der mutigen Hoffnung der Jugend wich.

Wir landeten. Also in Wien! Ich ging vom Schanzel durch das Fischertor auf den Salzgries und blickte beklommen in das Gewoge der engen Straßen. Endlich fragte ich einen Schuster, der ein paar Stiefel trug, nach der Universität. Da er gleichen Weges war, hieß er mich freundlich mitgehen. Auf der Aula traf ich einen Landsmann, der im Gefühle der Verlassenheit

mit einem langen traurigen Gesicht die Anschläge auf dem schwarzen Brett betrachtete. Hocherfreut durch meinen Gruß, reichte er mir die Hand; auch er war, um Medizin zu studieren, nach Wien gereist und am nämlichen Morgen eingetroffen. Wir gingen auf die Landstraße, wo die meisten unserer Kollegen zu wohnen pflegten und mieteten uns ein bescheidenes Zimmer unweit der Pfarrkirche. Das kostete damals für den Monat fünf Gulden; den Titel „Doktor" erhielten wir anticipando von der Quartierfrau gratis. Über meine Schicksale in Wien verweise ich auf eine Reihe von Briefen; sie geben, da sie unmittelbar aus der Zeit reden, ein viel treueres Bild von Menschen und Dingen, als ich es nachträglich zu entwerfen imstande wäre.

Die Weitläufigkeit dieser Mitteilungen entschuldigt wohl jeder mit Nachsicht, der bedenkt, daß sie aus den wichtigen Jahren stammen, wo der Jüngling dem Mann engegenreift. Meinen Genossen tue ich vielleicht einen Gefallen, wenn ich ihnen Tage, wo das Morgenrot einer neuen Zukunft am Himmel stand, wieder zurückrufe. Reich an Erfahrung und vielgeprüft kann sich nun jeder die Sache leicht, nach ihrer Wirklichkeit zurechtlegen, deren Größe und Verhältnisse Eitelkeit und Überspannung der Jugend verzeichnete und jenes Selbstgefühl, das in der Periode, wo die Phantasie den ganzen Ideenkreis des Menschen bestimmt, unrichtig färbte. Ich aber will im einfachen Studierzimmer, sinnend über so viel zerronnene Hoffnungen, so viel verlorene Kraft und Zeit das Glück jener goldenen Tage noch einmal in der Erinnerung nachgenießen.

Ja, wir hatten eine Jugend, denn wir waren Idealisten! Darum führ' ich dem heutigen Geschlecht, das realistischer aus dem Tag in den Tag geht, diese Bilder vor, daß es erfahre, wie die Väter träumten, liebten und schwärmten und wünschte ihm eine Zukunft voll heller Morgensterne.

Ihr sollt uns sehen, wie wir waren und wenn die Schellenkappe Parzivals um unsere Ohren klingelt, so mögt ihr immerhin spöttisch lächeln, vielleicht beneidet Ihr uns trotz eurer Altklugheit.

Cornelie an mich.

Ich möchte Sie in Wien willkommen heißen durch dies Blatt und Ihnen sagen: die Götter werden Deinen Eintritt segnen; ich hoffe es zuversichtlich. Dürfte ich Ihre Botschaft nach meinem Wunsche deuten, so spricht sie von zeitloser Freundschaft und wohl ist die Zeitlose, der letzte Schmuck der Flur, ihr Sinnbild.

Viktoria ist wieder vom Gebirge zurück; am gleichen Tag, wo ich Ihren Brief erhielt, brachte mir ihr Bruder die Nachricht, daß sie mich besuchen werde. Nun sind wir abends gewöhnlich beisammen; ich weiß nicht mehr, wie sie auf diesen Gegenstand kam: sie sagte: „ich möchte nichts herausgeben, denn ich würde schreiben, was ich fühle, nicht was ich denke, und ich könnte keine Kritik darüber ertragen.“ Ich kann diesen Grund nicht anerkennen und gebe Johann recht, daß er in Sie dringt, etwas zu veröffentlichen.

Neulich las ich meiner Mutter Manfred vor. Ich möchte gern Ihre Ansicht von diesem Werk ausführlicher hören, als Sie dieselbe in Innsbruck aussprachen.

Man vergleicht ihn oft mit Faust; ich finde wenig Gemeinsames zwischen beiden. Vielleicht verstehe ich ihn nicht ganz; sehen Sie, wie sehr ich Ihrer bedürfte; überall fehlen Sie mir. Früher glaubte ich, man könne aus Büchern ebensoviel lernen als durch mündlichen Unterricht; erst jetzt kenne ich den großen Unterschied zwischen dem toten Buchstaben und dem lebendigen Wort.

Glauben Sie nicht, daß der Ort, wo wir aufwachsen, großen Einfluß auf unsere Denkungsart und Entwicklung habe? Ich meine, ich würde anders sein, wenn ich nicht nach Salzburg gekommen wäre: vernünftiger, also besser. Für Ihre Gedichte danke ich Ihnen; lieber wäre es mir, der „Schütz" wäre nicht so von trüben Nebeln umgeben. Gute Nacht; Gott segne Sie.

An Cornelie.

Schon dachte ich: der gute Meister ist aus der Erinnerung hinausgetanzt.

Als ich meinen Brief auf die Post trug, traf ich dort Ihre Zeilen, die meine Wohnung nicht aufgefunden. So kehrte ich zurück und lege ein neues Blatt bei. Zufällig erfuhr ich: „Cornelie will in das Kloster." Warum haben Sie mir nie von diesem Plane gesprochen? Muß ich Ihnen erst sagen, daß in an allem, was Sie berührt, innigen Anteil nehme? Wohl hätte ich das Recht zu Vorwürfen, daß Sie einem Freund so wenig vertrauen.

Von Viktorien sollten Sie mir wohl mehr schreiben; Sie sprachen nie ein Wort von ihr, so daß ich sie gar nicht kenne. — Sie wollen meine Ansicht über Man-

fred? Es ist wohl schon länger her, daß ich ihn las; alles schwindet mir wie in einem Nebel zurück. In einzelnes kann ich daher nicht mit Sicherheit eingehen und muß mich auf das Allgemeinste beschränken.

Zwischen Faust und Manfred ist das Gemeinsame mehr scheinbar als wirklich; darin hat Sie ein sehr richtiges Gefühl geleitet. Manfred ist schuldbefleckt, hingegeben in die Gewalt seines düsteren Geistes, der ihn die schrecklichen Kräfte der Natur auffluchen läßt aus der Tiefe und der Fluch lastet auf ihm: Nie mehr Befriedigung zu finden. Faust dagegen erscheint als ein geistig Ringender; er hat nicht in der Welt gesündigt; sein Fluch ist, daß er abgewendet von dieser im Grau der Spekulation lebte und den reichen Inhalt des Gemütes mit der Wirklichkeit nicht ins Gleichgewicht zu setzen vermochte. Er ist ein Deutscher im wahrsten Sinne des Wortes; nicht imstande, die höchsten Aufgaben des Daseins zu lösen, baut er das Jenseits in das Diesseits; er ist Geist, darum wendet er sich an den Tod um Aufschluß; er ist Gefühl, darum zieht ihm das Osterlied den Becher vom Munde. In Manfreds Monolog spricht das Gewissen eines furchtbaren Mannes und er ruft in Verzweiflung: „Der Antwort schrecklichste ist doch das Grab!" Manfred ist ein abgerissenes Höllenbild; man sollte ihn zu Goethes Faust, der die Erde durchstrebt und den Satan selbst nicht vom Himmel reißen kann, gar nicht in Gegensatz stellen, höchstens zum Faust Lenaus mit seinen wundervollen Nachtgemälden.

Sie haben recht: die irdische Umgebung bedingt das Wachstum unseres Wesens. Ich merke das zu

Wien. Noch bin ich nicht zur Ruhe gekommen, das Treiben um mich herum hat mich nur verwirrt, allein ich will die Goldkörner der Erfahrung suchen und der Baum des Lebens soll mir nicht ohne Frucht bleiben.

Die Frauen gefallen mir nicht sehr; was ich in besserer Gesellschaft kennen lernte, scheint angeweht vom Scirocco des Genusses, eines Genusses ohne Geist. Diese Weiber sind fertig; ich bin es noch nicht, hier und da fühl' ich mich als weltunerfahrener Tirolerwastel, schäme mich, werde verschüchtert und schließlich ausgelacht — auch noch von meinen Kameraden. Da machen sich neben dem Idealismus, der uns in Tirol wolkenan zog, noch ganz andere Mächte geltend. Jüngst waren wir vor der Linie. Ging es da zu! Der halbgegohrene Wein schäumte in den Bechern nicht toller als die Lust in den Köpfen dieses Völkleins. Endlich Tanz! Meine Landsleute sprangen mitten hinein und ich — mir wirbelte vom Zuschauen und doch kannte ich auf den wildesten Schrofen keinen Schwindel.

Heut war ich bei dem berühmten Gelehrten Endlicher; wir sprachen von Botanik; ich dachte dabei an Alpenrosen und Aurikeln, die ich meinen Freundinnen vom Joch gebracht.

Neulich im Hoftheater Halms Sohn der Wildnis. Ich hielt es trotz des trefflichen Spieles kaum bis zum Schlusse aus. Welch ein großartiger Stoff ist hier zur Komödie verpfuscht, oder besser, welche großartige Idee.

Ich vermute wenigstens, es sei die Absicht des

Dichters gewesen, die höhere Berechtigung der Kultur über den urkräftigen Naturzustand dramatisch darzutun, wie es „das eleusinische Fest“ episch-lyrisch tut.

Dazu Hellenen und Tektosagen! Halm hat es so weit gebracht, wie etwa Clauren in anderer Form: ein ungezogener Korpsbursch verliebt sich, wird Praktikant und Philister in einem Bureau. Gott wird den braven Jüngling bei seiner Bekehrung nicht verlassen und ihm zum Amte reichen Kindersegen gewähren. Der ungeheure Beifall, den dieses Stück hier fand, hat mich zum Teil über das hiesige Publikum aufgeklärt, aber gemacht ist es sehr gut, da könnte man lernen! Ich muß schließen, sonst komme ich vom Hundertsten ins Tausendste.

Wien, 20. Oktober 1842.

Ihr

Pichler.

Hier ungefähr ist ein Brief von Johann Schuler einzuschalten. Der bekannte Advokat Dr. Andreas Gredler, dem ich empfohlen war, suchte mich in meinem Entschlusse, Medizin zu studieren, zu erschüttern, um mich wieder dem Jus zu gewinnen; das hatte ich nach Innsbruck geschrieben und nebenbei auch angedeutet: „Die Besorgnis, daß mich die Entbehrung der Genüsse, welche im Capua der Geister sich üppig aufdrängen, unzufrieden machen werde, sei völlig ungerechtfertigt, weil ich über mein bescheidenes Dasein hinaus, welches mir die geistige Arbeit ermögliche, eben nichts verlange.“ Darauf bezieht sich der folgende Brief:

J. Schuler an mich.

Lieber Adolfus!

Ihr letzter Brief hat mich recht erfreut; er zeugt von Zusammengenommensein, Mut und milder Kraft. Mut und Kraft sind zwei treffliche Ruder, um die Wogen eines auch widrigen Meeres zu bezwingen. O Freund! Danken Sie Gott alle Tage für die Frische der Jugend; fühlen Sie es innig und mächtig, daß noch ein ganzes reiches Leben vor Ihnen liegt und breiten Sie über diese weite Aussicht den goldenen Glanz aller feurigen Jugendhoffnungen, denn die Jugend ist so schön, weil sie die Zeit der Hoffnung ist. Das Mannesalter ist die Zeit der Resignation und es ist so schwer, sich in sie zu finden, wenn man sich sagen muß, daß zwischen der Jugend und dem Tode nur eine unabsehbare Reihe von Täuschungen liegt. Dieses Bewußtsein raubt alle Kraft und allen Lebensmut, möge es recht lange von Ihnen ferne bleiben. — Schreiben Sie mir nur oft, der frische Jugendhauch Ihrer Briefe erfrischt mich; er zaubert mir lang entschwundene Bilder zurück, mit dem regsten und liebevollsten Anteil verfolge ich Ihren Entwicklungsgang.

Wenn Sie vom juridischen Studium dieselbe Ansicht hegten, wie ich sie jetzt hege, so hätten Sie gewiß nicht schlecht getan, Dr. Gredlers Rat zu folgen. Auch ich verachtete einst die Juristerei als banale Philisterei, erst in späteren Zeiten bin ich durch die abstoßende Schale zur Kenntnis des tüchtigen Kernes gekommen und zu der Überzeugung, wie viel Treffliches auf dieser Bahn ein tüchtiger Mann wirken könne. Aber quem-

cunque sua fata trahunt! Man kann keinem zweiten eine Überzeugung einstopfen, jede will selbst gelebt sein, darum studieren Sie in Gottesnamen weiter auf die Medizin los! Ihr

Schuler.

Cornelie an mich.

Sie schreiben: „Fast dachte ich, der gute Meister ist aus der Erinnerung hinausgetanzt.“

Wahrlich ich weiß nicht, ob Sie sich selbst oder mir dadurch mehr Unrecht tun. Daß man Sie so leicht vergessen könne, glaube ich nicht; wer Sie vergißt, muß Sie nie gekannt haben.

Meine Worte wurden falsch gedeutet. Ich kann aber dieses Mißverständnis nicht bedauern, da es mir Gelegenheit gibt, Ihre Ansichten vom Klosterleben kennen zu lernen.

Sie sind auch die meinigen. Nur wer gelebt hat, darf ruhen. Ich glaube zwar, daß vielleicht einst das Kloster mein Los sein könnte, aber ich weiß auch, daß ich jetzt das Gelübde nicht aussprechen dürfte und könnte. Ich fürchte das Leben nicht und sollte jemals solche Furcht mich beschleichen, so würden Ihre Worte, Ihr Beispiel mich erheben und trösten.

Neulich besuchten wir eine Bekannte meiner Mutter, die auf dem Lande ein ruhiges, einfaches Leben führt. Das kleine Häuschen, das sie mit ihrer Stieftochter bewohnt, das einzige, was ihr von den Gütern, welche ihre Familie einst besaß, geblieben ist, hat eine sehr schöne Lage und die Aussicht, die es darbietet, ist sehr lieblich. Wir verweilten länger, als wir uns vorgenom-

men, und als wir den Rückweg antraten, war der Mond aufgegangen und beleuchtete den Gaisberg, dessen Grün schon anfing sich mit Rot und Gelb zu mischen, das Tännengebirge und den hohen Göll, deren schneebedeckte Gipfel das Auge kaum mehr von dem klaren Blau des Himmels zu unterscheiden vermochte, und an ihrer Seite den finster hervortretenden Untersberg, der wie der Herrscher der Gegend stolz und einsam in düsterer Größe sich darstellt.

Auch die Festung Hohensalzburg und die zu ihren Füßen ruhende Stadt erhellte sein Licht und schimmerte wieder in der schnell dahinrauschenden Salzach. Ich lehnte mich über das Geländer und blickte entzückt hinaus.

Ich habe Ihnen nie von Viktorie gesprochen? Das wundert mich, denn ich liebe sie sehr und immer mehr, je länger ich sie kenne. Beschreiben will ich sie nicht, aber ich will herschreiben, was ich einst las und was ganz auf sie paßt: „In ihrem Charakter lag etwas so Klares und Reingeistiges, daß man zuzeiten wünschte, an ihr irgendeine menschliche Schwäche, irgendeinen milden warmen Irrtum als einen Ruhepunkt wahrzunehmen." Ihren älteren Bruder liebte sie über alles. Voriges Jahr kam er todkrank von Padua zurück. Die Ärzte erklärten, daß er unheilbar an der Lungensucht leide und wir hatten alle Hoffnung aufgegeben. Sie wich nicht von seinem Bette. „Aber was ich auch litt, ich betete nie um seine Genesung," sagte sie neulich, „denn was könnte es helfen? Meines Gebetes wegen würde ihn Gott nicht gesund werden lassen." Das mag wahr sein, aber ich könnte nicht so denken.

Ich danke Ihnen, daß Sie meinen Wunsch erfüllten und mir Ihre Ansicht über Manfred und Faust schrieben.

Sie sind in Wien heiterer als ich mir zu erwarten getraute und so hoffte ich das Beste von der Zukunft.

Den Sohn der Wildnis kenne ich nicht; meine Schwägerin bezeichnete Sie mit diesem Namen, nach Ihrem letzten Genrebildchen scheint er aber nicht mehr zu passen, am Ende liefern Sie uns gar noch beim Heurigen einen Teniers.

Die Alpenrosen! wie oft erinnere ich mich daran, wie Sie sie uns gaben.

Jetzt blüht keine Blume mehr. Einmal hatten wir schon Schnee und bald werden die wenigen schönen Tage des Herbstes, die wir noch zu erwarten haben, vorüber sein und der Winter wird alles verhüllen. Ich aber habe mir hier selbst ein Reich eingerichtet, woraus der Winter verbannt ist, wenn nicht Sie etwa einen Frost schicken wollen, um meine Blumen zu schrecken.

Cornelie.

An Cornelie.

Ein Freund geht über Salzburg nach Tirol; ich benütze ihn als Boten für einige Zeilen. Frost werde ich schicken, aber nur an Ihr Fenster, daß er es mit schönen Eiskristallen ziere, drinnen sei's aber recht warm und behaglich, damit sich eine reiche Fülle von Knospen und Blüten auftue. Gestern, Allerheiligen, wanderte ich mit Nagiller zu Beethovens Grab. Ein einfacher Stein mit seinem Namen, einsam und verlassen; keine Kerze, kein Blumenkranz. Ich pflückte

einige Grashalme, die im Wind schwankten. Ihr Stilleben hat mich warm angemutet; Glückauf zum Winter! Gedenken Sie mein.

Wien, 3. November 1842.

Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Lassen Sie mich für Ihre Zeilen danken und für die wenigen Halme, die Sie mir von jenem heiligen Grabe beigelegt. Fast möchte ich Sie beneiden um diese Leichenfeier. Beethovens Name hat einen schöneren Klang für mich, als sonst einer, den die Musik aufweisen kann, und Ihre Feier war seiner gewiß würdig. Die tiefempfundene Dankbarkeit der wenigen, welche den Geist verstehen, scheint mir beneidenswert; nicht der hohe Prunk womit die Nachwelt das Andenken der Toten zu ehren glaubt.

Ich möchte wohl wissen, was Sie jetzt machen. Es ist Abend und ich bin allein; Ernst ist noch nicht nach Hause gekommen, meine Mutter und Schwester sind im Theater und Victoria hat sich bereden lassen, mitzugehen. Sie ist in ihren Forderungen viel strenger als ich, obwohl wir gewöhnlich der nämlichen Ansicht sind. Meistens streiten wir beide gegen meine Schwester, die immer anderer Meinung ist oder sich so stellt, um uns zu necken. Sie kann aber recht liebenswürdig sein und hat auch wirklich mehr Freunde, als wir zwei; jetzt kränkelt sie leider und ist daher manchmal verstimmt. Ich liebe sie; außer ihr ist Viktoria das einzige Wesen, von dem ich einige Zuneigung verdient habe, das einzige, für welches die meinige einen Wert

haben kann. So halten wir zusammen. Jetzt lesen wir Geschichte. Gestern Lykurg und Solon. Im Gespräch werden die Gestalten lebendig, man versteht sich und sie und hat doppelten Genuß. Sind Sie zufrieden in Wien? Sie schreiben so wenig und ich möchte gern recht viel von Ihnen wissen. Man sagt mir, sie hätten Goethes Enkelin zu unterrichten; wie würde es mich freuen, wenn es wahr wäre.

Hier macht ein Fremder großes Aufsehen; er soll ein außerordentliches Gedächtnis besitzen.

Von einem griechischen Werke hatte man ihm eine Seite vorgelesen und er wiederholte das Wort für Wort; das wäre eine schöne Sache, ein solches Gedächtnis zu haben. Er soll auch ein Wahrsager sein. Damit würde ich ihn nicht bemühen; ich möchte die Zukunft nicht wissen, wenn dies auch möglich wäre, ich bin zufrieden mit der Gegenwart und Vergangenheit. Was würde ich auch erfahren? Gewiß wenig Erfreuliches! Das Leben bietet mehr Leiden als Freuden, aber die Erinnerung an traurige Tage ist oft angenehmer als an vergnügte. Die Zeiten, an welche ich am liebsten denke, die ich mir am eifrigsten zurückwünsche, sind nicht immer die fröhlichsten meines Lebens. Ich glaube, es kommt daher, weil die Erinnerung sich mehr auf das innere Leben bezieht als auf das äußere und jenes oft mit diesem in grellstem Widerspruche steht. Jetzt ist einmal eine heitere Zeit für mich.

Heut lesen wir von Miltiades, Aristides, Themistokles und Leonidas.

Welch große Männer! Leonidas war wohl der

glücklichste. Themistokles der bewundernswürdigste aber ich achte den Aristides am höchsten. Der Beiname: Der Gerechte! scheint mir der schönste Ruhm.

Ich möchte Sie wohl bitten, mir über diesen Gegenstand überhaupt einiges zu schreiben. Neulich sah ich Sattlers Panorama von Salzburg und dessen Kosmoramen. Ersteres ist sehr getreu und fleißig gemalt; ich bewundere die Geduld und die Ausdauer des Malers. Es ist von der Festung aufgenommen, bei schlechtem Wetter ist es besonders den Fremden, welche die Gegend um Salzburg kennen lernen möchten, sehr zu empfehlen. Die Kosmoramen gefielen mir sehr. Es waren Ansichten von den verschiedensten Gegenständen und Gegenden. Auch ein Platz von Wien mit der Stephanskirche war dabei. Aber unter dem Gedränge der Menschen auf dem Bilde suchte mein Auge freilich umsonst nach einer bekannten Gestalt. Von Ernst soll ich Ihnen einen Gruß schreiben. Vermutlich wird er im Mai nach Wien gehen. Er hat hier bei einem Advokaten einen Platz zum Praktizieren gefunden und sich als Mitglied des Mozarteums einschreiben lassen. Neulich erhielt er einen Brief, worin es heißt: „Das Leben in Wien ist nicht so angenehm, als Du Dir es vielleicht vorstellen magst." Ich wollte, Sie fänden das Gegenteil. Leben Sie wohl!

Cornelie.

An Cornelie.

Nicht Trägheit oder Vergessen hielt mich von der Beantwortung Ihres Briefes solange ab, sondern winterliche Stimmung. Die Wiener habe ich mir nach

und nach angesehen. Kein Gedanke, keine Idee: Sinnengenuß und nur Sinnengenuß! Lobe mir einer die Gemütlichkeit dieſs Völkleins; Weichheit ohne Kraft ist unerträglich, nur dieser steht die Milde schön. So wirkt es nur als Masse. Aber die Masse erzeugt durch den Druck ihrer Wucht Wärme, die Wärme Bewegung, diese Bewegung nun zeigt sich vor- und rückwärts geschichtlich wirkend. Man ahnt, daß man sich an einem Mittelpunkt menschlicher Schicksale befinde, aber wo sind die großen Menschen? Fast scheint's, das Erz der Männer hat die Vergangenheit schon aufgemünzt und nur das Flittergold des Salons ist geblieben. Die Natur ist immer groß, wie selten aber der Mensch! Warum nennen wir uns die Herren der Natur, wenn wir meistens ärmer, niedriger sind als sie?

Halten Sie fest an den Gestalten des Altertums, sie sind rein und edel wie die schönsten Ideale. Es ist doch noch einiger Unterschied zwischen den Ölzweigen von Olympia und dem Haslinger der Kasernen.

Schon als Knabe erbaute ich mich an den Heroen der Vorwelt. Schöner, reiner, menschlicher sind die Züge der Griechen; die Römer sind erstarrt im schroffen Egoismus ihres Gemeinwesens. Es ist sehr bezeichnend: Griechenland kannte die Gladiatorenkämpfe nicht, an denen sich selbst römische Damen kaum satt sahen. Hier focht der gallische Knecht um ein feiles Leben und starb beim Jauchzen des grausamen Pöbels, vor dessen Blick er auf der Arena seine rohen Künste gezeigt; dort rangen freie Bürger um einen Kranz in begeisterten Gesängen und anderen Werken der Musen oder im Wechselspiel geübter Kraft. Wie

gerne möchte ich mit Ihnen ein und das andere griechische Buch durchlesen, z. B. Antigone. Sie würden staunen vor diesem sittlichen Ernst, dieser Heiligen im Schimmer echter Menschlichkeit. Und dann Odyß und Nausikaa! nie wurde etwas Keuscheres gedichtet; mich ergreift stets Ehrfurcht vor dieser Jungfräulichkeit der Poesie. So wirkten die wenigen Reste des Griechentums auf mich: veredelnd, läuternd, sittigend! Fahren Sie fort Geschichte zu studieren; es ist ein gewaltiges Buch; nicht mit Blut geschrieben, wie sentimentale Schwätzer sagen: der Genius, der göttlich durch die Menschheit schreitet, sie führt und lenkt, hat darin mit unsterblichen Zügen seine Majestät bewiesen und die großen Männer als Gesandte durch alle Zeiten, alle Länder zerstreut mit dem Lorbeer des Sieges, mit dem Palmenzweig der Märtyrer. Lernen Sie falschen Tand und Schimmer, diese große Kleinheit, an der unsere Zeit krankt, erkennen und verachten, bis wieder einmal der Boden vulkanisch zittert und die Völker ihren Ammen Saugfläschchen und Schlafhaube an den Kopf werfen.

So lebe ich sehr eingezogen. Vor meinem Fenster rauscht der breite Strom, schmutzig, seicht, trüb aber dennoch mächtig; das Geld, welches ich mir durch Lehrstunden verdiene, würde mir zwar einigen Genuß erlauben, ich will jedoch bei meiner alten strengen Weise bleiben.

Ich habe mir vorgenommen, das Gute nicht blos an andern zu preisen, sondern es soviel als möglich an mir selbst darzustellen und jeden Widerspruch zwischen Denken und äußerlichem Leben aufzuheben.

Manchmal möchte ich freilich nach Tirol fliehen und dort als Eremit zwischen Felsen eine Zelle bauen; ich Narr wollte Ihnen vom Kloster predigen. Was ist der Mensch für ein kleiner Topf; bei etlichen Tropfen fließt er über und stets ist das Auge weiter als der Magen.

Bezüglich Goethes Enkelin sprach einmal die Baronin Buol, deren Töchter ich ja auch unterrichte, obenhin mit mir; ohne gerade abzulehnen, verwies ich auf die Stunden, die ich bereits zu geben habe; so weiß ich nicht was nun geschehen wird und noch weniger, wie die Sache zu einem Gerücht werden konnte.

Das Theater besuche ich nicht selten. Leider wird man aber bei den klassischen Stücken, die man rein für sich genießen möchte, am widerlichsten an die Gegenwart gemahnt durch die Schere des Zensors, der manche berühmte Stelle dadurch zu vernichten glaubt, daß er sie streicht. Die rezitiert dann freilich jeder in der Stille und sie wirkt doppelt.

Manches verschuldet aber auch die Direktion, indem sie durch schwächliche Bearbeitung die Tragik hoher Werke, deren Urform das Publikum nicht erträgt, abstumpft. So wurde jüngst Lear zu einem Rührstück von Kotzebue. Diese Lämmer — nein Austern!

Sie möchten das Gedächtnis jenes Wahrsagers, der in Salzburg solches Aufsehen machte? Das schönste Gedächtnis wohnt im Herzen, das alles Edle, Gute, Schöne fühlt und den Eindruck davon still in sich bewahrt. Nicht die Anhängsel des Wissens, nein, was wir innerlichst erlebt, bildet den echten Kern des Daseins. Ihre Schilderungen haben mich in Ihrem häus-

lichen Kreise heimisch gemacht, fahren Sie fort mir alles, was auf Sie erfreulich oder wie immer wirkt, ausführlich mitzuteilen. Glückauf zum neuen Jahr!

Wien, 22. Dezember 1842.

Ihr

Pichler.

An Sebastian Ruf.

Bereits drei Monate in Wien und noch keine Zeile an mich! werden Sie ausrufen. Jetzt ist mein kleiner Haushalt in Ordnung und so kann ich Ihnen desto ruhiger schreiben. Endlich gelingt es mir auch, mich innerlich ins Gleichgewicht zu setzen. Alles brach in mir zusammen; Neues drängt von allen Seiten heran und ich habe Mühe, mich gegen den Strom zu stemmen. Das war eine Zeitlang ein wirres Durcheinander; jetzt sinkt freilich wie ein trüber chemischer Niederschlag manches zu Boden, was ich für unvergänglich hielt. Wer kann der elementaren Gewalt des Wachsens widerstehen und sei dieses Wachsen auch noch so schmerzlich! Die Kinderzähne fallen aus, die Stockzähne drücken nach und da will ich denn frisch und munter zubeißen, das Wo und das Was soll mir noch gegeben werden.

Ist doch das meiste, was wir sind und haben, ein Geschenk, zu dem wir gekommen, wir wissen selten wie, und unser einzig Verdienst ist mutig zuzugreifen und damit geduldig weiter zu arbeiten. Ich beschäftige mich viel mit den Naturwissenschaften; höchst merkwürdig sind mir die Gesetze der Kristallisation, die jedoch nicht rein mathematisch in die Luft gezeichnet werden sollen, wie von Mohs, sondern mit Bezug auf die Grundstoffe

und die aus ihnen hervorgehenden Zusammensetzungen. Im Hofmineralienkabinett ist Material für vieljähriges Studium. Ich werde mich mit all diesen Dingen so umfassend als möglich beschäftigen und so auch ein festes Fundament für geschichtliche Studien, die ohne Natur in der Luft hängen, zu legen trachten. Freie Stunden verbringe ich im Belvedere und anderen Galerien. Auch hier verlege ich mich nicht auf das Naschen, sondern auf das Studium und mit der Erkenntnis wächst auch der Genuß.

Schade, daß uns Flir fehlt, der würde uns mit seiner Begeisterung wie Elias mit dem Flammenwagen in den siebenten Himmel reißen. So strapple ich genug; wie ein Käfer, der aus der Traufe an ein sonniges Plätzchen krabbelt. Schreiben Sie bald und ausführlich über die verschiedenen Geistesstörungen meiner faulen Freunde außerhalb des Irrenhauses und was in Tirol fliegt und stiebt.

Wien, den 27. Jänner 1843.

Ihr

Pichler.

* * *

Zu meinem Freundeskreise gehörte auch der Unterinntaler Sebastian Edenstraßer, eine treue gute Seele. Jung liebte er die schöne blonde Mariandl, die Tochter eines Kaufmannes. Wie oft streifte ich mit ihm als treuer Elefant am Ladenfenster links von den Lauben vorüber! Ihr Bild im Herzen studierte er in Salzburg Theologie; ausgeweiht versah er dann die Seelsorge zu Aurach im Unterinntale. Dort zeigten

sich später Spuren von Geistesstörung, er wurde als dienstuntauglich im Priesterhause zu Scherenberg untergebracht, wo er 1897 starb. Ein Brief von ihm kann die Erregung zeigen, die damals in tirolischen Studentenkreisen herrschte.

Lieber Freund Adolf!

Dein Brief hat uns wieder sehr gefreut! Heute habe ich Dir manches mitzuteilen. Wenn Eusebi Dein Pflaster, welches Du zu schicken versprachst, hätte abwarten wollen, so wär' er wahrscheinlich schon längst in der anderen Welt. Er befindet sich gegenwärtig auf Kosten des Priesterhauses im Spital, wo ihm aber die beste Pflege zuteil wird. Die gänzliche Heilung wird wohl noch vier bis fünf Wochen erfordern.

Dein früherer Professor Inama ist als Missionar in Nordamerika. Er hat bereits einen Brief in die „katholischen Blätter" einrücken lassen. Wer hätte das erwartet! — Es tauchen eben seltene Erscheinungen auf.

Du fragst, was die Brixner Theologen machen? Sie befinden sich alle wohl und studieren recht tüchtig. In Tirol scheint jetzt allenthalben ein Leben rege zu werden, daß es eine wahre Freude ist. Die Brixner haben einen Bücherverein gestiftet, jedes Mitglied legt jährlich drei Gulden ein und sie haben schon ziemlich viel köstliche Werke beim Wagner zu Innsbruck angekauft, meist theologische. Am Ende des Jahres erhält jeder seine angeschafften Werke zurück, muß sie aber im nächsten Jahr wieder zum Gebrauch herleihen.

Du hast voriges Jahr zu Innsbruck Treffliches angeregt. Damals bedurfte es Deiner die Bahn zu brechen, jetzt strebt Dir alles nach.

Schon vor einiger Zeit schrieb uns Flir, daß sich auch heuer wieder ein Studentensalon gebildet habe und man hört das Beste und Erfreulichste davon. Zeit und Ort ist bestimmt, es sind jetzt schon 100 Teilnehmer, Purtscher, Othmar und Aloys Meßmer an der Spitze, unter dem Schutze des Gouverneurs Graf Brandis und der Leitung Flirs und Stotters; zudem wird im Sommer eine Turnschule eröffnet, die Schwimmschule den Studenten für bestimmte Stunden ausschließlich überlassen und die Fechtkunst betrieben. So werden sich tüchtige Jünglinge heranbilden. Geht es bei uns nicht zu wie auf den deutschen Universitäten? Die Begeisterung scheint nun allmählich die ganze Studentenmasse zu ergreifen und zu durchdringen!

Auch unter den Künstlern regt es sich. Im „Tiroler Boten" las ich, daß sich in Rom ein gewisser F i n k, Schüler des Flatz, aus Vorarlberg hervorgetan. Obwohl er erst drei Jahre malt, so haben Kenner über einige Werklein von ihm geurteilt, daß selbe mehr von einem reifen Künstler als von einem solchen Jüngling zu sein scheinen. Sein ehemaliger Mitschüler P i g aus Oberinntal hat bereits ein überaus zartes Gemälde in das Ferdinandeum geschickt, er ist der Liebling von Heß und Schraudolph und wurde vorigen Jahres schon zur Ausmalung der neuen Basilika verwendet. B l a a s in Rom und sein Ruhm wird Dir bekannt sein. Vor kurzem erhielt durch Vermittlung des Kunsthändlers Unterberger das Museum eine Perle mit einem Gemälde

Hellwegers aus Pustertal, die Flucht nach Ägypten; er ist ein Schüler des Cornelius, stand ihm, obwohl noch ebenfalls sehr jung, bei Ausmalung der Ludwigskirche zur Seite und erhielt jetzt einen Ruf zur Ausmalung des Speiererdomes. Es ist eine wahre Freude, wie alles im Vaterländchen heranblüht. He, wie geht es mit Deinen Poesien? Schick etwas! Ich bin jetzt in der Prüfungswüste, zudem habe ich eine Predigt zu machen. Wünschest Du Dir auch einmal eine? Zuvörderst freut mich Deine Ankündigung im letzten Briefe, daß wir Dich nächste Ferien auf den Tiroler Bergen wiederzusehen bekommen und so leb indessen wohl, Du wackerer Trottelbär!

Salzburg, 22. Februar 1843.

Dein inniger Freund

Seb. Edenstraßer.

Cornelie an mich.

Ihren Brief erhielt ich am Weihnachtsabend; er war mir das liebste Christgeschenk, das ich hätte erhalten können, aber meine Freude wurde vermindert durch die Stimmung, in welcher Sie ihn geschrieben hatten. Mich fror, als ich las. Doch wenigstens sah ich daraus, daß meine Besorgnisse hinsichtlich Ihrer Gesundheit ungegründet gewesen sind; immer hörte ich von den in Wien herrschenden Krankheiten.

Sie sagen: „Ich habe mir vorgenommen nicht blos an anderen das Gute und Edle zu preisen, sondern es auch so viel als möglich an mir selbst darzustellen und jeden Widerspruch zwischen Denken und äußerem Leben

aufzuheben.“ Das wäre auch mein Entschluß; ich werde versuchen, Ihrem Beispiele zu folgen. Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht gern vor Ihnen erröten möchte.

Daß Sie sehr einsam leben, hatte ich schon erfahren; Sie möchten als Eremit blos Ihren Studien leben? Nein, darüber lache ich nicht, aber aufrichtig gestanden: ich glaube auch nicht, daß Sie dabei glücklich sein könnten. Ich habe erkennen gelernt, daß Alleinsein nichts tauge. „Ich habe nie etwas entbehrt als Menschen, die mich verstanden und liebten,“ sagte mir neulich ein Mädchen. Die Arme! Sie hat wohl alles entbehrt; ich bedauerte sie, denn ich weiß, daß es kein bittereres Gefühl gibt, als das, mißverstanden zu werden und allein zu sein.

Ich gehe nur selten aus, aber vor kurzem war ich in einem sehr schönen Konzert. Die Auswahl der Stücke und die Aufführung waren gleich gut.

Ein Marsch und Chor: „Die Ruinen von Athen“ von Beethoven war es, was mich besonders ergriff. Als ich in Ihrem Briefe die Worte las: „so wirkten die wenigen Reste des Griechengenius auf mich!“ — da glaubte ich einen Nachhall dieser Musik zu hören. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihre Ansichten über Geschichte mitgeteilt. Hätten Sie mir's nicht versprochen, so würde ich Sie bitten, damit fortzufahren. O wie freue ich mich auf die Zeit, wann der tote Buchstabe nicht mehr nötig sein wird, mir Ihre Gedanken mitzuteilen, wann das lebendige Wort an seine Stelle tritt.

Bis dahin aber bin ich dem Erfinder dieses Hilfs-

mittels sehr dankbar. Das ist schon einer der Vorteile unserer Zeit: die Briefposten.

Ob Sie Viktorien in Salzburg treffen werden, ist ungewiß; in unserer kleinen Welt haben allerlei Revolutionen stattgefunden. Wenn es wahr ist, was meine Tante sagte: Daß der „Sohn der Wildnis" den Gedanken darstelle: „Die Liebe macht Bären zahm", so möchte ich beinahe Viktorien einen weiblichen Ingomar nennen. Wie kalt und stolz fand man sie immer! Gestern sagte ihr Ernst: „Nun werde ich bald die Biographie eines Echos schreiben!" Mich freut ihre Heiterkeit und Zufriedenheit. Vorzüglich gefällt sie mir, wenn sie mit komischem Humor über die Nichtigkeit aller guten Entschlüsse Betrachtungen anstellt. Nun, im Grunde hat sie recht. Unlängst war ich mit ihr in Leopoldskron: ein nahegelegenes Schloß mit einem Weiher. Ein Ort, den ich im Sommer wie im Winter gern besuche. Es lag kein Schnee, der Weiher war zugefroren und so rein, daß wir jeden Stein im Grunde sehen konnten, als wir darüber hingingen. Lange ließ ich mich auf dem Eise herumführen und betrachtete die Gegend, welche bei der herrlichen Abendbeleuchtung fast so schön wie im Sommer sich zeigte. Die Natur ist immer groß, Sie haben wohl recht. Ich habe auch einen Wunsch, aber indem ich dies schreibe, sehe ich schon das Lächeln um Ihren Mund zucken: Ich möchte ein Mann sein.

Dann könnte ich diesen Ort verlassen und dahin ziehen, wo ich leben wollte. Freiheit ist ein herrliches Wort. Ich kann nicht zufrieden sein mit dem Lose der meisten Frauen; meine Begriffe von Glück sind anders. „Lerne etwas, dann bist du frei!" sagte meine

Mutter, und das will ich auch. Wenn ich mich unterwerfe, sei's freiwillig, nicht gezwungen.

Ernst ist herzlich froh, wenn er wieder Salzburg hinter sich hat; ich glaube, er bereut es schon, Tirol verlassen zu haben. Jetzt ist Stelzhammer hier und gibt eine Vorlesung. Vermutlich werden Sie ihn kennen; man hat ihn mir sehr gerühmt. Ich erhielt einen Band seiner Gedichte, was ich davon gelesen, gefiel mir sehr gut, so gut, daß ich Lust hätte eines herzuschreiben. Ich muß abbrechen; eine Visite ist vor der Tür. Wie viel Zeit wird uns von Toren gestohlen und wir Toren lassen sie uns stehlen! Könnten Sie alles lesen, was ich in Gedanken an Sie schreibe, so würde selbst Ihre Nachsicht nicht groß genug sein; denn alles, was mich erfreut oder betrübt, erzähle ich Ihnen. Ein glücklicher Stern lächle Ihnen im neuen Jahre.

Cornelie.

An Cornelie.

Mein Leben in Wien hat sich, wenn auch nicht nach außen angenehmer und mannigfaltiger, nach innen reicher und voller entwickelt und so ist ein heftiges Fieber überwunden.

All mein Dichten war bisher lyrisch; ich faßte die Welt und die Dinge um mich nicht wie sie sind, sondern nach der Leidenschaft meines Herzens, aus der Einbildung. Jetzt ist die Selbstsucht des Gefühles in den Hintergrund gedrängt; ich sehe alles — nicht kalt — aber ruhiger an. Ein lyrisches Gedicht wäre mir jetzt unmöglich. Dagegen treibt mich eine innere Notwendigkeit auf das Drama. Oft spät abends, wenn ich fast

allein im weiten Sezierſaale bei einer Leiche arbeite, beginnt ſich plötzlich der düſtere Raum, den die ſchwache Kerze kaum erhellt, mit Geſtalten zu füllen, ſie wogen auf und ab, ich lege das Meſſer weg und kritzle mit dem Bleiſtift in das Taſchenbuch. Der Gegenſtand iſt keine Herzensgeſchichte, ſondern berührt ſich eher mit Politik. Hier in der Hauptſtadt der Habsburger wählte ich den Tod des Kaiſers Albrecht. Andererſeits freilich wieder eine Familiengeſchichte. Rudolf war gewiß in ſeiner Art ein tüchtiger Mann, jedoch mehr auf Deutſchland berechnet und das hatte damals bereits enge Kuliſſen. Der welthiſtoriſche Zug beginnt eigentlich erſt wieder mit Karl dem Fünften. Am liebſten habe ich Maria Thereſia. War ein prächtiges Weib und der Kaiſermantel ihren Schultern nicht zu weit.

Erſt ſie hat eigentlich Öſterreich begonnen. Poetiſch läßt ſich vorläufig mit ihr noch nicht viel machen; ſie ſteht uns noch zu nahe, genau ſo wie der preußiſche Fritz.

Alſo Viktorie verliebt; ſo ſchnell duckte dieſe wilde Taube. Da hat man die ſpröden Amazonen! Sei's ihr vergönnt!

Wien, 12. Februar 1843.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Schon lang iſt es, daß ich Ihre Zeilen erhielt und jetzt erſt beantworte ich ſie. Kaum weiß ich ſelbſt, was mich abhielt. Ich denke oft an Sie, nur zu oft an die

Zeit, welche ich zu Innsbruck verlebte, weil es mir, nicht unser zurückgezogenes, stilles Leben, wie meine Mutter besorgte, sondern die Menschen um mich herum verleidet. Die meisten kommen mir eher wie Automaten vor und so sehr ich mich hüte, Vergleichungen zu machen, fühle ich doch den Kontrast. Diese Gesellschaften und Besuche sind mir nun beinahe unerträglich geworden und ich suche mich soviel als möglich davon zu befreien. Doch den gestrigen Abend muß ich davon ausnehmen. Wir waren bei meiner Tante, wo wir auch den Maler Petzold trafen. Ein Heft, das er von Köln mitgebracht, Ansichten und Grundrisse des Domes enthaltend, führte zu einem Gespräche über die verschiedenen Bauarten der Kirchen und Tempel. Um es uns besser verständlich zu machen, zeichnete er überall die Grundform und die Abweichungen und Verschönerungen, welche nach und nach damit vorgenommen wurden. Petzold hat ganz Italien und einen großen Teil von Deutschland bereist und kehrte erst vor einigen Monaten von einem dreijährigen Aufenthalt in Rom zurück. Selten wird jemand die Gabe, sich anderen mitzuteilen, in höherem Grade besitzen. Ich war außerordentlich erfreut, nach so langer Zeit ihm wieder zuhören zu können. Er hatte uns im Zeichnen unterrichtet, weil er bei meiner Schwester einiges Talent wahrnahm, doch zu seinem Erstaunen kam auch ich bei seiner Art ziemlich schnell vorwärts. Mathilde war vielleicht zu jung, um ihn ganz zu fassen und durch seine Heftigkeit verschüchterte er sie, obgleich sie eigentlich zu allem mehr Geschicklichkeit zeigt als ich. Der Unterricht wurde leider zu bald unterbrochen, aber ich

verdanke ihm viel, denn er gab sich alle Mühe, unseren Geschmack zu bilden.

Die Veränderung, die Sie schildern, freut mich, aber dabei habe ich den Wunsch, daß Sie gegen mich gleich nachsichtig und freundlich bleiben mögen! Ich glaube, ich habe mich auch ein wenig geändert, aber ruhiger und heiterer bin ich nicht geworden; ich verlebte die letzte Zeit nicht glücklich, wie ich bei den vielen Vorzügen meiner Lage wohl könnte.

Meinen Abscheu vor Seziersälen habe ich ziemlich überwunden und wenn ich manchmal bei unvermeidlichen Gesellschaften durch eine Reihe erleuchteter Zimmer hinschreite, so steht mir Ihr Bild bei dem dämmernden Scheine des Lichtes im weiten Saale, wie Sie es mir geschildert haben, vor Augen. Doch lieber denke ich an Sie bei dem sanften Glanz der Sterne oder beim Anblick einer schönen Gegend oder Blume; denn seit Sie mir davon gesprochen, betrachte ich dies alles mit würdigeren Gefühlen.

Nun von dem Schlusses Ihres Briefes. Das: „Da hat man die spröden Amazonen!" will ich verzeihen, aber es geht den stolzen, kalten Männern auch nicht besser. Viktoria macht ihrem Namen Ehre, das werden Sie selbst gestehen müssen, wenn Sie sie sehen. Übrigens gebe ich ihr ganz recht, daß sie das Glück zu genießen sucht, welches die schnell enteilende Jugendzeit ihr bietet.

Darf ich hoffen, daß Sie mich bald mit einigen Zeilen erfreuen?

Cornelie.

An Cornelie.

Sie schreiben mir, daß Sie viel allein sind. Hüten Sie sich vor schwärmerischem Hinträumen, denn nicht Empfindung, sondern was wir wollen, was wir tun, gibt uns Wert. Wir müssen am Marmorblocke unseres Ich rastlos arbeiten, dann erst entsteht eine sittlich edle Gestaltung.

„Die Habsburger" habe ich fertig. Nach einigen Monaten, wo mir das Werk gewissermaßen fremd geworden, beginnt das Überarbeiten und ich kehre selbst zu kleineren Dingen mehrmals zurück. Fertig ist ein Gedicht bald, aber vollendet! Das ursprüngliche Schaffen ist unmittelbar, eine Freude; das Ausfeilen, wodurch wir Rauhes glätten, Schroffes mildern, Flaches vertiefen, ist Reflexion, ist eine Mühe.

Viktorias Liebe soll einen schlimmen Ausgang gehabt haben. Welchen? Ist es nur eine Lappalie, so hat ein so treffliches Mädchen gewiß Kraft genug, es zu verwinden. Noch ist nichts verloren; denn nur daß sie irrte, nicht daß sie liebte, darf sie bedauern. Leider gelangen wir Menschen nur durch Verluste zur Einsicht, daß wir das Ideale nicht in der Welt, sondern im tiefsten Grund der Seele zu suchen haben. Erst wenn wir es hier gefunden, dann tritt es uns auch in der Welt als Kunst entgegen. Auch für mich gab es einmal eine Zeit, wo mich Sehnsucht nach Liebe verzehrte. Sie ging vorüber. Der Zölibat hat unter Umständen eine hohe Bedeutung, jedenfalls ist der Gedanke aus der tiefsten Kenntnis der menschlichen Natur hervorgegangen.

Diese Zeilen schreibe ich am Krankenbette Purtschers, den ein gefährliches Übel darniederwarf. Ich wache heut' bei ihm; die Nachtlampe wirft ihre zitternden Strahlen auf sein bleiches Gesicht, er atmet schwer und langsam. Wie sehr wünschte ich ihm die zärtliche Pflege einer Frauenhand.

Grüßen Sie mir den Frühling; grüßen Sie mir Blumen und singende Vögel in den Bergen. In vier Monaten hoffe ich wieder frei, von Wien fern, herumzustreifen und dann sehen wir uns zu Salzburg.

Wien, 21. April 1843.

Ihr

Pichler.

*　　*
*

Das Trauerspiel „Die Habsburger" habe ich bis auf den ersten Akt vernichtet. Ebenso das etwas später entstandene „Moimir" aus der mährischen Geschichte. An eine Aufführung war nicht zu denken, Buchdramen sind überflüssig. Einiges andere, so „Nero", „der Salzburger Bauernkrieg", „Heinrich aus der französischen Ligue" kam über die Skizze nicht hinaus. Von all diesen Entwürfen hat sich nichts erhalten.

*　　*
*

Cornelie an mich.

Nicht mehr aus der düsteren Stadt kommen Ihnen diese Zeilen zu; die freie Luft weht mich an, wie ich hier sitze, ich höre die Vögel singen und die Bäume vor meinem Fenster bewegen sich im Winde, als wollten sie

mir auch Grüße an Sie zuflüstern. Ich hätte wohl recht gehabt zu zürnen, daß Sie mich so lang ohne Nachrichten ließen, aber es freute mich, daß Sie meinen letzten Brief so schnell beantworten und noch mehr die Gewißheit, daß ich Sie bald hier sehen werde. Aber kaum ist ein Wunsch erfüllt, so entsteht daraus ein neuer, und als ich las: Sie werden kommen! dachte ich auch sogleich: Wenn's nur nicht ein solcher Blitzbesuch ist. Versprechen Sie mir also, nicht wie ein Traum zu erscheinen und zu verschwinden. Auch hier finden Sie Berge und Blumen und gewiß werden Sie nirgends mit mehr Freude und Liebe erwartet. Nicht wahr, Sie versprechen es? Ich weiß, daß Sie mir diese Freude machen werden, wenn Sie können.

Viktorias Liebe ist nicht zu Ende, aber eine Störung ist eingetreten. Es ist eine unangenehme Geschichte. Ihr Bräutigam hat Salzburg verlassen, für immer! und vorderhand sind alle Pläne, die sie gemacht hatten, vereitelt. Er hatte vor zwei Jahren eine Gesellschaft unter den Studenten errichtet und so erhielt er jetzt die Erlaubnis Österreich sogleich zu verlassen. Glücklicherweise ist er ein Ausländer.

Wäre es aber so, wie Sie meine Worte deuteten, so könnte ich Ihre Ansicht doch nicht billigen. Eine solche Lappalie! — sagen Sie. Ist es eine Lappalie, wenn wir unser Alles hingegeben haben für nichts! Und wie könnten wir noch lieben, wenn wir einmal erkannt haben, daß wir das Ideale nicht in der Welt, sondern im Grund der Seele suchen müssen. Seien Sie nicht undankbar! Sie betrachten nur die Blüten, die Ihnen welkten oder zertreten wurden; nicht die, welche

noch blühen, nicht die reichen Knospen, die sich noch erschließen müssen. Die Zukunft wird die Vergangenheit lossprechen.

Sie haben recht, wenn Sie mich vor Träumerei warnen. Aus einem solchen Hinträumen wurde ich aufgeweckt durch meinen Besuch in Innsbruck; vielleicht wäre ich wieder darin verfallen, aber ich habe nun den Fehler erkannt. Manche Erfahrung habe ich dieses Jahr gemacht, manches Vorurteil abgelegt. Aber wie ich verständiger und besser geworden bin, so verdanke ich es hauptsächlich Ihnen, Ihren Worten, Ihren Beispielen.

Wie geht es Purtscher? Hoffentlich ist er schon längst wieder genesen. Achten Sie auf Ihre Gesundheit, ich bitte Sie. Strengen Sie sich nicht zu sehr an.

Gott segne Sie!

Cornelie.

An Cornelie.

Sie haben recht; wenn auch eine und die andere Blume zertreten wird, so bleibt doch die unendliche Blütenfülle des Lebens. Lassen wir den Mut nicht sinken; ist unser Gemüt rein und edel, so wird nach dem Winter auch der Frühling kommen und der Himmel dem neuen Boden Regen und Sonnenschein schicken.

Also auf dem Lande! Während Sie den Segen des Frühlings heiter genießen, sitzt Ihr Freund im Stübchen und betrachtet an einem Skelett die verschiedenen Leisten, Rinnen und Ecken. Neulich flog mir abends ein Maikäfer an den Kopf, ich packte den Kerl, schmiß das Gerümpel in die Ecke und trug ihn

in einen Wirtsgarten, wo ihm das Grünzeug ebenso gemundet haben wird, wie mir der Krug schäumenden Bieres. Ich strenge mich also nicht zu sehr an.

Daß Sie Ihren Horizont mehr und mehr zu erweitern trachten, freut mich sehr und so wird Ihnen die Hesperidenfrucht langsam aber sicher reifen, während Sie aus ruhigem Gehege in die Welt blicken. Das Weib wirkt mit holder Tätigkeit in einem engen Kreise und bereitet das Größte vor, während es sich mit scheinbar Niedrigem beschäftigt.

Neulich war ich in der Kunstausstellung; viel Pinselei wie überall; die Mittelmäßigkeit hat breite Straßen.

Viktorien wünsche ich für ihre Liebe reinen Himmel; stark wie die Liebe ist ja auch die Hoffnung!

Zu Salzburg werde ich mich einen ganzen Tag aufhalten, da wollen wir plauschen. Warum schreiben Sie mir so kurze Briefe? Schade, daß ich Ihnen kein böses Gesicht beischließen kann, ich würde es gleich tun. Wenn ich nach Salzburg komme, müssen Sie mir recht viel erzählen, sonst werd ich „wegschwinden wie ein Traum"!

Wien, 5. Mai 1843.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie freudig überrascht ich durch Ihren Brief ward, denn eine so schnelle Antwort hatte ich mir nicht gehofft. Einen Tag also wollen Sie hier bleiben. Nur einen Tag! Warum nicht ein bischen länger, drei oder vier Tage. Bedenken Sie

einmal, daß ich Sie ein Jahr lang nicht gesehen habe und daß dieses 365 Tage sind. Ich kann Ihnen versprechen, daß wir alles versuchen wollen, um zu machen, daß Sie sich bei uns heimatlich fühlen sollen. Meine liebe Mutter, — ich will Ihnen nichts von ihr sagen; es käme mir wie ein Unrecht vor und Sie werden sie ja ohnehin kennen lernen, — freut sich fast so sehr wie ich, Sie zu sehen. Mathilde wird ihre ganze Geschicklichkeit in der Musik aufbieten, wenn es Ihnen Vergnügen macht, und ich — nun ich will alles tun, was Sie verlangen; ich will Ihnen Briefe schreiben so lang, daß Sie beim Lesen die Geduld verlieren und so viel vorplaudern, daß Sie mich gern schweigen heißen sollen. Willigen Sie nur gleich ein.

Salzburgs Gegend ist schön genug, um auch zu längerem Aufenthalt einzuladen, und da Sie lieber auf dem Lande als in Städten wohnen, werden Sie es schon einige Tage bei uns aushalten können. Nicht wahr, Sie wollten mich nur necken; ich kenne ja Ihre Bosheit.

Warum ich Ihnen so kurze Briefe geschrieben habe? Weil ich befürchtete, Sie zu ermüden und Ihnen mit meinem Geschwätz lästig zu fallen.

Ich habe einen sehr geringen Begriff vom Geist der Frauen angenommen. Vor einem Jahr ärgerte ich mich über meine Tante, als sie sagte, „daß man sich auf ein Mädchen, auch wenn sie die vollkommenste Erziehung genossen, doch nie verlassen könne, da die Männer zu viel Einfluß auf die Frauen hätten“. — Jetzt muß ich ihr in gewisser Hinsicht recht geben, wie selten kann ein Mädchen Festigkeit und Selbständigkeit erlangen!

Selbst Viktorie mit ihrem scharfen Verstand und festen Willen vermochte nichts gegen das Schicksal.

Ganz recht hat aber meine verehrte Tante doch nicht, denn die Bildung wird uns vor Niedrigem bewahren, in unsere Seele ein edleres Ideal erwecken und wir werden uns nur höherstehenden Männern anschließen.

Nun etwas von meinem Leben. Ja, mit ruhiger Heiterkeit genieße ich den schönen Frühling. Aber nur für den ist der Frühling, der ihn auch in der Seele trägt, und so sind Sie gewiß nie ohne Blüten, wenn auch auf dem Tische meines Freundes die Blumen fehlen. Wie viele gehen da kalt vorüber, wo ich entzückt die unendlich reiche Natur anstaune, die so verschwenderisch doch nie ihre Schätze erschöpft.

Vor einigen Tagen war ich mit meiner Schwester und Viktorie auf dem Heuberg. Es ist etwa eine Stunde zu gehen; man hat von da eine sehr schöne Aussicht. Wir sahen lang gegen Bayern und Österreich und die Linzerstraße, die ich auch von meinem Fenster aus in einiger Entfernung sehe; dann lasen wir Mailieder von Hölty: ich liebe diesen Dichter, seine Gedichte sind so freundlich und herzlich.

Seit längerer Zeit hat mich aber nichts so angesprochen wie das Liedchen von Josef Schnell. Ist es schon ein so süßer Genuß, sich von guten Menschen geliebt zu wissen, daß der Gedanke mein Auge mit Tränen der Freude und das Dankes füllen kann, was müssen Sie erst empfinden bei dem Bewußtsein, edle Menschen zu bilden und anzuregen. Schreiben Sie mir doch einiges über ihn.

Ob das Wirken des Lehrers oder des Dichters herrlicher sei, kann ich nicht entscheiden. Ich glaube, daß es eins ist; daß eines ohne das andere nicht bestehen könnte. Wenn das geschriebene Wort minder ergreift als das gesprochene, so kennt der Dichter auch dafür nicht die Fesseln von Raum und Zeit. Frei sucht er unter allen Mitbrüdern sich Freunde, die ihn verstehen, und wenn ihn die Mitwelt verkennt, so beruft er sich auf die Nachwelt.

Von Purtscher haben Sie nichts geschrieben; Ihrem Briefe glaube ich entnehmen zu können, daß er wieder genesen ist.

Eine neue Bekanntschaft habe ich hier gemacht, die des Pfarrers. Er ist schon sehr alt, in kurzem wird er seine Jubelfeier halten, aber er ist noch voll Leben und Tätigkeit. Im Äußeren ist er nicht sehr fein, was ihm viele übel nehmen. Viel Gutes hat er für die Gemeinde gewirkt; unter anderem verdankt man ihm die Errichtung eines Krankenhauses für arme Dienstboten. Er gefiel mir recht gut.

Von Ernst haben wir außer einem gleich bei seiner Ankunft in Wien geschriebenen Briefe keine Nachrichten. Ich bin wirklich etwas in Sorgen um ihn. Er ging so schwer fort und nie, wenn ich Abschied nahm, war ich so bewegt gewesen wie dieses Mal. Überdies kenne ich seine Ängstlichkeit hinsichtlich seiner Gesundheit und damit beunruhigt er auch mich, obgleich das sonst nicht meine Art ist. Wissen Sie nichts von ihm? Bitte, fragen Sie ihm nach; hier seine Adresse, wenn Sie der Zufall auf die Wieden führt.

Gern schickte ich Ihnen den ganzen Mai, wie er

jetzt in mein Fenster lacht; von all den Blüten und Blumen hier nur eine und die wird vertrocknen, bis sie in Ihre Hände kommt.

Soeben kommt ein Brief von Ernst mit der Nachricht, daß es ihm gut gehe, daß er in Wien bleiben werde. Er geht nicht zur Advokatie, sondern tritt als Konzeptspraktikant unter dem Grafen Wilczek ein. Das mußte ich noch beisetzen; auch einen Gruß von Ihnen schickte er mit, möge ihm bald ein Brief folgen.

Cornelie.

An Cornelie.

Kennen Sie das schöne Lied von Burns:

„Mein Herz ist im Hochland,
Mein Herz ist nicht hier!“

Ich summe es vor mich hin, wenn ich abends in die Dämmerung hinausschaue. Wo die goldgesäumten Wolken auf und niederfließen, sind die Berge der Heimat und in fünf Wochen bin ich auf dem Wege dahin. Wie lange ich zu Salzburg bleiben kann, hängt davon ab, wann ich von Wien fortkomme. Meine Reise beschleunigt vorzüglich die Einladung eines Studienfreundes, der erst nach Rom und dann als Missionär nach Amerika gehen will und von mir für dieses Leben Abschied nehmen möchte.

Sie schreiben: „Ich habe einen geringen Begriff vom Geiste der Frauen angenommen.“ Das ist Sünde! Nur das innigste Vertrauen auf unsere Natur kann uns durch die Welt helfen, also mutig vorwärts! Sie schreiben: „Der Einfluß der Männer auf Frauen ist zu stark!“ — Das Wesen der Frauen wird sich, wenn

es anders echt, immer wieder mit sich ins Gleichgewicht setzen, wie ja auch die Magnetnadel trotz aller Oszillationen nie den Pol verliert. Mir scheint, der Einfluß der Frauen, den auch der strengste Mann nicht immer abzuweisen vermag, ist unter Umständen viel gefährlicher, ja oft genug die Quelle des größten Unglückes: des Sichselbstverlierens. Manchmal auch des größten Segens; ich möchte die Erinnerung an meine alte, engelsgute Tante nie missen.

Weil ich nichts Neues habe, schicke ich einen Legendenzyklus vom vorigen Sommer. Trebisch, der sich zu Innsbruck unter Beihilfe Flirs taufen ließ, nennt sie meine beste und reifste Arbeit. Wie ich höre, sind droben, weil er sich neugewaschen so gut ausnimmt, alle närrischen Weiber in ihn verliebt. Möge ihn der heilige Geist überschatten, daß sie ihn nicht zu einem Heiligen hinaufschwärmen und er anstatt den Flammen Gehennas allen Teufeln des Ultramontanismus und Fanatismus verfalle, wie sie bereits einige seiner Freunde und Verwandten geholt. Nach einigen Mitteilungen fürchte ich fast zwischen Weihrauch und Weihwasser zu geraten; da will ich mich durchmachen, lustiger Büchsenknall auf den Alpen soll mir die Flausen vertreiben.

Purtscher hat eine Reihe sinniger Naturbilder vollendet, in welche auch Legende und Volkssage hineinspielen. Einiges davon sollen Sie bei Gelegenheit erhalten.

Ich stecke übrigens jetzt voll kleiner Teufeleien und hätte den frommen Frauen zu Innsbruck gern ein paar Schelmliedchen aufgepelzt; da höre ich aber, daß sich bei

Trebisch die Keime einer gefährlichen Krankheit zeigen und da hat der Spaß ein Ende. Auf Wiedersehen.

Wien, 15. Juni 1843.

Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

„Regen, Regen und wieder Regen! das ist nun schon lange der Genuß, den uns das Landleben darbietet!" seufzen die Städter, die auf das Land gegangen sind, um die schöne Natur zu genießen, aber mir kann dieses trübe Wetter nicht, wie wohl früher, meine Heiterkeit stören. Es ist etwas so angenehmes auf dem Lande zu leben; jedes Lächeln, jeden freundlichen Blick, den uns die Natur vergönnt, können wir da aufhaschen. In der Stadt lernen wir ihre halbe Schönheit nicht kennen.

Die Zeit verfliegt mir so schnell, daß ich oft darüber erstaune. Ein recht einförmiges, zurückgezogenes Leben, wo jeder Tag seine Beschäftigung hat und dem vorhergehenden gleicht, läßt sie uns am schnellsten und unmerklichsten vorübergehen. Wunderbar scheint es mir manchmal beinahe, daß ein Jahr, ja oft ein Tag so schnell verflossen, nicht nur im Leben, sondern auch im Geiste des Menschen die größte Veränderung hervorbringen kann.

Mein Leben ist jetzt so einfach und still, daß ein Brief, den ich erhalte, mir eine sehr wichtige Sache ist und da brauche ich wohl nicht zu sagen, welche mich immer am meisten freuen. Kommen Sie nur bald, denn ich habe Ihnen soviel zu erzählen, soviel zu fragen. Sollten es die Umstände erlauben, daß Sie sich hier

aufhalten können, so hoffe ich doch, daß Sie nicht in Salzburg, sondern hier bei uns in der Gnigl bleiben werden. Für Ihren Freund, der nach Amerika geht, habe ich Segenswünsche. Es ist ein herrliches Amt, möge ihm der reichste Erfolg werden.

Gegen Ihre Rüge kann ich nichts einwenden, Sie haben recht. Ich dachte an die Frauen, wie sie gewöhnlich sind, Sie wie sie sein sollen. Ich sollte mir wohl noch weniger als andere einen solchen Fehler zu schulden kommen lassen, weil ich auch unter den Frauen manche fand, die noch der Natur treu sind, wenn ich auch gestehen muß, daß ich mehr edle Männer als Frauen kenne.

Ich danke Ihnen herzlich für die Bekanntschaft, welche Sie mir vermittelten. Jetzt, wo die Kälte die Knospen zurückhält, war mir Purtschers Blumenkarawane desto willkommener. Anfangs war ich erstaunt über die seltsame Prozession, aber je mehr ich sie betrachtete, desto besser gefiel sie mir. Purtscher interessierte mich ohnehin längst, es ist mir leid, daß ich ihn zu Innsbruck niemals sah.

Die „Legenden" sind recht schön. Ob Trebisch recht hat, sie Ihre beste Arbeit zu nennen, weiß ich nicht; doch scheint sie mir auch die vollendetste unter allen, die ich kenne. Ich möchte sie echt christlich nennen und das ist für mich das Höchste. Ich finde sie viel besser als den „Isispriester". Die große Einfachheit paßt völlig zum Schlusse.

Meine Antwort wurde durch die Nachricht von dem Tode einer braven edlen Frau, die Ernst und mich wie ihre Kinder behandelte und liebte, verzögert. Diese

Nachricht nahm mir für einige Zeit ganz meine Heiterkeit. Viktoriens Bruder, der hierher kommen wollte, um zu sterben, erlag auf der Reise und fast bin ich auch um sie besorgt, es ist unglaublich, wie sich ihr Aussehen seit drei Monaten verändert hat.

Wann reisen Sie von Wien ab?

Cornelie.

* * *

Die Erlebnisse dieses Schuljahres sind in den Briefen angedeutet, ebenso der Eindruck, den die große Kaiserstadt auf mich machte. Wissenschaftliche Kreise konnten sich einem völlig unbekannten Jüngling noch nicht erschließen; die Professoren — etwa den Anatomen Berres ausgenommen — entsprachen in den Lehren der theoretischen Medizin keineswegs meinen Erwartungen und hätten mich die Naturwissenschaften nicht an und für sich gefesselt, so würde ich meinen Abschied vom Jus fast bedauert haben.

Lebhaft, wenn auch nicht vertraulich war der Verkehr mit den Kollegen; hingeworfen in ein Lager der verschiedensten Nationalitäten lernte ich die Menschen unterscheiden und dabei Vorsicht im Umgang. Für feine Weltbildung war da freilich keine Schule; die Mediziner sind im Verkehr ungeniert, im Ausdruck oft zynisch und Stinkbomben gehören fast zum Handwerk. Abgesehen von den Schweinen, deren Rüssel aus physischer und moralischer Bestialität stets mit grunzendem Behagen im Kot wühlt, darf man die Zote nicht immer von Roheit oder Unsittlichkeit ableiten, etwa wie bei den wollüstigen Schilderungen moderner Poeten, die

sich im Dienst eines unqualifizierbaren Publikums mit Kanthariden zur Geilheit kitzeln. Der Mediziner muß sich mit den natürlichsten Dingen beschäftigen und wie sein Messer gerade in faules Fleisch und Eiterbeulen dringt, bezeichnet er sie ohne Umschweife mit dem drastischen Wort aus dem Munde des Volkes. Rosen und Lilien blühen ihm ja später, wenn er Frauen und Fräulein aus dem gewissen Punkte zu kurieren hat, früh genug. Oft ist aber die Zote der überfeinerten und dennoch unmoralischen Prüderie gegenüber der einzig richtige Trumpf, indem sie alles wieder mit dem rechten Namen auf den rechten Platz stellt; auch wer die unreife Sentimentalität eben aus dem Leibe hat, schickt ihr nicht selten vor Übermut der Gesundheit Salven nach, welche kaum für das Ohr christlich germanischer Jungfrauen passen: Mein Mund war nun eben auch nicht mit Kölnerwasser gewaschen; einmal erhielt ich aber eine Lehre, die ich mir für gewisse Fälle merkte. Wir Mediziner pflegten zwischen den Vorlesungen in das „Würstelbureau" gegenüber der Aula zu gehen, um dort ein Würstel mit Kren, ein Stück Mohnstrudel oder Guglhupf zu verzehren. Die Aufwärterin mochte schon manchen Feldzug mitgemacht haben, wenigstens beanspruchte sie nie den Namen einer Vestalin, was auch hier nicht am Platz gewesen wäre, denn wir ließen uns keinen Beißkorb anlegen. Ich klaffte ganz unbefangen wie die andern, da sah sie mich einmal nach einen saftigen Brocken ernst an und sagte: „Sö wenn d' andern Säu sein, so sein sie danach; für Ihren Christuskopf paßt es aber schon gar net." Die Kollegen brachen in ein wieherndes Gelächter aus; der Hieb saß

um so besser, weil ich mich tatsächlich von allem unsittlichen Verkehr mit Weibern fern gehalten hatte und daher nur in voller Unerfahrenheit schwätzte. Abends fand ich mich mit meinen Landsleuten, denen sich auch Steirer, Salzburger und Oberösterreicher gesellten, im Gasthaus zum Eisenhut ein, wir hatten einen langen Tisch und da ging es lebhaft genug zu. Auch junge Künstler gesellten sich zu uns und da wurde über Bilder, Statuen und Literatur gestritten, bis der Kellner die „Allgemeine Zeitung" brachte, wo wir dann nicht blos Österreich, sondern gleich die ganze Welt reformierten.

Am letzten Juli morgens wanderte ich mit etlichen Kameraden nach Nußdorf und übergab mich dem Dampfschiff. Wie ganz anders wirkte die herrliche Fahrt auf dem Strome als im Herbst des vorigen Jahres. Ich hatte mir einige Gulden erspart, die für etliche Monate ausreichten. Etliche Monate! Da meint man sich für die ganze Zukunft geborgen und denkt gar nicht voraus, bis dann das horazische Jahr in sein Recht tritt.

Von Linz fuhren wir erst auf der Pferdeeisenbahn und dann mit dem Omnibus weiter. Dieser pflegte immer einige Stunden hinter Lambach bei einem Bierkeller anzuhalten. So auch diesesmal. Wir waren noch nicht ausgestiegen, so fielen mehrere Bauernbursche über unsern Kutscher her, der, wie wir nachträglich erfuhren, einen Liebeshandel auf der Kreide hatte, und begannen ihn tüchtig zu walken. Wir nicht faul, sprangen hinzu und prügelten nun die Bauernbursche, daß sie über alle Zäune das Weite suchten. Der Kut-

scher wusch sich am Brunnen die blutige Nase, wir setzten ein paar Halbe Bier auf unsere Heldentat und fuhren dann lachend und jodelnd weiter. In Salzburg traf ich zu meiner Überraschung Cornelie nicht. Es war ihr von einem verwitweten Güterbesitzer bei Linz die Erziehung seiner Kinder übertragen worden und sie nahm diese Stelle sogleich an. Bald jedoch konnte sie sich überzeugen, daß der Posten in jedem Sinne sehr zweifelhafter Art war, daher wurde sie von ihrer Mutter wieder abberufen und ich durfte hoffen, sie auf der Reise nach Wien zu begrüßen.

Zunächst verfügte ich mich nach Innsbruck, wo ich, von meinen Bekannten herzlich empfangen, einige Wochen angenehm verbrachte.

Dann machte ich einen Ausflug nach Südtirol in das mir ganz neue Gebiet der Porphyre, die vielfach meine Aufmerksamkeit erregten. Schon damals erkannte ich an Wegsteinen ihre Breccien, die von den Geognosten erst später beschrieben wurden. Dann ging ich nach Oberbozen, jener Hochebene, wo sich die reichen Herren aus dem Dampfkessel der Stadt in die Sommerfrische flüchten. Etwa eine Woche hielt ich mich in der Villa des Grafen Sarnthein auf, dessen Sohn ich zu Wien in der Naturgeschichte unterrichtet hatte. Ein Ausflug auf das Rittnerhorn zeigte mir in der Ferne das gelobte Land Italien, glücklicher als Moses hatte ich einige Goldfüchse vom Lehrgeld übrig, so brauchte ich der Versuchung nicht zu widerstehen, sondern streifte, meiner Sehnsucht folgend, an den Gardasee und dann bis Verona. Ein Brief gibt Bericht über diese Fahrt.

An Cornelie.

Seit gestern abend liege ich von meiner Reise zurückgekehrt, wieder zu Innsbruck in der Bibliothek Ihres Bruders vor Anker. Wohl nur auf kurze Zeit, meine Füße werden sich bald wieder regen. Ich tornisterte über den Brenner nach Sterzing, und dann nach Kollmann, frühmorgens besuchte ich Beda Weber auf der Trostburg. Der Mann wurde aus einem Schusterjungen Benediktiner und dann Professor zu Meran. Das ist viel. Von seinen Gedichten zeigte Ihnen wohl Johann einiges; den Inhalt hat am Ende jeder für sich, wäre nur nicht alles so schwülstig und überladen! Dem narkotischen Parfüm dieser mystischen Jerichorosen ziehe ich den Knastergeruch des derbsten Schnadahüpfels vor. Wenn man doch einmal auf dem Kopfe stehen soll, sei's höchstens bei einem lustigen Purzelbaum. Er zeigte mir manche Reliquien Oswalds von Wolkenstein, der als Wildfang von diesem Schlosse in die Welt zog, singend, sagend und schlagend, wie's eben kam.

An Streiter zu Bozen hatte mir Schuler einen Empfehlungsbrief mitgegeben. Ich wurde freundlich aufgenommen. Streiter ist Advokat, das Haupt der Liberalen in Südtirol; dabei Dichter und als solcher überragt er alle, die zu den Alpenblumen beitrugen. Er ist das reine Gegenteil von Beda Weber, ein kleines putziges Männchen, voll Beweglichkeit, hoch gebildet und dessen würdig, was er hat. Seine Malice ist ein Wespenstachel; je nun, wenn die Bozner sind, wie er sie

schildert, dann gehört es ihnen. Er hat einen herrlichen Ansitz, o wie schön ist es im Süden.

Von Bozen radelte mich der Omnibus nach Trient, Roveredo. An den Garda! Ich begreife vollständig die Ekstasen der bleichen Nordländer, wenn sich ihnen dieser blaue Himmel auftut, aus dem sich die Sommerfülle auf die üppigen Pflanzen ergießt. Und dann die Denkmäler der Geschichte und der Kunst! Von Riva mit welschen Studenten nach Arco; viel in Landkneipen herum, deren Dreck an tirolische Sennhütten, deren Wein an Nektar erinnert. Auf dem Dampfer nach Desenzano; vorbei am epheuumsponnenen Schutt der Villa Catulls und dem vielersehnten Sirmio. Nachts Verona; noch in der Stadt herum; Mondbeleuchtung, extra für mich; morgens dort das Stück Rom, das Amphitheater, gerade wie die Römer: kein ideales Aufstreben in die Wolken, alles kräftig und gediegen, auf breitem, festem Grunde, in sich gefaßt. Auch Venedig hat seine düsteren Reste zurückgelassen; und nebenbei ein ganz neues österreichisches Wachthaus, als wären die Steine nach dem Takt eines Korporalstockes zusammenmarschiert. Auch im Palazzo Capuletti war ich, jetzt eine gräuliche Fuhrmannskneipe, wer mag da an die süße Julia denken! Im Garten Giusti herrliche Zypressen und Lorbeer die Fülle; ein Gärtner sagte mir, sie liefern davon in die Küchen nach Deutschland zu allerlei Saucen. Die berühmten Gräber der Scaligeri mahnten mich trotz der Gotik an das Rokoko. Auch die Kirchen abgelaufen, da kamen mir die Wiener Kunststudien zustatten. Was für Mordskerle: Tizian und Veronese! Diese Werke sind in ihrer Heimat

doppelt so schön, als draußen bei Kartoffelbrei und Rüben. Die wunderbare Abtei St. Zeno, einst Herberge der großen deutschen Kaiser. Da hätte unser Franz beim Kongresse von Verona übernachten sollen! Es wären ihm gewiß Geister erschienen, sie hätten sich aber schwerlich gegenseitig verstanden. Er haßte die Revolution und hatte recht, denn Frankreich hat ihm genug Leid getan, er war jedoch modern durch und durch und besaß keine Faser vom Mittelalter.

Durch die Etschklamm nach Tirol. Links Rivoli, wo Napoleon die Österreicher in die Alpen zurückwarf; sie sind aber wieder gekommen und er ist gegangen auf Nimmerwiedersehen; rechts die Klause, durch welche die Ottonen und Hohenstaufen herabzogen, stahlgepanzert, gewaltig und gedankenvoll, die Freier Italias!

Von Brixen durch Pustertal nach Taufers. Zu hinterst im Tal S. Martin; etliche Tage bei einem Freund. Über's Hörndle an den Ziller, ins Dux. Hier längere Aufenthalt bei einem Freund. Die Bauern wackere Leute; zwischen Gletschern und Föhren an den italienischen Eindrücken gesonnen und gesponnen. Dann übers Joch hierher. Da haben Sie den Sack voll Wirrwarr, klauben Sie ihn auseinander und laufen Sie mir einstweilen auf der Karte mit dem Finger nach, bis ich Ihnen erzähle, erzähle, erzähle. Denn nach Salzburg will ich und muß ich und werde mich von dem Hegelschen „außer sich sein“ ein bißchen beim „für sich sein“ und „an sich sein“ erholen. Und bei Ihnen, bei Ihrer Schwester, bei Ihrer Mutter sein!

Ich machte wohl auch einige Seitensprünge, habe aber bereits Auftrag gegeben, daß mir der Bote meine

Büchse nach Kufstein liefert, dort will ich mich wieder herumtreiben, wenn auch nicht in den düstern Nebeln des Weltschmerzes. Tausend Grüße.

Innsbruck, 20. September 1843.

Ihr

Pichler.

Ich ging nach Kufstein und quartierte mich wieder auf der Naggelburg ein. Bis mein Gewehr kommen sollte, besuchte ich Plätze mit lieben und noch mehr traurigen Erinnerungen. Ich wartete und wartete, aber das Gewehr kam nicht. Endlich erkundigte ich mich beim Boten; meine Eltern hatten es ihm abgenommen und verkauft! — Es war mein liebster, fast mein einziger Besitz! Ich fuhr von Kufstein fort, um nie mehr für längeren Aufenthalt zurückzukehren. Erst in Salzburg lebte ich wieder auf; im Kreise der Freunde empfand ich wieder freundliche Teilnahme.

Zu Wien erwarteten mich kummervolle Tage. Von meinen Schülern war einer nicht mehr gekommen, der andere krank und so konnte ich nichts verdienen. Ich schränkte mich aufs äußerste ein, bereits drohte die Notwendigkeit, mich als Schreiberknecht zu verdingen, da öffneten sich unerwartet neue Quellen und ich konnte die letzten 48 Kreuzer, die mir noch blieben, ruhig auf ein Stück Braten, den ich lange nicht mehr gekostet, verwenden. An dieses für mich lukullische Mahl denke ich auch jetzt noch mit Behagen; es „gutelet mir herauf", wie in Tirol genäschige Kinder sagen. Die weiteren Erlebnisse mögen wieder Briefe unmittelbar aus der Vergangenheit erzählen.

An Johann Schuler.

Ihre Anweisung kann ich froh und dankbar zurückschicken. Am ersten November war nämlich mein Schüler bereits so weit rekonvaleszent, daß er mir sagen ließ, ich könne meinen vorjährigen Unterricht in der Naturgeschichte wieder aufnehmen.

Von meiner Reise nach Wien so viel, daß ich noch im Stellwagen bei Volders mit dem Entwurf eines Dramas begann. Der Stoff, welcher über mich große Gewalt übt, ist der römischen Geschichte entlehnt. Jetzt sind zwei Akte fertig, das wird konkreter als die Habsburger; beim Arbeiten selbst freut mich die erworbene Fertigkeit.

Goethes „natürliche Tochter", von der wir in den Ferien sprachen, habe ich neulich vorgenommen; in dem Sinn als es reine Exempla der Geometrie gibt, ein Exemplum der Poesie. Nach Sophokles' Ajax geht es nächstens in die Orestie des Äschylos, von der ich mir sehr viel verspreche. Ich studiere die Griechen; daß man sie nicht nachahmen soll, sagen mir die mehr als 2000 Jahre, die seit ihnen verflossen. Schiller hatte recht, als er den Trimeter wieder fallen ließ. Das Burgtheater besuche ich nach Verhältnis meiner Börse; es ist da viel zu lernen und zu genießen.

In den letzten Wochen habe ich meine sämtlichen Manuskripte durchmustert und einen großen Stoß Geschreibsel verbrannt, darunter auch die zerstreuten Blätter eines Tagebuches mit all der Misere von Selbstbespiegelung. Allmählich muß der Geist doch mehr und mehr den Aufwand meines Seins tragen, den vorher Herz und Gemüt trug.

Neulich erregte eine Schrift über Pflanzengenesis meine Aufmerksamkeit, es eröffnete sich eine überraschende Perspektive auf die Bedeutung der Geschlechter. Die Pflanzenphysiologie ist weit interessanter als jenes Schubladeziehen barbarischer Namen, was viele für Botanik halten. Derlei Dinge nützen ohne Kenntnis des Organismus gar nichts. Doch muß man sich vor spekulativen Irrwischen hüten; ich besorge fast, daß all die geistreichen Gedankenblitze der Naturphilosophen mit Kolophonium bestritten wurden.

Ich habe mich zu Wien so ziemlich eingehäuselt. Sie sagten einmal: „Der Anblick all des Reichtums und Komforts werde mir wehe tun, wenn ich selbst den Genuß entbehren müsse." — Ich sehe das ruhig an wie ein Kind, das man in den Harem eines Sultans führt. Keine Pasteten, nur Brot und das will ich verdienen; keine Wollust, aber gesunde Sinne und dann gehört die Welt mir.

Weihnachten hoffe ich nach meinem Sinn zu feiern. Bei euch droben geht's freilich hoch her; ihr habt den Trebisch und der sei noch vom Taufwasser trunken wie ein Bachant. Ei, da werden die Engelein mit goldenen Flügeln und nacktem Hintern gaukeln, tanzen und schwimmen wie die Immen im Lenz um den grünen Klee. Wenn ich nur auch mittun dürfte und bei dem himmlischen Konzert wenigstens die große Posaune blasen.

Grüße an Ruf und Flir.

Wien, 5. Dezember 1843.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Die ersten Tage in Wien waren für mich trauriger als ich Ihnen schildern mag. Es ist aber wunderbar, welche scheinbar geringen Umstände uns oft über trübe Wogen in ein reineres Licht emportragen. Ich konnte vor Kummer lang nicht einschlafen; endlich, spät wie es auf Abspannung folgt, sank ich in müden Schlummer, jedoch ohne einen Gedanken, der das folgende hätte veranlassen können. Da war's mir gegen Morgen, als vernähme ich die Worte: „Schau auf, welch ein Auge über dir wacht." Ich fuhr aus dem Schlaf empor, da traf gerade klar und mild meinen Blick der Glanz des Morgensterns, die seligste Ruhe floß auf mich, als wäre meine Brust durchleuchtet von seinen Strahlen. Ohne mich zu besinnen, murmelte ich die schönen Worte des Kirchenliedes: Ave maris stella! Bald sank ich wieder auf den Polster und in den Schlaf zurück; ein leises Klingen und Singen spielte in meine Träume hinüber. Als ich bei Anbruch des Tages erwachte, war meine Seele lauter, besonnen und heiter.

Meine Verhältnisse ordneten sich und ich bin jetzt ohne Sorge.

Auch ich kenne Stimmungen der Art, wo alles besser ist als Ruhe. Da senden wir unsere Sehnsucht gleich einer Taube hinaus über das öde Gewässer, aber sie kehrt selten mit dem Ölzweig des Friedens. Es ist eine klägliche Weisheit, welche die Worte: „Alles ist eitel!" in die Bibel geschrieben und ein schlechter Trost, die fliehenden Ideale in Karikaturen zu verzerren, um darüber zu lachen. Ich finde dagegen nur ein Mittel:

den himmlischen Eros, jene erhabene Liebe, die schaffend und zeugend die Welt gebildet und unser Herz, sie zu erfassen. Seien wir Priester desselben und die Blume des Ideales wird uns nie verwelken.

Ich habe ein neues Quartier in der Sterngasse bezogen. Wenn Sie in das Stübchen träten, möchten Sie kaum glauben, daß es zum Aufenthalt für Ihren Freund bestimmt sei, so nett, niedlich und klein ist alles. Fünf Schritte Länge, vier breit; dieser enge Raum wird noch beschränkt durch mein Bett, einen Kasten, großes Sofa, zwei Stühle, den Tisch und Ofen, der so klein ist, daß man ihn fast in die Tasche stecken könnte. Es ist aber gar wohnlich zwischen diesen schmalen grün bemalten Wänden. Raum genug für mich; wenn Sie kämen, wollten wir gar vertraulich plaudern. Durch mein Fenster seh' ich ein Stückchen blauen Himmels und einen Garten; auf dem Gesims steht ein großer Kaktusstock und Gelbveigelein; meine Quartierfrau, ein gutes altes Weib, wollte sie hinausstellen. Ich litt es aber nicht; das war der Alten recht lieb, denn in ihrem Zimmer hatte sie keinen Platz mehr und so brachte sie noch etliche Blumentöpfe: das werde eine rechte Lust sein, wenn alles blühe. Will ich Toilette machen, so hängt mir gegenüber ein großer Spiegel an Seidenbändern. Alle Möbel sind braun lackiert, der Boden sauber gebohnt; Sie müßten gewiß über meine häusliche Ordnung lächeln.

Gestern Kommers. Stellen Sie sich die Wirtsstube vor, ganz erfüllt von Tabaksqualm, daß die Lichter dumpf wie in einem Nebel glosten, auf einem Schragen ein angezapftes Faß, am langen Tisch dicht gedrängt

jodelnde und brüllende Studenten, Künstler, Techniker in Hemdärmeln: da haben Sie ungefähr die Szenerie eines Ostade. Weil ich flüstern hörte, man müßte mir einen Affen aufhalsen, so machte ich mich bei der Verwirrung und dem Lärm eines Salamanders davon und dankte Gott, daß ich heute keinen Hering frühstücken mußte.

Der Morgen war zu schön. Ich machte einen Strich durch den botanischen Garten. Die Sonne schien hell und freundlich; ein heftiger Wind rauschte durch die Zweige, daß die gelben Blätter wirbelnd nach allen Seiten flogen. Nur einige Eichen standen und ließen von ihrem rostbraunen Laube kein einziges fallen; wie Greise, die festhalten an den Erinnerungen der Jugend. Ein Gärtnerbursch öffnete mir für etliche Kreuzer das Pförtchen, das rückwärts in die weite Ebene führt. Ich stieg auf den Linienwall, im Schatten spreizten sich die Nadeln des Reifes wie feines Filigran; an der Sonne etliche verspätete Maßlieben, Ranunkel, Skabiosen. Den Spott auf den Winter vollendete ein brauner Falter, der von Blume zu Blume flatterte, als gehörte diese Zeit ihm. Der scharfe Wind hatte die Dünste weggefegt, überall kristallene Ruhe. Ich genoß das voll und innig, mir war, als wehte um mich der Hauch unsichtbarer Lebensgeister und so hatte ich die richtige Stimmung für das Belvedere, wo mich von allen Wänden alte Bekannte grüßten. Ich nehme sichtlich zu im Verständnis dieser herrlichen Gemälde. Beim Heimgehen danke ich immer wieder den Habsburgern, daß sie diese Schätze zusammengebracht und dem alten Eugeni, dem edlen Ritter, der ihnen den schönen Palast

gebaut. Und erst der Garten davor: dieser Blick auf Wien und das Gebirg dahinter: Verwundert glotzen schon mehr als hundert Jahre die steinernen Zopfsphinxe hinaus und haben sich noch nicht satt geschaut; man möchte ihnen vor Lust auf den Rücken voltigieren und noch hundert Jahre hinausschauen.

Wären Sie doch ein Mann, daß ich Ihnen auch von meinen philosophischen Studien, von Plato und Spinoza erzählen dürfte! Bei alledem bleibt aber die Medizin nicht brach, auch Tiere hab' ich schon mehrere zerlegt. Ich möchte vom Mittelpunkt des Kreises aus arbeiten, nur das schützt vor Zersplitterung und was die vierundzwanzig Stunden des Tages anlangt, so vertrödle ich unserem Herrgott keine davon.

Heute war Ernst bei mir; wir sprachen über verschiedenes, er sagte unter anderem: „Die Weiber sind nur auf der Welt, alles zu verwirren." Nun was meinen Sie? dafür verdient er wohl eine schwesterliche Predigt. Übrigens hat er doch nicht gar unrecht. Es ist Verwirrung genug in der Welt; ich möchte hier und da diese ganze konfuse Welt um einen Knopf verschachern. Wenn sie nur nicht doch wieder so schön wäre!

Die „Allgemeine Zeitung" vom 6. Dezember bringt einen Aufsatz: „Poetische Regungen in Tirol". Auch meiner war freundlich gedacht. Ist wohl von Streiter und dürfte in Tirol, wo man zwischen dem Hanswurst, der um die Scheibe tanzt und dem Dichter, welcher Bierspäße reimen soll, das Gleichheitszeichen setzt, Lärm machen. Grüße an alle Freunde!

Wien, 14. Dezember 1843.

Ihr Pichler.

* *
*

Josef von Schnell, der Sohn eines vermöglichen Beamten, der neben den Serviten zu Innsbruck ein Haus besaß, war am 22. November 1822 geboren. Sein Vater war in der glücklichen Lage, ihn allseitig ausbilden zu lassen; so studierte er das Gymnasium und dann die Rechte. Die Hörsäle genügten ihm jedoch nicht, er griff über die Vorträge der Schule hinaus; wir beide zählen gewiß zu den ersten, die sich in Tirol mit den Dichtern des Mittelalters beschäftigten. Aber auch auf die lateinischen und griechischen Klassiker verwendete er Zeit und Mühe, die Hegelsche Philosophie, mit der sich damals die talentvolleren Studenten, angeregt von Johann Senn, vielfach beschäftigten, zog auch ihn in ihre Kreise. Ich erinnere mich gar wohl, wie lebhaft wir am Biertische über die Paragraphe der Phänomenologie stritten, ja sogar die Professoren bombardierten wir mit ihrer schwerfälligen Terminologie.

Dabei vernachlässigte Schnell die Leibesübungen nicht, er war einer der gewandtesten Turner, kletterte im Hochgebirg, focht, schwamm und tanzte. Schlank von Gestalt, blond, blauäugig, im Aussehen fast mädchenhaft, — wir nannten ihn deswegen die Jungfrau — war er zu jedem losen Streiche aufgelegt: ein Jüngling von seltener Pracht. Als ihm die enge Heimat nicht mehr genügte, unternahm er Reisen in Deutschland, dann ging er nach Wien, um sich an der orientalischen Akademie durch das Studium fremder Sprachen für das Konsulatwesen auszubilden. Wir finden ihn 1853 zu Trapezunt, wo er die Spuren des von ihm hochverehrten Fallmerayer aufsuchte; Kleinasien durchstreifte er nach allen Richtungen und entdeckte dabei

eine neue Föhrenart, die der Botaniker Kotschy ihm zu Ehren taufte. Dann wurde er nach Alexandrien in Ägypten versetzt, dort schnitt ihm der Tod am 30. Dez. 1863 eine große Zukunft ab.

Er war auch Dichter, aus seinen schönen Versen spricht ein tiefes sinniges Gemüt, sie verdienten in deutschen Anthologien gewiß eher einen Platz, als die Stücklein, welche man von der alten Drehorgel ableiert.

Einiges ist gedruckt.

Professor Dr. S. M. Prem widmete ihm eine fleißige und feine Skizze: „Josef v. Schnell ein tirolischer Dichter und Orientreisender." Innsbruck bei Wagner.

Ich erwähne hier auch seinen jüngeren Bruder Ludwig. An der Universität fand er sich nicht zurecht; er trat als Kadett in das Kaiserjägerregiment. Seine freisinnigen Reden paßten jedoch nicht zu den Kamaschen; als er nun gar an einem Kaiserfeste zu Hohn und Spott eine tellergroße schwarzgelbe Kokarde, die ihm seine Schwester machen mußte, an den Hut steckte, bekam er Kasernenarrest. Es gelang seinem Vater mit meiner Hilfe ihn loszubringen. Dann heiratete er zu Völs ein frisches Bauernmädel und wanderte nach Texas, wo er eine Farm kaufte. Hoch begabt, aber wild und exzentrisch, irrte er in den Tropenwäldern um, sprach mit Geistern und endete im Wahnsinn.

Auch er war Dichter. Sein „letzter Wunsch" enthält schöne schwungvolle Stellen, ist aber verworren, wie der Dichter; kleinere Gedichte sind in Zeitschriften zerstreut; durch seine Geschichte die „Vertreibung der Zillertaler" hat er sich oben wohl auch nicht empfohlen

und so tat er gut, daß er Österreich verließ. Den beiden Brüdern setzte vor etlichen Jahren ihr Freund Ludwig von Lutterotti einen Denkstein in Edlingers „Literaturblatt"; wenigstens in Tirol sollen ihre Namen unvergessen bleiben.

Josef v. Schnell an mich.

Innsbruck, am Silvesterabend.

Mögen Euch diese Zeilen an dem letzten Tage des alten Jahres geschrieben als ein freundlicher Gruß willkommen sein zum neuen Zeitsetzen 1844! Sie hoffen um so mehr Euer Wohlgefallen zu erlangen, als sie ihr Schreiber ganz nach dero hohem Wunsche einzurichten bemüht ist. Innsbrucker, Tiroler Zustände also soll ich Euch berichten! Du lieber Gott, die Sache wäre am besten abgetan, wenn ich Euch das „Intelligenzblatt des Tiroler Boten" als Einschluß schickte! Doch wir wollen versuchen, was sich tun läßt! Einmal vom Philosophieprofessor: Wie er sich auf seiner obligaten Kanzel in der Logik und Physik benimmt, kann ich Euch durchaus nicht sagen; denn alle meine Bekannten, die in solchen Dingen ein kompetentes Urteil hätten, sind bereits der Philosophie entwachsen. Ich selbst aber besuche Vorlesungen über Geschichte der Philosophie. Bisher kam er zu den Sophisten; Ihr seht daher selbst ein, daß sich, bevor er nicht über Plato und Aristoteles hinausgerückt ist, von seiner Fähigkeit wenig urteilen läßt; gewiß ist, daß er bis jetzt der Anordnung und Methode Ritters gefolgt ist, was ich verbürgen kann, weil meine Auszüge aus Ritter den Beweis schwarz auf weiß liefern. Ich warte sehnlich

auf die Periode nach Aristoteles bis Spinoza einschließlich, weil dies die größte Lücke in meiner historischen Kenntnis der Philosophie ist. Von Kant und Hegel bin ich so ziemlich unterrichtet durch den jungen Fichte und neuestens durch Chalibäus.

Daum und Knoflach studieren brav das Naturrecht von Hegel, Marberger seine Geschichte der Philosophie. Daum ist wohl der tüchtigste Bursch, den ich hier kenne und ausgezeichnet durch einen unverwüstlichen Humor, der sich bei ihm so recht als Herrschaft des Geistes über die Prosa des Lebens ausspricht. Der alte Spotteufel Martini ist wieder in Innsbruck, der Schrecken aller Weibsen und Abscheu aller soliden Beamten und Praktikanten. Dafür aber ist er ein selbständiger Charakter, den man gern haben muß. — Euer Musenzögling, der Geistliche Baur von St. Niklaus ist dieser Tage in die andere Welt gewandert, ich glaube an einer Lungenentzündung. Ist er nicht derselbe, welcher den „Triumph der Tugend" episch besang? — Heute abend ist großes Liedertafelfest in Mühlau, wo vermutlich mehr Philister als Studenten zusammenkommen werden. Überhaupt hat diese Liedertafel den ganzen Charakter einer Studentenkorporation verloren und ist zu einer städtischen, gut verwendbaren Vokalmusikbande herabgesunken! „Hundert Mäuler sans tête mit Getön-Getümmel beladen."

Die Jesuiten nahmen sich den Artikel in der „Allgemeinen Zeitung" so zu Herzen, daß sie alsbald ein Verzeichnis jener deutschen Klassiker herausgaben, welche die studierende Jugend ohne Gefahr für schlechte Bildung lesen darf. Man spricht da-

von, sie nach Bozen hineinzubringen, um dadurch Innsbruck davon frei zu machen und was dergleichen Gerüchte mehr sind. Aufrichtig gestanden ist es mir gleichgültig, ob sie bleiben oder nicht; denn so lange wir armen Österreicher so von Deutschland abgesperrt sind wie bisher, ist es einerlei, ob Peter oder Paul im alten Geleise die Jugend fortschiebt auf der großen Landstraße der österreichischen scientia. Ich fühle von Tag zu Tag mehr, wie man mit dem besten Willen nach Bildung in unserem Vaterlande doch nicht ausreicht, und ich lasse mir's nicht nehmen, der gute Rede- und Schreibstil wird in uns schon von Jugend auf durch den erbärmlichsten Dialekt erstickt. Wir Geologen kommen alle Wochen einmal mit Stotter in einer Kneipe zusammen, und da lassen wir ein Redekomment herumgehen, so daß jeder über ein gegebenes Thema in gebundener oder ungebundener Rede sich aussprechen muß, blos um unsere lahmen Zungen ein wenig zu lösen.

Wenn ich so bisweilen in der Zeitung den Nekrolog eines berühmten Mannes lese, wie reich bewegt sein Leben war, wie er weite Reisen gemacht in den Süden und Norden und wie sich sein Geist ausprägte in Wort oder Tat: Meister, da durchrieselt mich ein prickelndes Gefühl, ich meine aufspringen zu müssen und hinauszurennen in die weite Welt und dann wieder ruhig sitzen bleiben zu sollen, um in kurzer Zeit eine Masse von Studien zu bewältigen. Armes Herz, wohin mit deinem Drang in einem Land, wo die Welt mit Brettern verschlagen ist. Fast möchte ich wünschen, verliebt zu sein, um nur einen Anhaltspunkt für so viel rankende Arme des Geistes zu gewinnen. Freilich müßte das

Mädel einer Liebe wert sein und nur selbst Vortreffliches lieben könnte! denn ohne Profit treib' ich mit meinem Herzen keinen Handel. Um eine solche zu finden, dürfte Diogenes keck wieder seine Lampe anzünden. Was Wunder, wenn mich unter solchen Umständen bisweilen eine recht grämliche Stimmung befällt?

Wahren Trost und Lebensfreude schöpfe ich wieder aus der Odyssee „meerdurchrauschten Blättern". Dahin werde ich immer flüchten, wenn's trübe mir in der Seele werden will. Ich habe auch ein lyrisches Gedicht „Der Abschied Odysseus von Penelope" in petto, wo das hellenische Weltanschauen recht scharf hervortreten soll, zu welchem Zwecke ich den Abschiedsseufzer eines sentimentalen Liebhabers christlicher Zeit als Gegenstück hinzudichten will.

Der Aufsatz über poetische Regungen in Tirol ist nicht von Steub, sondern von Josef Streiter, dem vom Gubernium die Weisung zuging, künftig solche Artikel zu unterlassen. Näheres weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß das Gubernium ein Kollegium von Schafsköpfen ist.

In der Hoffnung auf eine Antwort um 3 Könige.

Euer

Schnell.

Glockengeläute.

Wohlan wer kann mir's deuten
Warum's im Busen klingt,
Wenn fernes Glockenläuten
Sich durch die Lüfte schwingt.

Aus längst verblichnen Tagen
Taucht Bild um Bild empor,
Ein jedes tongetragen,
Vielstimmig hallt der Chor.

Der eine von zwei Saiten
Tönt stets den andern nach,
So ruft des Turmes Läuten
Die Seelenglocken wach.

Mit munteren Gesängen
Zieh'n Mut und Freude ein,
In feierlich tiefen Klängen
Tönt das erhab'ne drein.

Mit wehmut-süßer Stimme
Beklagt Melancholie,
Daß Frühlingsglanz verglimme
Und alles Schöne flieh'.

Manchmal auch tönt es leise
Kaum hörbar noch dem Ohr
Wie Weinen einer Waise
Am ehernen Grabestor.

Was mußten sie auch hängen
Ins Glockenhaus hinein
Zu all den andern Klängen
Ein Totenglöckelein!

Cornelie an mich.

Sagen Sie mir, was ist Freundschaft, Liebe, — Worte, weiter nichts! Hätten sie wirklich eine Bedeutung, gäbe es eine Freundschaft, wie wir träumen, wie könnten die, welche wir lieben, uns oft so mißverstehen? Wie könnte die Freundschaft aufhören? Sie werden lachen über den seltsamen Anfang, es ist gerade eine

Laune, daß ich manchmal der Welt den Abschied geben und mich in ein Heiligenbild verlieben möchte.

Ich dachte vor einiger Zeit ernstlich daran, in ein Kloster zu gehen, denn ich hatte wenig Freude am Leben und alles war mir schal geworden. Ich schrieb Ihnen auch in einer solchen Stimmung. Aber an einem herrlichen Abend trieb es mich doch einmal hinaus, ich ging hinauf nach Neuhaus und wie ich auf die ruhige Landschaft herabsah, erkannte ich, wie sehr ich unrecht gehabt hatte! ich fühlte Gott und betete, wie ich lang nicht mehr gebetet hatte. Religion ist der Ölzweig des Friedens und was ist sie anders als Liebe!

Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.

Dieses Blatt lag lange auf meinem Tisch; lassen Sie mich fortfahren, indem ich einiges auf Ihren Brief erwidere. Ernst, ja der mag sich freuen! Ei, der hat schöne Begriffe angenommen: „Die Weiber sind nur auf der Welt, alles zu verwirren!" Er verdient wohl eine tüchtige Bußpedigt, wie uns heute unser Pfarrer eine hielt, worin er sagte: „Der Geist der Buße besteht darin, daß du das, was früher dein Auf und Nieder war, womit du dich immer beschäftigtest, lassest und tuest, was du sonst am wenigsten wolltest." Aber was verdienen erst Sie, der Sie die ganze Welt samt allen verwirrenden und verwirrten Weibern um einen Knopf verschachern wollten, — mir graut ganz vor einem solchen Frevel. Ihr seid mit einander ein sauberes Paar.

Ich lese gegenwärtig mit großem Eifer die Bibel, aber ich verstehe sie nicht. Es geht mir jetzt mit allem so; ich ärgere mich täglich über mich selbst.

Viktorie glaubt, der alte Bund sei nur da, um durch den Gegensatz die Reinheit und Herrlichkeit des neuen zu erheben. Mir kommt es vor, als ob das Verhältnis zwischen beiden in Johannes und Christus dargestellt wäre.

Mathilde sagte mir gestern, ich sei zu allen Torheiten aufgelegt und sie sei recht besorgt, was noch aus mir werde. Sie dachte, vielleicht eine Schwärmerin, aber da tut sie mir unrecht, wenn ich auch zugeben muß, daß man leicht auf solche Gedanken kommen kann.

Nun darf ich auch nicht vergessen, daß mir Viktorie zwei Aufträge gegeben hat, nämlich erstens soll ich Ihnen melden, daß endlich ihrem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren sei, indem neulich der Wunsch geäußert wurde, daß morgen wieder eine solche Heubergpartie gemacht werden könnte, wie die Ihnen noch im Gedächtnis sein wird. Dasmal werde sie uns nicht mehr auf Irrwegen in die Brombeerranken führen. Sie können denken, welchen Triumph sie feierte.

Dann läßt sie Ihnen sagen: die Blume, welche Sie ihr gegeben, sehe fürchterlich aus, als ob sie Brandflecken hätte, ganz schwarz und grau; sie sei also der Ehre ganz unwürdig, in das edle Schwabenland eingeführt zu werden, deswegen läßt sie Sie inständig bitten, ihr ein grünes Blatt zu senden. Vermutlich wird sie im Frühling Salzburg verlassen. Ich kann's ihr nicht verzeihen, daß sie sich verliebt hat, eigentlich ist es aber nur eine kleine Eifersucht. Doch was tut's: Liebe und Freundschaft sind ja nur Worte, nicht wahr?

Klarheit und Licht uns allen zum neuen Jahr!

Cornelie.

An Cornelie.

Schimpfen Sie nicht über meine Saumseligkeit; heut hab ich mein Öfchen tüchtig geheizt und da soll's vorwärts mit der Feder.

Sie lesen gegenwärtig die Bibel? Von Zeit zu Zeit kehre ich auch gern zu diesem Buch der Bücher zurück. Ist's die Kindersprache der Menschheit, die uns so mächtig darin anzieht? Purtscher will einen Aufsatz über den Brief Pauli an die Römer abfassen; tut er's, so sende ich Ihnen das Manuskript.

Sehr anregend für Sie dürfte eine geniale Äußerung Schellings über die Entwickelung des Christentums sein. „Man müßte hier drei Perioden unterscheiden, wie es drei Hauptapostel gebe: Petrus, Paulus, Johannes. Das Christentum, in seiner Wesenheit Eines, finde aber in der Zeit steigende Klarheit des Ausdruckes; zuerst des Juden Petrus formstarrer Katholizismus, das sei vorbei; dann folge des tiefsinnigen Paulus aus dem Gedanken aufstrebender Protestantismus und auch dieses Weltalter müsse vergehen und der alles in Liebe einigenden Milde des Johannes weichen." In einem anderen Werke tritt wieder die verhängnisvolle Drei auf als Trinität: Das Reich des Vaters im Judentum, das Reich des Sohnes mit der römischen Kirche, doch die letzte Zeit des heiligen Geistes muß erst kommen: ist der Protestantismus ihr Morgenrot? Vielleicht! Wenigstens nach der Gründung des Christentums in der Geschichte desselben die bedeutendste Erscheinung.

Am Silvester war ich auf einem Balle; ich trug zum

erstenmal elegante Kleidung, frisch vom Schneider weg, und Glacehandschuh, auf höhere Ordre ließ ich mir auch das Haar kräuseln. Nun! als ich eine schöne hochbusige Wienerin am Arm im Saal auf- und abwandelte und mein Blick zufällig den Spiegel traf, durfte ich mir gestehen, daß ich mich nicht zu verstecken brauche. Auch getanzt habe ich, oder vielmehr ich wurde getanzt. Ich stand und gaffte. Da faßte mich so eine Hexe frischweg beim Arm:: „Sie müssen hinein!" Mir wurde ganz herzschlachtig. „Ich kann's ja nicht recht!" — „So zeig ich es Ihnen!" Damit schleppte sie mich ins Nebenzimmer. Nun hatte ich allerdings zu Innsbruck ein bischen getanzt, so ungefähr wie der Bär auf dem Jahrmarkt; hier ging es aber anders und ich machte lachend und scherzend Pas um Pas der ersten Quardillefigur. Eine Schelmin sah heimlich zu, holte das junge Volk und ich wurde in den Strudel hineingezerrt, habe mich auch nicht lange mehr gesträubt. Es ging nicht schlecht; diese Wienerinnen fliegen aber auch, als ob sie den Teufel im Leib hätten. So stünd ich denn am Eingang des Venusberges.

Wien, 19. Januar 1844.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ihr Brief hat mich recht erfreut; erstlich weil er mich überzeugte, daß Sie sich noch am Leben befänden, woran ich schon zu zweifeln angefangen hatte und dann weil ich daraus abnahm, daß Sie nun durchs Leben tanzen. Die Wienerinnen haben ganz recht und es ist

mir nur leid, daß ich Sie nicht in Ihrer neuen Rolle sehen kann: wär's in meiner Macht, so würde ich mich gleich in einen Wiener oder Sie in einen Salzburger Ballsaal versetzen. Ich kann Ihnen nicht einmal eine Erwiderung Ihrer Beschreibung geben, denn da könnte ich höchstens sagen, daß als „mein Blick zufällig einen Spiegel traf", ich entsetzt zurückfuhr. Ich war auf zwei Bällen und da ich gern tanze und plaudere, so unterhalte ich mich niemals schlecht.

Auf Purtschers Bearbeitung des Römerbriefes freue ich mich, ich besorge nur, daß ich nichts davon verstehen werde.

Etwas Drolliges. Zu Innsbruck läßt man Sie Schauspieler werden. Nun, ihr Männer seid alle ein bischen Kommödianten und es ist gut, wenn wir armen Mädchen das recht bald merken, sonst werden wir in einer Stunde zehnmal über den Löffel barbiert; bei Ihnen scheint es aber nicht so schwer, die wahre Gestalt aus den immerwährenden Verwandlungen herauszufinden und Sie spielen, dünkt mir, Ihre Rollen, wie zu Salzburg bei meiner Abwesenheit den Purtscher: als musterhaften Nachahmer Pichlers. Es kann Ihnen manchmal gelingen, die Leute zu verwirren, aber niemand werden Sie überzeugen, daß Sie das seien, was Sie scheinen wollen.

Man sagt mir nach, daß ich sehr veränderlich sei; es ist wahr, es will mir nichts mehr gefallen, wie früher. Musik mag ich nicht hören und Bücher, die mir sonst gefielen, fremden mich an. Ich war mir immer selbst überlassen und hatte schon als Kind meinen eigenen Willen und da Mathilde viel jünger, Ernst viel älter

war als ich und ich überdies eine wahre Leidenschaft zum Lesen hatte, so brachte ich den größten Teil meiner Zeit bis zum Tode meines Vaters damit hin, ohne Wahl und Aufsicht alles zu verschlingen, was mir in die Hände fiel. Wahrhaftig, es braucht dabei eine gute Natur und viel Glück, um nicht zugrunde zu gehen und es ist kein Wunder, daß ich nicht vernünftiger geworden bin. Wenn ich zurückschaue, bin ich mit meinen Fortschritten seit acht Jahren nicht sehr zufrieden.

Ich habe wenig Lust, die Alten kennen zu lernen, weil ich weiß, daß es fast zu den Unmöglichkeiten gehört. Zu ihrem vollen Verständnis, glaube ich, ist die Kenntnis der Sprache oder Anschauung ihrer uns noch gebliebenen Meisterwerke unerläßlich. Was mir bei den großen Männern jener Zeit besonders auffiel, ist, daß sie die verschiedensten Eigenschaften in sich vereinigten, daß der Staatsmann und Feldherr auch zugleich Philosoph, Redner oder Dichter sein konnte. Sie waren Menschen und bildeten jede Kraft und Anlage des Geistes und Körpers aus. Jetzt glaubt gewöhnlich jeder, der in irgendeiner Eigenschaft etwas leistet, sich deshalb von allen Anforderungen befreit. „Vom Mittelpunkt des Kreises aus zu arbeiten!" darin gleichen Sie den Alten.

Der Hof, welchen wir bewohnen, wird ein Kaffeehaus, wir müssen also unseren lieben ländlichen Aufenthalt verlassen; schon Ende März, wenn die schönste Zeit für das Land beginnt. Ich wollte, Mama kaufte irgend ein kleines Häuschen; ich würde die Stadt nicht vermissen und Mathilde, wie Sie wissen, schwärmt ja für die Kühe.

Ernsts langes Schweigen ist mir unbegreiflich; krank ist er wohl nicht, ich sorge nur, daß er vielleicht — — — Ermahnen Sie ihn zu schreiben; der Herr Bruder soll nicht gar so faul sein, das verzeiht man einem Freunde kaum.

Gott schütze den neuen Tannhäuser!

Cornelie.

An Heinrich Erler.

Dieser kam aus Tur, war eine Zeitlang Lehrer in einem Hause, wo ihn eine feurige Liebe mit der Tochter verband. Er mußte in die Theologie, mit der in Tirol so viele Verhältnisse abbrechen und wurde schließlich Probst zu Innichen. Dort sah ich ihn zum letztenmal bei einem geologischen Ausflug. Er starb als frommer, gläubiger Priester im Mai 1887. Verse von ihm enthält das Dichterbuch von Ambros Mayr.

Lieber Freund!

Mit Vergnügen sah ich in Deinem Briefe, daß Ihr Brixner Euch mit Naturkunde beschäftigt. Kein Studium möchte ich den Theologen mehr anempfehlen als dieses und dafür habe ich abgesehen von dem praktischen Werte, den es für viele von Euch, die der Beruf auf das Land verschlägt, haben dürfte, meine eigenen Gründe. Dieser Zweig wissenschaftlicher Bildung hat in der Neuzeit eine ungeheure Bedeutung gewonnen; ich möchte fast sagen, er charakterisiert die geistige Physiognomie der Epoche und wer soll mehr auf der Höhe der Gegenwart stehen als der Priester, wenn er darauf wirken will? Es ist jetzt keineswegs mehr ein bloßes Ineinanderschachteln von Tieren, Pflanzen und Steinen wie ehedem; gleich einem Blitz schlägt überall die höhere Ein-

heit durch und die Philosophie dürfte sich in Zukunft mehr und mehr als Naturwissenschaft qualifizieren, freilich nicht im rohen empirischen Sinne.

Ich habe mich letzterzeit viel mit Spinoza beschäftigt, hier gilt das Urteil gewöhnlicher Orthodoxen gar nicht, welche das Gebiß im Munde überall hin ausschlagen, wo nicht die approbatio episcopi darauf steht. Ich bin überzeugt, daß solche Einseitigkeit des Meinens und Trachtens Euch fernab liegt.

Rothmiller behandelte Mineralogie und zwar nach Oken? Zuerst möchte ich ihm ein gediegenes Studium der Kristallographie empfehlen, wobei besonders das größere Werk von Mohs zweckdienlich erscheint. Ich habe darin selbst manches gedacht und versucht, vielleicht lege ich die Ergebnisse in eine Monographie: „Über die Formen der unorganischen Natur" nieder. Hier wäre vorzüglich der Einfluß des Chemismus auf die Morphologie zu beachten, wofür mir jetzt leider die Menge der streng gesichteten Forschungen fehlt, die allein zu Schlüssen berechtigen. Indes eines gibt das andere, wenigstens bin ich über den Punkt im klaren, von dem ich ausgehen will.

Meßmer trug über die Nibelungen vor? Ich wäre begierig zu erfahren, von welcher Seite er diesen dankenswerten Stoff aufgefaßt.

Ob ich Hegelianer bin? Nach meiner Ansicht ist jedes philosophische System so individuell, daß es trotz seinem Gehalt an allgemeinen Wahrheiten doch nie vom einzelnen vollständig aufgenommen werden und seinem Streben in jedem Fall konkrete Befriedigung bieten kann. Am interessantesten bleibt mir immerhin die

Geschichte der Philosophie, es ist eine „Galerie voll hoher Taten des menschlichen Geistes".

Ich habe mich der Antike zugewendet und bin froh in unserer wüsten Zeit auf dieser Oase auszuruhen. Es ist eine Kunst, welche ihre Versöhnung in sich schließt, wie ein Kreis in sich zurückläuft und darum wie alles ganze im Leben, ist sie auch eine so gewaltige, ideenvolle Erscheinung.

Dramatische Studien treibe ich im weitesten Umfang; daß dabei Shakespeare nicht vergessen wird, begreift Ihr. Auch Job habe ich vor einiger Zeit in diesem Sinne durchblättert. Unendlich viel habe ich hier der Antike zu danken; Bühne und Leben finden volle Berücksichtigung. Hegel hat recht, wenn er irgendwo sagte: „Der dramatische Dichter darf eben so wenig bei dem blos unbestimmten Streben in den Tiefen des Gemütes, als bei dem einseitigen Festhalten irgendeiner ausschließlichen Stimmung und beschränkten Parteilichkeit in Sinnesweise und Weltanschauung stehen bleiben; er hat die größte Entschlossenheit und umfassendste Weite des Geistes nötig."

Calderon, den Ihr ob seines Katholizismus so preist, habe ich auch zur Hand genommen; ich lasse seinen Wert als Dichter unbedingt gelten, muß jedoch gestehen, daß er mir heterogen ist; es ist nicht mein Fleisch, nicht mein Blut und so viel Ihr auch schelten mögt, ich kann nun einmal nicht aus meiner Haut fahren. Ich halte geradenwegs den Versuch der Romantiker, ihn bei unserm Volk einzubürgern oder nachzuahmen, für verfehlt. Anders ist es mit dem Ästhetiker von Fach; dem muß die Welt offen stehen.

Nebenbei blätterte ich im Koran, weil ich gegenwärtig aus dem maurisch-gothischen Kreise einen Stoff zu Faden schlage und mich überall am liebsten an die Quellen wende.

Sonst geht es mir gut; ich ließ den Fasching nicht unbenützt verstreichen und da sogar die Söhne des Himmels sich an den schönen Töchtern der Menschen freuten, wird es mir auch nicht übel zu nehmen sein, daß ich die Augen vor den holden Wienerinnen nicht niederschlug. Doch das sind res saeculares und ich will hier abbrechen, sonst erhalte ich eine Fastenpredigt so schön wie nur Abraham a Santa Clara eine vortrug.

Grüße alle Bekannten!

Wien, 5. März 1844.

Dein

Pichler.

Michael Stotter an mich.

Lieber Freund!

Erstens nehme ich mir nicht vor, heute diesen Brief zu enden, und zweitens will ich zuerst Ihre Frage beantworten.

Die Liedertafel lebt hoch, höher als je. Sie ist die Mutter aller Liedertafeln im Lande. Jede schöne Tat war zuerst ein Lied, das ist der Humor davon: Die lieben Pariser wußten ihr „Allons enfants“ schon auswendig, als sie die Bastille stürmten. Alles, was jung ist, nicht blos Studenten, singt oder plärrt mit. Meint ein Dichter, daß die Bellinischen Opern nur ein Wehschrei nach Freiheit seien, so mag er recht haben.

Unsere Liedertafel ist aber nicht so melancholisch sentimental. Sie lockt mit einem hellen Schnalzen und Juchhei die kecke königliche Dirne in die Berge herein. Das Lied wissen wir und können es im großen Chore singen, wir werden auch tun können, wenn die Tat kommt. Es läßt sich nichts daraus machen; es macht sich selbst und die schwache Regierung muß dabei tun, als wenn es ihr lieb wäre, denn hindern kann sie nichts mehr.

Der Gang der Zeit ist naturgetreu und gesetzmäßig, ihn bezwingt keine Polizei und keine Zensur. Jedes Einwirken zum Nutzen oder Schaden des Fortschrittes ist gefährlich. Am besten kehre jeder vor seiner Tür. Aber wo Kräfte nötig sind, die aufstacheln und anspornen, da muß jeder mit Kopf und Herz hervortreten und den Mann stellen.

Was im Museum geschieht, ist wenig und viel. Wenig, wenn Sie die tätigen Arme zählen, viel, wenn Sie das Geschrei für wahr halten. Der Kampf mit dem Alten, Verjährten, Verschimmelten dauert fort. Manche ermüden, ich gottlob noch nicht. Zwei Forts werden jetzt an der kleinen Sill gebaut, das frische Alpenwasser trennt sie. Das eine ist das Museum, das andere die Jesuitenschule. Wir haben eine breite Treppe gelegt und drei Tore für den Eingang geöffnet. Kommt, kommt! hier seid Ihr zu Hause. Wir haben nur e i n Stockwerk aufgesetzt und überragen schon die drei Etagen der großen Trutzfeste da drüben. Die Bürger stehen mit verschränkten Armen auf der Straße und schauen hinauf zum roten Aar der Attika. Das ist unser Museum. Da bewahrt man unserer Väter Geschichte,

da glänzen die Reichtümer unserer Berge und ergötzen uns die Gedanken unserer Künstler.

Ich möchte Ihre Idee bezüglich eines Vereins für Altertumskunde schon deswegen nicht in Vorschlag bringen, weil sie leicht wieder dadurch die lorbeerbekränzte Vergangenheit, welche man eben jetzt zugunsten neuer Strebsamkeit zu vergessen beginnt, ins Bewußtsein rufen und die gespannten Sehnen wieder erschlappen könnte. Das Vergangene ist gewesen, jetzt muß ein Neues werden. Das Interesse für das Museum lebt im ganzen Lande auf; das Haus wird zur höheren Lehranstalt. Mehr als je werden die Abendversammlungen besucht und ein wissenschaftlicherer Ton als früher herrscht in denselben. Alle wesentlichen Vorstände des Museums wetteifern in dieser Richtung und finden fruchtbares Erdreich für diesen Samen.

Sie scheinen zu glauben, daß man eine geognostische Karte so leicht hinzeichnen könnte, wie ein Fratzenbild mit langer Nase und spindeldünnen Beinen? Es wird eine Karte von Tirol schon kommen, aber erst wenn die Vorarbeiten gediehen sind. „Tirol ist der Schlüssel der Alpen!" sagt v. Buch und wenn wir nun einen Schlüssel machten und er täte nicht auf, das wäre doch eine Schande. Ich liebe es nicht, halb zu arbeiten; Mohs' opus posthumum ist recht gut, so lang es auf dem mineralogischen Felde bleibt, aber im geognostischen hat er das Pulver nicht erfunden.

Ich möchte Sie sehr gern über das Individuum in der anorganischen Welt diskutieren hören und auch Sie sollten meine Ansicht hierüber hören, wenn das Gegeige nicht das Maß des Briefes überschreiten würde.

Die Kristallographie, so wie sie Mohs entwickelte, hat so viel Geniales, daß sie jeden bezwingt, der sich ihr naht, und sie verdient dieselbe Achtung als die vier Spezies des Rechnens.

Aber über die Form werden Sie mit derselben nie hinauskommen und die Kristallographie für sich wird ebensowenig zur Erklärung der Lebenserscheinungen führen als die Chemie. Erst eine noch zu gründende Wissenschaft, die auf diesen beiden Füßen steht, wird unsere Ahnungen, daß kein lebloses Ding auf unserem Planeten existiere, erwahren. Der Kristallisationsakt ist noch ebenso dunkel als die Generation. Da fällt mir eben die Geschichte der mineralogischen Individuen in der geologischen Zeit ein und ich will selbe Ihnen mitteilen. Leo will nichts von einer patriarchalischen Geschachtsperiode wissen und er mag recht haben; aber ich kann diesen Zeitabschnitt nicht überspringen. Als die mineralogischen Individuen zur Bildung unserer Urfelsarten zusammentraten, brachte jedes seine Berechtigung zur selbständigen Existenz, zur scharfen gesetzmäßigen Begrenzung nach außen mit und sie drängten sich ohne Störung ihres inneren Gefüges, das ihr Lebensprozeß gewoben hatte, aneinander.

Die spießige Hornblende schob sich zwischen dem scharfeckigen Quarz und dem spatig zerklüfteten Feldspat ohne Störung der Eigentümlichkeit des einzelnen ein und behauptete ihre Stelle so abgeschlossen und rücksichtslos gegen die nächsten Nachbarn, wie die patriarchalische Hirtenfamilie. Da fiel aber einigen dieser Herren Individuen ein, ihre eingeklemmte Stellung zu verändern; sie gaben ihre ursprüngliche

Existenz auf und wollten wie Luzifer weiser sein als die anderen. Dieses besonders die Feldspäte. Was kam heraus? Ein Kot, ein Letten, wie immer etwas Schlechteres. Der machte sich aber nun breit; ein böses Beispiel steckte an, umgarnte die leise gewordenen Quarze, welche unwillig darüber ihren Bewältigern scharfe Kanten und Ecken entgegenstreckten, aber endlich doch einzeln umringt und abgefangen wurden. Der übel riechende fettig anzufühlende Tonschiefer, diese glatte, gut genährte Priesterkaste bezwang die kriegerischen, bewaffneten Quarze und machte mit den von Natur aus schon plattgedrückten geduldigen biegsamen Glimmerindividuen aus dem Bauernstande noch weniger Umstände. Beide mußten sich in den Teig, welchen er geknetet hatte, nach Tunlichkeit fügen. Natürlich fanden die unterdrückten Individuenklassen ihren neuen Zustand unbehaglich und erinnerten sich, daß sie es auch so machen könnten, wie die stolzen Feldspäte. Der Kampf begann; Priester und Patrizier stritten mit dem Volke, quetschten, zerrieben und stumpften sich gegenseitig so lange ab, bis endlich die demokratische Masse der bunten und Keupersandsteine und der dichten Kalke daraus wurde, aus denen nur mit Mühe das Individuum erkennbar ist.

So entstanden die Felsarten der sekundären Periode und die Staaten in Griechenland und Rom. Auch über diese schritt der Gang der Zeit hin und bedeckte sie mit einer barbarischen Masse ohne regelrechte Struktur und innere Gestaltung: mit der Kreide und dem Greensand. In diese ungefügigen Schichten haben sich aber, wenngleich in rauher Hülle, doch mit reinstem kristallinischen

Gefüge, die Horn- und Feuersteine, diese Helden aus der Zeit der Völkerwanderung, eingebettet.

Als diese Massen über die Erdoberfläche sich ausbreiteten und das Bestehende überschritten, regten sich auch die Gewalten der Tiefe; die Alpen und andere Gebirgsketten stiegen empor und gaben der Erde eine neue Gestalt Dabei rüttelten sich auch die älteren Schichten, zerbarsten und zerbrachen und schütteten ihre Geröllhaufen über die neue Erdkruste aus. Damit begann die tertiäre Zeit, in der die Individuen der Urperiode einzeln und verbunden wieder die obersten Erdschichten behaupteten und die weit größere Masse zur Bildung unserer Schutthügel lieferten, denn nur sie waren imstande, dem gewaltigen Getriebe der Massen zu widerstehen und wenn auch nicht mit scharfen Kanten und der vollen natürlichen äußeren Form, doch mit ihrer unveränderten inneren Struktur den Stürmen zu entkommen.

Die Trümmer der neueren Formation, welche sich unter die Rollsteine der primitiven Periode mischten wurden beim heftigen Zusammenstoße zerrieben und meist vernichtet. Ziemlich häufig senkten sich Zemente in die Zwischenräume der Geröllhaufen ein und vereinigten sich zu den Konglomeraten der neueren Staaten, in denen das Individuum wohl bewahrt wird, aber sich in die gerundete, abgeschliffene Form fügen muß.

Dies ist die Geschichte des Individuums; wer's nicht glaubt, schaue nur die Natur und die Geschichte nach.

Arbeitet brav und laßt mich auch etwas sehen, an

spitziger Kritik soll es nicht fehlen. Ich tadle herzlich gern, weil ich selbst nichts machen kann.

Innsbruck, am 25. März 1844.

Michael Stotter.

An Cornelie.

Hier der erste grüne Zweig, den mir der Frühling entgegenhielt und ein Brief Stotters, den ich zurückerbitte. Fast scheint es, zu Innsbruck gehen die Wellen hoch, freilich stimmt unser Michael immer eine Oktave höher als andere Musikanten. Er ist's, wie er leibt und lebt, aber dabei immer brav und wacker.

Sie fasten wahrscheinlich schon aus Leibeskräften, aber ich — denken Sie, mir ist ein Gespenst erschienen! Eine schöne Wienerin? Lieber wär es mir gewesen; es war aber ein Kater, ein scheußliches Tier, das heut morgens auf meinem Bette saß und schnurrte, daß mir jetzt noch der Kopf saust. Bruder Liederlich war gestern auf einem Kommers. Meine Landsleute, die dafür eine ganz vorzügliche Nase haben, spürten eine Kneipe aus, draußen vor der Linie, wo ein trefflicher Wein fließt. Gestern abend zog die ganze Bande hin. In der Küche wurde ein Kessel über das Feuer gehängt; wir schnitten Brot, Speck, Selchfleisch in Würfelchen und kochten urtirolische Knödel wie die Bomben. Dann wurde gekneipt bis nach Mitternacht, Huldriò! — Und heut reut es mich gar nicht einmal. Ja Bruder Liederlich! Der Kater nahm endlich vor

der Morgenluft Reißaus, mög' es Ihnen im gleichen Fall auch so gut anschlagen.

Glückauf zum Frühling!

Wien, 31. März 1844.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Für Stotters Brief den besten Dank. Da mich die Innsbrucker vergessen zu haben scheinen, so bin ich froh, wenigstens auf Umwegen etwas zu erfahren.

Ja, wir haben wieder Frühling; überall sprossen die jungen Blumen, nirgends so viele wie auf meinem lieben Neuhaus. Am Ostermontag war ich zum letztenmale oben. Gern hätte ich noch einmal Abschied von meinen Lieblingsplätzchen genommen, aber ich konnte nicht mehr dazu kommen und so bin ich denn jetzt in der Stadt. Recht schwer gewöhnte ich mich an diesen Wechsel, aber Mathilde klagte noch mehr darüber.

Vor einiger Zeit sah ich im Theater Halms Sampiero. Ich kann das Stück nicht sehr bewundern. Der erste Akt ist schön, ich hätte aber nicht erwartet, daß das ganze auf eine Mordgeschichte hinauslaufen würde. Sampiero tötet seine Frau, weil sie mit Genua in Unterhandlung steht. Er will dadurch seine Freunde, welche ihn für einen Verräter haltend die Sache Korsikas aufgeben wollen, von seiner Treue überzeugen und sie zwingen mit ihm Genua anzugreifen. So endet das Stück. Ich hätte doch gern erfahren, ob dieses Mittel ihm Glück gebracht habe oder nicht. Es soll ja nur ein

Mittel sein, nicht der Zweck. Der Patriot, nicht der Mörder erregt unsere Teilnahme.

Ich habe die letztere Zeit so viel zu tun gehabt, daß ich das Schreiben beinahe ganz vergaß. Jetzt wundere ich mich selbst, wie es mir einst hat einfallen können, mich mit einem lebhaften geistreichen Kinde, das ich nicht einmal persönlich kannte, in einen Briefwechsel einzulassen, und doch ist es mir leid, daß jene Zeiten und meine schriftliche Bekanntschaft mit Emma längst vorüber sind.

So viel als möglich lese ich im Neuen Testament. Ist es nicht wirklich das Buch der Bücher? Was gibt es, das wir hier nicht wahrer, schöner, ungekünstelter fänden als in jedem andern Werke? Diese einfache, erhabene und milde Lehre, mehr durch Beispiel als Worte vorgetragen: kann man ihr etwas an die Seite stellen?

Aber genug! Was ich fühle und ahne, kann ich nicht in Worte kleiden; ich kann jene nur bewundern, denen es gegeben ist, das, was sich mir nur wie in Träumen naht, klar zu erfassen und auch in die Seelen anderer die Erkenntnis zu übertragen.

Es dämmert schon und die Betglocke bringt dem scheidenden Tage ihr Lebewohl. Gute Nacht also Sie Bruder Liederlich. Was man von Ihnen alles hören muß! Wenn Ihnen noch mehr solche Gespenster begegnen, können Sie am Ende den Einsiedler Antonius in der Wüste ablösen und der Heiligenschein wird wohl auch noch wachsen.

Schreiben Sie bald, „vom Faß weg“.

Cornelie.

*   *

*

Zur Erläuterung des folgenden Briefes von Schnell teile ich hier einiges mit. Damals wurde es in Tirol unruhig, erst vor kurzem — 1837 — hatte die österreichische Regierung den Bischöfen ihren Arm geliehen, trotz der Bundesakte die protestantischen Zillertaler von Haus und Herd zu treiben; mochte auch der Klerus und sein Anhang zustimmen, so war doch der Unwille über jene gewalttätige Intoleranz bei vielen Gebildeten groß. Dann folgte die Berufung der Jesuiten durch den Landtag, der unter J. v. Giovanellis Einfluß stimmte. Aus jener Zeit datiert die Geburt des tirolischen Liberalismus. Der unglückliche Johann Senn feuerte seine Sonette gegen den Ultramontanismus los, gleich heftig wie sie war das Jesuitenlied Gilms. Am 6. Dezember 1843 veröffentlichte die Augsburger Allgemeine Zeitung den Aufsatz von Josef Streiter „Poetische Regungen in Tirol" und entfesselte dadurch den Kampf der Parteien in den auswärtigen Blättern, denn die österreichischen verstummen unter der Schere der Zensur. Einen Höhepunkt erreichte die Bewegung durch die Angriffe welche der am 10. Dezember 1891 verstorbene Professor Albert Jäger in einem Musealvortrage am 24. Februar 1844 gegen das Erziehungswesen der Jesuiten richtete. Damals noch Benediktiner, war er in der Hofburg Erzieher der beiden Söhne des Stadthalters Grafen Brandis und Professor der Geschichte an der Universität. Seine hervorragende Bedeutung als Gelehrter, als Begründer der historischen Schule in Österreich will ich hier nur andeuten, ein großer Kreis von Schülern sammelte sich um seine Lehrkanzel in Wien, mancher trägt in der

Wissenschaft einen berühmten Namen. Zum Ärger der Regierung hörten die Korrespondenzen in auswärtigen Blättern nicht auf; hier war auch Fenner von Fenneberg beteiligt, der 1848 in den Oktobertagen zu Wien hervortrat. Diese Kämpfe kann ich hier nicht weitläufig behandeln, es gebührt ihnen ein Platz in der deutschen Literaturgeschichte, in der deutschen Geschichte, wenn diese einmal nicht blos einseitig dargestellt wird. Es genüge zu sagen, daß damals das kleine als ultramontan verschrieene Tirol vor anderen Kronländern Österreichs in erster Linie stand.

Brief von Josef v. Schnell.

Innsbruck, 21. April 1844.

Den Brief an Dr. Schuler habe ich allsogleich übergeben und wenn Ihr von seiner Seite noch keine Antwort bekommt, so ist es nicht meine Schuld. Daß ich mit Euern Mitteilungen hinter dem Berg zu halten weiß, dürft Ihr keck überzeugt sein. Gerade kanonieren sie, die guten österreichischen Untertanen, dem Geburtstag des Kaisers zu Ehren und machen meinen Ohren Baumwolle erwünscht. Aber der Himmel schneidet ein saures Gesicht zur ganzen Feierlichkeit und hat die graue, regentriefende Kampagneuniform angelegt. Ist's außen recht trüb, häusle ich mich gern ein und halte in Goetheschem Behagen Gedankenrevue. Diesmal sollt Ihr Zeuge davon sein — freilich eine kleine Ehre, die ich Euch antue, aber gut gemeint. — Daß ich Euch so lange nicht schrieb, müßt Ihr mir schon verziehen haben; sonst lest lieber nicht weiter; denn in übler Laune habt Ihr von meinem Brief gar nichts. — Wenn Ihr glaubt,

ich leide an religiöser Schwermut, so könnt Ihr recht und unrecht haben. Recht — wenn Euch das Bemühen, historisch Festgestelltes, wie die christliche Kirche, denkend noch einmal festzustellen, nichts anderes als frommes Bauchweh ist, — unrecht, wenn Ihr mir eine „herz- und hirnweiche Empfindelei“ mit Weihnachtskrippen und Karwochengräbern und den Glauben andichtet, als sei der katholische Taufschein die unerläßliche Eintrittskarte zur himmlischen Ewigkeitssoiree. Vielen Dank weiß ich Euch dafür, daß Ihr mich auf das γνῶθι σἄυτον der Alten aufmerksam machtet. So widersprechend es anfangs mit der griechischen Weltanschauung aussieht, so ist es am Ende dennoch der Wahlspruch ihres ganzen Denkens. Ihr wißt, keinem Griechen fiel es ein à la Kant sich mit verbundenen Augen vor ein „Ding an sich“ zu stellen, um in aller Demut dessen Unerforschlichkeit anzuerkennen, — nein, denkmutig und der ursprünglichen Einheit von Geist und Natur instinktmäßig bewußt treten sie heran die antiken Philosophen an die eherne Wirklichkeit, die flüssig wurde in dem Feuerofen ihrer Geister. Diese von ihnen anerkannte Macht des Geistes, die objektiven Dinge formell zu reproduzieren, berechtigte sie auch, das γνῶθι σἄυτον als Spitze alles Wissens in den Tempelfries Delphis einzugraben. Nehmt die Art und Weise, wie ich Euren Vorwurf aufzufassen imstande war, freundlich auf und laßt mich ein weiteres darüber hören, wie Ihr versprochen habt. — Mit der Odyssee werde ich diese Tage fertig werden und sie als ein Buch aus der Hand legen, dessen Inhalt mich liebevoll begleitet hat durch 4 Jahre wie ein himmlischer Genius bald nah

zur Seite, bald weiter entfernt und zurückgedrängt von Fratzen sowohl als anderen Genien, bis ich endlich heuer einen dauernden Bund mit Homer geschlossen zur ewigen Jugend des Geistes. Ich will dann die Ilias beginnen und mit den Hellenen nach Troja ziehen.

Gegenwärtig beschäftigt mich ein Aufsatz über Alexis, eine Trilogie von K. Immermann, die mich entzückt hat. Wenn's einer versteht Licht und Schatten im dramatischen Gemälde gleichmäßig zu verteilen und nicht dadurch den Helden in blendender Weiße erscheinen zu machen, daß man den Bösewicht über und über mit Ruß und die anderen Nebenfiguren mit obskurem Grau anstreicht — so ist es Jedermann, den seine Freunde den „Strengen" nannten. Jetzt hab ich lang genug meine Glocke geläutet; wenn Euch die Ohren summen, lest weiter, es kommt Baumwolle. — Seit einigen Tagen haben wir hier einen politischen Märtyrer. Baron Fenner, der hiesige Korrespondent der Wiener Theaterzeitung, ließ in den Kaffeehäusern herum lautwerden, es werde bald in irgendeinem ausländischen Blatte ein Aufsatz über Tirols Zustände in vielfacher Beziehung von seiner Feder erscheinen. Ihr wißt, die poetischen Regungen Tirols haben eine Verteidigung der Jesuiten in der Allgemeinen Zeitung hervorgerufen, wo Balde und Denis Sterne erster Größe genannt wurden, — nun, der Artikel soll auch von Fenner herrühren, — kurz, die Polizei nahm seine Papiere in Beschlag und er selbst wurde wegen unbefugter Korrespondenz mit dem Auslande zur Verantwortung gezogen. Der Mensch ist in wissenschaftlicher Beziehung

ein bemaltes Ei ohne Dotter, ein Prahlhans, Übersetzer von französischen Theatern und sogenannter Originaldichter. Einige wollen behaupten, die ganze Geschichte sei eine Finte und diene nur dazu, einen geheimen Polizeispion aus ihm zu machen, der eben dadurch keinen Verdacht erregen könne. Der letzte Schmähartikel in der Allgemeinen über Dr. Streiter wurde vorher zur Hofzensurstelle geschickt und diese übermachte ihn der Redaktion in Augsburg, wodurch die Redaktion soviel als gezwungen war, demselben ihre Spalten zu öffnen. Streiter war voriges Jahr oder früher in Augsburg, wurde mit den Redaktoren der Allgemeinen bekannt und sie nahmen ihn als stehenden Korrespondenten aus Tirol auf. Dies verbürgt die Wahrscheinlichkeit, daß jener Aufsatz den Weg über Wien gemacht. Ich verdanke diese Auskunft dem Albert Jäger, der sie aus einem Briefe Giovanellis aus Bozen hat, warin dieser die Autorschaft ablehnt, aber diese Spur angibt. Jedenfalls muß jemand der Verfasser sein, der hohe Bekannte in Wien hat, sonst würde sich die Zensurhofstelle mit solchen Schmutzereien nicht abgeben. — Seit einem Monat ist im Hofgartenpavillon eine Turnschule errichtet. Der Meister ist aus Wien, ein Schüler Stephanis. Sogar Beamte von 40 Jahren nehmen Anteil. Jägers Vortrag über das Erziehungswesen der Jesuiten hat ungewöhnliche Sensation gemacht. Die Gegner verketzern ihn — Giovanelli schrieb ihm eigenhändig, er solle entweder Buße tun und Kapuziner werden oder zum Protestantismus übertreten, denn der katholischen Kirche gehöre er nicht mehr an. Über Flir beklagen sich seine Freunde, daß er ultrakatholisch

werde. Professor Schenach trägt seine Geschichte der Philosophie gegen mein Erwarten sehr gut vor. Er entbehrt alles Schmuckes der Rede; aber Deutlichkeit und Gründlichkeit erheben ihn über Flir, der oft mit ein paar Exklamationen über das Schwierigste weghüpft. Schenach hält sich besonders bei Aristoteles an Hegel. Die akademische Jugend (die Philosophen) zeichnet sich heuer in studentischem Dünkel und Dunkel aus. Verhältnismäßig haben Flir und Schenach mehr Juristen als Philosophen in ihren freien Kollegien. Lebt wohl.

Schnell.

An Cornelie.

Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen bei meinem letzten Besuch von Sigmund Schlumpf erzählte? Wir verlebten die Kindheit gemeinsam bis zum sechsten Jahre. Bei der raschen Entwicklung seines Geistes und durch äußere Verhältnisse überholte er mich im Studium um mehrere Jahre, so daß er bereits die Universität bezogen hatte, während ich noch im Gymnasium schwitzte. Wir waren einander selbstverständlich völlig fremd geworden; er durfte von seiner Stufe auf mich herabsehen, mir wollte seine Empfindsamkeit schlecht behagen. Später erfuhr ich, daß er einige schöne sentimentale Lieder gedichtet habe, die sich bei den Studenten, unter denen er überhaupt in hohem Ansehen stand, großen Beifalls erfreuten. Seine Freunde hingen mit Begeisterung an ihm und wenn jemand, führte dieser edle Jüngling ein den Musen geweihtes Leben. Der edle Johann Georg Ritzl, welcher ihm bald ins Grab folgen sollte,

zeichnet ihn kurz: „Eine kindliche Natur, rein wie fließendes Gold; die Wahrheit selbst, hat er in seinem ganzen Leben auch nicht im Scherz ein unwahres Wort gesprochen, stille aber tief schwärmerische Poesie; ich fühle wohl oft eine unendliche Sehnsucht nach ihm." Die ärztliche Praxis, der er sich widmen wollte, hätte ihn wahrscheinlich aufgerieben durch den herben Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, den zu vermitteln ihm alle Anlage fehlte. Von Jugend an kränklich, trug er den Keim des Todes in der Brust; mit tiefer Sehnsucht horchte er den Stimmen aus einer andern Welt, das Gedicht, worin er dieses ausspricht, kann ich nie ohne Rührung lesen.

Ahnung.

Ein Glöcklein hör' ich öfters läuten
Von fremdem seltnen Wunderklang,
Doch was das Glöcklein zu bedeuten,
Hab' ich umsonst geforschet lang.

Ich hör' es nur in heil'ger Stunde,
Zumeist in stiller Mitternacht,
Wenn alles schweigt in weiter Runde,
Kein andres Menschenaug' mehr wacht.

Auch hör' ich ernste heil'ge Lieder,
Ein andres Leben öffnet sich,
Dann sinkt der Schlummer schwer hernieder
Und Träume viel umschweben mich.

Kommt dann die Sonne klar und helle,
Nimmt alles seinen alten Lauf,
Nur mir ist einsam um die Seele,
Als stünd' ich aus dem Grabe auf.

Das hat er zu Wien gedichtet. Aus Venedig stammt wahrscheinlich die folgende Strophe:

Allwesen du, mir nah und fern,
Das durch des Lebens Tiefen zieht,
Bist du nicht Abendrot und Stern,
Und stille See, unsterblich Lied.

Sie atmet den Hauch des Friedens, den er sich nach schweren religiösen Kämpfen errang. Sein Tagebuch wußte viel davon zu erzählen, leider ist es verloren. Zu Padua wollte er nach den praktischen Kursen seine Rigorosen machen, vielleicht mit der Hoffnung, daß der freundliche Himmel Italiens ihm einige Tage zulegen, wenn auch nicht volle Genesung spenden werde. Um einige Studien zu machen, besuchte er das Spital und dort war es, wo die innigste und letzte Liebe sein Herz ergreifen sollte. Unter den Kranken befand sich ein Mädchen, das nach Erklärung aller Ärzte unrettbar an einem Brustleiden darniederlag. Doktor Christian Schlechter, der damals zu Padua studierte und mit Schlumpf vielfach verkehrte, hat sie mir geschildert. Als der sonst so nüchterne Mann von ihrer Geduld, von ihrer sanften Ergebung und all der Schönheit, welche ihren hinsinkenden Leib wie Morgenschimmer einer heiligen Zukunft verklärte, in beredter Begeisterung sprach, konnte ich mir leicht vorstellen, welchen Eindruck sie auf Sigmund gemacht habe. Ein Gedicht von ihm wird dieses besser zeigen, als die Erzählung des andern; ich will es beifügen, denn es drückt ihr Wesen, wie sie auf ihn wirkte, vortrefflich aus.

Letzte Bitte.

Du mit dem dunkeln Lockenkranz,
Mit deiner Augen Himmelsglanz,
Ach wende mir, Du holdes Du!
Dein bleiches Antlitz zu.

Ich bin so krank, der Busen brennt,
Ich fühl's, ich fühl's, es geht zu End!
Ach, wende mir, Du holdes Du!
Dein bleiches Antlitz zu.

Er mußte sie sterben sehen, allein die Erinnerung an ihr Hinscheiden erhellte seine letzten Stunden; man fand ihn eines Morgens tot, Lächeln wie vom Weihegruß der Ewigkeit im milden Gesicht. An seiner Bahre vereinten sich Deutsche und Italiener zu inniger Teilnahme.

Auf meiner letzten Reise durch Tirol besuchte ich zu Waidring seine Eltern. Der Vater, ein wackerer Schützenhauptmann von 1809, nun altersgrau und verwittert, drückte mir, dem Jugendfreunde des Sohnes, herzlich die Hand. Ich erzählte ihm, daß die Erinnerung an ihn bei vielen jungen Männern, die er einst durch seine Begeisterung für Wissenschaft und Kunst entflammt, noch nicht erloschen sei. Da gingen dem Alten die Augen über, er seufzte schwer und sagte, mich lang anblickend: „Er wäre jetzt in Ihrem Alter; Sie stehen gesund und kräftig da, er liegt in Welschland unter der Erde, — wer hätte das gedacht!" Die Mutter nebenan konnte die Tränen nicht zurückhalten, wie denn beide sehr gemütliche und brave Leute waren. Sigmund blieb ihr stets mit Wärme zugetan; dies zeigt ein Gedicht, das ich Ihnen beilege.

An meine Mutter.

In meiner Kindheit frühen Jahren
War ich ein kranker bleicher Knab',
In meinen gold'nen Lockenhaaren
Sollt ich zur dunkeln Gruft hinab.
Mein Brüderlein von sonnger Weide
Bracht' mir viel Blümlein mit nach Haus,
Die Mutter lieb an meiner Seite
Band sie still weinend mir zum Strauß.
O Mutter! hättest Du gewunden
Ums junge Haupt den Totenkranz,
In Deinem Arm hätt' ich gefunden
Der Engelskrone lichten Glanz.
An deines Herzens Heiligtume,
Von Deinen Tränen sanft betaut,
Im Lockenhaar die zarte Blume
Hätt' ich des Himmels Glanz geschaut.

Ich schickte ihr die „Frühlieder aus Tirol", welche einiges aus seinem Nachlaß bieten.

Hier schalte ich die Antwort ein:

Waidring, den 10. Dezember 1845.

Verehrtester Herr Pichler!

Ihre werte Zuschrift samt dem Buch, worin die Gedichte mehrerer gut bekannten Freunde, so auch meines lieben Sohnes Sigmund enthalten sind, haben wir richtig mit großer Freude und Rührung erhalten. Ich bin daher so frei, statt meinem Mann, der gegenwärtig etwas unpäßlich ist zu antworten und den innigsten Dank für Ihre gütige Bemühung zu entrichten. Wenn Sie am Ende des Schuljahres wieder

nach Tirol kommen, so bitte ich, uns zu besuchen, indem wir mit einer Wenigkeit erkenntlich sein möchten. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es uns noch immer kränkt, den Sigmund so früh verloren zu haben. Sie wissen aus eigener Erfahrung, daß es viel braucht, bis man am Ende seiner Studienjahre ist, und so nahe am Ziel ihn verlieren, ist schwer. Verehrtester Herr Pichler! Sie wünschen das Tagebuch zu durchlesen, was aber im ganzen genommen nichts anderes ist, als düstere Schwermut; ich habe es lange nicht lesen können, so sehr griff es mich immer an. Besonders waren die letzteren Jahre schwer für ihn; es mag wohl die Ursache seiner Krankheit das Seelenleiden vergrößert haben. Ein Leben ohne Hoffnung gesund zu werden, was er als Mediziner besser einsehen konnte, und doch so ganz Empfindung für alles Schöne und wahrhaft Edle, von Jugend auf zur Schwermut geneigt und nur in sich gekehrt, fern von seinen Angehörigen, verwelkte diese Blume, die für uns immer eine Freude war. Verzeihen Sie mir, der Mutter, die ihren Erstgeborenen nicht vergessen kann. — — Wir hoffen, daß er nun jenen Frieden genießen wird, den er hier nie finden konnte, und wo er sich in seinen Blättern immer darüber beklagte; die Ratschlüsse Gottes sind unergründlich, es wird so am besten für ihn sein.

Also nochmals den innigsten, den herzlichsten Dank für dieses Denkmal der tätigsten und aufrichtigsten Freundschaft; möchte es Ihnen immer wohl ergehen und nehmen Sie einstweilen die Versicherung hin, durch Ihre Bemühung eine Familie erfreut zu haben, die es zeitlebens nicht vergessen wird.

Indem sich mein Mann und ich höflichst empfehlen, zeichnet mit ausnehmender Hochachtung

Ihre

ergebenste Freundin

Ursula Schlumpf,

pensionirte Zoll-Einnehmers Gattin.

Was soll ich noch beisetzen? Manche werden es für zwecklos halten, solche Gedichte, die sich gar nicht einmal durch Reinheit der Form auszeichnen, aufzubewahren oder über den Verfasser, der durch keinen neuen Gedanken auf dem Meere der Zeit einen Wellenschlag hervorbrachten, ein Wort zu sagen. Es mag sein! Und dennoch ist er vielen lieb gewesen, weil sein Herz reich war an Liebe. Deswegen erschien auch mir sein Tod, als ich seinen kleinen Nachlaß, den man mir zugesandt, durchblätterte, wie ein schmerzlicher Verlust, obwohl wir uns seit den frühen Jahren der Kindheit fremd geworden waren. Auch Sie werden dem fast frauenhaft weichen Dichter, der so früh abgerufen wurde, Ihre freundliche Teilnahme nicht versagen. Vielleicht fällt Ihnen Hölty ein. Es ist eine Ähnlichkeit im Lebenslauf beider, im übrigen aber sind sie innerst verschieden, was Sie gar leicht herausfühlen werden. Ich möchte die Brust unseres Freundes einer Äolsharfe vergleichen: sie hat nur einen Mollakkord, aber dieser eine ist voll, tief und rein.

Ostern habe ich auf dem Kahlenberg gefeiert. Meine Landsleute und ich mieteten in einem Dorf vor der Linie Gäule und versuchten einen Ritt. Ich, der nie zu Roß gesessen, wurde von der ersten steifen Kurbette in den Staub geworfen. Ein Artillerist fing den Gaul

auf und schnallte den Sattelgurt fester, so daß ich den andern nachtrotten konnte. Diesen war es aber auch nicht besser ergangen; ich sah gar manchen, der den Hals seiner Mähre brünstig umschlang oder sich verzagend in die Mähne festkrallte. Indes erreichten wir ohne Unfall die Höhe mit der Burgruine, wo einst Kaiser Albrecht den allzeit fidelen Wienern die Freiheitsbriefe zerschnitt. Dort sammelten wir uns um die Flasche. Es wurde Abend. Im Westen tauchten noch einzelne Feuergarben auf, während über das ungarische Flachland schwer und dunkel die Nacht stieg. Ich dachte an Schlumpf und trat ins Freie. Ein leiser Luftzug wehte über die Trümmer und beugte die Rispen des Perlgrases, die über das Gestäude der Brombeeren wuchsen. Mir kommt bisweilen vor, als blicke ich in die Tiefe des Weltalls, als höre ich den bangen Seufzer jedes Geschöpfes, daß es untergehen muß und nicht bleiben darf, dann aber ist es mir, als raff' es mich empor wie Johannes auf Patmos: es soll ertönen die Siegeshymne der Unsterblichkeit, der Engel wird niedersteigen, der von den Gräbern des Unterganges den schweren Stein wälzt und umgestimmt wird das: „Aus der Tiefe rufen wir zu dir, o Herr!" in einem prächtigen Choral, in ein Alleluja des Lenzes!

Als Gegenstück zum „Letzten Priester der Isis" habe ich ein „Schwanenlied der Sibille" entworfen. Das Aufsteigen eines Kreuzes aus Sternen über dem Meer des Ostens verkündet ihr die Geburt des Messias. Sie eilt nach Rom, wo Augustus eben sein Siegesfest feiert und wird hier mit Hohn ausgewiesen, denn die Großen der Erde haben meistens lange Ohren, die prophetischen

Stimmen der Zukunft hören sie aber doch nie. Da geht sie auf das Kapitol und entbeut einer Schar von Kindern den Gruß des Himmels. Diese nehmen ihn freudig auf; sie hat ihre Sendung erfüllt und sinkt tot zusammen. Die Kinder bedecken ihre Leiche mit Palmenzweigen; von jetzt an schweigen die Orakel des Heidentumes. Ob ich zur Ausführung komme, weiß ich eben nicht, es zerstreut mich zu viel und vielerlei. Schließen Sie ja nicht aus diesem Stoffe, ich sei ein Asket geworden. Leichsinnig allerdings ein bißchen; soll ich stets den lustigen Reigen, der diese Stadt mit endlosen Blumengewinden umflicht, stets Kuß und Wein meiden? Mein Innerstes bleibt unberührt: aus spielenden Augen blickt oft ein strenger, erdenfreier Geist.

Dieser Brief liegt schon lang in meinem Pult. Ich schreibe Ihnen so wie man einen Freund aufsucht; wenn man gerade das Bedürfnis hat, sich gegen ihn auszusprechen: ja seien Sie mein Kamerad! Jetzt will ich schließen, sonst komme ich eher als dieser Brief nach Salzburg.

Wien, 15. Mai 1844.

Ihr Pichler.

Brief von Schnell.

Gestern war ich bei Stotter und fand dort eine philosophische Abhandlung von Kaplan Ruf im Manuskript: „Sein und Erscheinen" betitelt. Ich habe nur einiges davon gelesen und mir einen besonders auffallenden Satz gemerkt: „Was ist, erscheint auch; was nicht erscheint, ist nicht." Ruf scheint sich der Feuer-

bachischen Anschauungsweise zuzugesellen. Ich wünsche ihm und jedem andern Glück dazu. Aufrichtig gesagt, meine Begeisterung für reine Philosophie hat sich ziemlich abgekühlt; wären die Deutschen von jeher weniger philosophisch gewesen, wir lägen jetzt nicht in einer solchen politischen Misere. Die Tronrede König Wilhelms von Preußen! Was werden die Rheinländer für lange Gesichter machen! Ich hätte ein paar Gedichte in Bereitschaft; wenn Ihr sie in ein Taschenbuch hineinpraktizieren könnt, soll es mir lieb sein. Habt ihr vielleicht in das elsässische Taschenbuch etwas eingeschickt? Schreibt mir zuvor, wohin diese poetischen Vögel fliegen. Hartwigs Buch über Tirol ist mir nicht zu Gesicht gekommen; Koch habe ich teilweise gelesen; er hat den wienerischen, arroganten Ton eines Hofrats, ist aller Anmut ledig und mir unausstehlich.

Der geognostische Verein gibt eine Gebirgskarte Tirols heraus und Dr. Stotter arbeitet an dem Text. Der Gouverneur Brandis hat auch ein Buch erscheinen lassen: „Die Geschichte der Tiroler Landeshauptleute von Michael von Brandis". Ich habe es noch nicht zu Gesicht bekommen. Unter den heurigen Musealvorlesungen, von denen ich nur den geringeren Teil hören konnte, zeichneten sich vorzüglich Flirs Vortrag über Hamlet, Schulers über Grabbe und Alb. Jägers über den Heimfall Tirols an Österreich im Jahre 1813 aus. Letzterer stellte den Herrn v. Roschmann, charakterlosen Andenkens, an den verdienten Pranger. Wirklich tat dieser Mensch alles, um seinem Lande auch noch den letzten Schimmer seiner verfassungsmäßigen Rechte zu rauben, hätte nicht Kaiser Franz soviel Rechtlichkeits-

sinn besessen, um seinen Einflüsterungen kein Gehör zu geben. Denkt Euch, Kaiser Franz hat mehr gegeben als seine Beamten unserm Lande zugestehen wollten!! Schützenlied, gottlob, ist mir noch keines über die Zunge gekommen; Gilm verschießt dafür desto mehr poetisches Pulver; ich begreife nicht, wie er sich von einer solchen allerhöchst angeordneten Volksbewaffnung, um einstens „die Boarn" totzuschlagen, hat können düpieren lassen. Senn hat seine Glossen zu Faust in der „Gegenwart", einem Wiener Blatte, zu Drucke befördert. Schuler ist dermalen unpäßlich.

Den August vergangenen Jahres brachte ich großenteils in der Schweiz zu. Ich ging nach Zürich, Bern, Neufschatel, Lausanne, Genf, über die Dent de Jaman ins Simen- und Sanental, nach Thun, von da ins Berner Oberland und über St. Gallen zurück. Ein merkwürdiges Land, die Schweiz! Bei all den politischen Stürmen hat das Soziale nie gelitten, die Freischärler haben nicht einen Heller gestohlen und alle Lebensmittel sogleich bezahlt. Die Straßen sind vortrefflich, die Schulen musterhaft, die Spitäler großartig, die Felder gut bestellt, die Häuser elegant und die Hütten der Armen wenigstens reinlich. Dies alles gilt aber nur von der reformierten Schweiz; die katholischen Kantone sind weit zurück. Quid hoc ad coelum! fragt der Katholik, nicht wahr? Nichtsdestoweniger muß man sagen, daß die katholischen Kantone in dem politischen Streit das Recht für sich haben. Sie fußen auf den Verträgen von 1815 und die Radikalen wollen eine Verminderung der Kantonalsouveränetät neben einer tüchtigen Zentralgewalt. Bei Bern be-

suchte ich das Fellenbergische Institut in Hofwyl und lernte auch Wilhelm von Fellenberg kennen. Der Vater, wie Ihr wißt, ist leider gestorben. Man sagt, das Erziehungsinstitut sei seit seinem Tode gesunken. In Genf besuchte ich, durch Rekommandationsschreiben eingeführt, die Soiree bei einer Cousine von James Fazy. Ich könnte Euch von der Feinheit des genferischen Konversationstones keinen Begriff geben; so etwas findet man bei uns gar nicht. Vielleicht in Sachsen trifft man ähnliches; im ganzen ist der Deutsche und seine Sprache in Tirol zu plump, um ein feiner Gesellschafter sein zu können. In Appenzell lernte ich den Landamann Zellweger und seine Familie kennen.Sein Oheim, Joh. Zellweger, hat eine Geschichte seines Vaterlandes mit vier Bänden Urkunden herausgegeben. Was der Appenzellerischen Gesellschaft an Feinheit gebricht, ersetzt sie durch inhaltreiches Gespräch und biedere Herzlichkeit. Der Reichste lebt dort nicht anders wie der minderbemittelte Bürger; die Wohltätigkeit für Arme ist o r g a n i s i e r t und das ganze Land eine Friedensinsel mitten im stürmischen Meere. Das macht, sagt Zellweger, weil das appenzellische Volk seit 400 Jahren in der demokratischen Staatsform geübt ist, die andern Kantone sich aber erst daran gewöhnen müssen. Vor dem Jahre 1830 war der größere Teil der Schweiz aristokratisch.

Ich lese jetzt Gottfried von Straßburg und dann Wolfram von Eschenbach; nebenbei immer Homer und Thierschs griechische Grammatik. Auch Geschichte werde ich wieder aufnehmen und zwar Schlosser von A bis Z.

Leo ist mir zuwider geworden; er ist doch gar zu fanatisch.

Ich bedanke mich schließlich für die mir zugedachte reiche Braut, bedauere aber für mich selber in dem Fall der seligsten Jungfrau zu sein und dem Engel antworten zu müssen: Ich weiß von keiner Partie! Laßt mich mit der Antwort nicht so lang warten als ich Euch, seid also ein wahrer Christ, grüßt mir Purtscher und schreibt mir von Eurem Treiben in extenso!

Mai 1844.

J. v. Schnell.

An Sebastian Ruf.

Ist denn bei Euch eine solche Ebbe eingetreten, daß der letzte Tintentropfen verrann? Stotter schrieb von solchen Springfluten, daß ich meinte, gleich hinauflaufen und mittun zu müssen. Auch Flir scheint mich vergessen zu haben, von Schuler nicht zu reden.

Ich bossle allerlei; mit der Philosophie will es aber nicht mehr vorwärts. Das Sein, Nichts, Für sich sein und An sich sein interessiert mich jetzt weniger als das Dasein und vor allem sehne ich mich nach dem Wesen. Indes würde ich es als eine große Lücke beklagen, wenn ich mich nie mit Philosophie beschäftigt hätte; die vielen Stunden, welche ich seit Jahren darauf verwendet, haben mir Wucherzinsen in jedem Sinn gebracht. Ich werde auf diesem Acker die Hand gewiß nie ganz vom Pfluge lassen, obgleich ich einsehe, daß ich zum spekulativen Philosophen nicht das Zeug habe. Meine Flügel sind, um mit Plato zu reden, zu stark verklebt; weil

die Federn nicht treiben wollen, gebrauche ich sie als Hände und meine Füße sind auch fest.

Δώς μοι πού στώ!

Stelzen schnall' ich mir keine daran; denn man fällt damit doch nur, ohne zu erreichen, was dem natürlichen Wuchs zu erreichen versagt ist. Mehr mündlich. Ich muß für die Prüfungen ochsen. Würde nur Chemie und Physiologie besser vorgetragen!

Wien, 22. Mai 1844.

Ihr

Pichler.

Aloys Flir an mich.

Die Vorwürfe, welche Sie uns an die Köpfe schleudern, müssen wir geduldig akzeptieren. Die schöne Zeit, wo mir das Briefeschreiben ein innigstes Bedürfnis war, ist längst vorüber: der Drang nach einem behaglich trauten Gespräche im lebendigen Gedankenspiel oder Ernst trat an die Stelle. Der Plunder der Alltagsgeschäfte legt sich so drückend auf das Leben, daß es, wie der Fuchs mit seinen Flöhen, in das Nasse sich flüchten muß, um ihrer ledig zu werden. Durch Tinte und Feder wird man bis zu kranker Reizbarkeit gegen beide abgemüdet. Zu diesem Ekel gegen Pult und Geschreibsel kommt noch ein zweiter Grund: Man hat seit Jahren die Erfahrung gemacht, wie einseitig, ungenügsam, tot — die Buchstabensprache das Innere mitteilt. Und mittels gegenseitiger Mißverständnisse, die sich oft bis zu tollem Ärger steigern, eine

lang gedehnte Korrespondenz fortzuschieben, ist denn doch eine miserable Kärrnerei. Also muten Sie mir ja nicht zu, mich in Ihre Feuerkreise hineinzuziehen und in Ihrer brausenden Geistesbewegung mitumschwingen zu können. Je unerquicklicher und widriger mir das Schreiben ist, um so erfrischender und belebender sind mir Briefe aus lieben, befreundeten Gemütern. Ich verschlinge sie enthusiastisch wie Ezechiel sein Buch: Sie sind mir ein Manna in der Wüste. „Verdammter Egoist!“ rufen Sie vielleicht aus. Nun ja — ein Egoist bin ich allerdings eben so weil ich ein ego bin, wie ich menschlich bin, weil ich ein Mensch bin. Ein Egoist sind Sie auch, mit Verlaub zu reden. Wenn es sich also mit Ihrem Egoismus vereinbart, meinem Egoismus eine Freude zu machen, so wird mein Egoismus dem Ihrigen dankbar sein. Zerreißen oder zerstoßen Sie das Blatt noch nicht, sondern lesen Sie geduldig weiter. Ihre Weltansicht ist von der meinen zwar vielseitig nicht nur verschieden, sondern mit ihr im Gegensatze. Doch das verschlägt nichts. Ein jeder strecke sich nach seiner Elastizität, ein jeder trage die Nase, wie sie ihm gewachsen, ein jeder suche das Wahre und Gute nach seinem Vermögen. Sie sind in Ihren Jahren weit toleranter, als ich in diesem Alter war. Wer nicht mit mir stand, stand gegen mich und mit wildem Hochmute hielt ich jeden für dumm und borniert, der nicht pantheistisch dachte. Sie scheinen diesen Paroxysmus der Tölpeljahre längst überwunden zu haben. Wenn Ihnen aber etwa ein Wunsch aufzuckt, sich mit mir philosophisch zu balgen, so habe ich auch diese Rauflust schon seit Jahren überlebt. Die geistige

Entwicklung durchläuft ihre Stadien, wie die physische: eine energische Natur stockt nicht zu lang auf einem untergeordneten Punkte; ihr eigenes Leben treibt sie weiter; es bedarf der Handlanger nicht. Ich taste nie hinein in ein strebend Wesen und jedem Pedanten, der so etwas versucht, ruft man mit Recht zu: „Rühre nicht, Bock, denn da brennt's!" Wollte aber ein Jüngerer an mir einen Bekehrungsversuch beginnen, wie es wohl schon einige sich einfallen ließen, so stopfe ich ihm mit einem Kusse den Mund oder gebe ihm eine Ohrfeige. — „Aber was hat denn der Kerl noch übrig nach allen Überlebtheiten? Sein Brevier und die Chrestomathia Latina?" Die Frage ist unrichtig gestellt. Daraus, daß ich viele Dinge überlebt und abgestreift habe, folgt nicht, daß ich zu einem Residuum — zu einem magern Reste reduziert worden; wenn es mir auch noch an unendlich vielem gebricht, so fühle ich mich doch in meinem Mannesalter tausendmal lebendiger und glückseliger als in allen früheren Jahren. Jugendschöner und freudiger ist es jetzt! Meine größte Wonne ist meine Überzeugung; diese Überzeugung in strengen Gedanken immer mehr zu entfalten und zugleich auszuleben und mich damit zu identifizieren, das ist mein seligstes Streben. Was ich bisher gelegentlich geschrieben, ist eben nur Gelegenheitsschmarren. Überhaupt hat mir das einzelne, aus seiner Ganzheit, der es angehört und wo es allein seine Stelle und Verständlichkeit hat, herausgerissen, einen sehr geringen Wert. Nach einem Modelle des Ganzen drängt mein Innerstes: die Arbeit wirkt im Stillen — ungesehen und unbelauscht. Unseren Studenten ein Lehrer zu

sein, ist nicht meine Absicht: nur Wachrufer manchen zu werden, genügt. Das Leben unserer Universität oder vielmehr — unserer Studenten nimmt von Jahr zu Jahr einen kräftigeren Aufschwung. Sie und Purtscher waren eben auch tüchtige Motores. Gestern haben 60 Kerle vor dem Publikum im Rekrutensaale „Das deutsche Lied" gesungen, daß eine stürmische Begeisterung ausbrach und die Pedanten, welche die Sperrketten immer in der Tasche tragen, beschämt Augen und Ohren sinken ließen. Die Liedertafel macht Epoche dahier. Es wäre zu wünschen, daß auch anderwärts und allerwärts echter Chorgesang aus Studentenscharen erschalle. Geh' ich abends durch die Gassen, so tönt es bald da, bald dort herzerhebend von einer Sängergruppe. Am Donnerstage ging es lustig und gemütvoll zu auf dem Husselhofe; vor vierzehn Tagen sangen alle 60 Sänger im Schloß Ambras. Der Gesang ist Schwingung der tiefsten Geisteskräfte und wo männliche Energie ist, kann es bei musikalischer Allgemeinheit und Simplizität nicht verbleiben. Leider sind auch einige Klopfereien vorgefallen — nicht von Sängern, auch nicht im Löwenhause, aber Sie wissen wohl, man wirft gern alles in einen Topf, weil gewisse Leute so arm sind, eben nur einen Topf zu haben. So zahm und friedliebend ich in meiner Stube eingeschlossen lebe, so gelte ich doch als der Sündenbock und längst schon hätten manche Freunde der Ruhe mich ausgepeitscht, wenn sie es gewagt hätten, mich öffentlich anzurühren. Meinen Gegnern verzeih' ich um so lieber, je klarer ich sehe, daß sie von ihrem Standpunkte aus ganz natürlich

handeln. Übrigens hat mich mein sterbender Freund Trebisch in eine unabhängige Lage versetzt: Ich handle — momentane Übereilungen abgerechnet — ohnedies nur zum offenbaren Wohle der Studenten; sollte ich endlich einmal wirklich lästig zu sein scheinen, so kann ich ja gehen, wohin es mir beliebt. Doch so lange Brandis das Ruder führt, geht alles frei und zugleich zum Bessern. Trebisch hat oft von Ihnen gesprochen: Sie waren ihm sehr lieb. Ich habe ihm in Ansehung seiner religiösen Überzeugung nur gedient, nichts aufgedrungen. Der Katholizismus sowie die Religion überhaupt kann für das Subjekt keine Wahrheit und kein Leben sein noch werden ohne innerste Freiheit. Intoleranz ist der Mord der Religion. Ich bin aus Katholizismus tolerant, aber wohl auch zugleich aus tausend anderen Motiven. Ehre sei Gott nicht bloß in den Höhen, sondern überall, und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind, wenn auch von irrender Ansicht. Heute haben die Landstände dem lieben Adolph Purtscher, dem wiedergegebenen, das Stipendium zuerkannt. Grüßen Sie mir ihn inbrünstig!

Innsbruck, 23. Juni 1844.

Ihr aufrichtigster Freund

Aloys Flir.

An Aloys Flir.

„Aber was hat denn der Kerl nach allen seinen Überlebtheiten?" Warum legen Sie diese Frage in einen Mund, aus dem sie nie gekommen wäre? Weiß ich doch aus eigener Erfahrung, daß das Leben des Geistes

um so gehaltreicher wird, je weiter es fortschreitet. Sie halten mir Ihre gewonnenen Überzeugungen entgegen, ich beneide Sie darum nicht, — keineswegs aus Geringschätzung, sondern weil sich eines nicht für alle schickt und jede Pflanze das Recht eigenen Wuchses und eigener Frucht hat. Was ist, ist gut, wenn es lebt; nur der Tote gehört zu den Toten. Ihre Überzeugung ist katholisch; ich habe Roms Dogmen den Rücken gewandt; Sie sind selig im Glauben, in der Hoffnung auf das Jenseits; ich will stark und entschlossen im Diesseits stehen: Sie sind ein Christ, ich bin ein Heide. Und bei dieser klaren Kenntnis unserer gegenseitigen Stellung konnten Sie mir den „Unsinn einer Bekehrung zu meinen Meinungen" wenn auch nur verdeckt zumuten?

Ich habe nichts „abgestreift" was echt ist, sondern mir dieses zu erhalten gewußt als den Grund, auf dem ich weiterbauen muß, will ich nicht wurzellos in der Luft hängen. Bleiben Sie wie Faust mit Ihrer philosophisch-theologischen Helena in ruhiger Behaglichkeit; meine Natur schnellt mit Euphorions Sohlen in die Höhe; fürchten Sie nicht, daß Ihnen die Exuvien in den Schoß fallen; ich habe meine Entwicklung bis jetzt allein durchgekämpft und fühle Kraft genug, es auch ferner zu tun.

„Nach einem Modelle des Ganzen" drängt auch mein Innerstes, jetzt um so mehr, wo ich allmählich in so weit erstarke, außer meiner Subjektivität auch dem Objekt sein volles Recht zu wahren.

Sie sind „aus Katholizismus tolerant". Ich bin es aus Humanität und der allmählich gewonnenen Er-

kenntnis, daß jedes Individuum als solches das Recht hat, seine Weltanschauung zu haben. Das Sehen ist ein allgemeiner Begriff, allein jedes Wesen sieht nach seinem Auge. Von Toleranz aus Religion mag ich nichts wissen, am wenigsten von jener aus Katholizismus. Wär's nur nicht jetzt der Ultramontanismus, dieser hochmütige Antisthenes im Bettlerkleide der Demut, der mit einem Stoßseufzer die Augen verdreht und pharisäisch ausruft: „Liebes Jesulein erleuchte die Verblendeten, und wenn du sie nicht erleuchtest, gib mir Macht, sie zu Ehren der Unbefleckten zu braten." Der Katholizismus ist übrigens nicht die Quelle Ihrer Toleranz, Sie sind tolerant, weil Sie edel und gut sind.

Nach so viel Gepolter auch noch eine drollige Neuigkeit. Ein Maler bringt mich auf einem Altarblatt für eine Dorfkirche als heiligen Johannes an, nebenbei Purtscher und Tinzel als halbnackte Schergen. Seht Ihr, ich werde bei Lebzeiten heilig, das bringt Ihr samt Eurem Katholizismus nicht zuwege. Nichts für ungut!

Wien, 10. Juli 1844. Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Es ist wohl vieles anders geworden: Viktorie ist fort! Wie viel liegt in diesen drei Worten. Wie ich sie vermisse, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; möge ihr Glück blühen und dauern, ich bleibe freilich allein. Ich bin nur froh, daß sie nicht hier, daß sie weit entfernt ist; wie es war, konnte es doch nicht bleiben und besser die Bande schnell zerschneiden, als sie nach und nach

eines um das andere brechen zu sehen. Eine langsame Entfremdung ist das quälendste. Sie sagte einmal: „nur durch die Bekanntschaft mit euch ist mir das Leben noch erträglich gemacht worden!“ Möge sie glücklich sein und uns vergessen. Ich klage nicht über den ewigen Wechsel des Lebens, das ist ja Schicksal! — „Hänge dich an nichts fest!“ ich dachte es auch einmal, aber die Lehre ist leichter zu geben, als zu halten.

Wären Sie doch wieder einmal hier! Zwar Sie sprachen ja auch manchmal aus der Ferne zu mir, aber zu selten und zu düster, oder vielleicht auch zu fröhlich, nicht wahr? „Soll ich stets Kuß und Wein meiden? Aus spielenden Augen blickt oft ein strenger erden-freier Geist.“ Sie können so nicht denken, denn es ist ja nicht mehr wahr. Hinter spielenden Augen ver-birgt sich nur manchmal — Verzweiflung. Findet denn der Dichter keine schönere Lösung der Rätsel dieses Lebens? Kann sich denn Luzifer in Mephistopheles wandeln? Ich glaube nicht, und wird er sich herab-lassen seine Larve zu borgen? Wären Sie doch mein Bruder, wie wollte ich immer zanken; nun danken Sie Gott, daß Sie es nicht sind. Wenn Sie auch manch-mal kleine Lieder dichten, so dürfen Sie doch den Schwanengesang der Sibille nicht als Entwurf liegen lassen. Das wäre eine Sünde gegen den heiligen Geist, deren es nur zwei gibt: Feigheit und Trägheit. Diese versteckt sich oft hinter der Laune, Sie aber müssen, denn Sie können, was Sie sollen! Ich stelle mir lebhaft vor, wie schön dieser Entwurf sein wird, wenn er vollendet ist und ich freue mich sicher nicht vergeblich darauf. Ich weiß es ja, ich kenne Sie;

kein Stoff, den Sie ergriffen, läßt Ihnen Ruhe, bis er in die Form gegossen vor Ihnen steht.

Hätte ich doch Schlumpf gekannt; wir würden miteinander und nebeneinander im stillen Tal gewandelt sein, während Sie droben auf den Bergen umsteigen. Als Sie Ihren Brief auf sein Grab niederlegten, konnten Sie Ihr Los preisen; Sie sind der Starke, der Glückliche, um so edler ist die innige Teilnahme für den früh Entschwundenen.

Bis hierher hatte ich geschrieben als ich unterbrochen wurde, dann kamen Tag für Tag Störungen der verschiedensten Art. Die schönen Abende lassen sich auch nicht im Zimmer versäumen und wenn ich nach Hause komme, dann ist es spät; ich habe Ihnen dann immer recht viel zu sagen aber nur in Gedanken; so will ich denn jetzt zur Feder greifen um Antwort zu erhalten.

Nach Ihrem vorjährigen Besuche machte ich mit Viktorien einen Abendspaziergang; wir stiegen am Heuberg empor, blickten auf die Gegend und plauderten, hauptsächlich von Ihnen. Wir zupften Blumen, um zu erfahren, ob Sie dieses Jahr fleißig schreiben würden? — Nein! war die Antwort, doch tröstete uns das Orakel mit dem Versprechen, daß Sie mehrere Tage hier bleiben würden. So ist Ihr Schicksal besiegelt, gegen die Götter vermögen auch Sie nichts. Wir freuen uns alle sehr darauf, Sie zu sehen. Mathilde ist für einige Wochen nach Michelbeuern geladen, sie will aber nicht hin, wenn Sie nicht die Zeit Ihrer Ankunft genau angeben, damit sie bis dort wieder zurück sein kann.

Neulich wurde wieder über das Klosterleben gestritten. Manchmal glaube ich, wäre ein Kloster gar nicht so fürchterlich, doch sollte man nur hineingehen, wenn alles versöhnt, jeder Widerspruch gehoben ist; — ob dies je geschieht? Das Leben ist hart, schonungslos zertritt es die Blumen alle, doch können wir ja nach den Sternen schauen, die nie wechseln und vergehen und ist der Winter vorüber, so erstehen ja auch wieder neue Blumen.

Meine Träume waren wohl oft unbillig; ich kann nicht darüber klagen, daß sie nicht zur Wirklichkeit geworden sind, aber traurig ist es, nicht mehr träumen zu können. Den Männern verleiht der Geist ewige Jugend, die Frühlingszeit der Frauen ist aber so kurz.

Doch genug davon; zu Ihrem Wienerleben passen solche Jeremiaden gar nicht. Wenn Sie nach Salzburg kommen, so machen Sie sich nur darauf gefaßt, recht viel mit mir zu sprechen über Christentum, Bibel, Griechen, Römer, Indier, kurz alles mögliche und noch etwas mehr.

Viktorie hat mir noch einen Gruß für Sie aufgegeben. Am 20. Mai war ihre Trauung und Abreise. Ich werde Ihnen davon erzählen. Bis sie fortfuhr, blieb ich bei ihr. Sie hatte zum Anfang dieser Woche einen Brief versprochen, heute ist Sonnabend und noch keiner hier.

Kommt Purtscher nach Salzburg? Ich möchte ihn gern kennen lernen.

Cornelie.

An Cornelie.

Reise von Wien am 26. Juli ab, 28. abends Salzburg. Schwanenlied vollendet, werde es Ihnen vorlesen. Hoffe dafür Gnade zu finden, wenigstens bei Ihnen, Mathilde und anderen frommen Frauen. Sie predigen ja, daß es einem durch die Haut geht! Mündlich mehr; bin müde, es ist Mitternacht!

Wien, 20. Juli 1844.

Ihr

Pichler.

* * *

Die Ferien dieses Jahres benutzte ich, um Beiträge für die „Frühlieder aus Tirol" zu sammeln, einen kleinen lyrischen Almanach, welcher ein Zeugnis für das Streben des jüngeren Geschlechtes werden sollte. Es regten sich damals in Tirol überall unter der Eisdecke frische Keime, es schien, als wolle ein neuer Frühling anbrechen, Denunzianten verschiedener Art verhinderten ihn vorläufig. Ein Brief an Streiter in dieser Sache folgt hier.

An Dr. Josef Streiter in Bozen.

9. August 1844.

Euer Wohlgeboren, hochgeehrtester Herr Doktor! Weil ich in Bozen nicht mehr das Vergnügen hatte, mit Ihnen zu sprechen, so nehme ich mir die Freiheit, brieflich einige Worte an Sie zu richten. Es geschieht besonders in der Absicht, das Büchlein „Frühlieder aus Tirol", welches wahrscheinlich in Bälde erscheinen wird

und dessen Zusammensetzung Sie bereits kennen, Ihrer gütigen Beurteilung zu empfehlen, umsomehr, da es eine Bombe ist, die in das feindliche Lager geschleudert werden soll. Über den Wert oder Unwert der darin enthaltenen Gedichte im einzelnen will ich vorderhand schweigen, nur das kann ich bekräftigen, daß nichts ganz Unbedeutendes aufgenommen wurde. Es mögen jetzt ungefähr 15 bis 20 Kontribuenten versammelt sein; die Hauptsache ist diese, alle jungen Talente zu vereinigen, damit sie nicht in die Wolfskrallen der Gegner im Schafkleid fallen, und das ist bei dem Kampfe von Tag und Nacht, wie er sich in unserer Provinz immer heftiger entzündet, unumgänglich nötig. Beda Webers Almanach für 1845 fällt allem Anschein nach in die Gosse, weil er keine Beiträge erhält, als erbärmlichen Plunder von Logikern und Physikern. Profit! Alle andern habe ich schon abgefangen.

Dieser Tage gehe ich zu Grillparzer; ich bin begierig, was er zum Hallberger Heinrich*) sagen wird. Ich werde ihn vielleicht rezensieren, wenn ich den von Rückert zur Parallele auftreiben kann. Zeit finde ich ohnehin, da ich wahrscheinlich keine Lektionen zu geben kriege und daher durch Journalisieren meinen Unterhalt decken muß. Zugleich wollte ich Sie ersuchen, mir Nachricht zu geben, unter welchen Bedingungen eine ausländische Verlagshandlung eine Tragödie zum Druck übernehmen würde. Ein Landsmann, dessen Namen ich aber nicht der Post vertrauen mag, hat ein

---

*) Streiters Drama „Heinrich IV.“, dessen 1. Teil bei Hallberger in Stuttgart 1844 erschien. (Anm. d. Herausg.).

Product der Art „Der Graf von Gleichen“ und möchte es der Presse übergeben, auf das Honorar würde er von vornherein verzichten. Sie sehen, „jung Tirol“ will vorwärts, — ich denke, wir sollten uns gegenseitig die Hände bieten.

Unsere Brixner Konferenz fand auch bereits in der Augsburger Postzeitung Erwähnung, wie Sie wissen werden.

Als Neuigkeit kann ich Ihnen mitteilen, daß ein junger Tiroler gegenwärtig die Zeitgeschichte des Landes in den Jahren 42—44 schreibt; soweit ich die Arbeit kenne, ist sie in jeder Beziehung trefflich, worin auch ohne Klausel Schuler beistimmt. Der Verfasser schreibt zugleich unter meinen Augen und ich kann ihm daher leicht über manches signalisieren. Sollte ich sonst etwas in Erfahrung bringen, wovon ich weiß, daß es Ihnen unbekannt, aber von Interesse sei, so werde ich nicht ermangeln, Sie davon in Kenntnis zu setzen und hoffe das gleiche von Ihrer Güte. Dero ergebenster

Adolpf Pichler.

P. S. Entschuldigen Sie, daß ich eine Beilage mache; denn Herrn v. Mages eigens zu schreiben, war nicht der Mühe wert, da ich ihm nichts besonderes mitzuteilen habe. Ich bitte Sie, weil sie in loco sind, um Bestellung des Briefchens.

Wohnt: Wien, Vorstadt Landstraße — Sterngasse 293, 2. Stock, Tür 6.

*　　　*
*

Bei Schuler lernte ich Gilms „Lieder eines Verschollenen" kennen; ihre Originalität, Leidenschaft und Farbenpracht sprachen mich lebhaft an und ich bat ihn daher um einen Beitrag.

Seine Antwort lautete:

Euer Wohlgeboren!

Ich erhielt Ihren Brief zugleich mit der Augsb. Postztg. vom 30. Juni d. J. im Bade Innichen. Es war der Maria Himmelfahrtstag und der Schnee reichte beinahe bis zu meiner hölzernen Behausung herab.

Von hier reiche ich Ihnen meine kalte erfrorene Hand, die aber ein heißes Herz bekundet. Tragen Sie die Fahne, rühren Sie die Trommel, ich folge Ihnen. Ein anonymer Brief aus Innsbruck machte mich mit Ihrem Vorhaben bekannt und warnte mich vor den Lockungen der Ultramontanen. Dies hat mir wehe getan. Wer hat in Tirol freiere Lieder gesungen? Daß sie nicht allgemein bekannt sind, ist nicht meine Schuld. Alle Vaterlandsliebe, alles Gefühl für die höchsten Interessen der Menschheit wird von der finstern Partei zu Boden getreten.

Du freies Wort, des Friedens Schwert
Heraus aus deiner Scheide,
Daß, — wir Tiroler sind es wert!
Die Welt uns drum beneide.

Ich hätte gar vieles, was dem Zwecke entspräche. Wir müssen uns aber persönlich besprechen. Bestimmen Sie mir irgendeinen Platz in Tirol — nur nicht Innsbruck — und ich werde zur Stunde erscheinen, wo wir allein und ungestört über Ihr Vorhaben sprechen kön-

nen. Vor allem geben Sie in Ihrem Buche der Sentimentalität keinen Raum.

Denn eisern ist die Zeit und sie verlangt,
Daß ihre Kinder ihre Farben tragen.

Mondschein haben wir längst gehabt, wir wollen Sonnenlicht, weinen wollen wir über unser Vaterland, und die Mädchen gewinnen durch die Tat. Noch einmal, werfen Sie allen Liebesjammer hinaus, kein Mensch achtet darauf.

Ich bin eben mit einer größern dramatischen Arbeit beschäftigt. Oswald der Name, die Not unserer Zeit der Gegenstand. Ich weiß, ich habe mich durch das Gedicht an Galura verdächtigt. Es war Handwerkerarbeit und für keine Öffentlichkeit berechnet. Die Parteien fielen darüber her. Zum Überfluß hat es Staffler noch in seiner Statistik abgedruckt. Aber Ihr Brief hat mir bewiesen, daß Sie besser denken von mir. Dies hat mich wieder aufgerichtet. Auf mich können Sie rechnen, solange mein Herz klopft. In der Hoffnung, Sie bald zu sehen, grüße ich Sie von ganzer Seele.

Schulers Gruß mögen Sie freundlich erwidern. Der Glückliche! er erhielt in der Augsb. Postztg. den 3 Preis. Wir sind leer ausgegangen. O, daß wir uns erst zu schämen lernten. Aber es soll anders werden. Der ultramontane Bayer soll die Preise nicht mehr aufbringen. In dieser Erwartung

Bruneck, 17. August 1844.

Ihr

Hermann v. Gilm.

Ich interessierte mich auch für den Dichter und traf bald darauf mit ihm in Bruneck zusammen. Von hier kutschierte er mich in einer Kalesche nach Lorenzen, er fuhr jedoch an einer Mauer an und hätte bald umgeworfen, so daß ich froh war, als wir beim Wirtshaus absteigen konnten. Dann ging ich nach Bozen, Meran, St. Leonhard, wo ich mich in das Hoferbuch einschrieb und über den Jaufen nach Innsbruck.

An Cornelie.

Es beginnt wieder zu herbsteln, am nächsten schönen Tag breche ich auf und hoffe dann in Salzburg gut Wetter zu treffen, daß wir einige Spaziergänge machen können.

Vor kurzem habe ich einen Tiroler Poeten kennen gelernt; zuerst einige Gedichte und dann ihn selber. Es ist Hermann von Gilm. Schuler teilte mir einiges Handschriftliche mit; genial jeder Zug! Ich werde Ihnen wunderschöne Lieder mitbringen, die er mir für unseren poetischen Almanach mitgab, hier einige Züge zu seinem Bilde: Er ist hochgewachsen, schlank, mager; schwarzlockig, das Auge dunkel und glühend; Stirn und Oberteil des Kopfes treten stark hervor, während das kleine Kinn zurückweicht: ein echter Geiertypus! Er trägt sich sehr elegant; dem Äußern nach könnte man ihn wohl für einen welschen Studenten halten. Im Umgang wechselnd, abspringend, outriert! Ich sähe ihn gern schlichter, einfacher und um es trocken zu sagen: wahrer. Er trieb sich bis jetzt in Schwaz, Bruneck als Praktikant um: Blumentöpfe für einen

jungen Baum. Er muß wachsen, da wird er auf einmal einen tüchtigen Schuß tun.

Von meinen kleinen Abenteuern und Ausflügen zu Salzburg mehr!

Innsbruck, 24. September 1844.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Hier die „Sibille" als ersten Gruß aus Wien. Ich trotte in dem Geleise fort, das ich beim Beginn der Ferien verlassen. Schreiben Sie mir über den Schutt von A. Grün. Lesen Sie aber auch Goethes Iphigenie. — Warum? — Das sollen Sie hören. Die Länge meines Gedichtes möge die Kürze meines Briefes entschuldigen.

Wien, 20. Oktober 1844.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Für das „Schwanenlied der Sibille" herzlichen Dank von uns allen. Sie verlangen über Grün Bericht. Sie hatten wohl recht als Sie sagten, ich würde mit diesen Gedichten eine ganz neue Richtung kennen lernen. Und doch scheint es mir, als ob Purtscher mit ihm manches gemein habe. Oft habe ich Naturschilderungen älterer Dichter gelesen, aber es war immer nur eine hübsche kleine Landschaft, wobei meistens ein paar Figuren im Vordergrund das Bedeutendste blieben; doch hier ist es anders, hier hat der Baum eine Seele und die Blume ein Leben.

Auch Gilms Auffassung der Natur erinnert hier und da an ihn, doch gefällt er mir besser als Grün, ohne daß ich zu sagen wüßte, warum.

Von uns kann ich Ihnen wenig erzählen; Viktorie schreibt nie, aber auch ich komme nie dazu ihr zu schreiben und so klagen wir alle, daß wir sie verloren. Ich mache wohl manchmal eine neue Bekanntschaft, doch kommt es zu keinem vertrauteren Umgang; die Eigenschaften, welche ich an Viktorien so vorzüglich schätzte, findet man zu selten. Ich wollte, Sie hätten sie gekannt wie ich. Durch ihre Mutter habe ich vor einiger Zeit eine Nachricht von ihr erhalten, die mich sehr erfreut hat.

Warum schreiben Sie mir doch gar nichts von Ihrem Leben? Ihr letztes Briefchen hatte sechs Zeilen!

Mathilde war einige Zeit unwohl, jetzt Gottlob! ist sie wieder etwas besser. Wenn man jahrelang eine Person, die man liebt, leiden und sich nach und nach verzehren sieht, ohne daß man helfen oder lindern kann, so vermag man sich mit aller Anstrengung nicht immer gleich zu bleiben. Ich bin von Natur eigentlich ruhig und heiter; doch seit einem Jahr ist mir die Heiterkeit beinahe fremd geworden. Wir hängen doch so ganz von äußeren Einwirkungen ab! Und wissen Sie, was mich wieder für jetzt zu mir selbst gebracht hat? Ein recht heftiger Zahnschmerz, der mich vierzehn Tage im Zimmer festhielt. Da ist man endlich so froh, wenn man sich wieder in seinem gewöhnlichen Zustande befindet.

Vorgestern waren wir in Maria Plain. Ich

pflückte noch ein Menge Blumen. Gern hätte ich Ihnen einige geschickt, aber sie wären verwelkt, ehe Sie sie noch erhalten hätten. Der Efeu wird wohl grün bleiben, bis er zu Ihnen kommt, darum wähle ich ihn zu meinem Boten.

Warum verweisen Sie mich neben Grün auf Iphigenie?

Cornelie.

An Cornelie.

Heute bin ich wieder aus dem Bett gekrochen, muß aber als Rekonvaleszent noch einige Tage das Zimmer hüten, doch kann ich wenigstens lesen und schreiben.

Sie empfinden Grün ganz richtig; er wirkte allerdings auf Purtscher, doch hat dieser intensivere Lokalfarben. Gilm ging von Heine, Freiligrath und Grün aus; das düstere Auge Byrons blickte allerdings auch durch die Fenster in die Kanzleistube des k. k. Praktikanten; doch war für den gewaltigen Lord der Raum hier etwas zu enge. Ich hätte unserem Landsmann freilich eine etwas breitere und festere Grundlage gewünscht; jetzt ist er aber er selber und seine besten Poesien gehören zum Besten; er muß jedoch vorwärts, vorwärts, vorwärts, sonst verfällt er der Manier, und dann gehört er dem Teufel.

Goethes Iphigenie ist der volle Gegensatz zu den Gedichten Grüns; was im „Schutt" Naturgefühl, ist hier Herzenstiefe, schwillt dort vegetative Üppigkeit, so walten hier die reinsten Mächte der Sittlichkeit; ich wollte Sie auf zwei verschiedene Richtungen aufmerk-

sam machen. Könnt' ich Ihnen doch die Griechen vermitteln, es wär ein Göttermahl! Ich lese jetzt wieder Ödip auf Kolonos.

Für die „Frühlieder" habe ich ganz hübsche Sachen zusammengebracht. Die Mandarinen der Zensur schüttelten ob dem Manuskript bedenklich den Kopf. Wir treten in Gesellschaft auf; sollte man da nicht eine katilinarische Verschwörung gegen die Vaterlandsretter Metternich, Sedlnitzky und ... vermuten? Zudem witterten sie sogleich die satyrischen Beziehungen auf die Pfaffen und hier und da die Spur eines deutschnationalen Hauches. So werde ich von Pontius zu Pilatus geschickt. Der Zensor rief: „Was, solche Richtungen tauchen in Tirol auf. So viele junge Poeten und kein einziger loyaler Vers!" Ich verbiß das Lachen und erwiderte ihm: „Wir wollen uns weniger dadurch, als durch gute Verse hervortun."

Jetzt ist das Manuskript zu Innsbruck, wenn es droben nicht flott wird, gebe ich die Sache verloren.

Sonst geht es mir leidlich. Von den Tirolern in Wien weiß ich wenig zu melden. J. v. Schnell tanzt, trinkt Kaffee und liebt wie ein Pascha; er will Diplomat werden und paßt dann ganz gut an den Bosporus. Unter den Landsleuten heißt er wegen seiner Zierlichkeit „das Bübel" oder die „Jungfrau". Was in diesem blonden Köpfchen für Frevel ausgebrütet worden, ahnt kein Christenmensch. Sie wissen, was es einst bei dem Neubaue des Jesuitenkonviktes an der Sill für Skandal gab. Als man des Morgens feierlichst den Grundstein einweihen wollte, fand man trotz der Nachtwachen eine Visitenkarte darauf, die

nicht aussah wie eine Rose. Die Schwarzen wüteten, die Liberalen lachten. Getan hat es unsere „Jungfrau", wie sie mir mit züchtigen verschämten Wangen jüngst beichtete.

Purtscher ließ sein Herz einem Bauernmädchen in Pustertal; er jammert, daß er unter die Märzenkater gehen könnte.

Einen Spaß! Einer von unserer Horde wohnt in einem engen Gäßchen. Ihm gegenüber seine Schöne. Nachdem durch Blicke und Busselwerfen ein Einverständnis erzielt war, begann die Korrespondenz. Die Brieflein wurden in die Spitze eines langen Weidenzweiges eingekluppt und nachts von Fenster zu Fenster gereicht. Einmal verschlief sie und verschlief er. Da hörte er des Morgens viele Menschenstimmen in der Gasse. Er lief zum Fenster. Da waren nun alle Augen und Finger nach seinem Brieflein gerichtet. Es hatte sich bereits ein kleiner Auflauf gebildet; die Wiener sind ein lustiges, ja kindisches Völklein. Sie können sich vorstellen, wie gelacht wurde. So unterhalte ich mich auf Regimentsunkosten und mache vorläufig die besten Vorsätze, keine Beiträge zu unseren Tragikomödien zu liefern. Aus dieser Ursache kann ich Ihnen auch in Ernst und Scherz nicht viel von meinem Leben erzählen.

Mathilden wünsche ich eine glückliche Genesung und allen ein frohes Neujahr!

Wien, 6. Dezember 1844.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Ehe Sie vielleicht daran denken, meinen ersten Brief zu beantworten, beginne ich den zweiten. Wieder ein Monolog; schon viele trug der Wind in Ihre Hände, Sie haben die flüchtigen Blätter stets gut aufgenommen und manchmal freundlich darauf erwidert. Sie blieben bisher, Sie bleiben gewiß fort und fort meine Freundin.

Ich habe nie Liebe gefühlt, die Liebe hat höchstens da und dort mit mir gespielt. Das dauerte nie und dauert nicht. Die Wölkchen, welche Selsttäuschung an meinen Horizont warf, sind stets bald zerronnen, die Vergangenheit wirft keinen Schatten auf mich und nie habe ich jemand mein Wort gebrochen. Aber ich bin auch nicht unglücklich, wenn eine Hand, die ich gefaßt, mich kalt losläßt; ich möchte mich durch das ewig Schöne trösten, und wenn das irdisch Schöne wandelbar welkt, so denk ich mir: Nicht du bist es, was ich liebte; es war der Kuß der Gottheit auf deiner Stirn.

Vor einigen Wochen stellte mich ein Bürger als Lehrer für seine Kinder an. Im Hause herrscht das schöne Glück des Wohlstandes, das über das Bedürfnis des Tages hinaus von manchem Genusse geschmückt wird. Ich sehe der Mutter stets mit Vergnügen zu, wenn sie dem kleinsten Töchterlein die Buchstaben des Alphabetes zeigt oder emsig im Hause schafft. Die Kinder haben mich bereits lieb gewonnen. Da sitze ich auf einem Hockerl und schwätzte mir das Heimweh vom Herzen: ich erzähle von Tirol, den Almen, den Sennern, vom

Jahre 9 und den Schützen, meinen Bergfahrten; und dann zeige ich manche getrocknete Blume, die ich droben gepflückt und als Merker in ein Buch gesteckt bei recht schönen Stellen. Das Völklein steht rings herum die großen Augen auf mich geheftet, um ja kein Wort zu verlieren. Das Licht brennt mehr und mehr hinunter und dann, wenn ich zu Ende bin, das Summen, Plaudern, Fragen! Die älteste Tochter Emma ist ein holdes, schüchternes Mädchen von ungefähr 17 Jahren; es geht mir immer die Seele auf, wenn mir eine solche Gestalt vor das Auge tritt. Wenn ich diese Familie betrachte, fährt oft ein dunkler Schmerz durch meine Brust, als sollte ich nirgends vergessen, daß ich heimatlos bin. Wird man älter, so beklagt man nicht nur die Liebe, die man nicht erreichen kann, sondern auch jene, die man in der Jugend entbehren mußte.

Bewirtung.

„Mich liebt kein Mensch, mich schirmt kein Haus“.

Am Christabend, — sonst habe ich ihn immer einsam zugebracht, — war ich hier eingeladen. Einige verwandte Familien und nähere Bekannte bildeten den Kreis. Ich bekam als Geschenk eine Schlafhaube, wobei mich die Mädchen, welche sie gehäkelt, noch tüchtig auslachten. Gegen Mitternacht zog ich mich in eine Fensternische zurück, die Gegend war mondhell, die öden Basteien des Glacis mit den bereiften Bäumen, fernhin ein Arm der Donau; es zogen alte Bilder an mir vorüber und — „Es ist Damenwahl!“ Emma stand

lächelnd vor mir. Ich flog im Walzer dahin. Ihr Bäschen, eine Vollblutwienerin, mahnte mich völlig an die Schönheit antiker Mänaden: Dieses Ebenmaß der Glieder, wenn sie sich rhythmisch bewegte; der Busen, auf den die schwarzen Locken wie dunkler Wein niederströmten, die Glut des Auges, ich wendete mich aber gern von diesem Feuerbrand zu Emmas milderem Schimmer.

Die Innsbrucker Liberalen lassen jetzt ihr Licht nur bei Nacht leuchten, wo es niemand sieht; man erfährt gar Drolliges: so stehen die Musealvorträge unter Zensur und über Politik wagt aus Angst vor den Spitzeln jetzt kaum jemand zu reden. Uns Jüngeren wächst die Zukunft entgegen und wir der Zukunft. Der Grieche hatte ein Vaterland, doch wir Deutsche! Kürzlich gab mir ein junger Mann eine Tragödie, das Ganze nicht ohne Talent, jetzt hat aber ein Poet anderes zu tun, als ein zärtliches Paar vor dem Brautbette abzuschlachten. Doch von diesen Dingen will ich Ihnen nicht länger vorschwatzen.

Heute Dreikönig! Möge auch unserer Zeit der Stern aufgehen!

Gestern eingeladen! Emma ist nicht mehr so schüchtern; ich plaudere gern mit ihr und lese in ihren blauen Augen etliche Kapitel Weltweisheit. Das ist doch gründliche, tiefsinnige Forschung! Haben Sie Geduld mit mir. Ich schaukle wie auf einem Kahn, und solang holde Sterne schimmern, seh' ich empor zum Himmel und hinab in die Flut des Daseins, wo sie spiegeln. So frei und offen gesteh' ich Ihnen alle Torheiten und Sie werden mich nicht verurteilen.

Schon Februar! Hier ein Liedchen:

Wenn das Röslein schlummert
 In der Knospe grün,
Nachtigall fragt singend:
 Willst du noch nicht blüh'n?

Und in Lenzesahnung
 Öffnet es den Mund,
Hat das Wort vernommen,
 Rot wird's bis zum Grund.

Hüllet sich in Blätter
 Wie in Schleier ein,
Tief im Kelch die Träne
 Will verborgen sein.

Sende dir mein Mädchen
 Liebeswerbung zu,
Alle Rosen blühen,
 Warum zauderst du?

März! In Tirol ist der Kampf aufs neue entbrannt. Die Augsburger Postzeitung denunzierte die „jungen Tiroler" auf das niederträchtigste. Gilm verzagt aus Furcht für das Avancement, je nun, er ist k. k. Praktikant! — ich meine, der Handel kann uns nur Ehre bringen.

Da wird über die harmlosen „Frühlieder", was halt die Zensur übrig gelassen — ein Hallo losgehen. Der Druck hat begonnen; die vielen Zaggeleien verleiden mir die ganze Sache. Emma hat mir mit einem Sträußchen blauer und weißer Blumen den Frühling aus dem Prater gebracht!

Mög' er auch Ihnen leuchten; hell, sonnig und mild!

Wien, 31. März 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Und wenn das irdisch Schöne wandelbar welkt, so denk' ich mir: „Nicht du bist es, was ich liebe, es war der Kuß der Gottheit auf deiner Stirn."

Finden Sie darin wirklich einen Trost? Wir bedauern doch den Tod eines Freundes und was ist denn der Schmerz, daß er dem Aug' entschwindet, gegen den, daß er für den Geist aufhört zu sein! Ich könnte mich darüber nicht trösten; doch bei Ihnen ist das freilich etwas anderes: Sie haben in sich den Reichtum, den Sie auf alles außer sich ausströmen, ich borge nur von andern; Ihre Welt ruht fest in Ihnen, doch meine ist auf andere gebaut und stürzt ein, wenn diese wanken. Das ist der Unterschied von Mann und Weib.

Warum wollen Sie mir nicht von dem sprechen, was Ihre Gedanken, Ihre Tätigkeit beherrscht? Wenn ich auch kein Mann bin, kann ich doch Männer verstehen, und sollen wir Frauen denn ausgeschlossen bleiben von allem Höheren? Gibt es für uns nur Ballsäle und Putzzimmer?

In meiner Kindheit hatte ich die unbeschränkteste Freiheit zu tun und zu lassen, was mir beliebte, nur nicht Kleider zerreißen und im Zimmer sitzen. Weil ich nun aber keine Gespielen meines Alters hatte, so unter-

hielt ich mich damit im Garten herumzulaufen und alle Bücher zu verschlingen, die mir in die Hände fielen. Zufällig war die römische Geschichte darunter; natürlich faßte ich nur einzelne Züge davon auf, aber sie machten einen großen und bleibenden Eindruck auf mich und manchmal scheint es mir, als ob diese Eindrücke noch immer einigen Einfluß auf mich hätten, wenn irgendein Wort oder ein Buch sie mir zurückruft.

„Die Rose" gefällt mir sehr; wahrhaftig, ich möchte einmal die blauen Augen sehen, die solche Veränderungen hervorbringen können. Sie haben recht, warum sollen wir nicht einen Augenblick vor der Blume anhalten, um uns an ihrem Duft, ihrer Schönheit zu erfreuen!

Ich bin dem freundlichen Winde sehr dankbar, daß er Ihre Bekenntnisse manchmal in meine Hände führt; tät' er es nur öfter! Ihre Briefe sind mir die größte Freude in unserem stillen Familienkreise; trete ich hinaus, so finde ich unter den Personen, die mir begegnen, besonders unter den Männern so wenig, was meinen Forderungen entspricht, daß ich mich abwenden müßte, dächte ich nicht an Sie und Viktorien. So aber weiß ich, daß es noch Menschen gibt, gut wie die Besten, die je lebten und wohl mehr als wir wissen, — wenigstens glaube ich dies gern.

Von Viktorien habe ich vor kurzem einen Brief erhalten, ihr Mann legte sein und ihr Bild bei; eine Freundlichkeit, die mich sehr überraschte und freute. Sie schreibt in der besten Laune; er scheint dem Bildnis nach viel besser auszusehen als während seines Aufenthaltes hier.

Johann schreibt Ihnen wohl auch nie?

Schreiben Sie mir bald: alles was Sie, alles was Tirol betrifft!

Cornelie.

* *

*

Zum Verständnis des nächsten Briefes kurz folgendes.

Die Augsburger Postzeitung brachte fort und fort aus Tirol Berichte, in denen liberale Männer denunziert waren. Obwohl Beda Weber auf das entschiedenste widersprach, mußte er doch als der Verfasser gelten und selbst wer ihn anfangs nicht für schuldig gehalten hatte, verstummte endlich. Der bekannte Reiseschriftsteller Dr. Ludwig Steub pflanzte in seinem etwas langweiligen „Sängerkrieg", wo er alle diese kleinlichen Händel breit trat, noch Nesseln auf das Grab des Toten. Es gelang mir später nachzuweisen, daß Beda Weber nicht der Verfasser jener Berichte in der Postzeitung sei, wenigstens nicht der verfänglichen. Bald darauf nannte mir Albert Jaeger, wie er versicherte, aus zuverlässiger Quelle den Korrespondenten: ein scheinbar harmloses Männchen von dem niemand geglaubt hätte, daß es ein Wässerlein zu trüben imstande sei.

Jaeger wiederholte das mir Gesagte auch einem Professor. Um nicht wieder Lärm zu verursachen und die lebenden Verwandten des Anonymus zu betrüben, schweige ich auch hier, habe jedoch das Gespräch mit Albert Jaeger aufgezeichnet und unter Siegel im Museum für eine spätere geeignete Zeit hinterlegt. Das zur Ehrenrettung Beda Webers, dessen Persönlichkeit mir übri-

gens auch nicht gerade sympathisch war. Manche Schwächen seines Charakters sind nicht zu vertuschen, wenn man auch nicht gerade in kleinlich gehässiger Weise sein Andenken beschmutzen will. —

Franz Hochegger war der Sohn eines Schneiders zu Innsbruck. Geboren 1813, verließ er bald seine Heimat, ging nach Wien, wo ich viel mit ihm verkehrte, und erhielt sich durch Privatunterricht. Das Jahr 1848 trug den hochbegabten gelehrten Mann in die Höhe; Graf Thun ernannte ihn zum Professor der klassischen Philologie an der Universität zu Pavia und versetzte ihn später als Direktor des neugegründeten Gymnasiums nach Wien. Dort erwarb er sich große Verdienste, verfiel jedoch einer geistigen Störung und starb 1875. Als Dichter war er allerdings weniger bedeutend; Suleika behandelt die bekannte Geschichte des Grafen von Gleichen, fand jedoch wenig Beachtung. Hochegger verdiente wohl eine Monographie, möge sie uns bald sein Sohn liefern, der dessen schriftlichen Nachlaß in Händen hat. Ein Gedicht von ihm bringen die „Frühlieder aus Tirol".

* *

*

Josef Streiter an mich.

Verehrter Freund!

Ich erhielt Ihren letzten Brief ohne Datum durch gütige Hand und gestern auch eine Anzeige der Wagnerschen Buchhandlung, daß Ihre Frühlieder nun unter der Presse. Gerne will ich was an mir ist, wenn anders, wie ich nicht zweifle, auf Anerkennung ge-

rechnet werden kann, zu deren Verbreitung beitragen, dort wo ich sie am liebsten bespräche, paßt aber freilich das Thema nicht ganz. Kurz, Ihr sollt über mich nicht wie über Schuler zu klagen haben. Die Vorrede betreffend hat die hohe Vehme, wenn sie je zu etwas gut war, lobenswerte Dienste geleistet. Wozu die Beachtung der alten Betschwester, der Postzeitung, und des Apostaten Beda? Hat Euch der Schimpf aus solchem Munde geschmerzt, so seid Ihr zu bedauern. Wollt Ihr diesen verschollenen Mann durch Erwiderung zu einem Beachtenswerten stempeln, so kann man nur die Blindheit belächeln. Für uns, für die Welt existiert er nicht mehr, und wir sollten ein Gelübde tun, ihn nie mehr zu nennen. Oder wollt Ihr ihn wohl gar bessern und habt das Goethische vergessen: „Torheit, auf Besserung der Toren zu harren.“ Bereitet etwas Tüchtiges auf das nächste Jahr vor und schenkt mir Euer Zutrauen.

Um nochmals auf die Augsburger Postzeitung zu kommen, zumal Sie von selber ungerecht berührt scheinen, mögen es wohl die Frühlieder und Ihr Aufsatz in Witthauers Zeitschrift sein, die den P. Beda anstachelten, auch Sie aufs Korn zu nehmen. Ich sehe es aber immer für etwas Rühmliches an, wenn man von solchen Leuten gescholten wird. Beda Weber scheint zu glauben, daß er die Krone des Kleeblattes sei, die Sie neben Gilm und Senn rühmten. Hier ist das fragliche Blatt nicht zu haben, und sohin wünschte ich darüber Aufklärung oder lieber gar einen Abdruck.

„Frau Hütt und Patscher Kofel“ oder „Versteinerung aus Liebesgram“ drohten schon unbemerkt vor-

über zu gehen. Da sorgte Beda Weber, daß es nicht damals geschah, und machte die Polizeianzeige bei der Direktion in Innsbruck. Martiniz antwortete, Senn sei der Verfasser, dieser unterstehe aber nicht der Zivil-, sondern der Militärjurisdiktion. So fidel war die Polizei noch seit Noahs Zeiten nicht.

An Hochegger schrieb ich über sein Drama Suleika. Leider ist es nach meiner Ansicht ganz verfehlt; einen romantischen Stoff in antiker Weise behandeln, heißt Faschingspossen treiben. Der Mann hat Anlagen, soll aber vor allem die antiken Muster, welche zu viel Verführerisches für ihn haben und ihn nur auf die Bahn der Nachahmung lenken, nachgerade zur Seite legen, und aus sich selbst herausgehen. So gern ich es übernommen hätte, ihn zu präkonisieren, bei diesen Umständen vermag ich's nicht.

Kommen Sie Ende Sommer auch zu uns nach dem Süden? Ich möchte Sie recht gern wieder einmal sprechen, dies müßte aber nach Hälfte September oder vor dem 18. August geschehen, da ich am 18. oder 20. besagten Monats nach München gehe, mein Mädel abzuholen. Leben Sie wohl!

J., 3. Mai 1845.

Ihr ganz ergebenster

Jos. Streiter.

An Josef Streiter.

Verehrter Freund!

Ihr wertes Schreiben richtig erhalten; mit dem Urteil über Franz Hocheggers Suleika bin ich völlig einverstanden; sein Werk zeigt eine gewisse Sprödig-

keit, welche durch die Technik des Verstandes nicht zu bewältigen war.

Jetzt ist er am „Attila“, ein Stoff, der ihn leicht erdrücken könnte, um so mehr, da sich seine Manier zum Anordnen und Beleben von Massen nicht eignet. Sein Talent scheint ihn überhaupt nicht auf das historische Drama zu weisen.

Im September will ich nach Südtirol, nach Meran, wo ich einige Kollegen finde. Dann stackle ich wahrscheinlich auch nach Bozen. Was Sie immer für Pläne haben, Sie finden bei mir verschwiegenen Mund und fertige Feder; auch bin ich nicht ohne Einfluß auf meine Freunde.

Purtscher hat einige schöne Gedichte, besonders Naturbilder hervorgebracht; es freut mich, daß sich seine tiefsinnige Natur, die bisher vorzüglich der Philosophie zugewendet war, auch in der Poesie auszusprechen sucht.

Von Schuler weiß ich gar nichts; er antwortet nie, Sie kennen ja seine „Schlaraffenweise“! Darin haben Sie einen großen Vorzug; daß Sie mit den Jungen jung zu sein vermögen: wer tätig strebt, ist immer jung.

Die Frühlieder sind noch bei der Zensur; ich krieg' sie wohl am Ende gar nicht mehr zu sehen!

Wien, 22. Mai 1845.

Ihr ergebenster

Pichler.

An Cornelie.

Habe ich nicht recht zu brummen? Erstlich schreiben Sie mir lange Zeit gar nicht, zweitens so kurz,

daß ich mit dem Brief zu Ende bin, ehe ich noch angefangen zu lesen, und drittens will ich aufhören zu klagen, sonst käm ich zu keinem Schluß.

Sie ziehen mich wegen der blauen Augen auf? Sollte ich sie nicht lieben, wo sie mir so unschuldig und klar entgegenleuchten? Bin ich doch ruhig, sage auch nicht ein Wörtchen und bin zufrieden, das Anschauen ihrer Holdseligkeit zu haben. Letzthin schickte sie mich in den April. Der Schalk knetete aus Brotkrumen Schwämme, steckte sie in die Erde eines Blumengeschirres und zeigte sie mir gar wißbegierig mit der Frage: wie man das schnelle Wachsen dieser Pilze erklären könne? Ich belehrte sie nun über das Keimen der Sporen, bis sie in ein helles Gelächter ausbrach und mich mit dem Stock in der Hand stehen ließ. Da erkannte ich denn freilich beschämt das nette Kunstwerk.

Im April.

Nein! das vergeß ich ewig nie:
So war ich im April!
Du lachst und hüpfst und spottest noch,
Daß dir gelang das Spiel.

Und soll ich dir's verzeihen je,
Ist's um dein Auge klar,
Das strahlt, ein Himmel rein und blau,
So seelentief und wahr.

Drum schick' mich nur in den April,
In deinem Aug' ist Mai;
Da mag die Lüg begraben sein:
Daß es April noch sei!

Im Haus gegenüber schlägt eine Nachtigall. Hier ein Liedchen:

Die Nachtigall.

„Ich klammre mich ans Gitter fest“.

Zu einem zweiten veranlaßte mich ein Gewitter, das gestern über die Stadt zog. Wie werden Sie es deuten? Seien Sie nicht boshaft; es ist nur ein Naturliedchen.

Die Wolke.

„Am Himmel grollend ferne“.

Aus Tirol wenig Neues. Ultramontane und Liberale zappeln und zwatzeln durcheinander, wie Ameisen, die man von zwei Haufen zusammengeworfen hat. Kaplan Ruf macht sich über alle lustig und Schuler schreibt keinem Menschen.

So sandte ihm ein hiesiger Poet ein Werk, schon die blose Höflichkeit hätte eine Erwiderung erheischt. Keine Zeile! Erst ehrte und achtete man ihn und berief sich auf ihn, bald wird man ihn als Quieszenten am Wege liegen lassen und dann als invalid pensionieren. Die Klage ist allgemein.

Schreiben Sie bald!

Wien, 12. Mai 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Endlich ist es wieder Frühling! Seltsam, daß wir so sehr von äußeren Einwirkungen abhängen! Es war

einmal eine Zeit, wo mir alle Jahreszeiten gleich galten: im Frühling freute ich mich der Blumen und Blüten und im Winter, wenn abends wie es dunkelte, Viktorie ins Zimmer trat, rückten wir den Tisch näher zum Ofen und abwechselnd eine lesend und die andere spinnend und strickend vergaßen wir oft den Schlaf. Es war eine schöne Zeit, und der Name Viktorie ruft mir immer meine Jugend zurück. Gern denke ich daran und überspringe die Kluft, die zwischen einst und jetzt liegt; doch bin ich jetzt zufriedener, vielleicht auch glücklicher, als ich damals war. Jetzt quälen mich weder Hoffnungen, noch Befürchtungen, noch Zweifel: ich kann mich des Schönen freuen, ohne zu verlangen, daß überall bloß Schönes sei. Ich habe keinen Wunsch für mich, nur für andere, und ich bin zufrieden.

Ich möchte heute gern mit Ihnen plaudern, Ihnen von meinen Freuden erzählen, von meinem gestrigen Spaziergang; wie schön das Wetter und der Weg gewesen, wie gut ich mich unterhalten und warum sollt ich es nicht? Lesen Sie nur mit Geduld; Sie klagen ja ohnehin immer über die Kürze meiner Briefe; ich will Ihnen einmal Ihre Ermahnungen verleiden, Sie ewig Unzufriedener! und Sie sollen noch Gott danken, wenn Sie am Ende sind: denn bis zum Ende lesen müssen Sie, weil Sie mich zu einem langen Briefe aufgefordert haben.

Wir waren gestern in Buch, einer Ortschaft ungefähr zwei Stunden von hier. Wir fuhren morgens nach Hallein; da trafen wir den Förster von Buch, der uns erwartet hatte und nun in seinen Wohnort führte. Wir verlebten dort einen angenehmen Tag, denn er wie seine

Frau sind gute natürliche Menschen; er führte uns in der Gegend herum, zeigte uns das Haus, die Wiesen, den Stall und seine Hunde, die außerordentlich ungezogen sind, kurz alles was zu sehen war: so kam uns viel zu schnell der Abend heran. Die Gegend von Buch ist gänzlich verschieden von Salzburgs Umgebung. Sie erinnerte mich an Hall; das Tal ist viel enger als bei Salzburg, die Gebirge sind näher und zeigen andere Formen. Vor den Bergen zieht sich eine Reihe von Hügeln hin, deren frisches Grün einen freundlichen Gegensatz zu den düstern Felswänden bildet. Ziemlich spät entschlossen wir uns zur Rückkehr und schlugen den Weg durch die Auen am Ufer der Salzach ein, der so reizend ist, daß er bei jeder Krümmung eine neue Schönheit zeigt. Die Salzach ist vor einigen Tagen ausgetreten und steht noch an manchen Stellen sehr hoch, einmal reichte sie bis an den Weg, die Bäume unten standen im Wasser, aber es sah recht ruhig und klar aus im Schatten des Waldes; und wie wir dann plötzlich hinaustraten und vor uns die Salzach hatten und die Gebirge, auf denen eben das Abendrot ruhte, sonst alles von Bäumen umschlossen und kein Laut als das Rauschen des Wassers und der Sang der Vögel: — wären Sie nur dabei gewesen! Beschreiben kann ich es Ihnen nicht.

Was Sie in betreff Johannes sagen, tut mir sehr leid, denn ich weiß, daß er es nicht gleichmütig tragen würde, wenn Ihre Voraussage sich erfüllen sollte, wie es, wenn er sich nicht ändert, wohl gehen muß. Er hat nicht einen Brief Ernsts beantwortet, solang dieser von Innsbruck fort ist, nun beinahe drei Jahre. Ich bin

mit ihm in gar keiner Verbindung; eigentlich kam ich mit ihm sehr selten zusammen. In früheren Jahren stand ich durchaus nicht in seiner Gunst und wie ich glaube, ist dieses noch der Fall; ich liebe ihn deshalb nicht weniger. Ich kenne ihn viel besser als er mich und ich meine, wir haben doch manches miteinander gemein. Sie denken vielleicht wohl gar: „Die Nachlässigkeit im Briefschreiben". — Mitunter auch; ich gestehe es. Doch versuchen Sie einmal, ob Sie ihn so leicht bessern, wie mich.

Seit langem bin ich nicht zum Lesen gekommen; im Winter, wenn die Tage kurz sind, muß man sie zum Nähen benutzen; die Abende wurden mir durch Kochen und ähnliche Beschäftigungen ausgefüllt, dann gab es auch Zeiten, wo mich nichts interessierte, wo ich oft kaum eines ruhigen Gedankens fähig war. Auch jetzt komme ich wenig dazu, denn die schönen Abende ziehen mich immer hinaus ins Freie, aber „König Johann" habe ich doch gelesen. Ich war begierig, ob Shakespeare noch den Eindruck auf mich machen würde wie früher, denn da war ich ganz bezaubert: es ist etwas eigenes darin, ein Licht, eine Musik. Mathilde und Viktorie fanden dies nicht und ärgerten sich immer über mich; es ist wahr, daß mir selbst Schiller nicht mehr gefiel wie früher. Diesmal ergriff er mich nicht so heftig, wie einst, fesselte mich aber nicht weniger. Wenn ich einmal wieder genug ruhige Zeit habe, so möcht' ich wohl alle seine Dramen lesen; ich wollte nur, ich könnte englisch.

Ihre Gedichte gefallen mir alle drei recht gut, sie enthalten dasselbe wie Ihr vorletzter Brief, nur anders ausgedrückt. Über die blaue Blume wollen wir nicht

streiten: ich nehme es, wie Sie mir's geben, auch sage ich nichts über Ihre Vorliebe für blau: im Gegenteil! mir hat diese Farbe von jeher sehr gefallen. Ich wollte, Sie machten lauter Gedichte, die so enden; es wär mir lieber als die Nachtigall.

Viktorie hat einen Knaben, der Theodor heißt. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich nicht um sie in Sorgen wäre. Mit Sehnsucht erwarte ich eine Nachricht von ihr. Man sagte oft, wir seien einander sehr ähnlich! Ach! ich wollte, sie hätte etwas von meinem ruhigeren, kälteren Wesen!

So werden ihre guten Eigenschaften oft zu Fehlern, weil sie über das Ziel hinausgeht. Sie ist für sich so frei von Selbstsucht, daß sie für sich selbst zu sorglos und unvorsichtig wird und ihr Mann wird, wie ich ihn kenne, diesen Fehler nicht verbessern. Doch ich will das Beste hoffen.

Damit ich nicht wieder vergesse, Mathilde läßt Sie bitten, wenn Sie nach Salzburg kommen, die Lieder mitzunehmen, sie ist sehr begierig auf die Musik von Rufinatscha, besonders auf den „Wanderer", der ohnehin ihr Lieblingslied ist. Sie läßt Sie grüßen, ebenso Mama.

Nun gute Nacht, es ist schon spät.

Gott segne Sie!

Cornelie.

An Dr. Joseph Streiter.

Endlich ein Exemplar der „Frühlieder", es ist noch feucht von der Presse. Sie können nicht glauben, wie froh ich bin, die Sache endlich vom Halse zu haben

und ausruhen zu dürfen: Alea jacta! Hindernisse von allen Seiten: zuerst die leidige Zensur, die an diesen sechzig Blättern fünf Monate kaute, um endlich nach langem Fretten das Imprimatur zu geben. Das sind doch die Früchte der Petition unserer Schriftsteller! Ein Zensurmandarin sagte zu mir mit fromm gefalteten Klauen, die Stimme süßlich lispelnd: „Ich bedaure Sie, aber Sie haben ganz eigenes Unglück, das ich sonst bei unserer Behörde nicht zuzutragen pflegt." Ich erwiderte: „So!" und ging, ohne weitere Antwort zu geben, fort. Anderswo mag es freilich nicht vorkommen, daß man unschuldige Liedlein durch alle Instanzen zuletzt an das Landesgubernium hetzt; das ist nur bei uns und für uns.

Das Elend kommt aber erst, wenn ein Buch gedruckt ist; dem einen ist das, dem andern jenes nicht recht. Sündigt man für sich, gut! aber mit Mitarbeitern! Gilm wollte seinen Namen nicht gedruckt wissen, auch andere nicht: diese aus Scheu, er aber sagte, wie ich nachträglich erfuhr: „Soll ich bei solchen Knaben stehen?" — Nun, Meßmer, Perthaler, Purtscher, Schlumpf haben doch die Kinderhöslein auch abgezogen. Wie ich jedoch aus bester Quelle erfuhr, ist der Grund ein anderer. Die Frühlieder, so harmlos sie an und für sich sind, wurden bereits als liberales Unternehmen denunziert, da fürchtet er sich nun hier, wie immer. Ist man bei ihm, so redet er wie Brutus, vor der Tür ist er jedoch der k. k. Praktikant, der jeden Prinzen, jeden Gouverneur anjubelt, der auf einer Spritztour seiner Kanzlei nahekommt. Ich sagte ihm einmal trocken: „daß ich sein Verhalten mißbillige!" — er zuckte

mit den Achseln und erwiderte: „Ich will feine Zigarren rauchen und Glacehandschuhe tragen." Meinethalb soll er auch noch Champagner saufen und Trüffeln fressen: wir leben in Österreich und da kann sich nur ein Esel zum Märtyrer der Polizei machen, indem er alles sagt, was er denkt.

Als ob ihm das was hälfe! Man hat lange Ohren und wird bald erraten, wer manches mißliebige Liedl verfaßt; er sorgt dafür, daß es geschieht. Erst tuschelt er es dem einen, dann dem andern ins Ohr, endlich spielt er sich wie den Bären auf dem Kirchtag als den gefesselten Dichter auf; am liebsten vor den Weiblein, die lösen dann diesen heiligen Sebastian vom Pfahl und gießen Öl und Wein in seine Wunden.

Ja, herrliche Gedichte! Von den vielen Berufenen ist nur er einer der Auserwählten; eine echte Alpenlerche, welche die Spatzen draußen weit übersingt; was braucht er all die dummen Maschen und Wuckeln zum Aufputz, der Teufelskerl!

Die Frühlieder sind in Wien gedruckt; als endlich das Manuskript in meinen Händen war, kam von Wagner der Bescheid: „Ich kann das Büchlein zu Innsbruck nicht drucken, meiner Verbindungen wegen und weil es den Hohen im Lande mißliebt." Ach dieses arme Mäuslein aus den Tirolerbergen!

Ihr Heinrich IV. rumort in Brixen; da ist er am rechten Ort. Man ist dem Verfasser auf der Spur: Kirchenbuße! — Sie werden sich im Hemd, die gelbe Wachskerze in der Hand als armer Sünder prächtig vor dem Dom ausnehmen. Bitt' es in die Vakanz zu verlegen; möcht's auch mit anschauen!

Die Broschüre: „Die Jesuiten in Tirol" hat wohl auch nicht den Fenner von Fenneberg zum Verfasser?

Grüßen Sie mir die Frau und den Schiller auf der Terrasse.

Wien, 25. Juni 1845.

Ihr
ergebenster Pichler.

An Cornelie.

Die Wiener Schriftsteller haben ein Gesuch um Erleichterung der Zensur eingereicht. Bereits lesen wir in der Allg. Ztg., es sei die erwünschte Milderung eingetreten: wieder einmal eine k. k. offizielle Lüge aus der Preßkanzlei, wo man die öffentliche Meinung zu gerben versucht. Übrigens ist dieses Gesuch ein beachtenswertes Zeichen der Zeit, noch vor kurzem wagte niemand den Mund aufzutun. Helfen wird es vor der Hand nichts; die Regierung hat ein zu schlechtes Gewissen, als daß sie ein freies Wort gestatten dürfte. Es sind einzelne Bläschen, die anzeigen, daß es im Kessel siede, bald wird die Spannkraft der Dämpfe mächtig genug, den Deckel zu sprengen. Draußen ist es freilich auch nicht besser: Hannover, Kurhessen! Soll aus Deutschland etwas werden, so müssen diese kleinen Dynasten in die Luft; es taugt nichts, wenn eine Schafherde mehreren gehört, so weniger ein Volk.

Sebastian Ruf hat leider in einem Wiener Blatt, dem „Humoristen" Saphirs Aphorismen abdrucken lassen. Wozu die Körner, die ihm der Kampf des Lebens reifte und die er nun ruhig sammelt, in diesen Kot?

Flirs Kriegsbilder haben Sie vielleicht gesehen? Man hört hier allerlei. Die meisten stoßen sich an den Versen, welche so ungeschlacht sind, als hätte sie eine Bärentatze skandiert, die wenigsten wissen die Poesie der Darstellung zu würdigen. Das Martyrium des hochwürdigen Herrn Platzer, welches im Davonlaufen besteht, ist lächerlich genug, trotz der eingestreuten Abhandlung über Kirche und Staat a la Droste Vischering.

Hier die Frühlieder. Sie werden vergeblich nach einem Beitrag von mir suchen. Ich wollte anfangs mein Bestes einrücken, ließ es jedoch, weil ich erfuhr, daß man in Tirol sage, ich hätte überhaupt nur den Zweck, durch diese Sammlung ein Postament für mich zu errichten. Nun schilt mich Streiter unbescheiden, daß ich als Chorführer ohne mitzusingen vorausmarschiere. Über die Zensur schreibt mir Brandis: „Der Regierung müssen alle ihre Untertanen gleich lieb und wert sein; sie mußte daher Stellen unterdrücken, die für einige derselben beleidigend waren und nur einen Streit wieder angefacht hätten, der schon genug der Zwietracht und Erbitterung in unserem Vaterlande gesäet hatte.“ — Ja, Bauer, das ist was anderes. Nur die ultramontanen Vipern dürfen stechen, will aber jemand mit der Haselgerte hinschlagen, so muß man diese edeln österreichischen Untertanen schützen. Sie verdienen es ja. Was es mit meinem beabsichtigten Angriff zu sagen hat, können Sie selbst sehen; ich lege Ihnen den Entwurf des Vorwortes der Frühlieder bei, das die Zensur unterdrückte. Trefflich charakterisieren einige Korrekturen die Lage. Statt:

„daß man sich im Bunde die Hand reiche", setzte der Zensor: „wetteifernd die", statt: „gern spreche ich an alle, die sich verbunden", schrieb ein Bleistift: „An alle Freunde", der Schluß: „Sie sind aber auch Waffen usw." war rot und schließlich noch das ganze Manuskript rot und kreuzweise schwarz durchstrichen.

Schuler habe ich das Büchlein auch geschickt, und er hat sogar geantwortet! Eine Stelle über die Baronin Buol füge ich bei. „Also die Buol findet eine Borste in den Frühliedern? Ich meine, das Talent dieser Frau, überall dergleichen zu entdecken, liegt mehr in ihrer häkligen und widerhaarigen Natur, als in dem Gegenstande. Die Tendenzschnüffelei verdirbt allen Sinn für die Poesie. Ach Gott, mir kommt es vor, als ob sie Goethe vor vielen hundert Jahren begraben hätten. Die reine Religion der Kunst ist in lauter Partikularkirchen auseinandergegangen, die jede ihren aparten Gott und ihren besonderen Kult haben will. Und nicht mehr aus dem reinen Evangelium sollt ihr predigen, sondern die Gemeinheit schreibt den Text vor."

Gabriel Seidl, den ich schon lange kenne, besprach die Frühlieder sehr freundlich; das Hauptgewicht legte er auf Purtscher.

Zum Schluß noch etwas Nettes. Emma ersuchte mich, einige Liedchen abschreiben zu dürfen. Ich habe nun von euch Mädeln ein bischen kokettieren gelernt und tat ein wenig spröde. Da faltete sie die Hände zierlich auf der Brust und das Köpfchen gesenkt, die blauen Augen schelmisch erhoben, flüsterte sie schmeichelnd: „Aber wenn ich recht schön bitte!" Ich be-

trachtete sie ein Veilchen, zog einen Bleistift heraus und bat sie um ein Blättchen Papier.

* *
*

Meine Lieder sind Lerchen,
Du wandelst vorbei,
Und hörest sie singen
Im Blauen so frei!
Meine Lieder sind Falken
So stürmisch und wild,
Keck siehst du sie schweben
Im Sonnengefild.
Meine Lieder sind Pfeile,
Begehrst sie im Scherz:
O hüte dich, Mädchen,
Sie treffen ins Herz.

Ich gab ihr das Blatt. Sie errötete. Das war für die Schwämme.

Jetzt ist die Familie nach Hütteldorf auf das Land gezogen. Ich komme, um den Unterricht fortzusetzen, oft hinaus. Soll ich Ihnen erzählen? Ich hab' ihr letzthin einen Kranz aus Feldblumen gewunden; dann Federball geschlagen, wobei mein Auge an den schönen Formen schwelgte, die sich bei jeder Bewegung auf das reizendste enthüllten. Ermüdet trat sie endlich unter eine Tanne, deren dunkle Äste sich nischenförmig senkten, sie war wie eine Madonna in einer Waldkapelle. Heut knieten wir zusammen im Garten; ich half ihr kleine Blumenspaliere ziehen. Das sind Idyllen! Sie werden ausrufen: „O du Leichtsinn!" — Ich lehne verstummend die heiße Wange an einen großen Blumenstrauß vor mir auf dem Tisch und sauge den süßen Duft

und die Kühlung. Es sind blaue Kornblumen darunter.

Von Emma wäre viel zu schreiben. Ich habe ihr eine Rasenbank gemacht, ringsum reifen Erdbeeren auf dem Moos, die Glockenblume ragt über den Adlerfarrn, und im feuchten Busch nickt die Goldlilie. Heut gingen wir zusammen am Bache, lachend und scherzend kamen wir zu einer Stelle, die vom klarsten Wasser bespült, eine Menge Weidenröschen, Himmelbrand und Zittergras trug. Wir pflückten, pflückten; ihre Hand war bald zu klein für den Strauß, so warf ich ihr Blüten und Zweige in die Schürze. Zufällig fand ich offenen Mohn, ich reichte ihr denselben und sagte: „Das ist ja brennende Liebe!“ — Da wehte der Wind aus den Buchen, entraffte die roten Blätter und warf eines auf ihren Nacken, als sie ohne umzuschauen vorwärts lief. Der Wind spielte mit ihrem langen braunen Haar; ich bog einen Lärchenast herab, sie pflückte einen Zweig und schlang ihn zum Kranz um die Schläfe. Wären alle Blumen in Wald und Wiese Augen gewesen, meine Augen! ich hätte nicht genug schauen können. Ihr Bruder meinte: „Ich weiß nicht, was das ist. Kommt ihr zwei zusammen, so seid ihr stets lustig, wenn ihr vorher auch noch so mürrisch waret.“ — Ich möchte oft laut aufjauchzen aus reiner heller Freude an der Gegenwart. In die Vergangenheit mag ich nicht blicken, in die Zukunft ... Ja, ich will, und sollt ich mir bei der Arbeit die Hände zerscheuern.

Auf dem Rückweg nach Wien kam ich an einem Zirkus vorüber; laute Musik ertönte, ich habe den „Harlekin“ gedichtet. Die Verse fügten sich unwill-

kürlich, es war, als ob meine Hand wie bei einer Vision von selbst schriebe. Hintennach wunderte ich mich selber über das Ding. Salzburg? Noch weiß ich nicht, wann ich abreise.

Wien, 10. Juli 1845.

Ihr

Pichler.

Vorwort zu den Frühliedern.

Es bestand einmal der Plan, den poetischen Nachlaß von Sigmund Schlumpf und Bernhard Moser, die ein früher Tod aus den Hörsälen der Universität weggerafft, dem Druck zu übergeben. Daß es unterblieb, kann ich nach bester Überzeugung nicht bedauern; denn nur wenige Gedichte genügten den Forderungen einer ernsten Kritik, vieles trug die Spuren der Frühreife in Form und Ausdruck, das meiste war auch stofflich unbedeutend, obgleich alles Zeugnis gab von dem edlen Sinn der jungen Männer. Eine Auswahl konnte genügen und als solche einen Platz neben Gedichten überlebender Jugendgenossen beanspruchen.

Ich hatte gelegentlich zu einem Freunde gesagt: Wenn nur die jüngere Generation, die ernstlich vorwärts strebt und nach Höherem ringt, sich auf irgendeine Weise vereinigen und hier und da ein Zeichen der Genossenschaft geben möchte! Das wäre auch für die Zukunft Gewinn; denn dadurch, daß man sich im Bunde die Hand reiche, könne in weiteren Kreisen für alles Schöne und Gute gewirkt werden. Im Leben bedingt ja eines das andere; es ist ein großer Organis-

mus, und die einzelnen Glieder unterscheiden sich nur dadurch, ob sie bewußt oder unbewußt dafür handeln. Alles steht im Zusammenhang: die Geschichte wird zum Lied aus und dem Liede flammt wieder die Tat.

Was ich damals flüchtig geäußert, hat sich nun in schönster Weise verwirklicht. Gern spreche ich allen, die sich durch Beiträge verbunden, meinen Dank aus und hege die Hoffnung, daß die Zukunft, wenn alle Keime sich entfalten und vieles, was äußere Umstände noch unter Sperre halten, den Tag begrüßt, Erfreuliches bringen werde.

Diese Frühlieder sind eine Saat der Hoffnung!

Sie sind aber auch Waffen zu Schutz und Trutz.

Ein Tiroler hat in einem ausländischen Blatt die achtbarsten Männer des Landes aus dem Busch mit Kot beworfen. Lassen wir der Gemeinheit die Gemeinheit. Jener Lump, der zuerst ein Österreicher, dann ein Tiroler, endlich ein Deutscher sein will, hat aber auch Goethe und Schiller, und das im Namen aller, aus unsern Bergen verbannt und geächtet. Seinem geistigen Bedürfnis mag vielleicht die „Trutznachtigall", wie sie in neuester Verballhornung mit Gassenhauern im Anhang erschien, genügen, wir aber fordern unsern Teil an den großen deutschen Meistern und erkennen sie freudig als unsere Lehrer und Bildner. Haben wir auch keine Gärten, um unter Lorbeersträuchen ihre Büsten als der Penaten des geistigen Haushaltes aufzustellen, so werden uns doch stets ihre Sterne als Dioskuren am deutschen Himmel vorleuchten. Wir müssen widersprechen, wenn jener Lump sich zum Vorredner für alle aufwirft; er mag nun wissen, daß auch

eine andere Luft weht, als der Katakombenstank unter seinem schwarzen breiten Hute.

Allen Freunden im Land Tirol einen herzlichen Gruß.

Wien.

Adolf Pichler.

An Cornelie.

Am 28 Juli werden die Prüfungen fertig. Ich komme mir vor wie ein Krämer, der allerlei Schund an das Ladenfenster hängen muß. Hinein schaut mir Keiner. Dann will ich noch, was ich in diesen drei Jahren aufgestapelt, mustern. Taugt nicht viel! Wenn ich die Vergangenheit überblicke, wie wenig bleibt Echtes, ich schäme mich des Flickwerkes.

Am 1. August in Salzburg. Dann nach Tirol; aber was dort; Hier ein Lied. Dazu die Komposition Hocheggers. Mathilde soll es mir singen.

Pichler.

Cornelie an mich.

Schon lange hat mich nichts so erfreut als Ihr Brief, noch mehr aber das Zettelchen, das bald darauf Ihre Ankunft verkündete. Sie bringen uns stets schöne Stunden nach Salzburg; meine Freundschaft kann freilich für Sie nur wenig Wert haben, doch mindestens wird sie sich stets gleich bleiben.

Soll ich Ihnen sagen, was mir zuerst besonders an Ihnen gefiel? Es ist eine Eigenschaft, die man sonst nicht zu Ihren am meisten bemerkbaren rechnet: die Milde! Trotz Ihrem Spott, den ich gewaltig fürchtete,

sah ich doch gleich aus manchen Kleinigkeiten, daß er nur die Weichheit verhüllen sollte, die ihm zugrunde lag. Wenn sich auch diese im harten Kampf des Lebens verliert, so bleibt doch das Herz sich gleich!

Nun aber muß ich doch auch den Leichtsinn schelten! Sie haben in dieser Beziehung meine Gedanken so ziemlich erraten; ich muß mich der blauen Augen annehmen, denn Sie haben Sie mir durch ihre Schilderungen lieb gemacht. Doch ich meine dies nicht so gar streng, denn ich weiß ja, obwohl Sie gern ein bißchen Komödie spielen, werden Sie nie vergessen, daß was für Sie ein Scherz ist, für andere oft ein trauriger, ja tragischer Ernst werden kann. Ich möchte Sie aber nur daran erinnern, weil ich weiß, wie selten die Männer in solchen Fällen ein Mädchen richtig beurteilen und die Folgen berechnen können.

Sie sagen: „Wenn ich die Vergangenheit überblicke, wie wenig bleibt Echtes!“ Wie können S i e so sprechen! Einst schrieben Sie mir: „Ich habe mir vorgenommen, nicht nur an andern das Gute und Schöne zu preisen, sondern es auch, so viel wie möglich an mir selbst darzustellen.“ — und ist es Ihnen nicht gelungen? Schlagen Sie ihr Wirken auf andere gar so niedrig an? Hat es Ihnen keine Früchte gebracht? Wenn Sie sich auch selber nie genug tun, so ist deswegen doch noch nicht alles Flickwerk. Der Wert unseres Lebens hängt für uns vom Ernst unseres Strebens ab; Ihr Streben ist aber auch nach außen nicht erfolglos gewesen.

Der „Harlekin“ ist auch so düster wie eine wilde Gewitternacht!

Wenn Sie diesmal nach Salzburg kommen, müssen Sie Hellbrunn besuchen. Es ist da vom Tiergarten eine wunderschöne Aussicht; doch gibt es auch noch andere prächtige Punkte, näher und ferner, die Sie noch nicht kennen. Wir wollen da schöne Ausflüge machen. Übrigens können Sie tun, was Ihnen gefällt: auf dem Sofa liegen, spazieren gehen, von schönen Augen schwärmen, selbst einige kleine Bosheiten will ich verzeihen. Aber warten Sie nur! Ich will dieses Mal eine niedliche kleine Cousine einladen, die auch blaue Augen hat. Nehmen Sie sich in acht.

Neulich waren wir im Kunstverein. Es waren manche hübsche Bilder da; ein Studienkopf von Ammerling, der mir besonders gefiel; eine sehr schöne Winterlandschaft und anderes mehr. Sehr sprach mich ein kleines Bild aus dem bayrischen Hochgebirg an: ein frischer Bursche singt zur Zither, ein Greis und ein Mädchen hören zu; jenem bringt das Lied die Vergessenheit des Alters, dieser das Bewußtsein der Jugend. Es ist ein freundliches Bild und versetzte mich nach Tirol zurück. Dagegen ließen mich der Übergang von Dur ins Zillertal und der Durerfern, auf den ich so begierig war, ganz kalt; es ist nichts Großartiges darin, vielleicht lassen sich solche Gegenstände überhaupt nicht in einen so engen Raum zwängen. Die Statuetten und Glasmalereien gefielen mir nicht besonders.

Am Sonntag abends beim Spazierengehen sah ich ein Kind, so schön wie kaum je eines; große dunkelblaue Augen, goldblonde Locken und ein solcher Ausdruck von Geist, möcht' ich beinah sagen, in dem zarten Gesichtchen. Ich bin ganz verliebt.

Daß Viktorie einen Buben hat, wissen Sie wahrscheinlich; sie ist wieder ganz wohl und hat neulich ihrer Mutter ein Porträt ihres Theodor entworfen. Stirn, Augen und Mund vom Vater, die Nase aber habe er von ihr, wahrlich, da gehören prophetische Blicke dazu, um das alles jetzt schon zu sehen. Ich habe schon ziemlich lang von ihr keine Zeile erhalten; was ich vorausgesagt, wird wohl eintreffen und unsere Verbindung endlich ganz aufhören. Ist es so und muß es sein, werde ich mich ruhig darein finden. Ich weiß, daß sie, ebenso wie ich, sich immer freundlich an die Vergangenheit erinnern wird; ich schätze sie sehr und nur, wer sie so genau kennt wie ich, kann wissen, wie viele Ursache ich dazu habe. Sie wird eine treffliche Hausfrau und Mutter sein, aber was uns zusammenführte, hat aufgehört: ihre Welt ist ihr Haus, ihr Mann will es so und sie also natürlich auch. Wär es mir darum zu tun, so hätte ich Gelegenheit genug neue Verbindungen anzuknüpfen. Man findet hier und da ein liebes Mädchen, aber eine Freundin fand ich noch nie. Nun, ich brauche keine; ich habe ja eine an meiner Schwester. Mathilde ist, gottlob! in diesem Sommer gesünder als im vorigen; auch an ihrer heiteren Stimmung merkt man das. Ich kann gar nicht sagen wie froh ich darüber bin. Wir gehen recht fleißig spazieren, manchmal auch des Morgens. Das Wetter ist beinahe immer schön und ich gehe gern durch die herrlich wogenden Kornfelder oder unter den schattigen Alleen, die hier überall gepflanzt sind. Auch auf dem Mönchsberg waren wir wieder, zum ersten Male seit mehreren Jahren.

Meinen herzlichen Dank für die Frühlieder. Sie

haben eine gute Auswahl getroffen und erlauben mir wohl, meine Ansicht darüber ausführlicher mitzuteilen.

In allen weht ein frischer Geist, ein Hauch der Jugend, manche gefallen mir ganz vorzüglich. Die von Aloys Schlern zeichnen sich durch Schwung aus. Seine Naturbilder zeigen den Einfluß von Anastasius Grün. — Aloys Meßmer gefällt mir vorzüglich; möge die Zukunft seine Zuversicht für ihn und die Liedesgenossen vollauf rechtfertigen. Tirol bedarf des „Erwachens des Liedes". — Die Schilderungen Adolf Purtschers sind lebendig und wahr, seine Gestalten echt tirolerisch.

Perthalers „Grieche", die „Vollendung" und anderes ist gedankenvoll, die „Versöhnung" scheint mir etwas unklar. Er ist weniger plastisch.

Schlumpf und Schnell haben einige Ähnlichkeit, beide sind weich, zart, anspruchslos; Schlumpf weniger bildlich, mehr vom Herzen; Sie hatten recht: er gehört den Frauen.

Gilm frappiert durch Originalität, Leidenschaft, Bilderpracht. Den andern begegnet man gern, ohne sich bei ihnen aufzuhalten.

Zum Schlusse den Wunsch, daß aus diesen Blüten schöne Früchte reifen und wo schon Früchte sind, sich neue Blüten ansetzen mögen.

Cornelie.

An Cornelie.

Meine Abreise verzögert sich. Ich möchte meine Lektionen, wenn auch nicht zum Abschluß, doch zu einem Einschnitt führen und gehe also nach Hütteldorf. Ich

habe Emma viel von Ihnen erzählt. Wär't Ihr beisammen, so machte ich mich aus dem Staube. Kommt man doch vor einem Mädchen nicht auf, wie wär's erst gegen zweie — Werde schreiben, wann ich komme! — Wahrscheinlich bestellt Ihr jetzt durch mich Eure gegenseitigen Grüße! Wären's noch Küsse, da nähm ich meinen Zoll. Amen!

Wien, 24. Juli 1845.

Ihr

Pichler.

Sebastian Ruf an mich.

Doktor Stolz hat unlängst eine Reise nach Deutschland unternommen, um Irrenhäuser zu besuchen. Er schreibt mir nun soeben wie folgt: „In Winnental sah ich den gefeierten Dichter Lenau, aber in welchem Zustande! In der Zwangsjacke und an das Bett gebunden. Er ist seit Oktober periodisch tobend, 2—3 Tage aufgeregt, 1—2 Tage gemäßigter. Während der schlimmen Tage ist er ganz verwirrt und höchst unreinlich. Er schreit öfter oder brummt grimmig in den Bart hinein. Als ihn der katholische Priester besuchte, war er eben aufgeregt und stieß die Worte: „Trinitas? Pfui Hochwürden!" — in tollem Wirrwarr heraus. In besseren Tagen soll er freundlich mit diesem sprechen. So ist dem Mann, um dessen Blick vor kurzem die ganze vornehme Damenwelt Stuttgarts buhlte und der mit einem Worte jedes der verrückten Weiber in Ekstase zu versetzen fähig war, nun Bewohner einer Tobzelle. Die Weiberverrücktheit geht so weit, daß sie die Ärzte beneidet, welchen die losen Stücke untergehen-

der Genialität zu sammeln gegönnt ist. Ein Weib soll auch die erste Ursache seiner Melancholie gewesen sein. Seine Wiedergenesung muß allerdings bezweifelt werden. So enden überspannte Idealisten.

Nicht wahr, das ist hart? Aber es ist halt so. Der Irrenarzt hat nicht ganz unrecht. Die alten Dichter waren ganze Kerle nach innen und außen. Die neuen sind nach außen meist nichts; nach innen bohren sie in sich hinein, da verrückt sich der Schwerpunkt, der Kopf überschnappt und oben wird unten. Danke Gott, mein lieber Adolphus, daß Du die Naturwissenschaften hast, fahre fleißig fort zu studieren, das ist für das Heil des Leibes und der Seele. Wenn Du halt dichten mußt, so dichte, wenn Du mußt; aber will nicht. Poeten haben wir leicht genug, Naturforscher und Ärzte brauchen wir stets und überall.

Unlängst habe ich kaum meinen Augen getraut, als ich das Buch: „Die ärztliche Seelenheilkunde" von Feuchtersleben gelesen. Diesen Vandalismus hätte ich nicht erwartet. In betreff der Behandlung der Gestörten sagt er: „Schmerzhafte, körperliche Züchtigungen, die zugleich das Ehrgefühl verletzen, dürfen nur in seltenen Fällen — aber nicht, gar nie — stattfinden; denn Lichtenberg sagt: durch Stockschläge wird die Seele von Narren genötigt, sich wieder an jene Welt zu erinnern, aus der Prügel kommen". — Also Stockschläge und Prügel sind neue Heilmittel? der Gestörte ist kein Kranker, er ist nur ein Nichtwollender — ein Böser — ein Verbrecher. Siehe da — die alte Heinroth'sche Sündentheorie! Freilich sagt Ihr, daß Ihr Euch nicht dazu bekennt; allein Eure Praxis verrät Euch! Glaubt

Ihr nicht, daß den Gestörten seine Leiden ohnehin schon sattsam an jene Welt erinnern, aus der seine Leiden kommen?

„Dem Kranken", heißt es weiter, „muß jede Stütze genommen werden." „Er rät auf die Kranken loszustürmen; denn nur ein großer Sturm kann ein kleines Feuer auslöschen." Er rät Mittel, welche geradezu jede Bewegung hemmen: „Die Zwangsjacke, den Zwangsstuhl, das Zwangsbett, Bande jeder Art." — „Denn, — hört, hört! — ihre Anwendung ist durch die Erfahrung gerechtfertigt." Gerade in diesem Sinne wurde für die Beibehaltung der Tortur gesprochen: ihre Notwendigkeit war durch die Erfahrung bestätigt.

So werden von Ärzten Kranke kuriert! Schläge, Prügel, Zwang jeder Art heißt man physische „Kuren", und die Männer, die sie ausüben, legen sich den süßen Namen „Seelenärzte" bei. Prügelknechte und Rottenmeister würden diesen physischen Einfluß auszuüben wohl besser verstehen. Ist es ein Wunder, wenn sich die Leute besinnen, ihre Unglücklichen in eine Irrenanstalt zu geben, wenn sie hören, wie sie dort behandelt oder vielmehr mißhandelt werden.

Feuchtersleben zitiert Langernau, der die unsinnigen Worte ausgesprochen: „Könnten den Irren ihre Handlungen nicht imputiert werden, so könnte es keine Irrenärzte geben". Welch eine Logik! Weil es Irrenärzte gibt, müssen notwendig die Irren böse sein; weil es Henker gibt, ist die Todesstrafe notwendig.

Flirs Büchlein war schon gedruckt, als er erst merkte, wie winzig es ausfalle. Er entschloß sich daher auf Anraten zu den zwölf Gedichten noch zwölf neue

hinzuzufügen und der Schlacht am „Gigelberg" eine Novelle anzuhängen.

Streiters Büchlein: „Die Jesuiten in Tirol von einem Tiroler" wurde sogleich mit Beschlag belegt, aber demungeachtet zirkulieren viele Exemplare. Es ist gut geschrieben.

Du klagst über Österreichs Zustand. Das nützt uns alles nichts. Solange wir nicht die Macht haben, es anders zu machen, müssen wir uns dies alles gefallen lassen. „Das Reich des Himmels leidet Gewalt, sagt Jesus, und die es an sich reißen wollen, müssen Gewalt anwenden." Dieser Staat kann die Preßfreiheit nicht erlauben und die Kirche auch nicht. Nur durch eine Macht kann eine Macht gestürzt werden. Ich weiß nicht was mehr zu fürchten ist: fremde Macht oder eigene Ohnmacht. Selbst die Religion sucht Gottes Allmacht den Menschen durch Gottes Liebe und des Menschen Ohnmacht Gott gegenüber durch die Gnade zu neutralisieren. Immer regiert nur die Macht. „Das Geheimnis jeder Macht, sagt Börne, besteht darin, zu wissen, daß andere feiger sind als wir." Unsere Feigheit ist schuld, daß der Staat mit uns so schalten und walten kann.

Zu Innsbruck will man im Kasino keine Wienerblätter mehr beziehen, sondern selbe total eingehen lassen. Wie? zeigt das nicht von einem guten Geschmacke der Tiroler.

Dagegen wird die Zensur auch hier strenger. Mensi, der früher Zensor des Tirolerboten war, wurde abgesetzt und dafür Vogelsanger erwählt. Dieser Tage geschah sogar etwas noch nie Erhörtes: Der gute

Tirolerbote wurde zurückbehalten. Er mußte eines Aufsatzes wegen, der gestrichen wurde, ganz a novo gedruckt werden.

Kennst Du das Büchlein: „Das Recht des Einzelnen gegen den Staat". Es wurde in der Schweiz aufgelegt und in alle Weltteile versendet, allein die meisten Exemplare fielen in die Hände der Polizei. Wie väterlich der Staat — für sich — besorgt ist!

Flir, Schönach und andere werden heuer die Vakanz im Achental zubringen; sie wollen in stiller Einsamkeit stille Betrachtungen anstellen über die Gnadenwahl und über den Fortschritt jenseits. —

Kommst Du wohl nach Tirol herein?

Hall, 27. Juli 1845.

Dein

Sebastian.

An Cornelie.

Die Prüfungen sind abgeschüttelt; um auszuschnaufen dampfte ich nach Mödling und besah mir dort das Gebirge. Das hat denn doch meine Sehnsucht nach den Alpen erregt und anstatt blos nach Graz einen Spritzer zu machen, will ich wieder nach Tirol. Da ist die Station Salzburg, wo ich mit jemand zu plaudern habe. Sind Sie zufrieden?

Heute ein Brief von Ruf, der gar mancherlei enthielt. Schrecklich ist die Schilderung des unglücklichen Lenau in der Irrenanstalt zu Winnental. „So enden überspannte Idealisten."

Übrigens hat er recht; es taugt nichts, nur Poet zu sein, und gerade die Größten waren auch noch etwas

anderes. Lenaus Schicksal ist wie das Kreuz auf einem Alpenpfade, wo einer in den Tod stürzte; man spricht ein stilles Gebet, aber nur der Feige wagt sich nicht mehr vorwärts. Uns allen ist die Bahn von den Göttern vorgezeichnet, mögen wir uns selbst bewachen, daß sie nicht in die Schuld führe. Wer immer nur aus seiner Brust pumpen will, zieht zuletzt das Blut aus dem Herzen.

Bei mir hat es übrigens keine Gefahr, daß ich köpflings aus dem Wolkenschifflein falle, und im übrigen denke ich mir auch hier: Wer gegen die Natur ist, ist gegen Gott!

Auf wieviel Briefe sind Sie mir jetzt die Antwort schuldig? Ich glaube, auf vier!

Wien, 31. Juli 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Sie kommen also nicht sobald; wenn Sie nur kommen! Dann mag Ihnen Ihr Plan nach Graz verziehen sein. Doch soll Sie Emma wieder einmal aufsitzen lassen, wie Sie mich aufsitzen lassen wollten. Daß Sie sich auf die verfolgte Unschuld hinausspielen ist köstlich! Wir armen Mädchen! Ich glaube mit Ihnen würde die heilige Ursula samt den elftausend Jungfrauen nicht fertig!

Von Lenau habe ich in der Zeitung gelesen. So muß dieser schöne Stern in schwarze Wolken sinken!

Uns allen geht es gut, aus Innsbruck haben wir keine Nachrichten.

Wo gehen Sie jetzt hin, wann kommen Sie und Ihre vier Briefe? An Emma einen Gruß!

Cornelie.

An Cornelie.

Daß ich gute Vorsätze gefaßt habe, bezeugen Feder und Tinte auf meinem Tisch. Die Gegend vor meinem Fenster ist aber so schön, daß ich es nur schwer, oft kaum eine Viertelstunde im Zimmer aushalte. Unmittelbar vor der Tür verläuft ein Rasenplatz gegen den Bach, welcher den Garten in zwei Teile schneidet. Die Brücke darüber, das Gebüsch ringsum, hier und da hochwüchsige Obstbäume füllen den Vordergrund; nach hinten erstreckt sich der Tiergarten im sanften Längenzuge, seine bedeutendste Höhe steigt in der Mitte des Bildes empor, welches rechts von einem Hügel, den er von der Hauptkette abstreichend vorlagert, links von einer Gruppe schlanker Pappeln geschlossen wird. Sowohl die Höhe, als auch die übrigen Maße der Ausdehnung ordnen sich so in der Perspektive, daß die Gegenstände im schönsten Zusammenhang erscheinen ohne sich verwirrend zu häufen. Dazu stimmen auch Licht und Farbe. Im Hintergrund überall derselbe Baumschlag; kräftige Buchen und Eichen, die sich in starken breiten Massen sondern, je nachdem die Beleuchtung den verschiedenen Ton angibt. Alles ist so abgegrenzt und nahe, so klar und übersichtlich vor meinen Augen, daß sich der Geist in diesem kleinen Raum gern befriedigt, wo die Natur selbst das Gesetz harmonischer Begrenzung zeigt.

Emma ruft zum Fenster herein, sie will mir was

gar Hübsches zeigen. Wird was rechtes sein! — Ein Bienchen schläft im Kelch eines Fingerhutes, daneben sitzt ein goldgrünes Käferlein. — Ich sagte ihr, daß ich an Sie schreibe. Sie vertritt mir die Türe, spannt die Arme aus und läßt mich nicht durch, bis ich verspreche, gleich einen Gruß von ihr an Sie beizusetzen.

Da, da, nehmen Sie den Gruß!

Ich habe Emma bereits öfter im Salon gesehen; die glänzenden Zimmer passen nicht zu ihrem Wesen. Ihre Bewegungen zeigen nichts von der Geziertheit, wie sie über die Bohlen der Parketten hintänzelt; ihre einfachen Volkslieder nehmen sich neben den glänzenden Piecen der andern aus wie wilde Rosen bei üppigen Kamelien im Glashause, sie tritt gegen ihre Freundinnen völlig in den Hintergrund. Wie ganz anders war sie heute! Sie wandelte dahin leicht und frei, das blaue Hauskleid schmiegte sich nach der schwungvollen Beugung der Glieder, der breite Strohhut war vom Haupt auf den Nacken gesunken, ihre Gestalt blühte gleichsam in der Morgenluft: man kann sich nichts Anmutigeres und Holdseligeres denken. Wir gingen an der Wien stromaufwärts durch Auen und Grasplätze gegen Mariabrunn. Beim Wasser stehen Erlen und Weiden, dann einzelne Espen. Ein hölzerner Steg verbindet die Ufer. Mir fielen Bilder von alten Niederländern, insbesonders Ruysdael ein, wie sich bei ihnen Naturwahrheit und poetische Anschauung so schön vereinigt. — Auf dem schwarzen Boden wucherten Sumpfpflanzen in vollem Gedeihen, welche die Ranken des Windlings aneinanderknüpften. Dieser lieh ihnen seine großen, weißen Blüten. Ich zeigte das meiner Be-

gleiterin. Als sie den Blick zu mir erhob, dachte ich an jene Worte des hohen Liedes — „Deine Augen sind Taubenaugen! Keine Sehnsucht, keinen Wunsch in der Brust; alles ist unmittelbare Gegenwart“.

Zu Wien, um in meiner Wohnung nachzusehen. Ich habe nach einem Brief von Ihnen gesucht, gefragt, aber nichts gefunden. Sie sind Emma einen Gruß schuldig!

Ein gelinder Wind verwehte in der Frühe die leichten Wolken über dem Marchfeld, daß in der durchsichtigen klaren Luft die föhrenbewachsenen Karpathen, die man sonst kaum erkannte, auftauchten. Ich nahm meine Kräuterbüchse, um sie mit Blumen und Blütenzweigen zu füllen, deren Schönheit ich unversehrt bis Hütteldorf erhalten wollte. Mein Weg führte über den Hügelkamm, der mit Reben bepflanzt von Hernals sanft aufsteigend in den Waldhöhen über Dornbach endet. Dort ist eine Stelle zwischen Hainbuchen, die zwar den Blick frei über Berg und Tal wandern lassen, die Aussicht auf die Stadt jedoch abschließen. Dadurch und weil kein Fußpfad in der Nähe vorüberführt, hat dieses Plätzchen eine lauschige Heimlichkeit behalten, die mich stets wieder und wieder anlockt. Dort liegt als bequemer Sitz ein Steinblock dicht überwachsen von Moos und Quendel. Weithin dehnte sich das Tal mit wechselnden Weingärten und Fluren, von den nahen Wiesen duftete der Honiggeruch des Klees. Das Korn war bereits geschnitten; die herbe Traubenbeere bgann sich zu färben und durchsichtig zu werden. Der Wind rollte über das hohe Gras in die Stoppeln, hier und da guckte roter Mohn oder eine Cyane empor und verschwand wieder wie ein scherzendes Kind. Hoch droben fei-

erten die Lerchen Maria Himmelfahrt. Mit Recht wählten die Babenberger sie im blauen Felde als Wappen für Österreich. Dort auf der Höhe stehen die spärlichen Reste ihrer Burg; die wilde Rose umgittert sie mit den Dornen, aus dem Geröll steigt die gelbe Ähre des Himmelbrandes, die Amseln singen am Bergeshang, aber die Stimmen der Lieder sind verhallt, die Harfe Walters von der Vogelweide verstummt.

Als es wärmer wurde, stieg ich auf zum Grat und dann zum Weidlingerbache nieder. Er fließt durch Buchenwälder kühl und lauter über weißen Kies der Donau zu. An einer Stelle des Ufers hat er die Wurzeln der Erlen untergraben, so daß ihre braunen Zasern in die Wellen niederhängen, die Stämme verzweigen ihre Laubkronen mit denen des andern Gestades; das Ufer umsäumt Rasen mit Storchschnabel und Hornklee, dahinter Strahldisteln und Wasserdost. Ich zog die Kleider aus und legte mich in das weiche Wasser. Kleine Fische schossen hin und her, Libellen und Schmetterlinge umflatterten mich, im raschen Flug setzte sich ein Eisvogel auf einen Wurzelast nebenan, dabei die seltene Pracht seines Gefieders entfaltend, das im Wechsel des Lichtes vom Goldgrünen ins Blaue und dann wieder ins Goldgrüne spielte. Das war Wollust! Ich blieb hier mehrere Stunden und verzehrte im Schatten mein Mittagsmahl, ein Stück Butterbrot. Als die Sonne zum Untergang neigte, trat ich den Rückzug nach den Höhen von Hütteldorf an, sie war schon gesunken, als ich das Landhaus erreichte. Ich schüttete den Mädchen die Blumen auf den Tisch und sah zu, wie sie Kränze banden. Emma nahm eine

lange Efeuranke und flocht sie dem Apoll von Belvedere, dessen Gipsbüste in ihrem Zimmer steht, um das Haupt.

Es sind herrliche Tage, die ich hier in Garten und Wald zubringe. Nichts von Gelehrsamkeit und Bücherwust ringsum, nur wenige Griechen und Spinoza durften mich begleiten. Ich denke oft an jene Pythagoreer, die in weißen Gewändern unter Lorbeersträuchern und Zypressen hinwandelten, über Gott, Natur und Staat dachten und sprachen und den Melodien horchten, die aus den Tiefen der Seele wie im Wandel der Gestirne klingen.

Mir zu Häupten sausen die Wipfel der Pappeln im Winde, der mir den Klang ferner Sonntagsglocken zuträgt; die Luft ist so klar und durchsichtig, daß sich weit hin die Umrisse der Hügel wie in einem reinlichen Gemälde einzeichnen. Die Landschaft erinnert mich an ein Jugendbild Raphaels. Ein Jünglig ruht waffengerüstet auf dem Schild; in sein kindliches Gesicht hat noch nicht der Ernst des Lebens den Eisengriffel gesetzt; seine Träume sind vielleicht eben so ruhig und mild als die Gegend ringsum. Zur Rechten naht eine Frau mit Buch und Schwert, zur Linken ein geschmücktes Mädchen, als woll' es ihn einladen auf den Pfad der Lust. Hinter ihm sproßt ein Lorbeerbäumchen und wiegt die zierlichen Blätter in der Luft. Werden diese Zweige, die ihn jetzt im Schlafe kühlen, seine Stirne umwinden, wenn er einmal sturmesmüde am Stamm niedersinkt?

Vor dem Hause zieht westlich eine Anhöhe empor, deren weiter Rücken einen Wald von Laubholz trägt. Wir

gingen langsam hindurch; die Mädchen pflückten Blumen und stritten, wer das Körbchen am schnellsten voll haben würde. So erreichten wir einen Holzschlag, der mit Stauden von mäßiger Höhe überwachsen war. Zwischen hinein lagen terrassenförmig freie Stellen, wo an der Sonne die herrlichsten Erdbeeren reiften. Die Gesellschaft zerstreute sich nach allen Richtungen, da und dort sah ich noch ein farbiges Kleid durch die Büsche schimmern, oder es tönte das Jauchzen der Kinder, — bald war ich allein. Anfangs suchte ich emsig nach Erdbeeren, bald aber lenkten mich tausend Dinge ab. Da duftete Spierkraut voll und schön aus dunklem Laub, dort stand eine Zaunlilie zwischen Dolden und Wohlgemut, oder es blühte irgendwo eine seltene Blume, die ich mitnehmen wollte. Und die Gegend ringsum! Kleine Täler mit hellem Grün, darüber dunkle Wälder, auf die sich weiße Wolken in stets wechselnden Formen stützten; jetzt scharfkantig und zackig, dann wellenförmig oder in Kuppen; für den Augenblick ruhend, dann wieder hoch emporschwellend oder wie Drachenköpfe mit langen Hälsen umgebeugt. Während dieser Betrachtungen sank die Sonne tief und tiefer, die Drosseln fingen an zu schlagen und einzelne Dämmerkäfer summten bereits herum. Die Wolken färbten sich vom stärksten Rot bis zum bleichsten Gelb und stiegen geballt oder streifig zerflossen höher am Gesichtskreise. Da hörte ich meinen Namen rufen; ich sprang vom Grase auf und nun erst fielen mir die Erdbeeren ein, die ich hätte pflücken sollen. Es war nicht mehr zu helfen. Die Kinder lachten mich aus und wollten meine Blumen nicht

gelten lassen, die könne man ja nicht essen! Da flüsterte mir Emma ins Ohr: „Sie bekommen schon doch Erdbeeren — von mir!“ — Hab ich sie etwa nicht verdient?

Ich freue mich auf jeden Morgen und bin auf, eh der Frühstrahl die Nebel zerstreut. Dann hinaus durch den Garten in den Wald; ich streife die Zweige, auf Stirn und Haar tropft mir der Tau, ich pflücke einige Blumen: Salbei, Feldnelken, Glocken und schaue zurück auf die grünen Jalousien im ersten Stock. Die blauen Augen wollen sich nicht auftun; erst wenn die Sonne hoch vom Himmel durch die Läden guckt.

Hier ein Gedicht, irr' und verworren wie der Dichter; vorher einige Bemerkungen zum Verständnis. Memnon war Aurorens Sohn und fiel vor Troja; die Göttin ließ ihn nach Theben tragen, wo sein Bildnis, welches beim ersten Sonnenstrahl klingt, auch heute noch am Saum der Wüste steht. Diese Sage habe ich andeutungsweise benutzt.

Memnon.

I.

Ruhigen Stromes
  Dämmert die Helle
Ahnung des Morgens
  Dir in die Seele:
Wie auf den Sprossen
  Himmlischer Leiter
Nahen die Träume
  Lieblich und heiter.
Klingen und singen!
  Wallend gehoben!

Hat deinen Busen
  Frührot umwoben,
Lächelnd des Auges
  Vorhang geschlossen,
Mild von des Lebens
  Odem durchflossen
Atmest du Kühle,
  Tief in der Seele
Fühlest des Morgens
  Dämmernde Helle.

II.

Still vor dem Fenster
Schauend ins Ferne,
Steh ich des Morgens
Einsam so gerne.
Hoch an dem Himmel
Flammenumwunden
Werden des Lichtes
Garben gebunden.
Steiget die Sonne,
Jauchzen die Tale,
Wie einst geklungen
Memnon im Strahle,
Tief in der Seele,
Ob es auch schliefe,
Licht des Gedankens
Wach sie mir riefe.
Ruhig und sinnend
Schau ich ins Weite,
Wie sich des Tages
Ernte verbreite.

III.

Rastlos und mutig
Strahlenumwunden
Sind nun des Lichtes
Garben gebunden,
Langsam im Westen
Purpurumflossen
Werden des Hauses
Tore geschlossen.
Doch ist der Wagen
Sternen mit sieben,
Der heim sie führte,
Draußen geblieben.
Stehe wie Memnon,
Tief in der Seele
Wird es von lichten
Gedanken mir helle.
Läßt ihn die Sehnsucht
Abends erklingen,
Gluten der Liebe —
Könnt ich sie singen!

Auf den Höhen südwestlich von Hütteldorf herumgelaufen, ohne erst auf die Zeit zu achten. Bei der Rückkehr konnte ich erfahren, wie verschieden die Perspektive in Alpenländern und zwischen den kleinen Bergen sei. Dort hatte ich meinen Blick geübt, Höhen und Weiten zu beurteilen und fehlte selten in der Angabe, weil ich die Jöcher als sicheres Maß im Hintergrunde hatte. Hier erschien mir alles viel näher, und ich mußte mich durch die müden Füße und vor der Uhr von der Länge des Weges, den ich zurückgelegt, überzeugen. So sprang ich denn über Stock und Block. Es wurde dunkler. Hinter den Bergen begann es durch

das tiefe Gewölk zu leuchten. Um den Weg zu kürzen, schwang ich mich über die Planke am Bach. Auf den kleinen Höhen zwischen den Pappeln stand Emma. Ich ging am Gesträuche hin; der erwachende Sturm überrauschte meine Schritte im weichen Gras, schon wollte ich sie anreden. Da zuckte ein Blitz und spiegelte in ihrem Auge, das wie suchend ins Weite blickte! Ihr Antlitz schimmerte wie Marmor, die Haare, durch welche sich ein Lärchenzweig schlang, waren zurückgeweht. Ich erschrak fast wie vor einer Erscheinung und schwieg. Der Donner rollte stärker, der Regen begann zu tropfen, sie ging langsam fort, an mir vorüber, daß mich fast ihr Atem streifte.

Sie sollte nicht erfahren, daß ich sie gesehen. Ich schwang mich wieder über die Planke in den Wald hinaus, die Fahrstraße aufzusuchen. Da brach das Wetter los mit aller Macht, es goß in Traufen, so daß ich vorn an der Haustür bereits naß war bis auf die Haut. Ich trat unter die Tür des Saales; aus meinem Haar floß noch der Regen. Die Kinder schalten mich, sie hätten sich statt meiner gefürchtet, daß ich draußen gewesen bei dem Wetter. Emma hatte den Lärchenzweig in der Hand; sie blickte schweigend vor sich hin.

Ich ging in mein Zimmer, mich umzukleiden.

Als ich wieder zurückgekehrt, gab die Hausfrau mit der Glocke das Zeichen, wir setzten uns an den Tisch, es ward aufgetragen. Das Völkchen aß, lachte und plauderte, bis wieder ein Blitz dazwischen fuhr und ihnen vor Schrecken das Wort nahm, dann ging es von neuem los.

Endlich hatte sich das Wetter verzogen; die Kinder, die auf einem Häufchen beisammen hockten, trauten sich zu Bette. Emma und ich waren einen Augenblick allein.

Sie sah mich vorerst an und sagte halblaut: „Warum blieben Sie bei diesem Wetter im Freien?"

Ihr Name wollte sich vom Herzen auf die Lippe drängen; ich wollte ihre Hand fassen, doch besann ich mich.

Wenn alles doch nur Selbsttäuschung wäre?

Und doch, wie klang ihre Stimme!

Hab ich denn ein Recht, etwas zu hoffen, wo ich nicht einmal etwas wünschen darf? Die Mägde traten an den Tisch um abzudecken.

Gute Nacht!

Bewahren Sie diese Blätter; wenn mir einst die Sonne der Jugend nicht mehr leuchtet, dann sollen sie mir zurückrufen, was in jenen Tagen das Innerste meiner Seele bewegte.

Der Himmel hat sich umzogen; die grauen Wolken drücken fast die Buchengipfel, wie ein schwermütiges Lied von Lenau zieht der Wind durch die Blätter. Es wird wohl ein Landregen. Ich habe meine Mappe geöffnet und lese all die Papierschnitzel, die ich seit Jahren hineingesteckt.

Viel fällt unter den Tisch: Zeug, aus dem ich daraus gewachsen; ich begreife kaum, daß ich je drein steckte. Nehmen Sie die spärliche Ernte, die ich ausgelesen, in Empfang: Ein Durcheinander von Blumen, Gras, Kraut und Rüben.

* * *

Ich habe Spinozas Ethik vorgenommen. Nur über die sittliche Wirkung des Mannes wage ich hier einiges zu bemerken. Sein ganzes Dasein war ein gotterfülltes; für ihn ordnete sich alles einem großen Gedanken unter oder vielmehr: Er kannte nur das Wesenhafte und ließ alles Zufällige darin aufgehen. Der Nachthimmel ist so klar, so tiefblau und ruhig! Wenn ich einen seiner Sätze lese, ist mir auch, als ob ich in den Nachthimmel schaute: ein einziger bestimmter, durch nichts zerrissener Eindruck. Wird es nötig, bisweilen sich im Gemüte zu sammeln um nicht ganz im Vielerlei täglicher Geschäfte unterzugehen, so erscheint mir dabei niemand so hilfreich als Spinoza. Man nennt ihn kalt, poesielos und doch spricht sich das Genie nirgends ursprünglicher und naiver aus: ursprünglich darum, weil alles, was er sagt, reine Anschauung durch den Geist ist; naiv deswegen, weil er das ihm ewig Wahre durch die mathematische Methode zu beweisen sucht und es dennoch unter der Form des Axiomes als Voraussetzung hinstellt. Seine Sätze sind Kristalle, aber man merkt es wohl, daß sie einst flüssig waren am Feuer des edelsten Herzens. Was dürfen wir Harmonie nennen, ist es nicht das Wesen dieses einzig großen Mannes?

*

Da reden die Leute vom Unwert körperlicher Schönheit: Krankheit kann sie zerstören, das Alter zerstört sie gewiß und schließlich werden wir insgesamt Staub und Asche. Wir alle haben die Aufgabe sittlicher Vollendung; wer aber schön gebildet wurde, den stellte die Natur als König unter die sinnlichen Wesen, er danke

ihr für die hohe Gnade und freue sich derselben demütig wie jedes anderen Vorzuges.

*

Ich liebe die Lilie, wenn sie sich auch nicht leicht in einen Strauß fügt; sie soll und darf nicht dienen. Der weiße Kelch, durchscheinend wie eine Vase von Alabaster, drinnen das Gold der Staubfäden; der feine Duft, das allmähliche Entfalten der Knospen, das man abends fast mit den Augen verfolgen kann, erfreuen mich jedes Jahr von neuem. Die Volksdichtung faßte sie mit Recht als Symbol makelloser Jungfräulichkeit.

*

Wie tölpelhaft, die Tugend der Frauen zu höhnen, weil sie gebrechlich sei! Ist die Perle weniger Perle, weil sie der Essig auflöst, der Diamant weniger Diamant, weil ihn ein Hammerschlag zerspellen kann?

*

Das Schöne ist Sittlichkeit der Natur und das Sittliche Schönheit der Seele.

*

Das erste Kapitel der mosaischen Genesis und der Anfang des Evangelium Johannes ergänzen sich gegenseitig. Beides sind Kosmogonien. In der ersten ist Gott der Welt noch äußerlich, sein Geist schwebt über den Wassern, das zweite sagt: „Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort, alle Dinge sind durch dasselbige gemacht worden". Logos bedeutet Vernunft, die urseiende, dasselbe, was Anaxagoras nus nannte und was der Geist Platos als Idee vor dem Sein der Dinge begriff. Man braucht

hier nicht zu wiederholen, Johannes sei im Zusammenhang mit platonischen Schulen; nur könnte man beifügen, daß hier ein philosophischer Gedanke, sich im Ausdruck steigernd und präzisierend an das letzte Glied seiner Schlußkette gelangt sei. Er ruht nun, bis Spinoza weiter ausführt: „Alles, was ist, ist in Gott und ohne Gott kann weder etwas sein noch gefaßt werden".

*

Ist doch die Wahrheit das einzig Große im Leben! Sie ist Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst und den Gesetzen der Natur.

*

„Ich flehe aufgelöst zu werden!" schrieb Paulus. So auch Sokrates im Phädon: Es soll sich das letzte Korn irdischen Stoffes im Feuer göttlicher Liebe verzehren. Das symbolisiert die Legende, welche die Ekstatischen betend in der Luft schweben läßt.

*

„Die katholische Kirche hat bisher jede Ketzerei überwunden. Sie bezwang den Arianismus, der gewaltiger einbrach als der Protestantismus; soll sie, welche die Prophezeiung eine Hürde der Völker nennt, nicht auch diesen in sich zurückleiten? Sie ist tausendjährig erprobt, gelten historische Voraussetzungen nichts mehr beim Berechnen der Zukunft?" — Wer so fragt, dem kann man entgegnen, daß sich jene älteren Häresien mit Rom um ein mehr oder minder der Dogmatik stritten, übrigens sich mit ihr auf demselben Boden des Glaubens fanden; während der Protestantismus zwar

vom Glauben ausging, allein dessen Verneinung schon in sich trug, da er das Recht freier Forschung geltend machte. Es ist ein Mißverständnis zu sagen, der Protestantismus zerbröckle in sich selber, da er den Glauben an sich aufgebe und von den Artikeln der Reformatoren abgewichen sei. Das war notwendige Folge. Hier handelt es sich um ein Prinzip und nachdem es zum Lebensinhalt der Geschichte geworden, kann es auch nie mehr vertilgt werden; es hat eine doppelte Berechtigung: die im Geiste des einzelnen und die in der Geschichte.

*

Universell ist nur, wer nach Harmonie strebt.

*

Sei in Wort und Tat, was du innerlich zu sein meinst, sonst bist du eben nichts.

*

Großartig ist nur die Ruhe, die aus Kraft stammt.

*

Ich glaube nicht mehr an Ideale, nur an Ideen!

*

Enthusiasmus macht die Menschen zu Narren des Augenblickes, aber selten besser. Begeisterung ist still wirkende nachhaltige Glut, schlägt sie in Flammen auf, so wird es eine große Tat im Denken oder Handeln. Darum ist der Enthusiasmus wohlfeil, die Begeisterung selten.

*

Nichts ist egoistischer als das Gefühl, der Gedanke allein kennt keine Selbstsucht.

*

Durch edle Taten werden die Menschen für Augenblicke idealisiert.

*

Man belügt durch seine Gefühle niemand häufiger als sich selbst.

*

Einseitigkeit ist wohl von Borniertheit zu unterscheiden, jener gehe man aus dem Weg und achte sie in den meisten Fällen, dieser kehre man den Rücken.

*

Wer sich selbst verloren, den kann niemand retten.

*

Es braucht oft mehr Mut zu leben, als zu sterben.

*

Lethe der Heiden, Fegefeuer der Christen!

*

Der Dichter findet in der Natur nichts Verschiednes; er wird sich ihr gegenüber nur der Äußerlichkeit seiner Innerlichkeit bewußt.

*

Paganini verstand es, auf einer Saite ein ganzes Stück abzuspielen. Es war Virtuosität. Unsere modernsten Dichter geigen auch immer auf einer Saite, aber nicht aus Virtuosität, sondern weil sie nur diese eine Saite haben.

*

Typus und Manier verhalten sich wie Schrift und Handschrift.

*

Der Kommunismus ist die idealste Karikatur der Humanität.

*

Die Deutschen ja! Sie singen, toasten, reden bei ihren Festen, als sollten sich dadurch wie bei Orpheus die Quadern des neuen Reiches fügen. Ein fremder Soldatenkaiser, der Napoleon hat euch die kleinen Herren mit eisernen Besen weggefegt, nur ein deutscher Soldatenkaiser kann das Deutsche Reich gründen. Darum sollt ihr bitten, als um das tägliche Brot, die vollen Humpen stellt nur beiseite.

*

Man rede so viel man will; im Volk ist wenig Sinn für Kunst und Schönheit. Die Vergangenheit ruft niemand zurück; sie zu verstehen, braucht es mehr als sogenannte Bildung, deren Bedürfnissen die Mode genügt.

*

In jeder Zeit stimmt alles zu allem: Opitz, Allongeperücken, Rokokostil.

*

Wollt bedenken, daß bei den Griechen die Form zugleich Haut war und ihr kommt endlich von der Nachahmung derselben los.

*

Die naive Kunst zeigt aus der Oberfläche die Tiefe, die sentimentale aus der Tiefe die Oberfläche.

*

Man möchte sagen, bei den Griechen ergänzen sich alle Kunstwerke zu einer großen Schöpfung des Geistes: Nausikaa — Penelope, — Klytemnästra!

*

Der Apoll von Belvedere ist der Ausdruck von Elastizität, Herkules Farnese von massiver Stärke: dort die natürliche Hoheit des Jünglings, der sich der Tat freut; hier der Mann, dem die Tat schwere Pflicht ist.

*

Äschylus, Sophokles und Euripides erinnern an die dorische, jonische und korinthische Säule.

*

Die Gemeinheit wird; ganz gemein ist von Natur aus schwerlich jemand.

*

Die Ehe gleicht oft einem Triumphbogen; vorn sieht man Blumen und Girlanden, ist man durchgegangen und kehrt sich, dann bemerkt man erst die groben Stricke und das Lattenwerk, mit welchem das Ganze zusammenhängt.

*

Sich im Allgemeinen und das Allgemeine in sich! Wäre das Liebe?

*

Die Liebe krönt den Glücklichen, die Tugend den Starken; jene kann uns sehr viel schenken, diese kann uns zu etwas machen; jene dient dem Zufall, diese Gott!

*

Was dir die Liebe nicht gibt, erobere dir der Geist.

*

Der Geist schreitet lebendig vorwärts, aber der Grabstein der Erinnerung steht in ihm.

*　　*
*

Ja, ich freue mich auf jeden Morgen. Gestern früh sollte Emma mit auf eine Höhe. Sie wollte aber gar nicht heraus. Da warf ich Sand an die Glasscheiben, bis sie endlich hinter dem Vorhang wie eine Rosenknospe hervorguckte. Auf dem Weg sagte ich ihr, ich wolle sie als Botaniker unter die Blumen einordnen. — Sie sah mich lächelnd an. — „Nun ja, wegen den blauen Augen neben dem Veilchen, aber als — Fäulchen!“

Noch einen Blick ins Freie. Aus den Tälern steigen Nebel wie Schleier dünn und leicht, daß man die einzelnen Sterne durchschimmern sieht. In der Richtung von Mariabrunn folgen große Wolkenmassen dem Windzug. Die hintern flockig und rein abgegrenzt lösen sich in blendender Mondbeleuchtung vom dunklen Nachthimmel; die vorderen braun und wild zerrissen wälzen sich gegen die Höhen. Die Waldlehne vor mir war schwarz, im Tale selbst milde Dämmerung.

Mir ist bisweilen, als solle sich mein Herz neu besaiten; Ahnung ungekannten Glückes fließt nieder wie Tau, mir ist, als hörte ich ein Klingen und Singen aus Bäumen und Sträuchern, das Licht fließt aus den Höhen wie ein Lied in meine Brust.

Neulich erzählte ich den Mädchen von Tirol. Da

unterbrach mich die Jüngste mit dem Ausruf: „O, das ist alles so schön, wenn man doch nachts davon träumen könnte!"

Die Astern beginnen zu blühen und die Schwalben zu ziehen. Ich will nach Tirol. Übermorgen reise ich ab.

Hütteldorf, 6. September 1845.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Über meine Fahrten erzähle ich Ihnen gelegentlich. Es gab nicht viel von Belang. Noch abends erreichte ich den Chiemsee und bestieg einen Kahn, um auf die Insel zu fahren. Der Wind erwachte, ohne daß man sich gerade beunruhigen durfte, die Wellen klatschten an das Schifflein und über die fernen Alpen flog Nebel, doch blieb der Himmel ober mir klar und die Sterne begannen zu schimmern wie tausend Heldenaugen, vor denen wir stets groß denken, groß handeln sollen! Wie herrlich war dieser Abend! Es war aber gut, daß wir landeten, denn der Wind schwoll stärker. Den Sturm verschlief ich, früh fand ich den Schiffer, welcher sich bei Nacht nicht mehr zurückgewagt hatte, am Ufer, wo überall der Schaum blühte. Er führte mich an das Gestade, zu dem sich bereits die Vorberge der Alpen senkten. Von jetzt ab ging es zu Fuß weiter; ich kann Ihnen daher erst aus Innsbruck schreiben, wo ich mich für einige Tage ansiedle.

Häufig wanderte ich nach Hall und dann mit Ruf einmal nach Absam, wo wir unsere kleine schwarze

Poetin, das Bognerburgele besuchten. Ruf führte mich auch bei seinen Narren herum; ich ließ es mir des Faches wegen gefallen und stellte den künftigen Arzt voran, der gegen solche Eindrücke nicht wehleidig sein darf. Auch einen Stoff zu einer Erzählung „Schuldig“ lieferte er mir, den ich noch zu Innsbruck ausarbeitete. Ich werde sie in einen Wieneralmanach stecken und Ihnen dann gelegentlich denselben zu Füßen legen.

Zu Innsbruck wachsen neue Häuser aus dem Boden: die Leute waren die alten, nur ich schlenderte nicht mehr als der alte durch die Gassen. Mit einigen Studienfreunden bin ich zusammengetroffen; aufrichtig gestanden, kennen wir uns aneinander nicht mehr aus. Einer meinte gar, ich sei hochmütig geworden! Freilich vermochte ich auf die alten Anschauungen nicht mehr einzugehen, aber hochmütig!!

Im Dux war ich auch wieder! zu Kufstein habe ich mich nicht aufgehalten und werde auf dem Rückweg dort nur übernachten! Dann weiter!

Die Füchse haben ihre Höhlen, wo kann aber ich einst mein Haupt ruhig hinlegen?

Vorerst werde ich zu Salzburg rasten und es soll wieder allerlei aus meinem Schnerfer fallen.

Innsbruck, 20. September 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

An dem Tage, da Sie Salzburg verließen, gingen wir abends spazieren; das dichte Gewölk, welches die Sonne beim Untergehen umzogen hatte, verkündete

Regen für den folgenden Tag. Später wechselten einzelne Windstöße. Ich sagte: „Es ist doch gut, daß Pichler heute fort ist; er hätte den Abend auf dem Chiemsee verloren.“ — „Und wir wären in Sorgen, wenn wir ihn bei stürmischem Wetter auf der Fahrt wüßten,“ sagte Mathilde. So ist alles gut gegangen; auch wir verschliefen den Sturm.

Antigone habe ich wieder gelesen. Das ist so schön, so einfach; ohne allen fremden Schmuck und darum nur größer und schöner. Ein solches Kunstwerk zu betrachten ist wie ein Blick in die innersten Geheimnisse der Schöpfung, das heißt: Gott anschauen!

Wie herrlich ist doch Ihr Los! Welch ein Glück ist es aber auch, Sie zum Führer zu haben. Beim Hinblick auf so viel Großes und Schönes — wie könnten wir noch an das denken, was uns im Leben oft hemmend und fesselnd entgegentritt. Mein Herz ist voll, aber meine Worte sind schlecht, doch Sie verzeihen mir's. Es heißt sonst wohl: Wessen das Herz voll ist, geht der Mund über! Jetzt bei mir ist das der entgegengesetzte Fall.

Sie sagten jüngst: „Es braucht keinen geringeren Mut, das Evangelium des Guten und Schönen vor der Welt zu künden, als die Sendung des ewigen Weltgeistes mit gewaffnetem Arm zu vollbringen.“ — Ist es nicht ein noch herrlicherer Beruf, durch Wort und Beispiel der Wahrheit Anhänger zu werben, als dafür zu streiten mit blutbefleckter Hand? Viele Helden sind gefallen und dieser Tod ist schön, aber noch höher scheint mir der Märtyrer zu stehen.

Haben Sie Emma geschrieben?

Ich weiß nicht, wie es kommt; ich möchte Ihnen immer sehr viel sagen, aber es geht mir nur alles so im Kopfe durcheinander; nicht der hundertste Teil kommt auf das Papier; aber Sie wissen mir immer, was ich verworren fühle, deutlich vor das Auge zu stellen. Wie freue ich mich darauf, wieder mit Ihnen zu sprechen.

Das muß ich Ihnen erzählen, daß ich gestern in Buch einen recht schönen Tag verlebte. Ich habe Ihnen die Gegend schon geschildert. Die Hausfrau, ein Muster in jeder Beziehung, hat ein weibliches, liebevolles Gemüt und was ich über alles schätze ist, daß man sich ganz auf sie verlassen kann; sie ist bei aller ihrer Sanftmut fest in ihrem Wesen. Sie ist meine Freundin und ich konnte von ihr gar viel lernen. Schade, daß ihre Verhältnisse ein öfteres Zusammensein nicht gestatten. Ich möchte gern im künftigen Jahr ein paar Wochen bei ihr zubringen. Nur auf dem Lande lebt man ganz, besonders wir armen Frauen. Man mag sagen, was man will, das Weib ist in jeder Hinsicht zu bedauern. Ich weiß wohl, Sie werden meine Meinung gar nicht richtig finden, aber es ist doch so. Der Mann schafft sich selbst sein Schicksal, er kann handeln, das Weib nur dulden. Ich bin zufrieden für meine Person, dennoch fällt mir oft die Stelle aus Iphigenie ein:

„Ein unnütz Leben ist ein früher Tod,
Dies Frauenschicksal ist vor Allem meins“.

Doch was wir nicht ändern können, soll uns nicht kümmern; es ist genug, das ganz zu sein, was wir sein können.

Mathilde macht in der Musik Fortschritte; sie sagt,

Sie hätten großen Teil daran und sie spiele niemand lieber als Ihnen. Wen Sie kommen, werden Sie eine große Sonate von Beethoven hören. Gegenwärtig ist sie aber böse, weil Sie ihr keinen Gruß geschickt haben; sie meint, Sie hätten sich doch erinnern sollen, daß sie Ihnen einmal das Kopfweh vertrieben hat.

Nun fällt mir auch ein, daß ich Ihre Frage, wie ich mit Memnon fertig geworden, noch nicht recht beantwortet habe. Es konnte mir nicht so gar fremdartig erscheinen, nachdem Sie mir gesagt: „Das Licht ist die Seele der Natur."

Doch mein Blatt ist zu Ende; deshalb will ich alles verschieben, bis Sie selbst nach Salzburg kommen. Hätte ich gewußt, daß Sie so bald zu Innsbruck eintreffen würden, Sie hätten wohl länger bleiben müssen; doch nun vergessen Sie uns nicht und kommen Sie, so früh Sie können, kommen Sie bald.

Grüßen Sie mir in Innsbruck alle, besonders Johann.

Cornelie.

An Cornelie.

Sie werden über mich schelten, und das mit Recht: ich habe Ihren letzten Brief Sommer und Herbst hindurch unbeantwortet liegen lassen. Eine Entschuldigung dürfte ich nur dann hoffen, wenn Sie die Reize meines jetzigen Aufenthaltes kennen würden, welche mich noch von ganz andern Dingen als vom Briefschreiben abhielten. Ich befinde mich gegenwärtig in Hütteldorf, auf einem Landsitze mitten in einem kleinen Park. Die Gegend vor meinem Fenster ist so schön, daß ich es nur

schwer, oft kaum eine Viertelstunde im Zimmer aushalte.

Sie fragen nach meiner Gesellschaft? Nur eine Familie bewohnt das ziemlich weitläufige Gebäude, und von dieser nehmen meine Aufmerksamkeit und Liebe zunächst nur drei Kinder, — ein Knabe und zwei Mädchen — in Anspruch. Sophie, die jüngere, zählt beiläufig dreizehn Jahre und nicht nur die schöne Gestalt, es hat noch anderes ihr meine volle Zuneigung gesichert. Sie sollten das liebe Gesichtchen sehen, in welchem die blauen Augen voll Tiefe und Unschuld keine Phrase eines Novellisten sind, das lichte blonde Haar, welches die reine Stirn umfließt, — doch da ist sie ja und möchte mir gar zu neugierig in die Blätter gucken. Sie frägt, ob ich an Cornelie schreibe, da soll ich dann einen Gruß beisetzen, denn ich habe ihr manches von Ihnen erzählt.

Ich bin schon wieder gehindert worden, den Brief fertig mit der Post abgehen zu lassen. Die beiden Mädchen baten mich, mit ihnen über Feld zu gehen. Der Bube, ein wilder, trotziger Range, kam nachgelaufen. Wir stiegen an den Mauern des Tiergartens zu den Höhen von St. Veit empor und setzten uns droben vor den Haselbüschen in das fahle Herbstgras. Hier und da rauschte ein gelbes Blatt nieder, von Ast zu Ast spannten sich die Silbergleise der Marienfäden, der Tag war mild und klar, nur über das weite Blachfeld gegen Ungarn zu schwebte bläulicher Duft. Noch wenige solcher Tage waren uns vergönnt, denn bald sollten wir zur Stadt zurückkehren, darum mischte sich Wehmut in unsere Stimmung. Da nahm ich den

Homer und las den Kindern daraus vor; es war jener herrliche Gesang, wo der Held Achilleus den speerkundigen Vaterlandsverteidiger Hektor niederwirft und um die Mauern der Heimat schleift.

Sie hätten sehen sollen, mit welcher Begeisterung die Kinder an meinen Lippen hingen, kein Laut, — als ich das Buch zuklappte, nur ein tiefer Atemzug. Der Bube stellte sich vor mich hin, die Gestalten der Heroen schienen vor ihm zu leben, sein Auge funkelte, die Faust krampfhaft geballt fragte er: „Hörst du, ist das schon lange her? o hätte ich dort gelebt, ich wäre dem Hektor zu Hilfe gekommen, vor uns beiden wäre der Renner Achilleus gewiß davon gerannt!" Ich lachte. — „O sei still," rief er unmutig, „damals wär' ich ein Mann gewesen und hätte den ungeheuren Speer und die schwere Rüstung getragen." — So entflammend wirkt die hellenische Sage auf reine Gemüter; warum sollte ich nicht den Kindern Homer vorlesen? Ich habe ihnen so viel vom Olymp, von Troja und Theben erzählt, daß sie dort besser Bescheid wissen, als in den Absätzen mancher Bücher, aus denen bei Prüfungen pflichtmäßig examiniert wird. Sie haben mehr Geschmack als jene Pädagogen, die, weil sie selbst kindisch sind, auch die Kinder für kindisch halten und ihnen den Napf mit dem süßen Brei ihrer „Geschichten für die Jugend" vorsetzen. Wenn die Kinder den Homer in meiner Hand bemerken, ist es ein wahrer Jubel und sie geloben sogar fleißig Klavier zu spielen, verspreche ich nur von Odysseus, Agamemnon und Andromache vorzulesen.

Besonders stark tritt die Neigung zur Kunst bei

Sophie hervor, für sie hat die Natur ringsum auf eine ganz eigentümliche Art Leben gewonnen. Wie in jenen Mythen Indiens, welche ihr übrigens völlig unbekannt sind, leiden und lieben die Blumen vor ihren Augen, Engelgestalten walten segnend in Rosenknospen und Lilienkelchen, das Reich der Wirklichkeit verwebt sich traumhaft mit der Geisterwelt.

Gar anmutig ist, wie sie die Ankunft ihres neugebornen Schwesterleins schildert. Man möchte sich dabei an jenes bekannte Gedicht von Anakreon erinnern, oder an den Mythus im Phädros. Diesen letzteren hatte ich im Sinn, als ich ein Sonett zur Antwort schrieb. Möge beides hier stehen.

An Emilie.

Ich hab' ein kleines Schwesterlein, das ist gar lieb und fromm, es schwebte einst vom Himmel zu uns auf diese Erde herab.

Im kalten Winter saßen wir bei der Arbeit, draußen schneite es große Flocken. Da klopfte es an das Fenster, wir öffneten schnell, und ein kleiner Engel flog im silberweißen Kleide der Mutter an die Brust. Wir grüßten ihn voll Freude, und weil wir ihn sehr liebten, so legte er die Schwingen ab und blieb sogleich bei uns. Jetzt ist er unsere Schwester.

An Sophie.

Was Platons Geiste leuchtend aufgegangen,
Der Gottes Wesen innerst tief erwogen, —
Als Ahnung ist's in deine Brust gezogen,
Wie du von süßem Schlummer lagst umfangen.

Er sah, wie sich zur Erde niederschwangen
Die Seelen traurig von des Himmels Bogen;
Du sahst's, es kam dein Schwesterlein geflogen,
Die Mutter nahm's ans Herz mit süßem Bangen.

Doch laß vollenden mich die hohe Kunde:
Wer soll zurück die Seele wieder bringen
In ihres Himmels wandellose Klarheit?

So hört ich einst aus jenes Weisen Munde:
Es wachsen wieder ihr die Silberschwingen,
Wenn ihr zur Dichtung wird des Lebens Wahrheit!

Hütteldorf, Oktober 1845.

Pichler.

An Josef Streiter.

Die Frühlieder finden in den öffentlichen Blättern eine günstige Aufnahme; nur Schulers Tirolerbote hat kein Wort für sie. Gabriel Seidl besprach sie anerkennend, er legt den Hauptnachdruck auf Purtscher, wozu also Gilms großer Sturm? Dem will ich schreiben, es soll kein Schatten zwischen uns sein, antworten wird er mir nicht und wohl mit meinem Brief eine seiner Zigarren anzünden. Tröst ihn Gott!

Giovanelli fand die „Frühlieder" epikuräisch, herweghianisch und bedauert, daß so was von der tirolischen Jugend ausgehen mußte.

Wieder ein Lärm um nichts! Aber Beda Weber kann's viel besser als wir und wie jener noch an uns denken mochte, da er Sie als nächsten Nachbar in Bozen hatte, begreife ich schon gar nicht.

Nun, er ist jetzt tot und ich mag keinen Stein auf sein Grab werfen. Ich habe dennoch für diese Alttiroler trotz ihrer Zocherei ein bischen Sympathie. —

„Oder vielleicht wegen ihrer Zocherei!" — flüstern Sie boshaft.

Die besten Grüße!

Wien, 19. Oktober 1845.

Ihr ergebenster

Pichler.

An Cornelie.

Wundern Sie sich nicht über das kleine zierliche Papier; ich erhielt es von Emma, die mich bat, Ihnen beiliegende Blume aus ihrem Gärtchen als freundliches Zeichen der Erinnerung zu senden. Ihr Mädchen seid alle gegen uns verschworen, wie soll man sich da retten?

Jetzt bin ich wieder zu Hütteldorf. Die Bäume, welche ich im grünen Blätterschmuck hinterlassen, prangen nun in Purpur und Gold: der Wind reißt ihnen, wie schläfrigen Kindern das Spielzeug entfällt, das Laub ab und streut es auf den Boden. Der Herbst ist ein Prophet: „Alles Irdische ist vergänglich und fliegt hin wie Spreu!"

Emma hat in ihrem Gärtchen jede Aster mit dem Namen eines Freundes getauft; so blühe auch ich in dem Beet mit dunkel purpurner Krone. Wir liefen letzhin zusammen durch den Garten, sie fiel in den Rasen: ich hob sie auf, einen Augenblick wiegte ich sie in meinen Armen, mir fiel ein Vers Dantes ein:

Che sia mai da me divisa!

Abends sitzen wir im Saal beisammen, denn im Freien ist es bereits zu kalt: ich lese vor oder Emma spielt auf dem Fortepiano Mozart und Beethoven.

Sie hat mich gezeichnet. Als sie mir das Blatt gab, sagte ihr Bruder: „Jetzt brauchen Sie Ihrer Freundin nicht mehr zu schreiben, da Sie ja im Porträt nun bei ihr sind.“ — Die Zeichnung sende ich mit; für Mathilde lege ich eine Sonate von Beethoven und dessen kleine Büste bei.

Heut war die Morgenbeleuchtung prachtvoll. Hoch flammten die Wolken in den Himmel empor und dann goß die Sonne ein Meer von Strahlen über die Gegend, der Reif schimmerte und glitzerte wie Juwelen, bis er zu Tau zerrann. Ich schrieb ein Gedichtchen. Als Emma das Fenster öffnete, warf ich es ihr um einen Zweig gewickelt hinauf. Als Antwort erhielt ich eine Rosenknospe.

Aurora.

Dämmerhell des Ostens Weite:
  Sieh des Lichtes Strom entspringt
Blaugesäumt an jeder Seite,
  Wo er durch den Himmel dringt.
Auf den Wellen gleitend blinken
  Purpurrosen ohne Zahl,
Purpurrosen steigen, sinken
  Da und dort hinab ins Tal.
Die sich in dem Laub geborgen
  Deines Gärtchens, rings zerstreut,
Rot, wie sie gebracht der Morgen,
  Pflückest du sie abends heut.

Es ist eine düstere Herbstnacht. Die Wolken jagen am Himmel; einzelne Regentropfen fallen schwer und kalt auf meine Stirn, die Blätter wirbeln und fliehen dahin, wie die Erinnerung an die frohen Stunden, die wir in ihrem Schatten zugebracht. In Emmas Zimmer

ist noch Licht. Hier und da flackert es auf und wirft grelle Strahlen durch das Fenster. Sie sitzt am Klavier. Die Töne einer Symphonie Beethovens klingen zu mir unterbrochen vom Sausen des Sturmes.

Vorgestern am 28. Oktober haben wir Hütteldorf verlassen. Wann werde ich wieder mit Emma Blumen pflücken? Jeden Morgen band sie mir ein Sträußchen. Sie ahnt nicht ... und ich werde schweigen!

Allerheiligen, Allerseelen; o Tage der öden Trauer, stummen Entsagens!

Jetzt sind wieder meine Stunden zwischen Wissenschaft und Kunst geteilt; besonders nehmen gegenwärtig die Werke deutscher Meister meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist etwas Ganzes darin in Sinn und Gedanken, deswegen wirken sie auch mit der Kraft voller Männlichkeit. Vor allem Dürer. Ein Bild von ihm betrachte ich, stets von neuem, mir ist, als hätte er seine volle Seele hineingelegt. Der Himmel hat sich aufgetan, auf Wolken ruhen die hehren Bürger desselben. In der Mitte die heilige Dreifaltigkeit; der greise Vater, der Sohn am Kreuze, darüber der heilige Geist als Taube. Dieses Symbol hat mich immer gerührt. Sie fand keinen Platz, wo sie mit ihrem Ölzweig bleiben durfte, sie flog daher zurück unberührt vom Schlamm der Flut, welche die Erde überdeckte. Rings schweben Engelchöre, die letzten Scharen verschwimmen unabsehbar in Purpurglut. Zu Füßen des Urvaters schwingt sich der Regenbogen durch den weiten Himmelsraum; Heilige knien reihenweise, Männer und Frauen: echte Menschengestalten voll Freude und Seligkeit, als ob sie gerade von der Erde emporgestiegen wären, um

die ewigen Feste des Himmels mitzufeiern. Ganz hinten sind zwei Mädchen unbekümmert um alles, als träumten sie noch einmal den Traum der ersten Liebe. Der Himmel selbst mag wohl nichts besseres zu geben haben.

Jetzt hat für mich auch die Spitalpraxis begonnen. Ich werde mir die Sache angelegen sein lassen. Wie ich mich sonst befinde? O meine Freundin! meine Gedanken sind wie der Sturm, der jetzt die schwarzen Wolken durch den Himmel peitscht!

Wie vieles habe ich während dieser Wochen innerlich bestanden und überstanden, endlich gießt die Poesie das Öl des Friedens auf die empörten Wogen und ich trete ans Gestade wie ein Schiffbrüchiger; er fühlt, was er verloren, er weiß aber auch, daß er sich gerettet.

Alles liegt in der Elegie, die ich ihnen hier schicke: Ihnen und Mathilde; hier in Wien sieht sie niemand.

Wien, 27. November 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Herzlichen Dank für Ihre Sendung; insbesondere Ihren Brief und das Bild, welches für mich doppelten Wert hat, weil es von Emmas Hand und sehr gut getroffen ist, so daß ich darüber fast erstaunte. Es freut mich sehr, doch glauben Sie etwa ja nicht, daß Sie mir deshalb weniger schreiben dürfen; da halte ich mich lieber an Emma als an ihren Bruder, die wird mir helfen. Ihre Briefe sind ja auch Gemälde; Seelengemälde, und was wäre uns denn ein Bild, wenn sich nicht Erinnerungen daran knüpften?

Es gibt viel Schönes, aber das Schönste ist in ein reines Herz zu blicken. Darum freut es mich innig, wenn Sie mir von Emma erzählen und ich kenne und liebe sie, ohne sie gesehen zu haben. Sie lieben sie, wie Luzifer die Madonna; solche Liebe kann ich wohl begreifen. Wie seelenvoll wissen Sie im Liede alles zu erheben und zur Harmonie zu stimmen! Ich danke Ihnen für die Elegie: könnte ich doch Emma sehen, wie würde ich sie lieben.

Wir sind alle gesund, seit langem ein seltener Fall. Wir haben ein liebes Kind zu uns genommen, Marie bringt etwas mehr Leben in unseren Kreis und ich genieße die Gegenwart, ohne mich um die Zukunft zu kümmern. Sonst dachte ich immer, wenn ich mich recht glücklich fühlte: wie lang kann das dauern? Und die Sorge trog mich nicht, denn die höchste Freude und der tiefste Schmerz grenzen so nahe aneinander, daß sie nur einen Ausdruck haben: Tränen! Wären Sie nur eben so ruhig und zufrieden! Das allein kann mich bekümmern: der Ausdruck Ihres Bildes, mein Freund! zeugt nicht von Heiterkeit.

Ich lese gewöhnlich abends Weltgeschichte von Rotteck; wenn die andern zu Bette sind, ein paar Stunden, den Tag über hab ich wenig Zeit und dann stört mich immer Marie mit ihrem Geplauder; denn sie lacht und schwätzt den ganzen Tag.

Vor einiger Zeit habe ich einen Bericht über den Tod des Dr. Bürstenbinder auf dem Ötztalerfern gelesen. Nur selten hat mich etwas so ergriffen, wie diese einfache Erzählung und das Betragen dieser Bauern. Einige Fräulein waren sehr erstaunt, wie

man von so was sprechen könne. Sie haben gar keine Vorstellung, wie unser Umgang hier beschaffen ist! Dafür habe ich aber auch den Vorteil, manches tun zu können, was sich andere nicht getrauen würden. Niemand wird etwas sagen, wenn man mir oder Mathilden auf einsamen Wegen begegnet und ich brauche nie Anstand zu nehmen, jemand zu verteidigen, weil man denken könnte, ich dächte ebenso. So kann ich hier tun, was ich will, und das ist schon etwas wert.

Aurora gehört zu Memnon und sie konnte mir daher nicht fremdartig erscheinen.

Die Sturmesode hat mir einen recht freudigen Eindruck gemacht. Ihre neueren Dichtungen haben eine von der früheren gänzlich verschiedene Richtung. Es ist groß, das Unvergängliche im Vergänglichen verklären zu können. Die Sturmesode ist eine stolze Siegeshymne. Der Dichter darf wohl seinen Kranz in die Sterne versetzen und stolz im Bewußtsein ewiger Jugend dem Sturme trotzen, der alles Irdische beugt und zerstört.

Ernst läßt Sie aus Schemnitz grüßen. Die jungen Tiroler geben dort eine Zeitschrift heraus und lassen Sie um einige Beiträge bitten.

Auch Viktoria hat mir geschrieben. Gegenwärtig geht ihr ganzes Sinnen und Trachten nach Geld, weil sie sich ein Häuschen am See kaufen wollen, dann sollte ich mit ihr dort wohnen. Das wäre allerdings recht schön.

Gott segne Sie.

Cornelie.

*   *   *

Adalbert Stifter gab in Emmas Hause Privatstunden; sie unterrichtete er in Algebra und Geometrie; ich erinnere mich noch, wie sie bei mancher Gleichung mit x und y den Bleistift zernagte. Die Kinder sollten zu Weihnachten ein Stück aufführen, als Stoff wählte er den Prinzenraub des Kunz von Kaufungen. Der erste Akt wurde fertig, im zweiten blieb er stecken; alles geriet so weitläufig, daß die Kinder beim Lernen verzweifelten. Da legte er mir die Blätter auf den Tisch, ich solle sehen wie ich es mache. Da mußte ich sehr viel streichen und leimte einen passenden Schluß an. Weil ich in meinem Leichsinn damals nichts aufbewahrte, ging auch, wie so vieles anderes, dieses Manuskript verloren, das ich als Andenken gern noch einmal durchblättern und dann ins Feuer werfen möchte. Schade, nicht wahr? Dies wäre doch ein schöner Nachtrag zur deutschen Literaturgeschichte!

Ich habe mit Stifter viel verkehrt und brachte ihn in einer Abendgesellschaft einmal sogar zum Tanzen. — Das gab Spaß genug. Wie oft predigte er mit ruhiger, stiller Weisheit, ich solle nicht so heftig sein und meine Leidenschaft zähmen, so manches goldene Wort flocht er ein: Er warnte mich vor den Weibern, edle brave Männer habe er öfters getroffen, viel seltener edle Frauen!

Das war in den Wind geredet; es muß jeder an sich und durch sich erfahren:

„παθηματα μαθηματα.“

Als seine „Studien“ erschienen, erzählte ich ihm von einer Kritik in der Augsb. allg. Ztg., die ich eben gelesen hatte: Sie wurden mit Lilien verglichen. Da strich

er lächelnd mit der flachen Hand über den dicken Bauch und sagte: „Nu, nu! wenn dieser Rezensent erst sähe, was die Lilien für einen dicken Stengel haben!“

Wie Fr. Nietzsche mit Recht hervorhob, gehören seine Werke, besonders der „Nachsommer“, zu den klassischen Schätzen der deutschen Literatur, sie werden bleiben und übergehen in bessere Zeiten, wo der Sinn für echte Poesie wieder mächtiger wird.

* *

*

An Cornelie.

Gestern war Christabend. Die Kinder führten ein Stück auf: „Kunz von Kaufungen“. Wissen Sie, wer es verfaßt hat? Den ersten Akt und die Hälfte des zweiten A. Stifter, der in das Haus kommt; den Rest ich, weil er nicht fertig wurde und es ihm verleidete. Da hier wacker gerauft wird, so habe ich einen Knaben und ein Mädchen, welche den guten und bösen Ritter vorstellen sollten, im Fechten eingeübt, damit alles kunstmäßig gehe. Als es nun zur Darstellung kam, ging ein Hieb trotz der Parade fehl. Das getroffene Mädchen nahm das Schwert in die linke Hand, blies eine Weile auf die schmerzende Rechte und focht dann unter allgemeinem Gelächter weiter. Ich war Direktor und Souffleur und wurde schließlich aus meiner Höhle emporgeklatscht.

Eine Stelle des Stückes will ich Ihnen beisetzen. „Und Augen hat sie so tief und herzinnig, daß man für immer Blick in Blick senken möchte, wer aber einmal in die Augen eines Engels geschaut hat, empfindet

schmerzliche Sehnsucht, ihnen wieder zu begegnen, als läge der Himmel in ihrem Grunde.“ Stifter hatte übrigens recht, wenn er mir nachträglich sagte: das sei ein Lappen an unrechter Stelle aufgeflickt.

Zum Christgeschenk erhielt ich eine gestickte Brieftasche. Wissen Sie was das bedeutet? Daß Sie mir bald und viel schreiben sollen, damit ich etwas hineinlegen kann.

Emma schickt Ihnen alle Sterne zum Gruß. Da ich armseliger Poet aber einige dieser Himmelslichter als Transparentlampen für meine Reime benötige, so bitte ich das ja nicht buchstäblich zu nehmen, sondern mir allergnädigst droben einige Ampeln stehen zu lassen. Gute Nacht!

Jetzt sind Weihnachtsferien. Die Arbeit im Spital läuft aber fort. Einige Zeit verwende ich auf Kunststudien. Säßen Sie bei mir am Ofen, so würden wir uns an einer Reihe Kupferstichen nach Raphaels Loggien erfreuen. Das wäre was!

Aber auch Dürer vernachlässige ich nicht. Er hat etwas von der Weise alter Patriarchen, schlicht und einfach; dann aber wieder wie ein Prophet tiefsinnig und bewegt. Man meint, er habe mit dem Herrn geredet und suche nun seinen deutschen Landsleuten in der Muttersprache alles an das Herz zu legen. Da ist ein Kupferstich: „Die Melancholie“, auf diesem Blatt hat Dürer seine Muse gezeichnet; da sind ein paar Holzschnitte: Einsiedler im Walde; es weht einem frischer Tannengeruch entgegen.

Zu ein paar Liedern hab' ich angesetzt — abends; in der Frühe war aber das Zeug so katerlich, daß ich

es in Fetzen riß. Ich habe mich vor mir selbst geschämt, aber die Sentimentalität muß irgendwie hinaus. Niemand macht mir mehr Verdruß, als ich mir selber und ich verdien' es redlich, wenn ich mich selbst auslache. Zum Glück kann ich das, ist's auch manchmal etwas bitter! Seien Sie nicht so töricht, wie ich!

Glückauf zum neuen Jahre.

Wien, 29. Dezember 1845.

Ihr Pichler.

* * *

In diesem Jahr erschien zu Wien ein „Album zum Besten der durch die Überschwemmung im Frühjahr 1845 in Böhmen Verunglückten. Wien bei Strauß". Ich gab unter dem Namen Adolf Erlen eine Erzählung, welche später mit der Aufschrift „Schuldig" im Phönix zu Innsbruck erschien. Witthauers Wochenschrift enthält von mir die Novelle „Der Bettelstudent", ebenso das Album von G. Seidl, die Aurora ein oder zwei Erzählungen. Diese Dinge besitze ich nicht mehr. Erwähnen will ich noch, daß die Aurora oder Iduna Gedichte von Adolf Purtscher bringt.

Eine Erzählung: „Der Doktor von Verona" gab ich etwa 1846 oder 1847 in ein Blatt, welches, wenn ich mich recht entsinne, Andreas Schuhmacher redigierte. Abgedruckt wurde sie 1866 im 2. Band der „Dorflinde" zu Bruneck: die einzige, wo ich eine historische Ferne zu schildern versuchte und einen ganz gewöhnlichen Beitrag für einen Damenalmanach lieferte.

* * *

Cornelie an mich.

Ruhe und Frieden sind schöne Dinge; das fühlt man zumeist, wenn man sie nicht hat. Ich strebe auch immer und aus allen Kräften danach; doch streben heißt nicht besitzen. Haben wir denn so wenig Macht über uns selbst? Ich weiß wohl, was mir angewiesen ist, ich kenne die Grenzen, in die ich gebannt bin und doch gehe ich, in meinen Wünschen wenigstens, gar oft darüber hinaus. Ein seltsames Gefühl beengt mich immer, wenn ich unter vielen Menschen bin. Es zieht mich hin; ich möchte mich ihnen nähern, aber da ist mir's wie manchmal im Traum; ich möchte reden, die Stimme versagt mir; ich will die Hand ausstrecken und kann mich nicht rühren. Wie glücklich sind doch die Kinder, die sich überall so leicht anschließen! Manchmal kommen mir lebhafte Erinnerungen aus meiner Kindheit vor die Seele; das ist wohl eigentlich die glücklichste Zeit, wenigstens bezahlen wir da unsre Freuden nicht so teuer wie später. Ich zwar war zugleich sehr leidenschaftlich und sehr verschlossen und deshalb immer von Eifersucht gequält; erst später legte ich nach und nach diese Torheiten ab; ich weiß aber, wie viele Tränen sie mich kosteten. Einmal war bei meinem Vater ein Offizier einquartiert, der Mathilden besonders liebte, sie immer herumführte und sein Schwesterchen nannte. Ich weiß nicht, weshalb ich ihn so lieb gewann; ich konnte stundenlang neben ihm stehen, um ihn anzusehen oder sprechen zu hören, aber er redete nie mit mir. So ging's mir immer und natürlich betrübte mich dies sehr. Jetzt denke ich

gar oft an dergleichen Begebenheiten und lächle darüber.

Grüßen Sie mir Emma. Sie hat ganz recht, mich an die Sterne zu weisen. Wenn ich abends im Freien bin und sie blinken nach und nach hervor, schaue ich sie an und denke, vielleicht blickt Emma auch hinauf und da ist mir's dann, als wären wir uns nahe. Neulich träumte mir auch viel von ihr, bis mich die Mutter rief und ich erwachte.

Die Stelle von den Engelsaugen wird wohl zu erraten sein, denke ich; ernstlich wünsche ich aber, Emma möge wirklich Kind sein und die Worte: „Kinder sehen alles anders" bewähren. Ich muß Ihnen aber auch sagen, daß mich die Stimmung Ihres letzten Briefes betrübte. Sie war bitter und ungerecht. Liebe finden wir immer, sehen Sie nur um sich! — Ich möchte gern schwesterlich mit Ihnen zanken, darf ich denn nicht? Ich glaube, ich habe einiges Recht dazu. Ich bitte Sie, lachen Sie nicht mehr in solchen Augenblicken, ich kann es nicht vertragen. Schreiben Sie mir darüber, so viel Sie wollen, aber nichts wie Sie sagen: Spaßhaftes. Wir haben wohl alle manchmal solche Stimmungen, ich will es nur gestehen, und wenn's mir zu stark wird, löst es sich in Tränen auf; bei Ihnen aber verschmilzt es in Harmonie schön und beruhigend.

Was Sie mir über Kunstwerke schreiben, ist mir ganz klar, und ich habe Ihre Darstellung des Bildes Raphaels wohl verstanden. Ja, wer auch nur einmal Gott geschaut hat, gehört der Erde nicht mehr an, er muß stets aufwärts nach ihm den Blick richten. Hier sehe ich nichts solches, dafür lese ich gegenwärtig den

Götz von Berlichingen. Ich wollte, ich könnte Ihnen den Eindruck beschreiben, den solche Meisterwerke auf mich machen! Von jeher fühlte ich das Gute und Schöne lebhaft; ich glaube, der Geschmack ist das einzige Talent, das ich besitze, aber zum ersten Male als ich Shakespeares Schauspiele las, fühlte ich diesen hellen bleibenden Eindruck, der mich über das Leben und seine beengenden Verhältnisse weghob. Diese Stimmung bleibend zu erhalten, wäre das schönste Glück: da bin ich eins mit mir und Gott, auch hoffe ich und strebe danach, aber alles, was ich erlebte, erinnert mich an die Worte, die Sie mir einst sagten: „Frauen sind nicht gemacht, dem Leben mit einem Griff sein Geheimnis zu entreißen; ihnen muß die goldene Frucht der Hesperiden langsam reifen."

Der Brief Viktorias, den ich bereits erwähnt, enthielt viel Freundliches und Vertrauliches von ihren Wünschen, Hoffnungen, Plänen, auch hat er mir bewiesen, daß sie mich genauer kenne, als sonst irgend jemand, daß wir vieles miteinander gemein haben und daß wir doch nie mehr zusammen passen würden. Zeit und Verhältnisse haben uns mehr getrennt, als die Entfernung vermag.

Nun ist's aber sehr spät, meine Augen mahnen mich zu schließen. Mama und Mathilde senden Ihnen viel herzliche Grüße.

Nicht wahr, Gedichte zerreißen Sie nicht mehr? Wär' es nicht besser, Sie ließen endlich einige drucken?

Grüßen Sie mir Emma. Gute Nacht!

Cornelie.

An Cornelie.

Schon mehrmals ergriff ich die Feder, legte sie aber wieder beiseite, weil ich so gar nichts Briefwertes wußte. Ich sitze in meinem Lebensschifflein und habe die Hände in den Schoß gelegt; es gleitet ohne Ruderschlag fort, ohne daß ich das Ziel weiß.

Heute, Faschingssonntag, habe ich mit meinen Landsleuten ein großes Konzert besucht. Das war etwas! So etwas hört man in Tirol freilich nicht; aber ich muß mich jedes Urteiles enthalten, weil ich zu wenig geübt bin, lange und verwickelte Tonreihen aufzufassen. Purtscher hat einige urtirolische Lieder gemacht, Sie lesen sie vielleicht neben jener Novelle von mir in einem Album Seidls, der uns Tirolerbuben als poetische Rekruten pressen will. Übrigens macht mir die Schriftstellerei wenig Sorge. Ergreift mich ein Stoff, gut; schreiben um zu schreiben werd' ich nie. Unsere Literatur kränkelt ohnehin daran, daß sie ein Gewerbe wurde; die Leute leben davon und müssen sich, um zu leben, überreizen oder nach dem Leisten arbeiten. Soll man auch unsern Buchhändlern nichts schenken, so ist doch in gewisser Beziehung das Honorar für manche Leute, die weit besser Schuster oder Pfannenflicker geworden wären und für die Literatur, die sie verpfuschen, ein Unglück. Wir leiden an den Literaten. — Lasen Sie etwas von Platen? Er ist der Meister poetischer Technik; schade, daß ich ihn nicht früher kennen lernte. Seine Hymnen sind allerdings gewagt, wenn man an Pindar denkt und er hat sich von diesem auch nicht emanzipiert, trotzdem er die Drei-

gliederung des Strophenbaues nicht versuchte. Seine Lustspiele sind abstrakte Kunstwerke, was soll Aristophanes in Deutschland, wo jeder Hofrat den Poeten einsperren lassen kann, der vor ihm nicht die Kappe zieht. Was soll auch all der schofle Literaturklatsch in klassischen Anapästen? Der Trimeter taugt auch nicht überall für den Fünffüßler. Er ist zu getragen für unsern Dialog und auch hier zeigt sich, daß man die Griechen studieren, aber nicht nachahmen soll.

Emma gab mir nach dem Ball zwei Hyazinthenknospen aus ihrem Kranz als Frühlingsgruß für Sie und Mathilde. Nun — da sind sie und ein kleines Lied:

Vorfrühling.

„Ein leises Frühlingsahnen weht."

Damit die Fracht schwerer wird, lege ich für Mathilden noch das Volkslied von Mendelssohn bei, für Sie den Ödip auf Colonos.

Vorgestern hätte ein gefährlicher Sturz meinem Leben bald ein Ende gemacht. Es lag alles auf der Messerscheide; ich kam jedoch glücklich mit einer tüchtigen Kontusion davon, deren Nachwirkung die kalten Überschläge wohl heben werden.

Wien, 26. Februar 1846.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Mein Freund! Sie aus einer großen Gefahr gerettet zu wissen, erfüllt mich mit der größten Freude. Gott sei dafür gelobt! Muß ich mich jetzt nicht hundert-

fach der wiedererwachenden Natur freuen, wenn ich daran denke, daß Sie uns allen erhalten, auf das neue geschenkt seien. Jetzt fühle ich, wie wahr der Ausspruch ist: „Darin liegt die Beruhigung, daß man den Menschen am Leben weiß, wenn man auch noch so entfernt voneinander lebt."

Um eines bitte ich Sie: daß Sie mir recht bald schreiben, alles genau erzählen und mir Nachricht geben, wie Sie sich jetzt befinden, ob Sie auch, wie ich es wünsche und hoffe, gar keine üblen Folgen spüren; ich wäre sonst immer in Sorgen.

Mein Brief ist unterbrochen worden und einige Tage liegen geblieben, weil unsere kleine Marie bedenklich krank war, jetzt ist sie wieder besser und ich nehme das Blatt wieder vor, um es heute zu vollenden.

Ich danke Ihnen herzlich für alles Übersandte; das Volkslied ist recht schön, einfach und ansprechend; Mathilde wird Ihnen selbst dafür danken. Die Rezension der Frühlieder von Gabriel Seidl ist im allgemeinen sehr günstig, nur Gilm und Schnell kommen ziemlich übel dabei zu. Mir gefallen die Gedichte von Gilm vor allen und noch besser als die von Purtscher, doch freue ich mich auch darauf, von diesem etwas Neues kennen zu lernen.

Auf Ihre Novelle bin ich sehr begierig. Sie mögen immerhin darüber lächeln, aber ich meine, es könne Sie niemand so gut kennen, solchen Anteil an Ihnen nehmen, wie ich. Was Sie leisten, kann jedermann schätzen, aber ich weiß, was Sie sind.

Für die Mitteilung der Gedichte danke ich Ihnen auch. In den meisten neueren, Emma gewidmeten,

Liedern ist mehr Musik der Sprache und das Wesen der Muse spiegelt sich auch in den Dichtungen. Richten Sie ihr viel, recht viel Herzliches aus.

Gute Nacht.

Cornelie.

An Cornelie.

Gestern empfing ich Ihren Brief und heute schon fragte mich Emma, ob ich angefangen habe, ihn zu beantworten. Sag' ich: „Das hat noch Zeit!" — so schilt sie mich aus und eine Freundin hilft wacker mit. Wie soll ich mich aus dem Kreuzfeuer retten?

Heute möchte ich um eine Gefälligkeit bitten: bestellen Sie die Beilage auf einer bairischen Post. In Österreich rettet man den Staat dadurch, daß man heimlich Briefe, die in das Ausland gehen, öffnet.

Sie kennen den Maler Fischbach? — Ich habe auf Stifters Empfehlung bei ihm ein Bild gesehen. „Schwärzer auf den Bergen." Das tut wohl auf all die Scheinheiligkeit der Nazarener.

Gegenwärtig nimmt mich die Spitalpraxis sehr in Anspruch. Ich behandle einen Lungenkranken. Einen Lehrling, roh und ungebildet, aber das Herz noch rein und kindlich. Mehrere Tage war er zwischen Tod und Leben. Eines Abends nun, wo der blaue Himmel gar so schön ins Zimmer schaute, sagte er zur Wärterin: „Ich möcht' den Frühling doch noch einmal sehen!" Er hob das matte Auge sehnsüchtig dem Glanz entgegen; als er müde zurücksank, bat er, man solle ihm doch wenigstens einige Blumen bringen. Es geschah. Er betrachtete sie eine Zeitlang und schlief dann ein.

Sie entglitten seiner Hand, so daß der Polster, auf dem er ruhte, ringsum damit bestreut war.

Ich habe ein Gedicht: „Das Kolosseum" fertig; es ist zu lang, um es abzuschreiben.

Für Mathilde den Marsch aus den „Ruinen von Korinth" von Beethoven, für Sie seine Biographie. Der Marsch ist sonnenhelle Musik; es ist als ob die Säulen klängen.

Emma hat Blumen angesät; die wollen aber nicht aufgehen. Ich necke sie dafür oft genug. Sie trug mir einen Gruß auf.

Ich sehe sie täglich; der Freude an ihrer Holdseligkeit mischt sich jetzt Wehmut bei. Zuerst war sie mir nur eine schöne Erscheinung; dann folgte ich ihr wie ein Schlafwandler seinem Gestirne ahnungslos, unbewußt; vor dem Rand des Abgrundes, in den mich die wachsende Leidenschaft gestürzt hätte, bin ich aufgewacht; ich sah mit Schrecken, daß sie mir nie gehören werde und raffte mich auf. Jetzt bin ich ihr gegenüber nicht ruhig aber gefaßt und betrachte es als hohen Gewinn, daß ich mich bezwungen, ohne ihr mein Geheimnis zu verraten. Doch befremdet mich eines: sie ist seit den letzten Wochen nicht mehr so unbefangen, wie früher; fast möcht' es mich betrüben, — betrüben? Wie töricht! —

Ich habe nichts zu hoffen und darf nun auch nicht besorgen, daß die Trennung, die doch einmal unabweisbar eintreten muß, ihr neuen Kummer bereite.

Warum wehleidig sein?

Wien, 12. April 1846.

Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Für Ihre Sendung unseren Dank. Den Brief habe ich gestern am 7. Mai in Reichenhall bestellt. Ich wünschte nur, daß Sie öfter für uns solche Aufträge hätten; Reichenhall ist ein freundliches Städtchen; mit uns waren ein paar Cousinen, von denen die eine jung, sehr hübsch und fröhlich ist; möchten Sie nicht dabei gewesen sein? Wir wallfahrteten dann zur Ruine Karlstein. Pepi ist ein wenig schwärmerisch und fragte, ob denn gar keine romantische Begebenheit von jener Burg bekannt sei? Mathilde war gleich bereit zu erzählen; es war aber kein Wort wahr. Ich habe mich köstlich unterhalten.

Heute habe ich wieder die Blätter gelesen, welche Sie einst in Innsbruck für mich schrieben. Die ersten Worte, die meinen Blick auf etwas Höheres leiteten! Sie führten mich in eine andere Welt. Damals ahnte ich nur, jetzt verstehe ich, was Sie mir sagen wollten. Sie habe ich immer verstanden, aber nicht allzeit Ihre Worte. Wären nur die drei Monate hinüber und wir zusammen auf dem Mönchsberg. Ich zähle das ganze Jahr immer von jener Zeit.

Sie fragen, wie es mit der Weltgeschichte steht? Da werden Sie mit der Antwort nicht sehr zufrieden sein; ich bin es selber nicht. Langsam, langsam bin ich beim Ende des römischen Kaiserreiches angelangt. Für ein solches Studium sind die Schritte eines Frauenzimmers zu kurz; ich habe auch wenig Zeit frei und ungestört.

Von Fischbach habe ich voriges Jahr drei Bilder

gesehen; die wiedergefundenen Kinder, die Fischerin und die Blumenzeit. Das letzte gefiel mir vorzüglich, es war so kräftig und wahr und doch so zart; ich meine, ich habe Ihnen schon einmal davon geschrieben.

Ich werde sehr oft unterbrochen, doch heute will ich mein Blatt fertig schreiben, um Sie nicht länger warten zu lassen. Mathilde will auch noch einige Zeilen beilegen, obwohl Ihr Fluch in Erfüllung gegangen ist und das Gespenst des zu schreibenden Briefes sie vom Morgen bis zum Abend ängstigt.

Eigentlich gibt es wenig zu berichten, unser Lebenskreis ist so beschränkt und einförmig, daß sich darüber fast nichts sagen läßt; selbst was sich in uns anders oder fester gestalten mag, entwickelt sich unbemerkt nach und nach. Ich könnte Ihnen nicht einmal vorschwärmen wie Emma, wenn ich auch gestehe, daß es eine Zeit gab, wo ich auch gern träumte. Ich war damals noch sehr jung, wuchs gänzlich einsam auf und las sehr gern Romane; da war es wohl natürlich, daß sie mir ein wenig den Kopf verrückten und ich meine Zeit mit Träumereien verdarb. Jetzt könnte ich wohl über die Zerrbilder lachen, mit denen meine Welt bevölkert war. Der Himmel fügte es aber gnädig, daß ich bald darauf mehr von der wirklichen Welt zu sehen bekam und dann lernte ich Sie kennen, seit jener Zeit gab ich die Romane, Ideale und Träume auf. Sie leiteten mich auf das Wesentliche und wenn mich auch zuerst ein Anflug von Ironie fast kränkte, so mußte ich Ihnen im Stillen bald recht geben. Wollte ich gegenwärtig schwärmen, so wäre es für Seume; mögen seine Gedichte sonst hohen Wert haben oder nicht: seine Persön-

lichkeit spricht mich mächtig an. Sie lächeln dazu, nicht wahr?

Sie haben Emma und den Frühling: schreiben Sie bald.

Sie sind nicht glücklich? — Ja Emma und den Frühling! Sie Waldmensch verstehen sich gar nicht einmal auf die Zeichen dieses Frühlings. Doch ich will schweigen; es kommt ja doch alles und Sie erzählen mir dann, wie jemand eine Quelle, die mächtig aus dem Gestein des Berges bricht, mit der Hand aufhalten wollte.

Ja seien Sie glücklich! Grüßen Sie Emma, sie möge Sie ans Schreiben erinnern.

Gott behüte Sie.

Cornelie.

An Sebastian Ruf.

Wie steht es denn mit Dir, lieber Wastele? Wahrscheinlich trinkst Du Dein Glasele, tröstest die „Gestörten" im Narrenhaus und foppst die „Gestörten" außer dem Narrenhaus.

Bist Du im Verkehr mit Brixen? — wie wird da jeder tüchtige Kopf vernagelt, damit er ohne Murren das Zeichen des Lammes trage! Jetzt greift der finstere ultramontane Geist aus Bayern herüber; die deutschen Esel merken nicht, daß die Franzosen dahinter stehen. Ich habe den Verkehr mit dem Hieropolis am Eisack fast aufgesteckt. Ist es wahr, daß man zu Innsbruck acht Handwerksburschen abfing, weil sie verdächtige Lieder sangen? — Der österreichische Geschäftsträger soll ja am Rhein die Grenzsperre beantragen, um die kommu-

nistischen Ideen abzuwehren? Die Herren gleichen der Schildwache im Hamlet, welche den Geist mit der massiven Hellebarde niederschlagen will. Dann soll die Liedertafel aus politischen Gründen aufgehoben sein? Die Geschichten in Galizien. So faßt denn diesen nichtswürdigen polakischen Adel die Nemesis und läßt ihn durch seine Leibeigenen, deren Menschenrechte er 1830 nicht aussprechen wollte, niederschänden und niederwürgen. Mir fallen immer die furchtbaren Worte ein, welche Äschylos der Kassandra auf ihrem Todesgange in den Mund legt; nichts ist aber trauriger, als daß aus dem Gedächtnis der Menschen die Vergangenheit wie mit einem Schwamm weggewischt wird und sie blind dem Schicksal entgegentappen. Metternich, dieser loyale Hort der Legitimität und diese schnapsigen Mordbrenner!

Wenn irgendwo, tritt in der Geschichte der Gegensatz schroff und schneidend hervor: Das was w i r d und werden s o l l. Daran ist auch Christus gestorben.

Ich studiere fleißig praktische Medizin. Leider raubt mir die Sorge für den Unterhalt manche Zeit und das ermüdende Stundengeben erschwert mir den Besuch der Klinik. Ich tue, was ich kann und hoffe, es soll gehen. Meine übrigen Verhältnisse sind leidlich. Ab und zu lese ich wohl auch ein Kapitel von Hegels Geschichte der Philosophie, um hier nicht ganz zu vergessen, was ich so mühsam gelernt. Du studierst wohl noch Feuerbach und an Stoff zu Aphorismen fehlt es Dir wohl auch nicht. Zur Diskussion hast Du ja mit Flir und Schuler Gelegenheit und Deine schwarzen Brüder werden Dich wohl auch sonst in Übung halten.

Macht das Bogner Burgele noch Verse? — Erotica würde sie dem gestrengen Onkel wohl nicht zeigen. Störe sie ja nicht!

Übrigens hört man von Euch gar wenig; seid Ihr so brave Hausfrauen?

Schuler habe ich schon öfters gebeten, mir jenes Volkslied: „Innsbruck ich muß dich lassen" zu senden; bringe die Sache in Anregung und grüß' alle!

Wien, 15. Mai 1846.

Dein

Pichler.

Sebastian Ruf an mich.

Du bist so „mir nichts, dir nichts" von Innsbruck fortgegangen, ohne mir noch Gelegenheit zu geben, Dich umarmen zu können. Das hat mich etwas verstimmt. — Du hast mir versprochen, die Übersendung der „Réflexions et Maximes" des La Rochefoucault zu besorgen; allein auch dieses hast Du vergessen. Und das hat mich auch wieder verstimmt. Du hast so lange, so lange von Dir nichts hören lassen — — und das hat mich auch wieder verstimmt — usw.

Und nun zur Beantwortung Deiner Fragen. Das Volkslied: „Innsbruck! ich muß dich lassen", habe ich von Dr. Schuler trotz vieler Ermahnungen, nicht erhalten können. Du kennst seine Natur. Man ärgert sich, es ist aber ärgerlich, daß man sich ärgert. Man muß rein stumm werden, wie ein Fisch.

In betreff der Kommunisten hat es seine volle Richtigkeit. 14 arme Handwerker, die es gewagt zu sagen: Wir sind auch Menschen wie ihr, wurden plötz-

lich ergriffen und eingekerkert. O die Bibel, die Bibel! die ist ein Volksbuch! Erst jetzt sehe ich ein, warum man sie dem Volke so lange entzogen! „Liebe den Nächsten, wie dich selber!“ Miß nach diesem Maßstab die reichen Christen. Lieben sie sich nicht alle samt und sonders mehr als den Nächsten? Aus der Apostelgeschichte wird häufig der Text angeführt: „Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele.“ Allein man führt nur die eine Hälfte des Textes an, die andre wird übergangen: „auch sagte nicht einer von etwas, das ihm gehöre: daß es sein sei, denn sie hatten alles in gemein“. Kap. 4. 32.

Der Besitz ist immer exklusiver Natur. Was ich besitze, kann ein anderer nicht besitzen, was ich mir zueigne, wird dem andern entzogen. Man lebt nur auf Kosten anderer. Bin ich reich, so ist der andere arm. Denn was ich zu viel habe, hat ein anderer zu wenig. Der Arbeiter „ist seines Lohnes wert“; er soll die Früchte seiner Arbeit genießen; allein es ist umgekehrt. Der Arbeiter darbt, der andere genießt. Der Reiche frißt und feiert sich krank, der Arme hungert und arbeitet sich krank. Es sollen aber alle gesund sein. In einem wahren Staate ist — „alles gemein“; der wahre Staat ist eine „Gemeinde“. Die Rechte einzelner sind immer Vorrechte. Vorrechte aber sind nur Beeinträchtigungen anderer. Das Vorrecht ist der Feind des Rechtes. Das Interesse aller soll bezweckt werden: nicht das Interesse einzelner auf Kosten der übrigen. Jeder soll seine Bestimmung erreichen können; soll sich zu dem entfalten können, wozu ihn die Natur bestimmt hat. Nur das Interesse aller ist auch das Interesse

jedes einzelnen. O, wenn die Armen es einmal nicht mehr erlaubten, daß es Reiche gebe! Doch genug hiervon!

Die Liedertafel ist eingegangen. Du weißt, wie Professor Heidegger von jeher dagegen protestierte. Es ist ihm gelungen. Die Zeiten sind schlecht, lieber Freund! Man geht mit Gewalt darauf los, die Jugend zu korrumpieren. Man rühmt immer die Kraft des Glaubens, selten die Kraft des Wissens. Aber schaut David und Salomon an, wie sie winseln und klagen! Schaut Spinoza und Goethe an, wie herrlich sie dastehen!

Schau sie nur an, wie sie sind: sie scheuen sich zu leben und scheuen sich zu sterben. Nur mit „Furcht und Zittern" suchen sie ihr Heil! Sie dienen Gott und vernachlässigen den Menschen, sie wissen es nicht, daß man nur dann Gott dient, wenn man den Menschen dient. Sie dienen den Menschen nicht, weil ihnen das zu lästig ist. Sie dienen nur Gott, weil ihnen selbst damit gedient ist.

Seit dem Herbste habe ich Saphir nichts mehr gegeben. Ich habe Deinem Rat gefolgt. Dagegen sende ich jetzt vieles nach Deutschland hinaus, wo es mit Freuden aufgenommen wird. Ich habe auch einen längeren Aufsatz ad vocem philosophia geschrieben, den ich Dir gerne zusenden möchte. Ich glaube wir werden übereinstimmen. — Schreib mir bald wieder!

Hall, 27. Mai 1846.

Dein

Sebastian.

An Cornelie.

Wenig Neues! Ich wollte eigentlich nur für die Bestellung meines Briefes danken. Meine Arbeiten sind meist Handwerk, was Sie kaum interessiert. Wenn nur nicht immer das Gerede von Wissenschaft dabei wäre!

Sie schrieben von einer reizenden Cousine. Die muß ich freilich sehen. Ich erzählte das Emma. Sie zog ein schiefes Mäulchen, lachte dann, trällerte ein Liedchen und lief davon.

Sie lesen Seume? Er war ein großer Dichter, aber ein fester Mann. Unsere Jugend könnte ihn zum Muster nehmen.

Unter meinen Aphorismen habe ich eine gefunden, welche Sie vielleicht zum Nachdenken veranlaßt:

„Das Leben des Mannes beginnt mit dem Denken, das des Weibes mit der Liebe."

Wien, 29. Mai 1846.

Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Ja die Cousine! Die ist nicht nur manchmal schwärmerisch, sondern alles was man wünscht, besonders nach ihrem beliebten Ausdruck südlich. Sie und Viktoria konnten einander nicht ausstehen, es war aber auch der entschiedenste Gegensatz der Naturen. Im Umgang ist sie sehr angenehm, sehr heiter und so soll es nicht an Unterhaltung fehlen. Emmas schiefes Mäulchen hätte ich gern gesehen; Sie Blinder mit offenen Augen, haben Sie das verdient?

„Das Leben des Mannes beginnt mit dem Denken, das des Weibes mit der Liebe.“ Sagen Sie lieber: Mit dem Leiden! Bis dahin vertändeln wir unser Leben mit nichts, was können wir anderes? Ich weiß schon, Sie werden dagegen vieles einzuwenden haben, aber wären Sie gestern abends hier gewesen, Sie würden mit mir einverstanden sein. Wir hatten Besuch und da wurde denn aller Kummer und Schmerz, den wir zu ertragen haben, zergliedert. Ich kann solche Gespräche nicht leiden und gebe mich dann gern etwas leichtsinnig. Es ist immer ein unangenehmes Gefühl, das was wir selbst schwer tragen, uns von andern erzählen zu hören, wenn wir diese zu wenig achten, um ihnen unser Inneres aufzuschließen, aber peinlich wird es, wenn wir zugleich fühlen, daß ein drittes schwer dadurch verletzt wird. So ging es mir gestern.

Ich wollte, ich lebte auf dem Lande, einsam mit einer ruhigen, gleichmäßigen Beschäftigung, das kann ich mir noch wünschen und warum sollte mir nicht auch ein Wunsch erfüllt werden? Ich fordere ja nichts Unmögliches. Vor einiger Zeit sah ich auf dem Mönchsberg ein Landhaus, das wäre ein Genuß da zu wohnen; es heißt das Johannisschlößchen. Wenn Sie herauf kommen, muß ich es Ihnen doch zeigen.

Wann kommen Sie?

Cornelie.

An Cornelie.

Von Emma setze ich Ihnen gleich anfangs einen Gruß her; ein mehr lästiger als bedeutender Zufall hält

sie in das Zimmer gebannt; es hat nämlich beim Teemachen die Spiritusflamme ihren Vorderarm verbrannt, so daß sie auch jetzt noch Eisumschläge dulden muß.

Über meine Stimmung gebe ein Lied Aufschluß, den Anlaß bot die Wirklichkeit genau so wie es die zwei ersten Strophen angaben. Die Schlußwendung wurde von mir beim Anklingen der Gläser gedacht.

Nach Salzburg komme ich ganz bestimmt, im Juli jedoch kaum mehr.

Toast.

„Es blinken unter Blumen Becher.“

Wien, 8. Juli 1846.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Mit diesen Zeilen empfehle ich Ihnen eine Freundin Emmas; ein gar gutes, artiges Mädchen, dessen Bekanntschaft Ihnen gewiß Freude machen wird. Sie war eine der zwei, welche in meinem Gedicht den Toast ausbringen.

Emma befindet sich gegenwärtig zu Pirawart. Die Mutter bedurfte eines Bades und so zog die ganze Familie mit. Ich bin auf einige Wochen hingereist, um meinen Schüler für das Gymnasium vorzubereiten. Die Gegend ist sehr einförmig, das Volk hat wenig Physiognomie, so beschäftigte ich mich in einsamen Stunden damit, aus den Runsen der Hügel Versteinerungen zu klauben, die hier massenhaft vorkommen.

Ich habe nach manchem Schwanken den Entschluß gefaßt, mich aus dem Hause zurückzuziehen. Setze ich die Lektionen fort, so bin ich in meinen medizinischen Studien gehemmt. Ich muß fertig werden! mir ist wie einem Schwimmer, der mit aller Kraft dem Ufer zustrebend von feindlichen Winden mehr und mehr in die Ferne getrieben wird, weil ihm der Arm gebunden ist, mit dessen Hilfe er allein den Widerstand überwinden könnte.

Dann mein Verhältnis zu Emma! Ich habe meine Leidenschaft tapfer niedergekämpft; kaum bin ich jetzt meiner Herr geworden, so scheint in ihr die Liebe zu erwachen, so daß uns die Leute bereits als zusammengehörig betrachten. Ich habe mich gegen sie nie erklärt und sie ist zu unerfahren, mich zu durchschauen. Wie soll ich länger in ihrer Gegenwart aushalten? Urteilen Sie selbst!

Aber warum denn nicht? Möchte man mir einwerfen. Ich habe allerdings Aussicht, in längstens zwei Jahren selbständig zu werden; würden jedoch ihre Eltern, namentlich die Mutter, ein Verhältnis ihrer Tochter mit einem Manne dulden, der vorläufig weder Amt noch Titel hat und ihr Haus als Lehrer betrat? Um so weniger, da sie ja bereits einen vermögenden Landwirt aus Mähren in Aussicht genommen haben.

Emma wird mich als eine der schönsten Erinnerungen durch die Welt begleiten; ich will ihr scheidend die Hand reichen und dann zurückkehren in meine graue Einsamkeit.

Ich beabsichtige einen Zyklus auszuarbeiten: „Deutsche Auswanderer", zwei Gedichte: „Die Ver-

treibung der Zillertaler" und „Seume" sind bereits fertig. Vielleicht gehört mir selber das dritte.

Pirawart, 2. August 1846.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Emma ist mein, mein, mein!

Lassen Sie mich aufatmen in diesem Meer von Glück und Seligkeit, das mich umfließt. Doch ich will erzählen.

Sie wissen, ich war entschlossen, Emma für immer zu meiden; die letzten acht Tage unseres Zusammenseins wollte ich ihr noch mild und ruhig in das Auge blicken und dann fort. Als wir einmal zusammen über Feld gingen, redete ich von meiner nahen Abreise; sie erschrak, ihr Auge füllte eine große Träne, ich faßte ihre zitternde Hand. Noch einmal bezwang ich mein Gefühl und wandte mich ab. Wir trennten uns, unsere Blicke gestanden jedoch das bange Geheimnis der Seelen.

Mich trieb die Unruhe rastlos herum. Endlich kehrte ich zurück; sie saß in der Laube, den Bleistift in der Hand, schnell ein Blättchen Papier faltend. „Ich störe Sie?" fragte ich. „O nein," stammelte sie, „ich habe den ersten Versuch gemacht zu dichten." — „Darf ich es lesen?" — Das Blatt entglitt ihren Fingern, ich hob es auf, ein flüchtiger Blick, sie lag in meinen Armen und ein Kuß loderte auf wie die Flamme am Altar der Ewigkeit. Was das Blatt enthielt?

„Ich hab' gekämpfet lang, gelitten auch,
Als herb dein Mund und kalt dein Auge war;
Zu bergen wußt' ich es nach Mädchenbrauch,
Es machte nichts mein Leiden offenbar!
Doch nun, da mild auf mir dein Auge ruht,
Und wie zum Kusse deine Lippen winken,
Weiß kaum zu bergen ich des Herzens Glut,
An deine Brust möcht ich für immer sinken".

Werfen Sie mir nicht vor, ich sei besserer Einsicht untreu worden; es schien mir unrecht, das Tor zu diesem Glücke aufzusprengen, sollte ich es aber zurückstoßen, da es mir unverhofft und reizend entgegenschwebte? Es ist keine Verlobung auf sieben Jahre; in manchen Gegenden ist Mangel an Ärzten, also leicht Unterkunft. Bis dahin müssen wir unsern Bund verheimlichen, dann mögen sich die Eltern fügen. Um so mehr, da mir niemand einen trivialen Grund unterschieben kann: Im Hause ist der Aufwand zu groß, als daß viel Vermögen vorhanden sein könnte.

Ich lese gegenwärtig das hohe Lied: Diese Bruchstücke aus dem Liebesleben jenes orientalischen Königes voll glühender Begeisterung und Schönheit! Mögen die Theologen über die Bedeutung desselben zanken; sie haben nie geliebt oder vergessen, wie ein Kuß von weichen vollen Lippen alle Pulse in zitternde Bewegung setzt und emportreibt. Ich will dieses Lied genießen, wie man einen Becher südlichen Weines schlürft: überall Duft, Feuer, Seligkeit.

Kurz zuvor saß ich in der Laube, das Buch vor mir aufgeschlagen: „Wo ist denn dein Freund hingegangen, du Schönste unter den Weibern? Wo hat sich dein Freund hingewandt? So wollen wir mit dir ihn

suchen. — Mein Freund ist hinabgegangen in den Garten zu den würzigen Kräutern, daß er sich weide unter den Blumen und Rosen breche. Mein Freund ist mein und ich bin sein, der unter Rosen sich weidet. Du bist schön, meine Freundin, wie Thirza, lieblich wie Jerusalem, wende deine Augen von mir, denn sie entzünden mein Herz."

Eine blaue Beere flog auf das Blatt; ich wandte mich um, durch die Reben guckte Emmas lächelndes Gesicht. Ihr braunes Haar floß auf eine dunkle Traube und mischte sich mit den Blättern und Ranken des Weinstockes. Ich zog sie an mich. Da legte sich ein Weinblatt, als wollt' es uns die Wonne des Kusses nicht gönnen, zwischen unsere Lippen. Sie pflückte es, nun liegt es zum Andenken jener Stunde zwischen den Blättern der Bibel, dort wo von Salomon und Sulamith geschrieben steht.

Gedichtet wird wenig; ich lebe und wie! Doch ja, ein kleines Liedchen hier.

Der Kuß.

Die Sonne längst gesunken,
Der Abend mild und lau,
Unzählig gold'ne Funken
Durchleuchten hell das Blau.
Und lichte Engel schweben
Umwallt vom Wolkensaum,
Dein Mund, . . . ich fühl ihn beben
Auf meinen Lippen kaum.
Da guckt durchs Laubgewinde
Ein Engelsangesicht:
„Ob ich den Heimweg finde?
Ist hier der Himmel nicht?"

Wie rasch sind diese acht Tage dahin! Ich muß Pirawart verlassen, um nicht Verdacht zu erregen. Aber auch die wenigen Wochen, die mich von Emma trennen, werden dahinschwinden und die Freude des Wiedersehens soll um so größer sein.

Schon übermorgen reise ich ab. Da wollen wir in Salzburg alle trauten Plätzchen aufsuchen und von Emma reden, welche Sie liebt wie eine Schwester, ohne sie zu kennen. Auch das soll werden!

Emma läßt Sie grüßen! Doch nein! sie soll Ihnen selbst schreiben.

* *
*

Mein Trauter wünscht, daß ich Ihnen meine Grüße selbst sende und gern willfahre ich seinem Wunsche.

Aber vor allem will ich Sie um die Erlaubnis bitten: Du sagen zu dürfen, es klingt ja viel schöner, viel deutscher, als das steife, kalte Sie. Ich möchte zu allen, die ich achte und liebe, Du sagen, nicht wahr, meine teure Cornelie? Wie sehne ich mich, Dich zu sehen, mit dir zu sprechen. Ich hoffte vergangenen Sommer diese Freude zu haben, aber wie es beinahe immer mit unsern Reiseprojekten geht: Es blieb beim vornehmen. Doch so Gott will, wird auch dieser Wunsch erfüllt, wenn Adolf und ich das Ziel all unseres Strebens und Trachtens erreicht haben.

Viele, viele Küsse an Dich und Deine Schwester.

Gott sei mit Dir!

Emma.

* *
*

Darf ich von den vielen, vielen Küssen nicht einige für mich abziehen? Ich schicke Ihnen dafür zwei Stellen aus einem Briefchen, das sie mir heute früh zugesteckt.

„Ich muß Dir etwas gestehen, mein Geliebter. Denkst Du noch daran; es war die Zeit der Schneeglöckchen, von denen ich Dir die ersten brachte: — Wir waren später nach Hause gekommen, als wir hätten sollen. Als ich in das Zimmer trat, fand ich Dich auf dem Sofa eingeschlafen; das Haar floß von der Stirn auf den Arm nieder, der sie stützte. Dein Gesicht war ganz verändert, jeder herbe Zug weggelöscht, um den Mund ein Hauch milder Ruhe. Ach! ich wollte mich zu Dir niederbeugen und Dich küssen, leise, leise nur; da schlugst Du den Blick auf; — hast Du nicht bemerkt, wie ich verwirrt vor Dir stand? Erwacht warst Du ganz anders; jener Ausdruck von Trotz zeigte sich wieder, der mich an Dir so tief betrübte.

Im vorigen Frühjahr war ich einmal auf Dich ernstlich böse, weil Du mich mit Deinen Sarkasmen so peinigtest; ich glaubte Dir ein recht finsteres Gesicht zu machen und Du bemerktest nicht einmal was davon.

Aber jetzt! Wenn ich in Dein treues Auge schaue, wenn mich Deine heißen Küsse fast erschrecken, da vergesse ich alles, alles und weiß nur noch, daß ich Dich liebe, ja Dich liebe, Dich mehr als alles liebe!

Heute gingen wir erst um ¼ nach 10 Uhr nach Hause; die Sterne schimmerten hell, der Mond kam feurig rot herauf, es war feierlich still! Ach hätt' ich nur in Dein Auge blicken dürfen, das mir freundlicher glänzt als alle Sterne der Nacht! Wie selig wird es

sein, wenn ich es ungehindert tun darf, wenn mir niemand mehr verbeut, Deinem Wort zu lauschen, wenn Deine Heimat meine Heimat sein wird und uns nichts mehr trennt als Gottes Wille."

* *
*

Jetzt aber nichts mehr von Emma! Ich wollte zuerst von ihr nicht reden. Das böse Mädl! Wovon das Herz voll ist, geht der Mund über.

So eine Liebe ist denn doch der Mai des Lebens!

Darum ließen die Griechen ihre Götter lieben.

Da haben Sie vieles, aber nicht viel.

Pirawart, 25. August 1846.

Ihr

Pichler.

* *
*

Über meinen Aufenthalt in Tirol kann ich diesmal gar nichts berichten. Es blieb mir kaum eine Erinnerung, so ganz erfüllte Emma mein Herz. Wie die Schwalbe zum Nest, eilte ich daher sobald als möglich zu ihr nach Wien! Es war ja das erstemal in meinem Leben, daß das Glück bei mir einkehrte.

* *
*

An Cornelie.

Endlich wieder in Wien. Emma ist in meiner Abwesenheit höher und schlanker geworden, das Antlitz blässer, der Ausdruck innig und sehnsuchtsvoll. Ihre

Küsse heißer; ist es denn möglich, daß wir uns noch mehr lieben können! Der Verdacht ist bereits rege, wir werden scharf beobachtet. Um eine vorzeitige Entdeckung zu hindern, muß ich alle Schlauheit aufbieten, um so mehr, da meine Emma keine Verstellungskunst besitzt und ihr immer die Seele klar und lauter aus den Augen schaut.

Abends lese ich hier und da Homer vor.

Ich bewohne jetzt in der Alservorstadt ein hübsches Zimmerchen und habe einen Pagen, einen Gymnasiasten von 12 Jahren, der mir die Kleider reinigt, Aufträge besorgt und wohl auch abschreibt. Als Livree müßt' ich ihm wohl rot und grün geben, die Farben der Rose.

In der Medizin wird mit doppeltem Eifer gearbeitet, so weit es möglich, da im Spital noch keine Kranken auf der Klinik sind.

Von Emma tausend Grüße und ein Blatt!

Wien, 11. Oktober 1846.

Ihr

Pichler.—

Cornelie an mich.

So recht, mein Freund! Das sind mir liebe Briefe und liebe Lieder, schreiben Sie nur immer solche. Ich will gar nicht klagen, daß Sie mich so lang auf Nachrichten warten ließen, denen ich mit Sehnsucht und Ungeduld entgegensah.

Es hat mich unendlich gefreut, daß Emma einige Zeilen beischrieb. Sie ist wahrlich lieb und gut! Ich lege für sie ein Blatt bei, geben Sie ihr's mit Gruß und Kuß. Ich will Ihnen vor der Hand ihre Küsse

noch überlassen, zur rechten Zeit werde ich sie dann schon einfordern. Erinnern Sie sich daran, wie Sie schrieben: „Möchte sie mir nur einmal einen Kuß aufgeben, den wollte ich herzlich gern in Empfang nehmen und — für mich behalten.“ Wäre ich mit Emma zusammengekommen, so würde ihr Geheimnis wohl früher verraten worden sein, aber es hat sich doch so alles schöner gefügt.

Gestern waren wir in Maria Plain. Es war ein prachtvoller Herbsttag. Wallfahrten ist ein schöner Gedanke, aber in einer düstern mit Vergoldung und Schnitzwerk überladenen Kirche kann man doch nicht beten und tritt man heraus, ist alles so licht und schön und groß! Beim Heimgehen leuchteten die Sterne; ich sah zum Polarstern hinauf und sandte Ihnen und Emma einen Gruß.

Mathilde wird den Winter über zu Innsbruck bleiben. Das ist mir freilich nicht lieb für mich, — da ich aber selbst glaube, daß es für sie, besonders in Hinsicht auf ihre Gesundheit gut sein werde, muß ich mich darein ergeben.

O wie beneide ich Sie um den Genuß bei Ihren Vorlesungen! Und wie beneide ich Emma, die zuhören kann. Ich kenne Homer nicht und wenn ich ein solches Werk lese, so ist das nicht die Hälfte von dem, was es so vorgetragen wäre. Es ist doch alles ganz anders; man kann erst recht genießen und sich freuen in Gemeinschaft. Was Sie in den Aufzeichnungen von Spinoza sagen: „Daß Ihnen beim Lesen seiner Sätze sei, als ob Sie in den Nachthimmel blickten“, gerade diesen Eindruck macht mir Goethes Iphigenie, so oft ich sie lese.

Ich muß Ihnen sagen, daß ich Emma noch mehr lieben und achten muß wegen der Stelle in ihrem Brief, welche Sie mir mitteilten. Es liegt eine Festigkeit darin, die ich nicht erwartet hätte. Ich denke aber an Jean Paul, der glaub' ich sagt: Es sei vielleicht noch himmlischer, einer fremden Liebe mit still glückwünschendem Herzen zuzuschauen, als selbst zu lieben.

Vergessen Sie ja nicht, daß Sie mir Ihr Bild versprochen haben. Das von Emma gezeichnete ist mir sehr lieb, doch es gehört zur „Elegie" und ich möchte eins zum „Kusse" haben. Jetzt sollen Sie sich malen lassen.

Wenn Sie Ernst aufsuchen wollen, so ist es mir gar sehr lieb, er ist nicht ganz zufrieden.

Cornelie.

An Cornelie.

Sie beneiden Emma um meine Vorlesungen? — Das kommt zu früh; die Mutter scheint sie absichtlich fern zu halten, wie denn der Verdacht sehr rege ist. Indes nur noch wenige Monate. Mit dem zweiten Semester schließt mein Studium und ich werde dann offen und ehrlich dem Vater schreiben.

Man lauert uns auf; da tun wir kalt gegeneinander und reden von gleichgültigen Dingen. Hier und da gelingt uns ein Blick, wir streifen uns, manchmal ein leiser Händedruck und wär das alles nicht, so sind wir doch im gleichen Raume. Gestern trat sie in die halbdunkle Fensternische, sie löste eine Rose aus ihrem Strauß und küßte sie, kaum mochte ich sie in der Ferne vom zarten Mund zu unterscheiden, und legte sie auf das

Gesims in den Schatten. Nun steht sie im Glas neben meinem Bett und ich denk', ich habe sie vor dem Einschlafen sogar geküßt. Kindisch, kindisch, kindisch! — Aber selig sind die Kinder und ich bin lang genug ernsthaft gewesen, wie ein Uhu auf einem alten Schloß.

Geht die Liebe doch überall den gleichen Weg. Wenn im Oberinntal ein Bursch von seinem Mädl Abschied nimmt, um nach Arbeit zu wandern, so küßt er einen Stein, sie nimmt ihn mit in ihre Kammer und bewahrt ihn zu teurer Erinnerung, bis er im Herbst heimkehrt.

Der Fratz versteht sich aufs Küssen wie ein Spatz aufs Kirschenstehlen, so flink und gewandt; da sie aber kleiner ist als ich, muß sie immer auf den Fußspitzen trippeln, um mich mit ihrem roten Schnäbelchen zu erreichen. Gestern gab es einen kleinen Spaß. Die Kinder, sie und ich saßen an einem Tisch; zwischen uns ein dicker ungarischer Pfaff. Emma wollte ihre Sammetschühlein auf meinen Fuß setzen; ich machte eine leise Wendung und so geriet sie auf den Kanonenstiefel des Pfaffen. Dieser fing gar behaglich an zu schmunzeln. Nun merkte sie es, nahm aus Verlegenheit ein Buch verkehrt in die Hand, klappte es wieder zu und stand auf, um etwas zu holen. Sie hob drohend den Finger; da werd' ich es schön kriegen!

Beiliegendes Puppenspiel: „Der Faust" möge Ihnen beweisen, daß ich abwesende Freunde nicht vergesse. Sie haben es vielleicht zu Innsbruck als Kind im Mopperlg'spiel mit geringen Abweichungen aufführen sehen. Es reicht in alte Zeiten zurück und gibt einen Begriff davon, welche Bedeutung die deutsche

Bühne jetzt haben müßte, wenn sie sich aus solchen Anfängen ohne Störung entwickelt hätte.

Sie sind wohl schon für den Winter eingehäuselt?

Wien, 16. November 1846.

Ihr Pichler.

Cornelie an mich.

Ihr kurzes Briefchen hat mich sehr gefreut, weil es mir zeigt, in welcher glücklichen Gegenwart Sie leben.

Daß Sie das Herz haben, Emma so boshaft zu necken, ist unverantwortlich. Sie ist viel zu gut; soll ich ihr nicht ein bischen Unterricht in der Kunst, den Pantoffel zu gebrauchen, geben? Sie könnten dabei an Ihre Verteidigung denken, so wäre für alle Teile gesorgt. Auch habe ich ja ein vollständiges Sündenregister von Ihnen in Händen, und wenn Sie nicht geduldig sind und uns nach Herzenslust reden und Komplotte schmieden lassen, so soll sie alles zu lesen bekommen. Sie sehen, es bleibt nichts übrig, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Für den Faust herzlichen Dank!

Wir sind allerdings eingehäuselt: nur flößt mir die Mutter Sorge ein, sie ist manchmal unwohl und bei diesem Alter darf man nichts leicht nehmen.

An Emma Gruß und Kuß.

Cornelie.

An Cornelie.

Seit meinem letzten Briefe sind vier Wochen verflossen. Vier Wochen! In dieser Zeit kann sich einiges ändern und es hat sich viel geändert! —

Emma und ich wurden getrennt!

Sie schrieb ein Zettelchen an mich und wurde dabei von ihrer Mutter ertappt. Ihr Vater schrieb mir am gleichen Tage und verbot mir das Haus. Das war vorläufig in Ordnung und ich habe nichts anderes erwartet. Ich antwortete ihm ernst und ruhig; freilich ohne Erfolg. Am aufgebrachtesten war ihre Mutter. Emma erklärte ihr jedoch, mir treu bleiben zu wollen unter jeder Voraussetzung. Auf allerlei Schleichwegen unterhalten wir einen brieflichen Verkehr. Da zu erwarten stand, daß man sie überwachen und früher oder später geradezu fragen werde, ob sie von mir Briefe erhalte, so wollte ich diese diktieren, damit sie erwidern könne: „Er schrieb mir nie mehr!" — Sie antwortete umgehend: „Ich habe Deinen Vorschlag überlegt, ist er nicht Falschheit? Ich werde den Mut haben der Mutter zu entgegnen: „In allem will ich dir gehorchen treu und offen wie bisher, nur darin nicht, daß ich ihm entsage." Emma war edler als ich. Mich hat all die Niedertracht, die ich seit früher Jugend erfahren, falsch gemacht; aber vor dem frommen Blicke meines Mädchens sinkt das alles in nichts zurück und ich bin wieder geläutert. Was vermag ein Weib, wenn es ganz Weib ist!

Eine Dienstmagd verhilft uns hier und da zu einer Zusammenkunft. So leben wir von gestohlenen Augenblicken des Glückes: Sie treu und ergeben, ich scheinbar ruhig. O flöge die Zeit meinen Wünschen voraus und ich könnte sie bald, bald mein Weib nennen; sie ist gut wie der lichte Tag!

Wieder vier Wochen! Die Lage ist unverändert;

Emma hält mich in Fassung, wenn Groll und Leidenschaft überschäumen wollen. Sie schaut mit heiterem Mute in die Zukunft; die Geduld ist eine weibliche Tugend.

Soeben erhalte ich Nachrichten von Mathilde, die mich mit Freude und Trauer erfüllten. Mit Freude, weil ich von ihrer glücklichen Liebe und baldigen Vermählung höre; mit Trauer, weil ich die schwere Krankheit Ihrer guten Mutter erfahre.

Schreiben Sie mir doch recht bald, wie es geht und seien Sie meiner aufrichtigsten Teilnahme versichert.

Möge sich für uns alle der Unsegen, den uns der Schluß des alten Jahres gebracht, bald zum Heile wenden!

Wien, 20. Januar 1847.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Aus Ihrem langen Schweigen und aus dem kurzen Brief kann ich wohl Ihre Stimmung erkennen, so wenig Sie auch darüber sagen. Aber Emma hat recht; wenn die Gegenwart drückend ist, können Sie doch mit heiterem Mute in die Zukunft schauen, die Ihren Anstrengungen den schönsten Lohn verheißt. Alles, was Sie mir von Emma schreiben, erhöht meine Achtung und Bewunderung für sie, ich bin demütig, wenn ich an Emma denke. Doch meine herzliche Liebe soll mir noch ein Anrecht auf ihre Freundschaft geben. Ich bitte Sie, richten Sie ihr einstweilen recht viele Grüße und

Küsse aus; die Zeit wird mir zu kurz, sonst hätte ich ein Blatt beigelegt.

Meine Mutter erkrankte gleich, nachdem ich meinen letzten Brief an Sie abgeschickt hatte und ist noch immer krank, obwohl sie zeitweise auf sein kann. Ich hoffe das beste von einem Landaufenthalt im Frühling. Ich habe wohl viele angstvolle Stunden gehabt, doch trugen auch manche Umstände bei, mir diese zu erleichtern. Vorzüglich lieb war mir Mathildens Abwesenheit, es blieben ihr dadurch viele Sorgen erspart und ich wünsche, daß sie die schöne Gegenwart so ungetrübt als möglich genießen möge. Daß ihre Liebe sie dauernd glücklich machen wird, hoffe ich, und es macht mir große Freude zu bemerken, daß, jemehr sie Ganahl kennen lernt, ihre Liebe immer inniger wird. Sie scheint sich überhaupt zu Innsbruck sehr wohl zu fühlen, das ist auch kein Wunder!

Gott schütze Sie und Emma.

Cornelie.

Emma an Cornelie.

Du wirst Dir unser langes Schweigen nicht erklären können, meine Cornelie! Nur ich bin daran Schuld, oder vielmehr meine vielen Geschäfte. Wir haben nun ein Schwesterlein mehr und da bin ich schon seit sieben Wochen Hausfrau, Kind- und Krankenwärterin. Ich habe noch keine ruhige halbe Stunde gehabt, sonst hätte ich Dir gewiß längst geschrieben. Auch jetzt kann ich Dir nur danken für die unendliche Freude, die Du mir durch Deine lieben Zeilen gemacht hast.

Mein Trauter mag Dir sagen, wie sehnlich ich immer wünschte, Deine nähere Bekanntschaft zu machen. Könnte ich nur ein paar Stunden mit Dir sein! Ich hätte Dir so vieles mitzuteilen, doch Geduld, Geduld, die Zeit ist nicht fern.

Viele herzliche Grüße.

Ich muß die Feder weglegen; wenn mich nur die Zeit nicht so drängen würde! Mein Adolf mag noch etwas beisetzen; boshaft wie immer!

Leb wohl, meine Freundin! Gott segne Dich.

Deine Emma.

* *
*

Da haben Sie unsere kleine herzige Hausfrau, wie sie leibt und lebt: Die Hände voll Arbeit, das Aug' voll Liebe und auf den Lippen die süßesten Küsse. Boshaft wie immer!

Da darf ich denn doch ihren Brief nicht ganz ohne Glossen fortschicken. Sie sagt:

a. „Unser langes Schweigen." — Unser! Wie die Pfarrhäuserin vom Geflügel.

b. „Kindeswärterin!" Ich hab ihr gesagt, wenn sie so fortfahre und sich vor dem Wiegen nicht Zeit nehme zu schreiben, was denn einmal in Zukunft ... Sie ließ mich aber nicht weiterfahren und hielt mir den Mund zu. Sie hätten nur sehen sollen, wie schnell sie ihr Gesichtchen an meine Brust versteckte, ich fühlte die Glut der Wange durch alle meine Kleider, erst nach einer Weile fand sie, ohne die Augen aufzuschlagen, den

Weg nach meinen Lippen, um einen warmen Kuß drauf zu drücken.

c. „Ein paar Stunden mit Dir sein!" Warum nicht noch mehr? Was fange ich derweil an? — Etwa spazieren gehen, wie letzthin, wo ich bei einem Stelldichein im grimmigen Frost Schildwach brannte, daß ich fast hätte in die Wolken fahren mögen vor Kälte und Langeweile.

Und Sie wären schließlich wohl gar imstand', ihr meine Briefe zu zeigen! Emma! Wenn sie einmal mein Weib ist!

Ihre Liebe ist ein Feuer, das alle Unnatur aus einer Seele läutert! nach soviel Verstiegenheit ein Mensch zu sein und nur ein Mensch!"

Möchten sich nur auch die äußeren Verhältnisse gestalten und mit der heutigen Sonnenwende auch für uns der Frühling kommen!

Wien, 21. März 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Durch Ernst erfahre ich, daß es mit der Mutter etwas besser gehe und nicht alle Hoffnung verschwunden sei. Mich hat diese Nachricht innig gefreut; lassen Sie uns vertrauen, es wird alles gut werden. Auch Emma nimmt innigen Anteil.

In Tirol hat man einen Preis für das beste Schützenlied ausgesetzt. Ich habe nicht mitgetan. Nach meiner Überzeugung kommt bei solchen Anlässen nie viel heraus. Wer mag oder vermag ein Lied zu dichten,

wie es die Preiskommission verlangt? Öl und Wasser läßt sich nicht mischen; das Vaterland und Metternich haben nichts miteinander zu schaffen. Purtscher, der hier das meiste Zeug hätte, blieb abseits; ebenso Gilm, der die Herren in einem drastischen Gedicht verhöhnte.

Ich sichte die Poesie der letzten zwei, drei Jahre; viele unnütze Reimereien fallen unter den Tisch. Vollendetes oder gar nichts.

Dafür lege ich Ihnen zwei Gedichte Walters von der Vogelweide bei.

„Sage mir Mädchen, was ist die Liebe.
Heil jener Stunde, wo ich sie fand.“

In unseren Verhältnissen hat sich nichts geändert.
Wien, 17. April 1847.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Emmas liebe Zeilen haben mich innig gefreut. Aber mit Ihnen bin ich unzufrieden. Sie beschäftigen sich also wieder mit Ihren Gedichten! Wenn Sie doch wenigstens das, was Sie nicht herausgeben wollen, mir zum Bewahren gäben, was sollte das schaden? Ihnen könnte es ja gleich sein und mir würde es so große Freude machen! Ich sage nichts gegen Ihr „Vollendetes oder gar nichts!“ Ob Sie nicht gar zu streng sind, will ich nicht fragen, aber warum sollen Ihre Freunde sich nicht an Gedichten erfreuen dürfen, die, wenn auch keine Meisterwerke, doch immer Mitteilungen Ihres Geistes und Ihrer Gefühle sind.

Selten hat mir etwas so gut gefallen, wie die

Liebeslieder Walters. Sie sind so natürlich und warm. Bringen Sie doch in die Ferien mehr mit!

Über Viktoriens Häuslichkeit erhalte ich durch ihre Mutter Nachricht; von der Geburt und dem Tode ihres zweiten Knaben und ihrer Gefahr dabei. Doch war sie zurzeit, als ihr Mann schrieb, schon wieder gesund. Ich fürchte, sie wird ihr Glück nicht lange genießen.

Hier habe ich niemand, mit dem ich vertraulich reden könnte; meine Cousine habe ich gern, denn sie ist die Gefälligkeit und Gutmütigkeit selbst, sonst ist sie aber so verkehrt infolge ihrer Verhältnisse, daß man oft nicht weiß, ob man lachen, seufzen oder sich ärgern soll. Doch ich bemitleide sie; hätte sie das Glück gehabt, einen aufrichtigen Freund oder eine verständige Freundin zu finden, was hätte sie werden können! Es empört mich, wenn ich sehe, wie die Männer gewöhnlich mit den Mädchen spielen, als wären es Puppen, eben nur da, um ihnen eine Zeitlang zur Kurzweil zu dienen. Haben sie dann einem Mädchen den Kopf vollends verdreht, dann sind diese Herren die ersten, den Stab zu brechen und von Dummheit, Leichtsinn und so weiter zu sprechen. Sie müssen wissen, ich habe wieder nähere Bekanntschaft mit einem dieser Sorte gemacht.

War doch der Winter so öd und traurig! Aber jetzt sprossen die Blumen und wir gehen auf das Land und Mathilde kommt wieder aus Tirol!

Cornelie.

An Cornelie.

Genießen Sie den Frühling aus voller Seele; Mathilde im Glück ihrer bräutlichen Liebe; die Wieder-

genesung der lieben Mutter mag Ihnen werden wie ein schöner Morgen. Ich habe wieder eine böse Zeit. Unsere Zusammenkünfte wurden entdeckt, die Eltern, welche unser Verhältnis abgetan hielten, grollen und zürnen. Eine Liebschaft mit einem Studenten! Ich habe deren gar manche kennen gelernt und die Eltern ließen, wenn sich eine Aussicht bot, die Sache ruhig gelten. Hängt doch über allem Menschlichen der Zufall! Doch ich will nicht klagen; es verrinnt so wie so Tag wie Tag und das ist auch ein Glück.

Noch kann ich Ihnen nicht sagen, wann ich nach Salzburg komme Hier ein Sonett Purtschers!

Wien, 2. Juni 1847.

Ihr

Pichler.

Sonett.

Zwei siechten einst dahin; vor ihrem Scheiden
Schon ahnend wie die Schwinge los sich schäle,
Befragten sie sich noch, was jeder wähle:
Ob Lust in Ewigkeit, ob ewig Leiden.
Da sprach der links: „Mich Elenden zerquäle
Abseits von Gott ein selbstgenügsam Meiden!"
Der rechts in Tränen lächelnd und bescheiden:
„Daß milde Gott zum letzten Flug mich stähle!"
Und nun, was glaubst du, hat sich nun begeben?
Es ist zu groß, als daß ich es verhehle:
Ich sah den einen stolz hinunterschweben.
Der Andre, ledig stieg er seiner Fehle
Und hoch darüber scholl es zum Erbeben:
Gott siegelt nur die freie Tat der Seele.

Adolf Purtscher.

An Johann Schuler.

So hat denn auch mein letztes Schuljahr geschlossen! Ich darf mir das Zeugnis geben, ich habe tüchtig gearbeitet. Die Medizin ist jetzt ein schweres Studium; Bücher können die Anschauung nicht ersetzen; mit dem alten Schlendrian, der Salben schmiert und Mixturen kocht, ist es für immer vorbei. Die pathologische Anatomie schuf neue Grundlagen. Nach den geistreichen Paradoxien der Naturphilosophie, welche Schelling und seine Schule aphoristisch orakelten, nach dem Mystizismus, der auch die Medizin verfinstern wollte, stehen wir endlich auf dem festen Boden der Wirklichkeit und wollen Schritt für Schritt vordringend uns hier das Gebiet erobern.

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, im Leichenhof hundert Sektionen zu machen. Da keine Studenten mehr hier sind, so bin ich bei meinen Beobachtungen in keiner Weise gehemmt. Ich lasse mir von den Spitalärzten, welche die Krankheit behandelten, kurz den Verlauf derselben und die wesentlichen Symptome angeben und halte dann diese Berichte mit dem Sektionsbefund zusammen. Zu Hause mache ich dann Aufzeichnungen für den späteren Gebrauch.

Wo der Dichter bleibe? Dazu habe ich jetzt keine Stimmung. Wer kann während des heftigen Kampfes singen. Vielleicht später!

In fünf Wochen etwa hoffe ich Sie zu begrüßen.

Wien, 7. August 1847.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ihnen darf ich kein Wort des Trostes sagen, für Sie verrinnt Tag für Tag, aber Emma! Sie muß mit ihrem reinen, edlen Herzen die Erfahrung machen, wie hoch ein Kampf für die Wahrung der Freiheit des Herzens zu stehen komme gegen jene, an welche uns von Natur aus Liebe und Achtung knüpfen muß. Lassen Sie Tag für Tag verrinnen; was Sie jetzt nicht erzwingen, wird die Zukunft der Standhaftigkeit als schönen Preis gewähren.

Wie unendlich freue ich mich heuer auf Ihre Ankunft! Die Tage Ihrer Anwesenheit sind mir ja immer Festtage, nach denen ich schon das ganze Jahr rechne und jetzt, wo ich mich so verlassen fühle, mehr als je. Ich habe ja hier gar niemand, der mir ein ermutigendes Wort sagte, darum verläßt mich auch manchmal der Mut. Ich glaube schon geschrieben zu haben, daß Mathilde 14 Tage hier war; dieser schnell vorübergegangene Besuch läßt mich meine Einsamkeit noch mehr empfinden.

Auch Ganahl war hier und ich muß gestehen, daß er mir viel besser gefiel, als ich erwartete. Ein Besuch aus Tirol! Da genieße ich erst recht das Leben, da höre ich wieder heimatliche Sprache. Jedes Plätzchen ist mir hier lieb und bekannt, aber die Menschen bleiben mir ewig fremd. O, wie freue ich mich auf Ihren Besuch, mein Freund! Wie viel werden Sie mir erzählen müssen! Von einem Stündchen kann aber nicht die Rede sein, das sage ich Ihnen voraus. Sie werden doch ein paar Tage hier bleiben? Ich wollte, Sie

kämen bald, damit Sie uns noch auf dem Lande träfen, wahrscheinlich werden wir aber Ende dieses Monates oder anfangs des nächsten in die Stadt ziehen. Wir könnten hier viel ungestörter plauschen und im Freien herumgehen. Das wäre gar schön! Wenn es möglich, möchte ich Sie noch bitten, mir mit ein paar Zeilen den Tag Ihrer Ankunft genauer zu bestimmen; ich habe mancherlei Geschäfte, daß ich vielleicht den ganzen Tag in der Stadt sein muß, oder richtiger gesagt, einige Tage, wir beziehen eine andere Wohnung, da habe ich vieles zu besorgen, ehe wir unseren jetzigen Aufenthalt verlassen.

Mir ist schon jetzt recht leid, wenn wir unseren Landaufenthalt verlassen. Zwar komme ich nur selten aus dem Zimmer und ich wäre andererseits froh, wenn wir glücklich in unserem Winterquartier eingerichtet wären, aber wann werde ich dann wieder Wiesen, Bäume und Berge sehen? Und wenn ich hier morgens oder abends eine Viertelstunde im ungestörten Verkehr mit mir selber zubringen kann, gewinne ich wieder aufs neue Ruhe und Kraft. Seit ich die Hoffnung auf die Genesung der Mutter aufgeben mußte, werde ich wohl oft mutlos.

Ich wurde in meinem Schreiben immer unterbrochen, darum habe ich mich nun losgemacht und ein einsames Plätzchen gesucht, um einmal wieder wie ehemals mit Ihnen frei sprechen zu können. Das Flüstern der Bäume im Windhauch, die Töne der fernen Abendglocken klingen auch jetzt noch so heimisch und süß in die Seele, wie Stimmen alter teurer Freunde und es wird mir frei und leicht zumute, wenn ich rings Schön-

heit und Ruhe um mich finde. Die Unendlichkeit der Natur läßt uns unser Wesen mit seinen Sorgen so klein erscheinen und dann doch wieder so groß in der Kraft, die Welt zu erfassen und in sich vollendet zurückzustrahlen. Die Natur findet ja auch ihre Verklärung im Geiste des Menschen. Ich denke oft an Ihre Gespräche über Spinoza; es ist mir unbegreiflich, wie nicht jedes unbefangene Gemüt die Schönheit und Heiligkeit seines Gedankens erkennen sollte.

Von meiner Mutter herzliche Grüße; ihre Gesundheit ist immer schwankend, doch freut sie sich, Sie zu sehen!

Cornelie.

An Cornelie.

Nach Salzburg komme ich in der ersten Hälfte des September. Bis ich hundert Sektionen gemacht habe, bleibe ich in Wien, dann wage ich einen Streifzug nach Ungarn.

Emma befindet sich dort im Bade. Sie hat den Eltern mit voller Entschiedenheit erklärt, nicht von mir zu lassen und da haben sich diese mit ihr von Wien entfernt. Man wird alles aufbieten, den Dämon, der ihr Herz verzaubert, zu bannen. An seine Stelle soll langsam, langsam jener Landwirt rücken, den man ja für sie seit Jahren in Aussicht nahm. Er soll ein tüchtiger Ökonom sein; ich habe ihn zu Wien einmal gesehen, ich bemerkte an ihm gar nichts besonderes. Er liebt Emma; was mich betrifft, so würde ich ein Mädchen aus den glühenden Umarmungen eines anderen nur dann nehmen, wenn dieser andere — tot wäre.

Ich habe für ihn keinen Haß, ja nicht einmal eine Spur von Eifersucht. Die Eltern fördern diese Verbindung in jeder Weise, nun ja! ihre Vermögensverhältnisse sind, wie ich erfahre, etwas unsicher und er ist wohlhabend. Mein häuslicher Herd wäre freilich anfangs sehr bescheiden. Und dennoch, ich nähme Emma ohne jeden Kreuzer, ja jetzt sogar arm lieber als reich. Dann hätte ich für nichts zu danken.

Zum Schluß des Schuljahres habe ich den Eltern wieder geschrieben, ohne Trotz, versöhnlich im Ton der Bitte. Ich erbot mich zu allem; ich verzichtete darauf, ihr Haus zu betreten, nur gestatten solle man mir, an Emma offene Briefe, die durch ihre Hände gehen sollten, zu richten. Keine Antwort! Wie ich erfuhr, waren sie über meine Frechheit empört.

Nun gut! Ich werde auf die Rechte, die mir Emmas Herz eingeräumt, nie verzichten; ich darf es nicht! Sie bleibt meine Braut vor Gott und den Menschen.

Ich mag nicht fortfahren, mein Blut beginnt zu kochen.

Ich hab' ihr versprochen, nach Ungarn zu kommen und ich werd' es tun!

Leben Sie wohl!

Wien, 20. August 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Sie erhalten diese Zeilen aus Innsbruck. Ich war in Ungarn. Ich lag in einer elenden Dorfkneipe ver-

borgen; einmal gelang es mir, Emma im Park zu sehen, dann wurden wir verraten. Die Wut der Eltern über meine Verwegenheit, die alle ihre Pläne kreuzte, war grimmig. Sie hatten einflußreiche Verbindungen; man warnte mich und so begab ich mich über die nahe Grenze nach Steiermark in Sicherheit. Jeder Versuch, von hier aus Fäden anzuspinnen, war vergeblich.

So machte ich mich denn auf die Reise, quer über die Alpen und auf den nächsten Wegen. Bis Schwaz ging ich zu Fuß, jede Leidensstation dieser Wanderung bleibt meiner Seele eingeprägt, sie zu schildern, werde ich nie versuchen!

Schreiben Sie mir nicht.

Innsbruck, 24. September 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Am 26. November von 5—7 Uhr abends habe ich mein erstes medizinisches Rigorosum bestanden. Ende Februar will ich an das zweite. Sollte in Tirol ein guter Platz für die Praxis frei sein, so rücke ich nach Ostern ein, sonst bleib' ich bis Oktober hier im Spitale. Man riet mir auch, ich sollte Journalist oder Schriftsteller werden. In Österreich! Welche alberne Zumutung an einen Menschen, der schließlich was gelernt hat! Sagen Sie das alles meinen Freunden zu Innsbruck.

Und Emma? Jede Verbindung ist abgeschnitten. Wäre sie wie Gudrun unter brutalen Feinden, ich würde nichts besorgen. So hätschelt man sie mit Sanftmut, Milde, Nachsicht, umspinnt sie mit seidenen Fäden;

soll sie den Kampf gegen die Eltern länger fortsetzen? Man wirft alle Schuld auf mich, ja! wären wir noch im Mittelalter, man hätte mich längst wegen Magie vor den Ketzerrichter geschleppt. Mein Aufenthalt in Wien ist mir verleidet und es wird mir oft schwer, die Bitterkeit gegen die Menschen und Verhältnisse niederzukämpfen. Welche Öde liegt vor mir!

Ich muß über diesen Abgrund weg oder versinken.

Schreiben Sie mir nicht!!

Es ist gut, daß Sie nach dem Tode der Mutter Salzburg verlassen haben. Die schönen Stunden, die wir dort verlebt, wollen wir in lebendiger Erinnerung behalten. Sie werden sich nicht wiederholen, was hätt' ich auch dort zu suchen. Es beruhigt mich, daß Sie am neugegründeten Herde Ihrer Schwester ein trautes Heim gefunden haben! Grüßen Sie mir alle!

Wien, 10. Dezember 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Vier- oder fünfmal setzte ich mich an den Schreibtisch, aber es ging nicht; Zorn und Gram beherrschen mich zu sehr. Da muß man mit sich selbst fertig werden und wie Jakob mit dem Engel Jehovas ringen und bleibt auch die Hüfte lahm. Betrachten Sie mein bisheriges Schweigen als einen Gedankenstrich; man setzt ihn dort, wo der höchsten Freude, dem tiefsten Schmerz der Ausdruck versagt.

Von Emma weiß ich nichts. Ihr Schicksal liegt in ihrer Hand, mir bleibt Treue heilige Pflicht.

Eine große gewaltige Zeit ist angebrochen; weg mit allem Liebeskummer, wo wir für das Höchste der Menschheit mit Leib und Seele einzustehen haben!

Aus meiner Brust ist jede Unruhe verschwunden.

Hat uns Gott all das Herrliche wie im Traum beschert, so wird er uns auch das tägliche Brot schenken! — Er sei gepriesen! —

Vorwärts!!!

Wien, 7. April 1848.

Ihr

Pichler.

Mit Emma kam ich nur noch zweimal zusammen, so scharf wurde sie überwacht! Zuerst im Sommer oder Herbst 1847. Ich saß in meinem Zimmer und studierte. Ein Wagen fuhr an die Haustüre, über die Treppe rauschte ein Kleid, die Türe ging auf — Emma! Sie war auf ein Stündchen der strengen Aufsicht entronnen und zu mir geeilt. Soll ich den Inhalt dieser kurzen Augenblicke beschreiben? Sie ging aber von mir, wie sie gekommen war, ich habe ihre Ehre nicht angetastet. Leicht konnte ich es tun, sie hätte sich mir willenlos hingegeben; ich denke aber mit stiller Befriedigung zurück, daß ich es nicht getan.

Dann im Fasching 1848. Sie verständigte mich, daß sie von einem Balle heimkehren werde. Da wartete ich nun im Schatten eines Hauses — endlich kam sie mit ihrem Diener. Ein warmer, inniger Kuß, wenige Worte wie das Zwitschern der Schwalbe im Frühling, ein Händedruck und sie verschwand im Haustore. Wenn ich nach Wien komme, besuche ich das Plätzchen noch

immer und träume einen Augenblick von der Vergangenheit.

* *

*

Ehe ich von den Märztagen, dem Feldzuge an der welschen Grenze, dem Oktober erzähle, will ich noch das Ende meines Bundes mit Emma kurz mitteilen.

Es war nicht tragisch, nur gewöhnlich, wie man es ja in dieser Weise alle Tage erlebt.

Ich zog in den ungewissen Krieg; ich wollte ein festes Ja oder Nein! Am Vorabend des Ausmarsches ging ich in ihre Wohnung, oder fiel wie der Blitz aus blauem Himmel in die Gesellschaft, die dort beisammen war.

Ich holte mir auch jetzt das entschiedene Nein der Eltern!

Emmas Schicksal lag in ihrer Hand. Sie reichte im November diese Hand dem Landwirte.

Er wußte alles, daß er sie dennoch heiratete, kann nur die Liebe entschuldigen; ich hätte es nie getan. Emma war keine Heroine, sondern ein gutes, weiches Mädchen und ihren welterfahrenen Eltern verüble ich es nachträglich nicht, wenn sie den armen Mediziner aus Tirol mit allen Mitteln verdrängten.

Sie konnten vielleicht auch andere benützen; ich lobe sie nicht, verurteile sie jetzt aber um so weniger, weil ich einsehe, daß auch mich Zorn und Leidenschaft zu wilder Erbitterung hingerissen und ich ihnen ein nur zu gegründetes Recht, mich zu hassen, gegeben habe.

Zum letztenmale sah ich sie im Spätherbste 1848 bald nach ihrer Hochzeit auf dem Glacis unweit der

Schwarzspanierstraße. Ich streifte sie nur mit einem flüchtigen Blick, sie schlug die großen blauen Augen nieder, schneebleich zuckte sie zusammen und klammerte sich an den Arm ihres Mannes. Ich ging ruhig vorüber, mir war, als hätte ich sie nie gekannt. Ob sie sich vielleicht erinnerte, wie sie vor wenigen Monaten noch Brust an Brust mit heißen Küssen an meinen Lippen hing. — Ihr Schatten tauchte manchmal vor mir auf, sie war mir jedoch wie das welke Laub, das zu meinen Füßen wirbelt — Staub und Asche!

In diesen stürmischen Tagen beschloß ich am 4. April meine medizinischen Studien, indem ich an diesem Tage zum Doktor promoviert wurde. Die Taxen sowie auch für die Rigorosen bezahlte der großmütige Graf Clemens Brandis Statthalter von Tirol. Ebenso für Adolf Purtscher, der sich jedoch nicht dankbar bezeigte. Ich habe die erwiesene Wohltat nie vergessen, der edle Graf, der so viele bittere Erfahrungen machen mußte, hat mir das stets hoch angerechnet, obwohl ich nur einer einfachen Menschenpflicht genügte. Ich mag wohl aus Leichtsinn manches versäumt haben, des bewußten Undankes habe ich mich aber nie schuldig gemacht, so wie ich auch nie einem Weibe die Treue brach, die mir stets gebrochen wurde. Das nebenbei.

Als Denkmal jener stürmischen Zeit blieben die „Lieder an Emma". Dieser Zyklus schildert sie mit einer Wahrheit, daß ich ihn auch jetzt nicht ohne Bewegung durchblättern kann.

Mit der Vergangenheit war ich fertig; ich ließ die Toten ihre Toten begraben. Für mich begann eine

neue Zeit; fest und entschlossen wandte ich mich ihren Aufgaben zu!

*   *
*

Lenau mit den dunklen Augen,
Nehm' ich heute dich zur Hand?
Mehr als fünfzig Jahre! — folg' ich
Dir in dein entschwundnes Land.

Keine Botschaft ist gekommen,
Doch zieht Emmas Schatten leis
Wie ein Traum an mir vorüber
Und begrüßt den müden Greis.

Einsam wall' ich langsam vorwärts
An des Alters morschem Stab
Während du in weiter Ferne
Sankst vielleicht schon in das Grab.

Süß und innig lächelt wieder
Heut dein Auge blau und mild,
In der Jugend reiner Frische
Strahlt vor mir dein holdes Bild.

Zeichen der Erinnerungen
Wie aus einem tiefen Fluß
Taucht empor, ich fühl ihn wieder
Deiner Liebe heißen Kuß.

Denk ich's wie mit lautem Fluche
Mich das Schicksal von dir stieß
Und hinaus in öde Strecken
Trieb von meinem Paradies.

Lebst du noch? — Gleichviel! — Vergessen
Bin ich wie der frohe Sang
Der einmal, um dich zu ehren
Aus des Jünglings Lippen drang.

Lebst du noch? — Ich denke deiner
Heut an diesem Frühlingstag,
Lenau las ich dir, du horchtest
Bei der Nachtigallen Schlag.

Scherzend reichtest du die Rose
Mir aus deinem blonden Haar
Ach die erste war's, die letzte,
Die geblüht in diesem Jahr!

Wilten, 15. Juni 1900.

Inhaltsverzeichnis

Personenverzeichnis

S

Adolph Pichler: Erwähnung seiner Werke.

Im gleichen Verlage erscheinen:

Hans Grasbergers
Ausgewählte Werke
in 3 Bänden

Bereits erschienen ist Band I:

Novellen aus der Heimat und Italien

Mit einer Einleitung von Peter Rosegger, und einem Geleitwort der Herausgeber

Einzelpreis geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Für die Subskribenten auf die 3 Bände geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Die weiteren Bände werden enthalten Grasbergers poetische und mundartliche Werke und seine weiteren Erzählungen. Gesamtpreis geheftet ca. M. 10.—, gebunden ca. M. 13.—

Peter Rosegger schreibt am Schlusse seiner Einleitung:

„Was seine Freunde persönlich an Hans Grasberger verloren haben, darüber ist das Schweigen beredteste Kunde. Nun wollen sie ihm ein Denkmal stiften, indem sie das Seine ihm geben — der Literatur das ihre. So ist nach manchen äußerlichen Widerwärtigkeiten diese ausgewählte Ausgabe von Hans Grasbergers Werken zustande gekommen. Wohlgemut legen wir sie in die Hände des deutschen Volkes, und zwar ohne kritische Deutung und Erläuterung. Ohne daß ein dritter dazwischen tritt — unmittelbar und unbefangen sollen Dichter und Leser sich nahetreten. So wie von allen, die diesen Mann gekannt, keiner je wieder von ihm loskam, so wird auch die warme freundliche Dichtergestalt ihre Leser festhalten und sie nie mehr ganz loslassen."

Möge dieser Wunsch Roseggers in Erfüllung gehen. An dem deutschen Volke ist es nun, Hans Grasberger die Schätzung, die ihm zu seinen Lebzeiten nur in bescheidenem Maße zuteil wurde, in reichem Maße zuzuwenden. Er verdient es, wie nicht viele.

Die Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung schreibt in ihrer Nummer vom 21. Februar 1905:

Hans Grasbergers Ausgewählte Werke beginnen im Verlag von Georg Müller, München und Leipzig, zu erscheinen. Vorangeschickt ist dem 1. Bande („Novellen aus Italien und der Heimat")

eine kurze Vorbemerkung der Herausgeber (Joseph Beyer, Anton Bettelheim, J. K. Soher, G. Panikowski, P. Rosegger und Karl v. Thaler), ein warmherzige Würdigung von Rosegger und XI bis XVIII eine knappe Selbstcharakteristik „Mein Lebensgang", die, wahrhaftig und stolz bescheiden, den Prachtmenschen ebenso anschaulich vor den Leser hinstellt, wie Michaleks in gutem Lichtdruck beigegebenes Bildnis. Wie wert der Mann seinen engeren Landsleuten war, wird bald eine Erzbüste bezeugen, die Grasberger in seinem Geburtsort Obdach mit und neben seinem Gefährten Rudolf Falb aufgerichtet wird. Der gute Prosaiker und schwer zu übertreffende Dialektiker würde aber — so sehr sein Herz an der bildenden Kunst hing — dem Buchdenkmal den Vorzug gegeben haben vor einem ehernem Monument. Das Beste, was der redliche Mann als Erzähler, Kritiker und Poet geschaffen, hat der Kreis seiner nächsten Freunde mit strenger Auswahl für drei Bände ausgehoben, die hoffentlich nicht nur „der Verein deutscher Steirer in Wien" unter seine Obhut nimmt. Novellen wie „Der verpfändete Maler" und die von Alfred Berger in seiner Gedenkrede auf Grasberger als Meisterwerk anerkannte Rokokogeschichte „Maler und Modell" verdienen den besten Proben im deutschen Novellenschatz angereiht zu werden. Den Erzählungen Grasbergers sollen in Band II zunächst seine urechten mundartlichen Gedichte: „Geistli'ng'schichten" und „Plodersam" und seine „Naturgeschichte des Schnaderhüpfels" sich anschließen. In Ernst und Scherz wird der Wackere vor der Nachwelt bestehen und die Wahrheit seines Wortes bekräftigen: „Ich darf mich eines arbeitsamen Lebens rühmen, sowie auch, meinen Namen nie feilgeboten oder preisgegeben zu haben." Er verdient Liebe, Achtung und Beachtung über das Grab hinaus.



Das Sturmjahr

1848

von

Adolf Pichler

Adolf Pichler
Das Sturmjahr

Adolf Pichler

Das Sturmjahr

Erinnerungen
aus den März- und Oktobertagen 1848

Der Autobiographischen Werke
Bd. II.

Dritte Auflage

München und Leipzig
bei Georg Müller
1912

Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band II

Das Sturmjahr

München und Leipzig
bei Georg Müller
1912

Vorwort.

Die Ereignisse des Jahres 1848 habe ich frisch und unmittelbar, wie ich sie erlebte und soweit ich an ihnen Teil nahm, geschildert. Meine Berichte wurden bald darauf gedruckt; sie geben die schwebenden, wechselnden Stimmungen jener Tage treu wieder und können auch insofern als geschichtliche Zeugnisse gelten. Darum habe ich auch wenig daran geändert und nur hie und da eine kleine Ergänzung eingeschaltet, wie es mir nachträglich angemessen schien. So lege ich diese Hefte neuerdings einem Geschlechte vor, das von anderen Fragen aufgeregt wird, andere Ziele verfolgt und daher über seine Väter von damals mitleidig oder spöttisch lächelt. Sei's! Es waren doch schöne Tage, Tage voll begeisterter Hoffnung und idealen Aufschwunges, die Erinnerung daran leuchtet noch wie ein helles Abendrot in mein spätes Alter und ich werde sie nie verleugnen.

Innsbruck, 24. November 1890.

Adolf Pichler.

Aus den Märztagen.

Motto:

Ist mir mein Leben getroumet oder ist es war?
Daz ich je wande, daz iht wäre, was das iht?
Dar nach han ich geslafen und enweiz es niht!

Walter v. d. Vogelweide.

Seit den letzten Jahrhunderten hat sich der Schwerpunkt europäischer Geschichte so sehr nach Frankreich verrückt, daß man bewußt oder unbewußt gewohnt wurde, von dorther die Wendung politischer Geschicke oder den Ausgangspunkt neuer Verhältnisse zu erwarten. Nach jener Richtung blickt bei der leisesten Bewegung alles; sowohl die Diener der Legitimität als auch die Verfechter der sozialen Republik und was in zahllosen Schattierungen zwischen diesen Gegensätzen in der Mitte liegt: man weiß gar wohl, daß die Ereignisse jener Kreise eine ganz andere Wichtigkeit haben, als wenn im fernen Pendschab oder China die Völker aufeinanderschlagen. Es ist daher leicht zu begreifen, welche fieberhafte Erregung die Nachrichten aus Paris im Februar 1848 zu Wien hervorbringen mußten, wo der Druck des alten Systems unerträglich gestiegen war. Wie viele Hoffnungen erregte die Flucht Ludwig Philipps! man wußte, daß die Räuber

der Volksrechte und ihre Schranzen jetzt zitterten; ob so, ob so? — schlechter konnte es nicht mehr werden, es stand eine neue Ära in Aussicht.

Mir ist nur ein Umstand aufgefallen, der seine nächste Erklärung im Verkehr der großen Handelshäuser findet, denen natürlich auf das höchste daran liegen mußte, die Wolken am politischen Horizont zu beobachten. Wir Mediziner im allgemeinen Krankenhause wußten Tag für Tag den Gang der auswärtigen Ereignisse weit früher, als die öffentlichen Blätter davon Kunde brachten; ich erinnere mich, daß wir manchmal bereits am Morgen Dinge besprachen, von denen Staatsräte viele Stunden später noch gar nichts gehört haben wollten. Wie von Geisterstimmen wurden Nachrichten verbreitet, nur die in angeborener Erbweisheit sich berufen glaubten, mit eisernem Gebiß die Bestie Volk zu lenken, hatten keine Ahnung davon, in welch furchtbarem ideellen Zusammenhang die Ereignisse jenseits und diesseits des Rheins standen. Es ist ein unumstößliches Wort: Revolutionen kann man nicht machen, sie wachsen mit organischer Notwendigkeit, und haben sie ihre Reife erreicht, so ist ihr Ausbruch eben so wenig durch Polizeimaßregeln zu hemmen, als der des Vesuv durch ein aufgespanntes Regendach. Die Erregung der Gemüter steigerte sich noch mehr durch die gleichzeitigen Begebenheiten zu München, manche sannen bereits darauf, in Wien ähnliches zu beginnen. Man erzählte von Adressen, welche Buchhändler und der niederösterreichische Gewerbsverein an den Kaiser zu richten gedachten; dadurch wurden mehrere Studenten auf eine ähnliche Idee geleitet. Was sie ihren Freunden

als einen Einfall mitteilten, faßten diese und die Menge hinterher mit Feuer auf, es sollte unmittelbar verwirklicht werden. Juristen, Mediziner und Polytechniker setzten sich ins Einvernehmen. Samstag am 11. März 1848 versammelten sich um 6 Uhr abends in einer Kneipe der Alservorstadt heimlich einige Mediziner zur Beratung des Entwurfes. An jenem Abend hatte ich zur ganzen Sache sehr wenig Vertrauen: wird die Regierung, die bisher keine Einsprache gelten ließ, auf die Stimme von Jünglingen achten, welche sie stets nur als Buben behandelte, um jeden Funken Selbständigkeit in ihrer Brust auszulöschen? — Aber die nächste Zukunft sollte das berüchtigte System der Regierung hinstellen als einen Popanz ähnlich dem Traumbilde Nebukadnezars, das mit seinen Füßen aus Lehm auch nicht einmal dem Rollen eines Steinchens Widerstand zu leisten vermochte.

Damals wurde auf den 12. März bis halb 9 Uhr zur Zeit des akademischen Gottesdienstes eine Versammlung in der Aula der Universität festgesetzt. Hier sollte die Adresse unterschrieben werden. Indessen hatten die Professoren von dem Vorsatze der Studenten Nachricht bekommen; die Männer des Gesetzes eilten voll Schrecken hin, einen nach Sedlnitzki-Metternichschen Begriffen so ungesetzlichen Schritt zu hintertreiben. Hye bemächtigte sich des Wortes und wußte kraft seiner Rednergabe so zu beschwichtigen, daß die Unterschrift nicht von statten gieng; er mußte aber mit seinem Ehrenworte verbürgen, den Inhalt der Adresse ins einzelne vor Seine Majestät zu bringen. Damit war die Ruhe hergestellt, allein nur für kurze Zeit.

Man wies nämlich ganz richtig darauf hin, daß nur durch die Unterschriften die Adresse zur Thatsache werde, indem ohne diese Form unser Beginnen von den Bureaukraten als eine bloße Krakehlerei einiger Verblendeter und Thoren dargestellt werden könnte, wie ja stets bisher jede Regung der Freiheit auf ähnliche Art abgefertigt worden war. Es versammelte sich daher abends in der Aula eine Menge Studenten und beschloß, am nächsten Morgen, wo die Eröffnung des niederösterreichischen Ständekongresses stattfand, vor das Landhaus zu ziehen; Professor Hye und der Rektor, die mit aufgehobenen Händen davon abrieten, konnten nur eine geringe Anzahl von etlichen Hunderten zurückhalten. Die Sache war unterdes stadtkundig geworden.

Im Hofe des Landhauses verlas der mir persönlich bekannte Mediziner Goldner, ein Jude, die Rede, die Kossuth über die Lage des österreichischen Kaiserstaates im ungarischen Reichstage gehalten hatte. Da seine ohnehin schwache, krähende Stimme bald heiser wurde, so löste ihn Franz Putz, ein Jurist aus Meran, ab. Zwischen beiden entstand dann in den Blättern ein widerlicher Streit, wer das Hauptverdienst habe, denn jeder bildete sich was Großes ein und ward auch öffentlich gepriesen. Putz zog dann mit meiner Kompagnie aus, Kriegsdienste konnte er wenig leisten wegen einer — Krankheit, dafür stänkerte er, wie es seine Art war, und äußerte schon in Brixen: „Man müßte mich stürzen!" — ôte toi! Als er nach Meran zurückgekehrt war, wurde ihm, obwohl er als Landesverteidiger ins Feld gerückt war, der Wink gegeben, sich vom Rechtsstudium abzuwenden, denn in Österreich

werde er nie eine Anstellung finden. Nun lernte er in Paris die Kunstgärtnerei und verschaffte sich dadurch den Unterhalt. Als Doktor der Rechte wurde er später zum Bürgermeister gewählt. Es war zur Zeit, als die Kaiserin Elisabeth nach Meran kam, um dort für ihre schwankende Gesundheit im Spätherbst und Winter Heilung zu suchen. Sie mochte zufällig von dem Revoluzen des Jahres 1848, der an allen Wirtstischen randalierte, gehört haben und ließ ihn wohl aus Neugierde rufen. Sie schaute das kleine spindeldürre Männchen mit dem Knabengesicht, wie es im schwarzen Frack und mit dem Cylinder in der Hand etiquettenmäßig ausgestattet, vor ihr stand, von oben bis unten an: „Sie sind der Bürgermeister Franz Putz?" Er verneigte sich. Sie lachte laut auf: „Also derjenige welcher . . .? — Er verbeugte sich lachend. Sie kehrte ihm schweigend den Rücken und zog sich in die inneren Zimmer zurück. Nun trat der Oberhofmeister vor und sagte: „Die Audienz ist beendet!" — Putz verschwand.

Nach einigen Wochen erhielt er den Franz Josef-Orden. Nun hatte er wie Papageno den Maulkorb. Wenn in Gesellschaften das alte Register gezogen wurde, deutete er auf sein Knopfloch, legte den Finger an die Lippen und flüsterte: „Pst! Ich habe einen Orden und viele Kinder." — Seitdem tauchte er in der Öffentlichkeit nicht mehr auf. Er starb siebzig Jahre alt am 17. September 1894.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Der großen Entfernung wegen konnte ich von dem, was vorgelesen wurde, nicht viel verstehen und drängte mich daher mit äußerster Anstrengung durch die Menge aus dem Hof.

In der Frühe des nächsten Tages floß in der Herrengasse, wo das Landhaus steht, eine unzählige Menschenmasse zusammen. Es waren zumeist gutgekleidete Leute; man konnte wohl bemerken, daß sie größtenteils Neugierde herbeigeführt hatte, wie es aber bei dergleichen Anlässen zu gehen pflegt, steigerte sich die Stimmung mehr und mehr. Vor den Thoren des Gebäudes war aber die Menschenmenge nicht geringer. Redner wurden auf die Schultern gehoben, und in der Luft getragen sprachen sie zum Volke, das ihnen mit lautem Beifall auf den Stadtplätzen nachwogte. „Nieder mit Metternich!" war der allgemeine Ruf, der sich immer unheilsdrohender wie ein Sturm wiederholte. Man wollte endlich vor sein Palais ziehen. Da soll aber einer der Redner gerufen haben: „Was wollt ihr diesen Mann richten, ihn hat bereits die Natur gerichtet und die Geschichte. Er hat sich überlebt!" — So wurden die Wellen beschwichtigt. Von Metternich erzählt man, er habe, als die ersten Volkshaufen sich andrängten, mit Hohn auf das Gesindel hinabgelächelt, als aber die Massen immer mehr schwollen, sei er entsetzt mit dem Rufe: das ist Revolution! entflohen.

Während dieser Vorgänge eilten einige Studenten hinauf über die Treppe des Gebäudes, sie wollten die Stände bewegen, den Wünschen des Volkes am Throne das Wort zu leihen. Zufällig, weil des Hauses unkundig, verirrten sie sich, eine Thür klappte zu, man hielt sie für gefangen. Da wurde zum erstenmale Gewalt angewendet; das Volk drang ein, sie zu befreien, und zerstörte dabei Fenster und Geräte mit tobendem Lärm. Nun konnte jeder Unbefangene voraussehen,

daß es zu einer Entscheidung kommen müsse. Plötzlich flog von Mund zu Mund das Gerücht: die Stände wollen sich zum Kaiser verfügen! Im Augenblicke wurde durch das dichte Gedränge für sie eine Gasse gebrochen, mit lautloser Ehrfurcht blickte alles auf das Thor, durch das sie heraustreten sollten. Bei ihrem Erscheinen begrüßte sie aufmunterndes Freudengeschrei. Sie wurden in die Burg, deren Zugänge bereits vom Militär geschlossen waren, eingelassen; das nachziehende Volk mußte vor der starren Hecke von Bajonetten weichen. Es erwartete voll banger Ungeduld auf dem Michaeler-Platz den Bescheid des Hofes. Viele zerstreuten sich, ich ging mit Medizinern in die Alser-vorstadt.

So wurde es 2 Uhr Nachmittag. Da hieß es auf einmal, das Militär habe gefeuert. Wir stürzten zum Schottenthore, dieses war jedoch schon gesperrt. Einzelne kamen heraus, sie erzählten von den stattgehabten Gewaltthaten, Frauen, Kinder und Greise lagen erschossen in der Herrengasse. „Gott sei es gedankt! rief jemand, jetzt hat die Freiheit die Bluttaufe, jetzt kann es was werden." Ich ging nach Hause und holte meine Pistole. Als ich auf die Straße zurückkehrte, waren bereits einige Bekannte versammelt. Wir hörten neuerdings das Krachen von Gewehrsalven, ein Wutschrei aus jedem Munde! Wir wollten in die Stadt, konnten aber nicht hineindringen. Dazumal begegnete mir ein Freund, er faßte mich am Arm und flüsterte mir ins Ohr: „Laß es gut sein; wenn es dämmert kommen die Arbeiter, und dann soll es ernstlich losgehen." Wir rüsteten unterdes nach Möglichkeit

Waffen. Beim Zwielicht eilte ich über das Glacis. Etwa auf der Mitte des Weges sah ich plötzlich durch das Grauen der Dämmerung den Blitz von einer Reihe Gewehre: bei den kaiserlichen Stallungen hatte ein Zusammenstoß zwischen Soldaten und Volk stattgefunden. Das Schottenthor fand ich bereits aufgesprengt, der Widerstand des Militärs schien abbestellt. Hier soll ein riesengroßer Metzgerknecht eine Laterne umgerissen und mit dem Pfahle Grenadiere niedergeschlagen haben, bis ihn etliche Schüsse tot an den Mauern der Bastei hinstreckten. Ich ging zuerst auf den Hof. Zwischen diesem und dem Judenplatze an der engsten Stelle der Quergasse lag als Versuch einer Barrikade ein Wagen mit Kehricht umgeworfen, unweit davon bezeichneten Blutspuren die Stellen eines Angriffs. Finster und drohend stand das Militär in geschlossenen Reihen. Studenten eilten zur Aula. Um 7 Uhr abends waren alle Räume der Universität angefüllt. Hier herrschte gewaltige Aufregung; Deputation um Deputation wurde abgeschickt, um vom Kaiser Bewaffnung zu erlangen; endlich wurde festgesetzt, man werde, wenn bis halb 9 Uhr keine entscheidende Antwort komme, das Zeughaus stürmen; Arbeiter durchzogen die Stadt, alle Fenster mußten beleuchtet werden. Viertelstunde um Viertelstunde verfloß mit fruchtlosem Harren; es waren Augenblicke voll furchtbaren Ernstes, die der Entscheidung immer näher führten. Da hallte plötzlich durch die Straßen wildes Getöse und Gebrüll, Menschenwogen drängten heran zur Universität, unter den Versammelten trat lautlose Stille ein: Die Studenten!! — drang der Ruf des

Volkes herein, Fenster klirrten, dazwischen das Krachen von Balken und Stangen. Ich ging mit einigen vor das Thor. Die Arbeiter standen scharenweise durch die Gassen, zerbrochene Bretter, Äxte und andere Waffen, welche der Zufall gegeben hatte, über den Häuptern schwingend. Dazu die ungewisse Beleuchtung rauchender Fackeln, ein grauenvoller Anblick, darauf hindeutend, welche dämonischen Kräfte entfesselt seien. An Minuten hing das Heil! Da trat vor halb 9 Uhr der Rektor in die Aula und sagte: der Kaiser habe uns Waffen bewilligt, im bürgerlichen Zeughause würden wir sie erhalten. Schon vorher hatten sich die Studenten mit Kreide den Anfangsbuchstaben der verschiedenen Fächer, die sie hörten, auf die Hüte gezeichnet, man wollte jetzt in Abteilungen von sechs Mann, je einen Führer voraus zum Zeughaus marschieren. Sobald wir aber auf die Gasse kamen, löste sich diese Ordnung auf und nur mit Mühe erreichten wir in einfachen Reihen das Lugeck, so groß war das Gedränge! Dort stand ein Bürgeroffizier mit einigen Zügen. Er hielt uns auf und fragte: „Meine Herren! wollen sie zur Verteidigung der Ordnung und Sicherheit die Waffen ergreifen, wollen sie mit uns Bürgern und für uns sein?" Lauter Zuruf erfolgte, er wich seitab. So gelangten wir auf den Judenplatz. Dort waren Tische aufgestellt, jeder mußte seinen Namen zur Aufschreibung angeben, eine Maßregel, die gar manchen ein wenig erschreckte. Wer durfte damals trauen? Darum zeichnete ich mich mit dem Pseudonym, das ich hie und da als Schriftsteller verwendete. Wollte man diese Namen zählen, wie wenig würden

es im Verhältnis zur spätern Zeit sein, wo auch Muttersöhnchen, ja sogar Staatshämorrhoidarier wie die Schnecken nach dem Regen hervorkrochen, um bei den Aufzügen zu paradieren. Wenn auf etwas, so bin ich darauf stolz, daß ich mich in jener Nacht fest und entschlossen in die Reihen jener Jünglinge stellte.

Nach der Einschreibung geleitete man uns in das Zeughaus. Wir erhielten Musketen, die sich freilich eher zum Einheizen als für ein Gefecht eigneten. Dann teilten wir uns in größere Scharen, Offiziere und Trommler der Bürgergarde voraus, durchzogen wir die Stadt unter grenzenlosem Jubel uns überall mit dem Volke verbrüdernd. Welche Stunden! Wien hat keine größeren je gesehen, so lang es steht, und wird keine herrlicheren je sehen. Leider deutete selbst wie fernes Wetterleuchten manches auf Elemente, die in stets wachsender Gärung der jungen Freiheit eben so gefährlich zu werden drohten, als der frühere Druck des Absolutismus. Ich traf auf einen Haufen Arbeiter, zu denen ein bärtiger junger Mann, dessen Physiognomie schon seine Abstammung verraten haben würde, wenn ich ihn nicht von anderer Gelegenheit gekannt hätte, sehr eifrig sprach. Er wies mit dem Finger auf ein schönes Gebäude: „Gefällt euch das Haus?" Die Arbeiter, verwundert über diese Frage, antworteten: Ja! — „Nun gut," fuhr er fort, „es gehört euch, wird euch gehören, denn bald werden alle Dinge gemeinsam sein. Wie gefällt euch diese Laterne? Da könnte man die Reichen daran hängen, nicht wahr?" Noch verstanden die Arbeiter diese Frage nicht, sie sahen sich

befremdet an und ließen den Redner, ohne weiter auf ihn zu achten, stehen.

Bisher war im ganzen nichts gewonnen, wir hatten aber doch Waffen und damit die Möglichkeit alles zu erringen durch Thatkraft und Aufopferung. Wir wußten, daß in der Burg über Bewilligungen beraten wurde, deswegen beschlossen wir, ohne zum Angriff überzugehen, den nächsten Tag abzuwarten. Wenn ich sage wir beschlossen, so ist damit kein planmäßiges Verabreden gemeint; was das Volk that, geschah unter dem Antriebe eines Instinktes, den man wahrhaft einen welthistorisch-großartigen nennen darf. Von der Thorheit jener, die Bestechung und andere Hebel bei dieser Bewegung sehen, oder vielmehr gerne sehen möchten, ist es gar nicht der Mühe wert zu reden, wer in jenen Tagen thätig mitgewirkt hat, findet diese Ansicht nur des Mitleids, keineswegs der Widerlegung würdig.

So schrieb ich im Herbst 1848. Nach und nach dämmerte aber eine andere Meinung auf. Das äußere Ganze der Ereignisse ist fast lückenlos hergestellt, aber im Hintergrund schienen Hände gewirkt zu haben, die sich mit einiger Sicherheit vermuten aber nicht deutlich erkennen lassen. Eine mächtige Partei bei Hof wünschte die Beseitigung Metternichs, der Sohn der Erzherzogin Sophie, dessen Vater eigentlich der berechtigte Thronerbe war, aber in sehr eigentümlicher Weise zum Verzicht bewogen wurde, sollte an die erste Stelle rücken. Man glaube an seine providenzielle Sendung, daß er der Kirche zu neuer Macht verhelfe, ja man verbreitete sogar in den Pfarrwidum darauf bezügliche Prophe-

zeiungen. Von ihm ist wohl kein Aufschluß zu erwarten und jene hohe Frau kann ihn nicht mehr geben. Daß man der ganzen Bewegung Meister werden konnte, davon bin ich jetzt überzeugt.

Im ähnlichen Sinne sprach sich gegen mich ein alter Offizier aus, der alles mitgemacht hatte. Man ließ die Revolution gewähren, weil man sie wollte. Manche behaupten gar, daß man sie bestellte. In wie weit man die elementaren Kräfte der Volksmassen, die für die Studenten waren, in Anschlag bringen dürfte, bleibe dahingestellt.

Also mehr Licht!

Zuerst mußten wir in jener Nacht die Wut des Volkes beschwichtigen, das sich, wenn von jemandem, nur von uns friedlich leiten ließ. Wir verteilten uns daher in Patrouillen durch die Stadt und Vorstädte. Ich zog mit Bürgern und Studenten nach Mariahilf. Auf dem Glacis waren überall die eisernen Kandelaber umgerissen, das brennende Gas fuhr im breiten Strome aus den Röhren. Die Flammen angezündeter Mauthgebäude röteten den Himmel. Als wir die Linie erreichten, hatte sich das Volk bereits zum Teil verlaufen, überall war vollkommene Ruhe. Wir trafen mit den Bürgern Verabredung, uns am nächsten Morgen im Gemeindehaus auf der Wieden zu versammeln. Von den übrigen Abteilungen weiß ich nicht zu sagen, wohin sie sich wandten, oder wie lange sie noch herumstreiften; ich ging um 2 Uhr nach Mitternacht mit einigen Freunden in die Alservorstadt zurück.

Kaum graute der Tag, so eilte ich mit einem Hausgenossen über das Glacis dem uns bestimmten Ver-

sammlungsplatze zu. Wir kamen zu einer Ecke, wo mehrere Gassen einmündeten, die sehr stark vom Militär besetzt waren, im Nu wurden wir umzingelt, und nachdem man uns die Waffen aus der Hand gerissen, zum Ortskommandanten geschleppt. Mein erster Gedanke war an Arglist und Verrat gemeinster Art, wie man das ja durch das Metternich-Sedlnitzkianische System gewohnt war. Trotz der gewiß nicht erfreulichen Lage, in der ich mich befand, konnte ich mich doch kaum des Lachens enthalten, wenn ich die aufgedunsenen grimmigen Gesichter der czechischen Soldaten betrachtete, die uns mit gespanntem Hahne eskortierten. Der wachhabende Rittmeister ließ uns aber auf unsere Angabe, wir seien Studenten, alsogleich frei und die Waffen zurückstellen. Jetzt weiß ich es zu deuten. Auf dem bezeichneten Platze war schon ein Teil der Wiedner Bürgergarde versammelt. Als wir uns in Reih und Glied stellten, drängte sich ein zerlumpter Kerl zu mir und drückte mir heimlich einige scharfe Patronen in die Hand. Schlag 7 Uhr verteilten wir uns in Patrouillen. Mich traf es an die Favoritenlinie. Als wir hinkamen, stürmte das Volk soeben das Finanzgebäude. Im Sturmschritt vor! Unser bloßes Erscheinen stiftete Ruhe. Wir besetzten nun die Eingänge der bedrohten Gebäude, das Volk umdrängte uns in dichten Scharen. Durch die zerbrochenen Mautschranken wurden alle möglichen Gegenstände zollfrei eingeführt, Geschrei und Gelächter wie beim Kirchtag, als ob nicht Stunden blutiger Gefahr vorausgegangen wären. Das Volk wußte gar sehr zu würdigen, wie viel wir gewagt. Ein Handwerker trat zu mir und zeigte die schwieligen

Hände: „Sehen Sie, das ist vom Arbeiten; wenn ich dann Samstags die paar Kreuzer Wochenlohn erhielt, mußt' ich noch davon Akzis zahlen; das ist schön von den Herren, daß sie für uns arme Leute so viel thun!" Das Volk faßte den neuen Umschwung der Dinge zuerst mit Rücksicht auf seine Lebensbedürfnisse auf.

Unser Zureden reichte überall hin, Plünderung und Brand zu verhindern. Man wollte auch hier wie bei Mariahilf die erbrochenen Gebäude anzünden. Daß es an dieser Linie nicht geschah, davon darf ich mir einen Teil des Verdienstes zuschreiben, indem es stets gelang, die von anderer Seite aufgeregten Massen zu beschwichtigen.

Auch komische Auftritte blieben nicht aus. So trat eine Rudel Weiber zu mir, von denen jedes ohne weiteres als Hexe im Makbeth debütieren konnte, und baten mich, den Eintritt ins Gebäude zu gestatten, damit sie die etwa noch vorfindigen Sachen forttragen könnten. Ich sagte: „Das ist Raub und schickt sich nicht für so ehrbare Frauen wie ihr seid!" Da erwiderte eine: „Wir wollen ja nicht rauben, schenken Sie uns aber die Sachen!" Ich antwortete: „Ihr werdet doch begreifen, daß ich, was nicht mein gehört, nicht verschenken darf!" Damit waren sie völlig zufrieden. Später machte ich eine Thüre hinter mir auf, man hatte in der Verwirrung Hennen eingesperrt. Als nun diese mit lautem Gackern über meinen Kopf weg in die Menge flogen, gab es beim Fangen Spaß genug.

Das Volk sympathisierte voll Begeisterung überall mit uns. Wein, Bier, Lebensmittel wurden gebracht mehr als wir verzehren konnten. Ein dicker Wirt ließ

von seinen Knechten ein paar Fäßchen herbeischleppen: „Trinkens, trinkens meine Herren, sie werden durstig sein; sie habens heiß genug gehabt. Sehens, wenns wieder losgeht, hab ich mich schon auch bewaffnet!“ Dabei klopfte er an seine Tasche. Er hatte diese nämlich als neuer David mit faustgroßen Kieseln angefüllt. Eines anmutigen Vorfalls will ich erwähnen, der sich wohl an diesem Tag viel tausendmal ereignet hat. Ein hübsches Bürgermädchen trat schüchtern zu mir und heftete mir die blaue Busenschleife auf die Brust. Wir waren am Ende wie Bänderkrämer von oben bis unten geschmückt. Übrigens muß ich sagen, daß mir auf meinem Posten doch nicht ganz wohl war. Fern von dem Centrum der Entscheidung mußten wir aus Stadt und Aula die widersprechendsten Gerüchte hören, wir seufzten daher gar sehr nach zuverlässiger Botschaft. Da kam um 12 Uhr eine Schar Bewaffneter, voraus eine alte Fahne, schon von weitem begrüßten sie uns mit Freudengeschrei: „Der Kaiser hat Preßfreiheit, Konstitution und Nationalgarde bewilligt!“ Wir traten in Reih und Glied, die überall zerstreuten Posten schlossen sich rottenweise an, so zogen wir mit der Fahne am Wien-Gloggnitzer Bahnhof vorüber. Da kamen einige Arbeiter und baten uns durch den Hof zu ziehen, damit sie uns alle begrüßen könnten. Als wir eintraten, stürmten sie mit einem Jubelgebrüll, wie ich es meiner Lebtag nie mehr hören werde, auf uns los; diese schwarzen rußigen Gesellen, sie rissen uns vor Freude fast in Stücke, und wir hatten nicht Hände genug, alle diese Hände, die sich uns entgegenstreckten, zu drücken. Sie sagten, wenn es losgehe, seien sie

gleich bereit, mit ihren Eisenstangen sich uns anzuschließen.

Durch die Kärnthnerstraße steckten wir weiße Bänder auf, als Zeichen des Friedens wegen der gemachten Bewilligungen. Aus allen Fenstern wehten uns zum Gruße Tücher entgegen. Auf einem Erker stand eine schöne Dame mit ihrem Knäbchen. Dieses trug eine weiße Seidenfahne mit Blumenkränzen geschmückt in der Hand. Es ließ sie auf uns herabfallen, wir machten Front und steckten dieses Fähnlein auf die Spitze unserer Fahnenstange. Ich erzähle diese Besonderheiten, wie ich sie eben erlebte, sie lassen einen Schluß auf das Ganze machen, das in einen Rahmen zu fassen wohl kaum gelingen wird. Wenn Heeresmassen in geschlossenen Reihen wirken, und nur einer befiehlt, so daß die Krieger Maschinen seines Willens sind, ist es in den meisten Fällen schon schwer, klar und übersichtlich zu berichten, wo aber, wie im März, jeder handelt, da läßt sich wohl von einem Geiste reden, der die Massen bewegt und in wilde Gärung treibt, es lassen sich wohl Einzelheiten erzählen, der Politiker mag die Folgen und Errungenschaften des Kampfes abwägen und beurteilen, wer aber immer redlich ist, wird die Unmöglichkeit einsehen, das, was man gewöhnlich Geschichtschreibung nennt, hier zu versuchen.

Auf dem Universitätsplatze versammelten sich alle Rotten, die Zahl der Bewaffneten stieg beiläufig auf 3000. Da ereignete sich etwas, was furchtbare Folgen hätte haben können. Es wurde ausgesprengt, alle Bewilligungen seien nur eine Lüge, um Zeit zu gewinnen, man wolle uns unter allerlei Vorwänden patrouillen-

weise aus der Stadt schicken, und dann den Belagerungszustand verhängen. Im Nu verschwand die weiße Farbe, ein breites rotes Tuch wurde aufgebunden und wogte als Blutfahne über den Scharen, die Frauen warfen rote Bänder herab; Sturm, Sturm! hallte es durch alle Reihen. Eine junge Dame riß das rote Halstuch ab, und gab es uns totenbleich mit den Worten: „Rot ist eine schauerliche Farbe, wenn aber Blut fließen muß, so kämpfen Sie, wie Sie begonnen — als Helden!“ Wir steckten die Fetzen an die Brust, den ich erhielt, habe ich aufbewahrt, man soll ihn einst mit meiner schwarz-rot-goldenen Kokarde in meinen Sarg legen. Bald zeigte sich jedoch, daß alles falsche Gerüchte seien. Man sagte, es sei ein verzweifelter Versuch jener reaktionären Clique gewesen, die mit Metternich steht und fällt, uns durch ein Äußerstes zum Äußersten zu treiben und dadurch einen Rückschwung der Dinge zu erzwingen.

Gegen Abend kam von verschiedenen Seiten Nachricht, das Proletariat stürme Fabriken und plündere, ebenso werde auf dem Hof ein Angriff beabsichtigt, weiß Gott von wem und gegen wen, da wurde auch gar nicht darum gefragt. Wir teilten uns in Patrouillen; ich zog bei diesem Anlaß mit beiläufig hundert Mann, die sich da und dort anschlossen auf den Hof, es war aber weitum von Gewaltthaten nichts zu sehen und nichts zu hören. Alles zerstreute sich, mit einigen kehrte ich auf die Aula zurück, um bestimmte Weisungen zu holen. Da ging ich aber irre, jeder that ohne Oberleitung, was ihm gut dünkte. Wenn jemand rief: Wer will mit mir da oder dorthin streifen gehen? schlossen

sich wieder etliche zehn oder zwanzig an; so war ein beständiger Wechsel von Kommen und Gehen. Gegen 10 Uhr rannte ein Bürgeroffizier atemlos mit der Botschaft daher: der Pöbel dränge in großen Scharen von der Simmeringer-Heide dem Donauarm entlang, um zu plündern in die nächstgelegene Vorstadt, und es werde bereits zusammen geschossen. Wer gehen könne, solle ihm sogleich folgen. Es war nun freilich schwer einzusehen, wie denn der Pöbel anstatt gleich anfangs innerhalb der Linie zu bleiben, sich außerhalb derselben auf die Simmeringer-Heide begeben solle, um erst von da aus wieder hereinzudringen, aber daran dachte in der ersten Verwirrung niemand. Wir rannten wie besessen über die Landstraße zur Rasumofski-Brücke, um einen Angriff von jener Seite abzuwehren, da aber nirgends ein Schuß fiel, fragten wir endlich den Offizier, wo denn eigentlich das Gefecht sei? Er entgegnete: wir sollten nur auf die Simmeringer-Heide hinaus, da würden wir schon recht kommen. Einige meinten, das sei denn doch kein Spaß ohne Pulver und Blei, andere zogen Patronen hervor, leider waren sie blind, ein Studentlein hatte sich besser vorgesehen und teilte Schrotkörner aus. Damit wurden jene Musketen geladen, welche in schußfähigem Zustand waren. So traten wir im Mondschein unsere Promenade an. Bis gegen 4 Uhr früh zogen wir kreuz und quer, ohne auch nur von fern etwas zu entdecken, was uns die Freude gemacht hätte verdächtig auszusehen, und gingen verdrießlich in die Stadt zurück. Kaum hatte ich mich niedergelegt, so jagte mich schon wieder Sturmgeläute und Büchsenknall im nahen Hernals aus dem Bette.

Über die Gasse sprengte Reiterei, Fußvolk marschierte nach, einzelne Bürger kamen im Schlafrocke mit der Muskete; ich eilte an das Linien-Thor, was ich nur eilen konnte. Was war der ganze Lärm! Zwei besoffene Patrouillen waren auf einander gestoßen, und der löbliche Küster von Hernals, der vielleicht mit einem kleinen Konstitutionsräuschchen eingedufelt sein mochte, rannte darauf in den Kirchturm und schlug die Glocken an. Auf dem Rückwege gesellte sich ein junger Mann, anscheinend ein Ladendiener, zu mir, und flüsterte mir ins Ohr: „Wenn Sie oder gute Freunde scharfe Patronen brauchen, senden sie nur unter bestimmter Parole in jenes Haus, man wird ihnen dann allsogleich das Gewünschte verabfolgen."

Gegen Mittag gewannen wir Zeit, uns fester zu ordnen. Wir bildeten auf dem Universitätsplatze ein großes Viereck, denn es wurde gemeldet, der Kaiser werde unter uns erscheinen. Später hieß es, eine plötzliche Unpäßlichkeit habe ihn befallen. Statt seiner kam nun ein Zug Italiener mit der grün-weiß-roten Fahne, auf den Hüten trugen sie gleichsam als Sinnbild der politischen Zustände ihrer Heimat einen Hoffnungsanker angekreidet. Sie wurden mit Beifall aufgenommen, daß sich aber irgendwo ein Enthusiasmus für sie gezeigt hätte, ist mir nicht erinnerlich. Nach und nach kamen aus den verschiedensten Gegenden der Monarchie Abgeordnete, um der Aula lebhaften Dank in mehr oder minder schwunghaften Redensarten und Adressen abzustatten, die Zahl derselben anzugeben, ist eben so wenig nötig als jene der ungeheuren Masse von Plakaten, die nun plötzlich an jeder Mauerecke hingen.

Auch Karikaturen und Flugblätter fehlten nicht; Geistreiches konnte man aber wenig darunter bemerken, es schien fast, der Wiener Witz sei über die unerwartete Wendung der Dinge eben so verblüfft gewesen, als Hof und Ministerium. Von den neuen Zeitgedichten ließ sich noch weniger sagen, wie sollte in ihre Verfasser, die schon vor der Revolution höchst mittelmäßig waren, mit der Revolution der Genius der Poesie gefahren sein! Es war nun mehr geschehen, als sie je geahnt und gehofft hatten, und die That war hier in ihrer Vollendung und Durchführung selbst die lauterste Poesie.

Als eine kurze Ruhe eintrat, besichtigte ich die Totenkammer im Spitale. Bei 60 Leichen lagen aufgeschichtet; es war gewiß ein schöner Gedanke jenes jungen Arztes, der diese heiligen Opfer der Freiheit mit Fichtenzweigen und den spärlichen Blumen, die der frühe Lenz bot, schmückte.

Für den Abend wurde ein großer Umzug durch die Stadt angesagt, denn man wollte sich des errungenen Glückes recht vom Herzen freuen. Wie soll ich die Zauberpracht und Seligkeit dieser Nacht schildern! Noch jetzt bei der Erinnerung daran wird meine Auge feucht: aus Freude über den herrlichen Aufschwung der Gemüter in jenen Stunden, — aus Schmerz, daß jetzt alles einem Ende zuneigt, wo die Kraft der Abspannung, die Begeisterung der Phrase weicht. Welch ein Reichtum von Liebe zeigte sich damals für den Kaiser! Es hatte zwar nie, als der Aufstand ausgebrochen war und auf das Ärgste wütete, auch nur ein feindliches Wort gegen ihn verlautet, jetzt aber stieg der Jubel zu einer wahren Springflut; wie sich fromme Christen

vor dem Sakramente neigen, so wurde überall sein blumengekränztes Bild, welches Studenten herumtrugen, begrüßt.

Später kam mit Kossuth eine große Schar Juraten von Preßburg, köstliche Burschen im Nationalkostüm mit krummen Türkensäbeln. Herzlich lachen mußten wir über einen Magnaten mit langen grauen Haaren, der an unsern Reihen vorüberging und beständig rief: „Kann zwar nit deutsch! kann zwar nit deutsch!“ und dabei jeden, den er nur erwischen konnte, ans Herz drückte und umarmte.

Endlich setzten sich die Kolonnen zum festlichen Umzug in Bewegung. Die Häuser waren beleuchtet, viele Fenster schön und sinnvoll mit Lichtgemälden verziert, über der ganzen Stadt spielte feenhafter Schimmer und Glanz. Wo wir uns hinwandten, wurden wir mit grenzenlosem Enthusiasmus begrüßt, als die Vorkämpfer der Freiheit, wir selber hielten uns dafür, obwohl es zu keinem Gefecht gekommen war — auch ich im Überschwang der Empfindung. Ich habe Greise Freudenthränen weinen gesehen, alles neigte sich vor uns wie vor Fürsten, Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe und riefen: „Unsere Kinder sollen einst davon erzählen, was sie gethan haben; diese werden die Früchte ihres Mutes genießen, wenn wir selbst das Reifen derselben nicht mehr erleben!“ Überall und überall lautes Lebehoch aus tausend Kehlen. Es war ein Triumphzug, wie ihn noch kein König erlebt hat. Man wird es glauben, daß manchem von uns, als wir so gefeiert und geehrt dahin zogen, Thränen auf die Muskete niederflossen. Wir hatten das stolze Bewußtsein, ein neues Blatt der

österreichischen Geschichte aufgeschlagen zu haben, wir durften damals eine großartige Entwickelung hoffen, da die edelsten Güter eines Volkes errungen waren; wir hatten ein Vaterland, wert dafür zu streiten und zu fallen, wenn es das Verhängnis fordern sollte.

Nach Verlauf dieser drei Tage nahm ich wenig Anteil mehr an den Beratungen der Aula und ihren Plänen. Die frische That war geschehen, wer dabei mit kräftigem Ernst mitgewirkt hatte, möchte ruhig über die Winkelcelebritäten lachen, die überall auftauchten: Maden, welche die Sonne der Revolution aus dem aufgewühlten Schlamme großzog, um sie dann wieder der Selbstverwesung zu überlassen.

„An die Herren Wiener Studenten!

So eben kam mir ein Brief des Dr. Schuler, Redakteur des „Tirolerboten“ zu, worin er meldet, daß man in Innsbruck für die in den Märztagen gefallenen Freiheitskämpfer einen feierlichen Trauergottesdienst veranstalten wolle; ihre Namen sollen am Katafalke zwischen Lorbeerzweigen prangen. Dem Briefe war eine Adresse der Tiroler Studenten an die Wiener Universität beigeschlossen, die ich anfolgend mitteile.

Adolf Pichler.“

„Gruß an die Studenten Wiens von den Studenten Innsbrucks.

Liebe Brüder!

Durch Euch schlagen neugeweckt die Pulse des großen Kaiserreichs: wie sollen nicht unsere Herzen für Euch begeistert glühen? — Wir bewundern Euch, wir

lieben Euch! Jene von Euch, welche diesen Zuruf nicht mehr hören, fanden auch in unserer Brust das wohlverdiente Ehrengrab. Brüder! wir sind fest entschlossen, mit Euch für Recht und Freiheit zu leben und zu sterben!

Zum Schirme dieser unveräußerlichen Güter haben auch wir uns zu einem Freikorps konstituiert; für brüderliche geistige Geselligkeit haben wir einen Kommerce organisiert. Der erste Toast ertönt unserm geliebten Kaiserhaus, der zweite schallt und widerhallt für Euch!

Den 19. März 1848.

Die Innsbrucker Universität."

Die Innsbrucker Studenten schickten eine Adresse an die Wiener, die ich auf der Aula übergab. Ich antwortete den Innsbruckern:

„Freunde und Landesgenossen!

Eure Adresse habe ich der Universität übergeben; sie erregte große Freude. Auch in Eurer Brust ist der Gedanke mächtig geworden, daß der Mann ein Vaterland haben müsse und daß nur jenes Land den Namen Vaterland verdiene, wo das Gesetz stark ist durch die Freiheit, und die Freiheit über den Vollzug des Gesetzes waltet. Daß Ihr Euch dieser Überzeugung angeschlossen, dadurch seid Ihr Mitkämpfer einer heiligen Sache geworden. Und wem geziemte wohl eher dieser Kampf als uns, die wir schon durch unsere Stellung berufen sind, welthistorische Ideen zu begreifen, und mit Jünglingsbegeisterung zu verwirklichen?

So wollen wir gehen Hand in Hand mit dem Volke, einer für alle, alle für einen!

Soll ich Euch etwa davon erzählen, wie wir uns in Wien mit den Bürgern verbrüderten? Wie wir mit ihnen in den gleichen Reihen auszogen für die gleiche Sache? Ich bin ein Kämpfer der glorreichen Märztage; soll ich Euch erzählen, mit welchem Jubel uns das Volk aus allen Ständen grüßte? Wie uns die Frauen empfingen? Sie fühlten sich als Töchter des Vaterlandes, und grüßten in uns die einigen Söhne des Vaterlandes. Es war eine große Stunde; die Geister der Geschichte, welche niederblickten aus dem Gewölke über dem alten Stephansdom, können uns von keiner größern Kunde geben. Es war die Stunde allgemeiner Verbrüderung.

Noch ist der Streit nicht ausgerungen. Schlangen, wenn sie bedrängt werden, stellen sich tot; — die Anhänger eines finstern Systems, das vor dem Feuer eines gemeinsamen Volkswillens niederbrach, sitzen schweigend auf den Trümmern; werden sie keinen Versuch machen, sie wieder aufzubauen? — Sind Deutschlands 30 Wappen bereits schon fest genug zu einem Schild für das Herz des Vaterlandes zusammengeschmiedet? — Laßt uns der Frage durch Thaten entgegen treten; laßt uns diese Thaten vorbereiten durch Einigkeit und Bruderliebe.

März 1848.

Adolf Pichler."

Wenn man mich fragt, ob es möglich gewesen wäre, mit den vorhandenen Streitkräften die Bewegung gewaltsam zu unterdrücken, so muß ich jenen, die alles nach mechanischen Mitteln abwägen, unbedingt sagen:

es war möglich! Noch ist mir die grenzenlose Feigheit, mit der sich das alte System selbst begrub, unbegreiflich; von einem Kampfe im eigentlichen Sinne des Wortes war nirgends die Rede, das Volk forderte und man bewilligte. Eine andere Macht wirkte hier: der Schrecken! Die Lenker der Staaten sahen im Sturz des französischen Thrones ihr mene tekel, sie wichen zitternd und kopflos dem Grolle des Volkes, und verrieten dadurch eine innere Charakterlosigkeit, die bisher nur in der noch größern Charakterlosigkeit der Beherrschten eine Stütze fand. Das ist gewiß richtig. Wir ahnten damals nicht, daß wir zu Werkzeugen einer mächtigen Hofpartei wurden, deren Ziele am 2. Dezember durch eine unblutige Palastrevolution erreicht waren. Dadurch fehlte ihrem Unterliegen jede tragische Würde, und die Zukunft wird noch weit strenger als die Gegenwart über sie richten. Die entdämmten Wogen bewegten sich schrankenlos und schwankend hin und her; das Schifflein des Staates flog auf und ab, und seine Leiter warfen von Zeit zu Zeit ein Dekret aus, wie einen Anker, ob es etwa Boden fasse und einige Ruhe und Sicherheit gewähre. Umsonst! Bei denen, die weise sein sollten, war keine Weisheit zu finden, nur die Geister der Vergangenheit waren es, oder wie es andere bezeichnen, die Macht mehr als hundertjähriger Gewohnheit, was die Völkerstämme noch zusammenhielt.

Am 1. April schien endlich einzutreffen, was man schon längst befürchtete: es werde nämlich die Partei bureaukratischer Finsterlinge nach und nach Reaktionen einleiten. Es wurde ein Preßgesetz veröffentlicht,

mancher Punkt desselben deutete darauf hin, daß man eine neue Knechtung des freien Wortes versuche. Die Studenten versammelten sich wieder auf der Aula, die Sache wurde besprochen, man wollte in Scharen auf den Graben ziehen, und dort die erschienene Verordnung verbrennen. Da trat Professor Hye auf, sein Wort hatte nicht die beschwichtigende Wirkung, die man erwartete, und erst als eine Deputation von Pillersdorf die Antwort brachte, daß man die fraglichen Punkte umgestalten wolle, kamen die Studenten überein, die Sache vorläufig ruhen zu lassen. So stellte sich die Universität auch hier an die Spitze, und wußte der öffentlichen Meinung den Sieg zu verschaffen.

Sonntag am 2. April! Welche freudige Überraschung; die schwarz-rot-goldene Fahne wehte vom Stephansturm in der Morgenluft. Mir war es wie ein Märchentraum. In der Nacht kamen Männer auf die Universität und übergaben der wachhabenden Abteilung von Studenten die Fahne mit dem Bedeuten, sie aufzupflanzen. Zwölf derselben machten sich auf, erstiegen die Treppen des Turmes, kletterten dann in dunkler Nacht auf die Steinblumen hinaus und steckten an hoher Stelle das Zeichen deutscher Einheit auf. So wurde die Sache allgemein erzählt.

Wir eilten in aller Frühe auf die Universität. Da wallten die Straße herab wieder zwei deutsche Fahnen, mit welcher Begeisterung wurden sie begrüßt! Frauen von Wien waren es, die uns diese Banner übersandten. Wie groß und herrlich standen in dieser bewegten Zeit die Frauen von Wien da! In ihrer Brust zündete der Funke der Freiheit am reinsten, sie liebten sie mit der

vollen Liebe des Weibes, liebten sie von ganzer Seele. Wir beschlossen alsogleich unter Absingung des Liedes: Was ist des Deutschen Vaterland! auf den Stephansplatz zu ziehen. Der blaue Lenzhimmel strahlte auf uns nieder, die Fahnen wogten und flaggten im Zuge, Glockengeläute klang uns entgegen. Mit welch ergreifender Gewalt stiegen die Töne des deutschen Liedes empor!

Dann zum Standbild des letzten deutschen Kaisers — zu Joseph! Sie haben sein großes Herz gebrochen durch elende Häkeleien; er hat den Tag nicht erlebt, der seine Wünsche erfüllen sollte: wir aber neigten vor ihm die Fahnen und grüßten seinen hehren Geist mit deutschen Liedern. Von da auf den Burgplatz. Vor der Micheler-Kirche steht der Erzengel Michael auf dem Drachen. „Seht den deutschen Michel, er ist erwacht und zertritt den Drachen!“ rief jemand — Gelächter durch die Reihen. Von den Fenstern sahen schöne Frauen herab. Ein Student konnte es nicht lassen, mit der Hand faßte er das deutsche Band und rief ihnen zu: „Sehen Sie, daß sind die Farben, mit denen Sie sich künftig schmücken sollen!“ — Ja ja! antworteten sie, das wollen wir! und winkten freudig herab. Vor der Burg machten wir Front. Der Kaiser erschien am Fenster und wurde mit Jubel empfangen. Wieder stimmten wir das deutsche Lied an: Was ist des Deutschen Vaterland! und dann die Volkshymne. Als eine Pause eingetreten war, rief ein Redner: „Eure Majestät! Sie sind der größte Kaiser, der je auf Österreichs Thron gesessen. Vertrauen Sie auf uns, wie wir auf Sie vertrauen und auf Ihr Kaiserwort. Frei trete sich

Volk und Kaiser gegenüber, die Hyder des Mißtrauens und giftiger Verdächtigung fliehe vor unserer Liebe zu dem tiefsten Abgrund der Hölle. Den Thron unseres guten Kaisers zu schützen, sind wir bereit alles aufzubieten. Hoch Ferdinand, hoch Ferdinand!“ Der Kaiser dankte freudig bewegt. Da schwenkte die Fahne, wir eilten zum Thore der Burg, einige Augenblicke später wallte sie aus dem Fenster, wo kurz vorher der Kaiser gestanden. Auch er erschien wieder, er trat an die Fahne und legte die Hand an die Stange, die Kaiserin links. Studenten in ihrer Burschentracht umgaben sie. Die deutsche Fahne auf der Kaiserburg zu Wien! Wir breiteten unsere Arme, die Bewegung erstickte jeden Laut, nur ein Gefühl, ein Gedanke: Deutschland, Deutschland!

So entwickelten sich in den Märztagen und in den ersten Wochen des April zu Wien die Verhältnisse, in den Provinzen riefen die Begebenheiten der Hauptstadt ganz andere Erscheinungen hervor. Mir waren zunächst die Begegebenheiten an der Grenze Tirols und die damit in Verbindung stehenden Italiens wichtig, was ich dabei als Augenzeuge beobachtet, will ich nun beschreiben.

Über jene Lenztage, die das Unglaubliche zur Wahrheit machten, und jedem schönen Wunsche volle Erfüllung versprachen, oder darüber, daß wir nach einem so viel verheißenden Frühlinge die herben Früchte des Oktobers ernteten und auch jetzt noch solche ernten, die uns zum Ausrufe des alten Dichters berechtigen: o we, waz eren sich ellendet tiuschen landen! — über dies und ähnliches lange Betrachtungen anzustellen, können wir

uns ersparen; die Logik der Thatsachen macht die des Wortes verstummen, und politische Sentimentalität erscheint lächerlich, wo das Eisen die letzte Heilung bringen muß. Nicht unpassend wäre es mit jenem Gleichnisse der Bibel, wo in die reiche Weizensaat der Teufel sein Unkraut auswirft, zu schließen — ich aber will unsere Gegenwart mit den Worten eines römischen Geschichtsschreibers bezeichnen, die in ihrer schonungslosen Schärfe stets für ähnliche Zustände passen: Namque uti paucis verum absolvam, per illa tempora quicumque rem publicam agitavere, honestis nominibus, allii sicuti populi jura defenderent, pars quo senati auctoritas maxuma foret, bonum publicum simulantes pro sua quisque potentia certabant, neque modestia neque modus contentionis erat; utrique victoriam crudeliter exercebant.

Kaum eine Woche war seit den Märztagen verflossen und schon hatte sich in unberechenbaren Folgen die Erschütterung, mit der die Kraft erwachenden Volkswillens alte Kerker der Zwingherrschaft niederwarf, an die fernsten Grenzen der Monarchie verbreitet. Uns Tirolern, die wir in Wien auf das thätigste mitgewirkt hatten, mußte sich in doppelter Beziehung die Frage nach den Zuständen der Heimat als eine höchst wichtige aufdrängen. Welchen Wiederhall wird die große Errungenschaft in den Bergen finden, wo seit urvordenklicher Zeit eine finstere Partei mächtig herrschte und erst vor kurzem die Jesuiten herbeigerufen hatte? Wohl brachte man uns die Botschaft, daß in einigen Städten, namentlich zu Hall, Konstitution

und Preßfreiheit mit Begeisterung aufgenommen worden seien, von andern Seiten mußten wir aber hören, wie man alles Mögliche aufbiete, um dem Landvolke die neu erworbenen Güter als Werk des Teufels und lutherisches Ketzergift darzustellen. Wenn diese Zustände unsere Aufmerksamkeit der Art in Anspruch nahmen, daß wir sogar mehrere Versammlungen im anatomischen Saale abhielten, so wurde dennoch die Rücksicht darauf durch die Nachricht in den Hintergrund gedrängt, Tirol sei an seinen Südmarken von den Welschen gefährlich bedroht: schon wolle der Feind über Rocca d'Anfo in die Judicarien einbrechen, val Arsa sei von ihm bereits besetzt. Dadurch stand demselben von zwei Seiten der Weg nach Trient offen; dieses hätte dann eine Basis für weitere Operationen, welche vielleicht über den Tonale und das Wormserjoch unterstützt worden wären, abgegeben. Auch ins Pusterthal konnte man leicht auf der Ampezzanerstraße vordringen. So war die ganze Südgrenze Tirols gefährdet und zwar um so mehr, da die Welschen im Trientiner und Roveredaner Kreise innige Teilnahme erwarteten und dadurch zum Vorrücken bewogen wurden.

Es ist wohl der Mühe wert, die Ursachen dieser Verhältnisse kurz anzudeuten. Zuerst muß bemerkt werden, daß uns dort die Stimmung des Landvolkes keineswegs so feindlich war, wie jene der Stadtbewohner. Der Bauer hat im Weinberg und bei der Seidenzucht nicht Zeit, sich mit den Träumereien der Signori abzugeben, die auf ihren Villen beim Lesen von Mazzinis und Giobertis Schriften schwärmten. Er weiß gar gut, daß er den Markt für seine Erzeugnisse

im Norden zu suchen habe, während Italien, welches das gleiche hervorbringt, ihm keinen Absatz sichert. Darum faßte bei ihm nie entschiedene Abneigung gegen Österreich Wurzel. Als daher die Sendboten der Lombarden in die Thäler kamen, wurden sie überall ausgespottet, niemand verstand ihre Phrasen, es hieß: die Herren hätten nur einen neuen Pfiff ausgedacht, um den Bauern den letzten Pfennig aus der Tasche zu schwatzen; ja hier und da hätte es sogar bald Prügel gesetzt. Wenn es sich in den Städten nicht so verhielt, so geschah dies nicht ganz ohne Schuld der Regierung. Besonders Trient mußte die Beschränktheit österreichischer Mandarinen durch eine lange Reihe von Jahren sehr unangenehm empfinden. Da sich dieses auch noch als die Metropole des Südens betrachtete, so erwachte außerdem die Eifersucht gegen Innsbruck, das als Hauptstadt des Landes alle Oberbehörden in sich vereinigt.

Die Vertretung der italienischen Teile auf dem Landtag schien ebenfalls nicht den Anforderungen zu entsprechen, die man vermöge der Seelenzahl zu stellen sich berechtigt glaubte. Weil gar nichts geschah, diese Mißverhältnisse auszugleichen, so wuchs die Erbitterung im stillen desto mehr, je weniger es gestattet war, einen Widerspruch gegen die unantastbar heiligen Bureaukraten zu wagen.

Ein Umstand anderer Art, welcher in der Geschichte noch nie so gewaltig hervortrat wie gerade jetzt, machte sich auch geltend: das Recht der Sprache. Im ganzen Stromgebiet der Etsch abwärts von Salurn, ebenso in den Thälern der Sarka, Chiese und Brenta

wird italienisch geredet. Es läßt sich freilich darthun, daß hier die deutsche Sprache nach und nach zurückgedrängt wurde, und wie sie auch jetzt noch in sehr bedenklicher Weise zurückgedrängt wird. Deswegen nun, wozu auch die Kriegszüge des Mittelalters, der Handelsverkehr und die lange politische Verbindung beitrugen, sind die Bewohner dieser Gegenden nicht als echte Romanen zu betrachten; welsch und deutsch verflossen hier noch nicht so wie in der Lombardie, daß bei den zusammengeschmolzenen Metallen keine Verschiedenheit des Striches beobachtet würde. Es ist ein Mischlingsvolk; der Deutsche liebt es nicht und heißt es krautwelsch, der eigentliche Italiener giebt ihm den Schimpfnamen Bastard. Ich erinnere mich gar wohl, was zu Riva ein achtbarer Mann, mit dem ich über diese Dinge redete, mir sagte: „Wir sind traurig daran,“ sprach er mit bewegter Stimme, „wir wissen hierorts kaum, was uns die Pflicht gebeut; der Zug des Herzens treibt uns da und dort hin; so haben wir keinen Halt, gelockt und geschmäht zugleich von beiden Seiten!“ —

Desungeachtet behauptet sich hier bei solchen, welche den Wert einer Sache nicht nach Dukaten berechnen, sondern die ideelle Beziehung aufzufassen trachten, das Recht der Sprache als Grundbedingung der Ländergrenzen. Vorzüglich waren es Jünglinge, die an den Universitäten Padua und Pavia studiert, und dort den Gedanken eines einigen freien Italiens mit Begeisterung ergriffen hatten; ihnen schlossen sich wie gewöhnlich die Frauen an, die, stets hochherzige Schwärmerinnen, in politischen Dingen von der Wirk-

lichkeit abzusehen pflegen. Die Bewegung, welche bei dem großartigen Auftreten Pius IX. Italien erschütterte, zuckte auch im Süden unserer Provinz nach, mitunter auf komische Weise. Es gab Cigarrenkrawällchen, die Mauern wurden bekritzelt, hier und da stahl sich auch aus modern bärtigen Lippen ein leises: Morte ai Tedeschi! hervor. Da brach der Sturm zu Mailand los; unsere Truppen wurden überall zurückgedrängt, sie waren besiegt, eh' sie noch in offener Schlacht gekämpft hatten.

In Tirol sollte sich das nämliche wiederholen, die Trientiner warfen jubelnd die Maske ab und steckten als Zeichen der Vereinigung mit den Lombarden die grün-weiß-rote Fahne auf. Der Pöbel stürmte die Mautgebäude, man machte sogar Anstalt, das Militär anzugreifen. Einige Jägerstutzen und Reitersäbel aber setzten diesem Unwesen ein rasches Ende; Trient wurde in Belagerungszustand erklärt, und jeder Zugang mit Palissaden verpfählt. Dadurch ward die unmittelbare Gefahr zwar abgewendet, jedoch nicht für alle Zukunft beseitigt. Gesandte der welschen Partei in Tirol setzten sich mit den Lombarden ins Einvernehmen; sie spiegelten ihnen vor, es bedürfe nur des Einbruches, und 20 000 Mann würden sogleich für ihr Sache aufstehen. In der That, Tirol war in der größten Gefahr, und was geschah zur Abwehr? Man erließ einen Aufruf an das Volk mit den altherkömmlichen Redensarten von Ruhm und Treue; das wirkte aber nicht im mindesten. Die Bauern sagten: „Wenn uns die Welschen vor die Häuser kommen, wollen wir ihnen schon zünden: sonst aber lassen wir uns durch

keine leeren Versprechungen foppen: man hat uns im Jahre 1809 zu stark angelogen, wir mögen nichts mehr wissen, und bleiben hübsch daheim."

So äußerte sich die Unzufriedenheit gegen eine Regierung, die ihre Völker stets wie Kinder behandelte, denen man kein Wort zu halten brauche. Wären die Welschen in diesem bedenklichen Augenblicke mit zureichender Macht über Worms, Storo und Ampezzo eingedrungen, so hätten sich ihre Heeresmassen im Herzen des Landes begrüßen können, ehe noch der offizielle Bericht von ihrem Einfalle nach Wien gekommen wäre, ehe noch die Beamten Zeit gewonnen hätten, sich zu versammeln und in langgedehnten Kanzleireden über die Art des Widerstandes zu beraten. Es war zum Teil der Name Tirols und seine alte Waffenehre, was diesmal das Vorrücken der feindlichen Horden verzögerte. Die Welschen ließen die Zeit verstreichen, und gaben eine Proklamation heraus, in der sie wie Hunde, die von ferne bellen, den Brenner und die Toblacher Heide als Grenzen für Italien ansprachen, ohne es zu wagen, an den bezeichneten Marken ihre Pfähle mit dem Schwert in der Faust zu setzen.

In dieser schwierigen Zeit sandte das Land den Dr. Schuler und Dr. Widmann nach Wien, um den stockenden Geschäften einen tüchtigen Vorschub zu geben. Sie kamen in jenen Tagen, wo Deputationen aus allen Provinzen den Ministern die Pistole auf die Brust setzten, um Zugeständnisse zu erpressen; — wir Tiroler verlangten nichts anderes als Waffen und Munition, die Heimat zu verteidigen; wir wünschten

nebenbei nur eine ganz kleine Ermäßigung des Salzpreises. Infolge des löblichen Monopols war es nämlich dahin gekommen, daß unser Salz aus den Salinen von Hall den Schweizern billiger verkauft wurde, als uns selbst; ja es lohnte sich wegen bedeutender Verschiedenheit der Preise das eigene Erzeugnis auf Umwegen erst wieder aus Graubünden einzuschwärzen. Weil nun aber unsere Abgeordneten so bescheiden anklopften, wurde mit ihnen selbst um diese Kleinigkeit gemäkelt, und erst nach langem Harren erhielten sie aus Gnade, was sie nach Recht hätten fordern können.

Diese wackeren Männer brachten uns die erste umständliche Nachricht von der Sachlage in Tirol und von den welschen Brennergelüsten. Wir wurden dadurch auf das Höchste aufgeregt; die Meisten faßten im stillen den Entschluß, schnell heimzukehren.

Am 4. April abends ward bei der Sonne auf der Wieden eine große Zusammenkunft angesagt, um zu beraten, was wir für das Vaterland thun könnten. Die beiden Abgeordneten erläuterten in klarer einfacher Rede die bestehenden Verhältnisse; sie wurden nur da von einem Schrei des Zornes unterbrochen, wo sie von den fremden Anmaßungen sprachen: überall nur eine Stimme: die Welschen sollen nicht eine Hand voll Tiroler Erde haben, keine Spanne vom alten deutschen Reichsboden! — „Und wenn es das ist," rief der alte Haspinger mit funkelnden Augen, „so will ich auch noch einmal ausziehen, weit besser ist's, mich trifft eine Kugel, als daß ich im Bette sterbe." Es wurde ein Bogen Papier gebracht, er unterschrieb sich voran:

„Joachim Haspinger giebt Blut und Leben für Gott, Kaiser und Vaterland.“ Wir andern folgten. Dr. Schuler übernahm die Liste und schickte sie an die Landesschutzdeputation zu Innsbruck.

Die von mir verfaßte Adresse, welche sie begleitete, teile ich als Zeugnis der Stimmungen jener Tage hier mit:

„Wohllöbliche Landesschutzdeputation von Tirol!

Die Abgeordneten, welche wegen der Landesverteidigung aus Tirol gekommen sind, teilten uns mit, in welcher bedrängten Lage sich Tirol gegenwärtig befinde. Wir haben uns daher versammelt, um zu beraten, was auch wir in diesen schweren Augenblicken, die eine so drohende Aussicht in die Zukunft gewähren, für unser Vaterland thun können. Die hier Unterzeichneten erklären, auf den ersten Ruf in einer geordneten Kompagnie heimzuziehen und die Waffen zu tragen in den Reihen der Brüder. Sie bitten, wenn derselbe an sie ergeht, um Anweisung der nötigen Mittel.

Fremde Anmaßung darf den Boden von Deutschland nicht entweihen!

Dieser Gedanke bewegt tausend Herzen und wir stehen nicht allein. Mit Begeisterung werden in der Stunde der Gefahr unsere deutschen Brüder an die Marken ziehen; wie wir seit Jahrhunderten als Deutschlands Vorwache standen und kämpften, so werden auch sie für uns streiten.

Wir vor allen! Was unsere Kraft vermag, bieten wir dem Vaterland. Nicht das Wort soll sprechen, sondern die That.

Ruft uns!“

Schneller als wir es nach gewöhnlicher Berechnung des Postenlaufes erwarten durften, kam die Aufforderung zurück: „Eilet, eilet dem bedrängten Vaterland zu Hilfe. Wir erwarten euch!“ Da war an keine Zögerung mehr zu denken.

Am nächsten Morgen versammelten wir uns in der Aula. Ich wurde nach alttirolischem Brauch als Hauptmann gewählt und zwar fast einstimmig. Einige wenige nannten Gilm, der sich übrigens nicht sehen ließ. Oberleutnant wurde Heinrich Vittorelli, ein Techniker aus Botzen, der sich später den alten Adel erneuern ließ, Leutnant der Mediziner Anton Profanter aus Botzen. 1859 führte er eine Kompagnie Landstürmer, Dr. Streiter griff ihn hämisch an, wie er es eben immer that, mußte sich jedoch feig zurückziehen. Die Fahne trug der prächtige Eduard v. Weinhart. Die Verwaltung der Gelder übernahm A. v. Walter, ein Beamter; was mich betrifft, so dachte ich nicht an die schwere Verantwortung, die ich übernahm. Das bißchen Exerzitium, das ich für die wenigen Wochen brauchte, hatte ich bald los, denn um den Drill konnte es sich nicht handeln. Den Stutzen wußte ich als Jäger gut zu führen, bei meinen häufigen Ausflügen hatte ich gelernt, Bodenverhältnisse zu beurteilen. Abgesehen von gedienten Offizieren konnte ich mich ruhig neben andere Schützenhauptleute stellen.

Die Last, die ich übernommen hatte, lag schwer auf mir, so manche Nacht kam ich gar nicht ins Bette, nachdem ich mich untertags müde gelaufen, um alles zu ordnen. Nur ein Praktiker, Leopold Berger, lieh mir seine geschickte Feder, ich nenne ihn hier, weil er wenig

Dank erntete. Auf den Rat Schulers ließ ich ein Ehrengericht wählen, als Vorsitzenden den Bergmann Josef Schiestel; den Mangel einer Disziplinargewalt konnte es freilich nicht ersetzen.

Ich ging an der Spitze einer Deputation zum Erzherzog Johann, ihn zu bitten, daß er uns die Mittel verschaffe, als Grenzverteidiger heimzukehren. „Das freut mich," rief er lebhaft aus, „ein echter Tiroler bleibt nicht in der Fremde, wenn auf den Bergen der blaue Stutzenrauch aufgeht."

Er sicherte uns seine Unterstützung zu und hat auch treulich Wort gehalten. Als Waffen fehlten, gab er den ersprießlichen Rat, wir sollten uns mit einem Aufruf an die edeln Bürger Wiens wenden. Das war nicht umsonst! Namhafte Geldbeträge liefen ein, um die wir Stutzen kauften; man schickte uns auch Gewehre zum Geschenk, darunter manches von wahrhaft köstlicher Arbeit, die Läufe trefflich gebohrt und gezogen. So brachten wir endlich in wenigen Tagen alles zusammen, was für unsern Ausmarsch nötig war. Indes hatte sich die Kunde von unserem Plane durch die ganze Stadt verbreitet, und ich konnte darüber verschiedene Äußerungen hören. Während viele Studenten sich uns gern voll Begeisterung angeschlossen hätten, meinten andere, wir seien zu Wien nötiger als an der welschen Grenze, denn dort gäbe es keine Reaktion zu bekämpfen. Diese Ansicht hielt sogar einige Tiroler zurück, mit uns auszuziehen. Auch ein Italiener trat auf der Gasse zu mir und sagte, indem er mein schwarz-rot-goldenes Band mit den Fingern anfaßte, voll Pathos in gebrochenem Deutsch: „Wie, Sie wollen diese

Farben einem Volke aufdringen, das gar nicht einmal Ihre Sprache redet?" — „Nein," antwortete ich ihm, „nur die Grenzen will ich für diese Farben, denen Ihr Volk ein seit Jahrtausenden eigentümliches Gebiet entreißen möchte, mit dem Schwerte sichern!"

Diese Worte befremdeten mich keineswegs; man ist es ja gewohnt, auch von Deutschen ähnliches zu hören. Zweifelten ja sogar in meiner Kompagnie einige daran, ob sie rechtlich über deutsch Tirol hinausgehen dürften, und nur mit Mühe konnte ich verhindern, daß dieses alberne Gefasel weiter ausgesponnen wurde. Es scheint, als ob wir Deutsche immerdar unpraktische Leute bleiben sollten, nicht bloß im Frieden, sondern auch im Kriege. Soll Tirol Tirol bleiben — die starke unbezwingliche Grenzfestung Deutschlands — so dürfen die zwei südlichen Kreise nicht abgerissen werden, das wäre eine Selbstentmannung, die uns nur jene zumuten können, welche alles Gefühl der Männlichkeit verloren haben. So lange noch Krieg in Europa möglich ist, dürfen wir es nicht thun, und wollen es auch nicht, wir würden dadurch jedem Feind das Land bis zum Brenner preisgeben und jeden Widerstand lähmen.

Unterdes brach der 15. April an, den wir zum Abmarsch bestimmt hatten. Doktor Gredler bewirtete die Schützen im Hofe seines Hauses, die Offiziere an seiner Tafel. Schlag drei Uhr traten wir an; er überreichte uns eine prachtvolle schwarz-rot-goldene Fahne, das mittlere Längsfeld trug auf der einen Seite die goldene Inschrift „Für das Vaterland", auf der andern „13., 14. und 15. März 1848". Von der Spitze der Stange, wo der Tiroler Adler mit ausgespreizten Schwingen

stand, flatterte ein rot und weißes Band nieder, in den Landesfarben der Heimat. Um vier Uhr zogen wir in Reih und Glied aus zur Fahnenweihe im Stephansdom. Alle Straßen waren weithin mit Menschen bedeckt, die Säulenhallen der Kirche selbst so voll, wie ich es noch kaum je gesehen hatte. Wir rückten durch das Mittelschiff bis an den Hochaltar vor, dort wurde die Fahne niedergelegt. Es war ein ernster Augenblick, als der greise Weihbischof mit den strengen Zügen feierlich die Hand zum Segen hob: „daß dieses Banner siegreich vor uns herwalle, und schrecklich sei den Feinden!" Vor dem Eingang erwartete uns die Gattin des Erzherzogs Johann; er selbst war bereits nach Tirol vorausgegangen, um die Schützenkompagnieen aufzubieten und zu leiten. Ich trat an ihren Wagen; der junge Graf von Meran saß neben ihr. „Nun!" sagte ich zu ihm, „möchten Sie nicht mitgehen ins Landl? wenn Sie groß sind, müssen Sie einmal als Hauptmann ausziehen!" — „O ja, meinte er, das thät' ich recht gern!" Sie übergab mir dann den Aufruf, den der Erzherzog zu Innsbruck erlassen hatte, damit ich ihn der Kompagnie vorlese. Ich teile ihn hier mit:

„Tiroler und Vorarlberger!

Aus der Residenzstadt Wien, wohin die Kunde der eurem Lande drohenden Gefahr gekommen ist, sendet mich der Kaiser in euere Mitte; die Stunde ist nun da, wo euer alter treuer Freund zu euch zu sprechen berufen ist.

Ihr wißt, was in der letzten Zeit geschehen; ihr kennt, woher und was Tirol und Vorarlberg bedroht!

Nun klingt der Ruf des Vaterlandes zur Wehr durch Berg und Thal: Erhebe dich, Tirol und Vorarlberg! Es gilt unser Sein, es muß gehandelt werden — für unsere Heimat, für das, was wir von unsern Vätern ererbt, für Fürst und Vaterland!

Bedenket was uns bevorsteht, wenn wir nicht mit Mut und Kraft uns wehren! Wollen wir das Land zerrissen sehen? Soll das Heimatland der Willkür Fremder preisgegeben werden? Soll Tirol nicht Tirol ungetrennt in allen seinen Teilen bleiben? — Das alte seit Jahrhunderten feste Band mit Österreich, bewährt in jeder Zeit, kann nicht erschüttert werden. Tirol und Vorarlberg, stets in allen seinen Teilen Deutschland angehörig, darf nicht zerstückt, darf nicht davon getrennt werden, es ist des deutschen Vaterlandes Vorhut, es ist seine Grenzwache. Wir bedürfen keiner Fremden, wir wollen uns und den, welchem wir seit Jahrhunderten die Treue geschworen, wir wollen unser Recht und unser Land ungetrübt in Frieden und Ruhe sehen, dafür sterben und kämpfen wir, nicht angreifend, wohl wehrend aber gegen jede Anmaßung.

In unserer Eintracht liegt die Kraft. Die Liebe zum Herd, die von den Vätern ererbte, von unsern Fürsten geehrte Freiheit gab uns den Mut, wenn es die Zeit erheischte, und was der Kaiser zuletzt allen, die den Kaiserstaat bilden, zugestanden — ruft uns jetzt auf, damit es sich, wenn die Gefahr vorüber ist, auch hier zu unserem Wohle, nach unserem Wunsche gestalte.

Die alten treuen Männer, die fest wie ihre Berge standen, vom Wirt am Sand, vom Mann am Rinn bis

zu den letzten sind nicht mehr! Dafür stehen ihre Kinder in gleichem Sinn, in jener Kraft, die Gott der Herr in unsern Bergen ungebrochen erhalten hat.

Darum auf, ihr Männer Tirols und Vorarlbergs, was ihr könnt, bewährt den alten Ruf, ergreift die sichere Waffe; es wehe von unsern Bergen zum Kampf für unser Vaterland die altbekannte Fahne als Zeuge unserer festen Treue an Österreich, als Zeuge unseres Sinnes gegen Deutschland, dessen freie Rechte eins mit den unsrigen sind.

So möge denn mit unserm Mut, mit unserer Eintracht der stehen, der unsere Berge aufgetürmt, Gott, unser Herr, auf den wir bauen.

Innsbruck, am 13. April 1848.

Erzherzog Johann."

Unsern Abzug begleitete ein Gedicht von J. P. Kaltenbach, das hier einen Platz finden möge:

Beim Abzug der Tiroler.

Mein Herz, mein Herz zerspringe nicht
Im Sturmesdrang der Lust!
Hochauf mein Lied, das jubelnd bricht
Hervor aus tiefster Brust!

Noch lebt der Geist, der einst erstritt
Am Isel Sieg und Recht;
Noch lebt die Kraft, die niedertritt,
Was treulos ist und schlecht.

„Bedroht sind Fürst und Vaterland.
Ihr Söhne, schnell heran!"
So tönt es her vom Donaustrand,
Und einsteht Mann für Mann.

Der Fahne, die geweiht im Dom,
Folgt stolz die kühne Schaar,
Ein frischer, heller Bergesstrom —
Ja, siegen wird der Aar!

Der Hofer jauchzt: „Mein Land Tirol,
Du bist wie sonst noch stark!
Denn Gott und Fürst und wahres Wohl
Sind noch dein Lebensmark!

Des Himmels Segen ist mit euch,
Ihr Schützen, mutig fort!
Hoch auf Tirol, hoch Österreich!
War auch mein Losungswort.

Darauf eilten wir in den Bahnhof. Ein Offizier der Nationalgarde, der auf einem Vorsprung der Treppe stand, richtete wenige aber herzliche Worte an uns, und forderte dann Haspinger auf, der Versammlung den Segen zu erteilen. Er wurde auf den Armen der Umstehenden emporgetragen, alles fiel auf die Kniee, lautlose Stille ringsum, bisweilen nur vom Schluchzen der Zuschauer unterbrochen. Wie oft schon mögen in diesem Gebäude herbe Thränen des Abschiedes geflossen sein, wenn Liebe sich von Liebe losriß, wohl schwerlich war es aber je so feierlich! Überall ist eine Kirche, wo Menschenherzen tief und rein empfinden, nie fühlte ich das mehr als zu dieser Stunde. Da gellte plötzlich ein langer, scharfer Pfiff, Wagen an Wagen rückte vor, ein Händedruck, ein Kuß, wir stiegen ein, der Zug brauste wie auf Sturmesschwingen davon. Hier und da winkte flatternd noch ein weißes Tuch, bald war Wien unsern Blicken entschwunden. In später Nacht übersetzten wir den Semmering und kamen 12 Uhr mittags nach Gratz.

Wir wurden vom Gouverneur und den Bewohnern feierlich empfangen und abends in den Saal der Ressource eingeladen. Im Gespräche mit Bürgern und Studenten konnte ich gar leicht bemerken, daß die Gesinnung zu Gratz eine weit radikalere sei, als selbst zu Wien. Einige baten mich sogar, ich solle dem Musikchor den Wunsch äußern, daß es die Marseillaise spiele. Da ich bei der erregten Stimmung nicht absehen konnte, wohin das führen werde, und mir es auch nicht ziemte, in derlei Dingen den Anfang zu machen, so lehnte ich es höflich ab mit dem Bemerken, unser Volkslied sei: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Später wurde dieses angestimmt; die Säbel der Studenten fuhren aus der Scheide, es war ein sehr eigentümlicher Anblick, als die gekreuzten Klingen im Schein der Lichter blitzend nach dem Takte aneinander schlugen, dazwischen der Ruf kräftiger Kehlen und das Anklingen der Becher. Als der letzte Ton verhallt war, bestieg ich eine Erhöhung und sprach von dort im Namen meiner Waffengenossen den Dank für die ehrenwerte Aufnahme aus.

„Nicht als Tiroler," fuhr ich fort, „wollen wir angesehen sein, die ausziehen, um die Marken einer Provinz zu schützen, wir sind Deutschlands Grenzsoldaten, und darum flattert die schwarz-rot-goldene Fahne vor unsern Reihen. Wenn es gilt, werden sich in Not und Gefahr noch die Steirer anschließen, denn die Steirer Schützen sind ja auch berühmt, daß sie den Stutzen tüchtig handzuhaben wissen. Wir sind Waffenbrüder, die Schranken, welche eigensüchtige Willkür zwischen die Provinzen setzte, müssen niederbrechen, und gelten soll allein das

Wort: Einer für Alle, Alle für Einen, Alles für Deutschland!"

So schloß dieser Abend. Den nächsten Morgen wollte uns die akademische Legion zum Bahnhof geleiten. Ich übergab dem Anführer derselben eine schwarz-rot-goldene Fahne, denn wir hatten eine zweite von Wien mitgebracht, zum Andenken an uns und die Verbrüderung mit den wackern Gratzern. Ohne Aufenthalt durchflogen wir die schöne Steiermark, überall mit Ehre überhäuft. Besonders rührend war der Gruß, der uns auf einer Zwischenstation wurde, deren Namen ich leider vergessen habe. Der Wagen hielt auf einen Augenblick, ein lautes Vivat erscholl von der Seite des Weges. Der Schulmeister des nächstgelegenen Ortes hatte die Kinder in Feierkleidern und mit Blumen in der Hand aufgestellt; sie wünschten uns Heil und Segen für unsere Fahrt, und daß wir reich an Sieg und Ehre zurückkehren sollten. Von Marburg an fuhren wir auf Leiterwagen durch Kärnten, denn man hatte uns die größte Eile zur Pflicht gemacht. Wie soll ich die herzliche Aufnahme zu Klagenfurt schildern?

Unser Landsmann Stöckl, welcher alles zu einem freundlichen Empfange aufgeboten hatte, kam uns entgegen. Ich nahm in seinem Wagen Platz. Als wir an einem Landhause vorbeifuhren, flog vom Söller ein zierlicher Kranz aus Vergißmeinnicht auf meinen Schoß; ich blickte auf und sah noch eben ein hübsches Mädchengesicht, welches sich hinter den Blumengeschirren lächelnd barg. Bei den ersten Häusern erwarteten uns Volk und Nationalgarde, wir stellten uns auf und zogen bei Musikklang auf den Hauptplatz, wo

die Verteilung in die Quartiere vorgenommen wurde. Am nächsten Tage führten uns die wackern Bürger an einen beliebten Ort unweit der Stadt.

Besondere Aufmerksamkeit erregte Haspinger, die anwesenden Damen bestürmten ihn von allen Seiten, jede wollte seine eigenhändige Unterschrift. Er wurde endlich unwirsch: „Nu nu," rief er aus, „glaubt ihr denn, ich sei ein Schreibmeister, um auf all die Zettel da zu schreiben?" Die Damen wußten aber dem alten Herrn so zu schmeicheln, daß er nachgab und mit ein wenig Brummen ihren Willen erfüllte. So verging der Nachmittag. Als es schon dämmerte, fuhr ein großer Wagen vor, überwölbt mit Triumphbogen aus Tannenreisig und Blumen. Ein Teil der Kompagnie setzte sich auf, ich zog es, weil der Abend so schön war und eben der Mond aufging, vor, in heiterer Gesellschaft auf einem Fußsteig heimzukehren. In der Frühe schmückte ein anmutiges Mädchen unsere Fahne mit Blumen und reichte jedem einen Strauß. Die Klagenfurter führten uns in ihren Equipagen bis Villach. Von nun an wurde die Gegend rauher und wilder, hatten wir früher Aprikosen und Kirschbäume in voller Blütenpracht gesehen, so senkte sich jetzt der Schnee durch düstere Föhren- und Lärchenwaldungen näher zur Straße herab. Am Gesträuch öffneten sich kaum die Knospenaugen, da und dort blickte eine Anemone aus den Stauden, und Primeln standen an den moosigen Abhängen.

Am 21. April erblickten wir zum erstenmal die glänzenden Schneegebirge unseres Heimatlandes und hielten abends den feierlichen Einzug zu Lienz. Dort

erhielten wir zuverlässige Nachrichten aus Südtirol. Die Welschen standen noch in den Judicarien, ja machten sogar Versuche über Steniko gegen Trient vorzudringen; sie griffen dabei eine Abteilung Kaiserjäger an, welche der Übermacht weichend, sich in das Kastell Zoblino zurückzog. Am 15. April kam ihnen Major Burlo zu Hilfe, warf den Feind von Vezzano zurück und nahm 21 Mann gefangen, darunter 17 Ausreißer, die übrigen 5 waren Freischärler aus dem Brescianischen, Leute von guten Häusern, größtenteils in mittelalterlich theatralischen Aufzügen. Sie wurden am 16. im Schloßgraben von Trient insgesamt erschossen. Diese Maßregel, welche vielleicht streng kriegsrechtlich sein mag, fand bei den Deutschen wenig Beifall und erregte bei den Italienern nur Erbitterung statt Furcht. Auch über Nonsberg rückten welsche Scharen ein; Giovanelli gelang es, einige Schützenkompagnieen aufzubringen, und mit diesen den Feind zu verjagen, der sonst gar leicht über die Mendel her Botzen selbst hätte bedrohen können. Zugleich erfuhren wir, daß statt F. M. L. Welden, General Roßbach das Oberkommando der Landesdefension übernommen habe. Dies war eine Forderung der öffentlichen Meinung, der man hierin genug thun mußte, sollten anders die Schützen ausrücken, denn Welden stand in entschiedener Mißgunst, zu Innsbruck brachte man ihm sogar eine Katzenmusik, wie er auch schon früher wegen seines barschen Auftretens nicht sehr beliebt war. Es heißt zwar: Volkes Stimme, Gottes Stimme! Indes erleidet der bekannte Satz diesem sonst tüchtigen Feldherrn gegenüber gewiß eine bedeutende Einschränkung.

Weldens schroffer, verschlossener Charakter, sei es nun, daß ihn Naturanlage bedingt, oder daß ihn Ereignisse, wie manche sagen, erst so bildeten, stieß Leute ab, die unter dem Scheine zutraulicher Offenheit geschmeichelt sein wollen, und wenn es nicht geschieht, das Schweigen einer ernsten Seele als Zeichen des Hasses deuten.

Man legte ihm Äußerungen über Tirol in den Mund, die er sicher nicht gethan hat, man verschrie seine Strenge als Pedantismus; denn leider krankt unsere Zeit nebst vielen anderen Übeln auch noch an diesem: daß sie in der Zuchtlosigkeit ihr Heil und ein wünschenswertes Ziel des Strebens sieht. Er hat zwar keine schönen Reden gehalten, sich aber durch Thaten als einen tüchtigen Feldherrn bewiesen.

Wenn ich Welden hier lobe, so will ich Roßbach dadurch nicht in Schatten stellen. Dieser Mann, treuherzig und bieder wie er war, hatte sich bereits früher, wo er als Oberst der Kaiserjäger im Lande stand, sowohl die Liebe seiner Soldaten, als auch die Achtung der Bürger zu erwerben gewußt. Der Tiroler will, daß man auf sein Wesen eingehe, geschieht dieses, dann rennt er auch durchs Feuer. Roßbach versteht es, die Saiten anzuschlagen, die im Herzen der Schützen wiederklingen, und deswegen kann man es als ein Glück betrachten, daß er als Oberleiter der Landesverteidigung bestimmt wurde.

Ebenso gut berechnet war auch die Reise des Erzherzogs Johann, der nun überall das zögernde Landvolk zur Ergreifung der Waffen anspornte. Es war seine Person, des alten geliebten An-

führers, der Glanz seines Namens vom Jahre 1809, was den Geist der Schützen weckte, daß sie endlich nach den Stutzen griffen. Auch unser Klerus zeigte sich hier von einer edlen Seite, er forderte von der Kanzel herab zu den Waffen auf, ermunterte die Zaudernden, und stellte sich in die Reihen, um denjenigen, welche durch das Geschick des Kampfes fallen sollten, den letzten hehren Trost der Religion zu spenden. So verband er, wie in den ruhmvollen Kriegsjahren der Vergangenheit, auch hier den Lorbeer der Tapferkeit mit dem Palmzweig des Glaubens zum immergrünen Ehrenkranz. Das ist ein schönes Feld des Wirkens; — auch nach einer andern Seite hin. Unsere Schützen sind oft wild, halten auf keine Disziplin und machen einem Kommandanten wahre Teufelsnöte; wenn da gar nichts mehr hilft, so hören sie doch noch in Ehrfurcht auf das Wort des Feldpaters und fügen sich in Geduld. Hier kann sich unsere Geistlichkeit auszeichnen, nicht aber, wenn sie dem Volke Preßfreiheit und Konstitution zu verleiden sucht, anstatt es über den hohen Wert dieser Güter aufzuklären; oder statt Garben für den Himmel zu sammeln, den Zehent von den Feldern der Erde eintreibt.

Auch die weltlichen Behörden hatten sonst, wenn sich die Bauern erhoben, sehr anregend gewirkt, daß sie es jetzt nicht mehr thun konnten, lag an ihrer ungünstigen Stellung. Ein Beamter bezeichnete die Ursachen sehr gut in folgender Weise: Die Landgerichte in ihrer ursprünglichen Einrichtung waren reine Justizbehörden, erhielten in der Folge die sich immer weiter und auf alles ausdehnende Administration als Beigabe,

wurden bei der ins Kleinliche gehenden Bevormundung und der alles besteuernden Finanz endlich des österreichischen Kaiserstaates erste und einzige Lasttiere, und konnten in dieser Mißgestaltung das einst genossene patriarchalische Zutrauen, auf dessen einzigen Zuruf die Bevölkerung sich in Waffen erhob, nicht mehr bewahren.

Übrigens herrschte dazumal in Lienz und wohl auch weiter hinaus die Ansicht, es sei bereits überflüssig, Kompagnieen zu bilden, denn die Welschen würden nach den erhaltenen Schlappen nicht wagen, ein zweites Mal zu kommen. Deswegen geschah auch sehr wenig zur Besetzung des Kreuzberges und der Ampezzanerstraße. So versuchten in Windischmatrei die Brüder Panzl, Söhne eines Mannes, der sich bereits im Jahre 1809 ausgezeichnet, in ihrem Thale zur Ergreifung der Waffen anzutreiben und hatten auch Erfolg dabei, wurden aber von einer Behörde zur andern geschickt und darüber unwirsch. Wir trafen mit ihnen auf der Straße zusammen, sie berieten mit uns die Sache; ich unterließ es nicht, soviel an mir lag, ihnen mit Rat und That zu helfen. Später vernahm ich, daß diese eifrigen Leute auf dem Kreuzberg verwendet wurden. Überhaupt suchten wir, soviel als möglich, für den Krieg anzuregen, und es gelang uns auch, hierin einiges zu wirken.

So marschierten wir nach Brixen, wo uns ein Theologe mit der schwarz-rot-goldenen Fahne entgegenkam. Sie wehte aber noch auf keinem Turme. Am folgenden Tage las uns der ehrwürdige Fürstbischof mit großer Andacht die Feldmesse, was uns um so erfreulicher war, da wir leider einige Zeit früher hören

mußten, man sage uns nach, daß wir in Tirol die Klöster stürmen und die Priester antasten wollten. In Hall soll ein Kaplan sogar gegen uns gepredigt haben: diese ruchlose Horde, welche die Geistlichen mißhandle und die Nonnen entehre! Du lieber Schäcker! Ich weiß gar nicht einmal, ob wir vor einem Frauenkloster irgendwo vorbeizogen, jedenfalls hatten wir auf ganz anderes zu denken, als auf gottgeweihte, züchtige Himmelsbräute hinter dem Gitter. Rosen blühen überall, man braucht deswegen nicht über den Zaun zu steigen, um hintennach am Thore des Paradieses für die süße Sünde unter den Dornruten der Beredsamkeit heiliger Wächter, welche ja mit christlicher Schonung die Fehler der Mitmenschen verdecken, Gassen zu laufen.

In Brixen sagte man uns, daß die italienischen Arbeiter, 200—300 an der Zahl, welche im Kunterswege bei den Brettermühlen Tagelöhnerdienst versehen, eine große Anzahl von Gewehren besäßen, und nur auf den geeigneten Augenblick warteten, feindlich aufzutreten. Die Sache erschien als barer Unsinn; schon damals aber wurden einige stutzig. Als sie aber zu Klausen hörten, die Kuffsteiner Kompagnie sei mit gespanntem Hahn vorübergezogen, so träumten sie von nichts mehr als einem Überfalle in den buschigen Schluchten an der Eisack. Besonders waren es einige junge Herren aus Botzen, welche darauf drangen, alle Welschen wegzujagen; sie stellten sich wahrscheinlich vor, welch einen herrlichen Einzug sie in der Vaterstadt halten würden, wenn sie ein Rudel italienischen Gesindels vor sich her trieben. Die Sache schien komisch,

weil aber die Aussicht auf einen dummen Streich, der uns insgesamt in schiefes Licht hätte stellen können, vorhanden war, so hatte ich denn doch keine sonderliche Freude. Ich zweifelte keinen Augenblick an der Falschheit dieser Gerüchte, um aber den Ungestüm abzulenken, ließ ich, als wir an den bezeichneten Ort kamen, die Kompagnie an der Brücke zu den Sägemühlen halt machen und ging mit einigen in das Gebäude, mir dort genaue Auskunft zu holen. Es that mir leid, die armen Teufel von Arbeitern in Angst zu setzen, indes war wenigstens dies gewonnen, daß von nun an jenes alberne Geschwätz ein Ende nahm. Es zeigte sich hier, wie sehr in bewegten Zeiten das Unwahrscheinlichste vollen Glauben finde, während die meisten einer klaren Betrachtung der Gegenstände die Sinne verschließen. Wie hier im kleinen, so anderswo im großen.

Am 27. zogen wir in Botzen ein; der Empfang war sehr glänzend, Mädchen streuten Blumen, — man weiß, was für hübsche Gestalten es in dieser Stadt giebt, und wird es daher begreifen, wenn der Enthusiasmus für die holden Blumenspenderinnen bei uns ziemlich allgemein war. Die Bürgeroffiziere luden mehrere von uns zu Tisch, der Kommandant Gasser machte den Wirt. Er war einer von den mutigsten Kämpfern von 1809; noch glühten seine Augen vom Feuer der Jugend, wenn auch schneeweißes Haar seine Stirn umzog. Auch andere Veteranen fanden sich ein, es war ein schönes Fest, Stunde um Stunde verfloß in Gesprächen über die glorreiche Vergangenheit, über eine nahe Zukunft, welche bewähren sollte, ob die jungen Tiroler würdig seien, den Stutzen ihrer Väter zu handhaben. Da

öffnete sich auf einmal die Thüre. Zwölf junge Männer, durchaus in dunkelgrünen Röcken und mit soldatischer Haltung, traten rasch ein; ihr Führer fragte nach mir. Ich stand auf und ging ihnen entgegen. Er berichtete, daß diese die Tiroler Studenten aus Salzburg seien, auch sie wären herbeigeeilt, mit uns das Vaterland zu verteidigen.

Sie wurden mit größtem Jubel begrüßt; wir freuten uns der neuen Waffenbrüder, und durften uns ihrer freuen, denn es waren tüchtige Jünglinge.

Tags darauf kam Erzherzog Johann. Ich stellte mich ihm vor, er befahl, die Kompagnie bis drei Uhr aufzustellen. Es geschah. Als er die Reihen gemustert und den alten Haspinger, den treuen Kampfgenossen aus alter Zeit besonders begrüßt hatte, trat er vor die Front. Hochauf ragte in der Mitte die schwarz-rot-goldene Fahne; ich wies mit dem Finger darauf hin und sagte zu ihm: „Wer hätte geahnt, daß je Tiroler Schützen unter diesen Farben ins Feld ziehen?" Er sah mich eine Weile ernst an, dann erwiderte er: „Geahnt? — O wir älteren waren davon überzeugt, daß dieser Tag noch einmal anbrechen werde, er ist gekommen, ja! — folgt dieser Fahne immer und überall, sie möge euch im Kampfe voran leuchten, verlaßt sie nie!" —

Nie, nie! antwortete es aus den Reihen, und die Gewehre klirrten. —

„Da sollten wir denn aber doch nach Tirolerbrauch eine Flasche Roten mit einander trinken," rief plötzlich nach entstandener Pause ein Student, — „wer weiß, ob wir uns je wieder so gesund und froh wiedersehen!"

Der Erzherzog lächelte über diesen kecken Einfall und befahl dem Bedienten, Wein zu bringen. Nachdem die Gläser angefüllt waren, ergriff er eines davon und stieß mit mir freundlich an. Dann leerte er es zur Hälfte, reichte es mir hin und nahm dafür das meinige. Ich brachte des Kaisers und sein Wohl aus, ein lautes Vivat erschallte, wie es wohl kaum je begeisterter aus dem Herzen gekommen sein mag. Darauf defilierte die ganze Schar an ihm vorbei.

Am nächsten Tage rückte die erste Innsbrucker Studenten-Kompagnie unter dem Hauptmann Aigner zu Botzen ein. Diese jungen Leute waren gut bewaffnet und durchaus gleich bekleidet: sie führten die Fahne, welche die edeln Innsbrucker Frauen uns bestimmt hatten, ehe sie noch wußten, daß wir von Wien eine mitbrachten. Ein Umstand empfahl die Neuangekommenen ganz besonders: die Bescheidenheit des Betragens und die musterhafte Disziplin. Da war nichts von jener Zügellosigkeit unreifer Bursche zu sehen, die mit zehn Wörtlein Latein im Kopf voll thörichter Selbstüberschätzung sich berufen glauben, alles zu richten, zu bessern und zu verurteilen. Darum fand diese Kompagnie überall verdientes Lob.

In Botzen erhielten wir wieder Nachrichten vom Kriegsschauplatze; das Militär hatte den Feind beinahe ganz aus den Grenzen hinausgeworfen, nur einen kleinen Raum bei Lodron hielt er noch besetzt. Gefechte fanden statt bei alle Sarche und Riva, am 27. April auch hinter ponte Darzo, wo sich Murrmann an der Spitze der Botzner Freiwilligen bei Verfolgung des Feindes auszeichnete. Die welschen Einwohner des

Nonsthales befahl Welden zu entwaffnen, weil sie feig genug waren, sich von einer Raubhorde italienischer Freischärler meistern zu lassen. Das war ganz recht. Überhaupt muß man der Entschiedenheit Weldens alle Ehre wiederfahren lassen, wenn man auch begreift, daß dieselbe vielen sehr unangenehm war.

Wir befürchteten unter diesen Verhältnissen keinen Feind mehr zu finden. Man hatte uns überall so großartig empfangen, als kehrten wir bereits mit dem Siege heim, wir mußten wohl wünschen, diesen Triumphen durch eine That zu entsprechen. Überhaupt verlangte uns darnach, den Welschen aufs Genick zu kommen, und die Erzählungen von Leuten der Murrmannschen Kompagnie, die eben nach Hause reisten, steigerten diese Sehnsucht. Diese machten uns zugleich aufmerksam, irgend ein Abzeichen zu tragen, wodurch wir uns von den oft gleich gekleideten welschen Freischärlern unterschieden. Die Botzner Damen gaben uns breite weißgrüne Bänder, die wir quer um die Hüte schlangen, was sehr gut zu den schwarzen Federn und zur deutschen Kokarde paßte.

Vor unserem Abzug nach Riva am 30. April wurde uns auch noch der Aufruf des Fünfzigerausschusses zu Frankfurt mitgeteilt.

„Tiroler Brüder!

Ihr steht wieder gewappnet auf Deutschlands herrlicher Felsenburg. Haus und Hof habt Ihr für Euere, für Deutschlands Freiheit verlassen. Ihr schirmt mit dem alten Heldenmut unsere Südgrenze. Hofers Geist schwebt über Euch, kämpft mit Euch. Nehmt

unsere freudige dankbare Anerkennung Euerer Hingebung zum Heile des gemeinsamen deutschen Vaterlandes. Deutschland ist eins! Die alten Scheidewände, welche die deutschen Stämme trennten, sind zusammengestürzt unter der Siegeskraft des erwachten Nationalgeistes! Sendet sichere Boten über Euere Lage den Feinden gegenüber. Deutschland ist bereit, Euch beizustehen mit Gut und Blut, sobald Euere erprobte Kraft nicht ausreicht, sobald Ihr unserer Hilfe bedürft. Wir kennen unsere Pflicht. Keine Spanne der heiligen deutschen Erde darf aufgegeben werden! Hört es, wackere Brüder, auf den Hochwarten Tirols, hört es, ihr Feinde Tirols: die Deutschen stehen für ihre Freiheit und Unabhängigkeit, Einer für Alle, und Alle für Einen.

Frankfurt a. M., den 26. April 1848."

Die Trientiner zeigten bei unserer Ankunft sehr finstere Gesichter, was uns herzlich ergötzte. Wir hielten dennoch einen Rasttag. Kaum, daß ich mir Zeit nahm, im Dome die berühmte Madonna von Perugino zu besehen; und sonst war mir doch die Kunst ein Hauptaugenmerk des Lebens, ja die einzige Blüte desselben, die ihm Wert zu leihen schien. So werden Stimmung und Gefühl meistens durch Verhältnisse, die keineswegs in uns liegen, oft nach einer vorher kaum geahnten Richtung hingelenkt. Zu Roveredo trafen wir am 4. Mai ein; man wollte uns auf schmutzigem Stroh im gedrängtesten Raum bei den Kapuzinern einquartieren, was wir uns wohl in Feindesland, und wo man es sonst nicht besser haben kann, hätten gefallen lassen,

keineswegs aber in einer kaiserlichen Stadt. Die Mönche hatten keine Schuld, ihre Dienstfertigkeit wird uns stets in Erinnerung bleiben. Es gäbe gewiß ein hübsches Genrebildchen; wie uns die guten Väter Kost und Wein reichten, alles im lustigen Durcheinander; hier der bärtige Koch mit der Schürze am ungeheuren Kessel, dort ein Schütze, der mit dem vollen Topf davon laufen will und dabei über seinen Schleppsäbel stolpernd hinausfällt; dazwischen Herrlein im schwarzen Frack und Glacéhandschuhen, die aus der Stadt kamen, sich die laute Wirtschaft in den sonst stillen Klosterräumen anzuschauen, und nun in den zierlichsten Menuettsprüngen auf und ab hüpften, aus Furcht, daß vom Inhalt der Schüsseln die feinen Kleider befleckt würden.

Vor unserm Abmarsch nach Riva lud uns Haspinger zur Generalabsolution in die Kapuzinerkirche. Nach der Frühmesse trat er von den Stufen des Altars vor unsere Reihen und hielt eine Anrede, deren volle Bedeutung darin liegt, daß sie manche Bezüge auf die gerade damals eintretende Osterzeit enthält, in welcher das Bild des Heilands mit der Siegesfahne überall ausgesteckt wird:

„Meine Freunde!

Sie gehen jetzt dem Feinde entgegen, und Gott allein weiß, ob wir uns bei der Rückkehr wieder so vereinigt finden, wie wir jetzt vor diesem Altare versammelt sind. Sie ziehen als Krieger aus für das Vaterland, das ist ein heiliger, geweihter Beruf. Darum möchte ich ihnen das Beispiel eines Kriegers vor die Seele stellen, des herrlichsten, erhabensten

Kriegers! Es ist Christus, unser Herr. Er hat mit dem gewaltigsten Widersacher für uns gekämpft, er hat als Sieger des Grabes Pforten gesprengt, und hoch in den Händen trägt er als Zeichen dieses Sieges die leuchtende Osterfahne. O, seien Sie, wie er, unerschütterlich im Streit, und dennoch milde gegen den Feind. Wenn Ihnen durch das Los des Krieges Gefangene in die Hände fallen, so seien Sie gütig mit ihnen, denn auch diese sind Menschen nach Gottes Ebenbild. So wie aber der Heiland stets mit dem Vater eins war, und den Willen des Vaters für den seinigen erkannte, so sollen auch Sie sich in dieser Stunde aussöhnen mit Gott; wer eine Bürde hat, werfe sie hier ab, damit er ruhig in den Kampf gehe, damit er, wenn er fällt, die Palme des Märtyrers finde. So spreche ich Sie denn kraft meines priesterlichen Amtes und Ihrer Reue frei von allen Sünden, der Herr vergebe Ihnen, der Herr sei mit uns allen, Amen!"

Es lag in diesen einfachen Worten etwas Erhebendes, das wohl auch ein ungläubiges Gemüt gerührt hätte; sie klangen wie die Rede eines jener Priester, der Kreuzfahrern die Waffen zum Heldenzug ins gelobte Land weihte. Es war leicht zu entnehmen, daß Feuer einst die Brust Haspingers erfüllt haben müsse, da noch aus der Asche des Alters die Funken so mächtig emporschlugen. Man konnte die Wirkung nicht verkennen, — beim Aufbruch war alles ernster als gewöhnlich.

Wir erreichten nach Sonnenuntergang Nago. Links von der Straße stehen zackige Burgtrümmer auf einer Höhe, an welcher der Weg sich hinunter biegt.

Einige Schritte vorwärts dehnte sich der Garda vor unsern Blicken fernhin zu den in Duft verschwimmenden Gestaden der Lombardie.

Wie ruhig lag die Wasserfläche, auf der die rötlichen Abendwolken und glänzende Bergspitzen sich spiegelten. Die frische Seeluft wehte durch die Fahne. Alle schwiegen voll Bewunderung des Bildes vor uns, als ob es ein Atemzug weghauchen könnte. Plötzlich aber, als würden die Zungen von unsichtbarer Hand gelöst, klang wie aus einem Munde kräftig und voll der Jünglingschor: „Was ist des Deutschen Vaterland!" Das Lied war verhallt, Stern um Stern strahlte im luftblauen Himmel empor; mit raschem Schritte gingen wir nun vorwärts nach Riva. Das Haus, wo wir einquartiert wurden, lag ganz vorne am See; der Garten, welcher es umgab, war fast in das Wasser hineingebaut, und mußte durch Dämme geschützt werden. An der höchsten Stelle der Mauer steckten wir die Fahne auf, den Welschen zum Trotz, uns zur Freude.

Es war spät Nacht; ich ging ins Freie. Ringsum alles still, nur der gleichmäßige Schritt der Wache hallte vom Gebäude her. Hier und da rauschte silberglänzend eine Welle heran und spritzte am Gestade in Schaum auf. Fern über dem Rücken des Monte Baldo kräuselten sich Nebelstreifen, wie Schatten der alten Sage. An diesem Ufer dichtete Catullus unter Lorbeerbäumen seine anmutigen Lieder in heiterer Ruhe, hier waltete Dietrich von Bern mit seiner Heldenschar, und erlegte den Drachen; an diesen See floh die schöne Braut des Sachsenkaisers Otto. Rechts oben im Gebirg stand ein alter Turm, von dem aus der Markus-

löwe die Gegend beherrschte. So zog die Geschichte vergangener Tage an meiner Seele vorüber, wie ein Strom immer breiter werdend, der sich dann in ein unendliches Meer ergießt; aus der Dämmerung tauchen Geisterschatten auf und schweben leise darüber hin. Wie oft hatte ich in meiner Jugend geträumt von den Ritterzügen der Hohenstaufen und des alten Max, wie sie das deutsche Banner hinabtrugen nach Süden; die Burgen, von deren Zinnen es einst vielleicht flatterte, liegen ringsum in Schutt; Jahrhunderte sind vergangen, und dieselbe Fahne ragt wieder stolz an meiner Seite durch die Nacht am Gardasee. So wird das Alte jung, und was jung schien, verblaßt wesenlos.

Bei Sonnenaufgang ruderten die Barken heran, die uns nach Ponale bringen sollten; einzelne Wolken, die rasch am Himmel hinglitten, deuteten nach Aussage der Fergen auf eine unruhige Fahrt. Um 10 Uhr ging die Einschiffung vor sich, Kahn um Kahn stieß vom Ufer, noch war eine große Barke mit hohem Maste übrig; Haspinger und ich und die Offiziere bestiegen dieselbe. Als wir den Hafen verließen, fingen die Wellen bereits an, sich leise zu kräuseln, Wolken, die zerstreut am Himmel hingen, dehnten sich länger und länger wie wallende Schleier. Wir fuhren am Ufer hin. Dieses ist hier durchaus unwirtlich. Hohe Felsen stürzen steil ab in die Flut, grau und nackt, nur wo der Wellengischt emporspritzt, hängt aus den Spalten duftiger Quendel nieder, oder zartblätteriges Fingerkraut mit weißer Blüte, auf vereinzeltem Rasen erheben sich auch die Stengel des Diptam mit den rötlichen Kelchen und dem Harzgeruch. Der Fuß von den

Klippen war unterwühlt; in der Dämmerung dieser Höhlen brach sich das Licht mit schönem, blaugrünlichem Widerschein. Der Wind wurde heftiger, Wellen klatschten am Kiel empor; Zuruf drang ermunternd von Schiff zu Schiff. So erreichten wir einen Felsen, der mit scharfer Kante über die Flut herein hing und deswegen die Gewalt des Windes von uns abgelenkt hatte. Den Kähnen gelang es, vorbei zu kommen, der Mast meiner Barke schlug an, daß die Planken zitterten, alle Bemühungen der Ruderer, vorwärts zu kommen, waren umsonst, wir wurden nach Riva zurückgeworfen. In solcher Art von der Haupttruppe abgeschnitten zu sein, war höchst mißlich; ich befahl daher, ein wenig zu warten, ob sich der Wind ändere. Er nahm nur immer mehr zu. Zeit war keine mehr zu versäumen; ich ließ daher eine kleinere Barke mit niederem Mast besteigen, weil diese mehr Sicherheit zu gewähren schien. Wir hatten kaum den Damm hinter uns, so wurde auch das Schiff von den Wogen geschleudert wie eine Nußschale. Am Ufer hin, so weit es gangbar war, liefen Strandvögel gleich Zuschauern mit lautem Geschrei. Bedenklicher wurde die Sache, als wir die Bergwände erreichten. Die Wellen schlugen hier und da über Bord, unser Trommler, welcher sich unter ein Brett verkrochen hatte, um hier die Gefahr zu verschlafen, wurde durch einen Wasserguß gar unsanft aufgeweckt. Das Schiff schwankte von einer Seite zur andern, war eine Welle geborsten, so wälzte sich schon wieder eine andere mit schaumbedecktem Kamme nach. Bewundernswert war die Kraft und Ausdauer der Ruderer. Braune, halbnackte Kerle, mager, die Sehnen aber wie aus Draht

geflochten, standen sie auf Vorder- und Hinterteil der Barke und stießen mit langen Stangen das Schiff von der Klippe ab, wenn es wieder zu scheitern drohte. Sie nahmen sich mit den flatternden Haaren wie Tritonen aus, denen das Wasser als heimisches Element angehört. Haspinger meinte einmal: „Lieber als ertrinken, ließ ich mich doch erschießen." Nach langer Anstrengung erreichten wir endlich Ponale; dieser Paß ist senkrecht in den steilen Felsenabhang eingeschnitten, die Seitenwände sind nicht zu ersteigen, am Eingang vom See her stand ein kleines Haus, derzeit von Soldaten besetzt. Davor lag eine große Barke, der Bord mit einem starken Bretterverschlag zum Schutz der Haubitze. Rückwärts wand sich ein beschwerlicher Pfad ins Ledrothal empor. Für den alten Haspinger mieteten wir einen Maulesel; so ritt er im Schutz der Nachtruppe, einen Degen mit Goldgriff an der Seite, eine lange Pistole im Gürtel. Zu Tiarno nahmen wir Nachtquartier. Mehrere Bauern kamen, da wir es ihnen nicht verwehrten, in die Kaserne. Ich ließ mich mit ihnen in ein Gespräch ein, ihre Stimmung zu erforschen; diese war eine durchweg günstige. Die armen Leute hatten große Angst vor dem Einbruche der welschen Freischärler, weil diese sogar die Croaten an Fingerfertigkeit übertreffen; in der That, sie erwiesen sich überall als cari fratelli Lombardi. Sie baten mich, vom Kaiser zu erzählen. Nachdem ich ihren Wunsch erfüllt hatte, nahm ich eine Schale voll Wein und brachte sein Wohl aus. Evviva Ferdinando il buono! riefen sie mit lautem Jubel.

Wir brachen in aller Frühe auf, um Storo bald zu

erreichen, denn man hatte einen Angriff in Aussicht. Der Weg führt durch das sehr hoch gelegene val Ampola. Die Gegend hatte ein ganz nordisches Aussehen, schwarze Tannen vereinzelt an den Bergeshängen; ins Thal selbst war kaum noch der Frühling gekommen. Allmählich verengten sich die schroffen Felsen zu einem Passe; an der Seite des Weges, der im Zickzack niederstieg, sprang ein wilder Bergbach von Stein zu Stein. Bei einer Mühle, die gleichsam den Schlüssel des Defilés bildet, erblickt man zuerst das Chiese-Thal, wir stiegen eilig nieder, und trafen noch Vormittag im Orte unserer Bestimmung ein. Es war der siebente Mai.

Storo liegt am linken Ufer des Flusses derart an das Gebirg gelehnt, daß es den Ausgang des Ampola-Thales vor sich beherrscht. Der Ort hat eine bedeutende Häuserzahl, welche nach welscher Sitte mit großem Aufwand von Steinen errichtet, später aber vernachlässigt, teilweise in Trümmer fallen. Der Ephen klettert zu den Gesimsen empor, über den morschen Bogen grünt der wilde Feigenstock, hier und da fliegen durch die Fenster Bienen aus und ein. Die Aussicht ist sehr beschränkt, vorn durch eine Bergecke, nach hinten erblickt man die Schneehörner der Judicarien. Auf der andern Seite der Chiese, doch mehr vorgeschoben, befindet sich Darzo; Weingärten ziehen sich von beiden Dörfern bis an das Ufer des Flusses, über den eine Steinbrücke führt. Man kann ihn fast überall durchwaten. Die Berge, die das kaum eine halbe Stunde breite Thal einengen, sind beinahe bis an den Scheitel mit Kastanien bewachsen, die strauchartig verkrüppelt

überall den freien Durchgang hemmen. Am nächsten Morgen ging ich mit dem Hauptmann Zerboni auf den äußersten Vorposten, dieser stand links vor Storo auf einem Vorsprung, von dem aus man alles übersehen kann. Thalabwärts fließt die Chiese durch sumpfige Auen.

Auf dem Mittelgebirge unserer Seite liegt eine Burgruine, kaum zu unterscheiden vom grauen Schrofen; rechts gegenüber am Eingange des Bagolinothales erhebt sich aus grünen Stauden das gebrochene Stammschloß der Grafen von Lodron; darunter das gleichnamige Dorf mit einem Palaste; jenseits eines Baches, der aus der Schlucht hervorbricht, Caffaro. Die Mitte des Thales verbindet der Idrosee mit dem Hintergrunde, aus den klaren Wellen steigen Berge, deren einer die Festung Rocca d'Anfo trägt, welche die Straße nach Brescia sperrt.

Wenn man die Landschaft in ihrer Schönheit überschaut, begreift man gar wohl, warum die deutschen Kaiser von wunderbarer Sehnsucht bezwungen, mit ihren stahlgerüsteten Kriegern von den Alpen niederstiegen, das herrliche Italien zu gewinnen! Zwei Büchsenschuß vor uns standen die welschen Vedetten. Wir hatten Storo inne, Ponte Darzo und Darzo war von Feldjägern besetzt. Nachmittags schienen die Welschen einen Angriff zu beabsichtigen, sie schrieen, daß man sie auf eine Stunde weit hören konnte. Wir stellten uns auf einem Platz vor Storo auf, von wo aus wir nach allen Richtungen hineilen konnten. Eine starke Patrouille zog am Damm der Chiese vorwärts und kam den Feinden beiläufig auf 600 Schritt nahe.

Sie schossen ohne zu treffen. Außer den Kugeln beehrten sie uns auch tags darauf mit einer Proklamation:

„Tapfere Deutschtiroler!

Seid uns gegrüßt, Ihr tapfern, edelmütigen Tiroler! Ein durch Selbstkraft freigewordenes Volk bietet Euch freundlich die Bruderhand; der Freiheit schlägt unser Herz wie das Eurige, frei sein, dahin geht unser höchstes Streben.

Eine von Tag zu Tag drückendere Tyrannei lastet auf unserem Lande, und alle gegen Willkür schützenden Gewährleistungen wurden uns allmählich von der Wiener Gewaltherrschaft entrissen. So lange noch ein Sternchen von Hoffnung flimmerte, auf friedlichem Wege unsere tiefbedrängte Lage zu lindern, trugen wir der Regierung unaufhörlich unser Weh in Vorstellungen und Bitten vor; wie beantwortete aber die Regierung unser Flehen? Niedermetzeln ließ sie auf den Gassen wehrlose, friedliche Bürger, und auf abermaliges Bitten erfolgte das Standrecht; damit war Gut und Blut der Soldaten-Willkür preisgegeben.

In diesem verzweifelten Zustande griffen wir zu den Waffen; die Sturmglocke erscholl durch das ganze Land, und mit Gottes Hilfe erkämpften wir wieder die uns geraubten Rechte.

Besiegt und in die Flucht geschlagen wurde das feindliche Heer, denn schwer lastete auf ihm der Fluch des Allmächtigen. Hierin leuchteten uns die tapfern Tiroler mit ihrem ruhmvollen Beispiele vor. Gelehrt habt Ihr uns im Jahre 1809 der Schmach fremder Herrschaft los zu werden. Tirols Berge und Thäler

erinnern noch immer an Hofers Heldenthaten und an seine wackern Mitkämpfer. Das Kreuz, welches damals Euere bewaffneten Scharen führten, ist nun unsere Fahne. Der heldenmütige Joachim Haspinger leitete Euch zum Siege, und seine Genossen, die Kapuziner, begeistern unsern Mut zum heiligen Kampf für Gott und Vaterland! — Ach! edle Tiroler, entrüsten würdet Ihr Euch ob den Gotteslästerungen und Greueln, die das österreichische Heer in unserem Lande verübte; ja empören würdet Ihr Euch gegen eine Regierung, die solche Schandthaten brandmarken, entweiht wurden die Kirchen und in Kasernen verwandelt, die Priester beim Altare ermordet, Greise, Weiber und Kinder der tobenden Wut überantwortet.

Nein, Ihr könnt nicht, Ihr edlen Tiroler, an einem solchen Kriege teilnehmen, Ihr könnt Euch nicht an diesem maßlosen Verbrechen beteiligen. Gott verbietet es Euch.

Nicht einmal Euer eigenes Wohl würde es Euch erlauben. Denn wenn Österreich wieder Italien besiegen sollte (Gott behüte uns davor!) so würde es alsobald gegen Euch selbst seine erhöhte Kraft richten. Versprechen zwar wird Euch Österreich allerlei. Nie aber wird es Euch Wort halten. Erinnert Euch an 1809! Wo sind die Euch damals so heilig versprochenen Vorrechte?

Ihr habt für Österreich Euer Blut vergossen, und wie hat es Euch Österreich vergolten? Statt der Privilegien schickte es Euch eine zahllose Schar von Beamteten, die Euer schönes und freies Land unterdrückten und Eueren Ständen alle Rechte benahmen. Beteiligt

Euch also nicht an dem ungerechten Kriege, denn hereinbrechen über Euch würde die Rache des Allgerechten. Hintergehen will man Euch mit dem Vorgeben, als wollten wir mit Waffengewalt die Euch von Gott beschiedene Heimat angreifen und bezwingen: das ist Lüge, Verrat! — Nein! nie werden wir die Grenzen Welschlands überschreiten! Wir wollen unsere Freiheit, aber zugleich die Freiheit aller Länder, und vor allem die Freiheit Tirols.

Trient ist welsch und soll welsch sein. Botzen ist deutsch und wird immer deutsch bleiben; denn unser Wahlspruch ist: „Selbständigkeit und Brüderschaft der Völker."

Es lebe Deutschland! es leben die tapfern Tiroler, ja sie leben hoch!

Mailand, 17. April 1848."

Diese Proklamation enthält gewiß viel Treffendes, obwohl die Farben zu grell aufgetragen sind. Wir verargten es den Italienern keineswegs, daß sie sich gegen eine Regierung auflehnten, die zwar das materielle Wohl der Völker zu fördern schien, aber jeden ideellen Aufschwung brutal niederhielt, uneingedenk jenes Spruches, daß der Mensch nicht bloß vom Brote lebe. Hätte es sich nur darum gehandelt, so würden wir eher für als gegen Welschland Waffen getragen haben. So aber mußten wir das Schwert ergreifen, um die heimatlichen Grenzen zu verteidigen, obwohl wir es sehr bedauerten, daß diesmal die Sache Deutschlands mit der einer sinkenden Zwingherrschaft zusammenfiel. Denn wir erkannten gar wohl, welche unberechenbare Wichtigkeit Venedig für unser Vater-

land hat, und mußten darum eine für uns möglichst vorteilhafte Ausgleichung wünschen. Auch jene Stelle ist nur zu wahr, wo auf die Vergangenheit Tirols und den Dank Österreichs angespielt wird. Ein Kaiserwort gewährleistete uns im blutigen Jahre 1809 die alte Verfassung, als es zur Erfüllung kam, blieb dieses Wort im Tintenfaß der Schreiber stecken. — Die patriarchalische Regierungsweise geht, Gott sei Dank! auch in Tirol mehr und mehr zu Ende; trete dafür eine fest entschiedene Männlichkeit an die Stelle, die es nicht nötig hat, daß ihr die ekelhaften Mäuler geifernder Bureaukraten die gediegene Kost politischen Lebens vorkäuen!

Das Leben zu Storo war ziemlich langweilig, die schlecht gesinnten Einwohner suchten es uns auch nicht zu versüßen; unter den Weibern fände man wahre Prachtstücke von Eumeniden, wie Äschylos in Athen schwerlich bessere antraf.

Es wurde daher aus Mangel besserer Unterhaltung viel Wein zu ungeheuren Ladungen Polenta und Schöpsenbraten vertilgt. Besonders abscheulich war der Kaffee. Ich glaube, wenn man dem verlorenen Sohne zwischen diesem und den Schweinetrebern die Wahl gelassen hätte, er würde ohne Bedenken letztere vorgezogen haben! Meine Kompagnie versah den anstrengenden Vorpostendienst gemeinsam mit den Kaiserjägern. Das sind Soldaten! Das Gesicht von der Sonne gebräunt, die Farbe an den zerlumpten Röcken kaum mehr kennbar, oft ohne Hemd, so stehen sie im Feld, wild und kühn, stets gleichen Mutes, was der Tag auch bringe. Der Welsche nennt sie „die grauen

Teufel" und bebt, wenn er nur von Ferne einen sieht. Ich möchte sie mit Alpengeiern vergleichen, die mit scharfen Augen von den Felsen herablauern, und sich dann, nie fehlend, auf die Beute stürzen. Bei solchen Kriegern möchte einem das Herz im Leibe lachen vor Freude, es sind Tiroler!!

Auch mit Offizieren verschiedener Waffengattungen traf ich oft zusammen, meistens gebildete, wackere Männer. Wie natürlich, wurden auch die Wiener Ereignisse besprochen. Die Meisten äußerten sich dawider, viele mit schneidender Bitterkeit, nur ein junger Leutnant suchte das Geschehene mit Geschick zu rechtfertigen. Von nun an gilt der Soldat nichts mehr! Das war eine häufig ausgesprochene Befürchtung, welche durch die Geringschätzung, mit der unberufene Stimmführer hier und da gegen das Militär auftraten, nur stets aufs neue geweckt und bestärkt wurde. Die Interessen des Bürgers und Soldaten sind bei uns noch nicht in eins aufgegangen, oder um es besser auszudrücken: noch giebt es keine Idee, für welche Soldat und Bürger zugleich einstünden. Jene Voraussetzungen, unter denen die französischen Armeen in den neunziger Jahren für die Republik kämpften, waren ganz andere als die, welche unsere Verhältnisse in Krieg und Frieden bedingten. Man sucht überall nur auf der Oberfläche zu vermitteln, weil man nicht wagt, den tiefinnern Zwiespalt in aller Strenge aufzufassen: den Verbrüderungsräuschen dürfte wohl gar bald ein gräulicher Katzenjammer folgen. Ich muß gestehen, daß mich nach und nach die endlose Prahlerei mit den Märztagen, obwohl

das Erlangte meinen sehnsüchtigsten Wünschen entspricht, anekelte; wo der Widerstand so mutlos und klein war, ist auch der Sieg nicht so heldenmäßig und groß, wenn er auch die herrlichsten Folgen nach sich zieht. Was soll man aber von Leuten sagen, die sich berechtigt glauben, unsere Armee über die Achsel anzusehen? Der Soldat fühlt sich beleidigt und er darf es, denn es ist etwas ganz anderes, im Kugelregen zu fechten, als das deutsche Lied singend auf einer Barrikade sitzend zu drohen, gegen die voraussichtlich niemand Sturm laufen wird. An dieser Seite hat das Staatsschiff einen weiten Leck, den die Hohlheit unserer bramarbasierenden Rhetoren zwar mit Phrasen zu überkleistern, keineswegs aber mit festen Bohlen zu schließen vermag.

Erfreulicher wurde der Aufenthalt in Storo durch die Ankunft von Schützenkompagnieen, welche von Condino aus die über Darzo liegenden Höhen zu bewachen hatten. Besonders ausgezeichnet waren die Wiltauer unter Mörl. Einer: der junge Attlmayr trug eine Bergkanone auf dem Rücken, mit der er auf die Entfernung von tausend Schritten vierlötige Bleikugeln mit seltener Sicherheit abschoß. Das Gewühl der verschiedenen Gestalten, die sich auf dem Platze vor der Brücke einfanden, bot einen sehr eigentümlichen Anblick. Die kräftigen Schützen von Lodron, Studenten mit der oft sehr ritterlichen Tracht, Soldaten in ihren Monturen; — alle in den freiesten Stellungen, hier und da ein zerlumpter Welscher, der aus den Schläuchen, die er auf dem buntverzierten Maultier herbeiführte, den Wein in die irdenen Becher abzapfte;

man konnte ohne große Anstrengung der Phantasie gar leicht an Wallensteins Lager denken. Auch Haspinger fand sich bisweilen ein. Wenn er so behaglich in der Frühsonne am Steingeländer lehnte, kam wohl bisweilen ein Schütz herbei und fragte leise: „ob das der alte Rebeller vom Jahre 1809 sei, von dem ihm der Vater erzählt habe?“ — Wenn es bejaht wurde, betrachtete er voll Ehrfurcht den hochbetagten Priester; er war zur Ruine, sein Name zum Märchen geworden, man staunte und horchte bei dessen Nennung, der Geist aber, in dessen Kraft er einst so gewaltig wirkte, gehörte der Vergangenheit.

Bei den Wiltauern war auch Fritz Schwarzenberg, der Lanzknecht. Er war in einfacher Schützentracht mitgezogen, ohne irgend eine Charge oder besonderen Einfluß zu verlangen. Ein geistvoller Mann, wußte er sein Gespräch durch manche feine Beobachtung, durch Erzählung manchen Abenteuers anziehend zu machen. Deßungeachtet wurde er von sehr vielen meiner Kompagnie scheel angesehen; es war keine Ursache dazu, vielmehr verdiente er unsern Dank für die Freigebigkeit, mit der er in Wien zu unserer Ausrüstung beitrug. Einige alberne Bürschlein konnten es ihm gar nicht verzeihen, daß er Fürst war und nicht mit der Revolution kokettierte. Den Standpunkt eines andern mild zu beurteilen, muß man einen hohen Standpunkt einnehmen, diesen gewinnt man aber nur als Ergebnis geistiger Erlebnisse; der größte Mensch durfte sagen: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet werden.“ Ich selbst traf öfters mit ihm zusammen. Er sprach mir unverhohlen sein Leid über die Märztage

aus. Die Beziehungen, unter denen er sich bisher wohl befunden, waren zerrissen, ihm Hochverehrtes in den Staub getreten, oder im Begriffe es zu werden, wie konnte man von ihm verlangen, daß er dem gewaltthätigen Umschwunge der Dinge Beifall zujauchzte? Zudem hatte er bereits jenes Alter erreicht, wo die Elastizität verloren geht, mit der man neue Ideen aufnimmt. Man kann wohl einem Marmorblocke diese oder jene Gestalt geben; ist aber einmal die Statue fertig, so kann man sie leichter zertrümmern als umändern. Wer jenes thut, den schilt man Vandalen, für den aber, welcher das Recht der Individualität nicht achtet, weil sie nicht seine Richtung geht, hat die Sprache noch kein Wort, und doch ist er unendlich barbarischer. Überdieß war seine materielle Existenz bedroht, teure Verwandte hatten bereits das Schwerste erduldet; verzeiht man es dem einfachsten Bürger, daß er sich über so bittere Zufälle beklagt, warum verübelt man es ihm, wenn er auf jene Ereignisse, die alles das herbeiführten, mit Verdruß zurückblickt? Es handelt sich hier nicht um die albernen Anmaßungen eines rossetummelnden Kavalierchens, mag der Teufel meinetwegen alle Adelsbriefe und die ganze heraldische doppelschwänzige, doppelköpfige Menagerie holen, was liegt daran? aber der Schmerz des Menschen bleibt doch heilig, um so mehr, wenn es sich um keine bloße Don Quixoterei handelt.

Die Wiltauer Schützen machten ihre Gegenwart bald bemerkbar. Alle Nacht brannten in langer Reihe hoch ins Gebirg hinauf die Wachfeuer der Welschen, uns zum bitteren Verdrusse, da wir von der rechten

Seite her eine Überflügelung zu fürchten hatten. Wir selbst konnten unsere Stellung nicht aufgeben. Schon am nächsten Morgen, nach Ankunft der Mörlschen Kompagnie, hörte man von den Waldsäumen, wo vorher die Flammen ins Thal geleuchtet hatten, Stutzenschüsse krachen, nachts darauf war der Feuerstreif kürzer. An dieser Hetze wollten auch meine Leute teilnehmen; es schlossen sich daher am 12. Mai ungefähr 30 den Wiltauern an. Ich ging in der Frühe nach Darzo, um dort Nachrichten einzuziehen, weil man auf diesem vorgeschobenen Posten die Gegend leichter beobachten kann Man sagte mir, eine starke feindliche Patrouille sei über Ponte tedesco an das linke Ufer gezogen; es wäre sehr gut, wenn es gelänge, sie zu werfen, ehe sie noch ihre etwaigen Absichten erreicht hätte. Nach Storo zurückgekehrt, vernahm ich, daß Hauptmann Engel bereits mit 30 Kaiserjägern vorgerückt sei, und mich ersuchen lasse, nachzufolgen. Ich erreichte ihn mit 50 Schützen außerhalb unserer Vorpostenkette beiläufig um 10 Uhr. Am Winkel einer Flußbiegung sahen wir jenseits einige Welsche aus dem Gebüsche laufen. Ohne Aufenthalt zogen wir vorwärts bis Ponte tedesco.

Das Ufer des Chiese ist buschig und links von den nahen kahlen Abhängen beherrscht. Die Brücke war bis auf einen Balken durchhauen, rechts mit Gestrüpp verrammelt. Es zeigte sich nichts Verdächtiges, obwohl die Erlenau gegenüber und mehr rückwärts ein halbverfallener Stadel sicheres Versteck gewährt hätten. Hauptmann Engel stellte drei Kaiserjäger an den Ausgang der Brücke, ich gesellte ihnen 6 Stu-

denten bei. Vier andere, die aus Kampfslust nacheilten, ohne uns einzuholen, vereinigten sich mit ihnen. Mit dem Hauptkorps wollten wir das nahe Boitone untersuchen und dann einen Vorsprung am See gewinnen, um von dort die Gegend besser zu überschauen. Hier überblickten wir die ruhige Wasserfläche bis fernehin zu den blauen Bergen der Lombardei, es war ein italienischer Morgen! Ich verstand nun, warum den deutschen Kaisern die wundersame Sehnsucht nach dem schönen Welschland das Herz bewegte, daß sie mit ihren stahlgerüsteten Scharen durch die Alpen zogen, um es zu gewinnen. Kaum hatten Engel und ich diese Felsenhöhe erstiegen, so krachte zu Caffaro ein Signalschuß, und wir sahen zugleich, daß bedeutende feindliche Truppenmassen in unsere Flanke rückten, um uns den Rückzug nach Storo abzuschneiden. Ich befahl sogleich den letzten zwei Rotten, als Verstärkung an die Brücke zu eilen. Es geschah. Kaum hatten mein Begleiter und ich die Thalsohle erreicht, als wir schon von der Brücke her Stutzenschüsse und den Knall welscher Gewehre hörten, dazwischen im regelmäßigen Takt den Donner zweier Kanonen, welche der Feind aufgeführt hatte. Hauptmann Engel mit den Soldaten, Leutnant Profanter und die Mehrzahl der Schützen retteten sich über die Höhen nach Storo; ich erreichte mit etwa Zwanzigen das offene Feld von Ponte tedesco, uns dort der kleinen Schar der Studenten zu gesellen. Die Welschen, die sich vom Gebüsch gedeckt ruhig aufstellen konnten, eröffneten ein furchtbares Kartätschen- und Kleingewehrfeuer, so daß es unmöglich war, in Kolonne vorzudringen. Es löste sich daher alles auf und eilte

einem Bauernhause zu, das auf einer kleinen Erhöhung am Fuß des Berges lag. Da die Welschen stets in Masse schossen, so war's selbst auf offener Wiese sehr leicht auszuweichen. Man benutzte die Zeit, wo sie luden, und deckte sich bei Erwartung einer etwaigen Decharge. Hier ereignete sich ein spaßhafter Vorfall. Fünf Studenten, die nahe beisammen waren, und durchs Gesträuch den Blitz des Zündkrautes der auf sie gerichteten Kanone sahen, warfen sich schnell nieder, so daß die Kartätschen unschädlich über ihren Köpfen wegflogen. Die Welschen schrieen jubelnd: „Bravo Cannonieri, cinque sono morti!“ Als sich aber die Scheintoten erhoben und ihnen noch auf den Knieen eine Stutzenladung zuschickten, löste sich der Freudenruf plötzlich in lautes Fluchen auf. Schlecht ging es dem Maler Al. Reissacher, genannt Wanstl. Das kleine dicke Männlein war in einen Graben gefallen. Bis er sich fluchend und triefend herausgearbeitet hatte, schlugen die Kugeln rechts und links neben ihm ein. Von jenem Hause nun, das eine niedere Ringmauer umgab, eröffneten wir mit günstigem Erfolg ein anhaltendes Feuer, unter dessen Schutz sich die gefährdeten Verteidiger der Brücke auf uns zurückzogen. Die Welschen bewarfen unsere Stellung mit Granaten, da aber die Stutzenkugeln scharf in ihre Reihen einschlugen, wichen sie ein wenig seitab, schossen jedoch fort und fort. Nicht so bald mehr werde ich solch eine lustige Melodie von Kartätschen, Granaten und Musketenkugeln hören, sie sangen uns wie Maikäfer um die Ohren. Als endlich vor Darzo eine Abteilung Feldjäger in Kette sichtbar wurde, wich der Feind rasch zurück.

Dieses rettete uns und genügte. Daß ihr tapferer Hauptmann Cappi die Italiener abschneiden sollte, war bei ihrer Zahl, die von Darzo Verstärkung erhielt, nicht möglich, ebenso wenig konnte er mit seiner Kompagnie das Gefecht weiterführen und kehrte in die frühere Stellung zurück. Auch wir gaben nun das Haus auf, da es völlig nutzlos gewesen wäre, dabei stehen zu bleiben. Ruhmwürdig vor allen hat sich die Abteilung an dem Ponte tedesco benommen. Diese kleine Anzahl hielt Stand gegen 2 Kanonen und mehr als 400 Feinde, denen sie namhaften Schaden zufügten. Als die Welschen von allen Seiten durchs Gebüsch vorrückten, hatten sie schon ihre Stutzen darauf angeschlagen, da rief einer: „Um Gotteswillen, macht keine Dummheit, das sind ja unsere Leute!" — freilich waren Ausreißer in kaiserlicher Montur voran. So verließen sie ihren Versteck, der Feind feuerte, nun wußten sie, woran sie waren. Erkennend, daß von ihrem Betragen das Heil der Haupttruppe abhinge, beschlossen sie, den Übergang mit äußerster Kraft zu verteidigen. Purtscher Erich that den ersten Schuß, ein Artillerist purzelte vor der Kanone, daß er mit den Fersen in die Luft schlug, bald darauf verwundete ihn selbst eine Kugel am Hals. Dem Greil wurde, als er eben anschlagen wollte, der Stutzen in der Hand von einer Kugel zertrümmert. Am unvorsichtigsten wagte sich Dr. Friese vor. Er fiel gerade am Grenzstein zwischen Deutschland und Italien, eine Kartätschenkugel fuhr ihm durchs Hirn. Merkwürdig ist, daß er abends zuvor einem Freunde gesagt hatte: „Gieb Acht, es kommt bald zu etwas, und die erste Kugel, die einen von uns trifft, trifft mich."

Furchtbar und würdig des Tirolernamens handhabten auch Mahlknecht, dem Kögel immerfort lud, Engel, Bernstein und Stecher, der sich unter die Brücke gestellt hatte, den Stutzen. Als ein Welscher ein Brett über die Lücke legen wollte, schoß er ihn von unten in den Leib, daß er in das Wasser stürzte und die andern erschreckt zurückwichen. Dann verließ er seinen Platz. Da brach ihm der Säbelgurt, er lief unter dem heftigsten Kugelregen zurück, damit der Feind nichts in Händen habe, was ihm als Siegeszeichen dienen könnte. Bald darauf kam uns Oberleutnant Römer, der zu seiner Sicherheit den Mantel eines Soldaten angelegt hatte, mit einem Zug Kaiserjäger entgegen. Nun legten wir Friese auf einen Karren, den wir aus dem Bauernhause geholt hatten. Der Maler Martin Schön hat die Scene auf einem prächtigen Bild verherrlicht, das aber der Wirklichkeit nicht entspricht. Dieser genügt das Gemälde „Ausmarsch der Studenten von Wien". Bernstein wurde noch am Berg an Brust und Hals verwundet. Als ich ihn auf mein Zimmer bringen ließ, sagte er: „Die Wunde, welche ich trage, würde ich um alles in der Welt nicht hergeben!" Ich habe diese acht Jünglinge namentlich angegeben, ihre That verdient Ehre; es waren zwar zehn dort, zwei aber liefen feig davon. Der Verlust des Feindes ist ein viel größerer; er führte angeblich 3 Wagen mit Verwundeten davon; es müssen wenigstens 20 gefallen sein. Dann trugen wir unseren Toten auf den Stutzenläufen zur Kirche, voll Trauer, denn er war ein trefflicher Jüngling. Den nächsten Tag um 8 Uhr begruben wir ihn. Reihe schloß sich an Reihe, Soldaten und

Schützen zogen hinauf zum hochgelegenen Friedhof. Hell und klar spannte sich der italienische Himmel über die maifrische Gegend, der Strahl der Sonne blitzte wieder vom goldenen Tiroler Adler an der Fahnenspitze, ein leiser Hauch der Lüfte, wie Geisterodem, wehte durch die Cypressenwipfel. Wir standen schweigend im weiten Viereck, da trat der greise Haspinger im schwarzen Priesterornat zur Bahre, langsam und feierlich begann er den Leichensegen; es war ein Augenblick voll großartiger Empfindung, als der Heldengreis von 1809 für die Seele des Schützen, der als erstes Opfer im Kriege des 48er Jahres gefallen war, betete. Darauf begann der Chor der Jünglinge den Grabgesang; auf jedem Gesichte lag der Ausdruck tiefster Rührung. Ein Kaiserjäger sagte nachher zu einem Offizier: „Ich weiß nicht, ist's Ihnen auch so gegangen, mich hätt' es bald gelupft, daß mir fast die Augen übergingen." So kämpften wir unter der schwarz-rot-goldenen Fahne an der äußersten Südgrenze Deutschlands am Idrosee, wie unsere Brüder im Norden an der Eider, in der Brust nur einen Gedanken: „Deutschland, Deutschland über alles!" Bei diesem Gefecht trug ich grünweiße Federn auf dem Hut und das breite schwarz-rot-goldene Band. Offiziere hatten mich gewarnt und ein Bericht sagte: daß die Studenten durch ihre Tracht die Aufmerksamkeit der Feinde erregten. Ich war zu Ponte tedesco als Anführer leicht erkennbar, um so mehr, da die Entfernung vom Feinde über den Bach schwerlich mehr als fünfzig Schritte betrug. Daß sich da viele Geschosse auf mich richteten begreift sich; an der Ecke des Bauernhauses war mir sogar ein

Kartätschenschuß zugedacht. Im anonymen Berichte an den amtlichen Tirolerboten hieß es nur: „Der Hauptmann, durch seine weiße Feder und die schwarz-rot-goldene Binde kenntlich, hatte die Ehre dem starken Gewehr- und Kartätschenfeuer zur Scheibe zu dienen." Das war die schlichte Wahrheit, Ruhmredigkeit ist doch wohl hier keine zu spüren. Putz und seine Genossen fanden sich jedoch zu heftigen Angriffen veranlaßt.

Am 14. versuchten die Welschen um die Mittagsstunde einen Angriff auf Darzo, der aber von den Feldjägern unter dem Hauptmann Cappi mit dem Bajonett zurückgewiesen wurde. Einer von diesen erhielt einen Schuß durch die Stirn. Das Merkwürdige dabei war, daß er desungeachtet, wenn auch bewußtlos, bis Abend lebte. Ich sah ihn, es war ein grauenvoller Anblick. Ausgestreckt, die Glieder im Krampfe zuckend, lag er da, an der Wunde hing ein Klumpen gestocktes Blut und Gehirn, die blauen Lippen bedeckte Schaum, stöhnend hob sich die Brust im letzten Kampf von Tod und Leben. Schützen und Soldaten beobachteten mit Entsetzen dieses Schauspiel; die nächste Viertelstunde hatte aber jeder vergessen, daß ihn auch Ähnliches treffen könne. So ist der Mensch!

Bald kehrte alles wieder ins alte Geleise. Nur ein Umstand erweckte Erbitterung, welche mehr und mehr zunahm. So lange wir außerhalb Tirols waren, redete man überall mit Achtung von uns. Kaum waren wir einige Tage im Heimatlande, so erhielten wir bald von dieser bald von jener Seite Briefe, worin gemeldet wurde, daß man uns in entfernteren Gegenden das Schändlichste nachsage; man schrieb sogar in Orte vor-

aus, welche wir durchziehen sollten. Man konnte unschwer die Partei erkennen, von der alles ausging. Wir sahen uns endlich veranlaßt, eine ehrengerichtliche Erklärung zu veröffentlichen. Sie möge folgen:

„Die freiwillige Tiroler-Studenten-Kompagnie an ihr Vaterland!

Wir stehen gegenwärtig an der südwestlichen Grenze unseres Vaterlandes, im Angesichte des Feindes, unterworfen einem sehr beschwerlichen Dienste, einer der Unseren ist bereits gefallen und Verwundete haben wir zu pflegen (ob dies unsere letzten Unfälle sind, ist wohl keinem von uns bekannt), wir stehen hier fest und beharrlich in demselben Entschlusse, mit welchem wir unsere Metropole verließen, als Söhne des Vaterlandes für dasselbe alles zu thun und zu opfern, wie es unsere Väter thaten; wir stehen jedoch hier vorwärts schauend gegen den Feind, geschändet und entehrt im Rücken durch die Zungen der Verläumdung — wie es uns leider alle Briefe aus allen Thälern unseres teuren Vaterlandes vernehmen lassen — angegriffen von unsichtbaren Feinden und deshalb wehrlos gegen dieselben. Es giebt bald kein Verbrechen mehr, das unserm Korps nicht aufgelastet wird: Kirchenraub und Schandthaten mancher Art, Verhöhnung und Verletzung alles sittlichen Gefühles, kurz zu viele unwürdige Gerüchte sind es, um uns länger bei Aufzählung derselben aufzuhalten, deren jedes unser Ehrgefühl im Innersten verletzt. Väter rufen ihre Söhne zurück, Mütter beweinen es mit bittern Thränen, dieselben in unserem Korps zu wissen. Zur Beruhigung unserer Angehörigen nun

folgende Erklärung: Vom Anbeginne unseres Auszuges erwählten wir, stolz auf unsere Bestimmung und wachsam auf unseren guten Namen, ein Ehrengericht aus unserer Mitte, welches jeden Einzelnen vom Hauptmann angefangen, für jede Handlung verantwortlich macht, die als unehrenhaft bezeichnet werden kann. Das gefertigte Ehrengericht bezeugt nun, daß bis heutigen Tag nur ein einziger derartiger Fall vorkam, (es war ein versuchter Betrug an der Kompagniekasse von 40 kr. C. M.) infolgedessen die unverweilte Entlassung des Betreffenden beschlossen wurde. Das gefertigte Ehrengericht der Kompagnie erklärt nun aber auch jeden unserer Landsleute im voraus als einen Schurken, der sich zur Aufgabe macht, ein Korps, wie das unsere, dessen ehrenhafte Haltung von dem Bahnhofe in Wien angefangen bis auf unsere jetzige Station in Storo ununterbrochen nachgewiesen werden kann, auf solche schamlose Weise in seiner Ehre zu verunglimpfen. Die Urheber dieser Gerüchte mögen das bisher an uns gethane Unrecht vor Gott verantworten, vor dessen Richterstuhl bereits einer der Unsrigen geschickt wurde, indem er in dem gefahrvollen Kampfe, in welchen unsere Kompagnie, militärisches Kommando an der Spitze, geführt wurde (worüber nachstehender Erlaß unseres Militärkommandos die Ansicht vieler unserer übelwollenden Landsleute berichtigen wird), seine Pflicht heldenmütig erfüllte, — und nicht fiel als Opfer einer disziplinlosen und unbesonnenen Haltung unseres Korps, welches diesen Kampf auf eine Weise bestand, die uns unseren Vätern gleichstellt. Wir zählen, wenn es Gott uns giebt, dem Vaterland hier

wahrhaft zu nützen, nicht auf Lohn; denn was wir thun und was wir opfern, ist unsere Pflicht; jedoch Verleumdung dafür zu ernten und Schande, das haben wir wahrlich nicht verdient, und wir schleudern sie daher mit gerechter Entrüstung auf die Häupter der Urheber zurück. Storo, am 21. Mai 1848."

Der Erlaß des Militärkommandos lautet wörtlich so:

„Sr. Hochwohlgeboren, dem k. k. Oberstlt. v. Signorini.

Aus den über die Gefechte bei Lodron vom 12. und 14. d. M. vorgelegten Berichten habe ich mit wahrem Vergnügen entnommen, daß sowohl die Führer der regulären Truppen und Schützenkompagnieen, insbesondere der Herr Hauptmann der Akademie Dr. Pichler, der Herr Hauptmann Cappi und der Herr Leutnant Bruckner sich durch umsichtige Leitung und persönliche Tapferkeit rühmlichst hervorthaten, als auch daß die Schützen, Akademiker und regulären Jäger an Mut und Entschlossenheit mit einander wetteiferten. Den tapfern Verteidigern der Furt und des Ponte tedesco, namentlich den Akademikern Stecher, Greil, Engel, Mahlknecht, Kögl, Purtscher und Bernstein fühle ich mich besonders verpflichtet, die verdiente Anerkennung auszudrücken, und bedaure den unglücklichen aber rühmlichen Tod des Dr. Friese, und die Verwundung der Akademiker Purtscher und Bernstein, die bei dieser Gelegenheit erfolgte. Wenn alle diese jungen Kämpfer für die gute Sache in der begonnenen Weise fortschreiten, so ist das Vaterland zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Ich ersuche Sie, hiervon die

Betreffenden in Kenntnis zu setzen, daß ich dies ruhmvolle Benehmen auch höhern Orts bei Sr. k. Hoheit dem Erzherzoge Johann und dem Kriegsminister angepriesen habe.

Roveredo, 16. Mai 1848.

Lichnowsky, m. p. F. M. L."

Was nun die sittliche Haltung der Kompagnie anbelangt, so muß ich bestätigen, ihr könne von den in der Erklärung des Ehrengerichtes angegebenen Schandthaten mit Grund keine zur Last gelegt werden. Viele Mitglieder haben schon an und für sich Namen von so gutem Klang, daß vor denselben die Verleumdung in ihr Nichts zurückfällt. Einen anderen Vorwurf aber kann ich nicht entkräften, und will es auch nicht. Schon zu Wien vor dem Abmarsche wurde ausgesprochen, daß es eine Hauptaufgabe der Kompagnie sein werde, in den heimischen Thälern das Volk über den Wert der in den Märztagen erlangten Güter zu unterrichten und denjenigen, welche ihnen denselben aus selbstsüchtigen Zwecken verwerflich darstellen, kräftig entgegenzutreten. Die Aufgabe wäre gewiß eine großartige! Wenn ich aber einen Teil jener, die sie verwirklichen wollten, betrachtete, konnte ich das Gefühl von Mitleid und Ironie nicht unterdrücken. Halbreife Jünglinge, in deren Gehirn es noch toller aussah als im Ministerrat nach der Revolution, oder thörichte Schwätzer, die, weil sie mit der Menge gebrüllt hatten, sich berechtigt glaubten, den Leuten das Licht aufzustecken! Diese Leute haben mir bei jedem Anlaß Verdruß genug bereitet; sie haben durch ihre Unverschämt-

6*

heit der unbescholtenen Mehrzahl unserer Kompagnie Haß zugezogen; denn ein Klümpchen Mist kann den Duft einer ganzen Blumenvase verderben. Verwirren ist leicht, aber aufklären schwer, dazu gehört ein weiser, gediegener Geist, dazu gehört wahre Seelengröße.

Mitten in diese Stürme fiel ein Ölblatt aus Innsbruck. Der letzte Brief Cornelias. Er überraschte mich wie eine Geisterstimme aus der Vergangenheit und als ich ihn in der Kaserne beim trüben Scheine der Öllampe las, fragte ich mich: „Bin ich es noch oder nicht?"

„Wird im lauten, aufgeregten Treiben Ihres Kriegerlebens nicht auch ein stilles, treues Wort vernommen werden? Ich habe nun innerlich Ruhe und Ergebung für alles gewonnen, und jetzt drängt es mich, mein Freund! wieder wie einst mit Ihnen zu verkehren. Wie glücklich wären wir, wenn wir in dem ewigen Wechsel des Äußern uns selbst unverändert bewahren könnten! Ich habe es nicht vermocht — und wenn ich mich in diesem ewigen Streite des Äußerlichen mit meinem Innern nicht ganz verloren habe, so danke ich es einzig nur Ihnen. Ja, was immer in meinem Leben gut und schön war, alle besseren und glücklichen Stunden, alles dies gehört Ihnen. Und weil Sie mir so viel gegeben, weil ich es treulich bewahre, weiß ich auch, daß Sie mir immer eine freundliche Erinnerung gönnen werden. Oft, wie oft habe ich gewünscht, ein Mann zu sein, Gefahr und Mühsal mit Ihnen teilen zu können, gewiß, ich würde dies mit Freudigkeit thun — was bleibt mir als Weib übrig, als Ergebung beim steten Wechsel von Furcht und Hoffnung! Ich habe

mich seit langer Zeit darin geübt, ich habe Heiterkeit und Fassung errungen und besitze sie auch jetzt, aber oft fühle ich, daß Erkennen und Fühlen schwer in Einklang zu bringen sei.

„Den Bericht über die Gefechte, denen Sie beiwohnten, habe ich in der Zeitung gelesen, wo ich zu größter Freude und Trost von Ihren Kämpfen, aber nichts von einer Verwundung las. Sie können kaum denken, mit welcher Bangigkeit ich stets auf Nachrichten harre, die Spannung, wenn es heißt: an der Grenze war wieder ein Gefecht, diese und jene Kompagnie war dabei, bis man endlich Details erfährt, und die Freude, wenn keine Trauerpost den vollen Eindruck stört.

Frieses Tod hat mich sehr schmerzlich berührt. Und doch ist es ein schöner Tod, in voller Jugendlust und Begeisterung für eine edle Sache! Es sind eigentlich wohl nur die Überlebenden zu beklagen.

In Ihrem letzten Brief von Wien sprachen Sie die Überzeugung aus, daß eine furchtbare Zeit bevorstehe; ich stimme damit überein, und alle neuen Vorfälle bestätigen Ihre Meinung. In der That muß man über die Einzelheiten, welche man hört, sieht und liest, — die Blindheit und den Eigennutz auf der einen, den Fanatismus und die Überspanntheit auf der anderen Seite, — Hoffnung und Glauben gänzlich verlieren, wenn man nicht unwandelbar am Ganzen und Ewigen festhält.

Nun noch einige Nachrichten von unserem stillen Leben, das jetzt wohl den vollsten Gegensatz mit dem Ihrigen bildet. Wir sind ziemlich einsam, nämlich

Mathilde und ich; Johann ist in Frankfurt, beinahe alle Freunde sind zerstreut. Johann erwarten wir in Bälde wieder zurück; er ist zum Vertreter der Stadt Innsbruck beim Landtage gewählt worden.

Leben Sie wohl, Gott schütze Sie und alle die Unseren.

Cornelie."

Nach den Gefechten am 12. und 14. wagten die Italiener keinen Angriff mehr, nur auf dem Gebirge hörte man hier und da einen Schuß. Die Schützen waren wie bei einer Fuchsjagd beständig auf der Lauer, bis endlich die Welschen des Dinges überdrüssig, eine List ersannen. Sie stellten auf einer weithin sichtbaren Ecke einen Strohmann auf, der den Gegnern zum Ziele diente. Endlich merkten aber doch unsere Leute, da all ihre scharf berechneten Schüsse nicht wirkten, den Spaß und vergalten Gleiches mit Gleichem. Ein anderes Mal lagen sie im Hinterhalte, da watschelte, jedoch außer Schußweite, ein Bär dahin, im Nu war alles in der Höhe, und wenn der Kommandant nicht Einhalt gethan hätte, wäre unmittelbar vor dem Feinde eine Bärenjagd losgegangen. Viel ausgelacht wurde auch ein Schütz, der auf dem Vorposten eine durchs Gebüsch raschelnde Kuh mit „Halt, wer da!" anrief. Da diese natürlich nicht „Gut Freund!" antwortete, so schoß er ihr ganz herzhaft den Schweif ab. Ein Hauptmann aus dem Unterinnthal hatte die Alpenhöhen bei Condino mit Vorposten zu versehen. So oft man ihn nun aufforderte, diese zu besuchen, gab er zur Antwort: „S'ist holt z'nooß!" wenn es auch seit 14 Tagen nicht geregnet hatte. Wahrscheinlich fürch-

tete der Fettwanst, im eigenen Schweiße gesotten zu werden, sobald er sich auf dem steilen Bergwege im Sonnenscheine vorwage. Für seine Faulheit nun bekam er den Spitznamen: „Hauptmann Rooß.“ Auch bei uns zu Storo fehlte es nicht an Unterhaltung. Man hörte eines Tages von Lodron her heftiges Gewehrfeuer und das Krachen von Pöllern. Wir konnten uns die Sache nicht erklären, bis ein Bauer die Nachricht brachte, es seien Freudenschüsse zur Hochzeitfeier eines Offiziers gewesen. Da beschlossen einige Studenten dem Feinde, der durch Spione alles erfuhr, zum Hohne auch ein Hochzeitsfest zu veranstalten. Ein bärtiger Schütz stellte den Bräutigam, ein anderer, von gewaltigem Leibesumfange die zarte Braut vor. Andere verkleideten sich anders, viele als Frauen. Es war ein Zug, wie kaum je der lustige Karneval einen zweiten hervorbrachte. Der Bräutigam à l'anglais mit ungeheuren Papiermanschetten, die Braut ums Haupt einen Kranz von Weinlaub und gelben Rüben, der riesengroße Fähnrich als Kranzeljungfrau, zwei Ministrantenbuben in Überhemden, auf dem Kopfe die Suppenschüsseln als zierliche Käppchen — ich wünschte nur, daß der Feind die lose Kompagnie alarmiert hätte. So suchte man sich zu unterhalten, denn ein Buch oder eine Zeitung war in Storo ebensowenig zu finden, als im Idrosee ein Walfisch. Wir sehnten uns gar sehr, dieser Unthätigkeit los zu werden, um so mehr, da die Hitze stets zunahm, und das Fleisch in der Kneipe alle tre pinie von Tag zu Tag stinkender wurde.

Ein Ereignis anderer Art war mir unangenehmer. Es hatte sich — ich weiß nicht durch wen und wie das

Gerücht verbreitet, die Jäger bei Darzo seien abgezogen und hätten so unseren linken Flügel bloßgestellt. Alsogleich meinten einige, man wolle uns dem Feinde ausliefern. Ich lachte darüber, das Oberkommando hätte ja auch eine treffliche Kompagnie Jäger geopfert, die mehr wert war als unsere „Horde", wie Vittorelli die Schar immer bezeichnete. Ich hielt es für meine Pflicht, auf dem angewiesenen Platze auszuharren und erklärte Gewehr im Arm allein zurückzubleiben, wenn alle abmarschierten. Darüber begannen einige laut zu murren, Franz Putz glaubte den Augenblick gekommen, auf meine Absetzung hinzuwirken. Als man mir diese Umtriebe mitteilte, erklärte ich allsogleich selbst gehen zu wollen. Ich konnte bei einer anderen Schützenkompagnie eintreten oder auch gleich heimkehren. Das wollte ich auch, ich hatte schon den Säbel abgelegt, da hielt mich Stecher zurück: ich solle noch die wenigen Wochen bis zur Ablösung aushalten, die Studenten, die von diesen Umtreiben nichts wußten, riefen: sie seien mit mir ausgezogen und wollten mit mir heimkehren.

Ich war erbittert, das begreift sich. Ich hatte die Kompagnie ins Leben gerufen, ihre Ausstattung bewirkt, sie an die Grenze geführt, so daß keiner Schaden litt oder etwas entbehrte und auch mit den Waffen meiner Pflicht genügt. Ich hätte wohl Dank verdient, denn meine Aufgaben waren schwierig genug.

Der Abmarsch des Militärs von Storo berechtigte allerdings zu Besorgnissen. Die feindlich gesinnten Italienischen des Ortes konnten uns schweren Schaden zufügen, ehe ausgiebige Hilfe kam, uns gegenüber

standen die Scharen der Feinde, ob diese immer die Grenzen des deutschen Bundes achten würden, war nicht gewiß. Oberleutnant Echer von den Kaiserjägern erklärte gegen Vittorelli und Profanter unsere Lage für kritisch; bei Tag könnten wir uns in das Val Ampola durchschlagen, bei Nacht würden wir sicher aufgerieben.

Ich schickte nun eine Patrouille nach Darzo, um nachzusehen wie es dort stehe, sie fand alles unverändert. Nachts stellte ich einige Posten mehr aus. Auffallen mußte es, daß man vergessen hatte, uns Parole und Losung mitzuteilen. So wurde es Morgen.

Um jede Einseitigkeit zu vermeiden, wandte ich mich später an Oberleutnant Vittorelli.

Sein Brief folgt hier ohne Zusatz.

„Storo, 19. Mai (Freitag).

Die mit aller Bestimmtheit auftretenden Gerüchte, daß die Brücke bei Ponte tedesco nun wirklich hergestellt sei und die Insurgenten bereits am linken Ufer der Chiese Fuß gefaßt haben, hatte sehr alarmierend auf die Unsrigen gewirkt und der Geist der Unzufriedenheit artete in Meuterei aus. Aus Briefen, die einige von uns erhielten und aus den Äußerungen der Offiziere ging nicht undeutlich hervor, daß man uns absichtlich in diese kritische Lage gebracht habe, um die als radikal verschrieene Kompagnie auch „radikal" loszuwerden.

Diese Zustände und Stimmungen veranlaßten uns auf Verstärkung zu dringen und ich begab mich in Begleitung des Sebastian Stecher zum Kommandanten Oberstleutnant Signorini nach Condino, Succurs zu

verlangen. Signorini gab zu, daß unsere Lage eine sehr gefährdete sei und versprach, heute noch eine Kompagnie und morgen eine zweite als Unterstützung zu schicken, was auch geschah.

Noch denselben Abend trafen die von Signorini versprochenen Jäger ein und eine Kompagnie Steinacher-Schützen nahm gleichzeitig seine Quartiere in Storo.

Mittlerweile hatten unsere Patrouillen sich überzeugt, daß die Chiese-Brücke noch nicht hergestellt ist und keine Insurgenten sich auf dem linksseitigen Ufer der Chiese befinden. Damit kehrte wieder Beruhigung bei uns ein.

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß diese Mitteilungen sehr heikler Natur sind und der äußersten Diskretion noch durch lange Zeit bedürfen.

Lebe wohl! Mit Handschlag und Gruß

Dein alter V."

Als die Kompagnie nach vollendeter Dienstzeit sich auflöste, schrieb der Erzherzog wörtlich „Nicht ganz unerwünscht"!

Das eigenmächtige Vorgehen Vittorellis brachte mir einen scharfen Verweis des Oberkommandos.

„Vom Landesverteidigungs-Oberkommando.

Es ist mir der unangenehme Auftrag zu teil geworden, Ihnen im Namen Sr. k. k. Hoheit die diensthindernden Einreden zu erheben, die Sie am 19. d. von Storo aus wegen Vermehrung der dortigen Besatzung gegen den Kommandanten gemacht haben sollen, von dem die Kompagnie abhing.

Dies meine Herren! darf kaum im Frieden geschehen, niemals aber im Kriege! wo so etwas von unberechenbarem Nachteil für das Ganze sein würde.

Ich ersuche Sie daher, wenn Sie nicht allein fechten, sich unbedingt und vertrauungsvoll den Dispositionen der Truppenkommandanten zu überlassen, es sind dies auch lauter Männer, die das Kriegshandwerk wohl verstehen.

Angenehm aber ist es mir, diesen Befehl an Sie mit dem größten Lobe schließen zu können, das Sie sich wegen Ihrer tapferen und geschickten Verwendung namentlich in Judicarien erworben, nach den Relazionen des Herrn Oberstleutnant v. Signorini und Herrn Obersten v. Melczer, worüber soeben der Herr Feldmarschall Graf Radetzky selbst Anlaß nimmt, auch seinen Beifall und Dank auszusprechen, und ich so gerne den Meinigen beifüge.

Trient, am 28. Mai 1848.

Der Oberkommandant.

Roßbach.

An die k. k. Wiener Tiroler akademische Kompagnie zu Händen des Herrn Hauptmann Pichler

zu Roveredo."

Das konnte ich nicht auf mir liegen lassen, ich schickte daher den Schützen Klopse mit einem Briefe an Roßbach und ließ diesem auseinandersetzen, daß Vittorelli nicht in meinem Auftrage gehandelt habe. Der Oberkommandant beantwortete meinen Brief, so daß ich über die Folgen beruhigt sein konnte:

„Ich habe Ihren edel und mannhaft gehaltenen Brief vom 31. Mai l. J. mit Vergnügen gelesen. Das ist die aufrichtige Sprache eines gesinnungsvollen Mannes, die ich vernahm, der mit solchen Grundsätzen seine Zukunft finden wird.

Seien Sie ganz unbesorgt, mein wackerer junger Mann; ich habe Sie keinen Augenblick verkannt und bereits Ihre Wünsche erfüllt. Sie können im Tirolerboten lesen, wie ich Sie und 20 Gleichgesinnte Ihrer Kompagnie in der Relation über das Gefecht am 22. Mai besonders bezeichnet habe.

Den herzlichsten Gruß
von Ihrem Sie hochachtenden
Oberkommandanten

Roßbach.

Trient, 2. Juni 1848".

Ich hatte zuerst diese inneren Vorgänge in der Kompagnie, denen sie noch manches andere anreihen ließe, zwar aufgeschrieben, aber nicht veröffentlicht, wenn ich es jetzt thue, geschieht es weil andere nicht so zurückhaltend waren und böswillige Verleumdungen nicht ausblieben. Ich brauche mich darauf nicht einzulassen, für mich sprechen die Thatsachen und die Zeugnisse des Militärs, ebenso wie die offiziellen Berichte des Amtsblattes.

Stets wiederholte sich das Gerücht, daß von Stenico her bedeutende Verstärkungen mit Kanonen und Raketen im Anmarsch seien. Endlich am Morgen des 21. Mai kam Kriegszeug und Mannschaft in vollen Scharen. Vor Sonnenuntergang ging ich noch zum

äußersten Vorposten im Gebirge; verschiedenes ließ schließen, daß dem Feinde die Ankunft der Verstärkungen nicht ganz unbekannt sei. Man sah denselben vor Lodron in größter Thätigkeit, Verschanzungen wurden aufgeführt und Eingänge verrammelt, auf dem Turme von Caffaro wehte die grün-weiß-rote Fahne. Zurückgekehrt erhielt ich Ordre, um drei Uhr morgens die Kompagnie waffenfertig auf den Alarmplatz zu führen. Ich traf jene Anstalten, welche der bevorstehende Kampf zu erfordern schien. Kaum hatte der Hahn gekräht, so standen wir in Reih und Glied, um die weiteren Befehle des Kommandanten Oberst Melzer zu vernehmen. Er hatte den Auftrag erhalten im Chiesethal vorzurücken, das vom Feinde besetzte Schloß Lodron zu nehmen und Bagolino als den Hauptpunkt der Insurgenten zu züchtigen, wozu ihm 6 Kompagnieen des dritten Feldjägerbataillons, 2½ Kompagnie Kaiserjäger, 1 Kompagnie Großherzog Baden, 4½ Kompagnieen Landesschützen, 3 Kanonen und 2 Raketen zu Gebote standen. Um 5 Uhr früh rückten wir in größter Stille von Storo vor. Der linke Flügel, aus Kaiserjägern, Steinacher Schützen und zwei Zügen Rattenbergern bestehend, erhielt den Auftrag, über Ponte tedesco den Feind in der rechten Flanke zu fassen. Ich zog mit der Hauptschar über die Brücke nach Darzo. Schon war es voller Tag, als wir uns dort der Straße nach aufstellten. Da ich vor der Front stand, zupfte mich ein hübscher Jüngling am Kleid, ich fragte, was er wünschte. Er flüsterte mir zu: Wenn er falle, möchte ich Ring und deutsches Band von ihm an seine Geliebte senden.“ Das Ganze wurde mit

einem so wehmütig sentimentalen Gesichte vorgebracht, daß ich mich kaum des Lachens enthalten konnte. Wie viele Stoßseufzer mögen in diesem Augenblicke zu allen Heiliginnen des Kalenders himmelwärts gestiegen sein! Plötzlich wurde das Zeichen zum Vormarsch gegeben. Eine Abteilung unserer Kompagnie wurde den Raketen und Kanonen als Bedeckung zugesellt. Ich selbst mußte mit Feldjägern und der größeren Zahl meiner Schützen rechts das Gebirge ober Darzo ersteigen, einerseits die Verbindung mit den Wiltauern, welche über das Hochjoch kommen sollten, andererseits mit dem Centrum unserer Macht, die in der Thalsohle vorrückte, aufrecht zu erhalten. Ein schmaler Weg führte durch das dichte Gebüsch von wilden Kastanien, welche gerade hoch genug waren, alle Aussicht zu hemmen. Noch wehte kühle Morgenluft, der Tau zitterte und glänzte an den Zweigen, wo die Nachtigallen sangen. Rotkehlchen guckten mit den großen Augen neugierig durchs Laubwerk; Wald und Flur haben keine Ahnung, wenn der Mensch zum wilden Wechselmorden auszieht. Da krachte plötzlich aus der Tiefe ein Kanonenschuß, neben uns fuhr kreischend ein Geier auf und barg sich flüchtig hinter den Felsen, wir eilten vorwärts. Bald standen wir an einer langgedehnten, in ihrer ganzen Tiefe mit Stauden bewachsenen Schlucht, deren jenseitiger Rand vom Feinde besetzt war. Wie blitzten die Bajonette herüber! Auf welche Art dieses Hindernis besiegen? Der Hauptmann von den Feldjägern, dem ich, weil er das Terrain kenne, mit meiner Schar beigegeben war, führte uns ratlos diesseits hin und her, bald den, bald jenen fragend, wo ein Pfad führe.

Die Bauern, die man als Wegweiser mitgeschleppt, waren beim ersten Schuß durch die Büsche davon gerannt. Die Generalstabskarte ließ uns hier auch ohne Hilfe. Aus dem Thal herauf hörten wir Geschützdonner und Gewehrknall, ohne daß wir den Gang des Gefechtes von unserem Platze aus beurteilen konnten; die Wiltauer, denen ich mich verbinden sollte, kamen, da sie hinter den Höhen die Schüsse, die ihnen als Zeichen bestimmt waren, gar nicht vernahmen, nicht zum Vorschein. Wir zogen bergauf, bergab, einen Übergang zu finden war unmöglich. Stunde um Stunde verstrich. Endlich, um das Anmutige unserer Lage zu erhöhen, bemerkten uns die Welschen und schossen mit ihren weittragenden Gewehren herüber, ohne daß wir ihr Feuer mit unseren Stutzen, die nicht so fern treffen, erwidern konnten. Plötzlich rief ein Trompetensignal nach links; ich stieg mit mehreren Feldjägern und Schützen ins Thal hinab, wo unterdessen das Feuer aufgehört hatte. Auf dem Wege nach Caffaro, den ich einschlug, begegneten mir 17 Gefangene. Durch das nutzlose Hin- und Herziehen war so viel Zeit verloren, daß wir an dem Gefechte vormittags gar keinen Teil nehmen konnten.

Die Feinde waren bereits aus Caffaro und dem befestigten Schlosse Lodron vertrieben. Überall wurde geplündert; aus den Fenstern flogen Hausgeräte, Cigarrenkästchen, Monturstücke, daß man auf der Gasse kaum sicher vorwärts konnte. Der Boden war mit zerbrochenen Waffen bedeckt. Am schlimmsten wurde in den Kellern gehaust, man nahm sich gar nicht die Mühe, Wein- und Schnaps-

fässer anzuzapfen, ein Schuß, und aus dem Loche, das die Kugel schlug, sprudelte die Flüssigkeit in hellem Strahle. Aus der Schloßkapelle trug ein Bauer ein zusammengerolltes Meßgewand; auf die Frage, was er damit mache, erwiderte er: „Ich muß doch meinem Pfarrer auch etwas heimbringen!" Einen Anblick werde ich nie vergessen. Auf dem Boden im Hofe lag ein schwer verwundeter Welscher, neben ihm kniete ein Schütze, ängstlich um ihn bemüht. „Sieh, ich mußte dich zusammenschießen," sagte er, „ich hab' es nicht gern gethan, es war aber meine Pflicht. Kann ich dir noch einen Gefallen erweisen? Red' und ich will es! — Kameraden bringt Wasser, vielleicht ist der arme Mensch durstig!" — Es geschah, er trank nicht. Darauf fuhr der Bauer fort: „Nicht wahr, du verzeihst mir, daß ich dich umgebracht habe, wenn ich glücklich heimkehre, so will ich für dich beten, daß deine arme Seele gewiß in den Himmel kommt." Der Welsche verstand die fremde Sprache nicht, wohl aber den herzlichen Ton, mit dem der Schütze sprach; noch einmal schlug er die Augen auf, Blick begegnete dem Blicke; er öffnete die über der Brust verschlungenen Finger, und reichte dem Feind wie zur Versöhnung die Hand; darauf sank er ohnmächtig zurück.

Die gewonnene Beute war ziemlich ansehnlich. Auch vielerlei Schriften wurden gefunden. Zugleich ein Bildchen, welches einen Schützen meiner Kompagnie darstellte, mit der Unterschrift: tutti morti! Mich interessierte besonders ein Brief des Befehlshabers der Todeslegion an den Schreiber der provisorischen Regierung zu Mailand. Eine Stelle verdient wohl mit-

geteilt zu werden, sie betrifft die Freiwilligen aus Neapel:

„Du weißt, daß sich einige Neapolitaner in mein Korps einreihen ließen; ihre Gesichter gefielen mir gleich anfangs nicht recht gut, nichtsdestoweniger dachte ich aber, sie hätten vielleicht, weil sie so weit herkamen, um für unsere gute Sache zu fechten, ein Herz im Leibe und beschloß sie bei erster Gelegenheit zu erproben. Der 27. April zeigte sich günstig. Bei den ersten Schüssen kroch dieser hinter eine Mauer, jener legte sich auf die Erde, andere liefen fort und warfen die Waffen weg, weil sie ihre Flucht hemmten. In ihre Quartiere zurückgekehrt, hatten sie sogar die Naivetät, das offen der Kompagnie zu erzählen. Da ich nun einsah, daß ich beim Kampf auf die Dienste dieser Herrlein nicht zählen dürfe, so daß sie mir eher lästig als nützlich seien, ließ ich ihnen den Rat geben, ihren Abschied zu verlangen; sie verstanden das und gingen. Das sind Helden mit der Zunge, sie werden diese wohl auch gegen mich brauchen; — immerhin! mir liegt an dem Ernst der Sache."

Während nun alles plünderte oder in den Weinkellern soff, erholten sich die Welschen und besetzten die Höhen jenseits des Caffarobaches. Diese beherrschen Lodron so daß, wer sie inne hat, wie von einer Festung jeden Feind aus dem Thale vertreiben kann. Es führt nämlich die Straße daran hin und bietet da, wo sie sich um den Bergvorsprung zieht und durch starke Mauern gestützt ist, einen schönen Platz um Geschütze aufzuführen. Zugleich bilden die Parapeten für eine bedeutende Masse von Truppen eine vollkommen ge-

deckte Stellung, während der Angreifer wegen des ganz offenen und steil aufsteigenden Terrains überall im Nachteil ist, ja beinahe keine Möglichkeit hat, durch die mutigste Ausdauer etwas zu erreichen. Hier sammelten sich die Welschen. Wohl wäre es vielleicht im Sturme des Gefechtes, wo sie nach Rocca d'Anfo hinflüchteten, möglich gewesen, den Höhenzug zu gewinnen, jetzt war alle Tapferkeit der Feldjäger und Wiltauer unter Mörl vergeblich. Der Feind versuchte sogar auf den Höhen diesseits der Schlucht, welche der Bach durchfließt, vorzudringen und dadurch unsere Flanke zu bedrohen.

Dies zu verhindern erhielt eine Kompagnie Kaiserjäger unter Eckher Befehl, emporzusteigen. Die Steinacher sollten unter ihrem Hauptmann mitziehen. Dieser meinte aber, er sei ohnehin schon über der Grenze, Tiroler Landesverteidiger hätten keine Pflicht, jenseits derselben zu fechten, sohin kommandierte er rechts um, und ließ den Kaiserjägern und mir in diesem gefährlichen Augenblicke das Nachschauen. Von meinen Leuten waren ungefähr 20 Mann versammelt, ich forderte sie auf, mir zu folgen. Auch sie weigerten sich, die Grenze zu überschreiten; es sei gegen ihre Überzeugung, ein Volk, das die Freiheit anstrebe, in seinem Lande zu bekämpfen; — schöne Phrasen, die mich so in Zorn brachten, daß ich vor allen Soldaten drohte, meinen Säbel zu zerbrechen, wenn man nicht auf der Stelle mitgehe. Da ich versicherte, daß es nur für dieses Gefecht gelte, leisteten sie endlich Folge. Einige waren nämlich der Meinung, ich wolle sie tiefer nach Italien hineinführen, so entsprang dieser unangenehme

Auftritt teilweise aus einem Mißverständnisse. Wir stiegen langsam empor, während über der Schlucht auf uns gefeuert wurde. Kaum hatten wir durch das Gebüsch eine kleine unbewachsene Ebene, die sich vorwärts in einen Rain absenkte, erreicht, so pfiff auch eine Ladung Musketenkugeln über unsere Köpfe hin, und wir konnten aus dem Rauch, der unmittelbar vor uns hinter den Weinstöcken aufstieg, schließen, daß der Feind eine starke Kette bilde. Auch wir lösten uns auf und es gelang, die Welschen mit stetem Plänkeln zu vertreiben. Da ihnen aber bald mehrere Kompagnieen zu Hilfe kamen, während wir ohne Unterstützung den weiten Raum nicht gehörig besetzen konnten, so zogen wir uns auf den langgedehnten und niedern Kamm eines Hügels freiwillig zurück, hinter Steinblöcken und Erdaufwürfen lauernd, ob sich der Feind vorwage. Von hier aus konnten wir ungestört beobachten, was jenseits vorging. Kanonen wurden aufgefahren und donnerten bald ins Thal hinab, Truppen marschierten auf der Straße nach Bagolino, und was besonders die Aufmerksamkeit erregte, eine Reiterin sprengte hin und her. Einige wollten aus der Ferne Wunder was für Reize an dieser Amazone entdecken, langes wallendes Haar, ein blaues Mieder, das weiße Kleid flatterte, wenn sie auf ihrem Rappen vorgaloppierte. Die hätten wir kriegen sollen! Doch nicht lange war uns der ruhige Anblick dieses wilden Schauspiels vergönnt; die Welschen rückten, vom Gebüsch gedeckt, vor und bedrohten uns von allen Seiten. Ein Trompetenstoß und unsere Stutzen krachten! Lange verteidigten wir uns gegen die Übermacht; als aber keine Verstärkung nach-

kam, gingen wir, ohne daß die Italiener wagten uns zu verfolgen, ins Thal zurück.

Dort fanden wir unsere Soldaten, die Lodron aufgebend, nach Darzo zurückeilten. Es war eben nicht die beste Ordnung; betrunkene Fuhrknechte schmissen das Vordergestell einer Kanone über die Straßenmauer, während die Kugeln der feindlichen Geschütze ins Feld schlugen, daß der Rasen aufflog. Sie trafen aber nichts, ungeachtet die Entfernung keine so große war. Ein Student machte voll Übermut einen Purzelbaum und zeigte dabei den Welschen zum Spott den Hintern. Ein anderer rief, als eine Stückkugel neben ihm den Straßenstaub aufwühlte: „Punktum und Streusand drauf!" —

Schon mehr als zwölf Stunden hatten wir gekämpft, mir klebte vor Durst fast die Zunge am Gaumen. „O wenn ich nur einen Tropfen Wasser hätte," sagte ich zu einem Offizier. Ein Kaiserjäger trat vor: „Bin zwar selbst durstig und hab' wenig in der Flasche, aber mit Ihnen teile ich den letzten Tropfen, denn Sie und Ihre Leute haben bei uns auf dem Berge bis zum letzten Augenblick ausgehalten!" — Damit reichte er mir die spärliche Neige lauen Weines.

Wir kehrten in die alte Stellung zurück; unser Verlust betrug 8 Tote und 18 Verwundete, jener der Italiener sicher das zehnfache, genau ließ es sich nicht ermitteln, weil sie einen Teil der Leichen vor der Flucht in den Bach geworfen hatten. So war denn der ganze Gewinn des blutigen Tages die Zerstörung der Schanzen und die Beute von Caffaro.

Jene Studenten, die das Geschütz begleiteten, waren

bereits nach Storo vorausgegangen; als ich den Rückweg dahin antrat, begann es schon zu dunkeln. Schon von fern sah ich den Kasernenhof hell erleuchtet, dichte Rauchsäulen qualmten empor, Flammenschein rötete die nahen Gebäude, Lärm und Geschrei überall. Voll Besorgnis ging ich hinzu, — da brannten sechs große Feuer unter ungeheuern Kesseln, Soldatenköche in Hemd und Hose rührten mit Stecken darin herum, Schützen, Studenten und Militaristen liefen durcheinander, Schüsseln oder Becher in den Händen. Voll Verwunderung fragte ich, was denn dieser Herensabbath bedeute? Nun erzählten mir zehn auf einmal, die Studenten hätten Vieh erbeutet, darunter einen großen Mastochsen, diesen habe man nun geschlachtet und richte ihn zum Mahle. In der That! In zwei Stunden war er lebendig, tot und aufgezehrt. Ich erinnerte mich bei dieser Scene an die Schmausereien der alten homerischen Helden. Unter den erbeuteten Gegenständen befand sich auch eine Fahne, welche vorher auf dem Turme von Lodron geflattert hatte. Nach der Erstürmung des Dorfes erstiegen ihn ein Zimmermann von den Feldjägern und ein Student; jener kletterte durch eine Luke hinaus und nahm sie vom Spitzdache ab. Er gab sie dem Studenten, der mit hinaufgeklommen war, sie zu holen. Besonders schön war die Inschrift auf dem weißen Mittelfelde:

Viva DIO redentore d'Italia,
Viva ITALIA immortale risorta,
Viva PIO IX, apostolo santo della libertà.
Viva uomo libero,

Guai agli amici de' nostri
Barbari nemici!!!

Nach dem Gefecht war ein Welschtiroler, der sich sehr gut gehalten hatte, ohne sich zu melden von der Kompagnie verschwunden. Er ließ sein Gepäck zurück. Man brachte mir dasselbe. Ich ließ das Bündel öffnen. Da fand ich zu unserem Erstaunen einen Meßkelch mit dem Löwen des Grafen Lodron. Er war ohne Zweifel aus der Kapelle geraubt. Ich wickelte ihn in ein reinliches Tuch und übergab ihn zu Botzen dem Probst. Auch mit solchen Elementen mußte ich rechnen.

Auch von den Soldaten ist nicht nur Löbliches zu erzählen. Der Schütze Josef Hagspiel erzählte mir, als dieser beim Handelskasino war, er habe bei Darzo eine Schar Kaiserjäger begleitet. Im Walde hätten sie ein Mädchen getroffen, zu Boden geworfen und geschändet, bis es wie tot liegen blieb. Das thaten die Söhne unserer frommen Tirolerbauern im Angesichte des Todes!

Den nächsten Morgen verließen wir Storo, um der erhaltenen Ordre gemäß Ala zu besetzen. Auch der Kompagniehund begleitete uns. Dieser war von den Welschen zu Storo vergessen worden; er schloß sich gleich, als wir einmarschierten uns an, schlief in der Kaserne und fand sich zur Essenszeit stets regelmäßig ein, als ob man ihn bestellt hätte. Allein auch im Kampfe wich er nicht, beim heftigsten Feuer sprang er in den Vorderreihen ganz ohne alle Furcht hin und her. Es war ein braungefleckter Wachtelhund, sehr klug und verständig; alle hatten Freude daran.

Bei anbrechender Dämmerung näherten wir uns der Nachtstation Tione. Ich werde mich stets erinnern, welchen Eindruck es auf mich machte, als ich wieder zum erstenmal eine Abendglocke hörte; denn zu Storo durfte, um jedes Signal zu hindern, nicht geläutet werden. Bei diesen Klängen, die mich so tief rührten, dachte ich unwillkürlich daran, welche Gewalt die religiöse Erziehung übe, und daß es schwer sei, den Völkern ihren Kinderglauben, der mit tausend heiligen Gebräuchen im Herzen wurzelt, zu entreißen. Seichte Aufklärer, die alles nach dem Einmaleins berechnen, sind freilich nicht imstande, die tiefe Innerlichkeit eines Volkes zu bemessen, sie klammerten sich an einzelne Verzerrungen, die im Leben vorkommen, und fertigen alles mit dem bequemen Worte: starrköpfige Bigotterie ab.

In Tione angekommen, vernahmen wir ein unbestimmtes Gerücht, der Kaiser habe sich infolge einer neuen Revolution von Wien geflüchtet und sei bereits zu Innsbruck eingetroffen. Was für Aufregung das hervorbrachte, läßt sich denken. Alles was man erlangt und bereits in friedlichem Besitze zu haben meinte, schien der Entscheidung einer ungewissen Zukunft anheimgegeben, man dachte an Ludwig XVI. zu Varennes und die französische Republik. Wohl wußte ich, daß, wenn in einem Staate der kleinste Anstoß zur Bewegung gegeben ist, sich diese, Lawinen gleich, fortwälze und durch jede Bewilligung nur eine breitere Unterlage gewinne, denn soll etwas anderes werden, so schließt der Geist der Geschichte in seinem Sturmesgange keine Kapitulation, welche ihn bände, seinen Weg nach dem

Takt des beliebten „Nur langsam voran" zu verfolgen. Die Republiken sind es, was ich für Deutschland befürchte, nicht die Republik. Glaube das Parlament zu Frankfurt ja nicht, es sei möglich mit salbungsreichen Reden, welche die letzte scharfe Folgerung zugegebener Vordersätze mild umschreiben, das Staatsschiff des deutschen Volkes neu zu zimmern. Der Wille verlangt Kraft, die Kraft das Schwert und das Schwert die Herrschaft. Ihr wollt die deutsche Einheit, wie? Der Pommer und Tiroler, der Schlesier und Elsasser, der Friese und Steyrer — diese alle haben mehr Verschiedenes als Gemeinsames. Jeder sehnt sich zwar nach Einheit, und das ist wahrlich viel; allein die Unterschiede lassen sich nicht durch Reden überbrücken. Ein alter, beinahe schon trivial gewordener Satz lautet: „Die Lehren der Vergangenheit sind für Völker stets verloren!" — Man will vieles, allein man scheut die Mittel. Unsere Regierungen können nur fortdauern, wenn das deutsche Volk nicht eines wird. In der Natur gilt das Gesetz: „Alles Bestehende sucht seine Existenz zu behaupten." Sind die Menschen anderen Gesetzen unterworfen? Man lasse sich nicht täuschen, daß Fürsten hier und da schwarz-rot-goldene Kokarden aufstecken und gar anmutige Sachen vorbringen; wer die Gewalt hat, will sie behalten und nur zu bald wird der Ernst den Spaß zeigen. Wie sehr gleicht unser Volk jenem Bauern des Horaz, der am Ufer wartet bis der Fluß verrinne! O, leitete uns ein Genius Cäsar, ein Diktator, der es ist durch seinen gewaltigen Geist, nicht aber durch die Stimmzettel von Rednern, ein Diktator, der das Wortgeklingel kosmopolitischer Phrasen-

drechsler verachtet, ein Diktator, der mit eiserner Faust alle Schranken und Schränkchen, niederschlägt, und dabei nicht unseren politisch Sentimentalen rechts und links Bücklinge macht, ein Diktator, dem weder vornehmer noch geringer Pöbel jene Worte Plutarchs sagen darf: „Wir haben dich zum Herrscher gemacht, damit wir dich beherrschen!“

Diese Gedanken konnte ich nicht abwehren, als ich jene Gerüchte von des Kaisers Flucht hörte. Ich erinnerte mich zu gut, daß zu Wien in den Märztagen jene herrlichen Güter: „Preßfreiheit und Konstitution“ nicht so fast von einem Volke erkämpft wurden, welches verständige Führer zu einem vorbedachten Ziele lenken; man handelte mehr nach einer Art Instinkt, etwa wie die Bienen, wenn sie aus dem Stocke ziehen. Wie leer, wie flach, wie hohl und zum Teil nichtswürdig die Wiener Tribunchen sind, kann nur jener beurteilen, der einen oder den andern davon kennt. Daß auch im Mai weder ein Gracchus noch ein Mirabeau auftauchte, zeigte sich nur zu bald, wenn es auch Leute mit Lungen wie Schmiedblasbälge genug giebt, welche gern ein Gracchuslein oder Mirabeauchen spielen möchten. Es ist niemand, auf den man mit vollem Vertrauen blicken könnte, und darum kann man wohl nicht ohne Bangen der Zukunft entgegensehen.

Unseren Marsch setzten wir über die Judicarien nach Riva fort — das Sarkathal, so zaubervoll und schön, als hätte es die Phantasie eines großen Malers hingestellt. Auf dem Wege begegnete uns ein Schütz; er betrachtete uns nachdenkend, dann rief er plötzlich:

„Hört, ihr kommt bald heim, wenn ihr ein deutsches Mädel seht, so bittet sie, daß sie für mich ein deutsches Vaterunser bete." Darauf wandte er sich mit wehmütigem Gesichte rasch um und ging auf der Straße weiter ohne auf eine Antwort zu warten. So könnte ich noch mehrere Beispiele anführen, wo sich das Heimweh der deutschen Schützen auf originelle, oft rührende Art zeigte.

Bei Castell Tenno erblickten wir die Ebene, die sich von Arko zum Garda hinzieht. Mir kam vor, als wäre mir ein Wunsch meiner Knabenzeit erfüllt worden. Oft dachte ich damals an Bethlehem und wie die Hirten niederstiegen von den Bergdörfern zu dem von Engeln verkündeten Heilande. Auch hier an jeder Lehne, auf jedem Schrofen eine Ortschaft, die schöngebauten Häuser mit den flachen Dächern rebenumrankt, nebenan Pappeln oder hochaufstrebende Cypressen. Bisweilen ein Bub, halb nackt, schwarze Augen, ein Körbchen am Arm, nur die Engelstimmen fehlten, der Welt die Friedenskunde zu singen. Zu Riva erstieg ich am Abend das alte Schloß rechts am Berge; seine Zinnen waren herabgefallen und die bombenfesten Gewölbe längst geborsten und eingestürzt. Die Gegend hatte durch die vielen Olivenwälder einen traurigen Charakter. Ihr wie mit Asche überstreutes Grün stimmt unwillkürlich zur Wehmut. — So atmet durch die ganze Bibel ein großartiger Künstlergeist; wie dieser die ganze Gegend dem Hauptgedanken anpaßt, so läßt auch sie den Erlöser mit der Seele voll düsterer Todesahnung unter den Ölbäumen knieen.

Zu Ala trafen wir am 28. Mai ein, unsere Auf-

gabe war mit Badnern den Vorposten im nahen val Ronchi zu besetzen. Am 5. Juni wurde das Militär plötzlich abberufen, weil im Arsathal ein Angriff auf die Italiener gemacht werden sollte. Wir blieben allein zurück, ich bezog die Kaserne. In der Frühe nun hörte ich plötzlich vor dem Fenster eine Menge verworrener Stimmen, ich raffte mich auf, da nahte eine große Anzahl mit Schaufeln und Picken versehener Leute. Einer trat herein und sagte, ich solle ihnen die Arbeit anweisen und Schützen als Aufseher mitgeben! Diese Forderung überraschte mich nicht wenig. Der Hauptmann des abziehenden Militärs hatte vergessen, mir zu sagen, daß gegen val fredda, wo einst schon Macdonald mit bedeutender Truppenmacht eingebrochen war, Schanzen und Geschützpositionen errichtet werden. Ohne Auftrag wollte ich nichts thun, ich ließ die Arbeiter laufen und sandte nach Roveredo, anzufragen, was zu geschehen habe? Da lachte man darüber, daß jener so mir nichts dir nichts abgezogen sei, ohne mir ein Wörtlein von seinen Instruktionen mitzuteilen. Die Schanzarbeiten wurden unterbrochen, ich aber mußte nach dieser Richtung Patrouillen entsenden.

Das wichtigste Ereignis für uns war die Ankunft der Kriegsgefangenen von Curtatone, 1089 wurden auf den 8. Juni gemeldet und mir zugleich Befehl erteilt, für ihre Aufnahme und Bewachung nach Kräften mitzuwirken. Dieses war keineswegs so leicht, wenn man bedachte, daß die Bewohner nicht alle gut gesinnt schienen und der Feind sich ziemlich nahe befand. Außerdem hatte ich nicht die ganze Kompagnie zur Verfügung, da ich größere Abteilungen in die Seitenthäler ent-

senden mußte. Abends kam noch ein Rittmeister mit seinen Leuten und ein Zug Zillerthaler Schützen. Der erste Gruß, den einer von diesen an uns richtete war die Frage: „Habt ihr keine Läuse, das Teufelskunter krabbelt überall um!“ Erst als man es ihm lachend verneinte, wagte er sich in die Kaserne. Tags darauf um 10 Uhr sah man die Reihen der Gefangenen fern auf der Straße müd und verdrossen herschleichen. Die Studenten verteilten sich auf die angewiesenen Posten, die noch übrigen ließ ich vom Hauptthor der Kaserne auf der Straße hin Spalier bilden, um das neugierig zudrängende Volk abzuhalten. Der Staub wirbelte näher und näher, endlich erschienen die Vordersten, von Grenadieren geleitet. Alle Truppengattungen durch einander, Monturen und Uniformen zerlumpt, abgetragen, manche so abgeschmackt, wie sie nur das Genie eines Militärschneiders aushecken kann. Von jedem welschen Volksstamme war hier irgend einer; Neapolitaner, Piemontesen, Toskaner, Lombarden, ausgezeichnete Gestalten sah ich wenige, meistens kleine Leute, sonnenverbrannt und abgemagert — darunter auch Buben von 10—12 Jahren, die als Trommler mitliefen. Zuletzt im Zuge befand sich ein junger Mann, dessen edlere Gesichtsbildung mein Auge fesselte, auch er schien mich und meine Kameraden aufmerksamer zu betrachten. Stutzen und Federhut zeigten ihm die Tirolerschützen. Da ich vor der Reihe stand wandte er sich an mich: „Volontario Tirolese?“ — „Si!“ — „E contra noi?“ rief er mit einem Blicke, in welchem vorwurfsvoller Zorn loderte. „Anche noi per la patria!“ antwortete ich gelassen. Er ging schweigend.

Nachdem die nötigen Anstalten zur Bewachung gemacht waren, lag uns ob so viel wie möglich den in der Kaserne Eingeschlossenen ihr Los zu erleichtern. Dabei hörten wir, daß neunzehn gefangene Studenten und Doktoren von Pisa darunter seien, wir suchten sie schnell auf und wollten sie im Offizierszimmer mit einem Glas Wein und etwas besserer Speise als die Menage gewährte, bewirten. Da kam aber der Rittmeister mit Mordlärm dahergerannt: das sei gegen allen Kriegsgebrauch! Freilich! die Gefangenen hätten durchs vergitterte Fenster hüpfen, oder uns gar mit dem Welschtum anstecken können! Wir ließen uns aber nicht abhalten, in den Sälen mit ihnen zu verkehren, mancher von uns besaß eben nicht viel, aber alle teilten gern das Wenige, was sie hatten. Die Nacht brach an. Nie werde ich die Stunden vergessen, die ich mit dem Gefangenen Tarugi von Montepulciano zubrachte. Durch den dunkeln Saal leuchtete spärlich die Öllampe von der Wand, er saß bei meinem Eintritte auf dem Stroh, gedankenvoll die Stirn zur Hand geneigt. Das Geräusch weckte ihn, er strich das schwarze Haar aus dem Gesicht und starrte mich verwundert an. Meine freundlichen Worte öffneten sein Herz. Begeistert erzählte er von der Erhebung seines Volkes, die selbst in den Tagen des Rotbartes keine so allgemeine war. „Ja ich weiß,“ rief er aus, „kein Schwert, kein Feuerbrand kann das Gefühl aus unseren Herzen reißen, daß wir ein Volk sind, jener Gott, der den Pharao in den Wogen des Meeres begrub, der wird auch uns befreien!“ Darauf redeten wir von Dante, dem alten Freiheitsapostel Italiens; welche Lieder würde er jetzt

singen, wo allen Völkern Europas das Morgenrot der Auferstehung leuchtet. Bald reichte der welsche Kriegsgefangene dem deutschen Soldaten die Hand, — es war eine Versöhnung weltgeschichtlicher Ideen im heiligen Geiste der Zukunft. War es nicht im Grunde derselbe Gedanke, für den wir stritten? Ich stand in den Reihen der Märzkämpfer und hatte das Schwert ergriffen, um Deutschlands Grenzen zu schirmen, er focht für das neu erwachte Italien. O möchte eine würdige Ausgleichung zwischen beiden Völkern stattfinden, nicht beurkundet von dem nichtswürdigen Geschmeiß ordenbesternter Diplomaten, sondern von den Herzen der edelsten Männer dies- und jenseits der Alpen. Es handelt sich hier nicht um eine fade Verbrüderungssalbaderei; ich würde mich keinen Augenblick bedenken, wenn es Deutschlands und Österreichs Größe gelte, nicht bloß an der Grenze, sondern sogar auf den Ebenen der Lombardei mitzukämpfen.

Die kriegsgefangenen Pisaner hinterließen bei ihrem Abzuge folgende Adresse an uns:

„Hochherzige deutsche Studenten!

Es wird uns nicht leicht sein, das passende Wort für die mächtigen Empfindungen, welche Euere Milde, Euer Edelmut in unserer Brust erweckten, zu treffen. Unsere Herzen, gebildet von einem Geiste, der sich von jeher mit der Wissenschaft des Wahren und Gerechten abgab, verstanden sich schon von Ferne. Als sie durch die Heiligkeit einer Idee, — ohne Beachtung des Unglückes im Kriege, das Glück hatten sich nahe zu finden,

empfanden sie alles das, was der Gedanke der Freiheit wahrhaft empfänglichen Seelen Süßes und Göttliches gewährt — bei der Annäherung von so vielen Herzen, welche nur einen Schlag haben. Was Ihr uns fühlen machtet, läßt sich nicht sagen, denn wenn der Geist starke Eindrücke empfängt, fühlt man, allein man spricht nicht. Das Schweigen kann Euch besser die Empfindungen unserer reinen und aufrichtigen Dankbarkeit enthüllen. Aus der Verbindung so edler Gefühle entspringt eine Harmonie, welche unvorsichtig ist — weil diese Harmonie nichts anderes ist, als der einstimmige Ruf der Freiheit — ja — dieser läßt uns dieselbe hoffen mit aller Kraft des Geistes. Deutschland und Italien werden frei, unabhängig, befreundet — wenn das selbstsüchtige Scepter des Despotismus sich als Schranke vor dieses hehre Ziel legen sollte, so dürfen wir gegenseitig auf unsern Arm vertrauen, so wie wir gegenwärtig vertrauen können auf unsere Neigung, welche nun befestigt wird durch Worte, die, obwohl wenige — viel sagten — und wir, wir verstehen uns hinlänglich.

Unsere Prinzipien sind die gleichen, und wenn wir bei ihrer Anwendung in irgend einer Beziehung nicht übereinstimmen, so wollen wir bedenken, daß eine gebildete und edle Nation dem Vorteile weniger das ewige Heil vieler nicht nachsetzen darf.

Wir geben Euch den Kuß der Freundschaft, und dieser — außerdem er das Zeichen unserer Dankbarkeit ist — sei auch noch das Pfand jenes Kusses, welchen in kurzem das Vaterland des einen mit jenem des andern wechseln wird, wenn sich beide Länder befreunden und verschwistern!

Es lebe Italien und Deutschland — frei — unabhängig — und befreundet!

Die kriegsgefangenen Pisaner."

Am 10. Juni marschierte meine Kompagnie von Ala ab, weil sie nach zweimonatlicher Dienstzeit zu Botzen auseinandergehen wollte. Eine Erfahrung besonders ist es, die ich aus diesem Feldzuge mitgenommen habe: „daß es eine gänzliche Verkehrtheit sei, die Aufhebung der stehenden Heere zu beantragen". Wer gegen dieselben eifert, hat gar keinen Krieg gesehen. Diese lieben naiven politischen Kinder! Entlaßt die Armeen, und ihr werdet bald erfahren, wie euch Russe oder Franzose das weiße Kleidchen der Unschuld blutrot färbt. Seht hin auf Toskana und den Kirchenstaat, wo man wie in Lydien, das Volk von den Waffen entwöhnte, wie wenig haben die Krieger dieser Länder geleistet! Nehmt dagegen die Sarden. Hätten alle Italiener mit gleicher Kraft gestritten, so wäre Radetzky vielleicht in Steiermark statt in Mailand. Sardinien hielt aber stets strenge Ordnung im Heerwesen.

Ich habe alle Achtung vor der Kraft der Begeisterung, mein Land weist davon zu herrliche Beispiele auf; allein die Begeisterung hält nicht immer an. Jene eherne Ausdauer, die römische Legionssoldaten, oder in neuerer Zeit französische und österreichische Krieger so hochberühmt macht, hat aber ihre Hauptstütze in der militärischen Disziplin. Ich glaube, daß im Felde Ausdauer mehr nützt als das Anprallen ungestümen Mutes, der sich selbst überstürzt und, anstatt das Ziel zu erreichen, darüber hinausfällt. Re-

publik und Konstitution darf man nicht ins Lager mitnehmen, hier muß rücksichtsloser Gehorsam walten, und dieser braucht, wie jede Tugend, strenge Übung.

Wenn ich diese Ansichten hier unumwunden ausspreche, so glaube ich mich deswegen dazu ermächtigt, weil ich Militär und Freischaren lange genug beobachten konnte, um mir ein Urteil zu bilden.

Für uns Tiroler hat dieser Grenzkrieg zunächst den Gewinn, daß er uns aufrüttelte und Bewegung in die fernsten Thäler brachte. Zugleich lernten sich die Schützen aller Gegenden durch das Zusammenleben vor dem Feinde kennen, sie traten für ein gemeinsames Ziel in Wechselwirkung. Auch ist eine der wichtigsten Folgen, daß nun für die Zukunft mehr kriegsgeübte Leute vorhanden sind, welche, wenn der Feind die Heimat durch einen massenhaften Einbruch bedrohen sollte, den Kern des Landsturmes bilden können. Dann wurde der alte Waffenruhm des Landes aufgefrischt; auch Ruhm ist Macht. Das zeigte sich in diesem Kriege auffallend. Der Name Tirols schreckte die Feinde weit mehr, als es Zahl oder Leistungen der Schützenkompagnieen, von denen keineswegs alle preiswürdige Tapferkeit zeigten, zu thun vermochten. Die Brescianer Freischärler sollen, um ihr Davonlaufen zu rechtfertigen, gesagt haben, „sie sähen vor jedem Tiroler ein Muttergottesbild, welches im wallenden blauen Mantel die Kugeln auffange". Es sind wirklich verhältnismäßig sehr wenig Schützen verwundet worden, was man aber keineswegs der Madonna in Rechnung bringen darf, wenn auch ein frommer Priester behauptet, es sei nur deswegen ein Student gefallen,

weil wir ein so gottloses Volk seien. Der Grund dieses Wunders liegt tiefer — nämlich in den Füßen — zwar meistens der Italiener, bisweilen aber auch unserer im allgemeinen braven Schützen.

Zu Botzen vernahmen wir, daß sich die Innsbrucker Studenten im Gefecht bei Ennego sehr hervorgethan hätten; vielen schien das unglaublich, mich aber freute es sehr, denn ich vergönnte diesen wackern Jünglingen wegen ihres bescheidenen Betragens jede Auszeichnung. Eine andere Sache aber, die ich am gleichen Tage erfuhr, war mir minder angenehm. Es seien nämlich die Mitglieder unserer Kompagnie unter geheime Polizeiaufsicht gestellt, damit sie das Volk nicht aufwiegelten. Es gelang mir später, das Dekret, wie es vom Kreisamte Schwatz an ein Landgericht des Unterinnthales geschickt wurde, zu erhalten, es möge in der Originalität seines Zopfstiles hier Platz finden:

„An das k. k. Landgericht.

Das hohe Landespräsidium hat am vierten dieses Monats folgendes erlassen:

Es ist zu meiner Kenntnis gelangt, daß die Kompagnie der Tiroler Studenten aus Wien, die vor einigen Wochen von dort zur Landesverteidigung hieher gekommen war, sich nun aufgelöst habe und jeder in seine Heimat gewiesen worden sei.

Der unruhige und revolutionäre Geist, der viele dieser Schwindelköpfe ergriff und sie in Wien zu Werkzeugen der Umsturzpartei machte, ist aus den öffentlichen Blättern nur zu gut bekannt, und hat sich während ihres Zuges durch das Land zu deutlich ausgesprochen,

als daß es notwendig wäre, darüber eine weitere Darstellung zu liefern.

Es ist zu besorgen, daß sie die eingesogenen revolutionären Grundsätze und Tendenzen auch in ihrer Heimat und auf dem Wege dahin überall laut predigen, und sich es noch zu einem Verdienste anrechnen, durch Irreführung des Landvolkes dasselbe für ihre Zwecke zu gewinnen, und auf diesem Wege den fluchwürdigen Umtrieben der revolutionären Propaganda auch die Bevölkerung der friedlich und ruhig gesinnten Provinz zu überliefern.

Der gegenwärtige anarchistische Zustand in der Haupt- und Residenzstadt Wien liefert ein trauriges Beispiel, wohin es führt, wenn Menschen, die von Leidenschaft hingerissen, Religion und Obrigkeit mißachtend, in den Provinzen unter dem Landvolke ihre Grundsätze verbreitend, sich einen Anhang verschaffen, oder wohl gar die Oberhand gewinnen.

Um dies zu verhindern ist daher vor allem nötig, daß die Landgerichte und Polizeibehörden, wie auch die Seelsorgegeistlichkeit auf das allfällige Erscheinen solcher Studenten oder anderer Emissäre mit der Einladung aufmerksam gemacht werden, dieselben überall streng zu beobachten, und falls sie sich durch Verbreitung verderblicher Grundsätze als gefährliche Subjekte bemerkbar machen, der betreffenden Behörde zur Kenntnis zu bringen, damit an dem Beschuldigten nach aller Strenge des Gesetzes das Verfahren eingeleitet werden kann. Die hiesige k. k. Polizeidirektion ist aufgefordert, in diesem Sinne sogleich eine polizeiliche Warnung zu entwerfen, diese lithographieren zu lassen und sämtliche

8*

Kreisämter und Landgerichte und mittels der Dekanate auch die Seelsorgestationen mit einer hinreichenden Anzahl Exemplaren zu beteilen.

Auf das baldige Erscheinen dieser Warnung wird nun das Landgericht aufmerksam gemacht. Das Kreisamt glaubt und hofft, daß die jungen Tiroler mit ihren außerhalb des Vaterlandes erworbenen Ansichten hierlands wenig Anhänger finden werden, insofern unsere Tiroler bedenken, was wir in ganz Österreich seit drei Monaten durch diese Schwindeleien Gutes erlangt haben.

Indes giebt es überall junge Leute ohne Erfahrung und mit warmem Blute, die zur Verführung reif sind, wenn nicht die patriarchalische Gediegenheit der vernünftigen Bevölkerung und die Aufsicht der Behörden die Verführung hindert. Deswegen müssen alle Gutgesinnten und die Behörden ihre Wachsamkeit verdoppeln, damit unser Land den Ruhm gesunden Verstandes auch jetzt behaupte.

K. k. Kreisamt Schwatz, am 6. Juni 1848."

Auch der Gouverneur Graf Brandis beeilte sich, als wir nahezu vollzählig wieder zurückkamen, uns unter Polizeiaufsicht zu stellen. Das bezügliche Dokument lautet:

„Von der k. k. Polizei-Direktion für Tirol u. Vorarlberg.

Nachdem sich die von Wien zum Behufe der Landesverteidigung hierher gekommene Tiroler Studenten-Kompagnie auflöst und der mögliche Fall eintritt, daß einzelne davon, statt sich in die Heimat zu

begeben, im Lande herumreisen und bei dieser Gelegenheit in ihrer Exaltation und bei der, der Jugend leichteren Empfänglichkeit für propagandistische Umtriebe, schädlich auf den Geist unserer ruhigen und friedlich gesinnten Bevölkerung einwirken könnten, so werden infolge hohen Präsidial-Erlasses vom 4. l. Mts. z. 2669 sämtliche Aufsichtsbehörden hiermit angelegentlichst ersucht, auf alle Umtriebe und Emissäre überhaupt das geschärfteste Augenmerk zu richten und gegen solche Individuen, welche durch ihre Handlungsweise zu begründeten Bedenken in obiger Beziehung Anlaß geben, nach aller Strenge des Gesetzes vorzugehen. Von allen in dieser Hinsicht vorkommenden Wahrnehmungen wolle ehemöglichst Mitteilung anher gemacht werden.

Innsbruck, 5. Juni 1848.

Der k. k. wirkliche Reg.-Rat u. Polizeidirektor
Nordberg."

Man sieht aus den Daten 4. und 5. wie rasch man hinter uns her war, weil der Anschlag in Storo glücklich vereitelt wurde. Die Auflösung der Kompagnie hatte erst am 12. Juni in Bozen stattgefunden.

F. Z. M. Graf Huyn, damaliger General-Stabs-Offizier der in Südtirol liegenden Division Graf Lichnowsky erzählte mir 36 Jahre später, er habe ein paar Wochen nachher, als wir schon in Storo lagen, dem Erzherzog Vorstellungen gemacht über die sehr gefährdete Lage der Wiener Studenten-Kompagnie in Storo und um Ablösung aus dem Grunde ersucht, weil es schade wäre, wenn diese Summe von Intelligenz, wie sie in dieser Kompagnie vertreten sei, große Ver-

luste erleiden würde, worauf ihm der Erzherzog erwiderte: „Wenn von diesen Kerls gar keiner mehr zurückkommt, um so besser!“ Graf Huyn war es, der ohne weiter zu fragen, uns am 22. Mai ablösen ließ.

Man trug uns jedoch die Wiener Märztage nach!

Dem Inhalte der mitgeteilten Erlässe Anmerkungen beizusetzen, ist wohl überflüssig — er spricht aus sich selbst. Als den Urheber desselben bezeichnet man den Grafen Brandis. Weil man von ihm weiß, daß er von seinen Überzeugungen keinen Schritt abgehe, und diese Überzeugungen nicht mit der jetzigen Zeitrichtung parallel gehen, so schiebt man ihm jede Maßregel, welche nur irgendwie ein dem neuen Umschwung der Dinge feindliches Gepräge hat, ohne weiters in die Schuhe. Hier ist nicht der Platz, eine Verteidigung dieses Mannes zu schreiben, dessen entschiedener Charakter mehr Achtung verdient, als der von den meisten Liberalen in ihrem lächerlichen Schwanken; nicht der Platz, hinzuweisen, daß viele von denen mit dem lautesten Geschrei auf ihn Steine werfen, welche um seine Wohlthaten den Speichel im Vorzimmer leckten; — eines aber sage ich aus sicheren Quellen: jenes Dekret ging nur mittelbar durch ihn, eigentlich aber vom Erzherzoge Johann aus. Dieser erfuhr nämlich, daß einzelne Mitglieder der Kompagnie ohne Rücksicht auf Zeit und Ort keine Mäßigung im Reden kannten, wie ich das bereits früher andeutete. Um vermeintlichen übeln Folgen vorzubeugen, gab er den Auftrag, schleunig obigen Erlaß auszufertigen und möglich schnell zu verbreiten. Brandis mußte für die Vollführung sorgen. Wie wenig das

Mittel ein geignetes war, zeigen die Folgen. Einmal kann man es gewiß nicht loben, daß wegen etlicher unachtsamer Schwätzer die ganze Kompagnie gebrandmarkt werde, denn wer soll da die Ausnahme machen, wo die allgemeine Bezeichnung Schwindelköpfe gebraucht wird? Diese Maßregel war aber auch nicht klug. Man konnte bei jetzigen Verhältnissen voraussetzen, daß die Sache nicht lange verschwiegen bleibe, und daß die daraus entstehende Gehässigkeit weit bedenklicher sei, als das Geplauder einiger Studentlein, deren Weisheit ohnehin nicht leicht jemand Vertrauen schenken dürfte. Zugleich war es unwürdig, dem Klerus so etwas zu übertragen, dieser hat weit höhere Pflichten, als jene geheimer Polizeispionerie. In politischen Dingne schadet eine Unklugheit oft mehr, als eine Schlechtigkeit.

Eh wir zu Bozen auseinandergingen, beschlossen wir die Fahne auf der Burg Tirol zu hinterlegen. Unser wenige zogen wir am 11. Juni hinauf durch die Weinberge von Meran: ich konnte ein Gefühl der Wehmut nicht ganz unterdrücken, als ich zum letztenmale diese Fahne, welche uns auf so weitem Wege durch so viele Gefahren geführt hatte, vor mir an der Spitze des kleines Zuges herflattern sah. Es war Mittag, als wir durch das Schloßthor traten. Im Rittersaale bildeten wir einen Kreis, noch einmal sangen wir das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland," noch einmal ließen wir vom Fenster aus die teure Fahne im Zug des Windes wallen, dann übergaben wir sie dem Kastellan. So sollte sie hier am würdigsten Platze im ganzen Land Tirol aufbewahrt bleiben, bis sie wieder eine Schar rüstiger Kämpfer dem Feinde entgegenträgt.

Als ich mich zu Meran von den wenigen, welche die Fahne begleitet hatten, verabschiedete, atmete ich auf und sagte: „Gott sei Dank, mein Kreuzweg ist zu Ende.“ Unter den gleichen Voraussetzungen hätte ich — abgesehen von allem andern, nie mehr eine Kompagnie der Art übernommen. Für das Jahr 1849 hatte ich von Roßbach, wenn es not thun sollte, die Erlaubnis, eine solche zu bilden, Unterinnthaler waren in Aussicht genommen. Ich war schließlich froh, daß es zu nichts mehr kam. Nach und nach hatte sich mir die Überzeugung herausgebildet, daß das Tiroler Schützenwesen veraltet sei, deswegen wurde es auch dem Militär eingegliedert. Später hätte ich wohl eine Kompagnie erhalten können, ich blieb jedoch im Hintergrunde und lehnte eine Anfrage ab. Es war gut; vielleicht wär' ich dann zum Militär übergetreten und hätte meinen eigentlichen Lebensberuf verfehlt.

Die Leistungen der Schützenkompagnie schlage ich nicht hoch an. Sie gingen nur an die Grenze, die Schlachtfelder lagen aber jenseits derselben. Ihr Verdienst ist ein strategisches: sie deckten die rechte Flanke der Armee, wenn etwa die Italiener eine Umgehung über Südtirol versucht hätten. Die Zahl der Toten und Verwundeten, welche die Schützen im Felde zurückließen, ist kaum nennenswert. Daß die Besiegten die Kosten zahlen mußten, ist selbstverständlich. In die Zukunft sehen wir nicht voraus. Gewiß ist eins: Verschwunden ist der alte Geist von 1809.

Zum Schlusse gebe ich das Zeugnis, welches mir Roßbach ausstellte und einen Brief desselben.

Sr. Wohlgeboren Herrn Dr. Adolf Pichler zu Absam.

Den ersten Teil Ihrer geschätzten Zuschrift vom 9. ds. aus Absam nehme ich zur guten Wissenschaft und werde seinerzeit die von Ihnen Empfohlenen zu rühmen wissen, insbesondere den Herrn Dr. med. X. Menzen aus Wien. (Er erhielt die goldene Medaille. P.)

Auf den zweiten Teil derselben habe ich die Ehre Ihnen zu eröffnen: daß mir nichts lieber wäre, als Sie an der Spitze einer neuen Kompagnie von braven Unterländern zu sehen, daß ich aber vorderhand keine hierzu aufrufen kann, mir aber besonders dieselben vorhalte, was sich in Bälde entscheiden muß — ich ersuche Sie nun, mir Ihren Aufenthalt anzuzeigen, wenn Sie die Nähe von Zell verlassen sollten. Mittels des Erziehungshauses-Kommando werde ich mit Ihnen korrespondieren, damit Sie keine unnötigen Auslagen haben — weil es Defensionssache ist. Was Sie und die Kompagnie dann antragen werden: Über die Grenze zu gehen, länger oder auf Kriegsdauer zu dienen, werde ich mit Vergnügen acceptieren. Daß die Schützen jenseits der Grenze ihre Löhne fortbeziehen, versteht sich von selbst und ich hoffe, Ihnen auch dann das Brot unentgeltlich vom Militärärar zu verschaffen.

Zulage wird wohl unter solchen Umständen von den Gemeinden versagt werden und ich glaube mit Recht, da in Südtirol jetzt schon die Einrichtung besteht, daß die agierenden Schützen täglich 1⅛ Pfund sehr gutes Roggen-Weizenbrot unentgeltlich erhalten, weil in den südlichen Gegenden kein gutes Brot zu bekommen ist.

Wollen Sie, verehrter Herr Doktor, dies den

wackeren Leuten in meinem Namen sagen, wie auch, daß ich auch sie nicht vergessen werde, wenn ich nur kann und darf.

Bozen, 12. September 1848.

Hochachtungsvoll
der Oberkommandant. G. Roßbach.

Sehr verehrter Herr Doktor A. Pichler!

Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mir Ihren welschtirolischen Krieg verehrten. Wem könnte das so anmutig und farbenschön gehaltene, mit Kriegs- und Phantasiebildern durchschossene Buch interessanter sein als mir. Ich sage Buch, weil, obwohl Sie darin ganz offen auftreten und aussprechen, doch soviel durch die Zeilen lesen lassen, daß es für den Aufmerksamen zum Buche wird.

Und dann fallen mir eben die Neider ein; haben Sie doch solche, die nichts weniger als beneidenswert sind; die sollen einpacken und die größte Ehre in dem finden, daß ihr Hauptmann auch äußerlich ausgezeichnet ward, wozu ich Ihnen und mir Glück wünsche, mir, daß man mein Wort über Sie so honoriert hat. Ich finde mich dadurch in Ihnen geehrt und wollte ebenso die braven in Ihrer Kompagnie in ihrem Führer geehrt wissen.

Mich freut es, Sie in Tirol zu wissen, denn es dürfte bald eine Zeit kommen, in der ich wieder auf Sie rechne und jetzt um so begieriger auf Sie rechne, als ich weiß, daß Sie sich militärisch umsehen und tiefer in unser Wesen einzudringen suchen.

Welche Leistungen darf ich mir dann von einem Manne versprechen, der unter sehr ungünstigen Verhältnissen gleichsam als ein Führer aus dem Stegreif, sich so schon so ausgezeichnet benommen.

Ich grüße Sie freundlichst und beharre mit ganz besonderer Hochachtung

Trient, 7. Februar 1849. Ihr ergebenster

G. N. G. M.

So beschließe ich diese Erzählungen aus dem schicksalsreichen Jahre 1848. Die Erlebnisse in diesen Monaten haben mich um zehn Jahre älter gemacht und voll gereift, ich sah jetzt die Welt mit ganz anderen Augen an und betrachtete es als einen hohen Gewinn, daß ich aus so vielen Enttäuschungen rein hervorging für die Zukunft.

Nach vielen Jahren ergreife ich 1895 wieder die Feder, um die Schicksale unserer schwarz-rot-goldenen Fahne zu schildern, weil sie für die gegenwärtigen Zustände in Österreich nur zu bezeichnend sind.

Als sich die Kompagnie zu Bozen auflöste, wurde einstimmig beschlossen, sie auf der Stammburg Tirol zu hinterlegen. Bald jedoch mußte ich hören, daß man sie schlecht verwahre, auf Schießständen aushänge, bei Schützenzügen mittrage, ja sogar dem schlechen Wetter aussetze. Ich ließ sie nun nach Innsbruck bringen und hinterlegte sie im Museum. Dort kümmerte sich niemand darum, sie blieb in Wachsleinwand eingeschlagen in der Bibliothek stille und verborgen stehen. Erst beim Siegesfeste 1870 ließ ich sie holen und von X. Schilcher, einem alten Schützen der

Studentenkompagnie, im Zuge mittragen. Dann wurde sie wieder an ihren alten Platz gestellt. Darüber konnte man sich nicht beklagen; so lang das Museum nur einen Stock hatte, brachte man eben die Sachen unter, wie es ging. Da wurde ein zweiter gebaut und hier ein eigener Saal für Waffen, Fahnen und Erinnerungen aus den Kriegszeiten Tirols bestimmt. Unsere Fahne blieb jedoch daraus verbannt. Nun fragte ich vor etwa einem Jahre den Kustos, warum das geschehe? Er antwortete: Der Rat Schönherr leite die Aufstellung, die Fahne erscheine ihm zu deutsch, zu demokratisch, sie dürfte als Trikolore das Mißfallen der hohen Herren, die das Museum besuchen, erregen. Man müsse auf den Herrn Rat, dem das Museum viel verdanke, Rücksicht nehmen; ich solle mich gedulden, jener sei alt und nach seinem Tode werde die Fahne allsogleich aufgestellt. Der Herr Rat ließ sich natürlich nicht herab mit mir die Sache zu ordnen. Ich ließ sie vorläufig auf sich beruhen, um so mehr, weil diese Trikolore doch nur noch ein geschichtliches Denkmal war. Hatten doch auch andere Kompagnieen 1848 schwarz-rot-gold getragen und man war höheren Ortes sehr froh um diese Farben, die damals die Grenze deutschen Bundesgebietes bezeichneten und so vor dem Angriffe der Welschen schützten.

Nach einigen Monaten fragte ich wieder.

Die gleiche Antwort.

Ich setzte mich nun mit G. Vittorelli, dem Oberleutnant der Kompagnie und J. Profanter, ihrem Leutnant ins Einvernehmen, sie sollten den Vorstand des Museums zu Bozen fragen, ob er bereit sei, die Fahne zu übernehmen und ihr einen angemessenen Platz einzu-

räumen? Als die Antwort bejahend erfolgte, ersuchte ich den Kustos des Ferdinandeums, Fischnaller schriftlich, sie mir auszuliefern. Die Bemühungen des Vorstandes Professor Wieser, der von der ganzen Angelegenheit nichts wußte, die Sache auszugleichen, blieben erfolglos, das Mißtrauen war einmal wach: „Die Fahne konnte später einfach verschwinden und wer sollte sich dann ihrer annehmen?“ Diesen Einwand fand ich nicht ganz unberechtigt. In dem Brief an das Museum zu Bozen sprach ich den Wunsch aus, man möge die Fahne an dem Tage, wo ich sterbe, mit einem Cypressenkranz schmücken.

Aus dem Schreiben Profanters entnehme ich folgende Stelle: „In Bozen ist sie am rechten Orte, ein herrliches Angedenken unserer Jugend, den jetzigen ledernen Jungen als ein Mahnruf aus der Vergangenheit, aus der Zeit, wo ideale Begeisterung in den Herzen für Freiheit und Vaterland.“

Ähnlich äußerte sich Vittorelli: „Die Fahne gehört nach Bozen! In Südtirol haben wir sie dem Feind entgegengetragen, auf den Höhen von Nago pflanztest Du sie auf und weithin leuchtend spielten die deutschen Farben über den blauen See im Abendwinde, der unser deutsches Lied in die welschen Lande trug. Wie oft war sie Zeugin unserer reinen jungen Begeisterung. In Bozen sah sie unsere Auflösung, ihr wackerer Träger Ed. v. Weinhart liegt im Etschlande begraben, wie so viele unserer Kameraden, die wenigen noch übrigen Getreuen werden dafür sorgen, daß die allein uns überlebende Fahne auch von der Nachwelt in Ehren gehalten werde.“ —

Am fünften März 1895 Vormittag übergab ich sie dem Knecht des Handlungshauses Meyer, das die Versendung nach Bozen übernommen hatte. Noch einmal entfaltete ich sie — o meine Fahne! — es war ein tiefer Seufzer, mit dem ich sie an die Brust drückte und von ihr Abschied nahm. Ich verfügte noch, daß mein Porträt von A. Reissacher, das mich als Schützenhauptmann darstellt, nach meinem Tode dem Museum zu Bozen übergeben werde. Die Antwort vom 18. März 1895 lautet:

„Herr Dr. Profanter hat uns gestern, zugleich mit Ihrem geehrten Schreiben, die Fahne der Wiener Studentenkompagnie von 1848 überreicht. Indem wir dieselbe mit größter Freude über die uns damit zugefallene schöne Aufgabe unter bereitwilligster Zusicherung betreffs Einhaltung der daran geknüpften Bedingungen hiermit übernehmen, sprechen wir dafür unsern verbindlichsten Dank aus und wir erklären, treue Hüter dieses hochinteressanten historischen Erinnerungsstückes wie des Andenkens derjenigen sein zu wollen, die unter dieser Fahne gekämpft haben.

Mit dem Ausdruck unserer besonderen Hochachtung für den Museumverein in Bozen

Georg Eyrl, Obmann."

Es erübrigt nur noch Beiträge zum Bilde des kaiserlichen Rates David R. v. Schönherr zu liefern, denn die ausführliche Biographie — wohl aus seiner eigenen Feder — bringt Wurzbach.

Das Häuschen am Kniepaß bei Reutte, wo er das Licht der Welt erblickte, habe ich noch, wenn auch schon

unbewohnt, aufrecht gesehen; jetzt ist es längst zu Schutt zerfallen. Vom Gange seiner Studien weiß ich wenig, ich lernte ihn als Student den Studenten kennen, kann jedoch über meinen Verkehr mit ihm nichts berichten. Er ging dann in die Theologie nach Brixen und trat bald mit Ignaz Zingerle als Noviz ins Benediktinerstift Marienberg. Hier wurde es beiden zu heiß, sie haben wie das Schnaderhüpfl sagt: „Die Kutten aufg'hängt und sind den Madeln nachg'sprengt." Mit welchen Studien er sich dann zu Wien beschäftigte, wüßte ich nicht anzugeben, ich erinnere mich nicht, daß ich ihn irgendwo getroffen hätte. In den Märztagen hat er sich gewiß nicht kompromittiert. Nach meiner Heimkehr fand ich ihn als Redakteur der Schützenzeitung. Doktor Schuler lieferte zwei sehr beachtenswerte Aufsätze: „Der Frieden von Villafranca" und „Tirolische Gedanken". Schönher praktizierte nebenbei bis 1866 in der Kanzlei des Hofrats Klingler, der das Referat über Militärsachen hatte, dann erhielt er einen Platz im Archiv der Statthalterei. Unvermutet wurde er zum Direktor desselben ernannt. Das veranlaßte allerlei Nachreden. Dieses Mal hat jedoch die Protektion den richtigen Mann gefunden. Er erwarb sich Verdienste; aus den staubigen Akten zog er interessante Beiträge zur Geschichte Tirols und tirolischer Kunst, namentlich beschäftigte ihn das Denkmal des Kaisers Max in der Hofkirche. Für diese Arbeiten erhielt er den Doktorhut von der Universität Zürich, wo ihn Lübke empfahl. Durch Heirat wurde er wohlhabend und so nach allen Seiten gesichert. Diese äußeren Erfolge steigerten sein Selbstbewußtsein auf das Höchste. Was

seinen Charakter anlangt, so sagte Greuter in seiner drastischen Weise: „Er ist Achillesferse vom Scheitel bis zur Sohle.“ Namentlich zeichnete er sich als Hoftiroler aus und das trug vielleicht mehr zu seinem Fortkommen bei als seine immerhin thatsächlichen Verdienste. Ein Zug charakterisiert ihn: Als der deutsche Kaiser Wilhelm zu Salzburg war, rühmte sich Schönherr, vor diesem Herrn nicht den Hut gerückt zu haben, wie er denn überall gegen die Deutschen eine feindselige Gesinnung zur Schau trug. Wenn er mich gelegentlich in seinem Blättchen mit Kot bewarf, sei es ihm, wie so vielen andern, verziehen und ich hätte ihn überhaupt ohne die Fahne gar nicht erwähnt!

Requiescat in pace!

Am 25. April 1898 erhielt ich von T. Profanter einen Brief:

„Lieber Hauptmann!

Wien und Tirol haben beschlossen, den Tag von ponte tedesco zu feiern. An diesem Tage, den 12. Mai, werden wir die schöne Julie, unsere Fahne, die durch Deine kräftige Verwendung jetzt im hiesigen Museum steht, bekränzen und im Versammlungslokale aufpflanzen. Es kann ein schöner Tag werden. Eine seltene, vielleicht die einzige und letzte Zusammenkunft. Wenn Du kannst, komme, wir freuen uns, Dich in unserer Mitte zu haben. Es grüßt im Namen aller

Dein

Profanter.“

Ich mußte ablehnen; fast bis Mitte März hielt mich

die Influenza im Bett, daran hängte sich die Gicht an, die mit Unterbrechungen bis Anfang Mai dauerte.

Am 11. telegraphierte ich nach Bozen:

„Heil den noch lebenden Waffenbrüdern, den toten treue Erinnerung!“

Am 12. erhielt ich die Antwort:

„Gruß der versammelten Waffenbrüder Dir, dem alten Hauptmann, in treuer Erinnerung. Bozen, 12. Mai 1898.“

Daran schließe ich den Bericht der Bozener Zeitung von Dr. T. Profanter:

„Bald nach den Märztagen im Jahre 1848 kamen von allen Seiten des Reiches Forderungen und Verlangen nach Wien. Auch Tirol schickte seine Abgeordneten, diese aber wollten nur etwas Geld und gute Waffen, um die von den Welschen angegriffene Südgrenze ihres Landes schützen zu können.

Durch diese Nachricht der vom Feinde bedrohten Heimat mächtig ergriffen, traten hundertfünfunddreißig junge Männer, Tiroler, Vorarlberger Studenten der Wiener Hochschule, Juristen, Mediziner und Techniker zusammen und bildeten in einer in der Aula der Universität abgehaltenen Versammlung eine freiwillige Kompagnie, um dem gefährdeten Lande zu Hilfe zu kommen. Es war dies die erste Kompagnie der damaligen Landesverteidigung. Es waren dabei viele Söhne der ersten Familien des Landes und viele talentvolle Leute, die später in hoher Stellung in Amt und Würden waren. P. Haspinger, der Rotbart von 1809, ein 72jähriger Greis, trug sich selbst als Feldpater an und zwei Enkel des Andreas Hofer traten ebenfalls

ein. Die Offiziere wählten sich die Studenten selbst aus ihrer Mitte. Am 15. April war der Auszug und als die wackere Schar, voran die schwarz-rot-goldene Fahne, mit ihren blitzenden Waffen und dem Stutzen hoch, aus dem Riesenthore des Stefansdomes, in dem der Bischof Angerer die Fahne weihte, heraustrat, entstand von der auf dem Platze und den Straßen dicht angesammelten Menge ein Gebrause von Rufen und Grüßen bis zum Bahnhofe. Es war ein Abschied rührend, erhebend und großartig. So mögen einst die Fabier aus Rom gegen den Feind gezogen sein.

In Eilmärschen und überall festlich empfangen, ging es dem Lande zu und Ende April standen die Studenten an der äußersten Südgrenze bei Rocca d'Anfo mit einer Kompagnie Tiroler-Jäger nahe dem zahlreichen Feinde gegenüber.

Die erste Zeit füllten tägliche Alarmierungen und ein strenger nächtlicher Rundgang aus. Am 12. Mai kam es zu einem ernsten Zusammentreffen mit dem Feinde bei ponte tedesco, einer Brücke über die Chiese im Thale am Idro-See. Die Welschen kamen mit Kanonen angefahren und schossen mit Kartätschen, die Studenten hatten nur ihre Stutzen. Das Gefecht dauerte lange Zeit, der Feind konnte die Brücke nicht erzwingen, so gut wurde sie von den Studenten und Jägern verteidigt. Es war ein heißer Tag. Hier fiel der Friese, der Sohn des Professors aus Innsbruck und fünf Kameraden waren verwundet, darunter schwer Purtscher durch einen Streifschuß am Kopfe und Pernstein, der, ein virtuoser Fortepianospieler, zwei Finger der rechten Hand verlor.

Die Welschen luden aber zwei Wagen mit Toten und Verwundeten und mußten sich zurückziehen.

Die Kompagnie hatte ihre Feuertaufe bestanden und hatte sich tapfer gehalten.

Das Andenken dieses Tages zu feiern beschlossen die noch lebenden Mitglieder und als Versammlungsort wurde Bozen bestimmt.

Im Versammlungsorte wurde die bekränzte schwarz-rot-goldene Fahne aufgestellt. Sie war ein Geschenk des Dr. Andreas Gredler in Wien, dessen Tochter Julie die Patin war, daher die Fahne von allen „die schöne Julie" hieß.

Aufgestellt wurde auch die naturgetreue Kopie des prachtvollen Bildes von Professor Alois Schön: „Frieses Tod bei ponte tedesco".

Von den hundertfünfunddreißig leben noch achtzehn und von diesen sind erschienen acht.

Allseitiges Grüßen und warmer Händedruck, mancher sah die andern seit 1848 nicht mehr. Dann wurde die Kompagnieliste verlesen und der Toten mit Trauer und Wehmut gedacht. Dann ging es ans Erzählen, jeder hatte aus seinem Gedächtnisse zu berichten, um die Begeisterung jener Zeit wach zu rufen, von der alle mächtig ergriffen waren. Wie lebhaft diese in den Herzen noch fortlebt, möge der Brief des Hauptmanns zeigen, der jetzt verlesen wurde:

Lieber Freund!

Möchte so gerne der Einladung folgen, möchte gerne noch einmal unsere Fahne über meinem grauen Haupte flattern sehen, aber ob ich meinen morschen Leib der

Eisenbahn nach Bozen anvertrauen darf, ist die Frage. Ich bin schlecht daran. Küsse die schöne Julie in meinem Namen, drücke den treuen Waffenbrüdern zum ewigen Abschied die Hand. Bald wird auch der letzte von uns bei der großen Armee eingerückt sein.

Ich schreibe dieses mit tiefer Rührung und gedenke wehmütig der herrlichen, begeisterten Tage unsrer Jugend.

Dein alter Pichler.

Ein zweiter Brief wurde verlesen und schreibt Dr. Waibl, Bürgermeister von Dornbirn:

Lieber Freund!

Es war schön von Euch Boznern, daß Ihr die schöne Julie zu Euch genommen und ihr für den 12. d. Mts. den wohlverdienten Ehrentag bereitet habt. Wie gerne möchte ich bei Euch sein, wie gerne die alten Kriegskameraden beisammen sehen, wie gerne möchte ich noch unsere Julie umarmen und küssen, die Fahne, der wir treu geblieben und treu immer bleiben werden. Grüße, die herzlichsten, an die alten Waffenbrüder.

In treuer Erinnerung

Dein alter Kamerad Dr. Waibl.

Die Freunde aber saßen noch lange beisammen beim gastlichen Mahle, im trauten Gespräche und glücklich noch einmal die frühere Begeisterung in ihren alten Tagen wach gerufen zu haben. Dann den letzten Kuß und Händedruck, es ging ans Scheiden. So endete das schöne Gedenkfest."

Aus den Oktobertagen.

Motto.

Wehe denen, die Böses gut, und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die aus Sauer Süß und aus Süß Sauer machen! Jesaias V, 20.

Ich hatte Wien am 15. April 1848 verlassen, um mit der akademischen Schützenkompagnie für die Verteidigung der Tirolergrenze mitzuwirken, und kehrte erst Anfangs Oktober wieder dahin zurück. Sei es nun, daß der Aufenthalt in den Bergen der Heimat mich dem Treiben der großen Stadt entfremdet hatte, oder daß wirklich ein Dämon neue bisher verborgene Gestalten ans Licht gerufen: mir kam vor, als habe ich nie so viele unheimliche Gesichter versammelt gesehen; da, dort die Farbe der roten Republik, ein wirres Durcheinandertreiben, daß nur zu bald die Ahnung aufsteigen mußte, es sei wieder ein Ereignis in nächster Aussicht. So geht dem Erdbeben eine drückende Schwüle voraus, niemand kann den Zusammenhang bestimmen, aber die folgenden Schrecken bestätigen nur zu sehr die ungünstige Voraussetzung. In das innere Getriebe der Leidenschaften zu blicken, die gegrabenen Minen zu er-

forschen, war dem Neuangekommenen nicht vergönnt, um so weniger, da mich beständig unaufschiebbare Geschäfte in Anspruch nahmen. So rückte der 6. Oktober heran. Die Begebenheiten desselben sind bereits von Augenzeugen hinlänglich geschildert, ich hielt mich ferne, denn ich wollte meine Waffen, die ich in einem ehrenvollen Kampfe getragen, hier, wo Bürger gegen Bürger stritten, nicht besudeln. Wie bekannt, war die unmittelbare Ursache von allem, daß Pöbel und Nationalgarden den Abzug von Militär, das dem Banus gegen Ungarn helfen sollte, gewaltsam verhinderten. Ein an der Taborbrücke entstandes Gefecht zog sich bald in die Stadt hinein, wo es Bürger und Studenten, obwohl auch Bewohner des Kärnthnerviertels feindlich gegen sie auftraten, siegreich durchführten. Später erfolgte die grauenvolle Ermordung Latours, bei der Wien den schrecklichen Beweis lieferte, daß Menschengefühl selten in den aufgereizten Volksmassen zu finden sei. Wer den Gang der Ereignisse und das Eingreifen der Menge unbefangen beobachtet, und sein Urteil von Thatsachen, nicht von schwärmerischen Träumen abhängig macht, wird mit tiefem Schmerz zugeben: jene hehren Begriffe von Freiheit und Gleichheit, die unsere Jugend begeistern und die Thatkraft des Mannes herausfordern, seien zwar als Ideale die Zielpunkte des Strebens der Besten, können aber ihre Verwirklichung in den Massen schwerlich jemals hoffen. Die alten durch die Märzwoche so unerwartet aufgehobenen Zustände wird nur ein in Sünden verrotteter Büreaukrat zurückwünschen; die Zügellosigkeit aber und jene freche Selbstsucht, die einst vor dem Throne kniete und in den

Ministerhotels antichambrierte, während sie jetzt mit der Jakobinermütze vor der souveränen Bluse hündelt, erfüllen mit Grauen und Ekel. Wie nahe liegt hier der Gedanke einer alles rächenden Nemesis! Die Nacht schien das Gemetzel zu beenden; plötzlich aber, als wär' es im Bewußtsein des begangenen Frevels, schrieen die Volksmassen nach Waffen, um sich gegen die Folgen der That zu sichern und stürmten im wilden Schwall gegen das von Soldaten besetzte Zeughaus. Ich kann nicht beschreiben, wie mich der dumpfe Donner des Geschützes, der fernher in mein einsames Zimmer drang, erschütterte. Für einen, der die Waffen liebt, giebt es kaum etwas schmerzlicheres als an einem Kampfe, der in unmittelbarer Nähe stattfindet, aus fester Überzeugung nicht teilnehmen zu dürfen. Gegen Morgen hörte das Feuer auf, das Militär, in seiner Stellung zu schwach, öffnete die Thore des Zeughauses und übergab es der Volkswehr und akademischen Legion.

Gegen Mittag ging ich in die Stadt, um mir aus den Spuren der Verwüstung ein Bild des stattgehabten Gefechtes zusammenzusetzen. Das Schottenthor war bis auf einen engen Zugang geschlossen und durch vorgelegte Pflastersteine verrammelt, gleich dahinter sperrte eine Barrikade, der man es wohl ansah, daß sie nicht von Leuten, welche die Wirkung des schweren Geschützes zu beurteilen wissen, gebaut ist, die Straße. Durch eine Lucke drohte der Schlund einer geraubten Kanone, auf dem Kamm standen Arbeiter und Studenten um die schwarz-rot-goldene Fahne und sangen ein lustiges Lied. Auf allen Wegen zum Zeughaus begegneten mir zahlreiche Scharen von Leuten, welche Waffen jeder

Art davon schleppten. Es war ein buntes Gemenge: hier ein Bube, der kaum unter einem rostigen Helm hervorgucken konnte, dort ein anderer mit einer alten elfenbeinausgelegten Flinte, hier wieder ein Bauer die blaue Schürze umgebunden mit Pike und Karabiner, dort ein Akademiker in Kürassierharnisch den langen Raufdegen eines spanischen Hidalgo schwingend. So wurde manches Denkmal ruhmvoller Siege fortgetragen, um dann später von Schlossern und Juden für etliche Groschen auf immer vertrödelt zu werden. Man wird den Schmerz bei diesem Anblick entschuldigen. Kokettiere, wer da will, mit dürren Stammbäumen und dynastischem Stolze, daran liegt nicht viel; was aber groß und ehrwürdig schien für alle Zeiten, sieht der denkende Mensch nur mit Trauer entehrt und verwüstet.

Die Wände des Zeughauses so wie der Gebäude gegenüber trugen die häufigen Male der Kartätschen- und Flintenkugeln. Eines Umstandes will ich erwähnen, den meine frommen Landsleute in Tirol gewiß als ein Wunder deuten. Eine Schar Menschen betrachtete neugierig die Statue der heiligen Jungfrau mit dem Christkind auf dem Arm in der Nische über dem Thore des Zeughauses. Obwohl an der Mauer ringsum die Kugeln so zahlreich eingeschlagen hatten, daß man oft auf einer Spanne Raumes zwei bis drei Löcher sah, so wurde doch das Bild nicht getroffen, nur der Saum des roten Kleides zeigte die Spur unbedeutender Verletzung. Ich wandte mich gegen die hohe Brücke, da duftete mir überall aus den Blutlachen der frische Mord entgegen, denn hier lagen die Toten

haufenweise geschichtet. Mit Schaudern erinnerte ich mich jener Verse des Äschylos, wo Kassandra beim Eintritt in die Hallen des Atridenpalastes die verübten Gräuel ahnt und sich entsetzt abwendet. Es war der Geruch einer Schlachtbank, mir schien als schaute ich jene Schreckensgestalten der Erynnien, welche der Geist des Dichters im Blutdampf aufsteigen sah.

Von hier ging ich auf den Hof, dort stand der dreiarmige Gaskandelaber, wo Latour nackt und verstümmelt die ganze Nacht hindurch hing. Volksmassen drängten sich am Platze, bisweilen hörte man einen Sanskulottenwitz über den Rest des Strickes, der droben im Wind hin und her schwankte. Die Ladenthüren in der Nähe und bis zur Bognergasse waren trotz des Eisenbeschlages überall durchschossen, das gleiche Schauspiel bot sich an der Ecke gegen den Stock im Eisen. Unterdes war es dunkel geworden; auf dem Pflaster glitzerten im Licht der Gasflammen wie Eisnadeln unzählige Splitter von zertrümmerten Fenstern. Der Stephansdom mit seinen Steinblumen stand ernst und düster in der Dämmerung, auf dem weiten Platze wogten summend die Menschen hin und her: Buben und Weiber schrieen mit widerlich gellender Stimme Karikaturen und Tagblätter aus. Ich flüchtete mich aus dem wüsten Gedränge in die stillen Hallen des Gotteshauses. Hier fand ich Raum und Ruhe genug, denn die Menschen hatten jetzt keine Zeit zum Gebet, und der wilde Lärm von draußen fand keinen Wiederhall in diesen hehren Bogenwölbungen, deren Dunkel zwar die emporwachsenden Pfeilerbündel erreichten, aber nicht mehr das Auge. Schweigen des Grabes

herrschte hier — eine Mahnung der Unendlichkeit an das nur mit Vergänglichem beschäftigte Herz. Ich verweilte lange, besonders drängten sich meinen Gedanken unwillkürlich die Sprüche des Propheten Jeremias auf: „Rüstet euch zum Kriege wider sie; wohlauf, laßt uns hinaufziehen, weil es noch hoch am Tag ist! es will Abend werden und die Schatten werden groß. Wohlan so laßt uns auf sein, und sollten wir bei Nacht hinaufziehen, und ihre Paläste verderben. Fället Bäume und machet Schütte wider Jerusalem; denn sie ist eine Stadt, die heimgesucht werden soll!"

Sonst hätte das herrliche Herbstwetter Scharen von Städtern hinausgelockt zur Weinlese auf den Rebenhügeln ringsum; jetzt lastete trübe Ungewißheit auf dem unglücklichen Wien, und wenn jemand die Thore verließ, war es nicht deswegen, weil ihn die reifen Trauben anlockten, sondern er eilte mit banger Ahnung aus den bedrohten Wällen, um nicht mehr sobald dahin zurückzukehren. Es war der 9. Oktober. Schon begann es zu dämmern, als ich die Hofbibliothek verließ, mich ein wenig in der Stadt umzuthun. Über den Josephplatz liefen Menschen in voller Unordnung, auf deren Gesichtern man leicht lesen konnte, es müsse wieder etwas los sein. Auf meine Frage wurde geantwortet: Jellachich ziehe heran, ja sei bereits im nahen Schwadorf eingerückt. Auf der Aula bestätigte man das eben vernommene als zuverlässig. Überall standen Gruppen mannigfaltig gemischt und bewaffnet in der ernsten Beratung, wie man den verhaßten Bau vernichten solle. Ohnehin hieß es, er habe nur etwa 2000 Mann Lumpengesindel, welche die Schnellfüßig-

keit vor dem Schwerte der ritterlichen Ungarn gerettet habe. Daß es vielleicht nur die Vortruppe sei, daran dachte niemand, viele jubelten schon über die Dummheit Jellachichs, der so recht dem Stricke entgegenlaufe. An der Treppe der Universitätskirche saßen die rußigen Bahnarbeiter, wie es schien mehr zur That als zum Wort aufgelegt; in der Faust trug jeder eine fünf bis sieben Fuß lange Eisenstange, welche unten zu besserer Führung einen Handgriff hatte, nach oben in eine breite scharfgeschliffene Lanzenspitze ausgeschmiedet war. Das Universitätsgebäude verleugnete jede Spur seiner ursprünglichen Bestimmung; der ernste Geist der Wissenschaft schien für immer vor dem Lärm des Kasernenlebens gewichen zu sein. In den Hörsälen lag Stroh ausgebreitet, auf dem Soldaten und Studenten die Waffen an der Seite ganz gemütlich schliefen, von den Wänden schauten verwundert die Bildnisse der hochansehnlichen gelahrten Herren nieder, welche hier einst ihre Foliantenweisheit vortrugen. Einem mit ungeheurer Alongeperücke war das Gesicht ausgeschnitten und dafür eine Affenlarve eingesetzt. Dort, wo einst der Katheder stand, bot eine eben nicht züchtige Dirne Cigarren und Mohnkuchen feil, in der Mitte des Saales hockte auf umgestürzten Bänken eine lustige Schar von Rauchern, die sich über ein Studentlein lustig machten, das in einem Reiterküraß mit dem großen Helme aussah wie eine Maus unter dem Topf. Andere schwangen halbtrunken Blechschalen mit Zehentwein, den irgend jemand der Aula verehrt hatte. Diese bildete in der That den Ausgangspunkt jeder Maßregel, die eine kräftige Durchführung forderte, denn die Feuerköpfe

hatten hier weder Rast noch Ruh, und würden gewiß, wenn ein Anlaß zum Handeln fehlte, ihn vom Zaun gebrochen haben. Es ist klar, daß die Wiener Universität, wenn sie in diesem Zustande verblieben wäre, auch nicht einmal den bescheidensten Ansprüchen, wie sie der Staat an eine Lehranstalt zur Bildung seiner Bürger stellen muß, entsprochen hätte. Alle Fugen waren gesprengt, wer sollte die Glieder einrenken! Da war wohl mancher Hamlet, der vom Weltgeiste salbaderte, aber kein Mann zu handeln mit genialer Kraft. Das war die schwerste Schuld, die auf den Machthabern der Vergangenheit lastete: daß sie aus Furcht und Selbstsucht nirgends die Bürger für den Staat erzogen; nun tobte das Volk unaufhaltsam wie bei den Klängen von Oberons Horn; die es bliesen, waren selten rein, oder bloße Phantasten, viel häufiger kalt rechnende Spekulanten, die mit einer Art Mauschelpolitik ihr Profitchen im Trüben suchten.

Später ging ich vom Platze auf die vorliegende Dominikanerbastei. Der Zugang war durch eine kleine Barrikade geschlossen, hinter der Arbeiter und Dirnen an einem Feuer kauerten. Diese holden Wesen erhoben sich alsogleich zum zärtlichsten Gruße. Eine davon hängte sich an meinen Arm: „Es sei denn doch eine rechte Freude, daß die Akademiker überall hinkämen nachzusehen!“ Dann folgten einige obligate Zoten, während ihre Schwestern in einer schmutzigen Pfanne irgend ein Gebräu sotten und die Arbeiter Erdäpfel brieten. Nach einer Weile gelang es mir loszukommen. Die Bastei war bereits von Studenten und Arbeitern besetzt; denn die von Auersperg im

Schwarzenberg-Garten genommene Stellung, wo er eben so leicht angreifen als schwer angegriffen werden konnte, ließ keine guten Absichten vermuten. Wachen schritten langsam auf und nieder, während die übrige Mannschaft in Vertiefungen am Feuer lagerte und der Weinflasche tüchtig zusprach.

Die übergegangenen Grenadiere gaben Kasernenwitze zum besten, überlautes Gelächter erscholl wie Hohn; mancher von diesen Soldaten schien so die Aufregung des Gemütes und das Nachdenken über die Folgen seiner That zu betäuben. Auf der Brustwehr waren Steine geschichtet, um sie den Stürmenden auf den Kopf zu schleudern; jeder Zugang konnte durch den wirksamen Ertrag des Geschützes mit Kreuzfeuer bestrichen werden, alles bewies den Ernst, mit dem man einer etwaigen Belagerung die Stirn zu bieten entschlossen war. Legionäre und Nationalgarden sprachen voll Zuversicht; jeder, der nicht beistimmte, kam in Gefahr, als Feind der Freiheit angesehen zu werden; wie man nicht bloß Andersdenkende terrorisierte, sondern auch solche, welche an und für sich dem alten System abhold, zur Mäßigung rieten, schimpflich verdächtigte. Jede offene Rede war gehemmt: so hatte sich die Wiener Freiheit eine Polizei geschaffen, welche nur um so verwerflicher war, als sie im heiligen Namen der Freiheit geübt ward.

Wie bei einem Landregen die Wolken aus allen Windrichtungen aufsteigen, sich erst zerteilen und dann dichter wiederkehren, gleichsam als zögerten sie, die Wasserströme niederzugießen, so auch deuteten finstere Zeichen: bald alles verachtende Keckheit, bald vor allem

bebende, entnervende Angst, daß sich nach und nach das Maß der Schrecken für Wien erfülle.

In der Nacht vom 12. auf den 13. hatte Auersperg seine feste Stellung am Belvedere, aus der ihn der Reichstag vergebens hinauszuschwätzen versuchte, in aller Stille aufgegeben, um sich, woran Einsichtige gar nicht zweifelten, mit Jellachich, dessen Vorposten bereits in Simmering standen, zu vereinigen. Der Abzug geschah mit solcher Eile, daß mit andern Gerätschaften sogar eine Fahne vergessen wurde. Wie es sich von selbst versteht, wurde das als Flucht ausgelegt, und die Fahne als ein Siegeszeichen vom Volk mit lautem Jubel auf die Aula gebracht. Nachsuchende fanden auch etliche gräßlich verstümmelte Leichen, darunter die eines Technikers. Die Finger waren abgehackt, von den Gliedern große Stücke Fleisch weggehauen, andere Teile viehisch zerquetscht. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr dieser Anblick alles empörte. Kaum erzählt die Geschichte vom Raubgesindel Ezzelins oder den Söldnerbanden des dreißigjährigen Krieges ähnliche Mißhandlungen. Dem Frevel innerhalb der Mauern folgten die Unthaten außerhalb der Mauern, jede Versöhnung ward dadurch fern gerückt, so daß man mit Bangen der Zukunft entgegensehen mußte, wo die Erbitterung offenen Kampfes jede Rücksicht der Menschlichkeit lösen würde.

Durch den Abmarsch der Truppen aus der bisherigen Stellung war die Linie frei geworden, ich wollte daher sehen, wie und wo die Kroaten stünden. Auf dem Glacis liefen überall Herden ungarischer Ochsen und Schafe herum, welche man aus Furcht vor der

Wegnahme durch das Militär nicht mehr ins Freie zu treiben wagte. Sie ließen sich's auf der ungewohnten Weide, wo sonst schöngeputzte Städter lustwandelten, recht wohl sein. Dazwischen rannten Bewaffnete hin und her, so daß mich nur wunderte, warum nicht zur Vervollständigung der Idylle der Hirtenbube statt der Geisel eine Muskete trage. In der Vorstadt Wieden war überall das Pflaster aufgerissen und bis an den Wall hin zu Barrikaden verwendet. Dort standen fünf Kanonen, Bürger dabei, welche behaglich ihr Pfeifchen schmauchten und den Mägden, die im langen Zuge wie die Ameisen durchs Thor hinausgingen, zusprachen, ja soviel Mehl und Gemüse als immer möglich aufzukaufen. Da man mir den Durchgang versagte, so erstieg ich die Linie, um von dort aus die Gegend zu überschauen. Der Tag war sonnenhell und licht, nicht zu warm, ganz geeignet für eine Schlacht, die Umrisse selbst der fernsten Gegenstände gränzten sich so klar und scharf ab, daß ein Schütz zum Scheibenschießen kein besseres Wetter wünschen könnte. Vor mir standen die Bauten des Gloggnitzer Bahnhofes, der, wenn es zu einer Belagerung kommt, gewiß stets einer der bestrittensten Punkte im ganzen Umkreis bleiben wird, indem er beinahe festungsartig mit seinen Wehrmauern und Erdaufwürfen, auf denen die Schienen liegen, sowohl die Stadt als die Fläche vor ihr beherrscht. Links dehnt sich Simmering gegen Ost mit dem St. Marxer Friedhof, den als einen wichtigen Anhaltspunkt der Verteidigung das Militär besetzt hielt. Von einem Vorsprung der Schanzen schauten viele Menschen mit Fernrohren auf das Laarwäldchen.

Dort sah man hin und wieder Bajonette blitzen und Haufen von Soldaten in reger Bewegung. Es waren die Vorposten der Kroaten, kaum eine halbe Stunde entfernt. Beim Fortsetzen des Weges gelangte ich an eine Stelle, wo der Wall in der ganzen Breite durchbrochen war, um für einen Kanalbau Raum zu schaffen. Vor die Öffnung waren Ziegelsteine hingeworfen, ein so schwaches Bollwerk, daß man eben nicht die Sprungfertigkeit eines Remus brauchte, um darüber wegzusetzen. Plötzlich donnerte an der St. Marxer Linie eine Kanone, mehrere Schüsse folgten, auf dem nahen Kirchhof bemerkte man einzelne Plänkler, die ihre Musketen gegen den Wall losfeuerten. Es war nicht recht denkbar, daß ein Angriff erfolgen sollte, man bemerkte ja sonst nirgends auf der weiten Ebene eine Bewegung größerer Heeresmassen. Nur am Waldsaum wurde eine Tirailleurkette sichtbar, die sich aber, weil das Feuer bald aufhörte, wieder langsam zurückzog. Ich zweifelte keinen Augenblick, man habe wieder einmal aus einem kleinen Mißverständnis in die Luft geschossen. So war es auch. Einzelne Kroaten hatten sich unvorsichtig den Vorposten genähert; im Übermaße des guten Eifers wurde gleich mit Kanonen dareingewettert. Das erinnerte mich an die welsche Artillerie im letzten Kriege, die ebenfalls, wo nur ein Mann sichtbar wurde, ein paar Stückkugeln fliegen ließ — den Schützen und Soldaten freilich nur zum Spaße.

Eine andere Veranlassung zum Alarm gaben auch häufig die Neubewaffneten; man war des Lebens nicht sicher: alle Augenblicke ging irgend einem die Muskete los. Eine Anekdote ist sehr bezeichnend. Beim Ma-

növer sollte ein Gardist schießen; er mochte jedoch abdrücken, so oft er wollte, es brannte zwar das Zündkraut auf, der Lauf entlud sich nie. Der Feldwebel nahm das Gewehr und bohrte mit einer Nadel ins Zündloch. Unser wackerer Gardist hatte nämlich die Patrone samt der Hülse in den Lauf gestoßen, so daß erst das Papier durchstoßen werden mußte, um das Entzünden des Pulvers möglich zu machen. Nun feuerte er, bekam aber einen so heftigen Stoß, daß er rückwärts taumelte. Schnell ließ er das Gewehr fallen. Der Feldwebel hieß es aufheben, jener aber rief: „Um Gotteswillen laßt es liegen, es geht noch fünfmal los!“ Er hatte nämlich sechs Patronen geladen. Abgesehen von den vielen Lächerlichkeiten, die bei solchen Gelegenheiten wohl auch anderswo vorkommen, scheinen die Verteidiger der Stadt den Satz durchaus nicht begriffen zu haben: im Krieg brauche man viele Hände und wenig Köpfe! Taktische Kenntnisse erwirbt man sich weder als Redner bei Verbrüderungsfesten, noch im Lärm der Aula, und sie werden durch nichts weniger ersetzt als durch eitlen Hochmut.

Die ausgestellten Posten verboten den Weg weiter fortzusetzen; ich kehrte daher über die ebenfalls verbarrikadierte Landstraße zurück. Der Rest des Tages verging ziemlich ruhig, wenn man unter derartigen Verhältnissen überhaupt von Ruhe sprechen kann.

Schon war es 11 Uhr nachts, und es schien keine weitere Störung mehr bevorzustehen, als auf einmal lautes Geschrei auf der Gasse die Stille unterbrach, darauf Trommelwirbel und das Sturmgeläute aller Glocken der großen Stadt. Ich richtete mich auf, wie

ferne Wetterschläge klangen Schüsse an mein Ohr. In kaum drei Minuten stand ich auf der Straße, noch zweifelhaft wohin ich mich wenden solle, denn der Lärm war von allen Seiten gleich. Ein altes Weib rief mir vor Angst schnatternd entgegen: „Jetzt wird's Ernst! Im Namen Gottes Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Vater unser, der du bist" — ich nahm mir nicht Zeit, das Ende des Gebetes abzuwarten, sondern ging dem Hernalser Thore zu. Dahin strömten die Bewaffneten und besetzten nach und nach den ausgedehnten Wall. Niemand wußte, was geschehen sei; nur ein Arbeiter zeigte mir zwei Feuer auf den Höhen von Döbling, welche von Zeit zu Zeit heller aufloderten. Das bedeute einen Angriff. Ich hatte mich bald überzeugt, daß es nur blinder Lärm sei, und sagte das ganz offen, erregte aber dadurch Mißfallen, denn die Leute wollten durchaus große Gefahr sehen. Zuletzt erklärten mich einige feine Köpfe für einen Schwarzgelben, der, um dem Feinde den Zugang zu öffnen, die Besatzung durch falsche Vorspiegelungen vom Wall zu locken suche. Mir wurde die Sache endlich zu toll, ich machte rechts um und ging heim.

Wie einst das alte Byzanz, so war auch damals Wien durch den Streit von Schwarzrotgold und Schwarzgelb geteilt. Die Doppelfarbe sollte eigentlich die Anhänger der Idee vom alten Kaiserstaat bezeichnen, dazu gesellte sich der Begriff von Reaktion und Zopftum; unsere tollen Radikalen rechneten aber auch jeden hierher, der im allgemeinen Schwindel noch einige Mäßigung zu erhalten wußte. Um die Trikolore scharten sich die Freisinnigen, sie war hier im allgemeinen mehr Symbol

des Radikalismus als des Deutschtums. Die Ereignisse schienen aber wieder auf die frühere Bedeutung hinzuleiten; denn Jellachich trat als Verfechter des Kaiserreiches auf: wie es bestanden, sollte es bestehen! Dadurch wurden neue Mischungen der Parteien und Ansichten bedingt, manche, die vorher schwankten, reiften nun der Entschiedenheit entgegen, was aber der Ausgang des Ganzen sein werde, ließ sich vom größten Scharfsinn nicht berechnen, da in der Monarchie zu viele Faktoren in Wirkung treten, die anderswo gar nicht in Anschlag kommen.

Die folgenden Tage brachten ungeachtet der kritischen Lage wenig Ereignisse von Belang, nichts ließ eine baldige feste Gestaltung der Dinge vermuten, wodurch die Spannung der Gemüter um so peinlicher wurde. Bei dem allgemeinen dumpfen Hinbrüten entwickelten nur die Demokraten eine größere Thätigkeit, ohne übrigens dem erfahrenen Beobachter auch nur die mindeste Zuversicht einflößen zu können, denn es herrschte eine vollendete Ratlosigkeit, die weder durch die vielen Plakate noch auch durch die zahllosen Lügen der Tagespresse zu verdecken war. Der 22. Oktober endlich schien Entscheidendes zu bringen. Wie auf Sturmes Flügeln verbreitete sich die Kunde, Windischgrätz habe über Wien den Belagerungszustand und infolgedessen das Standrecht verhängt. An den Straßenecken drängten sich dichte Menschenscharen, um den betreffenden Maueranschlag zu lesen. Es schien beiläufig dieselbe Wirkung hervorzubringen, wie die Veröffentlichung des Kirchenbannes im Mittelalter; Sorge und Überraschung veränderten plötzlich jede Miene, denn

niemand hatte das erwartet. Die Ahnung eines unglücklichen Ausgangs stieg bei vielen auf, denn woher sollte den Bedrängten, deren eigene Mittel gegen die stets wachsende Menge der Feinde nicht ausreichten, Hilfe kommen? Die Ungarn hatten im eigenen Land zu schaffen, das Landvolk, dem mit Aufhebung von Zehent und Robot jeder Wunsch erfüllt war, kümmerte sich wenig um die Freiheitsideen der Wiener, und das Heer, von welchem man erwartet hatte, es werde scharenweise überlaufen, war noch, trotzdem daß man es auf alle mögliche Weise versucht hatte, nicht so entsittlicht, eine solche Hoffnung durch Meineid zu erfüllen. Von Deutschland geschah, obwohl zwei Abgeordnete aus der Paulskirche zur Vermittlung anwesend waren, kaum je eine Erwähnung; man vertraute eher auf tüchtige Schwerthiebe als auf langweilige Reden, und erwartete von jener Seite höchstens Beileidsbezeugungen im Falle des Unterliegens, aber keine Hilfe in der Not. Auch von Windischgrätz ließ sich voraussetzen, er werde Frankfurt, wo man es nie zu einem durchgreifenden Entschluß brachte und das Geschehene stets als fait accompli hinnahm, nicht berücksichtigen.

Nachmittag ging ich an die Nußdorfer Linie, um mich von der Stimmung zu überzeugen, welche unter den Bewaffneten herrschte. Vor dem Thore stand ein Bursch mit einer großen roten Georgine statt der Kokarde auf der Wache, und sang nach der Melodie des Fuchsliedes mit heiserer Stimme: „Was macht der lederne Windischgrätz? Sa sa Windischgrätz!“ Bisweilen accompagnierte ihm das Sausen einer Stückkugel, die von Döbling herüberflog. Hinter Einschnitten

des Walles lauerten Plänkler, die aufgeführten Kanonen sandten hin und wieder eine Kartätschenladung über das nahe Gebüsch, wenn eine militärische Patrouille zu keck heranschlich.

Wo die Quergassen in Hauptplätze einmündeten, bauten Kinder und Mädchen unbeirrt durch die Gefahr aus Dünger, Steinblöcken und verschiedenen Hausgeräten Barrikaden, während kräftige Weiber mit Pickeln und Schaufeln das Pflaster umwühlten, daß von den Granitwürfeln bei jedem Schlage die lichten Funken sprühten. Man rüstete sich überall zum Widerstand; wollte man keine Unannehmlichkeiten dulden, so durfte man gar nicht ohne Gewehr ausgehen. Patrouillen zogen herum, trieben die Männer aus den Häusern, fingen Unbewaffnete auf, und zwangen sie rücksichtslos mit der Muskete an den Wall zu gehen. Es fehlte hier keineswegs an Stoff zu lachen, besonders gaben ihn die Weiber häufig genug; empören mußte es aber, wenn man sah, wie Knaben und Greise zu einem Kriegsdienst genötigt wurden, von dem sie jedenfalls billiges Urteil hätte loszählen sollen.

Auf dem Rückwege zur Stadt erfuhr ich, es sei endlich wieder erlaubt, auf die Bastei zu gehen. Das Oberkommando habe nämlich Mannschaft und Kanonen von hier, wo sie für den Augenblick nutzlos waren, an die Linie gewiesen, um dort die Besatzung zu verstärken. Dadurch war den Wienern ihr liebster Platz zurückgegeben. Ich vernahm diese Nachricht wie ein Wort der Erlösung; so lange eingesperrt, sehnte ich mich danach, wenigstens mit freiem Blicke in die freie Weite schauen zu dürfen. Rasch stieg ich die gewohnten Stufen

empor, wie sehr war alles verändert! Wo vordem Garden und Studenten in bunter Verwirrung lagerten, tummelten sich Knaben und suchten im mülben Stroh nach Kugeln und Patronen. Auf den sonst so schönen und reinlichen Gängen lagen jetzt überall Ziegeltrümmer und Steinblöcke; Erdhaufen und Bettungen für das Geschütz unterbrachen den Weg, das gelbe Herbstlaub flog im Wirbel dahin, denn kein Gärtner erhielt mehr mit sorgsamer Hand die Ordnung. Marienfäden schwebten im sanften Luftzug auf und ab, über den Bergen des Westens ruhte das Abendrot, doch läutete keine Glocke zum Ave Maria; denn das war bei den gegenwärtigen Verhältnissen streng untersagt; — mir kam es bei der Erinnerung an das vorige so lebhafte Treiben der großen Stadt vor, als sitze ich auf einer ungeheuren Ruine. So wurde es dunkler und dunkler, bisweilen hallte aus den verödeten Gassen Pferdegetrappel, oder das Waffengeklirr einer im Taktschritt hinziehenden Schar. Im Umkreise der weiten Gegend aber flackerten auf allen Höhen wie Irrwische die Wachfeuer der Kroaten empor.

Am nächsten Morgen erklärte der Reichstag das Verfahren des Windischgrätz mit entschiedener Sprache für ungesetzlich. Nach außen war damit nichts gewonnen. So wenig sich die Riesenschlange um das Angstgeschrei ihres Opfers, das sie fester und fester umschnürt, bekümmert, ebensowenig fragten die Führer der Heeresmassen, deren Ringe sich stets enger um die Stadt zogen, nach dem Beschlusse einer Versammlung, in der sich nach ihrer Ansicht ohnehin nur die Mörder Latours befanden. Bei der Menge aber brachte jene Erklärung

mehrfache Wirkung hervor. Der gesunkene Mut wurde dadurch gehoben; denn es gab noch viele, welche hinter den Vertretern der Provinzen im Reichstage die Provinzen selbst sahen, und nun von dieser Seite Entsatz hofften. Freilich bemerkten sie dabei nicht, wie sehr gerade seit den Oktobertagen das Ansehen dieser Versammlung, die den zügellosen Schlächtern Latours gegenüber keine Würde zu zeigen wußte, gesunken sein müsse. Sie hatte sich dadurch, daß sie nicht den Mut hatte, das Verbrechen Verbrechen und die Schande Schande zu nennen, selbst gerichtet. Als heilsamste Wirkung jener Maßregel kann wohl bezeichnet werden, daß das Volk, dem nun sein Kampf als ein durch die gesetzgebende Behörde gerechtfertigter erschien, durch dieses Bewußtsein in den Schranken der Gesetzlichkeit erhalten wurde. Verübten auch Einzelne Missethaten, so steht doch die Zahl derselben in gar keinem Verhältnisse mit der außerordentlichen Lage der wild aufgeregten Massen, und dieses darf man ohne Bedenken zum Teil dem oben angeführten Umstande zuschreiben. Viele, sonst in jeder Beziehung rohe Leute sahen mit größter Seelenangst dem Beschlusse des Reichstages entgegen, und gingen, nachdem dieser erfolgt war, mit voller Beruhigung zum Kampf. Mancher äußerte sich dahin: jene Maßregel wirke zwar schwerlich für hier und jetzt, denn wo hätte je ein Gesetz ohne den Nachdruck äußerer Macht das Schwert der Gewalt in die Scheide gebannt? — sie werde aber in die Ferne und für die Zukunft wirken, indem das Ausland und die Provinzen über den wahren Stand der Dinge aufgeklärt würden, und der Absolutismus nicht einmal wie

beim alten Ständewesen den Schein, als ob die Völker durch ihre Vertreter zustimmten, retten könne. Dürfe man auch jetzt nicht auf den Sieg rechnen, so würde doch der Fortschritt der Zeit, ein mächtigerer Bundesgenosse als alle Heere, die Niederlage zum Siege machen. Obwohl nun jene nicht bemerkten, daß der Reichstag, indem er durch obige Erklärung über seine Befugnis hinausging, sich selbst außer das Gesetz stelle, so war doch auch im Zerrbilde die Macht sittlicher Ideen, sogar da, wo alles im schrecklichsten Umsturze gärte, bewunderungswert und erhaben: sie sind zwar nicht das Schwert, welches den Kampf entscheidet, aber doch der Schild, der die Brust des Kämpfers schirmt. Das wissen die kämpfenden Parteien, welche ihre Siege unter Te Deum-Gesang in den Kirchen anräuchern lassen, gar gut, wenn auch oft die himmlische Gerechtigkeit sich von solchen Siegen mit Abscheu wegwendet.

Mit der größten Gefahr drohte der Mangel an Lebensmitteln, welchen die mit Strenge durchgeführte Einschließung der Stadt in nächste Aussicht stellte. Man hatte nämlich die Sorge für Proviant so ziemlich dem lieben Herrgott, welcher die Lilien kleidet und die Raben nährt, überlassen. Bereits war es dahin gekommen, daß viele Metzger nicht mehr schlachten konnten, und andere nur noch ihren täglichen Kunden Fleisch abließen. An Mehl war ebenfalls kein Überfluß, Milch, die unentbehrlichste Kindernahrung gehörte zu den Seltenheiten, Gemüse war kaum mehr auf den Märkten zu finden. Da blieb auch plötzlich an den Brunnen der Alservorstadt das Wasser aus; natürlich mußte Windischgrätz die Schuld tragen: er habe aus roher Barbarei

befohlen, die Leitungsröhren zu vergraben. Die Sache verhielt sich jedoch anders. Das Wasser wurde nämlich durch Pumpwerke, welche Dampf in Bewegung setzte, aus der Donau gehoben und filtriert; da aber niemand mehr heizte, mußte notwendig diese Quelle versiegen. Trotz dieser Übelstände wollte man aber doch bis zur Ankunft der Ungarn, die man jetzt wieder als gewiß voraussetzte, das Äußerste ertragen. Manche hielten dieselben gar nicht einmal für nötig, sie hatten eine so übertriebene Vorstellung von der eigenen Kraft, daß sie glaubten, beim ersten Ausfall würden sich die kaiserlichen Fahnen zur Flucht wenden.

Bisher war es am Hernalserthor noch zu keinem Gefecht gekommen, vereinzelte Musketenschüsse, welche in der Nacht vom 25. nach dieser Richtung hörbar wurden, ließen auch hier etwas erwarten. Es versammelten sich daher bis zum Morgen eine große Menge Bewaffneter daselbst. Einige hatten im Wall tiefe Löcher gegraben und mit Stroh ausgelegt, in diesen lagen sie wie Murmeltiere, ohne daß der ferne Geschützdonner sie aus dem Schlummer zu stören vermochte. Andere saßen mit weißgrünen Wollkotzen sonderbar drapiert hinter Steinhaufen bei Weinkufen: es sei ja ohnehin vielleicht der letzte Schluck, und den müsse man sich munden lassen. Auf einmal hörte man von der Nußdorfer Seite und dann von Währing her lautes Jubelgeschrei, Posten gab an Posten die frohe Nachricht ab, es seien zwei Bataillone Infanterie und eine Eskadron Kavallerie übergegangen. Dieser Umstand möge dem Leser zeigen, zu welcher lächerlichen Größe oft in unmittelbarer Nähe schon ein Gerücht anwächst. Am

Währinger Thor wußte man nur von 2 Kompagnien, bei der Nußdorfer Linie, wo dieser Übertritt stattgefunden haben sollte, erfuhr man auf genaue Erkundigung, es seien drei Grenadiere angekommen.

Bis gegen 11 Uhr Vormittag fiel nichts mehr von Belang vor, um diese Zeit aber begann das Feuer einer Batterie, welche hinter den Büschen des Wirtshausgartens bei Hernals aufgepflanzt war. Bei dieser Kanonade lief ein Mädchen, ohne die Gefahr zu beachten, zur höchsten Stelle des Walles, nahm die dort aufgehängte Wäsche ab und kehrte dann unter allgemeinem Gelächter über Windischgrätz brummend, wohlbehalten zurück. Große Keckheit bewies auch eine Horde Gassenbuben. Einige Garden äußerten, daß es gut wäre, die Zäune, die quer durch das Feld laufend den Plänklern Schutz gewährten, zu entfernen. Kaum gesagt, holten die Jungen Pikel und Schaufeln, rutschten auf Brettern über den Graben, und rannten zum bezeichneten Platze. Dort begannen sie allsogleich ihr Zerstörungswerk mit solchem Eifer, daß vor ihren Schlägen die Planken krachten, obwohl die Feldjäger kaum 200 Schritte von ihnen mit aufgehobenen Gewehren fluchend drohten. Erst als sie ihnen näher rückten, kehrten sie um und kletterten rasch wie die Katzen über die Ziegelverkleidung des Walles.

Gegen Abend vereinigte sich eine Anzahl Freiwilliger, um die Jäger aus ihrer trefflichen Stellung am Wirtshaus zu vertreiben. Diese hatten wahrscheinlich keine Ahnung davon, daß dieses Unternehmen weder mit einsichtsvoller Leitung noch auch mit gehöriger Unterstützung stattfinde, sonst wären sie sicher nicht so schnell

vor der tollkühnen Schar in den Friedhof von Hernals geflohen: man hätte dieselbe durch den geringsten Widerstand abhalten oder gar vernichten können. So wurde die Anhöhe beinahe ohne Kampf genommen, konnte aber auch nicht behauptet werden. Bei einbrechender Dämmerung hörte das Schießen auf, und jeder Teil kehrte in seine ursprüngliche Stellung zurück. Nur wurde in den meisten Straßen das Pflaster aufgerissen und Mist ausgebreitet, um den Rückprall von Kugeln und Granaten zu lähmen. Als es ganz dunkel geworden, rötete der Brand eines Gebäudes der Leopoldstadt den Himmel. Eine Schar Volkes betrachtete mit bangem Schweigen den Widerschein der Flammen, Furcht und Mißtrauen hatte sich der Gemüter bemächtigt.

Nun wurde, während nach andern Richtungen hin heftige Gefechte stattfanden, an der Hernalser Linie Tag für Tag geplänkelt. Am Morgen des 29. hörte man aber von keiner Seite mehr einen Schuß. Meine Quartierfrau, die um Lebensmittel ausgegangen war, brachte die Nachricht, das Militär stehe bereits in der Vorstadt Landstraße, ebenso sei auch die Leopoldstadt von den Mobilen geräumt. Auf der Gasse bestätigte mir ein Gardist nicht nur das bereits Gehörte, sondern setzte auch noch bei, die der Alservorstadt nahe Rossau sei ebenfalls in den Händen der Feldjäger. Die Sache schien mir unglaublich, überall rannten die Leute durcheinander, die verschiedensten Gerüchte kreuzten sich, um die Verwirrung voll zu machen, fuhr nun auch eine Kanone eilig der Stadt zu, als habe man jede Verteidigung aufgegeben. An der Hernalser Linie standen noch die Arbeiter unerschüttert, fluchend bei Himmel und Hölle, daß

sie jeden, der von weichen spreche, niederschlagen würden. In der Rossau hing bereits am Eckhause der Hauptstraße die weiße Fahne aus einem Fenster, nebenbei stand eine Reihe Soldaten, von der sich einzelne ablösten, um die eingelieferten Waffen in Empfang zu nehmen. Wie sollten diese Truppen bei der stark besetzten Linie ohne Schuß hereingekommen sein? Beim Bezirkschef herrschte volle Verwirrung, Ordonnanzen liefen durcheinander um erst an das Oberkommando Bericht zu erstatten, denn bei diesem Stand der Dinge konnte die Besatzung der Hernalser Linie jeden Augenblick im Rücken gefaßt und abgeschnitten werden. Niemand wußte in dieser Gefahr weder zu thun noch zu raten. Alles blieb wie von plötzlichem Frost erstarrend gelähmt, nur die wenigen Arbeiter am Thor verwünschten die Feigheit oder den Verrat, der ihnen so schmählich die Waffen zu entwinden drohte; sie waren entschlossen, auf ihrem Platze das Äußerste zu erwarten.

Bald darauf erschien endlich ein Plakat des Oberkommandos, das mit einem Schwall von Phrasen erklärte: die Vorstädte seien nicht mehr zu halten; wer aber Mut habe, solle in die Stadt eilen, die man, wenn die Mehrheit der Streiter dafür stimme, mit den vorhandenen Mitteln selbst gegen die Übermacht heldenmütig verteidigen wolle. Da hätte denn doch auch der Verblendetste wissen können, wie viel es geschlagen habe. Auf der Straße erzählte ein Offizier der Mobilgarde folgendes: „Ich hatte nachts am Bründlbad die Posten zu überwachen. Da fand ich nun bei einem späten Rundgang weder das Nußdorfer Thor noch auch den entsprechenden Teil der Linie besetzt. Verwundert

darüber glaubte ich anfangs, die Leute seien aus Ermüdung in ihrer Pflicht säumig geworden, und hätten sich um auszuruhen ein wenig zurückgezogen. Es war aber nichts mehr zu sehen und zu hören, so lang ich auch wartete. Mit der geringen Anzahl meiner Mannschaft konnte ich die weit ausgedehnte Strecke nicht besetzen noch weniger verteidigen. Beim Anbruch des Tages wurde die ganze Rossau vom Militär besetzt, so daß mir nichts übrig blieb als schleunig seitwärts zu ziehen." — Zwei Arbeiter der Rossau, welche in jener Nacht am Walle standen, setzten bei: „Sie hätten bereits gegen Abend alles Pulver verschossen gehabt, und auch für das Geschütz sei keine Patrone mehr vorhanden gewesen. Trotz aller Bemühung habe man keine Munition mehr erhalten. Ein Gardehauptmann, der in dieser Gegend ein Haus besaß, habe selbe aus Besorgnis, bei weiterer Fortsetzung des Kampfes sein Eigentum beschädigt zu sehen, unterschlagen, man finde sogar jetzt noch im Kanal das ausgeschüttete Pulver. Später sei ein ihnen unbekannter Herr mit dem schriftlichen Befehl — sie wußten nicht vom wem? — an die Linie gekommen; infolgedessen sei der Rückzug angeordnet worden. Einige Arbeiter, anfangs im Zweifel, ob man denn das Thor so ganz ohne Wache lassen dürfe, seien später auch abgezogen. Sobald es hell wurde, hätten Bürger von den Häusern dem Militär gewinkt, und dieses sei dann ohne weiteres Hindernis hereingegangen."

Nicht viel rühmlicher ging die Landstraße verloren. Am heftigsten wütete der Kampf in der Leopoldstadt, wo General Bem in eigener Person alles ordnete. Dieser Teil ist nämlich der Schlüssel der Stadt, man strengte

sich daher beiderseits auf das Äußerste an: die Wiener ihn zu verteidigen, das Militär ihn zu erobern. Ein Hauptmann der Legion, der in dieser Gegend focht, erzählte mir ausführlich den Verlauf des Kampfes, und ich überzeugte mich später durch den Augenschein, daß seine Aussagen genau mit den Ortsverhältnissen übereinstimmten. Man hatte im Praterstern, von dem alle Straßen auslaufen, am Ende der Jägerzeile eine halbkreisförmige Barrikade aus den Würfeln des Pflasters bis zur Brusthöhe aufgeführt und an der Vorderseite, um die Wirkung des schweren Geschützes aufzuheben, mit Rasen und Schutt gedeckt. Beiläufig 600 Schritte dahinter stand eine zweite eben so fest und zweckmäßig gebaut mit vier Kanonen. Die Seitengassen waren gleichfalls verbarrikadiert und die Häuser mit Garden besetzt. Am Ausgang von einer derselben, welche in den Rücken der zweiten Barrikade führte, war ein Geschütz aufgestellt, welchem man im Falle eines überlegenen Angriffes die Rückzugslinie in die Jägerzeile vorgeschrieben hatte, um dadurch der hier befindlichen Mannschaft das Zeichen zu geben, sich über die Brücke in die Stadt zu retten. Die Ringbarrikade wurde nun im Verlaufe des Tages aufgegeben und die zweite dahinter besetzt. Das Militär lief in Massen dagegen Sturm. Bem verbot den Kanonieren, die, sobald nur wenig Mann sichtbar wurden, hastig losbrennen wollten, das Feuern bis zu jenem Augenblicke, wo die Gasse auf 200 Schritte vor der Barrikade voll Soldaten war. Nun ließ er mit Kartätschen drein spielen: als der Rauch verzog, sah man das Pflaster weithin mit blutigen Leichen besät. So wurde auch ein zweiter Sturm ab-

gewiesen. Gegen Abend jedoch krachte plötzlich ein Kanonenschuß aus der oben beschriebenen Gasse in die Flanke der Verteidiger, die nun in wilder Flucht den Platz räumen mußten. Jenes Geschütz nämlich, von dem wir bereits sagten, daß ihm die Rückzugslinie in die Jägerzeile vorgezeichnet war, fuhr auf einem andern Wege davon; so wurden die Garden vom Militär, ohne daß sie es ahnten, an der Seite gefaßt, und fanden gar nicht mehr Zeit, die bisherige Stellung in Ordnung aufzugeben und eine neue zu nehmen. So gingen die Vorstädte verloren.

Gegen 4 Uhr abends war bereits die ganze Linie geräumt, nur die Arbeiter am Hernalser Thor wollten nicht weichen und plänkelten fortwährend mit den Feldjägern. Als aber nirgends Hilfe kam, schlich einer nach dem andern betrübt davon, um das Schottenthor zu erreichen. Nie werde ich einen Arbeiter vergessen, der blaß und verwundet durch die Alsergasse herabkam. Auf der Schulter die Muskete mit brandigem Schloß, in der Hand den Säbel blickte er von Zeit zu Zeit um und setzte dann wieder den Weg fort für sich murmelnd: „Es ist alles umsonst, wir sind wieder verraten und verkauft!" — An der Thüre des Kaffeehauses lehnten ein paar Lümmel, die bereits zu größerer Sicherheit die Uniform des Gardisten weggeworfen hatten, und nun zusahen, wie an der fernen Linie noch einzelne Schüsse durch die Dämmerung blitzten. „Die dummen Kerle," meinte einer, „wollen nicht einsehen, daß jeder Kampf umsonst ist!" — „Was liegt daran," erwiderte sein Genosse, „man schießt ein paar Dutzend tot und dann ist alles gut!" Andere spielten unbekümmert, was

draußen vorging, Billard, oder witzelten beim schwarzen Kaffee über die letzten Ereignisse. Ich konnte den bittersten Schmerz nicht mehr bezwingen und ging fort. Nie hatte ich die Veranlassung des Kampfes und die Art seiner Fortsetzung gebilligt, die Mannhaftigkeit dieser rohen Arbeiter jedoch, die wie ein Edelstein aus dem physischen und moralischen Schmutz hervorleuchtete, rührte mich aufs tiefste um so mehr, da sie den Einsatz eines verlorenen Spieles bildete. Später hörte das Gefecht auf; die Proletarier zogen zurück; Jäger besetzten das Bründlbad, welches sie rein ausplünderten. Durch die Nacht erschallte nun der Siegesjubel der Soldaten, die ihrem Feldherrn ein lautes Hoch! brachten.

Am Morgen lag eine bange Stille über der ganzen Stadt, trübe Blicke, finstere Mienen, nur hier und da ein schadenfrohes Lächeln jener, denen der Sieg von Windischgrätz willkommen war. Man sah jeden Augenblick dem Einrücken des Militärs entgegen, und hatte daher breits eine Menge Waffen ins Gemeindehaus abgeliefert. Da erscholl plötzlich um 10 Uhr vormittags die Kunde, die Ungarn seien in der Nähe. Alles griff von neuem zum Gewehr, so leicht nimmt der Mensch seine Wünsche für Wahrheit! Man hörte auch in der That über die Simmeringerhaide dumpfes Rollen des Geschützes, keineswegs aber so stark, um daraus eine Hauptschlacht zu folgern; allein schon ein Kanonenschuß in jener Richtung hatte genügt, alles aufzuregen. Studenten ritten mit der Botschaft durch die Vorstädte, einer davon kam auch nach St. Ulrich. Wie er nun mit lauter Stimme die nahe Befreiung verkündete, ergriff ein Schlosser in Wut darüber, daß aufs neue für eine

ungewisse Hoffnung das Wohl der Stadt eingesetzt werde, einen Stein, der Student fiel von seinem Wurf tödlich getroffen aufs Pflaster. Das wütende Volk ergriff den Mörder, er soll den Faustschlägen erlegen sein, eh' man noch eine Laterne erreichte, ihn aufzuknüpfen.

Trotzdem, daß man mit Windischgrätz schon auf Ergebung unterhandelt hatte, wurden doch die Bezirkschefs gezwungen, Alarm trommeln zu lassen. Bald darauf ging es wieder am Hernalserthore los. Auf der Gasse schritt ein Tambour der Nationalgarde, den die Soldaten früher festgenommen hatten, stolz einher: Wir haben gesiegt, rief er, beide Schlägel lustig in der Luft schwingend, dem Volke entgegen, das Militär ist teils gefangen, teils von der Linie verjagt! — Nun bereitete man sich, wenn noch vor Ankunft der Ungarn ein Sturm versucht werden sollte, zum kräftigsten Widerstand. Die Alservorstadt wurde noch mehr verbarrikadiert, selbst gegen das Glacis hin, um den Rücken frei zu halten, Bewaffnete sicherten jeden Zugang, die Trottoirs wurden aufgerissen und die Steinblöcke, damit die darüber Stürmenden zu Boden stürzten, auf der Straße zerstreut. Abends verhallte das Getöse des fernen Kampfes, nur bisweilen wurden die dunkeln Nachtwolken vom Blitz einer Kanone erhellt, dem lange hintendrein der Knall folgte, ein Zeichen, daß in bedeutender Ferne gefeuert worden sei. Vom Stephansturm ließ man Raketen steigen, über das Feld gegen Ost flogen einige Leuchtkugeln empor, an den Wachtfeuern, die in allen Gassen der Vorstadt brannten, sprach man nur vom gewissen Siege des nächsten Tages.

Der 31. Oktober brachte zwar nicht die Ungarn zum

ersehnten Entsatz, wohl aber ein Plakat Windischgrätz', worin er sich über die hinterlistigen Angriffe, die während der Unterhandlung wider alles Kriegsrecht gegen seine Truppen gemacht wurden, beschwerte, und zugleich verkündete, die Ungarn seien von ihm zurückgeschlagen, und damit falle jede Stütze des Aufstands. Obwohl über die Wahrheit dieser Kundmachung bei Vernünftigen nicht der mindeste Zweifel sein konnte, so wollten doch die Studenten und was ihnen anhing, die Verteidigung nicht aufgeben und begannen an der Linie neuerdings den Kampf. Dieser war jedoch im allgemeinen längst schon entschieden und konnte durch die glücklichsten Einzelgefechte keine andere Wendung bekommen. Ein Arbeiter, dem man vorstellte, diese Hartnäckigkeit bringe die ganze Vorstadt ins Verderben, antwortete kurzweg: Was liegt mir daran, ich habe weder Haus noch Bett zu verlieren! — Infolge dieser Plänkeleien wurden Granaten gegen den Wall geworfen, die mehrere Bretterhaufen anzündeten, die bald in lichten Flammen aufloderten. Gegen Mittag wichen endlich die Verteidiger aus Besorgnis für den freien Rückzug. Sie ließen in der Eile ein Geschütz auf dem Wall stehen; diesem spannte sich später eine Schar Gassenbuben vor und zog es mit großer Anstrengung über das Glacis der Stadt zu. Hier war alles zum Widerstand entschlossen, kecke Dirnen traten bewaffnet auf, von Ergebung durfte gar niemand reden. Ein junger Mann, der einem herumstreifenden Haufen die Niederlage der Ungarn mit aller Schonung erzählte, soll augenblicklich niedergestoßen, sein Kopf abgehackt und auf ein Bajonett gesteckt worden sein. Um 12 Uhr begannen endlich auch

noch die Glocken von St. Stephan Sturm zu läuten. Ein Student, der dazu durchaus keinen Auftrag hatte, setzte sie mit einigen Arbeitern in Schwung. In der Verwirrung that jeder, was er wollte: war schon früher in den Anstalten weder Einheit noch Zusammenhang, so hatten sich jetzt alle Bande gelöst und jede Spur verständiger Leitung schwand gänzlich. Nun eröffneten die Feldjäger aus den höhern Stockwerken der Leopoldstadt das Feuer gegen die Bastei; dieses wurde auf das lebhafteste mit Gewehren und Kanonen erwidert. So vergingen zwei Stunden; nun erst ließ das Militär aus dem Schwarzenberg-Garten und den kaiserlichen Stallungen mehrere Batterieen groben Geschützes wirken. Die Kanonade war so stark, daß die Häuser bebten und die Fenster splitterten, Raketen mit ihrem Feuerschweife flogen im Bogenschwung der Stadt zu; die Verteidiger aber sangen auf den Basteien das Lied: Was ist des Deutschen Vaterland! Vier Uhr mochte nicht fern sein, da stiegen in jener Gegend, wo die kaiserliche Burg liegt, erst dünne Rauchwolken, dann dichter Qualm, nicht lange, so schlugen die Feuersäulen hell zum Himmel empor. Die Kanonade dauerte ununterbrochen fort, noch immer stiegen Raketen und Granaten, das Schießen der Verteidiger verhallte dagegen, wie das schwache Stammeln eines Kindes gegen das Rollen des Donners. „O hätten wir alle den rechten Mut," sagte ein zerlumpter Bursch zu seinem Kameraden, „so ließen wir die drinnen nicht allein fechten, in den Vorstädten sollte sich erheben, was Arme hat, und die Soldaten erdrücken!" — „Hört ihr nicht auf, ihr schlechten Kerle," unterbrach sie nebenan ein Herr, der von Zeit zu Zeit

aus einer goldenen Dose schnupfte, „habt ihr nicht genug Unheil gestiftet, wollt ihr noch mehr anrichten?" — Sie betrachteten ihn mit einem trotzigen Blicke, der zu sagen schien: Noch ist nicht aller Tage Abend! und gingen schweigend weiter.

Bei anbrechender Dämmerung hörte die Kanonade großenteils auf; das Militär versuchte nun den Sturm auf das Burgthor, die Verteidiger machten gar keinen Versuch, die Eingedrungenen durch einen raschen Bajonettangriff wieder hinauszuwerfen, sondern entflohen in ratloser Verwirrung. Die Soldaten erreichten ohne Hindernis den Hof. Dort lagen im Gebäude des Kriegsrates die wenigen polnischen Lanziers, welche man mit den Pferden der ungarischen Nobelgarde beritten gemacht hatte. Ein Beamter wollte einen davon, weil er mit dessen Eltern befreundet war, dadurch retten, daß er ihm seine Kanzleikleider zur Flucht anbot. Der Jüngling jedoch schlug es aus, er wolle Tod und Leben mit seinen Genossen teilen. So erwarteten alle ernst und schweigend wie es Männern im Unglücke ziemt, ihr Schicksal. Das Militär entwaffnete sie und sperrte sie bis auf weitere Verfügung in den Keller. Dann drang eine Abteilung durch die Renngasse in das Zeughaus, wo eine Schar Mobilgarden die Wache versah. Als diese des Militärs ansichtig wurden, schrieen sie wie am Spieße steckend um Pardon. Nachdem man ihnen die Gewehre genommen, führte man sie in die Heumarktkaserne, den vorläufigen Aufbewahrungsort für Gefangene. Jener Teil der Verteidiger, der entweder nur gezwungen gekämpft, oder die Lust am weitern Widerstand verloren hatte, warf die Musketen fort, so

daß die Straßen überall mit Waffen überstreut waren. Manche zogen noch überdies die Montur aus und ließen sie am Weg liegen, um ja durch nichts verraten zu werden. Andere zertrümmerten in Wut die Gewehre, weil sie die Demütigung nicht ertragen wollten, selbe vor ihren Feinden zu strecken. Ein anderer Teil wurde in jener Betäubung, welche die Menschen nach gewaltigen Ereignissen, gegen die ihre Kraft nichts vermag, zu lähmen pflegt, später entwaffnet und gefangen.

Unterdes wütete das Feuer ohne Hindernis fort; es war ein Anblick von grauenvoller Majestät, wie die Flammen emporflatterten und den Turm der Augustinerkirche umspielten. Die Kupferdächer glühten so hell, daß kaum das Auge den Glanz ertragen konnte; — ein dumpfes Getöse, sie stürzten ein und weithin wirbelten rote Funken auf. Der Stephansturm mit seinem Knauf stieg wie eine Rakete in die schwarze Nacht empor, so stark beleuchtete der Feuerschein eine Seite desselben. Gegen 9 Uhr wurde der Brand, den die siegreichen Soldaten endlich zu löschen suchten, schwächer und verglomm allmählich. Nur aus der glühenden Asche stieg noch eine lichte Rauchwolke, bis auch diese später verschwand. Auf dem Glacis standen überall Gruppen von Zuschauern, die sich, je nachdem sie die Gesinnungsähnlichkeit zusammengeführt, verschieden aussprachen. Einigen war es nichts als ein Spektakel, nur ein bißchen großartiger, als man es selbst in der besten Zeit auf der Bühne sehen konnte; andere berechneten den Vorteil, den Handwerker aus einem Neubau ziehen würden, andere bedauerten, daß die herrlichen Kunstwerke und seltenen Naturalien, die der Sammelfleiß von Jahr-

hunderten aufgespeichert, nun zu Grunde gehen sollten. Eine Schar von Arbeitern betrachtete mit verschränkten Armen den Brand, der Ausdruck ihrer Mienen zeigte eine heimliche Freude, der sie keine Worte liehen, nur wenn da oder dort etwas einstürzte, deutete irgend einer darauf hin und die andern lächelten voll Hohn. Diese Leute waren in dem furchtbaren Nachtstück, das sich vor aller Augen entfaltete, im eigentlichen Sinne des Wortes die historischen Personen. Von den Zuschauern, wie ich sie beobachtete, hatten überhaupt nur wenige ein Bewußtsein von der Bedeutung des Brandes, der aus der Ahnenburg des Kaisers auflohte.

Es scheint der Mühe wert, ein Streiflicht auf die Entwickelung des Verhältnisses zwischen Dynastie und Volk fallen zu lassen. Anfangs hieß es immer: Kaiser Ferdinand habe den besten Willen, seine Unterthanen zu beglücken, wenn er sich in den Mitteln vergreife, sei das die Schuld seiner Ratgeber, die sein gutes Herz mißleiteten. Jenes angebliche Verhältnis von Vater und Kindern, auf das man sich in Österreich so gerne berief, schien in der That eine gewisse Wirkung zu äußern, nur die Erzherzogin Sophie verfolgte entschiedener Widerwillen. Im Feldlager der Radikalen sagte man ihr ziemlich allgemein nach, sie allein wolle den stolzen habsburgischen Thron, rechts den frömmelnden Klerus, links die übermütige Aristokratie auf dem Nacken der Völker aufrecht erhalten. Von jetzt an schlug aber die öffentliche Meinung um. Die Flucht des Kaisers befreite Zungen, welche bisher die Scheu vor dem ehrwürdigen Herkommen gezügelt hatte, man schilderte den guten alten Mann mit immer grelleren Farben fast

wie einen Tiberius, der bisher mit freundlicher Miene bei schlechtem Spiel den Völkern Freiheiten gegeben, welche ihm die Furcht abpreßte, und sich dann stets mit schlauer Berechnung des Augenblickes, wo er das Gegebene zurücknehmen könne, flüchtete, damit nur auf seine Knechte, nicht aber auf ihn selbst die Schuld fluchwürdiger Ereignisse falle. In diesen Tagen, wo das einbrechende Unglück die Leidenschaften vieler fast zur Raserei steigerte, hörte man häufig Reden, die schwerlich anderswo eine Paralelle finden als in der furchtbarsten Zeit der französischen Revolution. Bei ruhiger Betrachtung von Menschen und Verhältnissen durfte man übrigens nicht daran zweifeln, es würde jenes schmutzige Gewürm, das unter dem Vorwand für die Dynastie zu wirken, Österreich seit Jahrzehnten an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, auch jetzt unter diesem Schild das Nessusgewand des Truges weben, die verabscheuungswürdigen Frevel des 6. Oktobers für sich ausbeuten, und dem Allgemeinen auflegen, was das Besondere verschuldete. In nächster Folge tritt jener wilde Aufruhr in den Hintergrund, er war bloß der Funke, welcher in den allerorts gehäuften Brandstoff fiel. Derartiges hat stets nur die Bedeutung eines Ereignisses, es läßt auf ein Ganzes schließen, ist aber nicht das Ganze. Keiner von den streitenden Teilen konnte mehr zurücktreten, es handelte sich hier nicht um das Wollen, sondern um das Müssen, mit einem Worte um die Selbsterhaltung. Und in der That! nicht sobald wird dieser Kampf friedlich gelöst, es mag zu zeitweiligen Waffenstillständen kommen, sei es aus Erschöpfung, sei es durch Unterdrückung des einen

oder andern Teiles, so lange aber die Freiheit, wo sie errungen wird, fast augenblicklich in zügellose Frechheit umschlägt, wird sie auch dem Machiavellismus verfallen, bis diesen wieder die aufbrausenden Wogen der Volkswut begraben. Diese Gegensätze müssen sich an einander abreiben, wann wird aber eine feindliche Ausgleichung stattfinden? Wer die Menschen und ihre Leidenschaften kennt, wird dieser Frage ernstes Schweigen entgegensetzen: von einem goldenen Zeitalter darf nur der Dichter träumen, nicht der Denker.

Der erste und zweite November vollendeten die Unterwerfung Wiens. Nun begegnete man auf jedem Schritte Soldaten, die auf eine nicht immer höfliche Art sich als die Gebieter des Civils zu erkennen gaben. Stadt, Vorstädte und Land waren durch einen dreifachen Truppenkordon von einander abgesperrt, der sich nur gegen grundgerichtlichen Geleitschein öffnete. Der fieberhaften Aufregung folgte gänzliche Abspannung, viele krochen bereits auf ekelhafte Weise vor den Überwindern; Wien bewies hinlänglich, daß es trotz allen pomphaften Proklamationen wenig Anlage für ein zweites Saragossa habe. Es war wohl auch leicht vorauszusehen. Diese Bürger haben nicht mehr die eisernen Sehnen deutscher oder lombardischer Freistädter, sie küssen jedem Sieger — ob Student, ob Kroat, ob Baschkir, gleichviel! — mit gewissenhafter Ergebung den Fuß und sehen dem Wechsel der Herrscher mit derselben gemütlichen Hirnlosigkeit zu wie dem Wechsel der Schüsseln auf dem wohlbesetzten Mittagstische. Sowohl Windischgrätz als auch die Studenten irrten, — mußten sich irren, — wenn sie

für sich von dieser Seite irgend eine That männlicher Entscheidung erwarteten.

Weil es sonst nichts mehr zu schauen gab, strömte die neugierige Menge dem Leichenhofe zu, die Gefallenen zu betrachten, mancher auch, der Angehörige vermißte, im bangen Vorgefühle, sie dort zu finden, wo er es nicht wünschte. Die Toten lagen in vier Reihen auf dem schmutzigen Boden ausgestreckt, von Beschauern so umringt, daß ich es vorzog, zu warten, bis der Platz, auf welchem sich Drücken und Stoßen am wenigsten schickte, leerer würde. Auf dieses Wogen und Treiben blickten vom Narrenturm nebenan die Irren, einige blaß und schweigend, andere schwatzten von den Bildern ihres Wahnsinns, denen hier weder Ort noch Zeit entsprach; bisweilen ein gellender Schrei, dem schallendes Gelächter folgte: es war eine schreckliche Scene. Am widerlichsten waren aber hier die Weiber und nicht bloß der untersten Stände: oft mit Kindern auf den Armen drängten sie überall vor und hielten gerade bei Leichen, von deren gräßlicher Verstümmlung selbst der Arzt gern das Auge wandte, wie Aasfliegen ihren lauten Markt. Nach einer Weile gelang es mir näher zu kommen. Nur mit einem flüchtigen Blicke musterte ich diese Opfer, seien meine Bemerkungen darüber ebenso flüchtig. An Zahl mehr als vierhundert trugen fast alle die Wunden vorn; darunter kam ein höchst sonderbarer Fall vor, auf den mich einer der anwesenden medizinischen Professoren aufmerksam machte. An der Oberseite des Schultergelenkes einer Leiche steckte eine Kartätschenkugel derart zwischen Haut und Fleisch, wie es sonst nur mit Flintenkugeln stattfindet. Bei oberflächlicher Besichtigung war

nirgends eine Schußwunde bemerkbar, erst später entdeckte man vom Mundwinkel gegen die Wange einen Riß, welcher sich aber durch die Totenstarre geschlossen hatte. Die Kugel war gewiß schon ganz matt, als sie das Gebiß durchschlug, und senkte sich dann unter der Haut des Halses zu jener Stelle, wo man sie antraf. Mehrere Leichen zeigten die Spur schrecklicher Mißhandlung, andere mit blauen aufgedunsenen Gesichtern hatten noch den Strick um den Hals, zwei — Mann und Weib — lagen ganz verkohlt, ein Aschenhäufchen, daneben Kopf und Oberleib. Meistens waren es junge Männer, der Ausdruck des Gesichtes wies darauf hin, daß sie im Kampfe fielen; die Brauen finster gefaltet, die Faust krampfhaft geballt, der Mund halb offen, mir war als hörte ich jene Worte des römischen Dichters:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Doch genug von diesen Dingen. Ich ging nun auf die Landstraße, wo der Banus sein Heerlager hatte. Als ich diese Kroaten mit den asiatischen Gesichtern und halborientalischen Trachten erblickte, kam es mir vor, als sei ich um Jahrhunderte in die Zeit der Türkenkriege zurückversetzt. Die Gruppen, die überall neben den Gewehrpyramiden vor den Häusern auf dem Pflaster hockten, lassen sich leichter malen als schildern. Da waren Kerle, an Brust und Schultern so mächtig gebaut, wie ich es sonst nur in den Thälern meiner Heimat zu sehen gewohnt war. Die meisten waren im besten Mannesalter, die Wangen von der Witterung gebräunt, falkenartig kühne Augen, in denen etwas Scharflauerndes lag; die breiten Backenknochen deuteten auf die slavische Rasse: in diesen Körpern lag eine Naturkraft ausge-

sprochen, welche die geschichtliche Zukunft dieser halbwilden Stämme unschwer ahnen ließ. Meistens trugen sie rote Mützen, braune Kittel ähnlich dem Lodenrock der Tiroler Bauern, die Brust unbedeckt, an den Füßen Opanken, beiläufig wie die Sandalen der Bettelmönche. Am ausgezeichnetsten war die Tracht der Leibgarde des Banus: der Seressaner. Ihre krebsroten Mäntel glichen den Gewändern, die in manchen deutschen Kirchen die Mesmer anhaben, wenn sie mit dem Klingelbeutel sammeln. Die Stelle der Weste vertritt häufig ein zottiger Pelz, die bauschigen blauen Hosen reichen bis ans Knie, wo sich knappe Strümpfe mit bunter Stickerei anschließen. Die Mitte des Leibes umschlingt ein breiter Gurt fast wie ihn die Unterinnthaler tragen, doch stecken Pistolen darin und ein türkischer Dolch. Der Griff ist meistens von Bein, nicht selten mit Malachit oder Amethyst besetzt, die Chargen tragen das Port d'epée daran. Was übrigens jenen bekannten Spruch: Stehlen wie ein Kroat! betrifft, so haben ihn diese werten Gäste keineswegs Lügen gestraft. Abgesehen davon, daß beim Einbruch in die Vorstädte alles ihnen gehörte, was sie mit langen Fingern erreichen konnten, hielten sie in den ersten Tagen nicht selten Vorübergehende an und sackten sie unter dem Vorwande, sie müßten noch Pulver und Blei suchen, ohne weiteres rein aus. Deswegen traf man auch in ihren Taschen mancherlei, was keineswegs zur Ausrüstung eines Kriegers gehört. Hier trug sich ähnliches zu, was man von den Schweizern erzählt, als sie nach der Niederlage Karls von Burgund sein reiches Lager plünderten. Einer verkaufte eine hundertgüldige Banknote um

11 Zwanziger, ein anderer eine goldene Uhr um etliche Gulden, sie nahmen alles an: Silber und Kupfer, nur kein Papiergeld. Diese Enaksöhne betrugen sich später ganz artig, und die holden Wienerinnen überwanden bald den Schrecken davor.

Aus dem Kroatenlager begab ich mich in die Stadt. Das Burgthor trug zahlreiche Spuren von den Kanonenkugeln, welche den Sturm vorbereiteten. Hie und da waren ganze Stücke des dorischen Gebälkes ausgesprengt, die Steinsäulen standen jedoch mit ihren Narben wie alte Krieger noch unerschüttert. Die hölzernen Thorflügel waren wie ein Sieb durchlöchert, an einigen Stellen von Raketen angebrannt. Buben suchten im Schutte des Grabens nach Kugeln und Scherben von Granaten, die sie dann verkauften — zur Erinnerung an die große Belagerung! wie sie schrieen. Kaum hatte ich die nächsten Gassen der Stadt betreten, so wünschte ich mich schon wieder hinaus. So ungefähr mag es in Rom ausgesehen haben, als der zurückgekehrte Sulla die Pöbelherrschaft des Marius zertrümmert hatte. Überall Wachen und größere Truppenabteilungen; Patrouillen durchstreiften die Straßen und trieben mit roher Gewalt Gefangene, oft Leute von gutem Aussehen — vor sich her oder holten sie aus den Häusern. Nicht immer wußte man das „Wer und Warum?" denn bereits bildete sich wieder das alte Naderersystem der Angeberei aus, wegen einem freien Worte konnte man bei Nacht und Nebel verschwinden. Alles dies beängstigte um so mehr, da die Richter im geheimen saßen, und die öffentliche Meinung ihre kriegsrechtlichen Urteile nicht beaufsichtigte. Da möchte

man wohl mit David ausrufen: Es ist besser, in die Hände des unsichtbaren Gottes zu fallen, als in die Gewalt der Menschen. Anfangs scheint das Militär nicht immer mit den Gefangenen menschlich verfahren zu sein, möge die Erzählung eines Legionärs, dessen Aufrichtigkeit zu bezweifeln kein Grund vorlag, dieses beispielsweise darthun. Er wurde in der Leopoldstadt, obwohl er keine Waffen bei sich führte, und nur den runden Hut trug, an dem er bereits die Federn abgerissen und die Krempe umgeschlagen hatte, von einer Patrouille aufgegriffen. Man brachte ihn zu mehreren Gefangenen, teils Mobilgarden, teils Studenten, welche sich im erbärmlichsten Zustande befanden. Hier zerrte ihn ein Offizier mit lautem Hohngelächter bei Haaren und Bart, vor seinen Augen hielt ein anderer einen Legionär beim Bart und schnitt ihm denselben nicht etwa mit einem Rasier- sondern mit einem Tischmesser ab, oder riß ihn vielmehr aus. Dabei sei immer das nächste Wort gewesen: Hat man euch endlich, ihr Kanaillen! ihr nichtswürdiges Gesindel, jetzt wird man euch schon springen lehren. Überhaupt habe die Brutalität mancher Militäristen alle Menschlichkeit mit Füßen getreten. Später seien dann ihrer mehr als fünfzig, darunter verwundete, in ein enges Loch zusammengepfercht worden; zwei Tage habe man sie ohne alle Nahrung gelassen, und als sie endlich unter den äußersten Qualen des Hungers um etwas bettelten, brachten ihnen ihre Wächter Komißbrot und Wasser, das zu trinken sie ekelte, weil es einen Beigeschmack nach Urin hatte. Dann seien öfters Offiziere eingetreten und hätten ihnen jede Schmach angethan; endlich habe ihnen ein

Priester das heilige Sakrament gereicht, so daß sie glaubten, es sei ihr letztes und sie würden alle erschossen werden, das um so mehr, weil man hin und wieder einzelne abholte, welche dann nicht mehr zurückkehrten. Ihm sei es endlich durch eine glückliche Verkettung von Umständen gelungen, sich frei zu machen. Das krankhafte Aussehen des Erzählers strafte seine Worte nicht Lügen und schien die sagenhaften Gerüchte, die über Mißhandlung der Gefangenen von Mund zu Mund gingen, zu bestätigen. So wurde auch ein Techniker, der sich bisher durch fleißiges Stundengeben ernährt und durch bescheidenes ehrenhaftes Betragen die Achtung aller, die ihn kennen lernten, erworben, mir nichts dir nichts unter die Fuhrknechte gesteckt, obwohl er inständig bat, man solle ihn, wenn man ihn doch einmal zum Militär zwingen wolle, zur Artillerie oder überhaupt zu einem Fache abgeben, das eine seinen Kenntnissen entsprechende Laufbahn gewähre. Das geschah freilich in den ersten Tagen der Eroberung, ob aber dieser Umstand ein solches Verfahren entschuldige oder nicht, darüber wird selbst unter den gegebenen Verhältnissen die Entscheidung nicht schwer sein. Später wurde die Behandlung der Gefangenen anerkannt milder.

Die innere Stadt hatte übrigens keineswegs so starke Beschädigung erlitten, als die Heftigkeit der Kanonade fürchten ließ. Abgebrannt waren nur die Dächer der Hofbibliothek, des zoologisches Kabinettes und der Augustinerkirche. Über die Ursache des Brandes sind die Stimmen geteilt, einige sagen, die Mobilgarde habe das Feuer von innen angelegt, andere behaupten fest, es sei durch hineingeworfene Raketen erzeugt.

Offiziere erzählten, man habe an den Granaten die Brandröhre so verkürzt, daß sie noch in der Luft oder auf dem Glacis unschädlich platzen sollten, denn man wollte mehr durch Schrecken als durch Zerstörung wirken. Beamte der Bibliothek, die während des Brandes sich daselbst befanden, versicherten, daß vom Gewölbe des Daches Pechstücke heruntergefallen seien; man rieche den Gestank davon noch im großen Saale. Es dürfte wohl für immer unmöglich sein, das Verhältnis der Thatsachen in jenen verhängnisvollen Augenblicken derart aufzuklären und festzusetzen, daß jeder Zweifel als beseitigt gelten könnte.

Auf der Universität, dieser einst so berühmten Geburtsstätte der Freiheit war alles öde, wüst und verlassen. Beim Rückwege über den Domplatz blickte ich zufällig am Stephansturm empor: von der Rose flatterte die schwarzgelbe Fahne, das Siegeszeichen der Militärherrschaft und Reaktion durch den feuchten Nebel nieder. Das war der Abschluß des wüsten Dramas, freilich der Knotenpunkt neuer unberechenbarer Entwickelung.

In der Erzählung sind bereits die Ursachen von Sieg und Niederlage angedeutet, sie lassen sich ganz kurz zusammenfassen. Die Beschaffenheit jedes Werkes ist von der Kraft des Bildners und der Art des Stoffes bedingt. Frägt man nach den Leitern der Bewegung, so findet man kaum jene Klugheit, welche in gewöhnlichen Zeiten Ursache und Wirkung abzuwägen versteht, geschweige denn jenen Blick des Genies, der in außerordentlicher Lage Hilfsmittel findet und prüft. Der Gemeinderat, der nach Gesinnung und Einsicht wohl

vielleicht in ruhigen Tagen die große Maschine in regelmäßigem Gang zu erhalten verstanden hätte, erwies sich bei diesen Vorfällen als eine Reihe von Nullen, denen statt der Einheit wiederum eine Nulle vorangesetzt war. Beim Oberkommando begegnen wir in der Zeit von vier Wochen vier Chefs, deren letzter bei allem guten Willen und sonstigen Verdiensten auch nicht vermochte, einen Bau zu stützen, für den selbst die Kraft eines Herkules vergebens Säulen errichtet hätte. Von seinem Generalstabe glänzte nur Bem, wie einst in der Schlacht von Ostrolenka so auch hier; über die bisherigen Leistungen der andern Führer wußte niemand etwas; einige davon, die in der Fremde ihr Licht leuchten ließen, waren in der Heimat als Thunichtgut und elende Lumpen verrufen. Die Offiziere der Nationalgarde, zumeist reichere Bürger, die man nicht selten darum gewählt hatte, weil sie der durstigen Kompagnie bisweilen einen Eimer Wein „aufwichsten", waren zum Teil schon vor der Belagerung aufs Land geflohen; die größere Anzahl der zurückgebliebenen taugte wohl für die Parade, nicht aber aufs Schlachtfeld. Die Legion, von der sich vielleicht kaum der achte Teil zu Wien befand, entfaltete zwar die ausgebreitetste Thätigkeit, indes konnte alle Aufopferung den Mangel taktischer Kenntnisse, welche bei Führung der Mobilgarde nötig waren, nicht ersetzen. Betrachtete man die Massen der Verteidiger, die sich übrigens durch Ausreißer mehr und mehr lichteten, so mangelte diesem rohen Körper gleich zum vornhinein Lenksamkeit und Gliederung. Man hätte aus den vorhandenen Elementen vielleicht wohl allmählich etwas bilden können, jetzt aber mangelten die Männer, die es

vermocht hätten, vor allem jedoch gebrach es an Zeit, Passendes einzuleiten und durchzuführen. Mit der Kraft des Enthusiasmus vermag man wohl im plötzlichen Ansturm Schlachten gewinnen, jedoch Krieg führen läßt sich damit in die Länge ein- für allemal nicht. Die Disziplin, die allein die für große Unternehmungen notwendige Ausdauer verschafft, wird wie jede Tugend nicht mit einem Tage erworben, sondern erst durch lange Übung. Was Wunder also, wenn unter den Verteidigern Wiens Dinge vorkamen, die bei geordneten Scharen unter keiner Voraussetzung vorkommen sollten? Ordnete ein Kommandant etwas an, was der vielköpfigen Kompagnie mißfiel, so wurde ihm nicht selten ins Gesicht gesagt: „Da man ihn selbst gewählt habe, brauche man ihm nicht zu folgen!!“ Überdies haderten bei Dienstleistungen Mobil- und Nationalgarden häufig untereinander, jene bestand zum Teil aus Gesindel, das man vom Schub wegnahm, diese ergriff oft nur gezwungen das Gewehr, man mußte einzelne Mitglieder aus Bett und Keller holen. Doch wäre sonst alles in Ordnung gewesen, so hatte man doch bereits versäumt, Munition und Lebensmittel herbeizuschaffen, man hatte keine Kavallerie — denn die meisten Berittenen der Volkswehr waren wohlhabende Bürger, die ihr Leben durch die Flucht der Gefahr entzogen: wie sollte man unter solchen Verhältnissen eine lange Belagerung aushalten oder wohl gar einen Ausfall ins freie Feld wagen? Wien mußte fallen, daß es fiel, ist kein großes strategisches Verdienst des Fürsten Windischgrätz, der mit zehnfacher Überzahl an Truppen und Geschütz konzentrisch gegen die Stadt wirkte, die überdies von dem

umliegenden Terrain nach allen Richtungen bestrichen und daher an und für sich ohne äußere Stütze nie gehalten werden kann. Da heißt es freilich: einer der Faktoren, auf den man zählen, und billig zählen zu dürfen vermeinte, habe sich als ganz unthätig erwiesen, — der so heilig zugesagte Landsturm blieb bis auf einige schwache Zuzüge völlig aus. Gerade das war eben die größte Selbstverblendung oder Unkenntnis der Sachlage, diesen Faktor in Rechnung zu setzen. Wien steht zu den Provinzen in einem ganz anderen Verhältnis als Paris: die Revolution mußte an der durch Nationalität und Geschichte berechtigten Centrifugalkraft der Provinzen scheitern, so wie an dieser noch manches Ministerium, das eine zu stramme Centralisation herbeizuführen sich anstrengt, scheitern, und in der Erfolglosigkeit seines Strebens ein Seitenstück zur Verkehrtheit der Volksführer in den Oktobertagen liefern wird. Übrigens war durch die erfolgte Entscheidung keine Brust von der drückenden Schwere entlastet, denn der Kampf schien vorderhand nur abgebrochen, nicht vollendet. Wer die damaligen Verhältnisse Deutschlands und Österreichs aufmerksam betrachtet, kann es sich nicht verhehlen: ein Sieg der Demokraten wäre keineswegs ein Sieg der Freiheit gewesen. Die einzelnen Volksstämme hätten sich wie beim Turmbau von Babel nach allen Richtungen geschieden, ja im wildesten Kriege gegen einander erhoben, und dadurch fremder Knechtung auf das wirksamste in die Hände gearbeitet. Oder — zeigt die Geschichte vielleicht einen Staat, der ohne materielle Festigkeit seine Freiheit bewahrt hätte? Auf die Bruderliebe der Nachbarn zu bauen ist eine Vor-

niertheit, die man nur der kosmopolitischen Konjekturalpolitik deutscher Professoren zu gute halten kann.

Auf diesem Gebiete stiftete die Wiener Tagespresse unberechenbaren Schaden. Die meisten Leute der untern Stände hatten früher in stumpfsinniger Gleichgültigkeit kaum etwas anderes gelesen, als eine Rittergeschichte; nun ergriff plötzlich eine ungeheure Aufregung alle Schichten der Gesellschaft, die wichtigsten Angelegenheiten wurden auf der Straße betrieben, wo Leute, welche zwar ihre Lunge, nicht aber ihr Geist dazu berechtigte, das große Wort führten. Sudelblätter flogen wie welkes Herbstlaub in jeden Winkel, und so verbreitete sich wie Pesteiter das Gift auf Menschen, welche früher unreif, nun schädlich wurden. Man muß es geradezu sagen, die Entwickelung gewisser Seiten der Wiener Journalistik bleibt ein unauslöschlicher Schandfleck in der Geschichte deutschen Lebens. Wir haben weder in alten noch in neuen Tagen ein Beispiel, daß irgendwo der naive Kinderglaube eines Volkes, sein Vertrauen auf das gedruckte Wort zu so schändlicher Unzucht des Geistes mißbraucht worden wäre, wie eben hier. Um für das ekelhafte Treiben dieser Journalistik, die sich als die Trägerin der Ideen von Freiheit und Recht ausgab, das passendste Wort zu finden, müßte man sich zu ihrem Schmutz herablassen, denn wenn irgendwo — wäre es nur hier anzutreffen, wir wollen uns aber von dieser Kloake abwenden.

Ein Erfolg dieser Partei hätte einen Terrorismus herbeigeführt, den die klassische Geschichte nur in den Achtungen der Prätorianer, die neuere Ära in der Inquisition und der französischen Schreckenszeit aufweist.

In dem Augenblick konnte man hören: „Laßt uns nur den Windischgrätz besiegen, dann hängen wir die Schwarzgelben: diesen und jenen und den auch!“ — Daß darunter nicht bloß Reaktionäre begriffen waren, versteht sich von selbst.

Der Weg vom Worte zur That ist freilich meistens sehr weit, oft aber auch sehr kurz. Beim Morde Latours war die Tatze des Tigers schon sichtbar geworden, wie sollte es nicht ein zweites Mal geschehen können? Das Einrücken des Militärs hat Befürchtungen beseitigt, deren Verwirklichung allerdings mehr als die bloße Besorgnis für sich hatte. Daß der Belagerungszustand verhängt werden mußte, um die äußerliche Ruhe aufrecht zu erhalten, erscheint als notwendige Folge der vorausgegangenen Ereignisse, überdies konnte der Überwinder den immerhin nicht schweren Sieg nur dadurch festhalten und neuer Verwirrung vorbeugen. Das entschuldigt aber nicht die Blutgerichte, nicht die blöde Reaktion mit den Stockprügeln, nicht jenes Knechtgesindel, das gleisnerisch betet und bettelt: es möge die Ausnahme stets Regel bleiben und durch niederträchtige Denunziation dazu beitrug, nicht das Konkordat, das später die Geister benebeln sollte, als wäre das Licht für die ganze Welt verhängt, wenn man Österreich die Reaktion das Fenster schloß.

Hehr und siegesgewiß schreitet die Weltgeschichte dahin, wenn auch bisweilen Nebel ihren Gang verhüllen und die höchsten Ideale der Menschheit scheinbar in den Hintergrund treten, der Sturm der Zeit reißt das welke Laub ab, junge Knospen setzen jedoch wieder

an; die Gegenwart ist stets durch die Vergangenheit bedingt: wo wäret ihr ohne das Jahr 1848, über das ihr jetzt den wohlfeilen Spott ausgießt? Allerdings lernt der männliche Denker durch die Erfahrung, so daß er nie das Mögliche aus dem Auge verliert, aber auch nie aus schwachmütiger Opportunität die Hände feig in den Schoß legt, sondern ruhig und treu seine Pflichten erfüllt.

Mag die Zukunft noch so dunkel sein, er thut unbeirrt von Kleinmut und Zweifel das rechte und vertraut dem alten Spruche:

Fata viam invenient.

Band XV. Spätfrüchte. Gedichte verschiedener Art. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50.

Band XVI. Dramatisches. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50.

Band XVII. In Lieb' und Haß. Elegien und Epigramme aus den Tiroler Bergen.

Das ganze Werk zu dem ermäßigten Preis von M. 59 für das geheftete und M. 75 für das gebundene Exemplar.

In Einzelausgaben sind noch erhältlich:

Dichterische Werke.

Hymnen. 3. Aufl. Geh. M. 1, geb. M. 2. In Lieb' und Haß. Elegien und Epigramme aus den Tiroler Bergen. 2. Aufl. Geh. M. 2, geb. M. 3. Die Tarquinier. Trauerspiel in 5 Akten. 2. Aufl. Geh. M. 2, geb. M. 3. Marksteine. Gesammelte Dichtungen. 2. Aufl. Geh. M. 3, geb. M. 4. Spätfrüchte. Gedichte verschiedener Art. Geh. M. 3, geb. M. 4.

Die 5 Bände zusammen zu dem ermäßigten Preis: geb. M. 12.

Tiroler Geschichten und Wanderungen.

Band I. Allerlei Geschichten aus Tirol. 6. Aufl. Geh. M. 3, geb. M. 4.

Band II. Jochrauten. Neue Geschichten aus Tirol. 4. Aufl. Geh. M. 4, geb. M. 5.

Band III. Aus den Tiroler Bergen. 4. Aufl. Geh. M. 3, geb. M. 4.

Band IV. Kreuz und quer. Streifzüge. 3. Aufl. Geh. M. 4, geb. M. 5.

Band V. Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen. 3. Aufl. Geh. M. 3, geb. M. 4.

Die 5 Bände zusammen zu dem ermäßigten Preis: geh. M. 15, geb. M. 20.

Ferner erschienen: Der Einsiedler. Eine Erzählung aus den Tiroler Bergen. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50. Der Anderl und 's Resel. Ein Faschingsschwank in Schnadahüpfeln. Geh. M. 0.50, kart. M. 1. In Lieb' und Haß. Elegien und Epigramme aus den Tiroler Bergen. Dritte, vermehrte Ausgabe. Prachtausgabe auf Bütten geh. M. 5, in Ganzleinen geb. M. 7.

Grasberger, Hans.

Ausgewählte Werke in drei Bänden.

Band I. Novellen aus Italien und der Heimat. Mit einer Einleitung von Peter Rosegger und einem Porträt Grasbergers.

Band II. Geschichten aus Wien und Steiermark.

Band III. Poetische und mundartliche Werke.

Band I/II geh. M. 5, geb. M. 6.
Band III geh. M. 3, geb. M. 4.

Samhaber, Eduard.

Gesammelte Werke in fünf Bänden.

Band I. Gedichte.

Band II. Epische Dichtungen.

Band III. Dramen: Mönch Hucbold — Dido — Zu spät.

Band IV. Walter von der Vogelweide.

Band V. Mosaiken.

In fünf Halblederbänden M. 30.

Herrose & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.



Aus Tagebüchern

1850—1899

von

Adolf Pichler

Adolf Pichler

Aus Tagebüchern

Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band III

Aus Tagebüchern

München und Leipzig
bei Georg Müller
1905

Adolf Pichler

Aus Tagebüchern

1850—1899

Der autobiographischen Werke

Bd. III

München und Leipzig
bei Georg Müller
1905

Vorwort.

Meine Aufzeichnungen habe ich in alter Weise noch mehrere Jahre fortgeführt. Bei reiferer Einsicht kam ich jedoch zur Überzeugung, daß diese kleinen Schicksale im Sturm, der jetzt die Welt erschüttert, keine Teilnahme erwarten dürfen, und ich zerriß daher die Handschriften bis auf die Einleitung, die mein Verhältnis zum öffentlichen Leben, zu Gesellschaft und Schule kurz schildert.

In Tagebüchern späterer Zeit sind wohl kleine Begebenheiten, Einfälle und Skizzen von Land und Leuten niedergelegt; manches gedachte ich später ausführlich zu behandeln. Auch das unterblieb, weil ich es für verlorene Arbeit hielt. Vieles fiel in den Papierkorb; nur einiges, was mir Beachtung zu verdienen schien, wurde ausgewählt. Vielleicht verträgt der Wind diese Körner oder wirft sie auf die Straße, vielleicht wurzelt eines oder das andere in fruchtbarer Erde, für mich ist Alles Vergangenheit, und ruhig lasse ich die Wasser laufen, wohin sie ihre Schwere führt.

Innsbruck, 16./4. 96.

Adolf Pichler.

Meine Jugend zu schildern war für mich ein wehmütiger Genuß: die Zeit unbegrenzten Ahnens und Wachsens, der Arbeit an sich selber; und wenn mein Schiff später nicht strandend auf den Sand lief, verdank' ich es den herrlichen Tagen, wo ich Mut und Kraft gewann und trotz mancher Verirrung den starken Glauben an die sittlichen Mächte, die über dem Einzelnen wie über der ganzen Menschheit walten, in mir fest gründete.

Sieben Jahre sind verflossen, seit ich das letzte Wort geschrieben; wenn ich jetzt wieder die Feder ergreife, so will ich auf wenigen Bogen abtun, was den Raum von Dezennien umfaßt. Die Ereignisse, die mein Land betrafen, im Zusammenhang darzustellen fühle ich mich kaum berufen. Zwar habe ich den Gang derselben beobachtet wie der Meteorolog das Wetterglas, jedoch in meiner Stellung ohne Einfluß nirgends mitgewirkt und bei der eigentümlichen Lage der Dinge nie gewünscht, Hand anzulegen. Zur Ohnmacht verurteilt sein, wo sich Kraft und Fähigkeit des Wirkens regt, ist bitter genug; noch höher als die Tat steht aber das Gewissen, wenn sich der Weg zu jener nur auf Kosten von diesem öffnet.

Nun muß ich meine Stellung am Gymnasium und die daraus entspringenden Verhältnisse kurz berühren. Ich erhielt im November 1848 als Supplent die Kanzel der Naturgeschichte an der philosophischen Fakultät. Nach der Reform des Studienwesens ward diese als 7. und 8. Kurs zum Gymnasium geschlagen. Mein Gesuch um feste Anstellung wurde abgewiesen; an meinen Platz kam ein Wiener, der nicht mehr oder eigentlich eben so wenig wissenschaftliche Verdienste besaß als ich und bald an das Polytechnikum abging, wo er seitdem verschollen ist. Als er fort war, übernahm ich wieder seine Kanzel, mußte jedoch auch dieses Mal weichen und zwar dem ehemaligen Kreisarzt in Pilsen, Johann Köhler.

So machte ich denn 1850 meine Lehramtsprüfung; man bezeugte mir ausdrücklich, daß mich meine Kenntnisse für eine Universität befähigten; die Anstellung am Gymnasium verzögerte sich aber dennoch, weil ich mich nicht bückte und stets mit mehr Ehrlichkeit als Klugheit schwarz schwarz und weiß weiß nannte. Der treffliche Schulrat Mayr hatte Mühe genug, meine Ernennung durchzusetzen, die endlich mit Dekret vom 18. Juni 1851 erfolgte.

Köhler wurde 1859 wegen verschiedener Mißgriffe an die Realschule zu Olmütz verbannt. Man berief mich statt seiner — das dritte Mal! an die Universität. Ich trug dort zu allgemeiner Zufriedenheit ein Jahr über Naturgeschichte vor, wie dieses ein Zeugnis des philosophischen Dekanates beweist, das ich erhielt, ohne es zu verlangen, und glaubte nun, weil ich mittlerweile doch auch etwas geleistet, um so mehr Anspruch auf die Lehr-

kanzel zu haben, da ich von der Fakultät an erster Stelle vorgeschlagen war. Es wurde jedoch Dr. Anton Kerner aus Pest angestellt, der als systematischer Botaniker viele neue Pflanzenarten einführte und sich dadurch einen Namen machte, während er als Physiologe mit lathraea squamaria durch Professor Heinricher eine schmähliche Niederlage erlitt. Ich lehrte nun wieder am Gymnasium vom Februar 1861 bis Juni 1867, wo ich mit Dekret vom 23. April, nachdem man die naturwissenschaftlichen Fächer geteilt, als Professor der Mineralogie und Geognosie an die Universität versetzt wurde.

Zur Zeit von Bach war ich unter strenger Aufsicht; es kam vor, daß mich, wenn ich auf der Eisenbahn in den Waggon steigen wollte, ein Polizeikommissär anhielt und fragte: wohin ich reise? Auch schwarze Spione belauschten jeden Atemzug von mir; ich verdanke es nur dem edlen Direktor Sibinger, wenn ich nicht entlassen wurde, wie das Gerücht öfters verkündete. Er stand für mich ein, ohne daß ich es wußte; zu Wien hatte er mich vor dem Minister Thun zu verteidigen, weil ich die Messe nicht besuche. Er sagte, man könne das nicht beweisen, und mich wie einen Schulbuben unter Kontrole zu stellen gehe doch nicht an.

Ich hielt meine Ehre zu hoch, um mit dem Strome zu schwimmen, dawider vermochte ich es nicht, deswegen zog ich mich voll grimmigen Hasses ganz auf mich zurück. Bald lernte ich die Denunzianten schon aus der Ferne wittern; nahte mir ein solcher Schuft, so fertigte ich ihn mit Hohn oder Grobheit ab, daß

ich wenigstens für einige Zeit Ruhe hatte. Weil man Briefen von mir und an mich auflauerte, wurden sie auf Umwegen meistens durch Kaufleute befördert und entgingen so den Diebsgriffen des k. k. Gesindels. Der Statthalterei unter dem Erzherzog Karl Ludwig waren insbesonders die Korrespondenzen in auswärtigen Blättern unlieb. Nach Augsburg schickte man, um den Verfasser mancher Berichte in der Allgemeinen Zeitung zu ermitteln, eigens einen Beamten. Dieser ward jedoch schimpflich abgewiesen.

Das wirkte auch auf mein Verhältnis zu den Schülern. Von Kunst und Wissenschaft begeistert, hätte ich mich gern mit den talentvolleren in Verkehr gesetzt, mußte das jedoch bald aufgeben, wollte ich nicht mir und ihnen schaden. Ein Kollege verhörte die Knaben über das, was ich vortrug, so daß ich mich streng auf den Inhalt der Lehrbücher beschränkte. Schweigend glitt ich über alles, was der herrschenden Richtung entsprach, weg oder warf ein scheinbar unverfängliches Wort, das zum Nachdenken anregte, hin; ich weiß, daß ich auf diesem einzigen mir offenen Wege manches weckte und freue mich dessen noch.

Die schönen Träume einer idealen Wirksamkeit zerrannen bald, doch verzagte ich deswegen nicht: ich lernte einsehen, daß es unendlich wichtiger sei, allgemeine Bildung zu verbreiten, als vielleicht in einem Jahrzehnt immer Einen genialen Jüngling zum Flug anzuleiten. Ich behaupte sogar, strenge Zucht und Disziplin, wo man sich als Glied einem Ganzen fügen muß, sei auch dem Genius förderlich, indem sie ihn zwingt, Maß zu halten: manchmal die beste Probe für

seine Echtheit. Zudem hätte ja das eine das andere nicht ausgeschlossen, ich befand mich aber stets der goldenen Mittelmäßigkeit gegenüber.

Naturgeschichte hatte ich in fünf, deutsche Grammatik und Stilistik gewöhnlich in zwei Klassen vorzutragen. Allmählich erkannte ich es als die wichtigste Aufgabe des Unterrichtes, die jungen Leute ihre Sinne gebrauchen und ein vorgelegtes Objekt sicher auffassen zu lehren. Dabei erschließt sich auch die Schönheit und die Bedeutung der Form, und der Verstand gewinnt durch die Beziehung des Besonderen auf das Allgemeine. Die Fülle des Stoffes in den Alpen habe ich fleißig benutzt und ausgebeutet. Auch hier soll der Lehrer vor allem das nächstliegende verwerten; die Schule hat nicht die Grenze der Wissenschaft nachzumessen, sondern durch wissenschaftliche Gymnastik für die Wissenschaft selbst vorzubereiten.

Am leichtesten gerät der Unterricht beim deutschen Sprachfach auf Abwege.

Ein Pedant führt seine Schüler in das Dorngestrüpp der Wortklauberei, daß sie weder lesen noch schreiben lernen, und verleidet ihnen sogar Meisterwerke, die er vor ihnen zerfasert, für immer. Ein anderer mißbraucht die Aufgaben für eine langweilige Moral, von jenen nicht zu reden, die höchstens heuchlerisch ihre Achseln zucken, daß Goethe, Schiller und Lessing nicht bei der Inderkongregation anfragten oder die Encyklika nicht mehr erlebten, um sich ihr zu beugen. Ein dritter fordert bombastische Aufsätze über Medea vor dem Kindesmord oder Curtius am Abgrund, ein

vierter läßt seine Buben den Mond anflennen, wie die Großmütter vor hundert Jahren usw.!

Die Phantasie der Jugend ist ohnedem übermächtig; es bedarf wenig, sie leidenschaftlich aufzuregen und manchmal in Flammen zu setzen, die, wenn sie auch wie Brillanten funkeln, jede gesunde Kraft aufzehren und die Brust ausbrennen. Schwerlich trifft mich der Vorwurf, den Schwarm ohnmächtiger Dichterlinge durch mein Zureden vermehrt oder ermuntert zu haben. Im Gegenteil! Ich warnte stets vor dem Tändeln mit Versen und behandelte jeden, der sich meldete, mit strenger Kritik. Daß mein Verfahren richtig gewesen, zeigen mir jene ästhetischen Gourmands, die, für jede männliche Tätigkeit zu schwach, nach einander geistig und sittlich in's Nichts zerflatterten; das beweist mir auch der Umstand, daß die wenigen, welche den Ernst ertrugen, was tüchtiges wurden, wenn auch nicht gerade Poeten.

Bei den schriftlichen Aufgaben suchte ich den Stoff zuerst nach allen Seiten klar zu machen; daraus ergab sich die Gliederung von selbst, und leicht fand sich dann der angemessene Ausdruck, wenn der Schüler nur die Technik der Sprache und des Satzbaues besaß. Oft brachten jedoch die Knaben aus den Landschulen nur geringe Kenntnisse mit, und so mußte ich manchmal zu den Grundlehren der Grammatik und Orthographie zurückgreifen, wollte ich nicht auf Sand weiter bauen. Die Themata wählte ich aus dem Gesichtskreise der Knaben; Land und Leute lieferten sie nicht selten, bisweilen auch ein Kunstwerk, das auf dem Friedhof oder in einer Kirche aufgestellt wurde. Auch auf den Vor-

trag von Lesestücken wurde Zeit verwendet. Während sich der Romane im öffentlichen Leben leicht und frei bewegt, gerät der Deutsche häufig in Verlegenheit, stockt unbeholfen und ringt mit dem Ausdruck oder versteigt sich in ein hohles Pathos. Ich ließ nun meine Schüler Vers und Prosa einfach, natürlich und dem Inhalt angemessen vortragen und habe das nicht ohne Erfolg gethan. Zu wenig Beachtung widmet man in deutschen Schulen der Metrik. Man entschuldige sich nicht mit dem Schwanken deutscher Prosodie; einen richtigen Reim kann jeder merken, und Verse gut zu lesen braucht man nicht die Finger. Mag man auch manches von Platen als Übertreibung erklären, so sollte er doch nicht bloß für die Poeten, sondern auch für die Schule einen Wendepunkt bezeichnen. Oder sind die Ohren der Deutschen, angeblich so fein für den musikalischen Wohllaut, seit dem Mittelalter, das die Reime genau sichtete und den Rhythmus dreigliederigen Strophenbaues zu pflegen verstand, dicker geworden?

Viel Not bereiteten mir die vorgeschriebenen Lehrbücher. Zuerst das von Mozart. Es war mit der Scheere gemacht, entstellte und fälschte jedoch nicht. Das vom ultramontanen Bone paßte für den Unterricht noch weniger.

Warum ich es dennoch benutzte?

Das hat seine eigene Geschichte, die erzählt zu werden verdient. Beim Beginn eines neuen Schuljahres trat ich in die fünfte Klasse, schlug auf dem Katheder Mozart auf und bezeichnete die Seite, wo begonnen werden sollte. Die Schüler begannen laut zu lachen; endlich reichte mir einer den Bone, der sei

heuer vorgeschrieben. Direktor Gaßner, ein Geistlicher, hatte am Schluß des vorigen Schuljahres, ohne mir ein Wörtlein zu sagen, einfach die Einführung Bones, der bereits am Jesuitengymnasium zu Feldkirch im Gebrauch war, — und vielleicht gerade deswegen — verfügt. Ich erklärte nachträglich — freilich vergebens — meinen Protest und fertigte in der Schule die schiefen Urteile des Buches mit schneidender Schärfe ab. An mich getraute man sich deswegen doch nicht, wohl aber an einen Supplenten, dem es verwiesen wurde, daß er Lessing zu loben gewagt.

1849.

Die ersten Jahre meines Aufenthaltes in Innsbruck drängten mich vom öffentlichen Leben fast ganz ab, kaum mochte ich eine Zeitung lesen, und nur der innige Verkehr mit der Natur bewahrte mich davor, daß ich nicht in Haß und Groll verstockte.

Die Sammlungen des Gymnasiums waren sehr mangelhaft, insbesondere die botanischen und entomologischen; ich verwandte viel Zeit für Herstellung und Ergänzung derselben, obwohl die Regierung fast nichts beisteuerte. Der Statthaltereirat Probst versicherte mir nur gnädigst, man wolle allenfalls die Frachtkosten übernehmen.

In freundlichen Verkehr trat ich mit Friedrich Hebbel, dem mich Sigmund Engländer vorgestellt hatte. (Unser Briefwechsel ist gedruckt.) Anlaß gab die Gründung der belletristischen Wochenschrift „Phönix“, wie sie Johannes Schuler benannte. Der Buch-

händler J. Witting wagte aus eigenem Antrieb sein Geld daran. Er wollte zuerst Flir, dann mich bewegen, die Redaktion zu übernehmen; wir lehnten ab und verwiesen auf Ignaz Zingerle, der sich der Aufgabe, von welcher er verschiedene Vorteile erhoffte, gern unterzog. Der Absatz war anfangs ganz gut; wir erhielten, obschon kein Honorar bezahlt wurde, Beiträge hervorragender Schriftsteller; als sich jedoch Tobias Wildauer zur Redaktion gesellte und sich dabei dem Ministerium Thun empfehlen wollte, verfiel alles, und die Teilnahme des Publikums erkaltete. So erlosch das Blättchen, nachdem es früher in den Verlag der Wagnerschen Buchhandlung übergegangen war, am 26. März 1853 aus Mangel an Beiträgen und Abonnenten.

Die Muse gönnte mir bisweilen einen freundlichen Blick; auch meldeten sich allmählig die Hymnen; sie zeigen, in welch' ernster Gedankenwelt ich mich damals bewegte. Von einer, die ich, wenn ich mich recht erinnere, zu Ostern dichtete, erhielten sich nur Bruchstücke; die andere stellte ich an die Spitze der dreißig aus späterer Zeit.

1850.

Die Ereignisse in Schleswig-Holstein erregten bei uns lebhafte Teilnahme, den kräftigsten Widerhall derselben finden wir in der Innsbrucker Zeitung. Sie brachte am ersten August 1850 den von mir verfaßten Aufruf:

„Die Redaktion der Innsbrucker Zeitung hat bisher

immer gezaudert, einen Aufruf zu Sammlungen für Schleswig-Holstein zu erlassen, wie solche bereits durch ganz Deutschland eingeleitet wurden. Sie fürchtete, dies als Parteidemonstration ausgelegt zu sehen, wiewohl sonst überall Blätter jeder Farbe sich auf das eifrigste dabei beteiligten und dadurch bewiesen, daß diese Sache nicht Angelegenheit irgend einer Partei, sondern der ganzen deutschen Nation sei. In diesem letzteren Sinne erläßt nunmehr die Redaktion einen Aufruf für die bedrängten Schleswig-Holsteiner. Es sind unsere Brüder; Deutschlands Grenzhut im Norden, wie wir Tiroler im Süden; so lang es eine Weltgeschichte gibt, wurde nie ein heiligeres Recht verfochten, als das, wofür die Söhne Schleswig-Holsteins jetzt bluten. Wir wollen uns erinnern an jenes große Jahr 1809, wo auch Tirol, preisgegeben von der Diplomatie, im letzten Verzweiflungskampfe alles einsetzte, wie jetzt Schleswig-Holstein. Wir können nicht unsere Stutzen hinauftragen in den fernen Norden; wir wollen aber tun, was in unseren Kräften liegt, wir wollen unsere Brüder nach Maß und Vermögen unterstützen. Nur wenige Worte sind es, welche die Redaktion allen Männern von echt deutscher Gesinnung in Tirol und Vorarlberg zuruft, aber sie weiß, daß sie in den Herzen derselben nicht spurlos verhallen werden."

Diese Zeilen hatten einen überraschenden Erfolg; von allen Seiten kamen Beiträge, ja auch Schützen erboten sich nach Schleswig-Holstein zu ziehen. Da schien es mir geraten, mich vom Stande der Dinge selbst zu überzeugen, und ich begab mich nach Schleswig-Holstein.

Mein erster Brief, datiert vom 24. August.

„Diesen Brief erhalten Sie aus Rendsburg, der letzen deutschen Grenzfestung an der Eider, wo Sie mich wohl schwerlich suchen würden. Sie erlassen mir wohl den weitläufigen Bericht über die Herreise und begnügen sich dafür mit einigen Notizen von allgemeinerem Interesse. Ich war zu Hamburg bei einem der ehemaligen Minister des im Jahre 1848 erstandenen, bald jedoch wieder bundestäglich im seligen Frieden entschlafenen heiligen deutschen Reiches gewesen; er nahm mich sehr zuvorkommend auf und empfahl mich auf förderliche Weise in Altona und Rendsburg. Hamburg ist noch immer von preußischem Militär besetzt, so wie denn Preußen de facto im Norden die herrschende Macht ist, wenn man sich auch überall mit Händen und Füßen dagegen stemmt, preußisch zu werden. Das schöne Geschlecht scheint freilich anderer Meinung und unterwirft sich in dieser Hinsicht leichter: nachdem die Preußen 5 Monate in Hamburg waren, befanden sich 300 Mädchen in jenem interessanten Zustande, in welchem sich laut Zeitungsberichten Her most gracious Majesty of England fast immerwährend befindet. Von preußischer Windbeutelei etwas beizusetzen ist mehr als überflüssig, die Preußen tragen die Windlöcher an den Helmen nicht umsonst. Das preußische Militär ist feindlich gegen Österreich gesinnt und setzt ziemlich allgemein das frühere oder spätere Eintreffen von Katastrophen voraus, die den stillen Haß einem gewaltsamen Ausbruch mit Waffen entgegenführen. Es hat großenteils von unserer Armee sehr alberne Vorstellungen; namentlich fiel es mir auf,

daß man zum Teil glaubt, es fehle Österreich an tüchtigen Offizieren. Nun! unsere Offiziere studierten freilich nicht Hegel, gehen auch nicht auf die Potsdamer Parade, können sich aber jedenfalls auf dem Felde mit diesen Herren messen. Sehr bezeichnend sind zwei Anekdoten, die ich deswegen, und weil sie aus zuverlässigen Quellen stammen, hier mitteile. Einer der allerhöchsten jungen Herren äußerte: Wenn sich die Österreicher nicht bald fügen, marschieren wir mit 200 000 Mann nach Wien. Da erwiderte ein Fremder: „Gegen Wien marschieren, ist leicht, aber in Wien einmarschieren, dürfte sehr schwer werden.“ Bei einer anderen Gelegenheit äußerte ein Bürger: „Ich lasse meinen Sohn nicht Musik lehren; Musik verweichlicht, und damit schlägt man nicht die Österreicher.“

Diese Tatsachen deuten darauf hin, welche Ansichten in den höchsten und niedersten Schichten der Bevölkerung Preußens weithin herrschen. Besonders übel fällt es hier in Hamburg auf, daß die Preußen überall herum gemächlich garnisonieren, während in unmittelbarer Nähe die Schleswig-Holsteiner, deren Staatsschiff einzig und allein durch die preußischen Winde auf das Meer der Gefahr hinausgeschleudert wurde, den Kampf auf Tod und Leben bestehen. Ein Flüchtling aus Schleswig erzählte mir mit wahrem Ingrimm, daß preußische Offiziere beim Abzug von den Herzogtümern mit dänischen Offizieren Brüderschaft gemacht und ihre Freude darüber geäußert hätten, daß sie nun nicht mehr für „die Revolution und die Insurgenten“ einzustehen brauchten. Von Österreich

war nirgends die Rede, man hofft von dieser Seite nichts oder sehr wenig. Leicht konnte ich aber entnehmen, daß, wenn Österreich in dieser Sache etwas unternähme, im tiefsten Süden und im höchsten Norden tausendfältiger Jubel eine solche Tat begrüßen würde, — daß eine solche Tat, anerkannt als die „rettende Tat" nicht nur für Schleswig, sondern auch für Deutschland, das Schwert Deutschlands in die Hände Österreichs legen würde. Wahrlich, es steht hier mehr zu erringen als ein Lorbeerkranz; es klingt zwar sehr vornehm: Österreich ist eine Großmacht! Das ist auch eine unbestrittene Wahrheit, jedoch mit Deutschland würde Österreich die erste Großmacht Europas sein. Von Altona reiste ich auf der Eisenbahn nach Rendsburg. Mit demselben Train fuhren auch einige hundert neu Angeworbene und auch Verwundete, die, kaum hergestellt, wieder ihre Fahnen aufsuchten. Von einer Niedergeschlagenheit, wie man dieses nach dem Unglück bei Idstedt befürchten sollte, nirgends eine Spur; diese jungen Leute zeigten eine freudige Entschlossenheit, die vollkommen der edlen Sache würdig ist, für die sie die Waffen ergriffen. Was befremdend erscheinen mußte, war der Umstand, daß in Holstein, so weit meine Beobachtung reicht — und damit stimmt alles, was mir andere erzählten, völlig überein —, nichts von dem Enthusiasmus zu bemerken war, wie dieser unter ähnlichen Umständen bei Volkskriegen zutage tritt. Wollte man jedoch glauben, es sei, weil die Leute des Krieges und der außerordentlichen Lasten, die er notwendig auflegt, satt, gern hinter dem Ofen auf der Bank in der beliebten Weise des deutschen

Michels ihr Bier tränken, so wäre das eine sehr verkehrte Ansicht. Man will den Krieg, jedoch führt man ihn nicht mit dem begeisterten Enthusiasmus des Jünglings, sondern mit der kalten Entschlossenheit des Mannes, der da weiß, daß es sich hier nicht bloß um Ruhmesglanz, sondern um das Wohl eines ganzen Landes handle. Alles dieses steigert die Hochachtung, die ich für Schleswig-Holstein schon so lang hegte, nur noch mehr; es ist wahrhaft die Perle Deutschlands im Nordmeere.

Die Gegenden, die ich auf der Eisenbahn durchflog, kommen mit diesen Torfmooren und fahlen Heiden dem Auge eines Tirolers freilich nicht absonderlich schön vor, indes eignen sie sich vortrefflich zum Tirailleurgefecht. Die Sümpfe decken überall gegen Kavallerie, die hier so selten in Anwendung kommt, wie im wälschen Kriege; auch die Entwickelung größerer Infanteriemassen ist aus demselben Grunde sehr schwierig, während lange Erddämme, oft mit Gebüsch gekrönt und durch vorgelegte Gräben gesichert, ausgedehnten Plänklerketten einen vortrefflichen Anhalt gewähren. Deswegen ist auch hier die zerstreute Fechtart überwiegend und der Wert guter Schützen in hohem Grade anerkannt.

Rendsburg, gegenwärtig der Stützpunkt der schleswig-holsteinischen Armee, ist ein ganz abscheuliches Nest; hinter den breiten Wällen liegen die sehr niedern Häuser; die schmalen, schmutzigen Gassen sind förmliche Kloaken voll stinkenden Unrates, so daß man sich nicht wundern darf, wenn hier die Cholera ziemlich heftig wütet. Feldärzte erzählten mir, daß ihr

namentlich die Verwundeten unterliegen, was um so weniger befremdet, da eben keine weiten Räume zu ihrer Unterbringung vorhanden sind und die bisher herrschende Hitze dem Fortschreiten der Epidemie nur förderlich sein konnte. Auch die Stelle, wo das Laboratorium in die Luft flog, besah ich; das Gebäude ist bis auf die Grundmauern vernichtet, die Explosion soll an Furchtbarkeit alle Schrecknisse des Krieges übertroffen haben. Die Bäume nebenan sind geknickt wie Strohhalme, weithin konnte man zerschmetterte Glieder auflesen, die Hälfte eines Leichnams hing an einem Baume. Offiziere befanden sich bei der Explosion im Saale des Hotels, wo ich gegenwärtig wohne; sie glaubten anfangs, das Haus stürze ein, und sprangen über Tische und Stühle ins Freie. Noch immer liegen Ziegeltrümmer auf den Straßen, und Holzsplitter bedecken die Kanäle. Einige Vermißte hat man bis jetzt noch nicht aufgefunden.

Die Stimmung in der schleswig-holsteinischen Armee ist ausgezeichnet, sowohl bei den Offizieren als auch der Mannschaft, wie ich vielfältig beobachten konnte. Ich war an Offiziere empfohlen; einer vom Generalstabe stellte mich dem Generale Willisen vor. So erfüllte sich mein Wunsch, diesen Mann, dessen Schriften ich schon früher mit Teilnahme gelesen, persönlich kennen zu lernen. Willisen ist von ziemlich großer Statur, hager, das Haar gemischt aus Grau und Braun, sein Gesicht zeigt die Spuren des Soldatenlebens. Er ist eine feste, bestimmt ausgeprägte Persönlichkeit, der man wohl bei der Führung eines Krieges in allen Wechselfällen vertrauen darf. Dieses ist auch

in der Armee wirklich der Fall, trotz dem Unstern von Idstedt. Gerade dieses Vertrauen zeugt am besten für Willisen, um so mehr, da die Armee Freiwillige aus allen Gegenden Deutschlands enthält und eben deswegen die Disziplin immer straff gehandhabt werden muß. Hier will ich auch der Freischaren gedenken, die in den letzten Jahren in Schleswig-Holstein auftraten. Die Ansicht, daß mit Freischaren kein Krieg zu führen sei, wurde mir völlig durch die Mitteilungen hiesiger Offiziere bestätigt, die zwar der Tapferkeit der Freischärler alles Lob zollen, jedoch beisetzten: diese eine gute Eigenschaft sei durch ihre Zügellosigkeit und Widerspenstigkeit gegen jede Disziplin, ferner durch die verhältnismäßig übergroße Menge ihrer Bedürfnisse und den daraus entspringenden Kostenaufwand völlig in den Hintergrund gedrängt worden. Man kann es daher nur billigen, daß die schleswig-holsteinische Regierung die Erfahrungen der letzten Jahre nicht aus den Augen ließ und die deutschen Brüder, die mit Paukenschlag und Kling und Klang freischarlen wollten, ohne weiteres abwies. Das Excerzitium soll in hiesiger Armee noch hie und da mangelhaft erscheinen, eben aus diesem Grunde wären tüchtige Unteroffiziere hoch willkommen. Nach einstimmiger Aussage der Offiziere sind dagegen die Dänen sehr gut eingeschult und geübt und führen die schwierigsten Manöver mit vollkommener Präzision aus. Sold und Verpflegung der hiesigen Truppen sind ausgezeichnet; ich will als Beleg dafür die Löhnungen, auf Reichswährung reduziert, und die Naturalbezüge des einzelnen Mannes beisetzen.

Ein Unteroffiz. I. Kl. erhält Sold tägl. 27 Kr.
" " II. " " " " 25 "
" Jäger II. " " " " 14 "

An Naturalverpflegung erhält jeder täglich 1½ Pfund Brot, Fleisch oder Speck ½ Pfund, 6 Loth Reis oder Erbsen und 1½ Loth Salz, 1½ Loth Kaffee oder ⅛ Quart Branntwein, statt dessen bei Waffenstillstand oder in Garnison 9½ Kreuzer, dazu freies Quartier, Montierung und Waffen.

Ebenso wird auch verhältnismäßiges Reisegeld bezahlt, zu welchem Zwecke die Beträge der Sammlungen, die aus Orten einfließen, aus denen Freiwillige wegziehen, verwendet werden können und dann nach Verhältnis als quittiert gelten. Invaliden erhalten für ihr Leben einen Sold, der wohl dadurch, daß Holstein selbst im ungünstigsten Falle immer bei Deutschland bleibt, einigermaßen garantiert sein dürfte.

Auch etliche Tirolerschützen befinden sich hier. Offiziere erzählten mir, daß einer derselben bereits zehn Dänen erlegt habe und von diesen einen aus sehr großer Entfernung, wobei er vor dem Schusse genau angab, welchen er auf das Korn nehmen werde. Ich konnte den Namen dieses Schützen, der sich durch seine Tüchtigkeit so auszeichnete, nicht in Erfahrung bringen. Auch eine Anzahl der sechsläufigen Pistolen aus der Innsbrucker Fabrik ist hier zum Verkaufe angelangt; der Überbringer erntet durch die Sicherheit der Schüsse, die er mit dieser schönen Waffe macht, viel Beifall. Dagegen fehlt es auch nicht an Komödianten, die mit Gemsbart und Lodenrock gern den Tiroler Wastel vor-

stellen, um auf solche Art etwas zu fischen. So soll letzthin ein solcher Mensch gekommen sein, der 74 Kugeln vorzeigte und dabei sagte: „Mein Vater hat mir aufgetragen, diese 74 Kugeln gegen die Dänen zu verschießen; wenn ich aber mehr als viermal fehle, darf ich nimmer heimkehren.“ Die hiesige Armee hat unter den Holsteiner Jägern viele gewandte Schützen; man kann sich daher wohl vorstellen, daß die Rede dieses Tirolers, und noch obendrein in solcher Weise vorgebracht, sehr wenig Beifall fand.

Gute Schützen, die sich durch Zeugnisse über ihr sittliches Wohlverhalten und besonders darüber, daß sie irgendwo in einer Schützenkompagnie dienten, ausweisen können, werden hier gewiß mit offenen Armen empfangen; solche Komödianten sollten aber anderswo ihre „Manderln machen“, sonst bringen sie dem Lande nur Unehre; es wird durch sie dasjenige, was jedem Tiroler Herzen heilig ist, nur lächerlich.

Im gegenwärtigen Augenblicke, — eigentlich schon seit mehreren Tagen — herrscht hier völlige Stille; ob es die Stille vor dem Sturm ist, oder das schändliche Quos ego unserer sauberen Diplomaten, darüber läßt sich nichts entscheiden. Aus sehr verläßlicher Quelle — wenn überhaupt jetzt etwas verläßlich sein kann — entnehme ich, daß man Ereignissen von Wichtigkeit entgegensieht. Schwerlich dürften diese jedoch schon heute oder morgen eintreten. Möge dieser Kampf segenvoll enden für Schleswig-Holstein und rühmlich für Deutschland.

Kiel, 25. August. Heute Nachmittag verließ ich Rendsburg und erreichte nach kurzer Fahrt die be-

rühmte Universitätsstadt des Nordens. Die Gegend ist wohl die schönste, die ich bisher im nördlichen Deutschland antraf: sanft wellige Hügel, kaum 100 bis 150 Fuß hoch, mit herrlichen Eichen- und Buchenwäldern, dazwischen saftige Triften, wo fette Herden weiden, unter denen Störche mit hohen Stelzfüßen ganz ungeniert herumlaufen. An dem trefflichen Kieler Hafen, der die größte Flotte mit völliger Sicherheit zu bergen im stande ist, verläuft das Düsternbrooker Gehölz gegen das offene Meer. Von einer kleinen Anhöhe überschaute ich die Wasserfläche, auf der bisher so manches Seegefecht stattgefunden. Ein Schiff unter schwarz-rot-goldener Flagge zog langsam dahin, die Matrosen sangen zum Takte des Ruderschlages: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Wie lange wird dieses Lied noch hinausklingen über die Wellen? — Da muß man freilich die traurige Antwort geben: „So lange es dem Zaren gefällt." — Und was dann? — Hamlet sagte sterbend: „Der Rest ist Schweigen!" — Eine Überzeugung geht durch ganz Deutschland, ich hörte sie aussprechen im Süden und im Norden, von Männern jeder Partei, jeden Ranges und jeden Bildungsgrades: daß Deutschland noch eine Revolution haben werde, furchtbarer als jene Frankreichs, furchtbarer selbst als der Bauernkrieg. Die Allgemeinheit dieser Überzeugung hat das Gewicht einer Prophetie, die nur jene leugnen, durch deren Schuld eben diese Überzeugung so allgemein geworden.

Vor dem Kieler Hafen liegt unbeweglich das dänische Linienschiff Skiold, und weiter hinaus liegen als Wächter deutscher Ehre die russischen Fahrzeuge mit

hochaufragenden Masten. Ein Mann, der soeben der dänischen Gefangenschaft entronnen war, erzählte mir, daß diese Schiffe keine Landestruppen enthielten. Die dänische Armee hat sehr viele schwedische Offiziere, während die Holsteiner noch immer Offiziere benötigen. Namentlich kämen Unteroffiziere, die in irgend einer Weise gut geschult sind, sehr erwünscht, denn die schleswig-holsteinische Armee ist zu jung, als daß sie schon zahlreiche und hinlänglich gebildete Kadres haben könnte. Zudem hat Willisen ein Exerzierreglement eingeführt, das von denen aller anderen Armeen in mancher Hinsicht abweicht. Die Infanterie ist in zwei Gliedern aufgestellt, was allerdings nach dem Urteile berühmter Feldherren — ich erinnere an Wallenstein — vieles für sich hat. Bei unserer Schützenkompagnie ist das nichts neues, denn manche waren bereits in derselben Weise eingeteilt, und wenn das Landesschützenreglement nach dem Entwurfe Roßbachs in Zukunft volle Geltung erlangen sollte, so wird auch bei uns diese Art Aufstellung allgemein. Zugleich hat Willisen eine weit größere Anzahl berittener Offiziere bei seiner Armee angestellt, als dies bei irgend einer anderen der Fall ist. Der Vorteil davon springt gleich in die Augen; jedoch ist der Offizier dabei mehr Gefahren ausgesetzt, denn einmal wird er mehr zur Zielscheibe, und dann fliegen bekanntlich die Kugeln der Infanteriegewehre eher zu hoch als zu tief, was eben für die Reiter verderblicher wird. Der Zufluß von Freiwilligen ist keineswegs so groß, als man sich das anderswo vorstellt; einige Offiziere äußerten sich, daß dem Generalkommando das Zuströmen tüchtiger Freiwilliger noch

erwünschter wäre als die Geldbeiträge, so erwünscht auch diese immer sind. Offiziere fragten mich öfters: „Kommen denn nicht bald Tiroler Schützen? Die könnten wir so gut brauchen. Man kann ja mittels der Eisenbahnen von München nach Rendsburg in drei Tagen gelangen, und München liegt nicht gar so weit von Innsbruck. Man sende uns aus Tirol wackere Schützen, als Reisegeld benütze man die eingegangenen Gelder. Schützen wären uns hochwillkommen, doch sollten sie bald kommen." Die Stellung beider Armeen ist sehr eigentümlich. Eine kann die andere nicht angreifen, ohne sich der größten Gefahr auszusetzen, und doch dürfte es für beide schwer sein, stets auf dem gleichen Punkte zu bleiben. Die Holsteiner haben das feste Rendsburg als Pivot; da werden sich die Dänen wohl hüten, den Stier bei den Hörnern zu packen. Ebenso haben auch die Dänen große Schanzwerke aufgeführt, die sie nach den neuesten Nachrichten durch Blockhäuser zu verstärken gedenken. Es klingt parador und ist dennoch völlig wahr: Eine jede dieser Armeen ist gegenüber der anderen zu schwach; es bedürfte die eine oder die andere tüchtiger Reserven. Eben weil aber beide Armeen diese Schachpartie nicht lange fortsetzen können und bloßes H a r c e l i e r e n zu nichts führt, dürften in Bälde wichtige Ereignisse eintreten. Zudem hat seit kurzem die Witterung ganz umgeschlagen; es ist Herbst im wahren Sinne des Wortes: kalte Nebel und Frostwinde, was man auf Moor und Heide nur schwer verträgt.

* *
*

Diese Briefe sind kein Beitrag zur Zeitgeschichte; wohl aber habe ich in manchen Dingen klar gesehen, wobei man sich nur an Bronzell zu erinnern braucht; anderes hat die Folgezeit berichtigt. Nach Idstedt versumpfte alles; den traurigen Anteil, den Österreich an der weiteren Entwickelung der Dinge nahm, kennen wir alle: die neuere Geschichte Österreichs ist eine Geschichte versäumter Gelegenheiten.

Ich eilte von Kiel nach Innsbruck zurück in der Absicht, Schützen zu holen. Da wurde ich zum Statthalter Bissingen berufen; dieser erklärte mir, daß die Regierung die Teilnahme von Tirolern am dänischen Kriege nicht gestatte — und damit war ich für immer kalt gestellt und kehrte zu meiner Lehrthätigkeit zurück.

Von meinen Kollegen verdienen einige Erwähnung. Michael Lisch aus Vorarlberg war ein milder, aufgeklärter Priester, der sich von allen politischen Kämpfen fernhielt und deswegen von den Klerikalen mit schiefen Augen betrachtet wurde. Er beschäftigte sich viel mit französischer und italienischer Literatur; für den „Phönix“ schrieb er einiges, so den „Weiberaufstand in Vorarlberg“.

Dann der schneidige und satyrische Josef Daum aus Pollingen. Er war hochbegabt und ein sehr tüchtiger Lehrer, dessen Kenntnisse, namentlich auch der modernen Sprachen, das Niveau österreichischer Gymnasiallehrer weit überragte, brachte es jedoch nicht vorwärts, obwohl er 1859 als Schützenhauptmann einen Orden erhielt. Er ging keine krummen Wege; sein scharfer Spott bereitete Wildauer, Zingerle und all diesen Herren manchen bittern Verdruß. 1872 starb

er in der besten Manneskraft; obgleich wir uns hier und da stritten, von mir tief betrauert. Zum Schluß eine kleine Geschichte, die jene Tage charakterisieren mag. Es erschien — ich weiß nicht mehr wo — ein Aufsatz, der dem Statthalter, Erzherzog Karl Ludwig, mißfiel. Daum galt als der Verfasser. Der Polizeidirektor berief ihn; es wurde ihm ein Schriftstück vorgelegt, worin er erklären sollte, daß er es bedauere, jenen Aufsatz veröffentlicht zu haben. Daum brauchte nicht zu leugnen; er konnte allsogleich nachweisen, daß er ihn nicht geschrieben. Damit glaubte er die Sache abgetan, allein die empörte See brauchte zur Beruhigung noch Öl. Nun mutete man ihm zu, ein Papier zu unterzeichnen: „Es sei ihm leid, daß man dem Erzherzoge diesen Verdruß gemacht habe!“ — Das ging ihn nun freilich gar nichts an; um Ruhe zu haben, gab er dennoch seinen Namen her. Hätt' er es lieber nicht getan!

Der Geistliche Moriggl erteilte in Logik und griechischer Sprache Unterricht. Der kleine Simmele mit den großen Kanonenstiefeln, wie man ihn scherzweise nannte, organisierte die klerikale Partei in Tirol und leitete sie auf eine Weise, die der damals liberalen Regierung manche Schwierigkeit bereitete. Schlau, wie alle Vinstgauer, wußte er sich aber so gut zu verstecken, daß man nur die Fäden des Netzes, aber nie die Spinne fand. Endlich gelang es, ihn zu erwischen, und zwar auf eine niederträchtige Weise: man stahl einen Brief, auf dem er sich unvorsichtig durch die Handschrift der Adresse verriet. Nun war er unrettbar kompromittiert; bei den Verhören soll er sich nicht

sehr fest benommen haben, konnte jedoch der Falle nicht mehr entrinnen. Er wurde des Dienstes enthoben und in seinen alten Tagen der Armut preisgegeben. Es konnte genügen, ihn zu pensionieren; die Durchführung dieses Prozesses und der Schluß desselben machte der Regierung keine große Ehre.

Selbstverständlich trieb Moriggl für seine Partei geheime Polizei: er verzeichnete in sein Tagebuch alles, um es gelegentlich zu benutzen. Mir wiederholte er einmal bei einem Glase Wein, was ich in einem Wirtshause zu Matsch dem Lehrer gesagt hatte: harmlose Scherze, Fragen über die Zustände der Schule und das Volksleben, die mir überhaupt nicht schaden konnten. Da ich mit ihm auf gutem Fuße stand, tat er es wohl, um mich zu warnen.

Noch schlimmer erging es Tobias Wildauer, obwohl er an Schlauheit als geborener Zillertaler ein Gegenstück zu dem Vinstgauer liefern konnte. Er bewarb sich um einen Sitz im Landtage. Zuerst versuchte er sein Glück bei den Klerikalen, denen er versprach, für die Glaubenseinheit einzutreten. Sie ließen ihn fallen. Nun schrieb er die Aufsätze: „Zur Verständigung über die Protestantenfrage in Tirol" und wendete sich an die Liberalen. Um den Sachverhalt richtig zu stellen, wurde von beiden Parteien 1862 am 26. Dezember abends eine Versammlung in den großen Saal des „Österreichischen Hofes" einberufen und er vorgeladen, sich zu rechtfertigen. Es war nun geradezu unheimlich, wie Greuter, Vorhauser, Moriggl aus dem Dunkel hervortraten und ihm die Lappen Stück für Stück mit seinen eigenen Worten

vom Leibe rissen. Er floh vernichtet. Dieses Gottesgericht ist ausführlich in den Zeitungen beschrieben; ich dachte an Sallust: ambitio multos falsos fieri coegit. Bei dem Mangel an Kandidaten gelang es ihm später, nachdem er bindende Reverse ausgestellt, von den Liberalen zuerst ein Mandat für den Landtag und dann für den Reichsrat zu erhalten. Große Erfolge errang er hier nicht, er blieb stets in der zweiten Linie, und selbst die berufenen „Wildauerschen Anträge“ sind nicht von ihm; er erhielt sie vom Landesschulrat und brachte sie in abgeschwächter Form beim Reichsrat ein. Seine Gewandtheit ersetzte ihm nicht die politischen Kenntnisse oder den Dämon des Redners, der auch dort fortreißt, wo er nicht überzeugt. Kein ursprüngliches Talent, verstand er das Materielle zu sammeln, zu sichten, zu scheiden und gruppieren, und dadurch konnte er einer Partei von Nutzen sein. Das begriff die Regierung. In meinen Aufzeichnungen zur „Geschichte“ findet sich Oktober 1868 folgende Erzählung aus dem Munde eines Freundes: „Lasser kam zu ihm und ersuchte ihn, daß er Wildauer für die Redaktion des Tiroler Boten gewinne. Dieser lehnte ab, erbot sich aber zur Mitarbeiterschaft. Es handelte sich um das Honorar; Wildauer wollte nicht auf den Dispositionsfonds erscheinen und schlug vor, man möge ihn Vorträge über Rhetorik halten lassen und diese zahlen. Der Unterrichtsminister erklärte: Vorträge über Kunstgeschichte seien nötiger. Obwohl Wildauer bisher nie Kunststudien gemacht hatte und zu Innsbruck wohl auch nicht machen konnte, nahm er an. Dafür wurde ihm das Gehalt

ausgezahlt, auch wenn er die Vorlesungen nicht hielt und die Bestätigung des Dekans, daß er sie gehalten habe, fehlte. Die Sache war vor der Erledigung der Fakultät vorzulegen, man überging sie jedoch und traf während der Ferien die nötigen Verfügungen. Wildauer bezog diesen Sold auch noch unter dem Ministerium Taafe. Darüber äußerte sich J. Greuter, der alles das genau wußte, so derb, daß ich es nicht mitteilen kann. Er diente der Regierung unter anderem dadurch, daß er entschiedene Beschlüsse seiner Partei milderte oder lähmte; man nannte ihn deswegen den „Resolutionsschwächer" und traute ihm, wie mir Mitglieder des Reichsrates versicherten, nicht mehr über den Weg. Als ich bei der Gründung des konstitutionellen Vereins in das Programm gesetzt hatte: „Förderung des deutschen Bewußtseins", suchte er dieses, wenn auch damals vergebens, zu beseitigen, wie er überhaupt nirgends eine ernsthafte Opposition wagte. Von Kufstein drohte ihm gelegentlich ein Mißtrauensvotum, man wählte ihn aber wieder — weil sich niemand zum Kandidaten hergeben wollte, wie das die Geschichte des modernen Konstitutionalismus auch sonst bestätigt. Dem Hofe hatte er sich durch die Scene beim Schützenfeste zu Frankfurt empfohlen. Dort gab ihm Metz durch seine Phrase von den Schmerzenskindern ex abrupto die Einleitung zu einer Rede und verschaffte ihm dadurch den Orden der eisernen Krone. Er war übrigens den Schützen, die selbstverständlich unter polizeilicher Aufsicht reisten, ex offo als Redner beigegeben. Seine politische Laufbahn ist damit abgeschlossen. Er half der Regierung das für die Kleri-

kalen günstige Schulgesetz durchzudrücken, erhielt den Hofrattitel und die Fakultät wurde verständigt, daß der Betrag für die kunstgeschichtlichen Vorlesungen in die Pension einzubeziehen seien.

Er war 1848 als Lehrer an das Gymnasium zu Innsbruck gekommen, wo er sich als ein Muster von Pünktlichkeit auszeichnete. Als die Wochenschrift „Phönix" wegen ihrer Richtung vom Minister Thun günstig aufgenommen wurde, trat er in die Redaktion und schrieb zum Lobe des Dichters Redwitz, von dem man damals in Wien die Umkehr der Wissenschaft erwartete. Vor allem hängte er sich als Schildknappe an den einflußreichen Professor der Philosophie Georg Schönach. Dieser war im Vormärz Kurat in Pill, ließ dort ein Mädchen vom Küster peitschen, weil es mit einem Liebhaber zu tun hatte, war dann kurze Zeit Direktor des Gymnasiums und endlich Professor der Philosophie. Hier veröffentlichte er sein Werk: „Der konkrete Monismus", welches ihm die nicht unbedingte Anerkennung Pius IX. eintrug, während S. Ruf es als „absoluten Cretinismus" bezeichnete. Graf Thun und sein Adlatus V. v. Ehrhart schwärmten dafür; der Verfasser wurde als auserwähltes Rüstzeug zur Bekehrung der Ungläubigen nach Wien berufen. Sein Buch wurde in Fachblättern mit Achselzucken aufgenommen; ein Tiroler, J. Perkmann, schrieb in einem norddeutschen Blatt eine dem Sachverhalt gemäß nicht sehr anerkennende Besprechung. Dagegen trat nun Wildauer anonym in der Schützenzeitung mit einem rohen Schmähartikel auf. Perkmann erwiderte allsogleich ruhig und gemessen

mit Unterschrift seines Namens und forderte den Gegner auf, das gleiche zu tun. Wildauer ließ einen zweiten Artikel folgen und nannte sich auch dieses Mal nicht. Für solche Verdienste erwarb er sich den gebührenden Lohn: er wurde, wie in den Briefen von Flir gedruckt zu lesen ist, durch die Verwendung des Bischofs von Brixen Professor der Philosophie. Er folgte der Strömung im ultramontanen Fahrwasser, wie das ein Artikel des Tiroler Boten vom 31. März 1858 beweist. Graf Thun hatte auf ihn sein größtes Vertrauen, wollte mit ihm bei der Philologenversammlung vor den Ausländern prunken und ließ ihn auf Kosten des Staates nach Wien berufen. Fachmännern gegenüber reichte sein hohles, leeres Pathos nicht aus; bei der schwülstigen Rede „über die deutsche Sprache an den Gymnasien" mußte ihn Bonitz als Vorsitzender mehrmals zur Sache weisen, während ihm die Anwesenden zuriefen: „Das wissen wir schon längst!" Der Mißerfolg wurde dann so gedeutet: die fremden Philologen und Bonitz hätten sich aus Neid zu einer Intrigue verschworen! — Diese Mitteilungen verdanke ich Franz Hochegger, der als Augenzeuge gegenwärtig und völlig unbefangen war. Als Hoftiroler spielte sich Wildauer in seinem Buche „Das Kaiserschießen in Tirol" auf. Zu ausgiebigen wissenschaftlichen Leistungen hatte er keine Zeit. Eine Studie über die Psychologie des Sokrates, dem später Platon und Aristoteles folgen sollten, bespricht Jodl in seinem Buche; das Lob wird durch Rügen mehr als aufgehoben. Aus Ehrgeiz ließ er dieses Feld brach liegen; sein scharfer, kombinierender Verstand hätte ihm hier gewiß dauernde Erfolge ver-

schafft; zum selbständigen Philosophen fehlten ihm die Ideen. Er war ein tüchtiger Schulmann, ein braver Familienvater, jedoch nur ein gewöhnlicher Charakter, indem er fast ausschließlich persönliche Interessen verfolgte und sich dabei auch auf Kosten von Rivalen Platz zu verschaffen suchte. So ist er alt geworden; er hat einige äußere Vorteile errungen — befriedigt haben sie ihn kaum, denn sein Flug ging höher, und so konnte er am Abend des Lebens nicht mit stolzem Selbstbewußtsein auf die zurückgelegte Bahn blicken, vielleicht mit stiller Ergebung.

Sehr klug wußte Ignaz Zingerle den Weg zu wählen, der ihn aus der Theologie auf eine Lehrkanzel der Universität führte. Er begann seine Laufbahn am Gymnasium, den Doktortitel verschaffte er sich in Deutschland. Darauf wurde er plötzlich an die Universität als Bibliothekar versetzt, obwohl er in diesem Fache nie und nirgends praktiziert hatte. Nun schuf man eine neue Lehrkanzel für deutsche Sprache und Literatur und übertrug sie ihm. Er war damals bei den Klerikalen gut angeschrieben; Daum und ich schauten ihm vom Fenster des Bognerwirtshauses in Absam zu, wie er bei der Fronleichnamsprozession neben seinem Schwager Hans von Kripp eine Stange des Baldachins trug, unter dem der Geistliche mit der Monstranz einherschritt. Mir sagte er gelegentlich, ich solle mich, wenn ich an die Universität kommen wolle, an den Bischof von Brixen halten.

Er widmete mir — trotz meiner Ablehnung — seine „Schildereien aus Tirol"; die Absicht war mir leicht

erkennbar: ich sollte für seinen Sohn bei der Bewerbung um die Professur für deutsche Sprache und Literatur wirken; ich trat jedoch für J. Wackernell ein um so mehr, als Zingerle gegen diesen in wenig nobler Weise intrigierte; wagte er doch unter anderem in einer Eingabe zu behaupten: sein Sohn habe mehr geleistet als jener; erst als dagegen Einsprache erhoben wurde, strich er die Stelle, jedoch so, daß man sie im Ministerium noch lesen konnte. Diese Tatsachen, die ich noch beträchtlich vermehren könnte, genügen, wenn sich jemand ein Urteil bilden will. Seine matten geistlosen Vorträge regten niemand an; so mancher zog an eine fremde Universität, weil er ihm nichts bieten konnte. Er schritt nicht mit der Wissenschaft vorwärts und sagte selbst, daß er über den Standpunkt der Romantiker nicht hinausgegangen sei.

Als sein bestes Werk bezeichnete Müllenhoff die Sagen aus Tirol. Aber auch diese sind nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Ein Student erdichtete wichtige Beiträge vom Zireinersee und dem Sonnwendjoch. Er rühmte sich nachträglich mir gegenüber, „daß er den Natz habe aufsitzen lassen". Den vielen Ausgaben und Neudrucken, die er machte, werfen Fachmänner Mangel an Kritik vor. Mußte er doch an Scherer schreiben, er kenne sich im Metrum Vintlers nicht aus, und ihn um Hilfe bitten. Die Gedichte, die er bei Wagner herausgab, werden seinen Namen nicht in die Zukunft tragen.

Zingerle wurde 1887 zum Regierungsrat ernannt. Beim Übertritt in den Ruhestand erhielt er den Adel; er starb am 16. September 1892. In's Grab folgte ihm eine Salve erlogener Nekrologe.

Auf das Grab des unglücklichen Georg Vonbank aus Schruns im Alpental Montavon will ich hier den Zweig einer Trauerweide legen.

Ein Bauernsohn, trug er das Gepräge des echten Romanen: stark gebaut, muskelkräftig, schwarzhaarig, braun, im Gesicht glühten zwei dunkle Augen.

Ob ihn der Zwang äußerer Verhältnisse, mit welchen Eltern und Verwandte leider manchmal auf unerfahrene Jünglinge drücken, indem sie ihnen, wenn sie nicht nach Brixen gehen, jede Unterstützung entziehen, in die Theologie trieb oder auch jugendliche Schwärmerei, die über sich selbst und die Welt im Unklaren ist, kann ich nicht angeben.

Zum Seelsorger scheint er weniger Beruf gehabt zu haben; wir treffen ihn daher in verschiedenen Gymnasien als Professor, so in Dalmatien, wo er zumeist italienische Studien betrieb und sich mit Dante beschäftigte. Dann wurde er nach Innsbruck versetzt und ließ sich hier — ich weiß nicht warum — vorzeitig pensionieren. Dann übernahm er eine zeitlang die Redaktion der Tiroler Stimmen. Seit er sie niedergelegt hatte, führte er ein unstätes Leben und tauchte bald da bald dort auf, überall begleitet und verfolgt von übler Nachrede. Unbezähmbare Sinnlichkeit brachte ihn mit dem Strafgesetze in Berührung.

Nachdem er aus dem Gefängnis entlassen war, ging er nach Südafrika als Missionär. Bald kehrte er wieder zurück; mit dem langen Barte, dem dunklen Talar und schwarzen Hute erkannte ich ihn im ersten Augenblick gar nicht, als er mich zu Innsbruck auf der Straße anredete.

Dann erhielt er eine Stelle in Niederösterreich, wo am 1. Februar 1894 der Tod sein vielbewegtes Leben schloß. Er hatte ein Alter von 70 Jahren erreicht.

Der Mann war hochbegabt. Es liegt von ihm ein Band Gedichte vor, meist Sonette; sie sind gedankenvoll und inhaltreich, in der Form oft schwerfällig, aus mancher Strophe klingt die Zerknirschung eines leidenschaftlichen Gemütes, der Widerhall schweren Kampfes. Verurteilt ihn nicht, sondern urteilt mild, denn mancher vielleicht mit einer Bischofsmütze oder Tiara müßte ihm gegenüber sich beschämt an die Brust klopfen, wenn er der eigenen Sünden gedenkt. Friede seiner Asche!

Mit vollen Ehren und aufrichtiger Dankbarkeit nenne ich noch den Piaristen Josef Sibinger aus Wien, der als Direktor das Gymnasium viele Jahre mit großer Umsicht leitete, Gegensätze auszugleichen und zu vermitteln wußte, die Kräfte in angemessener Weise zu verwerten und der Anstalt in jeder Beziehung einen hervorragenden Platz zu sichern verstand. Er wurde 1861 pensioniert, die Lehrer sahen ihn ebenso ungern scheiden als die Schüler.

Sein Nachfolger, der Benedektiner Theodor Gaßner aus Admont, war ein etwas zaghafter Mann, der nirgends anstoßen wollte, am wenigsten beim fürstbischöflichen Ordinariat, und sich bei den Schülern keiner großen Beliebtheit erfreute. Unter solchen Verhältnissen wird man begreifen, daß ich das Dekret, welches mich vom Gymnasium abrief, als ein Wort der Erlösung begrüßte. Dennoch schied ich mit Weh-

mut von einer Anstalt, wo ich so lange gewirkt, so bitter gekämpft, so vieles erduldet!

Der Unterricht erschöpfte meine Tätigkeit nicht; Erholung boten mir Wissenschaft und Kunst. Von meinen Studien will ich nur insoweit reden, als sie mir Stoff zu Aufsätzen und Büchern lieferten, und auf manchen Baustein hinwiesen, den ich für die Hallen der Wissenschaft gebrochen. Handschriften alter Passionsspiele im Sterzinger Archiv gaben die Anregung zu dem Büchlein: „Das Drama des Mittelalters in Tirol. Innsbruck bei Wagner 1850.“ Schüler brachten mir auf meinen Wunsch die Bauernkomödien aus ihrer Heimat; ich übergab sie dem Museum, und so ward dort der Grund zu einer Sammlung gelegt, die seitdem in erfreulicher Weise anwuchs. Dazu gesellten sich Programme von Festspielen der Jesuiten zu Innsbruck und Hall. Die Bauernkomödien, welche man nicht mit der Passion verwechseln darf, haben hier ihre Wurzel, aus der sie sich dann volkstümlich entwickelten bis auf unsere Tage, wo sie der Verderbnis durch die städische Bühne zu erliegen scheinen. Ich behandelte den Gegenstand 1854 in den österreichischen Blättern für Literatur und Kunst, der Beilage zur Wiener Zeitung; neue Gesichtspunkte dürften wohl schwerlich mehr zu entdecken sein, und so war für mich die Sache abgetan. Auf das Drama des Mittelalters griff ich noch einmal zurück; nachträgliche Funde in Sterzing, wo ich auch die später von Zingerle benutzte Miszellaneen-Handschrift entdeckte, und dann manches, was ich von Sebastian Ruf aus den Raitbüchern des Haller Archives erhielt, veranlaßten mich zu zwei neuen

Aufsätzen: „Das Drama des Mittelalters in Tirol" 1866 und „Ein Passionsspiel in Tirol" 1867, beide in der österreichischen Revue. Diese Arbeiten sind jetzt überholt und veraltet; ich veranlaßte daher unseren Germanisten Dr. J. Wackernell sich damit zu beschäftigen, der bereits auf diesem Acker reiche Ernte einheimste.

Die tirolische Kunst begleitete ich mit Aufmerksamkeit. Gern zeigten mir Künstler ihre neuen Werke; wurde was altes aufgefunden, sah ich es meistens im Museum. So ward ich für die „Zeitschrift für bildende Kunst" Berichterstatter, bis ich es 1881 einstellte, weil der neu ernannte Professor der Kunstgeschichte, Hans Semper, jedenfalls für diese Aufgabe berufener war als ich.

Zunächst erregte die Pflanzenwelt in ihrer reichen und schönen Entwickelung meine Aufmerksamkeit. Wenige Gegenden fördern die Liebe zur Botanik so sehr, wie das Inntal. Südlich ragt das Schiefergebirge, nördlich die Zone der Kalkalpen und bedingt durch die Verschiedenheit der Unterlage die Verschiedenheit der Gewächse. Ebenso wechseln die Pflanzenarten senkrecht aufsteigend von Stufe zu Stufe, wenn man an den milden Hügeln, wo noch die Rebe reift, emporklimmt bis zu den unwirtlichen Gletschern, deren Moränen nördliche Weiden und Moose überkleiden. Was ich hier und in anderen Fächern gesammelt, erhielt das Museum, wo ich lange Fachdirektor der botanischen Abteilung war und das Naturalienkabinett des Gymnasiums; über meine Funde habe ich jedoch nichts veröffentlicht, sondern das Verzeichnis dem Baron Haus-

mann zu Bozen eingesandt, der es für seine Flora Tirols, insoweit sie noch nicht gedruckt war, verwerten konnte.

Auf das Studium der Zoologie ging ich nicht tiefer ein, doch lohnte mich auch hier die Entdeckung einiger Seltenheiten, welche — wie eine schöne Spinne: Eressus sanguinolentus — zeigen, daß das Klima Innsbrucks wärmer ist, als es nach dem Breitengrad beanspruchen darf. Das bewirken die Ströme des Scirocco, den die nördliche Bergkette ins Tal zurückstaut.

Die Pflanzen lenkten mich bald auf den Boden, aus dem sie Nahrung sogen. Ich begann 1859 mit dem Studium der Geognosie, das ich, — anfangs in mannigfachen Beziehungen zur geologischen Reichsanstalt — unverdrossen fortsetzte. Fast jedes Jahr schenkte mir eine wichtige Entdeckung; ich erinnere hierbei an die Steinkohlenformation bei Trins und den Glimmerdiabas bei Nößlach; an Bellerophon zu hinterst in Villnös, den ich bereits am 23. Mai 1870 dort fand. Weil ich jedoch die Sache weiter verfolgen wollte und daher vorläufig nicht veröffentlichte, so kamen nachträglich die Wiener Geognosten und entdeckten die Bellerophonschichten ebenfalls. Ferner an das Röt und die Schichten der natica Stanensis auf dem Stanerjoch, die Gliederung des Muschelkalkes und Keupers, die Keuperpflanzen von Zirl, Telfs und Achenkirch, die Planorbisschichten der Pertisau, die Kreidepflanzen von Brandenberg und die Porphyre ebendaher, die Stellung der Schwazerkalke und Wildschönauerschiefer mit dem Gabbro, die Basalte des Baldo, die Porphyrite bei Ehrwald, Vintl und der

Töll; an die Untersuchung des Granits und der Oligoklasschiefer von Mauls, den Verrucano und die Trias bei Welfenstein, die gekritzten Geschiebe bei Innsbruck, an den Aufbau des Sonnwendjoches mit den Gschöllerschichten, an die mikroskopische Analyse der Phyllite, an so manche von mir beschriebene Petrefakte, etliche fossile Harze aus Brandenberg, von der Breitlahn und aus dem Kochentale; an neue Fundorte bereits bekannter Mineralien; den Jamesonit, den Gibbsit, an die zahlreichen von mir beschriebenen Pseudomorphosen, an die Carditaschichten bei Mieming; ein kleiner Aufsatz über Diluvialkohle bei Obsteig war meine letzte Arbeit; den geognostischen Hammer überließ ich als Andenken der Universität. Das ist nur einiges; Naturforscher verweise ich auf die „Beiträge zur Geognosie Tirols“ in der Zeitschrift des Ferdinandeums, den Jahrbüchern der geologischen Reichsanstalt, die mich zu ihrem korrespondierenden Mitglied ernannte, den Jahrbüchern für Mineralogie und Geologie von Leonhard und Bronn und den mineralogisch-petrographischen Mitteilungen in Wien. Erwähnen darf ich wohl auch, daß Forscher von Rang überall auf meine Arbeiten zurückkommen und zahlreiche Versteinerungen nach mir tauften.

Nebenbei liefen seit 1857 die phänologischen Aufzeichnungen für die meteorologische Centralanstalt in Wien, zu welchen auch eine Zeitlang Schüler von mir beitrugen. Man wird meinen Namen in den Schriften jenes Instituts mehrfach erwähnt finden.

Die Ausflüge behufs meiner Studien gaben Anlaß zu vielen Beobachtungen von Land und Leuten. Ich

verwob sie gewöhnlich zu Skizzen, welche, um die Kosten für meine Reisen zu decken, in Wochenschriften erschienen: im Heimgarten, im Morgenblatt, im Daheim, im deutschen Museum und anderen, bis später ein Teil derselben zu dem Buch: „Aus den Tirolerbergen" vereinigt wurde, das 1862 aus Rohsolds Verlag in München hervorging. Der wirtschaftete schlecht, brannte schließlich durch und sein Verlag wurde nebst allen Büchern unter gerichtliche Sperre gelegt, wobei natürlich die Schriftsteller, die sich mit ihm eingelassen, zu kurz kamen. Ich war noch überdies um die Hälfte des geringen ausbedungenen Honorars geprellt.

Hundert Gulden empfing ich nach dem Abdruck, hundert Gulden sollte ich erhalten, wenn sechshundert Exemplare verkauft wären. Als der Bankrott ausbrach, waren bereits über siebenhundert abgesetzt. Ein großer Sold, nicht wahr? — Jetzt ist das Werk endlich vergriffen.

Daß mein Buch nebenbei fleißig ausgeraubt und bestohlen wurde, ist selbstverständlich. Wie sollte sich auch der Verfasser in seinem abgelegenen Bergwinkel dagegen wehren? Ging es doch seinen geologischen Arbeiten nicht besser!

Die politischen Zustände Österreichs seit 1848 brauche ich nicht näher zu schildern; der Erfolg, dieses Mal ein wahres Gottesgericht, hat die Schuldigen in einer Weise verurteilt, daß kaum je die Nemesis so sichtbar aus den Wolken griff. In diesen traurigen Tagen habe ich mich nie und nirgends zum Anbeter brutaler Gewalt erniedrigt oder Unrecht Recht ge-

heißen, obschon mir manche Zurücksetzung erspart geblieben wäre, hätte ich den schamlosen Cancan der Reaktion mitgetanzt. Wenn mehr Männer diese Art des Widerstandes versucht hätten, anstatt servil zu heucheln, so würde Österreich schwerlich seine vorragende Stellung eingebüßt haben. In solchen Tagen ist ein echter Adel berufen, das geknebelte Volk zu vertreten; allein unter den Aristokraten diesseits der Leitha war kein Broughton und Gray, sie gingen Hand in Hand mit Klerus und Bureaukraten, sie hatten meistens als große Herren nie denken und arbeiten gelernt. Man nenne mir nicht Anastasius Grün: Ausnahmen bestätigen die Regel.

Mir blieb die Feder; daß ich sie redlich benutzt, dürfte wenigstens in Tirol bekannt sein. Ich habe oft genug meine Stellung gewagt; niemand wird es mir verdenken, wenn ich mich gegen Niederträchtigkeit mit List wehrte und es so den Vipern und Spitzeln trotz aller verschmitzten Kniffe nicht gelang, mich zu ertappen. Man fürchtete den Lärm, wenn man mich kurzweg gemaßregelt hätte, zu sehr, um mich auf Vermutungen hin, mochte man auch für sich davon überzeugt sein, anzutasten. Der Statthalter Graf Bissingen bezeichnete mich als einen der gefährlichsten Menschen, die ihm je vorgekommen. Mir sagte er einmal höhnisch, nun sei der Schlund der Revolution für immer geschlossen. Und es brauchte nicht einmal eine solche, um nach wenigen Jahren ihn und seinen Meister Bach mit ihren Systemen spurlos wegzuschwemmen.

Die Beschäftigung mit Publizistik führte mich auf das Gebiet der Geschichte, insbesondere der neuen, und

ich darf wohl sagen: es ist mir kein bedeutendes Werk entgangen; manches las ich zwei- bis dreimal. Auch militärischen Schriften widmete ich manche Stunde; die Kriegsgeschichte Tirols wurde mir durch die genaueste Kenntnis der Pässe und Schlachtfelder zu frischer Anschauung, doch bin ich nicht mehr ins Feld gezogen. Im Jahre 1859 erwiderte ich auf die Anfrage, ob ich eine Kompagnie übernehmen wolle, daß ich zwar nichts zurückweisen werde, was mir die Ehre anzunehmen geböte, aber, gewitzigt durch meine und die Erfahrung anderer, mich auch nicht um eine Stellung bewerbe.

Man fragt mich vielleicht, warum ich nicht nach dem Umschwung der Dinge im Gemeindeausschuß oder Landtag einen Sitz gesucht? Ich hatte in der Zeit der Reaktion die Kelter getreten, man konnte das wissen, und ich fand es daher unter meiner Würde, demütig zu kandidieren, um so weniger, da ich nichts für meine Person anstrebte. Wie die Würmer nach einem Frühlingsregen brachen plötzlich aus allen Winkeln, wo sie sich bisher sicher geborgen, Liberale hervor; bald hieß es: ich sei zu weit links, ein Freimaurer und Atheist, ein Republikaner und Demokrat, meine Wahl würde daher nur der Sache des Fortschrittes schaden. Doch hat später wohl ein oder der andere dieser Herren, wenn ihm die Phrasen nicht mehr über den Zaun halfen, bei meinem Kapital ein kleines Anlehen gemacht und meine Ideen für sich verwertet. Anfangs grollte ich im Stillen, jetzt bin ich froh, daß ich mich nie auf die unfruchtbare parlamentarische Tätigkeit in Österreich eingelassen — dazu genügte die Maultrommel von Leuten, die mich

auf den Gebieten, wo ich arbeitete, wohl nie ersetzt hätten.

* *
*

Im Wirtshause hatte ich nach und nach einige junge Leute kennen gelernt, die sich nicht bloß für den Krug und die Kellnerinnen, sondern auch für Kunst und Literatur interessierten. Wir vereinigten uns zu einer kleinen Gesellschaft, dem Synedrium, wie wir sie scherzweise nannten. Es war ein freies heiteres Treiben, frei, aber nicht schrankenlos, doch angeweht vom Geiste des Idealen. Abends trafen wir uns gewöhnlich um acht Uhr, schwärmten wohl auch tief in die Nacht hinein, besonders wenn der Mond das Schneegebirge mit seinem zaubervollen Lichte übergoß; altes und neues in Kunst und Litteratur wurde besprochen und manche kleine Neckerei in Scene gesetzt. War so was gelungen, so intonierten wir das Lied:

Schier dreißig Jahre bist du alt,
Hast manchen Sturm erfahren!

Da wußte dann der Betroffene sogleich, daß er aufgesessen, und manchmal nach kurzem Schmollen endete die Komödie zu allgemeiner Zufriedenheit mit Scherz und Gelächter.

Endlich wurde man auf unsere Gesellschaft aufmerksam; die ultramontane Augsburger Postzeitung brachte, angeblich aus der Feder meines hochwürdigen Kollegen Simon Moriggl, einen Aufsatz, der uns als einen Klub von Gottesleugnern und Kirchenfeinden denunzierte. Die meisten, und zwar gerade die Armen,

lachten darüber; nur Anton v. Schullern, sonst einer der lautesten, den sein Vermögen unabhängig stellte, fuhr der Schreck so in die Glieder, daß er mir, als ich ihm später begegnete, scheu umherblickend zuflüsterte: „Ich solle ihn nicht mehr anreden, denn es könnte ihm schaden!“ —

Es liegt in der Natur solcher Gesellschaften, daß sie sich auflösen müssen: man geht eine Zeitlang zusammen, die Wege scheiden sich, man reicht sich die Hand und trennt sich, meist auf Nimmerwiedersehen. So rufe ich denn hier allen echten lustigen Brüdern des Synedrii, mögen sie in der Welt zerstreut sein, wo immer, einen herzlichen Gruß zu.

Brüderlein fein, Brüderlein fein
Heute muß geschieden sein!

Ja, es muß geschieden sein! Dieses Lied singt die heitere Jugend jedesmal. Im Synedrio nahm die Jugend Abschied von mir; es war ihr letztes helles, freudiges Aufflackern!

Meine Freunde hatten Verbindungen in der Stadt; sie besuchten Kränzchen, Kasino und Bälle, was ich schon längst aufgegeben. Der Gesellschaft zulieb löste ich ebenfalls Karten. Bald trat ich aus meiner Zurückhaltung hervor, und wenn ich auch nicht tanzte, worin ich nie viel geleistet, so plauderte ich doch gern mit Mädchen. Keine dieser Damen weckte jedoch die Sehnsucht, sie für immer zu besitzen, das wäre mir manchmal nicht schwer geworden. Schon begann ich darüber nachzudenken, ob es nicht am besten sei, als alter Junggesell zu vertrocknen. Da lernte ich zu

Weihnachten 1856 im Handelskasino die Tochter des Kunsthändlers Johann Groß kennen, ein Verhältnis entspann sich, an ihrem Namenstage zu Josephi 1857 fand die Verlobung statt.

Sie hatte meinen Namen das erstemal im Erziehungsinstitut zu Bruneck gelesen. Damals erschien zu Innsbruck die belletristische Zeitschrift „Der Phönix". Durch ihre Eltern erhielt sie ein Blatt, voran ein Gedicht von mir, das sie, weil es ihr so gut gefiel, auswendig lernte. Nach Innsbruck heimgekehrt war sie nicht wenig überrascht, als man ihr bei einem sommerlichen Ausflug den Dichter zeigte. Ich war mit Botanisierbüchse und Bergstock abends auf dem Weg nach Innsbruck. Außerhalb des Dorfes Rum fand ich einen Schleier und hob ihn auf. Bald holte ich die Familie des Kunsthändlers Groß ein, eine Tochter desselben mußte ihn verloren haben. — „Wem gehört er?" — rief ich, ihn hoch emporhaltend. Josephine nahm ihn dankend aus meiner Hand zurück. Es war die Symbolik des Zufalls.

Im Herbst ging sie auf etliche Tage nach Steinach zu ihrem Onkel, dem Bezirksrichter. Einmal setzte sie sich auf die Bank vor der Post. Da schien es ihr plötzlich, als führe der Stellwagen, der hier zu halten pflegt, auf der Straße daher und im Wagen säßen wir beide. Dann zerfloß die Erscheinung. Genau so trafen wir ein Jahr später in Steinach als Brautleute ein, um die Verwandten zu besuchen. Die Vermählung erfolgte am 9. September 1857.

Schwerlich wird jemand in die Töpfe meiner Hauswirtschaft gucken wollen. Das Gehalt betrug

1050 fl.; was man sich in Deutschland nebenbei als Schriftsteller verdient, ist bald gezählt; meine Frau erhielt vom Vater eine kleine Zulage. Ich sann aber nicht bloß auf das Sparen, sondern fort und fort auf das Ersparen. Nicht aus Habsucht oder Geiz, wohl aber bestimmten mich zwei wichtige Gründe. Konnte ich auch nicht hoffen, meinen Kindern viel zu vererben, so sollten sie doch nicht den Pfad der Not und des Elendes, den ich über Dornen gewandert, betreten; dann war auch in den Tagen der Reaktion meine Stellung durchaus unsicher. Ich bedurfte eines Notpfenniges für alle Fälle, umsomehr da man mich gelegentlich durch Drohungen einzuschüchtern suchte, so daß ich bereits meine medizinischen Bücher ausklopfte, um allenfalls vom Lehrstuhl in die ärztliche Praxis springen zu können. Ich habe als ehrlicher Mann, als treuer Vater meine Pflichten erfüllt; wenn es anders gekommen ist, als ich erwartete und wollte, so liegt die Schuld nicht, oder vielleicht nur zum kleinsten Teile, an mir.

An die Schriftstellerei dachte ich nie; lieber der Sklave eines absoluten Herrn, als der Nigger eines deutschen Buchhändlers oder gar des Publikums.

Die Poesie begleitete mich auf meinem harten Lebenspfade; was ich nach und nach geschaffen, wurde in Zeitschriften oder in Buchform gedruckt und mag der Zukunft von mir Zeugnis geben; ich wiederhole ruhig die Worte des Römers: Non omnis moriar!

* *
*

Wenn Aphorismen sind, was sie sein sollen: Resultate und nicht Einfälle, so können sie nur aus einem Geiste stammen, der die Ergebnisse seines Lebens, seiner Anschauung als Denker zusammenzufassen versteht und dadurch demjenigen, was aus dem Individuum und seinen beschränkten Verhältnissen entspringt, den Charakter der Allgemeinheit verleiht. Aphorismen werden deswegen auch wenige Leser finden, denn wer Resultate nicht selbst zu gewinnen weiß, dem können sie auch nicht von außen verliehen werden. Aphorismen gleichen den Punkten auf einer Sternkarte; nur das kundige Auge kann sie zu Gestalten verbinden und aus ihnen die Sternbilder des Himmels zusammenlesen. Wem es nur um Stoff und wieder nur um Stoff der Unterhaltung zu thun ist, der wird sie als überflüssige Lückenbüßer betrachten und sich unbefriedigt von ihnen abwenden; denn wie schon angedeutet wurde: Resultate des Lebens begreift nur derjenige, der sie selbst bereits erreicht hat; ein solcher freut sich, scharf und klar ausgesprochen zu finden, was sich ihm nach und nach bewährte.

Aphorismen haben mit dem Sprichworte das gemein, daß es oft eines eigentümlichen Augenblickes bedarf, der ihren Sinn völlig erschließe; sie unterscheiden sich vom Sprichwort, wie sich in gewisser Beziehung Volksdichtung und Kunstdichtung unterscheiden: das Sprichwort ist plastisch, der Aphorismus abstrakt. Das Sprichwort leitet seinen Ursprung aus der Jugendzeit der Völker oder doch meistens von jenen Ständen her, bei welchen eine gewisse derbe Unmittelbarkeit nicht verkümmerte. Es ist daher sehr bezeichnend,

wenn Goethe in „Wahrheit und Dichtung" erzählt, wie sehr es ihm die feine Leipziger Gesellschaft verargt habe, daß er immer Sprichwörter anzog, welche ihm doch den Nagel mit einem Schlag auf den Kopf zu treffen schienen. Der Aphorismus hat seine Quelle in Zeiten und Individuen, bei welchen die Reflexion bereits vorzuherrschen anfängt. Daher tritt auch bei Aphorismen die Form gegen den Inhalt zurück: wenn es schon Aphorismen giebt, wie die maximes des de La Rochefoucauld, welche stylistische Vollendung zeigen, so ist die Form deswegen doch keine künstlerische. Das beeinträchtigt aber den Wert der Aphorismen nicht im mindesten; sie haben ihre Bedeutung ebenso wenig im Rhythmus, welchen das Sinngedicht verwendet, zu suchen.

Was Radowitz vom Sprichworte sagt, daß es oft unbewußt den größten Einfluß auf unsere Entschlüsse und Handlungen übe, gilt auch von den Aphorismen. Ein solcher Spruch erhellt oft wie ein Blitz, was dunkel in uns gelegen; er öffnet wie ein Schlüssel reiche Schatzkammern der Weisheit und Erkenntnis; nur muß hier vor allem nicht das Auge, sondern auch der Sinn offen sein. Sammelten verständige Männer die Sprichwörter des Volkes, anerkennend, welche Weisheit in denselben liege, so müssen wir auch jenen ernsten Denkern dankbar sein, welche das edle Erz ihrer Erfahrungen in Sprüchen von echtem Schrot und Korn kurz und deutlich ausprägen. Sie führen eine Menge einzelner Fälle auf eine Regel, einen allgemeinen Satz zurück. Es fühlen sich aber manchmal Leute berufen, eine zufällige Erfahrung zu verallgemeinern; das mag

mitunter pikant sein; ein Posten giebt jedoch keine Summe. Gerade liefern Hinz und Kunz überall seichte Gemeinplätze in Vers und Prosa. Wir nennen niemand, wohl aber sprechen wir den Wunsch aus, daß endlich die tiefsinnigen Sprüche des Irrenkaplans Sebastian Ruf, der 1877 im hohen Greisenalter zu Hall starb, gesammelt werden mögen; sie verdienen es!

1851.

Wie ein stinkender Nebel, der den Atem beklemmt und die Aussicht verschließt, lastete die Reaktion schwerer und schwerer auf dem unglücklichen Österreich. Wie so mancher andere wollte ich mich aus der traurigen Außenwelt an den häuslichen Herd flüchten. Ein Verhältnis, das ich mit der Tochter eines Beamten angeknüpft hatte, löste sich jedoch bald wieder, weil sich ihr etwas besseres zu bieten schien als die Hand eines Gymnasiallehrers.

Hierher gehört der kleine Cyklus: „Im Walde" bis zu den „Herbstliedern". Nun ergab ich mich den Naturwissenschaften, nebenbei beschäftigten mich Homer und Pindar.

Das Gefühl der Ohnmacht drückt am besten „Der Riese" aus. Die Geschichte jener schmachvollen Tage kann jedoch nur in Wien geschrieben und dann jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle veröffentlicht werden.

* *

*

August. Nach Prag. Dort besah ich mir im Museum die Waffen. Ein frecher Tscheche traf mich

an und zeigte auf die Streitkolben: „Mit diesen hat man den Deutschen die Köpfe eingeschlagen." — Ich tat die Gegenfrage: „Sind vielleicht auch die Waffen da, welche die Tschechen auf dem weißen Berge verloren?"

*

Unter dem Volke Mißbehagen über die Regierung, die ohne Rücksicht auf das Land und dessen alte Rechte vorgehe. Der Statthalter Graf Bissingen erwiderte auf seiner Rundreise einem Bauern, der sich bitter beklagte, hochfahrend: Die Regierung kann nichts mehr ändern!" — Der Bauer sagte: „Nun, das gefällt mir, dieser Herr lügt doch wenigstens nicht wie der * * Einem Gemeindevorsteher in Vinstgau, der sich über das Wachsen der öffentlichen Lasten beschwerte, so daß man kaum mehr ein Seidel Wein zu kaufen vermöge, antwortete der Herr Graf: „So trinkt Wasser!"

*

Das Leben macht uns oft weniger für unsere Taten als für unser Wesen verantwortlich.

*

„Ein Ehestand ohne Sorgen ist kein Ehestand!" — hörte ich heut ein altes Mütterchen sagen.

*

Der ethische Gehalt unterscheidet den Dichter vom Virtuosen.

1852.

Das konkrete Leben der Geschichte liegt oft weit jenseits jeder Aufzeichnung; es läßt sich nur dichten.

Die Betrachtung desselben ist für den reifen Poeten von eben so hohem Belang als für den Mann, dem darin sittliche Probleme zur Anschauung kommen, wenn er sich vielleicht auch nie zur vollen Klarheit über das gegenseitige Verhältnis von Tatsache und Kritik durcharbeitet.

*

Cartesius sagte: „Ich denke, also bin ich!" — Meyran de Biron stellte das Axiom auf: „Ich will, also bin ich!" Warum nicht: „Ich bin, also bin ich"?

*

Manche Rezensenten treten mit dem Tintentopf an den klaren Strom einer Dichtung. Nachdem sie ihn hineingegossen, rufen sie: „Ei seht doch, wie trüb er ist!"

*

Das Schelten auf das Schicksal ist wie das Benehmen der Kinder, welche die Tischecke schlagen, wo sie angestoßen sind.

*

8. März. Scharfer Ostwind. Alpenglühen, als wollten sich die Bergspitzen im reinen Äther zu Flammen auflösen, um in den Himmel emporzuschweben.

*

Auf die Osterferien hatte ich mir einiges Geld zusammengespart, um einen Ausflug nach Venedig zu unternehmen. J. Greuter wollte mich begleiten, war aber durch die Predigten der Charwoche verhindert, sich mir sogleich anzuschließen. Am 5. April reiste ich mit

dem Stellwagen über den Brenner bis Verona. Ich erinnere mich noch des herrlichen Sonnenunterganges, den ich von der Zinne der Arena betrachtete. Am 8. führte mich die Eisenbahn nach Venedig; ein Postbeamter hatte mich in die calle Lubina empfohlen, wo eine alte Frau etliche Zimmer vermietete und den Gästen, wenn sie es wünschten, auch kochte.

Am 19. April schrieb ich einen Brief über den Eindruck, den ich von der Stadt empfangen hatte, den ich, obwohl er wenig Stoff enthält, hier mitteile.

*   *
*

Das Schönste, was die Poesie je über Venedig gesagt, bieten wohl die Sonette Platens, dessen leitendem Genius ich durch dieses „Labyrinth von Gassen und Kanälen" gern folge.

Ich bin am Donnerstag angekommen und bestieg, um mich zu orientieren, sogleich den Markusturm, von wo man aus der Vogelperspektive Stadt und Inseln nach jeder Richtung übersieht. Von ferne das adriatische Meer, „dem fürder keine Dogen sich vermählen", im weiten Bogen die schneeigen Alpen, und über der Tiefebene von Padua die vulkanischen Hügel der Euganeen! Gerade über mir hingen die großen Glocken, sie begannen im vollen Chore das Ostergeläute. Dann stieg ich auf den Markusplatz herab.

Gestern besuchte ich den Lido, jene schmale Dünenkette, die Venedig und die Lagune vor dem Untergang durch die Fluten schützt. Am Strande des Meeres dachte ich an jenen Dichter, der hier oft gewandelt und

den ein Krämervolk mit seinem blöden Hasse durch die Welt verfolgte. Ich meine Byron. An ihn hat Shelley jene Verse gerichtet, wo er den Lido schildert (Julian and Maddalo):

I rode one evening with Count Maddalo.

Auf der Rückfahrt fragte ich den Gondolier: ob er ein Castellano oder Nicolot sei? Bekanntlich teilten sich die Gondoliere zu Nutz und Frommen der argwöhnischen Republik seit Jahrhunderten in diese zwei einander feindlichen Gruppen, deren Ursprung übrigens bisher die Geschichte, wie so manches andere, nicht aufzuhellen vermochte. Er antwortete: „In der Revolution haben wir uns versöhnt, und seitdem sind wir alle Brüder!" Ich will glauben, daß diese Allianz aufrichtiger sei als manche politische; wenn man jedoch meinen sollte, die Venetianer hätten sich auch mit Österreich völlig versöhnt, so ist das nach dem einstimmigen Urteil solcher, die Land und Leute kennen, keineswegs der Fall: der Groll verbirgt sich nur unter einer gefälligeren Außenseite als bei den Lombarden, er schläft jedoch nicht, und es wäre niederträchtig, wenn er schliefe. Mögen die Austriaci auf der Hut sein, denn es ist zwar:

„Der Leu der Republik erschlagen",

meuchlerisch erschlagen, doch sind die Katzen zurückgeblieben, und die können wenigstens kratzen, wenn ihnen auch die Löwentatze fehlt. Im Jahre 1848 waren die Venetianer ebenso grausam als die Brescianer, die in die Wunden der Erschlagenen, den Österreichern zum Hohn, Blumen steckten. Man erzählt, die Arsena-

loten hätten einen Deutschen bis zur Lähmung gefoltert und ihm dann glühendes Blei in die Ohren gegossen.

Hier will ich noch der berüchtigten Pozzi gedenken, wo der Rat der Zehn die Inquisiten aufbewahren ließ. Sie sind schauerlich genug, die mittelalterlichen Kerker zu Regensburg und manche Burgverließe sind aber ebenso, und erst die neuere Zeit behandelt Gefangene humaner, wobei man jedoch die Österreicher nicht vergessen darf, die Silvio Pellico in die furchtbaren Bleikammern steckten.

Die Venetianer sind gegenwärtig sehr aufgeregt. Kaiser Franz Josef fuhr, obwohl erfahrene Lotsen abrieten, mit dem Geleitschiff Marianne in den Sturm hinaus. Dieses verschwand mit der ganzen Bemannung in den Wellen. Aus verschiedenen Quellen vernahm ich über ihr Los folgendes. Ein Kauffahrer, der auf dem Meere umtrieb, sah das unglückliche Schiff von weitem ohne Schlot, diesen mußte also der Sturm weggerissen haben. Infolgedessen drang wohl der Gischt des Wassers auf das Feuer der Heizung und verstärkte dieses so, wie man es in den Schmieden sieht, wenn man die glühenden Kohlen bespritzt; die eindringende Luft wirkte mit, und es entstand ein Brand, den man nicht zu bewältigen vermochte, so daß er endlich die Pulverkammer ergriff, wo dann freilich alles aus war. Man hat Bretter derselben bereits angebrannt aufgefunden, das Vorderteil des Schiffes liegt bei Chioggia noch unter dem Wasserspiegel. Ein Fischer tauchte um den Lohn von 10 Talern mehrmals unter und befestigte endlich den Blitzableiter des Schiffes an einem Seile, an dem man ihn dann herauf-

zog. So wenigstens wurde das Ereignis mir dargestellt und erläutert; wie es sich im einzelnen verhielt, wird wohl schwerlich zu ermitteln sein.

Die Äußerungen der Venetianer darf ich einem Briefe nicht anvertrauen, der durch die Hände österreichischer Postbeamten geht.

* * *

Die Nachwirkung des Schiffbruches reichte jedoch bis Innsbruck. Vinko Klun, der sich später als Agitator unter den Slowenen zu tun machte, war zu Innsbruck um Lehramtsprüfung abzulegen. Da wurde er plötzlich verhaftet und zwar auf Grund eines Briefes seiner Frau. Wollte man damals einen Brief kapern, so tat man, als ob die Adresse undeutlich sei oder eine Verwechselung der Namen stattgefunden habe, so daß ein Spitzel mit dieser Ausrede das Kuvert öffnen konnte. Das geschah auch hier. Die Frau hatte dem Gatten die beleidigenden Äußerungen geschrieben, die wegen des Unterganges der „Marianne" fielen, und man schämte sich nicht, ihn deswegen zu verhaften. Er wies darauf hin, daß, was sich Eheleute mitteilten, denn doch nicht einen Anlaß zu gerichtlicher Untersuchung biete. Da sagte ein berüchtigter Polizist: „Wenn es seine Majestät betrifft, so sind sie zur Anzeige verpflichtet, und hätten sie im Ehebett etwas ungünstiges gesagt!" Zum Glück erfuhr Professor Lisch die Verhaftung und die Ursache derselben noch zeitig genug; ein Brief an Kluns Frau warnte diese, daß sie alle bedenklichen Schriften beseitige. Um jeden Verdacht abzuleiten, schrieb die grobe Hand einer Magd die Adresse und nähte ihn mit Zwirn zu. Er kam gerade

recht in Laibach an; zwei Stunden darauf erschien die Polizei und suchte jeden Winkel aus, mußte jedoch mit einer langen Nase abziehen. Klun schloß später mit der Regierung als Slave seinen Frieden und wurde Hofrat.

Nun zu Greuter. Wie gesagt, wollte er mir nachreisen und ich hatte ihm meine Adresse geschickt, damit er gleich die Wohnung finde. Am Charsamstag traf ich ihn nun auf dem Markusplatz, wie eine Vogelscheuche mit dem Klapphut und den Kanonenstiefeln, rings ein Rudel von Gassenbuben, die ihn verspotteten und auslachten. Als er meiner ansichtig wurde rief er: „Jaz bin i froh, daß i di endlich hab, schau nur die welschen Teufel an." — Ich verjagte die Buben, sein Koffer war bereits in meiner Stube und so veranlaßte ich ihn, sich weniger auffällig zu kleiden. Die Weine in den Speisehäusern wollten ihm nicht recht munden, er sehnte sich nach einem besseren Tropfen. Ich führte ihn zu Giacomuzzi. Zuerst ließ ich Conegliano bringen, da meinte er, das sei ungefähr ein Bozner Leitenwein, wenn die Wälschen nichts Besseres hätten, sollten sie nur still sein. — Ich bestellte Cipro; er kam, wie auch jetzt noch, in irdenem Krüglein, nun brummte er: „Jaz bestellst gar 'n Wein in einem Hafen!" — Ich schenkte ihm ein Glas voll und deutete mit dem Finger darauf. Er kostete, setzte ab und rief mit der Zunge schnalzend: „Est, est, est! Du, das war a Weindl!" — Ich: „Greuter trink nit z'viel, der tückt dich, das ist Cipro!" — Wir gingen in der heitersten Laune zu Bett. — Am nächsten Morgen fuhren wir auf den Lido. Als nun Greuter eine Weile auf das

Meer hinausgeschaut hatte, wandte er sich zu mir: „Sigst's da hast die Unermeßlichkeit, jatz wearst wohl an an Gott glaben!" Ich schwieg; er stand eine Weile, das Funkeln der zitternden Wellen weckte seinen Kater, er wurde leichenblaß und stotterte: „Kehr di um, i kann nit anders . . ." Dann begann er wie Atta Troll vorn und hinten zu nießen. Als er fertig war, sagte ich lachend: „Nun Greuter, da hast du die Allmacht Gottes!" Er stöhnte: „Der Cipro, der Cipro!" Ich führte ihn zur Gondel; er legte sich der Länge nach auf den Boden. Da begann bei der Rückfahrt eine heftige Böe zu wehen, der Schiffer jammerte, wohl um ein Trinkgeld zu erhaschen. Ich sagte zu Greuter: „Die Sache ist ein bischen bedenklich!" — Wenn man liegend über den Bord schaut, so scheinen die Wellen, welche herandringen, höher. Er erschrak daher: „Jesus Maria und Josef! soll i in ar söll'n wälsch'n Drecklack'n versaufen!" Er riß die Weste auf, daß die Knöpfe ausbrachen, um sich zum Schwimmen bereit zu halten; endlich beruhigten wir ihn und gelangten wohlbehalten an die Piazetta. Diese Meerfahrt trug ihm manchen schlechten Witz ein.

Abends führte ich ihn in einige weniger besuchte Gassen neben der Frezzerie. Es war eben Schnepfenstrich. Da gefiel ihm ein Mädchen, er sagte — ohne natürlich in seiner damaligen Weltunerfahrenheit zu wissen um was es sich handle — „Schau die ist a saubers Diendl!" — In seiner gutmütigen Tiroler Art hätte er sie am Ende gar noch angeredet. Ich gab ihm einen Puff: „Mach' weiter, das ist eine —" Wieder kam eine, die ihm gefiel. Die gleiche Szene.

Da blieb er stehen, sah mich von oben bis unten an und sagte: „Du hast a so a Goschn! Du muaßt wirklich a schlechter Kerl sein, weil d' überall nur schlechtes siagst." — „Weißt ich bin Doktor der Medizin!" erwiderte ich, „und da kenn' ich mich besser aus als du." — Als Reichsrat hielt er sich später in Wien und Ofen auf, da rasteten die bösen Zungen nicht und ich warnte ihn gelegentlich: „Wart' nur, ich sag's dem Bischof, daß er dich mit gebundener Route auf die Reise schickt!"

Die italienische Kost bekam ihm nicht gut, da mußte er auf meine Verordnung hin am Freitag Fleisch essen. Wieder eine Sünde. Er soll später an Fasttagen kein Kostverächter gewesen sein, — was nutzte es ihm auch? — Warum denn?

Zu Trient hielt der Stellwagen vor einem Hause, zwei Fräulein guckten herab und winkten uns, wir sollten hier einkehren. Greuter schaute empor und sagte vergnügt: „Da redet man deutsch, da kehren wir ein!" — Ich befahl einem Facchin, unsere Sachen in ein Gasthaus zu tragen, das ich ihm bezeichnete. Mein hochwürdiger Freund schalt mich wieder und wäre ich nicht von seiner felsenfesten Tugend überzeugt, so möchte ich glauben, es wäre ihm vielleicht lieber gewesen, wenn ich meinen Argwohn unterdrückt hätte.

Zu Brixen lud ich ihn ab; er ging zum Bischof und wird wohl dort seine und meine Sünden gebeichtet haben.

*

20. April. Wieder zu Innsbruck. Ich sage mit Albrecht Dürer: „Wie wird mich nach dieser Sonne frieren!"

Ausflüge im Mittelgebirge. Viel Kryptogamen gesammelt.

6. Juni. Im Halltale bei S. Magdalena. Das Gedicht: „Auf den Klosterruinen.“ Es schildert, wie die Nonnen in den Tagen der Reformation mit den Knappen entflohen. Wie ich nachträglich erfuhr, ließ Bischof Gaßner nachforschen, ob das wirklich geschehen sei. Zu meinem Glücke fand es sich in den Urkunden so, sonst hätte man mich wohl zu einem Widerruf aufgefordert oder gar des Ärgernisses wegen vom Gymnasium entfernt.

17. Juni. Über die Frauhitt in das öde Gleirschtal. Dann stieg ich zum Stempeljoch empor. Dort wollte ich über die Lahn in das Halltal abfahren; der Bergstock, auf den ich mich stützte, zerbrach jedoch unter der Last meines Körpers; ich schoß eine Strecke über den Firn hinab und konnte von Glück reden, daß ich nicht an das zackige Gestein geworfen und zerschmettert wurde.

*

23. Juni. Auf dem heiligen Wasser. Im Freien bei einem Glase Terlaner. Über die Föhrenwipfel strichen Glühkäfer, aus einer Wolke, die sich auf den Gipfel der Telfsermunde schob, flammten Blitze und erhellten die steilen Wände gegen das Inntal. Allmählich wurde es ganz dunkel, Johannisfeuer loderten auf und drüber die Sterne. Am nächsten Morgen durch trüben Nebel zum Patscherkofel.

*

Auch alte Kindsköpfe halten sich für ewig jung.

*

Manche Leute tragen das Unglück wie der Müller-esel den Sack.

*

Quintilian sagt: „Historia est proxima poetis et quodammodo carmen solutum.“ Er weiß, daß in der Geschichte dichterischer Stoff gelöst ist, der dann krystallisiert wie etwa Plutarch's „Julius Cäsar“ unter dem Zauberstabe Shakespeares. Vor allen Denkmälern ertönte jedoch die Tat im Liede, bis sich die Prosa abschied, die Macaulay wieder in Romanzen umsetzen wollte.

Die Poesie der römischen Geschichte ist vor dem scharfen Auge der Kritik längst zu einer Wolke am Gipfel des Parnasses verflüchtigt, aber gerade so wirkt sie immer und überall auf die Einbildung der Jugend aller Zeiten und Völker. Sie verkündet uns erhabene Gesinnungen, erzählt Kraftworte und schildert große Taten — nicht schlicht und einfach, sondern mit rhetorischem Pomp. Sie singt von Freiheit, während der größte Teil des Volkes kein gleiches Recht besaß oder unter dem Joche roher Sklaverei schmachtete; sie preist das Vaterland, das eigentlich nur die Gemeinde und ihre Angehörigen umfaßte. Zwischen dem absterbenden Rom und dem Beginn eines neuen Weltalters fließt der blutige Strom der Völkerwanderung, wo jedes Bewußtsein einer Heimat erlosch. Dann gebrauchte man all die auf dem Pergament überlieferten Worte in einem idealeren Sinne: ein Mißverständnis, das viel Unheil stiftete — von der Zeit der Renaissance bis zur französischen Revolution mit ihren Liktoren, Tribunen, Konsuln und der Tunica der Madame Tallien. Wenn

die Italiener noch von diesen Dingen schwärmen und Barbiere, auf klassische Namen getauft, herumlaufen, so gönnt ihnen diese patriotische Freude; aber unsere Lehrer tun leider noch zu wenig, ihren Schülern das richtige Verhältnis klar zu machen. Die Ergänzung und Korrektur des Livius findet man im römischen Recht, dieser stahlgeschliffenen Logik eines unerbittlichen Egoismus. Die Römer waren stets die eigentlichen Jesuiten, sie strebten im großen und kleinen immer und überall nach dem Zweck, ohne Rücksicht auf die Mittel, und darum war die Einführung des römischen Rechtes ein großes Unglück für uns Deutsche.

Die psychologische Geschichtsschreibung beginnt erst mit Tacitus: ein scharfer Beobachter im Schatten der Vergangenheit, die für immer entschwand; darum ist sein Urteil furchtbar wahr, aber nicht immer gerecht. Deswegen gehört er aber auch nicht in die Gymnasien, weil er Jahrhunderte zur Voraussetzung hat und sich die Jugend nur am abstrakt Voraussetzungslosen begeistert. Quintilian kannte übrigens auch die Klassiker der Tendenz. Seine Worte sind ihnen heute noch wie damals auf den Leib geschieben: „Totum opus non ad actum rei pugnamque praesentem, sed ad memoriam posteritatis et ingenii famam componitur."

*

Unsere Zeit will keine schönen Seelen mehr, sondern starke. Wir müssen abrechnen mit der Vergangenheit und uns auf die Zukunft vorbereiten.

*

Ihr möchtet uns verurteilen, als unsere eigenen Schatten umzugehen, und seid doch selbst keine Wirklichkeiten.

*

20. Dezember. Nach Schloß Thauer. Ich besuchte den Einsiedler im Walde neben der Rumermuhre und fand einen armen Menschen an ihm, um so ärmer, da er keine Anlage zur Heuchelei zu haben scheint. In der Begegnung mit ihm liegt der Keim zum „Hexenmeister", den ich zwanzig Jahre später dichtete.

*

24. Dezember. Die heilige Nacht klar. Die beschneiten Berge hell vom Mond beleuchtet, hie und da grauer Nebel hinflatternd. Nachts Lukas gelesen. Gloria in excelsis deo et pax hominibus bonae voluntatis.

1853.

26. Februar. Es gibt zwei Arten von Symbol. Bei der einen liegt die Bedeutung an und für sich in der Sache, wie der Begriff der Spezies im jeweiligen Individuum; in die andere legt sie der Künstler willkürlich, und nur von hier ist der Übergang zur allegorischen Spielerei möglich. Die erstere objektive Art von Symbolik kommt nicht nur den Werken der Menschen zu, sondern auch den Erscheinungen des Lebens, mit einem Worte, der Natur.

*

Jemand erzählte jüngst, daß sich die Tiroler Helden

von 1809 gegenseitig verkleinerten und daß jeder sich das Hauptverdienst zuschrieb, was ich übrigens selbst aus Haspingers Mund erfuhr. Da bemerkte Walburga Schindel ganz verständig: „Laßt sie reden; sie schimpfen einander und haben doch mit einander all das Große vollbracht.“ — Das gilt gewiß von den meisten geschichtlichen Ereignissen.

*

17. Juni. Mancher stellt an die Wissenschaft Fragen, welche nicht zu beantworten sind, weil es eben keine Antwort darauf gibt.

*

20. August. Vorarlberg. Das Weib, welches mein Gepäck über das Joch nach Schröcken trug, sagte beim Abschied: „Gott lasse Sie bei ihrer Ankunft daheim ein liebes Antlitz schauen!“

*

1. September. Mir träumte, ich wandere in einer hügeligen Gegend, wo Laubwald, Wiesen und Äcker wechselten. Auf einer sanften Höhe stand eine gotische Kapelle, dort teilten sich die Wege. Ich war unschlüssig, welchen ich einschlagen sollte. Da fragte ich ein altes Weiblein am Brunnen: „Wo aus geht es nach Hohenstaufen?“ — Sie wies auf einen Fußpfad, der, von Farrenkraut und Erdbeerlaub überwachsen, in die ganz einsame Waldlandschaft führte, und sagte lächelnd: „Der da — der Märchenweg!“ —

*

18. Dezember. Ein fester Wintertag. Morgens schneite es. Abends zerrissen die Nebel, die Sonne brach durch und beleuchtete die Berge und Bäume, welche die weiße Hülle trugen, goldenrot; die schimmernden Wolken und die Alpen dahinter waren prachtvoll. Im Westen ein Stück Regenbogen, um so eigentümlicher, da es nicht schneite und nur die Dünste das schöne Farbenspiel zeigten.

*

Im Juli dieses Jahres erschienen meine Gedichte gesammelt, nachdem die „Lieder an Emma" und die „Legenden" bereits als Abdrücke aus Journalen in den Handel gekommen waren. Ich erhielt von Wagner sechzig Gulden Honorar. Die Zeichnung für den Umschlag lieferte Maler Reissacher. Das Bändchen wurde von der Kritik nicht ungünstig besprochen; F. Hebbel zeigte es unter anderen in der Leipziger illustrierten Zeitung an, das Publikum verhielt sich jedoch gleichgültig dagegen. Erst 1890 waren sie vergriffen.

1854.

Das Leben kann die Poesie verschönen,
Doch seine Schmerzen wird sie nie versöhnen;
So spiegelt sich im bittern Tränenquell
Der letzte Sonnenstrahl noch rein und hell.

*

1. Mai. Manche Geschichtschreiber kommen mir mit ihrer Urkundenwut vor wie Knaben, die sich an

den Scherben eines Trinkglases erfreuen und daran riechen, ob es Wein enthalten habe.

*

7. Mai. Heute schlug ich auf dem Rumerboden die ersten geognostischen Handstücke aus der Rauhwacke eines Felsblockes, der seitdem für Bauten verarbeitet wurde.

*

31. Juli. Ich stieg zum Unuz empor. Als ich um eine Felsenkante bog, erblickte ich auf einem Steinblock gerade über mir einen Adler. Ich kletterte an den Grasbüscheln aufwärts, daß er mich nicht hören konnte, und kam ihm, weil er unverwandt in's Weite schaute, sehr nahe. Ein Steinchen fiel, und er flog erschrocken mit einem grellen Pfiff in die Luft.

*

15. August. Über Neuberg zur Hochalm. Unter den Steintrümmern und Blöcken gehämmert. Dann durch eine Felsenscharte zum Sonnwendjoch. Ich hatte die Höhe noch nicht erreicht, da wehte ein eisiger Wind, von allen Seiten flogen die Nebel heran und ballten sich zu grauen Massen. Alles großartig, wie dämonisch belebt. Unter eine Schirmtanne geflüchtet, dichtete ich die Hymne:

„Du hast sie gerufen — deine Geister!“

Dann eilte ich zu Tal und fuhr bei heftigem Sturm über den See.

*

6. September. Auf dem Unuz. Herrlicher Sonnenuntergang. Ich erwartete den Mond und ging

dann, eine brennende Kienfackel tragend, abwärts. Mir war, als stünde ich und zögen die Bäume im roten Schimmer wechselnd an mir vorüber. Ein Igel legte sich geblendet quer über den Weg; ich schob ihn bei Seite in die Finsternis eines Strauches.

*

Was nicht von Innen wächst, taugt nichts.

*

„Spinoza's Ethik!“ Wie ertrüg' ich die Vereinsamung, wenn mich nicht große Ideen zur Ruhe leiteten?

*

In dieses Jahr fällt die Mehrzahl meiner Hymnen. Sie entstanden fast alle auf der Wanderung und im Hochgebirge. So „Pindar“ am 28. September in der Klamm zu Kranabitten. „Hellas“ wurde auf dem Solstein begonnen und zu Absam vollendet.

Meine Ansicht über diese Art von Gedichten habe ich im Briefwechsel mit Fr. Hebbel, Band II S. 405, ausgesprochen.

1855.

25. März. Welch' eine Nacht! Mir ist, als riefen die Sterne mir zu: „Unsern Frieden geben wir Dir!“

*

1. April. Im Achental. Kalte Winde. Der See noch zugefroren; ich konnte mich nur mit dem Sammeln von Moosen beschäftigen. Den Einsiedlern

in der Wüste trugen Raben den Brotlaib zu; für mich sorgte ein Geier, der einer Auerhenne die Brust aufriß, und sie dann, durch einen Zuruf erschreckt, auf die Straße niederwarf.

*

27. Juni. Auf den Zirlermähdern. Noch breite Schneeflecke, von blauen Eisglöckchen umsäumt, daneben entfaltet die Alpenrose erst ihre Knospen. Auf dem Rückweg durch die Klamm flog ein Stein vom Schrofen, streifte mich fast am rechten Ärmel und zersplitterte neben mir auf einem Felsblock. Es war eine Mahnung des Todes; als mir die Sonne am Eingange der Schlucht entgegenleuchtete, grüßte ich sie mit lautem Zuruf und weihte ihr am Tische zu Kranabitten ein Glas roten Tirolerwein.

30. Juni. Meine Hymnen bei Wagner in einer Auflage von 250 Exemplaren gedruckt; sie wurden beifällig aufgenommen. Alexander von Humboldt bezeichnete sie in einem Briefe an mich als „ernst erhabene und zugleich anmutig lebensfrische Dichtungen“.

1. Juli. Beim Journalismus kommt sehr viel darauf an, wer schreibt: ob ein Mann, der völlig unabhängig auf eigenem Besitz ruhend mit der Erfahrung eines großartigen politischen und parlamentarischen Lebens den Kampf beginnt, oder ein Bettellitterat, hinter dem ein gieriger Sozius steht, der auf jedes Lüftchen achtet, das ihm etliche Heller in den Sack jagen könnte. Nachdem die große Bewegung der Freiheitskriege erstickt worden, gab es in Deutschland nur einen Boden, aus dem ein großer Publizist wach-

sen konnte: die katholische Kirche; nur eine Macht ihm einen Hinterhalt zu gewähren: den Ultramontanismus! Darin lag die Stärke eines Görres, als er den „Athanasius" in das Volk schleuderte.

*

Zu viel Kenntnis, zu wenig Erkenntnis!

*

2. September. Auf dem Hohenstaufen.

*

Das Schuljahr hatte längst begonnen, ich schob an dem Karren weiter; als ich jedoch die Summe meiner Forschungen im letzten Sommer, wo mir die Ausflüge so viel Tatsachen geliefert, ziehen wollte, überzeugte ich mich bald, dieses sei ohne Rücksprache mit anderen Alpengeologen, ohne Ansicht des von ihnen gesammelten Materials völlig unmöglich. Das Studium der Geologie trat für mich in den Vordergrund; abgesehen vom Interesse am Gegenstand selber, trug ich den stillen Nebengedanken, mir durch eigene Kraft den Schlüssel der Freiheit zu schmieden. Überdies wurden mir die Verhältnisse in Innsbruck geradezu unleidlich; eine längere Entfernung tat mir dringend not, ich wußte, daß dabei manche Beule vernarben, manches giftige Geschwür heilen und ich nach meiner Rückkehr vieles ruhiger und gleichgiltiger anschauen würde, was mich jetzt fast zur Verzweiflung trieb. Überzeugte ich mich, daß es damals in Deutschland nirgends anders war, nun gut, so mußte ich mich eben dem Verhängnis fügen; war es außerhalb der schwarzgelben Pfähle irgendwo besser, so konnte ich die Feile

in die Hand nehmen, um die Bande, die mich an Tirol knüpften, sacht zu lösen.

Auf mein Ersuchen gewährte mir das Ministerium bereitwillig Urlaub.

Am 13. Dezember, um 12 Uhr mittags, stieg ich in den Postwagen. Zu München machte ich in den Sammlungen Studien. Am 3. Januar

---

1856

traf ich in Berlin ein. Am 8. ging ich zu Alexander v. Humboldt. Seinen Namen hörte ich zum erstenmale auf den Bänken der vierten Klasse des Gymnasiums und zwar bei einem Anlasse, der weder für den Kurs noch für mich sehr rühmlich war. Wir hatten eine deutsche Aufgabe eingereicht, die den sonst so bescheidenen Ansprüchen unseres Professors nicht genügte und uns eine ernste Rüge aus seinem Munde zuzog. „Ihr werdet euer Lebtag euch in eurer Sprache nicht ordentlich und fehlerfrei ausdrücken; was wäre zu erwarten, wenn ihr es in zwei tun müßtet, wie Alexander von Humboldt, der so schön deutsch und französisch schreibt, daß ihn beide Völker zu ihren Klassikern rechnen?" Dann erzählte er uns einiges von dem berühmten Manne, vor dessen geistiger Größe sich Fürsten und Völker beugten, nachdem er zwei Kontinente nicht mit dem bluttriefenden Schwerte des Eroberers, sondern mit dem friedlichen Schlüssel der Wissenschaft eröffnet. Von dort an stand der Name Humboldts leuchtend vor meinem geistigen Auge. Viel vermag das Wort eines wackeren Lehrers,

welcher der Jugend die Vorbilder großer Männer hinstellt.

Nach Vollendung der Gymnasialstudien gab mir der Zufall Bruchstücke eines größeren Werkes von Humboldt in die Hand; entsinne ich mich recht, waren es die Ansichten der Natur, deren lebendige Darstellungen mich durch Stil und Inhalt kräftig anregten. Wie viel glücklicher ist jetzt die Jugend, für welche nach dem neuen Studienplane Lehrbücher angeordnet sind, durch die sie schon frühzeitig mit den ersten Namen unserer Litteratur vertraut wird und wenigstens teilweise gediegene Werke jener Männer kennen lernt, die den Ruhm Deutschlands über die Welt trugen! Er hatte sich gelegentlich in einem Briefe an A. Kaufmann freundlich über meine Gedichte ausgesprochen. Eh' ich nun von Innsbruck abreiste, schickte ich meine Hymnen an ihn. Zu Berlin angekommen, erkundigte ich mich allsogleich bei einigen Bekannten, ob es angemessen sei, ihn aufzusuchen. Sie meinten, er werde mich, wenn er nicht etwa krank sei, gewiß empfangen. Da ich mich nicht aufdrängen und die kostbare Zeit des verehrten Greises unbescheidener Weise verkürzen wollte, so teilte ich ihm meine Ankunft mit und bat ihn, wenn es ihm nicht lästig sei, mir zu gestatten, ihn zu besuchen und in diesem Falle den Tag zu bestimmen. Noch am nämlichen Tage erhielt ich einen sehr freundlichen Brief, worin er mir die Stunde angab, wann ich ihn sehen könne. Die Schrift war etwas unleserlich, wie er dieses selbst öfters in seinem Briefwechsel mit Varnhagen entschuldigt; sie zieht sich nicht in geraden Linien von Rand zu Rand, sondern

schief fast von einer Ecke zur andern. Sein Arm war durch den Aufenthalt in den feuchtwarmen Wäldern des tropischen Amerikas etwas geschwächt, und wohl sind auch die Tage, deren Kommen jeder ungern sieht, an der Kraft des „urweltlichen Greises" — so nannte er sich selbst gern — nicht spurlos vorübergegangen. Er pflegte oft auf den übereinandergelegten Knieen zu schreiben. Diese Unterlage konnte ebenfalls den Buchstaben wenig Festigkeit und Halt verleihen. Ich vermochte die schlechten Lettern nicht völlig zu entziffern und mußte mich daher an einen Freund Humboldts wenden, der mir die Hieroglyphen las. Das ist auch andern so gegangen, las doch einer Uhrmacher für urweltlich und meinte: „Hat er denn das Handwerk auch gelernt?" Um 2 Uhr Nachmittag erwartete er mich. Ich machte mich zeitig auf den Weg, um ja keine Minute zu versäumen. Ich muß gestehen, mein Herz klopfte lebhaft vor Freude und Erwartung, daß ein so lang gehegter Wunsch erfüllt werden sollte.

Humboldt wohnte in der Oranienstraße Nr. 69 in einem einstöckigen Hause; die Zimmer waren schlicht und einfach, wie die eines gewöhnlichen Privatmannes; doch begegnete dem Blicke manch' exotisches Andenken an die fernen Reisen des Bewohners, manche sinnige Erinnerung an Wilhelm, den berühmten und geistvollen Bruder Alexanders. Humboldt saß gerade am Schreibtisch, als ich eintrat, stand jedoch sogleich auf und lud mich zu sich auf das Sofa. Seine Gestalt war klein, fast schwächlich, das sparsame kurzgeschnittene Haar schneeweiß; machtvoll und bedeutend ragte die bleiche Stirne empor, unter der zwei nicht große, aber

helle und scharfe Augen mit ungewöhnlichem Glanze blitzten, so daß ich fast an jene Büsten erinnert wurde, denen die Römer statt der Pupillen Edelsteine einsetzten.

„Sie hatten Mühe, mein schlechtes Gekritzel zu lesen," sagte er lächelnd, „ich weiß schon, man hat mir's erzählt. Sie müssen aber recht laut reden, damit wir uns verstehen." Sein Gehör hatte sehr abgenommen. Wir sprachen zuerst über Literarisches; er sagte mir manches Beifällige über meine Gedichte, insbesondere die Hymnen, was ich hier nicht wiederholen will; ich konnte daraus entnehmen, daß er dieselben gelesen und ihnen mehr Aufmerksamkeit gewidmet hatte als mancher Kritiker, der sich über ein Buch zu reden berufen fühlt und doch kaum den Titel angeblättert hat. Auch über andere Dichter wurde gesprochen; ich nannte ihm einige, welche ich in Berlin kennen gelernt. Fast für jeden hatte er ein treffendes Wort, aus allem ging sein feiner Sinn hervor, der bei einem Kunstwerk nicht blos Inhalt, sondern auch vollendete Form heischte. So rief er bei Scherenberg, der den alten Knasterbärten der preußischen Armee sehr lieb ist, weil er die Träger ihres Ruhmes besungen: „Diese rauhen, ungeschlachten Verse wären Poesie? Das ist Sturm und Drang; darüber sind wir hinaus, ich liebe diese Weise nicht." Dann wendete sich die Rede auf die Naturwissenschaften. Dabei sagte er mir unter anderm, daß er an seinem Kosmos in den Nachtstunden zwischen 11 und 3 Uhr zu arbeiten pflege, denn unter Tags sei er ganz von Dingen in Anspruch genommen, die kaum mit dem engeren Kreise seines Studiums zusammenhängen. Er war nämlich in naher

Beziehung zum königlichen Hause, weniger aus Freude am Hofleben, als weil er dadurch in Kunst und Wissenschaft manches fördern konnte, obgleich auch sein Einfluß bei den Strömungen der letzten Zeit sehr gelitten hatte. Zudem bewahrte er dem Könige eine treue persönliche Anhänglichkeit, wie dies bei mancher Verstimmung auch sein Briefwechsel andeutet. Er fragte mich, ob ich einige wissenschaftliche Anstalten bereits besucht habe? Ich erwiderte, es sei mir eine zu kurze Zeit gegönnt, um dieses mit einigem Erfolg tun zu können. „Nun," meinte er, „Sie müssen noch einmal hierher kommen, der Naturforscher findet hier ein reiches und wohlgeordnetes Material, das jedenfalls durch Wochen seine Aufmerksamkeit fesseln kann. Mich werden Sie freilich nicht mehr treffen, — ich werde da unten sein!" fügte er mit einer leichten Handbewegung bei, doch änderte sich die Ruhe seines Antlitzes nicht.

Nach einer kleinen Pause fragte er: Kennen Sie unsern Professor der Mineralogie? Den müssen Sie aufsuchen. Ich werde Ihnen, ehe ich noch ausfahre — der König hatte ihn bestellt, und er war deswegen bereits in Gala —, ein Briefchen an ihn mitgeben. Er stand rasch auf, nahm von einem Tisch in der Ecke ein Packet Bücher über Geologie, welche er aus England erhalten hatte, und legte sie neben mir auf das Sofa, damit ich mich beschäftigen könne, während er schreibe. Ich ließ aber die Bände ungeöffnet liegen und pries im Stillen mein Glück, daß es mir vergönnt war, einen der Koryphäen unserer großen, klassischen Zeit noch Aug' in Auge kennen zu lernen. Er über-

reichte mir ein Billet, und ich verabschiedete mich dankbar von ihm.

10. Januar nach Dresden. 13. Wien. Hier Studien bei der geologischen Reichsanstalt; Besuch des Belvedere. 29. Februar Graz. 1. März Cilli. Auf dem alten Schlosse. 9. Capodistria. Mit dem Gymnasialprofessor J. Schmuck Ausflüge in der Gegend. Am 16. fort nach Portole. Hier wurden wir bei einer Wendung im Tal des Quieto umgeworfen, ohne uns jedoch zu beschädigen. Von Cerovglie zu Fuß nach Pisino. Am 18. vorbei am Monte Maggiore und dem See von Cepich. Abends Albona. 19. Über die Bucht von Carpano nach Pola. 20. Auf dem Dampfschiff am Gestade Istriens nach Pirano. Von dort über das Gebirg nach Capodistria zurück.

Am 2. April zu Innsbruck. Alles unverändert. Man hatte mir nach Berlin als Stinkbombe den Neujahrswunsch, den der Zettelträger Anderl an seine Kunden verteilte, nachgeschickt. Er enthielt ein Pasquill auf mich: ich wurde als Prahlmeyer verhöhnt. Nach Jahren erfuhr ich verläßlich, daß nicht, wie ich anfangs glaubte, Daum, der Verfasser war, sondern daß A. v. Schullern darum wußte und dieser Angriff höchst wahrscheinlich von ihm ausging. Ich ließ die Sache auf sich beruhen und tat es zu dem übrigen.

Am Gymnasium übernahm ich wieder die Stunden, die in meiner Abwesenheit der Probekandidat Dawidofsky gegeben und dadurch dem Staate eine Auslage erspart hatte.

*

Das Dämonische im modernen Sinne erscheint

als ein Überschuß geistiger Kraft, der sich ironisch vernichtend gegen das Stoffliche wendet.

*

Im Grunde erzeugt sich jeder Geist seine Sprache selbst.

*

Gehöre nicht dem Tag, doch lebe und liebe ihn.

*

Man kann ebenso großen Schmerz über ein nie genossenes als über ein verlorenes Glück tragen, und auch dieser Schmerz kann ein verlorener sein.

*

Die Ferien des Sommers benützte ich zu geologischen Studien in den Alpen.

1857.

7. März. Die „Hymnen am häuslichen Herd".

7. April. In Sankt Johann bei Christian Schlechter. Nachdem er etliche Jahre als Arzt beim Militär gedient hatte, siedelte er sich dort in gleicher Eigenschaft an, ohne jedoch ganz in der Praxis aufzugehen. Durch mich erhielt er neuere Geschichtswerke, philosophische Studien beschäftigten ihn wohl auch. Später übernahm er das Bad Mühlau und starb hier am 18. November 1870.

9. September. Morgens früh 6 Uhr meine Vermählung im Pfarrwidum. Die Hochzeitsreise führte mich nach Bonn zur Naturforscherversammlung.

Hier legte ich eine geognostische Karte der Nordalpen Tirols vor und erläuterte sie durch einen Vortrag.

*

Die Antike tritt nicht aus sich dem Zuschauer entgegen, sie ruht in sich, weil sie vollendet ist. So Rafael.

*

25. Dezember. Achental auf dem Unuz.

Heuer erschien die 2. Auflage meiner Hymnen in Nürnberg. Honorar 15 fl. Mein Gehalt betrug in diesem Jahre noch monatlich 87 fl. 51 Kr.

1858.

Freu' Dich, wenn das Gute geschieht, und entsage dem Ehrgeiz, daß es durch Dich geschehen soll.

*

14. Mai. Das Gedicht: „Jahr und Tag."

8. Oktober. Die geognostischen Untersuchungen, die ich für die geologische Reichsanstalt in den Ferien auszuführen unternommen hatte, beendigt. Am wichtigsten wohl die Entdeckung der Steinkohlenformation auf dem Steinacherjoche. Die Ergebnisse bringt die Zeitschrift des Ferdinandeum unter dem Titel „Beiträge zur Geognosie Tirols".

*

Im Volke geht die Mythenbildung noch immer fort, das zeigt folgende Geschichte. Ein Kornwucherer machte auf dem Markte schlechte Geschäfte. Verdrieß-

lich heimgekehrt, fand er sein Weib, wie es vor dem Krucifix betete. Er hieb mit der Peitsche hin und stieß den Fluch aus: „Laſſ' den Hund; er hilft uns doch nicht!" — Augenblicks ward er selbst in einen Hund verwandelt mit Menschenkopf und Menschenhand, welche noch die frevlerische Peitsche festhielt. Er sollte nun nach Rom geführt werden, um dort durch den Segen des Papstes Erlösung zu finden. Ein mutwilliger Mensch gab den Tag und die Stunde seiner Reise an, und siehe da, von allen Seiten lief das neugierige Volk zu den Poststationen. Sogar zu Innsbruck fanden sich Gläubige, die am Berg Isel warteten.

*

Besser lernst Du aus der Sache, als über die Sache.

1859.

4. März. Mittags kam Graf Gustav Enzenberg zu mir und sagte, daß bei dem Jesuiten Klinkowström die Rede gewesen sei, an den bayerischen Abgeordneten Lerchenfeld eine Adresse zu richten, weil er sich so energisch in der Kammer gegen Frankreich ausgesprochen. Man solle sich an Männer von Einfluß wenden. Ich ging zu Schuler und schlug Ficker, David Schönherr — da bei einer allgemeinen Sache keine Verstimmung persönlicher Art Platz greifen darf — und Nitsche als Repräsentanten der Studenten vor. Die Genannten traten am 5. um 11 Uhr zu einer Besprechung im Vorsaale des Kasino zusammen. Hier las Enzenberg den Entwurf vor, der im allgemeinen

genehmigt an Schuler zur teilweisen Modifikation übertragen wurde. Als der Herr Statthaltereirat Spiegelfeld, eine Beamtenseele echtesten Mandarinentums, von der Adresse an Lerchenfeld erfuhr, witterte er allsogleich demagogisch-republikanische Umtriebe und beauftragte den Sekretär Vorhauser, zum Erzherzog zu gehen, damit die Sache hintertrieben werde; dieser, betroffen über die Äußerung des öffentlichen Geistes, fragte, ob die Sache in die Journale komme. Als man es bejahte, wollte er Mittel, das Ganze zu verhindern, bis man ihm endlich begreiflich machte, was an der Adresse sei, worauf er sich beruhigte. Der beschränkte Untertanenverstand soll in Demut die Entscheidung von oben hinnehmen.

Die Wälschtiroler unterschrieben die Adresse nicht, dagegen die Studenten der Theologie.

Der Statthalter bemerkte gelegentlich, die Adresse sei ganz recht, nur mißfalle es ihm, daß Studenten, die doch minorenne Leute seien, unterschrieben hätten. Sie habe auch einen deutschen Anflug. Unter den Bauern zirkuliert eine Adresse anderer Art: um Abschaffung der Perzentualgebühren und Einführung der alten Stände; sie soll unmittelbar an den Kaiser gebracht werden.

6. März. Man erzählt, der Erzherzog habe vom Generalvertreter Baron Buol, einem Protektionskinde, Auskunft über die Landesverteidigung verlangt; der junge Mann gestand erblassend, er habe die Akten noch nicht gelesen! Solche Leute zu solcher Zeit!!

8. März. Dr. Nußbaumer aus Kaltern schildert die Stimmung sehr düster; es sollen sich von Bozen ab-

wärts die Leute äußern, lieber italienisch werden zu wollen. Aus dem Trientinischen fliehen junge Leute nach Piemont, werden aber an der Grenze aufgehalten.

23. März. Erzherzog Johann soll sich geäußert haben: er lasse sich mit Aufträgen bezüglich der Landesverteidigung nicht mehr nach Tirol schicken.

25. März. Major Mörl ging auf die Dörfer, um Schützen zu werben, mußte aber viel bittere Worte hören. Nach Zirl nahm er zwei Buben der jeunesse dorée mit, sie sollten auch in das zu errichtende Korps eintreten. „Es sind ja brave Kavaliere", wie Herr v. Mörl meint, und mit Kavalieren will er den Landsturm organisieren!

26. März. Dem Erzherzoge sollen Geistliche vorgestellt haben, man möchte dem Jesuiten Klinkowström das liberale Predigen abtun. Er soll erwidert haben: eben deswegen sei er hierher berufen. Klinkowström predigte unter großem Zulauf unserer Gebildeten mehr ethisch als dogmatisch und und nahm sich's zum Entsetzen der Betschwestern sogar heraus zu sagen: Ein Protestant, der fest in seinem Glauben sei, könne auch selig werden. Er findet übrigens, daß nicht leicht irgendwo so die Heuchelei blühe, bei großer Sittenlosigkeit, wie zu Innsbruck. Die alte Treue religiösen Glaubens ist überall gebrochen, das junge Geschlecht heuchelt, weil es einträglich ist und man par inter pares als Ehrenmann gilt.

*

Das Einzelne beschränkt und verwirrt; dem zu entgehen, muß man es in das Allgemeine erheben; das

tut die Wissenschaft durch den Begriff der Gattung, die Kunst durch die Idee.

*

3. April. Die Denunziationen gegen mich steigerten sich in den letzten Monaten so sehr, daß ich mich bereits auf den Sprung gefaßt machte und wieder meine medizinischen Studien vornahm, um mir allenfalls eine neue Stätte zu gründen. Die Schlacht von Solferino verschaffte auch mir, wie so vielen anderen, Ruhe.

*

Manche Leute halten sich für vortrefflich, weil sie unverbesserlich sind.

*

Man weiß in Tirol dafür zu sorgen, daß die Bäume nicht über das Kirchendach wachsen.

*

Habe Achtung vor allem Leben, denn es ist ein Heiliges!

*

Man spricht so viel vom Recht auf Arbeit, warum so wenig von der Pflicht zur Arbeit?

*

Nur der Weise ahnt die Einheit des Weltlebens und dadurch die Göttlichkeit der Welt.

*

Mit dem Schmerz bezahlen wir unseren Anspruch auf das Leben.

*

13. Oktober. Heut' Nacht um dreiviertel auf ein Uhr starb Johannes Schuler. Genau zu dieser Stunde stieg ich schlafwandelnd aus dem Bette, ging zur Tür und faßte die Klinke. Meine Frau rief mich an; dadurch geweckt, erzählte ich ihr: es sei mir vorgekommen, Schuler wolle mit mir sprechen und ich müßte daher schnell zu ihm gehen.

*

Das Beste ist, daß wir von einem Lebensalter zum andern vergessen, was wir gewesen sind.

*

Narkotisch! — So möchte man manches Gedicht Lenaus nennen.

*

Des Menschen stärkster Tyrann ist die Meinung.

*

Emanuel Geibel bezeichnete meine Hymnen als „Vertiefte Reflexion" — das schillert, wie alle Halbwahrheiten.

*

Virgil erzählt, was geschehen, Homer läßt es vor unseren Augen geschehen. Virgil ist Rhetor, Homer Epiker; jener pathetisch, dieser einfach. Virgil ist reflektiert, Homer unmittelbar; wohl deswegen mag jener vorzüglich für dramatisch gelten, dieser dramatische Stoffe liefern. Virgil nähert sich nur dort dem Epos, wo dieses durch den Stoff unausweislich bedingt ist, so bei der Schilderung der Kampfspiele.

*

Das Album des liberalen Vereins zu Nürnberg brachte die Tragödie: „Die Tarquinier.“ Eine Anzahl Einzelabdrucke wurden dem Buchhandel übergeben und verkauft. Ich habe sie nach Jahren neu bearbeitet. In diesem und dem vorigen Jahre dichtete ich eine große Anzahl Elegien und Epigramme, den Grundstock des Buches: „In Lieb' und Haß.“

1860.

31. März. München. Beim Besuch der Gallerieen regten mich die Bilderwerke mächtig an und versetzten mich in eine poetische Stimmung, anstatt plastische oder malerische Ideen hervorzurufen. Das ist mir ein tatsächlicher Beweis, daß ich trotz aller Geschicklichkeit der Hand und aller Vorliebe weder zum Maler noch Bildhauer veranlagt war. So hat mir das Schicksal einen gefährlichen Umweg erspart.

10. Juni. Früh durch die Kranabitter Klamm. Am Ausgang der Schlucht hörte ich ober mir den Ruf von Gemsen, ein Rudel stürzte davon und kollerte im Sprung Steine herab, so daß ich in große Lebensgefahr geriet. Weiter droben sah ich sie noch einmal auf den Grasbändern der Felsenwände.

*

28. Juli. Steinach. Auf dem Kalvarienberge. „Zu meiner Zeit“ begonnen.

*

Die Unterinntalerinnen sind bekanntlich frisch und schlagfertig, so daß mancher kecke Bursch, der einer

trotzen wollte, mit Spott und Gelächter abschlüpfte. Vor allen bekannt war die saubere Kellnerin in Wörgl oder bei Wörgl — das weiß ich nicht mehr so genau, man behauptete von ihr sogar, sie werfe aufdringliche Burschen eigenhändig zur Tür hinaus. Da hatte sich abends eine lustige Gesellschaft zusammen getan, um es ihr endlich abzugewöhnen. Es schlug auf dem Turm der nahen Kirche Mitternacht, einer stand rasch auf, griff in die Geldkatze, warf zwei Taler auf den Tisch und trommelte, daß die Gläser tanzten. „Die gehören Dein, Mädel, wenn Du dir traust, aus der Kapelle einen Totenkopf zu holen!" Sie lachte hell auf. Rasch schritt sie über die Straße zum Eisengitter des Friedhofes und ging zwischen den Kreuzen, die im Mondschein schimmerten, zur Kapelle, wo düster und einsam ein Lämpchen vor dem Altar brannte. An der Seitenwand erhob sich ein Gestell, auf den Brettern standen die Schädel mit den glatten, weißen Stirnen der Reihe nach. Sie ergriff einen; da klang es dumpf und schauerlich: „Der gehört mein!" — Einen zweiten: — „Der gehört mein!" — Einen dritten: — „Der gehört mein!" — Sie rief ohne viel Besinnen: „Wieviel hast denn du Köpfe?" und trug den letzten fort in die Wirtsstube. Nun verging den Buben der Spaß; der sich hinter dem Gerüst versteckt hatte, schlich auch herein, sie aber steckte schmunzelnd die beiden Taler in die Ledertasche. Beim nächsten Tanz war die Geschichte bekannt, und sie mußte manches Trutzliedl hören, das ihren Ruhm Unterland auf und ab verkündete.

*

In diesem Jahr habe ich viele Epigramme gedichtet. Liebe und Natur!

1861.

Die Sünde ist der Kampf des Individuums gegen das Gesetz der Gattung.

*

Nur aus dem Profil begreift man das Gesicht ganz.

*

Das deutsche Volk hat seine Geistesarbeit bis zu jener Höhe geführt, die es ohne nationale und politische Selbständigkeit erreichen konnte; will es auch auf jenem Gebiet nicht absterben, so muß es auf diesem etwas werden. Unter so viel trüben und unerfreulichen Erfahrungen ist das aufdämmernde Bewußtsein dieser Notwendigkeit das einzige, was noch einen Schimmer von Hoffnung gewährt.

*

Man könnte ebenso gut ein Samenkorn in die Luft werfen, daß es dort wurzle, Blätter und Blüten treibe und endlich Frucht reife, als ein absolutes Kunstwerk fordern. Es gibt keins. Zum Allgemeinen tritt als zweiter Faktor das Besondere, insoferne sich dasselbe in der Individualität des Dichters und seines Volkes ausspricht. Letztere ist wieder ein Produkt der natürlichen Anlage und der Beschaffenheit des Bodens, auf dem ein Volk wächst, des Widerstandes, den es dabei zu überwinden hat. Oft wirken fremde Ein-

flüsse — hemmend, fördernd — ein; weiß doch jeder, wie sogar in der Pflanzenwelt Gewächse andere verdrängen und verdrängt werden, ja sogar das Unkraut siegt! Neue poetische Werke, die aus jenem Zusammenhang entspringen, sind lebendig, wirken lebendig und bleiben lebendig.

*

20. September. Mein Buch „Aus den Tirolerbergen" erschienen.

*

Ohne Dogma keine Religion, wohl aber Religiosität.

*

Das Geheimnis des Daseins läßt sich nur erleben, nicht aussprechen.

1862.

Der Egoismus trennt die Menschen und hält sie zusammen.

*

18. April. Im Steinbruch bei Wiltau pfiff eine Kugel an mir vorüber und warf die Erde auf. Ein Bauer hatte in dieser Richtung, unbekümmert um das Weitere eine Scheibe aufgestellt.

*

Der Dichter darf auf der Zinne der Partei stehen, der Kritiker nie.

*

In der Mitte des Septembers machte ich einen Ausflug nach München, bestieg dann noch etliche Berge in der Nähe der Pertisau, obgleich ich mich nicht ganz wohl fühlte. Nach Innsbruck zurückgekehrt, mußte ich mich niederlegen; der Typhus, den ich bereits einmal als Student von München heimgetragen, hielt mich den ganzen Oktober im Bette und machte mich unfähig während des ersten Halbjahres Schule zu halten. In den Tagen allmäliger Genesung beschäftigte ich mich viel mit der spanischen Bühne, die freilich nur begreift, wer im Katholicismus aufgewachsen ist.

In diesem Jahre begann mein Briefwechsel mit Emil Kuh (1862—1876); er ist in der Österreichisch-ungarischen Revue abgedruckt.

1863.

Liberal, aber nicht mit den Liberalen.

*

Es ist tragisch, wenn sich ein Mensch berufen glaubt, eine Aufgabe zu lösen, die nur der ganzen Menschheit gestellt wurde.

*

Für die Masse der Leser ist das Beste zu schlecht, weil ihr das Schlechteste gut genug ist.

*

Am 9. April mit dem „Hochmayr" die Erzählungen begonnen, von denen 1867 der erste Teil unter

dem Titel „Allerlei Geschichten aus Tirol“ bei Frommann in Jena erschien. Nur Moritz Hartmann erkannte, daß sie keine Photographieen, sondern Dichtungen seien. Selbst in Tirol glaubten viele, die Personen, welche ich vorführte, hätten wirklich gelebt; jemand ging nach Wiltau und suchte das Haus der Franzosenbraut, ja ein alter Mann wollte sich sogar an diese Obstlerin erinnern. Alle diese Gestalten gehören mir, oder vielmehr, sie sind mir aus dem Boden Tirols gewachsen; nur zum „Veteranen“ gab mir Peternader den Stoff. Blos manche Nebenfiguren, wie Scholastika, Lena, Moidel, Burgl, die jedoch nirgends in die Handlung eingreifen, wurden nach der Natur gezeichnet, wie manche Landschaften in großen Linien, aber nicht als Veduten. Selbstverständlich habe ich die Leute auf ihrem Glauben gelassen und bestimmte Fragen höchstens mit einem Lächeln oder Achselzucken beantwortet; um jedoch Mißverständnissen vorzubeugen, teile ich hier den Sachverhalt mit.

3. August. Früh von Natters fort in das Ötztal; siehe „Kreuz und Quer“.

2. September. München. Internationale Kunstausstellung. Schwinds „Sieben Raben“ sind der schönste Hymnus, der je auf das Weib gedichtet worden.

27. November. Über Anregung eines angesehenen Bürgers beschloß der Bürgerausschuß am 26. November auf meinen Vorschlag, eine Adresse an Rechbaur wegen seiner Interpellation zu erlassen.

1864.

29. Januar. Die Polizei erkundigte sich auf der Post um die Verbreitung der Süddeutschen Zeitung und ihren Leserkreis; den Anlaß scheint der Aufruf des Frankfurter Centralkomites gegeben zu haben.

Die Statthalterei versuchte durch den Magistrat Sammlungen warmer Kleidungsstücke für die Österreicher in Schleswig-Holstein einzuleiten, der Magistrat ging aber auf diese Zumutung nicht ein.

*

Welch ein Wunderwerk ist Firdusis Schâhnâme. Hier ringt ein konventionelles Element mit dem Urstoff der Heldensage, ohne seine Größe wesentlich zu beeinträchtigen. Man könnte es ein Element der Höflichkeit nennen; jedenfalls gefährdet es die rein menschliche Grundlage weniger als die Dogmatik von Lope und Calderon.

*

Tritt nachts aus dem Saal, wo der Karneval tobt, die Kerzen leuchten, die Juwelen schimmern, die Kleider bauschen, der Moschus duftet und die Schminke lügt. Draußen ist die Luft kalt und klar, unzählige Sterne funkeln und verkünden dir durch den Wandel die ewigen Gesetze der Natur; sie fordern auch dich auf, den Tand abzustreifen und einzukehren in das Ewige.

*

11. April. In den Tarquiniern die Hinrichtungsscene eingeschaltet. Sie war notwendig; nur die Verblendung durch Theorien hatte mich verhindert, sie

früher zu dichten. Sie kam mir plötzlich und mit einem Male, wie das Richtige immer.

April. Die Nazarener nennen ihre Unfähigkeit, einen Organismus zu bilden, Stil. Christus war ein Bergsteiger, nun geben sie ihm Spinnenbeine und eine tuberkulose Brust!

31. Mai starb Hermann von Gilm zu Linz. Ich hatte am 2. Juni mit den Studenten der 5. und 6. Klasse einen Ausflug nach Absam gemacht und erfuhr dieses im Bognergarten. Die Nachricht ergriff mich tief; ich brachte ihm mit einem Glase Wein nach kurzer Anrede an die jungen Leute die Totenspende.

*

November. Das Leben ist nur für Würmer, die sterben, oder für Geister, die ewig leben.

*

Verzeih' die Sünde, aber nicht die Unsittlichkeit.

1865.

Alfieri ist ein Charakter, kein Dichter von Charakteren.

*

Das Volk hat meistens recht, manchmal auch die Menge.

*

Es ist charakteristisch, daß die Italiener für einen gewissen Abschnitt ihres nationalen Lebens den Dichter Leopardi, die Deutschen für eine ähnliche Stufe den Philosophen Schopenhauer besitzen.

28. August. Am Wetterstein bei Ehrwald den schwarzen Porphyr im Jura entdeckt. Goethes Geburtstag!!

20. September. Amberg, der Weihbischof von Feldkirch, sagte als Schulrat zu einigen Lehrern, die Aufbesserung des Gehaltes verlangten: „Das wäre das rechte; wenn ihr zuviel hättet, tätet ihr uns Geistlichen über den Kopf wachsen."

*

Dem Misanthrop von Molière fehlt der zweite Teil. Dieser hätte ihn darzustellen gehabt in einer reinen, unverdorbenen Natur, in der Idylle des Landlebens, und darin seine Versöhnung. Diesen zweiten Teil schrieb Rousseau, als er die Rückkehr zur reinen Natur predigte. Etwas ähnliches gilt von den vier Tageszeiten Parinis, nur ist die Fortsetzung von diesen die — französische Revolution.

*

Johann Senn nennt den principe des Macchiavelli mit Recht „Logik des Bösen".

1866.

Wollen die Deutschen, daß die Schriftsteller echte Kunstwerke schaffen, so müssen sie erst wieder lesen lernen.

*

Rümelin, Shakespeare-Studien. Der Mann hat in allem Kleinen recht, in allem Großen Unrecht.

*

Die Scene, wo in der Andromaque von Racine Orest dem Wahnsinn verfällt und sich im Orkus glaubt, hatte wohl Goethe bei der ähnlichen in seiner Iphigenie vor Augen.

*

Die Medea von Euripides hat unleugbare Schwächen. Manches ist melodramatisch. Wer möchte bestreiten, daß auch bei den Alten vieles konventionell war, selbst in Pindars Hymnen, wie sich leicht nachweisen und zum Teil durch die immer wiederkehrende „Blüte des Gesanges“ beweisen ließe. Freilich kommt keine Kunst über diese Dinge hinaus; sie sind gewissermaßen Abbreviaturen oder Scheidemünze, über welche der Dichter in Handel und Wandel verfügen muß, um weiter zu gelangen.

*

Im Drama der Alten treten keine vollen Menschen nach jeder Seite ihrer Individualität auf, sondern nur Menschen in gewissen Eigenschaften, wie sie das Ganze braucht. Daher sind ihre Stücke Ensembles im strengsten Sinne des Wortes, man möchte manchmal fast an ein russisches Konzert denken.

*

Nicht das Charakteristische, sondern das Individuelle ist das Wahrzeichen der modernen Kunst. Charakteristisch, aber in großem Sinne, ist auch die Antike.

*

Er rührt mit seinem Kochlöffel in jeder Suppe.

*

Niemand kennt ihn als seine Flöhe.

*

Die Jugend ist revolutionär, weil sie idealistisch ist.

*

Wildfeuer von Halm gelesen. Anmutig, hie und da ein Zug von Lüsternheit, wie es für die Wiener taugt; so manche Unwahrscheinlichkeit verdeckt wohl die Aufführung. Das Motiv ist von Lope entlehnt: „Dieses Wasser trink' ich nicht."

*

In den Elegien und Epigrammen vollzieht sich mein vollständiger Übergang von der Romantik zur Renaissance, indem ich über jene allmälig hinausgewachsen bin.

*

Geist ist das Bewußtsein der Einheit in der Vielheit.

1867.

Große Ziele sind wahre Ziele für Kraft und Willen eines strebenden Geistes; ein schwacher Mensch verfolgt phantastische Ziele mit phantastischen Mitteln, als ob man sich nur in eine Wolke zu werfen brauchte, um emporzuschweben.

*

Für den echten Künstler ist keine Form ein Hindernis, wenn sie aus dem Gegenstand entspringt. Die Natur hat keine größere Mühe mit der bizarren Pracht-

blüte einer Orchis als mit dem einfachen Kelch des Crocus.

*

Bei beschreibender Poesie unterscheidet man: ob der Beschreiber vor seinem Objekt ruhig steht, und den trifft Lessings Tadel, weil eine solche Beschreibung durch das Nacheinander des Nebeneinander verwirrt. Anders, wenn der Beschreibende gleichsam am Gegenstande hingehend — vorübergehend — gedacht wird, wo das Nebeneinander der Gegenstände zu einem Nacheinander wird und das Wort in sein Recht tritt. Schillers Spaziergang.

*

Ihr scheltet Collin? — Zu einer Zeit, wo Deutschlands größte Geister für den Kosmopolitismus schwärmten, sprach er im „Regulus" für Volk und Vaterland. Ein kräftiger Sinn erfüllt das ganze Stück, das mag man ästhetischem Brahminentum gegenüber betonen. Die Handlung ist beschränkt, die Charaktere sind nüchtern und ohne individuelle Züge, dennoch war die Wirkung groß, selbst auf die Wiener, die manchmal, wenn es dran und drauf kommt, die Serviette vom Kinn reißen und dann keine Phäaken mehr sind.

*

Ein Wendepunkt in meinem Leben: Ich bin zum Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität ernannt.

*

Am 3. November traten auf meine Veranlassung einige Bürger zusammen, wir berieten über die Adresse

an die liberale Majorität des Reichsrates, die nach vorausgegangener Verhandlung mit Vertrauensmännern am 7. zur Unterzeichnung aufgelegt wurde.

In die gleiche Zeit fällt auch die Gründung des konstitutionellen Vereins.

1868.

29. Mai. Das Ministerium hatte 300 fl. für geologische Ausflüge mit den Studenten angewiesen. Abends fuhr ich mit ihnen nach Klausen: das ist wohl die erste geologische Exkursion, welche von der hiesigen Universität ausging.

*

Gewisse Kerle kommen nur auf den Parnaß, um hinter den Lorbeerstauden ihre Notdurft zu verrichten.

1869.

Die Herausgabe der Elegieen und Epigramme, die nahezu ein Jahrzehnt meines Lebens begleiten, hat für mich eine Epoche abgeschlossen. Nachdem ich so im Geist eine Summe gezogen, fühlte ich das Bedürfnis, auch äußerlich eine Grenze zu setzen und den bekannten Boden für einige Zeit zu verlassen. Am 29. März um 3 Uhr früh schritt ich dem Bahnhof zu. Einzelne Wolken schoben sich über den Mond hin und ein leiser Windhauch aus Süden verkündete den Umschlag der Witterung. Ich war der einzige Reisende, der einstieg. Florenz, Pisa!

Von jetzt an ging ich jedes Jahr nach Italien, und

ich kann nicht schildern, wieviel ich diesen Wanderungen in jedem Sinn verdanke.

*

Goethe, in seiner Jugend nur subjektiv, stellte Egmont als unverheirateten, schwärmerischen Mann dar. Shakespeare, mit seinem großen Sinn für die Wirklichkeit, hätte ihn gewiß als Gatten, Vater und Politiker vorgeführt, und dabei hätte der Held unleugbar an Tiefe und Kraft gewonnen.

*

Die Schutzflehenden des Äschylos sind eine Theodicee, durchaus an ein Oratorium gemahnend, wie denn überhaupt der enge Zusammenhang zwischen Musik und Poesie bei Äschylos auf den flüchtigsten Blick sich aufdrängt.

*

Die Griechen waren in der Natur Kinder des Hauses, daher naiv; die Modernen sind nur Gäste, daher manchmal sentimental, häufig ungezogen und meistens reflektiert, indem alles nur für ihr „ich" gelten soll.

*

In der Kunst folgt auf die Tragödie das Satyrspiel; ich fürchte nur, daß auf das Satyrspiel in der Politik die Tragödie folge.

*

Bei jedem echten Kunstwerk deckt sich Idee und Form vollständig; Leib und Seele sind zu einem Organismus vereint. Sie können auseinandertreten:

dann entsteht einerseits ein Werk rein sinnlich, andererseits ganz abstrakt; jedes mag die Vorzüge der Sinnlichkeit oder der Abstraktion besitzen, ist aber kein echtes Kunstwerk mehr. Es kann aber auch der Fall eintreten, daß bei einem Werk der eine oder der andere Faktor vorwiegt: gerade um so viel, als er vorwiegt, sinkt die Schale echten Kunstwertes. Darin liegt eben das große Mißverständnis W. v. Humboldts, daß er glaubte, ein solches Plus an Geist sei ein Vorzug moderner Kunst, während es ihre Schwäche ist. Hegel und auch Schiller haben recht: der Geist muß aus der naiven Natureinheit in die sentimentale Entzweiung, um sich auf einem höheren Standpunkt als Eins nicht nur zu fühlen, sondern auch zu erkennen. Liest man Schillers Abhandlung über naive und sentimentale Poesie, so kann man die Frage nicht abwehren: „Wie hätte er den Gegenstand nach einem tieferen Studium Dantes behandelt?" An diesen Dichter hätte die Ästhetik in Bezug auf das Thema Schillers anzuknüpfen und aus seinem Werk die praktischen Konsequenzen zu ziehen.

*

17. September. Die Naturforscherversammlung zu Innsbruck. Am 22. schloß ich als Präsident die geologische Sektion. Abends versammelten sich in meinem Zimmer einige Naturforscher, darunter Vogt, Virchow, Semper. Es wurde die Gründung eines anthropologischen Vereins für Deutschland beschlossen. Ich verfaßte den Aufruf, den die Anwesenden unterzeichneten.

*

27. September. Zu Eppan. Wundervolle Nacht. Ich dachte an Laplace: er sei durch alle Gestirne gewandelt, Gott aber nirgends begegnet. Mir war, als blicke der große Weltenmeister auf mich nieder, und die Statik des Himmels verkünde sein Wort.

*

Der Zufall stellt kein mechanisch-mathematisches Problem, und würd' es ihm gestellt, er könnte es nicht lösen.

*

31. Dezember. So habe ich mein 50. Jahr erfüllt. Zwar neckt mich hie und da leise Gicht, sie wird jedoch durch die größte Mäßigkeit gebändigt, so daß mich um meine Kraft und Ausdauer mancher Jüngling beneiden könnte.

Die Summe meiner geistigen Existenz kann ich nicht ziehen, weil ich bis jetzt nicht stille stehe, sondern rastlos fortschreite.

1870.

Der sentimentale Poet gibt nicht so fast ein unendliches dem Wesen, als ein unbestimmtes dem Inhalt nach, somit ein scheinbar unendliches.

*

Bei fortwährender Kälte hat der Himmel eine wassergraue Farbe. Die Berge, hinter denen die Sonne steht, heben sich davon klar und lichtblau in ungeheuren Massen und mit scharfen Linien ab. Grate und Lehnen der Nordalpen trifft die sinkende Sonne schräg, sie vergoldet alle Kanten, während auf die

durchsichtigen bläulichen Schatten die gegenüberliegenden beleuchteten Höhen gelblichen Schimmer werfen. Eh noch das Alpenglühen verglimmt und die Dämmerung anbricht, glänzt als weißer Funke der Abendstern.

4. März. Eine eigentümliche Erscheinung beobachtete ich heut gegen 8 Uhr früh. Die Sonne war gerade am Horizont aufgetaucht und warf, weil sie nicht hoch stand, meinen Schatten fast in ganzer Höhe auf die Mauer beim Hafner neben der Straße, die zur Kettenbrücke führt. Das ruhige Wasser des Inn ober dem Löwenhaus spiegelte die Strahlen hell zurück, und auch dieses zurückgeworfene Licht gab einen Schatten, der den Kopf meines eigentlichen Schattens an der Mauer fast mit den Füßen berührte, jedoch etwas lichter und rötlich violett eingefaßt war.

14. Mai. Nach Eppan, Tisens, Fondo; hier ein Haus mit der Erstürmung Trojas als Fresko und Landsknechten. Die Unterschrift:

Ich bin der Landsknecht wohlbekannt,
Die Kendel hab' ich in der Hand.

Die verblichenen Fresken zeigen am besten, daß auch dieser Ort ursprünglich deutsch war.

30. Juni. Während des Winters bis heut: L' abbate Parini e la Lombardia nel secolo passato. Studi di Cesare Cantù. Der Band enthält auch Parinis vier Tageszeiten. Cantu zeigt mehr kulturgeschichtliches Verständnis, als ich es bis jetzt bei Italienern gefunden. Bei Parini begegnet man einem Stoff Hogarths in den Formen von Horaz. Da

der dämonische Hintergrund fehlt, erschlafft die fortwährende Ironie. Vielleicht hätte Parini das ganze mit einem Traum abschließen können, der nachts schreckend auf die Polster seines Lagers niederschwebt.

25. Juli. Mit meiner Familie in die Pertisau, wo es während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes wegen des beständigen Passatwindes fast immer regnete.

*

Schleiermacher sagt, der Mensch soll alles mit Religion tun, nichts aus Religion. Warum nicht lieber: aus und mit Religion?

*

Meine intuitive Natur taugt nicht für philosophische Systematik, wenn mich auch philosophische Fragen tief berührten und ich darum von Zeit zu Zeit bei den Werken der Philosophen einkehrte. Gerade der Umstand, daß ich meine Art bald erkannte, ersparte meinen Schriften die kränkelnde Blässe der Reflexion, obwohl einem aufmerksamen Auge jene Studien überall entgegenschimmern müssen.

*

Das Phantastische deutet oft auf einen Mangel gestaltender Kraft; der Dichter ist nicht imstande, das im Stoff liegende praktisch zu erfassen, und greift in den grauen Nebel.

*

Witz ist die Fähigkeit, das Gegenteil einer Sache an ihr selbst plötzlich zu zeigen und sie dadurch in Widerspruch mit sich selbst zu bringen. Oft zeigt der

Witz nur scheinbar das Gegenteil und ist dann ruchlos, weil ungerecht. Der Witz setzt viel ursprünglichen Verstand voraus und ist, weil im Grunde nur zersetzend, kein Element echter Poesie, sondern nur manchmal ihr Begleiter.

*

Die Ironie zeigt die Beschränkung des Vergänglichen in jedem Menschenwerk, ja der Natur selber; sie ist verächtlich, wo sie hämisch nur dieses zeigt, weil sie dann eben nur die Äußerung eines engen Sinnes ist, der sich als Weltrichter auf den Tron setzt. Dann schlägt sie in die Eitelkeit des Egoismus um und ist daher geistige Leere. Die Eitelkeit alles irdischen ist die tragische Ironie der Weltseele, von der uns nur die ewige Wahrheit des Weltgeistes befreien kann.

*

Der schöpferische Genius ist seinem Werk gegenüber nie ironisch, so lang er schöpferisch ist, weil er dann aus dem Ganzen schafft und davon völlig erfüllt ist. Daher ist echtes Schaffen auch selbstlos, während das berechnende Klittern geistiger Impotenz, die möchte, aber nicht kann, überall nur an sich denkt. Hat der Genius sein Werk hinter sich, dann kann er sich demselben gegenüber allerdings ironisch verhalten, er tut es praktisch bei jeder Korrektur.

*

„Der Katholizismus ist naives Christentum, der Protestantismus ist sentimental," sagt Fr. Schlegel. „Er sollte sagen: „Der mittelalterliche Katholizismus war naiv, der romantische Neu-Katholizismus und das

protestantische Muckertum, letzteres gegenüber der Naturkraft Luthers, sind sentimental". Der moderne Katholizismus, der über seine Schönheit Bücher schreiben läßt, hat aufgehört naiv zu sein.

*

Was den Romantikern nicht im Dampf überhitzter Phantasie gelang, versuchten die Jungdeutschen im nüchternen Katzenjammer.

*

Eine Art des Erhabenen ist es, wenn wir ein für klein Gehaltenes plötzlich als ein Großes und Gewaltiges erkennen.

*

3. November. Abends am Achensee. Die Landschaft klar, ruhig, fast feierlich. Vom Gegenufer hört man jeden Ton deutlich. Der Reif hatte das Pflanzenleben getötet, die Herden waren heimgekehrt, nur ein roter Falter sonnte sich noch auf einem Felsblock. Das Verschwinden der Tierwelt erhöhte das Gefühl der Einsamkeit.

*

5. November. Noch einmal im Hochgebirg auf dem Stanerjoch. Die Alpen sind im Spätherbst voll Majestät; kein Wunder, wenn sie das Volk, das vor der stillen, klaren Erhabenheit erschrickt, zu dieser Zeit mit Geistern bevölkert. Da siehst du den großen Pan im ruhigen Sonnenlichte auf den Höhen wandeln, wie er die Samen für den künftigen Frühling ausstreut, hinter dessen neuer Fülle er sich dann wieder birgt.

*

1. Dezember. Zur Beurteilung von Tragödien. Wenn man stets Ursache und Wirkung mit Schuld und Strafe verwechselt, hat unsere Ästhetik mit ihren landläufigen Redensarten gewiß recht. Kann man aber das überall? Schuld fordert Strafe. Ist aber die Strafe der Schuld stets angemessen? Mir scheint gerade hier jene Bestimmung der modernen Ästhetik zu eng, als daß manches der erhabensten und größten Trauerspiele darunter paßte, selbst wenn man die Schuld durch den Beisatz „tragisch" spezifiziert. Wer die Strafe erleidet, muß auch wissen, daß sie auf diese Schuld gesetzt war, sonst ist die Strafe ungerecht. Weg mit der Galgenterminologie der Kriminalpraxis; sie hat Unheil genug angerichtet. Großartiges Menschenschicksal und die Darstellung des Verhältnisses von Mensch und Schicksal bleibt der ewige und echte Stoff der Tragödie.

*

Wie soll man jene Erscheinung bezeichnen, wo das höchste Gesetz der Gattung durch das individuellste Dasein umschrieben ist? — Unsterbliche Schönheit.

*

Goethes Hermann und Dorothea ist die Widerlegung manches Satzes in Schillers Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung.

*

31. Dezember. Zum Schluß will ich noch von der leidenschaftlichen Teilnahme erzählen, mit der ich den Ereignissen des deutschen Krieges folgte; wie bei all den Heldentaten mein Herz zwischen Jubel und

Sorge hin- und hergeworfen wurde, daß ich gar manche Nacht schlaflos lag. Nur ungern ging ich in die Sommerfrische, und ich weiß es Dr. Pfretzschner noch immer großen Dank, daß er mir die Berichte, die er telegraphisch erhielt, sogleich durch einen Boten zumittelte. Ich werde mich der Angst stets erinnern, in der ich nach einer Lügennachricht vom Siege der Franzosen, die ein Beamter der Südbahn verbreitete, am Ufer des Sees qualvolle Stunden verbrachte, bis der Bauer, den wir noch spät abends nach Jenbach gesandt, uns aus zuverlässiger Quelle Beruhigung brachte. Mit verzehrender Sehnsucht erwartete ich Tag für Tag am Ufer den Kahn, der die Zeitungen brachte; gegen Wiener, welche Napoleon den Sieg wünschten, fuhr ich schroff los, und ich erinnere mich noch lachend des zerkritzelten Gesichtes eines Hofrates, dem ich voll Erregung die Depesche von Wörth vorlas. Ich war nicht der einzige; Unterinntal auf und ab wogte die Begeisterung selbst unter den Bauern und deswegen gelang es, beträchtliche Beiträge für die deutschen Verwundeten zu sammeln.

Zu Ehren des Sieges von Weißenburg zündeten wir Feuer an; der alte Jäger Karl lud die Böller, daß sie krachend im Widerhall der Berge durch die Täler unsere Freude verkündeten.

*

Der 1. September war ein schöner Tag. Ich stieg mit meinen Kindern auf den Unnuz, diese Hochwarte, von der man weit hinaus auf die bayerische Ebene sieht. Nach zwölf Uhr erreichten wir den Grat.

Als wir uns gelabt, füllte ich ein Glas mit rotem Tirolerwein und brachte in Gesellschaft etlicher Fremden, welche von der Scholastika emporgeklettert waren, ein Hoch auf den Sieg der Deutschen aus. Dann schleuderte ich das leere Glas an den Felsen, daß die Splitter weithin flogen, und rief: „So mög' es allen Feinden des deutschen Volkes ergehen, im Osten wie im Westen!" Ich dachte dabei an die Russen.

Es war gerade ein Uhr, die Stunde, wo Napoleon zu Sedan die Waffen streckte.

Das erfuhr ich schon am nächsten Mittag, und ich werde stets des interessanten Zufalles auf dem Unuz gedenken.

*

Meine Stimmung sprechen am besten die Gedichte aus, mit denen ich vom 19. August an den Zug der Deutschen begleitete. Ich erwartete, daß sich nach Eröffnung des Schuljahres die Studenten mit der edlen Begeisterung der Jugend für die Siege unseres Volkes aussprechen und auf dem dunklen Hintergrund der gleichgültigen Massen um so heller leuchten würden. Wohl hielten sie einen Kommers, aber kein deutscher Toast, kein deutsches Lied erklang, weil es den geladenen Offizieren, die den Rückzug von Orleans mit Champagner betranken, hätte unangenehm sein können. Ich hoffte auf das Konzert des akademischen Gesangvereines, das Programm enthielt nur sentimentale Lieder; ich erwartete kleine Geldbeiträge für die Verwundeten, man trug seine Kreuzer in die Kneipe.

Während man sich den Ereignissen gegenüber, die geradezu über das Dasein des eigenen Volkes entschieden, benahm, als gingen sie hier gar niemand an, versammelte sich, was tirolische Zustände am besten charakterisiert, eine große Anzahl Studenten und beschloß eine Ergebenheitsadresse an den Papst. Nur 150 wagten einen Protest dagegen, andere erklärten blos, sie seien mit jener Adresse nicht einverstanden, weil sie sich durch kräftigeres Auftreten zu schaden fürchteten. Die Enttäuschung, welche mir unsere Studenten bereiteten, kränkte mich tief; ich gab diesem Gefühl in einem Gedicht Ausdruck, das in der bei Lipperheide erschienenen Sammlung: „Deutsche Tage in Tirol" enthalten ist. Als Antwort erschien ein vernadernder Aufsatz aus der Feder des Privatdozenten Arnold Busson, eines geborenen Westfalen, und ein Pasquill vom jungen Richard Strele, das am heiligen Abend in allen Wirtshäusern kolportiert wurde.

Um diese elenden Geschichten nicht mitzuschleppen, greife ich hier in den Januar 1871 voraus.

Nach der Abreise des Kaisers Franz Josef aus Innsbruck überraschte mich der Rektor Dantscher mit der Mitteilung, daß 33 Studenten der Korps Gothia und Athesia wegen des Gedichtes „In Tirol" beim Rektorat eine Klage eingereicht und verlangt hätten, man solle mich zum Widerruf veranlassen. Zugleich fragte er, ob ich gesonnen sei, diesen zu leisten? Ich erwiderte: das um so weniger, da der Korpsbursche Strele bereits im Dezember mir ein Pasquill gewidmet habe, ohne daß das Rektorat oder der akademische

Senat sich bewogen gefühlt hätte, einzuschreiten. Daß mir nichts anderes zustehe, als das Schweigen der Verachtung, werde er begreifen. Wenn sich die Studenten durch mich beleidigt fühlten, so möchten sie wider mich den Weg des Gesetzes bei Gericht betreten. Im übrigen befremde mich, wie er als Rektor die Klage dieser 33 habe annehmen können, wo doch die Mehrzahl der Studenten bei der gegen mich im Kaffee Grabhofer berufenen Versammlung sich nicht als Vertreter der Studentenschaft legitimiert habe und sich überhaupt in dieser Sache neutral verhalten wolle. Dantscher, dem seine Popularität bei den Studenten am Herzen lag, wußte nichts zu entgegnen, berief aber dennoch den akademischen Senat zur Verhandlung. Dieser stellte sich — die Jesuiten ausgenommen — mit der Erklärung, daß ihn diese Sache nichts angehe, auf den richtigen Standpunkt und so hatte ich Ruhe. Nur Herr Professor Wildauer versuchte noch, — klug und weise wie immer —, mich zu bestimmen, etwas zur Beruhigung der Studenten zu thun, damit ich nicht meine Popularität verliere. Ich wies ihn entschieden zurück und fügte bei: „Als Lehrer tue ich stets meine Pflicht, die Studenten habe ich bei jeder Gelegenheit liebevoll behandelt, darüber hinaus brauche ich keine Popularität; wenn das nicht genüge, solle man den Staatsanwalt gegen mich anrufen." — So hat sich alles zugetragen; ich habe mir nirgends eine Blöße gegeben und für das deutsche Volk nach Kräften meine Pflicht getan.

1871.

3. März. Abends bei herrlichstem Wetter die deutsche Siegesfeier. Veranstaltet war sie von den Bürgern; nur wenige Studenten wagten sich zu beteiligen. Xaver Schilcher, der mit mir 1848 ausgerückt war, trug unsere kranzgeschmückte schwarz-rot-goldene Fahne, und ich erinnerte mich daran, wie sie einst in Wälschtirol vor meiner Freischar flatterte, die für das deutsche Volk zu kämpfen glaubte. Daß nachträglich die Ultramontanen heulten und lästerten, ist begreiflich; aber auch im offiziellen Tiroler Boten brachte der Universitäts-Buchdrucker und Gemeinderat A. Schumacher einen denunziatorischen Schmähartikel gegen Universitätsprofessoren und Bürger. Als Verfasser wurde Professor Busson ruchbar, der sich weniger durch seine wissenschaftlichen Leistungen, als durch die Teilnahme am Korpswesen auszeichnete, auch mit einem gleichgesinnten Freunde alles aufgeboten hatte, die Studenten von der Teilnahme an der Festfeier abzuhalten. Er mußte nachträglich dem Bürgermeister und den Professoren Abbitte leisten und konnte sich bedanken, daß er es nur mündlich zu tun brauchte. Das Fest hatte noch manche Nachwirkungen; auch hier zeigte sich, daß man in höheren Kreisen vor jeder Regung deutschen Geistes zittere. Und doch! — Fata viam invenient.

*

6. März. Das Talent setzt die Mittel der Kunst als Zwecke und gelangt dadurch zum Virtuosentum. Talent und Genie sind spezifisch verschieden, wie

Machen und Schaffen. Dieses schließt jedoch nicht aus, daß auch der größte Genius bisweilen als Talent arbeitet.

*

9. März. Nach München. Ich genoß einen ruhigen Abend beim Maximilianeum. Über die Landschaft floß goldiger Duft, die Knospen schwollen, an Gesträuchen trieben Blattspitzen hervor, die Amseln feierten den Vorfrühling. Sommerlich mild und still.

26. März. Kufstein. Ich stieg auf das Durerköpfel, überall Anemonen, Heiderich, Seidelbast und die herrlichen Schneerosen, von denen ich abends einen vollen Strauß nach Innsbruck brachte.

8. April. Der „Hexenmeister".

31. Dezember. In diesem Jahre begann ich am 4. April mit „Des Esels Kinder" eine Reihe erzählender Gedichte, die sich bis in den Januar 1875 erstreckte und dort mit dem Jörgl von Lahnsteig abschloß.

1872.

Das Epos ist die welthistorische Form der Poesie im höchsten Sinne des Wortes. Darauf beruht die Wirkung von Homer und Dante. Das Epos dringt als Lied in die niedrigste Hütte, als Rhapsodie auf den Markt; es ist eine Totalität, zu der sich das Drama gewissermaßen als Episode verhält: Homer und die Tragiker. Luther wirkte durch die religiös-epische Bibel; seine Übersetzung reiht sich dem Einfluß nach fast an Homer und Dante. Das welthistorische Epos

verträgt absolut kein rationalistisches Element, es verweist auf göttliche Mächte, an welche das Volk noch glaubt, und ruht geradezu auf einem religiösen Untergrunde.

*

Ich habe mich wieder mit Adalbert Stifter beschäftigt. Seine Werke gehören zu den schönsten Erinnerungen meiner Jugend, ich komme aber auch im Alter gern darauf zurück. Wenn er auch von Jean Paul ausging, überragte er ihn doch als Künstler, und es kam ihm dabei zustatten, daß er Maler war. — Der „Hochwald". Tiefe, reine, unschuldige Naturempfindung; seine Beschreibungen sind nicht äußerlich, sie sind aus der Seele und schaffen so den Eindruck der Gegenstände nach. Auf seinen Nachsommer ließe sich anwenden, was Herder über Geßner sagt: „Seine Gestalten beschäftigen sich, aber sie handeln nicht." Das gilt freilich nicht von der meisterhaften Episode: Risach und Mathilde. — Stifter ist klassisch. Er bietet aber auch eine Fülle von Weisheit. „Die Familie ist es, die unserer Zeit nottut; sie tut mehr not, als Kunst und Wissenschaft, als Verkehr, Handel und Aufschwung, Fortschritt oder wie alles heißt, was begehrenswert erscheint." — Oder: „Das Beste, was der Mensch für einen andern tun kann, ist doch immer das, was er für ihn ist." — Das könnte auch von Goethe sein.

27. April. Abends nach Brixen. Hinter dem Tunnel bei Sonnenburg überhauchte mich plötzlich eine poetische Anwandlung, ich begann zu schreiben und schrieb ohne aufzublicken tief in die Dämmerung

hinein. Unweit der Franzensveste hatte ich den „Studenten" vollendet.

*

Die moderne Schicksalstragödie setzt eine Laune, eine Caprice der höheren Mächte an die Stelle der ernsten, heiligen Nemesis.

*

10. Juli. Auf einem Obstbaum fanden Knaben ein Finkennest; das Weibchen tot, fast skeletisiert saß es noch auf den Eiern.

*

22. Juli. Montaigne fertig. Verständig und tüchtig. Erinnert an Plutarchs Moralia.

*

Man verurteilt die Allegorie mit Recht und Unrecht. Sie entsprang in vielen Fällen aus dem Bilde und löste sich wohl selbständig ab. Daher bleibt sie ein Äußerliches und als solches frostig. Wie aber, wenn die Allegorie als Vision in die unmittelbare Gegenwart des Lebens tritt oder als Vision behandelt wird? Man denke an die Bibel, den Koran, Dante: die Armut und der heilige Franziskus zeigen, wessen die Allegorie in der Hand eines Dichters fähig ist. Oder an die Irene des Kephisodotis und die Tageszeiten von Michelangelo.

31. Dezember. Weitblick und Weltblick!

1873.

Das Bogner Burgele.

Walburga Schindel, die Tochter des Wirtes von Absam, wurde 1825 geboren. Froh und frei wuchs

sie zwischen den Bäumen des Gartens und auf den blumigen Wiesen des Dorfes neben einer Schwester und drei Brüdern auf. Ihr Oheim, der Kaplan Seb. Ruf, nahm sie einen Sommer mit sich nach Tobadill, wo er als Seelsorger wirkte. Sie erzählte, wie er gelacht, wenn sie auf den Bäumen herumstieg oder im Anger umkugelte, und wie er ihr dann abends wieder allerlei schöne Sachen vorlas.

Nach Hause zurückgekehrt, half sie bei der Bedienung der Gäste. Noch schwebt die anmutige Gestalt vor mir mit den dunklen feurigen Augen und dem feingebogenen Näschen unter der hohen Stirne; leicht und schlank, wie sie im Garten ein Glas vollschenkte, mit dem kleinen kirschroten Mund daran nippte und dann so heiter und nett plauderte. Oder sie pflückte im Garten nebenan ein Sträußchen, das ihr dann ein oder der andere Herr abschwätzte. Mehr erhielt er freilich nicht; keiner wußte, daß sie auch hübsche Verse, meist Ritornellen, dichtete. In ihr Zimmer kam auch nicht jeder; ich war aber ein Vetter, und so erschloß sie mir das Heiligtum.

Tisch und Fensterbretter trugen Blumenstöcke, an der Wand hingen in Rahmen von Goldpapier die Bildchen deutscher Dichter.

Wie manchen schönen Sommerabend bin ich bei ihr in der Geißblattlaube gesessen, und dann kam auch ihre Schwester, und sie spielten mir allerlei kleine Schelmstreiche, die ich wieder vergalt, so daß der Kaplan Ruf nebenan herzlich lachte und wir alle zusammen den Faden des ernsthaften Gespräches verloren.

Ich erinnere mich, wie mir die beiden Mädchen einmal mit Schneeballen auflauerten; ich schlich aber um die Ecke und sprang dazwischen, daß sie die Schürzen fallen ließen und davon stoben, bis sie kichernd die frostroten Gesichtchen durch die Türspalte steckten.

Endlich wagten sie sich hervor und musterten die Bücher, die ich ihnen mitgebracht. In freien Stunden lasen sie gern, Walburga vor allen Goethe; sie sagte öfters: „Wenn ich den lese, komme ich mir gescheiter vor, als ich sonst gewöhnlich bin!" — Damit bezeichnete sie eine Wirkung von ihm sehr gut; der Alte würde mit dem Urteil zufrieden gewesen sein.

Im Sommer 1848 flüchtete die kaiserliche Familie nach Innsbruck. Sie besuchte Absam oft und gern, besonders die Erzherzogin Sophie fand an dem klugen und hübschen Wirtstöchterlein Gefallen. Als die hohen Herrschaften nach Wien zurückgekehrt waren, kam plötzlich ein Brief mit dem kaiserlichen Haussiegel und der Adresse an die Bognerwirtin. Von da an wechselten die Erzherzogin und Burgele Briefe, und die Großen und Fürnehmen zu Innsbruck wollten gar nicht begreifen, daß sich die mächtige Fürstin so weit herablassen könne. Es war aber so!

Walburga vermählte sich 1856 mit einem Geometer und starb 1872 am 30. April zu Kremnitz.

Nun ruht sie in fremder Erde, fern den Alpen, zu deren Spitzen sie oft das leuchtende Auge hob, und keine Blüte von den Rosenstöcken, die sie so sorgfältig gepflegt, fällt auf ihr Grab.

So leg' ich denn voll Wehmut ihre Gedichte darauf nieder; einen kleinen, doch immergrünen Kranz!

Nach Absam komme ich nur noch selten. Dort stehen noch im Garten die alten Bäume, wenn auch zum Teil morsch, wo ich so manche heitere Stunde verlebt; es wandeln hier aber nur noch die Schatten der Vergangenheit, ein neues fremdes Geschlecht waltet hier, wir sind verschollen — bis auf die Namen! O quam cito sunt omnia transitura et nos cum illis!

Ritornellen.

Es rief ins Leben
Dein Wunsch die kleinen Blumenritornellen,
Drum will ich auch dem Blumenfreund sie geben.

Ritornelle!
Du bist ein Tropfen Tau am Frühlingsmorgen,
Darin das Herz sich spiegelt licht und helle.

Kleine Anemone,
Du siehst, daß ich die Nachbarblumen pflücke
Und scheinst zu flehen leise: O verschone!

Duftendes Veilchen!
Was schmiegest du so schüchtern dich am Boden,
Da du vom Frühling ein so holdes Teilchen?

Schelmische Narcisse!
Die kleine winkt verstohlen stets herüber,
Als ob sie etwas mich zu necken wisse.

Maienglöcklein!
Kaum weht ein Lüftchen frühlingswarm und leise,
Entringst du dich schon perlengleich dem Stöcklein

Wilde Reben,
Der Frühling will aus euren dunklen Zweigen
Ein grünes Zelt verborgner Liebe weben.

Tautropfen klare!
Ihr müßt die Blume nicht zu Boden drücken,
Daß, kaum erblüht, die Arme Schmerz erfahre.

Arme Verbene!
Der Himmel, scheint es, hat dich ganz vergessen:
Ich will betauen dich mit einer Träne.

Ihr Tulpenkelche!
Warum so stolz? Es giebt noch schön're Blüten!
Da fragt ihr spottend: „Nun, so künd' uns, welche?"

Lilie, du reine!
Die Blumen schauten, als du dich erschlossen,
Ob nicht ein Engel aus dem Kelch erscheine.

Cyane blaue!
Die Ähren, klagst du, halten mich gefangen,
Daß ich von fern den Himmel nur erschaue.

Sag', dunkle Rose,
Bist ob dem Schmetterling so tief errötet,
Weil einen Kuß dir hat geraubt der Lose?

Aglei, du bunter!
Du scheinst den Wellen leise nachzuträumen,
Die sich dort flüchten in das Tal hinunter.

Dunkle Wicke!
Du ahnest nichts von deiner süßen Schönheit,
Sonst würdest heben du die scheuen Blicke.

Brennende Liebe!
O sag', warum zu Blumen du geflüchtet?
„Weil mir bei euch kaum mehr ein Plätzchen bliebe."

Blauer Flieder!
Ist's dir zu einsam auf den hohen Zweigen,
Daß du dich senkst so tief im Garten nieder?

Schlanke Mimose!
Ein leis Berühren macht dich schon erbeben,
Kennst du die Welt so gut, die schonungslose?

Epheugewinde!
Zum Wipfel, sagst du, will hinauf ich streben,
Daß ich vielleicht das Ziel der Sehnsucht finde.

Mohnblume reiche!
Das braune Bienchen, das von dir gekostet,
Erstaunet, daß es Schlummer schon beschleiche.

Moosgewinde zartes!
Als grünes Netz schlingst du dich um die Steine,
So wie die Hoffnung um ein Los ein hartes.

Wie sich erheben
Die Blumen leuchtend in der Sonne Strahlen, —
O hätt' so lichte Stunden auch das Leben!

Lied.

Ein Herz, das einst so treu mir schlug
Das trug man mir zu Grabe,
Ein holdes Lied, das er mir schrieb,
War seine letzte Gabe.

Und ist nun auch das Blatt vergilbt,
Die Schrift kaum mehr zu deuten,
Liebt ihn doch noch mein Herz so heiß,
Wie einst in alten Zeiten.

*

Über Josef Streiter kann ich mich kurz fassen, gab er doch in Wurzbachs biographischem Lexikon und in der Münchener Allgemeinen Zeitung eine ausführliche

Selbstbiographie, welche die Erben nach seinem Tode abschlossen. Mit der Richtigstellung der Tatsachen beschäftigte sich niemand, trotz seinem übermäßigen Selbstbewußtsein war er bald vergessen. Nun wird Professor Dr. Josef Wackernell nach den vorliegenden Quellen den Stoff gründlich behandeln: er läßt sich von Beda Weber nicht trennen.

Streiter war ein gebildeter Mann, viel beschäftigte er sich mit englischer Litteratur, auch mancher gute Kupferstich fand Platz in seinem Zimmer. Seine Bildung zu vervollständigen unternahm er auch Reisen, er lernte Grillparzer und Tieck kennen.

Er widmete sich der Advokatur; als 1837 ein Posten zu Cavalese frei wurde, zog er mit einer geliebten jungen Frau hin. Sie starb mit Hinterlassung von sechs Kindern, und nun verfiel er unklarer Schwärmerei, stundenlang kniete er im Refektorium des Franziskanerklosters. Ihrem Andenken widmete er das Mysterium „Himmel und Erde" im Stile Byrons. Nach Jahren heiratete er seine Haushälterin, das Kapeller Nannele, behandelte sie aber nicht sehr liebevoll.

Als Dichter nahm er keinen hohen Rang ein; vielleicht mag man die Erzählung: „Der Einsiedler" nennen.

Über seine politische Tätigkeit mögen andere urteilen; die Stadt Bozen verdankt ihrem Bürgermeister die Ordnung der Finanzen; die Franziskaner rühmten, daß er für die Bedürfnisse der Schule stets eine offene Hand hatte. Politisch gehörte er zu den Altliberalen und hatte als solcher kein Verständnis, kein Gefühl für die Bedürfnisse des Volkes, wie denn auch mir der

Sinn dafür anfangs verschlossen war. Bei dem Geschlecht, welches auf das große Jahr 1809 folgte, wirkte die Erbitterung, die Enttäuschung nach, welche die Früchte der großen Taten verkümmerten.

Das Jahr 1870 begrüßte er mit Jubel; in den großen Sammelwerken von Lipperheide begegnen wir ihm öfters.

Mit Schuler und Beda Weber trat er nicht blos in einen Gegensatz, sondern in bittere unversöhnliche Feindschaft; dieser foderte ihn auf Pistolen, Streiter handelte jedoch stets nach dem Grundsatze, daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit sei. Ich selber sah, wie er zu Bozen in einer engen Gasse vor einem Manne, den er beleidigt hatte, kehrt machte und schleunigst davonlief. Schuler, Weber und andere haben von seinem Charakter stets gering gedacht, jener bezeichnete ihn geradezu als bubenhaft und verlogen.

Es war ein hämischer, gehässiger Zug an ihm, unbesehen und ohne Kritik trug er allen Kehricht zusammen und ließ ihn drucken. Die Leute auf diese Weise zu ärgern, machte ihm Spaß, wenn er auch nicht viel Beachtung fand. Wir überlassen das Einzelne Wackernell. Ich kümmerte mich gar nicht um ihn; als er jedoch das Andenken des toten Schuler schmählich verunglimpfte, wurde ich zornig und züchtigte ihn im Tirolerboten so kräftig, daß er sich mehrere Tage in Bozen nicht auszugehen getraute.

Später glaubte ich, ich habe ihm zu viel gethan; seit ich jedoch seinen Briefwechsel kenne, würde ich keine Silbe streichen.

Er war ein kleines, feuriges Männchen, sein schneeweißes Haar — Freunde sagten scherzweise, er trage Zündhölzchen auf dem Kopf — ließ die hohe Stirn frei, die blauen Augen blitzten, das Geberdenspiel war lebhaft.

Mag er in Frieden ruhen, so wie so darf ihn sein Land nicht vergessen.

*

Mai. Die historischen Dramen Shakespeares. Die Klagescenen von Richard III. legen fast die Vermutung nahe, der Dichter habe einiges von den griechischen Tragikern gekannt.

*

Keine Periode drückt den vollen Gehalt der Menschheit in idealer Form aus; das sollte der Dichter, er scheitert jedoch meist am Vordersatz, weil er eben ein Kind seiner Zeit ist.

*

27. November. Man überwindet künstlerisch nur, was man bereits sittlich überwunden.

*

Das Jahr gab wenig Ausbeute. Mit Adolf untersuchte ich die Brandstätten aus der Bronzezeit bei Ampaß. Diese Funde und die Antikalien des Ferdinandeum wurden von mir später in der Zeitschrift desselben beschrieben.

1874.

8. Jänner. Dantes Hölle fertig. Endlich der übermächtigen Persönlichkeit des Dichters gegenüber auf einem freien Standpunkte; ich vermag der Wucht des Stoffes, der mit visionärer Gewalt auf uns eindringt, das Gleichgewicht zu halten. Er wirkt unmittelbar sogar mehr durch diese, als durch jenen, der uns nicht menschliche Schicksale, sondern das Schicksal der Menschheit durch ihn und vor ihm faktisch und symbolisch darstellt. Dante ist der größte Epiker des Mittelalters, weil er damals nicht der größte Dramatiker werden konnte. Sein Genius weist darauf hin, er wäre es geworden, und man kann dabei an eine Stelle im Symposion Platos denken.

3. Februar. Platos Symposion. Meisterhafte Komposition. Wem individuelle Charakteristik bei den alten Dramatikern abgeht, der suche sie in den Dialogen Platos.

*

Nicht blos geistig erlebt, sondern auch innerlich angeschaut!

*

Kosmopolitisch? Nun ja, das paßt für jene Völker, die kein Recht haben, sich ihrer selbst zu freuen. Kein Volk, das etwas zu bedeuten hatte, war kosmopolitisch. Du kannst so wenig Kosmopolit sein, als im Weltraum wohnen.

31. Dezember. Die ἑπτα von Äschylos. Wie Vers 630, wo der Bote Polynikes ankündet, die höchste Tragik, alles groß, die Ironie des Chores

schauerlich, die rhythmische und musikalische Gliederung des Ganzen wahrhaft bewunderswert. Der Reim Nr. 961:

Ant. δορὶ δ᾽ ἐκάνες.
Irm. δορὶ δ᾽ ἐδάνες.

*

An Hermann Schmid!

Ja, was ist das mit Dir? Vergebens ließest Du Dich erwarten, und jetzt kommst Du wohl auch nicht vor September, denn wer mag sich im August nach Brixen ziehen, um dort herumzukrefeln und zu arbeiten im Schweiße der Augustsonne.

Am 10. habe ich am Schlern die furchtbarste Todesgefahr überstanden. Ein schmaler Pfad war abgebrochen, ich wollte vorwärts und geriet auf einen etwa zwei faustgroßen Steinkopf, unter mir, mehrere tausend Fuß hoch, die glatte Wand des Abgrundes. Ein entschlossener Sprung brachte mich über den Schrund in Sicherheit. Ich habe nicht das erste Mal dem Tod ins Auge geschaut, da bin ich ruhig, kalt, fast leichtsinnig, aber hab' ich es überstanden, kommt hintennach die Angst und das Grauen, und ich male mir all die schrecklichen „Wenn"! Fast eine Woche verfolgte mich das, was ich erlebt, und ich darf den Rest der Tage, der mir noch bleibt, als Geschenk betrachten, das nach Kräften gut zu verwenden ich den Vorsatz gefaßt habe.

Nächstens gehe ich in die Pertisau und werde dort die Jöcher abklopfen.

Am Montag früh fuhr ich um 3½ auf den Brenner, von dort fünf Viertelstunden auf der Straße gelaufen, dann gestiegen zum Gipfel des Hühnerspiel,

8500 Fuß hoch, dort eine Viertelstunde gerastet, dann schnell bergab, um den Zug nicht zu versäumen, um drei Uhr in den Waggon gestiegen, um 5 Uhr zu Innsbruck am Mittagstisch.

Ich gebe diesen Brief unter Recepisse, weil Du „dermalen unbewußt wo?“ Bist vielleicht auf dem Land? Du schreibst mir wohl aus dem Schatten eines Baumes etliche Zeilen?

Gruß an Frau und Kind.

Innsbruck, 29. Juli 1874.

1875.

Wenn man von Dante in Bezug auf das Altertum reden will, so muß man nicht auf Homer, sondern auf die Tragiker schauen.

*

Sophokles! Goethes Iphigenie hat mit Philoktet das gleiche ethische Motiv. Auch jene Scene, wo Iphigenie den Tod der besten Achaier erfährt, erinnert an gleichartiges in dem griechischen Drama.

*

Wahrhaft produktiv wird man durch die Freude an den Dingen.

*

Ἐκκλησιάζουσαι von Aristophanes. Komposition und Charakteristik trefflich. Die Schilderung des Kommunismus und der Weibergemeinschaft ein drastischer Beweis, daß es unter der Sonne nichts neues gibt.

*

Du behängst Dich mit Kenntnissen aller Art, wie der Wilde mit Muscheln, Federn und Früchten? Jene haben nur dann einen Wert, wenn sie Dir als Nahrung in das Blut übergingen und von hier in den Arm — das Werkzeug, welches unmittelbar der Welt gibt und von ihr nimmt.

*

Manche Dogmen möchte man für theologische Hypothesen halten, die als Tatsachen erklärt wurden.

*

31. Dezember. Innigste und innerste Gewißheit, Anschauung von Wesen zu Wesen.

1876.

Keine Individualität erfüllt die Gattung, aber auch die höchste muß in die Gattung fallen.

*

6. August. Auf das Stanerjoch. Beim Rückweg über den Hirschsteig überraschte mich an sehr gefährlicher Stelle ein Sturm, riß mir den Hut ab und trug ihn in einen Tobel, so daß er meinen Augen entschwand. Bloßen Kopfes mußte ich unter dem heftigsten Regen nach Hause.

*

18. November. Gegen 6 Uhr abends auf dem Rennplatz Fra Serafico angefangen.

*

Hebbel mußte in späteren Jahren nachholen, was

er in der Jugend nicht lernen konnte. Gerade da sieht man jedoch den unschätzbaren Wert der Schule, deren Zucht sich durch nichts ersetzen läßt, so wie auch kein Maß der Körperkraft die Gymnastik ersetzt.

*

Euripides Jon. Künstlerisch und technisch ein Meisterwerk, mit Recht als Intriguenstück bezeichnet. Ethisch durch und durch unsittlich. Apollo erscheint nicht als ein Gott, sondern als ein Lump. Auf dieses Stück konnten sich die Christen gegen das Heidentum berufen.

*

Emil Kuh starb am 30. Dezember. Das Verhältnis mit ihm wäre nur fortzuführen gewesen, wenn wir uns endlich gründlich auseinandergesetzt hätten. Das hat uns der Tod erspart.

1877.

17. Februar. Unsere meisten Lyriker sind nur Dichter, so lang die Jugend für sie dichtet, daher auch ihre Werke nur für Jünglinge und Frauen. Dann treiben sie die Poesie als Handwerk; sie kommen mir vor wie die alten Böcke, die nur noch stinken, aber nicht mehr zeugen.

*

18. Februar. Wissen und Bildung stehen nicht immer im geraden Verhältnisse.

*

Wir müssen es beklagen, daß die Neuschöpfung der deutschen Litteratur nicht vom Volke oder vom Volke mit den Gelehrten begann, sondern von den Gelehrten allein, und zwar im protestantischen Norden und nicht zugleich im Süden. Der sogenannte protestantische Geist ist trotz aller Schärfe nicht immer die zureichende Wurzel des Grundes für eine große Kunst.

*

24. Februar. Alle große Kunst geht aus dem Glauben an den Glauben.

*

Metternich! Die Zukunft wird ihm kein Denkmal errichten, aber bereits die Gegenwart rechtfertigt manches, was er gesagt, getan, geplant.

*

Marino. La strage degli innocenti. Wer liest noch dieses hochberühmte in alle Sprachen übersetzte Werk? Akademisch, ohne Originalität, aber ganz in und aus seiner Zeit mit allen ihren Fehlern und Vorzügen: Est pictura poesis! Es hängt mit den bildenden Künsten zusammen, bei den Bologneser Malern sind seine Typen zu suchen; es beweist eben, daß die Poesie nicht Malerei sein soll. Einzelne treffliche Strophen z. B. 13 III, 93 IV. Überall entschiedenes Talent, das kann und das tut, weil es kann. Wie glatt ist neben dem Originale die Übersetzung Brockes.

*

Am 31. Mai. Heut' gegen Morgen träumte mir: Ich stehe auf einem Hügel zwischen Lorbeerbäumen

und Cypressen und blickte auf eine freie Landschaft, etwa wie in der Gegend bei Florenz. Da trat plötzlich Dante zu mir. Er trug das karminrote Kleid, wie es Giotto malte; sein Antlitz glich ganz der bekannten Totenmaske, doch war es ruhig und heiter. Wir sprachen über die tiefsten und höchsten Dinge, manches habe ich später in kurzen Sätzen ausgeprägt und niedergelegt. Dabei empfand ich eine Freude wie nie im Leben. Er verschwand, als ein Herr, den ich nicht kannte, in moderner Tracht emporstieg. Dieser fragte mich: „Mit wem haben Sie gesprochen?“ — „Mit Dante!“ — Er lächelte spöttisch: „Wie ist das möglich? Der starb ja schon 1321 zu Ravenna!“ — Ich erwiderte: „Haben Sie nicht gesehen, daß er lebt? Ja, er lebt in der Ewigkeit!“ — Ich erwachte.

*

18. November. Abschätzig und abschwätzig.

*

20. November. Der Realismus! Seine Werke kommen mir manchmal vor wie gewisse Bilder, welche ich in einem Bauernwirtshaus sah. Es waren die Federn toter Vögel, auf einem Blatt Papier neben- und übereinander geklebt, so daß der Vogel zu seinem Konterfei selbst die Farben lieferte. Da zeigt wohl jede Feder die Wahrheit der Natur, aber das Ganze heißt doch nichts, seh' man es nun von dieser oder jener Seite an.

*

26. November. Pindar fertig. VI. Isth. ein

Hauch tiefer Empfindung. Seine ὕβρις ergänzt die des Äschylos. Es ist die Summe der Perserkriege.

*

7. Dezember. Molière. Alles trefflich und poetisch ohne Poesie der Sprache. Wenn man ihn liest, fragt man wohl: Was hätte er auf der Bühne Shakespeares geleistet? Das läßt sich kaum vermuten, wohl aber darf man behaupten, daß Shakespeare auf der Bühne Molières nicht mehr geleistet hätte als dieser.

*

26. Dezember. Einfach und kurz ist zweierlei.

*

31. Dezember. Vergessen und vergessen werden! — Wäre es nicht vielleicht das Beste? Der Lethe gehört zu den tiefsinnigsten Mythen der Alten.

1878.

8. Januar. Der große Stil gibt nur das Notwendige, aber dieses ganz. Die jugendliche Kunst stammelt unbeholfen, aber voll Begeisterung; ihre Innigkeit, ihre Kindlichkeit rührt uns. Der Inhalt überwiegt, bis er sich mit der Form in's Gleichgewicht setzt. Das ist eben der große Stil, über den es keinen Fortschritt gibt. Die spätere Zeit setzt vom Subjektiven zu, sie wird interessant, dann biegt die Willkür der Mode jede einfache Linie und verschnörkelt sie: das Roccoco. An der Ernüchterung, die folgt, geht die Kunst zu Grunde. Dieser Cyklus wiederholt sich gesetz-

mäßig, und alle Litteratur- und Kunstgeschichte fällt in denselben. Wer es erkannt hat — und das geschieht nur in der Periode nach abwärts —, erlebt gewiß wenig Freude; sein Kassandra-Ruf, wenn er ihn überhaupt erheben will, findet taube Ohren oder Spott und Hohn.

*

16. Januar. Der moderne Pessimismus ist im Grunde gar nichts neues: es enthält ihn ja schon die Erbsünde der Bibel, die freilich im höheren Stile den tiefen Riß durch alle Natur andeutet. Dieser ist mit dem geistigen Individuum schlechtweg gegeben, insofern es sich nur als *ἓν*, aber nicht auch als *πᾶν* fühlen kann, und gleicht sich nur in der selbstlosen Liebe zum *ἓν καὶ πᾶν* aus, das ich aber hier nicht pantheistisch fasse. Erinnert euch an jenes ängstliche Bäuerlein, „das nur bei Gott sein wollte, und wär's in der Hölle".

An Al. Brandl.

7. März. Religion? Frankl hat Recht, bei vielen ist sie nur ein Glaube an das Wunder, das ihnen gegen den Naturlauf helfen soll, ein Vertrag mit Gott auf do ut des. Religion ist aber auch Bewußtsein der Harmonie des Individuums mit dem Allwesen und dadurch selbstlose Erlösung aus der Endlichkeit. Der Katechismus sagt: Liebe Gott aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus allen Kräften; aber in solchen kindlichen Sätzen spricht sich die Weisheit tiefer und großer Geister der Scholastik und Mystik aus; doch sagt schon Plato: *Ναρθηκοφόροι μὲν πολλοί, βάκχοι δέ παῦροι.* Augustin würde sagen: „Das ist die Gnade!" Setzen

Sie „Religion“ mit Gesellschaft zusammen = „Religionsgesellschaft“. So wird die Religion objektiv ein Inhalt von Dogmen, die sich auf jenes Verhältnis von Individuum und Allwesen beziehen; subjektiv das Streben des Individuums, jenes Verhältnis unter der Autorität von Dogmen herzustellen, und mit der Autorität ist auch die Hierarchie gegeben. Sagen wir Kirche: da gleicht keine, die je war und ist, dem Wunderbau der katholischen, und die Zukunft kann die Alternative nur so stellen: entweder geistig frei für Dich, als Einzelner, aber nie nach dem Gesetz der menschlichen Gattung; oder wenn Du Dich diesem Gesetz, welches auf Gesellschaft lautet, nicht zu entziehen wagst: Katholik.

Phantasie? Ich meine, da übersehen unsere Kritiker meist eine haarscharfe Grenze die scheidet und unterscheidet. Es gibt Schriftsteller, die einen gegebenen oder gefundenen Stoff verständig zu gliedern und die Teile auf das reichste zu schmücken verstehen: welcher Glanz, welcher Schmelz, welche Pracht der Farben! Diese Phantasie schafft nichts, sie stellt nur um; ihre Werke beherrschen jedoch den Markt, weil sie der Zeit dient, und darin liegt ihr Wert, denn jede Zeit oder schärfer: das Publikum jeder Zeit hat ein Recht auf ihre Kunst und muß sie haben. Aber auch die Menschheit, das Volk, hat ein Recht, höher als jede Zeit, und durch das Volk und für dieses schafft eine andere Art Phantasie aus dem Leben ins Leben ein Bild göttlicher Urkraft. Diese scheint manchem arm, weil sie sparsam ist wie die Natur, aber auch groß wie die Natur; das letzte Pflänzchen ist mehr als die komplizierteste

Dampfmaschine. Diese Kunst scheint manchem arm, aber aus jedem Wort atmet Seele und jedes Wort führt die Linie weiter, die den Umriß einer Gestalt umschreibt. Nur Dichter dieser Art sind sprachschöpferisch, darum kann man auch dem Herkules eher die Keule als dem Homer einen Vers entreißen.

Jede Kultur hat etwas Kaleidoskopisches; sie zerstückt die Werke des Genius wieder und glaubt dieselben, indem sie die Fetzen nur äußerlich gruppiert, durch den Reflex ihrer Spiegel zu vervielfältigen. Aber nur die Natur hat Unmittelbarkeit, und der Genius ist Natur in höchster Potenz.

Stellen Sie mich nicht auf den Standpunkt Rousseaus. Das größte ist die höchste Kultur und die tiefste Natur in einer Menschenbrust; wer das hat, sieht Geister und bannt sie; er verzehrt sich wie der Phönix in der eigenen Flamme und erzeugt sich in steter Läuterung aus der eigenen Flamme; aber solche sind selten wie der Phönix, und man bringt sie nicht wie Zeisige und Tauben auf den Vogelmarkt.

Fahren wir am Faschingssonntag weiter! Der Tag ist mild und warm. Ich habe beim Sprengerkreuz Krokus und Anemonen gepflückt. Auch Schneeglöckchen. Die finde ich immer bei dem Hof unten auf dem alten Platz, Jahr für Jahr, dazu aber auch Jahr für Jahr auf meinem Kopf mehr graue Haare. Und doch freut mich der Frühling wie einst den Buben und soll mich freuen, bis man mir einst Anemonen und Schneeglöckchen aufs Grab wirft.

9. März. Die Deutschen sind nicht farben-, aber meistens formblind.

*

Grenzenlos albern ist jene Dame, die Christus am Ehrgeiz sterben läßt, wie jener sikulische Empedokles, der in den Schlund des Ätna sprang. Warum nicht an der Hysterie beim Theekessel? Fragen Sie doch diese Dame, ob sie jemals das Vaterunser — nicht gebetet —, sondern nur ernstlich gelesen habe? Es scheint nicht; sonst müßte sie ahnen, daß ein Geist, der dieses gemacht, in reiner Klarheit wie ein Stern über den trüben Qualm des Ehrgeizes hinwandeln müßte.

*

Unser ganzes Wissen ist bis jetzt Stückwerk; groß ist nur das Streben nach Wahrheit. Alle Wissenschaft ohne das Kindesauge der Demut wird stets blind bleiben.

*

Den Kindern muß das Märchen, das Wunder die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge und das Verhältnis von Ursache und Wirkung ersetzen.

*

Das echte Lernen ist zugleich — Werden!

*

25. September. Die Gedichte von Moritz Schleifer herausgegeben. Ich verweise auf die Vorrede. Mein Briefwechsel mit ihm ist in der Österreichisch-ungarischen Revue abgedruckt.

*

7. Oktober. Den zweiten Teil von Fra Serafico begonnen und am achten vollendet.

*

27. Oktober. Herders „Kritische Wälder" gelesen. Er war eine intuitive Natur und sah als solche vielfach weiter als Lessing, wenn dieser auch klarer sah. Jede Kunst wartet auf die Phantasie, die Beschreibung ist daher dann berechtigt, wenn sie die Phantasie zum Nachschaffen anregt, vorausgesetzt, daß sie auch am richtigen Platze steht, und das ist Sache der Komposition. Die wissenschaftliche Beschreibung, die der Naturforscher, der Kunsthistoriker gibt, wendet sich an den Verstand, und nicht dem bildenden Künstler, sondern dem Prosaiker pfuscht der Dichter in das Handwerk, der die Phantasie nicht zum Nachschaffen anzuregen vermag. Der Maler, der Plastiker gibt den körperlichen Schein eines Gegenstandes; das kann der Dichter nie; daher fordert die Poesie die Mitwirkung des Lesers in einem viel höhern Grade als die bildenden Künste die des Beschauers: es ist die Poesie, weil sie ihren Stoff aus dem Geist erzeugen muß, während jene den Stoff für den Geist liefern, die schwerste Kunst, um so schwerer, weil bei ihr auch nicht das Mittel der Kunst zugleich der Inhalt derselben ist, wie bei der Musik, die man sich trotz der Lessingschen Zeitfolge hüten möge, mit jener parallel zu setzen. Poesie kann nur nebensächlich musikalisch sein; die Macht Platens liegt nicht in seinen Rhythmen, der Wert Bürgers nicht in seiner Melodie. Poesie und Musik kann man insofern zusammenstellen, daß ihre

Mittel nicht wesentlich auf Nachahmung beruhen, wie bei den bildenden Künsten. Weil übrigens die Musik mehr auf das Nacheinander gewiesen ist als die Poesie, so erträgt sie schwerer das Tongemälde als jene die Schilderung. Muß auch das Verständnis einer Kunst für die andere förderlich sein, so sei man doch im Vergleichen vorsichtig, weil das Wirken jeder Kunst eben nur auf ihren Mitteln ruht. Man spricht in der Poesie wohl von einem plastischen, malerischen Stile, ohne daß der Dichter im Grunde genommen auf das Gebiet des Plastikers, des Malers übergreift. Ist sie echt, so gibt sie in dem Falle dem Maler, dem Plastiker Stoff, anstatt von ihm irgend etwas zu borgen.

An L. A. Frankl.

9. November. Hast Du im Litteraturblatt Kuhs Aufsatz über Nietzsche gelesen? Das war ein Mißgriff in den Papierkorb; denn er zeigt alle Schwächen des Verfassers, aber keine guten Eigenschaften desselben. Es ist nicht zufällig, daß Kuh in Hebbel wurzelt; beide sind sich, wenn ich so sagen darf, organisch kongenial. Kuh war nervös in jeder Faser, daher besaß er feines Gefühl für alles, was Stimmung heißt, und vermochte mit dem Mikroskop dem verwickeltsten Fasergeflecht zu folgen; aber er hatte wenig Sinn für einfache Linien und sah den Lichtstrahl nur dann, wenn er im Spektrum gebrochen war. Zu seinen besten Eigenschaften zählt eiserner Fleiß und ehrliche Wahrheitsliebe; sein Urteil war selbst in den Fällen, wo er recht hatte, so subjektiv, daß es fast den Schein der Berechtigung verlor. Ich habe jahrelang mit ihm verkehrt und stets sein Talent

geschätzt, aber auch seine Einseitigkeit erkannt; dagegen dämmerte ihm erst in der letzten Zeit eine Ahnung meines Wesens, und es war nicht meine Sache, ihn darüber aufzuklären.

*

23. November. Byrons Poesie gemahnt mich wie Aeolsharfe im Wettersturm.

*

1. Dezember. In der Franziskanerkirche zu Ehren der Tirolerhelden von 1809 das Requiem von Mozart. Das gehört in diese trüben Tage des Spätherbstes, welche in den Winter hinüberleiten. Es hat mich tief ergriffen und klang nachts in einem komischen Traum nach. Ich stieg nach meiner Art im öden, wüsten Hochgebirg herum. Zwischen Steinblöcken und Felstrümmern kam ich an einen Schrofen, durch den ein weiter Spalt in den tiefen Abgrund führte, dessen Wände unten im Widerschein wie Feuer leuchteten. Über dem Eingange saß ein Teufel; braun, muskulös, borstig, mit zwei kleinen Hörnern, wie sie Cornelius zu malen pflegte. Ich blieb auf den Bergstock gestützt stehen und fragte ihn unbefangen: „Was tust du denn da?" — „Ich bin der Torwart," erwiderte er und zeigte mit den Krallen in den Felsenschlund, aus welchem verworrene Stimmen empordrangen. „Da drunten ist eine Hölle, da hören jetzt Naturforscher eine Vorlesung über die Unsterblichkeit der Seele!"

An Al. Brandl.

15. Dezember. Lesen Sie doch die „Konfessionen

des heiligen Augustin. Sie können darin auch Ästhetisches finden. So im 2. Kap des 3. Buches einen kleinen Beitrag zur Furcht- und Mitleidstheorie des Aristoteles oder Lessing. Eine andere Stelle setze ich Ihnen für Scherer bei, sie kann als Parallele zum 2. Teil Faust dienen:

„Dorsum enim habebam ad lumen, et ad ea, quae illuminantur, faciem, unde ipsa facies mea, qua illuminata cernebant, non illuminabatur.“

Faust wendet sich zur Schöpfung als dem Abglanz des Ewigen, weil er dessen Lichtfülle nicht erträgt, Augustinus von der Schöpfung zu Gott als dem ewigen Licht der Seelen.

Ich habe, um auch Ihnen devotest mit deutscher Litteratur aufzuwarten, wieder Bürgers Gedichte und dann die Rezension Schillers gelesen. Hier ist jedes Wort — abgesehen von der nicht zu läugnenden persönlichen Gehässigkeit—Gold und doch jedes Wort verfehlt. Was Schiller über Lyrik im allgemeinen sagt, paßt nicht auf die Gattung, sondern nur auf eine Art: die Lyrik Fr. Schillers. Keine Spur von einer Erkenntnis des Individuellen! Das hätte Goethe anders angepackt, und in diesem Falle sieht man den Unterschied von Spekulation und Intuition. Doch das wissen Sie alles besser; Sie sitzen in Berlin, wo auf den Föhren, welche die kastalische Spree wässert, die Frucht der Erkenntnis reift und Ihnen munter von oben in den Mund fallen muß.

16. Dezember. Nachts lang nicht eingeschlafen. Nachgedacht über alles, was ich von Jugend an besessen und noch besitze. Nach bestem Wissen und Gewissen klebt

an meinen Fingern kein ungerechtes Gut, und so mög' es auch in Zukunft sein.

*

Augustinus sagt in den Konfessionen:

„Quid ergo est pulchrum et quid pulchrius? Et animadvertebam et videbam in ipsis corporibus aliud esse, quasi totum et ideo pulchrum; aliud autem, quod ideo deceret, quoniam apte accomodaretur alicui, sicut pars corporis ad universum suum aut calceamenta ad pedes et similia. Et ista consideratio scaturivit in animo meo ex intimo corde meo et scripsi libros de pulchro et apto."

„Pulchrum, quod per se ipsum, aptum autem, quod ad aliquid accomodatum deceret, — definiebam et distinguebam et exemplis corporeis adstruebam."

Das erinnert an den berühmten Selbstzweck der modernen Ästhetiker und ist dennoch von ihm scharf unterschieden und in vollem Umfange wahr, während jenes gar sehr der Einschränkung bedarf.

*

31. Dezember. Abends die Konfessionen S. Augustins vollendet. Die ganze Weltanschauung, die bisher die Menschheit beherrschte, auf den Kopf gestellt: wie wenig Zeit liegt zwischen ihm und den römischen Klassikern. Da kann man sagen:

Et verso abitur facies terrae!

In diesem Monate Fra Serafico und die Epigramme zu Litteratur und Kunst an Schumacher übergeben. Er

druckt je 500 Exemplare. Honorar beanspruchte ich keines.

1879.

5. Jänner. Die tirolische Novelle „Anderl und Resei“ in Schnadahüpfeln fertig.

*

Das Sentimentale zeigt stets ein quantitatives Mißverhältnis zwischen dem Grade der Empfindung einerseits und dem Gegenstand, der sie hervorruft, sowie der Person, welche empfindet, anderseits. Es neigt zum Traurigen ohne Tiefe des Schmerzes und steigert das Unbedeutende über sich hinaus.

*

20. April. Gestern abends hörte ich im Vorbeigehen einen Soldaten: „Glaube mir, ich wäre glücklich, wenn ich einen gewissen Menschen nicht kennen gelernt hätte, und der — bin ich!“

*

3. Juli 79. An Al. Brandl. Sie flacken wohl im Schatten einer Praterpappel, das ehrwürdige und gelahrte Haupt auf den Schoß einer schönen Wienerin geneigt, und lugen träumerisch ins Blaue; ich hämmere auf den Jöchern und dann lege ich mich in die schwellenden Polster der Azalea, während mir der Wind den Duft von tausend Alpenkräutern zuträgt.

In einer solchen Stellung habe ich erwogen, wie tiefsinnig und genial die Ansicht sei, Fra Serafico be-

dürfe einer Fortsetzung. Wenn sie jemand in Verse bringen will — hier ist sie.

Der Bandit, der mich nach Pracchia begleitete, hat ein schönes Töchterlein von 14 Jahren, schwellend und aufquellend wie eine Granatblüte. Sie geht bei Serafico beichten und vertraut ihm die Beklemmnisse ihres jungfräulichen Busens. Als Arzt weiß er, daß diese aus einem „gewissen Punkt zu kurieren" sind; auch er hat solche Beklemmnisse; kurz und gut, sie verlieben sich, und die Sache wäre gewiß viel lustiger, wenn sie Boccacio erzählen täte. Nun kommt das Elend; er ist arm, weil er sein Gut verschenkt hat. Zum Glück stirbt eine Tante — vielleicht in Hall —, die, klüger als er, voraussah, daß es „im Menschenleben Momente gibt", und ihn daher zum Erben einsetzte. Aber wie aus der Kutte schliefen? Zur Abwehr seiner Gewissensskrupel verschreibt er sich aus Berlin die Werke der neuesten Fortschrittsevangelisten: Häckel, Hartmann, Vogt. Getröstet brennt er mit seiner Emerentia nach Wien durch, erklärt sich für konfessionslos und jetzt kann's brechen. Da hört er zufällig bei der Redaktion des Literaturblattes, daß der Odilo von Redwitz als Irrenarzt an der Tuberkulose gestorben sei; er tritt an seine Stelle und hat nun zur Frau das Amt. Weil diese bald entbinden wird, so können Ihre liebenswürdigen Freundinnen, wenn's nicht etwa Jüdinnen sind, bei den zu erwartenden Drillingen Gevatter stehen. Noch ist's aber nicht aus. Frau Emerentia ist, wie die meisten edlen Frauen, eigensinnig und eine Keiferin; da beschloß Serafico, nachdem er Witwer geworden, wieder in die Klause zurückzukehren

und ließ fragen, ob man ihn dann, nachdem er auch das Maturitätsexamen der Ehe bestanden, als reif für die Einsiedelei erklären wolle.

Sind Sie zufrieden?

Neues nichts. Ich hab wieder ein Bündel Manuskript vernichtet und fühle mich dadurch sehr erleichtert.

Man hat mich zum Rektor gewählt; ich habe abgelehnt.

Am 8. Juli geh' ich wahrscheinlich auf eine Woche an den Garda und besteige den Monte Baldo.

Am 17. Juli beabsichtigte ich ins Achental zu ziehen und werde für Sie, wenn Sie anrücken, Barsche fangen.

Heut sind die Berge tief angeschneit.

Heyse's „Madonna in Ölwald" hab' ich auf dem Tisch, Sie sollen dran naschen, wenn's der Thomas von Erceldoune erlaubt. Verlieren Sie sich nicht mehr in so dürres Gestrüpp. Die Madonna ist eine schalkhafte Novelle in Reimen, wie Byron keine bizarreren zu Strophen verflocht, und soll Ihnen gut tun.

*

4. September. Sechzig Jahre. Zur Stunde meiner Geburt stieg ich in der Sonnenhitze am Kasbach empor. Ich habe diesen Tag mit stiller Einkehr in mich gefeiert; niemand dachte daran, ich sagte auch niemand ein Wort, auch nicht meinen Angehörigen.

„Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Der ist gar bald allein!"

*

29. Dezember. Dem Aberglauben liegt die Ahnung eines Inkommensurablen in Natur und Menschenschicksal zu Grunde, und weil man dieses nicht versteht,

sucht man es als ein Unvernünftiges durch unvernünftige Mittel zu beschwören.

31. Dezember. Das ist's! Im Alter vernarben die Wunden nicht mehr, sie eitern und fressen nach innen.

L. H. A.!

Ihren Brief habe ich mit allen Katzen erhalten und könnte Ihnen als Gegengabe nur ein braunes Miezchen bieten, das in unserem Hause umläuft. Ihre Kater haben Sie wohl vergessen mitzuzählen.

Auf unserem ernsten katholischen Friedhof ist die ital. Plastik eingezogen und hat auf ein Grab ein Fräulein gesetzt, welches weder die Morgentoilette noch die Frisur geordnet hat. Es trauert — wahrscheinlich um die verlorene Jungfrauschaft; ein Bauernbursch meinte: „Dürft' ich sie aufklauben und zu mir ins Bett tragen!" — Übrigens schadet es nichts; unser Friedhof wimmelt von langweiligen Christussen, welche die Hand aufheben wie Gymnasiasten: Peto facultatem exeundi!

Wir haben die prot. Kirche eingeweiht und ich tapfer „ein veste Burg" mitgesungen. So schließt eine mehr als dreihundertjährige Geschichte ab; erst feuriger Glauben fast des ganzen Volkes, dann Henkerbeil, Folter und Scheiterhaufen unter den Habsburgern, vor vierzig Jahren die Vertreibung der Zillertaler; jetzt Glockenklang und Paukenschall und ein Hoch auf S. Majestät den Kaiser Franz Josef.

Alles menschliche ist Stückwerk; so rückt auch dieser Brief stückweise vom Fleck, weil eben Ihre Karte als Vorspann gekommen ist. Sie sitzen im Mittelpunkt

der großen Weltfabrik; das mag interessant sein, noch interessanter jedoch: im Mittelpunkte einer Weltmacht. Da muß man die Augen weit auftun; Sie besuchen wohl hier und da Meetings und Parlament und horchen dem Sausen am Webstuhl der Zeit? — Preußen ist nun eine Großmacht; Österreich? — da gehts wieder kopfüber, und weil man, dank dem deutschen Bündnis, von außen nichts zu fürchten hat, wirft man wieder den lieben Slaven Kußhändchen. Vor einem halben Jahr mochte man glauben, der Karren werde mit etwas Schwanken langsam vorwärts schaukeln, jetzt ist neuerdings alles in Frage. Da hätt' ich auf die silberne Hochzeit des Kaisers mein Festgedicht nicht gemacht, oder vielmehr: was ich davon drucken ließ, nicht drucken lassen; was nicht gedruckt ist — nun da konnte man vielleicht erfahren, daß der Pichler von 1879 den Pichler von 1848 nicht ganz vergessen hat.

Lipperheide hat mich angegangen: ich solle ihm wieder was schreiben. — Was ich jedoch schreibe, kann er nicht gebrauchen, weil ich schreibe, wie ich will, und dabei mich nach niemand richte. Ich weiß, was das Publikum möchte, aber ich tus nicht: man soll ihm ein Korn Poesie, oder was so aussieht, breitschlagen zu einer dünnen Haut, mit der es dann den dicken Dreckhaufen seiner Trivialität vergoldet.

Ich lese jetzt wieder Tacitus; er schreibt nicht als Politiker, nicht als Staatsmann, aber als tiefer Kenner der Menschen. Ein geognostischer Aufsatz klebt noch an meinen Fingern; ich hoffe ihn aber im Laufe dieser Woche flott zu machen. Dann soll jedoch die Feder neben dem Tintengeschirr liegen bleiben; ich will in

meinem Studierzimmer an der Universität, wo mir über das Dach ein Stern hell in das Fenster scheint, ungestört bummeln.

Ab und zu habe ich auch in Eckermann geblättert. Es mag größere Dichter geben als Goethe, wohl zumeist darum, weil sie aus einer andern Zeit und einem andern Volke wuchsen; aber sein Haupt reicht in den reinsten Äther und die Wurzeln senkt er in die heiligen Quellen der Erde. Eine Stelle wurde mir besonders wichtig. „Der Verstand reicht zur Gottheit nicht hinauf; der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an jene zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen.“

Die Geschichte mit meinem Festgedicht ist nun auch abgeschlossen, und ich will sie Ihrem schwarzgelben Herzen nicht vorenthalten. Bereits am 25. Januar fragte mich der Redakteur der „Abendpost“, ob ich nicht zur silbernen Hochzeit ein Gedicht machen wolle? Ich solle angeben, was ich dafür verlange? Ich sagte zu, da ich gerade bei Stimmung sei, jedoch mit dem Bemerken, daß ich keine servile Sauschwanzerei liefere. Das habe ich gehalten: an die verlorenen Kriege zu erinnern, ist gewiß nicht hofmäßig, und wenn ich unter dem Symbol des Kaiseraars die Aufgabe Österreichs hinstellte, kann man das wohl nicht als Lobgesang für bereits geleistete Völkerbeglückung auffassen. Die „Sinne“ am Schluß des Gedichtes sind eben auch nicht veröffentlicht. Nun konnte man mir, nachdem das Gedicht abgedruckt war, höflich danken, wie es sich jedenfalls schickte, und die Sache wäre auch so abgetan ge-

wesen; wollte man mir jedoch Honorar geben, so mußte es ein anständiges sein, nicht 15 fl.! Ich habe diese 15 fl. stillschweigend eingesteckt, sie zu behalten jedoch nicht versprochen. Nun werde ich sie der Administration zurückschicken, mit dem Ersuchen, sie am Beginn der Fasten an die Dienstboten der K. K. „Wienerzeitung" für einen Häringssalat zu verteilen. Die Lektion war mir übrigens gesund; wenn man sich noch einmal an mich wenden sollte, habe ich mir den Knittel hinter die Türe gesteckt.

In der Wehrfrage hat wieder einmal der verschmitzte Absolutismus die konstitutionelle Maske gelüftet; die Aprilfeier war zu ermunternd! Österreich wird nur vom Gesichtspunkte einer dynastischen Politik regiert, mit allen Kniffen derselben, die man als Erbweisheit bezeichnet und welche wenigstens in neuester Zeit nie was Positives zu schaffen vermochte.

Auch diese Zeit wird ihren Geschichtsschreiber finden, für einen Tacitus sind freilich die Personen und die Verhältnisse zu klein: Herr Walter Rogge wenigstens kann nicht dafür gelten. Dieser Grazer Professor zettelt an einer Geschichte Österreichs, wie Penelope an dem Gewand, in der er jedoch die Protagonisten und ihre unmittelbaren Werkzeuge nicht zu schildern wagt, obwohl alle Fäden der Regierung vor einer Tür zusammenlaufen, wo Minister und Reichsrat vor der Tür viel Lärm um nichts machen. Solche Zustände sind nur bei der gemütlichen Charakterlosigkeit der Deutsch-Österreicher möglich, die sich wohl noch zu dem Sattel der Magyaren das Joch der Slaven aufbuckeln lassen. Freilich spielt dann das deutsche Reich herein; dieses

kann Böhmen, die beherrschende Hochburg Central-Europas, nur entweder einem schwachen oder treu verbündeten Staat belassen und in keinem Falle die Tschechisierung ruhig mit ansehen. Wozu soll ich Sie aber mit sochen Dingen plagen? Christmaß rückt an, und mög' Ihnen das Kindel neben den Pudding einen Zelten legen. Ihre starken Zähne werden durch den harten Teig schon auf das Süße durchbeißen.

Viel Schnee, grimmige Kälte, am 14. —21 Gr. R.; auch nach Süden kann man nicht flüchten; zu Riva Schnee und —6 Gr. Kälte! Genießen Sie die Milde des englischen Winters; für Weihnachten wäre noch ein Ausflug zur Kathedrale von York oder dem Schlosse Kenilworth angezeigt. Möchte das alles auch sehen, Shakespeare und Walter Scott zu lieb.

Seit einigen Tagen zieht in der Höhe der Scirocco; bereits ist der Falkner am Rumerjoch sichtbar, leider bleibt es aber im Tale kalt, und wir mögen noch lange auf blühenden Heiderich warten.

Bestens grüßend

Ihr P.

Innsbruck, d. 19. Dezember 1879.

1880.

18. April. Abends an der Innbrücke. Durch die Dämmerung schimmerte die Lampe vom Sprengerkreuz. Da hauchte es mich plötzlich an, und die Gestalt des ewigen Juden tauchte auf. Ich begann allsogleich

in das Tagebuch zu schreiben und vollendete das Gedicht am nächsten Morgen.

*

26. April. Zu Ampaß sagte mir der Jägerwirt: „Ich habe lange keine Heimat gehabt; unser Herr hat dreißig Jahre gebraucht, um heim zu finden, jetzt ist er aber gut aufgehoben."

*

10. Juni. Das Tragische liegt oft darin: daß die Wirkung nicht der vorausgesetzten Ursache entspricht.

*

Innsbruck, 9. Juli 1880.

L. H. A.!

Ich habe das Buch von K. Mayer: „L. Uhland" durchgeschaut. Man erfährt daraus nicht viel. Doch möchte ich für Sie eine Äußerung J. Pauls beisetzen: „Man treffe unter den Deutschen mehr Gutmütigkeit als Rechtlichkeit." Merken Sie sich's für später.

Allerdings muß jede Religion, welche sich aus den Tiefen des Gemütes nach außen stellt und dadurch nach einem notwendigen Gesetze objektiv wird, sich mit einer Hierarchie umgeben; wie Sie jedoch aus der Apostelgeschichte sehen können, war das Christentum zuerst kommunistisch.

Was das Jenseits betrifft, so erinnere ich mich an ein Gedicht von Just. Kerner: „Wir haben kein Recht, kein Verdienst, die Unsterblichkeit zu fordern, sondern müssen in Demut warten, ob Gott, wenn sich Leib und

Seele scheiden, uns dann noch als Geist anerkennen wird." Der Materialismus tritt roher und roher auf, neben der brutalen Macht der äußerlichen Tatsache keimt aber mächtiger und mächtiger die Sehnsucht nach einer anderen Welt; das ist's, was einerseits dem Katholizismus, andererseits dem Spiritismus, der es freilich trotz Gelehrter wie Wallace und Zöllner bis jetzt nur zur „höheren Magie" gebracht hat, Anhänger wirbt.

Über mein „Aus Italien" schrieb mir der Redakteur der „Abendpost", Herr F. Uhl: „Du bist so gerecht nach allen Seiten, daß Du nach allen ungerecht wirst." Daß dieses beim Abdruck nicht ersichtlich wird, dafür hat er durch reichliche Censurstriche gesorgt, die fast an den Vormärz gemahnen, wie er mir auch einmal schrieb: „Streife mir ja nicht an die Schwarzdornhecke."

Unlängst war ich in der „Schöpfung" von Haydn. — Eine meiner liebsten Jugenderinnerungen; freilich hörte ich sie damals frei und unbefangen, jetzt bleiben die *μνήμονες Ἐρινύες* nicht mehr an der Schwelle des Musentempels stehen. Wie sich die Zeiten ändern! Bei Haydn überall Lauterkeit, Freude, froher Sinn, heiterer Genuß; dann ergreift wenige Jahrzehnte später auch Byron einen biblischen Stoff und schafft den düster gigantischen Kain. Voltaires Candide kann man nicht als Gegensatz aufführen, der boshafte Franzose machte sich eben nur über Leibnitz' beste Welt lustig, die tiefe Tragik des Themas ließ ihn unberührt. Eher Milton, der jedoch war gläubig. Das „*μὴ φῦναι ἄριστον*" lag außerhalb des Verständnisses der Zeit Haydns, des Österreichers.

Ich habe einen Abguß des olympischen Hermes

gesehen. Welch ein Quell ewiger Schönheit sprudelt uns aus der öden Steinmasse entgegen! Solche Götter muß man lieben; nur der Kunst gegenüber ist man uneigennützig und, wers hoch bringt, auch ohne Neid und selbstlos.

Jüngst trat ein Freund aus einer Kirchentür zu mir. Da er als ungläubig gilt, fragte ich ihn lächelnd: „Hast Du ministriert?" — Er erwiderte: „Du weißt, wie ich zum ἓν καὶ πᾶν stehe; diesem gegenüber kann sich nur die Menschheit behaupten, und so will ich mich wenigstens äußerlich von Zeit zu Zeit einer Gemeinde anschließen um mit ihr in leiblicher Gegenwart das Gefühl des Göttlichen zu teilen, wenn ich auch nicht zu ihren Gläubigen zähle." — Das war ungefähr der Sinn seiner Antwort.

Herr L. Steub hat auch Ihnen einen Tintenkler nachgespritzt. Machen Sie sich nichts daraus; war sein Gebiß nie scharf, so ist es längst ganz stumpf geworden. Mich bezeichnet er als Vertreter des Alttirolertums; „ich werde jedoch den deutschen Geist, der überall eindringt, als Sieger anerkennen müssen." Sie wissen am Besten, daß ich stets als Vorkämpfer desselben in Tirol gewirkt habe. Gibt es doch kein kläglicheres Schauspiel, als wenn ein Mensch mit den Jahren nicht an Milde und Weisheit, sondern nur an kleinlicher Suffisance und plattem Dünkel zunimmt und sich kindisch lachend mit diesen Schätzen stets vor das Publikum drängt. Er brummt jetzt einsam und mißlaunig in Hall; da kriechen ihm noch ein paar Scheißkerle nach, die für ein zusammengekratztes Büchlein ein zweideutiges Lob von ihm erschleichen möchten. Jugendfreunde

haben sich längst von ihm zurückgezogen. Man möchte ihm gern ein ruhiges Alter gönnen, aber er läßt niemand in Fried und macht sich überall unmöglich, weil er sich für die Axe hält, um die sich alles drehen soll. Sie heißen ihn jetzt den Bratelschreiber.

Gestern am 6. Juli habe ich einen Jugendfreund, den Grafen Karl Mohr aus Meran, zu Grab begleitet. Wir machten viele Ausflüge; ich sah seine Liebe zur Gräfin Mathilde Sarnthein keimen, er vermählte sich mit ihr, die glückliche Ehe trennte der Tod zu bald. Dann studierte er Theologie und wurde Jesuit. Bei der Primiz war sein Töchterlein die geistliche Braut, er segnete auch ihre Ehe ein. Ein edler, harmloser Mensch hatte er die innigste religiöse Überzeugung und schied ohne Todeskampf durch einen Schlagfluß in den ewigen Frieden.

Wir feiern jetzt das Wiegenfest des Sommers, überall blühen die Linden und in den Gärten Rosen, Lilien, Nelken. Da möchte man wohl ein Fleckchen besitzen, um wie Adam zu graben und zu schaufeln.

Am Samstag war ich auf dem Patscherkofel. Der Spätfrost hatte alle Blumen zerstört. Ein wilder Sturm raste über den Gipfel, neben mir suchte auf einer Schieferplatte ein Bienchen Schutz. Ich mußte meinen Sitz bald verlassen und geriet dann fast in Gefahr, davon getragen zu werden.

Da mir Ihr Vater gesagt hat, daß Sie vor der Abreise nach London noch sehr viel zu tun haben, so erwarte ich keinen Brief mehr von Ihnen und schließe auch den meinen.

P.

17. September. S. Aloysy.

*

16. Oktober. In der Pertisau. Hier schalte ich etliche G'sangeln ein, die dort umgehen.

1.

Daß 's Busseln an Bart macht,
Dös ist lei nit wahr,
Sonst hätt' ja mei Diendl
's ganz' Gsicht voller Haar.

2.

Da droben auf der Schroat (Söller)
Hockt der Tuifel und der Toad,
Und sie warten auf mi,
Aber hoamgian thua i nia.

3.

Der Tuifel und der Toad
Die ham alm an Stritt,
Der Tuifel hat a Schweafel,
Und der Toad, der hat's nit.

*

1. Dezember. Bis zum Mai 1879 konnte man hoffen, Österreich werde sich allmählich auf dem festen Boden deutscher Bildung konsolidieren. Mit dem Beginn der Aera Taaffes ist wieder alles in Frage gestellt. Man darf nicht zweifeln, daß dieser Kelte ein entschiedener Gegner der Deutschen sei.

Dadurch ward eine Bewegung hervorgerufen, von der nur zu wünschen ist, daß sie immer mächtiger werde und schließlich siegreich enden möge.

Mich hier zu beteiligen, hielt ich deswegen für eine Pflicht: ich sandte dem deutschen Parteitag ein telegraphisches Glückauf, deswegen gab ich dem deutschen Lehrerverein in Wien für sein Album ein Gedicht auf den Kaiser Joseph und schickte zu seinem Kommers einen Gruß, den ich hier beilege.

Die Professoren der Universität Innsbruck taten nichts, ebensowenig die Studenten, voran die Korps, denen ich in der Deutschen Zeitung den Vorschlag machte, zur Festfeier des 29. November mit den Theologen, welchen sie sich bei anderen Gelegenheiten anschlossen, den Abendrosenkranz zu beten.

„Den deutschen Studenten der Hochschulen Wiens, welche sich zur Erinnerungsfeier des Kaisers Josef versammelten, einen herzlichen Gruß! In den Märztagen von 1848 wallfahrteten auch Ihre Väter zu seinem ehernen Standbilde und schmückten es mit Kränzen und der schwarz-rot-goldenen Fahne.

Sein Adlerblick erkannte die Aufgabe Österreichs und nicht blos deswegen, weil er die Krone Karls des Großen, der Ottonen und Hohenstaufen trug, erhob er die Sprache Luthers und Lessings, Goethes und Schillers zur Sprache des Staates: er war überzeugt, daß nur auf dem festen Boden deutscher Bildung, deutscher Gesittung, die Macht und Größe Österreichs erwachsen könne.

Er hat uns den Weg gezeigt, und erlahmte auch sein Heldenarm im Tode, doch konnte und kann seine Spur nichts mehr verwischen.

Darum bleibt sein Andenken jedem Deutschen, jedem wahrhaft österreichischen Herzen heilig, darum auch

Ihnen, den deutschen Studenten der Hochschulen Wiens; möge Ihnen auf Ihrer Bahn stets der helle Stern des großen Kaisers Josef leuchten!!!

Innsbruck, 27. November 1880.

Adolf Pichler."

1881.

2. Januar. Zufällig blätterte ich in der Biographie des Philosophen Günther. Hier ist von einem Gespräche mit Flir die Rede; es wird von einer Prophezeiung erzählt: Ein junger Held aus Österreich werde um die Proklamation des Dogmas der unbefleckten Empfängnis bitten und dann den Triumph der katholischen Kirche vollenden. Ich erinnere mich gar wohl, daß diese Prophezeiung auch in Tirol herumgetragen wurde und sich hier an die Schriften eines gewissen Holzhausen lehnte, die sogar in die Pfarrwidum geschickt wurden. Papst Pius IX. und die Erzherzogin Sophie kannten dieselbe — wahrscheinlich blieb sie nicht ohne Einfluß auf die politischen Verhältnisse von Österreich.

*

Aus einem Briefe an Alois Brandl.

Byron wird mir immer gewaltiger, seit ich ihn englisch lese. In Kain ist alles titanisch, wir stürmen mit ihm und Luzifer durch die Wolken, wir glauben auch an diese Gestalt; die dämonische Kraft des Genius vermag sie uns zu schaffen, während das Talent bloß nachahmt, das zwar malen, aber keinen Grashalm machen kann.

O du heiliger, unerschöpflicher Born des Lebens, der sich in die Adern eines Homer, Dante, Shakespeare

und weniger Auserwählten ergießt! Natur in der Natur: sagte das nicht Lichtenberg? — Byron brauchte lang, um den Flitter, mit dem er sich in kindischer Jugend selbst behängte und den ihm Zeit und Volk anhängten, abzustreifen — leiden wir doch alle an dem seit Jahrtausenden aufgehäuften Wust der Bildung und Verbildung. Aber sein Innerstes war echt und gediegen, im „Traum" schauen wir in die tiefste Tiefe seiner Seele und fühlen mit ihm lautere Wahrheit der Empfindung. Dem läßt sich nur wenig vergleichen, es gehört zum inkommensurabelsten subjektiver Poesie.

*

25. März. Der Zufall verschlug einen alten Bürger in eine ästhetische Teegesellschaft. Man deklamierte verschiedenes, endlich auch „Die Würde der Frauen". Aus Höflichkeit fragte man auch ihn, wie ihm das Gedicht gefallen. — Er erwiderte trübselig: „Der das g'macht hat, ist gewiß nicht verheirat't g'west."

*

24. April. Wenn ich die Schöpfung des Weibes in der Bibel betrachte, so ist hier ein tatsächliches Verhältnis als historischer Vorgang angeschaut und darin liegt eine tiefsinnige Symbolik.

*

31. Mai. Ich beschäftige mich noch immer mit Byron. Shakespeare gegenüber war er Metaphysiker, aber freilich in einem andern und höhern Sinn als Pope. Der Tod zu Missolonghi brach seine Entwicklung ab; man könnte sie fast voraussagen. Don Juan wäre Torso geblieben oder in einem andern

Sinne vollendet worden. In Griechenland würde Byron an sich erfahren haben, welch' ein hoher Segen für den Mann das Bewußtsein harter Pflichterfüllung ist. Er wäre ethisch vorgeschritten. Dann wäre ihm sinnliche Schönheit Symbol geworden, wie Plato und Michelangelo. Am Gipfel der Läuterung hätte er sich auf einen Spruch des heiligen Augustin gestellt, freilich nie als Theologe. Für ihn gab es einen ethischen und ästhetischen Fortschritt, sowie für unseren hehren Schiller nur noch einen ästhetischen, den ihm ebenfalls der Tod abschnitt.

*

1. Juli. Ein paar Tirolerknödel: Ein Wirt im Zillertal war durch seine Roheit und Prellerei berüchtigt. Da sagte ein Knecht: „Wißt ihr, durch was sich unser Wirt von Christus unterscheidet? — Dieser war Gott und Mensch zugleich, der Wirt ist Vieh und Mensch zugleich."

*

Eine kleine Scene vor dem Schaufenster der Wagnerschen Buchhandlung: Vier Damen davor, ich zufällig hinter ihnen. Ausgelegt neue Hochlandlieder von K. Stieler. Eine las die Aufschrift und rief mit abwehrender Handbewegung: „Uh, Gedichte!" Dann liefen alle vier davon, als wäre eine Viper aus dem Strauch gekrochen.

*

Noch ein Geschichtchen. Es trug sich vor Jahren zu und wurde mir erst jetzt erzählt. Ich kehrte damals öfters beim Bogner zu Absam ein, das reizende Burgele, die Dichterin der Ritornellen war mein Bäschen, mit dem

ich manches heitere Stündchen verplauderte, wohl auch über Poesie und ernstere Dinge. Einmal stand sie droben am Fenster, ich warf ihr von der Straße scherzend einen Kuß zu. Da sagten nun die Bauern an einem Tische: „Ist der Pichler a Fack; jetzt hat er gar zum Burgele auffi g'schneuzt."

*

An Al. Brandl.

Ich weiß nie voraus, wann ich dichten werde, nicht eine Minute; wie eine körperliche Geburt kommt das Gedicht zur Welt; während ich arbeite, denke ich weder über den Inhalt, noch über die Form nach, sie sind mir zugleich gegeben. Ist etwas fertig und ich schreibe es in das Reine, so verbessere ich manches; das Ciselieren beginnt erst, wenn es mir nach einiger Zeit fremd gegenübersteht.

Nicht viel, sondern nur technische Nebensachen. Zu einer Richtung, die ich ausgelebt, kann ich auch nie mehr zurückkehren; eine Hymne, eine Elegie zu dichten, wäre mir jetzt unmöglich. Novellen immerhin, das ist Halbpoesie. So löst eines das andere ab.

Gerade jetzt befinde ich mich in einer wunderbaren Stimmung wie noch nie. Mein ganzes Leben rinnt an mir vorüber, die Gegenwart wird zur Vergangenheit, die Vergangenheit zur Gegenwart und schließt sich so zur Einheit. Alles steht klar und deutlich vor mir: gleich der Madonna aus Tizians Assunta — eine junge Dame meines ital. Feldzuges, von der ich nie gesprochen. Lichter blitzen auf, wie aus dem Strom in Dantes Paradies; oft erwache ich nachts, und ein Gedicht schwebt unmittelbar vor mir; ich muß schnell Licht

machen, um es zu haschen, und vergesse oft in der Eile der Niederschrift, einen oder den andern Vers aufzuzeichnen. Ich habe das Dämonische an mir selbst erfahren. So ist in ein paar Wochen ein Cyklus — „Vorwinter" — entstanden, der schon 108 Nummern zählt; jetzt glaube ich, hat sich auf die Glut Asche gelegt.

*

21. Oktober. Ich habe mich in der letzten Zeit viel mit ital. Dingen beschäftigt. Auf Alfieri führte mich ein Aufsatz der Nuova Antologia, wo er als Komiker betrachtet wird, besser als Satyriker. Dieser Mann war geschmiedet, nicht gegossen; in der Energie des Willens gleicht er Schiller, mit dem er gleichaltrig war. Man könnte eine Parallele ziehen; freilich war jener mehr Aristokrat, dieser Litterat.

Auch an Fr. Berni bin ich geraten. Für seine Gattung fand er bei den deutschen Papageien, so viel ich weiß, nie Nachahmer; auch von Übersetzung ist mir nichts bekannt. Er ist italienisch durch und durch; seine Terzinen auf die Dolme, den Nachttopf, die Bettwärme lassen sich kaum wiedergeben, ebenso wenig als die Mehrzahl der Sonette. Das an Oratino ist des Gegenstandes würdig, andere sind cynisch genug. „Un dirmi, ch'io le presti" findet sein pendant in der griechischen Anthologie, wo das Hausmittel des Diogenes empfohlen wird. Die Weiber mag er nicht; er meint, nachdem er bereits eine Menge unerwünschter Dinge aufgezählt: „Ein Steinlein im Schuh haben und einen Floh im Strumpf, der als Stafette auf- und abläuft, sei nichts gegen das größte Übel: eine Frau zu besitzen." Trotz

seines guten Humors trug Berni schwer am Leben, darum soll man ihm manchen kräftigen Fluch verzeihen.

*

Mit Tassos Gerusalemme liberata habe ich mich in den Ferien beschäftigt. Der Inhalt hat für uns fast alles Interesse verloren; was kümmert uns der pio Beglione, der das Grab Christi befreien will? Gern flüchtet man aus dieser schimmernden Leere mit Herminia in die wenigen Oasen des Pathetischen und Idyllischen. Die ganze Mache ist akademisch nach dem Rezept, fast überall Reminiscenzen, nur wenige Gleichnisse aus eigener Naturbeobachtung: z. B. der Po, die Enten nach dem Regen, der schillernde Taubenhals. Seine Beratung in der Hölle gäbe wohl Anlaß zu einer Geschichte des Teufels in der Poesie: Dante, Milton, Vondel, Byron, Goethe, Carducci, Baudelaire, die Tiroler Bauernspiele.

Wie süß ist aber Tassos Sprache; wir schwimmen in einem Meer von Wohlklang, seine Wogen tragen den Dichter in die Unsterblichkeit.

Auch Guarini! der Pastor fido! Wir bewegen uns nicht in freier Luft, und hinter den Coulissen werden wohl diese Schäferinnen und Schäfer sogleich wieder in die Kleider von Sammet und Goldbrokat schlüpfen. Auf Guarini folgt dann Honoré d'Urfé am eleganten Pariserhofe, später die deutschen Dichter, bis man sich an Geßners Zucker den Magen verdorben und Voß' Odyssee wiederum zeigte, was eigentlich Natur sei. Bei den Italienern liefen freilich kräftige Dialektdichtungen parallel, wie die Bauernkomödien des Padovaners Beolco.

*

29. Oktober. Man wirkt oft mehr durch das, für was einen die Leute halten, als durch das, was man ist und kann. Das ist das Geheimnis der Aristokratie und der Titel.

*

7. Dezember. An Al. Brandl.

Jüngst zeigte sich eine prachtvolle Erscheinung. Die Sonne neigte dem Sellrain zu, das Tal war mit Nebeln erfüllt, die in großen Massen aufwärts schwollen. Unten waren sie düstergrau, oben von den schrägen Strahlen bernsteingelb: so wogten sie durch die Schluchten des Hechenberges, der sich großartig in den reinen Himmel hob, langsam empor und trennten ihn vom Solstein, daß er einsam um so majestätischer erschien. Endlich überwand die Dämmerung, und über den schneeblanken Gräten und Jöchern schimmerten die Sterne.

Zum Schluß wieder ein Tirolerknödel. Die Fischer Andel sagte mir auf meine Frage: „Ob die Buben viel fensterln gingen?“ — „Ja, Herr, wenn's dabei so laut zuging' wie beim Dreschen, könnt' im ganzen Dorf kein Mensch schlafen.“

*

Aus einem alten Kalender:

Im Januar frei kein Weib,
Denn da gibt's andern Zeitvertreib.
Im Februar ist's auch nicht gut,
Weil man ihn Hornung nennen thut.
In Martio laß das Freien sein,
Sonst steigt der Mars zur Frau hinein.
April bringt der Narren Heer,

Und heiratst du, so gibt's noch mehr.
Im Mai ist die Walpurgisnacht,
Da nimm dich vor der Frau in Acht!
Im Juni ist der Peter und Paul,
Da wird gar bald die Wurzel faul.
Im Juli schwitzt man so genug,
Drum ziehe nicht am Ackerpflug!
Wer im Augusto freien will,
Schickt seine Kinder in April.
September bringt Michaeli bei,
Drum schickt sich nicht die Freierei,
Oktober schafft uns neuen Wein,
Da hast du mehr zu tun als frei'n.
Martini schafft die Gans herbei,
Wer heirat, hat dann deren zwei.
Schlacht im Dezember deine Sau
Und iß allein sie ohne Frau!

Zum Schluß des Jahres.

Mit dem Leben in aufsteigender Richtung bin ich fertig; aber ich fühle, daß ich nach allen Seiten in die Tiefe gehe. Das ist das Recht und die Ehre des Alters.

1882.

15. Februar. Wir haben fortdauernd wundervolle Tage. Keine Flocke Schnee bis zum Grat der Nordalpen, wie im Juli. Die ganze Landschaft hat einen warmen braunen Ton, der abends am Gebirg zu lauterem Golde wird und sich von den tiefdunklen Schatten der Felsen leuchtend abhebt. Im Hofgarten schlagen bereits die Finken, am Sprengerkreuz fliegen braunrote Falter zu den Anemonen.

*

28. Februar. Man stellt die italienische Renaissance parallel mit der Reformation, als ob dort ästhetisch geschehen wäre, was hier ethisch geschah. Mir dünkt mit Unrecht. Statt der Reformation muß man die Periode der neuen deutschen Dichtung setzen, die im Grunde doch eine Renaissance im höchsten Stil war und als solche weit mehr eine Sache der Gebildeten über dem Volke blieb als die Renaissance der Kunst in Italien, die freilich auf einem Heimatboden erwuchs.

*

22. März. Bis heute der schönste Vorfrühling. Ein Kastanienbaum auf dem Rennplatz hatte bereits die Blätter entfaltet, zwischen Gras und Blumen das Zirpen der Grillen. Auf der Tanne vor meinem Fenster sang eine Schwarzamsel; ich öffnete morgens vom Bett aus das Fenster, und die Töne flossen wie Wogen herein.

Nachmittags Regen, dann starker Schneefall. Ich schaue jetzt wieder durch das Fenster; das Licht meiner Lampe fällt auf das Gezweig, das unter dem Schnee schwankt; im Dunkel jagen die Flocken vorbei, flüchtig wie meine Gedanken, die sich bald an Vergangenes bald an Künftiges heften.

Morgens der Schnee fast meterhoch; die Bäume sind der Last kaum noch gewachsen, an der Ulme vor dem Fenster brach schon ein dicker Gipfelast; die Finken huschen hungrig durch die Zweige. Schneeglöckchen und Traubenhyazinten auf meinem Tisch erinnern an die schönen Tage.

*

26. März. Die Rede des Perikles für die Gefallenen. Wie groß, edel und einfach ist alles. Man meint, eine jener antiken Statuen zu sehen, den Aeschynes oder Sophokles.

*

1. April. Venedig. Die Erinnerung an die große geschichtliche Vergangenheit der Stadt und der Blick auf das, was von ihr noch geblieben, wirkt stets beruhigend auf mich: Wenn soviel Größe versinkt, was willst denn du armer Älpler? Zerbröckeln doch die Gebirge unter deinen Füßen, und verstäuben nach und nach die Sterne im Weltenraum. — Geschichte und Natur predigen die Lehre der Vergänglichkeit, aber darüber leuchtet das Evangelium des Ewigen, ja es gibt ein solches, es ist!

*

20. April. Morgens nach Pertisau. Klarer Himmel, kühler Ost. Als ich nachmittags auf dem See angelte, schlug er in Nord um, durch den Himmel zogen graue Streifen. Nachts heftiger Sturm und Regengüsse; auf den Jöchern sprudertе es weit herab. Vormittags gegen Falzthurn; ich stieg über den Hals des Haubichels gerade der noch niederen Sonne entgegen. Da war nun jede der jungen Tannen ein Weihnachtsbaum; an all den schwarzen Zweiglein hingen schwere Tropfen, welche in blendender Helle die Farben des Regenbogens wiederstrahlten und, durch den leisen Luftzug erschüttert, wie Edelsteine mit zitterndem Lichte funkelten. Ich habe diese Erscheinung noch nie so prächtig gesehen. Auf der Vorderseite des Hügels hatte der Wind alle Tropfen abgeschüttelt. Ich

wandte mich langsam zum Vorsprung und genoß hier so recht den stillen Frieden der Waldeinsamkeit.

*

25. April. Stelle die Ästhetik nicht über die Ethik, denn diese ist die Grundlage menschlichen Seins und Beisammenseins.

*

26. April. Abends Don Juan. Ein alter Herr meinte nachträglich: der steinerne Gast hätt' es sich ersparen können vom Roß zu steigen, er hätt' sollen einen Geistlichen schicken, dem Don Juan die Elvira zu kopulieren, dann hätt' er für sein Leben die Hölle gehabt und wär vielleicht nach einem seligen Ende vom Mund auf zum Himmel gefahren.

*

30. April. Mich wundert nur, daß beim Streite der modernen Kriminalisten über die Zurechnung keiner die Rede des Diodotos für die Mytilener anzog (Thucydides III. 45). Da sind alle Einwürfe, die man gegen die Wirksamkeit der Strafen bringt, vorweg genommen.

*

31. April. Die Abende sind mild und lau. Ich esse auf dem Söller; auf der Tanne brütet ein Finkenweibchen, er sitzt neben dem Nest und singt halb im Schlaf eine Strophe. Vorgestern war der Himmel etwas wolkig; der Abendstern sank im Westen, ein schwaches Nordlicht zitterte über der Frauhütt, bis es langsam erlosch und mich ganz die tiefe, dunkle, geheimnisvolle Nacht umfloß.

*

1. Juni. Das Grausamste ist das Weib gegen das Weib.

*

14. Juni. Ein Hausspruch.

„Ich bin auf Erden nur ein Rauch,
Daß mich verweht ein jeder Hauch;
Doch kehr' ich in den Himmel ein,
So wird mein Glück auch ewig sein."

*

25. Juni. Aus einem Briefe an Brandl.

Den kleinen Cyklus „Anderl und Resei" habe ich zwar im Volksdialekt gedichtet, jedoch in einem Hochdeutsch niedergeschrieben, das an den Dialekt streift, wie ja auch die Form die des volkstümlichen Schnadahüpfel ist, indem ich ihm so einen größeren Leserkreis zu sichern hoffte. Das war nun nicht gut. Ich habe ihn daher in den Dialekt zurückversetzt und, weil ich dabei mir die Sache näher beschauen mußte, eigene Erfahrungen gemacht. Es handelt sich dabei nicht bloß um eine andere Aussprache oder Vokalismus, der ja im Dialekt viel echter und ursprünglicher ist als in unserer verschliffenen und verschlissenen Schriftsprache. Es ist auch der Charakter, der Geist der beiden ganz verschieden, fast mehr als zwischen mittel- und neuhochdeutsch, so daß sich die Worte oft gar nicht decken. Bei diesem Anlaß fühlte ich recht lebhaft, wie ich mit den besten Wurzeln tief im Volke hafte und als Enkel freier Bauern an der Etsch ihr Blut trotz aller Bildung rein bewahrt habe. Was bei mir plastisch, derb, kräftig und unmittelbar ist, fließt aus dieser Quelle und führt mich

immer wieder auf sie zurück. Und das drängt sich bei zunehmendem Alter immer mehr vor, wie meine Abneigung gegen alles unwahre und falsche steigt und zum Ekel wird. Ich habe zu lang die Alpenblumen vom Schrofen gepflückt, als daß ich bei unseren ästhetischen Putzmacherinnen einkehren sollte. Zwei neue Liedchen sind eingeschaltet; sie führen die Bewegung weiter, indem der Zorn Reseis über den Wilddiebstahl ihre Teilnahme für den gehänselten Anderl zeigt und so diesen nicht ganz verzagen läßt.

*

29. Juni. Kaiser Franz Josef sagte zu Giskra dem Minister: „Ich begreife nicht, daß es noch immer Leute giebt, die nicht einsehen, wie gut und nützlich die Jesuiten sind." — Das erzählte Giskra einem meiner Freunde.

*

An Al. Brandl.

22. Juni. Seien Sie von mir zu London freundlichst begrüßt; vorläufig verlieren Sie nicht viel; der Schnee reicht über die Höttingeralm, und die Kälte hat uns die Sommerkleider abgezogen.

Am Fronleichnam-Sonntag wurden Sie sehr vermißt: die Jungfrauen von S. Nikolaus erwarteten, Sie würden Musterung halten; so hat die Prozession an Glanz eingebüßt. Ich habe mir die Sache angesehen, beim Sternwirt schaute ein weinrotes Pfäfflein heraus und freute sich am Triumph seiner Kirche. Jetzt ist alles theatralischer als in meiner Jugend, alles auf die Schaustellung berechnet; diese Kinder, welche die

Symbole von Glaube, Hoffnung und Liebe tragen oder die Leidenswerkzeuge, diese Bruderschaft-Bünde mit ihren Abzeichen — man will eben paradieren. Ich betrachte mir immer die Kinder, wie sie ihr „hochgelobt und gebenedeit seist du, heiliges Sakrament des Altars" schnattern; aber auch hier hat man schon die Ungleichheit hineingetragen: die Reichen, die weiße Kleider vermögen, gehen abgesondert voran. Noch sind diese Stirnen rein, auf wie viele wird Elend und Laster das Brandmal drücken, und nicht sie, sondern die menschliche Gesellschaft trägt die Schuld. Die Rasse bleibt hier immer die gleiche, blond oder nußbraun, es überwiegt doch die deutsche Abstammung, während schon in Bozen die Zahl der schwarzen größer ist. Wohl durch Einwanderung; war es ja im ganzen Mittelalter ein Stapelplatz des italienischen Handels.

An Brandl 22. Juni 82.

Am 16. feierten die Kapuziner die Heiligsprechung ihres Ordensbruders Lorenzo di Brindisi, der einige Zeit auch im Kloster zu Innsbruck verbrachte und hier allerlei Reliquien hinterlassen hat. Die Kirche war schön dekoriert, der Hochaltar, dessen Gipfel das Porträt des Heiligen trug, bis oben mit Blumenstöcken, meistens Pelargonien, geschmückt und von zahlreichen Wachskerzen beleuchtet. Auch das Tor umwinden Taxen und farbige Bänder; da darf man sich nicht wundern, daß die frommen Weiblein scharenweise herbeiströmen und sich auf die Knie werfen. Lorenzo tat allerlei Mirakel, er heilte zu Venedig einen Kranken, wobei man nur bedauern muß, daß die himmlische Apotheke

so selten wirkt, während wir es immer nötig hätten; als Feldpater hoch zu Rosse verjagte er die Türken in einer Schlacht, wenn ich nicht irre 1601. Die Kugeln wichen ihm aus, wie Quecksilber vor dem Finger; eine setzte sich sogar ruhig auf seinen Sattelknopf. Herkules Rappo!

Wildauer hat die Gelegenheit vom Zaun gebrochen und im Landtag den Antrag gestellt, S. Majestät für die glänzende Herstellung von Amras zu danken. Das Schloß ist Privateigentum des Hofes; hätte unser Staatsmann dafür die Amraser Sammlung gefordert, die dem Land rechtlich gebührt! Der Antrag wurde selbstverständlich, wenn auch mit Hohngelächter, angenommen.

Eine andere Geschichte. Forstrat Hradetzky fand vor etlichen Jahren im Archiv eine Urkunde aus dem 15. Jahrhundert, der zufolge die Landesregierung den Achensee und die Höfe dem Kloster Fiecht für eine geringe Summe, jedoch mit dem steten Rechte des Rückkaufes überließ. Das Kloster hatte nichts entgegenzusetzen; der Schrecken über diese Entdeckung tötete den vorigen Abt. Da wendete sich der jetzige an S. Majestät und siehe da: dieser schenkte alles dem Kloster.

*

Etwas Heiteres. Ein alter Bürger sah im Hofgarten einem Liebespärchen zu. Als nun der Tauber gar brünstig wurde, schüttelte er den Kopf und sagte zum Nachbar: „Der hat auch die Hose voll Ehstand."

*

Hausspruch.

„Ich suche keines Fürsten Gunst
Und achte nicht der Pfaffen Dunst.
Allein hab' ich dies Haus gebaut,
Nur Gott und meiner Kraft vertraut."

*

22. Juli. Abends auf dem Söller in der Pertisau. Unten der See wie ein matter Silberspiegel, im Hintergrunde die Berge des Zillertales, rechts und links als mächtige Pfeiler das Kirchenjoch und der Bärenkopf; aus den Wolken im Westen zuckt hin und wieder ein Blitz und löscht die Sterne aus; über Büschen und Kornfeldern irren Leuchtkäfer durch die laue Luft: Ahnung und Fülle des Lebens, aber das tiefste Leben in der Empfindung des Ewigen!

*

20. August. Unlängst saß ich abends vor dem Auracherkreuz ober dem Bahnhof von Kufstein. Ein Bube kam daher, setzte sich auf den Betschemel, zog die Schuhe aus und packte sie in sein Bündel. Er erzählte mir, man habe ihn von Mariastein herabgeschickt, eine Medizin zu holen, und nun müsse er noch zwei Stunden zurück. — „Ob er dort daheim sei?" — Ja, sein Vater habe ein kleines Gütchen und heiße der „Jagg mit der hölzernen Har", und der Ahnl sei der „Peter mit dem Brand auf'm Kopf" gewesen. — Ist das nicht ein homerischer Stammbaum?

*

Wie froh bin ich, daß sich mir an die Stelle der Kultur mehr und mehr die Natur setzt!

*

Goethe wußte von der Welt und den Menschen mehr als alle andern. Es liegt zwischen den Zeilen. Solche Geister können, dürfen das letzte Wort nicht aussprechen.

*

Hausspruch aus Mayrhofen im Zillerthal:

„Ich achte meine Hasser
Nicht mehr als Regenwasser,
Das von dem Dache fließt.
Und ob sie mich beneiden,
Sie müssen's dennoch leiden,
Daß Gott mein Helfer ist."

Wohl von einem der geheimen Protestanten, welche unter Kaiser Franz aus Tirol vertrieben wurden.

*

Die Wirkung beschreibender Poesie ist keine frisch unmittelbare, sondern eine reflektierte im Gedächtnisse. Der Dichter kann blos eine Erinnerung geben oder Züge von dem verbinden, was er gesehen hat, und die Schilderung erweckt das ähnliche Bild nur bei dem, der ähnliches kennt. Giebt es mehrere Dinge gleicher Art, so muß man den Unterschied hervorheben; hauptsächlich kommt es immer darauf an, daß die Phantasie des Lesers das Bild aus der Phantasie des Dichters nachschaffe. Dazu hilft nicht Breite und Ausführlichkeit, sondern ein bezeichnender Zug tut oft mehr, und das Übrige ergänzt sich leicht vor der inneren Anschauung. Aus diesem Grunde hat die beschreibende Poesie nur als Mittel einen Wert und ist eigentlich gar keine Gattung.

*

17. August. An Al. Brandl.

Sie erlesenes Faß von Gelehrsamkeit! Die Wissenschaft stürzt ja in Wolkenbrüchen auf Sie nieder! Und dabei sind Sie mir Armen gegenüber geizig. Kein Wort vom Parlamente, kein Wort von Londons Hafen, kein Wort von der herrlichen Nationalgallerie. Hätt' ich's in meiner Jugend so gehabt! Ich mußte wie ein hungriges Hühnlein jedes Sandkorn aufpicken, um mir meine Hütte zu bauen. Nicht einmal zeichnen konnt' ich lernen; ich hatte zwar die schönste Anlage, aber kein Geld, und so mußte ich mich behelfen, indem ich da oder dort einen Kopf nach Winckelmann kopierte oder irgend eine Landschaft, so daß ich jetzt wenigstens für meine Zwecke eine Skizze hinwerfen kann. Vielleicht war es gut so, denn ich hätte sonst meine Zeit mit Dingen verpatzt, die doch nicht meine Aufgabe waren.

*

An Aloys Brandl.

Meine Novelle „Das Brautstehlen" können Sie als einen Grenzpfahl betrachten. Ich habe hier den Menschen auf den Menschen gestellt und den Menschen dem Menschen gegenübergestellt. Darauf liegt der Nachdruck, alles Beiwerk entfällt, und das Tragische wirkt rein. Darin liegt dessen Geheimnis: Menschenschuld und Menschenschicksal als Zettel und Einschlag, daß ich fast den Prometheus citieren möchte:

Τίς οὖν ἀνάγκης ἐστιν οἰακοστρόφος
Μοῖραι τρίμορφοι μνήμονές τ' Ἐρινύες.

Das fühlten die Leser, und deswegen machte sie trotz

des unscheinbaren, ja geringen Inhaltes einigen Eindruck und bezeichnet einen Fortschritt.

4. *September.* Der Himmel hat sich an meinen Geburtstag erinnert, an allen Köfeln und in jedes Kar hingen dunkle Wolken, die sich abends in einem prachtvollen Gewitter entluden, als veranstalteten mir die Geister der Natur eine Bergbeleuchtung. Mir haben diese Monate einige kleine Liedchen gebracht, sonst aber nichts. Ins Fürstenhaus komme ich selten und frage den Leuten nicht nach; lauter Gesichter wie die Wüste Sahara.

16. *September.* Horaz, der weiseste und liebenswürdigste Vertreter des römischen Philisteriums, war nur einmal groß: Alme sol! Diese Sonne war freilich die letzte der Republick, eine Sonne im Untergang mit dem Leuchten des Abendrotes!

25. *September.* Ich lese wieder Thukydides. Melesippus sagte wahr und dennoch zu wenig, als er von Athen scheidend ausrief: „Ἥδε ἡ ἡμέρα τοῖς Ἕλλησι μεγάλων κακῶν ἄρξει!“ Wer all diese Gräuel in dem Kapitel 81—84 III liest, fragt sich schaudernd, wo war denn die von Philologen gepriesene Humanität der Hellenen? Mit Perikles adliger Gestalt sank das echte Griechentum in das Grab, seine Leichenrede für die Gefallenen war die Leichenrede desselben. Das ist eine Tragödie für diesen traurigen Herbst, sie erfüllt mich mit tiefer, tiefer Wehmut; die Weltgeschichte hat keine zweite, wo so Großes und Herrliches in den Flammen und Blutlachen des Bruderkrieges unterging!

* * *

An Herford.

11. November. Endlich komme ich mit einem Briefe angedampft, wenn auch spät. Entschuldigen Sie meine Saumseligkeit mit den Ferien, wo ich eben Hans an allen Ecken war. Dafür schicke ich Ihnen gleichzeitig allerlei Gedrucktes mit zum Dank für Ihre freundliche Besprechung des Tirolerpoeten.

Ich habe Child Harold wieder gelesen. Nach Anlage und Vermögen gehört Byron zu den Größten aller Zeiten und Völker; hätte er Maß und Harmonie gefunden, wär' er auch der Größten einer. Lessing ging bei Darstellung des Verhältnisses von Poesie und bildender Kunst auf eine Statue — Laokoon — und ein Gedicht — Aeneis — zurück; unsere Ästhetiker haben Byron noch nicht ausgebeutet. Wie versteht er aus einer Situation auf den inneren Zustand überzugehen und die Empfindung als ein Nacheinander darzustellen! Der Gladiator Kapitel IV St. 140—141. Wie wunderbar malt er den Abend an der Brenta (Kapitel IV St. 27—29: The moon is up), so daß eins aus dem andern folgt, ein Begebnis, keine Handlung und doch vollauf berechtigt. Sehen Sie sich den Ball in Brüssel an, Kapitel III S. 21—23: There was a Hound. Erst zerstreute, einzelne Züge der Schilderung, aber voll Leben, bis sich alles Licht, aller Schatten auf den unglücklichen Herzog von Braunschweig in der Fensternische konzentriert und ihm so ein plastisches Relief giebt. O ihr Engländer! seid nicht zu tugendhaft, wenn Ihr Byron beurteilt, dieses Mal ist der Teufel größer, höher than your ladylike angels!

Ich beschäftige mich auch mit anderen rebus ang-

licis als Litteratur. Sie kennen die Charitas in London. Ich lernte diese Art freiwilliger Armenpflege, die ihr Netz durch die ungeheure Weltstadt spannt, durch einen Aufsatz von Ompteda kennen. Wie die Engländer überall praktisch sind! Wenn sie den Armen umsonst das Evangelium künden, legen sie doch gleich ein Stück Butterbrot und Schinken bei, und das zieht besser, als das leere Fischernetz. So bleibt denn nun das Christentum die Weltreligion, weil es die Religion der tätigen Liebe ist, und hat die endlose Zeit vor sich, so lang es Wunden zu heilen und Tränen zu trocknen gibt. Das ist großartig, und mit bitterem Neid muß ich klagen, bei den Deutschen unmöglich, weil ihnen der Gemeinsinn mangelt. Die Sache hat aber auch eine andere Bedeutung. Aus der Beobachtung so vieler Einzelfälle lassen sich Schlüsse ziehen, Gesetze ableiten, die Kriminaljustiz und Pädagogik umgestalten müssen. Die Menschheit ist so alt und doch so jung, daß sie überall noch im Anfange steht und vielleicht ebenso viele tausend Jahre notwendig sind, um die Grundbedingungen zu begreifen, als seit dem Höhlenbären bis zu uns verflossen.

Sie leben im sanften Klima Englands, aber auch ich hatte jüngst einen milden schönen Tag. Auf der Eisenbahn nach Hall und am rechten Innufer herauf. Das Tälchen von Ampaß, das keinen Ausblick aufs Hochgebirg gestattet, versetzt mich stets in die lieblichen Landschaften Niederösterreichs und weckt die Erinnerung an so manche glückliche Stunde, die ich dort verbracht. Als ich über den Abhang den Weg von Egerdach erreichte, war die Sonne bereits unter. Ich setzte mich auf einen Zaun. Rechts und links Hügel mit

schwarzen Tannen und gelben Lärchen, vor mir die grüne Fläche mit zwei Bauernhöfen zwischen Obstbäumen. Ein leichter Nebel bezeichnete den Lauf des Inn; darüber hinaus Absam und Gnadenwald im bläulichen Duft des Spätherbstes. Er reichte nicht zu den ätherischen Gräten und Jöchern der Kalkalpen, deren Mähder neben den Wäldern in einem warmen Braun leuchteten. Und nun das Geschröfe! Da floß vom Himmel der herrlichste Purpur nieder, in den sich violblaue Falten der Klüfte legten. Man mochte kaum glauben, daß der Zauber dieses Bildes Wirklichkeit sei, und ich konnte, als es bereits in der Dämmerung erloschen war, kaum das Auge abziehen. Aus diesem Spiel der Farben, die wie ein Hauch zerrannen, taucht mir stets die Ahnung des Ewigen, Unvergänglichen auf und der Harmonie mit ihm, die allein Seligkeit ist.

Brandl sitzt in Wien und hat bei den Backhändeln noch nicht Zeit gefunden, mir über die Zustände dort zu schreiben. Dieses Wien ist das Unglück der Deutsch-Österreicher. London ist englisch, Paris französisch, Rom italienisch, aber Wien — Sentina gentium!

Genießen Sie die Wärme Ihres häuslichen Herdes und vergessen Sie nicht

Ihren alten

Pichler.

19. November. Es gibt Epochen der Geschichte von tiefster Tragik, und doch lassen sie sich nicht in eine Tragödie zusammenfassen, kaum in einen Zyklus. So der peloponnesische Krieg. Da würde

aber der Zug des Nikias ins Epische fallen. Man könnte dem ungeheuren Stoff nur gerecht werden, wenn man wie Äschylos im Traum des Atossa Länder und Städte gegeneinander führen wollte: Athen, Sparta, Syrakus, Persien mit Bürgern und Heeren als Chören und einzelne Personen, wie Perikles, Alkibiades, Kleon, Aristophanes. Für uns Moderne wären das freilich frostige Allegorien; nicht so den Alten, die hier Götter und Genien sahen. Man denke an die prächtige Τύχη Ἀντιοχίς.

*

7. Dezember. Die „Zerstörung Trojas" von Cornelius steht dem Äschylos weit näher als Goethes „Iphigenie" dem Sophokles.

*

8. Dezember. Sprache und Kunst stammen aus dem Naturgeist der Völker, deswegen lassen sie sich nicht berechnen und künstlich züchten. Daraus erklärt sich auch, warum Mozart bereits als Knabe komponierte, denn der Ton ist physikalisch; aber auch, daß kein Dichter in diesem Lebensalter Bedeutendes schaffen kann, weil sein Medium zwar einerseits zugleich das physikalische berührt, doch er andrerseits eines reichen Schatzes von Vorstellungen und Gedanken bedarf, die er nur mit den Jahren erwirbt.

Nachts bis zum Morgen Wetterleuchten, Südwind mit Gußregen; der Boden war kalt, so gab es Glatteis, daß man durch die ganze Stadt hätt' Schlittschuh laufen können. Frauen, Weiblein gingen auf den Strumpfsocken ins Rorate, oder krochen gar über den

Jesuitenplatz auf allen Vieren. So was hat man nie gesehen.

*

Das Tragische gleicht dem Vogel, welcher eine Lawine loslöst, daß sie niederbricht über Haus und Feld. In dem Sinne mancher moderner Ästhetiker war es bei großen Dichtern nie vorhanden.

*

Die Reklame hat einen stinkenden Atem.

1883.

An Al. Brandl.

Herford hat mir mit Shelleys Briefen einen großen Genuß bereitet. Sie decken sich mit seiner Dichtung, überall atmet er mit der Natur und aus der Natur, und diese Einheit des Lebens verleiht ihm jene Unbefangenheit, Unschuld und Reinheit, die ihm so viel Sympathie gewinnt. Er gleicht immer einer milden Landschaft, durch die seine Poesie wie Blumenduft zieht.

Sein Epipsychideon! All die gehäuften Bilder geben kein Bild, so wenig als die lauretanische Litanei. Seine Poesie kommt mir vor, wie das Wehen eines Lüftchens durch Wald und Wiese: die Halme biegen sich, die Blätter zittern, man spürt es, aber kann es nicht fassen.

Echt englisch ist es, daß er seinem Freunde Peacock einen Splitter von Tassos Kerkertüre schickt, ebenso, daß er so gern bei Ackerbau und Landwirtschaft verweilt. An Kunstwerken betastet er freilich nur die

Oberfläche und setzt, wenn es hoch kommt, seine Empfindung an die Stelle des wahren Verständnisses.

Lear fertig. Shakespeare sieht doch ganz anders im Original aus, als wenn ihn uns ein Übersetzer vorkäut.

Man liebt jetzt die Vergleiche; nicht bloß schillern, sondern prinzipiell tiefgreifen könnte ein solcher zwischen Antigone und Cordelia. Die berühmte Schilderung des Felsens bei Dover ist Ihnen gewiß nicht entgangen, Shakespeare wirkt hier durch Vergleiche und ich wundere mich, daß Lessing dieses nicht ausbeutete.

Gambetta und Chancy tot! Taaffe und Philippovich atmen noch; Gottlob! Das Satyrspiel unserer österreichischen Weltgeschichte kann ruhig weitergehen.

Etwas Tirolisches: Der h. Johannes v. Nepomuk wurde vom Landtag zum Patron gegen Überschwemmungen erkoren. Als ihm nun eine Deputation das Ernennungsdekret überbrachte, nahm er es nicht an: „Er sei bereits zu alt und könne daher das Wasser nicht mehr halten."

An der Universität besorgt ein altes Weib das Reinigen der Böden. Als sie neulich im Gypskabinet die nackte Venus beschaute, sagte sie: „So sein mer a g'wöst, wia mer jung g'wöst sein!"

Bezüglich der Irredenta sind alle Italiener gleichen Sinnes, wenn auch nur wenige putschen. Wär' ich Italiener, gehörte ich auch dazu. So faßt ein alter 48er die Sache auf.

Mit Pindar bin ich fertig; auch er kennt die Sphinx der Skepsis. Über seine Frage: „τί θεός, τι τοπάν?" sind wir heute noch nicht hinaus. Ihr P.

21. Februar. Heute war ich bei den Gypsabgüssen. Zwei Köpfe beschäftigten mich; der Gegensatz möchte sich weiter ausführen lassen und gäbe gewiß zu fruchtbaren Aperçus Anlaß. Die melische Venus und die Büste der Clythia. Jene wie ein heller Krystall, diese gleich einer tauschweren Mohnknospe in der Dämmerung. Ja, eine Silhouette für ein Kapitel Menschengeschichte.

6. März. Ein auferbauliches Geschichtchen erfuhr ich heute. Ein Kronprinz — an Österreich dürfen Sie ja nicht denken, beileibe nicht! — sah eine schöne Sängerin. Wie sehr häufig, regte es sich bei ihm. Er versuchte daher eine „Annäherung". Das Mädchen war jedoch brav, von guten Eltern, die bereits zwei Söhne auf dem Schlachtfelde verloren hatten, sie antwortete kurz: „Es sind schon zwei Glieder meiner Familie für das hohe Haus gefallen und das genügt." Diesem Mädchen möchte ich wohl die Hand küssen.

4. April. In Florenz sah ich eine Marmorgruppe: Das Schinden des Marsyas. Mir fiel Goethe ein, der sich über die gräßlichen Marterscenen der christlichen Kunst beklagt. Mit Recht! Ist aber nicht Marsyas ein Gegenstück zum heiligen Bartholomäus? Widerlich war mir stets das Bild Fra Piombos, wo die Schergen mit scharfen Zangen einer herrlichen jungfräulichen Apollonia die Brustwarzen abzwicken.

In den Uffizien gab mir ein Bildchen nach Rembrandt zu denken: die heilige Familie reizend aufgefaßt und gemalt. Ein hübsches Weib reicht vorn einem Buben die Brust, die Großmutter schaut zu, hinten steht der Nährvater Josef in Hemdärmeln ohne Weste,

eine alte Kappe auf dem Kopf, wendet uns beim Hobeln den Rücken. Wir befinden uns in der Werkstätte eines kleinen Handwerkers und doch atmen wir reine Luft, weil alles schön zusammenstimmt und ohne Gemeinheit so menschlich nahe ist. Darum glaubt man auch an den Vorgang. Im Pitti haben wir einen großen heiligen Franziskus von Ligozzi, er kniet vor der Madonna, die ihm von einer Wolke den Knaben reicht. Auf dem Rücken der Kutte ist ein grober Lappen aufgeflickt und das führt uns aus dem Repräsentationsbild in den schlechten Realismus, der mit kleinen Zügen erreichen will, was er nicht aus dem ganzen zu schaffen vermag. Eines schickt sich nicht für alle!

28. April. Endlich der erste Frühlingstag. Langsam, langsam ging ich über die Höhen bei Weiherburg, Schwalben flogen im wolkenlosen Himmel, am sonnigen Abhang zirpten die Grillen und einzelne Kirschblüten hatten die braunen Knospen gesprengt. Ich setzte mich auf die Steinbank am Bächlein und ließ den Blick über den Sammetrasen mit seinen Maßliebchen, Primeln, Gundelreben und Ranunkeln hingleiten bis zu den schimmernden Schneehäuptern der Alpen. Wie oft habe ich dieses Schauspiel genossen und es ist mir immer neu, weil es das Alter mit anderen Augen betrachtet als die Jugend, welche nur sich will: ruhiger, stiller, inniger! Man hat da manche Gerte zu einem schlanken Baum aufwachsen sehen — so nach und nach, und mancher morsche Stamm ist zusammengebrochen, aber die Herrlichkeit der Welt ist geblieben: unwandelbar, groß und heilig; ja, es ist ein Gefühl der Andacht, das unsere Brust durchzieht, wie der leise Wind, welcher

den Opferduft der Blumen emporträgt. Wir Alten sind der Auflösung ins allgemeine Naturleben näher, darum wirkt jedes Zeichen desselben so heimlich, so vertraut auf uns, sei es nun der Laut eines Vogels, das Summen der Fliegen, der Schmuck einer Blüte, ein Wolkenzug, das Abendrot, der Glanz der Sterne oder auch nur das Spiel eines Stäubchens im lichten Sonnenstrahle. Wir wissen, daß der Himmel über uns ist, wir entsagen, weil ihn weder Menschen noch Titanen erstürmen, aber wir vertrauen. Haben wir geirrt, so haben wir auch gestrebt; die Summe unseres Daseins — groß oder klein — ist ein Faktor im Leben der Menschheit, wie der Kalk der winzigen Koralle, die am Riff aus der Tiefe des Abgrundes zum Licht emporbauen hilft.

Jeden Frühling lese ich auf diesem Platze Schillers Spaziergang, und die Bewunderung für dieses Gedicht, welches den Inhalt der ganzen Geschichte symbolisch zusammenfaßt und in strenger Form auszuprägen verstand, steigt immer mehr. Schwerlich halten die Tragödien Schiller über der Lethe, klassisch ist, was er in Distichen schrieb, und da würden ihn Sophokles und Plato als unsterblichen Bruder grüßen.

*

Bei der fortschreitenden Ausbildung des antiken Schicksalsbegriffes möge man eine Stelle von Statius Theb. Lib. I v. 212 nicht übersehen:

Jupiter:

„Incipit ex alto: — grave et immutabile sanctis
Pondus adest verbis, et vocem fata sequuntur.“

*

Man soll endlich aufhören, von der Ruhe antiker Kunstwerke zu sprechen und dafür das richtige Wort setzen: „Unbefangenheit!" Gerade das ist die oft gerühmte schlichte Einfalt. Diese Gestalten erheben keinen Anspruch, ja sie wissen gar nicht, daß sie in ihrem Sein oder Tun von jemand gesehen werden. So auch noch die Renaissance hohen Stiles. Anders das Barock oder die Franzosen. Die stehen immer auf der Bühne, und es gilt nur ein Grund: „Éblouissez! éblouissez!

*

„Not lehrt beten!" sagt ein altes Sprichwort. — Aber hilft es auch?

*

21. Juni. Halbe Dämmerung. Der Himmel blaß wie durch Wolkenduft. In seiner Tiefe schwebte der Gekreuzigte, mit den Serafsschwingen, wie er S. Franziskus erschien. Der Kopf war auf die rechte Seite geneigt, das schlichte dunkle Haar hing wie ein Schleier nach vorn. Die Dornenkrone umflocht die Stirne, von der große Blutstropfen rannen. Plötzlich strahlten bis zum Horizont oben, unten, neben ihm helle einfache Kreuze und dann versank alles in Dunkelheit.

*

24. Juni. Um 12¼ Mittags verschied Cornelie.

*

Mein Schmerz endete mit einem Anfall, der mich etliche Augenblicke stumm machte; jetzt bin ich ruhig und gefaßt, es ist mir sonderbarer Weise, als wären Jahre seit ihrem Tod verflossen. Nachdem ich im Ka-

lender ihre Sterbestunde eingezeichnet, fiel die Feder zu Boden und wurde zertreten. Wie oft erfuhr ich, daß der Zufall manchmal symbolisch ist. Am Dienstag ging ich nach Klausen, die Tinneschlucht am Wildbach hin, der jede Straße zerstört hatte, bis zum Pocher, welcher jetzt verlassen ist. Die Einsamkeit wirkt doppelt schwer, wenn sie uns an einem öden Ort begegnet, an dem es vorher von menschlicher Tätigkeit wimmelte. Abends saß ich dann lang ober der Ruine Branzoll, über dem Geislerspitz lag ein schweres Gewitter, dessen Donner langsam herbeirollten und auf den Wolken zogen die Geister der Vergangenheit dahin.

*

Ewig ist nur, was keinen Anfang hat! Das wußte schon Aristoteles.

*

2. September 1883. Den ganzen Tag heftiger Scirocco. Weil er gegen Abend nur mehr stoßweise losbrach, fuhr ich mit meinem Sohn an den Platz, wo ich gewöhnlich zu fischen pflegte. Als wir dort anlangten, war der See ruhig; er ging in das Wirtshaus am Spitz, ich warf den Angel aus. Da flossen gegen sieben Uhr plötzlich in breitem Strome weiße Nebel über das Mondjoch. Ich wußte, daß dieses Sturm bedeute, stieß den Kahn an das Ufer und eilte im Laufschritt, meinen Sohn zu holen. Kaum waren wir eingestiegen, so brach der Orkan los. Es sausten die Tannen in der Höhe und beugten sich ächzend unter seiner Wut, dann fiel er auf den See, daß die Wellen hoch aufschlugen, bis man endlich in der undurchsichtigen Nacht nur mehr

das schauerliche Brausen hörte. Ich suchte am Gestade hinzusteuern, dann nahm mein Sohn die Richtung gegen das Fürstenhaus, mitten durch die wilden Wogen. Vergebens! In einer Stunde hatten wir kaum hundert Schritte bis zum Weber zurückgelegt. Die Wellen schlugen in den Kahn und überschütteten uns mit Wasser, während von oben der Gußregen niederstürzte. Wir wollten landen, die mächtige Flut warf uns schräg ans Ufer und nur mit Mühe gelang es uns, den Kahn auf den flachen Sand zu ziehen. Blos unserer Fertigkeit im Rudern und der ruhigen Haltung hatten wir es zu danken, daß wir entkamen. Und erst der Heimweg! Die Straße zieht knapp zwischen Berg und See hin, dieser warf seinen Gischt bis an den Abhang, wo wir hintappten. Triefnaß veratmeten wir an einer ruhigeren Stelle. Als wir gegen Norden blickten, sahen wir im Dunst unheimliche Lichter fern über den See hüpfen — da war ein Unglück geschehen. Am andern Morgen erfuhren wir, daß sich ein junger Mensch noch bei Tag auf das Wasser gewagt habe, jedoch abends nicht mehr zurückgekehrt sei. Die Schiffer trotzten dem Sturm, ihn zu suchen; sein Kahn war gekentert und er ertrunken. Vor Wasser triefend, das aus Kleidern und Schuhen rann, gelangten wir endlich nach Hause und konnten von einem Abenteuer berichten, wie ich es auf dem See, von dessen Ungestüm man seit vielen Jahren nichts mehr zu erzählen wußte, noch nie erlebt hatte und nicht mehr zu erleben wünsche.

*

19. September. Byrons Don Juan ist das größte Gedicht dieses Jahrhunderts.

Verliebte Augen! Der Toskaner sagt: „Fare gli occhi della triglia", was einen roten leckeren Fisch bezeichnet; der Franzose: „Faire l'œil de carpe" — des Karpfen. Woher die Ähnlichkeit der Bezeichnung, die man doch nicht wie pichione und pigeon — Taube auf die gleiche sprachliche Wurzel zurückführen kann? Wir Tiroler sind derber: „Augen machen wie ein gestochener Bock!"

*

Ein Herr sagte: „Was auf Erden ist, muß leiden — Menschen und Tiere!" — Da erwiderte der alte Niggl: „Nur haben die Tiere voraus, daß sie es nicht als Strafe Gottes betrachten müssen."

*

Wo Gott ist, ist auch der Teufel!

*

23. November. Les misérables von Hugo und 1793 fertig. Diese Qual nicht ein zweites Mal und überhaupt keinen Roman mehr von ihm. Mangel aller technischen Forderungen der Kunst, abgesehen von denen des gesunden Menschenverstandes. Man balanciert immer auf einer Nadelspitze und die kleine Lüge verschwindet vor der großen des Ganzen. Hie und da ein Geistesblitz, eine lyrische Blume; darum mag man es mit seinen kleinen Poesien versuchen.

*

25. November. Calderon „Das Leben ein Traum"! — Der versteht es, uns von der Gegenwart zu isolieren und auf den Schemel der Poesie zu versetzen!

*

20. Dezember. Eine gute Antwort gab mir der Schuster in der Pertisau, den ich aus einer großen Schüssel essen sah und deswegen aufzog: „Ja meinen Sie, Sie seien allein hohl?“

*

23. Dezember. Ich sprach mit dem Einnehmer am Kettensteg über den neuen Kirchenbau von Sanct Nicolaus. Er erzählte mir, daß er lang Kirchpropst gewesen: „Gegen Ende der dreißiger Jahre sei es sehr schlecht gestanden. Der Pfarrer habe alles vernachlässigt, überall Staub und Spinnweben, ja die Mäuse seien sogar in den Tabernakel gekrochen und hätten das Allerheiligste gefressen.“ — Und der liebe Herrgott wehrte sich nicht dagegen! Mir fiel Tertullian ein, der die Heiden verspottet, daß sich ihren Göttern von Holz und Stein die Vögel auf den Kopf setzen und sie beschmutzen.

*

13. Dezember. *Δός μοι, πῆ στῶ!*

1884.

Nichts ist treuer als das Unglück.

*

Das apokalyptische Weib mit der Sternenkrone und dem Mond zu Füßen: Die Menschheit schreit bei der schweren Geburt einer neuen Welt-Aera vor Schmerzen, aber der Morgen bricht noch nicht an, sondern es leuchten nur die Blitze nahender Ungewitter.

*

3. Februar. Ein Aufsatz in der Nuova Antologia veranlaßt mich zu einigen Bemerkungen. Der Witz und der Humor bewirken das gleiche: sie erregen Lachen. Nur ist der Ursprung verschieden. Der eine stammt aus dem Kopf, der andere aus dem Herzen; dieser wird nie, jener meistens verletzend und es ist auch seine Absicht. Der Witz ist der Gemeinheit, der Humor der Sentimentalität näher; während jener auf der Oberfläche spielt, greift dieser in die Tiefe, er setzt eine Innigkeit voraus, die sich nach manchen Kämpfen mit sich selbst ausgeglichen hat. Einer hohen Seele dient der Witz als Brenneisen für eiternde Wunden, der schlechte Mensch braucht ihn wie die Viper den Zahn; oft nur aus Eitelkeit.

*

Milton läßt die Teufel bei Lucifers Rückkehr plötzlich in Tiere verwandelt werden, die man als Ausdruck ihres Wesens betrachten kann. Wenn nun ein Zauberer plötzlich über die Menschheit den Stab reckte — es wäre grauenvoll!

*

Es gibt Gegenden, die immer dem Hagelschlag und jedem Unwetter ausgesetzt sind; fast möchte man behaupten, es gebe auch solche Menschen.

*

Ruf, Ruhm: Gegenwart, Zukunft!

*

7. April. Unlängst war ich zu Hall. Ich besuche hie und da meine toten Freunde, auf jenen Friedhof war ich 5—6 Jahre nicht gekommen. Wie sehr über-

raschte mich die lange Zeile Verstorbener, mit denen ich erst kürzlich gesprochen zu haben glaubte. So lag neben Seb. Ruf jener Ignaz Schöpf, den Weiber in Telves vertrieben, der Altkatholik wurde, sich dann bekehrte und als Kaplan in h. Kreuz endete. Er hat mit mir studiert, wir gaben ihm den Spitznamen Voltaire, nebenbei trieb er englische Studien und wurde schließlich von seinen Eltern nach Brixen gesprengt. Der Stein zeigt passend den Spruch: „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden.“ Da zog eine Reihe von 50 Jahren vor meinem inneren Auge vorüber. Moriture Delli!

*

Es ist besser, du gibst die Welt auf, als die Welt gibt dich auf.

*

Daß Reisen bilde, gehört zu den modernen Vorurteilen; wenigstens nur selten. Weitaus die Mehrzahl der Touristen will sich nur zerstreuen und wundert sich dann, daß sie die Langweile, die sie gern zu Hause gelassen hätten, auch in die Ferne begleitet. Viele wollen nur nach fremden Speisezetteln essen und fremde Mädchen küssen. Für die Massen ist Kunst und Natur Hekuba, trotz Bädecker und Gsell-Fels. Sie müßten zuerst der Selbstentäußerung fähig sein, und so hat Horaz recht: „Coelum non animum mutant trans mare currentes.“ Jene wackeren Bierbayern, die auf einem berühmten Berggipfel tarokten, waren wenigstens aufrichtig und ehrlich. Viele, welche zu Hause durch die Rücksicht auf ihre Bekanntschaften gebändigt werden, kehren nun die angeborene Roheit

nackt und ungeniert heraus, wie man denn nirgends häufiger der Gemeinheit, der Rücksichtslosigkeit, dem Egoismus begegnet, als auf Reisen. Das hat mir Jahr für Jahr die Pertisau bestätigt, welche allmählich eine große Fremdenstation geworden ist.

*

Die blöde Vielwisserei unserer Tage zerstreut nur, aber sie bildet weder Geist noch Herz.

*

Es gibt Menschen, welche das Unglück beständig mit seltener Ausdauer verfolgt und, sobald sie den Kopf über die Flut erheben, wieder grausam untertaucht. Bisweilen reicht das über den Tod, wie eine kleine Erzählung bestätigen mag.

Ein Mann hatte in den letzten Jahren seines Lebens so viel zu leiden an sich, seiner Frau und den Kindern — daß er endlich das Elend mit stumpfer Gleichgiltigkeit annahm und sich Tag für Tag schon gar nichts anderes erwartete. Wenn man ihm zusprach: „Unter dem Monde wechseln ja Regen und Sonnenschein!“ so zuckte er bei so trivialem Troste höchstens die Achseln, denn er hatte es ja anders erfahren und erfuhr es noch immer. Endlich lag er auf dem letzten Krankenbette. Da sagte er lächelnd: „Gebt wohl acht, wenn ihr meine Leiche über den Steg zum Freithof tragt, sonst fällt sie ins Wasser.“ — So geschah es auch. Es brach nämlich ein Gurt an der Bahre, und der Sarg rollte über das Geländer in die geschwollene Flut, denn es war gerade die Zeit der Schneeschmelze im Hochgebirg. Daher wurde die Leiche nie mehr gefunden und ist wohl im

fernen Meere versandet. Diesesmal kamen aber auch Pfarrer und Meßner zu kurz, denn sie erhielten keine Taxe für das Begräbnis.

*

In der Schule der Leiden erfahren wir, aber es ist nicht immer wahr, daß wir lernen.

*

Spinoza. Tue redlich Deine Pflicht auf Erden, obschon Du dabei leidest in allen Tiefen der Seele, dann wirf Dich vor dem Ewigen in den Staub und bete demütig: Nicht belohnen sollst Du mich dafür, daß ich Dich liebe, sondern nur gestatten, daß ich Dich liebe bis zum letzten Hauch meines Daseins.

*

Vergeben ist leichter als — Vergessen.

*

Meine Magd brachte mir eine Sage aus Brixen, dort lebte ein Wucherer; er ging über Land und traf auf der Straße einen Kapuziner. Weil er ihn neckte, hielt ihm dieser eine Standrede und verwies ihm sein schmutziges Treiben. Der Wucherer wurde noch übermütiger. Da hob der Kapuziner einen Stein von der Straße und hieß ihn schauen. Durch einen Schlot erblickte er den Abgrund der Hölle, wo die Verdammten wie Kinder in den Flammen eingewindelt heulten. Nun bekehrte er sich und starb als heiliger Büßer. Wär's nicht gut, wenn unserem modernen Fortschritt mit Syphilis, Schnaps und Tabak die altväterliche Hölle ein bischen an die Sohlen brennte?

*

Für die Gefährlichsten halte ich jene Schriftsteller, die ihrer Begabung nach zu drei Vierteilen Litteraten, zu einem — Dichter sind. Ihr Talent als Litteraten verweist sie auf den Tag und den Erfolg desselben, sie haben aber so viel echtes Metall, um ihn zu vergolden, und es braucht den Probierstein langer Zeit, um dieselben auf ihren Wert zurückzuführen. — Manche von den Jungdeutschen.

*

10. Februar. Den Spruch: „Quod licet Jovi, non licet bovi" könnte man vielleicht mit Recht umkehren „Quod licet bovi, non licet Jovi!"

*

Heut nachts träumte mir von meiner verstorbenen Freundin Cornelie. Wir sprachen sehr ernste Dinge; ich erinnere mich jedoch nur an ihr letztes Wort: „Für uns gilt Zeit und Raum nicht mehr!"

*

Man redet immer von einem Fortschritt der Menschheit. Zugegeben, aber was hat jener davon, der auf diesem Wege zermalmt wird?

*

Der Fatalismus der Orientalen ist schließlich nur ein anderer Ausdruck für die Notwendigkeit alles Geschehens.

*

27. Februar. Durch die Chants du Crépuscule von V. Hugo geht doch hie und da ein Zug echter Größe:

Seigneur est ce vraiment l'aube qu'on voit éclore? —
Oh! l'anxiété croît de moment en moment.
N'y voit on déjà plus? n'y voit — on pas encore
Est — ce la fin, seigneur, ou le commencement?

*

Wir haben prachtvolle Nächte. Orion neigt sich — rechts den Abendstern, links Sirius, um halb zehn zum Untergang, während Jupiter und Saturn nahezu im Zenith stehen.

*

3. April. Am Neubau des Ferdinandeum sind Friese angebracht; einige nackte Torsen erregten unseren Ultramontanen unkeusche Gedanken; man solle tierische Embleme aufstellen. Ich riet nun zu einer Garnitur von bockledernen Hosen und Chorröcken.

*

3. April. Natter will den Loki machen. Warum nicht Judas? Diesen darf man nicht als gemeinen Kerl fassen, einen solchen hätte Christus nicht angenommen, sondern als den Realisten, der einen klingenden Scheckel dem ganzen Gottesreich vorzieht. Als sein Gegensatz wäre der liebevolle Johannes hinzustellen: Zwei Bilder die denn doch wohl zur Gestaltung herausfordern und eine große Vertiefung gestatten.

*

Die Blumensonette der Gräfin E. Terlago veranlaßten mich zu einer Travestie:

Der Garten.

„Ihr seid Gesindel!“ — ruft von ihren Stecken
Die Malve höhnend, daß es wiederhole
Die Georgine dort vor ihrer Sohle.
„Ihr seid Gesindel! — tönt es, um zu necken.

„‚Gesindel?‘“ — wir! — so schallt's aus allen Ecken
Von Erbse, Rettig und dem Karviole
Der gelben Rübe und dem blauen Kohle, —
„‚Ihr seid Gesindel!‘ — ruft ihr eitlen Gecken.

Im Winter, wenn ihr jämmerlich erfroren,
Da wirft man euch verächtlich aus den Beeten
Uns hat dafür die Hausfrau klug erkoren.

Auf werden wir in Küchenzetteln treten,
Getauft französisch sind wir hochgeboren
Und laben selbst die Zunge der Asketen.“

Palmarum tralarum! War heut in der Pfarrkirche. Dieses Wogen und Nicken der Palmlatten mit Bretzlein und flatternden Bändern, welche die Buben kaum zu heben vermochten, hie und da ein Kind auf dem Arm der Mutter mit dem Ölzweig; ist das nicht ein rührendes Symbol? Und all die fröhlichen Gesichter zum Beginn des Frühlinges; ja laßt die Kleinen zu mir kommen, denn sie sind noch nicht aufgeklärt und brauchen es nicht zu sein, wie ihr alten Esel, aber stört ihnen auch nicht die Freude, denn was könnt ihr ihnen dafür geben?

*

„Der Mensch pflanzt die Hoffnung noch am Grabe auf!“ singt Schiller und sogar Leopardi der Pessimist

hat eine ähnliche Strophe. Das ist nicht wahr; du kannst mit gebundenen Händen in den Abgrund fallen, aus dem kein Entrinnen möglich ist und du siehst es mit klarem Blicke. Du darfst dir gar nicht einmal den Tod wünschen, weil er denen, die du liebst, neues Elend bringen würde. Dennoch wird er einmal kommen und sie vor fremde Türen weisen. Ist das nicht bitter? da ist jeder Gedanke an Hoffnung nicht Trost des Himmels, sondern Spott der Hölle und es gilt nur die kalte nüchterne Prosa des Teufels, zwar logisch, aber erbarmungslos.

*

„Viel Feind, viel Ehr!" — Richtig, es kommt aber auch darauf an, wer die Feinde sind.

*

27. April. Zu Florenz war ich am Ostersonntag in den Cascinen: Glänzender Korso mit all dem hohlen Prunk der großen Welt. Die Weiblein lagen faul auf dem Rücken in den Equipagen und blitzten Feuerpfeile; sie polstern sich jetzt den Hintern wie den Fettsteiß der Hottentottinnen. Niemand ist mehr von der Natur abgewichen, als die treuen Töchter der freien Natur, seitdem ihnen nach dem Sündenfall Gott Vater ein Gewand aus Tierfellen zusammenflickte, das kann jede Nummer der Frauenzeitung beweisen.

Dazwischen schwänzelten junge Herrlein mit lackierten Gesichtern, Offiziere süß wie Syrup, dramatische Bersagliere mit Federbusch und Radmäntelchen gleich Statisten in Fra Diavolo. Alles spielte mit dem Feigenblatt.

Auch Kinder waren da, geputzt wie die Äffchen und Gottes Geschöpf schon in der Jugend verhunzt. Nur eines sah' ich mit Augen wie der Abendstern, der droben zu leuchten begann, etwa von zehn Jahren; ich dachte an Beatrice, und als der Wind die Flügelsamen der Ulmen vor meinen Füßen hintrieb, fragte ich wohl: Ist all die Eleganz mehr als dieser? — Eine Amsel scheint das gleiche gefühlt zu haben, sie sang ihr Abendlied als wär' dies alles nicht da.

Zu Verona erfuhr ich auf dem Bahnhof den Tod Geibels. Er war eine edle Natur, die Gemeinheit lag tief unter ihm. Wir kannten uns persönlich und haben uns hier und da etwas geschickt; nicht blos manche Gedichte, auch das Bild seines Wesens verdient erhalten zu bleiben.

*

Hans Vintler, dem Viktor Hugo und die Franzosen als die größten Meister galten, äußerte jüngst: „In hundert Jahren werde man über Goethe und Schiller lachen." Er hat nicht Unrecht, nur aus einem anderen Grunde als er meint. Die Kunst Goethes und Schillers ist trotz der Meisterwerke, die sie schuf, Renaissance und dabei vornehm, was die Deutschen nie lang aushalten. Wir können sagen, beide leben jetzt schon mehr in den Scharteken der Alexandriner, und sind bereits tiefer unter dem Bewußtsein der Gebildeten, als diese zugeben möchten.

*

1. Mai. Die Büste von H. Fuß stellt mich eben dar, wie ich täglich auf der Straße wandere und so

erkennen mich die Leute vielleicht am besten. Sie wurde nicht in meinem Auftrag gemacht — wo nähm' ich wohl das Geld her? — sondern der Künstler ersuchte mich, ihm Modell zu stehen, weil er eine Persönlichkeit wollte, die man nicht blos zu Innsbruck kenne. Hier hätte er freilich besser getan, den Schweinmetzger Norz oder den Bierwirt Breinößl zu machen, die hätten ein größeres Publikum gefunden.

*

Wenn der Gefolterte heult, ist das vielleicht Weltschmerz?

*

Die ganze Wissenschaft mancher Leute gleicht einer Wurst; sie hacken die Dinge kurz und klein und haben sie dieselben in den Darm ihres Gedächnisses geschoppt, so glauben sie auch dieselben zu verstehen.

*

Die Menschheit braucht wenig Bücher, und die sind vielleicht geschrieben.

*

Manche Leute stehen vor einem Kunstwerk wie Ochs und Esel, als sie statt dem gewohnten Heu das Christkindlein in der Krippe fanden.

*

6. Mai. „Ergib Dich in den Willen Gottes!" Das heißt, erkenne, daß ein jeder Widerstand gegen die Notwendigkeit der ewigen Weltordnung vergebens ist.

*

Die armen Theologen! Sie kämpfen gegen die Naturwissenschaften mit den Waffen der Scholastik.

Als ob sich von Tatsachen durch Syllogismen etwas abhandeln ließe. Das ist der Krieg des Wallfisches gegen den Bären. Die Naturwissenschaft kann nur durch die Naturwissenschaft und zuletzt durch die Philosophie überwunden werden, wenn diese je den Urgrund der Dinge zu finden und auszusprechen vermag. Doch möchte ist fragen: Macht die Mathematik die Scholastik als formelles Bildungsmittel entbehrlich und tat man gut daran, diese ganz aus der Schule zu verbannen? Könnte man bei den Dialektikern nicht hie und da eine Fechtstunde nehmen?

*

Das Vaterunser ist ein Gebet des Einzelnen für die ganze Menschheit und im Namen derselben. Darum heißt es immer „uns" und nicht „mir" und „mich".

*

Das Gebet des Glücklichen? — Er streichelt das Bäuchlein, das nimmersatte, faltet die gierigen Klauen und gähnt zwischen Schlaf und Wachen zum guten Herrgott: „Mehr, noch mehr!"

*

Alle Wesen, Tiere, Pflanzen, Gestein, sind aus chemischen Elementen zusammengesetzt und behaupten sich nur so lange, als diese in lebendiger, beziehungsweise gesetzlicher Verbindung bleiben. Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Eisen, Kalk ist noch kein Organismus, kein Mineral, aber sie liegen darin gebunden. Etwas Ähnliches ist es in der Poesie mit den Gemeinplätzen; diese müssen sich ganz unter die Haut des Kunstwerkes gezogen haben und nur dann erscheint dieses als solches.

Das hängt nun freilich von der Gestaltungskraft im weitesten Sinne ab und darum ist auch die Fabel mit ihrem „docet“ am Schlusse nur Halbpoesie.

*

Die Sonne scheint über Gerechte und Ungerechte, aber der Hagel trifft auch Gerechte und Ungerechte.

*

Goethe, Schiller, Platen, Lenau, Uhland und andere haben die deutsche Sprache auf eine reine Höhe gebracht. Das scheint manchen zu vornehm, sie stülpen die Hemdärmel auf, setzen sich, den Stummel im Maul, zum Bierkrug und beklatschen die Schlampereien, Flickwerke und Verdrehungen der... Doch ich will keine Namen nennen, man errät sie ohnedem. Der Beifall hat noch eine äußere Ursache: das erwachte Selbstgefühl der Nation; da glaubt mancher, Urgermanisches vor sich zu haben, und ergötzt sich an den gemütlichen Rüpeleien. Das gilt auch von den Stoffen. Die Mode wird vorübergehen und die gebildete Welt nicht bei Stabreim und Pfahlbauten neu anfangen.

*

Um den traurigen Zustand des deutschen Lustspieles zu erklären, beruft man sich auf die Verschiedenheit der Sitten in den verschiedenen Städten, so daß was in Berlin gefällt, in Wien kalt läßt und umgekehrt, das gleiche gilt von München, Stuttgart, Leipzig. Das ist alles richtig, man möchte aber fragen, warum die Komödien, welche vor allen den Parisern auf den Leib

geschrieben wurden, in allen diesen Städten ohne Unterschied gefallen?

*

22. Mai. Der berühmte Mythos, den Sokrates beim Symposion aus dem Munde Diotimas erzählt, soll in uralter Zeit anders gelautet haben und der biblischen Überlieferung wenigstens nach einer Seite näher gestanden sein. Was ich da und dort von seinen Trümmern auflesen konnte, will ich hier erzählen, ohne es jedoch zu wagen, über Echtheit oder Unechtheit Vermutungen aufzustellen, oder vielleicht verschobenes zurecht zu rücken.

Da heißt es nun: der erste Mensch habe als Sohn der Allmutter Erde vollkommen an Geist und Körper ein seliges Leben geführt und sei zu solcher Macht erstarkt, daß ihn die Götter nicht bloß beneideten, sondern sogar fürchteten. Sie hielten nun Rat, wie er unter ihr Maß hinabgedrückt werden könne, fanden jedoch weder Mittel noch Weg. Da stieg Eros wie eine Flamme aus dem Chaos an der fernen Grenze von Himmel und Erde empor und bot ihnen seine Hilfe, wenn sie seine Herrschaft über alles Leben anerkennen wollten. Sie schworen ihm dieses freudig beim Styx. So wie er selber der Sohn verschiedener Elemente war, formte er aus irdischen Stoffen verschiedener Tiere: des bunten Schmetterlinges, der boshaften Wespe, des anmutigen Rehes, der falschen Schlange und anderer, die ich nicht nennen mag, den Leib des Weibes und mischte ihm etliche Tropfen vom Herzblut bei, das er dem Manne, als er schlief, heimlich abgezapft hatte. Zur Seele verschmolz er einen Strahl

des Abendsternes mit etwas Glutfluß des Phlegethon. Nachdem er sie, ein Wunder an Reiz und Schönheit, fertig geknetet, nannte er sie Pandora und führte sie bei Anbruch der Nacht dem Manne zu; ihr Aug' entzündete in ihm das Rasen der Liebe. Das Herzblut als Teil seines Ich zog ihn feurig zu ihr, die anderen Stoffe stießen ihn als ungleichartig ab, sodaß er im rastlosen Kampfe seines Innern die Kraft aufrieb, die ihn zum Herrscher des All gemacht hätte. Was noch übrig blieb, verzehrte die gemeine Sorge für Nahrung und Unterhalt, den er Weib und Kindern schaffen mußte und er versank in die tiefe Nacht des Elendes, daß er sogar zu den Göttern, die ihm weder helfen wollten noch konnten, flehend die Arme erhob. So wurde das Paradies ein Jammertal; die Zwietracht, die das Weib in ihn geworfen, ging auch auf seine Söhne und Töchter über; Neid und Haß, Raub und Totschlag gediehen üppig allerorts. Das war der Sündenfall, der auch den Tod brachte und die Erbsünde von Geschlecht zu Geschlecht; denn nur der Reine ist selig und unsterblich. Da öffnete die Erde zornig die Schleußen der Tiefe und riß die Menschen in den Abgrund, aber die wenigen, die übrig geblieben, pflanzten das Unheil fort, daß es bald war, wie vordem. Das sah Prometheus, der Erde ältester Sohn, dessen Weisheit keiner List der Verführung erlag. Er war aus dem Geschlecht der Titanen, in welchem die Kräfte der Natur und Menschenseele Leben gewannen. Auf sie folgten dann die Götter, beweglich wie die Luft und die Wolken schwebten sie empor und tronten auf Bergeswipfeln, hoch über der gemeinen Wirklichkeit

der Dinge, deren Bilder ihr heiteres Aug' ergötzte, ohne daß sie sich am rohen Stoffe beschmutzten oder stießen. Ihr Wollen war Willkür.

Dann erst kam der Mensch, der fest auf dem Boden stand und mit dem Geiste über Zeit und Raum hinausdrang, bis ihn das Weib in die Enge zog. Dessen dachte Prometheus und erbarmte sich. Er zündete eine Fackel an der reinen Sonne an und brachte sie den Menschen, mit ihr die Kunst, die Wissenschaft, das Gewerbe, und mit ihm schwebte seine Schwester Pallas Athene herab, die große hehre Heilige und lehrte den Menschen die Arbeit, durch die er sich selbst versöhnen und das Paradies wieder gewinnen kann, bis zum großen Weltenbrande, der alles unlautere vertilgt und den Staub in das ewige umschmilzt und auch die Götter verweht er wie Rauch, weil sie nur im Dasein beharrten und nicht wie der Mensch im Kampf mit sich selbst und der Welt vorwärts, aufwärts drangen.

Ich möchte dieser Erzählung beifügen, daß auch die alten Deutschen ähnliche Sagen gerettet zu haben scheinen; ja sie wirkte sogar, wenn ich nicht irre, auf das Christentum nach.

Jedenfalls halte ich den Mythos in dieser Fassung für älter als der, welchen Diotima dem Sokrates erzählte, wenn ihn nicht Plato erst für seine Zwecke umbildete.

25. Mai. Am Wege nach Amras stehen einige Faulbäume, die verdorrt sind, weil man ihnen die Rinde abgeschunden. Ein Greis, dem seine Angehörigen das bitterste Herzeleid zufügten, sah traurig hin und sagte: „Ich bin auch so, bis ich sterbe, hat man mir

die Haut abgezogen, aber was dann? Den dürren Baum kann man auf dem Herd oder im Ofen verbrennen, ich bin aber gar nichts nütze und da mögen meine Leute schauen, was sie machen.

*

Stimmung, ja! — Eine gute Ausrede für den Mangel an Phantasie.

*

Die Julisonne lag heiß und blendend auf den Straßen von Schiras. Ein alter Mann schlich verdrossen im Schatten einer Mauer zum Bäcker, um dort für ein paar Pfennige sein Mittagsbrot zu holen: Firdusi, der arme große Dichter. Wie er nun so sein Laiblein im Ärmel des Kaftan barg, sah er eine Grille, die vergebens zappelte, aus dem Staub zu kommen. Er hob sie mitleidig auf und warf sie über die Mauer eines nahen öffentlichen Gartens. Als der Tag verkühlte, wollte er dort unter den Büschen ausruhen, gerade dem Platze gegenüber, wo er die Grille gefunden hatte. Er sah hin, sie lag ertrunken in einem Marmorbecken. „So ist nicht einmal die Grille klein genug, um ihrem Schicksale zu entrinnen!“ rief er aus, „und der allmächtige Schah von Persien stellt sich ihm trotzig entgegen!“ fügte er nachdenklich bei. — „Wo für alle Wesen das Gleiche gilt,“ fuhr er nach einer Weile fort, „darfst du dich nicht beklagen, daß es für dich keine Ausnahme gibt, sondern danke vorläufig, wenn du auch nur eine trockene Semmel hast, sie hier und da in den Brunnen zu tunken. Allah sei gepriesen!“

— Seitdem murrte er nie mehr über das Los seiner Armut.

*

Du liegst unter einem schweren schwarzen Bahrtuch und hältst die Löcher, welche die Motten darein gefressen haben, für Sterne.

*

Warum greift Ihr nicht tiefer in den Gnadenschatz der Wunder? (Einen Kranken heilen, Lazarus aufwecken, der auch scheintot sein konnte, einen Feigenbaum vertrocknen lassen, oder gar Säue ins Meer sprengen!) — Verwandelt einmal einen Stelzfuß in Fleisch und Bein oder macht zerstreute Knochen lebendig; das könnte man gelten lassen! Alles andere ist mehr weniger problematisch.

*

Ein Finkenpärchen aus dem nahen Garten hat mir seine zwei Jungen vorgestellt. Die lustige Familie sitzt auf dem Fenstergesimse, pickt die Hanfkörner und Brotbröckchen auf, die ich hingestreut, so nahe, daß ich sie mit der Hand erreichen könnte. Eins und das andere schaut mich wohl mit den glänzenden Äuglein an, als wollt' es sich noch etwas ausbitten, dann flattern sie plötzlich fort, bis sie der Hunger oder der Regen wieder her treibt, Unterstand zu suchen. Wenn ich nicht auf bin, klopfen sie oft schon um vier Uhr früh an die Scheiben, sie wollen ihr Futter.

*

Mancher glaubt, die Erde könne sich nicht um die

Sonne drehen, wenn er ihr nicht die Jahreszeiten aus dem Kalender vorgerechnet hat.

*

Man kann immer die Wahrheit sagen und doch nicht wahr sein.

*

Am 17. Juni 1884 um fünf Uhr abends traf ich vor dem „Café Bilger" in Innsbruck meinen alten Freund Balthasar Hunold am Arme seiner Schwester, wie er sich langsam und mühselig neben den Mauern vorwärtstastete. Er teilte mir kurz mit, daß ihm nicht mehr zu helfen sei, er werde daher morgen um 1 Uhr in die Schweiz abreisen. „Ich danke für alles!", waren seine letzten Worte; als wir uns zum Abschiede die Hände reichten, wußten wir beide, daß wir uns nie wieder sehen würden, — noch ein langer Blick und er schob sich weiter. Am 27. Juni starb er und ruht nun unter einem weißen Marbelstein in heimischer Erde.

Der Sohn armer Leute war Hunold zu Oberurnen bei Glarus am 26. April 1828 geboren. Er schlug verschiedene Lebenspfade ein: als Hirt trieb er die Rinder seines Dorfes auf die Alm, dann trug er als Krämer Warenballen von einem Bauernhofe zum anderen und wurde endlich Schullehrer, ohne irgendwo Wurzeln zu schlagen.

Im Jahre 1848 trug ihn ein günstiger Wind nach Innsbruck, er trat als Schüler ins Gymnasium und studierte unter bitteren Entbehrungen aber mit ausgezeichnetem Erfolge. Da wurde die Stelle eines

Skriptors am Ferdinandeum frei; weil er fremder Sprachen kundig war, empfahl ich ihn, und er erhielt den Platz. Nun war er im Hafen, von dem er bis in den letzten Tagen nicht mehr auslaufen sollte.

Das Gehalt war nicht groß, aber die Aufgabe auch nicht schwer; er mußte die schriftlichen Einläufe erledigen, Etiketten zeichnen und gelegentlich Fremde in den Sammlungen herumführen, wofür er dann ein kleines Trinkgeld erhielt. Bei seiner großen Mäßigkeit konnte er allmählich ein paar tausend Gulden ersparen, die er auf ein Häuschen legte.

Da saß er denn in der Kanzlei sinnend und denkend, ob ihn nicht die Muse besuchen wolle? — Oft lehnte er des Winters, die Hände rückwärts, am warmen Ofen und „trocknete das Pulver". — Kam ich zufällig daher, so begann er stereotyp in seinem gemütlichen Schweizer-Deutsch: „Sie Herr Professor, i hob an Gedonk'n, der war für a Sonetterl!" — „Nun, was denn?" — Da erzählte er langsam, Wort für Wort betonend, mit gemessenem Ausdrucke. Ich lachte ihn meistens aus; er gab aber nicht nach, bis ich meine Ansicht sagte und wohl auch einen oder den anderen krummen Fuß einrenkte. Das war meistens nur Reflexions-Poesie, wie es geschieht, wenn man erst zur Seele den Leib suchen muß. Er lagerte diese Ware gewöhnlich in einem Lokalblatte ab und wurde dann dafür gehänselt; der sarkastische Professor Josef Daum travestierte ihn einmal als „Nabuchodonosor Unhold". Indes darf man seine Poesie nicht zu niedrig anschlagen, namentlich unter den Sonetten findet sich manches treffliche, nach Form und Inhalt ausgereifte, das

selbst Platens strengen Maßstab ertragen würde. Gilt aber dieser, den er von Petrarca entlehnte, in allen Punkten? — Wohl durchschnittlich für den architektonischen Aufbau der Strophen. Unser deutsches Sonett scheitert jedoch am Reim. Den weiblichen fordert der italienische Meister bei allen vierzehn Versen, man denke jedoch an die meckernden e, denen wir nicht entrinnen. Wir finden bei Platen Stücke genug, wo jede Zeile mit en schließt; das kann nur ein Gehör ertragen, wie es bei uns Deutschen wenig entwickelt ist. Darum haben auch Dichter, wie der melodische Bürger, der auch Trochäen verwendete, später Lenau und Gilm in seinen wälschtirolischen Sonetten den männlichen Reim angewendet. Bezüglich der Verkettung der Verse und des Übergreifens des Inhaltes von einer Strophe in die andere oder gar von den Vierzeilen in die Terzinen — möchten wir uns mehr den Italienern nähern. Am willkürlichsten verfuhren die Engländer z. B. Wordsworth mit dem Schema, so daß fast der Charakter des Sonettes verloren geht. Darüber ließe sich viel verhandeln, das bleibe jedoch einem überlassen, der dafür Leser zu finden hofft.

Kehren wir von diesem akademischen Abstecher wieder in die Kanzlei des Museums zurück.

Hunold's „Gedichterln", für die er eifrig Propaganda machte, indem er sie oft deklamierte, erlebten im Laufe der Jahre mehrere Auflagen, was zu Innsbruck, ja sogar an der Pleisse und Spree bei allem Hochdrucke der Reklame nur selten geschieht. Freilich rümpft man dort über uns kalt die Nase und hält

die Türe zu, wie mir denn ein Schriftsteller aus Berlin schrieb: „Für alles aus Österreich und Süd-Deutschland besteht die Main-Grenze meistens noch immer!“ Trösten wir uns.

Ein feiner Humor, manches gelungene Bildchen machte seine „Innsbrucker und Haller Spaziergänge“ beliebt. Auch ein und das andere erzählende Gedicht leistete er; als ein Meisterwerk in seiner Art, wie die deutsche Litteratur nicht viel ähnliche besitzt, bringe ich am Schlusse den „Wirt an der Mahr“. Man errichtet diesem Helden der Wahrheit jetzt zu Bozen ein Denkmal, Hunolds Verse werden jede goldene Inschrift auf Stein überdauern.

Aber auch die Liebe plagte den „Alten im Bart“ nur zu oft. Da war er sehr naiv. Zum letztenmale wendete er sich an ein vornehmes Fräulein ihm gegenüber. Es war Winter. Er zwängte sich nun in der schmutzigen gestrickten Wolljacke durch das enge Guckfenster und starrte wie Toggenburg zur Holden empor, die ihn höchstens auslachte. Als sie starb, legte er auf ihr Grab einen Kranz Sonette, was ihm die stolzen Verwandten sehr übel nahmen.

Seiner politischen Gesinnung nach blieb er stets der geborene Republikaner, der sich über hohe Herrschaften, Aristokraten und Mandarinen mit behaglicher Ironie äußerte, ohne jedoch zum Angriff zu schreiten; das hätte nicht blos seiner Stellung, sondern auch seiner milden Natur widersprochen. So verhielt er sich auch dem Klerus gegenüber; nur einmal hörte ich ihn drollig schimpfen, als ein Hochwürdiger zu Hall seine Eifersucht erregte.

Hunold hatte sich in Tirol völlig akklimatisiert, er lernte mit den Tirolern lieben und hassen; seine Heimat besuchte er nur selten mehr und kehrte stets gern zu uns zurück, „denn meine Londsleut' sind gor so prosaisch!" Vielleicht das Babettli, die Tochter seines Freundes Vogl, ausgenommen! Hunold war eine populäre Gestalt; jedermann kannte ihn, jedermann grüßte ihn, wenn er langsam durch die Straßen zottelte.

Die Zeit hat ein weites Sieb; wie viele von der Unmasse deutscher Dichter und Dichterlinge, und seien sie heute auch die gefeierten Lieblinge des guten deutschen bum bum Publikum — werden nach hundert Jahren übrig sein? — Dann taucht wohl wieder unser Custos in der Jacke auf, den vor allen die Schweizer nicht vergessen sollten. Die Züge seines plastisch schönen Kopfes hat uns der Meisterpinsel Defreggers erhalten; das Bild hängt unter den Gemälden des Ferdinandeums, wo er 31 Jahre waltete.

Über Hunolds Grab sind noch nicht volle zehn Jahre hingegangen, er ist fast vergessen wie Senn, Pfeifer, Streiter und andere: — dem Dichter die verdiente Auferstehung, seiner Asche Frieden!

*

Der Wirt an der Mahr.

Einen Tag vergißt der Tiroler nicht!
Zu Bozen tagte das Kriegsgericht,
Ein neuer Rebell war ausgespürt:
Der Wirt an der Mahr wird vorgeführt.

Der General spricht, den jeder kennt:
„Sofern du gewußt von des Königs Patent,

So lautet das Urteil auf Pulver und Blei,
Doch wenn du's nicht wußtest, so bist du frei!"

So sprach der Mann; es kam ihm leicht,
Ihn hat der Gemahlin Bitten erweicht:
„„Ich weiß, daß dein Herz ihn nicht tödten kann,
Blick deine eigenen Kinder an."" —

„Sein junges Weib kam heut zu mir,
Zwei blühende Kindlein hingen an ihr,
Ein drittes trägt sie in dem Schoß!" —
„„O mach' die Kinder nicht vaterlos!""

Und nochmals fragt er — im Saal wird's still —
Und jeder den Biedern retten will,
Und erwartungsvoll klopft jede Brust,
Doch er spricht fest: „Ich hab's gewußt!" —

Als vom Frühroт gefärbt am nächsten Tag
Wie Blut der Schnee auf den Bergen lag,
Da hat zu des Landes ewigem Schmerz
Verblutet das beste Tiroler-Herz.

Da lag, von den Kugeln dahingestreckt,
Ein Leben, das nie eine Lüge befleckt,
Ein Held der Wahrheit, wie keiner war!
Das ist die Geschichte vom Wirt an der Mahr.

*

28. Juni. So sind die Menschen! Wenn Du am Kreuze hängst und Dein Herzblut niedertropft, dann schauen sie wohl neugierig zu Dir empor; Du sollst eben nicht seufzen, sondern ein geistreiches Bonmot machen; sonst zucken sie die Achseln im Fort-

gehen und fragen: „Wozu ist denn eigentlich die ganze Komödie?"

*

29. Juni. „Mein Gott, mein Gott, was hast Du mich verlassen!" Das ist der furchtbarste Schrei, die schwerste Anklage, welche je im Dunkel der großen Menschentragödie von einer Lippe kam.

*

30. August. Aus der Tiefe des Volksgeistes für das Volk dichten, das ist Volkspoesie und kann unbewußt geschehen, tu' es auf dem höchsten Standpunkt der Bildung und Welterfahrung, dann bist Du ein großer Kunstdichter.

*

1. Juli. Mögen Psychologen und Philosophen in Ewigkeit über die Freiheit des Willens streiten, in der Praxis des Lebens müssen wir sie stets voraussetzen.

*

Im Organismus, sei er nun Krystall, Pflanze oder Tier, ist alles auf einen Mittelpunkt bezogen; darum ist in der Kunst die Komposition das Schwerste.

*

3. Juli. Die Gaberwirtin sagte jüngst zu einer Bäuerin: „Wenn eines vom andern das geheime Leiden wüßte, ginge jedes still nach Hause und dankte Gott für das seinige."

*

10. Juli. Heute abends ein Gewitter. Da beobachtete ich eine Erscheinung, von der ich wohl bisher reden hörte, aber nicht daran glaubte. Um 9 Uhr

fuhr ein Blitz aus der Höhe der Höttingerkirche mit großem Glanz senkrecht in die Luft und erlosch ober dem Brandjoch. Ihm folgte ein scharfes und rasches Knattern.

*

1. August. Unlängst erzählte ich zwei Priestern, welche mich auf einem geologischen Ausfluge begleiteten, vor der Brücke zu Schwaz, wie im Jahre 1809 auf dem gleichen Platze ein junger, bayerischer Soldat stand und den viehischen Gräueln seiner Kameraden eine Zeitlang zusah. Endlich lehnte er sich entsetzt an eine Mauer und rief zum Himmel: „Es gibt keinen Gott, wär' einer, so hätt' er schon längst mit seinen Blitzen dreingeschlagen!" — Also praktischer Atheismus.

*

Es ist ganz richtig; ein Kunstwerk darf als solches nur vom Standtpunkt der Kunst beurteilt werden. Weil es alles auf die Form bezieht, ist es im gewissen Sinn Selbstzweck wie auch ein Organismus seine Teile gegen einander auf ein Ganzes abwägt. Zugleich ist es durch seine Harmonie sittlich, insoferne Sittlichkeit Harmonie ist. Aber nur insoferne, also ganz abstrakt. Anders verhält sich ein Kunstwerk, wenn wir es nicht blos als solches, sondern im Zusammenhang mit der übrigen Welt betrachten. Da wirkt es auch stofflich und es hilft alles Gerede von Selbstzweck nicht mehr, gerade so wie die Organismen nicht bedingungslos da sind. Da muß sich die Kunst den Mächten des Lebens einordnen und den Ideen derselben den angemessenen Körper leihen. Wer leugnet, daß sie das Größte im

Dienste der Religion schuf und von dieser die erhebendsten Anregungen empfing!

*

Unlängst hieß es in einem Aufsatze: „Er schrieb nie Briefe zum Fenster hinaus." Ganz richtig, an die Geliebte, die Frau, einen Duzbruder. Muß man aber die Römer, die Franzosen und Italiener, ja auch Goethe, Schiller, Humboldt schelten, weil sie wußten, daß ihre Briefe früher oder später veröffentlicht würden und daran dachten, als sie schrieben? Es ist schon eine Pflicht gewöhnlicher Artigkeit gegen den Adressaten, die Feder nicht schleuderisch über das Papier laufen zu lassen, wie man Briefe ja auch nicht mit Tintenklecksen und Fettflecken abschickt. In Deutschland, wo man sich in der Kneipe freundnachbarlich grob anbiedert, während man anderseits lächerlich auf Etikette hält, wollen manche nicht wissen, daß auch ein Brief ein kleines Kunstwerk sein kann, desungeachtet zieht man dem Klatsch zuliebe jeden Papierstreifen aus dem Kehricht, um ihn zu veröffentlichen.

*

Jedes Jahr, das wir leben, ist die schärfste Kritik desjenigen, das wir gelebt haben.

*

Geborene Egoisten widern nicht an, insofern sie unbefangen handeln; sobald sie jedoch zum Bewußtsein von sich und der Welt kommen, sind sie vollendete Schurken.

*

Weil die Natur ihre Zwecke ohne Rücksicht auf das

Individuum verfolgt und dieses einfach als Mittel braucht, erscheint sie grausam. Seht die arme Raupe; die Schlupfwespe bohrt sie mit dem Stachel an und legt die Eier in ihren Leib, wo sie sich entwickeln, ihren Wirt aufzehren und als leblose Haut zurücklassen.

*

Man betrachtet die Menschheit wohl als einen höheren Organismus, so daß die einzelnen Menschen — jeder an seinem Platz — etwa die Zellen vertreten würden. Es gibt jedoch Millionen, welche nie zum Bewußtsein der Menschenwürde erwachten und Millionen, die durch harte Dienstbarkeit unter sie herabgedrückt wurden, ohne die Hoffnung, je sich wieder zu erheben. Wer wagt das als göttliche Weltordnung zu bezeichnen? Auf! zersprengt diese Ketten und wär' es mit Dynamit!

*

Jean Paul gelangt immer erst durch eine lange Spirale an den Punkt, den andere geradeaus mit wenigen Schritten erreichen.

*

23. Juli. Bisweilen macht die Natur einen symbolischen Witz, daß man fast an Absicht glauben möchte. Wo sich außerhalb des Seespitzes der Weg gabelt, steht rechts ein rohes Kruzifix mit einem Vordache. Unter diesem hängt gerade über dem Haupt des Erlösers ein großes kugeliges Wespennest. Er läßt sie summen und brummen — was tut's? Er ist ja von Holz! Sie gedeihen jedoch unter seinem Schutze vortrefflich.

*

24. Juli. Der Diener des min. zool. Kabinettes, Anton Niggl im 70. Jahr an schmerzlicher Krankheit verschieden. Er war bescheiden, gut und treu, ein Herz wie Gold, so daß ich mit ihm verkehrte wie mit einem Freund, den das Leben schwer und lang geprüft hatte. Wenn wir im Juli nach der letzten Vorlesung das Kabinett schlossen, sagte ich nicht ohne Wehmut zu ihm: „Vielleicht ist es für einen oder den andern von uns das letzte Mal" — und heuer mußte er sich zu anfang Juli auf das Krankenbett legen, von dem er sich nicht mehr erhob. So ruh' er denn aus von Leiden und Arbeit, einer der wenigen Menschen, deren Hingang zu bedauern ich noch Ursache habe.

*

3. August. Gaber stach ein Schwein. Als er es schrotete, kam ein altes Bauernweiblein und er schenkte ihr etliche Knochen zu einer Suppe. Daheim am Herde rief sie nun freudig aus: „Ja, ja, der Herrgott ist halt doch noch oben!" So dankbar für so wenig ist der einfache, schlichte Mensch. Wie undankbar sind wir für so Vieles!

*

Die Kampfscene zwischen Orlando und Mandricasso (Ariosto 23), wo jener im Sattel auf den Boden zu sitzen kommt und diesen das Roß davonträgt, könnte in Ästhetiken als Beispiel einer komischen Situation angeführt werden, dagegen ist der Morgante Pulcis eine humoristische Figur, um die ihn jede Litteratur beneiden darf: treuherzig, bieder und plumpfest wie Georg von Frundsberg.

*

Gerechtigkeit und Billigkeit beziehen sich auf unser Verhältnis zu anderen, die Sittlichkeit auf uns selbst und ihr erstes Gebot ist wohl, daß jeder nach allen Richtungen aus sich mache, was er nach jeder Richtung durch seine Anlage werden soll.

*

Mag ein Dichter, sagen wir ein Künstler, was immer für einer Zeit angehören, er ist nur dann ein Epigone, wenn er aus zweiter Hand lebt.

*

Das Ding an sich läßt nicht mit sich spaßen.

*

Wir Modernen haben so viel mit Frauenliebe zu schaffen, daß uns das antike Ideal hoher Freundschaft ganz verloren scheint.

*

Lucrèce von Viktor Hugo ist nicht blos Schnaps, sondern Fusel über Pfeffer abgezogen. Aber gemacht und auf den Effekt berechnet! Wär' er auch kein Franzos! Manche Scene wäre so recht für ein Bauerntheater,, wo Romantik dieser Sorte noch immer hinreißt.

*

Die Götter strafen uns oft am schwersten, wenn sie unser Gebet erhören.

*

Wir sind nach allen Stadien der Gegenwart, des Raumes bedingend und bedingt; die Vergangenheit bedingt uns, wir bedingen die Zukunft, also in gerader Linie zurück und vorwärts. Es ist das die Kette von

Ursachen und Wirkungen und der ganz unfaßbare Gedanke, daß sie nie begonnen habe, mag mit beigetragen haben, daß der Glaube an eine Schöpfung in der Zeit entstand. Das Unmittelbare als Urquell, dem alles entspringt, das alles in Raum und Zeit entläßt und wieder zurücknimmt, ist und hat Raum und Zeit nicht in sich, denn diese sind eben das Endliche in unendlicher Addition.

*

Die modernsten Realisten streichen die Farbe nicht mehr auf die Leinwand, sondern dem Publikum als Brei in das Maul.

*

Wenn sich Dein Stolz auch Dem und Jenem nicht verpflichtet fühlt, so bist Du es doch der ganzen Menschheit.

*

Trostlied an Dr. Gottlieb Putz, podagraischen Altmeister
in
Meran
Von seinem alten Freund Adolf Pichler
in
Pertisau.

„Die Sonne sinkt, bald Abend wird's,
Wollt dich noch einmal grüßen,
Weiß Gott, ob ich auch morgen noch
Aufsteh' auf meinen Füßen!"
Dr. Gottlieb Putz.

Ei raunze nicht so jämmerlich,
Als wolltest du schon sterben.
Trink vorerst den Tirolerwein,
Und laß ihn nicht den Erben.

Zwar sind schon deine Haare weiß,
Was hast du da zu klagen?
Als einen Kranz von Edelweiß
Kannst du sie ruhig tragen.

Du hüpfst auch nicht als Böcklein mehr
Im Tanzsaal auf und nieder,
Doch singst du als ein alter Bub
Noch frische Jugendlieder.

Und schickt man in den Himmel dich
Wie du die Patienten,
Brauchst du voraus Sankt Peter nur
Ein Faß Vernatsch zu senden.

Der ist ein gutes altes Haus —
Trinkt bis zur Nagelprobe
Und jodelt mit den Engeln dann
Hellauf zu deinem Lobe.

Und auch an holden Weiblein soll's
Da droben dir nie fehlen,
Aus Ursulas elftausend kannst
Du dir das schönste wählen.

Doch wenn du als ein Sultan sie
Dir alle willst behalten —
Von mir aus kannst du Tag und Nacht
Mit ihnen fröhlich schalten.

Drum raunz' mir nicht so jämmerlich
Als hättst Arsen im Ranzen —
Denn eh's zum Abschied kommt, laß uns
Noch leeren manchen Panzen.

Adolf Pichler.

*

Die Entdeckungen der Industrie, der Wissenschaft hängen an keinem Namen, keiner Person. Wenn sie heute der X nicht macht, macht sie morgen der Y oder übermorgen der Y oder Z. Dabei wird keinem sein Verdienst, schärfer gesagt: sein Lohn bestritten. Anders die Werke der Kunst, der Poesie, diese kann nur einer schaffen, der von der Natur dazu bestimmt ist und insofern mag man ihn eine Natur zweiter Potenz nennen. Es ist der Genius, für den das Talent als notwendiges Surrogat — denn die Welt hat ihren täglichen Bedarf, den es bestreitet — aber nicht als Ersatz eintritt. Darum steht er in und über seiner Zeit.

24. September. Nach Stams und von hier auf die Alm, wo wir nach dreistündigem sehr steilen Anstieg bei der Dämmerung eintrafen. Wir fanden eine lustige Gesellschaft, teils geistlichen, teils weltlichen Standes; die hochwürdigen Pater trugen die Kutte der Cistercienser abgeschnitten ober dem Knie und nahmen sich dabei recht drollig aus wie kroatische Ammen. Alle miteinander waren auf der Gemsjagd gewesen und hatten einen Bock auf die Decke gebracht. Das veranlaßte mich zu einem kleinen Scherz im Fremdenbuch, zu dessen Erklärung ich bemerke, daß man im Oberinntal demjenigen, der leer von der Jagd kommt, eine Geige an das Haus zeichnet.

*

Zöh'n Jaga, a Gamsl,
Dös is halt a Gfrött;
Zöh'n Jaga, a Gamsl —
Vier Krickel gibt's nöt.

Und neuni, dia müass'n
Die Geig'n hoam trag'n,
Und neuni, dia derf'n
In Diandl nix sag'n.

*

Du reichst uns eine Kegelkugel statt eines Sternglobus, soll das vielleicht Tiefsinn sein?

*

Unbewußte Intelligenz! Abgesehen von der Contradictio in adjecto im Worte selbst ein Anthropomorphismus!

*

Welchen Bankbruch wird die hochmütige moderne Wissenschaft erleiden, wenn sich die Menschheit plötzlich überall besinnt, daß sie ihr nur Tatsachen, aber nie den letzten Grund derselben gibt.

*

Was von Gott stammt, kehrt zu Gott zurück, wie der Regen, der sich mit Staub zu Kot mischte, wieder zum Himmel steigt, von dem er niederfiel.

*

Wenn das Tier das Nahen des Todes fühlt, so verkriecht es sich stumm und ergeben in den verborgensten Winkel, als wollt' es der reinen Sonne und den anderen Wesen den traurigen Anblick der Vernichtung ersparen. Überrascht er es plötzlich wie der Uhu einen Vogel im Schlafe, so ist nichts ergreifender als der Schrei des Schmerzes und der Angst, der Ausdruck des Jammers und der Hilflosigkeit in sonst scheinbar starren Gesichtern. Diese Anklage der Natur ist weit

schwerer, als sie das bewußte Wort vorbringt, denn dieses kann ja lügen.

28. September. Je mehr Du reifest, desto weniger wirst Du verklagen, desto mehr beklagen.

*

Jawohl! Ein Kerl, der gar nichts taugt, ist in Deutschland noch immer gut genug zu einem Schriftsteller.

*

Die Nacht weicht bald von ihrem Sternentrone, Du wachst auf, vor Deinem Auge liegt schwarzes Dunkel, aber in Deinem Innern leuchtet es hell: Du siehst die Nichtigkeit jedes Strebens nach irdischer Größe, die Nichtigkeit alles irdischen, ohne Schonung zerreißt der Schleier, den Eigensucht und Selbsttäuschung, Irrtümer und Sünden woben. Da ist es Zeit, sich dem Wesen der Dinge zuzuwenden, um auch hier auf dem Wege bittern Zweifels endlich zu erkennen, daß Du nicht blos von Dir, sondern von höheren Mächten außer Dir abhängst, um auch hier zu entsagen und in schweigender Ergebung abzuwarten, was sie über Dich verfügen. Welche Torheit, weitsichtige Pläne zu entwerfen, wo uns nicht einmal der nächste Tag gewiß ist!

*

Allerdings! jedes Wesen ist mit den Organen ausgestattet um sich auf der Welt durchzubringen, warum sind sie aber dennoch auf die gegenseitige Vertilgung angewiesen? Warum ergänzt und erneuert sich das Leben fortwährend durch Mord? Oder ist dieses die

immergleiche Summe von Kraft, deren Posten sich untereinander ändern, aber nie aufheben?

*

Person? Beim Menschen ist das Bewußtsein durch das Sein bedingt, beim Absoluten das Sein durch das Bewußtsein, darum kann man auch nicht in unserem Sinne von einem persönlichen Gotte sprechen.

*

Will man philosophieren, so handelt es sich nicht blos um die Grenzen unserer Erkenntnis, sondern auch innerhalb dieser um die Feststellung der Begriffe, insofern sie vom Menschen auf das Absolute übertragen werden dürfen, oder bloß als Analogien anzuwenden sind.

*

Wenn die Theologen die Schöpfung der Welt an eine Zeit knüpfen, widersprechen sie dem Wesen Gottes in der Ewigkeit. Warum sagen sie nicht: Gott setzte die Welt von Ewigkeit an als ein zweites, denn als solches ist sie von ihm abhängig, nur durch ihn und ohne ihn nichts. Dann nimmt sie aber auch kein Ende in alle Ewigkeit, weil die Schöpfung eben ein notwendiger Akt Gottes von Ewigkeit an ist.

*

Der Pantheismus giebt die Lösung keiner Frage, er formuliert sie nur anders.

*

„Concordia discors!" Schärfer und kürzer wird schwerlich jemand eine Beobachtung und mit dieser ein

Grundproblem jeder Naturphilosophie aussprechen, als es Horaz im Briefe XII an Iccius getan.

*

27. September. Der ganze Witz des Schulmeisterleins Wutz, welches sich die Bücher nach den Titeln des Meßkataloges schreibt, verfliegt, wenn man bedenkt, daß es sich dieselben zwar nicht kaufen, aber doch gelegentlich leihen und dann ausziehen konnte. An eine Auferstehung Jean Pauls, welche manche prophezeien, glaube ich nicht, abgesehen von allem anderen verhindert sie sein Stil und seine Behandlung der Gegenstände.

*

Nicht uninteressant wäre die Vergleichung der Beiwörter in den Epen verschiedener Völker. Wolframs Treverzent der schnelle, Homers *πόδας ὠκὺς Ἀχιλλεύς* dann sein Agamemnon *κραδίην δ' ἐλάφοιο* und das cœur de matin des Griart de Roussillon.

*

Ob Rabelais den Morgante maggiore kannte? Der Gargantua erinnert manchmal an ihn.

*

„Das Weib ist ein Rätsel!" — „Ja, wie alles Unlogische!"

*

Das moderne Drama — Novelle, Roman — verdankt den meisten und pikantesten Stoff doch der Hysterie.

*

Das Gesetz der Erhaltung der Kraft ist nur ein Folgesatz der Unzerstörbarkeit des Stoffes, denn mit dieser ist jene gegeben. Sagt nicht schon Spinoza: „omne quodquod est, suum esse conservare studet.“

*

4. Dezember. Als Bischof Rudigier in Todesgefahr war, haben mehrere fromme Personen ihr Leben statt des seinen Gott angeboten. Auch vor sieben Jahren geschah es und eine derselben starb auch, während der Bischof genas. Das ist doch das Opfer in jüdisch alttestamentlichem Sinn und geradezu eine Abirrung vom Christentum.

Kaiser Franz Josef sagte, als er bei Eröffnung der Arlbergbahn am Montafon, der Heimat Rudigiers vorüberfuhr: „Der ist ein Bischof, wie er sein soll!“

*

Das Tragische begreift sich nur als Religiöses.

*

Sehr richtig war die Bemerkung, die ich heute hörte: daß die Deutschen das Buch nicht schätzen, beweist der Verfall der Buchbinderei, die fast nur noch Leinwand mit gepreßtem Muster verarbeitet. Für die meisten Werke ist freilich das noch zu gut.

*

13. Dezember. Heute Nacht Feuer in S. Nikolaus. Ich verschlief den Lärm, als ich des Morgens die Brandstätte besuchte, war jede Gefahr beseitigt. Die Leute hatten ihren bescheidenen Haushalt auf die Gasse gestellt, auf einem Bette lag eine Tafel mit ver-

schossenen Goldleisten und in dieser ein Brautkranz mit dem dazugehörigen Sträußchen. So hatten diese armen Menschen Lieb und Treue in ein spätes Alter gerettet und das Zeichen davon den Flammen entrissen.

*

15. Dezember. Hegel sah auf die französischen Philosophen und Encyklopädisten des vorigen Jahrhunderts sehr geringschätzig herab und doch hatte er einen Zug mit ihnen gemeinsam: er wollte alles a priori konstruieren.

*

16. Dezember. Beim „Zufälligen" bestreiten wir nicht das Naturgesetz, nach dem und durch welches etwas geschieht, sondern nur, daß es aus einem vernünftigen Plane geschieht.

*

17. Dezember. Der Begriff Gott leidet keine Mehrung noch Minderung; er hat keine Grenze in sich und außer sich. Die Welt müssen wir als ein Gegebenes hinnehmen, ohne Art und Umfang derselben bestimmen zu können.

*

18. Dezember. Ich habe das Wort „Gott" schon öfters angewendet und wende es noch an, obwohl es die Theologen in Verruf gebracht und die Philosophen außer Kurs gesetzt haben. Es hat wenigstens den alten Sprachgebrauch für sich, habt ihr einen gleichartigen Ausdruck?

*

19. Dezember. Wenn ihr den Raum als Anschauungsform faßt, schließt das aus, daß er ist? — Denkt darüber nach!

*

20. Dezember. Ein Weltenplan hebt die unendliche Kette von Ursache und Wirkung auf. Er entspringt aus einem Schöpfer und da kann die Welt, wie sie entstanden ist, auch wieder verschwinden, obwohl in diesem Falle, weil sie einmal da war, es nie sein wird, als ob sie nie dagewesen wäre.

*

29. Dezember. Wie lechzt mein Gaumen nach einem Becher Lethe, ach er wird mir aus der Hand geschlagen, wenn ich ihn zu den Lippen führe.

*

Die Gräfin Terlago.

In diesem Jahre wendete sich die Gräfin Karoline Terlago wegen ihrer Gedichte an mich. Ihre Mutter hatte sie herausgegeben, sie blieben jedoch völlig unbeachtet. Ich riet ihr nun eine neue Ausgabe zu veranstalten; die vielen schlechten und fehlerhaften Verse wollte ich einrenken. Das hat mir Mühe genug verursacht, wer sich davon überzeugen will, möge beide Ausgaben vergleichen. Ich betrachtete diese Arbeit als eine Ehrensache, habe nie einen Lohn gefordert und hätte auch keinen angenommen, wär' er mir geboten worden. Einen Bogen Briefmarken, den mir zu schicken sie taktlos genug war, ließ ich unter Rezepisse zurückgehen. Nachdem ich den Druck besorgt hatte, setzte die Frau Gräfin die Verbindung mit mir nicht

mehr fort, ich habe seit Jahren von ihr nichts mehr erfahren und kann daher nicht sagen, ob sie noch dichtet oder nicht. Selbstverständlich habe auch ich mich mit ihr nicht mehr beschäftigt und werde mich hüten, in ähnlichen Fällen meine Mitwirkung zu leihen.

*

Ich habe in diesem Jahre viel ernst und tief gedacht, aber nur wenig aufgeschrieben. Manche Fragen wollte ich abschließen, wenn sie abzuschließen wären und zu wissen, daß dies unmöglich ist, darin liegt eine Art Beruhigung.

1885.

Am 14. April 1885 starb zu Knittelfeld der Bezirksrichter Wilhelm Stricker, ein geborener Achentaler. Er war Dichter. „Sein „Laurin“, ein kleines Meisterwerk, erschien im „Alpenfreund“ und hätte gar wohl einen eigenen Abdruck verdient. Freilich hätte es auch dann schwerlich viel Beachtung gefunden, wie alles, was abseits von den Mittelpunkten des litterarischen Marktes und der Reklame erscheint. Einen sehr schönen Vierzeiler, der unbekannt ist, bewahre ich hier auf:

„Was ich schreibe sind die Wellen des ewigen Meeres,
Aber unter den silbernen Wellen liegt die unerschöpfliche Flut.
Wir genießen nicht aus; der Genuß ist die reine Schaumperle,
Die der unendliche Ocean der Sehnsucht trägt.“

*

Einen Schuft darfst du verachten, vor hunderttausend sollst Du Dich bücken.

*

14. April. Älter werden ist nicht Entwickelung.

*

15. April. Die Sprache ist Philosophie und doch das größte Hindernis der Philosophie.

*

20. April. Was nützt die Weisheit, welche auf der Straße predigt, wenn die Leute in der Kneipe trinken oder im Salon tanzen.

*

Mancher schreibt Bücher, nicht damit sie gelesen, sondern gedruckt werden.

*

Die Menschen strafen Gott, wenn er ihnen nicht zu Willen ist, dadurch, daß sie ihn leugnen.

*

Der fromme Katholik bezeichnet sich des Morgens auf Stirne, Mund und Brust mit dem Kreuze: Bewahre meine Gedanken rein; hüte und segne mein Wort, läutere mein Herz zu heiliger Liebe.

*

Die Mystiker haben das schöne Wort vergotten; die neuen Franzosen vererden alles; es fällt kein Strahl aus einer höheren Welt auf ihre Schöpfungen; natürlich! den könnte man weder polarisieren noch durch das Prisma zerlegen.

*

Um auf Boileau zu kommen, paßt die Stelle l'art poet. IV. 77—80 nicht in das Programm von Sturm und Drang?

C'est lui qui vous dira par quel transport heureux
Quelquefois dans sa course un esprit vigoureux
Trop resserré par l'art, sort des règles préscrites
Et de l'art même apprend à franchir leurs limites.

*

Ich habe nun Fénelons Sermon pour la fête de l'épiphanie gelesen. Das Meisterstück einer Hofpredigt, jedes Wort fein, liebenswürdig, durchdacht. Der Franzose redet nicht nur, er hört sich auch reden. Was aber der heilige Paulus gesagt hätte! Mir gestattete sie einen Einblick in das siècle de Louis XIV. wie kaum ein poetisches Werk.

*

Viele halten den Witz für Poesie; er ist es nicht, aber er kann als Element in sie eintreten.

*

Du mußt nicht auf der Geige Trompeten blasen und den Esel als Nachtigall in den Käfig sperren.

*

Willst Du Hydrostatik studieren, so brauchst Du weder den Rheinfall, noch den Ocean, es tun's etliche Glas Wasser; willst Du Hydrostatik malen, so wähle den Rheinfall oder den Ocean. Dort ist die Sache, hier die Erscheinung alles.

*

Zeit und Raum heben sich in der Ewigkeit und Unendlichkeit auf, wie soll man diese umschreiben.

*

25. April. Der Gott der Engländer war und ist ein zorniger Jude; Shelley und Byron schleuderten ihre Blitze wider ihn und trafen die Heuchelei ihres Volkes.

*

Dürer's „Melancholie" ist nicht die Schwermut, sondern der Tiefsinn; ins Griechische übersetzt: die Pallasbüste in der Glyptothek.

*

Das Alter zeigt den Menschen wie er ist: Wenn das Laub abfällt, sieht man die Raupennester.

*

Die Schönheit der Blumen ist kein Bedürfnis für die Ochsen, welche sie fressen.

*

Man lacht über den Fuchs, der eine nicht erreichbare Traube sauer schalt; von jenem spricht jedoch niemand, welcher davonschleicht, weil er überhaupt keine Traube findet.

*

Ihr erhebt euch über den Boden wie der Biertisch, an dem ihr kneipt, seid aber so schmutzig wie er.

*

Wenn Du etwas gelernt hast, ist es ganz gleichgültig von wem — wenn Du nur nicht das Lerngeld mit Deinem Ich bezahlst.

*

Ich habe Gäste. Ein Schwalbenpärchen nistete in meiner Wohnung und zwitschert lustig darauf los. Vor den Fenstern haben sich Amsel und Fink angesiedelt. Die Frau Fink, eine „zahlreiche Familienmutter" setzte sich auf den Söller vor meine Füße und bettelte mit bekümmerter Miene um ein Brotbröckelchen.

*

Der echte Realismus besteht wohl darin: daß ein Werk — sei der Stoff was immer! — den Schein der Wirklichkeit besitzt.

*

Wer auf dem Ocean geistigen Lebens schwimmt, muß stets die Arme regen, sonst versinkt er.

*

23. Juni. Eine Frau hatte ihren Knaben zu Bett gebracht. Er warf sich hin und her und wollte nicht einschlafen. Nach einer Weile redete sie ihm zu, er antwortete lebhaft: „O, Mutter, laß mich! Wenn Du wüßtest, was ich mir für eine schöne Geschichte erzähle!"

*

24. Juni. Kosmos und Pan ist zweierlei, wie Weltordnung und Weltall. Jene läßt sich aus den bloßen Eigenschaften des Stoffes nicht ableiten, weil dieser Vielheit und nicht Einheit ist.

*

25. Juni. Bezüglich der poetischen Formen beginnt eine gewisse Solidarität zwischen den europäischen Völkern zu herrschen; kein Wunder weil sich

überall die nämlichen Ideen einkleiden. Die Antike tritt überall zurück, Platen wäre bei uns nicht mehr möglich und auch in Italien wird man zum Bewußtsein kommen, daß die Versuche Carduccis zu nichts führen.

*

26. Juni. Der erste zu sein ist nicht schwer, wo kein — erster vorhanden ist.

*

Das Deutschtum in Österreich könnte man mit dem Gold der Kaiserkrone vergleichen, das die mehr-minderwertigen Steine trug und band! Der Reif liegt zersprungen auf dem Boden.

*

Wenn man berechnen könnte, wie viele Menschen wissentlich oder unwissentlich vom Betruge anderer leben!

*

Jemand sagte jüngst von einem faulen Burschen: der möchte am liebsten für sich einen anderen auf den Abtritt schicken.

*

Die Kunst ist Gegenwart in höherem Sinne.

*

Die Wellenlänge einer Bewegung, welche die Menschheit erschüttert, ist meistens sehr groß. So zogen die Kreuzzüge durch ein Jahrhundert; die Ideen der französischen Revolution wogen noch, jetzt staut sie aber das Anwachsen und die Entwickelung geschichtlichen Bewußtseins, das den Tatsachen mensch-

licher Natur und der darauf ruhenden Erfahrung ihr Recht sichert. Man nennt das fälschlich konservativ. So besann und besinnt man sich gegenüber der Renaissance in der Litteratur des letzten Jahrhunderts wieder auf das Wesen des deutschen Volkscharakters, wenn man Besinnen nennen darf, was sich zum Teil instinktiv vollzieht. Ob da nicht noch Fausts Vermählung mit Helena als Mißehe bezeichnet wird? Diese Strömung schwillt immer mehr und läuft gewiß tief in das nächste Jahrhundert. Die Gegensätze wechseln und gleichen sich nie aus; das ist der Fortschritt und das Unglück der Menschheit.

*

Können wir den Grund für die Beschaffenheit und Verteilung der chemischen Stoffe angeben? Warum ist auf der Erde oder jenem Stern so viel Gold, Mangan, Kobalt? Es ist eben so! Sie verbinden sich gesetzmäßig, wie die Zahlenverhältnisse ausdrücken, alles, was geschieht ist gesetzmäßig, die Bahn des größten Nebelfleckes wie die Anziehungskraft des Atomes: so bildet sich das Gift der Viper, der Blasenstein und der Gichtknoten; der Nervenreiz, der den Arm des Meuchelmörders zum Dolchstoß treibt, läßt sich nach Kraft und Wirkung berechnen. Dieses Wie und Warum ist klar. Aber die Empfindung und das Leiden beginnt mit dem Organismus und daran hängt sich beim Menschen das Schuldbewußtsein. Hier sucht ihr das Incommensurable, aber alle eure Theodiceen haben noch nichts erklärt.

*

22. Juni. Ihr bewundert die ewige Gesetzmäßigkeit der Natur? — Die ist doch selbstverständlich; ein Wunder wäre es dann, wenn sie etwas ungesetzmäßiges zuließe und dadurch in Widerspruch mit sich selber geriete.

*

13. Juli. Abends: Pans Tod fertig. Der Stoff kam mir um 3 Uhr morgens, als ich zufällig erwachte, wie angeflogen, ohne daß ich mich seit langem in einem ähnlichen Gedankenkreise bewegte.

*

Pans Tod! Er gilt hier nicht im Sinne der älteren Mythologie, sondern im tieferen der Philosophie, welcher sein Name ὁ πᾶν aus der Bezeichnung des Weltalls τὸ πᾶν entsprang, wobei man auch an das berühmte ἒν και πᾶν erinnern darf. Er vertritt die ganze Götterschar insofern diese Naturkräfte verkörpern. Pan stirbt, weil diese sinnliche Religion der Religion des Geistes, die hier als Christentum bezeichnet ist, weichen muß, nachdem der Stifter desselben durch seinen Tod der Natur den Zoll gezahlt hat. Alles ersteht aus der tiefen ratlosen Trauer zu neuem Leben, das ewig ist wie der Geist und Engel unverhüllt von irdischem Stoff singen das Alleluja!

*

Will man die letzte Zwiebelschale abziehen, — nun — so hat man den Sieg der geistigen über die nur sinnliche Weltauffassung. Der Stoff, aus einer Retorte

in die andere getrieben, wird ins abstrakte verflüchtigt, wie es das Kochbuch deutscher Ästhetik fordert.

*

Diese Ideen erscheinen mir in christlicher Symbolik, weil ich im Christentum aufgewachsen bin, sie gelten aber an und für sich und ein anderer fände vielleicht ein anderes Kleid dafür. Wie gesagt, man kann diese Gedichte so deuten; geschaffen habe ich sie ohne jede solche Nebenbeziehung.

*

24. September. Nachdem mich in den letzten Wochen die Gicht belästigt, gestern auf dem Unuz. Mittags die Höhe erreicht; dort ungefähr eine Stunde gelegen. Die Lichtfülle war außerordentlich; gegen Süden wogte ein silbernes Meer, daß das Auge selbst aus dem Schatten den Glanz nicht lange ertragen konnte und sich geblendet abwendete. Gegen fünf Uhr im Tale. Als ich aus dem Wirtshaus zum Schiffe ging, war der Himmel von Wetterwolken umhüllt, bei Anbruch der Nacht ein heftiges Gewitter, der Blitz zerschlug 2 Telegraphenstangen kaum 100 Schritt von mir. Obwohl ich mich stark angestrengt, keine Spur von Ermüdung.

*

Weltgeschichte! Und die Menschen verstehen nicht einmal das, was sie sehen und erleben.

*

Gemüt und gemütlich! Wie kann man dieses Beiwort von jenem Hauptwort ableiten. Im Gemüt

liegt Hölle und Himmel beisammen, gemütlich drückt das Behagen des Bierphilisters aus.

27. Dezember. Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit läßt sich doch nicht ganz aus der egoistischen Begier, das hiesige Erdenleben jenseits lustig fortzusetzen, ableiten: das ist nur die rohe, sinnlich niedrige Form jenes Dranges. Nicht ewig zu leben, sondern im Ewigen zu leben ist der höchste Wunsch der edelsten, erhabensten Geister. Wir erfahren schmerzlich, daß all unser Scharfsinn nicht über das Vermögen unserer Organe hinausreicht, daß wir durch diese das göttliche nur ahnen, aber nicht zu ergreifen vermögen. Diese Sehnsucht nach dem Ewigen erklärt kein Darwinimus; ein Wissen, das nicht in die Wurzeln alles Seins hinabsteigt, tröstet nicht das cor inquietum Augustins. Nur im Ewigen können wir ruhen und diese Sehnsucht verbürgt uns, daß wir für das Ewige bestimmt sind, indem wir uns, mit den Mystikern zu reden, vergotten. Sind wir zu dieser Einsicht gelangt, dann rennen wir nicht mehr als linkische Titanen gegen die uns gezogene Grenze, sondern erwarten ruhig, bis sich unser Schicksal erfüllt und das Wort einlöst, das es dunkel und unaussprechlich in unsere Brust gelegt hat.

*

31. Dezember. Einsam und allein in meinem Zimmer. Durch die dunkle Nacht blicke ich in die Ferne auf das Grab meiner armen unglücklichen Tochter Marie! Ruhe sie in Frieden!

1886.

18. Januar. Mancher Mensch kommt mir vor, wie ein Wurm, den ein böser Bube gespießt hat; er mag sich winden und drehen, wie er will, sein Schicksal kennt kein Erbarmen.

*

19. Januar. Quantus! — cur non quantulus?

*

20. Januar. Das Absurde ist der notwendige Bestandteil jeder dogmatischen Religion, denn nur dieses läßt sich glauben und dabei den Glauben als Verdienst anrechnen. Das Volk hat aber immer und überall das Bedürfnis eines solchen Glaubens. Daher hängt sich das absurde sogleich an Religionen, deren Stifter nur das Gute, Edle, Vernünftige wollten und aussprachen. Buddha.

*

21. Januar. Die sogenannte poetische Gerechtigkeit ist eigentlich nur ein schwacher Behelf für das Gewissen, das bei jedem Schritte in die wirkliche Welt verletzt wird. Der Realismus sieht davon ganz ab und er tut vielleicht recht daran. Nehmt die Dinge wie sie sind und wenn sie auch noch so schlecht sind. Die poetische Gerechtigkeit gehört in das Kapitel des Moralisierens und das ist das dümmste, was man tun kann.

*

23. Januar. Der Ehrgeiz der Ohnmacht ist der Vater des Neides.

*

25. Januar. Es gibt Kunstwerke, die über jedes Lob, aber nicht über jeden Tadel erhaben sind.

*

6. März. Charakteristisch bleibt, daß die Deutschen für „noblesse" im moralischen Sinne kein eigenes Wort haben; dagegen ist Schmutzerei echt deutsch.

*

7. März. „Lasset die Kleinen zu mir kommen!" — sagte Christus der Herr. „Aber nicht die Armen und Kranken, die Schmutzigen und Häßlichen!" — ergänzen wir.

*

15. März. Wenn ich es noch nicht aufgeschrieben habe, will ich es jetzt tun. Die letzten Worte Andreas Hofers, als er in Mantua zum Tode geführt wurde, lauten: „Dös han i a 'n Kaiser Franz z' danken." Der Leutnant, der die Decharge kommandierte, war ein Elsässer und verstand ihn daher. Er kam später nach Wien und erzählte die Geschichte Ludwig August Frankl, dem er auch den Namen angab.

*

23. März. Meine „Erzählungen aus Tirol" sind keine Dorfs- sondern Volksgeschichten.

*

24. März.Boglietti deutet leise an, daß auch Dante zum alten Eisen geworfen werden dürfte. Es weht eine scharfe Luft, welche die Ideale der Vergangenheit wegfegt und den schmutzigen Boden der Gegenwart ohne Hülle zeigt. Wir stehen an der

Schwelle eines neuen Weltalters, ob einer neuen Jugend der Menschheit, ist freilich die Frage.

2. Mai. Die Gedichte von Uhland. So oft ich sie wieder lese, weht es mich an wie Hauch der Jugend: ich habe sie als Student mit den Studenten gesungen.

*

6. Mai. Wie der Paläontolog nach Koprolithen sucht, nehme ich bisweilen die Werke von Dichtern zur Hand, denen man längst den Kehraus geblasen. So den „Bräutigam von Mexiko" des einst hoch berühmten Clauren. Das war in den Tagen unserer Großväter, was werden die Enkel von uns sagen? Ich könnte manchen großen Hans nennen, der sich was gewaltiges einbildet und kaum neben Clauren zu stehen verdient. Sic transit gloria — Germaniae!

*

8. Mai. Eine Sprache lernen? — Man muß von der Mutter an darin aufgewachsen sein.

*

9. Mai. Allerdings ist $9 = 3 \times 3$; es ist aber auch $= 5 + 4$.

*

9. Mai. Angeborenes Mißtrauen deutet auf Falschheit und Schlechtigkeit des Charakters.

*

10. Mai. Die Grundwurzel der Menschheit bleibt doch immer das Sittliche: das sich in Eins fühlen, wissen, bilden ins Unendliche, Ewige, Göttliche!

*

11. Mai. Die Leute haben recht das Leben auf ihre Art zu genießen, sie sollen aber nicht fordern, daß man sie bewundere oder ihnen gar die Zeche zahle.

*

12. Mai. Die meisten Menschen haben nur wenige Vorstellungen, die leiern sie wie eine Drehorgel immer ab.

*

15. Mai. Jetzt wo Eisenbahnen und Dampfschiffe die Menschen durcheinander rütteln, erwahren sich die Worte Bonalds: „Rapprocher les hommes n' est pas le plus sûr moyen de les réunir.

*

17. Mai. Das Streben nach Wahrheit ohne sie zu erreichen, ist ewige Nichtbefriedigung. Daher ist Lessings vielberufener Ausspruch unwahr; Dante würde ihn wahrscheinlich verurteilen, ewig mit der Stange in den Nebel zu fahren und nichts zu treffen.

*

18. Mai. Unser Naturalismus ist ebenfalls nur ein Rückschlag gegen die Ideen des vorigen Jahrhunderts, die zur Revolution führten. Rousseau hielt den Menschen von Natur aus für gut, erst die Kultur habe ihn verdorben, dafür nennt ihn ein moderner Romanschriftsteller die Bestie mit den abgestumpften Klauen in Glacehandschuhen. Jedenfalls entspricht der Satz De Maistres: "Der Henker ist die Grundlage der Staaten" mehr den tatsächlichen Zuständen als die Abschaffung der Todesstrafe.

*

20. Mai. Schlecht sind die Werke der Stümper, es gibt aber schlechte Werke, die nur ein großes Talent gemacht haben kann. Hernani.

*

14. Juni. Du mußt keinen Stern einstecken, er verbrennt dir die Tasche.

*

13. Juli. Ein Lump kann sich bessern, ein Philister nie!

*

Goethes westöstlicher Divan. Unsinnlich und daher greisenhaft. Mir ist es als hörte ich das Flüstern des Laubes in einem Walde; man hat nur einen allgemeinen Eindruck. Selten wird es von einem Vogel unterbrochen, der einen goldenen Weisheitsspruch kündet oder ein frisches Lied singt.

*

Wir haben in der Pertisau den vollen Vorsommer, der Wind treibt über das Roggenfeld den Blütenstaub und kräuselt den See, der aus dem Tale heraufschimmert. In der Tristenau ist Frühling, die Alpenrosen prangen dicht nebeneinander, aus dem Busch hebt sich der Türkenbund oder die weiße duftige Orchis, von den Schneeflecken über den Felsen stürzen schäumende Bäche. Hier ist Einsamkeit und Ruhe, nur ein paar Rehe fliehen vorüber. Auf dem Pfad drunten im Wald rannte ein Entomolog mit dem Netz den unglücklichen Kerfen nach. Am Ursprung hat sich eine Familie gelagert. Der Vater liest vor; ich halte mich so weit seitab, daß ich sie beobachten aber nicht hören

kann. Da steht zuerst die Tochter auf und legt sich auf den Plaid, dann folgt der Sohn ihrem Beispiele; zwei alte Frauen tun als horchten sie; er bricht bei einer komischen Stelle in schallendes Gelächter aus, da fahren alle erschrocken auf und lachen pflichtgemäß mit. Die Rinder zwischen den Bäumen käuen ruhig weiter, wie Philosophen, die der Gang der Welt nicht stört und sie tun weise daran.

*

31. Juli. Mir fallen manchmal Stoffe für Gedichte und Novellen ein, das nützt mir jedoch nichts, wenn mir nicht zugleich schon die Form gegeben ist, kann ich sie nicht ausführen. Jeder Versuch scheitert, wie mir vielfältige Erfahrung beweist.

6. August. Den Himmel beherrscht der Scirocco. Er führt schwere Wolken über die Berge; flaumig, in Ballen mit allen Schattierungen von Grau. Sie hüllen die Spitzen der Jöcher ein, die wie Riesen in die feuchte Luft ragen und dadurch noch größer erscheinen. Sie sind schwarzblau — *νυκτὶ ἐοικώς* — daß man im Dunkel keine Einzelheit unterscheiden kann. Über die Tannen des Haubüchel zieht schneeweißer Nebel und windet sich an den Bergen wie ein Gürtel hin, so daß durch den Gegensatz die Farben noch schärfer werden. Dieser hebt sich durch die grünen Wiesen, die gelben Kornfelder des Vordergrundes noch mehr: den mächtigen Naturgewalten gegenüber erscheint das bischen Kultur wie verloren. Auf der anderen Seite der See — düster, unheimlich; die Kirche von Eben im Duft verloren und darüber wie Indigo die Waldmassen der Kirchspitz und des Lebenberges. Ich habe

das Schauspiel stundenlang betrachtet, bis der losbrechende Regen den Schleier darüber zog.

*

25. August. Warum sich mancher in seinem Elend nicht umbringt? — Wohl nur aus Bosheit: weil er seinen Feinden keine Freude machen will.

*

23. November. Nach den neuesten Berichten gelingt die Herstellung größerer Massen von Aluminium zu dem Preise des Kupfers. Nach der Stein-, Bronze-, Eisenzeit bricht nun die des Aluminium an und ich kann mich darauf berufen, daß ich es schon vor langen Jahren in den Vorlesungen prophezeite.

3. Dezember. Als ein kleiner Knabe, dessen Mutter in Wien gestorben war, zu Verwandten nach Tirol kam, sagte er: „Nicht wahr, jetzt ist meine Mutter auch im Tirolerhimmel, weil ich da bin?"

*

4. Dezember. Exilium cordis sustinere! Thomas a Kempis II. 9. 11. Das ist ein furchtbares Wort, wie ich noch wenige gelesen.

*

28. Dezember. Gottlieb Putz ist zu Meran im 70. Jahre gestorben. Die wohlhabenden Eltern konnten ihm die Mittel gewähren, seiner Neigung zu folgen und Arzt zu werden. Ein edler, schlichter, einfacher Mann, war er bald allgemein beliebt und gern zu den Kranken gerufen. Als Altbürgermeister förderte er das Aufblühen der Stadt.

Aber auch die Muse begleitete ihn auf seinem Wege, wenn sie ihn auch nicht gerade zu stolzen Höhen emporführte. Sein bestes Werk ist wohl „Laurin". Den Stoff lieferte ihm der sagenhafte Rosengarten seiner Heimat.

*

Das Gold der Poesie liegt auf der Straße, aber nur Sonntagskinder sehen es, die andern tappen in den Kot und prahlen mit den schmutzigen Händen.

*

Unsere Dichter haben im vorigen Jahrhundert mit dem Schwert der Griechen die Fesseln der Franzosen gesprengt, jetzt ist es durch die Philologen stumpf geworden und nun dringen jene wieder siegreich durch alle Tore — trotz unserer Deutschtümelei.

*

In Bezug auf Klang und Farbe boten sich zum Vergleiche:
Aeschylos: *ποντίων τε κυμάτων ἀνήριθμον γέλασμα.*
Byron: Roll on thou deep and dark blue ocean roll.

1887.

Ich lese Lessings Dramaturgie. Mich wundert, daß bei seiner Besprechung von Voltaires Semiramis, wo er dem Gespenst des Ninus den Geist von Shakespeares Vater gegenüberstellt, niemand an die Perser des Äschylus erinnert.

*

Mit Diamanten kannst Du nicht Korn mahlen, dazu sind die Mühlsteine.

*

Der Hofrat Vorhauser machte dem Erzherzog Karl Ludwig die Aufwartung. Das Gespräch kam auf den Grafen Taaffe, der eine zeitlang in Tirol Statthalten gewesen war. Der Erzherzog fragte, wie man mit ihm zufrieden war, und weil der Hofrat ausweichend antwortete, fügte er bei: „Ja der Taaffe ist ein Genie, dem alles gelingt, was er angreift.

*

14. Januar. Die Schweine wollen unter sich sein, um ungestört zu grunzen.

*

15. Januar. Der Stich der Wespe brennt, aber stinkt nicht, ihr gießt dem Gegner den Nachttopf ins Gesicht.

*

16. Januar. Der moderne Theaterzettel vertritt den antiken Prolog.

*

24. Januar. Nur der reine Mensch hat eine Jugend.

*

Man betonte in letzter Zeit das Verhältnis Uhlands zur altfranzösischen Poesie, warum nicht auch zur späteren? Der „junge König und die Schäferin" gehört doch unter die Nippsachen des Roccoco und ist nur

ein sentimentales Enkelpaar aus den bergeries enrubanées.

*

Den Kopf warm und das Herz kalt! Das sind die größten Schufte.

*

Homer. Ilias III. Der Kampf des Paris mit dem Menelaus. Aphrodite rettet jenen, indem sie das Sturmband des Helmes zerreißt und ihn dann entrückt. Ließe das nicht auch eine komische Behandlung zu? Menelaus fällt beim Zerren; Paris entspringt durch die Reihen der murrenden Trojer und rettet sich auf dem Wagen in die Stadt. Damit geschähe beiden: dem Weiberhelden und dem Hahnrei Menelaus kein Unrecht.

*

18. Januar. „Greif nur hinein in's volle Menschenleben!" — Hier zwei Stoffe, die ich Realisten schenke. Ein Mädchen hatte mit einem Burschen ein Verhältnis, dessen Folgen sie endlich spürte. Jener war zu arm um für die Mutter und das Kind zu sorgen. Sie wußte einen Ausweg. Bisher hatte sie einen jungen Lehrer, der sich um sie bewarb, stets zurückgewiesen, jetzt nahm sie ihn plötzlich zu Gnaden auf und er blieb hängen. Sie bezeichnete ihn als den Vater des Kindes, obwohl dieses schwarz war wie sein echter Vater, während die Mutter und der Lehrer blonde Haare, blaue Augen hatten. Er mochte immerhin vor Gericht darauf hinweisen; er hatte ehrlich genug bekannt, daß er mit ihr Umgang gehabt und sie leugnete die Zeit frischweg. Jedermann hielt ihn

für unschuldig; der Buchstabe des Gesetzes war gegen ihn, er wurde verurteilt und infolgedessen schmählich aus dem Dienst verjagt. Nun wurde ihm jede Türe verschlossen; er sprang in's Wasser! Nach etlichen Jahren gelang es jenem eine Anstellung zu erhalten; er heiratete das Mädchen und adoptierte das Kind. Ähnliche Fälle, wenn auch nicht mit tragischem Ausgang, sind wohl öfter vorgekommen, wenigstens hörte ich davon erzählen.

*

Zu Jenbach hatte ein armes Mädchen ein Verhältnis mit einem Finanzler. Nach dem Gesetz konnten sie nicht heiraten ohne Nachweis eines bestimmten Vermögens. Sie bewog ihre wohlhabende gutherzige Tante ihr vor Gericht das Vermögen abzutreten — nur zum Schein, der wirkliche Besitz sollte ihr bleiben. Nach der Hochzeit beanspruchte das edle Pärchen das Gut als Eigentum und stieß die arme alte Frau in das Elend, weil der geschriebene Buchstabe gegen sie war. Im Dorfe kannte man den Sachverhalt allgemein, man zuckte die Achseln; was half es? sie konnten sich versetzen lassen.

*

5. August. Eine drollige Geschichte. An einem Feiertag abends ging ich von Wiltau gegen die Triumphpforte. Der Gangsteig führt an einer Kneipe vorbei, wo zwei betrunkene Studenten standen. Als mich der eine sah, sagte er zum andern: Du, da kimmt der Pichler. Dieser glotzte mich aus den geschwollenen Augen an und rief als ich vorüber war: „Woascht, der Pichler ischt a Viech, i sag' Dirs, der Pichler ist a Viech!“

Ich konnte das Lachen kaum unterdrücken, vielleicht erinnern sich die zwei Jünglinge, wenn sie nüchtern sind, an den Vorfall. In vino veritas.

*

In der Weltgeschichte handelt es sich mehr darum, was die Menschen glauben, als was sie wissen.

*

Aufklärung! Warum nicht?

*

Die Kinder sind ein unveränderliches Publikum, daher wird ihnen nach hundert Jahren Christof Schmid so gut gefallen, wie heute.

*

Für gewisse Übersetzer schlage ich die Devise vor:

„Und das Gesindel husch, husch, husch,
Kam hinten nachgerasselt.“

*

6. Oktober. Ein alter Geistlicher sagte: „Wie soll Dich Gott emporziehen, wenn Du nicht die Hände zum Himmel hebst!“

*

Wer die Weiber ganz kennen lernen will, muß Töchter haben.

*

2. November. Gicht. Heut abends hinkte ich über Weiherburg und saß lange in der Dämmerung auf einer Bank. Das Bild war groß. Zu meinen Füßen der Fluß, in der Finsternis strahlten, dort wo die Stadt lag, einzelne Lichter als helle Punkte, dahinter die schwarzblauen Wälder, hoch darüber frei und stolz die Serles tief eingeschneit.

Ist der Scirocco nicht ein Dichter?
Wenn er in toller Hast,
Auf unsre Berge wogend wälzt
Der dunklen Wolken Last.

Ja wohl, sie stürmen im Flug dahin — Sind es seine Gedanken! Die Reime heult und pfeift er dazu. Die Gegenwart rief die Erinnerung und ich dachte an Pindars Titanen, der unter dem Ätna begraben Flammen prustet.

*

Manche sind wohl deswegen gegen die Todesstrafe, weil sie den Galgen verdienen.

*

Es herbstelt mehr und mehr. Auf sonnigen Waldblößen blüht schon das blaue Glöckelkraut. Nachmittag ein großartiges Gewitter, bei Anbruch der Nacht zerteilen sich die Wolken in Streifen und Flocken über den Himmel, der Vollmond steigt und schafft in wechselnder Beleuchtung den schönsten Van der Neer.

*

15. August. Vom Wirt Gaber erzählt man folgende drollige Geschichte. Er war eben im Keller mit Pantschen beschäftigt. Unterdes hatte sich der Mohr des Grafen Seilern, der kurz zuvor angekommen war und von dem er folglich nichts wußte, eingefunden und schaute neugierig durch die Türe hinunter. Als ihn Gaber beim Umdrehen plötzlich erblickte, fiel er auf die Kniee und rief: „Nimm mich diesesmal nicht mit, ich will es gar nicht mehr tun!“ — Er hielt den Mohren

für den Teufel, wie er ihn denn auch im Delirium tremens zu sehen glaubte. Weil er gern und viel trinkt, nennt man ihn den Blitzgaber, weil blitzen eben saufen heißt. Er ist als komische Gestalt weithin bekannt.

*

Bei Pindar ist manches konventionell; es dient aber als Abbreviatur und ist insofern berechtigt.

*

31. August. Vor meinem Söller ist ein Brunnenrohr geborsten, das ausfließende klare Wasser bildet eine Lache, da sammeln sich nun die Vögel, Grasmücken, Emmerlinge, Bachstelzen, Finken, Rotschwänzchen, pätscheln und schreien, bis einer ein Würmchen findet, oder eine Fliege schnappt, mit der er rasch auf einen Ast fliegt, um zu dinieren oder soupieren, während ihm die andern neidisch nachschimpfen. Heute flog einer durchs offene Fenster in mein Zimmer, holte alle Fliegen und hinterlegte seine Visitenkarte auf meinem Homer.

*

Wer mit der Dummheit und Schlechtigkeit der Menschen rechnet, verrechnet sich selten.

*

Der angeborene praktische Blick der Weiber reicht oft weiter, als alle Erfahrung der Männer.

*

Warum heiraten Mädchen lieber einen liederlichen Junggesellen, als einen braven Witwer?

*

Am gefährlichsten sind die Lügner, die sich selber glauben, um so leichter tun es deswegen andere.

*

„Die Gesellschaft wird immer demokratischer!" jammerte jüngst ein gebildeter Mann. „Muß man sich aber in diese Gesellschaft mischen?" — frage ich.

*

Zwischen Lichtenberg und Chamfort ließe sich eine interessante Parallele durchführen, die nicht zu Ungunsten des Deutschen ausfiele, wenn auch der Franzose sich in größeren politischen und sozialen Kreisen bewegt.

*

Litteratur setzt bei den Völkern Gedächtnis voraus.

*

Jede Rede gegen das Cölibat ist ein Kompliment für die Weiber und schon darum verdächtig.

*

8. Oktober. Mich quält fort und fort die Gicht; sobald es mir möglich, ging ich in die Pertisau, wo ich über die Lias des Sonnenwendjoches vorläufig abschließen wollte. Am Sonntag war ich auf dem Spieljoch: wunderbare Klarheit, so daß ich die Kalkschichten des Wetterstein, der sonst nur wie ein grauer Nebel in den Himmel ragt, deutlich erkannte. Die Berge rotbraun in der Herbstfarbe, die Schatten tiefblau und darüber der Kranz der Gletscher, die Venediger und Glockner überragten. Ringsum heiliges Schweigen und gerade dadurch das Gefühl der Einsamkeit so erhabener.

*

Der wahre Ruhm ist eine Geisterstimme aus der Vergangenheit; die könnt ihr weder kaufen noch verkaufen.

*

Für jede Zeit muß die Geschichte umgeschrieben werden und zwar nicht blos deswegen, weil sich neue Quellen erschließen, es ändert sich auch die Auffassung. Darum haben unsere historischen Romane keine Zukunft. Anders ist es, wenn jemand als Zeuge schildert, wie Thukydides oder schlicht nacherzählt wie Herodot, oder wenn der große Sinn eines Tazitus Zustände und Menschen malt, die für ihn noch ein unmittelbares Interesse hatten.

*

29. Dezember. La Rochefoucauld und Thomas a Kempis. Welche Parallele?

*

31. Dezember. Dii meliora!

1888.

Wenn du Gott läugnest, behauptest du ihn.

*

Auch der Fleiß ist ein Talent.

*

Für Theologen: Die Briefe des heiligen Paulus und die epistolae des Horaz.

*

Ein poetischer Stoff ist keine träge Masse vor die der Dichter sich hinstellen darf. Auch dadurch wird die

Beschreibung als solche verurteilt. Darf ich mich auf den halb vergessenen Hegel berufen, der zwar das Welträtsel so wenig löste, als irgend ein Philosoph, jedoch in ästhetischen Fragen einen tiefen Blick hatte? — Ein poetischer Stoff muß sich nach dem Gesetz einer Dialektik entwickeln, das in ihm liegt. Wenn dieses gelingt, erhält der einzelne Fall eine allgemeine Bedeutung, er wird symbolisch im höchsten Sinne und spricht dadurch sein innerstes Wesen klar und bestimmt aus. Falsch ist es, weil nicht notwendig, wenn ihr der Dichter willkürlich ein Bild meist aus der Natur gegenüberstellt, das sich mit ihm nicht deckt und den Zuschauer gleichsam veriert, indem er den ganz äußerlichen Zusammenhang erraten soll. Das ist ein Mißbrauch des Gleichnisses, das nicht in diesem Umfang gestattet ist, sondern nur den Gegenstand erläutert, indem es ihm parallel geht, aber insofern nur eine nebensächliche Bedeutung hat. Darum ist die Fülle von Gleichnissen, wie sie uns ein Ovid an den Kopf wirft, eine Wucherung, die aus leerem Manierismus entspringt und nur den Blick verwirrt anstatt ihn zu leiten. Exempla sunt odiosa! Sonst könnte ich deren aus der Modepoesie des Tages anführen und die Realisten zeigen uns gerade durch manche Mißgriffe, daß es auch für sie mit dem bloßen Rohstoff nicht das Auslangen hat.

*

Das größte und schwerste Kunstwerk bleibt der sittliche Mensch.

*

Die Wahrheit ist überall, aber du mußt sie erst entdecken. Es ist nicht wahr, daß sie uns in die Wiege

gelegt wird, wie ein Spielzeug. Groß ist nur die Liebe, weil sie selbstlos ist und dagegen verschwindet alle Herrlichkeit der Welt.

*

Das Glück führt uns über uns hinaus, es macht uns mitleidslos wie der Besitz und hochmütig, weil wir es für unser Verdienst halten, das Unglück schleudert uns in uns zurück und unterwirft uns dem allgemeinen Gesetz der Menschheit.

*

25. März. Ein alter Vater sagte zu seinem nichtswürdigen Sohne, der ihn bis aufs Blut quälte um ihm den letzten Kreuzer abzupressen: „Ich merke schon, für uns zwei ist nicht mehr Platz auf dieser Welt; einer muß gehen und so werd' ich es." Morgens drauf fand man ihn an einem Wandnagel seiner Stube erhängt.

*

Die Erfahrung zeitigt so bittere Früchte, daß niemand danach verlangt.

*

Wahrscheinlich hätte ich es in der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts in Paris keine Stunde ausgehalten und dennoch interessieren mich die Schicksale, der Geist und die Schilderungen derselben auf das lebhafteste.

*

Die Kirche legt ihren Gläubigen die Fastengebote aus wohlverstandener Pädagogik auf, um sie an Selbstbeherrschung zu gewöhnen und darin liegt der Wert dieser rein äußerlichen Gebote, deren Erfüllung man

sich wohl als eine Staffel in den Himmel anrechnet. Ich habe mich daran gewöhnt, mir den oder jenen Genuß, das oder jenes Bedürfnis, das ich leicht befriedigen konnte, für Augenblicke oder für längere Zeit zu versagen und ich danke es wohl nur zum Teil dieser Selbsterziehung, wenn ich jetzt so viel ruhig entbehre, mit leidlicher Fassung so viel ertrage.

*

26. Mai. Nachts erwache ich oft, dann fällt mir allerlei ein, ich schreibe diese Gedanken auf, wenn sie auch manchmal herb, unschmackhaft und salzig sind wie Tränen, aber wozu die Mühe. Ich komme mir manchmal vor wie der Heher, der in einem hohlen Baum Nüsse sammelt für den Winter, den er schwerlich erlebt. Ist das nicht Torheit? Vielleicht bin ich kindisch geworden und die Weisheit meines Alters mit ihren unnützen Einfällen gleicht den bunten Steinchen und Schneckenschalen, die ein Knabe auflieſt; wenn er abends eingeschlafen ist, räumt sie die Mutter aus dem Sacke und wirft sie wieder auf die Straße.

*

„Sic vos non vobis fertis boves aratra." Denken die deutschen Buchhändler von den Schriftstellern.

*

Unsterblichkeit ist Kontinuität.

*

Goethes Gespräche mit Eckermann sind ein Brevier für alle gebildeten Deutschen.

*

Der Gott der Theologen ist meistens nur ihr Brockengespenst.

*

Die größte Unbefangenheit und Natürlichkeit der Darstellung zeigt wohl eine Madonna des Paolo Veronese in Florenz. Das Knäbchen liegt im Schoße seiner Mutter und spielt in aller Unschuld mit dem Gliede. Es hat noch die Vorhaut und ist damit ganz dem jüdisch religiösen Wesen entrückt aber ebensowenig eignet es sich noch für den Kultus. Veronese mag das einmal gesehen haben, das Motiv gefiel ihm und er verwendete es ohne Bedenken. Ein Kopistin saß davor.

*

Die Leute essen zum Nachtisch gern Konfekt, deswegen sind aber die Zuckerbäcker keine Bildhauer.

*

1. August. Manche Dinge werden nur poetisch, wenn man sie zur Sinnlichkeit eines Bildes erhebt

*

Die Mathematik ist durchaus ein elementares sie bedingt alles und kommt in der Musik zum künstlerischen Ausdruck, deswegen ist diese die einfachste, die unmittelbarste, wirksamste Kunst, aber darum auch nicht die höchste. All das ahnten die Pythagoräer mit ihrer Musik der Sphären und über das Ahnen kommen, wie bei allem elementaren, auch wir schwerlich hinaus, wenn wir auch an Umfang und Tiefe zugenommen haben.

*

Kannst Du dir einen Griechen oder Römer vorstellen, der wie ein Leutnant mit einer modernen Dame im Ballsaal einen Walzer tanzt?

*

Manieristen finden die meisten Nachahmer.

*

Die Tiere haben vor den Menschen das voraus, daß sie kein Aberglaube irre führt, sie sind die einzigen echten Realisten.

*

Der Manierist zeigt uns die Dinge durch ein farbiges Glas.

*

Ob wohl unsere Zeit noch einen Faust hervorbringen könnte? Vielleicht ginge sie gar nicht daran, wenn der Typus desselben nicht bereits von Goethe fest hingezeichnet wäre. Sie hat keine Sehnsucht nach dem Unendlichen, sie schwelgt selbstgenügsam im Endlichen, daher gelangt sie zu keinem tiefen Geistesschmerze sondern nur zur Blasiertheit. Wahrscheinlich würde sie realistisch den Faust mitten in ein großes Familienelend stellen; ungeratene Kinder, ein schlechtes Weib. Um dieser Hölle zu entrinnen, liehe sie ihm nicht den Zaubermantel, sondern ein Eisenbahnbillet.

*

Joseph Greuter.

22. Juni. Vom Erker des katholischen Kasino weht die schwarze Fahne, die „Tirolerstimmen" tragen einen schwarzen Rand: Joseph Greuter ist gestern, am 22. Juni, um 11¼ Uhr Vormittags nach langem Leiden der Wassersucht erlegen. Er war ein Führer

der klerikalen Partei in Österreich, vielleicht der bedeutendste, denn sie verfügt nicht über Männer wie Windthorst, Mallinckrodt, Reichensperger. Darum rechtfertigt es sich wohl, wenn ich hier seine kurze Lebensskizze gebe; ich kann das um so unbefangener, weil ihn seine schwere Krankheit seit vielen Monaten der öffentlichen Tätigkeit entrückte und so außerhalb der heftigen Kämpfe der letzten Monate hinstellte.

Der Sohn eines armen Bauern wurde er am 1. Oktober 1817 zu Tarrenz, einem Dorf bei Imst geboren. Wie so mancher tüchtige Mann in Tirol vollendete er das Gymnasium und die philosophischen Kurse unter dem harten Druck der Armut.

Als er fertig war, was dann? Die Standeswahl wäre ihm nicht schwer geworden, wenn er Geld gehabt hätte. Er wollte Medizin studieren. Ein schöner, feuriger, vollsaftiger Bursche, war er bei den Mädchen beliebt; so erzählt ein Jugendfreund, wie er mit ihm zu Nassereit Fensterln ging und dann ausrief: „Pfaff werd' ich mein Lebtag nicht." Ein innigeres Verhältnis entspann sich mit einer schönen Wirtstochter bei Imst, da wurden viele Briefe voll Poesie und Leidenschaft gewechselt, zu Innsbruck scheint er sie vergessen zu haben, denn er bandelte mit einem Fräulein an, das später eine „Flitschen" wurde.

So war er unschlüssig. Er traf einen Freund auf der Straße und begleitete ihn auf das Zimmer. Nach mancherlei hin- und herreden fragte er: „Was soll ich eigentlich tun?" Ei was, laß noch ein Bett in die Stube stellen und ich gehe in das Jus." Aber schon im ersten Jahre widerten ihn die Pandekten und was

drum und dran hing so an, daß er zum Schlusse ungünstige Noten erhielt.

So blieb nichts übrig als die Theologie und sie war daher weniger seine freie Wahl, als die bittere Notwendigkeit des „Vogel friß oder stirb“ wie er bei anderer Gelegenheit einmal vor dem Reichsrate ausrief.

Greuter war nicht, wie sein Nachbar aus Nassereit Al. Meßner eine Faustnatur, an welcher der Dämon des Zweifels nagte; dennoch mag man die in solchen Fällen häufige aber überflüssige Frage stellen: „Was wäre aus ihm geworden, wenn er den Weg nach Wien in die Medizin gefunden hätte?“

Statt dem Diplom des Doktors erhielt er am 31. Juli 1842 die Priesterweihe zu Brixen. Zuerst finden wir ihn als Hilfspriester zu Mieming und zu Flaurling, bis er 1850 auf die Empfehlung von Alois Flir an das Innsbrucker Gymnasium als Religionslehrer berufen wurde, wobei er gelegentlich wohl auch andere Fächer, zum Beispiel die Mathematik, lehrte. Mit wissenschaftlichen Studien hat er sich nie eingehender beschäftigt; ein einziges Mal, 1856, verstieg er sich zu einem Schulprogramm: „Die Ursache und die Entwicklung des Bauernaufstandes 1525 in Tirol.“ Es ist nach Akten und Urkunden des Statthalterei-Archivs frisch und anregend geschrieben; daß er die rücksichtslose Strenge der Habsburger lobte, versteht sich von selbst. Als Lehrer machte er sich bei den Schülern durch seine wohlwollende und verständige Nachsicht bald beliebt; an drastischen Ausdrücken, die gar wohl aus dem Munde Luthers kommen konnten, fehlte

es bei seinen Vorträgen nicht: „Wißt, die protestantische Rechtfertigung vergoldet einen Misthaufen, die katholische verwandelt ihn in Gold!“ Dabei geriet er leicht in seinen Oberinntaler Dialekt, und das machte ihn nur um so populärer. Mit seinen Kollegen, wenn sie auch einen anderen Standpunkt einnahmen, lebte er auf dem freundlichsten Fuße; Joseph Daum und er lieferten sich manches ergötzliche Witzgefecht; einmal wurde er jedoch so aufgebracht, daß er jenem mit einem Lineal unter allgemeinem Gelächter um den Tisch nachlief. Kleine Neckereien nahm er gutmütig hin; so als er einmal gepredigt hatte: „der Tiroler Adler nähre sich von den würzigsten Kräutern und sei darum so stark.“ — „Ob auch von Spargeln und Karviol?“ — Ein andermal nannte er sich selbst ein „Schlachtroß“ und wurde mit diesem Namen aufgezogen, wußte aber sehr schlagfertig zu erwidern. Als die Kaiserin Elisabeth ankam, eilte er hastigen Schrittes auf den Bahnhof; ein Freund rief ihm zu: „Alter, willst Vorspann leisten?“ — „Ja, und Du kannst aus Deinem schmutzigen Kittel die Wagenschmiere liefern.“ — Ich erzähle diese kleinen Anekdoten, weil sie zur Charakteristik seiner interessanten Persönlichkeit beitragen; köstlich geriet ein Ausflug, den er mit mir nach Venedig unternahm, um dann am Gestade der Adria die Allmacht Gottes zu bewundern, nach einigen Krüglein Cipro allerdings, wie Atta Troll niesend von vorn und hinten. An diese Fahrt erinnerte er sich noch lachend auf dem Todbette.

Im Jahre 1864 trat er in das politische Leben; er wurde von den Bezirken Landeck, Ried und Nauders

in den Landtag und aus diesem für den Reichsrat gewählt, dann auch öfter in die Delegationen entsandt. Er durfte stolz sagen: „Mein Name ist ein Programm!“ Jedermann kennt es und weiß, mit welcher Überzeugungstreue und Leidenschaft er dasselbe — auch dem Bureaukratismus gegenüber — vertrat, wobei er vor dem boshaften Julius Schindler oft einen schweren Stand hatte. Wie mächtig sein Einfluß war, zeigt der Sturz des Ministers Conrad, den er bewirkte. So manches fliegende Wort bleibt unvergessen; seine Tätigkeit im Einzelnen zu charakterisieren, ist hier nicht der Ort, sie war gerade in Hauptfragen eine vergebliche, weil er und die hohen Gönner, welche gewiß gern seinen Wünschen entsprochen hätten, ohnmächtig waren gegen die Gewalt des Zeitgeistes. Die Glaubenseinheit, für die er das Land in den Kampf rief, ging verloren, und so manches andere läßt sich schwerlich erringen oder nur für kurze Zeit. Das hielt ihm auch unlängst ein Freund vor. „Die Slawen ziehen uns mit ihrer bekannten Falschheit nur die Wurst durch das Maul — vielleicht auch der Minister, und ihr schädigt dadurch, daß ihr mit ihnen stimmt, wesentliche Interessen eurer Wähler.“ Das zeigte sich zum Unglück des Landes vorzüglich bei der Gebäudesteuer, welche dem Polen Dunajewski zumeist durch die Mehrzahl unsrer ultramontanen Abgeordneten bewilligt wurde. Greuter sagte entschuldigend: „Auf ihn dürfen wir nicht schießen, denn er hilft uns!“ — Ob er kann? Ob er aufrichtig will?

So lang ich am Gymnasium diente, sahen wir uns als Kollegen fast täglich. Unser Verkehr war stets

ehrlich und offen, wenn auch manchmal etwas derb. Einer achtete den andern. Gelegentlich besprachen wir wohl auch politische Fragen, manchmal in Übereinstimmung. So fragte mich Greuter um meine Meinung in Universitätssachen, ich schrieb ihm meine Ansichten auf, manches davon benutzte er im Reichsrate wörtlich. So über das Kollegiengeld. Die Frage ist jetzt erledigt.

Das Duell! Ich war ein entschiedener Gegner desselben. Jetzt denke ich über das Pauken der Studenten anders. Meist ungefährlich, hat es einen pädagogischen Wert, der junge Mann lernt für sich eintreten. Manche Mißbräuche wären allenfalls abzustellen.

Dann sprach ich mich für eine genauere Überwachung der Besucher des naturwissenschaftlichen, der demonstrativen Fächer überhaupt aus, abgesehen von anderen Gründen, weil sich Versäumtes hier schwer nachholen läßt. Fachmänner werden mir Recht geben.

Für die Geschichte Tirols hat Greuter insbesondere noch die Bedeutung, daß er aus zerstreuten Trümmern die klerikale Partei organisierte und so gliederte, daß sie als einheitliches Werkzeug in den Händen der Führer liegt. Er stand darin dem klugen Bischof Gasser, ebenfalls einem Oberinntaler, zur Seite; noch vor kurzem sagte er: „Ich habe stets treu zu meinem Bischofe gehalten, und das freut mich auch jetzt in meinen letzten Stunden.“ Unterstützt wurde er dabei wesentlich von Simon Moriggl, der auf schlaue und geräuschlose Weise die Fäden zu schlingen wußte und im Jahre 1874 als Beichtvater der Ursulinerinnen zu Innsbruck starb. Das kleine Simele, das immer lebhaft auf die Tabaksdose klopfte, wenn ihm etwas gelungen war, wurde

mittelst aufgefangener Briefe als Gymnasiallehrer gemaßregelt; dem Wortlaut nach mochte die Strenge durch das Gesetz gerechtfertigt sein; im lebhaften Kampf der Parteien war jedoch Billigkeit und Milde zu wünschen.

Am bedeutendsten war Greuter wohl als Volksredner. So stellen wir uns einen Peter von Amiens vor, wie er mit flammenden Augen, erhobenem Arm und donnernder Stimme zu den Kreuzzügen aufforderte. An Fachkenntnissen mag ihn der hochgebildete Ignaz Giovanelli weit überragen; Greuter verstand jedoch seine Bauern, er wußte ohne großen Gehalt an Ideen auf allen Tasten ihres Gemütes zu spielen, sie mit fortzureißen. So 1861 bei dem großen Schützenfeste zu Lana für die Glaubenseinheit. Unser Jahrhundert, polizeilich gegängelt und protokolliert — Greuter selbst kam einmal in Untersuchung — gewährt für Taten auf diesem Felde keinen Spielraum mehr, Worte verhallen als flüchtiger Hauch, dessen Wallen kaum die Feder des Geschichtsschreibers bewegt, und dennoch wird der Bauernsohn aus Tarrenz, welchem Pius IX. den Rang eines Monsignore und 300 Dörfer das Ehrenbürgerrecht verliehen, nicht vergessen werden.

Einen großen Teil seiner Volkstümlichkeit büßte er ein, als er im Reichsrat das Interesse der Partei über das des Landes stellte. Das verzieh man ihm nie, wahrscheinlich überlegte er die Sache nicht nach den traurigen Folgen.

Greuters innerste Natur war gutmütig und harmlos, wohlwollend und freundlich; wir denken ihn gern auf seinem Sommersitze Strad, wo er das Kirchlein

mit reicher Unterstützung bedachte. Da schildert ihn ein Herr, wie er behaglich in Schlafrock und Pantoffeln unter den Bäumen saß, sein Brevier las und gelegentlich die Büchse auf ein Eichhörnchen, einen Nußhäher abschoß, daß die — Tannenzapfen flogen.

Der „fanatische Vorkämpfer des Ultramontanismus“, an dessen frischer Leiche wir seine Gegner wohl an den Spruch erinnern möchten: „Alles begreifen, heißt alles verzeihen!“ war auf seinem Krankenbette mild und weich geworden, die Züge des Cholerikers glätteten sich in Sanftmut, er lebte und starb in kindlicher Treue seines Glaubens.

Als ich ihn wenige Tage vor seinem Hinscheiden besuchte, sagte er ruhig lächelnd: „Weißt Du, unser Herr ist ganz anders als die Leute meinen; ihm macht das Verdammen keine Freude. Du glaubst gar manches nicht, was ich glaube, aber Du warst Dein Lebtag kein Saumagen und stets gerecht. Ich weiß gewiß, daß wir droben zusammenkommen; ich werde Dir ein Plätzchen bestellen.“

Wir reichten uns zum Abschied die Hände. Es will Abend werden! Mit Greuter schließt wieder ein Stück der Geschichte Alttirols. In kurzen Jahren folgten sich Josef Streiter, Sebastian Ruf, Simon Moriggl, Josef Gasser und jetzt er! Sei den wenigen noch Lebenden eine so sanfte Sterbestunde gegönnt wie ihm und dann mögen alle in Frieden ruhen!

*

25. August. Ich bewohne in der Pertisau ein hölzernes, rauchiges Bauernhaus. An einen niedrigen

Balken des Vorhauses hatten Schwalben ihr Nest geklebt, so daß ich die kleine Wirtschaft bequem anschauen konnte. Die Tierchen ließen sich dies aus nächster Nähe gefallen. Da wurde das Männchen von einer Katze gefressen; der armen Witwe lag es nun ob, bei schlechtem Wetter fünf Schreihälse zu ernähren. Nach einigen Tagen brachte sie jedoch einen Ziehvater wie Josef, der alle Pflichten redlich erfüllte, bis endlich die Jungen flügge ins Freie flogen.

1. September. Ich habe mein Enkelchen bei mir, ein liebes gutes Bürschlein mit blauen Augen und gelbem Seidenhaar; etwa 3¼ Jahr alt. Er ist soviel als von seinen Eltern verlassen und er fühlt es nun recht gut, daß ich sein eins und alles bin. Letzthin trug ich ihn auf den Söller in die klarhelle Nacht, er war lange ganz ruhig, endlich sagte er: „Großpapa, gehören diese Sterne alle Dein?"

Er macht mir manchen Spaß. Gestern erhielt er Kirschen, man legte ein paar „faule" bei Seite. Als er mit den anderen fertig war, fragte er: „Sind die Kirschelen noch faul? Ich möchte sie gern aufwecken."

Ein andermal hatte er die Höschen beschmutzt und kriegte einen Klaps. Als er nun im Walde eine Kuh sah, die rückwärts sehr kotig war, rief er: „Großpapa, das Kuhsele hat in die Hose gemacht, das muß man hauen!"

*

Erziehen? Du kannst einem Schwein die Noten beibringen, es wird aber dennoch nur grunzen in alle Ewigkeit.

*

Die Natur ist metaphysisch, wo Du sie anschaust, aber messen und berechnen kannst Du das allerdings nicht.

*

Jeder Irrtum ist noch widerlegt worden, wenn auch oft erst nach Menschenaltern, nicht selten jedoch tritt ein anderer Irrtum — der entgegengesetzte — an die Stelle des ersten, wo ist aber die Wahrheit, die doch nur eine sein kann?

*

„Wer reich werden will, braucht nur kein Herz zu haben!" sagte ein Wucherer, der viele von Haus und Hof an den Bettelstab gebracht hatte. Als Millionär genoß er allgemeine Achtung. —

*

9. Juni. Völker kennen weder Scham noch Reue, weil keines sich, sondern nur andern die Schuld zumißt.

*

Unter dem Strome der öffentlichen Meinung, die Chamfort die Königin der Narren nennt, weil sie von Narren gemacht wird, bewegt sich oft eine anfangs kaum erkennbare Gegenströmung, die es jedoch im Laufe der Zeiten über jene gewinnt und ihre Urteile entweder berichtigt oder aufhebt. Sie wird erzeugt vom Spruche der verständigen Menschen, welche genau wissen, was an den Sachen und Menschen ist und sich wie Freimaurer daran erkennen, wenn sie sich auch nur selten offen darüber aussprechen. Von dem Be-

stand dieses Gerichtes und seiner Unfehlbarkeit konnte ich mich in der Stille oft genug überzeugen.

*

Die Franzosen haben die Antike falsch aufgefaßt und nach ihr mißverstandene Regeln angewendet! — Dieses wurde von den Deutschen gründlich und zur Genüge bewiesen. Und dennoch haben die Franzosen mehr klassische Werke als die Deutschen, die es meistens nur zu „guten Büchern" bringen. Der Franzose achtet auf die einzelnen Schönheiten, er übersieht des Ganzen wegen keinen Fehler und zwingt dadurch seine Schriftsteller wenigstens zur Korrektheit, dieser Vorstufe des klassischen, von der sich dann das Talent leichter zu diesem aufschwingt. Die Vorbedingung ist und bleibt die Schule einer gebildeten Gesellschaft, und sei diese auch so einseitig, wie der französische Hof unter Louis XIV. Das bedeütet die Abkehr von dem Pfade eines Adam de la Halle und des Pfarrers von Meudon auf eine sehr breite Chaussee, die wohl der Natur des Volkes mehr entsprach, als der üppige Urwald.

*

Eine alte Frau sagte: „Lehrt die Kinder beten, denn ihr Gebet ist das beste, was es im ganzen Hause gibt.

*

Auf dem Wege von Natters gegen den Bergisel begegnete mir in der Dunkelheit ein alter Bauer und fragte: „Haben Sie koan mit an Räuschl g'sächn?" Vielleicht suchte er einen ungeratenen Sohn.

*

18. Oktober. Hast Du fechten gelernt um eine Sau abzustechen?

*

Wenn die Menschen einen großen Mann beneiden, den sie nicht von fern erreichen können, so trampeln sie wenigstens auf dem Schatten um, den er hinter sich wirft.

*

28. November. Die Brautvisiten haben eigentlich den Zweck, den gefangenen Gimpel dem Volke zu zeigen.

*

An Brandl.

Für Stuart Mill habe ich mich wohl auch interessiert, es jedoch aus Mangel an Zeit, Unlust oder Zwecklosigkeit aufgegeben. Das tiefsinnigste ist wohl der *Νοῦς* von Anaxagoras oder Johanns *λόγος*. Unwiderlegbar ist die Mathematik in den Dingen, ihr Geschehen nach physischen Gesetzen, an eine physische Weltordnung darf man freilich nicht denken, sonst gäb' es keine mangelhaften oder verzerrten Krystalle. Die sittliche ist Selbsttäuschung. Jeder soll sie innerlich, der Staat äußerlich gestalten; die meisten, sagen wir mehr oder weniger alle, bleiben unter der Aufgabe dieses Ideales, ja haben kaum eine Ahnung desselben. Daher Kants Postulat der Unsterblichkeit, wer entschädigt aber die Tiere? Gebet gibt es eines: die dritte Bitte des Vaterunsers, — und das ist bedingungslose Ergebung an das Unbedingte. Darüber kam noch kein Philosoph hinaus.

Religion und Glaube decken sich nicht; zur Konfession gehört der Glaube, ein bestimmter Glaube, es ist jedoch für Sie ganz gleichgültig, was Sie von der babylonisch-jüdischen Paradiessage, der unbefleckten Empfängnis oder der Unfehlbarkeit halten. So stehen wir wieder bei meinem Mythos des Demokrit und es bleibt eben nichts anderes übrig, als jene dritte Bitte des Vaterunsers, die freilich eher ein Ausdruck der Gesinnung als ein Gebot ist. Daß man sich so auch als Freidenker zu einer christlichen Gemeinde bekennen kann, begreifen Sie.

Die calydonische Jagd. Nestor auf dem Baume zeigt das Komische. Die Reden und Monologe sind allerdings nur rhetorische, darum möchte ich seine Medea kennen. Die Metamorphosen! Ovid erzählt vortrefflich, leicht, fließend, anschaulich. In den Tagen der Renaissance war er neben der Bibel das Hauptbuch für die großen Künstler, heute liegt er abgesehen von den philosophischen Kernbeißern in der Rumpelkammer, denn das deutsche Volk ist bei sich eingekehrt und erfreut sich an Landsknechtkollern und nackten Beinen; bei Ovid hätte Lessing im Laokon einsetzen können.

Lesen Sie doch Amores Elegie 7 III. Da haben Sie das Gegenstück zu Goethes Tagebuch. Er kannte ihn wohl? Der Goethesport wird endlich albern. Das Feuerwerk ist abgebrannt nun klaubt man die Raketenhülsen zusammen. Andererseits sagt V. Hehn: Goethe stehe bereits am westlichen Horizont. Gewiß, aber aus dem Zenith strahlt ein Julius Wolff, ein — ich könnte ein halbes Dutzend große Dichter anführen.

Die feine Zeit der Humanität mit Herder, Lessing, Goethe, Schiller ist längst hinter uns versunken, wir sind wieder echt deutsche Rüpel geworden und daran tragen unsere Gymnasien mit ihrer Methode der Philologie einen wesentlichen Anteil. Bei den Franzosen und Engländern ist das Tatsächliche mehr in das Blut übergegangen. —

Gibt es wohl in der neueren Weltgeschichte eine Epoche, wo die Teilnahme der gebildeten Menschen an den höchsten und schönsten Idealen allgemeiner war, als im 18. Jahrhundert durch ganz — Frankreich! Denn wie von einer Sonne drangen die Strahlen nach jeder Richtung durch ganz Europa und weckten Leben und Bewegung. Daran erinnern mich wieder die Memoiren Marmontels.

Byron und Shelley sind Genies. Wordsworth ist nur ein Talent, das die Gefühle, die Ideen des gebildeten Durchschnittes seiner Landsleute ausdrückt; daß auch ein solcher Mann tüchtiges hervorbringen kann, gebe ich vollinhaltlich zu. Sie sind uns ein Buch über ihn schuldig; vielleicht übersetze ich dann einiges von ihm, wenn er nicht schon übersetzt ist. Brandes beurteilt ihn übrigens nicht sehr freundlich, der hat jedoch auf mich keinen Einfluß.

Was Byron betrifft, so hatte er ja gar nicht Zeit weise zu werden. Goethe hatte mit dem sechsunddreißigsten eben auch seine Flegeljahre von Sturm und Drang hinter sich und wenn er mit Frau v. Stein miselte, so steht die Gräfin Guiccioli kaum niedriger als diese mit den 7 Kindern.

Danken wir Gott, daß wir nicht sind wie jene

zwei, wenigstens Sie, denn ich büße leider durch ein trauriges Alter für den idealen Traum meiner Jugend. Ich trottle langsam fort, aber nicht gemütlich; wie ein schäbiger Hund, der einen schweren Karren zieht.

Ist es Aberglaube? Bisweilen wirft mir der Zufall, aber nur bei Kleinigkeiten einen freundlichen Blick zu. Da erschrecke ich immer; denn ich weiß aus Erfahrung, daß dann am gleichen Tage oder wenigstens bald darauf ein voll gerütteltes Maß von Verdruß, Elend und Sorge über mich ausgegossen wird.

Sie haben kein Verhältnis zu den bildenden Künsten, sonst würde ich einiges über Anselm Feuerbach beisetzen. Ich habe ihn zuerst beim flüchtigen Vorbeistreifen in den Ausstellungen auch nicht aufgefaßt; nun weiß ich, daß er der Größten einer ist, dessen Scheitel in das cinquecento reicht. Jetzt erscheinen seine Handzeichnungen, da fühle ich meine Armut, daß ich so was nicht kaufen kann.

Für die Kenntnis unserer heutigen Bildung wäre es nicht ohne Belang zu wissen, wie viel oder wenig Leute es giebt, welche, abgesehen von Fachwerken, ein Buch zweimal lesen.

Schauen Sie, daß Sie aus Österreich fortkommen; die prächtigen Mettwürste in Göttingen! Glück auf!

Soviel hatte ich geschrieben, mochte jedoch nicht abschicken, weil Fasching war. So erhalten Sie denn diesen Brief als Häring zum Aschermittwoch. Unterdeß ist auch der Ihrige eingetroffen. Hail, hail! Wenn man Ihnen die Hälfte geboten hätte, mußten Sie gehen. Nun haben Sie unsere Stick- und Stinkluft hinter sich. Lassen Sie die Heiratsgedanken und

Hamlets Weiberschlitze. Neugierig bin ich auf die Aufnahme, die Sie zu Wien finden.

Was tut Speidel mit Ihrem Aufsatz „Sander“?

Ihr alter P.

*

An R. M. Werner.

25. Juli. Ihren Brief beantworte ich umgehend, so lange Sie noch in Lemberg sind. Leisewitz! — was legen Sie sich für Arbeiten auf! Das ist ja noch schlimmer, als wenn ich in einem Steinbruch den ganzen Tag bei Sonnenhitze hämmere. Ihre Uhlandiana haben mich sehr interessiert, manches könnte ich von meinem Standpunkte wohl auch beifügen — ist der „König und die Schäferin“ nicht echtes Roccoco, poetische Porzellanfigürchen von Meißen? Über Geibel haben Sie nicht mehr gesagt, als Sie konnten, nicht weniger als Sie mußten, der warme Ton ziemt dem Nekrolog; objektiv kühl mag die Litteraturgeschichte sein. Er war edel und gut; sein Empfinden, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein mittleres und an ihm alles Maß. Ich kannte ihn persönlich; wir haben uns unsere Sachen gegenseitig geschickt, ohne uns jedoch zu schreiben.

Ein Kolleg über Hebbel! Er liefert einen ganzen Kasten von Präparaten für Vorträge, weil er eine komplizierte Natur war. Trotz aller bizarren Schrullen überragt er gigantisch — ungeschlacht an geistiger Bedeutung alles seit Goethes Tod. Unser Verhältnis war eigentümlich, er nahm auf mich

nie Einfluß und wollte es auch schwerlich, weil er die Verschiedenheit unserer Naturen fühlen mochte und auch als ich mit ihm in Berührung kam, bereits so abgeschlossen war, wie eine Kugel von Krystall. Kuh war einseitig; mich hat er kaum verstanden, denn ich springe nicht, wie bei der Wallfahrt nach Trins zwei Schritte vorwärts und einen zurück. In seiner Einseitigkeit aber sehr tüchtig und ehrlich. Jetzt wären er und noch mehr Hebbel am Platze, um den Stall unserer Tageslitteratur mit eisernem Besen zu fegen. Hebbel sagte mir wohl in seiner pathetischen Weise: „Ja, glauben Sie mir, jetzt muß es mit der deutschen Litteratur wieder aufwärts gehen, denn wir sind ganz unten angelangt.“ — Ich lächelte und dachte an das — deutsche Publikum. Mit den Tagebüchern scheint der Verleger keine glänzenden Geschäfte zu machen, ich halte sie für die wichtigsten litterarischen Dokumente seit dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. Die Briefe sollen nun auch folgen. Lemmermeyer, der bei der Ausgabe beteiligt ist, schrieb mir wenigstens, daß Verhandlungen mit einem Verleger — im Zuge seien.

Sie haben Recht; ich beschreibe als Schriftsteller nicht und zwar deswegen, weil ich als Naturforscher sachlich beschreiben muß und somit die Grenze gegen die Kunst haarscharf erkenne. Ich habe ein erzählendes Gedicht fertig: der Zaggler Franz.

Dieses lege ich ruhig dem Manen Lessings vor; denn ich glaube durchaus das höchste Gesetz der Poesie: Handlung und Fortschritt! streng erfüllt zu haben, ganz abgesehen vom Inhalt.

Der Cyklus an Maria? — Bald nach meinem Ausmarsch gegen die Italiener mußte ich erfahren, daß Emma sich nach Wunsch der Eltern mit einem reichen Manne verlobt hatte; mein Stolz ließ keinen Schmerz aufkommen und dann überstrahlte das Bild einer jungen Dame wie ein Morgenstern den Schatten. Durch die Erfahrungen der letzten Zeit jedoch verdüstert: Ein schmaler Strich trennt Ideal und Sinn! hielt ich Entsagen für meine Pflicht, konnte mich doch auch die nächste beste Kugel hinstrecken! — und verscherzte wie Parcival durch Schweigen mein Glück. Sie war die jüngere Schwester von Tizians Assunta und starb auch bald. Nach mehr als einem Menschenalter tauchte ihr Bild mit visionärer Gewalt wieder vor mir auf, und so beziehen sich viele Gedichte meines Vorwinters auf sie. So begann dieses Stück Seelenleben mitten im Sturm des Krieges, um dann noch einmal als Abendrot im Herbste meines Lebens aufzuleuchten. Nehmen Sie das als Tatsachen!

Im Winter habe ich Ovid und Martial gelesen; auch Lucan — an seiner Schilderung der Seeschlacht vor Massilia hätte gewiß Hamerling Freude! — Jetzt schnüffle ich an den lateinischen Poeten der Renaissance herum: Pontanus, Politianus, nicht für das Studium; ich verzehre alle diese Dinge wie ein Raubtier und verwandle sie in Fleisch und Blut. Möchten unsere zeugungsschwachen Dichterlein ahnen, welcher Reichtum von Motiven in diesen alten Schwarten steckt! neben den Nachklängen von Catull, Horaz, Properz, so die Elegie Politianus an das Veilchen. Formosae o violae Veneris manuscae nostrulae, da würden

sie zufahren, wie die bulgarischen Räuber — wenn sie so viel Latein könnten.

An den Achensee kommen heuer allerlei Leute: In der Buchau wird der Bildhauer Natter nisten, dann Brandl und Wackernell, vielleicht auch E. Schmidt; nach Matzen ladet Lipperheide Gäste; was haben denn wir Tiroler Ihnen zu Leide getan, daß sie sich nur bis Salzburg wagen?

Die Prüfungen sind überstanden; so sitze ich jetzt in der Pertisau — unweit von mir ist noch Winter und Vorfrühling. In der Tristenau ging eine Lawine nieder, quer durch das Tal bis zum andern Berg riß sie auf 2—300 Schritt breit alle Bäume um — oft mannsdicke Tannen und Buchen, der Schnee lagert nun wie ein Gletscher und indem er allmälig abschmilzt, kommen Heiderich, Primeln, Eisglöckchen, Seidelbast, Gentianen, all die Frühlingsblumen an die Sonne.

Mit diesem Brief gleichzeitig geht Ihr Geibel mit bestem Dank unter Kreuzband zurück.

Im August werde ich Ihnen allerlei senden und Sie mögen es dann am kühlen See lesen.

Ich warte fort und fort auf gut Wetter für meine geologischen Arbeiten, die Berge legen aber die Nebelkappe nicht ab.

Ein schöner Traum! Mir kam vor, von meiner Zimmerdecke lachen zahllose Engelsköpfe herab und plötzlich verwandeln sie sich in rote Rosen.

Ihr alter

Pichler.

Innsbruck, 9. Juni 1889.

Aus einem Brief an A. Brandl.

Zur Kenntnis der Restauration habe ich die Meditationen Lamartines vorgenommen. Einst viel bewundert, sind sie jetzt altbacken; wie beherrscht er jedoch trotz aller Schnitzer die Sprache, was baut er manchmal für wundervolle Strophen, wie weiß er mit allen Redefiguren zu wirtschaften, daß man fast glauben möchte, er habe — nicht einmal dabei empfunden. Er wird aber geradezu pathetisch — und das ist bei einem Franzosen unerträglich, wenn er sich auf die Zehen stellt um den Titanen Byron anzugreinen. Das gehört jedoch für Ihre Geschichte der englischen Litteratur!

Eine Frau bat mich, als ich Abschied nahm, ich sollte doch ihrem Kinde ein Kreuzchen machen; ich habe es getan, denn das Kreuz bleibt stets das erhabenste Symbol der Weltgeschichte, es bezeichnet ein neues Blatt derselben. Lesen Sie in der neuen Antologie den Aufsatz von G. Barzelotti: Il pessimismo filosofico in Germania e il problema morale dei nostri tempi. — Wie unsäglich traurig ist das alles! Dabei fällt mir ein Wort Goethes ein: „Alles was unseren Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich. Darf man jedoch die Wahrheit aus Gründen der Opportunität auf sich beruhen lassen?

*

Anton v. Schullern.

In der litterarischen Gesellschaft Pan wurde der Antrag gestellt, an seinem Hause eine Denktafel einzumauern.

Von seinen Gedichten war bei Liebeskind eine Aus-

wahl erschienen. Ich hatte das Büchlein bei seinem Erscheinen nur flüchtig angeblättert. Ein gebildeter Mann, der wie so mancher andere, auch Gedichte machte und sich deswegen für einen Dichter hielt ohne es zu sein. Sie verläugnen auch nicht den Einfluß vrschiedener moderner Poeten.

Angesprochen hat mich das gemütliche Idyll: „Die alte Diele“. An den Hollunderstrauch hängt sich leider zum Schluß die fabula docet. Ein Festgruß an den Grafen Thun, dessen Liberalismus ihn nicht, wie er wünschte, diesem schwarzen Herrn empfahl, war ein geschmackloses Mosaik.

Rücksicht hatte ich keine zu nehmen; ich beurteilte es daher in der „Allgemeinen Zeitung“ ironisch, er reiste sogleich nach Augsburg und es wäre mit diesem Blatte, mit dem ich seit Jahren in Verbindung stand, fast zu einem Bruche gekommen, der jedoch unterblieb, vielleicht weil man sich überzeugte, daß ich recht habe. Es kam zu einem Streite, Professor Ignaz Zingerle erbot sich, ohne daß ich es verlangt hatte, zu einer Vermittlung, die Schullern, dem bange wurde, mit Freuden annahm.

Wir sahen uns ohne Zeugen in seinem Zimmer. Ich hielt ihm alles vor, worüber zu klagen ich ein Recht zu haben glaubte, er wußte sich aber so geschickt zu entschuldigen und schob alles auf Mißverständnisse, daß ich ihn schließlich um Verzeihung bat. Dazu brachte er mich jedoch nicht, öffentlich zu gestehen, ich habe mich geirrt, er mußte sich mit der nichtssagenden Erklärung begnügen, daß ich dem Publikum das Urteil überlasse. Er schien damit zufrieden. Für mich war

die Sache ein für allemal ehrlich abgetan. Nicht für ihn. Er schlug später vor, die Innsbrucker Poeten und Freunde der Poesie sollten öfters zusammenkommen und eine Art Verein bilden, um sich in Sachen der Litteratur zu verständigen. Ich sagte ohne Rückhalt zu. Schullern stellte sich bei der ersten Versammlung gleich als Obmann hin, das wäre mir schließlich gleichgültig gewesen, er hielt aber eine Rede, die, wenn auch nicht namentlich doch sachlich, mit deutlichem Bezug auf unsern Streit gegen mich gerichtet war, ja er sprach sogar von Neid. Ich konnte nun erkennen, worum es sich handle, er wollte mich unterwerfen, um sich an die Spitze zu stellen. Kalt und finster erwiderte ich kein Wort, kam jedoch nie mehr trotz einer versteckten Drohung, die mich immer mehr erbitterte. Wußte ich doch, daß alles ohne mich zerfallen würde und so geschah es auch.

Man hatte mir immer die vollendete Form seiner Gedichte gerühmt, aber auch da befriedigt er ein strenges Urteil nicht. Er ist oft weitschweifig, der Reim läßt zu wünschen, manche Daktylen sind schlecht gebaut. Dafür haben unsere Kreise freilich kein rechtes Verständnis.

Er benutzte seine freie Zeit, um gelegentlich litterarische Vorträge am Ferdinandeum zu halten, die dann auch gedruckt wurden. Sie waren nicht ohne Geist und Verständnis, und verdienten daher Beachtung. Unsere schnellebige Zeit hat sie freilich, wie so manches andere, vergessen.

Nach dem Tode von Johannes Schuler wurde eine Auswahl aus dessen Schriften gedruckt. Ich wirkte dabei mit. Schullern schrieb die Biographie. Das war

dankenswert, doch gibt sie in ihrer Überschwenglichkeit kein richtiges Bild des Mannes und bedarf daher der Ergänzung.

Endlich wurde er Bezirksschulinspektor. 1874 wurde er zur Aushilfe in den tirolischen Landesschulrat bei der Statthalterei berufen und erhielt schließlich durch den Einfluß eines Freundes, der in Wien für ihn wirkte, den Titel eines kaiserlichen Rates, wie auf seinem Grabstein zu lesen ist. Doch erwarb er sich in dieser Stellung manche Verdienste um die Schulen und die Lehrer. Des weiteren verweise ich auf die Biographie, die J. Engensteiner den Schriften voranstellt. Schullern war verheiratet, erlebte jedoch wenig Freude.

Ich stand einmal mit ihm vor dem Tore der Hofkirche, ein festlicher Hochzeitzug nahte, als er ihn sah, schüttelte er leise den Kopf und sagte: „Wieder ein Unglücklicher mehr!“ —

Gedenken will ich noch seines edlen hoffnungsvollen Bruders Hermann, der mit siebzehn Jahren über eine Felsenwand des Achselkopfes stürzte, wo er Aurikeln pflücken wollte. Der trauernde Vater klagte: „Von meinen Söhnen wurde mir der bessere entrissen.“

Geboren 1832 starb Schullern 1889.

Zu seiner Charakteristik brauche ich wenig nachzutragen. Der Sohn eines guten Hauses, war er stets elegant und fein gekleidet, im Umgang gewandt, so daß er mehr zu sein schien, als er wirklich war, vorsichtig und kalt.

Auf sein Verhältnis zu mir, muß ich noch ein Streiflicht werfen. Wie er mich, als ich in Berlin war,

im Neujahrswunsch des Zettelträgers dem Spotte preiszugeben suchte, habe ich schon erwähnt. Ich erfuhr es erst kurz vor seinem Tode, so daß es zu spät war, mit ihm abzurechnen. Er betrachtete mich eben als seinen Nebenbuhler, der ihm das Licht verstelle und handelte danach. Ich erinnere mich noch, wie er mich einmal auf dem Marktgraben anpackte und mir vorwarf, ich solle doch endlich einmal etwas leisten. Verwundert fragte ich ihn, ob denn meine Erzählungen aus Tirol nichts seien? — Da erwiderte er, „es schicke sich eigentlich für mich in meiner Stellung gar nicht, so was drucken zu lassen". — „Und die Hymnen." — „Ja, das ist schon lange her!„ Ich ging weiter. Ein anderesmal wurde ich als ein Gelehrter genannt. Da fuhr er auf: „So könne man mich doch nicht heißen!" Wenn ich mich recht entsinne, war es im Frühling 1862, als ein Schauspieler meinen Rodrigo zur Benefice wählte. Ich gestattete Schullern den Eintritt zur Probe. Er benahm sich dabei so unfreundlich, daß ich eine mißgünstige Besprechung voraussehen konnte, obwohl er bisher nie und nirgend sich auf Theaterkritik eingelassen hatte. Sie zog sich durch mehrere Nummern der Inzeitung, und war, obwohl ich den Erfolg für mich hatte, wie man mir mitteilte, gehässig. Ich habe sie gar nicht gelesen, sie machte auch auf das Publikum keinen Eindruck. Ich habe diese Sache ihm gegenüber nie mit einem Wort berührt. Er scheint aber darauf Wert gelegt zu haben, denn nach Jahren fragte er mich endlich, ob ich seine Kritik gelesen habe. — Ich erwiderte kurz: „Nein!" — Er aber verdutzt: „Warum nicht?" — „Weil ich solche Dinge überhaupt nie lese." Bald

darauf erkrankte er und starb ganz unerwartet. Erst jetzt überschaue ich diese Begegnisse und weiß sie zu deuten. Ich erzähle diese armseligen Geschichten ausführlich, weil ich nicht weiß, was er in sein Tagebuch schrieb.

Bedeutender in jeder Beziehung war sein Freund Hans v. Vintler; schade, daß er keine Autobiographie hinterlassen hat. Sein Schicksal führte ihn zu den Jesuiten in Rom und Paris, wo er das Kloster verließ und endlich als Sprachlehrer an der Realschule Unterkunft fand. Sein Grab auf dem Friedhofe zu Innsbruck schmückte der Bildhauer Natter mit einem Denkmal.

1890.

Kannst du in einer Pfanne voll Brei schwimmen?

*

Die Musik ist die gründlichste Widerlegung des modernen Realismus.

*

Eine Bürgersfrau erzählte mir, sie habe gebeichtet, daß ihr allerlei Zweifel über die Dogmen der katholischen Religion gekommen seien. — Der Priester fuhr sie an: „Sie haben da nicht nachzudenken, denn die Kirche denkt für uns alle!“ Da verließ sie den Beichtstuhl. Ein Jesuit wäre klüger gewesen!

*

Ein alter Geistlicher sagte: „Ihr bezweifelt die Menschwerdung Gottes in Christo?“ Es ist ein ebenso

großes Wunder der Menschwerdung Gottes in einem Menschen, wenn dieser zum Bewußtsein Gottes kommt.

*

Wer viel sagt, sagt zuviel.

*

Die Einsamkeit nährt und verzehrt den Geist.

*

Das Dämonische tritt uns nicht immer groß, manchmal nur kapriziös entgegen.

*

Es gibt manchen, der gut spricht, selten einen, der gut hören kann.

*

Die Gleichgiltigkeit gegen das Laster ist für die menschliche Gesellschaft fast gefährlicher als das Laster selbst.

*

Im Streite warf man einem alten Bauern den ungeratenen Sohn vor. Er antwortete gelassen: „Geht es Gott Vater besser? Der hat ganze Scharen: die Teufel!"

*

Zur Weisheit gelangt nur, wer große Torheit überwunden hat.

*

Die Schönheit unterwirft den rohen Stoff der Form und je mehr sie dieses vermag, so größer ist sie.

Zu Prutz im Oberinntale wird demnächst eine Gedenktafel enthüllt für den unglücklichen Dichter Jo-

hann Senn, dessen herrlicher „Tiroler Adler" noch immer frisch im Gedächtnisse des Volkes lebt. Nicht weit davon, zu Galtür, dem hintersten Winkel Patznauns, wurde am 8. Juli 1820, also vor achtzig Jahren, ein anderer Dichter ganz verschiedenen Sinnes und Glaubens geboren: Johann Pfeifer. Seine Eltern waren schlichte Bauern, der Mutter bewahrte er ein warmes Andenken. Das Gymnasium studierte er bei den Benediktinern in Meran, dann ging er an die Universität Wien, wo er sich dem Jus zuwendete. Nach Tirol zurückgekehrt, finden wir ihn bei dem Advokaten Dr. Felderer. In dieser Zeit scheint ihn die Liebe gestreift zu haben, wobei er schwerlich über ein bischen sentimentales Schmachten hinauskam; von der Glut eines Gilm oder Wallpach begegnet man in den wenigen darauf bezüglichen Liedern kaum einem Hauch. Er war auch äußerlich nicht dazu angetan. Schlicht und einfach, ja unansehnlich war seine Gestalt; die hohe Stirn gehörte dem Denker, der sich eine reiche Bildung erwarb; die wasserblauen großen Augen blickten ausdruckslos in die Weite, die roten Wangen deuteten auf keinen Weltschmerz.

Abschied.

Reiche nur zum letztenmale
Liebes Mädchen mir die Hand,
Das ich wie ein Weidenröschen
Unter rauhen Disteln fand.

Deiner Anmut stiller Zauber
Hat die Tage mir verklärt,

Gleich als wär' der Frühling wieder
In mein Leben eingekehrt.

Lebe wohl! wie tief und schmerzlich
Fühl' ichs doch zu dieser Frist,
Daß für solche liebe Blume
Mir kein Gärtlein eigen ist.

Im Jahre 1860 stellte ihn der Erzherzog Karl Ludwig als Sekretär an. Er mag diesen Posten, abgesehen von persönlichen Empfehlungen, seinen loyalen Gedichten verdankt haben. Warmes Gefühl zeigen seine religiösen Lieder, wenn auch keine mächtigen Orgelklänge rauschen. Einzelne gelungene Strophen ließen sich wohl anführen, schön ist die „Christnacht", ein kleines Meisterwerk die „Harfe", der wir nichts aus jener Zeit an die Seite zu setzen wüßten. Schicksale scheint der bescheidene Mann kaum gehabt zu haben, über eine italienische Reise erfahren wir höchstens, daß er da und dort verweilte, sein Erdenwallen hinterließ kaum eine Spur. Bene vixit, qui latuit!

Nach zehn Jahren begann er zu kränkeln. Der Erzherzog verabschiedete ihn großmütig mit einer Pension. „Seine k. Hoheit lassen Ihnen das Zeugnis vorzüglicher, ersprießlicher, eifriger und treuester Dienstleistung im Verlaufe von mehr als zehn Jahren in der Eigenschaft als erzherzoglicher Kassier ausstellen, welches hiermit mit Vergnügen beurkundet

auf höchsten Befehl

W. Frh. v. Hornstein.

Wien, 30. Dezember 1871."

Er wählte nun Meran zum ständigen Aufenthalte, wo er still und zurückgezogen den Rest seiner Tage verbrachte. Sie verflossen fast unbemerkt. Abends setzte er sich gewöhnlich mit Bekannten an einen Stammtisch, spielte einige Partieen Tarok und trank ein Seidel roten Wein dazu.

Gestorben ist er am 31. Dezember 1888, ohne daß sein Tod besondere Aufmerksamkeit erregt hätte. Er scheint noch an einer Gesamtausgabe seiner Gedichte gearbeitet zu haben; der Nachlaß liegt mit manchen Änderungen und Einschiebseln im Museum zu Innsbruck. Für den Handgebrauch hatte er ein Reimlexikon angelegt. Von einem Briefwechsel und Aufzeichnungen war wohl nichts vorhanden.

Die Poesieen? Er selbst charakterisiert sie humoristisch:

„Nahm die Harfe kühn zur Hand,
Hohe Lieder wollt' ich singen,
Wie die Saiten ich gespannt,
Nimmer wollt' es mir gelingen.

Aber also zu mir spricht
Einer, ein Verstandesreifer:
Geht es mit der Harfe nicht,
Lieber Freund, so werd' ein — Pfeifer."

Das ist nun doch zu bescheiden. Seine Muse folgt nicht dem stolzen Gange des Apollon Kitharoidos, er war aber doch ein echter Dichter, wenn auch kein großer, die überhaupt so selten sind, daß man sie an den Fingern abzählen kann.

In jener schönen Zeit schwärmten die Frauen für

O. Redwitz, den jedoch Pfeifer als Lyriker gewiß überragt. Als Pfeifer 1853 seine Gedichte auf eigene Kosten erscheinen ließ, wurden diese in manchen Kreisen mit Begeisterung aufgenommen, so daß bald neue Auflagen folgten. Man warnte mich, ihn anzugreifen, als ob mir das trotz allen Gegensatzes je eingefallen wäre! Ich würdigte das Gute, was er schuf, stets unbefangen, und auch dieser Wink veranlaßte mich zu keinem Ausfalle. Persönliche Beziehungen ergaben sich nie, wir grüßten einander, wenn wir uns auf der Straße begegneten, ohne in näheren Verkehr zu treten.

Er ist vor mir hingegangen; ich werde seinen hundertsten Geburtstag nicht feiern, aber ich lege hier eine frische Alpenrose auf sein Grab. Möge man auch am schlichten Bauernhause zu Galtür eine Denktafel anbringen, er verdient es vielleicht eher als mancher andere.

Sein poetisches Repertorium ist ziemlich reich. Es bietet uns wie duftige Blümchen manches schöne Naturbild.

Im Winter.

Nieder, millionenflockig
Fällt des Winters Silbersaat,
Strauch und Bäume kraus und lockig
Stehen um des Wandrers Pfad.

Welch' ein Flüstern, welch' ein Schweben
Um und an so sacht und lind,
Welch ein magisch Zauberweben
In dem Flockenlabyrinth.

Halb die Augen aufgeschlagen
Wall' ich fort im Dämmerschein
Und in seliges Behagen
Spinnet sich die Seele ein.

Gelegentlich kommt auch ein humoristisches Epigramm:

„Gönnt Catone mir, noch am Fasse, dem vollen, zu liegen,
Hab' ich den Bronnen erschöpft, werd' ich Diogenes sein."

Mehrere erzählende Gedichte sind ihm gelungen, so „König Otto". Mit glühender Begeisterung hing er an den Bergen der Heimat, er feierte das Schützenleben in manchem Liede, wo ihm dann auch der männliche Ton nicht versagt blieb. Besonders schwungvoll ist das Gedicht: „Liederarm!" Die äußere Form seiner Poesieen läßt kaum etwas zu wünschen übrig, denn auch auf ihn hatte Platen gewirkt, der Ausdruck ist meistens gewählt, die Darstellung blumenreich. Das Schwache und Matte kann man gern übersehen.

Doch verträgt unsere Zeit die häufigen schwächlichen Verkleinerungen auf -lein nicht mehr. In Bildungen neuer Worte greift er sonderbarerweise fast bis auf die Modernen voraus, oft nicht ohne Geschick.

Er war ein Dichter der nachmärzlichen Reaktion. Ich gebrauche dieses Wort unbefangen und ohne jede Nebenabsicht. Das war die schöne Zeit, wo die Fräulein Marienaltäre mit der Bisquitstatuette der Heiligen bauten und mit Blumengewinden schmückten. Die Männer aßen im Gasthause Fastenspeisen, wenn man es sah und besetzten bei der Messe die vorderen Bänke.

Pfeifer ist mit dem Geschlechte, das er durch seine

Lieder erfreute, so ziemlich verschollen, das Land Tirol, zu dessen besten Sängern er gehört, die deutsche Litteratur-Geschichte, die nicht immer Perlen sammelt, sollte ihm ein Plätzchen gönnen.

Zum Schlusse ein Gedicht:

Mein Lied ist keiner Glocke Klingen,
Das mächtig in die Ferne schlägt
Und hoch auf heil'gen Sehnsuchtschwingen
Die Hörer in den Himmel trägt.

Es gleicht dem Summen zarter Bienen
Am sonnighellen Alpenhang,
Wenn seine Sterne und Rubinen
Der Lenz ins Grün der Wiese schlang.

Kein Strom ist's, der vom Felsenwalle
Herniederbraust voll Majestät
Und tausend flimmernde Krystalle
Umher im Sonnenlichte sä't.

Ein Bächlein nur, deß leichte Welle
Durch stille Fluren wandelt sacht,
Mag sein, daß Dir an mancher Stelle
Des Himmels Blau entgegenlacht.

Kein Baum ist's, der mit stolzem Prangen
In linden Maiengluten steht,
Von reichem Blütenschmuck umfangen,
Von Düften träumerisch umweht.

Ein Blümchen an des Winters Grenze
Zum Reich des Lichtes aufgekeimt,
Das halb in Stürmen, halb im Lenze
Das Leben still in sich verträumt.

4 August. Vom Lustschoß des Herzogs Sigismund sind bei Freundsheim nur noch spärliche Reste der Grundmauern übrig. Es war von einem Teiche umgeben; aus dem schwarzen Sumpfwasser steigt die weiße Lilie, der Wind flüstert im Schilf und beugt die Binsen. Hier sitze ich abends manchmal, vor mir das Moos, die Felder, den Föhrenwald und die Berge vom Karwendel bis zum Glungezer, im blauen Duft der Ferne heben sich ihre stolzen Kuppeln und Zacken, aus den Wäldern schimmern einige grüne Flecke, Wiesen bei den Bauernhöfen, so erscheint die Gegend fast unbewohnt. Da denke ich dann an das heitere Leben, das hier, wo nur noch Schutthügel an die Vergangenheit erinnern, waltete; das Schloß mit seinen Erkern baut sich wieder vor mir auf, im Saale führt Sigismund beim Klang der Musik die schönen Frauen zum Tanze und scherzt mit ihnen; draußen geigt die Heuschrecke und quakt der Frosch, Nachteulen schweben dahin bis das Ave der geweihten Glocke von Barwies das heidnisch Gesindel verscheucht. Es weht mich kalt an, Nebel kräuseln sich auf der feuchten Wiese, da ruft die helle Stimme meines Enkelchens den Großpapa und ich kehre mit ihm zum traulich warmen Herde der Küche.

*

Durch die Naturwissenschaften wurden alle Erscheinungen der Natur ihres persönlichen Charakters entkleidet, sie haben dadurch unleugbar an poetischem Wert verloren, wie alles, das sich wägen, zählen, messen läßt.

*

Dann magst du über Unglück klagen, wenn dir das als Glück erscheint, was andere als Unglück beweinen.

*

Paradoxieen sind keine Maximen; für diese gibt es nur die naturhistorische Methode, die aus einer Reihe Einzelnfälle ein Gesetz abstrahiert.

*

Die Deutschen sind keine Nation, ob ein Volk? — Wenigstens wissen sie sich nicht als solches, sondern empfinden sich der Masse nach immer noch als Partikularisten der verschiedenen Vaterländer und Ländchen, darum fehlt ihnen auch die Expanisivkraft, welche ihnen allein eine Zukunft sichern könnte. Wenn Nord und Süd wenigstens oberflächlich zusammen gehörten, so verdanken wir das dem schattenhaften deutschen Kaisertum und zum Teil der Sprachgemeinschaft durch Luther. Der flüchtigste Blick kann uns belehren, daß die Deutschen an der Elbe und an der Donau körperlich und geistig verschieden sind und so ganz unberchtigt ist die Meinung jener nicht, die behaupten: das richtige wäre ein norddeutsches und süddeutsches Kaisertum gewesen, wobei jenes Holland, Belgien, Polen, Finland und Skandinavien in sein Machtbereich gezogen hätte, dieses das Land von den Vogesen und Jura, das ganze Donautal bis zum Balkan und den Karpathen, die Moldau und die Wallachei: jenes niederdeutsch, dieses hochdeutsch.

*

Im nämlichen Kopfe kann ein Dichter und ein Denker arbeiten, sie müssen aber getrennte Haus-

haltung führen wie bei Goethe und dürfen einander nicht stören, was manchmal bei Hebbel geschieht und die reine Linie der Schönheit bricht.

*

Der Baum braucht Jahre zum Wachsen; eine Blütenknospe, die ihn krönt, springt in einer lauen Frühlingsnacht.

*

Die erste ideale Liebe des Jünglings ist seine letzte Kinderkrankheit, darum ist sie so schön, so rein.

*

Sie haben dein Herzblut getrunken und dir den leeren Becher ins Gesicht geworfen.

*

Darfst du den Menschen noch für das verantwortlich machen, was er innerlich überwunden und äußerlich abgestreift hat?

*

Wien, 3. September. (Tel d. B. f. T. u. V.) Die „Wiener Ztg." meldet: Dem Universitäts-Professor Adolf Pichler von Rautenkar in Innsbruck wurde anläßlich seiner Versetzung in den Ruhestand die Allerhöchste Zufriedenheit ausgesprochen. Der Privatdozent Dr. Alois Cathrein wurde zum ordentlichen Professor der Mineralogie und Petrographie, der Privatdozent Dr. Joseph Blaas zum außerordentlichen Professor der Geologie und Paläontologie, beide an der Universität in Innsbruck ernannt.

4. September. Heut mein 71. Geburtstag. Der Tirolerbote, den ich erhielt, bringt die Ernennung

von Blaas und Cathrein und meine endgültige Versetzung in den Ruhestand. Ich habe in diesen 42 Dienstjahren, so weit es ein Mensch von sich sagen darf, meine Pflicht redlich erfüllt und darf daher mit einer gewissen Beruhigung zurückblicken. Ich bin still und ernst, fast feierlich gestimmt; ein neuer Lebensabschnitt beginnt für mich, möge ich in Geduld alles ertragen, was er mir noch von Leid bringt und mir endlich Frieden vergönnt sein bis zu meinem Ende. Freundsheim halb 12 Uhr.

*

Manche Menschen sind dankbar, um undankbar sein zu können.

*

Um 9 Uhr begann die Übergabe der Sammlungen an die Professoren Blaas und Cathrein. Um 9.50 überreichte ich an Blaas den Schlüssel des Arbeitszimmers und damit war alles feierlich und würdevoll beendet.

*

Wer der Freund des Genius sein will, kann ihm zwar den Weg nicht vorzeichnen, muß jedoch fähig sein, ihn verständnisvoll zu begleiten und manchmal rückblickend aufzuklären.

*

Der echte Künstler wendet nicht die Gesetze der Kunst auf sein Werk an, er bringt dieses nach den Gesetzen der Kunst hervor.

*

8. September. So albern und abgeschmackt

Titel sein können, manchmal dienen sie als Schutzwehr gegen dumme Leute.

*

Unsere heutige Welt zu verstehen, ist nicht so schwer, schwerer jedoch mit und in ihr zu leben.

*

Das Talent kann alles, was es will; das Genie muß alles, was es kann.

*

„Aus Tagebüchern!" Diese Überschrift könnte ich eigentlich auf alle meine Werke setzen.

*

Die Niederlage Ottokars ist vielleicht das größte Unglück, das unser Volk je getroffen. Er rief in der richtigen Erkenntnis von der Bedeutung der Deutschen und ihrer Überlegenheit sie von allen Seiten als Einwanderer; er hätte Böhmen germanisiert, so daß bei der Fortsetzung durch seine Dynastie jetzt wohl an Moldau und Elbe kein czechisches Wort mehr gesprochen würde. Die deutsche Kaiserkrone hätte ihn in dieser Richtung gewiß noch bestärkt. Dann besaß er eine Hausmacht, mit der er alle die Fürsten und ihre selbstherrlichen Gelüste bändigen konnte, so daß dann Deutschland wohl gleichzeitig oder wenig später als Frankreich zur Einheit gelangt wäre. Das läßt sich mit voller Wahrscheinlichkeit vermuten; was kam, wissen wir alle und mit dem Tode des Babenbergers hörte das Fortschreiten gen Osten, wie sie es so kühn und großartig begonnen, auf. Ottokar hätte auch der Hilfe der Kirche weniger bedurft, weil er auf eigenen

Füßen stand und wäre daher von der Politik der Päpste unabhängiger gewesen. Er hätte vielleicht den Untergang der Hohenstaufen gerächt. Doch was ist, das ist, ersparen wir uns die Vermutungen.

*

Wenn auch die Scheide des Schwertes nach und nach in Sturm und Wetter zerreißt, daß sie nicht mehr zur Parade taugt, was liegt daran, ist nur die Klinge scharf geblieben.

*

Ein Maurer, der bereits abgestraft war, weil er auf dem Friedhof Blumen stahl, hat aus den Akazien über den Gräbern Amselnester ausgenommen und die Jungen laufen lassen, nachdem er ihnen die Füße abgeschnitten. Er wurde mit 2 fl. Strafe belegt, warum hat man die Prügelstrafe abgeschafft? Die gemeinste Bestie ist und bleibt doch der Mensch.

*

Vielleicht wenden sich die Deutschen wieder zu schwarz-rot-gold zurück. Das erinnert mich an einen Vorfall in Rom. Ich war mit Adolf im Pantheon. Dort hing am Grabe Viktor Emanuels ein Kranz mit schwarz-rot-weißer Schleife, den der deutsche Kronprinz gespendet hatte. Ich sagte halblaut: „das Weiß muß wieder Gold werden". Da begann ein Deutscher, den ich nebenan nicht beachtet hatte, zu schnarren; ich fertigte ihn kurz ab und wendete ihm den Rücken. Unser Unglück ist, daß Wien für das deutsche Geistesleben jetzt weniger Bedeutung hat als die nächst beste Kleinstadt.

*

Am Neckelbrunnen abends wieder Tassos Erminia. Der Stoff ist uns völlig gleichgiltig, aber die Harmonie, der Tonfall der Verse! Wie das leichte Wogen der Roggenfelder vor mir: der weiche Westwind zeigt hie und da zwischen den Halmen einen roten Feldmohn, die blaue Kornblume, die violette Rade und darüber hebt sich schmetternd die Lerche.

*

Sentimentales Naturgefühl: mein Enkelchen fragte mich jüngst, nachdem es lange den Mond betrachtet: „Nicht wahr, der Mond hat ein so weites Maul, weil er die Wolken frißt?"

*

Der Briefwechsel von Hebbel erscheint endlich auch. Nun hat er alles; sein Schatten braucht nicht mehr grollend in den dunklen Nebeln am Acheron zu irren. Er war oft bizarr, verschroben, abstrakt, raffiniert, ja er hatte Schwächen und nicht immer schloß sich bei ihm die Linie zum Kreise der reinen Schönheit, dennoch war er groß wie keiner seit Goethe und Schiller und hätte er auch nur das Gedicht: der Brahmin gemacht, mit dem sich auch in den früheren Abschnitten der Litteratur kaum eines vergleichen läßt. Auch die Deutschen können zufrieden sein und nun an ihm weiter sündigen wie bisher.

*

So viel du für die Welt bist, ist die Welt für dich und hierin ist der Kleinste dem Größten gleich.

*

Jede Wahrheit ist im Grund genommen trivial.

*

Unsere Zeit reißt das Nessushemd ab und zeigt am nackten Leibe alle Schwären, Beulen und Eitersäcke ob vielleicht ein Heiland komme. Hier liegen allerdings Stoffe für große Dichter, jedoch nur die Wünschelrute des Zauberers zeigt uns die Adern des Edelmetalles. Wer soll diese schmelzen und wo ist die Gußform sie aufzunehmen.

*

Der Dialekt unterscheidet manchmal genauer als das Schriftdeutsch: „Kehrt das Zimmer" — „kehrt um!" — Der Bauer sagt: „Köhrt und keahrt".

*

Meine Briefe seit 1840 durchgemustert. Wenn man jung ist, läßt man alles fliegen und flattern wie der Wind weht, darum besitze ich aus jener Zeit sehr wenig. Der Mann hat seine Ziele, er hält diese für wichtig und sich dazu und so bewahrt er vieles. Das Alter scheidet aus, die welken Blätter, die tauben Blüten fallen unter unsere Füße und so bleibt nicht viel übrig und selbst dieses Wenige ist für die Zukunft zu viel, so daß wir es fast nur als persönliche Andenken hinterlegen. Wenn man die Briefe seit fünfzig Jahren durchgeht, dann erst sieht man wie vergänglich alles in unserem Leben ist. Wie Pindar: *τί δέτις; τί δ'οὔτις; σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος.*

*

Mit der Sprache verfährt nach Wortbildung, Syntax und Lautverbindung gewöhnlich willkürlich, wer

sie nicht erlebt und aus dem Vollen erfaßt, aber dennoch schön schreiben möchte. Der Sprachgewaltige ahnt in ihrem Gesetz zugleich das Gesetz seines Schaffens und ist daher eigentlich sprachschöpferisch: es kommt ihm von innen, was jener außen anhängt. Er braucht nicht zu drechseln, hobeln, schnitzeln, ihm wächst alles frei empor und die reifen Früchte fallen ihm von selbst in den Schoß.

*

Du fühlst dich einsam; in der tiefsten Brust der Menschen möchtest du das Tiefste lesen! Verlang' es nicht, du fühlst dich einsam mehr, als du in der Vergangenheit gewesen.

1891.

Ein edler Mensch verzeiht anderen leichter ein großes Vergehen als sich eine kleine Gemeinheit.

*

12. Januar. Die Redaktion eines Blattes ersuchte mich um ein Festgedicht für den Geburtstag Grillparzers. Ich lehnte ab: „Verhüllt eure Fahnen lieber mit schwarzem Flor, daß er in Österreich geboren wurde. Hier machte man ihn mundtot." Ich brauchte nur auf seinen Lebensgang zu verweisen, ein Tragödie, vor der die schwarz-gelben Loyalitätsdudler verstummen sollten. Sehr gut hat ihn Kürnberger gezeichnet. Der schwere Druck, den er lebenslang tragen mußte, hatte sein Rückgrat geknickt; er war ganz zag-

haft geworden.' Das beweist unter anderem ein Vorfall, den mir Hebbel erzählte. Irgend ein Kriecher, dessen Namen ich vergessen habe, sammelte Beiträge für ein Album zu Gunsten der k. k. Gendarmerie. Wie diese in den Tagen der Reaktion wirtschaftete und durch brutale Gesinnungsschnüffelei anständige Leute belästigte, bleibt wohl dem älteren Geschlechte unvergessen. Man kam auch an Hebbel. Diesem schien die Sache doch etwas bedenklich, daher fragte er Grillparzer, was man tun solle? Der erwiderte mit einem trüben Blick: „Gehorchen! es bleibt nichts anderes übrig." — Dabei schmiedete er für sein Pult giftige Sprüche, die sich auch gegen die Dynastie richteten.

*

14. Januar. Heut nachmittags kam Marie Engl zu uns; sie überreichte mir eine weiße Rose zur Erinnerung, daß wir uns vor acht Jahren kennen gelernt. Diese Blume konnte als bezeichnendes Symbol für unsere Freundschaft gelten: „Nicht vom Manne zum Weib, sondern von Geist zu Geist".

Es war ein milder Winterabend. Ich ging in der Dämmerung gegen Weiherburg. Ober Büchsenhausen lehnte ich mich an den Zaun und blickte sinnend auf die Landschaft. Da näherten sich mir zwei Mädchen: Marie mit ihrer Freundin. Diese sagte: „Sie hätten mich schon längst gern kennen gelernt, aber nie Gelegenheit gefunden, sich vorstellen zu lassen. Sie täten es nun selbst ohne fremde Vermittelung." Ich reichte ihnen die Hand und sie begleiteten mich bis Weiherburg, wo sie zurückkehrten. Gern gedenke ich

hier dieser freundlichen Begegnung, die so schön durch die weiße Rose symbolisiert ist.

Marie Engel war 1860 in Sistrans geboren, die Tochter eines mir befreundeten Rechtsgelehrten. Zu Innsbruck widmete sie sich dem Lehrfach und erhielt 1883 eine Stelle an der Mädchenschule zu St.-Nikolaus. Die Kinder hingen mit inniger Liebe an ihr, sie wußte nicht nur zu lehren, sondern auch anzuregen. Diese Liebe zeigte sich auch bei ihrem Begräbnis, das einige Distichen schildern. Das Verhältnis drückt am besten ein Nachruf aus, den ihr ein Jahr nach dem Tode Fräulein Silvia, die Tochter des Dichters Bortolo del Pero, widmete, der sie auch in einem Leichengedichte gefeiert hatte.

Von äußeren Erlebnissen ist nichts zu erzählen; ihr ganzes Wesen war lauter, still und rein, ohne jeden Makel. So manche Seelenkämpfe, die auch sie bestehen mußte, hatten ihre Klarheit nicht getrübt. Sie war innig religiös, aber nicht bigott. Die schweren Probleme unseres Daseins traten auch an sie heran, sie wußte ihnen aber keinen Ausdruck zu verleihen und stammelte nur. Zu Serafico sagte sie: „Den Unendlichen zu fassen, müßte dein Geist unendlich sein!"

Ihre Gestalt war schön, der Ausdruck ihres Gesichtes mit den hellen braunen Augen lebendig und edel, sie erinnerte mich fast an die Sappho in Rafaels ‚Disputa'.

Seit wir uns zu Büchsenhausen begegnet, verkehrten wir ab und zu; im Kabinett der Universität stellte ich ihr für die Prüfung die Krystallmodelle zur Verfügung, sie bewunderte einige herrliche Dünn-

schliffe von Gesteinen im polarisierten Lichte. Bei passenden Gelegenheiten schickte sie mir Blumen, die sie kunstvoll zu ordnen wußte. Auch Verse, meist scherzhaft, flogen hin und her. Zum Namenstage erhielt ich 1888 ein Körbchen zierlich aus Efeu gewunden mit Platantheren und Seelilien, sie bargen einen Teller mit Erdbeeren. Ich erwiderte:

Aus dem See die weißen Lilien,
  Aus dem Wald die roten Beeren,
Was kann ich als Gegengabe
  Ihrer Spenderin verehren?

Am Ostersonntag 1892 sandte sie mir ein Körbchen Ostereier mit der Verse-Aufschrift:

Diese Eier als Symbole
Will ich heute Dir sie geben:
Einem Sarge gleicht die Schale,
Drinnen aber ist das Leben.

Auch die Erde gleicht dem Sarge,
Wo die jungen Keime weben,
Die der starren, kalten Hülle
Zu entrinnen ängstlich streben.

Erd' und Schale öffnen freudig
Sich der Wärme, sich dem Strahle,
Daß sich froh in Fülle schwellend
Farbenreich das Leben male.
Ostern, Ostern! Licht und Leben
Deine Siegesfahne weben!" —

Gelegentlich gab sie in einem Rebus eine feine Kritik meiner neuen Marksteine. Diese bieten dem

Geiste und Gemüte manches, enthalten aber auch Satiren. Sie schickte mir in einem Körbchen einen Kranz von weißen Rosen, der einen scharfen schwarzen Rettig umgab.

Dabei lag das Distichon:

„Nimm die beizende Kost schmackhaft voll kräftiger Würze!
So vergelt' ich Dir, Freund; nicht mißdeute das Bild."

Für etliche boshafte Verse erhielt ich als Zeichnung ein Teufelchen, das den Dichter bei der Kravatte nimmt.

Gelegentlich schrieb sie mir wohl auch. So aus Mariatal, 9. September 1891:

„Hochverehrter Herr Professor!

„Und frische Nahrung, neues Blut
Saug ich aus freier Welt,
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält."

Ja ich wiege mich rückhaltslos in ihren Armen, ich träume in und von ihr, ich genieße sie in vollen Zügen — freilich nicht ohne bitteres Erinnern an das nahende Ende dieser Herrlichkeit. O, wie treu hat mich Natur gehegt! Sie hat mich gehalten wie ein verzogenes Kind, und schwer nur werde ich mich dem Joch der Pflicht, dem Druck der Arbeit fügen. Jeder Tag, den ich in Mariatal gelebt, gehört zu den goldenen meines Daseins. Kein Augenblick blieb unbenützt. Jüngst stiegen wir aufs Rofanjoch, das war das höchste, was ich je genossen. Ein Himmel

wie Krystall und eine Fernsicht, die das Auge blendet und die Seele in andere Weiten führt. Dem Rofan zu Füßen liegt das Achen-Tal. Zwar kann der Blick den See nicht erreichen, weil sich der breite Bergrücken des Unnutz wahrlich nutzlos eingeschoben, doch fand mein Sinnen Bahn um diesen Riesen, und lang weilte ich an dem Gestade, das einstens schöne Tage mir gebracht. Ob Sie auch nur einmal in Gedanken bei mir weilten? Fast habe ich Verdacht — nicht ohne Grund — daß Sie mich ganz vergessen. Ich bekränze Sie mit Rosen und — Gedanken, und Ihre Seele flattert unstät darüber weg — nicht eine Zeile! O daß ich Sie in Innsbrucks „Enge“ nur erwische und mit Vorwürfen gleich erdrücke, wenn Sie von den Sennern „in der Eng“ wieder zu den Büchern heimgekehrt sind! In wenig Tagen atme ich die Luft der Stadt. Sie werden wohl, so lange der Herbst noch friedenvolle blaue Tage schenkt, das Land genießen? Sie haben gewiß ab und zu den Bleistift geführt, und manches poetische Bildchen aus dem Hochgebirge wird mich überraschen. Noch einmal rufe ich meine kleine Person in Ihr Gedächnis!

Auf Wiedersehen! Marie.“

*

„Heilig Wasser, 11. Juli 1893.

Protokolle, Kataloge,
Thesen, Hefte sind verräumt,
Und ich schlürfe nun die ganze
Freiheit, die ich lang geträumt,
Jenem Einen, der in Treue

Mein seit Jahren stets gedacht,
Sei vor allen meinen Lieben
Dieser erste Gruß gebracht!

Ich schreibe im Freien. Seit ungefähr einer Stunde bin ich eigentlich mein. Ich habe im Drange der Geschäfte wirklich nicht Zeit gefunden, Ihre liebenswürdige ungeduldige Karte zu beantworten. Nun genieße ich Bergluft und Harzduft und daß ich hier glücklich bin, brauche ich nicht zu sagen. Heilig Wasser ist meine „Ahnenburg". Unter meinem Urgroßvater mütterlicher Seite entstand die Wirtschaft. Er war Vater von fünfzehn Kindern, zwölf waren am Leben — und zog mit ihnen und zwei Ziegen auf diese Höhe. Das Kloster Wiltau gab ihm einen Teil vom Zehent, und der Erlös von den Wachskerzeln war ebenfalls sein. Jetzt ist der Pacht in fremden Händen.

Mög' es Ihnen zu Freundsheim so wohl sein wie mir hier! Marie."

*

„Innsbruck, 5. Februar 1894.

Mein lieber Freund!

Nur eine flüchtige Zeile. Heute habe ich Ihren Ecke wieder gelesen, ich habe Tränen gelacht und geweint — beides! Das Gedicht ist das Werk eines Geistes, der durch alle Wasser gefahren und allen Stürmen getrotzt, eines Geistes, der vom selbsterrungenen hohen Standpunkte klare Umschau genießt über das Weltgewirr und Menschenleben. Mit ruhigem, doch schneidendem Witz zeichnen Sie markierte Skizzen, Sie wahren dabei jene Heiterkeit und

jenen Humor, der nur solchen zu eigen ist, die im stillen Frieden weit über dem Getriebe der wilden Jagd des Zeitgeistes stehen.

Im stillen Nachtgenusse

Ihre Marie.

Das war ihr letzter Brief. Wohl verkehrten wir noch mit einander, allmählich jedoch trübte sich ihr heller Geist, gegen das Ende des Jahres 1895 blieb er bis auf unterbrochene helle Augenblicke umnachtet. Der Tod erlöste sie unvermutet am 19. März 1896 und hinterließ mir die wehmütige Erinnerung an ein edles Wesen, wie sie nur zu selten auf dieser Erde wandeln. Sie war mir wie der frische Epheu, der sich an einem morschen alten Stamm emporrankt. Nun habe ich abgeschlossen; das Schicksal wird kein solches Wesen mehr in meine Nähe führen. Cornelia. Maria! — Wie wenig Leute ahnten zu Innsbruck, durch dessen Gassen ihr täglich wandeltet, etwas von eurer geistigen Höhe!

Einige Gedichte aus ihrem kleinen, übrigens wenig ergiebigen Nachlasse mögen ihr Andenken erhalten.

Hypochonder. (1891.)

Müde sein und einen flinken Renner
Nebenher zu führen an der Hand,
Durstig sein und in die Wüste laufen
Einen Quell zu suchen in dem Sand,
Eine Leiter an die Berge lehnen,
Um zu klimmen an des Himmels Rand:
Freund, das nennst du dumm, jedoch weit dummer
Ist, wer willig nährt des Herzens Kummer.

Schneeglöckchen. (Ihre Lieblingsblume.)

1. April 1893.

Schneeglöckchen vom Sonnenlicht
Träumte Tag und Nacht,
Und beim ersten Lenzesstrahl
Ist es aufgewacht.

Ein Gedanke tief und rein
Steht es einsam da,
Wendend sich zum Himmelslicht,
Das im Traum es sah.

Ave Maria!

Ich sah die Erde dir zu Füßen liegen,
Die Sichel auch des Mond's, des wandelbaren,
Die Sternlein sah ich mit dem Licht dem klaren,
Sich in die Falten deines Mantels schmiegen.

Und laß ich weiter meine Blicke fliegen,
Kann ich zwölf Sterne dir ums Haupt gewahren
Als Diadem in deinen gold'nen Haaren,
Doch deinen Glanz sah ich sie all besiegen.

Fast möcht' die Träne mir das Auge feuchten,
Zu opfern kam ich meinem Ideale,
Nun bleibt mir Armen leer des Opfers Schale.

Doch wenn auch Mond und Stern dir prächtig leuchten,
So laß der Erde Kind zu dir sich drängen,
Laß mich ein Veilchen dir am Saume hängen.

23. März 1883. Charfreitag.

Die Weisheit.

Nicht lockt der Reichtum mich mit seinem Gleißen,
Es strebt nach Ruhm, nach Liebe nicht mein Sinn,
Zu dir nur zieht es mich, du Kraft der Weisen.

Und wohntest du in Klüften, zög ich hin,
Ich suchte dich, müßt' ich die Welt durchgehen:
Des Daseins Licht, mein einziger Gewinn!

So lass' umsonst Maria! mich nicht flehen,
Und neig' der Betenden dich himmlischrein,
Und lass' die Weisheit herrlich mir erstehen.

Es trägt die Menschheit sie als Edelstein
Im Stirnband als das Zeichen ihrer Würde,
Gott ähnlich macht die Weisheit uns allein.

Ach schmück' die Sehnende mit dieser Zierde,
Mach' Gott mich ähnlich immer mehr und mehr,
Lass' heilighalten mich der Menschheit Würde.

Am 21. März wurde sie begraben. Ich ging den nächsten Morgen auf den Freithof, sie zu besuchen. Es war ein heller, sonniger Frühlingstag. Um die Kränze, die auf ihrem Grabe lagen, schwärmten und summten hunderte von Bienen. Auf den Wunsch ihrer Mutter schrieb ich für ihren Denkstein einen Spruch und widmete ihrem Andenken drei Elegien.

*

Ist nicht vielleicht die Photographie der sichere und zuverlässige Maßstab für die Beurteilung der Werke unserer Freilichtmaler und Realisten? Photographiert ein Gemälde und den Gegenstand, den es

vorstellt, so müßten sich beider Photographien decken. Nun gibt es aber nichts Abscheulicheres als Photographien nach solchen Bildern und es zeigt sich bald, daß die alten Meister die Natur viel schärfer und richtiger sahen als unsere Reformer, ganz abgesehen davon, daß jene unter Umständen ja auch en plein air malten. Die Bilder der Modernen sind häufig so, als hätte sie ein Kurzsichtiger ohne Brille verfertigt.

*

Der Bancbanus von Grillparzer ist kein tragischer, sondern ein trauriger Held.

*

Ich bin die Harfe nur, deren Saiten hie und da eine Geisterhand berührt.

*

14. Februar. Nach Sonnenuntergang färbt sich der West vom kräftigsten Orange über den Föhren bis zum feinsten Rosenrot, das kaum merkbar in den blauen Himmel verfließt. Es beginnt zu dunkeln, da glühen alle Bergspitzen noch einmal im Widerschein des Abendhimmels. Der Anblick ist bezaubernd, unvergleichlich und wohl im Gegensatz zur Nacht in der Tiefe des Tales fast wunderbar. Das Gedicht Tassos Abschied. Der Anlaß war äußerlich und wirkte plötzlich. Ein Herr, der sich bisher gegen mich feindlich verhielt, schickte mir ein Buch mit etlichen freundlichen Worten. Das stimmte mich mild und die Verse kamen von selbst.

*

Der schriftliche Nachlaß Hofers mit Briefen hochgestellter Personen befand sich zu Passeier im Besitz seiner Erben. Ein Beamter aus Meran wußte sich in ihre Freundschaft einzuschleichen, er war „neugierig" und so vertrauten sie ihm arglos alle Stücke zur Durchsicht an. Später fanden sie, daß die wichtigsten verschwunden waren. Der fragliche Herr, den ich nennen könnte, wurde sogleich zur Belohnung an eine höhere Stelle befördert, er hat sich mir gegenüber seines Gaunerstreiches selbst gerühmt: hatte er ihn doch in höherem Auftrage ausgeführt!

*

Weh dir, wenn dich Gott als Uhr in deine Zeit gestellt hat. Gibst du die Stunde richtig an, so steinigen dich die Leute, wie einst die Juden ihre Propheten.

*

Die Mehrzahl der Menschen braucht eine Macht, um sie als Ursache für alles, was ihnen von außen oder innen kommt, zu bezeichnen; je nach Umständen heißt sie ihnen: Gott oder Teufel.

*

Die Magd hatte meinem Enkelchen das apostolische Glaubensbekenntnis vorgesagt. Da interessierte ihn vor allem „die Auferstehung des Fleisches". Man erklärte ihm die Sache, so weit es tunlich, da rief er nach einigem Besinnen: „Ja, wie kommen wir denn heraus, wenn wir so tief drunten liegen? Da müssen wohl die Totengräber zuerst aufstehen, damit sie uns wieder ausgraben".

*

Das Vaterunser ist edel und human; es lehrt uns nicht um Strafe der Sünden beten, sondern: Herr vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.

*

Jede echte Kunst ist Verleiblichung; — auch eines Gedankens; über der oft haarscharfen Grenze liegt einerseits die Reflexionspoesie, andererseits die beschreibende Dichtung.

*

1. Mai. Vor einigen Tagen war ich mit Adolf zu Freundsheim. Nach dem Frühstück ging ich mit ihm über den Wald auf die Heide. Vor uns die grauen Trümmer des verrufenen Mooshäusels, einst der Aufenthalt von der Gesellschaft ausgestoßener Bettler und Lumpen, dahinter der düstere schwarze Föhrenwald. Die Lärchen zeigten den ersten grünen Anflug, an schattigen Stellen, wo eben erst der Schnee geschmolzen war, blühte noch blasser Crocus.

Ich setzte mich nieder und genoß der Ruhe, der Stille in vollen Zügen. Zur Seite murmelte in wechselnden Krümmungen das Bächlein, am Rande die ersten gelben und roten Primeln.

Da zog ich den Schiller aus der Tasche und las, wie in jedem Frühling, den herrlichen Spaziergang laut vor mich hin. Adolf stand und hörte aufmerksam zu, er begriff davon etwa so viel wie die Schäflein dort hinter dem Zaun. Als ich fertig war, schlug er ein paar gesunde Purzelbäume und tat recht daran.

*

13. September. Gott straft uns durch das, was wir am liebsten haben.

*

1. Juli. Der Rat Speckbacher erzählte mir eine Geschichte. Im Dorfe Telfs war ein Gastwirt, der alles versoff, was er hatte. Jedes Zureden war vergeblich, gegen sein Weib, das ihn für die Kinder bat, wurde er roh und grob. Da kam ihm plötzlich eine Überraschung. Tag für Tag war der Tisch mit den besten Speisen und Getränken besetzt. Er ließ sich das anfangs recht wohl schmecken um so mehr, weil sie ihm kein scheeles Wort sagte, endlich wurde er stutzig und fragte: wie das komme? Sie erwiderte: „Du bringst doch alles durch und da will ich auch etwas davon haben". — Er stand auf und trank von jenem Tage an nie mehr einen Tropfen Wein oder Schnaps, obschon er Gastwirt war, — wie er es innerlich gelobt hatte. Wohlhabend, geachtet und verehrt starb er im hohen Alter: das hat ein kluges Weib zuwege gebracht.

Wir könnten beide aus langer Erfahrung bestätigen, daß ein braves Weib einen „Zapfen" zurecht gebracht, wüßten jedoch keinen Fall, daß es einem braven Mann mit einem schlechten Weib gelungen wäre.

*

Der Zusammenhang von Ursache und Wirkung ist die Vernunft der Dinge.

*

Eine gründliche Lösung der sozialen Frage ist nur anzubahnen durch die Rückkehr zu jener Bedürfnis-

losigkeit, die sich zwar nicht das dem Leben Nötige versagt, wohl aber so manche Genüsse, die oft mehr kosten als jenes Nötige. Marx hat sich schwer an den Arbeitern versündigt, wenn er ihnen zurief: „Habt Bedürfnisse!“ Auch der Reichste kann nicht jedem Wunsch genügen, nur die Selbstbeschränkung macht unabhängig, frei und verhältnismäßig glücklich. Dem entspricht jene Solidarität, die das Christentum als Gebot der Liebe predigt und dadurch den tiefsten Einschnitt der Weltgeschichte bezeichnet: „Christus ist der Wendepunkt der Zeiten.“

*

15. August. Der Himmel weit und klar, einzelne Wolken ziehen unter der blauen Wölbung nach Osten, wo werden sie landen? Vor mir Wald, Wiese und Feld im goldenen Schimmer der sinkenden Sonne; die reifen Ähren, das dunkle Laub, die bunten Blumen kaum von einem Windhauch gestreift, darüber schwebt plötzlich das Abendgeläut, still, ruhig, harmonisch, wie der Geist Gottes über den Wassern. Noch glänzen die höchsten Grate und Gipfel, sie erbleichen und in der Dämmerung öffnen einzelne Sterne das lichte Auge. Nach wochenlangem Regen endlich schöne Abende!

*

War nicht schon Petronius ein moderner Realist?

*

Der größte Geist kann das All nur spiegeln, wie ein Wassertropfen den Himmel, es jedoch ebenso wenig fassen, als der Knabe des heiligen Augustin das Meer in ein Sandgrübchen zu schöpfen vermochte. Das ist ja

selbstverständlich. Versteht ihr es aber? — Heut weniger denn je.

*

Jeder Herbst wirft zahllose dürre und welke Blätter, die im Frühling so anmutig grünten, unter unsere Füße, der Goldzweig der Sybille führt durch die Unterwelt in das Reich des Todes, wie selten gelingt es, ihn zu pflücken.

*

Das Schlechte ist oft erträglicher als das Mittelmäßige.

*

Die unbarmherzige Wahrheit des Leben! Haben sie die größten Dichter je verleugnet?

*

Über dem Tische brüderln sie sich beim Bierkrug an, unter dem Tische stoßen sie sich mit Füßen.

*

Vergleichende Litteraturgeschichte! sie ergibt sich jedoch erst aus der genetischen.

*

Achtet und ehrt Lessing, und zwar nicht blos aus Dankbarkeit, werft aber einen Blick über die Grenzen Deutschlands. Da werdet ihr sagen müssen, daß die Kämpfe Beaumarchais gegen das Gericht doch mehr bedeuten als der Sieg über eine mittelmäßige Horazübersetzung, der Kampf Voltaires für Calas mehr als der Streit mit Pastor Götze und daß die Encyklopä-

disten als Verfechter der Toleranz Leben und Freiheit wagend, weltgeschichtliche Bedeutung hatten.

Napoleon, Byron, Bismarck! Der erste ist Kaiser geworden, der zweite konnte vielleicht König von Griechenland werden, der dritte sollte deutscher Kaiser sein. Das sind die drei gewaltigsten Genies des Jahrhunderts!

*

Shelley. Prometheus unbeendet. Große und schöne Züge, doch macht das ganze keinen künstlerischen Eindruck. Mir kommt vor, als erwachte ich aus einem Traume: Morgenlandschaft, rote Wölklein, hinter denen Sterne erlöschen, unten Nebelstreifen, aus denen Berge und Wälder, durch die ein Fluß rauscht hervortreten; über der Gegend schweben die Töne einer Symphonie. Doch bleibt nur eine unklare Erinnerung, einzelnes läßt sich kaum festhalten.

*

Die Deutschen in Österreich müssen einmal zur Überzeugung kommen, daß sie bei ihren schweren Kämpfen ums Dasein von denen draußen keine Hilfe, ja nicht einmal eine Aufmunterung zu erwarten haben. Diese sind eben Deutsche und keine Italiener, Slaven oder Magyaren, deren starkes Nationalgefühl keinen Mann preisgibt.

Es ist aber noch ein anderer Grund. In klarer und richtiger Erkenntnis der Sachlage mußte Preußen, wenn es endlich die Ellenbogen frei haben wollte, Österreich aus Deutschland hinauswerfen und für diesen selbstverständlich kleindeutschen Zweck wurde seit

Jahren vorgearbeitet. Dieses Ziel ist vorläufig erreicht, — ob für immer? ist die schwere Frage. Böhmen ist die Hochburg Deutschlands, ja Mitteleuropas, seine Slavisierung stellt euch unter die Bajonette Österreichs, das hier ein Ausfalltor nach allen Richtungen der Offensive besitzt, wie kein zweites in der Welt, Tirol trennt euch von Italien und die Zukunft des deutschen Volkes liegt an der Donau.

Fragt die Geschichte, in wie weit ihr euch auf die Treue Wiens verlassen könnt.

Ist man in Berlin so kurzsichtig, das zu verkennen?

Fürst Schwarzenberg ahnte wenigstens, was kommen sollte und mußte, er stellte Kleindeutschland die Kaiseridee von Großdeutschland — das Siebzig Millionenreich entgegen und dachte dabei wohl an die Kaiserkrone des heiligen Deutschen Reiches, die in der Schatzkammer auf einem Samtpolster trauert. In einem Blatte ward nach 1870 der Gedanke angeregt, sie jetzt für Berlin zu fordern, man erwiderte in Wien kein Wort, Preußen legte allsogleich Verwahrung ein und betonte, daß es nicht danach strebe, indem das „neue Reich" nicht die Fortsetzung des „alten" sei. Mit Recht, im Sinne Karls des Großen gewiß, singt aber nicht Arndt: „Das ganze Deutschland soll es sein." Schwarzenberg kam um 150 Jahre zu spät. Man brauchte den Protestantismus nicht zu unterstützen, sondern nur zu dulden; daß man ihn durch die Gegenreformation zertreten wollte, dadurch ist Österreich nicht nur verarmt und nach innen geschwächt worden, es schuf auch Preußen, vor dessen Grenze es Halt machen mußte und gab ihm seine berechtigte

Stellung als Vertreter eines religiösen Prinzipes und der Toleranz.

Als Ungarn seit Leopold erobert wurde, mußte man es, wie dieses geschah, stückweise einverleiben, selbst beim Regierungsantritt Maria Theresias war noch nicht alles verloren. Der Versuch des Kaisers Josef. Bayern für Belgien oder Mailand einzutauschen, war staatsmännisch, Friedrich der Große hat ihn mit vorausschauendem Blicke vereitelt. Selbst Kaiser Franz streckte noch mit Thugut die Hand nach Bayern. Eine Grundbedingung war jedenfalls, Slaven und Magyaren zu germanisieren; man wollte aber schlau und kurzsichtig eine Nation gegen die andere ausspielen.

Jetzt ist alles zu spät, zu spät, zu spät! wie es eben in Österreich Brauch und Sitte und ein Kleindeutschland, das man euphemistisch das „Deutsche Reich“ nennt, ist uns über den Kopf gewachsen.

Wir Deutschen in Österreich haben jedoch die Pflicht unsere Stellung mit allen Mitteln fest und entschieden zu behaupten — ohne Rücksicht auf andere Nationalitäten und es zu erzwingen, daß uns in Cisleithanien der erste Platz werde, der uns mehr und mit höherem Recht gebührt, als den Ungarn in Transleithanien. Dann laßt uns die Zukunft erwarten, ja herausfordern ohne uns nach fremder Hilfe umzusehen. Man sprach und spricht von der Mainlinie, gut: Wir schielen nicht hinüber; Berlin als Hauptstadt von Alldeutschland ist so wie so undenkbar, bleiben wir also diesseits und suchen wir uns im Westen zu den Vogesen vorzuschieben, trachten wir im Osten die Donau mit ihrem Flußgebiet zu gewinnen. So behält Ober- und

Niederdeutsch — im Wesen grundverschieden, wie römisches Kulturland und spät kultivierter Barbarenboden es nur sein können — jedes sein Recht und der alte zweiköpfige Wappenadler wird zur Wahrheit.

O, daß zu Österreichs starken Gliedern sich das weise Haupt mit der Prometheusstirne fände, der Epimetheus ist eine Ironie der Weltgeschichte.

*

Kälte scheidet im Wein Alkohol und Wasser, ähnlich mag bisweilen das Unglück auf den Geist des Künstlers wirken.

*

Österreich und Frankreich! Nichts bezeichnet den Unterschied zwischen beiden schärfer, als das matte Kaiserlied und die stürmische Marseillaise. Das fiel mir ein, als ich in der Chronik von Pusch las, wie man zu den Zeiten der französischen Revolution bei der Anwesenheit hoher Herrchaften in der Hofburg Haschkas „Gott erhalte" sang.

Böhmen ist das Mittelglied, das Süd- und Norddeutschland verbindet: seine Lage verweist es nach Süden, der Lauf der Flüsse nach Norden, schon deswegen müßten wir Deutsche der Czechisierung mit allen Kräften wehren.

*

Wenn der Humor über menschliche Schwäche und Torheit lächelt, mag er liebenswürdig sein, tut er es gegenüber menschlicher Niedertracht und Bosheit, so ist er kindisch und feig.

*

Ein Werk nachahmen oder sich davon anregen lassen, ist doch zweierlei. Das versteht unsere heutige

alexandrinische Kritik längst nicht mehr, vor ihrem Richterstuhl bestände Hermann und Dorothea schwerlich, weil ja die Luise von Voß vorausging.

*

Ob sich Körner als Dichter noch vertieft hätte, bezweifle ich einigermaßen, fast gewiß scheint es mir aber, daß er nach 1815 zu Spandau oder Munkacz gesessen wäre. Herrlich und glücklich ist daher sein Tod vor dem Feinde.

*

Es gibt eine Art ekelhafter und schädlicher Eingeweidewürmer: auf einer großen Blase sitzt ein kleiner Kopf. Ihnen gleichen unsere Geldprotzen, die alles in ihren Sack ziehen. Innsbruck zählt, wie man sagt, acht Millionäre, von denen angeblich keiner orthographisch schreiben kann. Niemand fragt, wie sie ihr Geld erworben, aber jeder bückt sich vor ihnen und sie nehmen das als pflichtschuldige Verehrung.

*

Ihr seid wie die hungrigen Wölfe der Steppe; jeder begehrt Weib und Gut des andern und weil er sich meistens schuldig weiß, setzt er auch deswegen beim Nächsten keine Ehre voraus und freut sich am niederträchtigsten Klatsch. Ihr verlangt, daß jeder ein Gewissen habe und lacht, wenn es einer hat, da ihr ihn dann um so leichter betrügt. Darum muß der Gerechte im entsetzlichen Kampf um das Dasein unterliegen; obenauf bleiben die rücksichtslosen Schurken und sie brauchen sich gar nicht zu fürchten, es sei denn man wolle darin eine Art rächender Vergeltung sehen, daß auch sie sich

zuletzt auffressen, wobei eben wieder die ärgsten, weil sie am besten ausgerüstet sind, der Gefahr entrinnen. Vor dieser Logik des Bösen zerbricht die Strahlenkrone der Poesie, ihr Gold schmilzt wie Eis am Feuer der Hölle. Darin, daß wir die Welt allmählich erkennen, wie sie ist, liegt die schauerliche Macht des Realismus. Dieser ist ganz unkünstlerisch; er hat keine Phantasie, weil er eben nur abschreiben will; er vergeht wie die Erscheinungen, die er schildert, denn diese haben keinen Bestand in sich.

*

Die sinnliche Liebe entwürdigt den Mann, weil sie ihn vom Weibe abhängig macht, wenn sie ihm dieses auch unterwirft. Nun fordert aber die Natur ohne Rücksicht auf das Elend, in das sie den einzelnen stürzt, die Fortpflanzung der Gattung und erzwingt sie durch die Heftigkeit der Begierden. Unsere Damen wollen jedoch keine Kinder mehr. Geburt und Erziehung ist ihnen zu beschwerlich, dem Gatten liegt der Unterhalt der Familie auf und er muß um so angestrengter ringen, weil ihm die Gattin dabei selten mehr hilft. Ist die Zerstörung des Keimes im Mutterleibe ein unmenschliches Verbrechen, so sind die Mittel, durch welche die Schwangerschaft verhindert wird, geradezu ekelhaft, sie zerstören jede Achtung der Gatten vor einander und machen sie dadurch gleichgiltig gegen Treue und Vertrauen, gegen die Grundlagen des Familienlebens.

*

In Sellrain starb ein Bauer. Die Witwe hat sich sogleich einen Liebhaber besorgt, und gestattet auch den zwei erwachsenen Töchtern, daß sie ihre Burschen in die

Kammer führen. Morgens bringt sie ihnen Pfeffer und Salz an das Bett, was nach der Meinung des Volkes die Folgen der Nacht hindern soll. Die Dirnen sagen, das täten sie nicht beichten, denn es sei eine natürliche Sache und daher nicht Sünde.

*

Jedem Geschworenengericht wird stets eine Reihe von Unzuchtfällen gegen die Natur vorgelegt; unter den Angeklagten befinden sich häufig Greise. Sie können die Anfechtungen nicht überwinden, weil sie von den Mädchen zurückgewiesen werden, suchen sie Kinder. Wie ich öfter hörte, leiden auch ältere Priester und Mönche, diesen rät man zum Weine. Wie kann aber hier die Natur die Unnatur entschuldigen? Sie straft den, der in der Jugend nicht ihre Zwecke erfüllt, im Alter mit den Sünden der Jugend.

*

15. September. Bei Freundsheim. Ich setzte mich auf den Riegel des Zaunes, der den Wald von dem Mahde trennt und lehnte die Flinte an einen Pfahl: keine Stimme, kein Windhauch, hie und da glitt fast unmerklich eine fahle Tangel von den Föhren. Vor mir die wellige Moosfläche, die Halme des Riedgrases waren vom Reif versengt, so daß sie an der Sonne wie Goldfäden schimmerten, aus dem dunklen Wald am Abhange des Gebirges stiegen die gelben Lärchen wie Flammen. Darüber pralle Schrofen und Grate; die Sonne hatte sie ausgetrocknet, so blendeten sie schneeweiß fast das Auge. Im blauen Himmel stieg plötzlich ein Wölkchen und verschwand wie ein Geist. Überall die heilige

Stille der Einsamkeit. Ich hatte den Ovid bei mir und schlug zufällig die tiefempfundene Elegie auf, die er dem Andenken seines Freundes Tibull widmet. Das Gedicht machte einen warmen innigen Eindruck auf mich; wie so ganz paßte es zur Stimmung der Landschaft.

Abend. Scirocco. Die Wolken im Westen tief lavendelblau, am unteren Rande goldrot. Als sie gegen Norden schoben, wurde ein Streifen Himmel sichtbar: grünblau vom Gegensatz der Farbe. Ich paßte an der Ecke des alten Schlosses auf ein Wasserhuhn; es wurde dunkler und dunkler, zu meinen Füßen flüsterte das Schilf des Teiches, vor mir einzelne Bäume, die Felder, dann der Wald wie ein schwarzer Schatten. Vom Hochmundi zum Grieskogel zogen schmale weiße Wolkenstreifen und verdeckten abwechselnd den Mond. Der Wind trug den harzigen Rauch von einem Kohlenmeiler her, aus einem fernen Hause schimmerte ein rötliches Licht, Mädchen sangen ein Lied, sanft und weich, manchmal die Töne halb verloren.

*

Ohne Gedächtnis kein Charakter und kein Charakter ohne die Fähigkeit tödlichen Hasses.

*

Der Schall bedarf der Luft, die ihn weiter leitet. Wie dann, wenn du dich unter der Glasglocke einer Luftpumpe befindest?

*

Plinius ergänzt den Tacitus; einer erklärt den andern.

*

Plinius faßte die Erscheinungen der Natur scharf und sicher auf, er wußte sie kurz und klar zu schildern. Ein Muster der Brief clitumnus.

*

Der wahre Künstler ist nicht hinter dem Kunstwerk, sondern im Kunstwerk, dadurch wird es lebendig, sonst bleibt es Marionette.

*

Einsam ist, wer keine Teilnahme findet, der einsamste, der sich nicht einmal nach Teilnahme sehnt.

*

Ein in eurem Sinn wohlerzogener Mensch schämt sich der Begeisterung, wenn er überhaupt noch einer solchen fähig ist.

*

„Nimm dein Kreuz auf dich!“ das wäre der beste Text für eine Hochzeitpredigt.

*

Sonst glaubte man an die Vorausbestimmung des Schicksales durch die Sterne, jetzt hat man dafür den Atavismus, die erbliche Belastung.

*

Haltet euch nur die Ohren zu, wenn die Donner rollen; der Blitz, der euch treffen soll, findet euch doch.

*

Wenn sich das Gesindel auf seinem Lumpenball ausgegumpt hat, kann man es vielleicht zur Buße in eine Kirche führen.

*

Nicht wahr, das Evangelium allgemeiner Menschen-lieb hört ihr so gern? Freilich denkt ihr euch nicht als die, welche lieben sollen, sondern als die, welche man lieben soll und zwar aus ganzem Herzen vor Gott und den Menschen, denn ihr verdient es ja im höchsten Maße!

*

Der Umgang mit Kindern versetzt uns in die heiligen Uranfänge der Menschheit, glücklich, wer das ahnt und fühlt.

*

Das Schickal mag Leid und Schmach jeder Art auf dich häufen, den Tag, der die ewige Ruhe bringt, kann es jedoch um keine Sekunde verschieben und darin liegt deine Freiheit.

*

Jeder Mensch ist nur einmal! Ist es aber deswegen für ihn und die Welt ein Unglück, wenn er verschwindet?

*

Die Karrikatur gibt oft ein wahreres Bild als die Photographie.

*

Ἅπαξ εἰρημένον! Das gilt von jedem wahren Gedichte.

*

Die Schiefer unserer Centralalpen enthalten Gold nur sparsam eingesprengt. Selten erblickt man ein Flinserl, manche Bergbaue mußten wegen zu geringem Ertrag eingehen. Nun sprengt das Eis die Felsen; Brocken und Blöcke stürzen jetzt in die Reusen oder

werden von Lawinen und Bächen hinabgeschleppt, zu kleinen und kleineren Geröllen verschliffen, allmählich zu Sand zerrieben und als Schlamm weitergeführt, während die zähen Metallblättchen unverändert bleiben. Diese fallen wegen ihrer Schwere, dort wo das Gefälle abnimmt und die Wellen sich beruhigen, auf den Boden der Tümpel, sie sammeln sich an und der Goldwäscher gewinnt, was Jahrhunderte und -tausende ausgeschieden. Ich glaube von mir sagen zu dürfen, daß ich mir aus den schweren Kämpfen meines langen Lebens einiges echte Gold, und wär' es auch nur ein Fingerhut voll, gerettet habe. So erzählte ich heute einem jungen Mann, der mich auf der Straße begleitete.

*

Was möglich ist, ist und nur was ist, ist und es ist nur möglich, wie es ist und wann und wo es ist. Die Phantasie des Künstlers allein schafft Wirklichkeit im höchsten Sinne ohne die Voraussetzungen der Wirklichkeit.

*

Fiesoles Madonna della stella ist der reinste heiligste Ausdruck des jungfräulich mütterlichen Marienideales des Mittelalters. Darum ist sie deutsch, weil der Grundzug des Mittelalters deutsch war. Dürer erreicht deren Schönheit nicht, weil er jedoch aus dem Katholizismus kam, wirkte der Geist desselben nach und ich konnte aus der gleichen Ursache das Abendlied des Fra Serafico dichten.

*

Selten findest du Liebe, noch seltener jedoch Gerechtigkeit.

*

Ist vernünftig und tugendhaft schließlich nicht dasselbe?

*

Die meisten Ehen verhalten sich umgekehrt wie Dantes divina commedia: sie beginnen mit dem Paradiese, gehen in das Fegefeuer über und schließen in der Hölle.

*

„Wär' es nicht besser, wenn wir zehn Jahre gar nichts mehr drucken ließen?“ Gewiß! wenigstens ihr. Ihr habt euch für hundert Jahre von vornherein ausreichend blamiert.“

*

„Verehrtester! Das hätten Sie nicht gemacht!“ „Freilich mein Lieber! Ebenso wenig als Ihre Strümpfe.“

*

Rechte nicht mit Toten!

*

Unser Schicksal? — Das Gesetz von Ursache und Wirkung.

*

Die Sehnsucht nach Erlösung zieht sich seit uralter Zeit durch das Leben der Völker — wie der Klang einer Kirchenglocke, heller, dumpfer, näher, ferner. Sie entspringt aus der Erfahrung des Weltelendes und dem Bewußtsein der Sünde, die am Körper haftet. Die tiefsinnigsten Dichter singen von ihr offen oder symbo-

lisch: Äschylos, Sophokles, Virgil, Dante, Goethe; die Mythe vom Wagenrennen des Phädrus, Herakles auf dem Öta stellt sie dar, die Mysterien von Eleusis, der Mythrasdienst überliefern sie; sie ist ein Grundzug der Religionen von den Ägyptern an, vor allem des Christentums. Die Aufklärer von einst und heute heben nur seine ethische Bedeutung hervor, aber die geheimnisvolle Wurzel ist und bleibt dort zu suchen: ohne sie kein Christentum! Das habe ich tief und innig empfunden, als ich aus meinen Jugenderinnerungen, die bei dem Marienfeste zu Miemingen erwachten, mein Abendlied des Fra Serafico schrieb.

*

In unseren Romanen und Novellen werden die Männer gezeichnet, wie sie nicht sein sollen und die Weiber, wie sie nicht sind.

*

Den Wert der Dinge bestimmen für euch nur das Geld und die Phrase.

*

Ihr behauptet, ich verstehe euch nicht, weil ich euren geringen Wert auf den Pfennig anzugeben weiß.

*

„Der Gerechte muß leiden!“ Und zwar selbstverständlich mit Recht, warum gebraucht er die Krallen und die Giftzähne, die ihm Natur verlieh, im Kampf um das Dasein nicht wie die Ungerechten?

*

Ein Professor besuchte öfters eine Badeanstalt und traf dort mit einem Prinzen zusammen. Dieser fragte

ihn einmal: Schauen Sie mich an, bin ich gut gebaut?" — „Vortrefflich! Das wundert mich um so mehr, weil sonst in hohen Familien, die nur unter sich heiraten, leibliche und geistige Unregelmäßigkeiten vorkommen." — „Ja, wissen's, das ist so: Wir machen unsere Lakaien und unsere Lakaien machen uns!"

*

Klopstock verhält sich zu Milton wie ein lutherischer Pastor zu Cromwell.

*

Bei mir regt sich unerwartet und unangemeldet poetische Stimmung. Ich habe drei erzählende Gedichte fertig, sie machten sich im raschen Flusse fast von selber. Am 23. November: „Der Tod und der Professor", — am 24. das Bild von Sais, heute der Tod und der Kapuziner.

*

Wenn der Deutsche vom Trinken hört, spitzt er die Ohren und alles ist schön, was sich darauf bezieht, auch der gemeinste Gassenhauer.

*

Die Verse sind gut, die Reime gut, die Sprache korrekt: das ganze ist eine Seifenblase, die im Sonnenglanz der Mode schillert, sie platzt und übrig bleibt ein schmutziges Tröpfchen Wasser.

*

Immer in das gleiche Loch bohren, — halten die Deutschen für Gründlichkeit.

*

Eure Werke sind pathologische Präparate in Spiritus, ihr macht jedoch die Ausnahme zur Regel.

*

Das Unglück von allem Sein liegt darin, daß es beschränkt und beschränkt wird.

*

Vertiefung, Verdichtung! willst du mehr?

*

Wie ein Rabe Odhins sitze ich im Nebel auf meinem Felsen und schaue in die Zukunft und bin froh, daß ich sie nicht mehr erleben werde.

*

Zur allgemeinen Bildung tragen die Naturwissenschaften wohl vorzüglich dadurch bei, daß sie uns lehren die Dinge zu sehen wie sie sind.

*

Objektiv sind alle Dinge gleichwertig, sie erhalten aber ihre relative Bedeutung, indem wir sie an uns und für uns messen.

1892.

14. Januar. Im Mai 1888 schrieb ich meiner Frau den letzten Brief; ich traf für meinen Todfall einige Verfügungen und schloß mit den Worten: „Mögest du ein langes, glückliches Alter erleben!" Am 8. Januar um 12¾ mittags verschied sie, nachdem sie zwei Tage bewußtlos gelegen war. Als ich sie kurze Zeit vor ihrem Hinscheiden besuchte, sah sie mich mit

einem großen Blicke an, ohne mich jedoch zu erkennen. Sie hat in den letzten Jahren viel gelitten; ihre Schwächen bedeckt die Erde und in treuer stiller Erinnerung widme ich ihr reines, tiefes Mitleid.

Witwer!

Einsam durchdenke ich abends die 35 Jahre, seit dem 26. Dezember 1856, wo ich sie bei der Christfeier des Handelskasinos kennen lernte. Ich verlobte mich mit ihr am 19. März 1857, getraut wurden wir am 7. September 1857. Wie kurz erscheint mir jetzt diese Zeit und wie viel tiefstes Leid birgt sie!

*

18. Januar. Ich war unwohl; gegen Ende des Monats entwickelten sich Gicht und Influenza, so daß ich 11 Tage das Bett nicht verlassen konnte.

*

13. Februar. Jetzt kann ich mich täglich ein bißchen im Freien bewegen. Wie vieles habe ich in der Einsamkeit dieses Krankenlagers wieder von mir abgestreift: es geht alles vorüber, alles, alles!

14. Februar. Durch die Nacht tönt die erste Morgenglocke. Willst du mich, o Schicksal! auch heut mit deiner harten Geisel treffen; — ich bin bereit und beuge mich schweigend, wie ich es gewohnt bin. So traurig beginnt für mich seit Jahren jeder Tag und ich mag froh sein, wenn er nicht, anstatt mir die kleinste Freude gebracht zu haben, mit bitterem Verdrusse endet.

*

24. Februar. Aus einem Briefe an Necker. Sie machen mich zum Optimisten. — Ich bin weder Optimist noch Pessimist; ich lasse die Dinge, wie sie sind und werde nicht jubeln, weil 3 × 3 = 9 ist, mich aber deswegen auch nicht aufhängen. In vielen Fällen dürften freilich die Griechen Recht haben.

*

31. März Heute Nacht träumte mir, ich mache ein erzählendes Gedicht, über dessen Vollendung ich mich dann sehr freute. Darauf ging ich am linken Ufer eines Baches hin, der sich zu blauen Tümpeln vertiefte. Das Blatt entglitt mir und ich konnte es auf dem Wasser trotz aller Mühe nicht mehr erhaschen, sowie mir auch das, was ich aufgeschrieben, völlig verloren ging.

*

17.—18. April. Naturbildchen. Diese Dinge sind symbolisch, nicht lyrisch; hie und da benutzte ich die kürzeste Form von Frage und Antwort: die Gattung fordert die schärfste Plastik, wenn sie wirken soll. Weil sie symbolisch sind, liegen sie seitab von der didaktischen Fabel Lessings, ebenso weit als diese von der poetischen Fabel, die Naturwesen vermenschlicht und damit ernst oder heiter spielt. Darüber ließe sich eine Abhandlung schreiben, die schließlich beim Tierepos anlangen würde.

*

Mit dem Reim sollte man — abgesehen von den Stücken die für Musik bestimmt sind, sehr sparen, ich verwende ihn noch bei Balladen oder wenn man will

bei romantischen Gedichten, aber nur im 2. und 4. Vers der Strophe. Dadurch kann ich an den Ausgang der reimlosen Verse auch Spondeen stellen und vermeide die ermüdenden e, welche sich bei anderen Dichtern durch ganze Oktaven und Sonette schleppen. Will man das Sonett wählen, so folge man dem Beispiel der Engländer und behandle es frei in jeder Beziehung, sie nehmen sich fast zu viel Freiheit. So weit ich mich erinnere, habe ich nur dreimal diese Form gebraucht und dabei den männlichen Reim nicht vermieden.

*

Die Wissenschaft schafft nichts, sie entdeckt nur; wenn der eine das oder jenes nicht gefunden hätte, früher oder später hätt' es ein anderer getan. Die Poesie, die Kunst schafft aus dem Geiste der Menschheit und darum sind ihre Werke der höchste Besitz der Menschheit, sie sind unersetzbare Unika, während die Natur zahllose Auflagen desselben Gegenstandes liefert.

*

Harmonie setzt immer ein Ungleiches voraus, das sich einer höheren Einheit fügt. Der Accord.

*

Beda Weber sagt in einem Briefe an Magnus Beyrer, 11. November 1832 von den drei Vorständen im Kloster Mariaberg wörtlich folgendes: „Sie haben kein Gewissen, sondern blos eine Religion und diese nirgends sicher, wie unlängst ein geistvoller Mitbruder bissig genug bemerkt hat und diese Religion besteht in

ihren Hauptdogmen besonders darin, daß alle übrigen blinde Werkzeuge und Mitbestätiger ihrer Unredlichkeit und Falschheit sein sollen."

Diese scharfe Charakteristik gilt wohl im ganzen Umfange der katholischen Kirche und nicht blos für Mariaberg.

*

Ein armes altes Weib, das vom Manne und den Kindern viel Elend zu ertragen hatte, sagte einmal: „Hätt' ich gewußt, was alles in der Ehe liegt, ich hätte Gott Vater nicht genommen, wenn er um mich gekommen wäre".

*

Eine liederliche alte Witwe wurde von Bauernburschen beim Buhlen erwischt. Sie banden die Sünderin auf eine Tragbahre und schleppten sie so durch die Dorfgasse, während hinten nach einer ging und fortwährend mit der Peitsche klatschte.

*

Von einem leiblich schlecht ausgestatteten Menschen sagt man im Oberinnthale: „Er hat Waden wie ein verheirateter Spatz".

*

Im Oberinnthal küssen Betschwestern Geistlichen den Rockzipfel in der Meinung, einen unvollkommenen Ablaß zu gewinnen. Greuter fragte abwehrend: „Zu was denn?" Da antwortete eine: „Wegen dem unvollkommenen Ablaß". Er rief unwillig: „Nun, so küß mir den * * *, dann kriegst du einen vollkommenen".

*

Der rothaarige Professor Zingerle rempelte ein Mädel aus St. Nikolaus an. Dieses warf ihm einen verächtlichen Blick zu und sagte: „Jatz, schau, der sieht am hellen Tag nichts und unser Herr hat ihm doch das ewige Licht auf den Grind g'stift't."

*

„Der arme vielgeprüfte Mann!" — Ist er dadurch weiser und besser geworden?

*

Eine Krähe bleibt eine Krähe, wenn man sie auch in einen goldenen Käfig sperrt.

*

„Er fürchtet die Menschen nicht, aber er meidet sie." „Warum?"

*

Mir träumte gegen Morgen: ich stehe auf einer Terasse der Burg Hohenstaufen, über flachwelliges, baumloses Hügelland zog die Straße gerade gegen Süden und schwand fern am Horizont. Da trat der Kastellan zu mir und sagte: „Dort habe ich Konradin zum letztenmal gesehen!" Ich versank in tiefe Schwermut. Den ganzen Tag tauchten die Bilder dieses Traumes immer und immer wieder vor mir auf.

*

Ihr steht dem Manne zu fern, darum erscheint er euch klein.

*

Willst du frei sein, so genieße nicht, denn der Genuß verpflichtet und bindet.

*

Folge der Natur, aber überwinde sie.

*

„Der Wolf frißt auch die gezählten Schafe!" — sagt ein Sprichwort.

*

Die Frage nach dem Dichter hat eigentlich nur in der subjektiven Poesie einen Sinn.

*

Wie schnell ist der Gedanke, die Feder wie langsam.

*

Verfehlt sich ein Geistlicher, so heißt es: „Auch ein schwarzer Bock hat ein steifes Horn."

*

Ein Landschafter sagte selbstbewußt: „Ich brauche keine Naturstudien mehr!" Allerdings! Denn die Natur ist zwar immer dieselbe, aber stets auf andere Weise, darum hast du nie ausgelernt und wenn du sie auf einmal in ihrer Unendlichkeit erkannt hättest. Gewährt sie uns auch nichts anderes, so korrigiert sie uns und bewahrt uns vor Manier. Das gleiche finde ich nun auch von Lionardo da Vinci gesagt.

*

Wie schal sind die Trostgründe der Theologen. Sie sagen: „Gott legt keinem mehr auf, als er tragen kann, dulde daher und füge dich in seinen heiligen Willen." Sehr gut, wenn aber einer unter der Last wahnsinnig wird?

*

Schätze die Menschen nach dem Durchschnitte ihrer Reden und Handlungen.

*

Wer den Haß überwand, ist noch nicht bei der Liebe angelangt.

*

Das geschundene Pferd, der zerschlagene Esel, welche die schwere Last unter Peitschenhieben bergan schleppen, halten es wohl nicht für Teilnahme, wenn sich eine Schmeißfliege auf ihre Schwären setzt und die Maden hinterläßt. Tut eure blöde, zudringliche Neugier etwas anderes?

*

Die Weiber betrachten jeden Hagestolz als einen persönlichen Feind, gelingt es nicht mehr ihn zu fangen und so sein Beispiel unschädlich zu machen, so spielen sie ihm allen möglichen Schabernack, bis er endlich als müder Greis das Mitleid herausfordert.

*

22. November. Heut vormittags fuhr ich auf der Eisenbahn nach Mötz. Ober Zirl überfiel mich die Poesie; ich begann bal paré zu dichten. Ich mochte etwa zur Hälfte fertig ein, da erklang es im Coupé nebenan, jemand spielte einen lustigen Walzer. Das sekundierte trefflich zu meinem Stoff und erhöhte die Stimmung, daß mir mein Stück im hohen Maße gelang.

*

23. November. Morgens hell und kalt. Als die Sonne über das Griesjoch schaute, ging ich durch den Wald auf die Mähder ober Freundsheim. Einzelne

Lärchen ragten goldbraun empor, andere hatten die Nadeln auf den Boden verstreut, so daß man fast über einen weichen gelben Teppich ging. An Moos und Flechten starrten die Nadeln der Kiefer, das glomm und glitzerte in allen Farben des Regenbogens, als hätt' es Juwelen geschneit. Beim Blick auf das Hochgebirg, das in stiller Pracht vor mir emporstieg, regte sich der Geist der Poesie und ich schrieb den „Waldschützen" in mein Notizbuch — leicht, fast ohne Nachdenken. Gerade vor einem Jahr hatte ich die Totentänze begonnen.

*

Dem Künstler hilft das bewußte Wollen nichts, wenn sich nicht das unbewußte Können einstellt.

*

Nichts ist trauriger als ein Talent mit dem Anspruch auf Genie.

*

So viele schiefe Urteile der Kritik entspringen daraus, daß sie zwischen dem Genie, das schafft und dem Talent, das macht, nicht unterscheidet.

*

28. November. Wo die Wissenschaft aufhört, gibt es freilich keinen Streit mit der Wissenschaft.

*

6. Dezember. Gegen Morgen einen sonderbaren Traum. Ich ging schräg auf einem grünen Mahd gegen Osten. Rechts hohe Kalkschrofen, links ein waldiger Hang, neben dem ein Pfad heraufführte. Ein wenig ober der braunen Almhütte blieb ich stehen.

Da kamen auf dem Pfade mehrere dunkelgekleidete Herren und gingen vorüber. Ein bleiches Mädchen im weißen Linnengewand mit einem himmelblauen Gürtel blieb stehen, das braune Haar um das ein Goldschimmer spielte, floß beiderseits in langen Locken auf die Schulter. Feine Brauen wölbten sich unter der hohen Stirn, die Augen waren dunkel, groß und tief, sie blickte still und ruhig ohne zu lächeln. Mir kam sie bekannt vor und doch konnte ich mich nicht entsinnen, wo ich sie gesehen hätte. Da setzte sie sich auf einen Stein an der Ecke der Almhütte. Sie wühlte im Haar, spannte es an und begann darauf zu spielen, Die Musik klang wunderbar, wie von einer Geige, sie floß in ein weiches herrliches Andante über, wie ich nie so was gehört hatte, so daß ich tief ergriffen war und mir die Augen übergingen. Nun kamen zwei mir bekannte Innsbrucker Bürger; sie war dahin und ich stieg, um ihnen auszuweichen, sinnend auf dem Pfad neben dem Wildbach empor; ein Abhang barg mich vor ihren Augen. So erwachte ich plötzlich. Der Traum ist symbolisch.

*

Wien, 18. Dezember 1892.

Ich lese das alte Testament. Je weiter ich komme, desto mehr verwundere ich mich, daß man dieses Buch noch immer als eine Grundlage der Religion betrachten kann.

*

Der Künstler sieht das Einzelne und umfaßt das Ganze.

*

Sie halten das Tor vor dir mit allen Kräften zu, hast du es dennoch eingesprengt, so fordern sie einen Dank dafür. daß sie dir aufgetan.

*

Du bunter schimmernder Schmetterling! Schwebe nur von Blume zu Blume, siehst du dort das Rotkehlchen? dieses reißt dir die Flügel aus, dann bist du ein elender Wurm und es frißt dich.

*

Das Gesetz des Kausalnexus dringt allmählich unter die Leute und so brauchen sie keinen Gott mehr. Werden dann die Menschen schlechter sein? Kaum; die guten bleiben von Natur aus gut und die andern sind mit der Religion so niederträchtig, daß sie ohne Religion kaum tiefer fallen können.

*

Jüngst ging ich mit meinem Enkelchen spazieren, da begegnete mir ein hochbetagter Mann und sagte: „Wie wird die Welt ausschauen, wenn dieses Kind so alt ist, wie wir!"

*

Es ist Aberglaube im weitesten Sinne des Wortes, wenn man Dinge in ein Verhältnis bringt, in Beziehung setzt, die weder ein Verhältnis, noch eine Beziehung haben.

*

Niemand bedarf mehr des gesunden Menschenverstandes als der Künstler, insbesondere der Dichter, merkt euch das!

*

Teuerer Freund!

Man hört es oft sagen, wenn man jemanden einmal besucht hat, oder sich mit ihm flüchtig begegnete „Ich habe ihn kennen gelernt“. Nun leben wir zwei über ein halbes Jahrhundert zusammen, wir verkehrten Stunden, Tage, wohl auch manche Woche mit einander, wir lasen unsere Schriften und doch kenne ich Dich erst jetzt, nachdem ich Dein Buch „Aus meiner Zeit“ gelesen habe.

So aus der Wurzel heraus stellst Du Dein Leben vor. Man sieht die Pflanze, den Stamm, die Zweige, die Blättchen, die Blüte allmählich sich entwickeln und wachsen.

Wenn mich schon selbstverständlich menschliche Teilnahme an den Erlebnissen eines alten treuen Freundes fesselte, zuerst das Jugendmartirium im Elternhause, dann das des Herzens, so war es zugleich die plastisch herausgestaltete Erscheinung des Künstlers. Aber auch die vielen Gestalten seines Heimatlandes, deren Namen uns geklungen haben, ohne die Bedeutung der Männer, die sie geführt haben, klar zu vernehmen.

Du hast es verstanden zugleich die Zustände Deines Heimatlandes, als die Scene zu zeichnen, auf denen die Männer spielten und so gestalteten sich Deine Erinnerungen zu kulturhistorischer Bedeutung empor.

Warum hast Du nicht auch den vormärzlichen Zuständen von Wien, wo Du doch auch mit Deinen scharfklaren Beobachtungsaugen sechs lange Jahre weiltest, Deine Schilderung gewidmet? Auch, wie damals

Medizin gelehrt wurde und von welchen Männern, wäre zu hören interessant gewesen.

Es ist undankbar bei dem Reichtum des Gebotenen, noch darüber hinaus Wünsche zu hegen; aber zu beklagen ist es doch, daß ein so klassischer Zeuge der „halbvergangenen Zeit" nicht aussagen wollte.

Dein Buch ist eine mächtige Ouvertüre und man ist nun auf das eigentliche Lebensdrama gespannt. Das darfst Du nicht vorenthalten. Du bist das dem Adolf Pichler schuldig, aber auch Deinen Nachlebenden. Also fange an Dein Denkmal zu bauen, nachdem es bereits mit Deiner Schilderung Deines Ausmarsches an die Tirolerpässe untermauert ist.

Gehe nicht als Schuldner aus der Welt, zumal Du sie kostbar bereichern kannst.

Wann kommst Du nach Wien? Der Kessel brodelt schon, in welchem meine Frau die von Dir bestellten Knödel kochen und Dir dazu, damit Du Dich bei uns ganz heimisch fühlst, Speckkraut vorsetzen will.

Ich grüße Dich in alter Treue und junger Herzlichkeit.

L. A. Frankl.

*

Die Götter, die ihr euch macht, werden euch richten.

*

Im Oberinntal sagte ein alter Mann am Wirtstisch zu etlichen jungen Burschen, die mit ihren Mädeln zärtlich taten: „Heiraten möchtet ihr euch. Ja Buben, die Ehe ist eine Kappe, die sich ein Narr über

die Ohren zieht, dann bringt er sie nimmer los, weil sie inwendig mit Pech gefüttert ist."

*

Nach Freundsheim. Bis zum Rand der Hochebene alles Azur, am Gehäng rötet sich der Heidrich. Droben die Schneedecke fest zusammenhängend. Mein Zimmer war geheizt; ich saß am Tische und las. Da flog ein Schatten über die Blätter des Buches; ein brauner Schmetterling, der für den Winter eine Zuflucht gesucht hatte, flatterte hin und her. Ich ließ ihm die Freude an der Lampe. Als ich schlafen ging, bettete ich ihn für die Nacht unter der Mütze meines Enkelchens. Noch einen Blick ins Freie! Der Vollmond stieg über dem Solstein, über die Gegend breitete sich ein blaßblauer Schein, wie tiefschwarze Schatten lagerten sich einzelne freie Flecke zwischen der weiten Schneedecke. Das Gebirg glänzte vom Scheitel bis zum Fuße hell wie am Tage, so daß die zerstreuten Baumgruppen scharf sichtbar waren.

Die Morgensonne am klaren Himmel, die Farben waren gleich geblieben, nur der Wechsel von Licht und Schatten war anders, nach dem Zauber der Mondnacht wirkte die Landschaft mit den Gebirgen im Hintergrunde fast erhaben. Mein Schmetterling krabbelte schon an einer Fensterscheibe, sich der Wärme zu erfreuen. Als es kühler wurde, barg er sich wieder in einem Winkel, um den Frühling zu erwarten. Mög' er sich desselben erfreuen!

In der Frühe ging ich auf der gefrorenen Straße nach Obermieming. Bei Lehnsteig zweigt ein kürzerer Fußpfad ab. Ich blieb unschlüssig stehen.

Da kam ein alter Bauer, das graue Haar hing ungekämmt über Stirn und Wange. Er wollte den Fußpfad betreten. Ich warnte ihn: „Der ist schlüpfrig und noch alles vereist." Er besann sich: „Ja, ja! es ist alles eisig!" Als er sich zur Straße wendete, sagte er, ohne mich weiter zu beachten, starr vor sich hinblickend, halblaut: „Mein Weib ist gestorben, ich muß es dem Doktor melden." Der Mann machte in seiner schlichten Weise auf mich den Eindruck der tiefsten Trauer.

Zu Obermiemingen traf ich den alten Rat Speckbacher in seinem Zimmer, das er seit drei Monaten nicht verlassen hatte. Das rechte Auge lag unter einer schwarzen Binde. Als er operiert wurde, habe er geschrien. Der Doktor sagte: „Nun sehe ich, daß sie zwar ein Dichter, aber kein Philosoph sind." — „Als ob es einem Philosophen nicht auch wehe täte, wenn man ihm ins Auge schneidet!" — Er erzählte mir dann, daß er seit Monaten nichts mehr lesen dürfe, doch habe er wieder eine Reihe Sprüche gedichtet. Das Auge wolle er gern verloren geben, wenn es nur endlich verloren wäre und er wieder gesund würde. Er sei bald 74 Jahre, möchte aber noch gern ein bischen weiter leben, habe aber wenig Hoffnung dazu. Ein sorgenfreies Alter, das ohne Reue zurückblickt, ist wohl der schönste Schluß unseres Daseins, vielleicht der beste Teil desselben.

*

Die Kritiker sind sich wohl nicht immer und allerorts über den Unterschied zwischen Typus und Symbol klar. Dieser prägt eine Art scharf aus und dazu bedarf es der Natur oder der Kraft eines Dichters,

der durch die individuellsten Züge charakterisiert, sonst hat er eine Marionette, wie deren genug auf unseren Bühnen mit dem Flittergold der Phrasen umtanzen. Ich sage charakterisiert, denn dadurch wird der Gegenstand auf ein höheres Niveau gehoben, während ihn die Naturalisten blos abzuschreiben versuchen und mit ihren Mitteln doch nur unter ihm bleiben müßten. Sokrates ist ein Typus, Molières Geiziger ebenfalls. Der Typus kann aber als Metapher, als Symbol verwendet werden. Ein Sokrates, ein Harpagon. Etwas anderes ist es wieder, wenn ein zu irgend einem Ganzen gehöriges oder zu diesem in nächster Beziehung stehendes für das Ganze gesetzt wird: das Kreuz, der Halbmond — Christentum und Mohammedanismus. Unterscheiden muß man davon die Allegorie. Diese verbindet äußeres äußerlich mit einem abstrakten Begriff um ihn zu verkörpern, besser gesagt zu versinnlichen, sie wirkt rhetorisch und man kann sie zum Schmucke der Rede als Figur verwenden. „Jeder Anker ist mir zerbrochen — Ich habe keine Hoffnung mehr." Daß auch die Allegorie zu höchster dichterischer Bedeutung gelangen kann, habe ich gelegentlich schon im Hinweis auf Dantes Armut gezeigt. Villeicht ließe sich hier auch ein Seitenblick auf die Fabel werfen, um eine strenge Grenze zu ziehen. Erscheinungen der Natur bieten sich uns als Symbole höheren Stiles, sie können selbständig behandelt werden, der Dichter darf sich jedoch noch nicht für tiefsinnig halten, wenn er mit einem Rebus Versteckens spielt, hinter dem oft nichts liegt. Da hat Lemaitre recht: „Der Symbolismus wird sehr bequem für Poeten, die keine Ideen haben." Ebenso läßt sich

die Mythologie verwerten. Feuerbachs Titanenkampf — der Sieg des Geistes über die rohen Naturkräfte. Auch das Evangelium bietet hier reichen Stoff, ich beziehe mich auf meinen Ahasverus in der Wüste, wo Gegensätze angedeutet sind, die nicht blos im Altertum, sondern auch jetzt heftiger denn je wirken und ihren Ausgleich wohl erst in fernster Zukunft finden, wenn sie ihn überhaupt finden. Dann möchte ich auf das Vorbild verweisen, durch das die Kirche das Alte Testament mit dem Neuen in Beziehung setzte, wie wir auch auf dem Bauerntheater den Tod Abels als Tableau vor der Kreuzigung sehen. Zu erörtern wäre auch noch das Verhältnis des Bildes zu seinem Gegenstande: es kann auf diesem ein Schlaglicht setzen und ihn so hervorheben oder auch ihn symbolisch begleiten. Ich habe hier eine Frage angeregt, von der viele Fäden auslaufen. Im höchsten Sinne ist jede große Poesie symbolisch, vielleicht auch deswegen, weil sie Worte für die Erscheinungen der Welt setzt und hierher mag zum Teil gehören, was die alten Ästhetiker von der Idee sagen.

Nebenbei will ich auch die modernsten französischen Symbolisten wie Verlaine streifen. Das Farbenklavier stellt statt der musikalischen Accorde Farbenaccorde zusammen. Umgekehrt wollen jene statt der Farben Töne setzen. das u soll schwarz und das a blau sein. Das ist fast eine Spielerei, obwohl Dichter immer durch den Klang der Buchstaben sinnliche Wirkung hervorbrachten. Ich erinnere an Byrons berühmtes: Roll on thou deep and dark blue Ocean roll oder Horazens: Si fractus illabatur orbis. Das sind

nur Kleinigkeiten, man muß sie aber heut zu Tage betonen: Unsere Naturalisten sehen die Welt mit den Augen des Tieres, dem Ochsen ist ein Dreieck ein Dreieck, ohne daß er die Ecken zählt, der Mathematiker mißt die Winkel und erbaut den pythagoräischen Lehrsatz. Ich könnte noch lange fortfahren, doch wozu dieser welsche Salat?

*

Spinnt der Seidenwurm deswegen, weil die Menschen Seidenkleider tragen?

*

Der Körper des Mannes ist für sich, in sich, daher absolut schön und harmonisch, der Leib des Weibes dient Zwecken außer ihm, die breiten Hüften tragen das Kind, die Brüste säugen es, daher ist er reizend und lockt den Mann diesem Zwecke zu dienen und dabei seine Kraft zu betätigen. Das Geschlechtsleben ist aber nur beim Weibe die Hauptsache. Bei der mediceischen Venus habe ich nie an diese Dinge gedacht, wohl aber letzthin vor dem nackten Weibe des Lorenzo di Credi in den Uffizien.

*

Die Assunta von Tizian ist eine prachtvolle Symphonie: Die Sehnsucht in den Augen und Gebärden der zurückgelassenen Apostel; der rauschende Jubel der Engel, der die Madonna begleitet, wenn sie wie ein Gebet des Weltalls emporschwebt und in der Glorie, die alles abschließt, Gott Vater, der ihr den Kranz reicht.

*

10. Juni. Mir träumte in der Frühe, ich sei gestorben, meine Leiche wurde in einer Gruft auf dem ersten Treppenansatz eines Klosters begraben, an der Wand befand sich ein Fresko: Dante, wie er zum Himmel schwebt. Meine Seele wandelte gegen Osten in eine schöne Landschaft, von der sich stellenweise die Nebel verzogen, ein Mann trat an meine Seite und fragte: „Fürchtest du nicht das Gericht Gottes?“ Ich antwortete: „Nein!“ — Dabei durchfloß mich ein warmes Wohlgefühl und es schien mir, daß ich mich wie auf Flügeln in den weiten Raum erheben könne.

*

Byron verhielt sich der Antike gegenüber pathetisch, nicht ästhetisch wie Goethe.

*

Ohne die Fähigkeit der Selbsttäuschung ist kein Kunstgenuß möglich.

*

In der Praxis des Lebens stellen sich die meisten Menschen, ganz abgesehen von der Religion „jenseits von gut und böse.“ Die italienischen Banditen bezahlen eine Messe, daß ihnen ein Raubmord gelinge.

*

Wenn das Kausalitätsgesetz nicht zum Zwecke wirkte, hätten wir das Chaos.

*

Auch die Alten waren sentimental. Properz I, 9 könnte von Petrarka oder Klopstock sein.

*

nur Kleinigkeiten, man muß sie aber heut zu Tage betonen: Unsere Naturalisten sehen die Welt mit den Augen des Tieres, dem Ochsen ist ein Dreieck ein Dreieck, ohne daß er die Ecken zählt, der Mathematiker mißt die Winkel und erbaut den pythagoräischen Lehrsatz. Ich könnte noch lange fortfahren, doch wozu dieser welsche Salat?

*

Spinnt der Seidenwurm deswegen, weil die Menschen Seidenkleider tragen?

*

Der Körper des Mannes ist für sich, in sich, daher absolut schön und harmonisch, der Leib des Weibes dient Zwecken außer ihm, die breiten Hüften tragen das Kind, die Brüste säugen es, daher ist er reizend und lockt den Mann diesem Zwecke zu dienen und dabei seine Kraft zu betätigen. Das Geschlechtsleben ist aber nur beim Weibe die Hauptsache. Bei der mediceischen Venus habe ich nie an diese Dinge gedacht, wohl aber letzthin vor dem nackten Weibe des Lorenzo di Credi in den Uffizien.

*

Die Assunta von Tizian ist eine prachtvolle Symphonie: Die Sehnsucht in den Augen und Gebärden der zurückgelassenen Apostel; der rauschende Jubel der Engel, der die Madonna begleitet, wenn sie wie ein Gebet des Weltalls emporschwebt und in der Glorie, die alles abschließt, Gott Vater, der ihr den Kranz reicht.

*

10. Juni. Mir träumte in der Frühe, ich sei gestorben, meine Leiche wurde in einer Gruft auf dem ersten Treppenansatz eines Klosters begraben, an der Wand befand sich ein Fresko: Dante, wie er zum Himmel schwebt. Meine Seele wandelte gegen Osten in eine schöne Landschaft, von der sich stellenweise die Nebel verzogen, ein Mann trat an meine Seite und fragte: „Fürchtest du nicht das Gericht Gottes?" Ich antwortete: „Nein!" — Dabei durchfloß mich ein warmes Wohlgefühl und es schien mir, daß ich mich wie auf Flügeln in den weiten Raum erheben könne.

*

Byron verhielt sich der Antike gegenüber pathetisch, nicht ästhetisch wie Goethe.

*

Ohne die Fähigkeit der Selbsttäuschung ist kein Kunstgenuß möglich.

*

In der Praxis des Lebens stellen sich die meisten Menschen, ganz abgesehen von der Religion „jenseits von gut und böse." Die italienischen Banditen bezahlen eine Messe, daß ihnen ein Raubmord gelinge.

*

Wenn das Kausalitätsgesetz nicht zum Zwecke wirkte, hätten wir das Chaos.

*

Auch die Alten waren sentimental. Properz I, 9 könnte von Petrarka oder Klopstock sein.

*

Bei euren Werken kann man nichts hinein- und nichts herauslesen.

*

Wir Modernen lachen über den Teufel, und ringen nicht mehr wie Jakob mit dem Engel, wir stehen vor dem kalten, gleichgiltigen Naturgesetz; da hört vorläufig die Poesie großen Stiles auf, bis sie wieder über der Natur einen höheren Willen findet.

*

Die Poesie ist jetzt das Aschenbrödel unter den Künsten. Dennoch vergeht keine öffentliche Feier, wo sie nicht ein Festgedicht liefern soll. Der Schnittlauch — für mehr hält man sie nicht — soll eben auf jeder Suppe schwimmen.

*

Gegen Ost schiebt sich eine weißlich graue Wand empor, von der sich oben parallele Streifen trennen, vor dieser Wand liegen weiße und blaßgraue Haufenwolken, deren Rand dunkel gefranzt ist. Die Berge sind tiefblau. Links am Hochmundi dichter Regen, der alles einhüllt.

*

Der Neid ist der Bruder der Eitelkeit.

*

Du hast zu lang und tief in die dunklen Augen der Ewigkeit geschaut!

*

Ein Geistlicher wollte einen Mann, der sein treuloses Weib verjagt hatte, begütigen. „Christus hat

sogar der Ehebrecherin verziehen!" Der Mann antwortete: „Jawohl, sie war aber nicht sein Weib."

*

Ein Irrtum schadet oft weniger, als eine mißverstandene Wahrheit.

*

Er war ein Zeitgenosse längst Verstorbener, oder noch Ungeborener, die vielleicht nach Jahrhunderten das Lichte erblicken.

*

Euch fehlt die schaffende Phantasie, sonst hättet ihr nicht die Zeit, die Natur abzuschreiben.

*

„Ein Maler muß malen können!" — Wenn er aber nur malen kann, ist's auch nicht genug.

*

So oft ich einen Band neuer Gedichte sehe, denke ich mir: Wieder ein Sarg!

*

An R. M. Werner.

Am 25. Oktober nachts ½12, verschied mein armer unglücklicher Sohn im 33. Jahre. Verloren war er mir schon längst; reich ausgestattet an Geist und Körper ging er in sich und durch sich zu Grunde und den Absturz beschleunigte noch sein Weib. So war der Tod ein Glück für ihn, eine Erlösung und er hat im Grab den Frieden gefunden, den ihm das Leben versagte.

Sie haben gewiß wieder fleißig gearbeitet, das kann

ich von mir nicht sagen, wenn ich auch viel dachte, manches studierte und manches schuf. Das macht sich aber von selbst und darf sich einer dessen nicht rühmen.

Sehen Sie sich doch auch den modernen Musenalmanach an. Es ist wahr, viele Pfade auf unserem Parnaß sind ausgetreten, die meisten älteren Poeten bewegen sich nur noch auf konventionellen Wegen und in ihren Werken fehlt der frische Hauch des Lebens, ich sehe aber dem Sturm, der jetzt durch die Litteratur fährt, ruhig zu, denn ich bin ja gewachsen fort und fort, und der Born des Lebens, der meine Wurzeln tränkt, ist in mir noch nicht versiegt.

Sudermanns Begabung darf man nicht bestreiten, er schildert die Korruption der Bourgeois in kräftigem Fresko und reißt die heuchlerische Sündenhülle von seinen Eiterbeulen, ob sich aber auf die Korruption eine neue Litteratur propfen lasse, — das scheint mir doch zweifelhaft und gegen alle Analogie geschichtlicher Entwickelung.

Bei uns ist der Winter eingezogen, meine Krummschnäbel schlagen bereits auf den Föhrenzweigen zwischen den Winterfenstern Purzelbäume, ich schaue vom Papier auf die beschneiten Tannen hinaus und schicke Ihnen hier zum Schluß ein Bildchen aus dem Spätherbst. „Blätter hängen rc."

*

Wie klappern die Mühlen eures Egoismus, aber hoch über euren Häuptern geht still und ruhig wie die Sterne die Weltgeschichte ihren Gang, bis wieder eine Stunde schlägt und euch an die Ewigkeit mahnt.

*

Gibt es nicht auch, wie eine Stimme des Gewissens, einen Instinkt der Wahrheit?

*

Die Stoa und das Christentum! Man bringt Seneca mit dem Apostel Paulus in Zusammenhang, aber manchen Satz von Epiktet könnte auch Thomas von Kempis verfaßt haben.

*

Ihr Lückenbüßer in der Menschheit. Billionen von euch, mit euch, nach euch.

*

Welch ein großartiges Schauspiel. Eine Milbe stemmt sich gegen die Umdrehung der Erde.

*

Man muß aufzuhören wissen, wenn man eigentlich nie hätte anfangen sollen.

1894.

1. Januar. Vixi et quem dederat cursum fortuna peregi!

6. März. Wirf die Flinte nicht ins Korn, aber hänge sie an den Nagel, wenn es nichts zu schießen gibt als Mäuse.

8. März. Willst du einen Menschen kennen lernen, so gib acht, welche Stellen er in einem Buche unterstreicht.

18. März. Kein Glück künftiger Geschlechter wiegt das Elend der vergangenen auf, das ihrem Glücke

als Dünger dienen soll. Und ist denn dieses Glück so groß? Ich glaube nicht daran, ganz abgesehen davon, daß jede Zeit ihren Separatkonto hat, den sie für sich begleichen muß. Und dann! Könnte man nicht auch sagen: das Unglück der Zukunft ist notwendige Folge des Glückes der Vergangenheit, damit hat sich die Zukunft zu trösten.

19. März. Mir scheint die Unendlichkeit oder Zahllosigkeit der Welten weit logischer als ihre beschränkte Zahl, für die sich eigentlich kein Grund angeben läßt.

26. März. Ein geiziger Pfarrer ging über die Straße, als gerade die Rinderherde, den bösen Stier voran — ausgetrieben wurde. Dieser ging mit gesenkten Hörnern allsogleich los, so daß der Hochwürdige in die Kirche flüchten mußte. Als er wieder heraustrat, sagte ein Bauer spottend zu ihm: „Das ist wohl das erstemal, daß Sie unbezahlt in die Kirche gingen!" —

3. Mai. Auf einem steilen Felsen am linken Innufer bei Mötz erhebt sich ein Kreuzweg mit einem Kirchlein. Zu dieser Wallfahrt steigen an Sonn- und Feiertagen die Mädchen in Scharen empor und gerade die alten Jungfrauen finden sich zahlreich ein. Da kehrte spät abends die Mutter Gottes in den Himmel zurück, müde und erschöpft von ihrem huldvollen Amte. Als ihr Petrus das Tor öffnete, sagte er mitleidig: „Liebe Marie heut hast wohl einen strengen Tag gehabt?" — „Ja wohl," erwiderte sie seufzend, „wenn sie nur nicht immer das gleiche Lied leierten:

„Heilige Jungfrau schenk mir einen Mann,
Das Beste, was ein Mädchen wünschen kann!"

Ja, wo soll ich denn genug Hosen hernehmen? — Die Mädeln im Himmel wollen auch nicht in Ewigkeit ledig bleiben und komme ich herauf, so rennen sie alle daher, flüstern mir ins Ohr oder zupfen mich beim Rock: Hast du mir heut keinen mitgebracht? Ich danke für die Arbeit." Diese Geschichte ist wohl beglaubigt. Als der heilige Petrus an einem Samstag abends zum Schlosser von Silz kam, um den rostigen Himmelsschlüssel einölen zu lassen, erzählte er sie.

4. Mai. Trauben trägt der Weinstock; Hörner der Ziegenbock! Merk dir's lieber und suche auf dem Weinstock keine Hörner und beim Bock keine Trauben.

5. Mai. Manche empfinden das Schöne in Kunst und Litteratur, es fehlt ihnen aber das richtige Augenmaß für groß und klein.

10. Mai. Wenn ich jetzt beim Frühgeläut erwache, sag' ich nicht mehr zum jungen Tage: „Bring' mir eine Freude, ein Glück! sondern ich wünsche nur, daß er ruhig dahinfließe und ich abends ohne Schmerz und Reue auf ihn zurückblicken könne.

30. Juni. Über das sinkende Altertum fließt ein Hauch tiefer Wehmut und Ergebung, fast wie über das Antlitz der Niobe, die so viele und herrliche Kinder hinsterben sah. Ergreifend drückt das Mark Aurel aus, der überall an die Vergänglichkeit menschlicher Dinge erinnert. Drum können ihm auch nur Greise ganz nachfühlen, deren Vergangenheit abgeschlossen ist, für die es keine Zukunft mehr gibt.

Juli. Ein Freund sagte zu mir: „Dieses Preußen gleicht einer sparsamen armen Beamtenfrau, die sich redlich ohne Schulden durchbringt; Österreich ist eine

Edeldame, um einen Kreuzer mehr handelt sie nicht, denn sie hat es!" — Ich erwiderte: „Ganz richtig, unter der Seidenrobe von neuestem Pariser Schnitt trägt es jedoch ein schmutziges Hemd und auf die zierlichen Lackstiefelchen hängen die Fetzen des Unterrockes."

15. Juli. Um noch Verse zu genießen, dazu gehört eine Unbefangenheit, welche die meisten längst verloren, oder eine Bildung, die von den wenigsten erreicht wird.

26. Juli. Auch das feinste Haar hat seinen Schatten.

27. Juli. Die Auffassung des Tragischen war bisher nur dogmatisch, am konsequentesten und großartigsten bei Friedrich Hebbel. Die Modernsten haben den Bann gebrochen, bis jetzt aber noch keinen genügenden Ersatz geleistet.

28. Juli. Wer vermag es, die Tragödie des Weltelendes nachzudichten?

30. Juli. Viel gelebt, viel überlebt!

1. August. Verjage die Eitelkeit aus allen Winkeln des Hauses, plötzlich sitzt sie auf dem Dachfirst und schneidet dir eine Fratze.

2. August. Unsere modernen Frauen tun, als sei die Ehe nur eine Fortsetzung des Balles, wo sie den Gemahl kennen lernten.

3. August. Der Zerfall des kirchlichen Protestantismus kommt weniger dem Katholizismus als der religiösen Gleichgültigkeit, der Freidenkerei und dem Atheismus zu statten.

28. August. Früh ein leichter Schlaganfall. Ein wirrer konfuser Morgentraum! Ich wohnte bei einer

Frau, mein Sohn bei mir. Wir verabschiedeten uns von ihr, ich versprach, nach meiner Rückkehr zu bezahlen. Vor der Haustür stand ein schwarzes Gefährt, wie bei einem Leichenkondukt. Da sagte mein Sohn, er wolle voraus und ließ sich daran nicht hindern, so daß ich ihn plötzlich nicht mehr sah. Nun fuhr der Wagen in ein Tor und ich kehrte in die Wohnung zurück.

4. September. Bist du nur aus Sentimentalität human?

8. September. Eine arme Frau von etwa vierzig Jahren verrichtete in dem Hause eines Bürgers, der als Bock bekannt war, allerlei kleine Lohndienste. Da überraschte er sie einmal abends allein und überwältigte sie. Zur rechten Zeit gebar sie einen Sohn, den ihr Mann, obwohl ihm jener viel Geld bot, nicht anerkannte. Zwingen konnte man ihn nicht, da er zufällig früher von einem Arzte als zeugungsunfähig erklärt worden war. So mußte der Bürger das Kind mit der Schande übernehmen. Der erste Sohn der Frau war gegen zwanzig Jahre alt, als er die Sache erfuhr. Er machte sich nun an die Tochter jenes Herrn, verführte sie und ließ sie dann sitzen. Auch diesen Stoff trete ich unseren Naturalisten ab.

9. September. Ein Bauer hatte geheiratet. Ein Mädel nach dem andern kam zu seinem Verdruß. Da begann er sein Weib zu prügeln und setzte das so lange fort, bis sie einen Knaben brachte. Von nun an war er wieder der liebste beste Kerl. Als jedoch sein nach Amerika ausgewanderter Schwager zurückkehrte und die Sache erfragte, zahlte er ihm für die Schwester

heim; er kaufte eine Ochsenfisel und haute ihn windelweich, daß er wohl verpflastert vierzehn Tage zu Bett liegen mußte. Dann war die Freundschaft zwischen allen wieder hergestellt.

10. September. Unglücklicher Dichter! Du bist wie Irion an das Rad geschmiedet und mußt dich drehen, magst du wollen oder nicht. Da hat es der X und Z besser, er sitzt mit dem Bratenwender am Feuer und wartet ruhig, bis das Fleisch gar ist, um es dann wohlgemut zu verzehren.

11. September. Mark Aurel, beziehungsweise die Stoiker sind durch einen Abgrund von der Antike geschieden und gehen mit dem Christentum parallel. An die Stelle hellenischer Lebensfreudigkeit tritt die stille Heiterkeit des Entsagens und wenn der Römer kräftig mit Adlers Krallen nach der Herrschaft griff, wendete sich das neue Geschlecht nach innen — ἐς ἑαυτόν!

Darum berühren sich auch das Christentum und die Stoa, man betrachte zum Beispiel den Brief des Seneca an den Lucilius, wo er die Sklavenfrage behandelt. Wenn man sie auch nicht aufeinander zurückführen darf, entspringen sie doch der gleichen Quelle und sind mit der gleichen Wendung der Weltgeschichte in Zusammenhang.

16. November. Manche Sprichwörter unserer Väter gelten heutzutage nicht mehr z. B.: „Das Handwerk hat einen goldenen Boden," oder: „Ehrlich währt am längsten," oder: „Wo die Arbeit zieht in das Haus, zieht die Armut bald hinaus."

21. September. Du kannst Gott nicht suchen, wenn er dich nicht findet.

22. September. Wenn dich Gott gefunden hat, verlierst du ihn nicht mehr.

23. September. Die Tugend ist ein Anker, der in die Ewigkeit reicht und dich, wenn ringsum alles schwankt und bricht, an einen unerschütterlichen Boden bindet.

24. September. Was wohl das höchste wäre? — Sterben mit einer großen edlen Tat und dabei das stille Bewußtsein haben, daß sie niemand kennt, niemand ahnt.

25. September. Du bist ein Geisterseher, dem vor seinem eigenen Gesichten graut.

30. September. Aus einem Briefe an Moriz Necker. Die Verhandlungen der anthropologischen Gesellschaft, zu deren Gründern, beiläufig gesagt, auch ich gehöre, haben Sie wohl gelesen. Der Darwinismus ist nun wohl fertig. Ich stand ihm immer skeptisch und skoptisch gegenüber, wie ich es auch seit Jahren in meinen Vorlesungen andeutete. Alle diese Fülle von Erscheinungen rein äußerlich vom Kampfe um das Dasein abzuleiten, ist eine Plattheit, deren sich kaum die Encyklopädisten schuldig gemacht hätten.

Nimmt man aber wie Darwin später ein treibendes Prinzip an, so steht man ja wieder auf dem Boden der Mystik, der verhöhnten Metaphysik. Bekennt doch lieber schlicht und einfach eure Unwissenheit, ihr braucht euch deswegen nicht den Theologen an den Hals zu werfen. So habe ich, um einen Ausdruck von Kant zu gebrauchen, a priori weggenommen, was jetzt die wissenschaftlichen Forschung durch Tatsachen bestätigt und meine Gedankenarbeit war wenigstens für mich

nicht vergeblich. Wie oft müssen wir uns mit einem so kargen Resultate begnügen!

Was nützt das ganze Alphabet,
Wenn Dir das a fehlt und das z!

Allmählich bin ich in den Herbst gekommen, hier zwischen den Nadelwäldern, die das Gebirg abschließt. Darum hat die Landschaft kaum ihr Aussehen verändert. Hochstämmige Lärchen auf fahlen Mähdern, wo sich unter den spärlichen Halmen die zierliche weiße Renntierflechte verästelt, oder dichter Föhrenbestand, auf dem Boden der zarte Heiderich und weiche Moospolster, über die ich mit der Flinte in der Hand hinschleiche. Kaum streift mein Fuß eine verspätete Glockenblume, einen Farren mit rostigem Wedel. Ab und zu ein gelber oder brauner Pilz, nach dem ich mich bücke. Trete ich an den Saum des Waldes, so liegen schwarze Brachfelder vor mir oder Wiesen, grün wie im Frühling, nur blüht jetzt die fahle Herbstzeitlose und in den Büschen, die der Herbst rot und gelb gefärbt hat, schreit ein Nußhäher. Ich krieche hinter eine Wachholderstaude, ihm eine volle Ladung zu senden.

Es beginnt zu dämmern, zu dunkeln, ein kalter Wind zieht, so ist wieder ein Tag, einer der wenigen, die mir vergönnt sind, dahin, dahin!

2. Oktober. Wenn du den Menschen nackt siehst bis auf das Gerippe, so setze dich auf einen Grabstein und verhülle das Haupt.

4. Oktober. An und für sich ist alles absolut, in Bezug auf fühlende und denkende Wesen relativ wahr. Die Fläche ist auf die Kante gesehen eine Linie.

12. Oktober. Nachmittag auf der Tenne bei Weiherburg. Ein klarer Tag, der Schnee reicht kaum zur Holzgrenze, während die milde Sonne des Herbstes auf dem Tale ruht, durch welches der Inn abgeklärt und beryllblau nach Osten fließt. Die Bäume prangen in den herrlichsten Farben, die goldenen Ahorne begleiten die Landstraßen, die in die Ferne führen. Es sind mehr als 50 Jahre dahin, seit ich von dieser Höhe zum erstenmale hinabschaute; ein Knabe stand ich, staunend, alles war mir fremd und neu. Wie hat sich seitdem alles verändert, jetzt kenne ich die ganze Gegend nach allen Richtungen, an manchen Platz knüpft sich eine heitere oder traurige Erinnerung, mancher Platz ist eine heilige Stätte für mich. Hier ruht mein armer Vater vom Elend des Lebens aus, dort schläft mein unglücklicher Sohn und die Bande, die seinen Geist in Fesseln schlugen, sind zersprungen. Meine Seele ist wie ein stiller See, der Himmel und Erde spiegelt, einzelne Schatten der Vergangenheit schweben darüber hin ohne ihn zu trüben.

13. Oktober. Unsere besten Gedanken denken sich selbst, wir haben kein Verdienst dabei.

14. Oktober. Die Wahrheit geht auf nackten Füßen und bedarf nicht der Stelzen eines Systems.

15. Oktober. Mystik ist die Ahnung des Unendlichen hinter und im Endlichen, das Gefühl ihres geheimnisvollen Zusammenhanges.

16. Oktober. Mancher Philosoph kommt mir vor wie jener Ultnerbauer, der nach Meran ging um die Sonne zu holen, weil es dort so schön und warm war. Er brachte ein Schlagkästlein mit, in dem man

Rotkehlchen und Meisen fängt. Dieses stellte er auf und ließ die Sonne hineinscheinen. Dann klappte er zu und trug es in seine rauhe Heimat. Dort schlug er den Deckel zurück, um die Sonne auszulassen, sie war aber nicht darin.

20. Oktober. Einzusehen, daß man auf dieser Welt gar nichts ist, macht uns still, gelassen und ruhig.

21. Oktober. Ein alter Mann verkehrte freundlich mit einem vieljährigen Gegner, der ihn oft beleidigt hatte. Als man dies bemerkte, erwiderte er: „Ich nehme keine Feindschaften ins Grab."

22. Oktober. Der Gedanke kann den Reim suchen, leider sucht nur zu oft der Reim den Gedanken.

23. Oktober. Ein armes Weib sagte: „Ich habe im Leben so viel Unglück gehabt, daß ich auf eine Stunde weit stinke." Das erinnert an Walter von der Vogelweide.

24. Oktober. Der Beichtvater fragte ein Mädchen: „Hast du einen Liebhaber?" — „Noch nit, aber wenn i d'n nuien Kittel hab', so kann der Tuifel angehen."

6. November. Nur was langsam wächst, dauert.

9. November. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist die Wahrhaftigkeit oft nur lächerlich und töricht, darum schweige lieber, weil du nicht lügen darfst.

10. November. Besser gar nicht gekannt, als verkannt.

11. November. Wenn du ein Schwein rasieren willst, mußt du es mit Pech einseifen.

16. N o v e m b e r. Am Waldsaum ober Freundsheim. Die Herbstsonne ruhte mild auf dem Tale, durch das ein bläulicher Duft zog, die Bäume prangten in allen Farben vom fahlen Gelb bis zum tiefen Braun, einzelne silberne Marienfäden schwebten von den Ästen in die Luft, unter meinem Schritt flatterten Motten auf, ein verspätetes Bienchen naschte vom roten Klee, ja schon der künftige Frühling meldete sich und hatte zwischen die blühenden Maßliebchen eine Schlüsselblume versteckt und am Waldsaum blühenden Heidrich aufgepflanzt.

„Holder Lenz, beflügle deine Schritte.“

*

Das Christentum ist eine heroische Religion, sie legt dem Menschen als schwerste Pflicht die Selbstbeherrschung auf und stellt eben die menschliche Gesellschaft und jeden Menschen auf den selbstlosen Boden der Liebe.

*

17. N o v e m b e r. Freundsheim. Ich trat nachts an das Fenster. Im Zenith stand der rote Mars, ober dem Gebirg von Seefeld schwebte der Jupiter hell und prächtig im dunkeln Blau und im Osten stieg der Orion: ein Bild ruhiger Erhabenheit. Das Licht vom Tische fiel auf das Bett meines Enkelchens, das schlief und ruhig atmete. Dort die Unendlichkeit, hier unschuldige Befriedigung im engsten Raum.

20. N o v e m b e r. In den Morgenstunden, wenn ich aufwache: Philosophie. Das setzt sich in mein Greisenalter fort, alles im Zusammenhang wie die

Fäden, die der Weber vom Strähne auf den Stuhl zieht, ich lege aber nur auf einzelne Punkte den Finger und so wird mir ein Axiom, wo ein anderer ein System baut. Ich tue das für mich und verlange nicht, daß mir jemand folge.

21. November. Der Kaplan Ruf erzählte mir einst folgende Geschichte: Ich fuhr nach Imst; im Stellwagen saß ein Pärchen, Schauspieler, die sich ohne Rücksicht auf mich küßten. Ich las in einem Brevier, ohne mich um sie zu kümmern. Als Geistlicher nahm ich vor dem Kurzifix am Wege den Hut ab. Dann kamen wir auch am Galgen vorüber. Das Herrlein wollte sich über mich lustig machen: „Warum nehmen Sie nur vor dem Kreuze und nicht auch vor dem Galgen den Hut ab? Es ist ja doch das gleiche Holz." Ich erwiderte: „Warum küssen Sie ihre Geliebte auf den Mund, nicht auf den H . . . . . .? Es ist ja doch das gleiche Fleisch." Da mußte der Schauspieler verstummen.

23. November. Die Juden sind unsere Mitmenschen und das Gesetz der Menschenliebe gilt auch ihnen gegenüber ohne Einschränkung. Als unsere Mitbürger können wir sie aber nicht behandeln, wenn sie auch Rekruten stellen und Steuern zahlen, so lange sie eine im Guten und Schlechten unter sich solidarische Gesellschaft bilden. Darauf haben wir im Interesse unseres Volkes zu achten, sie selbst mit Gewalt zu hindern, dieses zu schädigen, und sie ohne Haß als Fremde zu betrachten, die wir berechtigt sind, im Notfalle zur Auswanderung zu zwingen.

31. November. Abends. Möge die Ruhe und

der Frieden, mit denen dieses Jahr abschließt, mich auch in das folgende geleiten.

1895.

6. März. Das ist traurig, wenn du in deinem Gewissen Zeugnis geben mußt gegen dein eigenes Volk.

*

Wenn es eine Hölle gibt, kann nur die strengste Wahrhaftigkeit uns davor retten.

*

Deine innerste Seele sei nackt vor deinem Geiste.

*

8. März. Die Idee der sittlichen Weltordnung ist in diesem Leben nur eine Umschreibung der poetischen Gerechtigkeit.

*

9. März. Im Traume sagte einer zu mir: „Verhalte dich zu Kunst und Religion andächtig!"

*

17. März Hebbel ist das widerspenstige Genie, Heyse das gefällige Talent.

*

18. März. Verträgt das Fresko den Naturalismus?

*

20. Mai. Der absolute Wert des Kunstwerkes besteht ein für allemal, der relative hängt von dem Urteil des jeweiligen Publikums in einer bestimmten Zeit

ab. Da wäre es eine interessante Frage: „Wie würde dieses oder jenes Buch heute aufgenommen?“ Goethes Iphigenie fände schwerlich Platz neben Sodoms Ende und Wilhelm Meister müßte wohl Jolanthe weichen.

*

31. Mai. Gibt es etwas seligeres, als die stille Ruhe des Gewissens?

*

12. Juni. Nichts ist komischer, als ein Pedant, der zum Enthusiasmus emporgerissen wird.

*

21. Juni. Der Bankerott der Wissenschaft! Das sagt nun auch Brunetière. Helfen uns aber die blauen Wunder des Glaubens zu denen manche in ihrer Trostlosigkeit flüchten, nur einen Schritt weiter? — So bleibt wohl nichts anderes übrig, als es mit der Wissenschaft aufs neue zu versuchen und dabei von der Erfahrung, die man gemacht, auszugehen, wenn man sich nicht auf den Standpunkt des non connaissable bescheiden und beschränken will.

*

23. Juni. Ein altes Fräulein, das viel Leid zu ertragen hatte, sagte mir jüngst: „Das dümmste was der Mensch tun kann, ist, auf die Welt zu kommen!“ Das hat ungefähr schon Sophokles gesagt, von dem sie nichts wußte. So erzeugen die gleichen Erfahrungen die gleichen Gedanken.

24. Juni. Wenn dir die Menschen nichts mehr geben können, dann fliehe sie, denn sie können dir nur noch nehmen.

25. Juni. „Man hat die Schlechtigkeit der Menschen nie ausgelernt“ rief einer. Ja ist es denn der Mühe wert, das zu lernen?

26. Juni. Auf Beleidigungen könnte man nur mit einem Dolchstoße antworten, wenn es der Mühe wert wäre, die Folgen zu übernehmen.

27. Juni. Der Prälat von Fiecht sagte gelegentlich: „Die Prügelstrafe hätte man nicht abschaffen sollen!“ Richtig! Man prügelt die Hunde und es gibt doch viele Leute, die schlechter sind als sie.

*

28. Juni. Verachtung mit Ekel gespickt! — Das paßt.

*

29 Juni. Der Stoff, die Kraft, das Leben! Das ist eine Dreiheit: keines ohne das andere und doch keines das andere. Jedes an sich unzerstörbar; so treten sie von Fall zu Fall in die Erscheinung. Das Alleben individualisiert sich, wird Bewußtsein und nimmt das Individuum in das Alleben zurück. Anklänge in Vergil VI. Auch an die Monaden von Leibniz und die Seelenwanderung mag man denken.

*

20. Juli. In meiner Poesie sind Realismus und Idealismus künstlerisch ausgeglichen und darin liegt ihre Bedeutung, wenn es auch vorläufig nicht oder vielleicht gar nie erkannt wird. Darum ist sie weder akademisch, noch konventionell oder manieriert, sie lebt ihr eigenes Leben.

*

24. November. Aus einem Briefe an M. Necker.

Lassen Sie sich von Ihrer Frau lettre 13—14 der Nouvelle Héloise übersetzen. Clarens, Meillerie! Noch atmet in der milden Herbstluft der heiße Kuß Julias, noch mischt sich am Gestade des Leman das Rauschen der Wellen mit den Seufzern von S. Preux. Das ist wunderbar schön und nur einer wußte noch so die Liebe zu dichten: Shakespeare! Mit Rousseau beginnt eben eine neue Epoche der Weltlitteratur, der Engländer Richardson präludiert. Kein Geist hat so tief, so nachhaltig gewirkt, wie jener unglückliche Genfer, wir leben noch in dieser Epoche, wenn sich auch manche Verhältnisse änderten. Im Palast der Weltlitteratur haben jetzt die Deutschen freilich ein Hinterstübchen bezogen: Rechts die schmutzige Senkgrube Berlin, links das schwarz-gelb lackierte Kehrichtfaß Wien, das freilich auch als Kehrichtfaß nicht mehr viel zu bedeuten hat. Die Deutschen haben übrigens wieder das Bedürfnis, sich zu blamieren, wie so oft! Jetzt laufen sie hinter der gartenlaubigen Ambrosius her, ach es ist gar so rührend, wenn die Frau mit dem Dreschflegel wirtschaftet und die Kühe zur Tränke treibt! —

Ich habe aus Italien eine Reihe Photographieen bezogen: Bauten, Bilder, Statuen und weil ich schwerlich mehr hinein komme, genieße ich so meine Erinnerungen nach.

1896.

Am 19. Mai 1896 starb der Erzherzog Karl Ludwig. Selbstverständlich donnerten die offiziellen

Ehrensalven über sein Grab, so daß der Rauch alles verfinsterte. Deswegen will ich einige Züge zu seinem Bilde liefern.

Als Statthalter besuchte er einmal das Gymnasium zu Innsbruck. In der vierten Klasse prüfte Kripp aus der Geschichte. Ein Schüler, Stolz, der nachmalige Professor der Mathematik sagte: „Friedrich der Große." Der Erzherzog unterbrach ihn: „Sind Sie ein Österreicher?" — Ja! — „Dann sagen Sie nicht so, sondern Friedrich von Preußen.

Bei einem Besuche des Klosters Neustift sah er im Zimmer des Prälaten in der damals häufigen Lithographie ein Bild des Kaisers Franz Josef mit der Unterschrift: „Konstitutioneller Kaiser von Österreich." Er ließ sich das Bild aus dem Rahmen geben und zerriß es zum Schrecken des Prälaten. Sein Bruder Ludwig Viktor zerriß auf der hohen Salve das Bild des deutschen Kaisers. Die Sache kam in die Zeitungen und er mußte sich in Berlin entschuldigen. Als 1859 die akademische Kompagnie aus dem Felde zurückgekehrt war, erließ der Erzherzog-Statthalter an jeden der adeligen Schützen ein Dankschreiben, das Blut und der Schweiß der bürgerlichen war nicht so gut. Als die Nachricht von Solferino eingetroffen war, fuhr er nach Absam und verfügte sich dort in die Wallfahrtskirche um zu beten.

Er war reich, aber nicht im gleichen Maße freigebig. Nagiller, der damals sehr arm war, ließ seine Oper Friedrich mit der leeren Tasche im Innsbrucker Theater aufführen, der Erzherzog erschien in der Hofloge, spendete aber nicht einmal das Eintrittsgeld.

Von Werken der bildenden Künste kaufte er nur Skizzen, die er um billiges bekam, und brachte davon eine ansehnliche Reihe zusammen. Bücher kaufte er keine, als einmal eine Deputation aus Welschtirol angesagt wurde, ließ er sich vorher den Dante aus der Universitätsbibliothek kommen. Seine Bibliothek, wenn man es so nennen will, bestand aus etwa hundert Büchern, meist von den Verfassern überreichten Werken, Schematismen und dergleichen. Er vermachte sie dem Museum. Ebenso 28 Statuen aus Holz, die jedoch nicht nach den Originalen der Hofkirche, sondern nach den schlechten alten Kupferstichen verfertigt waren. Einmal war er ein paar Tage als Gast beim Statthalter Widmann. Beim Abschied gab er keinem der Dienstboten ein Trinkgeld. Taaffe erzählte das gelegentlich dem Kaiser. Dieser lachte und sagte: „Ja, ich kenne meinen Herrn Bruder!“ Am geistigen Leben seiner Zeit nahm er kaum Anteil. Er war fromm, ja bigott, gab Almosen; im Verkehr freundlich, war er nicht unbeliebt.

*

Unter mir wohnt eine Frau, die trefflich Klavier spielt. Abends spannt sie sich vom Tagewerk aus, da setze ich mich in einen Lehnstuhl ober ihr und lasse mich von den Fluten der Musik tragen. Dann zünden mir gegenüber die Bauern in der Höttingerschlucht vor der Mutter Gottes die Lampe an, die wie aus einer anderen Welt durch den Nebel schimmert. Wenn es eine Unsterblichkeit gibt, so sind meine Träume ein Erwachen in das Jenseits.

25. Oktober. „Wenn ein Stein vom Himmel

fällt, trifft er eine arme Witwe" sagte jüngst eine unglückliche alte Frau.

*

20. November. Die Religion entspringt aus dem Organismus des menschlichen Geistes, darum vermöget ihr nicht, sie auszurotten.

*

Werden — sterben; Sterben — werden! Schluß!

1897.

15. September. Die Emancipation der Frauen? Wollt ihr sie gründlich durchführen, so hebt die Ehe auf und löst das Verhältnis, den Zusammenhang und Gegensatz der Geschlechter, wie ihn die Natur aufgestellt hat. Die Frage läßt sich manchesmal auf Überbildung der Frauen zurückführen, schwer wiegt dabei der Umstand, daß der harte Kampf um das Dasein den Mann zwingt für seine Einzelexistenz zu ringen und er sich daher immer seltener einen häuslichen Herd gründen und einer Frau eine angemessene Stellung gewähren kann.

1898.

7. Mai. Es wäre also nicht erlaubt, einem Gedanken, einem Bilde, dem Ergebnis der Erfahrung, einer Anschauung metrisch edle Form zu verleihen, es dadurch über das gewöhnliche zu erheben und so der Zukunft zu überliefern?

An R. M. Werner.

Sie sitzen wohl bereits wie Ovid in Ihrem Pontus. Mir ist es, seit wir uns verabschiedeten, nicht sehr gut gegangen; ein neuer Gichtanfall warf mich auf das Bett und es muß der Frühling ein Wunder wirken, wenn ich bald genesen soll.

Jetzt sitze ich auf dem Söller und genieße den Anblick der herrlichen Frühlingslandschaft. Noch vor wenigen Jahren waren mir die schweren Bergschuhe wie die Flügelsohlen des Hermes, die mich leicht emportrugen. Es bleibt mir nur der Nachgenuß meiner Erinnerungen; die Jugend selbst ist Poesie, wenn sich ihr goldenes Licht über das Leben ergießt. Ich denke gern an die Lieder von Uhland. Wie oft sang ich sie in den lauen Sommernächten unter den Kastanien eines Wirtsgartens mit Kameraden. Das ist unmodern; von dem glänzenden Zauber der Romantik blieb nur noch das Gerümpel einer Theaterdekoration.

Vor 50 Jahren ungefähr zur gleichen Stunde bestand ich das Gefecht von ponte tedesco, jetzt bin ich schwach und alt, der Leib will dem Geiste nicht mehr gehorchen, eine Feder nach der anderen fällt aus. Es bleibt mir nur noch der letzte Wunsch der Greise: eine friedliche Todesstunde. Darum räume ich auch auf: Nächstens erscheinen die letzten Alpenrosen, Erzählungen, darunter vielleicht meine beste: „Aug' um Auge," dann die Tragödie Tarquin, die zweite Auflage meiner Marksteine und meine Epigramme.

Eheu satis iam satis inquit Apollo.

Damit schließe ich aber auch ab für immer. Ungefähr 6 Bände bleiben im Kasten liegen, ob sie je

auferstehen, bleibe den Göttern der Unterwelt überlassen!

Jetzt lese ich manches und mancherlei, besonders aus der Elisabethinischen Zeit; es ist merkwürdig, eine wie späte Nachblüte die prätensiöse Form bei den Engländern erlebt, während sich bei uns seit den Schlesiern niemand mehr darum kümmert. Taines geistreiche Litteraturgeschichte verträgt ein zweites Lesen doch nicht recht. Damit mein Schifflein nicht zu leicht wird, lese ich M. Aurel.

*

16. Juli. Ein Stoß ins Herz — gut! Bedauere den, der sein Blut tropfenweise vergießen muß.

31. Juli. Eine Parallele: Thomas a Kempis und Mark Aurel; oder ein Gegensatz?

*

4. Oktober. Gewiß! Keine Sprache hat ein Wort, um den Meuchelmord von Genf zu bezeichnen. Er verlieh aber der Kaiserin Elisabeth einen Nimbus, den sie im Leben nie besaß. Warum hat man den Welschen nicht gleich gelyncht?

*

Ich habe auf ältere englische Dichter zurückgegriffen. Die Lyrik der Elisabethinischen Zeit entspricht völlig dem Stil in den bildenden Künsten; Rokkoko! Manches erinnert an Nippfiguren aus Porzellan.

*

Auch die Größten haben ihre kleinen Schicksale: wäre doch der meiste Tratsch über Goethe ungedruckt

geblieben! Rein ist nur, wem nicht einmal die Versuchung zu nahen wagt.

*

Die Pfaffen mit ihren verschiedenen Trachten und Kutten, die Bischöfe und Äbte mit ihren Spitzkappen, goldenen Rauchmänteln und Krummstäben kommen mir vor, als ragten sie von einer ausgestorbenen Tierwelt in die Gegenwart, auf die sie kein Recht mehr haben sollten.

28. Dezember. Mit dem Worte „Evolution" sind wir wieder bei der Metaphysik angelangt.

Brief an Necker 10. Januar 1898.

Nun habe ich auch Storm gelesen. Ein Herz von Gold, wo er für sein Land redet und klagt. Ich vermisse aber das Feuer eines Bertram, den Sturm Oswalds, den verzehrenden Grimm Byrons, den Zorn Rückerts. Leidenschaft, Farbenpracht, Phantasie sind bei ihm nicht so mächtig, wie etwa bei Gilm, den er in einem Brief an Kuh herabzieht. Edel und innig sind die Verse an der Gruft seiner Frau; die „Stadt" gemahnt mich an einen kleinen Kupferstich von Rembrandt. So manches andere. Es ist aber noch mehr Mattes, ja Plattes, zumeist unter den Sprüchen. Ancisirus zeigt einen gänzlichen Mangel an geschichtlichem Sinn, die Körner von Flußgold liegen in viel Schwemmland.

Von seinen Novellen kenne ich das vielgedruckte Immensee. Das Motiv ist von ihm nicht endeckt, beim Auftreten des Harfenmädchens erwartet man, daß er tiefer gehe, er setzt ein, führt aber das Thema nicht

fort. Die viel berufene Vorrede zur Anthologie mag von Fall zu Fall gelten, aber nicht allgemein, entsetzlich ist der Stil. Der Satz: „Es ist dies nicht immer" u. s. w. gehört in die Akten der alten deutschen Reichskanzlei. Wahr ist, was er von den Anempfindern und Nachempfindern sagt. Ich will aber nicht nörgeln. Ich danke Storm für das Schöne, das er bietet; es sind reine Perlen darunter.

*

Nachträglich über Storm. Auch der Gedanke kann sinnlich wirken, wenn es einem echten Dichter gelingt ihn zu verleiblichen, ihm Leben und Bewegung zu verleihen. Schillers Distichen. Zugleich hat ein echtes Kunstwerk immer einen incommensurablen Gehalt, dadurch unterscheiden sich die Werke des Genies von denen des Talentes. Beide trennt, wie Hebbel sagt, ein Haar, das Talent kann nicht darüber wegspringen, tue es, was es wolle. Der wahre Kritiker sieht dieses Haar und urteilt danach.

Storm steht wohl hinter Keller zurück. Dieser war ein sehr gescheiter Mensch, aber eine rohe, plebejische Natur; Saufen, Raufen! Lesen Sie doch die arme Baronin. Wie roh! Von der innern Vornehmheit eines Goethe und Schiller ist bei ihm nichts zu bemerken. Als Lyriker reicht er nicht weit, da überragt ihn Storm.

1899.

Im Vorwinter 1898 begann für mich ein dichterischer Nachfrühling reich nach Inhalt und Form.

Ich erwähne den Festgruß nach Köln, „Das zweite Gesicht“, Winter, die Legende, dann die historischen Landschaften Segesta, Taormina, Kolosseum, die Jungfrau. Hier glaube ich den hohen Stil erreicht zu haben. Dazwischen fiel allerlei in Distichen, wie die „Städtebilder“. Anfangs Dezember 1899 sind die Quellen versiegt.

*

Der Altmeister unserer österreichischen Dichter Kaspar Speckbacher starb am 24. September an den Folgen eines Schlagflusses, der ihn am Freitag auf das Bett geworfen hatte. Er gehört in die Verwandtschaft unseres Tiroler Helden und wurde am 3. Juni 1819 zu Ober-Mieming als der Sohn des Postmeisters geboren. Wenn ihn auch der sonst scharfäugige C. Wurzbach übersah, verdient er doch einen kurzen Nachruf. Sein wohlhabender Vater ließ ihn studieren; er vollendete zu Innsbruck das Gymnasium, die Philosophie und drei Jahre Rechte mit glänzendem Erfolge. Dann ging er, wie damals viele Tiroler, nach Padua. Hier lernte er den nachmals berühmten italienischen Dichter Giovanni Prati kennen, der von ihm ein Liedchen übersetzte. Die Praktikantenjahre arbeitete er in den Kanzleien zu Silz und Klausen, wo sich ein kleiner Liebesroman ergebnislos abspielte. Auf der Stufenleiter der Beamten-Hierarchie stieg er zum Bezirksrichter von Imst empor. Er war zur Zeit des Todes König Friedrich August II. von Sachsen, der bei Brennbühel vom Wagen stürzte, amtlich tätig. Eine kleine Unterbrechung brachte seine Tätigkeit als Defensions-Kommissär 1859 und im Tiroler Land-

tage. Das Jahr 1883 versetzte ihn mit dem Titel „kaiserlicher Rat, in den Ruhestand, worauf sich in seinem Geburtshause ansiedelte und auch dort starb. Er war in den letzten Jahren sehr bresthaft und kam endlich von der Bank vor dem Wirtshause nicht mehr fort. Dort saß ich manchmal bei ihm, und wir schwätzten als Greise von den alten Zeiten.

Auf seinem langen Lebenspfade begleitete ihn die Muse; Bleistift und Papier trug er immer bei sich, um die Einfälle des Augenblickes aufzuzeichnen. Nach Sinn und Richtung gehörte er ganz der alten Schule und schrieb manches gefühlvolle Lied, wenn auch nicht immer in korrekter Form und in Gedankenkreisen, die unsere Modernen kaum noch betreten. Bekannt machte ihn zuerst sein Gedicht „Die Träne", etwa 1844; dann lieferte er einen Beitrag zu den Frühliedern aus Tirol", die ich 1846 herausgab; das erste Lebenszeichen eines neuen Geschlechtes, zu dem Hermann von Gilm, Vincenz von Ehrhart, Alois Meßmer, Sigmund Schlumpf und der leider früh verstorbene Adolph Purtscher gehörten. Darum hat das Büchlein noch geschichtlichen Wert, wenn es auch die Neuzeit überholte. Bei Wagner erschien von ihm 1859 eine kleine Sammlung Gedichte, die ich oben charakterisierte. 1887 veröffentlichte er in Salzburg zu Gunsten des Kirchenbaues von Unter-Miemingen seine „Epitaphien, Inschriften auf Grabsteine," dann legte er in ernsten Sprüchen die Erfahrungen, die Weisheit seines stillen Alters nieder.

Eine große Freude bereitete ich ihm, daß ich Verschiedenes in Almanachen, unter anderen auch in dem

von Cotta, unterbrachte. Er sollte in seiner Heimat nicht vergessen werden, eine kleine, sorgfältige Auswahl könnte seinen Namen für die Litteraturgeschichte retten.

*

Wie man in den öffentlichen Blättern lesen kann, wurden mir zu meinem 80. Geburtstage viele Ehren erwiesen. Ich habe sie nicht veranlaßt, sie rauschten an mir vorüber wie Wasser. Zum Schluß überreichte mir Professor von Scala am 24. Dezember als Weihnachtsgabe des deutschen Sprachvereins meine Bronzestatuette von Professor Fuß.

Besonders erfreut hat mich die Übersicht meiner geologischen Arbeiten von den Professoren Blaas und Dallatorre in den Innsbrucker Nachrichten und im Tir. Boten, dann das Ehrendiplom der geologischen Reichsanstalt. Meine Aufgabe als Naturforscher war beendet, als ich meinen Nachfolgern die Schlüssel der den Räumen, wo ich so lang gewirkt hatte, Abschied Sammlungen überreichte und mit tiefer Wehmut von nahm.

Als Dichter gehöre ich meinem Volke und schaffte für die Menschen, meine Schriften sind allen gewidmet, die sich daran erfreuen und erheben wollen.

Jetzt habe ich meine Aufgabe erfüllt und lege ruhig die Feder nieder.

Am Weihnachtstage 1899.

Adolf Pichler.

Inhaltsverzeichnis

Personenverzeichnis

Adolf Pichler über seine Werke.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

Allerlei Geschichten aus Tirol

vom

Adolf Pichler

Adolf Pichler

Allerlei Geschichten aus Tirol

Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band IV

Allerlei Geschichten aus Tirol

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

Adolf Pichler

Allerlei Geschichten aus Tirol

Neuerlich verbesserte und vermehrte Auflage

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

Inhalt

Vorwort zur zweiten Auflage

Bei meinen Streifzügen habe ich mich bemüht, Land und Leute mit jener parteilosen Liebe des Naturforschers zu zeichnen, der von keiner anderen Tendenz weiß, als seinem Gegenstand nach allen Seiten gerecht zu werden und je mehr er dieses erreichen will, für sich um so weniger in Anspruch nehmen darf.

Meine Bergfahrten, der Verkehr mit den Bewohnern der Alpen regten mich später auch poetisch an und so entstanden allmählich diese Erzählungen, deren erster Band bereits im Jahre 1867 erschien; sie sind etwa nicht von Fall zu Fall der Natur abgeschrieben, sondern voll aus der Natur gedichtet. Dorfgeschichten im gebräuchlichen Sinne des Wortes darf man sie daher schwerlich nennen; wie sich ergibt, wirkte zu ihrer Entstehung weder die Abneigung gegen Ueberkultur, noch die Vorliebe für Unkultur mit. Vielleicht läßt man sie als Volksgeschichten, als historisch gelten; wir wollen das näher andeuten.

In den Bergen Tirols flutet der Strom einer neuen Zeit gewaltiger von Tag zu Tag. Ein altes Geschlecht sank und sinkt rasch in das Grab; manche Typen habe ich, eh' sie von der Erde verschwinden, aufgefaßt und

mich bemüht, das Bild einer nahen Vergangenheit zu erneuern — sei's auch nur mit leichten Linien, während sich die Gegenwart mit voller Kraft der Farbe in den Vordergrund drängt.

Der Tiroler, oder sagen wir: Tirol? — hat seine Eigentümlichkeiten. Der Mensch lebt hier in einer mächtigen Natur; indem ihn nun diese fast zur Staffage herabdrückte, stellte sie ihn andrerseits auf seine eigene Kraft, daß sich das Volk eine Geschichte schuf, die fortwirkt von Geschlecht zu Geschlecht und jeden, oft ihm unbewußt, hebt und trägt.

So ist der Boden, auf dem sich diese Erzählungen bewegen, so der Hintergrund, vor dem sie spielen; die Absicht, Wirklichkeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu schildern, habe ich freilich nie gehabt, wenn sie hier auch gesucht wurde, weil man an meine Gestalten glaubte. Das darf ich mir wohl als Verdienst anrechnen.

Von den Menschen, die ich vorführe, habe ich außer dem Veteranen von Peternada keinen fertig oder auch nur halbfertig übernommen; die geschichtlichen Personen geben nur Motive und so mancher noch Mitlebende blieb und bleibt Nebenfigur, welche durch ihr Auftreten zur Wahrscheinlichkeit des Ganzen beiträgt.

Möge jeder Deutsche hier den Schlag verwandter Herzen fühlen und erkennen, daß die Männer am Inn und an der Etsch trotz alledem und alledem nicht zu den verkrüppelten und schwachen Zweigen, sondern zu den Kernstämmen des großen deutschen Volkes gehören.

Am 19. März 1867 gab ich dieser Vorrede folgenden Schluß: „Gebe Gott, daß nach langer Zersplitte-

rung und Ohnmacht die Morgenröte neuer Größe, neuer Herrlichkeit dem vieldulbenden deutschen Volke zu leuchten beginne!"

Das schien im großen Jahre 1870, wir haben freilich seitdem manche Hoffnung begraben.

Wir wollen mit dem Wunsche schließen: daß die Deutschen in Oesterreich mit rücksichtsloser Kraft jeden Versuch, sie zu vergewaltigen, in den Staub werfen und jedem zum Trotz die Stellung, die ihrem geschichtlichen Ruhm und ihrer Bedeutung für die Gegenwart entspricht, erobern und behaupten mögen.

Innsbruck, im Jänner 1897.

Adolf Pichler.

Im Allbach

Der Frühling gehört in den Alpen durchschnittlich zur Regenzeit, so daß Kraut und Blumen sich eher darüber freuen mögen, als Touristen und Dichter. Bisweilen gibt es jedoch eine Ausnahme, dann ist freilich nichts mit den herrlichen Tagen zu vergleichen, deren Genuß uns vergönnt wird. Ja, da trägt das Land seine Schützenfarben: Tal und Höhen überzieht schwellendes Grün von Blumenschmelz durchwoben, die Berge jedoch umhüllt der schneeweiße Mantel, von dem breite Falten zum Föhrenwald niederfließen, während sich, noch dunkler durch den Gegensatz, der Himmel tiefblau darüber wölbt. Solche Tage in der Studierstube zu verdämmern, wäre eine Todsünde gewesen. Ich nahm mir gar nicht mehr Zeit, die Versteinerungen, über deren Untersuchung ich lang vergebens geschwitzt, in den Schrank zu legen, ergriff Bergstock und Hammer und eilte auf den Bahnhof. Schon qualmte der schwarze Rauch aus dem Schlot; ein greller Pfiff, und lustig dampfte ich hinab ins schöne Unterland, in die Blütenfülle des reichen, üppigen Lenzes. Zu Brixlegg verließ ich den Waggon; seitwärts zog durch die Wälder und Wiesen ein Pfad, immer höher und höher ins Allbach, wo ein Völklein wohnt, eigentümlich in Art und Weise,

aber nicht älplerisch verbohrt, und gerne bereit, das Gute aufzunehmen, wenn es auch von außen kommt. Der Leser muß es sich schon gefallen lassen, wenn ich hier und da vom Pfad ablenke, vielleicht pflückt er nicht ungern mit mir eine gelbe Jochaurikel oder schlägt einen Stein los, wo kleine Reste Fahlerz schimmern: letzte Spuren des reichen Bergsegens von Tirol, der mit so manchem andern Guten nur mehr in der Erinnerung der Väter lebt.

Dort öffnet sich eine enge Klamm: dumpf rauscht der Bach und treibt Qualm empor, der feine Rauch steigt über die Tannen, die den Rand einfassen, und spielt im Glanze der Morgensonne alle Farben des Regenbogens. Solche Schluchten sucht der Geognost gern auf; der Bach hat ihn der Mühe des Steinsprengens überhoben, und überall den harten Kern der Erde bloßgelegt, so daß er nur zuzugreifen braucht. Diese Schluchten sind aber auch die letzte Zuflucht des Frühlings; wenn auf den Höhen das Gras schon fahl wird und der Sommer glüht, kehrst du hier vom Mai Schritt für Schritt in den April und März zurück. Wären es auch nicht die Steine, so verlockt die Schönheit dieser Plätzchen zu einem Aufenthalt, und es gibt leicht eine Ausrede, die kleine Naturbummelei, die mit dem eigentlichen Zweck der Reise nicht zusammenhängt, zu entschuldigen. Ich stieg über die steile Graslehne hinunter, Feuerlilien flammten aus dem grünen Haselbusch, an dessen Zweigen ich mich festhielt und auf einen kleinen Absatz schwang, über den ein Ziegensteig einwärts leitete. Bald erhoben sich rechts und links kleine Felsenköpfe, der kühle Luftzug brachte den Duft

der Schlehenblüte; endlich schlossen die Wände enger zusammen und gönnten gerade nur einer kleinen Mühle Raum, wie sie die Bauern für ihren Hausbedarf einrichten. Sie war auf einer niederen Grundmauer kantiger Steinblöcke ganz von Holz gezimmert, die Bretter halbvermodert und überwuchert von feuchtem Moos, am Rad hingen lange Strähne Wasserfaden, als hätten sie es für immer eingesponnen. Aus der Spalte des Schiefers nickten mannshoch die Federn eines prächtigen Farn, die langen Ranken des Erdbeerkrautes spannen sich über den Rasen, der hier und da eine Ecke umhüllte. Noch blühte hier die Anemone blau, rot und weiß in den Farben der Trikolore und die gelbe Primel, über die breiten Polster des Heidrichs summte die Biene, und das Rotkehlchen besann sich zwischen den blühenden Erlen wieder auf das Lied, das es vor länger als einem Monat draußen im Tale gesungen. Zu hinterst in der Schlucht, wohin kein Sonnenstrahl drang, spannte sich sogar eine Brücke von Schnee über das Wasser. Lange betrachtete ich das reizende Bild, endlich holte ich Hammer und Meißel hervor und begann mein Tagwerk in die Wette mit dem Schwarzspecht, der unfern einen alten Buchenstamm abklopfte. Da öffnete sich die Tür der Mühle, ein kleiner, breitschultriger Mann, auf dem Rücken eine leere Kraxe, trat heraus. Sein Haar war stark mit Grau gemischt, das Auge hatte fast einen stechenden Blick, als sollte ihm nichts entgehen, doch wurde der Ausdruck unheimlichen Lauerns durch einen Zug unverwüstlicher Gutmütigkeit gemildert, und bald spielte um den Mund ein freundliches Lächeln.

„Grüß Gott," begann er, „hab' Euch durch eine Lücke gesehen und erst für einen Maler gehalten. Kommt mancher her und zeichnet, was dann die reichen Leute um viel Geld kaufen, daß ich nicht bloß die Klamm hier, sondern auch noch mein Gütchen gern dafür weggäbe. Ihr seid wohl ein Knapp', der Erz sucht, da werdet Ihr aber nicht viel aufklauben, geht mit mir ins Allbach, dort schaut eher was heraus."

Der Mann hatte recht, der Schiefer barg hier nur einzelne Blättchen Glimmer, — Katzensilber, wie ihn die Bauern verächtlich nennen, weil nichts daran zu gewinnen ist. Wir kletterten schweigend über den steilen Abhang bis zum Fußpfad, den ich verlassen, dort fuhr der Alte fort: „Die nächste Woche will ich die Mühle ausflicken, deswegen hab' ich heut' Werkzeug hinabgetragen; denn eh's auf die Alm geht, muß man Mehl haben. Nun meldet aber auch Ihr, was Euch hergeführt?" Während wir langsam vorwärts gingen, gab ich ihm Auskunft; nach mancher Rede bogen wir um einen Vorsprung, und Allbach lag mit allen Buchten und Höhen klar vor uns. Links drängten sich Kalkfelsen vor, zuhinterst leuchtete die Spitze eines Gletschers so hell, daß der vom Waldesdunkel verwöhnte Blick sich geblendet abwenden mußte. Mein Begleiter deutete mit dem Finger auf zum Schrofen. „Da kommt Ihr zu spät; bunte Steinchen, fast wie Marbel gibt es freilich noch genug, aber das Erz, Silber und Gold viel tausend Zentner ist längst schon aufgeräumt oder mit den Knappen in die Hölle versunken, weil sie die Gabe Gottes schändlich mißbrauchten. Nicht bloß im Wirtshaus haben sie gesoffen, wie es wohl auch ein ehrlicher

Christenmensch mitunter tut, man mußte ihnen den Wein durch Brunnenröhren in die Stollen leiten, bis endlich unser Herrgott zornig dreinschlug, die Wässer der Tiefe schwellen hieß und Mann und Maus ertränkte. Aber dort, dort bei der schneeigen Spitz gibt es mehr Silber als Eis, und unsere Finanzler hätten es gewiß längst schon geholt trotz der kalten Pein, wenn nicht das Hinaufklettern wäre. Schaut, jener stattliche Bauernhof mit mehr und größern Fenstern als manches Schloß ist vom Gelde der Spitz erbaut und ausgestattet."

„Nun, was ist's mit der kalten Pein?" unterbrach ich ihn.

Er zog die Augenbrauen pfiffig in die Höhe und erwiderte lächelnd: „Ihr Herrenleut' glaubt doch nichts; eigentlich ist es bei den Bauern seit einigen Jahren auch nicht besser, sie lachen dem Meßner ins Gesicht, wenn er zu Martini das Korn fürs Wetterläuten fordert. Es gibt ja doch keine Hexen mehr, die unter Donner und Blitz den Hagel werfen: — zwar der Lexen Moid sagt man allerhand nach, wird aber nicht wahr sein. Nu gut, die kalte Pein! Den Schatz auf der Spitz muß einer hüten, der alle hundert Jahre abgelöst wird, wenn sich ein anderer statt seiner anstellen läßt. Hundert Jahr! denkt mancher Geizhals, das wird auszuhalten sein, wenn man sein Lebtag Geld genug hat, und dann, sobald es dran und drauf kommt, kann man sich ja in Pelz einnähen lassen. So meinte auch der Sepp, der den Palast dort erbaute. Er war ein armer Kleinhäusler, und gangen ist's schlecht genug, daß er wie Esau um ein Linsengericht gewiß alles verkauft hätte. Da

fielen ihm allerlei lästerliche Gedanken ein, er hing ihnen nach, vom Gedanken zum Wunsche ist es nicht weit, und dann hat der Teufel lockern Boden für seine Saat. Im Fasching legte er sich hungrig zu Bette, da hörte er spät in der Nacht den Lärm der Zecher und den Klang der Tanzmusik aus dem Wirtshaus beim Knollen. Ihr müßt dort einkehren, die Wirtin ist meine Gevatterin und hat sie kein frisches Bockfleisch, so gackern Hühner genug in der Steige.

Ja beim Knollen ging's in alter Zeit oft saggerisch zu, jetzt haben die Leut' das Geld nimmer — gerade wie damals der Sepp. Der sprang, als er die trunkene Mette hörte, mit einem greulichen Fluch vom Stroh und forderte den Teufel auf, ihm zu helfen, wenn er etwas könne. Weißt wohl, der Schwarze läßt sich nicht zweimal laden; das Haus krachte in den Grundfesten, und aus dem Boden stieg ein Mann in der Tracht des verflossenen Jahrhunderts. Sein Gesicht schimmerte wie Eis, er zitterte am ganzen Leib und rief mit den Zähnen klappernd: „Alle Jahre kannst du von der Spitz Geld holen, so viel du zu tragen vermagst; ist aber deine Zeit um, so wirst du Schatzhüter an meiner Statt. Willst du, so geh mit.“ Sepp überwand den ersten Schrecken und folgte der Aufforderung. Bald war er der reichste Mann im Unterinntal; wer Grund und Boden verkaufen wollte, bot es ihm, so daß er endlich mehr hatte, als mancher Baron nicht bloß in Tirol, wo die meisten ihren Grundbesitz an der Schuhsohle herumtragen, sondern in der ganzen Monarchie. Da kaufte er auch jenes Mahd, — es liegt noch Schnee drauf —; als er hinaufstieg, um es zu besichtigen,

schlüpfte er und verschwand in einen Abgrund, ohne daß es je gelungen wäre, seine Leiche zu entdecken. Noch ist aber die Sache nicht aus. Er war sonst ein guter Kerl, schenkte den Armen und gab den Franziskanern manche Butterkugel für Messen, deswegen durfte er in der heiligen Weihnacht zurückkehren und sich wärmen. Seine Nachkommen heizten dann immer die große Stube, daß der Ofen springen wollte, doch wagte niemand zu bleiben. Nur ein Knechtlein konnte die Neugier nicht bändigen, es spähte durch das Fenster. Da sah es ihn, wie er am Ofen hockte, ein brennendes Scheit nach dem andern hervorzog und auffraß, wie unsereins ein Würstchen. Das Knechtlein fand man des Morgens ohnmächtig, es hat sein Lebtag nicht mehr gelacht. Der Geist ist übrigens auch schon lang erlöst, — dort springt gerade sein Urenkel mit einem saubern Diendl daher."

Zwei junge Leute wurden zwischen den Bäumen auf einem Wege sichtbar, der zu einigen höher gelegenen Häusern emporführte. Der Bursch trug die kleidsame Tracht des Tales, vom Hut nickte eine große Blutnelke und ein Zweiglein duftigen Rosmarins, beides mit einem breiten, flatternden Seidenbande zum Strauß verschlungen. Das Mädchen war in Hemdärmeln, welche von zierlichen Spitzen umfranst, den runden, etwas gebräunten Arm fast ganz nackt ließen. Sie trug eine weiße, in glatte Falten gebügelte Schürze; den Strauß am blauen Mieder suchte sie, als wir uns näherten, sorgfältig zu verbergen. Mein Begleiter betrachtete das schöne Paar mit Wohlgefallen, endlich, nachdem er sich einen Augenblick an ihrer Verlegenheit

geweidet, sagte er lachend: „He ihr zwei, was ist denn heute für eine Prozession, daß ihr so zierlich aufgeputzt zum Dorfe rennt? Lisele, brauchst nicht auf die Seite zu schauen; mir scheint gar, du hast den Hans endlich aus der heißen Pein erlöst, in der du ihn so lang schmachten ließest — freilich nicht hundert Jahr, sonst wär's auch zum Heiraten für immer zu spät."

Das Mädchen errötete bis auf das Busentuch und sagte halb unwillig zum Burschen, der bereits erwidern wollte: „Geh, Hans, sag' nichts, sonst trägt uns der Schwätzer von Haus zu Haus."

„Nu, nu nicht so oben aus," rief der Alte schmunzelnd, „der Pfarrer wird euch schon von der Kanzel verkündigen, ich brauch' es nicht zu tun. Uebrigens wünsch' ich viel Glück zur Brautprüfung, ihr seid ja auf heute bestellt; ich mein', wenn ihr auch den ganzen Katechismus vergessen habt, über das Kapitel von der Liebe werdet ihr gewiß Bescheid wissen. Fehlt sich nichts, seid nette Leut', werd schon auf die Hochzeit kommen und eine ordentliche Ehrung tun."

„Nimm's für die Einladung, daß wir dich hier getroffen haben," erwiderte der Bursch und reichte treuherzig die Hand. „Wenn dein Kamerad," — er meinte mich — „auch kommen will, ist's recht: ein ordentliches Frühstück mit festen Knödeln, einem gesottenen Kalbskopf und Schmalznudeln wird auf dem Tisch stehen."

Das Pärchen ging eilig, wie es gekommen, ohne eine weitere Antwort abzuwarten. „So eine Braut ist doch ein spaßiges Ding!" sprach der Alte endlich. „Sie ersehnt nichts so sehr als die Hochzeit, und redet man davon, wird sie rot, als hätte sie den Bräutigam

gestohlen. Zwar die da hätt' einige Ursache, wie lang hat sie sich gespreizt und warum? Da hat einmal ein Missionär von der Jungfrauenschaft gepredigt, wie sehr sich unser Herrgott daran freue und denen, die sie bewahrt, droben ein Ehrenplätzlein einräume, als ob alle braven Eheleute, die wahrlich auf Erden nicht immer den Himmel haben, nur Bagage wären. Bin zwar auch ein Junggesell, das ist aber nicht meine Schuld, gehört auch nicht hierher." — Der Blick des Alten trübte sich und erst nach einer Weile nahm er den abgebrochenen Faden wieder auf: „Das Lisele wollte nun auch heilig werden, wie die Notburg, deren Gebeine ober dem Altar zu Eben in einem goldverzierten Glaskästlein prangen, sie lief von einer Kirche zur anderen, und der Hans half ihr fleißig beten. Das war, wie man zwei Oechslein, eines vorn, das andere hinten, an den Wagen spannt; eines zieht da-, das andere dorthin; sie betete um ewige Jungfrauschaft, obwohl ihr die Liebe aus den Augen lachte, und er verlobte sich zu allen Heiligen, daß sie sein würde, und heulte dabei nachts wie ein Kater vor ihrem Fenster. Diese Narrenwirtschaft tat nicht lang gut, ich beschloß daher, mich dreinzulegen und dem Hans, den ich aus der Taufe gehoben, einen guten Rat zu geben. Es war im Jahre 1859, wo der Bonapartl, dem ich auch ein Ehrenplätzlein vergönne, aber recht tief drunten, den großen Krieg anfing: da sprengten wir aus, der Hans wolle aus Verzweiflung Kaiserjäger werden. Lisele fing nun an, den Kopf zu hängen — natürlich, träf' ihn eine Kugel, wer müßt' es verantworten als sie! Um einen so schönen Hans wär auch schad gewesen, wie um keinen andern. Als

er nun eines Abends Abschied nehmen wollte, da weinte Lisele, daß es einen Stein hätt' erbarmen mögen, er reichte ihr die Hand, krampfhaft hielt sie ihn fest, und sie stünden wohl noch vor einander, hätte sich Hans nicht endlich ein Herz gefaßt und den Arm um ihren Leib gelegt. In einem langen Kusse war der Bann gelöst. Lisele ging zu einem Serviten in Rattenberg beichten: das war ein alter, vielerfahrener Mann, keiner von den Ueberfrommen, wie sie die Himmelstür mit dem Schädel einrennen möchten. Er tröstete sie in ihrer Herzensnot wegen dem Ehrenplätzlein neben der unbefleckten Jungfrau Maria droben im Himmel und legte ihr auf, der Mutter Gottes zu Absam nach der Hochzeit eine Wachskerze zu opfern. Ich hab ihr geraten, damit zu warten, bis der erste Bub' da sei, und sie dann beim Wachszieher nach dem Gewichte von diesem zu bestellen; da hättet ihr aber sehen sollen, sie wär' mir bald ins Gesicht gesprungen. Seitdem schaut sie mich immer scheel an, tut aber nichts, sie nimmt mich doch zum Gevatter. Ich hab' sie oft auf dem Buckel aus der Schule heimgetragen, wenn es witterte, daß man nicht einen Schritt vor der Nase sah und manchmal auch geblattert, sobald sie zu unbändig tat. Hat nicht übel angeschlagen und war auch recht. Sind wir doch verwandt und gar nicht so weit auseinander. Jaggs Urgroßmutter war Seppen — Hansens — Jörgels Schwester und diese eine Base von Hiesens — Stanis — Melchiors Buben, meinem Ahndl. Also wißt Ihr's!"

Mir ging bei diesem homerischen Stammbaum etwas das Gesicht aus dem Leim, obwohl ich die Sitte der Bauern kannte, Verwandte durch die Angabe der Sippe

zu unterscheiden, wenn etwa nicht ein Spitzname an ihrer Person oder am Hofe haftet.

Wir waren zu einer kleinen Kapelle gelangt, über die sich ein ungeheurer Lärchenbaum neigte. Der Gipfel war vom Blitz gebrochen, nur wenige Aeste trugen noch den grünen Schmuck, die meisten starrten vertrocknet hinaus, graue Flechten hatten sich am Stamme angesiedelt, dessen borkige Rinde, vielfach gespalten, zu eng geworden schien und überall in die markleere Höhlung blicken ließ, wo sich eine Natter verkroch. Ameisen wuselten geschäftig hin und her, indem sie die Splitter des toten Holzes auf einen nahen Haufen fortzuschleppen bemüht waren.

„Warum fällt man den Baum nicht?" fragte ich meinen Begleiter.

Der stopfte erst ruhig sein Pfeiflein, schlug mit dem Stein Feuer und legte den glimmenden Schwamm auf den Tabak. Nach einigen vollen Zügen erwiderte er: „Den Baum? Er steht zur Erinnerung an eine schreckliche Tat und ich möcht' es keinem raten, ihn anzutasten. Schaut nur hinein in die Kapelle, seht Ihr den Christus am Kreuz? Er ist mitten durch die Brust geschossen. Einst hing er unter den Aesten der Lärche; seit sich aber die Hand des Frevlers wider ihn erhoben, ward er in der Kapelle untergebracht."

„Das könnt Ihr mir ja auch erzählen!" bat ich ihn. „Sehr gern," erwiderte er, „im Grund hab' ich heut' nicht mehr viel zu versäumen, die Kühe versorgt der Knecht und die Bienen, — nun die werden auch nicht schwärmen, wenn auch die Kirschenblüte bereits heraus ist. Die Geschichte spielt wieder in der Familie

unseres Hans. Es ist überhaupt sonderbar, daß sich an manches Geschlecht so viel Merkwürdiges knüpft, während andere entstehen und vergehen wie das Kraut im Garten und kein Mensch fragt danach. Trägt sich im Tal was eigentümliches zu, sei's Glück oder Unglück, ist gewiß Hochmair, so schreibt sich der Stamm jenes stattlichen Hauses, damit verflochten. Da ließe sich viel mitteilen, vielleicht ereignet sich alles gerade deswegen, weil die Leute daran glauben.

Was das Kreuz betrifft, so hört. Der Großvater des Schatzhüters auf der Schneespitz war ein verrufener Wilddieb; es mag vielleicht nicht unwahr sein, wenn man ihm nachsagt, das Blut eines Menschen und einer Gemse sei ihm gleich gewesen und er habe manchen landesfürstlichen Jäger, der ihm in die Quere kam, weggeputzt. Einmal wurde er zu Ostern im Beichtstuhle nicht mehr losgesprochen, verzweifelnd verließ er die Kirche und besuchte seitdem nie mehr einen Gottesdienst. Auf der Jagd ward ihm das alte Glück untreu, beim Zielen legte sich ein Nebel vor seinen Blick, er zitterte, wenn er losdrückte. Man behauptete, er sähe in diesem Augenblick das Gespenst eines jungen Mannes, den er, nachdem er ihn angeschossen, trotz aller Bitten mit dem Kolben totgeschlagen und in die Schlucht geschleudert. Sei dem, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß er menschenscheu oft wochenlang in den Wäldern herumirrte und sein Hauswesen ganz in Unordnung geriet.

Wo das Auge des Herrn fehlt, gedeiht nichts! ist ein alter Spruch. Er war nahe daran, vergantet zu werden. Da erinnerte er sich an den Rat eines baye-

rischen Raubschützen. Lange schwankte er, die Not drängte jedoch immer mehr, Gott half ihm nicht, was sollte er sich noch länger um Gottes Sohn kümmern, aus dessen Kirche er ausgeschlossen war. Der verhängnisvolle Fronleichnamstag brach an, . . . er lud den Stutzen, jedoch für kein Wild. Unter hellem Glockenklange zog die Prozession über die Felder, die Fahnen wallten, die Chorknaben stimmten das Sanctus an, und feierlich erhob der Priester die Hostie in der Goldmonstranze zum Segen, — da krachte ein Schuß, es krachte ein Donner aus hellem Himmel, und das Haus des Wilderers brannte lichterloh. Aus den Büschen unweit des Baumes drang ein fürchterlicher Schrei, die Prozession zerstob in scheuer Flucht, nur der Geistliche wagte mit wenigen Männern an die Stätte zu eilen. Da hing das Christusbild durchbohrt von einer Kugel, einige hundert Schritte seitab lag der Wildschütz, den Stutzen in die Faust gepreßt, die Augen rollend, wie im Wahnsinn. Er winkte dem Priester, die andern blieben zurück. Nach einer langen Unterredung erhob sich dieser und ging düster schweigend in die Kirche, wo er die ganze Nacht hindurch betete: der Wildschütz verschwand im Gebüsch und kein Mensch im Tal sah von ihm eine Spur mehr. Viele Jahre verflossen, da kam ein Brief aus Welschland an den Pfarrer. Am nächsten Sonntag verkündete dieser von der Kanzel, der Frevler sei nach strenger Buße mit Gott versöhnt gestorben; jeder, dem er Aergernis gegeben, solle ihm verzeihen und der eigenen Sünden gedenken, damit der Herr auch ihm gnädig sei. Der Abgeschiedene habe geglaubt, sein Gewehr unfehlbar zu machen, wenn

er am Fronleichnamstage während des Segens einem Christusbilde die Kugel in die Brust schieße. Nachdem er es getan, habe der Erlöser am Kreuz das Haupt erhoben und ihn mit dem Aug' voll Tränen schmerzlich mild angeschaut. Durch diesen Blick mehr erschreckt als durch den Blitz, der von seiner Stirn auf das Haus wo er so viel verbrochen, abgelenkt worden, im innersten Mark getroffen, habe er sich aufgerafft, um zu fliehen, überall sei ihm aber das Antlitz mit der Dornenkrone vorgeschwebt, bis er endlich ohnmächtig niedersank. Er faßte auf Zureden des Pfarrers den Entschluß lebenslänglicher Buße, das Uebrige kennt Ihr. In der Kapelle hing zum Beweis der Wahrheit eine Holztafel mit vielen Reimen, — sie ist im Lauf der Zeiten zugrund gegangen, und niemand hat sie erneut. Seht Ihr, der Schatzhüter steht nicht allein in seiner Familie! Vielleicht verbindet ein unsichtbarer Faden diese Geheimnisse bis herab zum Jahr 1809, wo ein Bruder als Landesverteidiger den andern, welcher als Soldat im bayerischen Heere diente, unbewußt an der Zillerbrücke ins Herz schoß und dann im Irrenhause zu Hall endete."

Ich dachte eine Zeitlang schweigend über diese Sagen nach. Sind sie und andere verwandte voll ernsten, sittlichen Gehaltes im Grund genommen nicht der ergänzende Gegensatz des deutschen Sprichwortes? Hier spitzt Reflexion die Erfahrung zu einem abstrakten Satze, der wieder nicht selten durch einen plastischen Ausdruck Mark und Knochen gewinnt; doch verdichtet sich das sittliche Gefühl des Volkes zur märchenhaften Erzählung, die oft vielleicht an ein ganz unbedeutendes

Ereignis anknüpft. Man schleppe hier nicht die deutsche Götterlehre herbei; die Deuteleien, deren man sich in neuester Zeit befleißigt, scheinen nicht überall wohl angebracht, obwohl in mancher Mythe ein unverwüstlicher, sittlicher Kern steckt. Es sind eben verschiedenartige Ausflüsse desselben Volksgeistes.

Der Alte trat unruhig an eine lichte Böschung, ich folgte ihm und sah bald, wie sich über die Berge des Inntales die Wolken schoben. „Noch ist es nichts!" meinte er; da wehte plötzlich ein kalter Wind, am Gratelkopf ober uns kräuselten sich, wie hingezaubert, Nebel empor, rasch ergriff er den Stock und forderte mich auf, ein Gleiches zu tun.

„Die Hexen beginnen da droben wieder ihren Ball, in einer Viertelstunde plätschert es, schaut, daß wir unter Dach kommen."

Mir schien diese Prophezeiung nicht recht mit den Grundsätzen der Wetterkunde zu stimmen, er merkte das und fügte bei: „Es ist so! Glaubt von den Hexen, was Ihr wollt, ich habe sie auch nie gesehen, trotzdem, daß ich einmal in der Christnacht auf einem Schemel von neunerlei Holz kniete; wenn es aber da droben Nebel wirft, regnet es sehr bald. Es wird nur ein tüchtiger Spritzer, wir können derweil beim Hochmair unterstehen, in einer Viertelstunde erreichen wir das Haus, und Ihr macht dort mit einem der besten Männer unserer Gemeinde Bekanntschaft."

Wir eilten am Rande der Schlucht vorwärts. Aus der Tiefe flatterten leichte Nebel empor, als wollten sich die Nixen des Wassers zu den Geistern der Luft aufschwingen, bald trug jeder Berg eine undurchdring-

liche Tarnkappe. Der Wechsel der Szenerie war sehr rasch vor sich gegangen — wer darf es unseren Vätern verdenken, wenn sie solchen Erscheinungen gegenüber, unbekannt mit den Gesetzen der Natur, die Brust voll dunkler Ahnung göttlichen Waltens, das Wirken dämonischer Kräfte vermuteten? Besser sind viele unserer Gebildeten gewiß nicht, vielleicht kaum klüger: die Berechnungsformel als Grund der Erscheinungen ist für manchen wohl auch schwerlich mehr als ein — Gespenst. Die Menschen bleiben sich im großen und ganzen so ziemlich gleich.

Der Sturm wuchs zusehends, auf den Wiesen schlossen sich die Kelche der Gentianen und eine Schar Ziegen rannte blökend über die Berglehne den Häusern zu, Unterstand zu suchen. Diese Zeichen wußte ich zu würdigen, und beeilte daher den Schritt ebenso sehr als mein Gefährte. Als wir vom Hofe Hochmairs nur mehr etwa einen Büchsenschuß entfernt waren, blieb ich stehen, weniger um zu verschnaufen, als das Anwesen zu überschauen. Es war ein stattliches Gebäude, das sich vor mir erhob, die Wände überall weiß getüncht, die Fenster eingefaßt von einem breiten grünen Rahmen, auf dem Gesimse standen Blumentöpfe, besonders reich war aber der Söller ausgestattet. Hier erhoben sich Gestelle, treppenförmig eines über dem anderen, die Holzstäbe und Latten waren mit Schlingpflanzen verkleidet; Blumen, mit großem Farbensinn gruppiert, schufen eine angenehme Abwechslung, dazwischen hingen einige Bauer aus Draht, deren Bewohner lustig sangen. Auch der in Tirol beliebte Kreuzschnabel war dabei und kletterte rastlos an den

Spangen auf und ab. Am First des Daches kreuzten sich die Balken, in kunstvoll geschnitzte Drachenköpfe auslaufend, welche die offenen Schnäbel mit der herausgebogenen Zunge einander zuwandten. Darüber ragte ein kleines Türmchen von Holz mit einer Glocke, um das Gesinde zu rechter Zeit an den Tisch zu rufen. Auch der Garten, den sonst die Bauern nur zu gern vernachlässigen, konnte den Blick des Kenners befriedigen. Eingefaßt von glatten Sprinzen, war er regelmäßig in Beete abgeteilt, die Kieswege säumte kurzgeschorener Buchs. Neben den Kräutern, welche urkundlich, aus Miniaturen und Initialen nachweisbar, bereits die Gärten zu Karls des Großen Zeit schmückten und auf dem Lande bisher höchstens die Kapuzinerkresse und Sonnenblume als Zuwachs erhielten, erhob sich manches Gewächs, dem man sonst nur in den Anlagen der Städter begegnet. Besonders viel schienen die samtrote Amaryllis und die zierliche Leierblume zu gelten, sie standen mitten in einem Beete, eingefaßt von einem Kreise weißer Kiesel, während ihre Schwestern, die bärtige blaue Schwertlilie, die weiße Narzisse mit dem Goldkrönchen, die bunt gestreifte Tulpe an den Rand und in die Ecken verwiesen waren. Der Hauptplatz gehörte doch eigentlich den Nutzpflanzen; in geraden Reihen wölbten sich bereits die Köpfe des Salats, die Kohlraben setzten schon Knoten an und der Karviol begann flache Rosetten auszubreiten. In einem Winkel wuchs der gelbe Saflor, mit dem die Bauern anstatt des Safranes die Suppe färben, überragt von der steifen Stockrose; in einem andern der duftige Brotklee, die Würze des Weihnachtszeltens, und die hoch aufschie-

ßende Sonnenblume, deren Same den Meisen für den langen Winter zum Naschen bestimmt war. Rosen und Lilien, die Könige der Pflanzenwelt, blühten noch nicht. An der Sonnenseite stand ein mächtiges Bienenhaus, die Stöcke sorgfältig nach den neuesten Erfahrungen geflochten, so daß mein Freund, der Immenvater im Oetztal, sich über das Wohlergehen der lieben Tierlein gewiß herzlich gefreut hätte. Sie flogen aber auch daher, scharenweise den Sturm fliehend, jedes mit einem schweren Höslein von gelbem oder rotem Blütenstaub. Es ist beim Tiere wie beim Menschen: hat es seine ordentliche saubere Pflege, so arbeitet es um so lieber, ausgenommen, wem im Unflat am wohlsten ist. Aber auch die Vierfüßler dieser Sorte waren nicht ganz verwahrlost wie der verlorne Sohn; festgefugt schlossen die Bretter des Stalles, aus dem man ihr behagliches Grunzen hörte, und die Außenseite des Kofens zeigte deutliche Besenstriche.

„Die Schweine und die Zäune!" — sagte mein Begleiter, „da merkt man am besten, wie es in einer Wirtschaft steht." — Ich warf einen Blick auf die Felder, sie waren vortrefflich angebaut, alles gedieh auf das üppigste; auch hier konnte man beobachten, daß der Oekonom seiner Sache völlig gewachsen war, und soweit es anging, die Errungenschaften neuerer Forschung dem urväterlichen Schlendrian vorzog. Der Alte hatte mit Recht auf die Zäune hingewiesen, sie waren mit der größtmöglichen Ersparung von Holz und dennoch fest und sicher gezimmert. Unsere Bauern denken sich: „Den Wald läßt ja unser Herrgott wachsen, was soll ich mich darum kümmern?" Als sei mor-

gen der jüngste Tag, schwenden sie Holz; was der Sturm wirft, lassen sie verfaulen; dafür schlagen sie die schönsten jungen Bäume zu Zaunstecken und reißen den Nachwuchs aus, um mehr Weide zu gewinnen. Freilich trifft sie oft die furchtbarste Strafe in Gestalt von Lawinen und Murbrüchen; anstatt jedoch die Schuld zu bekennen und in Zukunft klüger zu verfahren, bürdet man alles dem lieben Gott auf, als ob er die Torheit der Menschen zu verantworten hätte. Auf dem ganzen Weg hatte ich den guten Stand des Holzes bewundert: nun erfuhr ich, daß Hochmair den Bauern ein Beispiel gegeben, bis sich endlich die ganze Gemeinde, durch den handgreiflichen Vorteil belehrt, entschloß, die Bäume besser zu hegen und nicht mehr leichtsinnig zu schädigen. Auch für die Kultur der Felder leistete er manches, indem er zuerst mit unbekannten Pflanzen, die der landwirtschaftliche Verein empfahl, Versuche machte und, wenn sie sich bewährten und gut angewöhnten, den Nachbarn Samen und Schößlinge verteilte. Daß er, um das Geld im Tale zu behalten, eine eigene Versicherung stiftete, erwähnen wir nebenbei. Brennt ein Haus ab, so wirkt die ganze Gemeinde beim Neubau mit; weil die Gebäude sehr zerstreut stehen, so verzehrt die Flamme nie viel auf einmal und es hat daher jeder nur einen geringen Ersatz zu leisten, sei es, daß er Handarbeit tut, Holz liefert, Sand fährt, oder einen kleinen Geldbeitrag zahlt.

Ich war nach diesen Mitteilungen begierig, den Herrn des Hauses kennen zu lernen. Er stand auf dem mit runden Kieseln gepflasterten Vorplatz, vom

Scheitel bis zur Sohle ein tüchtiger und richtiger Tirolerbauer, das gelungene Original des gelungenen Sohnes, der uns im Walde begegnet. Die hohe Gestalt des Greises war kaum von den Jahren gebeugt, die Strohfarbe von Bart und Haar verdeckte das Grau, aus dem Gesichte, das tausend kleine Fältchen wie das Gekritzel eines Geschwindschreibers durchzogen, glänzte ein lebhaftes blaues Auge, die Mienen zeigten die heitere Gelassenheit eines würdigen Alters. Die Tracht unterschied sich weder durch Stoff noch Schnitt von der des Tales, da war kein Schnürchen mehr, als es der gemeinste Bauer trägt und doch machte der Mann einen fast vornehmen Eindruck. Er ließ uns ruhig an sich kommen; bereits zauste der Sturm den Gipfel des mächtigen Ahorns vor der Türe, einzelne Tropfen schlugen nieder, als wir vor ihn auf das viereckige Pflaster traten.

Hois reichte ihm die Hand: „Laß uns eine Weil' unterstehen."

Nach kurzem Gruße führte er uns in die Stube. Auch hier war nichts Auffälliges, nur erschien das Gerät durch die Ordnung, mit der es an den Wänden verteilt war, veredelt. „Ihr kommt von Sprugg," wendete er sich an mich, „da kennt Ihr vielleicht den Hartl aus unserem Tal. Er war lang ein Tunichtgut, der im Gymnasium viel lederne Hosen zerriß und doch nie fertig wurde; da ist ihm nach dem Tode seiner Eltern das Geld ausgegangen, und er hat, wo er gerade zu essen kriegte, lang im Tal herumdörchert. Das gefiel der Gemeinde schlecht, der Rat stellte ihm Spitz und Knopf zusammen und ließ ihm die Wahl, entweder von

uns beköstigt zu Innsbruck Prüfung zu machen oder den Kommißkittel anzulegen, wenn er nicht in das Arbeitshaus wolle. Hartl hat lang geheult; — alle sagen, er habe viel Talent und eine gute Feder, soll man aber mit so einem Schlingel lang spaßen? Kennt Ihr ihn?"

„Sehr wohl," erwiderte ich, „er ist ja mein Schüler."

„Und wie führt er sich auf?"

Ich zuckte die Achseln.

„Wem nicht zu raten ist, ist auch nicht zu helfen! Wartet einen Augenblick, ich muß doch meine Alte holen, der Hois bringt mir gar zu wenig vor den Schuß." Rasch ging er zur Tür hinaus, wir hörten seinen schweren Schritt auf der Stiege.

„Nun, wie gefällt er Euch?" fragte Hois.

„Wär' schon recht, wenn es mehr solche Bauern gäbe, sind aber dünn gesät."

„Dafür ist er aber auch vom Himmel gefallen."

„Vom Himmel?"

„Habt Ihr nie davon gehört? Man singt hie und da noch das Liedl, welches darüber gemacht wurde, freilich sind es Spottverseln, aber das schadet dem Jagg nichts, wir haben ihn doch alle gern. Er ist vom Himmel gefallen, ich werd' es Euch erzählen, wenn wir weiter gehen. Laßt aber nichts merken; es wär' ihm unlieb, wüßt' ein Stadtherr die närrische Geschichte und tät sie am End' gar ins Tagblatt drucken."

Meine Frage wurde durch das Eintreten Jaggs abgeschnitten, hinter ihm trippelte eine Alte, mild und

gutmütig fast wie das Mütterlein, das Rembrandt so fleißig gemalt. Sie machte ihrem Mann keine Unehre und durfte sich immerhin an seiner Seite sehen lassen, beide waren mit einander grau geworden, das Alter hatte sie verändert, ihnen aber nichts genommen. Jede Lebensstufe hat ihren Reiz, er tritt aber nicht bei jedem hervor: der eine wird im Lauf der Zeiten faul, der andere gerät in Essiggärung — diese zwei waren aber zur Reife gelangt, die einen friedlichen Abschluß bildet, aber kein unwillkommenes Ende. Beide zeigten eine gewisse Aehnlichkeit der Züge, die mehr geistig als körperlich ebenso sehr auf Verwandtschaft der Seelen als des Stammes schließen ließ, denn in diesen abgelegenen Tälern ist fast alles versippt. Auch sie ging in der Tracht des Tales, jedes Fältchen des reinen Gewandes war fast so regelmäßig gezogen, wie eines oder das andere um ihre lächelnden Lippen, nur eine große silberne Kette mit einer goldenen Schaumünze um den Hals zeichnete sie aus, — noch ein Erbstück vom Schatzhüter, wie Hois behauptete.

„Ist mein Bub Euch nicht begegnet?" fragte sie rasch mit einem forschenden Blick auf mich. „Er kommt wohl ins Wetter, wenn er sich nicht vorwärts tummelt."

„Der sagt längst schon im Widum Katechismus auf," platzte Hois heraus, „er müßt' sich nur verspätet haben von wegen vieler Busseln, was auch hie und da schon auf dem Weg zum Pfarrer geschehen sein soll."

„Du bist und bleibst doch immer der alte Esel," fuhr die Bäuerin dazwischen. „Hast mehr als vierzig

Jahre auf dem Buckel und könntest schon einmal gescheit werden."

„Wart du!" rief der Zurechtgewiesene. „Aber was soll ich mit dir zanken, ich weiß was Klügeres." Damit wandte er sich zum Tisch.

Hochmair hatte aus dem grünen mit großen Zuglöchern versehenen Wandschrank eine dickbäuchige Flasche und eine zinnerne Schüssel, auf der sich ein Berg von Nudeln türmte, geholt und bereits eine Reihe kleiner Stengelgläschen angefüllt. „Müßt es nicht verschmähen," sagte er zu mir, indem er mir ein Glas reichte. „Das ist Faulbeereler, meine Dirnen haben die Träubchen abgelesen und ich sie zweimal destilliert; so einen Branntwein kriegt Ihr in keinem Wirtshaus. Die Nudeln hat meine Alte gebacken, man hat sie deswegen von je gerühmt, und mir ist sie durch ihre unvergleichliche Kunst von Jahr zu Jahr lieber geworden. Gelt Alte! Bring' dir's!" Sie nahm schmunzelnd das Glas aus seiner Hand und nippte davon.

Draußen patschte der Regen; wir sprachen von dem und jenem, bald aber gerieten wir in das Gebiet der Landwirtschaft, und da war es dem Alten recht, einen Botaniker vor sich zu haben. Der Leser verlangt wohl nicht zu hören, wie Düngerhaufen zweckmäßig anzulegen seien und welche Frucht sich für diesen oder jenen Boden am besten eigne: ich konnte mich hier, wie auf jedem andern Gebiete, an dem vielerfahrenen Sinn meines Wirtes freuen, der sogar ein und das andere Buch, das nicht in Tirol gedruckt war, vom Ofensims herunterlangte und mein Urteil darüber hören wollte. Oft trafen wir in unseren Ansichten zu-

sammen, bisweilen nicht: dann begründete er seine abweichende Meinung so klar und bündig, daß man sah, wie ernst er über das Gelesene nachgedacht und ich von ihm so viel lernte, als er von mir. Wenigstens waren die Gesichtspunkte, von denen er die Dinge ansah, stets neu. Unsere Verhandlung drehte sich nicht um die hohe Politik, zu der in großen Städten jeder Gevatter Pfannenflicker seinen Senf gibt; Jagg meinte: Von Oesterreich höre man so wenig gutes, daß man lieber nicht nachfragen solle; jene möchten die Suppe ausessen, die sie eingebrockt, — wir sprachen von Land und Leuten in Tirol, von dessen nächster Vergangenheit und Zukunft. Allmählich hatte der Regen aufgehört, unvermutet erhellte ein Sonnenstrahl die Stube und goß seinen Glanz über die Stirn des Alten, ich erhob mich zum Abschied und versprach noch auf der Türschwelle, ihm Sämereien zu schicken.

„Das wär' freilich sehr recht," erwiderte er, mir freundlich die Hand schüttelnd, „aber nur nicht zuviel auf einmal, man übersieht sonst Wachsen und Gedeihen nicht, und mißrät eines, wird auch das andere verworfen. Zwar jetzt zieht bald mein Bub' auf: hab' kein Geld gespart, ihn was lernen zu lassen, und so kommt alles in gute Hände. Vorwärts will auch ich, jedoch mit Bedacht. Für niemand taugt das Neue schlechter als für den Bauern, wenn es eben nur neu ist! So lebt denn wohl!"

Hois und ich traten aus der Türe — wie hatte sich alles verändert! Der Staub war gelegt, dafür aber rieselten von allen Seiten Bäche zwischen den Gangsteinen des Pfades, der Ahorn schimmerte in gol-

digem Grün, an jedem Blatte funkelten Tropfen, über die Matten zitterten wechselnde Lichter, bisweilen leuchtete, von der Sonne erhellt, ein Grasfleck zwischen den Föhren, während sich vom Schnee des Gebirges durchsichtige Nebel losrissen und im klaren Blau verschwammen.

„Nicht wahr, so eine neugewaschene Landschaft ist doch schön?“ bemerkte Hois, „aber kehrt Euch um, draußen im Tal tut es noch wüst.“

Eine graue Wand lag vor den Bergen des Unterlandes, quer spannte sich ein prachtvoller Himmelsring, so heißt hier der Regenbogen, der mit den niederrauschenden Wässern immer weiter zurückwich, bis endlich das Sonnenwendjoch klar aus der Flut tauchte und nur mehr über den Höhen gegen Norden ein dünner Schleier schwamm.

Hois erzählte mir auf dem Wege zum Wirtshause den Sturz vom Himmel, meine Einladung auf ein Glas Wein lehnte er ab; er wolle einmal mit Dampf nach Innsbruck fahren mich aufsuchen und mit mir ins Museum gehen, sich all die Bilder und ausgestopften Vögel auslegen zu lassen.

Entschuldig' es der Leser, der vielleicht auf die Geschichte Jaggs schon längst gespannt ist, wenn ich Hois hier in das Wort falle. Führe ich ihn selbstredend ein, so wird darüber die Suppe kalt, welche mir die Kellnerin, weil ich heute der einzige Gast im Wirtshause bin, unerwartet schnell vorsetzte. Zudem lieferte die dicke Wirtin, die es für ihre Pflicht ansah, mich zu unterhalten und hier und da mit dem Wedel die Fliegen zu verscheuchen, wobei sie mir stets einige in die

Schüssel jagte, noch manchen Zug, der die Umrisse, welche Hois nur flüchtig entwarf, zu einem runden Bilde ergänzte.

* * *

Bei den Bauern hat die Verwandtschaft noch etwas zu bedeuten; die Leute sind auf einander angewiesen, man kümmert sich daher nicht bloß um Vater und Großvater, sondern auch um Vettern und Basen bis zu einem Grade homöopathischer Verdünnung, den zu bestimmen selbst einem geübten Rechner bisweilen schwierig werden dürfte. So fangen auch wir nicht mit der Henne, sondern dem Ei an, aus dem sie gekrochen.

Einiges wurde bereits über den ehrsamen Stamm der Hochmair mitgeteilt: vor drei oder vier Generationen spaltete er sich jedoch in zwei Zweige. Im Unterinntale herrscht nämlich das Recht der Erstgeburt auch jetzt noch, ohne daß es der nivellierenden Bureaukratie gelungen wäre, dieses durch Gesetze, welche schwächer sind als die Sitte, zu beseitigen. Der älteste Sohn übernimmt das Gut, die jüngeren bleiben entweder als Knechte bei ihm oder sie weichen: in letzterem Falle dürfen sie, wenn sie arbeitsunfähig geworden, in das Haus zurückkehren und finden unter jeder Voraussetzung eine warme Herberge.

Die Hochmair hatten sich bis zu jener dunkeln Zeit, von der wir zu sprechen begannen, stets wie das fürstliche Haus des Laertes durch einen Sohn fortgepflanzt; damals hinterließ aber der Besitzer zwei Buben, welche

bereits zu seinen Lebzeiten unter einander oft uneins waren. Stolz lag schon im Blute, wie sollte es daher der Jüngere, der den Aeltesten an Kraft und Gewandtheit weit überragte, ertragen, jenem zu dienen? Nach einem kurzen Wortwechsel beschloß er zu weichen, um so lieber, da er das Herz der einzigen Erbin eines Gütchens errungen hatte. Freilich war dieses so klein, daß ein Bursche, der auf der einen Seite des zugehörigen Feldes einen Burzelbaum schlug, auf der anderen darüber hinauskugelte: Konrad zog aber Hafergrütze auf dem eigenen Herd den Fleischtöpfen am Ofen des Bruders vor; zudem trat er nun als gleichberechtigt neben diesen, anstatt hinter ihm zu stehen. Die Liebe zur Braut war freilich nicht so groß, wie der Stolz des Freiers, was tut aber das? — Die Bauernregel lautet: Besser die Lieb' kommt in der Ehe, als sie geht mit der Ehe.

Wir machen nun einen großen Sprung bis in die Tage unseres wackeren Jagg, unbekümmert um die wechselnden Schicksale beider Linien, die, wenn sie sich auch, wie es der Brauch heischte, gegenseitig zu ihren Festen einluden, dennoch in einer gewissen Spannung verharrten.

Es war der zweite Sohn der jüngern Linie. Von dem ersten wissen wir nichts weiter, als daß er sein Bruder war und das ererbte Gütchen, das mitten inne zwischen der Kirche und Hochmairs Hof liegt, fleißig bewirtschaftete. Die ältere Linie kam infolge des schrecklichen Brudermordes, den Hois oben erwähnte, dem Erlöschen nahe. Dem letzten Besitzer war in der traurigen Einsamkeit des Alters nur ein Töchterlein

geblieben. Wenn er nach dem Gebetläuten vor der Türe die Sense dengelte, ließ er oft den Hammer sinken und überschaute mit einem trüben Blick die herrlichen Kornfelder und Mähder. „Wer wird hier Herr sein nach mir!“ dachte er im stillen. „Viele hundert Jahre sind meine Väter auf dieser Scholle gesessen, drüben auf dem Friedhof modern sie, ein eisernes Kreuz neben dem andern verkündet mit goldener Inschrift ihr Lob, — hat man mir die letzte Schaufel nachgeworfen, wie dann? Zieht ein Wanderer vorüber und fragt, wem gehört der stattliche Hof, so wird es nicht mehr heißen: einem Hochmair. — Ja, ja, es vergeht alles, nicht bloß der Mensch, sondern auch die Geschlechter.“ Mit keinem Laut gedachte er der verstorbenen Söhne, die goldenen Knäufe ihrer Totenkreuze schimmerten im Abendrot über die Friedhofsmauer, herb schloß sich sein Mund und ohne daß er es achtete, rollte eine Träne auf den Boden.

Wieder faßte er den Hammer und dengelte. Plötzlich erhob er das Auge, blickte hinüber auf das Gütchen seines Vetters, lang sann er nach, dann schüttelte er den Kopf: „Nein, nein! ich kann dem Moidele nicht die Heimat rauben, das hat sie nicht verdient! Mag Gott walten, wie er will.“

Es waren die Regungen jenes Bauernstolzes, der, in seiner Art viel berechtigter als der Hochmut eines armen Adels, dessen Anspruch auf einem Blatt Papier beruht, mit echt aristokratischem Sinne verwandt ist; diese Regungen hatte der Alte in sich durchzukämpfen, ja sogar der Gedanke, den Hof an die jüngere Linie zu übertragen, durchzuckte ihn flüchtig. Daß Moidele

als alte Jungfrau sterbe, durfte er nicht fürchten: Reichtum lockt Werber, und wär' sie auch das ärmste Mäuslein gewesen, im Unterinntale hätt' es immer einen Buben gegeben, sie zu freien und heimzuführen. Noch hatte es übrigens Zeit, sie war ja erst dreizehn Jahre alt, aber freilich so hübsch wie die Mutter Gottes im Glaskasten vor dem linken Seitenaltar, welche am Mariahimmelfahrtstage in feierlicher Prozession von den Jungfrauen herumgetragen und mit ihren Flachslocken, den roten Wängelchen und Lippen als bäuerliches Ideal der Schönheit verehrt wird. „Walt' es Gott!" murmelte er noch einmal und legte die Sense nieder, um in die Stube zu gehen.

Da raschelte es am Zaun, ein halbgewachsener Bube lugte herüber; er hatte nichts am Leib als ein grobes Hemd und kurze Lederhöschen, die nackten Schienbeine waren zerkratzt, auch das Gesicht von verharschtem Blute fleckig. „Bist du's, Jagg?" sagte der Alte ernst.

„Ja, ich hab' eins!" rief der Junge, und zeigte ein rotes Schnupftuch über den Zaun, worin etwas zappelte. „Ich hab' eins, wo ist denn das Moidele?"

„Was hast du denn?" fragte der Bauer.

„Hat dir's Moidele nicht erzählt? Ich hab' ihr ein junges Eichkatzel versprochen und auch richtig da drüben ein Nest ausgespürt. Heut' bin ich hinaufgestiegen, die stachligen Taxen haben mich aber gekratzt, bis ich es ausheben konnte. Auch ein Rotkröpfel will ich dem Moidele bringen, das Schlagel ist in der Holerstauden schon aufgerichtet."

„Moidele betet jetzt drinnen den Rosenkranz und

legt sich dann schlafen: gib her, ich behalt' es ihr derweil auf."

Dem Jungen schien das nicht recht, er reichte aber doch seine Beute gutwillig über den Zaun, und wendete sich zum Gehen.

Der Alte trat schweigend auf die Schwelle, plötzlich jedoch kehrte er sich um, über sein vertrocknetes Gesicht spielte ein freundliches, fast freudiges Lächeln und er rief: „He Vetter, warum bist denn zu Ostern nicht gekommen, wie all die andern Firmlinge, und hast dir das Eierbrot geholt?"

„Ich hab' schon wollen," entgegnete der Bube, „der Vater hat aber gemeint, ich solle warten, bis du es sagen ließest, sonst käm' es gar so bettelhaft heraus."

„Brauch ist Brauch!" murrte der Alte, „das hätt' auch dein Vater wissen können. Indes lassen wir das. Er kann tun wie er will, ich red' jetzt mit dir. Wir treiben übermorgen zur Alm, hilf mit. Kannst schon morgen abends kommen, daß du nichts versäumst, oder gar mittags zum Essen, man muß allerlei vorrichten. Nachher müssen wir heuen, verding' dich nicht weiter, ich brauch' dich und auch den Sommer hinaus bis zum Herbst gibt es mancherlei. Hast gehört?"

„Ja gewiß."

„So schlaf gesund!" — Der Bursche verschwand pfeifend in der Dämmerung.

Da ist ja das Geheimnis zum vornhinein verraten, brummt der Leser unwillig und schiebt das Blatt weg: die zwei kriegen sich ohne weiteres! — Freilich kriegen sie sich, und damit wäre das Rätsel gelöst, wie bei

jedem großen und kleinen Roman mehr oder minder schlau am Schlusse; mög' es mir niemand übelnehmen, daß ich mit der Tür ins Haus gefallen bin. Sie kriegen sich, sie haben sich schon längst, wenn wir uns an Faulbeerzelter und Nudeln erinnern: der alte Jagg war einst der junge Jagg und sein Weib ging bis zum zwanzigsten Jahre als holdes Jungfräulein zur Kirche, — sie haben sich schon! Aber wie sie sich kriegten und das Schicksal dabei den Kuppelpelz verdiente, ist nicht uninteressant. Darum Geduld!

Jagg arbeitete nach Kräften bei seinem Vetter, der in dieser Beziehung keinen Spaß verstand und ihn oft heimlich beobachtete. Eine solche Teilnahme widmete er sonst keinem Dienstboten. So sehr er aber mit Jagg zufrieden war, er ließ es mit keinem Wörtlein merken, sondern behandelte ihn eher barsch. Der machte sich aber mit dem glücklichen Leichtsinn der Jugend wenig daraus, war doch sein Bäschen, das Moidele um so freundlicher, insbesondere, wenn er ihr am Samstag ein ganzes Tuch voll Jochblumen brachte. Da saß sie dann Sonntags, prüfte und wählte sorgfältig die herrlichen Blüten, damit eine neben die andere zurecht käme und band sie zum Strauße. Das war eine Pracht! Speik, Edelweiß, Jochrauten, Steinbrech, Brunelle, Alpenrose und wie alle die seltenen Blüten heißen, kunstvoll vereinigt zu sehen. Auch der toten Brüder und der Mutter vergaß sie nicht, vor allen andern erhielt diese ihr Kränzchen, das um die Inschrift geschlungen wurde. „Schau schau," sagte mancher Kirchengänger, „wie das nett ist, siehst die Blümlein alle Tag auf dem Berg und gehst achtlos dran vorbei, und

wenn sie so bei einander sind, meinst, es gäbe nichts schöneres."

Nach einigen Wochen fehlten aber am Montag früh stets die Kränzchen. Moidele klagte es Jagg, der nahm entschlossen einen Ochsenziemer, ging Sonntag abends in der Dämmerung auf den Friedhof und versteckte sich hinter einem breiten Leichensteine. Freilich klopfte sein Herz, als es dunkler wurde und durch die Finsternis nur mehr die weißen Schädel aus der Totenkammer hergrinsten; er war sich aber der guten Absicht bewußt, besprengte die Stirn mit Weihwasser und betete ein Vaterunser. Endlich hörte er Tritte, ein Bursch' schwang sich über die Mauer, löste sorgfältig die Kränze ab und wollte sich wieder davonmachen. In demselben Augenblicke jedoch, als er, den Rand der Mauer ergreifend, die Füße nachzog und die Kniee oben anstemmte, hieb ihm Jagg mit dem Ochsenziemer einen so derben Streich über den Hintern, daß er mit lautem Geheul jenseits hinunterstürzte. Jagg wollte ihn noch verfolgen, er war jedoch, von der Dunkelheit begünstigt, verschwunden. Tags darauf erzählten die alten Weiblein, daß auf dem Friedhof eine arme Seele ganz entsetzlich geschrieen habe und beteten wohlmeinend einen Rosenkranz. Jagg hatte aber die arme Seele erkannt und den festen Vorsatz gefaßt, sie noch einmal recht tüchtig bei den Ohren zu nehmen.

Es war Eduard, der Sohn des Zangerlbauern, den man für so reich hielt als den Hochmair. Sein hochgelegenes Gut hätte unter tüchtiger Bewirtschaftung immerhin einen schönen Gewinn abgeworfen, so zog er es aber vor, ohne Rücksicht auf die Zukunft jedes Jahr

so viel als möglich herabzuschinden; der Wald mußte die Kosten für den Acker zahlen, dieser wurde für das Vieh erschöpft, Rinder und Schafe hatten nur als Gegenstände der Spekulation einen Wert. Schien Hochmair nicht abgeneigt, jeden für einen Proletarier zu halten, der nicht auf dem festen Grunde eigenen Bodens stand, so hegte Zangerl wenig Neigung für die Bauerschaft: vor seinen Augen adelten Banknoten und Staatspapiere. Er war daher Wochen und Monate abwesend, trieb mit allem möglichen Handel oder Schacher, wobei er die Gesetze nur insofern berücksichtigte, als sie ihm nützten, im Falle des Gegenteils aber sie zu umschleichen suchte. Einen offenen Bruch wagte er nirgends, denn er brauchte bei seinen Geschäften den Namen eines ehrlichen Mannes und den konnte ihm niemand bestreiten, so lang er nicht zu Rattenberg im Turm des Landgerichts gewohnt. In der Einrichtung des Hauses zeigte sich jene lächerliche Hoffart, welche einige bunte Fetzen und Goldleisten für nobel hält, und Achtung für ein geschliffenes Glas oder eine Seidenborte aus der Stadt fordert. Nebenbei schaute aber überall die ursprüngliche Roheit durch.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, so auch Eduard. „Der muß etwas anderes werden!" rief Zangerl stark angetrunken im Wirtshause und schlug dabei auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, „etwas anderes als ihr Bauernlümmel! Er kennt jetzt schon den Kurszettel comme il faut, sagt' der Franzos, drum hab' ich ihn zur Studie nach Sprugg getan, kosten mag's, was es will. Das könnt ihr nicht, ihr Krautfresser und Nudeldrucker!" Da stand ein kleines Bäuer-

lein, dem dieser Tabak zu stark wurde, auf, faßte den Prahler am Kragen und warf ihn zur Tür hinaus. Als er über die Schwelle in den Kot taumelte, rief ihm einer spottend nach: „Ist das Agio gefallen?“

Eduard geriet ganz vorzüglich. Mit Mühe gelangte er in die dritte Klasse des Gymnasium; dort fing er bereits an, Zigarren zu rauchen und nach Mädeln zu schielen, denn für einen „feschen“ Burschen, der mit Talern klappere, sei auch ein Stadtfräulein nicht zu gut. Als ihn der Präfekt zu einem Fasttag verurteilte, hängte er, diesem zum Spott, Würstchen und Bretzchen mit einem Seidenband an die Türe. Er wurde mit Trommeln und Pfeifen ausgejagt. „Zu gut ist er gewesen für diese Innsbrucker Esel!“ sagte sein Vater und führte ihn von jetzt an auf alle Märkte mit, um ihn in das Geschäft einzuweihen. Der Bub' lernte mit dem Geld bald säuberlich umgehen; nahm er zwar nichts ein, so gab er doch viel aus, insbesondere zu Wien, wo er weidlich über die Kleinstädter und Elendbauern in Tirol spöttelte. Deswegen hatte aber doch niemand im Tal vor ihm einen Respekt und nur einige Urlauber, die beim Militär das Lumpen gelernt, hielten zu dem Gelbschnabel, der für sie im Wirtshaus die Zeche zahlen mußte.

Das ist auch schon anderswo dagewesen, — kehren wir zu Jagg zurück.

Der Herbst war mittlerweile angerückt, die Taglöhner wurden entlassen, weil man sie nach der Ernte nicht mehr nötig hatte, und auch unser Junge wurde zum Alten in die Kammer gerufen. Er zeigte auf den Tisch, wo einige blanke Taler neben einem sauberen

neuen Kleide lagen und sagte in seiner kurzen trockenen Weise: „Das Gewand nimmst mit, dein Geldl leg' ich dir sicher an; mußt früh sparen lernen, damit spat was hast. Sonn- und Feiertag kommst auch im Winter zum Essen, in der Früh schaust alle Tag' nach, hie und da gibt's schon was zu tun. Laß' dir die Schuh' gut nageln, beim ersten Schnee mußt du mit dem Schlitten um Holz. So jetzt kannst gehen."

Mit einem kurzen und herzlichen Geltsgott! trollte Jagg zur Türe hinaus. Am Küchenherde stand Moidele, eine Pfanne in der Hand; er huschte hinein und erzählte ihr voll Freude, daß ihm der Vater weit über Gebühr gehalten. Das Mädchen erwiderte: „Mein Vater gibt keinem mehr als ihm gehört, übrigens bin auch ich deine Schuldnerin für all die schönen Blumen, die du mir vom Joch gebracht. Hast deine Haut und Kleider zerrissen; da nimm das Leibel, ich hab's zu Rattenberg für dich gekauft und mit roter Seide ein Band von Alpenrosen um die Knopflöcher eingenäht."

„Bist du gut, Basele!" rief Jagg freudestrahlend. „Ich will's gewiß nur an Festtagen anlegen und stets in Ehren tragen. Schlaf gesund, und wenn ich dir eine Freud' machen kann, werd' ich's redlich tun." Er ging überglücklich nach Hause.

So verflossen noch einige Jahre; Jagg arbeitete fleißig und Moidele wurde immer schöner, aber keines hätte an Liebe gedacht, beileibe nicht! gern haben durften sie sich ja doch von Herzen, denn sie waren Vetter und Basele. Der Leser mag sich gedulden, vorläufig können wir ihm keine herzbrechende Episode erzählen, Moidele war nicht wie die Stadtfräulein im Institut

erzogen, Jagg las keine Romane, wohl aber jodelte er, daß die Felsen widerhallten, — die Mädeln gehörten nach seiner Meinung nur für ältere Buben, und bis dahin hatte er nichts verredt.

Doch halt, eine Geschichte trug sich doch zu, die eines Wortes wert scheint. Sie betrifft das Eichkätzchen, welches Jagg Moidele verehrt hatte. Es war mit einer Drahtkette, die am Ring über einen Stab lief, auf dem Geländer des Söllers angehängt; im Winkel stand ein zierliches Häuschen mit Stroh, wo es schlafen und bei schlechtem Wetter unterducken konnte. Jagg hatte an Feierabenden alles verfertigt und vom Joch einen Sack Zirbelnüsse gebracht, welche das zahme Tierchen aus der Hand Moideles holte und dann aufknusperte.

Sie stand eben wieder auf dem Söller und hatte mit dem Eichkätzchen, das ihr auf die Schulter gesprungen war, zärtliche Zwiesprache gehalten, da flog ein Stein daher, zerschmetterte ihm den Kopf, daß es hinabglitt, und noch einigemale krampfhaft zuckend an der Kette vom Söller niederhing. Das Mädchen sprang leichenblaß zurück; plötzlich erschallte hinter dem Ahorn heiseres Lachen und Eduard wurde sichtbar, elegant mit einem herrischen Röcklein angetan, im Aug' eine Lorgnette, ein Röhrlein zwischen den Fingern drehend.

Der Bursch' grinste widerlich zu ihr hinauf: „Wie kannst du mit dem Luder spaßen, die Busseln wären bei mir besser angewendet. Der Bettelbub' konnte dir freilich nichts besseres geben, er vermochte es nicht, ich bring' dir aber von Wien Goldfischeln und zwei Vögeln aus Afrika, die immer schnäbeln. Am Stubentor

kriegt man sie das Stück um einen Louisdor." — Das Mädchen fand vor Schmerz und Zorn keine Sprache, um diese Frechheit zu beantworten. Da sprang Jagg aus dem Hof, wo er Tannenäste zu Streu hackte und die Rede gehört hatte: im Nu überschaute er den Zusammenhang der Dinge und stürzte wütend auf Eduard: „Du Schelm, bin ich dir einmal an die Tür gekommen, daß du mich Bettelbuben heißest?" — Eduard trat verächtlich einen Schritt zurück und maß ihn höhnisch von oben bis unten. „Wer erlaubt denn dir, du schofler Bauernknecht, den Sohn Zangerls zu duzen?"

Jaggs Brust arbeitete wie ein Blasbalg, keuchend stieß er ein langgedehntes Du-u-u hervor, sprang gleich einem Tiger mit zornfunkelndem Auge auf seinen Gegner los und schüttelte ihn wie ein Strohbündel beim Halse. Es war aber bei dieser Szene noch ein Zeuge gegenwärtig, den niemand vermutet hatte. Der alte Hochmair erschien an der Türe.

„Jagg, zieh dich!" rief er, gebieterisch den Zeigefinger hebend, und Jagg ließ augenblicklich los. Nun aber wandte er sich, die Brauen finster zusammenziehend, gegen Eduard: „Jagg ist mein Vetter und kein Bettler, merk' dir das, du Lausbub', und wenn ich dich noch einmal hundert Schritt weit bei meinem Hof ertappe, so laß ich dich von der Stalldirn beim Ohrwaschel wie einen Schuhu an das Stadeltor nageln."

Eduard fand es für geraten, abzufahren; als er sich aber in Sicherheit glaubte, kehrte er sich um, lachte noch einmal höhnisch, setzte den Daumen an die Nase, spreitete die Finger und plärrte die Zunge gegen den

Alten: eine verächtliche Gebärde, die niemand mißdeuten konnte. Hochmair ging darüber erbost rasch gegen das Gitter, kehrte aber ebenso schnell um. „Es ist nicht der Mühe wert, daß ich meine Hände an diesem Kerl besudele!" murmelte er vor sich hin und wendete sich zu Moidele, die das tote Eichhorn auf die Brüstung gelegt hatte und laut schluchzte. „Sei ruhig, Kind," sagte er gütig, „ich bestelle von den neuen Stutzhähnern, die sollen dir Freude machen."

Das Mädchen erwiderte: „Die sind aber nicht mein Eichkatzl„ das hab' ich so lieb gehabt."

„Wein' nicht, Moidele," tröstete Jagg, „ich hol' dir ein noch schöneres, da droben hab' ich ein Nest ausgespürt, es sitzen schwarze Junge mit weißen Brustflecken drein, die bring' ich dir."

Welcher Schmerz dauert in diesen glücklichen Jahren länger als eine, höchstens zwei Stunden? So vergaß auch das Mädchen bald seinen Kummer und war heiter wie zuvor.

*

So entschwanden die Tage, begleitet vom einförmigen Wechsel der Jahreszeiten und den Arbeiten, welche diese forderten. Wieder war es Herbst geworden, wieder wurden die Tagwerker abgelohnt und auch Jagg in die Kammer gerufen. „Du bist jetzt achtzehn Jahr vorbei," begann der Alte, „und jeder Bauernarbeit völlig gewachsen; verstehst sie auch, soweit man sie bei uns lernen kann, gründlich und würde dich jeder gern als Knecht dingen. Damit ist aber nicht geholfen, du mußt weiter trachten. In der bisherigen Weise wird es auch

bei uns in Tirol nicht ewig gehen, ein rechter Mensch soll die Welt sehen und fremdes Brot gegessen haben. Bei mir warst du doch eigentlich nur in deines Vetters Hause und bist höchstens bis Rattenberg und auf die Alm kommen. Also hör meinen Beschluß, und daß du dich nicht lang besinnst: deinem Vater ist's auch recht. Dem Aichinger zu Hall hab' ich seit Jahren Holz für den Schiffbau geliefert und kenne ihn daher gut. Mir zu Gefallen nimmt er dich in die Lehr', den Winter hindurch hilfst du beim Zimmern der Flöße und Plätten, nachmittags gehst in die Schreibstube, wo sie raiten und Briefe abfassen, das schadet dir auch nichts, und weil du in der Schul' immer der erste gewesen bist, so wirst du auch hier alles geschickt angreifen. Das Weitere hörst du vom Aichinger. Im Frühjahr fährst du als Ruderknecht mit nach Ungarn; auf dem Rückweg, den du mit den andern zu Fuß machst, gibst du gut acht auf die Felder, erkundigst dich bei den Bauern, die dich auf dem Heu übernachten lassen, genau um alles, was den Ackerbau betrifft und schaust die Werkzeuge gut an. Ist's dir nicht recht? Was machst denn für ein langes Gesicht? Ah ja, du fürchtest wegen dem Zahlen! Das ist mit dem Aichinger schon in Ordnung; ich lege darauf, was du nicht mit der Handarbeit verdienen kannst, sei wohlgemut!" Jagg machte aber noch immer ein langes Gesicht. Als ihm der Alte den Plan entwickelte, fiel es ihm plötzlich zentnerschwer auf das Herz, daß er von Moidele scheiden müsse, und die Liebe, die bisher ihm unbewußt seine Brust erfüllt hatte, flammte mächtig auf. Er blieb stumm, eine Träne stieg in sein Auge.

„Nu," knurrte der Vetter, „ist's dir nicht recht?"

„Ja freilich," stotterte er, „ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll; von der Heimat geht aber jeder ungern fort."

„Von der Heimat?" fragte jener.

Jagg wurde feuerrot, Hochmair schaute ihn mit einem durchdringenden Blicke an, vor dem er scheu die Augen senkte. Dem Alten war alles klar. Nach einer Pause fuhr er fort: „Moidele hat dir, derweil du auf der Alm warst, dein Gewandl sauber und reinlich zusammengerichtet, daß du dich vor niemand zu schämen brauchst, es liegt bereits beim Boten. Morgen kommst du noch zu einem guten Frühstück, dann machst du dich auf die Sohlen nach Hall. Jetzt geh', zu deinem Vater, er soll dich, eh du über die Schwelle des Hauses trittst, ordentlich segnen."

Jagg griff nach der Klinke, verfehlte sie jedoch, so daß ihm der Alte die Tür aufmachen mußte, er taumelte über den Hausgang und gelangte vor die Türe: wie, wußte er schwerlich; da stand Moidele ganz traurig, die Stirn gesenkt. Er blieb stehen; als er ihr in das Auge blickte, das voll Tränen hing, streckte er die Hand aus und wagte die Frage: „Tust mich nicht ganz vergessen, wenn ich fort bin?" — Sie reichte ihm schweigend die Hand. Da erscholl die Stimme des Alten aus der Kammer: „Moidele!" Das Mädchen fuhr auf, noch einen Blick und sie eilte in das Haus.

Das Frühstück war recht trübselig. Jagg, der sonst eben so tapfer in die Pfanne hieb, als er die Axt schwang, spürte keinen Hunger, obwohl Moidele die Rahmsuppe gekocht hatte: diese hielt mit Mühe die Tränen zurück, und die nassen Flecke im Schurz waren

auch nicht vom Brunnenwasser; der Vetter redete fast nichts. Es schlug neun, Jagg stand auf. Der Alte faßte ihn bei der Hand: „Was du zu wissen brauchst, hab' ich dir gesagt — so, jetzt behüt' dich Gott. Brav bist immer gewesen, hast nicht gespielt und getrunken, hab' auch in der Fremde Gott den Herrn vor Augen und bring' keinen Schandfleck auf die Hochmair." Er griff in den Weihbrunnentopf, besprengte noch die Stirn des Scheidenden und machte ein Kreuz darüber: „So jetzt behüt' dich Gott!" Jagg ergriff den Stock, Moidele nestelte ihm noch einen Strauß auf den Hut und reichte ihm den Ranzen. Keines vermochte ein Wort zu reden, ja nicht einmal den Blick zu heben, — so schieden sie.

Ein Jahr darauf, etwa zu Michaeli, suchte der Vater Moidele im Garten, er zog einen Brief heraus: „Da schreibt mir der Aichinger, unser Jagg sei brav, recht brav; zu Allerheiligen geht die Kramer Urschel auf den Haller Markt, willst ihm nicht einen Hosentrager oder so etwas schicken?" Moidele nickte. Ihre Seele war voll Jubel, denn ein Jahr — und sie hatte bis jetzt nichts von Jagg gehört. Zu fragen hatte sie nicht den Mut.

Nach dem Haller Markt brachte ihr die Kramer Urschel einen Brief, sie entfaltete ihn mit klopfendem Herzen und las:

Liebes Basele!

Zuerst grüß Gott. Den Hosentrager hab' ich erhalten, was du daraus merken kannst, daß ich dir schreibe, denn sonst hätt' ich mir ja gar nicht getraut. Der Hosentrager hat mich gefreut, daß ich es gar nicht sagen kann, aber noch mehr, weil du so fleißig an mich

denkst, was ich auch alle Tag' und Stunden tue. Es ist mir seitdem gut gegangen, schon zweimal bin ich in Wien gewesen. Da haben sie mir auch den Kaiser gezeigt. Ich hab' nämlich gefragt, wo denn der Franzl zu sehen sei und bin dann mit einem Kameraden auf die Bastei gestiegen und hab' lang lang gewartet. Endlich ist ein kleines Mandl daher kommen, mein Kamerad hat mich mit dem Ellenbogen gestoßen und ins Ohr geraunt: „der ist's!" Ich hab' aber gemeint, er halt' mich für Narren, denn so hab' ich mir den Kaiser nicht vorgestellt. Er hatte ein schwarzes Röckl an und ein altes Hütl auf, grad' wie unser Aktuar; hintennach ist aber ein langer Kerl gelaufen in einem grauen Kittel mit goldenen Borten. Den hab' ich angepackt: „Ist's wahr, ist das der Kaiser?" Und der hat es gehört und sich umgekehrt und lachend gefragt: „Was willst Tiroler?" — Dann hab' ich gesagt: „Schau, ich möcht' gern den Kaiser Franzl sehen, und da lügen sie mich nun an und disputieren mir auf, du seist es. Im Gemeindehaus hängt allerdings ein Porträt, das dir ein bißchen gleichsieht, dort hast du aber rote Wangln und ein anderes Gewand."

Da lachte das Männlein, daß es sich schüttelte und sagte: „Ja ich bin der Kaiser!" „Nu, wenn du es selber sagst," erwiderte ich, „wird es wohl wahr sein; lügen tust doch nicht, dazu bist du zu alt."

Da fuhr er in den Sack, klaubte einen Dukaten heraus, druckte ihn mir in die Hand und sagte: „Da ist mein Porträt drauf; nimm den zum Andenken und wann du nach Tirol kommst, so erzähl' deinen Landsleuten, daß es dem Franzl gut gehe, und er sie grüßen

lasse." Sag' das dem Vetter, er soll's, damit es die Leut' alle erfahren, am Sonntag von der Kanzel verkünden lassen. Den Dukaten möcht ich dir gern verehren, du könntest ein Löchel durchschlagen und ihn am Hals tragen, bis ich wiederkomme.

Richtig! die Hauptsach' hätt' ich bald vergessen. Sag' dem Vetter, ich hätt' die ungarischen Schweine kennen gelernt. Das seien böse Viecher, ganz anders als die unsern, kurzgestockt und krauswollig wie die Schaf'. Wenn er die Zucht probieren will, so treib' ich ihm das nächste Mal ein tüchtiges Stuck herauf.

In der Stephanskirche bin ich auch gewesen, da könnt' man alle Häuser von Allbach hineinstellen und wär' noch Platz für die ganze Gemeinde. In Wien gehen die Leute übrigens nicht so fleißig Kirchen wie bei uns, sie essen auch am Freitag Fleisch in den Wirtshäusern und niemand verbietet ihnen das. Ich bin aber ein guter Tiroler blieben. Auch den Eduard hab' ich gesehen. Er hat ein Weibsbild am Arm geführt von lauter Seide und Sammt und ihre Wangen sind rot angeschmiert gewesen, wie Ostereier.

Ich wollt ihn als Landsmann anreden, denn nachtragen hab' ich ihm seit der österlichen Beicht' nichts; er hat aber getan, als ob er mich nicht kenne und mir den Rücken zugewendet. „Lauf zu," hab' ich mir gedacht und bin weiter gegangen.

Auch Lutherische, die es in Tirol nicht gibt, hab' ich kennen gelernt; war recht neugierig darauf, aber sie schauen aus wie andere Leut', und die lutherischen Bauern in Oesterreich sind mit mir fein und freundlich gewesen, wenn ich um eine Nachtherberge ersuchte, wie

die andern. Unser Herr segnet ihre Aecker wie die katholischen, er wird wohl wissen, wozu sie da sind. und das übrige geht mich nichts an.

Jetzt bin ich wieder in Hall. Der Aichinger hat mich zum Franziskaner geführt, der die Buben, die Pfarrer werden wollen, im Latein unterrichtet und da muß ich Geographie studieren. Dein Vater hat es so angeordnet, dafür helf ich den Paterlen beim Aufputzen der Altäre und im Garten. Ich hab' schon angefangen; du hast keinen Begriff davon, wie groß die Welt ist und wie viel Königreiche und Kaisertümer in der Welt sind. Aber Tirol gibt es halt doch nur eins, solche Almrosen und — das trau' ich mir nicht zu sagen, obwohl du mein herzallerliebstes Basele bist. Der Guardian hat mich neulich gefragt, ob ich nicht Laienbruder werden möcht'? Da müßt' ich eine Kutte anlegen und dürft' dein Leibel nicht mehr haben. Es ist noch ganz wie neu, ich mußte mir aber auf dem Rücken ein Stück einflicken lassen, denn es ist mir nach und nach zu eng geworden.

So, jetzt weißt du alles, laß mir hie und da durch den Boten sagen, wie es dir geht; wenn ich einen Allbacher sehe, möcht' ich ihm um den Hals fallen.

Jetzt behüt' dich Gott und grüß' den Vetter.

Dein aufrichtiger Jakob.

Moidele mag nun über diesen Brief nach Belieben nachsinnen, sie hat dazu drei Jahre Zeit, denn bis dahin trug sich gar nichts zu, was auf ihr und Jaggs Schicksal Einfluß gehabt hätte. Letzterer tummelte sich wacker in der Welt um, und lernte durch eigene Anschauung mehr, als mancher Prediger auf der Kanzel wußte. Da

bekam er am Vorabend des Kirchtages einen Brief durch die Hallerpost.

Lieber Jakob!

Ich fang' an alt zu werden, ist mir auch mein Lebtag so viel über die Leber gekrochen, daß es niemand wundern darf, wenn es mir in die Knochen fuhr und diese mürb werden. Mit meinen Geschäften tut es sich nimmer recht, ich komme nicht mehr nach, wie es sein soll, und das Moidele kann auch nicht allem vorstehen, weil sie ein Mädel ist und die Sach' einen Mann braucht. Ich hab' nun auf dich ein treues Vertrauen, du weißt und kennst das Anwesen, bist auch kein junger Lapp, der nichts erfahren hat. Komm also und werd' Oberknecht. Ich hab' schon für dich vorgesorgt: wenn ich sterben sollt', kriegst du einen redlichen Teil und darfst es ruhig annehmen, denn das Moidele, dem eigentlich alles gehören soll, hat gern zugestimmt. Wohnen kannst bei deinem Vater, das Haus ist ja nur einen Sprung von uns, Kost und Lohn kriegst von mir. Ueberleg' dir's und dann tu, was du für recht hältst.

Dein Vetter Hochmair.

Ob Jagg kommen wird? — —

Sehen wir uns auch indes nach Eduard um. Er humpelte den ganzen Sommer im Tal herum, denn der Vater konnte ihn nicht mehr ausschicken, weil ihm nach der Heimkehr anstatt Geldbriefen immer nur Schuldverschreibungen nachfolgten.

„Du mußt dir um eine schauen, die Geld, viel Geld hat," sprach Zangerl eines Abends zum Söhnlein. „Meinen Seckel hast du fast gelüftet, und in der Bauer-

schaft bringst du es nur dann vorwärts, wenn du dein eigener Knecht sein willst."

„Hab auch schon daran gedacht," lautete die Antwort, „die Sache aber verschoben: im Grund genommen komm' ich immer früh genug, ich brauch' nur die Hand auszustrecken und auf jedem Finger tanzt ein Mädel."

„Mach' dich an Hochmairs Moidele!"

„Ans Moidele! Geld wär' da, aber — doch was, es wär' eine Schand': allen Mädeln im Tal hab' ich schon die Kur geschnitten, nur ihr nicht; am End' muß es sich die Bauerntrampel zur Ehre rechnen, wenn ich Ernst mache." Er schwieg eine Weile, wie es schien, mit dem Feldzugsplan beschäftigt, dann sprang er auf und suchte den Kalender.

„Was willst?" forschte der Alte.

„Ist morgen nicht Patronatsfest?"

„Das hätt' ich dir gleich sagen können."

„Beim Wirt Tanz, ich bin dabei. — Burgl!" herrschte er zur Tür hinaus, „laß morgen nach dem Essen das Feuer nicht auslöschen und leg' das Brenneisen ein, damit ich mich frisieren kann, und du, Sepp, — es galt dem Knechte — halt die kleine Leiter bereit, ich brauche sie bei Nacht." Vater und Sohn saßen noch eine Weile stumm in der Stube, dann ging dieser, ohne sich um jenen zu kümmern oder ihm auch nur eine gute Nacht zu bieten, in seine Kammer.

Am Festtag nach dem Hochamt pflanzte sich Eduard vor die Kirchentür; die Lorgnette eingeklemmt, geputzt wie ein Ladenschwengel und des Sieges gewiß, wartete er auf Moidele. Sie trat an der Seite ihres Vaters

aus der Tür, ohne daß beide den Gecken eines Blickes gewürdigt hätten. Dieser Anfang war wenig verheißend, er stampfte mit dem Fuß und näherte sich schnell entschlossen dem Mädchen. „Du kommst doch heute zum Tanz; ich habe die Ehre, dich für den Abend zu engagieren."

Moidele blickte betroffen den Vater an, dieser antwortete kurz: „Ob wir kommen oder nicht, ist einerlei; mit dir tanzt meine Tochter keinen Schritt."

Lautes Kichern erscholl, die Bauernburschen hatten sich im Kreise versammelt und äußerten ihre Freude über die Niederlage des Burschen, den keiner leiden mochte. Anstatt sich beschämt zurückzuziehen, stellte er sich vor Hochmair, der dem Gitter zuschreiten wollte und sagte mit herausfordernder Miene: „Mit dir will ich nicht tanzen, sondern mit Moidele, und die hat doch selbst einen Mund, so daß du dich für sie nicht bemühen mußt."

Hochmair richtete sich stolz auf, drängte ihn beiseite und sprach mit gemessener Würde: „Bursch, wir sind auf dem Friedhof; entweihe die Gräber nicht durch deine Frechheit." —

„Wahr ist's!" riefen einige Bauern, „und wenn du nicht gehst, machen wir dir Füße."

Eduard eilte wütend ins Wirtshaus, wo er schon vormittags zu trinken begann, um für den Tanz die rechte Stimmung zu erlangen.

Nach der Vesper versammelten sich die Gäste im Anger des Wirts. Unter der Linde waren für jene, welche nicht tanzen wollten, Tische gestellt, der Tanzplatz befand sich im ersten Stocke eines einschichtigen

Hauses. Treppe und Türe waren mit Tannengewinden geschmückt, um die sich rote, blaue und gelbe Papierstreifen flochten. Aus dem Hintergrunde lockten bereits einzelne Geigenstriche und Klarinettöne.

Da trat Hochmair mit Moidele in den Garten; die Nachbarn äußerten ihre Freude über sein Erscheinen, ohne ein Wort beizufügen, warum er sich so selten sehen lasse: jeder wußte ohnedem, daß er seit dem Tode von Weib und Söhnen nur hier und da der Tochter zulieb, der übrigens auch nicht viel darum zu sein schien, die Gesellschaft besuche. Die Nachbarn rückten zusammen und räumten dem hochgeschätzten Paar den besten Platz. Kaum hatten sie sich niedergesetzt und nach dem Brauch von einigen angebotenen Gläsern genippt, als sie Eduard erblickte. Die Kellnerin mußte ihm einen blanken Zinnteller reichen, darauf stellte er ein Glas Terlaner Schaumwein und trat keck vor Moidele, ohne den Alten auch nur anzuschauen. „Laß dir's schmecken, Diendl, das ist Schampaninger und mit dem wartet nur auf, wer ihn zu zahlen vermag!"

Nun erhob sich Hochmair langsam und gab dem Kerl eine solche Maulschelle, daß er wie vom Blitz getroffen der Länge nach ins Gras stürzte und das Glas samt dem Teller weitab flog. Die ganze Gesellschaft sprang im wilden Aufruhr von den Stühlen, ein Tisch fiel um und vergrößerte den Lärm. „Kellnerin, den Schaden zahl' ich!" rief Hochmair in das Getöse und verließ mit Moidele den Platz. Eduard raffte sich auf, die Bursche packten ihn und schleuderten ihn lüftlings über den Zaun; er kehrte zur Tür des Wirtshauses, ein Bauer stieß ihn zurück, so daß er fluchend entfloh.

Zwei Urlauber, welche jedoch keine Lust verspürt hatten, für ihn sich die Haut zerbläuen zu lassen, folgten ihm und wuschen ihm beim nächsten Brunnen das Blut vom Gesicht. Dabei ernüchtert rief er: „Ihr habt's gesehen, das Mädel ist rot geworden, als ich ihr das Glas bot; sie hat mich heimlich doch gern, wär' nur der verdammte Alte nicht! Heute abend geh' ich fensterln, da treff' ich sie allein. Ich nachgeben? Da kennt ihr den jungen Zangerl schlecht."

*

Die Sonne neigte schon tief nach Westen, als Jagg die Straße verließ und den steilen Pfad gegen Allbach einschlug. Manches Mädchen guckte ihm nach, er war aber auch ein bildsauberer Bursch' geworden. Flog er als Nestvöglein mit glatten Wangen aus, so umhüllte jetzt Kinn und Lippen ein starker blonder Bart, den noch kein Schermesser berührt hatte. Das Auge hatte einen ernsten, forschenden Ausdruck: er war eben ein Mensch, der auf alles achtete, wenn er auch nicht über alles sprach. Die Hitze war noch groß, er hatte daher die graue Lodenjoppe über die Schulter geworfen, und das buntseidene Leibchen aufgeknöpft; wenn der Wind einen Flügel zurückwehte, so sah man darunter das reinliche Hemd, und einen breiten roten Hosenträger mit allerlei Seidenstickereien. Gemsen und Jäger tummelten durcheinander, in der Mitte prangte rechts der heilige Name Jesu, links Maria, beiderseits darunter ein Schiff von Rossen gezogen, wie sie auf dem Inn und der Haller Lend verkehren: Moideles Meisterstück.

Jagg war offenbar in erregter Stimmung; da und dort pflückte er ein Blümchen, einen Baumzweig und

warf ihn achtlos wieder weg; auch stehen blieb er manchmal, wenn sich ihm eine kleine Veränderung aufdrängte, die Feld und Wald in seiner Abwesenheit erlitten. So überraschte ihn die Nacht und er hatte wohl noch eine gute Stunde in die Heimat. Bezüglich des Weges machte er sich keine Sorge, er hätte ihn auch mit verbundenen Augen gehen können, so bekannt war er ihm; allein bei Hochmair durfte er so spät doch nicht mehr einkehren, und beschloß daher lieber gleich das väterliche Haus aufzusuchen. Nun hatte er auch keine Eile mehr und mäßigte den Schritt. Aus der dunkeln Tiefe rauschte der Bach, oben funkelte Stern an Stern, bis sie erblaßten und der volle Mond sein Recht behauptete. Von den Schneehörnern, die geisterhaft herabschimmerten, stieg ein Licht in die Tiefe und strahlte plötzlich hell durch die Zweige der Eschen, die den Rand des Pfades einsäumten und mit leisem Geräusch Blatt um Blatt fallen ließen. Jagg trank in vollen Zügen die freie Luft. Einige Jahre früher hätte er noch lustig hinausgejodelt in die Nacht, heute fühlte er beim Anblick der lang vermißten Heimat eine bange Freude, der er keinen Ausdruck zu geben vermochte.

Hochmairs Haus lag im friedlichen Glanze des Mondes vor ihm, seiner Brust entrang sich ein tiefer Seufzer, er blieb stehen, um sich zu sammeln. Dort, ja dort war Moideles Fenster, leuchtend wie blankes Silber . . . da hörte er plötzlich Geflüster und Tritte, eine schwarze Gestalt schien zum Söller empor zu klettern, . . . er riß einen Zaunpfahl aus und sprang vorwärts, . . . ein greller Pfiff und alles war verschwunden. Er trat vor das Haus, nirgends regte sich eine Seele, er

griff an die Stirn, ob ihn ein Traum geneckt . . . noch einen Schritt zum Söller, da lehnte die Leiter, was sollte er denken? Ein Aufruhr von Leidenschaft wogte durch seine Brust . . . Was tun? . . . Lauern? . . . Würde der späte Besucher, welcher so unvermutet gestört worden, wiederkehren? . . . Schwerlich! . . . Man könnte ihm den Weg verlegen, selbst wenn er es wagte . . . Jagg nahm die Leiter über die Schulter und trug sie fort nach Hause; dort warf er sie vor die Tür des Stadels und kroch in das Heu. Der Morgen traf ihn noch wach. Blaß und verstört raffte er sich auf, um geradeswegs Hochmair aufzusuchen. Er hatte sich die Sache nach allen Seiten überlegt und fand schließlich, daß er kein Recht zu klagen besitze. Wenn sich Moidele einen Liebhaber erkor, durfte er, der Knecht, dem sie in keiner Weise verbunden war, dagegen Einsprache erheben, weil er eitle Hoffnungen, törichte Wünsche gehegt? Was ging ihn dann die Leiter am Söller an; war es doch im Allbach sowie durch das ganze Unterland der Brauch, beim Mädel zu fensterln. Und dennoch fühlte er unsäglichen Schmerz, wenn er an Moidele dachte, wütende Eifersucht auf einen Nebenbuhler, den er nicht kannte, den er nicht packen durfte. Sollte er nun dennoch beim Hochmair Dienst nehmen? — Ja! einmal war er dem Alten zu Dank verpflichtet, gerade sein Wegbleiben hätte auf ihn den Verdacht gelenkt, als ob er es jetzt neben Moidele, da für ihn keine Aussicht mehr vorhanden, nicht mehr aushalte, oder gar mocke.

„Pfui Teufel," rief er, „ich will zeigen, daß mir nichts daran liegt, ich will . . . hätt' ich doch nur auf meiner Wanderung ein einziges Mädel gesehen, das

sich Moidele auch nur von fern vergleichen dürfte! Ich will schweigen, niemand soll etwas merken."

Aus diesen Gedanken weckte ihn, da er gerade den Stadel verließ, der Zuruf des Dorfbaders: „Nu, da liegt ja auch Zangerls Leiter; ich kenne sie ganz gut; du hast dir eine saubere Brühe eingebrockt: dank' Gott, wenn du nicht ins Zuchthaus kommst." —

Jagg starrte ihn mit aufgerissenen Augen an.

„Das Beil, mit dem du Eduard über den Kopf gehauen, wird wohl im Heu versteckt sein. Jagg, du kannst von Glück reden, daß es stumpf und schartig war, und der Kerl einen Schädel von Buchenholz auf den Schultern trägt, — sonst" — er strich mit den Fingern quer über den Hals und machte die Pantomime des Hängens. —

„Ja was ist denn um Gotteswillen?" stöhnte Jagg voll Angst.

„Stell' dich nur unschuldig; wenn ich dir aber gut raten soll, so beicht' dem Landrichter offen, dann kommst du schneller aus dem Zuchthaus. Der alte Zangerl ist gestern noch nach Rattenberg, um die gerichtliche Beschau zu holen. In höchstens zwei Stunden wird das Verhör aufgenommen und protokolliert. Ein Kranker erwartet mich; geh' nur und schau, wie du dich herausputzest." —

Jagg stand noch lang, als jener schon fort war, in dumpfer Verwirrung, ohne sich zu rühren. „Bin ich denn auf eine Irrwurz treten," rief er endlich aus, „daß die ganze Welt um mich verkehrt ist?"

*

Hören wir den Schluß eines Gespräches in Moideles Kammer zwischen dieser und dem alten Hochmair. „Ich sag' dir," sprach er, „wie ein Räuber hat er ihn überfallen und ihn mit dem Schiffbeil auf den Kopf geschlagen."

„Aber ist es denn auch bewiesen? Ihr kennt Eduard und Jagg, verdient dieser nicht mehr Vertrauen als jener?"

„Es sind drei Zeugen für die Sache, das genügt!"

Das Mädchen ließ kleinlaut den Kopf auf den Arm sinken, nach einer Weile richtete sie sich aber auf und sagte mit lebhaft gehobener Stimme: „Der Zorn hat ihn hingerissen, als er sah, daß Eduard einbrechen wollte — wie stünd' es mit meinem guten Ruf, hätt' er nicht zugeschlagen?"

„Für deinen Ruf und den unseres Hauses," erwiderte Hochmair stolz, „werd' ich sorgen, und habe stets dafür gesorgt, da braucht sich niemand einzumischen. Das beste ist, man schaut ihn, wenn er sich nach überstandenem Zuchthaus doch noch ins Tal wagen sollte, gar nicht mehr an, — hörst du?"

Das Mädchen schwieg erblassend, der Vater ergriff rasch den Hut und verließ stumm die Stube.

*

Jagg ging langsam vorwärts; ganz in sich vertieft, blickte er weder rechts noch links. Aus der Türe des Gemeindehauses rief ihm der Schullehrer — er hörte nicht. Da schüttelte ihn jener beim Arm: „Du kommst gerade recht, ich hätt' dich sonst suchen müssen, geh' nur in die Stube." Ohne ein Wort zu entgegnen, klopfte

er an, und öffnete die Türe, ehe man herein gerufen hatte. Hochmair stand zwischen zwei Gemeinderäten, helle Freude leuchtete auf dem Antlitz des armen Burschen, als er einen Freund entdeckt zu haben glaubte, und mit ausgestreckten Armen lief er auf diesen zu. Der Alte machte eine abwehrende Gebärde: „Ich hab' dich rufen lassen, um dir in Gegenwart zweier unverfänglicher Zeugen zu verkünden, daß es zwischen uns aus ist, — aus für immer. Du hast mir, du hast dem ganzen Tale, du hast allen Schande gebracht, in Zukunft gehen wir ohne Grüß Gott und Behüt Gott aneinander vorbei. Da hast du deine ersparten Gröscheln," — er legte einen Lederbeutel auf den Tisch — „nun sind wir fertig!"

Jagg erschrak so, daß er sich an der Stuhllehne halten mußte. Die drei Männer wandten sich zum Gehen.

„Ich bin unschuldig!" rief ihnen Jagg nach.

Der Alte kehrte sich noch einmal um: „Unschuldig? auch noch lügen!"

„Lügen, ich lügen!" rief Jagg, sich hoch aufrichtend, „lügen! Das sagst du mir und kennst mein Herz von Jugend auf wie mein Beichtvater. O mein Gott!" Er knickte zusammen und barg das Gesicht zwischen den Händen, schwere Tropfen rollten durch die rauhen Finger.

Die Männer entfernten sich, ohne ihn anzusehen.

*

Gehen wir zu Zangerl. Eduard lag mit verbundenem Kopf bleich und erschöpft, ihm zur Seite der

Alte, da klopfte es an die Türe. „Du weißt, was du sagen sollst!“ flüsterte er dem Sohn rasch in das Ohr und öffnete mit einem tiefen Bückling dem Landrichter, den der Chirurg und der vierschrötige Gerichtsdiener begleiteten, die Türe. Dieser stellte den Tisch vor Eduard, der — so erzählte der Bader nachher — ein scheinheiliges Gesicht schnitt, wie der Fuchs im Kindbett, legte die Akten darauf und setzte sich, um das Diktierte aufzuzeichnen. Der Landrichter überschaute unter seiner Brille hervor, die er wie so mancher eher zu tragen schien, den Blick zu maskieren, rasch das Zimmer, er schüttelte leise den Kopf, als ob er seine eigenen Gedanken dabei hätte. „Sie haben die Wunde untersucht?“ wendete er sich an den Chirurgen, „kann man ohne die Gesundheit oder das Leben des Klägers zu gefährden, ein Verhör aufnehmen?“

„Nach meiner Ansicht unbedenklich!“

„Darf man sich auf seine Aussagen verlassen? Hat ihn nicht die Gehirnerschütterung . . .“ er brach ab und sah den Arzt forschend an.

„Er redet ganz klar und vernünftig.“

Nun wendete sich der Richter an Eduard und forderte ihn auf, im Namen Gottes die Wahrheit frei und unverhohlen mitzuteilen.

„Ihr wißt,“ begann dieser, „daß ich mit Jagg schon lang in Feindschaft lebte.“

„Ein erschwerender Umstand,“ unterbrach ihn der Richter. Um die Lippen des Alten spielte schadenfrohes Grinsen.

„Gestern nachts,“ lispelte Eduard, „um 9 Uhr ging ich nun zu Hochmairs Moidele 'fensterln. Hätt' ich ge-

wußt, daß ich eine Viertelstunde nachher vielleicht vor dem Richterstuhl des Ewigen hätte stehen können, wahrlich ich wär' zu Hause geblieben." Dabei faltete er andächtig die Hände und schielte auf das Kruzifix an der Wand.

Der Landrichter, unwillig über die Heuchelei, schnitt fernere Ergießungen dieser Art, wie sie Eduard noch beabsichtigte, ab mit einem barschen: „Weiter!"

„Eh' ich jedoch hinaufstieg, eh' ich mich versündigen konnte, vernahm ich Geräusch; wir, — die zwei Urlauber und ich, welche dieses bestätigen werden" —

„Sind schon verhört."

„Erkannten Jagg im hellen Mondschein, wie er ein Beil schwingend bergauf rannte. Unglück zu verhüten, riet ich zu rascher Flucht. Zu meinem Schmerz ließen sie die Leiter angelehnt, die sie mir herbeizutragen geholfen hatten."

„Ein Beil? das wissen die Urlauber nicht so genau anzugeben als Ihr."

„Ich habe es deutlich funkeln gesehen. Jagg, der mich erkannt haben mußte, stürzte mir wütend nach und holte mich bald ein."

„Wo?"

„Bei der Lache am Kreuz, etwa dreihundert Schritt vor dem Brückchen über die Mur, hinter dem unser Haus steht."

„Weiter!"

„Verreck', Hund! schrie er mich an und schwang das Beil, trotzdem, daß ich jämmerlich um Barmherzigkeit bat. Er traf mich so, daß ich ohnmächtig niederstürzte und eine Zeitlang von Sinnen war. Als ich mich etwas

erholte, verband ich mit dem Schnupftuch den Kopf, kroch in unser Haus, der Vater machte mir auf und trug mich jammernd in das Bett."

„Ja," rief der Alte, „bei diesem Anblick hätt' mir das Herz brechen mögen. Ich holte gleich den Bader, der es bestätigen wird, und eilte dann zu Euer Gnaden."

„Wer hat Euch aber das Gesicht so zerkratzt?" fragte der Landrichter.

Eduard sah verlegen den Vater an, erwiderte jedoch bald: „Werd' mir es wohl beim Fall an den spitzen Steinen des Weges geschunden haben."

Dem Landrichter entging nichts, er schwieg jedoch scheinbar zerstreut.

Eduard faltete wieder die Hände: „Eine Bitte hätt' ich noch aus christlicher Nächstenliebe. Wenn man den Jagg nicht ins Zuchthaus sperrte, sondern nur ein paar Jahre zum Militärdienst abgäbe!" —

Der Richter würdigte ihn keiner Antwort und sagte zum Gerichtsdiener: „Die Untersuchung ist schwierig genug; es kann sich nicht bloß um ein einfaches Vergehen, sondern um ein Verbrechen handeln. Jagg muß" — er ließ dabei einen Seitenblick auf Eduard gleiten — „jedenfalls verhaftet und nach Rattenberg geliefert werden; fahnden Sie daher auf ihn. Bis er zur Haft gebracht ist, setzen wir mit den Verhören aus."

Eduard lächelte, der Landrichter schien es nicht bemerkt zu haben, sondern stand auf und verabschiedete sich mit einer leichten Handbewegung. Der Vater ging an das Fenster und sah ihm nach, plötzlich wendete er sich zum Sohn: „Da kommt ja der Hochmair, vielleicht gar zu uns, jetzt heißt es aufpassen." Und es war so.

Hochmair erkundigte sich bei der Dienstmagd, ob der Kranke Besuch annehme, schon trat ihm aber Zangerl entgegen: „Das ist schön, daß Ihr endlich auch einmal Eurem Nachbar die Ehre gebt.“ —

„Führt mich zu Eduard.“

Man sah dem alten Hochmair den inneren Widerwillen an, mit dem er sich dem Kranken näherte. „Wollt Ihr nicht Platz nehmen, Nachbar?“ sagte Zangerl und schob geschäftig einen Stuhl hin, „sonst tragt Ihr uns ja, wie das alte Sprüchlein vermeldet, den Schlaf fort.“

„Ein gutes Gewissen,“ erwiderte Hochmair kurz, „ist stets ein gutes Ruhekissen. Ich bin da, um Euch zu sagen, wie leid es mir tut, daß ein Hochmair solchen Unfug verübt und Euch zu schwerem Schaden gebracht hat. Das darf auf unserer Familie nicht liegen bleiben; es geht mich zwar eigentlich nichts an, aber ich bezahle die Kur, die versäumte Arbeit und was der Gemeindeausschuß an Schmerzensgeld festsetzt.“

„O das können wir ja anders ausgleichen!“ sprach Zangerl rasch.

„Was macht Moidele?“ fragte Eduard. „Hat sie sich vom Schrecken erholt?“

Auf dem Gesicht Hochmairs lohte Zornglut, er preßte den Hut in der Faust und wandte sich zu Zangerl: „Habt Ihr verstanden, warum ich da war?“

„Ja,“ erwiderte dieser, „Geld haben wir selbst, doch Euer Besuch erfreut uns alle! Nehmt es meinem Buben nicht übel, wenn er dumme Streiche gemacht hat, er wird schon gescheiter.“

„Geb' es Gott! Doch das ist Eure Sache, Ihr habt

ihn erzogen und mußt die Früchte ernten. Lebt wohl!"

Er verließ das Zimmer. Abends erzählte Zangerl im Wirtshaus, wie beweglich Hochmair seinen Sohn um Verzeihung gebeten; dabei blinzelte er mit den Augen und schnalzte mit der Zunge: „Es wird noch ganz anders werden!"

*

Aber Jagg, der arme Jagg — gibt es denn für ihn gar keinen Trost? Lang sann er hin und her, doch es fiel ihm nichts Kluges ein. Sein Blick streifte die Kirche, das Tor stand weit offen, er ging hinein und kniete ganz hinten nieder, um sich bei der Mutter Gottes, an die er auch aus der Ferne stets sein Gebet gerichtet, Rates zu erholen. Die Stille wurde nur hier und da durch ein altes Weibchen unterbrochen, das den Kreuzweg murmelte und einige Tropfen Weihwasser sprengend, wieder hinaustrippelte. Da hörte er auf dem Platz reden: „Wenn sie ihn nur nicht hängen!" Er stürzte fort. „Fort, soweit mich die Füße tragen!" dachte er und stand — vor Hochmairs Haus. „O Moidele," seufzte er, und wie von Geißelhieben getroffen kehrte er um und schlug den Seitenweg ein, der zur Alm führte. Ehe ihn das Gebüsch aufnahm, schaute er noch einmal zurück und drückte den Hut tief in die Stirn. Bald wurde er müde, Angst und schnelle Bewegung lähmten ihn, er setzte sich vor der gesperrten Almhütte auf einen Stein und beschloß zu erwarten, was da kommen würde. Da stieg der Senner Wastl vom Dorf herauf, Tritt für Tritt, wie es bei diesen Leuten Brauch ist. Als er Jagg erblickte, nahm er die Pfeife aus dem Mund und schrie schon von weitem:

„Schau, daß du weiter kommst; der Scherg sucht dich überall, um dich einzustecken!"

Jagg sprang auf und starrte verzweifelnd ins Blaue: „Ist denn kein Gott, der mir hilft? Ich bin unschuldig."

Der Senner empfand Mitleiden. „Weißt was?" sagte er, „jetzt iß Nocken bei mir, und nachher wird's schon werden. Wenn du ein so gutes Gewissen hast, wie du redest, so ist es wohl das beste, du stellst dich selbst in Rattenberg, den Kopf werden sie dir nicht abreißen."

Jagg versank in stummes Brüten, unterdessen kochte der Senner und trug die dampfende Schüssel vor die Türe auf die Bank.

„Iß, Jagg," rief er freundlich und klopfte ihm auf die Schulter, „hast dir's überlegt?"

„Hart ist's, aber besser so, als ich ziehe in Ketten ein, gehetzt vom Hund des Schergen."

„Iß, du brauchst Kraft!"

Jagg griff zu, er hatte ja seit vierundzwanzig Stunden keinen Bissen genossen.

Nachdem er sich gesättigt, faßte er den Senner bei der Hand: „Vergelt dir's Gott, du hast mich nicht fortgestoßen und meinst doch vielleicht auch im stillen, ich sei — — schuldig."

Dem guten Wastl flossen dicke Zähren in den Bart: „Na, Jagg, du bist sonst alleweil ehrlich gewesen, da muß der Teufel sein Spiel haben. Schau, der Herrgott hilft dir gewiß, es wär' ja eine Schand' für ihn, wenn er dich stecken ließe. Soll ich dir das Moidele noch einmal grüßen?"

„Das trau' ich mir nicht, aber sag' ihr, ich lasse sie um ein frommes Vaterunser bitten." Er riß sich los und eilte ins Tal.

Der Landrichter war sichtlich erstaunt, als er sich ihm vorstellte und auf das bestimmteste bat, die Untersuchung schnell einzuleiten, damit er nicht mit einem Schandfleck auf der Welt herumlaufen müsse. Die Art und Weise, wie er die Querfragen des geübten Kriminalisten beantwortete, flößte diesem allsogleich eine günstige Meinung ein.

„Vorläufig," so endete er das Gespräch, „kann ich dir freilich nicht helfen, es lastet ein schwerer Verdacht auf dir und da muß ich dich, wie jeden Angeklagten, ins Gefängnis schicken, aber sei überzeugt, daß ich dir, sobald deine Unschuld, wie ich hoffe, klar wird, selbst das Tor öffne."

Jagg fühlte sich ermutigt und ging ruhig mit dem Gerichtsdiener, der ihn nach dem Beispiel des Richters mit Achtung behandelte und ihn in eine leere Zelle führte, um ihn nicht mit den Spitzbuben gewöhnlichen Schlages zusammenzusperren. Er betete, nachdem der schwere Riegel vor die Türe geschoben war, noch inbrünstig sein Abendgebet und legte sich dann auf das Stroh, wo er bald einschlief. Er lächelte im Schlummer, die Wände des Gefängnisses zerflossen, von heller Morgenröte beschienen leuchteten die Berge seiner Heimat, Hochmair trat freundlich grüßend aus dem Hause und führte ihm Moidele entgegen. —

Träume! —

Die Untersuchung zog sich einige Wochen hinaus, es mußten Verhöre eingeleitet werden, welche den Pro-

zeß nur mehr verwickelten, eine Gegenüberstellung von Jagg und Eduard ergab sich als unbedingt notwendig. Da letzterer geheilt war und wieder ausgehen konnte, sollte sie in einigen Tagen erfolgen.

Schon aus den Andeutungen des Landrichters konnte Jagg entnehmen, daß er vielleicht auch Moidele gegenüberstehen müsse, um sein Verhältnis zu ihr und die Vorgänge jener Nacht ins Klare zu setzen.

Jagg erblaßte zuerst, dann färbte Feuerröte sein Gesicht, das bereits die Spuren der Kerkerluft trug. Ein Sturm unklarer Gefühle erschütterte seine Brust. Endlich fand er Worte:

„Herr Landrichter," begann er stotternd, „wenn es möglich, erspart das dem Mädchen. Es ist zwischen uns nichts Unrechtes, weiß Gott! Nehmt mir darüber den Eid bei allen Höllenstrafen ab, fragt den Pater Magnus, er kann Euch mit meiner Erlaubnis die letzte Beicht' bis zur Absolution erzählen — da ist nichts Unrechtes zwischen uns. Das arme Moidele! Wenn sie ein Lotter nur anlachte, wurde sie verlegen und nun wollt Ihr noch dazu forschen . . ."

„Sei ruhig!" begütigte der Landrichter, „noch kann man es verschieben; verhört muß sie werden, allerdings, eine Gegenüberstellung ist jedoch nur dann nötig, wenn sich Eure Aussagen widersprechen."

Jaggs Züge überflog ein Strahl der Freude. „Sie wird die Wahrheit sagen," rief er aus, „gewiß, Herr Landrichter, und dann widersprechen wir uns nicht."

„Ich hätt gemeint, es wäre dir lieb, das Mädel wieder einmal zu sehen."

„Nein, nein!" unterbrach ihn Jagg rasch mit ab-

wehrender Gebärde, „jetzt nicht! Ich weiß zwar, daß sie so wahr die Sonne scheint, an meine Unschuld glaubt, vors Aug' will ich ihr aber erst treten, wenn ich völlig freigesprochen bin. Braucht das noch lang?"

„Ich werde die Angelegenheit tunlichst beschleunigen," sprach der Landrichter, „vertraue der Gerechtigkeit!"

Jagg wurde ins Gefängnis zurückgeführt.

Dort quälten ihn allerlei Bedenken, sein Verhältnis zu Moidele war so schwankend und Eduard — — unwillig trat er ans Gitter, der Abendstern strahlte mild und ruhig auf ihn herab wie das Auge der Vorsehung, alle Zweifel zerflossen, er bat dem Mädchen im tiefsten Herzen ab, daß er es mit einem solchen Burschen in Verbindung zu bringen gewagt, es war als flüsterte ihm eine innere Stimme zu: Alles wird noch gut!

So verging die Woche.

Da erfolgte plötzlich eine unerwartete Wendung seines Schicksals. Am Vorabend des für die Gegenüberstellung mit Eduard angesetzten Tages klopfte es an der Türe des Richters, der in voller Behaglichkeit den Kaffee zu einem Pfeiflein schlürfte. Unwillig über die Störung rief er „Herein!" —

Es war Hois, der ihn überraschte. „Nichts für ungut, Herr Landrichter, die Gerechtigkeit gegen einen schuldlosen Menschen geht über den Kaffee. Ihr kennt mich; hab' Euch oft schon Holz geliefert und wir beide waren stets miteinander zufrieden; daß ich ein Schulkamerad von Jagg bin, wißt Ihr vielleicht auch, seinetwegen habe ich Euch, weil die Kanzlei schon gesperrt ist, hier aufgestöbert. Das ist eine schreckliche Geschichte!

Vorgestern hab' ich sie zu Hall auf dem Markt von einem Allbacher gehört, ganz genau und umständlich mußte er mir alles erzählen, früher ließ ich ihn nicht los. Drauf bin ich schnell zum Aichinger, der war ganz verwundert, daß ein so braver und ruhiger Bursch sich auf solche Art sollte vergangen haben. Als ich das Schiffbeil erwähnte, lief er in Jaggs Kammer, brachte es zurück und legte es vor mich mit den Worten: ‚Da ist's, da hat Eduard gelogen.' Ich nahm das Beil mit, hier übergeb' ich es Euch. Jagg ist aber unschuldig; ich kann's Euch beweisen, wenn Ihr mich anders für ehrlich haltet. Wie sie den Eduard am Kirchtag beim Wirt hinausgefußelt haben, ist er vom Brunnen in ein Schnapshäusel und hat sich dort angesoffen, wie eine Kanone. Das weiß der Branntweinbrenner. Von dort ist er fort und hat das Spektakel beim Hochmair aufgeführt. Den Jagg haben er und seine Gehilfen freilich richtig erkannt, sind auch deswegen, weil sie trotz dem Rausch Schläge fürchteten, eiligst davongelaufen. Was der Jagg getan hat, kann er Euch selbst berichten, hat es wahrscheinlich schon gebeichtet; was der Eduard getan hat, weiß ich. Mein Häusel liegt, wie Ihr wißt, ober dem von Zangerl. Ich war durch einen Brief nach Hall geladen, dort mit dem Amt wegen Triftholz abzurechnen; um jedoch zeitlich einzutreffen, entschloß ich mich, noch bei Nacht bis Straß zu gehen. Auf dem Wege traf ich Eduard, der Mond schien so hell, daß ich ihn erkannte, wie jetzt Euch; — da mir jedoch um ein Gespräch mit dem Lumpen nichts war, stellte ich mich in den Schatten des Ahornbaumes unweit der Mur. Er schwargelte vorbei, hie und da einen lauten Fluch

ausstoßend, wenn ihm ein Stein nicht auswich. Nun merkt auf. Ich hab' ihn gesehen, etwa hundert Schritt von der Mur, über die ein zwar breiter Steg, aber ohne Geländer führt. Wo er sich die Schramme geholt hat? Auch das kann ich sagen. Er ist über den Steg in die Mur gepurzelt, an eine Felsenkante gestoßen, das Gesicht hat ihm die Schlehenstaude, welche dort unter anderen Büschen steht, zerkratzt. Das ist mir gleich eingefallen und ich bin, um noch andere Zeugnisse zu erlangen, spornstreichs in das Allbach gerannt, dort hab' ich den Schullehrer und Pfarrer mitgenommen. — Ich meinte nämlich, Eduard muß beim Fall das Gewand zerrissen haben und dann hängt gewiß an den Dornen noch ein Fetzen. Da ist noch mehr, — sein Rock. Kotig und vom Regen zerwaschen hing er zwischen den Zweigen. Ganz Allbach kann nun darauf schwören, daß er diesen Rock am Kirchtag funkelneu trug; hier bestätigen der Pfarrer und der Schullehrer schriftlich, wo und wie sie ihn mit mir entdeckt. Die Urlauber sagen, er sei in Hemdsärmeln über die Leiter gestiegen, und beim Davonrennen habe er den Rock über die Achsel geworfen. So und nicht anders taumelte er an mir vorbei. Ich bin schnell bergab gegangen, allerdings kam es mir vor, als schreie jemand hinter mir, wahrscheinlich tat er's aus Schmerz beim Fall in die Mur; ich hab' darauf nicht länger acht geben und könnt' es just nicht beschwören. Das gehört aber nicht her; so viel ist gewiß, Jagg ist unschuldig und Ihr müßt ihn als rechtliche Obrigkeit noch heute auf freien Fuß stellen, noch heut', diesen Augenblick!" —

Der Landrichter, der ihm ruhig zugehört, schob die

Brille auf die Stirn, musterte Beil und Rock, las das mitgebrachte Zeugnis, klingelte dem Gerichtsdiener und befahl ihm, Jagg zu holen.

„Du bist frei!" Der Landrichter konnte ihm keinen besseren Gruß bieten.

„Frei?" fragte Jagg zweifelnd.

„Ja frei!" schrie Hois jauchzend, „jetzt laufen wir ins Allbach."

„Eins versprecht ihr mir an Eidesstatt," unterbrach sie der Richter, „daß ihr Eduard, wenn ihr ihn zufällig trefft, von dem Vorgefallenen kein Wörtlein sagt. Der Gerichtsdiener holt ihn noch heut', oder noch besser, ihr bleibt bei mir, bis dieser fertig ist." — Er schellte zweimal mit der Glocke und befahl der Magd: „Bring Wein und Brot!" Dann schenkte er drei Gläser ein, erhob das seine und sprach zu Jagg: „Ich habe einen ähnlichen Ausgang der Untersuchung stets erwartet; Gott sei Dank, es geschah früher als ich hoffte, du sollst leben!" Sie stießen an.

„Und ich laß das Moidele leben und den Jagg daneben!" rief Hois. Jagg errötete.

„Einverstanden!" sagte lächelnd der Richter, „obwohl nichts davon in den Akten steht."

Der Gerichtsdiener erschien mit dem schwarzzottigen Fanghunde; nachdem er vom Richter Auftrag empfangen, verabschiedeten sie sich, Jagg mit herzlichem Danke.

Seit der Zeit, daß Jagg einlag, hatte sich der Charakter der Landschaft wesentlich umgestimmt. Ueber Nacht war nach einem heftigen Wetter auf die Berge Schnee gefallen, der durch die schweren, nur stellenweise

vom Ostwind zerrissenen Wolken herablugte und den Beginn des Herbstes verkündete. Jagg gedachte mit Wehmut der schönen verlorenen Stunden, insbesondere als mehrere Herden, die von den Hochalpen bereits abgezogen waren, an ihm vorüberschritten. Sein lustiger Genosse Hois jauchzte ein paarmal hell auf; ein Senner, der etliche Ziegen vom Berg herab trieb, antwortete in die Wette. Da Jagg immer schwieg und der Gerichtsdiener, überhaupt ein einsilbiger Gesell, jedem Burschen unter den Hut guckte, ob er nicht Eduard sei, verstummte auch er endlich und so gingen sie hinter oder, wenn es die Breite des Weges erlaubte, neben einander, ohne sich viel durch gegenseitige Ansprache zu behelligen. Als der Pfad wieder ebener zu verlaufen begann und die Anstrengung des Atmens geringer wurde, näherte sich Hois dem Jagg und fragte ihn: „Hast du schon einen Vorsatz für heut' abends gemacht?"

„Eigentlich weiß ich noch nicht, was ich beginnen soll."

„Hör' meinen Rat und tu' nachher wie du willst. Moidele ist aus Verdruß an der ganzen Geschichte auf das Niederleger gezogen. Die Haut hat mir recht erbarmt, wenn sie mit blassen Wangen in die Frühmesse huschte und an den Zäunen hin ängstlich jedem Menschen auswich. Das half freilich nichts gegen die Leute, wie sie dir aus Bosheit oder Neugier ins Herz bohren: eine oder die andere Klatsch schlich in ihre Kammer und sagte unter dem Schein des Bedauerns das Schlechteste über dich, bis endlich der alte Hochmair mit dem Geschmeiß über die Stiege fuhr. Der hat mit niemand über die Sache geredt, wie's so seine Art,

wenn ihn etwas recht tief getroffen. Das arme Moidele! Ihre Mutter ist tot, bei der sie sich hätt' ausweinen mögen, aber wart' nur — — — wisch' dir die Augen mit dem Aermel, — — — was wollte ich eigentlich sagen? — — Ja vom Niederleger hab' ich gegackelt; das ist heut' vermutlich eingeschneit, Moidele triffst du aber dennoch, sie stieg schwerlich herab: bis Michaelis haben wir noch zwei Wochen, der Schnee zerrinnt beim ersten Sonnenstrahl und dann kann das Vieh wieder weiden. Ich meine, du wagst heut noch den kurzen Weg und suchst sie auf. Indes kehr' ich beim Hochmair ein und trage ihm die Sache vor, dann mag er sich bis morgen besinnen und sein Unrecht ausgleichen."

„Ich hätt' in diesem Fall wohl auch nicht anders gehandelt, als er!"

„Schwerlich, obwohl du jung bist. Warum ist er stets oben aus? Er muß die Unbill gut machen."

„Ueberlassen wir das ihm, hintennach trifft er auch hier das Rechte. Er hat sonst an mir getan wie ein Vater, soll ich ihn jetzt verklagen? Soll ich Moidele einen Verdruß machen?"

„Ich hab' schon anfangs gesagt: Tu' wie du willst! Wir sind hier am Scheidewege."

„Hois, danken tu' ich dir dann, wenn du mich brauchst!" sagte Jagg stehen bleibend mit tiefer Rührung.

„Hättest an mir auch nicht schlechter gehandelt," erwiderte Hois. „So, jetzt behüt' Gott bis morgen."

Er schritt mit dem Gerichtsdiener vorwärts, bald hatten sie Hochmairs Haus erreicht. „Und läg' er zu

tiefst im Bette, heut' müßt er noch heraus!" sagte Hois und klopfte. Das Fenster des Ganges erhellte sich, Hochmair schob den Riegel zurück und leuchtete in das Dunkel hinaus. „Gut, daß du noch angelegt bist," rief Hois, „wir haben wichtiges zu verhandeln. Behüt' Gott, Gerichtsdiener! schau, daß du den Lumpen kriegst!"

Die Türe fiel hinter beiden Bauern ins Schloß. Hois erzählte nun dem staunenden Alten, was wir bereits weitläufig wissen. „Ja, so ist's!" rief er, als jener noch immer stumm dasaß, horchend vorgebeugt, um ja kein Wort zu verlieren.

Endlich stand Hochmair auf und ging, ohne ein Wort zu sagen, auf den Hausgang. „Es schneit nicht!" rief er in die Stube zurück, „begleit' mich, Hois, ich steige zum Niederleger. Mit dem Schlaf ist es heut' doch nichts mehr, ich will Jagg, dem ich so wüst begegnet, heut' noch sehen, ich bin sein Vetter und er muß mir's verzeihen." Ohne auf eine Erwiderung zu warten, ergriff er den Stock.

Hois kannte ihn zu gut, um Einsprache zu erheben. „Nimm doch wenigstens Kienspäne mit, daß wir in der Dunkelheit nicht an alle Bäume rennen!" war die einzige Bemerkung, die er sich erlaubte.

Hochmair brachte ein Bündel aus der Küche, bald flammte eine mächtige Fackel und erhellte ihren Pfad. Sie mochten noch ungefähr eine Viertelstunde von der Alpe entfernt sein, als Eduard den Bergpfad herabrannte, stets Kreuze schlagend und schreiend: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn." Er hielt einen Augenblick vor beiden still und rief: „Kehrt um, kehrt

schleunig um, der Teufel hat das Moidele geholt." Ohne einer Frage stand zu halten, eilte er fort.

Der Alte beschleunigte den Schritt, soviel es seine Beine vermochten, — wie sollte er sich diesen Auftritt reimen?

„Das böse Gewissen jagt ihn!" meinte Hois. „Nur zu, wenn er auch nicht dem Teufel in den Rachen, läuft er doch dem Schergen ins Garn!"

*

Gehen wir voraus und sehen, was auf der Alm geschieht; der Alte wird, wie die guten Väter im Lustspiel, schon zu rechter Zeit eintreffen, wenn man ihn braucht. Jagg, ein tüchtiger Bergsteiger, hatte die Hütte bald erreicht; er horchte, ehe er nach der Klinke griff, erst an der Tür, wer etwa drinnen sei. Verschiedene Stimmen redeten durcheinander, er mochte nicht eintreten, und stieg daher auf das Dach, das, wie bei Almhütten nicht selten, an einer Seite fast zum Boden niederhing, um durch die Luke, welche die Stelle des Rauchfanges einnahm, alles zu beobachten. Es war ein Heimgarten versammelt; im Freien konnte man nicht aushalten, so hatten sich Senner und Dirnen aus den umliegenden Almen um ein Feuer gelagert, das von Zeit zu Zeit aufflackernd die rußige Hütte mit einem rötlichen Schein erfüllte. Moidele saß seitab, sie nahm am Gespräch nur teil, wenn sich jemand unmittelbar an sie wendete.

Die Tür ächzte in den rostigen Angeln, Eduard steckte lauernd den Kopf herein. „Sehr schön," sprach er, „daß ich euch alle hier antreffe!" und ging von ein

paar Knechten gefolgt zur Feuergrube. Da ihm niemand Platz machte, verbeugte er sich vor Moidele: „Ist es erlaubt, an der Gesellschaft teilzunehmen?"

Sie erwiderte scheinbar gleichgültig: „Du kommst mit andern, vom Heimgarten ist niemand ausgeschlossen, der gern gesehen zu sein glaubt."

Ein Knecht schob eine Bank vor, Eduard setzte sich so, daß er Moidele im Auge hatte, diese tat jedoch, als wolle sie etwas holen, und änderte den Platz. Bald war das Gespräch wieder in vollem Gange. Nachdem das Vieh vom Schafe bis zum Stier abgewandelt und der Almnutzen, den heuer jeder Bauer in Aussicht habe, mit vollster Genauigkeit gewogen war — nämlich auf den Zungen — kam man allmählich auf den in solchen Kreisen beliebtesten Gegenstand: die Gespenstergeschichten. Eduard witzelte hie und da: man sah es jedoch dem rohen, nur gefirnißten Burschen an, daß ihm nicht ganz wohl war, wenn irgend etwas gar zu Gruseliges mitgeteilt wurde.

Wastl war fort, die Kühe zu melken, jetzt kehrte er zurück und nahm seinen Platz hinter dem großen Molkenkessel ein. „Einen Alberer hab' ich gesehen, grad' — jetzt!" begann er. „Wie ein brennender Besen ist er durch die Luft gefahren dem Grateleck zu."

„Das ist der rechte Platz," fügte ein anderer bei, „heut' Donnerstag, da haben die Hexen einen Tanz!"

„Da hätt' er uns einladen können!" bemerkte Eduard spöttisch.

„Wo der Alberer seinen Spuk treibt, ist der Teufel auch nicht weit!" unterbrach ihn Wastl unwillig. „Schau nur, daß er dich nicht einmal beim Frack kriegt.

Wärst eigentlich gut oder schlecht genug dafür. Uebrigens ist das ein Zeichen, daß wir bald abtreiben müssen, sonst schaut er uns, wie's oft schon geschehen, beim Dach herein."

„Beim Dach?" spöttelte Eduard, und hob unwillkürlich den Blick gegen die Luke. „Jesus, Maria und Joseph!" schrie er, „da ist er ja!" und sprang erschreckt auf. Durch die Dachluke starrte ein bärtiges Antlitz in der ungewissen Beleuchtung des Feuers mit funkelnden Augen herab. Alles rannte entsetzt durcheinander. Jagg wollte sich zurückziehen, glitschte aus und plumpste in einer Wolke Schindel und Schnee herab, daß die Flamme prasselnd aufschlug. Die Anwesenden sprangen voll Entsetzen zur Tür hinaus, daß einer über den andern in den Kot kugelte, nur Moidele, das den Unglücklichen erkannt hatte, blieb stehen. Er richtete sich auf, das Mädchen maß ihn von oben bis unten mit einem zornigen, vorwurfsvollen Blick.

Er hielt ihn ruhig aus: „Moidele," sagte er langsam, „ich bin freigesprochen!" —

Sie begann heftig zu zittern.

„Moidele!" rief er aus tiefster Brust; er blickte sie innig an und breitete unwillkürlich die Arme aus. Sie sank an sein Herz.

Vor der offenen Türe stand aber Hochmair schon eine Weile in der Dunkelheit, unbeachtet vom überglücklichen Paare, das alles ringsum vergessen hatte. Endlich trat er ein: „Jagg, ich hab' dich tief gekränkt, verzeih' mir's; du weißt selbst, oft meint man's recht und trifft's schlecht. Uebrigens hast du das Moidele

schon genug ins Gered' gebracht, ich hab' nichts dagegen, wenn ihr noch vor Kathrein heiratet."

An der Tür drängte sich indessen Kopf an Kopf, die Gesellschaft hatte sich vom ersten Schrecken erholt und wollte nun sehen, was denn der Teufel eigentlich mit Moidele, die stets ein braves, frommes Diendl gewesen, zu verhandeln habe. Wie erstaunten sie, als sie Hochmair und Moidele noch dazu mit einem Bräutigam, der aus den Wolken gefallen war, im freundlichsten Gespräche bemerkten.

Hochmair wendete sich gegen die Türe: „Seid alle zur Hochzeit geladen, aber kommt fein gewiß."

*

Mittagsessen und Erzählung sind zu Ende, der Leser weiß nun, wie sich Jagg und Moidele kriegten, er erlaubt mir gewiß gern, das Stündchen, wo die Sonne am stärksten glüht, im Anger auf dem weichen Klee zu verduseln.

Gegen drei Uhr stand ich auf, es galt einen Entschluß für die Fortsetzung der Reise zu fassen. Ich überschaute von einem Vorsprung die Gegend, das Hochgebirg' war noch unwegsam, und es blieb daher nichts anderes übrig, als den Rückweg in das Inntal anzutreten. Als ich wieder auf die Bank vor der Tür zurückkehrte, näherte sich ein Mann, dessen Tracht mir sogleich auffiel: eine Musterkarte abgelegter Kleider aus verschiedenen Epochen. Auf dem Kopfe trug er einen ruppigen Seidenhut, zerknittert und verbogen, daß ihn ein Darsteller des Lumpazivagabundus hätte beneiden mögen. Die Locken waren an den magern

Schläfen aufgedreht, um den Hals schlang sich ein schottisches, gewürfeltes Tuch, an dem herabhängende Fetzen die Fransen vorstellten. Der Oberleib steckte in einem kurzschößigen, schwarzen Frack voll Schmalzflecken, die Löcher am Ellbogen mit Stücken braunen Lodens zugeplezt. Die breitgeschnittene Weste, in welcher ein welkes Vorhemdchen schlotterte, konnte als Farbenrebus gelten oder auch als kolorierte Karte von Deutschland, wie sie mit ihren Flecken einen armen Schulbuben in Verzweiflung bringt; von den Unaussprechlichen wollen auch wir schweigen. In einem Korb trug er Holzstäbe und Drahtschlingen. Es war der Mausfänger der Gemeinde.

„Kommt Ihr von außen?" fragte er, höflich den Hut abnehmend.

„Ja!"

„Wie steht denn der Kurs?"

„Etwa 127!"

„Teufel, da wär' was zu machen!" murmelte er und ging ohne ein Wort zu verlieren, jedoch mit dem Hut höflich grüßend, in einen Anger, wo er die Fallen stellte.

Die Wirtin brachte den Kaffee.

„Warum will denn der Mensch den Kurs wissen?" fragte ich sie. „Er sieht gar nicht einem Bankier gleich."

„Oh!" erwiderte sie lachend, „hat er Euch auch belästigt? Das ist der Zangerl Eduard, von dem Ihr gehört habt. Er mußte damals wegen Verleumdung lang sitzen; als er auskam, trieb er's ärger als zuvor. Nachdem sein Vater bald darauf gestorben war, ver-

putzte er das Gut bis auf den letzten Grasbüschel, und führte sich so schlecht auf, daß ihn das Gericht endlich zum Militär ablieferte. Der Unterjäger klopfte das Tuch so lange mit dem Haslinger, bis endlich etwas daraus wurde. Nachdem er ausgedient hatte, kehrte er in das Tal zurück, aber was beißen? Es mochte ihn, obgleich er jetzt gern arbeiten wollte, niemand dingen, da erbarmte sich der Jagg seiner, und setzte es durch, daß er zum Mausfänger bestellt wurde. Nebenbei flicht er Vogelhäuschen, führt Fremde oder trägt Jochblumen auf den Bahnhof; er hat schon zu leben und jetzt kann ihm eigentlich niemand was Unrechtes nachsagen. Kommt man zufällig — Vorwürfe macht ihm niemand — auf die alte Zeit zu reden, so lacht er, und bringt das Sprüchlein:

All's vertan vor deinem End',
Ist das beste Testament.

Uebrigens hat er den Unform, jeden, der vom Tal heimkommt, um den Kurs zu fragen — es ist eben noch alte Gewohnheit, wenn es ihm auch nichts nützt."

„Wer ist denn aber eigentlich der Hois?"

„Unser Bote, den im Unterland ein und aus jeder Mensch kennt!"

„Und der Nothelfer aller Verliebten!" setzte die Kellnerin bei, welche sich indes zu uns gesellt hatte.

„Ja, wenn sie brav sind, merk' dir's, Diendl!" sagte die Wirtin mit einem Seitenblick.

„Aber wie ist er denn zu dieser Anstellung gekommen?" forscht vielleicht eine neugierige Leserin.

Durch Blut und Tränen! Das kann ich aber heute

nicht mehr mitteilen, weil es zu lang wäre, nur will ich jenen, die ihn vielleicht als Nothelfer auffsuchen möchten, sein Häuschen zeigen. Es steht dort am grünen Rain, aus braunem Holz gezimmert. Alles ist so licht, hell und reinlich darin, als hätte hier nie das Elend gewohnt — und doch!! —

Die Sonne hatte sich, während wir plauderten, tiefer geneigt, ich dankte der Wirtin und bezahlte der Kellnerin die kleine Zeche. Bergab ging es schnell, ich erreichte den Fahrweg bei Reit, als die letzten Strahlen der Sonne aus den Wellen des Inns spiegelten. Ich untersuchte noch eilig einige Gräben, die ähnlich den Dollinen Istriens in den Wiesen eingesunken waren. Eine derselben erfüllte bereits ein kleiner See. Es waren Gipsschlotten. Das Wasser hatte das Gestein aufgelöst und fortgeschwemmt, da brach denn die Wölbung zusammen und bildete die Höhlungen.

Die Dämmerung sank in das Tal, während hoch auf dem Sonnenwendjoche die Heidenjungfrau, welche dort den Thron hat, ihre rosigen Wolkenschleier wob.

Ueber die Brücke auf das linke Innufer! Schon zieht der Bahnwächter das Signal auf. Durch die Nacht braust das dämonische Dampfroß mit den zwei Feueraugen heran.

Auf Wiedersehen im Achental!

In der Wildnis

Noch vor wenig Jahren sah man auf der Straße von Kreuth nach Achenkirch oft wochenlang kein anderes Fuhrwerk, als die breiten Wägen mit großen Bastkörben, worin man Kohlen zum Hochofen in Jenbach lieferte. Hier und da zog ein verirrter Handwerksbursch fechtend von einem abgelegenen Bauernhof zum andern, unbehelligt von der Gendarmerie, die damals statt der Strolche harmlose Wanderer belästigte, die sich vor den weithin glänzenden Pickelhauben nicht ins Gebüsch schlugen.

Jetzt ist es anders geworden. Elegante Equipagen rollen im Sommer vorüber, Schwärme von Touristen, den Plaid um die Schulter, trotten daher und bemühen sich, älplerisches Jodeln mit kreischender Kehle nachzuäffen. In die waldigen Seitentäler verliert sich freilich durch die blauen und grünen Schleier der Ladies selten ein Blick, viel weniger ein Fuß, Bädeker hat ja keinen Stern dafür und in einer schmutzigen Kaser oder gar auf einem Haufen abgefallenen Laubes zu übernachten, wie ungemütlich!

Ich danke jedoch Gott stets, daß es noch Winkel gibt, wohin sich der Troß moderner Naturbeschnüffler

nicht verkäuft, um Langweile loszuwerden. Lobt nur den Natursinn der Neuzeit, als ob sich die Natur von einem bißchen Sentimentalität oder blöder Neugier ausspähen ließe, als ob das Hochgebirge vor jedem, der imstande ist, eine kurze Visite zu bezahlen, die Schleier seiner verborgenen Majestät lüftete. Das ist gerade wie mit der Popularität der Naturwissenschaften: auch da begnügen sich die meisten mit etlichen Phrasen ohne Anschauung, mit oberflächlichen Begriffen ohne Tiefe, mit dem Hokuspokus eines schimmernden Experiments, das ihnen als galanter Taschenspieler ein Professor im Salon vormacht: die Wissenschaft bleibt ihnen ein Buch mit sieben Siegeln.

So lade ich euch ein auf die Fahrt in die Wildnis: ein Stückchen Speck, Brot und Käse ist alles, was ich euch zur blühenden Kresse am lautern Quell bieten kann, vielleicht winkt uns — eine räucherige Branntweinhütte, wo irgend ein Kerl Schnaps aus Enzianwurzeln und allerlei Beeren destilliert. Meist ist es ein Senner, dessen Kraft das Alter schwächte, so daß er den schweren Dienst bei der Herde nicht mehr verrichten kann; blühen die Almrosen, so erwacht bei ihm die Sehnsucht nach dem Gebirg, er holt Pickel und Kraxe vom Dachboden, steigt in die Höhe und gräbt Wurzeln, aus denen er im Herbst sein Lebenselixir braut.

Wir schreiten am Abhang zwischen den Tannen hin und treten an den Rand einer Runse. „Aufg'schaut!" hallt hoch herab ein Warnungsruf, und sausend im Sturm fliegen vor uns die entrindeten Baumstämme in den Abgrund, wo der Bach braust, der durch eine

Klause geschwellt im Herbst das Holz der Isar zuführt.

Was für ein lauschiges Plätzchen! Unter dem Schatten einer breitästigen Buche sickert ein Brünnlein hervor, das klare Wasser träufelt für Durstige durch ein Rohr von Birkenrinde, am Rande duftet die rötliche Moosprimel und das weiße Wintergrün, goldene Lichter zittern über einen Tannenstamm, der lang ausgestreckt wie ein Riese vielleicht vor hundert Jahren vom Sturm niedergeworfen wurde. Er dient zur Unterlage reichen Lebens, aus jeder Ritze sprosst die schlanke Simse, der rote Quendel und die blaue Glockenblume, sie ringen mit dem breitlappigen Leberkraut und der Strunkflechte, die trotzig das scharlachene Käppchen hebt, um den Platz.

Die Fichtennadeln knistern — — vielleicht die Waldfee der Romantik — — wir schauen um, da steht ein Wilderer, das Gewehr schußfertig im Arm starrt er uns an. Er überzeugt sich, daß wir ihm nicht gefährlich sind, und nimmt ruhig neben uns Platz. Wilddieberei hält in den Alpen niemand für ehrlos, im Gegenteil, um die Gunst des Raubschützen buhlen die rechtschaffensten Bursche und saubersten Mädchen. Hirsch und Reh hat Gott für alle erschaffen, wie das Wasser; wer sie schießt, braucht sein natürliches Recht, das ihm weder Kaiser noch König legen darf. Zudem sind die Wilderer keine Vagabunden, die auf den Ertrag ihres Stutzens angewiesen, weder Heimat noch Geld besitzen, sondern meist vermögliche Bauern. Bisweilen schießen sich lustige Tirolerbuben in bayerischen Forsten ein Taschengeld heraus, das im Wirtshaus ver-

klopft wird. Wie bei vielen die Neigung zum Spiele, wächst beim Wilderer die Jagdlust zur Leidenschaft: haltet die Schwalbe, wenn sie im Herbst ziehen will, haltet jenen, sobald sich das Laub bräunt! Er weiß, wie das gefährliche Vergnügen enden kann: mit Zuchthaus oder Tod!

Mancher hat Weib und Kindern behüt Gott gesagt, aber nicht mehr grüß Gott; seine Knochen bleichen an einer Wand; der Jäger, welcher ihn herabschoß, hat ihn unter dem Schutt eingescharrt und ein kleines Kreuz aus Holzspänen darauf gesetzt, um das bald Gemskresse und Jochvergißmeinnicht sproßt. Mancher kehrt heim, aber nicht mehr als der lustige Bursch, wie er ausgezogen: sein Gesicht trägt die unleugbaren Spuren von Gewissensqual, er irrt schwermütig herum und unternimmt schließlich eine lange Wallfahrt, um sich vor einem wundertätigen Gnadenbild lossprechen zu lassen und einen Ablaß zu holen. Seinem Blei fiel vielleicht ein Jäger.

Diese furchtbaren Kämpfe erfolgen lautlos, der Ueberwinder begräbt den Ermordeten und redet so wenig als möglich von der Sache. Wer frägt auch nach? Den Hinterbliebenen erzählt man: der Vermißte stürzte von einem Felsen, daß kein Beinchen beim andern blieb; es werden Messen gelesen, Senner und Jäger meiden den unheimlichen Ort und bald verklingt auch die düstere Sage.

Der Pfad müht sich an einem steilen Gehänge empor; auf einer Schutthalde, die vom Kar niederfließt, kollert ein Steinchen . . . Aufg'schaut! . . .

Hinter einem Block wird ein Kopf sichtbar, ein

greller Pfiff . . . du bleibst betroffen stehen, da erschallt lustiges Gelächter, ein Schwarm Schwärzer, große Ballen auf dem Rücken, bricht aus dem Versteck und schreitet rüstig vorwärts.

„Wir haben Euch für einen Finanzler gehalten!" sagt einer.

„Gut für Euch, daß Ihr keiner seid!" fügt ein anderer bei, „wir hätten sonst — doch habt Ihr keine Patrouille gespürt?"

Du verneinst es und bald sind die trotzigen Gesellen hinter einer Ecke verschwunden.

Auch dieses Gewerbe gilt nicht als schmachvoll, oft wirft es reichen Gewinn ab. Wer möchte sich sonst demselben widmen! So mancher Schwärzer geht schmählich zugrund: der gleitet am Schrofen aus, den reißt eine Lawine herab, jenen trifft die Kugel eines Zöllners, ein anderer wird gefangen und ins Strafarbeitshaus gesteckt.

Dafür macht sich keiner ein Gewissen, Grenzjäger zu necken und zu schädigen. So stieg einst ein berüchtigter Schwärzer gerade zum Hinterhalt der Patrouille herab. Wie jubelten die armen Teufel, als er scheinbar unbesorgt mit dem schweren Pack in die Schlinge lief! Die Prozente vom Fang überrechnend, stürzten sie von allen Seiten hervor:

„Haben wir dich endlich, Spitzbub!"

„Nu, was denn?" erwiderte dieser unbefangen, „ich habe ja nur Wespen."

Das glaubte begreiflicherweise keiner, sie rissen ihm den Sack von der Schulter, öffneten: die gereizten Tiere flogen ihnen wütend ins Gesicht, daß sie mit ge-

schwollenen Köpfen abfahren mußten, ohne dem Schelm, der beiseite gesprungen war, etwas anhaben zu können.

Mit Wespenstichen geht es jedoch nicht immer ab. Im Karwendel ist an einer Esche eine Tafel angenagelt, zur Erinnerung für einen verunglückten Beamten. Schmuggler hatten ihn überfallen und nackt mit den Füßen über einem Ameisenhaufen aufgehängt, so daß er unter furchtbaren Qualen zu Tode zappeln mußte.

Solche grauenvolle Szenen steigen in dieser Felsenöde aus dem Schoße uralter Wälder vor dem Geist des kundigen Besuchers empor; — traurige Bilder menschlicher Zwietracht, vor denen das herrliche Wort des Dichters: „Auf den Bergen wohnt die Freiheit, auf den Bergen wohnt das Glück!" verstummt.

Diese Wildnis reicht östlich von Tierberg bei Kufstein bis Reutte; von den Gräten, welche südlich auf den Inn herabschauen, bis in die bayerischen Vorberge: die Länge beträgt ungefähr sechzehn Meilen, die Breite durchschnittlich fünf.

Ihr Gebiet durchbrechen mehrere der berühmtesten Alpenpässe; wir erwähnen Ehrenberg, Scharnitz, Achental, Stellen, deren zerfallene Schanzen der Schimmer geschichtlicher Erinnerung verklärt. Ich habe auf diesem Gebiet manche schöne Stunde verbracht; diesesmal bleiben wir in der Nähe von Achental.

I.

Stanis.

Rechts vom Bade Kreuth erhebt sich ein steiler Kegel über waldige Vorberge. Droben lauert Stanis,

wie von einer Warte die verschlungenen Pfade überblickend, die sich tief drunten von der Straße abzweigen und durch das Gebüsch winden. Zu seinen Füßen liegt ein Gemsbock, er hat ihn bereits aufgebrochen und die Eingeweide hinabgeschleudert, vorher jedoch ein Stückchen von der rohen Leber mit Salz verzehrt, um den Kopf schwindelfrei zu machen. Die Vorderfüße sind unter den Sehnen der Hinterfüße durchgezogen, daß er das Wild schnell und bequem um den Hals über den Rücken hängen kann. Stanis ist von kurzem, gedrungenem Körperbau mit breiter, hochgewölbter Brust, über dem linken Ohr sitzt keck das grüne Hütchen mit dem Spielhahnstoß und beschattet das scharfe graue Auge; die gebogene Nase springt zwischen den magern Wangen, welche kaum der erste Flaum umsäumt, bestimmt und fest hervor, Lächeln umspielt den wohlgeformten Mund mit trotzig aufgeworfener Unterlippe, die stark entwickelten Kiefer deuten auf Härte und Entschlossenheit. Eine graue Joppe, graue Hosen und Strümpfe, über denen das nackte, von biegsamen Sehnen umflochtene Knie hervorragt, vollenden den Anzug. Wenn er sich nicht rührte, möchte man ihn wohl für ein Stück Fels halten.

Stanis war ein berüchtigter Wildschütz. Die bayerischen Jäger behaupteten, er sei kugelfest und könne, wenn man ihn dränge, in den Felsen verschwinden. Freilich tat es ihm keiner im Klettern gleich; wie eine Fliege über eine senkrechte Wand läuft, entrann er über die Schrofen, wenn er nur eine Finger oder einen Nagel der schwerenBergschuhe einhacken konnte. Bisweilen nahm er ein Hündlein mit; das arme Tier vermochte

ihm nicht zu folgen, da steckte er es in den Schnappsack und trug es über die kahlen Felsen. Der zweitgeborene Sohn eines reichen Bauern im Unterlande, zog er es vor, den ganzen Herbst zu wildern, anstatt Garben zu schneiden und Korn zu dreschen. Schon lange hatten ihn die Bayern auf dem Strich, ja es war sogar ein Preis auf seine Einlieferung gesetzt; das kümmerte ihn aber wenig, er war frech genug, nachts vor den Fenstern der Jäger Trutzliedel zu singen; am Sonntage ging er wohl auch in Tegernsee zur Kirche, wobei man ihm, da er harmlos ohne Waffen erschien, nichts anhaben durfte. Im Wirtshaus versuchten es einmal fünf Jäger, ihn durch Sticheleien zu reizen, er lächelte nur bisweilen und trank ruhig sein Bier. Da wagte es einer, trat ihm auf den Fuß und stieß seinen Stuhl fast um — nun sprang Stanis auf wie eine Stahlfeder, zeichnete den Kecken mit seinem Schlagringe und warf die andern, welche ihm zu Hilfe eilten, durch Tür und Fenster hinaus. DieRauferei dauerte keine fünf Minuten; seitdem ließ es sich niemand mehr beifallen, mit Stanis anzubinden.

Nur ein Gegner lebte, dem auch er auswich, und dieser kletterte jetzt über den steilen Pfad heran. Es war der Förster Peter Auer; der Schuß, mit dem Stanis die Gemse erlegt, hatte ihn angereizt, den Wilderer zu suchen und zu fangen. Auer glich einem Recken der Vorwelt, an Größe überragte er alle andern, und obwohl ein Greis von sechzig Jahren, war er noch so stark, daß er als Grundstein für sein neugebautes Häuschen einen Block von beiläufig vier Zentnern frei auf der Schulter herbeitrug und versenkte. Nur beim

Klettern merkte er das Alter, er mußte langsamer gehen, als in der Jugend, wo er sich wie eine Gemse von Absatz zu Absatz schwang. Stanis ließ ihn ruhig herankommen; als er etwa noch dreißig Schritte entfernt war, streckte er den Stutzen vor und rief ein donnerndes „Halt!"

Der Alte war überlistet. Sei's Jäger oder Wildschütz, dem dieses begegnet, er muß, will er nicht ein Opfer des Todes sein, die Büchse ablegen und beiseite stellen. Auer erkannte den Stand der Dinge augenblicklich, er wußte, daß Widerstand vergeblich sei, und lehnte sein Gewehr an die Felsenwand. Eine solche Entwaffnung sieht niemand für schmählich an, ebenso wenig, als wenn bei einem Duell vom Gegner der Degen aus der Hand geschlagen wird.

Nun trat Stanis vor: „Hast mich fangen wollen, gelt? Bist jedoch abgeschlüpft. Laß gut sein! du bleibst auf deinem Platz stehen, die Büchse nehm' ich zur Sicherheit mit, dort drunten beim Kreuz kannst du sie wieder aufklauben. Rührst dich aber, oder gibst Laut, so schieß' ich zurück."

„Du hast Glück," erwiderte Auer, „viel Glück, aber mißbrauch' es nicht länger, sonst holt dich endlich die Strafe Gottes ein."

„Fasten ist vorbei, brauchst mir nicht zu predigen," antwortete Stanis. „Eigentlich hätt' ich die Gelegenheit nutzen und dir das Licht ausblasen sollen, wie du's unbarmherzig vielen meiner Landsleute getan, aber du bist ein alter Mann, hast ohnehin nimmer lang zu leben und siehst ganz meinem Vater gleich; geh' dieses Mal in Frieden, steig' mir aber nicht mehr nach, sonst

—" Er schwieg und nahm Auers Gewehr, vor seinen Augen riß er die Zündkapsel ab, spuckte auf das Schloß, daß der Schuß nicht mehr losgehen konnte, belud sich mit der erlegten Gemse und stieg, ohne sich um den Jäger weiter zu kümmern, bergab.

*

Beim Wirt in der Glashütte war Musik. Der Schullehrer mit seinem Gehilfen saß zu hinterst an der Mauer auf einem Brettergerüst, das untergelegte Fässer stützten, und fiedelte lustig drauf los. Köhler, Bauernbursche, Jäger mit ihren Mädchen, alles tummelte durch einander und strampfte, als sollte der Boden einstürzen. Seitab am Tische saßen Gruppen von Bauern mit ihren Weibern; die Mädchen, wenn sie nicht tanzten, gingen ab und zu, um sich in der Hitze mit einem Schluck Gerstensaft zu laben. An einem solchen Tische saß nun Auers Weib und Stina, ihre Tochter, beide vorläufig in ein Stück Braten vertieft, den ihnen der Wirt mit einer Schüssel Gurkensalat vorgesetzt hatte. Stina entsandte von Zeit zu Zeit die glänzenden braunen Augen auf das bunte Gemisch des Tanzes; wie es schien, war sie aufgelegt, recht lustig mitzuspringen. Mitunter schaute wohl auch ein Bursch' herüber, ob sie bald fertig gegessen, um sie sodann aufzufordern. Sie war aber auch die Königin des Festes; dazu erhob sie Schönheit und Tracht. An dieser hatte sie alles Auffällige vermieden, und die häßlichen Bauschen und Falten, die das Weibsvolk im bayerischen Gebirge so abscheulich entstellen. Die langen schwarzen Zöpfe waren um eine silberne Nadel geschlungen, das

braune Mieder schloß knapp an den schlanken Leib, während Nelke und Rosenknospe an der Brust mit den Lippen und Wangen zu wetteifern schienen.

Da lief ein Flüstern durch den Saal, Stanis war eingetreten. Lust und Uebermut sprühte aus seinem Auge, in der Tasche trug er eine Rolle harter Taler, denn die Gemse war gut verkauft. Er musterte die Gesellschaft, sein Blick blieb an Stina haften. Er hatte nie ein Wörtlein mit ihr geredet, sie nie gesehen, das kümmerte ihn aber wenig, er schritt zum Tisch und nachdem er die Mutter um Erlaubnis gefragt, bat er um ein Tänzchen. Auch ihr war der Fremde aufgefallen, unwillkürlich erhob sie sich und reichte ihm die Hand. Sie war sehr hoch gewachsen, man hätte streiten können, ob sie nicht größer sei, als Stanis, dieser behauptete jedoch trotzdem durch die Mächtigkeit des Gliederbaues neben ihr den vollen Rang. Er legte den starken Arm um sie und trat vor die Musikanten, ihm nach die übrigen Tanzpaare. Schnalzend warf er in den Zinnteller, der auf dem Fenstersims stand, einen Kronentaler und sang:

A Gamsl hon' i g'schoß'n,
Daß der Berg widerhallt,
Und iatzt tanz i mit 'm Diendl,
Dös mir am allerbesten g'fallt!
Juchhui!

Er patschte auf die Lederhosen und tauchte sich in die dichtesten Wogen des Reigens. Hier konnte man den Bauerntanz noch in seiner wilden Grazie, in seiner verschämten Liebe, in seiner tollen Freude bewundern; auch hier gilt wie bei der Schlacht, jeder so viel er

wert ist, — versuch' es einmal ein Stadtherrlein, und wage mit seinen Schwefelspänen solche Sprünge gleich unserm Stanis, der Stinele wie ein feuriger Planet umkreiste und sie dann wieder jauchzend hoch aufschwang, aus dem Arm ließ, sehnsüchtig verfolgte, und wieder umfaßte. Da sang ein Jägerbursch, den die Haut juckte:

'S Gamsl hast g'stohl'n
Da drenten im Wald,
'S Stinele, dös kriegst nit,
Und wenn's dir no a so g'fallt!

Stanis war zu selig, um die Herausforderung zu hören; so ein Mädel im Arm, dachte er sich, ist doch was anders als einen Hirsch pirschen. Ein tüchtiger Schütz hat beides am liebsten. Während des Tanzes fragte ein Nachbar Auers Weib: „Wo hast denn deinen Mann?"

„Ich weiß nicht," antwortete sie, „warum er heut so saggrisch ist; durchs ganze Haus rennt er hin und her und brummt wie eine Hummel. Später kommt er schon."

Immer wilder wogte der Tanz, die Kleider flogen und der Busen hob sich in feuriger Lust. Da hatte Stinele den Strauß verloren, Stanis holte ihn aus dem Gewühl; anstatt ihn jedoch der Tänzerin zu reichen, steckte er ihn auf den Hut und nahm von diesem eine üppige Staude Jochraute. „Das kann dir keiner geben, von denen, die da sind!" flüsterte er ihr ins Ohr, und sie steckte den Büschel errötend an die Brust.

Der Jägerbursche hatte alles gesehen und gehört, noch einmal sang er sein Trutzliedl.

Das wäre sonst das Signal zu einer Rauferei gewesen, einige stämmige tirolische Holzknechte traten schon an Stanis' Seite, dieser war aber nur zu einem Handel mit Stinele aufgelegt, die Musik fiel wieder rauschend ein, und von neuem begann der Tanz. Indessen hatte sich Auer eingefunden, er fragte die Alte nach der Tochter, sie deutete mit dem Finger auf das Paar, der Alte verstummte, von dem, was sich seinem Auge zeigte, keineswegs sehr erbaut. Alles nimmt ein Ende, so auch der Tanz. Bursche und Mädchen suchten veratmend die Plätze, und Stanis führte Stinele an den Tisch zurück.

„Grüß Gott, Vater!“ rief sie schon von weitem.

„Bist du Auers Tochter?“ flüsterte Stanis.

„Hast du das nicht gewußt?“ erwiderte sie heiter und eilte auf den Vater zu.

Stanis zögerte, einen Augenblick den Kopf senkend, ermannte sich jedoch rasch und trat zu den Eltern. Aug' in Auge standen die Männer, kein Zug jedoch verriet, was heute zwischen ihnen vorgegangen, der Tanzboden war neutrales Gebiet, wie die Kirche. Da neigte sich Stanis: „Herr Förster, ich dank' für den Tanz mit Eurem Stinele!“ Dem Mädchen bot er die Hand, das den Druck arglos erwiderte. „Leb' wohl,“ fügte er bei, „ich hab' noch einen weiten Weg und muß jetzt gehen.“

Am nächsten Morgen holte Stanis sein Gewehr, das er unter einer Haselstaude verborgen, wieder hervor, und stieg in die Wände des Blauberges. Erst gegen abend gelang es ihm, eine Gemse zu erlegen. In

einer bayerischen Alpe mochte er nicht einkehren, zur nächsten österreichischen war es über den Schiltenstein zwei gute Stunden, dazu bei der Dunkelheit halsbrechende Pfade; er besann sich daher nicht lange und suchte in einer verlassenen Hütte, wo die Bauern das abgefallene Laub bis zum Winter aufzubewahren pflegen, ein Nachtlager. Brot und Käse waren ihm Mittagskost und Abendmahl. Ein Hirtenbube hatte ihn beobachtet, wie er in das Laub schlüpfte, und es einem Jäger, der durch den Schuß alarmiert worden war, verraten. Dieser holte allsogleich seine Kameraden, die Morgendämmerung war noch nicht angebrochen, als sie die Hütte rings umstellt hatten. Der kühnste kroch hinein, nahm Stanis Gewehr und reichte es dem nächsten an der Türe. Nun folgten zwei andere nach. Stanis lag im tiefsten Schlafe; als man ihm Stricke um die Hände wand, murmelte er von Stinele und dem Tanz. Die Jäger lachten höhnisch. Nachdem ihm jede Möglichkeit eines Entrinnens, eines Widerstandes geraubt war, schoß der Bursch, der ihn abends zuvor mit dem Trutzliedchen geneckt, den Stutzen neben ihm ab.

Er fuhr auf — welches Erwachen! Die scharfe Morgenluft gab ihm rasch die volle Besinnung, er schaute grimmig herum und biß knirschend in die Stricke, vergeblich. Als sie ihn mit dem Kolben vorwärts stießen, kam kein Laut über seine Lippen; wie die Wilden Amerikas hätte er sich lieber tot martern lassen, als seine Feinde um Schonung gebeten, und wär' sie auch mit einem Worte zu erlangen gewesen. Diesen Triumph gönnte er ihnen nicht. Da sang der Bursche das Trutzliedl von gestern und rief spöttisch: „Jetzt

führen wir dich zu Stinele!" Er blieb stumm, aber in seinem Blick loderte tödlicher Haß.

Als sie die Straße erreichten, begegneten ihnen viele Leute, welche die Frühmesse besuchen wollten. Sie warfen einen mitleidigen Blick auf Stanis. „Haben sie ihn endlich," sagte mancher, „der hat sich schlecht gebettet." In einem Anger verzehrte eine Bäuerin mit ihren Kindern fröhlich das Morgenbrot, eine Schüssel dicker Suppe und Schmalznudeln zum Eintunken. „Da siehst du," warnte sie den älteren Buben, „wohin der Müßiggang führt." Sie stand jedoch auf, um Stanis einige Nudeln zu schenken. Er konnte keinen Finger rühren; das gute Weib steckte sie ihm in den Schnappsack, den ihm die Jäger auf den Rücken gehängt hatten. „Gib ihm nur Nudeln," bemerkte der Bursche spöttisch, „auf der Plassenburg kriegt er viele Jahre keine mehr zu beißen."

„Du bist auch nicht der Beste," bemerkte die Bäuerin unwillig. „Man soll den Nebenmenschen nie spotten, wenn er sich nicht wehren kann."

„Er hat uns lang genug getrutzt!"

„Warum habt ihr es ihm nicht gelegt, ihr seid halt für nichts. Geht, schämt euch, da schleppen vier solche Laggel einen Menschen gebunden daher, den sie im Schlaf überfielen; ihr habt wenig Ursach' zu einem Triumphgeschrei."

Sie kehrte den Jägern verächtlich den Rücken.

Diese führten Stanis zu Auer. Er war ihr Vorgesetzter, er hatte über das Schicksal des Gefangenen das Weitere zu verfügen. Die Dirne, welche an der Türe

stand, sagte ihnen, daß er in den Wald gegangen sei und erst in einer Stunde zurückkehrte.

„Stinele!“ rief der rohe Bursche, „Stinele!“

Das Mädchen hatte den Lärm längst gehört, ohne sich darum zu kümmern, jetzt beugte sie sich unwillig zum Fenster heraus. Ihr Blick begegnete dem Blick Stanis', entsetzt fuhr sie mit einem leisen Schrei zurück. In der Brust des Gefangenen schwoll Schmerz, Wut und Scham zur Riesenkraft, er drehte die Fäuste übereinander, die Knochen knackten, Blut rann über die Finger, die Bande waren gesprengt. Er entriß einem Jäger mit einem Griff sein Gewehr, schlug ihn mit dem Kolben nieder, überwarf den nächsten, die zwei andern schossen in der Verwirrung ihre Büchsen ab, fehlten jedoch und liefen eiligst davon. Das war alles das Werk einer Minute. Stanis war frei, er flog die Höhe vor dem Haus hinan und sang, eh' er sich in das Gebüsch barg, droben noch einmal:

Wer die Raut'n mecht hab'n
Steigt auf an der Wand;
An boarischen Jaga
Fallt's g'wiß nit in d' Hand.

Als der Jägerbursche ächzend, mit bluttrünstigem Schädel bei der Bäuerin, welche Stanis die Nudeln geschenkt hatte, vorbeigeführt wurde, erkundigte sich diese um die Geschichte. Man erzählte ihr die Befreiung Stanis'. „Gott sei Dank!“ rief sie aus, „es wär' schad gewesen um den saubern jungen Menschen: wenn er sich's nur zur Warnung nimmt und das Wildern aufsteckt. Du aber,“ die Worte galten dem Jäger-

burschen, „sei ein andres Mal barmherzig und lobe den Tag nicht vor dem Abend."

*

Woche um Woche verrann, niemand hörte mehr von Stanis, doch blieb er deswegen nicht vergessen: der Jägerbursche trug seinen Orden, für den er oft ausgelacht wurde, an der Stirn herum; vielleicht auch erinnerte sich Auer manchesmal seiner, obgleich er ihn nie nannte, ebensowenig als Stinele, das wohl am öftesten an ihn dachte. Sie konnte ein Gefühl der Unruhe nicht bewältigen, wem sollte sie vertrauen? Der Mutter? Diese war durch die Keckheit des Burschen, der anfänglich, eh' sie näheres von ihm wußte, einen günstigen Eindruck auf sie gemacht, tief gekränkt. Den Freundinnen? Die hätten sie wahrscheinlich in allen Spinnstuben herumgetragen. Was hätte sie schließlich tun sollen? War sie doch über ihr Herz selbst im Unklaren, daß sie sich fest einredete, nur der Unwille rufe ihr das Bild des Wilderers vor die Seele.

Der Reif hatte längst schon die Zeitlosen versengt, nach einer Reihe klarer, kühler Tage meldete ein Herbststurm das Nahen des Winters, schwere Tropfen schlugen an die Fenster: mit einem Wort ein Wetter, in das man keinen Hund hinausjagen soll. Die Dämmerung brach früher als gewöhnlich an, Stinele saß in der Kammer, die ungestört hintenaus lag, denn sie sehnte sich nach Einsamkeit: da tickte es an die Glasscheiben, als suche ein Vögelchen Unterkunft. Sie machte rasch das Fenster auf; — eine Hand ergriff den Querstab des Kreuzes, und eh' sie noch einen Schrei ausstoßen konnte, stand Stanis vor ihr. Er war blaß und

abgemagert. Nachdem er der Betroffenen einen Augenblick zur Erholung gegönnt, begann er: „Stinele, wenn du alles weißt, wirst du mir verzeihen."

„Du gehst schleunig, sonst rufe ich den Vater!"

„Tu' es, dann ist alles aus."

Sie schwieg.

„Stinele!" er faltete dabei wie bittend die Hände, „Stinele, laß mich wenigstens reden; gönnt man doch dem Verbrecher, der zum Galgen geführt wird, ein letztes Wort. Ich hab' alles aufgeboten, dich zu vergessen, alles! Es war jedoch unmöglich. Stets sah ich dich, aus jedem Busch tratest du mir entgegen, in jedem Wölkchen, das vom Tal aufstieg, wallte dein Gewand, du glittest wie im Tanz an den Felswänden hin, Gemsen hab' ich seidem keine mehr geschossen, obwohl mich ein prächtiger Bock fast niederstieß. Wie willst du's halten mit mir? sag nur ja oder nein. Von dir hängt es ab, ob ich untergehen —"

„Gott im Himmel!" unterbrach sie ihn heftig, „der Vater kommt —"

„Dann bin ich verloren!"

„Lauf durch jene Türe und spring' aus dem Fenster!"

„Stinele jetzt weiß ich, daß du mich lieb hast!"

„Flieh, flieh!"

Die Tritte, die man zuerst unten auf dem Flur vernommen, näherten sich.

„Stinele, und wär's mein Tod, nur einen Kuß!"

Er drückte sie heftig an sich, sie leistete keinen Widerstand.

Eine Minute später schlugen die Büsche hinter dem Hause zusammen, er war dahin.

Der Vater öffnete die Türe: „Was machst du denn für einen Lärm?" frug er. „Mir schien, als sei etwas Schweres auf den Boden gefallen, Du wirst bleich und rot, was ist denn mit dir, fehlt dir etwas?"

Das Mädchen schwieg, hätte doch ein Wort ihre Aufregung verraten können. Der Vater fuhr fort: „Drunten in der Stube ist schon eingeheizt, ich hab' dich holen wollen, daß du mir und den Nachbarn die neue Zeitung vorlesest."

Sie gehorchte der Aufforderung.

*

Der Himmel klärte sich wieder, selbst im Hochgebirge schmolz die zusammenhängende Schneedecke und ließ nur in Runsen und Senken einzelne Fetzen zurück, die Buchenwälder hatten jedoch schon Rot angelegt, und zwischen den schwarzen Föhren stieg hier und da wie eine goldene Pyramide ein Lärchenbaum. Hoch oben durch den blauen Himmel flogen im langen Striche die Zugvögel dem wärmeren Süden zu, hie und da drang ein verlorener Ton herab und weckte tiefe Sehnsucht nach schönern Ländern. — Es war Allerheiligen. Längst hatte die Gemse ihr schwarzes Winterkleid angezogen; es schützt sie nicht vor der Kugel des Jägers, der sie jetzt besonders eifrig verfolgt. Stanis saß auf einer Bergspitze im milden, warmen Sonnenschein, die wundervolle Aussicht von der Spitze der Gletscher bis tief ins bayrische Flachland kümmerte ihn wenig, sein Aug' war in das Tal gerichtet, durch das bläulicher

Rauch floß, in das Tal auf das schimmernde Haus des Försters. Der alte Auer schlich näher und näher: die Büchse in der Hand, das Auge unverrückt auf den Wilderer, machte er jetzt wieder vorsichtig einige Schritte und blieb, wie sich jener regte, ruhig stehen. Endlich, nur noch einen Steinwurf weit entfernt, rief er mit lauter Stimme: „Stanis!" Dieser sprang, wie aus einem Traume aufgeschreckt, rasch auf und blieb, als er den Alten erblickte, unbeweglich stehen. Auer schritt langsam vorwärts, erst jetzt besann sich der Wilderer, riß die Büchse von der Schulter und wollte anlegen. „Laß sein," sagte der Alte ernst, „ich hab' dich schon beobachtet, wie du beim Geläute während der Wandlung den Hut zum Beten abnahmst; hätt' ich dich schädigen wollen, es wär' mir ein leichtes gewesen. Leg' das Gewehr ab; siehst du, auch ich lehne das meinige an diesen Steinblock; bin ich gekommen, um mit dir friedlich zu reden."

Erstaunt tat Stanis, wie der Alte verlangte, und trat zu ihm.

„Ja, Stanis," begann dieser, „ich hab' mit dir lang schon reden wollen und eine schickliche Gelegenheit erwartet, jetzt ist sie da, und meine Worte machen vielleicht Eindruck auf dich, weil wir hier Gott näher stehen und uns niemand hört, als Engel und Heilige, die heut' aus dem weit offenen blauen Himmel niederschauen. Du brauchst mir nicht zu sagen, wer du bist, ich kenne dich und du kennst mich. Auch dein Vater hat mich gekannt und 1809, wo ich gefangen und verwundet bei ihm auf dem Peinstroh lag, gepflegt wie ein Christ den andern. Er ist jetzt tot, ich hab' jedoch nicht

vergessen, was ich ihm schuldig bin, sondern für ihn gebetet und eine Seelenmesse lesen lassen. Jetzt will ich an dir vergelten, was er an mir getan, und an seiner Statt dir in das Gewissen reden. Willst du ihm noch in der Grube Schande machen? Ich weiß, zuverlässige Zeugen haben mir es bestätigt, daß du sonst Jahr aus Jahr ein brav bist, als Bauer und Büchsenmacher unverdrossen arbeitest; nimm dich zusammen und gelobe, nie mehr zu wildern. Es ist Diebstahl" — Stanis fuhr auf — „ja Diebstahl, wie ein anderer. Du würdest dich schämen, von einem Bergmahd auch nur eine Hand voll Heu fortzutragen, und doch läßt es der liebe Gott wachsen ohne Zutun des Menschen. Wenn du rachdenkst, kanst du dich bei der einfältigen Ausrede, das Wild sei für jeden, der es erlegt, nicht beruhigen. Siehst du dort den Bach, der durch das Tal rinnt? Kehr' ihn ab, so werfen dir die Müller wegen Verletzung des Eigentums einen Prozeß an den Hals, und was ist freier als Wasser? — Du bist noch jung, Stanis, es wär' schad' um dich! Es ist mir nicht entgangen, in deiner Brust lebt noch ein edler Funke, blas' ihn nicht selber aus, ich beschwör' dich beim Grabe deines Vaters, ich bitte dich bei deinem eigenen leiblichen und geistigen Wohl!"

Stanis war so erschüttert, daß er kein Wort zu stammeln vermochte.

„Willst du mir folgen? Schlag' ein und zieh' in Frieden!" Er hielt mit einem milden, treuherzigen Blick die offene Hand hin.

„Ja, ich will!" rief Stanis, der sich indes gesammelt hatte, „ich will, aber stell' du, nachdem du so viel

un mir getan, auch noch den Engel an meine Seite, der mich vor jeder Versuchung schirmt."

„Der Schutzengel hat dich ja nie verlassen, das beweist alles, was dir widerfahren ist."

„Ich mein' das Stinele!" sagte Stanis tief aufatmend.

„Das Stinele? Nu, du hast eine spaßige Manier, um ein Mädel zu werben. Uebrigens müßt' noch die Mutter und hauptsächlich Stinele ja sagen."

„Die hat schon ja gesagt!"

„Hm!" brummte der Alte, „hätt' mir's doch denken können, daß sie verschossen ist! So ist's aber mit den Diendeln. Sind alle gleich, eine verdreht wie die andere." Er wendete sich wieder zu Stanis. „Das Gernhaben gehört freilich zur Heirat, aber auch noch viel anderes. Du bist der zweite Sohn: — wirst schon ein bißchen geerbt haben; ein bißchen kriegt Stinele, wenn ich die Augen zudrücke, von mir, das ist aber zu wenig."

„Hab' ich nicht gesunde Glieder zum Arbeiten? Die Büchsenmacherei trägt auch etwas, und ein Gesell wird endlich Meister."

„Endlich! wär' schon recht! Wenn dir gar so ernst ist, weiß ich aber etwas anderes. Meld' dich beim Forstamt, dort braucht man Leute und du wirst vielleicht bald als Gehülf' angestellt. Bist noch jung, Stinele und du könntet einige Jährchen warten, unterdes bringst du's zu einem bessern Brot und dann meinetwegen Amen. Aber brav sein mußt'."

„Auer, da hast meine Büchse, ich will sie nimmer

anrühren, bis du mir sie selber gibst. Jetzt müssen wir aber zum Stinele und ihr die Neuigkeit melden, das arme Mädel hat sich viel gekümmert."

„Ei der Teufel, du hast Eil'! Den Schießprügel magst übrigens selber tragen, auch ist's bald Mittagszeit; die Alte hat schon so viel gekocht, daß du mithalten kannst."

Stinele pflückte im Garten Blumen und Kräuter, wie erschrak sie, als sie beide daherkommen sah! Kaum traute sie ihren Augen, was mußte vorgegangen sein! War Stanis gefangen? Dann würden sie schwerlich so friedlich mit einander reden, er böte ihr nicht von weitem ein lachendes „Grüß Gott!" Während der Vater in das Haus ging, seiner Alten Bericht zu erstatten, trat er in den Garten und schüttelte ihr die Hand, unbekümmert um die ganze Nachbarschaft, als ob alle Vettern und Basen bereits wüßten, wie es zwischen ihnen gemeint sei. „Laß jetzt das Kranzflechten für Allerseelen," rief er fröhlich, „nachmittags helf' ich, da geht's schneller, mir steckst noch einen Büschel Blumen auf den Hut." Nun erzählte er ihr, was geschehen und wie sie sich nun der ganzen Welt als Brautleute zeigen dürften.

Das Mädchen senkte ungläubig den Kopf, ihr schien sein ganzes Gerede ein kindisches Märchen, ein schöner Traum, aus dem man in eine schreckliche Wirklichkeit erwacht. Da stieg der Vater über die Treppe, das Mütterchen begleitete ihn, sorgsam mit der Schürze die Hand wischend, an den rußigen Küchenzettel auf der Wange dachte sie gar nicht, ihre Züge waren sonnenhell und heiter. „So laß ich es mir gefallen. Sta-

nis," sagte sie herzlich, „wenn du so in das Haus kommst!"

Stinele perlten die Freudentränen auf das Busentuch. „Ist's wirklich so?" rief sie erstaunt.

„Ja, ja, es ist so," erwiderte der Alte, „ich hoffe, Stanis tut in Zukunft gut!"

„Ganz gewiß!" meinte Stanis, „Stinele, da heb' du meine Büchse auf, bis ich ordentlich angestellt bin und sie von Rechtswegen tragen darf."

„Jetzt ratscht aber nicht bis morgen," unterbrach ihn Auer, „ich möchte eine Suppe, und die Dienstboten passen auch schon lang und können nicht von der Lieb' zehren!"

„Derweil die Mutter anrichtet," sagte Stanis, „binden Stinele und ich einen schönen Strauß, heut' gehört einer auf den Tisch."

Die Alten kehrten in das Haus zurück, das junge Paar flatterte wie Schmetterlinge von Aster zu Aster, von Nelke zu Nelke, und wenn es sich in die von Ranken umspannte Laube verlor, so wird es wohl nicht bloß Blumen, die der Reif verschont, sondern auch einige Küsse gepflückt haben. Wenigstens erzählte man so im Wirtshaus zur Glashütte, wo die Jäger den Burschen mit der Schramme an der Stirn aufzogen und föppelten. Der aber sang:

Eine andere Mutter
Hat auch ein schön's Kind."

*

Es sind einige Jahre verflossen, der Leser begleitet mich wieder in eines der zahlreichen waldigen Seiten-

täler. Zwischen den Bäumen erhebt sich ein zierliches Häuschen aus braunen Balken mit einem hölzernen Hirschkopf über dem Söller, den Astern, Kapuzinerkresse und Windling schmücken; das Geräusch unserer Tritte auf dem steinigen Wege ruft ein schönes junges Weib heraus, ein starker Bube hängt an ihrer Schürze, auf dem Arme trägt sie ein kleines Mädchen.

„Das ist nicht der Großvater,“ sagt sie zu den ungeduldigen Kleinen und will umwenden.

„Wohnt hier der Forstwart Stanis?“

„Ja,“ erwidert sie freundlich, „er muß in einem Viertelstündchen kommen, er ging dem Vater entgegen, den wir heute erwarten. Wollen Sie nicht eintreten?“

Kehren wir ein, es ist ein Bild des reinsten Friedens und der Liebe, das sich vor uns entrollt, und da naht auch Stanis und Auer.

Sie laden uns ein, bei ihnen zu rasten, wir müssen aber vorwärts schreiten mit dem Tage, daß uns der Abend nicht in der Wildnis überrasche. Seid glücklich, ihr guten Leute: wir haben euer kleines Hauswesen angeschaut, in die Küche geguckt, wo am stattlichen Feuer Kartoffeln und Selchfleisch brodeln und sich die Kinder schäkernd in blanken Zinntellern spiegeln; wir sind durch die Stube gegangen, deren Wände allerlei Geweih, der Stolz des jagdkundigen Stanis, schmückt; noch einen Blick ins Gärtchen, wo uns Stina aus späten Nelken, Astern und Rosmarin ein Sträußchen bindet: — behüt' euch Gott, ihr lieben Leute, mögen die hohen Wälle der Alpen euren Herd schützen, daß nicht Mißgunst und Neid herüberschauen; mögen die dunk-

len Föhren den schrecklichen Lawinen wehren und in ihrem Schatten eure Kinder gedeihen, wie Stanis und Stina: kernig und frisch, brav und gediegen!

II.

Die Tochter des Zöllners.

Behüt' Gott — auch uns, denn wir brauchen es. Steiler klimmt der Pfad empor, überspringt wieder Runsen, durch die Bäche zürnend rauschen, und verliert sich endlich zwischen Platten und Blöcken eines grauen Kalkes, auf deren Oberfläche hier und da Zickzacklinien sich hinschlingen: Versteinerungen, Zeugen des reichen Lebens, das hier waltete als noch die Wogen des Urmeeres über die Berge rannen. Alles öde und erstarrt; eine schwarze Viper richtet den Kopf empor und betrachtet uns mit blitzendem Aug'; aus einer Spalte glotzt der ekelhafte Salamander und streckt sich auf den kurzen Beinen; das harte Gestein klingt unter den schweren Schuhen und der Eisenspitze des Bergstockes. Das ist ein Platz voll Grauen: entsetzlich mag es bei Nacht sein, wo der Sturm um die Zacken saust und der feuchte Nebel durch die Schluchten fliegt. Unter diesen Steintrümmern kreuzen sich die Pfade der Wilderer; in jeder Mulde ragt zwischen Wacholdergebüsch der verkohlte Schutt einer Branntweinhütte empor, die eines Nachts in Flammen aufloderte, man weiß nicht wie und warum. Heimlich munkelt man: Schwärzer hätten hier ihre Waren verborgen; als sie jedoch erfuhren, sie seien den Finanz-

lern verraten und umstellt, lieber das Dach angezündet, als die Ballen ausgeliefert. Von hier geht ein Fußpfad in die Riß. Etwas westlicher stürzt eine Felsenwand steil gegen das Tal ab; Geröll liegt an ihrem Fuße übereinander; droben am Grat erhebt sich ein braunes Kreuz, dessen Balken in vergoldete Knäufe enden; ein schmaler Rasenstreif führt schräg hinan, bricht jedoch bei einem zackigen Vorsprung plötzlich ab. Weil sich die Wand bereits über die Holzgrenze erhebt, ist sie mit einer blutroten, ziemlich seltenen Flechte geziert; eine kleine Schutthalde droben schmückt der seidene Alpenmohn; zwischen den Steinen quillt eine rötliche Kreuzblume hervor, die man sonst in den Pyrenäen trifft.

Du möchtest sie pflücken, Freund?

Bleib' unten; da klettert nicht einmal mehr eine Gemse, seit die österreichische Regierung den Pfad mit Pulver wegsprengen ließ, um das Schmuggeln zu hindern.

Aber das Kreuz, was bedeutet das?

Begleite mich noch bis zu jenem Rasen, dessen Grün mitten in der grauen Wüste das Aug' anzieht. — So! — Von hier überblicken wir ein schluchtartiges Tal, drunten rauscht der Bach und dort draußen — siehst du? — steigt Rauch von Kohlenmeilern. Die Felsennase mit den struppigen Zundern schneidet uns die Aussicht in die Scharnitz ab, die fern an der Isar liegt. — „Das Kreuz?"

Setzen wir uns nieder. Auf demselben Plätzchen rastete vor einigen Jahren der Hois aus Allbach. Ein frischer, lustiger Bursch, der auf dem spitzen Hut die

Hahnenfeder und am Finger den schweren silbernen Schlagring trug, hatte er sich als Holzknecht in die Riß verdingt, und weil gerade Feierabend vor Peter und Paul war, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, aus dem Tal etwa eine Stunde emporzuklettern und nach der Scharnitz, von der er manchmal gehört, zu spähen. Er wußte, am Festtag sei beim Michelwirt Musik und Tanz, und obwohl er bei seinen beschränkten Mitteln nicht hingehen konnte, hatte vielleicht auch diese Nachricht beigetragen, daß er sich hier befand.

„Das Hinabschauen nutzt dir nichts!" unterbrach plötzlich eine rauhe Stimme seine Betrachtung. Hinter ihm stand der Branntweinler, einen Sack Beeren über der Achsel, das graue stechende Auge forschend auf ihn geheftet.

„Hinüber kann ich nicht," erwiderte jener mit einem Anflug von Unmut, „du weißt, das Schmalz ist teuer, der Lohn klein, höchstens trägt es bei mir hie und da ein Stamperl Enzeler."

Der Branntweinbrenner zog die buschigen Brauen zusammen und zuckte spöttisch mit der Lippe: „Ja, wenn du ein Kerl wärst!"

„Willst etwa robeln?" rief Hois zornig und sprang auf.

„Das nicht," erwiderte jener und fuhr nach einer Pause, wo er ihn pfiffig anblinzelte, fort: „Ja, wenn du ein Kerl wärst! So traust du dich nachts nicht vor die Tür, als ob dich der Teufel Lüftens holte und könntest doch manchen Taler verdienen."

Hois trat erstaunt einen Schritt zurück.

„Manchen harten Taler, ja! Dein Rücken ist breit

genug dazu. Willst du?"

„Ob ich will? Doch du hast mich nur zum Narren!"

Der Branntweinler zog einen schmutzigen Beutel, nestelte die Lederriemen auf und reichte Hois 3 Kronen. „Hier das Drangeld!"

Dieser stand da, die Hand vor sich hinstreckend, auf der die Taler lagen. Er wußte kein Wort zu sagen.

„Ist's dir zu wenig? Oder meinst du, es sei Teufelsgeld, das wie Buchenlaub zusammenschrumpft?"

„Das nicht," erwiderte Hois nach einigem Besinnen, „aber was muß ich denn tun?"

„Zuerst steck' das Geld ein!" — jener gehorchte mechanisch, — „und dann: kannst du das Maul halten?"

„Als wär's mir zugeleimt!"

„So geh' mit!" Der Branntweinler schritt voran. „Wenn du nicht willst," murmelte er vor sich hin, „nun, so wird man es dir schon stopfen mit einer Hand voll Erde."

Sie gelangten zur rußigen Hütte. Der Branntweinler holte aus den Stauden einen plumpen Schlüssel und öffnete. „Heut' mußt du bei mir bleiben," sagte er grinsend zu seinem Gast, „ich werd' dir schon ordentlich aufkochen."

Bald loderte ein Feuer auf dem Herd, in einem Kessel wurde Gemsfleisch zugesetzt, das der Branntweinler schwerlich beim Förster Neuner gekauft hatte.

Es war Nacht geworden. — —

Da erscholl plötzlich ein eigentümlicher Pfiff, dem ein anderer antwortete, der Branntweinler schob den

Fensterladen zurück und gab ein Zeichen. Hois war aufgesprungen.

„Fürchtest dich, Büblein?" fragte jener spöttisch und öffnete die Tür. Ein Mann mit geschwärztem Gesicht schob sich herein und warf einen schweren Ballen von der Schulter. Als er Hois sah, stutzte er und blickte den Branntweinler vorwurfsvoll an. Dieser verstand ihn allsogleich und sprach: „Ist ein armseliges Holzknechtl, das in Zukunft mit euch tun will."

Nun kam noch ein anderer Schwärzer. Sie setzten sich an den Tisch, Hois zu ihnen. In der hellen Beleuchtung angezündeter Kienspäne, die man an einem Eisenring befestigt, erkannte er trotz des Anstrichs mit Kohlen bald einen Holzarbeiter, mit dem er schon seit einigen Wochen Bäume gefällt, und war nun getrost. Der Branntweinler legte das dampfende Gemsfleisch in die Schüssel von Zirmholz und füllte die Kelchgläschen mit Schnaps. Gesprochen wurde ganz leise, ein Schwärzer spähte von Zeit zu Zeit durch eine Luke hinaus. Endlich erhob er sich: „Der Mond steht hinterm Falkentor, jetzt geht!"

Alle erhoben sich rasch, besprengten aus einem irdenen Töpfchen die Stirn mit Weihwasser und warfen die Ballen auf den Rücken; der Branntweinler schob den Tisch beiseite, öffnete eine Falltür und zog mit einem Haken einen schweren Ballen hervor. Hois begriff ihn schnell und nahm die Last.

So traten sie aus der Hütte. Einer ging etwa hundert Schritt voran, die andern folgten je in Abständen von dreißig Schritten. Jener gab von Zeit zu Zeit ein Zeichen, wie den Ruf eines Nachtvogels oder

wilden Tieres; die anderen horchten ängstlich und eilten dann wieder vorwärts. Die Waldblößen umschlichen sie sorgfältig. Nach zwei Stunden standen sie an der Ecke ober dem Kohlenmeiler, der Führer tat einen grellen Pfiff, aus der Tiefe knurrte es, als führ' ein Dachs zu Bau. Von diesem Platz an gingen sie zusammen; sie wußten, daß die Patrouille der Finanzler auf den Strich gen Mittenwald, also weit von ihnen entfernt sei. Rüstig eilten sie vorwärts bis zum alten Festungsgraben, der, tief mit schlammigem Wasser gefüllt, sich von einer Bergwand zur andern zog und am Innenrand noch mit einer Reihe Pallisaden befestigt war, so daß man weder hinübersteigen, noch etwas hinüberwerfen konnte.

„Leg' ab," sagte der Führer, sich zu Hois wendend, „hier tätst ersaufen, weil du die Gelegenheit nicht kennst. Morgen gehst du hierher, da siehst du an der letzten Pallisade etwa einen Schuh unter Wasser eine Sprosse, auf die mußt du treten und die Pallisade mit dem rechten Arm erfassend dich links durch die Luke schwingen. Dann packst du mit der freien Hand die Zundern, die vom Felsen niederhängen, und schaukelst dich leicht über das Wässerlein. Aber schau dir alles gut an, probier's auch heimlich bei Tag; denn ich möcht' keine Schuld haben, wenn du etwa drauf gingest. Fast hundert Schritt von hier triffst du einen Stadel mit Heu, dort kannst schlafen; in der Früh gehst du durch das Tor der Schanze und wünschest dem kaiserlichen Adler von uns höflich einen guten Morgen. Dann suchst den Michelwirt, — kannst nicht fehlen, es ist ein Hirsch auf dem Schild — und sagst

zur Kellnerin dreimal: ‚Guggusalala!‘ Das versteht sie und führt dich zu uns in die Stube. Also sei nicht dumm, Kerl, behüt' dich Gott!"

Ein leichtes Plätschern, die unheimlichen Gestalten waren verschwunden.

Hois tat, wie ihm befohlen. Als er am nächsten Morgen erwachte, war ihm alles wie ein Traum, er rieb die Stirn und trat ins Freie. Dort erhob sich die Brustwehr der Schanze, die Pallisaden davor, er konnte der Versuchung nicht widerstehen, und schlich an den Platz, wo er gestern Abschied genommen. Er traf alles, wie man es ihm beschrieben, machte auch einigemal die immerhin gefährliche Probe überzusetzen und es gelang. Dem Auftrag getreu kehrte er jedoch wieder um, stieg zur Straße nieder und ging dann durch das Pförtlein neben dem Schlagbaum.

Ein Finanzler stand vor der Tür des Amtes. „Wohin, Landsmann?" rief er ihn an.

„Aus der Riß, bin dort Holzknecht und möcht' heut tanzen!"

„Hast kein Tabak?"

„Ja!"

„Her damit!" Er streckte gierig die langen Finger aus.

Hois zog eine Rindsblase, worin er den Tabak verwahrte, und reichte sie ihm.

Der Finanzler roch hinein und warf sie enttäuscht zurück. „Das ist ja kaiserlicher!" brummte er, „den darfst du schon haben. Sind dir in der Riß keine Schwärzer begegnet?"

„Ja, wie sehen denn die eigentlich aus?“ fragte Hois und schnitt ein unsäglich dummes Gesicht.

„Esel!“ rief jener, „solltest du etwas davon hören, teil' es pflichtschuldigst dem kaiserlichen Amt mit, du kriegst ein Trinkgeld dafür.“

„So,“ meinte Hois, „wie viel denn etwa?“

„Wenigstens einen Gulden!“

„Kann's nit verdienen, bin's nit würdig,“ erwiderte er kopfschüttelnd und dachte dabei an die drei Kronentaler, die in seinem Ledergurt steckten. Er ging nach kurzem Gruß weiter.

Im Wirtshaus führte man ihn in eine abgelegene Kammer, dort lagen seine Gefährten auf der faulen Haut. Gähnend richteten sie sich auf und gingen dann mit Hois zum Hochamt, wobei sie den Opferstock nicht vergaßen, weil es nachts so gut geraten. Nach dem Segen wurden sie von den Scharnitzern auf das freundlichste begrüßt, jeder kannte sie und wußte, warum sie da seien. Auf Hois fielen einige neugierige Blicke, er achtete es aber nicht, sondern starrte unverwandt auf die Kirchentüre.

Ein sauberes Mädel trippelte heraus; Hois holte tief Atem, sie hob das Auge und senkte es errötend wieder. Dann schlich sie zu einem Grab und spritzte mit einem Buchszweig, der in der Schale lag, Weihwasser darauf. Am Gitter wendete sie noch ein wenig den Kopf, Hois hatte es wohl gemerkt. Als sie hinter der Friedhofmauer verschwunden war, trat er zum Grab, das sie besprengt. Ein schlichtes Kreuz erhob sich darauf mit der Inschrift: „Dem frommen Andenken der Frau Barbara Ersching, Finanzaufseherin,

geboren am 9. Juli 1788 zu Kufstein, gestorben nach kurzer Krankheit mit allen heiligen Sterbesakramenten versehen am 12. April 1814."

Hois vermutete, daß hier die Mutter des Mädchens liege, er konnte sich nun auch manches in ihrer Tracht erklären, was nicht zu jener der Scharnitzerinnen stimmte. Der Unterländerhut mit der Goldquaste hatte in der Kirche seinen Blick angezogen, bis ihn das reizende Gesichtchen, um das sich braune Zöpfe zierlich schlangen, ganz fesselte.

Er ließ von seiner Unruhe nichts merken und kehrte mit den andern ins Wirtshaus zurück. Einige Scharnitzer begleiteten sie. Von ihrem Gespräch verstand er nichts, denn sie redeten im Jargon der Schwärzer, so daß ein Unkundiger zuhören konnte, ohne zu erraten, um was es sich handle. Als der Wein reichlicher floß, weihten sie auch ihn in ihre Geheimsprache ein. Es wurde ausgemacht, daß sie nach Mitternacht mit den Ballen aufbrechen und dieselben auf Schubkarren bis Zirl führen sollten, wo sie der Kaufmann Lindober, für den sie bestellt waren, erwartete. Den Rückweg wollten sie dann, um keinen Verdacht zu erregen, über die Galtalm nehmen. Hois erhielt die Weisung, zum Branntweinler vorauszueilen, diesem den Erfolg zu melden, damit er neue Aufträge über die Grenze schicken könne, und dann zu harren, bis die ganze Bande wieder einträfe.

Sie gingen nun in die Wirtsstube zu essen. Der Wirt kannte seine Gäste und trug auf, was gut und teuer war. Große Klöße schwammen in der fetten Suppe, auf dem Kraut dufteten Schweinsrippen,

Mohnkrapfen wurden mit Wein angefeuchtet. Hois war es nie so wohl gewesen, dennoch richtete sich sein Blick oft gedankenvoll nach der Tür und von der Tür zur hölzernen Wanduhr, deren langer Perpendikel im gemessenen Takte hin und her schwang. Die Vesper war vorüber, die Musikanten, welche soeben zur Ehre Gottes ihren Tusch auf die Köpfe der Bauern hinabgeschmettert, erschienen und nach ihnen die Scharnitzer Bauern mit Buben und Mädeln. Beim ersten Geigenstrich begannen sie mit einem Ernst drauf loszutanzen, als wär' es ihre tägliche Arbeit und nicht ihr Vergnügen. Auch die Schwärzer sprangen in den Reigen; nach Hois, dem schmucken Jungen aus dem Unterlande, guckte manches Diendl, er aber blies Dampfwolken aus der Pfeife, ohne sich, wie es schien, darum zu kümmern.

Die Musik verstummte wieder, alles kehrte veratmend an die Tische zurück. Da öffnete sich die Tür: als ob nach der Sage ein Engel über die Versammlung flöge, verstummte plötzlich das laute Gemurmel, der Zöllner trat mit seiner Tochter ein. Während er einen Platz zu suchen schien, musterte er die Gesellschaft, drehte den grauen Schnauzbart zwischen den Fingern und setzte sich endlich zu einem alten Bauern. Er hatte Hois augenblicklich erkannt. Als er es unbeachtet tun konnte, winkte er ihm, stand auf und ging zur Tür hinaus. Hois folgte ihm. Der Zöllner hatte sich in den Schatten des Ganges gestellt, Hois, der vom Licht geblendet war, wollte an ihm vorüberhuschen, er packte ihn jedoch am Arm und flüsterte: „Weißt du, wer die sind, mit denen du trinkst?"

„Einer ist ein Holzknecht, die andern hab' ich heut zum erstenmal gesehen!"

„Nun, das sind berüchtigte Schwärzer!"

Hois trat scheinbar betroffen zurück und rief: „Was du nit sagst!"

„Ganz gewiß!" fuhr der Zöllner fort, „gib acht auf diese Leute, da könntest du vielleicht einen Gulden verdienen!"

Der Zöllner, der selbst das Wirtshaus nur besuchte, um zu spionieren und Worte aufzufangen, die ihm auf eine verdächtige Fährte helfen konnten, ahnte bei der jahrelangen Gewöhnung an dieses Geschäft gar nicht, wie sehr Hois über den Antrag, Leute, mit denen er Brot aß und Wein trank, zu verraten, innerlich empört war. Dieser schwieg jedoch vorsichtig und ließ den Alten in den Saal voraus.

Als die Musikanten wieder stimmten, ging auch er hinein und forderte des Zöllners Kathi zum Tanz. Die beiden verstanden sich bald und trennten sich für den Abend nicht mehr.

Nur einmal störte ein Schwärzer Hois, indem er ihn heimlich zupfte und ins Ohr flüsterte: „Verplausch' dich beim Alten nicht; das ist ein böser Spitzel. Vielleicht kannst du aber von ihm oder dem Diendl was erfratscheln, was uns nützt."

Die jungen Leute wurden vertrauter, Kathis Herz ging desto leichter auf, da ihr ein so schmucker Bursch' aus dem lieben Unterland in zärtlichen Anspielungen zuflüsterte, was sein Auge offen aussprach und sie nur zu gern glaubte. Unterdes erkundigte sich der Alte um Hois; vom Holzknecht hatte er bald erfahren, daß er

als einziger Sohn eines Allbacher Bauern Aussicht auf ein unverschuldetes, wenn auch kleines Gütchen habe.

Das wäre dem Alten, der sich sein Lebtag geplagt und nie auf einen grünen Zweig gekommen war, ganz recht gewesen; in seliger Weinlaune dachte er bereits daran, wie er einst als Pensionist im Oberstübchen des Bauernhauses sitzen und es bei seinen Enkeln bequem haben werde. Er vergaß völlig zu lauschen und zu horchen, bis ihn der letzte Tusch, welcher den Kehraus verkündete, aus seinen Träumen weckte. Hois faßte Kathi bei der Hand, ihr Blick gab ihm Mut: er sagte halblaut: „Machen wir gleich richtig!"

Sie zuckte mit der Hand, ohne sie ihm zu entziehen, und flüsterte die Stirn gesenkt: „Du bist gar zu unverschämt."

Da klopfte ihm der Alte auf die Schulter.

Hois sagte laut: „Morgen geh' ich um acht Uhr in die Riß!" — Das galt dem Mädchen. „Vielleicht," — er wandte sich an den Zöllner — „gelingt es mir, Euren Gulden zu gewinnen. Ihr habt wohl nichts dagegen, wenn ich bisweilen am Sonntag in die Scharnitz zur Messe geh' und dem Diendl da ein Sträußlein Almrosen bringe."

„Alles in Ehren," schmunzelte der Alte, „alles in Ehren!"

„Alles in Ehren," sagte Hois zu Kathi und drückte ihr noch einmal die Hand.

Die Tänzer verließen den Saal. Hois setzte sich wieder zu den Schwärzern und erzählte ihnen lachend, daß ihn der Zöllner als Spion habe dingen wollen.

Er werde ihn aber gewiß papierln. Dabei nannte er Kathis Namen freilich nicht.

Jene brachen um Mitternacht auf, er stieg ins warme Heu und schlief, umspielt von den Nachklängen der Musik, bald ein.

*

Die Sonne schien bereits durch die Luken des Schindeldaches, als Hois auf seinem Lager erwachte. Er guckte durch die Spalte auf die Kirchenuhr, der Zeiger rückte gegen acht. Rasch fuhr er in die Kleider, ging an den Bach, sich zu waschen und kämmte die Halme aus den Haaren. Er überdachte die Ereignisse des letzten Abends, sein Kopf war wüst; an Zucht und Ordnung gewöhnt, machte er sich innerlich Vorwürfe über sein tolles Treiben und würde wahrscheinlich voll innern Haders in die Berge geschlichen sein, hätte nicht Kathis Bild auf die verworrenen Eindrücke ein rosiges Licht geworfen. Das leichte Blut des Unterländers schied bald die fremdartigen Stoffe aus, er schlug ein Schnippchen, schnalzte mit der Zunge und ging dem Wall zu, um den Graben auf dem Schwärzersteig zu überspringen. Es wäre ihm zwar die Straße, breit genug für zwei Wagen, offen gestanden, er wollte jedoch mit dem alten Finanzler, den er bereits am Tor lauern sah, nicht zusammentreffen.

Sorgfältig spähend schlich er durch die Stauden, in einem einspringenden Winkel des Walles erblickte er Kathi. Sie saß, ein rotes Tuch um den Kopf geschlungen, auf einem Steine, gegen die Straße standen hohe Disteln, deren Flaum im Windhauch spielte.

„Guggusalala!" rief er halblaut.

Sie zog bei diesem Gruß unwillig die Brauen zusammen und ließ das Strickzeug, mit dem sie sich zu beschäftigen schien, auf den Schoß sinken.

„Du hast mich ja gar schon erwartet!" begann Hois.

Rasch erhob sie sich und blickte ihn ernst an. „Erwartet, ja!" sprach sie, „aber nicht, um mit dir zu lallen und zu trallen, du leichtsinniger Herrgottsbua, sondern dir ins Gewissen zu reden."

„Nu nu!" erwiderte er lachend, „predigst du schon vor der Hochzeit? Aber tu's halt; wenn du mich hinterdrein mit einem Bussel absolvierst."

„Hör' auf mit deinen Faxen, wo's Blut und Freiheit gilt. Meinst du, ich habe deinen Verkehr mit dem Raben, dem verwegensten Schwärzer, nicht beobachtet? Ich möcht schwören, daß du vornächten einen Ballen Tabak übers Joch trugst — oder nicht?"

Hois schwieg mit einem langen Gesicht.

„Es ist so! Ich bin zwar des Zöllners Tochter, weiß aber manchmal mehr als mein Vater; wenn ich die Leute ans Messer liefern möchte, könnt' ich's oft, ich mag der Regierung keinen Gefallen tun. Geht doch ohnedem so mancher zugrund! Darum laß dein Gewerb, ich warne dich aus christlicher Nächstenlieb'."

„O du liebe, christliche Nächstenlieb', wie dank' ich dir," erwiderte Hois mit einem leichten Anflug von gutmütigem Spott, „hast wohl etwa den Raben auch schon gewarnt?"

Das Mädchen schlug errötend die Augen nieder.

„Es ist eigentlich schon wahr, was du sagst," fuhr

er nach einer Weile fort, „für einen Ehemann tät so ein Geschäft nicht taugen. Noch bin ich aber ledig. Im Herbst heiraten wir und bis dort will ich dir noch eine prächtige Ausstattung zusammenbringen. Nachher gehör' ich dein — und jetzt ziehst mir kein schüches Printscherl mehr!" Ohne ihr noch ein Wort zu gestatten, umschlang er sie, drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen und enteilte ins Gebüsch.

Noch einmal teilte er die Zweige der Erlen und rief zurück: „Am Sonntag einen Almstrauß!"

Sie ging nachdenklich dem Hause zu, er aber sang noch von der Ecke herab:

„Am Sonntag a Sträußl,
Das bring i der Braut,
Und mit Busseln muß i zahl'n
Am Schlagbaum die Maut."

Hois war bald einer der kühnsten und schlauesten Schwärzer, sein Geschäft als Holzknecht diente ihm fast nur als Vorwand, daß er sich, ohne Verdacht zu erregen, in der Wildnis aufhalten konnte. Bisweilen erschien er beim Zöllner, dieser fragte ihn, ob er nichts von den Schwärzern wisse, oder wohl gar selbst schwärze? Dann zog er wohl eine Flasche Enzeler aus der Tasche oder holte einen prächtigen Strauß Alpenblumen, den er Kathi überreichte und sagte spöttisch, das sei alles, was er schwärze. Als er mit ihr allein war, wollte er ihr ein seidenes Halstüchlein, das er eingeschwärzt, schenken, sie wies es fast schauernd zurück, nur die Blumen nahm sie.

Die Finanzler machten seit etlichen Monaten sehr schlechte Geschäfte. Kaum gelang es ihnen, hier und da einem armen Bäuerlein eine kleine Düte Salz oder Tabak abzunehmen, die es in der Meinung, niemand werde nach solche Bagatellen fragen, zu Mittenwald eingesteckt. Alle Streifzüge schlugen fehl; wenn sie zu hinterst im Karwendel paßten, hörten sie wohl spöttisches Jauchzen am Grat gegen Gleirsch, es mußten Schwärzer sein, die einzuholen ganz unmöglich war, weil sie einen Vorsprung von wenigstens zwei Stunden hatten.

Vergebens suchte der Zöllner Hois auszuforschen; der lachte ihm bei jeder Frage ins Gesicht und antwortete ihm höchstens, daß er lieber an Kathi, als an die Maut denke. Allmählich stieg jedoch jenem Verdacht auf; ein oder das andere Wort, welches er zufällig im Wirtshaus erhascht, bestärkte ihn darin und er beschloß, scharf acht zu geben. Abends, als der Enzeler seine Zunge gelöst, brummte er vor sich hin: „Gut wär' der Schnaps, wenn nur der Hois keinen Streich macht!" Kathi blickte ihn erschrocken an.

„Ja, ja," fuhr er fort, „ich muß es dir gradaus sagen, ich möcht' zehn gegen eins wetten, der Kerl schwärzt und ist vielleicht der Rädelsführer."

Das Mädchen wußte nichts, ihn zu verteidigen.

Der Zöllner sagte nach einer Pause: „Es wär' mir recht unlieb, wenn wir auf einem verbotenen Steig zusammenwüchsen, recht unlieb wär's mir und zwar deinetwegen. Ich hab' schwerlich noch was zu erwarten, bin schon zu alt und trotzdem, daß ich mich im Dienst abgeraggert, wird man mir ein Protektions-

büblein vorschieben, aber du liegst mir am Herzen. Warn' ihn, laß jedoch von mir nichts merken, sonst komm' ich noch um die paar Groschen Pension."

*

Etliche Tage darauf klopfte es an Kathis Fenster. Dieses ging rückwärts auf den Wall und war, weil das Gebäude vordem zur Festung gehörte, stark vergittert. Wie gewöhnlich schwang sich Hois in die Nische der dicken Mauer, um mit Kathi einen Augenblick durch die Eisenstäbe zu plaudern, ehe er in die Stube ging, wo er sie nur in Gegenwart des Vaters sehen konnte.

Scherzend ergriff er ihre Hand. Sie zitterte.

„Was fehlt dir, Diendl!" flüsterte er, „bist krank?"

„Nein, Hois!" begann sie mit Tränen im Aug', „nicht krank, aber lieber wär' ich's als so in Sorge zu sein deinetwillen. Bei allen Heiligen bitt' und beschwör' ich dich, laß das Schwärzen, man hat auf dich Verdacht."

Hois lachte spöttisch: „Da müßt' nur der Vogel vom Amtsschild geflogen sein, um uns auszuschnüffeln. Ich hab' einen neuen Weg über die Felsen ausgespürt, mögen die Finanzler hinaufzannen! Erinnerst du dich noch an den grünen Streif, den ich dir letzthin an der Wand des Karwendel zeigte? Dort hab' ich die seltensten Alpenblumen geholt und dort — doch genug! Grein nit, Schatz! Die nächste Woche steigen wir zum letztenmal herüber, dann hab' ich die Aussteuer beisammen und zu Kathrein, — du kennst ja das Sprüchl:

Kathrein stellt Tanz und Räder ein
Und mir ein hübsches Weibelein!

Also tröst' dich! Ich verspreche dir bei allen Busseln, die du mir künftig noch geben sollst, daß ich vom nächsten Samstag an nie mehr einen Ballen auf den Rücken lade, und bist zu Haus mit mir recht fein, so geh' ich nimmer in die Riß, um Holz zu hacken. Willst?"

Sie ließ sich einigermaßen beschwichtigen. Er nahm von ihr Abschied, ohne in die Stube gehn, wo ihn der Alte erwartete, ihn durch dunkle Andeutungen zu warnen. Denn auch davon hatte dieser munkeln gehört, daß die Schwärzer nicht mehr auf dem alten Pfad sich einschlichen. Hois mied es aber, ihm unter die Augen zu treten; ein dunkles Gefühl sagte ihm, Kathi habe diesmal auf Weisung des Vaters gesprochen.

Es war der Vorabend von Allerheiligen. Der alte Zöllner duselte in der Stube auf der Ofenbank, Kathi saß im Nebenzimmer, ein Körbchen Epheuranken, Buchszweiglein und Astern vor sich, aus denen sie zu einem Kranz wählte, der morgen das Grab ihrer Mutter schmücken sollte. Sie hatte eben die schwarze Schleife darum geschlungen und blickte nun gedankenvoll auf die graue Wand des Karwendel und den grünen Streif daran. Ihr Herz war schwer beklommen. „Es ist ja zum letztenmal!" suchte sie sich zu trösten, dann fiel ihr aber wieder der Spruch ein: „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er zerbricht!"

Da klopfte es an die Stubentür. Ohne das Herein! abzuwarten erschien der Oberbeamte, ein mageres

Männlein mit schmaler Stirn, neben der dünne Schmachtlocken flatterten, schmaler Nase und schmalen Lippen, welche schwerlich je ein Lächeln des Wohlwollens umspielte, vor den blöden Augen hing eine große Messingbrille; sonst zusammengekniffen wie ein Taschenmesser, richtete er sich jetzt hoch auf und spannte die Fistelstimme zum Schlachtruf an: „Auf, auf! Jetzt haben wir die Lumpen. Norgen-Lies laubte jüngst im Wald Kranabitbeeren, da sah sie die Schwärzer herabsteigen, dort an der Wand auf dem grünen Streif."

Es knisterte im Nebenzimmer, Kathis Hand war der Kranz entfallen, der Oberbeamte überhörte es jedoch in seinem Eifer und fuhr frisch Atem holend fort: „Dort, ja dort haben wir freilich nie gepaßt! Und wissen Sie, wer der Anführer ist? Ihr sauberer Schwiegersohn! Schöne Bekanntschaften! Einem Staatsdiener soll es unverbrüchlich als Regel gelten, nur im Kreise der Staatsdiener seine Verbindung zu suchen, stets nur im Kreise der Staatsdiener!" —

Der Alte wimmerte vor Angst.

„Ihr schönes Töchterlein hätte sollen besser acht geben, besser, ja! Leicht wäre es ihr gewesen, sich um den Staat ein großes Verdienst zu erwerben, das auch dem Vater zugut gekommen wär". Aber so ist sie ein schlechtes Weibsbild, das die Liebe zu einem Lumpen dem hohen Aerar voranstellt; ein schlechtes Weibsbild und ich werd' sie verhören müssen und ich werd' die Protokolle einschicken müssen und zwei Zwanziger hätt' sie auch verdienen können und diese kriegt jetzt die Norgen-Lies, da haben Sie es!"

Der Alte faltete stumm und flehend die Hände.

„Da hilft jetzt nichts!“ fuhr jener unbarmherzig fort, „ich habe meine Pflichten und Sie die Ihrigen. In einer halben Stunde kommt die Patrouille aus Leutasch; muß da sein, denn es ist Order; dann hängen Sie den Säbel um, und ich werde mich selbst an die Spitze des Streifzuges stellen, ich, der Oberbeamte, um euch zu zeigen, wie man seine Pflicht tut.“

Im Nebenzimmer hörte man eine Türklinke. Er steckte den Kopf hinein, es war leer. Da sah er den Kranz auf dem Boden, hob ihn auf und warf ihn unwillig hin: „Wird wohl für den Lumpen gehören, den Lumpen!“ polterte er.

„Verzeihen Sie, Herr Oberbeamter!“ stotterte der Zöllner auf der moralischen Folter, „der Kranz gehört auf ein Grab.“

Der Oberbeamte hatte schon die Türe ohne Gruß zugeworfen, der Zöllner nahm in gehorsamer Angst das Rüstzeug vom Nagel; erst als er damit fertig war, suchte er die Tochter, fand jedoch in und außer dem Hause keine Spur von ihr.

Kathi hatte alles gehört. Zuerst lähmte sie der Schrecken, dann gaben ihr die Schimpfworte des Zöllners den Mut des Zornes, sie wollte hinaus und Rechenschaft fordern; da traf sie aber wie der Blitz der Gedanke, daß heut' Hois auf jenem Steig komme, daß vielleicht ein blutiger Zusammenstoß mit der Patrouille drohe; sie sah bereits Vater und Geliebten im unnatürlichen Kampf, Entsetzen ergriff sie, ohne sich weiter zu besinnen, stürzte sie dem Karwendel zu.

Atemlos sprang sie auf die Terrasse, wo bei der

Kapelle das Gleirsch abzweigt. Sie sank einen Augenblick auf die Kniee und stöhnte: „O Maria hilf!" mehr vermochte sie nicht vorzubringen. Da rauschten von ferne Tritte im Kies, — vielleicht die Patrouille! Aufgescheucht wie ein Reh ergriff sie die Flucht. Bald stand sie unter der grauen Wand, hoch oben schlang sich der grüne Streif hin, wo ein entschlossener Bergsteiger leicht klettern konnte, aber wie hinaufgelangen, da unten nirgends ein Felshöcker oder ein Grasbüschel den mindesten Halt bot? Ratlos lief sie die Wand entlang bis zu einer kleinen Runse. In dieser hing ein Seil, sie zerrte daran, es war droben um den krummen Ast einer Zunder geschlungen. Hier mußte der Pfad der Schwärzer sein. Mit einem Arm sich festhaltend, klomm sie empor und eilte wie eine Gemse vorwärts: — sie hörte das Sausen einiger Steine, die von Absatz zu Absatz rollten, der Fuß der Schwärzer, welche schräg hinabstiegen, hatte sie in den Schwung versetzt. Hois blieb erschrocken stehen, als er sein Mädchen in so gefährlicher Lage von fern erblickte. Er wollte rasch den Ballen wegwerfend, zu ihr hineilen, sie winkte jedoch mit der Hand und rief: „Zurück, zurück, ihr seid verraten!" Im Nu war die Bande hinter den Zacken des Berges verschwunden. Kathis Kraft war erschöpft, schwindelnd blickte sie in den Abgrund und mußte sich auf eine Kante niederlassen. Horch! — Stimmen aus der Tiefe, sie strich das Haar von der Stirn und schaute entsetzt hinunter, die Zweige der Zunder, an welche das Seil geknüpft war, bogen sich — die Patrouille! Rasch wollte sie sich hinter einem Steinblock ducken, sie glitschte aus, ein herzzer-

reißender Schrei, ein dumpfer Fall und die zerschmetterte Leiche lag zu den Füßen des Zöllners. Mit aufgerissenem Aug' starrte dieser auf die teure Tote, die Sinne verließen ihn, er wollte sich am Stricke festkrallen, brach jedoch ohnmächtig zusammen. Der Oberbeamte, nichts kennend als die Amtspflicht, kletterte vorwärts, schon sah er die Schwärzer in Ketten und Banden zittern, schon las er in Gedanken das Belobungsdekret, das zu Innsbruck für ihn ausgefertigt werden sollte, aber jene besaßen flinkere Beine und ihm blieb statt des Gewinnes an Gut und Ehre das leere Nachschauen. Sie hatten ihre Ballen bereits beim Branntweinler abgelegt und sich nach allen Richtungen in den Schluchten zerstreut. Als die Patrouille sich der Hütte näherte, loderte diese plötzlich in Flammen auf, der Wind nebelte den Finanzlern den Tabaksqualm entgegen, ohne daß sie einer Beute habhaft werden konnten.

Als der kalte Abendtau den alten Zöllner zum Bewußtsein erweckte, lag er allein neben der Leiche. Im stummen Jammer richtete er sich auf, er legte ihr Haupt mit der klaffenden Stirnwunde auf seinen Schoß, die schönen Glieder waren bereits erstarrt und die Tränen, die auf sie reichlich niedertropften, vermochten sie nicht mehr zu beleben. Es wurde dunkler er hob das trübe Aug' zum Himmel, wo bereits einzelne Sterne schimmerten, endlich raffte er sich auf und lud die Leiche auf den Rücken.

„Ich habe den Schwärzern manchen Ballen abgenommen und dann heimgetragen," pflegte er später oft zu erzählen, „aber so schwer wie diese Last ist mir

im Leben keine gewesen. Dort habe ich mich für immer zu den sieben Schmerzen Marias verlobt, die den blutigen Sohn im Schoß, unter dem Kreuze saß. Mög' sie jedermann vor solchem Leid bewahren, selbst meinen Todfeind!"

Kathi wurde unter allgemeiner Teilnahme der Gemeinde neben ihrer Mutter beerdigt und der Kranz, den sie für diese geflochten, auf ihr Grab gelegt. Als der Alte die Begräbniskosten bezahlen wollte, bedeutete ihm der Geistliche, es sei alles berichtigt. Wahrscheinlich hatten die Schwärzer, die das Mädchen zu den ihrigen zählten, das Geld erlegt; sie ehrten die Unglückliche wenigstens dadurch, daß sie weitum aus Tirol bei ihrem Totenamte zusammenkamen und ihre Ruhestätte mit Weihwasser besprengten.

Hois irrte nach jenem Schreckenstage wie Kain in den Wäldern herum, wo ihm ein mitleidiger Senner oder Holzknecht die kärgliche Nahrung bot; dann erfuhr man lange gar nichts mehr von ihm; endlich erschien er plötzlich wieder im Allbach. Der sonst so fröhliche Bursch' war ernst und schweigsam geworden; solang er noch jung war, sah ihn niemand im Wirtshaus. Mit der Lust des Lebens war es aus, doch ließ er es sich stets angelegen sein, armen Mädchen zu helfen und so manches brave Weib verdankt ihm die Ausstattung zur Hochzeit, die er heimlich wie St. Nikolaus besorgte. Der heilende Balsam der Zeit und noch mehr die reine Freude am Wohltun verfehlte auch bei ihm nicht die Wirkung, Schmerz und Trauer lösten sich in stiller Ruhe, er stellte den Rest seiner Tage Gott anheim, und überließ fromm die Zukunft des Jenseits

der Vaterhand des Herrn. Allmählich wurde er wieder heiter, seine innige Teilnahme am Glück anderer verschaffte ihm die Liebe des ganzen Tales. Solang es seine Füße vermochten, wallfahrte er zu Allerheiligen an Kathis Grab; das große Kreuz dort auf der Felsenwand ließ er von dem Geld, das er durch den Schmuggel erworben und das für eine lustige Hochzeit verwendet werden sollte, zum Andenken an jene schreckliche Begebenheit errichten. Uebrigens sprach er nie von Kathi; je älter er wurde, desto öfter träumte ihm von ihr, sie sollte ihn am Tor des Himmels als Braut erwarten.

Der alte Zöllner wurde mit hundert Gulden pensioniert. Hois nahm ihn zu sich und ehrte ihn wie einen Vater. So saß er dann im Stübchen des obern Stockes und gedachte ernst sinnend der Tochter, bis ihn der Tod mit ihr vereinte.

*

Erheben wir uns vom Rasensitz und steigen in das Karwendeltal nieder. Macht diese Wildnis mit ihren Schrofen und Wäldern, den schäumenden Sturzbächen und Tobeln, durch welche die Lawine niederbraust, nicht einen düstern Eindruck? — Dort ragt ein uralter Ahorn, ein kleines Holztäfelchen, umquollen von Moos, überwuchert von Flechten, ist daran genagelt. Lesen wir die undeutliche Inschrift, soweit der Regen die Letern nicht weggebeizt. „Dem christli ... Andenken des Herrn Joha ..... ld Oberbeamt .... hier gräßlich ... Tod . rlitt. Man bitt ... um .. aterunse ..... ve Mar ....“ Vom Stamm starrt weit

ein dürrer Ast hinaus, über den Wurzeln türmt sich ein Ameisenhaufen — wie lustig wuseln die kleinen Tierchen im Sonnenschein! Von jenem Aste hing an den Füßen festgebunden, die Hände auf den Rücken gedreht kopfabwärts der Oberbeamte, sein Scheitel berührte den Haufen, so daß die Ameisen über seinen nackten Leib emporkrabbeln konnten. Man fand ihn erstarrt und tot. Im Sommer nach dem Tode Kathis war er im Karwendeltal spazieren gegangen und nicht mehr heimgekehrt. Das Volk haßte ihn wie ein böses Tier, das so manchen ins Unglück gebracht; er wurde wahrscheinlich von Schwärzern unmenschlich zu Tode gemartert.

Etliche hundert Schritte vom Ahornbaum führt der Weg an einer Höhle vorbei, deren Wände noch von Rauch geschwärzt sind. Hier verkam die Norgen-Lies. Nachdem es ruchbar geworden, daß sie dem Oberbeamten den neuen Steig der Schwärzer verraten, wollte ihr niemand mehr Brot und Wasser gönnen, niemand gewährte ihr Unterstand. Verlassen wir den Platz, wo sie den letzten Seufzer ausgehaucht.

Das freundliche Dörfchen Scharnitz liegt vor uns. Dort ragen die gebrochenen Mauern der alten Festung, die öden Trümmer sind aber beglänzt von unsterblichem Ruhm: auch hier rangen die Männer des armen, kleinen Ländchens Tirol mit den Scharen des korsischen Weltbezwingers!

Kehren wir beim Michler ein? — Oder gehen wir vielleicht auf den Friedhof? — Jenes eiserne Kreuz mit der Blechtafel und dem irdenen Weihbrunnkrüglein, in dem ein Buchszweig steckt, bezeichnet das Grab der Schmugglerbraut.

Ein Veteran

Nach meiner Rückkehr aus dem welschen Kriege 1848 hatte ich mich im Hochsommer beim Bogner zu Absam niedergelassen, um erst im Oktober nach Wien abzureisen, wo mich die Schrecken der Revolution erwarteten. Von Absam führten mich Ausflüge oft zwei, drei Tage fort. So auch nach St. Johann zu einem Freunde, der dort Arzt war. Abends saß ich mit ihm vor der Tür, da sprang eine Herde zottiger Ziegen daher, hintennach folgte ein alter Mann, gebückt unter einem Bündel Reisig und dürren Baumästen. „Das ist ein Schütz von 1809!" flüsterte mir der Arzt zu. Unterdes war er näher gekommen, er reichte meinem Freunde die Hand, während er mich neugierig betrachtete, denn Fremde besuchen die Gegend nicht oft. Der Arzt bemerkte es und sagte zu ihm: „Siehst du, Blasi, das ist einer der Hauptleute, die gegen die Welschen zogen."

Er warf das Bündel auf den Boden. „Da sollten wir einander erzählen, ich bin 1809 dabei gewesen."

Der Mann erregte meine Teilnahme, leider mußte ich schon am andern Morgen fort, weil ich mich in Absam mit einigen Bekannten zusammen bestellt hatte.

Ich sagte ihm das. Er unterbrach mich: „In Absam? Mariä Geburt ist in drei Tagen, da geh' ich immer zur Mutter Gottes wallfahren, seid Ihr beim Bogner?"

Ich bejahte und forderte ihn auf, mir ja gewiß nachzufragen.

Er versprach mir das und legte das Bündel auf die Schulter.

Ich kehrte nach Absam zurück, indem ich nach Baumkirchen ging, ein kleines Bad, das die Frauen in gewissen Umständen gern benützen, und dann, um der sengenden Sonnenglut zu entgehen, in ein kleines Tälchen ablenkte. Mittags ruhte ich wieder unter meiner lieben Geisblattlaube zu Absam.

Er hielt Wort. Am Feierabend nach dem Betläuten kam er. Wir setzten uns im Garten zu einem Tisch, fern ab von den übrigen Gästen, weil ich den alten Schützen für mich allein haben wollte. Mit Behagen schlürfte er den weißen Wein, und fragte bald um dieses, bald um jenes; wie sich die Tiroler in Welschland gehalten hätten und ob es nie zum Dreinschlagen mit umgekehrten Stutzen gekommen sei. Wenn er die grünweißen Fähnlein mit dem roten Tiroler Adler im Wind flattern sehe, darüber gehe nichts in der Welt. Ich erzählte ihm verschiedenes und er freute sich, daß die Jungen auch noch was taugten. Auch mich bewegte der Gedanke, wie erhebend es sei, einem so wehrhaften Volksstamme, dessen Waffenehre beinahe zwei Jahrtausende hindurch kein Feind antasten durfte, anzugehören. Nach und nach erlosch im Garten ein Licht

nach dem andern und die Gäste gingen nach Hause. Weil es nun nichts mehr zu tun gab, kam die Wirtstochter herbei. Ich faßte sie scherzend bei der Hand und zog sie an meine Seite auf die Bank. „So, so!" rief der Alte lachend, „ich hab' es früher ebenso gemacht; ein Tirolermädel galt mir mehr, als alle welschen Gesellinnen!" — „Oho, Blasi!" antwortete ich ihm, „Burgel ist ja meine Base. Was übrigens die Italienerinnen anlangt, so hingen in der Zeit, wo ich zu Felde lag, diese süßen Trauben so hoch, daß wir wohl sagen mußten, sie seien sauer, weil wir sie nicht erreichen konnten."

Burgel lachte mich mit den schwarzen Augen, in denen nur zu viel südliche Glut lag, schalkhaft an, und eilte dann mit der leeren Flasche fort, um sie neu zu füllen. Der Alte saß schweigend da; seine Augen schienen unstet den hin und her schwebenden Johanniskäfern zu folgen, bis sie endlich mit dem Ausdrucke schmerzlicher Erinnerung am Himmelsgewölbe haften blieben, dessen Sterne durch die breiten Blätter des Kastanienbaumes niederleuchteten. Ich mochte ihn nicht stören und trank einen Schluck des balsamischen Lagrina-Weines. Sein Duft mischte sich mit dem der Nachtviolen im nahen Gärtchen, so daß ein Dämmerfalter erst zweifelhaft herflatterte und dann in den Becher taumelte. Ich zog ihn heraus, er schnurrte fort und verschwand im Dunkel bei den Blumen. Der Alte schwieg noch immer. Da klirrte die Kellnerin mit den Schlüsseln; er bewegte sich rasch und rief, indem er mit der Hand sachte über die Stirn fuhr: „Ja, ja, Ihr habt recht: mit den Welschen ist's nichts,

ich bin selbst bis Rovereto gekommen, aber es hat mir keine gefallen."

Burgel füllte die Gläser; ich faßte das eine und hob es gegen den Alten empor: „So sollen die Tirolerinnen leben!" — „Bis in Ewigkeit!" entgegnete er bewegt und zog das Käppchen vom Kopf, „ja bis in die Ewigkeit, Herr, sollen sie leben. So hab' ich stets gedacht; nicht bloß jetzt, wo ich alt bin, sondern auch schon dort, wo ich zum erstenmale mit dem Stutzen auszog. Da hab' ich meine Marianne kennen gelernt, Gott hab' sie selig! Das war freilich schon 1796 beim Franzosenrummel; es kommt mir aber vor, als ob es heut' wäre." — „Nun so erzählt auch etwas von Euren Auszügen!" unterbrach ich ihn. Burgel setzte sich neugierig nebenan.

„Ich darf es wohl tun," entgegnete er, „Ihr erfuhrt ohnehin schon, wie einem Schützen ums Herz ist, und das Mädel da — kann etwas lernen, wenn sie hört, wie es zu andern Zeiten war. Im Jahre 96 kamen die Franzosen und wollten uns statt katholisch republikanisch machen: eine schlechte Nachricht auf die andere. Da sagten unsere Leute: jetzt müsse man ausrücken, wenn's noch was werden solle! Es lief alles zusammen; mein Vater meinte, ich sei schon ein großer Bube und könne wohl auch die Büchse nehmen. Wie's nun zum Abschied kam, erging es mir sehr spaßig. Mädeln und Weiber weinten, und darunter oft gerade die am lautesten, die ihre Männer am stärksten unter dem Pantoffel hatten; manchem frischen Buben, der nachher ganz brav dreinschlug, liefen, wenn er das Diendl bei der Hand nahm, die lichten Zähren

von den Wangen. Da weinte ich aus Leibeskräften mit. Sagt mein Vater: Du hast ja kein Weib, was flennst denn du, läppischer Bub'? — Ja, das weiß ich eben nicht! antwortete ich; die Schützen lachten mich oft deswegen auf dem Wege aus; ich meine, sie wußten auch nicht warum. — Wir wurden ins Oberinntal geschickt. Am dritten Tage kamen wir nach Reutte, von wo aus wir gegen den Feind in die Gacht, einen nahen Paß rücken sollten. Ich wurde in den oberen Markt gewiesen und fand bald die mir bezeichnete Quartiernummer. Als ich in die Stube trat, konnte ich bemerken, wie drei Mädchen schleunig in die Kammer nebenan hineinschlüpften; die Mutter stand vom Spinnrade auf und fragte nach meinem Begehren. Ich reichte ihr die Boilette. Da wurde sie gleich freundlicher. Ihr Unterländer, sagte sie, seid brave Leut', lustig, und habt doch Gott vor Augen. Du wirst müde sein, leg' die Büchse weg und sitz' nieder! — Ich ließ es mir wohlgefallen und stellte meine Sachen zurecht. Nachdem sie in die Küche gegangen war, blickte ich mitunter nach der Kammertüre; mir war, als hörte ich flüstern und sähe durch die Klunse bisweilen etwas glänzen wie ein Auge. Frisch hineinzugehen und nachzuschauen, hätt' ich damals um alles in der Welt nicht gewagt; denn ich erinnerte mich gar wohl noch, wie ich als Bube von meiner Mutter ausgescholten wurde, weil ich immer die Nase in den Milchgaden steckte, und zudem dacht' ich: Was dich nicht brennt, blas' nicht! Da kam die Alte mit der dampfenden Breipfanne. Hatt's mir doch nie so geschmeckt! Fast vergaß ich darüber die Kammertüre.

Endlich meinte die Alte, die Mädeln sollten doch herauskommen; sie hätten ja von mir nichts zu fürchten! Da schlich eine nach der andern hervor, zwar ein bißchen verlegen, aber ich war es auch; denn zu meiner Zeit waren die Bursche bei den Weibsbildern nicht so frech wie jetzt. Als jedoch die dritte kam, — seht, ich kann es mir vorstellen, als ob es heut' wäre! — da fiel mir der Löffel in die Pfanne, und ich mußte ein sehr dummes Gesicht gemacht haben, denn die andern zwei lachten plötzlich überlaut. Diese ist dann meine Marianne geworden. Sie war gerade nicht die schönste unter den drei Schwestern, aber lieb, lieb, daß ich es Euch gar nicht beschreiben kann! Ihr Haar war so wie etwa jetzt im Herbst die Haselnüsse; drein schaute sie, daß es mir gleich zu Herzen ging; wenn sie lachte, zeigte sie die Zähne nett wie ein Eichkätzchen. Ja! es ist mir, als stünd' sie wieder vor mir und lache mich an. Ein so kreuzbraves Mädel hab' ich seither nimmer gefunden; ich denk' auch alle Tage d'ran. Wir wurden gleich bekannt; Ihr wißt wohl, wie's zu gehen pflegt, — nach einiger Zeit wagte ich auch das erste Bussel, kann wohl sagen: wagte; — denn als uns die Franzosen das erstemal zu Leib' gingen, hat mein Herz lange nicht so geklopft: so ein thörichter Bub' war ich damals noch. Mir kommt vor, es sei mir mein Lebtag nie besser, nie wohler gewesen als bei diesem Auszug. Aber der böse Feind läßt nicht lange auf sich warten; er kann es nicht leiden, wenn zwei so recht glücklich sind, und es gibt für ihn nichts zu verdienen dabei. — An einem Nachmittag saß ich bei meinem Mädel in der Stube und wollte ihr eben ein Bussel

geben: da schaut auf einmal der Feldpater mit seiner großen Brille durchs Fenster und schreit: Kerl! laß 's Diendl geh'n! — Mein Mädel schrie vor Schrecken: Er tut mir ja nichts! — Ich aber schloff ganz entsetzt unter die Bettstatt. Der Kaplan ging weiter, das Diendl erholte sich und rief lachend: Du bist mir der Rechte! — Mir war aber gar nicht zum Spaßen; denn ich kannte unsere Hochwürden von andern Gelegenheiten und erinnere mich gar wohl an eine Predigt von ihm: die Liebe habe der Teufel erfunden als gefährlichste Angel der Seelen, und wir sollten es machen wie die Mutter Gottes und der heilige Joseph, die haben sich nicht einmal anzuschauen, geschweige auch nur mit dem Finger anzurühren getraut! — Ich schlich ganz traurig von dannen. Am andern Tag hieß es: Blasi, zum Feldpater! — Mir war wie einem Schaf am Strick: es zieht wohl und zieht und möcht' gern davon, aber es muß halt doch dem Metzger folgen! Der Hochwürdige muß extra für mich eine Predigt ausstudiert haben: so fürchterlich beschrieb er die Hölle und sogar das Plätzchen, wo ich mit Pech und Schwefel gebraten werden solle, wenn ich noch einmal wage, dem Mädel ein Bussel zu geben.

Zu sagen traute ich mir kein Wort, ja in der Zerknirschung gelobte ich sogar, das Busselgeben ganz zu lassen, wogegen er mir versprach, meinem Vater von der Geschichte nichts zu melden. Er hielt Wort, aber ich nicht; sobald ich beim Diendl war, vergaß ich Feldkaplan, Hölle, Versprechen, Vater und Franzosen. — Ihr könnt wohl denken, wie mir zumute war, als die Kompagnie Befehl zum Rückmarsch erhielt. Nichts

tat mir im Leben so weh, als der Abschied vom Mädel; es kam mir vor, als sei ihr letzter Kuß der süßeste, den sie mir je gegeben, als sollt' ich d'rauf recht merken, welch' ein bitteres Kraut das Meiden sei. Seht! weil ich mich vor dem Feind brav gehalten, bekam ich die silberne Medaille und von einem kaiserlichen Offizier einen Dukaten. Gern würde ich aber alles der Absamer Mutter Gottes geopfert haben, hätt' ich nur eine Stunde länger zu Reutte bleiben dürfen! Der Hauptmann kommandierte aber vorwärts, der Schwegler pfiff und der Tambour trommelte d'rauf los, als sollten wir über den Fern hineinlaufen und nicht marschieren. Mir war als hätt' ich Blei in den Füßen, und die Zähren flossen mir heimlich über die Wangen. Ein alter Schütz, der um die Sache wußte, fragte lachend, ob ich nun wisse, warum ich flenne? — Ja wohl! aber was half es mir? Traurig zog ich aus und noch trauriger heim.

Doch sollte mir bald ein Trost werden. Kaum zu Hause angekommen, erhielt ich einen Brief von meinem Diendl; Ihr könnt Euch denken, mit welcher Freude. Auf das erste Blatt obenan hatte sie mit roter Seide ein Herzlein eingenäht; die Worte waren so nett und zierlich gesetzt, wie Verse aus einem Bilderbüchel; die Buchstaben so fein und sauber. Darum wagte ich anfangs auch gar nicht, ihr zu antworten; denn die Buchstaben, die ich mit Mühe kritzelte, sahen aus wie Hennenfüße; auch verstand ich es nicht, den Satz ordentlich zu fügen. Da hätt' ich mich ja schämen müssen; und vor ihr mich zu schämen, wäre mir das Unliebste von der Welt gewesen; solche Liebe und

Verehrung hatt' ich für sie! Ich vertraute daher dem Schullehrer meine Herzensangelegenheit, denn ich wußte außer dem Geistlichen weitum niemand, der so gelehrt gewesen wäre, daß ich ihm das mir so wichtige Geschäft, eine recht stattliche Antwort aufzusetzen, hätt' übertragen mögen. Der Alte las bedachtsam den Brief, schüttelte den Kopf, sann eine Weile nach, und sagte endlich: Komm am Sonntag abends! Ich wunderte mich gewaltig über die hölzerne Gleichgültigkeit, mit der er die Sache behandelte, entschuldigte ihn aber später damit, daß er recht gründlich und tief nachdenken wolle, um eine kräftige Antwort aufzusetzen; ja ich hoffte sogar im stillen, er werde, weil er die Totenkreuze so schön anzustreichen verstand, vielleicht zu meinem Brief ein schönes Bildchen malen. Ich hatte nicht die mindeste Ahnung von dem, was erfolgen sollte, und ging daher ganz wohlgemut auf die Alpe. Bei meiner Rückkehr fand ich zu meinem Entsetzen den Schulmeister bei meinem Vater stehen, der den mir so werten Brief Mariannes mit den Händen zerknitterte. Eh' ich noch Zeit gefunden mich umzuschauen, hatte er schon den Bergstock hinter dem Kasten gefaßt und mir ihn ein paarmal so tüchtig über den Rücken gehauen, daß ich unwillkürlich in die Höhe sprang. Da hast du das Trinkgeld fürs Lumpen, du Hauptspitzbub! schrie er voll Zorn, ich hab' dich ausgeschickt das Vaterland und den heiligen Glauben zu verteidigen, nicht aber zum menschern. Nie werde ich's leiden, daß du eine fremde Dirne ins Dorf bringst; — und überhaupt, ein so junger Bursch' wie du soll eher auf die Christenlehre denken, als aufs Heiraten! Um deine Marianne

brauchst du dich übrigens nicht mehr zu kümmern; es hat ihr schon der Herr Lehrer das Gehörige geschrieben. Erfrag' ich noch einmal was von dir, so mach' dich gefaßt! — Er hob wieder den Stock; ich sprang rasch zur Tür hinaus: was hätt' ich besseres tun können? Ja, wär' mir der Schulmeister nahe gekommen, den wollt' ich schon mit dem Schlagring genußt haben, so aber war's mein Vater und ich fügte mich schweigend ins vierte Gebot. Lang konnte ich's aber nicht aushalten; rastlos trieb es mich herum. In dieser großen Not überwand ich endlich meine Scheu und setzte mich nieder zum Schreiben. Ich erzählte meinem Diendl alles haarklein, was ich gelitten, und ermahnte sie ebenso fleißig zu beten wie ich, dann werde Gott Vater, der schon im Paradies Adam und Eva zusammengeführt, auch uns vereinigen. Als ich endlich fertig war, lief ich mit leichtem Herzen auf die Post; da sollte ich aber übel ankommen. Der Postmeister war ein guter Freund meines Vaters, und überbrachte diesem allsogleich den Brief, auf den ich so viele Stunden verwendet. Damals, Herr, war die Kinderzucht noch streng; mein Vater nahm die Sache gewaltig übel und peitschte mich mit einem knotigen Stricke dergestalt, daß ich vierzehn Tage gar nicht auf dem Rücken liegen konnte. Drauf sperrte er mich drei Tage in eine Kammer, wo ich nur Brot und Wasser erhielt. Das Fasten war mir nun freilich das unliebste Geschäft, denn ich mochte gern essen, und zwar viel und gut. Allein diesmal ergab ich mich in mein Schicksal; konnte ich doch ungestört an meine Marianne denken. Als Landesverteidiger hatte ich meine Schuldigkeit getan, — wa-

rum hätte man mir sonst die Medaille gegeben? — und meine Liebe schien mir gerecht vor Gott und der Welt, denn ich hatte ja die redlichsten Absichten und wollte nichts anderes, als mein Mädel heiraten. Deswegen konnte ich auch das Benehmen des Schulmeisters und meines Vaters nicht begreifen; ich meinte, Gott selbst habe mir diese Liebe geschickt, — nie wahr mein Gewissen ruhiger als damals, wo ich mich als den glücklichsten Menschen auf Erden betrachtete. Mein einziger Trost war: Gott hat das Mädel für mich erschaffen und mich für sie, er will uns nur prüfen, ob wir einander würdig seien, und dann ganz gewiß zusammenführen. So kam der dritte Tag. An diesem ließ mich der Vater aus mit dem Bedeuten, ich solle allsogleich zum Pfarrer gehen. Dieser hielt mir eine lange Predigt und drohte mir zum Schluß, er werde mich, wenn er noch etwas von mir höre, ohne weiteres über Nacht in die Totenkammer sperren; es sei kein Schade, wenn die Geister einen so ungehorsamen Buben in Stücke rissen!"

„Wie alt war't Ihr denn damals?" unterbrach ich ihn. — „Zweiundzwanzig Jahre," erwiderte er nach kurzem Besinnen. — Ich erinnerte mich an das Nibelungenlied, wo auch die jungen Helden, die bereits bei Turnieren und im Feld mit Spießen und Stangen herumschlagen, „kindelin" genannt werden.

Der Alte fuhr fort: „Die Drohung des Pfarrers wirkte. Vor den Geistern hatte ich damals gewaltigen Respekt und wagte daher nicht mehr, weder an mein Mädel zu schreiben, noch darnach zu fragen. Allein die Liebe läßt sich ebensowenig hinausprügeln als weg-

predigen. Ich dachte im stillen an mein herbes Geschick und an Marianne und tat bei allen Heiligen das Gelübde, eher ledig zu sterben, als eine andere zu nehmen, und wäre sie so schön wie Susanna im Bade. — Im nächsten Frühjahr mußten wir wieder ausziehen; meine Kompagnie erhielt Befehl nach Unken vorzugehen. Das ist nun freilich schon lange her und deswegen nicht zu wundern, wenn mir viele Ereignisse gar nicht mehr einfallen. Besonders lebhaft denke ich noch jenes Husaren, dem ich das Leben rettete. Der Feind und wir patrouillierten nämlich damals immer bis zum SchneizelreiterBierhaus. DerWirt ließ mir nun melden, daß er noch Käse und Bier im Keller habe; wir sollten bei Gelegenheit kommen und diesen Vorrat aufzehren; denn er vergönne ihn eher uns als den gottlosen Franzosen. Dies ließen wir uns nicht zweimal sagen. Wir zogen hin; ein Schütze wurde als Wache ausgestellt und ein Husar ritt patrouillieren. Wie wir es uns gerade recht wohl sein ließen, schrie der draußen: die Franzosen! die Franzosen! — Mein Lebtag hab' ich mich nicht so schnell durch eine Tür gefunden, wie damals. Wir liefen auf den Berg. Da sah ich, wie drei französische Reiter unserem Husaren stark zusetzten. Ich schlug an und einer von ihnen purzelte vom Roß; die anderen sprengten schleunigst zurück. Ich selbst war aber bei dieser Retirade so erschrocken, daß ich den Brocken Käse, den ich zu Schneizelreit unmittelbar vor dem Alarm in den Mund gesteckt, erst zwischen den Zähnen bemerkte, als ich auf dem Berg zu verschnaufen anfing. So ging es zu da und dort; aber seht, alle diese Sachen weiß ich nur

mehr halb, während mir das Bild meiner Marianne noch ganz frisch vor Augen steht.

Nach Vertreibung des Feindes kehrten die Schützen wieder in die Heimat. Mir war es so ziemlich gleichgültig, wo ich mich befand und ich kümmerte mich daher sehr wenig, welchen Weg ich ging. Als ich nach Haus gekommen war, führte mich der Vater in seine Schlafkammer. Er war freundlicher als gewöhnlich und sagte, indem er mir einen Brief gab: Ich hoffe, du wirst nun gescheit worden sein; da lies einmal! — Die Schwester meiner Geliebten hatte ihm geschrieben, er solle nun völlig unbekümmert sein, Marianne sei am 15. Mai an der Abzehrung gestorben. Mir war als ging' es zum jüngsten Gericht, und ich weiß noch heutigen Tages nicht, wie ich ins Freie kam. Die ganze Welt erschien mir aschgrau; ich hatte keine Freude, keine Lust mehr; der Kopf fing mir an zu schmerzen, und dieser Schmerz nahm nach und nach so zu, daß ich wie betrunken taumelte und mich zu Bett legen mußte. Einige Tage lag ich ohne Besinnung. Als ich erwachte, war mir wohler, allein ich konnte vor Schwäche kein Glied mehr rühren. In der Stille dankte ich Gott dafür, denn ich meinte, es nahe mir der Tod, nach dem ich mich so sehr sehnte. Ich war fest überzeugt, Marianne als Heilige wieder zu finden, die mich, wenn ich ins Fegfeuer käme, von Gott losbitten und mir ein Plätzchen an ihrer Seite im Himmel aufbehalten würde. Ja ich sage es Euch, auch jetzt freue ich mich noch immer, sie im bessern Leben wiederzusehen!"

Da schlug es auf dem nahen Turme zehn Uhr. Der

Alte stand auf; ich lud ihn ein, noch eine Halbe mit mir auszustechen. „Ich habe ohnedies," antwortete er, „schon zu viel getrunken und merke es erst jetzt. Außerdem, um es aufrichtig zu sagen, muß ich heute noch einen Rosenkranz beten; das habe ich für meine liebe Marianne alltäglich zu tun angelobt. Nichts für ungut, schlaft wohl!"

Der Flüchtling

Hinter dem Hause Scholastikas am Achensee erhebt sich ein steiler, waldiger Berg, der Unutz. Er liefert zwar den Bauern nur wenig Holz, die breite Fläche, die sich über seinen Hochrücken hinzieht, ist dürr und wasserarm, spärliche Seggenbüschel auf kalkigem Grunde gewähren Schafen und Rossen ein dürftiges Futter; dessenungeachtet hat er in neuester Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangt. Sein Gipfel, den auch Damen in zwei bis drei Stunden ohne Gefahr ersteigen, gewährt eine Aussicht, noch viel großartiger, als die von der hohen Salve, indem man die Gletscher der Zentralalpen, das schroffe Kalkgebirge, das sie einfaßt, und das bayerische Flachland, so weit das Auge trägt, überschauen kann. Wohl die wenigsten der zahlreichen Bummler, die eigentlich nur hinaufsteigen, um sagen zu können, sie seien droben gewesen, werfen von der scharfen Kante, mit der gegen Ost die Hochebene abbricht, einen Blick in den Abgrund, der sich gegen Steinberg niedersenkt. Die steile Lehne ist nur stellenweise von Zundern überwachsen, erst weiter unten beginnt der Wald und bedeckt fast ohne Unterbrechung den Abhang, der hier sanfter ausläuft. Die

Hochfläche des Unutz ist durch eine Furche fast in der Mitte gespalten; an dieser Stelle beginnt eine Schlucht, die sich allmählich zu einem Tälchen vertieft und ausweitet und selbst noch den Gürtel der Föhren und Tannen durchschneidet. Rechts und links erheben sich pralle Wände, der Boden ist von Steintrümmern übersät, im Schatten der Vorsprünge liegt noch im August grobkörniger Schnee als letzter Rest der Lawinen, die hier niederbrausen. Willst du Einsiedler werden, hier ist ein Plätzchen, wo dich niemand stört, du hörst nichts als den Pfiff der Schneefinken, das Aechzen der Jochdohle und den heiseren Schrei des Alpenadlers, der auf Beute ausfliegt, aber du darfst nicht zittern vor dem Blitze, der neben dir in die kahlen Felsenschädel schlägt, vor dem Donner der Lawinen, vor dem Sausen des Sturmes, welcher Felsenblöcke von den Wänden losreißt und auf die Bäume tief unten schleudert. Hier und da klingt das Glöckchen von Steinberg und mahnt dich, daß über dir derselbe Herrgott walte, wie über den Menschen drunten im Tal, deren Gesellschaft du unmutig geflohen. Durch diese Schlucht vom Grat des Unutz den Weg nach Steinberg zu suchen fällt nicht einmal Sennern ein; wenn ich es unternahm, so geschah es um Petrefakten zu holen. Den Plan dazu hatte ich schon längst entworfen, die Ausführung jedoch auf den Frühling verschoben, wo noch die Mulden Schnee ausfüllt, der festgefroren einen viel leichteren Uebergang gestattet, als das lockere Steingerölle, das leicht kollernd jeden Schritt unsicher macht.

Ich erstieg voriges Jahr zu Pfingsten den Unutz. Unter mancherlei Schwierigkeiten hatte ich endlich die

Mitte des Absturzes erreicht, wo sich die Schlucht erst ein wenig erweitert und dann wieder zusammenschnürt. Die Buchen trugen bereits junges Laub, blühende Sträuche von Steinmispel und Schlingbaum hingen aus den Felsenspitzen, während an einem kleinen Wasserfalle, der von einem Absatze niederflatterte, die Moospolster schon mit frisch grünem Ueberzuge prangten. Der Platz schien mir zu einer kleinen Rast geeignet, umsomehr, da ich erst über die Fortsetzung meines Weges nachdenken mußte. Die Welt war hier wie mit Brettern vernagelt, an den Schrofen könnte nur eine Fliege emporklettern, der Rinne zu folgen hindert, ein steiler, schlüpfriger Abbruch. Unschlüssig klomm ich hin und her, da fand ich, verdeckt von einem Vorsprunge, die Trümmer einer Hütte. Nur einzelne Pfähle ragten noch empor, dazwischen faulten die Planken, auf dem Boden zerstreut, ganz hinten lag ein Viereck von angerauchten Steinen, die einmal zum Herde gedient hatten. Wer mochte hier gehaust haben? Ein Wurzelgräber hatte an diesen Schrofen nichts zu holen, für eine Alm war der Platz zu klein, Rinder konnten gar nicht hergetrieben werden, und selbst für Ziegen, sollten sie ihre Weide nicht stundenweit zusammenlesen, war kein Futter da. Ein wackliger Pfosten trug ein halbverwittertes Gemälde im schrecklichen Stile der Martersäulen, die man in den Tiroler Alpen an Plätzen, wo sich ein Unglück zugetragen, nicht selten sieht. Mit Mühe entzifferte ich die Vorstellung; es waren die armen Seelen, die aus einem fürchterlichen Feuer die Hände zum Himmel streckten. Darunter stand mit Bleistift: „Betet für

mich, ich bete für euch, damit wir frei werd . . ." Hier war ein rostiger Nagel durchgeschlagen. An einem Querbalken, den der Ruß vor Vermoderung geschützt hatte, waren unter zwei brennenden Herzen einige Buchstaben eingeschnitten: N. M. und K. N. Ich forschte weiter, da entdeckte ich auf einem Brette ein kunstloses Basrelief, es stellte einen Schützen dar, der über Felsen kletterte, unten standen Soldaten mit ungeheuren Federbüschen und schossen auf ihn, man sah die Kugeln aus dem Rohre fliegen. Zur Seite hing ein Schiff in der Luft, es trug ebenfalls Soldaten und eine Kanone. Eingekratzt war die Jahreszahl 1809. Sonst war nichts zu entdecken, was auf Person und Absicht des ehemaligen Bewohners gedeutet hätte.

Ich schloß, daß hier doch irgendwo ein Ausweg sein müsse; wie wäre sonst die Hütte hergekommen? Sie stand ja bereits über der Holzgrenze, wo die Bäume zum Gebüsch verkrüppeln; Balken und Bretter von der anderen Seite des Joches herüberzuschleppen, war geradezu unmöglich. Sie mußten also von unten hergebracht sein. Da erblickte ich weit rückwärts am Felsen einige Grasbüschel übereinander, an denen man sich halten und emporklimmen konnte. Wirklich erreichte ich so den niederen Grat. Auf der anderen Seite hingen dann lange Aeste der Zundern wie Seile hinab, ich ließ mich, bis meine Füße wieder festen Grund berührten, mit den Händen hinunter. Von dieser bedenklichen Stelle abwärts mußte ich noch einige hundert Schritte durch Gebüsch kriechen, allmählich zeigten sich Spuren eines Ziegenpfades, das Schwerste war überstanden. Das Bächlein, das oben

in der Schlucht entsprang, war zum Bach angeschwollen, ich wusch mir in seinem eisigen Wasser die Glieder und eilte sodann neugestärkt den Abhang hinunter, bis mich der Schatten eines herrlichen Waldes, eines der wenigen, wo die Bäume noch unverstümmelt wachsen dürfen, umfing.

Ich suchte die Straße, die Achenkirch mit Steinberg verbindet. Gerade gegenüber der weißen Kalkpyramide des Guffert, der fast leuchtend aus dem dunklen Himmel niederschaute, ist ein höchst anmutiges Plätzchen in der Waldeseinsamkeit. Schattige Buchen wölben sich über eine Quelle, die in mächtigem Strome aus dem Boden steigt und von dem schönsten Borde aufgenommen wird. Weißer und goldgelber Steinbrech erheben sich zu vollen Sträußen, daneben träumt das Vergißmeinnicht am Wasserspiegel, auf der aromatischen Minze spielen blaue Käfer, kaum vermag der zarte duftende Stengel durch das breite Farnkraut durchzugucken. Neben der Quelle ragt ein großes Kreuz, den Fuß desselben hält eine Magdalena umschlungen, deren Hand, so oft ich vorüberging, einen frischen Strauß trug. Am Stamme ist ein Draht angebracht mit einer Reihe Korallen, fromme Wanderer schieben einige derselben vor- oder rückwärts und verpflichten sich dadurch, ebenso viele Vaterunser zu beten. Darüber liest man auf einem Täfelchen: „Erbarmt euch einer armen Seele.“

Ich hatte hier auf dem Betschemel eine Weile gerastet, da trat ein Bauer aus dem Gebüsche; er warf Axt und Reisigbündel auf den Boden und setzte sich zu mir. Nachdem wir die ersten Begrüßungen getauscht,

zu denen auch das Wohin und Woher gehört, fragte ich ihn, wer denn jene Hütte bewohnt habe, deren Trümmer mir droben in der Schlucht aufgefallen waren.

„Das ist eine alte Geschichte!" erwiderte er. „Es war lang' ein starkes Gerede darüber, jetzt ist es aber vergessen und man soll es nicht aufrühren, denn jeder Tag hat ohnehin seine Plag'. In jener Hütte hat der Wegmacher Klaus mehrere Monate gewohnt; jetzt geht es ihm freilich besser. Seht Ihr das Haus dort?"

Er deutete mit dem Finger auf einen Bauernhof, der einige Büchsenschüsse vor uns auf der Höhe von Steinberg lag. Er war ganz im Stil ähnlicher Gebäude dieser Gegend: ein steinerner Unterbau, darüber der erste Stock von Holz. Die Vorderwand nahm ein Söller mit einem zierlichen Gitter ein. Ich erinnerte mich sehr wohl, daß ich gelegentlich ein Freskobild über der Tür betrachtet hatte. Es stellte einen Tannenbaum vor, auf und um den wie in der Arche Noah fast alle Tiere des Waldes versammelt waren, etwas seitab stand ein Bär auf den Hinterpranken, dem ein Jäger die Büchse auf die Brust drückte.

„Nun, was ist mit dem Haus?" fragte ich weiter.

„Das gehört ihm mit den Feldern bis zum Zaune. Er vermag etwa fünfzehn Stück Kühe zu halten, gewiß viel in unserer Gegend. Uebrigens kann ich auch die Sache nicht genau erzählen, denn ich hab' erst vor einigen Jahren hereingeheiratet. Die Lena bei der Scholastika — weil Ihr dort übernachtet — weiß, was im Achental seit fünfzig Jahren fliegt und stiebt, die redet Euch wie ein Buch; erkundigt Euch nur nach dem Klaus."

„Nun, so teilt wenigstens mit, was Euch bekannt ist.“

„Der Klaus ist ein Deserteur gewesen und hat im Jahre 1809 unter dem alten Aschbacher mitgerobelt. Gehabt hat er anfangs nichts, dann aber das Gütchen dort gekauft und geheiratet. Da soll sich allerlei zugetragen haben, was man gewiß beschreiben tät, wenn der Klaus ein General oder gar ein König wär'. Uebrigens darf man ihm nichts Uebles nachreden, er ist ein braver christlicher Mensch.“ Er schlug Feuer und legte den glimmenden Schwamm auf seinen Nasenwärmer. „Jetzt behüt' Euch Gott, ich muß heim, fragt nur die Lena.“ Er warf das Bündel über den Rücken und ging fort.

Eine Geschichte, würdig in einem Buche beschrieben zu werden und noch dazu wahr! Wer möchte darüber nicht Petrefakten und Schwämme vergessen, um sich überraschen zu lassen und dann auch die Leser zu überraschen? Ich trabte daher rüstig vorwärts. Als ich die Poststraße am Saume des Waldes erreicht hatte, spähte ich nach allen Richtungen, ob der alte Klaus, der mir plötzlich zu einer wichtigen Person geworden, nicht sichtbar würde. Am Weg zum Pulverer traf ich ihn endlich und betrachtete ihn als künftigen Helden meiner Erzählung mit mehr Andacht als gewöhnlich. Er stand etwas vorgebeugt vor einem Steinhaufen; von Zeit zu Zeit ein kleines Rauchwölkchen aus der Pfeife blasend, zerklopfte er emsig die größeren Stücke und schob sie in die ausgefahrenen Furchen der Straße. Auf dem Zaune hing sein grobwollener Kotzen, daneben ein Säckchen mit einem Stück rauhen Bohnenbrotes

und einer Butterschachtel, das Mittagessen des ehrwürdigen Alten.

Ich rief ihn an: „Wie geht's?"

Er strich das sparsame graue Haar aus der hohen Stirn und betrachtete mich mit den großen wasserblauen Augen, als ob er sich erst besinnen müßte. „Ja ja," sagte er endlich, „jetzt kenn' ich Euch erst wieder, Ihr seid ja der Steindlnarr, — verzeih' mir's Gott, daß ich Euch so heiße, aber die Leute nennen Euch so, weil Ihr alle Felsen abhämmert; wo kommt Ihr her?"

„Vom Unutz. Ich bin durch die Runse herab, und hab' Eure Hütte gesehen!"

„Meine Hütte? Ihr schnuffelt doch alles aus! Ich bin jetzt viele Jahre nicht mehr dort gewesen, muß aber vor meinem letzten End' doch noch einmal hinauf und dem Herrgott danken. Nun — Euch geht die Sache gerade nichts an." Er fing wieder an zu klopfen, plötzlich stützte er sich auf den Stiel des Hammers: „Ist sie noch nicht aus den Fugen?"

„Einige Pfähle stehen noch, sonst ist alles ein Trümmerhaufen."

„Gerade wie ich!" murmelte er, „behüt' Euch Gott!"

Ich kannte den alten Klaus zu gut, um noch eine Antwort von ihm zu erwarten, und eilte der Scholastika zu.

Wer noch nie einen Nachmittag auf ihrer Terrasse vorn am See zugebracht hat, folge ja recht bald meinem Beispiel, hier ist einer der anmutigsten und stillsten Erdwinkel, die ich kenne. Vom Südwind leise bewegt, rauschen die Wogen des blauen Sees an das

Ufer, und neben dir steht Moidele, das hübsche Mädchen mit goldenem Haar, und plaudert mit den Wellen lustig und heiter um die Wette. Ab und zu füllt sie das Glas mit feurigem Rotwein, oder wechselt die Teller und stellt dir ein Stück Auerhahn, Reh und blaugesottene Forellen auf den Tisch. Von Zeit zu Zeit schaut die behäbige Wirtin Scholastika nach, ob es dir wohl auch gut gehe und für dein irdisch Teil ordentlich gesorgt sei.

Mir lag indessen diesesmal weniger an Scholastika und Moidele, als an Lena, der Chronik von Achental.

„Lena, Lena, Lena!" und im Chor von Scholastika und Moidele noch einmal „Lena!" Endlich trat sie zu mir, angekündigt vom Klirren des Schlüsselbundes; ich teilte ihr mein Begehren mit, sie schüttelte jedoch bedenklich den Kopf und meinte: „Bei Ihnen darf man eigentlich dem Landfrieden nie trauen, Sie sind leicht wieder imstande und lassen mich drucken, wie in Ihrem Buche „Aus den Tiroler Bergen". Da fragen mich die Fremden: „Ist's wahr, daß Sie im Winter Homer, Goethe und Schiller lesen?" ich muß mich schämen, sage aber stets: Erlogen ist es, alles erlogen, der Doktor lügt ja ganz grausig, wie ein Bote."

Endlich ließ sie sich doch erweichen und erzählte mir ausführlich, was sie wußte. Obwohl ich es wünschte, konnte ich das Gehörte doch nicht am gleichen Abend niederschreiben; als ich nach meiner Rückkehr zu Innsbruck daran ging, hatte sich mancher Zug von Unmittelbarkeit verwischt, vielleicht wider meinen eigenen Willen manches aus meiner Phantasie ange-

fügt. Was übrigens Lena betrifft, so hat sie viel erlebt und bei einer scharfen Beobachtungsgabe sich manches Ergebnis der Erfahrung zurecht gelegt.

Doch zur Sache.

„Wenn Sie über die Brücke bis zum Baunzner gehen, schließt den Hintergrund des Tales der waldige Mamos. Von den Hügeln, die ihm vorliegen, leuchten jedem drei große, aus Stein gebaute Bauernhöfe entgegen, deren Aussehen auf einen bedeutenden Wohlstand der Besitzer schließen läßt. Sie heißen: Beim untern, mittlern und obern Nidinger. Die Bauern sind nahe verwandt und gemeinsamen Stammes. Ihrem Urgroßvater, vielleicht reicht es auch weiter zurück, zeigte ein Venedigermandl, das er mit einer geweihten Stutzenkugel vor dem Rachen einer Schlange gerettet, zum Danke das Goldbrünnlein auf dem Sonnenwendjoch. Dieses fließt über einen grauen Letten, der, wenn man ihn zu Hause trocknet, ganz von Goldflinserln schimmert. Da holte sich nun der alte Nidinger, so viel er zu schleppen vermochte, und hatte er wieder etliche Zentner beisammen, so fuhr er mit dem Kohlenwagen nach Brixlegg in das Hüttenamt, wo man ihm das edle Erz teuer bezahlte. Als er grau zu werden anfing und an die vier letzten Dinge dachte, entschloß er sich, den Söhnen die Quelle des Reichtums zu zeigen. Diese waren jedoch liederlich; je mehr der Vater Geld herbeischleppte, desto mehr verputzten sie. Das machte ihm viel Kummer und er verschob deshalb die Erfüllung seiner Absichten von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, mochten auch die Buben schmeicheln, wie sie wollten. Endlich beriet er sich mit einem Geist-

lichen und vollführte treulich, was ihm der empfahl. Er kaufte Grund und Boden zusammen, rodete Wälder aus und baute die drei Höfe. An seinem Geburtstage behielt er die drei Söhne nach dem Essen bei sich und sagte ihnen: „Jeder von euch erhält ein Gut; dem, der es drei Jahre hindurch am besten bewirtschaftet, zeige ich das Goldbrünnlein, bis dahin kriegt aber keiner einen Kreuzer, der ihn nicht verdient." Da hättest sehen sollen, wie die arbeiteten, nirgends waren die Felder so gut bestellt, wie bei den Nidingern; Rindvieh und Schafe gediehen, daß sie bei der Leonhardskapelle stets den Preis davontrugen. Der dritte Geburtstag brach an, aber der Alte war verschwunden. Statt seiner erschien der Abt von Fiecht und sagte den Buben: „Auf euren Vater braucht ihr nicht mehr zu warten, ebenso dürft ihr euch keine Mühe geben, das Goldbrünnlein aufzuspüren. Es ist verschüttet für immer. Jeder von euch hat zu leben, wenn er arbeiten will, und ihr seid auch, das muß man bestätigen, die bravsten Bauern vom Tal. So wollte euch der Vater: das ist Gott wohlgefälliger als Reichtum, der mißbraucht wird. Aber auch an eure und seines Geschlechts Zukunft hat er redlich gedacht und eine Kirche gestiftet, die den Nießbrauch gewisser Grundstücke so lange zieht, als keiner von euch ohne seine Schuld verarmt. Tritt dieser Fall ein, so darf er den Anspruch auf ein Drittel des Betrages erheben, bis er sich erholt. So ist's, da liegt die Urkunde. Euer Vater hat sich eine Zelle in einem Kloster ausbedungen, dort hofft er ein seliges Ende zu erlangen. Ist er abgeschieden, werd' ich es euch sagen, damit ihr für sein Heil in der andern Welt

Messen zahlen könnt. Seid brav und gottesfürchtig wie er, und jetzt kniet nieder und nehmt durch mich seinen Segen." Die Bauern knieten schluchzend nieder, jeder gelobte sich im stillen zu tun, wie der Vater befohlen — sie sind auch rechtschaffen geblieben. Ihr Stamm pflanzt sich in Ehren fort: wie der Vater, so der Sohn.

Der mittlere Ridinger hatte einen Buben und eine Tochter, das Burgele. Obgleich sie erwachsen waren und sehr brav arbeiteten, reichten ihre Kräfte doch nicht aus, das weitschichtige Gut ordentlich zu bewirtschaften. Der Alte dingte deswegen zu Georgi einen Knecht, unsern Klaus. Er war ein bildsauberer Bursch, daß ihm die Mädeln auf der Straße nachguckten, ebenso flink beim Tanz als beim Mähen; rechtschaffen in allen Stücken schaute er auf das Gut seines Herrn, wie auf sein eigenes. Doch da hatte er freilich nicht viel zu schauen; unehelicher Sohn einer Bauerndirne, die starb, als er eben ausgeschult war, lernte er bald, wie bitter es sei, fremdes Brot zu essen, erlangte aber auch das stolze Gefühl, daß, wer von eigener Arbeit lebe, selbst dem, der ihm das Brot dafür gibt, völlig gleichberechtigt sei und sich vor ihm nicht zu demütigen brauche. Mit diesem Grundsatz kam er freilich nicht überall zurecht und verließ daher manchen Dienst, wo ihm ein hochmütiges Bürschlein auf den Fuß treten wollte, aber von jedem Haus schied er mit vollen Ehren. Der Ridinger, selbst ein tüchtiger Charakter, wußte ihn zu schätzen, Burgl lernte bald ihn lieben. — Und auch er vergaß, wenn er dem netten Diendl in die nußbraunen Augen guckte, nur zu bald, daß er nichts sei als ein

armes Knechtl, dessen ersparte Kreuzer kaum ausreichen würden, eine Kuh zu kaufen. Das Mädchen dachte nur an ihn, an ihn allein, er aber hatte zu viel erfahren und gelitten, daß ihm nicht endlich Bedenken aufsteigen sollten. Was wird der Nidinger sagen? Er konnte es nicht länger mehr über das Herz bringen, den alten Mann, der ihn in ganz anderer Absicht aufgenommen und stets liebreich behandelte, zu täuschen, aber das Reden war ebenso schwer. Nur noch bis zum Herbst wollte er warten, Nidinger sollte ihn ganz kennen lernen, die Kraft seiner Arme war ja auch ein Kapital, das mit Gottes Hilfe Zinsen tragen konnte.

Aber Feuer und Liebe, wer kann die verbergen? Dem Alten ging, wie er sich ausdrückte, längst schon der Hund vor dem Licht um. Doch wer ehrlich ist, sucht andere nicht hinter dem Ofen, daher traute er auch Klaus keine Schlechtigkeit zu. Es war im Juli beim Heuen. Was eine Hand regen konnte, führte die Sense und in langen Schwaden trocknete das Gras an der glühenden Sonne. Die Arbeiter blickten oft nach dem Schatten eines Ahorns, ob er nicht von West nach Osten vorrücken und ihnen endlich die Raststunde zwischen Vor- und Nachmittag verkünden möchte. Das war ihre Uhr, denn vom Dorfe herauf hörte man keinen Glockenschlag. „Laßt jetzt gut sein!“ rief endlich der alte Nidinger und die Sensen sanken zu Boden. Die Mäher zogen sich unter das breite Laubdach des Baumes zurück, nur Klaus eilte auf die mäßige Höhe vor der Wiese, um auszuschauen, ob Burgl nicht bald das Essen bringe. Da stieg sie auf der Seite des Ab-

hanges langsam empor, auf dem Kopf einen Korb mit einem weißen Tuch überdeckt, zwischen dem Weidengeflecht guckten die braunen Schmalznudeln durch, in der Hand trug sie eine zinnerne Flasche mit saurer Milch als Labung in der Hitze des Tages. Klaus sprang ihr entgegen, er nahm ihr das schwere Geschirr aus der Rechten; wie sie aber mit der Linken nach dem Korbe griff, um ihn im Gleichgewicht zu halten, ließ er die Gelegenheit nicht unbenutzt und gab ihr rasch einen Kuß. Er hatte nicht bemerkt, daß ihm der Alte folgte, im weichen Gras hörte er auch dessen Schritte nicht; dieser nahm schweigend den Hut ab, kratzte im Haar und ging, ohne sich bemerkbar zu machen, rasch zurück. Auch während des ganzen Nachmittags verriet er mit keinem Laute, was er beobachtet.

Klaus lag nachts schon in tiefem Schlafe, und wohl auch im ganzen Hause mochte kein Auge mehr offen sein, da wurde er plötzlich von einer rauhen Hand gerüttelt. Erschrocken fuhr er auf, neben seinem Bette stand der alte Ridinger und forderte ihn auf, sich rasch anzukleiden. Willig gehorchte Klaus, der glaubte, er müsse vielleicht noch irgend ein Gerät zum Schmiede tragen, damit man es morgen zeitig erhalte. Als er fertig war, stellte der Bauer die Lampe auf den Tisch und zog einen Schlüssel aus dem Sack. „Du hast mit der Burgl angebandelt?" begann er.

Klaus schwieg.

„Du brauchst nicht zu leugnen, ich habe es ja selbst gesehen, gesehen mit diesen Augen."

„Wer sagte dir denn, daß ich leugnen will? Wo hab' ich je gelogen?"

Der Bauer trat überrascht einen Schritt zurück.

„Wenn man freien will, muß man die Trauung zahlen können, und ist die bezahlt, braucht man Geld für den Haushalt, wo hast du das?"

Klaus erwiderte mit einem finstern Blick.

„Ja, sei nur trotzig," fuhr jener fort, „wie alle, welche ein Unrecht anrichten."

„Ein Unrecht? Zwar hat es mich lang gedrückt, daß ich mit dir nicht reden konnte, für den Herbst war es jedoch mit Wallburg ausgemacht; ich sollte vor dich hintreten und sie fordern. Arbeit ist auch was wert und arbeiten kann ich, das mußt du selbst bezeugen, übrigens würdest du wohl auch der Wallburg mitgeben."

„Das sind die rechten Schwiegersöhne, die ihrem Weib an der Schüssel hocken wollen. Hab' ich denn nicht einen Buben? Er muß Stamm und Namen fortpflanzen, bei ihm bleibt das Gut, und zwar ohne Schulden. Das Mädel kriegt nicht viel, die soll was Rechtes lernen, damit sie ihren Mann findet, der sie heimholt und erhält. Als Bauernsohn solltest du wissen, — doch Bauernsohn, was red' ich da!"

Klaus maß ihn mit funkelnden Augen, er hob den Arm, ließ ihn jedoch rasch wieder sinken.

Dieser hatte die Bewegung beobachtet und sagte: „Ich will dich nicht verhohnekeln, im Gegenteil, wenn du deinen Spruch: „Der Mann tut selbst!" zur Wahrheit machst, ehr' auch ich den Mann in dir. Bis dahin hat es noch weit. Wir wollen übrigens die Zeit nicht länger verschwätzen, der Wagen am Himmel hat sich schon gedreht. Du verläßt mein Haus augenblicklich,

Lohn und Kleider schick' ich dir zum Mohrenwirt nach Schwaz. Eines aber versprich mir noch: du läßt die Sache auf sich beruhen und gibst dem Mädel nie eine Nachricht von dir. Versprich mir's!"

„Nein," antwortete Klaus ruhig und fest. „Dieses wär' Unbill gegen Wallburg und mich selbst. Du hast kein Recht, das von mir zu verlangen und ich hab' keine Pflicht gegen dich, es zu erfüllen. Merk' dir, was ich jetzt sage, und ich schwör' es zu halten: Wallburg bleib' ich treu wie ein gewissenhafter Bräutigam der Braut, sie soll das erfahren, und nur wenn sie mich meines Wortes entbindet, erkenne ich mich frei. Ich bleib' ihr treu bis zum letzten Atemzug, du wirst sehen, daß auch ein armer Mensch es zu etwas bringen kann. Vielleicht brauchst du mich noch!"

Der Bauer lächelte.

„Mög' es der Himmel fügen, daß du mich brauchst, — Wallburg ist deine Tochter, ich werde dann daran denken."

Er nahm den Hut und ging ohne Abschied fort.

Der Alte trat auf den Söller, um zu wachen, daß Klaus nicht zum Fenster des Mädchens emporsteige, um Abschied zu nehmen.

Dieser bemerkte ihn und rief zurück: „Leg' dich nur zu Bett, die Ruhe Wallburgs ist mir heilig!"

Die dunkle Nacht nahm ihn auf, bald hörte man nur mehr den Hall seiner Tritte.

Er kam an die Mauer des Friedhofs von Achenkirch vorbei. Kein ihm teurer Toter schlummerte hier, er öffnete aber dennoch das Gitter und trat herein.

Oben zogen klar und leuchtend die Sterne, er kniete

auf einem Stein nieder, faltete inbrünstig die Hände und rief die armen Seelen im Fegfeuer an.

„Ihr wißt ja auch da drunten," seufzte er, „wie Leiden tut; die Reichen, solang sie ihren Grund und Boden treten, kennen das freilich nicht. Heilige Mutter Gottes, erlöse sie, damit sie vor dem Throne deines Sohnes fürbitten, daß auch ich von meinem Leid erlöst werde." Schwere Tränen rollten auf seine schwieligen Hände.

Da schlug es dumpf zwölf Uhr . . . ein Schauer durchrieselte ihn, er wollte aufstehen und fortgehen. Noch einmal faltete er die Hände. „Das ist die Stunde, wo ihr aus den Gräbern dürft . . . ich brauch' euch nicht zu fürchten! Heilige Mutter Gottes, erlöse sie und tröste meine Wallburg."

Plötzlich war es ihm, als taue überirdischer Trost in seine Seele . . . er empfand den Segen eines aufrichtigen Gebetes. Beruhigt erhob er sich. Er wollte bei einem ihm bekannten Bauern sich ein Nachtlager erbitten, gab jedoch seine Absicht auf, um sogleich nach Schwaz zu gehen.

*

Für Wallburg brachen traurige Tage an. Am nächsten Morgen teilte ihr der Vater mit, was vorgefallen, nicht ohne strenge Vorwürfe, daß sie sich in diesen Handel eingelassen. Sie erwiderte: „Alle haben ihn geschätzt und geliebt, und ich sollte ihn nicht gern haben?"

„Schlag' dir die Sache aus dem Kopf," sprach der Alte unmutig, „da wird nie etwas draus."

Sie schwieg und damit hatte die Sache vorläufig ein Ende, denn er berührte sie mit keinem Worte, indem er auf das Vergessen rechnete. Dem aber war nicht so; Wallburg war und blieb traurig, niemand konnte sie bewegen, einen Heimgarten oder gar den Tanzboden zu besuchen. „Wenn mir nur irgend jemand von Klaus Botschaft brächte!" dachte sie oft im stillen. Aber Woche um Woche verrann, ohne daß sie etwas von ihm hörte, kein Mensch redete mehr von ihm, als ob er längst gestorben wäre. Dem Alten entging ihr Zustand nicht, er war überzeugt, daß Vorstellungen und Zureden nichts nützen würden und beschloß, einen anderen Weg einzuschlagen. Der Nachbar Angerer hatte einen Buben, den Naz, der schon lange Wallburg umschlich, aber von ihr auch nicht im mindesten beachtet wurde. War er Nidinger zwar nicht gerade willkommen, so ließ sich gegen ihn doch nicht viel einwenden; er hatte Aussicht, als einziger Sohn einmal das Gütchen seines freilich noch rüstigen Vaters, der vorläufig zum Abdanken wenig Lust zeigte, zu übernehmen; bezüglich Gestalt und Sitten gehörte er zu jener großen Mittelklasse, die im guten wie im schlechten am wenigsten durch die Mäuler der Leute läuft. Angerer konnte seine Arme leicht entbehren, er und die Töchter reichten für Haus und Feld aus, und so ging er mit Freuden auf den Antrag Nidingers ein, ihm den Burschen als Knecht zu schicken. Schon am nächsten Morgen lief dieser freudestrahlend, das Bündel unter dem Arm, daher, war ihm doch nichts erwünschter, als mit Wallburg unter einem Dache zu wohnen. Die Wonne währte aber gar nicht lange.

Sie trumpfte ihn, als er sich ihr nähern wollte, so scharf ab, daß ihm die Lust verging, sie noch einmal anzureden.

Einige Tage darauf, nachdem er sich von dem ersten Schreck erholt, lief bei dem Gemeindevorsteher ein Schreiben mit dem bayerischen Amtssiegel ein. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, daß bis zum ersten November 1808 eine Truppenaushebung stattfinden solle, wobei alle Burschen vom vollendeten neunzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Jahre losen müßten. Das war ein großer Jammer, nicht bloß im Tal, sondern durch ganz Tirol, wo bisher kein Zwang zum Waffendienste galt. Was half aber das Murren? Man tröstete sich auf den nächsten Frühling und ballte vorläufig die Faust im Sack. Der Gemeindevorsteher vollendete die Listen, ein Anschlag am schwarzen Brett lud die Pflichtigen auf den Sonntag zum Riederer neben der Kirche. Da war der Tanzsaal gesteckt voll, es rührte jedoch keiner von den Burschen, die sich hier oft lustig getummelt, einen Fuß, sondern sie starrten in banger Erwartung auf den Tisch, hinter dem ein leerer Stuhl stand. Der Gemeindevorsteher trat ein, sein betrübtes Gesicht verkündete nichts gutes, hinter ihm trottete der Schullehrer mit einem Bündel Akten unter dem Arme. Jener hustete und begann dann seine Rede: „Warum ihr da seid, wißt ihr; jetzt werd' ich die, welche da sein sollen, verlesen und wenn sie da sind, schreit jeder: hier! wie in der Schule." — Er verlas das Verzeichnis — Hier! — hier! — hier! Keiner fehlte.

„Es ist zwar eine wüste Geschichte," fing er von

neuem an, nachdem er sich mit dem Rockärmel den Schweiß von der Stirne gewischt, „aber weil es halt eine wüste Geschichte ist, so müssen wir, hat der Aschbacher beim Zoll gesagt, folgen, sonst wird es noch wüster. Richtet euch halt, die's trifft, auf den 30. Oktober, das ist der St. Wolfgangstag, her und kommt hier zusammen, die Gemeinde läßt euch auf Leiterwagen bis Schwaz führen und dort müßt ihr losen. So will's der Napoleon, aber wart' nur! Im Frühjahr wollen wir dem Saggeraschwanz schon helfen. Jetzt geht und sagt niemand etwas."

Diese Rede verfehlte ihren Eindruck nicht. „Ja, helfen wollen wir dem Saggeraschwanz!" klang es im wilden Wirrwarr der Stimmen, als die Burschen zur Tür hinausschoben.

Am gefürchteten Tage des Abschieds klangen schon früh die Glocken vom Turme, der Pfarrer wollte eine feierliche Messe halten, ein Totenamt, wie manche, übles vorausahnend, meinten. Die Kirche war gedrängt voll, wie kaum zu Weihnachten oder Ostern, alle beteten andächtig, die Mütter machten heimliche Gelübde. Wenn das Los ihren Sohn nicht traf, fiel es auf einen anderen, denn das Regiment forderte unerbittlich seinen Blutzins. Als der letzte Segen erteilt war, standen vor Riederers Wirtshaus bereits drei Leiterwagen mit Brettern überquer, welche grobe Kotzen deckten; Bogen aus Fichtengezweig, die sich darüber wölbten, verliehen dem Ganzen einen festlichen Ausdruck. Auf dem ersten saß der Postillon in seiner bunten Tracht und blies lustige Fanfaren über die Szene eines traurigen Abschieds. Dort machte ein

Mütterlein dem Sohne, zu dessen Stirn es kaum hinaufreichte, das Zeichen des Kreuzes; seitab knüpfte ein Diendl, das die Scheu vor den Zuschauern überwunden, dem Herzensschatz einen Strauß von Rosmarin auf den Hut; Geschwister reichten sich die Hand; . . . nur Wallburg hatte niemand, dem sie ein freundliches: Behüt Gott sagen konnte. Da trat Naz zu ihr: „Willst du mir nicht einmal heut' ein Blumensträußchen schenken?"

„Ich wünsche dir gewiß alles Gute," erwiderte sie, „Strauß kriegst du keinen, es geht ein besserer als du mit dem leeren Hute herum. Nimm mir nichts für ungut." Sie bot ihm wehmütig lächelnd die Hand, er drückte sie und verlor sich unter der Menge.

Der Gemeindevorsteher machte der Versammlung ein Ende, indem er zum Aufbruch mahnte. Noch einmal wiederholten sich kurz alle Szenen des Scheidens . . . das Posthorn tönte, die Peitsche knallte und die Burschen schwangen sich auf die Wagen.

Die Rosse flogen vorwärts, die Bauern hatten ihre besten vorgespannt. Noch ein Gruß mit Hand und Hut, der Zug war verschwunden.

Zu Schwaz waren alle Wirtshäuser voll, überall Jauchzen und Becherklang, durch die Gassen taumelten trunkene Rekruten, oder tänzelten und schnalzten, während ihnen das Weinen nahe war und zeitweilig vorbrechend wieder ausgelassener Lustigkeit wich. Das dichteste Gedränge wogte vor dem Landgericht auf und ab, wo etliche Gendarmen nur mit Mühe die Ordnung aufrecht erhielten.

„Jetzt spielen die Schwazer!" drang der Ruf über die Treppe hinunter.

„Wen hat's getroffen?“ erscholl die laute Frage; verworrene Stimmen nannten verschiedene Namen.

„Jetzt die Jenbacher!“ Neue Bewegung unter den aufgestandenen Massen. Da fuhren die Achentaler vor. Der Gemeindevorsteher stieg ab und wurde mit seinen Burschen von einem Gendarmen über die Stiege in den Saal geleitet. Dieser war durch eine Barre in zwei Räume geteilt. Im kleineren befand sich ein leerer Tisch mit einer Urne darauf. Hinter diesem thronte in blauer Uniform der Landrichter mit zwei Gendarmen, nach Laune den Bauern grobe Schimpfwörter entgegenschleudernd, wie es die Vasallen Napoleons von dessen Schergen schnell gelernt hatten. Am schmalen Ende rechts saß ein Schreiber mit dem Protokolle, links verlas der Vorsteher jener Gemeinde, welche die Reihe traf, die Namen der Burschen, diese traten einer nach dem andern mit Armensündergesichtern vor und griffen in den verhängnisvollen Topf: stürmischer Jubel, wenn eine hohe Zahl gezogen wurde, meist lautes Jammergeheul im entgegengesetzten Falle.

Der Gemeindevorsteher von Achental trat an die Schranke, der Landrichter warf ihm einen verächtlichen Blick zu: „Kerl soll warten.“

„Das waren wir früher nicht gewohnt!“ flüsterte dieser dem Vorsteher einer benachbarten Gemeinde zu; der Landrichter hatte es gehört. Wütend schrie er: „Was, ihr Hunde, räsonnieren? Ich will euch dressieren, ihr bigotten Kanaillen; das sind die Pfaffen, die euch gegen die Obrigkeit aufwiegeln, man wird aber diesen Coujons die Krallen stutzen.“

Die Männer hielten seine wütenden Blicke ruhig

aus, dunkle Röte flog über ihr Gesicht, keiner erwiderte.

Endlich kam die Reihe an die Achentaler. Das Los traf unter anderen den jungen Angerer, Tränen schwammen in seinen Augen, die Träume einer schönen Zukunft versanken schonungslos. Von den Burschen, die an die Urne traten, verfielen zwölf dem Regimente, zehn derselben können Sie auf der Holzpyramide im Friedhof rechts an der Wand lesen; keiner sah die Heimat wieder, sie gingen 1812 schmählich zugrunde. Die Achentaler verließen den Saal, unten an der Treppe stand Klaus, der sich bei der Ziehung für Schwaz freigespielt hatte. Er musterte mit scharfem Auge den Zug. „Hat es dich getroffen?" redete er den Sirten Anderl an, der leichenblaß neben seinem Vater herging.

„Ja freilich!" erwiderte dieser weinend. „Ich ließ es mich wohl was kosten, wenn ich den Buben freibrächte."

„Schau dir um einen Einstandsmann!"

„Wo? Jetzt gibt es bald wieder Krieg, wer verkauft da sein Leben?"

„Was tät'st geben?"

„Tausendfünfhundert Gulden auf der Stelle!"

„Dafür kriegt man ein kleines Gütl im Achental. Das Geld her, ich geh'!"

Sirt maß ihn wie einen Halbverrückten mit großen Augen.

„Das Geld her! ich geh!" rief Klaus noch einmal.

„Wenn das ist," sprach der alte Sirt freudig, „so

lassen wir uns beim Mohrenwirt eine leere Stube aufsperren und machen den Handel ab!"

„Gut! Der Anderl muß aber noch eine Bedingung erfüllen."

„Durchs Feuer geh' ich dir!" rief der junge Bursch!

„Brauchst dich nicht zu verbrennen. Du gibst Nidingers Wallburg einen Brief, den ich dir durch die Bötin schick', aber heimlich. Willst du?"

„Zehn, nicht bloß einen!" antwortete Anderl.

Sie gingen in das Wirtshaus.

*

Am Allerseelentag schmückte Wallburg die Gräber ihrer früh verstorbenen Mutter und Geschwister mit einfachen Laubgewinden und Kränzen. „Hast ein trauriges Geschäft," unterbrach sie Anderl, der sie eine Zeitlang beobachtet hatte, „aber ich will dir eine Freud' machen und gewiß keine kleine." Er schaute sich sorgfältig um, ob niemand in der Nähe sei, und überreichte ihr den Brief von Klaus. Sie ließ die Schürze mit den Blumen fallen, griff hastig danach und erbrach das Siegel.

„Mein herzliebes Madel!

Wie es mir im Achental ergangen ist, kannst Dir leicht vorstellen, denn Dein Vater wird Dir wohl alles gesagt haben. Wenn er etwa über mich geschimpft hat, was ich ihm nicht zutrau', denn er ist sonst ehrlich, so hat er gewiß nicht recht getan. Was Du derweil getan haben wirst, weiß ich wohl selber, es ist Dir auch so herzschlachtig gewesen wie mir. Ich hab' mir zuerst

um ein Dienstl g'schaut und ist recht gut gangen, daß ich bereits einige Gröscheln zurücklegen konnte. Das ergibt aber nicht viel. Dann ist das Spielen auskommen und es hat mich nicht getroffen, wär' mir aber fast gleich gewesen; denn du bist doch nur ein armseliges Knechtl und kriegst das Burgele nicht, hab' ich mir denkt. Nachher ist mir aber etwas eingefallen, wenn mir's nicht etwa gar die Mutter Gottes eingegeben hat. Der Sirt und sein Bub' haben zusammen geweint auf der Stiegen, weil er schlecht zogen hat und der Alte gäb' wohl etwas für einen Einständler. Ich hab' eingeschlagen und tausendfünfhundert Gulden gekriegt. Und ist mein Gedanken g'wesen, dafür kaufst, wenn du ausdient hast, ein Gütl und heiratest das Burgele, denn Dein Wille steht gewiß auch aufs Treubleiben. Es wird jetzt Krieg und weiß nicht, was geschehen kann, aber wir müssen halt ein festes Vertrauen zu den armen Seelen und den vierzehn Nothelfern haben. Dann wird es schon werden. Freilich könnt' ich zu einem Krüppel geschossen werden. Aber das nimmst nicht übel, denn ich hab' Dich, wenn ich auch dann nicht mehr schön und stark bin, mit meinem Blut gekauft. Bin ich tot, so werd' ich im Himmel warten, bis Du nachkommst, und Gott Vater hat gewiß nichts dagegen, wenn wir uns droben als rechtschaffene Liebhaber gern haben. So ist's und jetzt weißt alles. Ich bin zu Innsbruck schon in die Kasern eingeruckt und einen blauen Kittel haben sie mir auch schon angelegt, Freud' macht es mir just keine, aber ich trag' es Dir zulieb. Die andern weinen noch immer und sind Buben aus dem ganzen Land beieinander.

Wenn Du meinst, so gib diesen Brief Deinem Vater, er soll ihn lesen, damit er sieht, daß ich kein schlechter Kerl bin und nichts heimliches hinter seinem Rücken will.

Das Geld werd' ich fest hinterlegen und ein Testament dazu, daß Du es kriegst, wenn ich tot bin.

Abmarschieren tun wir morgen nach München, wo wir exerzieren sollen.

Bet' für mich und denk' zu Weihnachten, wenn Du den Zelten anschneidest, an mich; wir können es nicht miteinander tun, wie es der Brauch ist.

Also behüt' Dich Gott!

Dein aufrichtig treuer Nicolaus Mayr,
bayrischer Soldat."

„Vergelt dir's Gott," sagte Wallburg zu Anderl, „jetzt weiß ich, wie ich daran bin, und ist alles recht."

Von diesem Tage an kehrte die alte Fröhlichkeit in ihr Herz zurück, sie fand sich wieder bei Tanz und Kirchweih ein, wenn sie auch jede Bewerbung ablehnte. Er war ihr ja treu! Dies genügte ihr, dem Vater gegenüber schwieg sie, nicht aus Furcht oder weil sie etwas verheimlichen wollte, sondern in der Ueberzeugung, daß bei ihm ebensowenig etwas zu ändern sei, als bei ihr.

Zu Weihnachten überreichte der Korporal unserem Klaus ein Kistchen; ein Tiroler habe es für ihn der Wache übergeben. Er setzte sich aufs Bett, und sprengte den Deckel. Da duftete ihm ein Zelten entgegen; auf der braunen Kruste von Teig, welche getrocknete Birnen, Nüsse, Weinbeeren und Zibeben einschloß, waren

zwei Herzen eingedrückt. Ehe er ihn anschnitt, küßte er vor Freuden diesen Brief seiner Wallburg. Dann zog er das Messer, allein die Klinge stieß auf etwas Hartes, er brach den Laib auseinander, ein alter Leopoldstaler rollte auf seinen Schoß. „Du lieber Gott," dachte er, „schickt mir Burgele gar vom Schatzgeld, das sie bei der Taufe oder Firmung geschenkt erhielt." Den Taler wickelte er sorgfältig in Papier; eher, als dafür etwas gekauft, hätte er Stroh gegessen!

Der Frühlingssturm von 1809 brauste über das Land: welch ein Jubel, als die französischen Adler aus diesen Tälern flohen! Bald jedoch sollte der Gegenschlag folgen. Von allen Seiten rückten an die Pässe Tirols die feindlichen Scharen, mit einem unwiderstehlichen Stoße drang der Herzog von Danzig und Wrede durch das Unterinntal vor. Klaus diente unter diesem in einem Bataillon leichter Jäger. Tapfer kämpfte er bei Wörgl gegen die Oesterreicher und hatte sogar Aussicht auf eine Medaille; als er aber den Tirolerschützen bei Kropfsberg gegenüber trat, zitterte sein Arm und irrte die Kugel, obwohl man ihm gelehrt hatte, seine Landsleute als nichtsnutzige Rebellen zu betrachten.

Unwillig sah er zu, wie elf derselben an die Eschen vor der Zillerbrücke gehängt wurden; beim Mordbrande von Schwaz rief er aus: „Wenn es einen Gott im Himmel gibt, so muß er diese Unmenschlichkeit strafen." Die Kameraden verhöhnten ihn. Da begann seine Ueberzeugung zu wanken, er wußte nimmer, wo Recht sei, wo Unrecht, und beschloß einen Geistlichen um Rat zu bitten. Es war der Pater Augustin, ein

versprengter Mönch von Fiecht; wohlwollend nahm er ihn auf und begann, nachdem er sorgfältig umgeschaut, zu fragen: „Was meinst du, warst du zuerst ein Tiroler oder ein Soldat?"

„Ein Tiroler!"

„Gab es ein Tirol eher als einen Napoleon?"

„Freilich!"

„Gilt ein Volk mehr als ein fremder Würgengel?"

Klaus stutzte, nach einigem Besinnen sagte er: „Ja!"

„Kann man die Pflichten gegen sein Volk abschwören, wenn man diesem zugehört?"

„Nein!"

„Nun, dann weißt du, was du als Tiroler zu tun hast! Ueberdies bist du nicht bloß ein Tiroler, sondern auch ein Katholik. Da solltest du wissen, daß der Papst Napoleon und seinen Anhang verflucht hat; willst du an diesem Fluche teil haben und in die Hölle fahren?"

„Mögen mich die armen Seelen davor bewahren!"

„Nun weißt du auch, was du als Katholik zu tun hast. Wenn dich noch ein Zweifel plagt, so schau hinaus auf die rauchenden Trümmer von Schwaz und erinnere dich an all die scheußlichen Greuel und Todsünden, von denen du Zeuge warst."

Klaus erhob den Blick. „Macht ein Kreuz über mich, ich hab' genug!"

Der Geistliche segnete ihn und schenkte ihm ein geweihtes Skapulier.

Als er zu seiner Kompagnie zurückgekehrt war, erzählte er den Tirolern in derselben, was er gesehen

und gehört, mit dem vollsten Tone der Ueberzeugung. Er dachte an keinen Lauscher; die Bayern waren jedoch mißtrauisch, einer hatte dem Gespräche zugehört und berichtete dem Hauptmanne. Der schöpfte Verdacht, als wolle Klaus die Kameraden zum Treubruch verführen, und befahl, ihn festzunehmen. Glücklicherweise befand sich dieser gerade nicht auf dem Platze, ein Tiroler konnte ihn warnen, er lehnte das Gewehr an die Mauer, warf den Tornister weg und entrann in rascher Flucht über das Vomperfeld in den Wald, wo ihn der anbrechende Abend vor der Verfolgung schützte.

Am nächsten Morgen legte ein altes Weiblein dem Hauptmann ein Bündel zu Füßen.

„Das schickt Euch der Klaus, es ist die ganze Montur drein vom Stiefel bis zur Kappe, damit Ihr ihn nicht für einen Dieb haltet."

Sie wollte gehen.

Der Hauptmann befahl ihr, zu sagen, wo der Deserteur stecke.

„Das weiß ich nicht," erwiderte sie unwillig, „und wüßte ich's auch, würd' ich's Euch nicht auf die Nase binden!"

„Packt sie!" befahl er den Soldaten.

„Habt ihr Schneid' auf ein altes Weiblein?" rief sie spöttisch, „ihr werdet sie vielleicht recht bald gegen die Schützen brauchen!"

Der Offizier kehrte ihr beschämt den Rücken und ließ sie laufen.

*

Ueber das Achental sollte ein Bataillon Franzosen mit zwei Kompagnieen bayrischer Jäger vorrücken — unter letzteren Angerers Naz. Am Paß hinter der Glashütte, die dazumal noch von einer Mauer quer über die Straße gesperrt war, erwartete sie der tapfere Schützenmajor Anton Aschbacher, Zolleinnehmer am See; früher in Oesterreichs Diensten, hatte er dem Hause Lothringen die Treue bewahrt und, einer der ersten, sich an die Spitze des Landsturmes gestellt. Scholastika, seine Nichte, kann noch die Medaille an der goldenen Kette zeigen, mit welcher der Kaiser später seine Dienste belohnte, auch Briefe und Zeugnisse besitzt sie von ihm. Porträt ist leider keines vorhanden; er starb 1812 im Spital zu Langres am Nervenfieber. Das Porträt seines Vaters, dem er sehr ähnlich gewesen sein soll, hängt im Schlafzimmer der Wirtin. Er war ein Ehrenmann, das kann noch ganz Achental bestätigen, beim Seelenamte für ihn haben viele Leute geweint. Aus Frankreich ist gar nichts zurückgekommen, nicht einmal seine Tabaksdose, man kennt ja die unselige Wirtschaft jener Zeit! Der Aschbacher stand also an der Grenze, zu seinen Schützen hatte sich Klaus gesellt. Die Franzosen zappelten bis Nachmittag vor dem Passe und verloren durch die Kugeln der Tiroler viele Leute; sie wären auch gar nicht hereingekommen, da wußt' aber Naz, in dem bereits der militärische Korpsdusel rappelte, einen Steig, der von Kreuth über den Schiltenstein zum Hagen in den Rücken der Tiroler führte.

Das Gebirg' ist hier überhaupt schwer zu verteidigen, Felsenwände hindern nicht den Zugang und die

Höhen sind heimlich gar leicht zu ersteigen. Einige Achentaler beobachteten freilich die Wälder vor dem Mamos, schossen auch einen französischen Offizier und einen Soldaten zusammen, den Naz erkannten sie zu spät, sonst hätt' er Reu und Leid machen können! — aber sie mußten vor der Uebermacht davon laufen und konnten dem Anton gerade noch rechtzeitig Bericht erstatten, daß er nicht abgeschnitten wurde. Wie eine schlammige Mur ergossen sich die Franzosen in das Tal, Weiber und Mädchen hatten sich mit den besten Sachen auf die Almen geflüchtet, nur alte Männer waren zurückgeblieben, um von den Häusern das Aergste abzuwenden. Gesindel gibt es jedoch überall, auch im Achental, und so gesellten sich zu den Franzosen bald solche, die ihnen gegen das Versprechen eines Anteiles die reichsten Güter, wo etwas zu stehlen oder zu erpressen war, zeigten. Es läßt sich nicht beschreiben, wie sie die Leute marterten, an den Wehrlosen wollten sie die tapfere Verteidigung des Tales rächen.

Klaus hatte, wie er an den Paß eilte, nicht mehr Zeit gehabt, beim Nidinger nachzuschauen, jetzt vor Abend schlich er durch den lichten Wald zum Stadel vor, um zu spähen. Schon von weitem hörte er ein jämmerliches Geschrei. Dem Zaun nach kroch er auf allen Vieren zur Hintertür. Sie war offen. Er eilte, den Stutzen gespannt, zur Stube. Sie war leer, doch lehnten vor der Bank sechs französische Gewehre. Vorsichtig guckte er durch das Fenster. Drei Soldaten hielten den alten Nidinger auf dem Boden, einer kniete ihm auf der Brust, ein anderer hielt ihn mit der Linken beim Haar, mit dem Bajonett in der Rechten versuchte

er ihm das Gebiß aufzubrechen, damit ihm der sechste Mistjauche in den Hals gießen könne. So wollten sie ihn zwingen, sein verstecktes Geld auszuliefern. Klaus hätte mit den Gewehren alle sechs erschießen können. da wär' aber der große Haufe dahergestürmt; er wußte eine bessere Waffe. Hinten im Gange lag der Stampfel, das ist ein schweres Eisen, mit dem man in den Boden Löcher stößt, um die Bohnenstangen einzustecken. Diesen ergriff er, ein Sprung, jeder Schlag ein Tod, die Franzosen hatten gar nicht einmal Zeit aufzustehen. Er lehnte sich veratmend auf die Keule, langsam erhob sich der alte Ridinger und starrte den unverhofften Retter an. „Der Mann tut selbst!" sagte Klaus ernst zu ihm, „doch jetzt ist zu derlei nicht Zeit." Er ließ das Eisen fallen, riß die Bretter von der Mistgrube und schob mit dem Fuß die Franzosen hinein, einen nach dem andern, Mist zu Miste. Darauf wendete er sich zum Alten: „Wirf Kalk darauf und schlag das Luck gut zu, die reden nimmer, jetzt bist sicher. Vorher haben wir aber schnell etwas anderes abzutun, gehen wir in die Stube."

Dort zog Klaus einen kleinen Beutel aus der Brusttasche.

„Ich übergeb' dir hier tausendfünfhundert Gulden in Gold als mein Einstandsgeld, dazu hundertneununddreißig, die ich nach und nach erspart. Das Sauregger Gütl ist feil, es kostet zweitausend Gulden, kauf es für mich vorläufig auf deinen Namen; was über mein Geld ist, bleibst derweil schuldig."

„Ich streck' dir's indes vor. Es trifft ohnehin auf Burgele einmal um etliche hundert Gulden mehr."

„Willst du das Geld zählen?"

„Gescheiter ist es, geschieht mir und dir kein Unrecht."

Sie setzten sich nieder, die Summe war richtig.

„Burgele ist auf der Dalfazzer Alm?"

„Ja!"

„Behüt' dich Gott!"

„Vergelt dir's Gott!"

Klaus eilte nach dieser trockenen Auseinandersetzung rasch davon; immer dem Waldsaume folgend schlich er am Fuße des Unutz den See entlang, zu den Schützen ober dem Einfang, wo jetzt ein Haus auf dem Vorsprung den See überschaut. Diese hatten sich hier, wo die Straße zwischen dem Wasser und den Wänden hinläuft, gesammelt. Hinter der Brücke, welche von einem Felsenvorsprunge zum andern leitet, jetzt aber bis auf einige Balken abgetragen war, sperrte ein kleiner Festungsturm den Weg. Dort bin ich geboren, jetzt ist freilich nichts mehr davon übrig, als ein viereckiger Stein, den man als Andenken neben die Straße legte. Als nämlich Tirol wieder kaiserlich wurde, kauften die Kohlenbauern, denen die Durchfahrt sehr beschwerlich war, einen Zentner Pulver und sprengten den Turm in die Luft. Damals stand er noch; am Felsen hängt ganz unbeachtet ein Holztäfelchen zur Erinnerung an den Wopfner Jörg, der hier in das Wasser fiel und ertrank. Auf dieser Tafel können Sie noch eine Abbildung desselben sehen.

Im Stübchen des oberen Stockes saß Anton Aschbacher, er konnte von hier alle Bewegungen des Feindes gut überblicken und seine Befehle erteilen. Da

erhellte plötzlich ein roter Schein den engen Raum, er sprang zum Fenster und mußte sehen, wie sein Haus am Zoll aufloderte, die Franzosen hatten es aus Rache angezündet. Schweigend stieg er die Treppe hinunter und trat zu den Schützen. „Zwölf von euch," rief er, „die am besten mit den Stutzen hantieren und Lust zu einem Streich an den Mordbrennern haben, sollen mich begleiten." Allsogleich sammelte sich eine auserlesene Schar, Klaus darunter. Anton führte sie oben durch den Wald und ließ den feindlichen Vorposten ganz unbehelligt auf der Straße stehen. Sehen Sie dort die abgebrochene Lärche, einen Büchsenschuß vor uns? Dort ließ er Halt machen; er sah den Franzosen, die wie die Teufel um den Brand tanzten, einen Augenblick zu, dann verteilte er die Schützen, klatschte in die Hände und zwölf Feinde zappelten auf dem Boden, wie Fische, die man auf den Sand wirft. Nun wirbelte die Lärmtrommel; noch einmal ließ er laden und feuern, dann zog er sich zurück.

Schon in aller Frühe befahl General Martineau den Franzosen den Sturm; dort in der Wiese des Einfangs stellte er seine zwei Kanonen auf. Aber die Schützen ließen sich nicht irre machen, sondern zielten ruhig wie auf dem Schießstande, so daß Straße und Anger bald wie ein Leinfeld blau blühte. Vorwärts ging es nicht, man mußte also zurück. Da ließ der General das aus dicken Bohlen gezimmerte große Frachtschiff aus der Hütte ziehen, eine Kanone und die erfahrensten Jäger darauf stellen, um über den See zu fahren und so die Schützen auf der Seite zu packen. Die schauten erst verwundert drein, als das Schiff

langsam und schwerfällig daher kam, bald jedoch begriffen sie, was gemeint war, und zerstreuten sich schleunig an den Felsen, so daß nur etliche zwanzig, teils auf dem Boden liegend, teils hinter die Pfeiler geduckt, zurückblieben. Als die Franzosen sich auf Schußweite näherten, ließen sie es krachen, wobei sie natürlich die Ruderer faßten. Es entstand eine solche Verwirrung, daß das Schiff zu tanzen begann. Die Feinde schossen zwar die Kanone los, allein die Kugel schlug hoch oben in die Felsen, daß die Tiroler laut auflachten. Mittlerweile fing auch der Wind an zu blasen, er trieb das Schiff dort im Winkel an und die Franzosen hatten die größte Mühe, über das Geschröf zu klettern und die Kanone wieder auf das Land zu bringen. Der General fluchte, daß die Sterne hätten herabfallen mögen, aber was nützte es? Er wäre wahrscheinlich mit Schimpf und Schande abgefahren, hätte nicht der Hauptmann den Naz zu ihm geführt, der sich erbot, die Feinde auf die Kögelalm zu führen, von wo sie in breiten Scharen gegen das Niederleger der Kothalm, das bereits hoch oben im Rücken des Turmes liegt, vordringen könnten. Um die Aufmerksamkeit der Schützen abzulenken, beschäftigte sie Martineau durch leeres Geplänkel. Da begann es plötzlich von der Höhe zu krachen. Anton hatte allerdings den Klaus als Feldwebel mit vierzig Mann hinaufgeschickt, aber diese Zahl war viel zu klein, um alles zu decken, und der Turm mußte ja auch gegen die Hauptmacht besetzt bleiben. Klaus hat seine Schuldigkeit ehrlich getan, noch lang sah man von einer Felsenwand einen toten Franzosen herabhängen, den er beim Handgemenge in

die Tiefe geschleudert. Der Naz hielt sich hübsch hinter den Stauden, Klaus erblickte ihn, hatte sich aber bereits verschossen. Wütend hob er einen schweren Stein auf, denn er wußte schon, daß er versucht hatte, ihm bei Burgele über den Zaun zu steigen, er warf mit aller Anstrengung und traf ihn an der Schulter, daß der Arm aus dem Gelenke ging. „So, du Hund," schrie er noch, „jetzt hast du dein Trinkgeld für deinen Verrat." Dann rannte auch er davon.

So ging der Paß verloren.

Sie fragen, was Wallburg unterdes tat. Die war auf Dalfazz und schaute von einem Felsen dem Gefechte zu; bittere Tränen hätte sie weinen mögen, als sie sah, was es für ein Ende nahm. Von Klaus hatte sie noch keine Nachricht; so sehr er es gewünscht, konnte er sie nicht aufsuchen. Er entrann mit Aschbacher und den besten Schützen in die Riß, wo sie sich aufhielten bis die Schlacht am Bergisel geschlagen wurde und der Herzog von Danzig die Flucht ergriff. Da stellten sie sich — das kleine Häuflein! — bei Tratzberg der ganzen französischen Armee auf dem Rückzug entgegen; sie wurden freilich auf die Seite geworfen, schossen jedoch von den Felsen, auf die man sie versprengte, noch manchen Rothösler zusammen. Dort haben es die Tiroler versäumt: wäre der Landsturm losgebrochen und hätte sich an Aschbachers Seite gestellt, die Franzosen wären zugrunde gegangen mit Mann und Maus.

Was das Gewitter von 1809 für einen schrecklichen Verlauf und traurigen Ausgang genommen, wissen Sie so gut als irgend jemand. Klaus hat bei allen Schlach-

ten redlich mitgeholfen und oft davon erzählt. Das steht aber auch in Büchern noch viel ausführlicher und genauer. Das letztemal war er am zweiten November beim Handkuß, wo der versoffene Firler bei Kranewitten alles verspielte. Ober Büchsenhausen steht das Sprengerkreuz auf dem Bühel, nachts zündet man immer eine Lampe zu seinen Füßen an, dort fielen die letzten Schüsse. Die Franzosen, die unterdes was gelernt, drangen zerstreut rasch durch das Gebüsch vor und vertrieben die Schützen. Klaus hatte gar nicht Zeit, seinen Stutzen noch einmal zu laden; als er sah, daß nichts mehr zu gewinnen sei, lief er bergauf bis zum Steinbruch. Nun war aber guter Rat teuer, wohin und woaus? Erwischte man ihn, so kriegte er eine Pille, und zwar keine vergoldete. Alle Wege waren von den Franzosen abgeschnitten, er kletterte daher zur Frauhitt empor, fest entschlossen, eher in der Wildnis zu verderben, als sich wie ein Stier abschlachten zu lassen. Drüben im Gleirschtale fand er eine Schäferhütte, freilich war der Hirt längst abgezogen; er trug Moos zusammen und übernachtete dort. Tags darauf schlug er sich durch Karwendl über Laliders und das Plumserjoch in die Pertisau, wagte jedoch aus Furcht verraten zu werden, in keinem Hause einzukehren. Seine Kost waren etliche Brosamen, die er aus den Falten des Schnappsackes zusammenklaubte, und überreife Mehlbeeren, welche die Amseln nicht verzehrt hatten. Als es dunkel geworden, schlich er an das Ufer des Sees und löste dort ein Schiff ab. Obwohl der Wind stark zu brausen anfing und das Wasser gar unheimlich im Dunkel rauschte, stieg er doch ein und fuhr

bis zum Zoll, wo er das Schiff an das Ufer zog und rasch über die Straße in den Wald eilte. Vorsicht zwang ihn, den offenen Weg, wo vielleicht eine Patrouille streifte, zu meiden, er wagte sich gar nicht einmal in den Friedhof, so gern er seinen besten Freunden in der Not, den armen Seelen, ein Vaterunser gebetet hätte. So gelangte er von Baum zu Baum vor Nidingers Haus. Er legte das Ohr an die Tür, nichts regte sich. An der hinteren Mauer hing eine kleine Leiter, er holte sie und lehnte sie, nachdem er vorher Stutzen und Schnappsack unter der Bank verborgen und die schweren Schuhe abgezogen, an das Geländer des Söllers. Rasch stieg er empor und lauschte wieder am Fenster Wallburgs; es war nur von einem Vorhange, der sich leise im Winde regte, verschlossen, er hörte die ruhigen Atemzüge der Schlummernden. „Burgl!“ rief er — sie regte sich. „Burgl!“ Langsam fuhr sie mit der Hand über Stirn und Augen und richtete sich auf, ungewiß, ob sie ein Traum täusche oder wirklich jemand sie anredete. „Burgl!“ Er war's, sie stürzte aus dem Bett an das Fenster, ein inniger Kuß verschmolz die Langgetrennten. Er flüsterte: „Weck' den Vater, Burgele! wir haben noch gar viel miteinander auszumachen.“ Das Mädchen holte den Alten. Er sperrte die Tür des Söllers auf und begrüßte den Eintretenden mit einem Händedruck. Ohne ein Wort zu reden, schlichen sie in die hinterste Kammer, wo Nidinger Licht schlug; endlich kam auch Wallburg verschämt dahergeschlichen. Klaus sah sie lächelnd an.

„Setz' dich nur neben ihn,“ sprach Nidinger, „ihr gehört jetzt doch zusammen.“

„Burgele," sagte Klaus, „eh' wir reden, schaust doch nach, daß ich etwas zu essen krieg', es ist fast nimmer auszuhalten vor Hunger."

Das Mädchen eilte mit einem glimmenden Span in die Küche und brachte auf einer großen Holzschüssel Butter, Brot und Käse und Selchfleisch, während der Alte eine großbäuchige mit Stroh umwundene Flasche Kirschengeist herbeischleppte.

Klaus schlug mit beiden Händen drein wie mit Dreschflegeln, und erst, als er seinem Magen genug getan, begann er, die Schüssel auf die Seite schiebend, zu erzählen, was alles geschehen sei und wie es stehe. „Aus dem Landl kann ich jetzt freilich nicht fortschlüpfen und bei euch nicht bleiben, sonst fangen sie mich ab. Aber ich habe schon einen Entschluß gefaßt, dazu müßt ihr mir helfen."

„Gern, wenn es etwas Gescheites ist," sagte Nidinger, „verdankt sonst der Sohn das Leben dem Vater, so verdank' ich es dir, und du hast mich von jenen sechs" — er wies durch das Fenster auf die Mordstätte — „zum Vater gekauft, und das Diendl gehört jetzt ohnedem dein, weil du's erhalten kannst."

Wallburg sah Klaus mit einem innigen, dankbaren Blick an.

„Das ist alles recht," erwiderte dieser, „gehört sich auch nicht anders, jetzt aber merk' auf. Bist einmal beim Unutz durch die Runse gestiegen? Beim Wildern hab' ich dort ein Plätzchen ausgespürt, — noch hält das Wetter einige Tage, ich bau' mir eine Hütte und überwintere; fein wird es gerade nicht sein, aber in

Gottes Namen! Apert der Schnee, so entrinn' ich über das Pinzgau ins Oesterreich!"

„Ja, wie willst du es mit der Heirat halten?" fragte Nidinger.

„Heiraten will ich das Burgele; mit Tirol, so gern ich es hab' und so ungern ich ihm den Rücken kehr', bin ich nicht verlobt. Der Aschbacher Toni hat mir ein prächtiges Zeugnis ausgestellt, wo alle meine Geschichten aufgeschrieben sind, da wird wohl der Kaiser Franz, für den ich so viel gewagt, mir ein Brodl geben. Ein paar Jahrlen wartet das Burgele noch, derweil erspar' ich wieder etwas und dann führst du mir sie zu, denn selber holen darf ich's nicht, weißt schon!"

„Wenn's so ist kann ich nicht einreden, aber mit deiner Einsiedelei im Wald — das will mir noch nicht recht in den Kopf."

„Kennst den Berg nicht so gut wie ich, da klettert kein Bayer hinauf. Noch heut' gibst mir Säge, Stemmeisen, Nägel und Richtbeil mit, Burgele steckt mir etwas in den Schnappsack und morgen wird gearbeitet, daß die Späne fliegen. Mit dem Essen, da hab' ich den Stutzen und hol' mir wie früher hie und da ein Gemserl. Alle Samstag steig' ich nachts zum Schafbachl" — dort steht jetzt das Kreuz, welches Klaus später errichtete — „da kommst mit dem Diendl und ihr bringt mir ein bißchen Schmalz und Mehl, oder, wenn ich es brauch', Pulver. Schreib' alles auf, damit wir dann gegenseitig abrechnen können. Uebrigens reden wir das alles noch aus."

„Wenn es dich einschneit!"

„Da heißt es: Vogel friß oder stirb! Mit dem „Wennen" ist mir nicht geholfen."

„Sie könnten dich aber erwischen!"

„Die armen Seelen verlassen uns nicht, gelt, Diendl?"

Wallburg nickte zustimmend.

„Teufel! ist das nicht der erste Kraht?" rief Klaus horchend.

Der Hahn krähte noch einmal, er sprang auf. Der Alte ging mit ihm in die Kammer, wo die Werkzeuge lagen, die der Landmann zu seinem schlichten Geschäft bedarf. Wallburg leuchtete, Klaus suchte aus, was ihm brauchbar schien und warf es in die Krare. Als er fertig war, hängte er sie an den Weidengurt über die Achsel und schlich zur Küche. Dort legte ihm das Mädchen noch einen Laib Käs, Brot, Mehl, Salz und Schmalz hinein. Mit einem leisen B'hüt Gott! trat er vor die Tür, deckte die Krare mit dem leeren Schnappsack zu, ergriff den Stutzen und schlich über den Bach zum Knüppelweg, der nach Steinberg führt. Der Mond brach klar aus den Wolken, als er das Schafbachl erreichte, das unter der Schlucht, wo er sich ansiedeln wollte, entsprang. Etwa tausend Schritte einwärts tief im Wald lag eine Hütte, wo das abgefallene Laub für den Winter gesammelt wurde, er kroch hinein und bald ließ ihn der tiefe Schlaf Not und Elend vergessen.

Der Alte kramte noch eine Weile im Hause umher, plötzlich wendete er sich zu Wallburg: „Sakra! eine Flasche Kirscheler hätt' ich ihm doch auch mitgeben sollen, ja und den Tabak hab' ich gar vergessen, das ist

das beste, was so ein einfacher Mensch haben kann. Mahne mich morgen, daß wir's ihm bringen können."

Die kalte Morgenluft weckte Klaus aus dem Schlafe; er mußte sich eine Weile besinnen, wo er sei, dann wanderte er entschlossen bergauf. Nach einer Stunde hatte er den Platz erreicht, wo er wohnen sollte. Sorgfältig alles erwägend, wählte er eine kleine Felsenwand, die etwas überhängend die wütenden Nordstürme abhielt und den Bau durch ihre Vertiefung erleichterte. Weil sich noch höhere Felsen dahinter erhoben, so konnte man im Tal den aufsteigenden Rauch nicht sehen, zugleich lag die Stelle außer der Richtung der schrecklichen Lawinen. Er fing nun an, Bäume zu fällen, maß mit dem Bindfaden die Länge, schlichtete sie dann mit dem Beil zu vierkantigen Balken und schleppte diese Stück für Stück mit einem Stricke über den Rücken den Felsen empor, wo er sie auf der andern Seite hinunterwarf. Da er nur einen kleinen Raum einzuschließen brauchte, — die Rückwand und zum Teil die Seiten schuf der Schrofen, so rammte er schon nachmittags die Pfähle ein, welche das niedrige Dach tragen sollten und fügte die Balken zusammen. Die Fugen verstopfte er sorgfältig mit Moos, nur eine Lücke ließ er offen, gerade weit genug, um ein Fensterglas anzubringen. Den kleinen Herd baute er in einen Winkel aus Steinplatten. Nun nahte jedoch die Dämmerung, er stieg zum Bache hinab und lauerte im Gebüsch, bis Nidinger mit seiner Tochter kam. Mit größter Freude erzählte er ihnen, was er bereits zustandgebracht, er verabredete, daß ihm der Alte Bretter lie-

fern sollte. Dies war um so leichter möglich, da er bei einem Bauern in Steinberg Lärchenläden gekauft hatte, die noch immer nicht abgeholt waren. Schon am nächsten Morgen wollte Ridinger mit zwei Ochsen hineinfahren, er konnte dabei manches mitbringen, ohne Aufsehen zu erregen. Wallburg hatte vorsorglich einen Wollenkotzen und einige Leintücher bereits mitgebracht, er bat sie noch, ihm einen kupfernen Sonnenring, um bei schönem Wetter die Stunden zu messen, und ein Kruzifix zu verschaffen, endlich bei einem Maler auf einem hölzernen Brettchen die armen Seelen im Fegefeuer zu bestellen, damit er sie immer vor Augen habe. Als dieses ausgemacht war, drückte Klaus einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen, dann wandte er sich zum Vater: „Nichts für ungut! Ich seh' ja das Diendl erst in acht Tagen wieder."

Dieser schüttelte den Kopf und brummte endlich: „Hab's eigentlich als junger Bursch' auch nicht anders gemacht!"

Sie trennten sich. Klaus suchte sein Lager im Laub. In der Frühe legte er sich abermals auf die Lauer. Bald hörte er die Peitsche des Alten durch den Wald knallen. Während die Ochsen aus dem Bächlein tranken, übernahm er die erbetenen Sachen, der Alte hatte eine Flasche Branntwein und eine Rolle Tabak beigefügt. Sie verabredeten noch die Stelle, wo jener die Bretter hinwerfen sollte, dann stieg Klaus den Berg hinauf und begann seine Arbeit wieder. Er fällte die Legföhren in der Nähe seiner Hütte, um den Holzbedarf des Winters zu decken, dann sammelte er zur Ergänzung des Mundvorrates Schlehen und Prei-

ßelbeeren, die bereits vom Reif versengt, mild und schmackhaft waren. Auch Schwämme, so viel eben im Spätherbst zu brauchen waren, trug er ein und legte sie in Schnittchen zerspalten an einen sonnigen Platz zum Trocknen. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit, was nützlich und brauchbar sein konnte. Tags darauf holte er die Bretter, er zersägte sie nach Bedarf, zimmerte das Dach und eine Tür, die in Stricken statt in Angeln hing. Einige Bretter nagelte er zu einer Bettstelle zusammen, die er sorglich mit weichem Moos und Baumblättern anfüllte. Als für die Wohnung gesorgt war, schlich er über die Zemm in die Bachen und erlegte dort einen feisten Rehbock, den er nachts darauf fortschleppte. Dort glänzten die Fenster von Nidingers Haus im Mondschein — er durfte nicht wagen, einen Besuch zu machen. Daheim ließ er sich den Braten gut schmecken; den Rest des Fleisches verscharrte er, um ihn frisch zu erhalten, mit Wachholderbeeren in eine Grube, worüber er Schnee warf. Später, wo er, um sich zu wärmen, beständig feuerte, hängte er es zum Räuchern an einen Querbalken. So wurde es Samstag, er wußte selbst nicht, wie.

Als er an den verabredeten Platz kam, erwarteten ihn bereits Nidinger und Wallburg. Sie reichte ihm die Hand und brach in lautes Schluchzen aus.

„Nun, was ist denn?" rief er befremdet.

„Gestern erhielt der Gemeindevorsteher," erwiderte der Alte, „eine Amtsschrift, worin dem, der dich lebendig oder tot den Behörden einliefert, hundert Gulden versprochen werden."

„Ist unser Herr für dreißig Silberlinge verkauft

worden, so mögen sie mich immerhin auch für Geld ausschreiben. Uebrigens wird im Achental kein Judas de 1 Sündenlohn verdienen. Tröste dich, Burgl, ich bin ja ohnehin vogelfrei, was liegt daran?"

Das Mädchen wischte die Augen mit der Schürze und wurde, weil sich Klaus aus der Sache nichts machte, wieder ruhig. Sie übergab ihm einige Dinge, von denen sie meinte, er brauche dieselben in seinem dürftigen Haushalte, auch das Bildchen mit den armen Seelen erhielt er.

Nach kurzem Gespräche, denn der ängstliche Greis, den das Rauschen eines jeden Blättchen erschreckte, gestattete nicht mehr, kehrte Klaus in die Einsamkeit zurück. Beim Emporsteigen hörte er aus den Lüften ein unheimliches Rauschen, über das Sonnenwendjoch legte sich ein feiner Wolkenstreif, hier und da flog ein Schwarm abgefallenen Laubes wirbelnd in die Höhe. Es war der Scirocco. Ueber Nacht schwoll er so mächtig an, daß Klaus bei dem Geheul an die Felszacken ängstlich auffuhr und horchte. Er wußte, was es zu bedeuten hatte: der Südsturm bringt dem Gebirg meistens Schnee; wenn sein Gluthauch ausatmet, braust der Nord heran und verdichtet die Wasserdünste zu heftigem Gestöber.

Im Tal war mit dem Scirocco ein anderer Gast eingetroffen. Naz hatte, nach dem Friedensschluß mit Oesterreich, das Tirol seinem Schicksal überließ, Urlaub erlangt, er brachte für seine Heldentaten an der Glashütte und bei der Brücke die goldene Medaille mit. „Die Achentaler werden dreinschauen," dachte er, „wenn sie diese auf meiner Brust sehen; auch Burgel

mag beilegen, denn jetzt bin ich mehr als die Bauernlümmel landaus landein.“ Diese Wirkung sollte durch die bayrische Montur, die er in einem Bündel bei sich trug, verstärkt werden. Deswegen beschloß er, sich abends niemand zu zeigen, sondern die Gemeinde, vorzüglich aber Wallburg am Sonntag in der Kirche zu überraschen.

Der Sonntag brach richtig an. Klaus stieg trotz des Sturmes, der wütend über den Unutz hinfuhr, auf den Grat empor, von wo er die Kirche erblicken konnte. Er hörte den Klang der Glocken, er sah, wie die fromme Gemeinde zusammenströmte, während es ihm nicht vergönnt war, im Hause des Herrn mitzubeten, und kniete, als halbverloren ein Orgelklang zu ihm emporwehte, mit entblößtem Haupte hinter einem Steinblock nieder. Bald klang das Zeichen der Wandlung, wo der Priester dem versammelten Volke die Hostie zeigt; er klopfte an das Herz und bat unseren Herrgott, vorlieb zu nehmen, weil er es auf der Bergspitze nicht besser einrichten könne.

Erst nach dem Evangelium trat Naz in die volle Kirche und schob sich durch die Menge, die scheu vor ihm wich — aus Ehrfurcht, wie er meinte — zum Altar vor. Dort kniete Wallburg, er hustete, sie blickte jedoch gar nicht um. Nach dem Hochamte verließ sie mit ihrem Vater die Kirche durch eine Seitentüre, so daß er ihr nicht allsogleich folgen konnte. Die Bauern verliefen sich, ohne auf ihn zu achten, er eilte unwillig über die Felder zu Nidingers Hof. Der Alte schmauchte auf der Hausbank, wo er vor dem Sturm gesichert war, gemütlich ein Pfeiflein. Er ließ den

Burschen ruhig zu sich herankommen, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

„Grüß' Gott, Nidinger!" rief dieser mit dem Finger die Haube leicht berührend, grüß' Gott!"

Der Bauer nahm die Pfeife aus dem Munde: „Was suchst hier? Bin ich dir noch etwas schuldig?"

„Nein, du hast mich auf den Pfennig bezahlt!"

„Nun gut, dann brauchst nicht zu kommen." Er steckte die Pfeife wieder in den Mund und rauchte weiter.

„Ich möcht' aber doch nachschauen, wie's Burgl geht!"

Diese sah zum offenen Fenster heraus. Als sie die Rede vernahm, rief sie hinunter: „Trag' deinen bayrischen Gnadenpfennig nicht zu mir herauf, willst ein Tiroler sein? schäm' dich!"

Sie schlug unwillig das Fenster zu, der Alte stand brummend auf und sagte, indem er ihm den Rücken kehrte: „Schau, daß du weiter kommst, hier hast du keinen Anwert." Er ging in das Haus.

Naz stand einen Augenblick unschlüssig, dann eilte er heimwärts.

Unterdes hatte sich der Himmel mehr und mehr getrübt, schwere Wolkenballen häuften sich, über den Wäldern flatterten Nebel, zum Zeichen, daß der Kampf der Gegenwinde bereits beginne. Ueber das Stanerjoch zog ein Regen, plötzlich wehte es kalt durch das Tal und schwere Tropfen prasselten nieder. Auf den Gräten und Spitzen der Gebirge schneite es, nachmit-

tags senkte sich der grauweiße Schleier immer tiefer, bald fielen unter dem Regen einzelne Flocken, beim Anbruch der Dämmerung schneite es tüchtig.

Versetzen wir uns an den Achensee. Das Schneegestöber hatte aufgehört, über den Wellen jedoch, die unheimlich an das Ufer rauschten und halbgelösten Schnee ausspieen, lastete dumpf und schwer das Dunkel. Es mochte Mitternacht sein, da versammelten sich an der Schiffshütte beim abgebrannten Zoll zwölf Bauern, tief in ihre Mäntel gehüllt. Nach kurzer, leiser Verabredung schlichen zwei auf der Straße gegen Achenkirch, zwei auf der gegen Jenbach vor, und stellten sich nach einigen hundert Schritten als Wachen hinter Steinblöcke. Die übrigen öffneten leise die Schiffshütte, lösten drei Kähne von der Kette und schoben sie in das Wasser.

Als die vier das Geräusch hörten, kehrten sie eiligst zurück, alle stiegen ein und verschwanden bald im Dunkel gegen den Seekar, dessen Wände hier steil in den See stürzen. Nur an einer Stelle, fast in der Mitte des Sees, lagern zwei mächtige Schuttkegel; sie bestehen aus den Steintrümmern, welche die Lawinen niederrissen. Sehen Sie das Hüttchen dort mitten im Mahd, das wie ein Smaragd herüberleuchtet? Sie kennen es ja und haben im Grase nebenan unter dem Ahorn manches Stündlein verduselt.

Dort auf der Geisalm zogen sie die Kähne auf den Kies des Ufers und gingen, nachdem sie die Ketten um Pflöcke gewunden, zur Hütte. Einer klopfte dreimal; von innen erscholl eine Stimme:

„Was soll sein auf Erden?“ –

Jener, der geklopft hatte, entgegnete: „Gerechtigkeit muß werden!“

Behutsam wurde geöffnet, — der Aschbacher Anton bot jedem schweigend die Hand und führte sie an das Feuer, das auf dem Herd loderte. In der Mitte des Blockhauses stand ein Tisch aus ungehobelten Brettern kunstlos gezimmert mit dem blanken Säbel darauf, — dessen Griff das österreichische Portepee schmückte. In einem Winkel lehnten mehrere Stutzen, den Hahn aufgezogen; über dem Schragen, wo ein Strohsack lag, hing die Uniform des Majors: ein Hut mit grünweißem Federbusch, ein hechtgrauer Frack und grüne Hosen. Aschbacher trug das Lodengewand eines Bauern. So wie Klaus am Unutz, hatte er sich hier versteckt und wartete die günstige Jahreszeit ab, um der Acht zu entrinnen. Betrachten wir die Männer, die sich am Feuer die Hände wärmen, es sind ehrwürdige Greise. Einer zog zwei kleine Wachskerzen hervor und schmolz sie angezündet auf den Tisch fest, rechts und links vor dem Kreuze, das ein anderer von der Wand genommen und hingestellt hatte. Dann trat der Aelteste vor Anton, neigte sich und sprach:

„Wir wollen ein Gericht,
Du weiger' es uns nicht!“

Er antwortete feierlich:

„Daß es werde Gott zu Ehren,
Rufet jetzt zu Gott dem Herrn!“

Sie machten das Kreuz und beteten leise, dann sprach Anton:

„Wer ist's, der hier als Kläger spricht
Vor Gottes allwissendem Angesicht?“

Der Aelteste erwiderte:

„Ich tue es hier in Gottes Namen
Ich fordere Recht, sprecht alle Amen!“

„Amen!“ tönte es aus dem Kreise. Anton trat als Obmann zu Häupten des Kruzifixes. Nun begann der Aelteste: „Ihr alle habt heute den Naz gesehen, frei und offen geht er daher und trägt den Preis seines Frevels an der Brust. Er hat das Land an Napoleon verraten und wenn es leicht sein kann, verrät er es noch einmal. Das ist die Anklage, so wahr mir Gott helfe!“

„Zeugen sind wir alle!“ rief der zweite Bauer.

„Spricht niemand für ihn?“ fragte Anton.

Allgemeines Schweigen.

„Dann werfe ich ihn in den großen Bann!“ rief Anton und legte den Finger auf den gezogenen Degen. „Niemand gewähre ihm Obdach, niemand atze ihn, niemand tränke ihn, niemand rede ihn an, es sei denn der Priester, der ihn zur letzten Beichte mahnt. Spricht niemand für ihn?“

Allgemeines Schweigen.

Noch einmal wiederholte er die Formel, und der Kreis löste sich auf.

Nicht wahr, das ist eine sonderbare Szene, fast wie bei der Feme in einem Ritterbuche? So haben jedoch unsere Alten über Leute gerichtet, die sie in ihrem Gewissen einer Untat schuldig hielten, welche sonst auf Erden nicht gestraft worden wäre. Das Haberfeldtreiben gehört auch hierher, das ist aber jetzt zu einem Gassenunfug frecher Burschen herabgesunken und war bei uns in Tirol nie recht üblich, wenn es auch, wie Sie vielleicht vernommen, jüngst einem Pfarrer widerfuhr,

den man wegen seines Geizes allgemein nicht Seel-, sondern Geldsorger nennt. Ja, so war es; jetzt hat es ein Ende, wenigstens hört man nichts mehr davon.

Die Männer redeten nach dem kurzen Prozesse noch von Geschäften und Neuigkeiten, dann fuhren sie wieder über den See zurück. Am nächsten Morgen lagen vor Nazens Tür zwölf angesägte Späne, er sah dieselben und — erblaßte. Schon wollte er in das Haus zurückkehren, rasch besann er sich jedoch, drückte die Kappe auf das linke Ohr und murmelte: „Wär' nicht übel, wenn sich ein Soldat vor diesen Bauern fürchten wollte!"

Auf der Straße kam ein Mädchen daher, er rief sie an: „Wohin, Zenzele?"

Sie eilte vorüber wie taub.

Er lachte und ging vorwärts. Einige Burschen begegneten ihm. „Hast du Feuer in der Pfeife, Jagg?" sagte er zum ersten.

Sie ließen ihn stehen wie einen Zaunpfahl, er knirschte unwillig: „Bin ich mit den Kerlen nicht in die Schule gegangen und auf der gleichen Bank gesessen?"

Er war an dem Kirchhof vorüber an das rote Marmorportal der Post gelangt. „Soll ich hineingehen?" überlegte er. „Ei was, ein Schnäpschen tut auch vormittags gut." Er trat in die Wirtsstube. „Kellnerin, ein Stamperl!" Sie bediente die Gäste, für ihn hob sich keine Hand. „Kellnerin!" Keine Antwort.

„Ist das eine Bedienung? Schnaps will ich!"

Die Kellnerin pfiff dem „Amorl", so hieß ein ge-

waltiger schwarzer Hund mit stacheligem Halsband. Er kroch gähnend unter dem Tisch hervor, reckte sich und fletschte auf Naz die Zähne.

„Sind doch Vieh und Menschen gleich zuwider!“ fluchte dieser und verließ die Stube. Er wollte zum Krämer, Zunder und Feuerstein kaufen. Männer, Weiber gingen an ihm vorüber, niemand schaute ihn an. Es wurde ihm fast unheimlich zumute. Er trat in den Laden: „Zunder und Feuerstein!“

Die Leute taten, als sähen und hörten sie nichts.

„Bin ich denn unsichtbar?“ schrie er und schlug auf den Tisch, daß Schachteln und Büchsen tanzten.

Niemand antwortete.

Da stürzte er hinaus, fast wahnsinnig lief er heim. Er stolperte über einen Stein und fiel, daß das Blut über sein Gesicht rann. Langsam wischte er sich ab und starrte auf seine geröteten Finger: „Nein ich lebe noch, Geister haben ja kein Blut.“

Zu Hause war bereits der Tisch gedeckt. Sein Vater zog eben die schnarrende Schwarzwälderuhr im Winkel auf, er erzählte ihm, was ihm widerfahren. Der Alte sah ihn schweigend an, über seine braunen, gefurchten Wangen floß eine Träne.

Die Suppe wurde aufgetragen, wie bei einem Totenmahle war alles stumm.

Naz legte den Löffel beiseite und stieg auf den Söller. Hier brütete er lange, den Kopf auf den Arm gestützt, vor sich hin, endlich stand er auf, ging in die Kammer, nahm einen Stutzen von der Wand und besah sorgfältig Lauf und Schloß. Es war ein wenig ausgerostet, er goß einen Tropfen Oel hinein und

prüfte die Schärfe des Steines mit dem Nagel. Nachdem er alles in Ordnung gebracht, schaute er mit vorgehaltener Hand zum Himmel. Alles war hell, an den sonnigen Lehnen floß bereits der geschmolzene Schnee nieder.

Diesen Tag blieb er zu Hause, am nächsten Morgen schritt er den Stutzen auf der Schulter, langsam durch das Oberautal dem Juifen zu. Er kehrte erst nach Anbruch der Dunkelheit heim. So verbrachte er Tag für Tag, sein Gemüt verbitterte sich immer mehr, und allmählich faßte er einen grimmigen Haß gegen seine Landsleute, die ihm fast das Leben verleideten.

Dem Klaus ist es indes gar nicht schlecht gegangen. Zu essen hatte er, aber noch mehr Langeweile, die konnte er nicht hinaussperren, die saß ihm auf dem Genick, wenn er bei schlechtem Wetter in der Hütte träumte. Ans Mädel denken, das tat er oft genug, ohne daß es ihm jemand zu gebieten brauchte, der Tag aber hat vierundzwanzig Stunden. Er verlegte sich auf das Schnitzeln, bald waren alle Pfähle und Bretter der Hütte mit Szenen aus seinem Leben verziert. Dann schnitt er in einige Bergstöcke, die er zufällig beim Streifen durch die Wälder entdeckt und mitgenommen, allerlei Gestalten und Geschichten, einen davon besitzt gegenwärtig noch der Pfretschner in Jenbach, er gefällt Ihnen gewiß, wenn Sie ihn anschauen. So füllte er die müßigen Stunden aus.

Einmal — es war um Mariä Empfängnis — harrte er wieder im Gebüsch auf die Ankunft Nidingers und Wallburgs, die sich etwas verspätet hatten. Da nahte durch die Dunkelheit ein Mann mit einem Mäd-

chen zur Seite, — „Grüß' Gott!" rief Klaus und trat aus dem Gebüsch. Erst als er vor ihnen stand, sah er, daß er sich geirrt und lief schleunig davon. Sie hatten ihn nicht genau erkannt und würden ihn auch in diesem Falle nicht verraten haben, allmählich jedoch verbreitete sich unter den Achentalern das Gerücht, Klaus sei irgendwo im Gebirge versteckt. Naz hörte zufällig durch seinen Vater auch davon, ohne jedoch vorläufig weiter darauf zu achten. Da lehnte er einmal am Zaun, zwei Bauern gingen vorüber, sie bemerkten ihn nicht, er vernahm jedoch jedes Wort.

„Der Klaus ist also da," sagte der eine, „wüßt' ich, wo er steckt, ich brächt' ihm Schmalz, Eier und Mehl, so viel er zwingen könnt', denn er hat's verdient durch seine Bravheit."

„Recht hast," erwiderte der andere, „nur möcht' ich auch noch den Naz, der dem ganzen Dorfe Schande macht, hängen."

Mehr konnte er nicht hören, es war genug. Ueberdies wußte er bereits, daß ihn Klaus bei der Wallburg ausgestochen; ein Gedanke der Rache zuckte blitzähnlich durch seinen Kopf. „Er ist da," sprach er die Faust ballend vor sich hin, „aber ich bin auch da, das Blutgeld, das auf seinem Kopfe steht, mag ich nicht verdienen, eine Kirche soll es für Messen erhalten, aber sein Leben . . . Es ist kein Mord, der König hat ihn als Rebellen erklärt, ich kenne meine Pflicht als treuer Soldat. Hab' doch auf andere geschossen, die mir nichts zuleid getan." Er sann dem schwarzen Entwurfe nach und bald hatte er sich eingeredet, er müsse Klaus fangen oder töten.

Schon am nächsten Morgen streifte Naz in den Wäldern gegen Steinberg, ohne eine Spur zu entdecken. Tags darauf stieg er gegen den Unutz empor, der von der Morgensonne hell beleuchtet war. Da schien es ihm, als ob sich hoch oben etwas über die grelle Schneefläche bewege. Das war kein Hirt, die hatten längst abgetrieben, kein verlorenes Stück der Herde, das wäre ja verhungert, — vielleicht eine Gemse — vielleicht Klaus. In jedem Falle schien es der Mühe wert, darauf zu birschen. Eine halbe Stunde klomm er durch das Gebüsch empor, wobei er den Gegenstand seiner Verfolgung aus den Augen verlor. Als er vorsichtig an den Kanten hinkriechend eine Ecke erreichte, die eine Uebersicht gestattete, sah er Klaus, der bereits umgekehrt war, etliche hundert Schritte tiefer auf einem Steinblocke sitzen. Er prüfte die Entfernung, sie war noch zu groß, rasch sprang er an der abgewendeten Lehne bergab und schlich wieder vor, als er in gleicher Höhe mit seinem Gegner zu sein meinte. Dieser saß noch immer unbeweglich, Naz war so nahe, daß er das Weiße in dessen Aug' unterscheiden konnte. Lebendig oder tot galt gleich, warum sollte er sich in einen gefährlichen Kampf einlassen? Er riß den Stutzen von der Schulter, beugte sich vor und glitt aus. Die Kugel ging fehl und prallte flach an einem Steine in der Nähe von Klaus ab. Dieser war mit einem Satze in der Höhe, — Naz konnte sich nicht verbergen. Bereits einmal waren sie sich auf Tod und Leben gegenüber, auch jetzt galt es Tod und Leben! Ohne sich zu besinnen, schlug Klaus an — Naz sank mit einem lauten Schrei in den Schnee. Klaus lief hinzu, jener atmete

nicht mehr, die Kugel hatte das Herz getroffen und die Rückenwirbel zerschmettert. Ein Strom lauen Blutes rieselte über den Schnee hinab. „So schnell tot, daß er mir gar nicht einmal seine Beicht' auftragen kann!" sagte er und betrachtete ihn, auf den Stutzen gestützt, eine Weile. Dann nahm er den Hut ab, kniete neben der Leiche nieder und betete für die abgeschiedene Seele ein andächtiges Vaterunser. Er blieb dabei so kalt und ruhig, daß er gar nicht einmal über Schuld und Unschuld nachdachte; ein Beweis dafür, wie wenig er sich im Unrecht wußte. Dann überblickte er die Gegend, ob wohl alles sicher sei, und schleppte Naz bei einem Fuß über den Schnee abwärts in den Wald. Dort legte er ihn, so daß er sich nicht mit Blut besudeln konnte, quer über die Schulter und verbarg ihn unter zusammengescharrtem Laub am Schafbachl. Bei Nacht kehrte er mit einem Pickel zurück, grub ein Grab und beerdigte ihn. Um die Stelle unkenntlich zu machen, legte er sorgfältig Moos darauf und trat es fest.

Samstag war nicht mehr fern. Wenn ihn auch nicht die leiseste Gewissensangst drückte, so fühlte er sich doch im Innern beunruhigt; es gibt eben Verhältnisse, wo der Mensch des Menschen bedarf, um sich ihm gegenüber voll und warm auszusprechen. Dafür eignen sich jene, die uns durch die heiligsten und edelsten Bande verknüpft sind, nicht immer; wir suchen einen Mann, der, weil er uns ferner steht, die Sache ruhiger und von allen Gesichtspunkten anschaut, einen Mann, der uns zugleich mit höherer Würde entgegentritt. In solchen Fällen entspricht die Beichte einem echt mensch-

lichen Bedürfnisse und auf dieser unleugbaren Grundlage ist jenes Sakrament gegründet.

Deswegen vertraute er auch weder Burgl, noch dem Alten, was sich ereignet, wohl aber bat er letzteren, er möge den Kuraten von Steinberg besuchen, ihm seinen Aufenthalt und was sonst nötig unter dem Beichtsiegel mitteilen und bitten, ihm heimlich die heiligen Sakramente zu spenden, damit er nicht wie ein Heide über Weihnachten in das neue Jahr wandere.

Der Alte ging Sonntags nach der Vesper zum Kuraten. Dieser war über das, was er hörte, höchlich erstaunt; das Wasser schoß ihm vor Freude in die Augen, daß er einem so wackeren Tiroler, der mannhaft für das Vaterland gestritten, einen wichtigen Dienst erweisen könne. „Sag' Klaus," sprach er zum Alten, „er möge morgen das Gewissen erforschen und von zwölf Uhr mittags nichts mehr essen; ich werde ihn, sobald es dunkelt, am Schafbachl aufsuchen."

Der Priester hielt Wort. Er nahm sein Brevier, legte eine Hostie hinein und ging, nachdem er eine Schale Kaffee geschlürft, langsam fort. Klaus hatte den Tag in religiösen Uebungen zugebracht; als er des Geistlichen ansichtig geworden, nahm er den Hut ab, begrüßte ihn ehrerbietig und küßte ihm die Hand. „Ich dank' Euch," sagte er, „daß Ihr Euch eines armen Menschen erbarmt, mög' es Euch Gott in der Sterbestunde vergelten!" Dann führte er ihn tief ins Gebüsch, der Priester setzte sich auf einen Stein, Klaus kniete in das Moos zu seinen Füßen und beichtete ihm mit wahrhaft kindlichem Vertrauen. Als er fertig war, begann der Priester die herkömmlichen Gebete, tröstete

ihn über sein ungewisses Los und sprach ihm zu, er möge alle Leiden, die er bereits geduldet und noch dulden müsse, Gott als Buße aufopfern. Segnend hob er die Hand: „Ego alsolvo te a peccatis tuis!“ Dann forderte er Klaus auf, sich kurz auf das heilige Abendmahl vorzubereiten, und weihte, während dieser, die Augen mit den Händen bedeckend, inbrünstig betete, die Hostie. Als dieses geschehen war, legte er sie Klaus auf die Lippen. Dieser konnte, nachdem er sich erhoben, lange vor Rührung nicht sprechen. Der Geistliche fragte ihn sanft: „Wo liegt der Tote?“ Klaus führte ihn schweigend an das Grab, es war nicht weit von der Stelle, wo er die Sakramente empfangen. Jener befahl ihm, mit dem Hut Wasser zu schöpfen, er segnete es und besprengte den Boden. Schließlich verrichtete er mit Klaus noch die vom Rituale der katholischen Kirche vorgeschriebenen Gebete, damit der Tote Ruhe finde und aufstehen möge zum ewigen Leben.

Sie verließen nun die Stätte. Der Priester trug Klaus auf, sobald es ihm die Umstände gestatteten, hier ein Kreuz zu errichten. Er hat es redlich getan. Beim Abschied riet er ihm noch, weil er keine Kirche besuchen könne, eine gute Meinung zu erwecken und alles dem Herrn anheimzustellen, so oft er das Geläut der Glocken aus dem Tal höre.

In der Christnacht wird um zwölf Uhr zur Erinnerung an die Stunde, wo die Engel ihre Botschaft über die öde Erde hinaussangen, die feierliche Mette gehalten. Jeder Bauernhof entsendet einen Teil seiner Bewohner, um dem neugeborenen Herrn des Weltalls die Huldigung darzubringen. Da steigen sie dann

herab von den einsamen Höhen; durch die kalte Nacht flimmern oben die ewigen Sterne, unten tanzen die Lichter, wie sie eben die Hand der frommen Träger schwingt, auf allen Pfaden daher — ein ebenso seltsamer wie lieblicher Anblick. Auch Nidinger schickte Knecht und Magd zur heiligen Feier; nachdem die Luft rein war, erschien Klaus, um mit seinem Diendl den Weihnachtszelten anzuschneiden.

Wie wohl tat es ihm, daß er wieder beim warmen Ofen in einer Stube sitzen konnte! Not und Harm waren vergessen, fröhlich aß er vom Birnbrot und trank den aromatischen Kirscheler dazu; wie an den glatten Fensterscheiben schimmernd und zierlich eine Eisblume aus der andern entsprang, zeichnete er die Pläne einer heiteren Zukunft. Auch das Mädchen lächelte, und doch wußte keines von beiden, wann sie wieder so traulich zusammensitzen und ob sie je noch einen Zelten genießen würden. Ist doch die schnell welkende Blume des Glückes am schönsten, wenn man sie am Rande des Abgrundes pflückt. Selbst der Alte, der sich sonst nur zu sehr grämlichen Bedenklichkeiten hingab, überließ sich den behaglichen Eindrücken dieser Stunde. Stunde, ja! Man konnte von der Stube die Kirche sehen; da wurden bereits wieder auf dem Kirchhofe die Kienfackeln angezündet, und begannen, sich nach allen Richtungen zerstreuend, zu wandern.

„Es ist Zeit!" unterbrach der Alte die Fröhlichen, „es ist Zeit, du mußt in deine Einsiedelei!" Klaus schaute vorsichtig durch das Fenster; während des Gottesdienstes hatte es geschneit. „Das ist schlimm!" rief er. Allein die Liebe weiß stets einen Ausweg. Wer

kennt nicht die anmutige Geschichte von Eginhard und Emma? — Sie meinen vielleicht, Burgl habe Klaus auf der Schulter fortgetragen? Das wäre ein schweres Stück Arbeit gewesen, den ungeheueren Burschen huckepack zu schleppen. Der Alte wußte etwas besseres. In seiner Jugend war er wie andere gern fensterln gegangen, was sein Vater, der strenge Zucht hielt, durchaus nicht leiden wollte. Da band er sich, um den Argwohn zu täuschen, die Schuhe verkehrt unter die Füße, so daß es, wenn er von Hause fortging, schien, er sei heimgekehrt. Freilich war es schwer, auf diese Art längere Strecken Weges zurückzulegen; Klaus brauchte jedoch nur die nahe Straße aufzusuchen, dort vermischten sich seine Tritte mit denen der Kirchgänger, und es war unmöglich, sie zu unterscheiden. Während er sich in dieser Weise rüstete, steckte ihm Burgl ein tüchtiges Stück Zelten in den Sack und mit einem saftigen Schmatz und herzlichen „Geltsgott!" trollte er davon.

Der Winter hatte sich bis jetzt sehr mild gezeigt, nur selten schneite es, und der Frost dauerte nicht an; nun enthüllte er aber allmählich sein strenges Gesicht. Nicht ohne Mühe und Gefahr erstieg Klaus den Abhang; obwohl es nicht wehte, lag doch, als er seine Hütte erreichte, der Schnee bereits einen halben Fuß hoch. Von der Anstrengung ermattet, warf er sich auf sein Lager und schlief ein. Als er aufwachte, war noch alles dunkel, er legte sich auf das andere Ohr und schnarchte ruhig weiter. Er erwachte wieder; es war alles dunkel. „Will es denn heute gar nicht mehr Tag werden?" rief er sich aufrichtend, „oder hab' ich den

Tag bereits verschlafen und es ist neuerdings Nacht angebrochen?" Er zündete einen Span an und hielt die Uhr an das Licht. „Eins!" Das konnte aber auch eins nach Mitternacht sein. Zweifelnd hielt er die Uhr an das Ohr, sie war nicht stehen geblieben und tickte fleißig fort. Zugleich fühlte er Hunger und Durst wie noch nie, wenn er in der Frühe das Lager verließ. „Will doch sehen, wie weit die Sterne sind!" Er öffnete die Tür, die nach innen aufging, eine Schneemauer starrte ihm entgegen. „Ah so," meinte er, „das ist was anderes," er griff zur Schaufel, die er für alle Fälle bereit hielt. Schräg durch den Schnee empor grub er einen Stollen, schlug den Boden und die Wände fest, um vor einem Zusammensturz sicher zu sein; bald hatte er sich an das Licht emporgearbeitet. Das war ein Tag! Der Schnee fiel in so schweren Flocken, daß man kaum zwei Schritte weit sehen konnte.

Klaus blieb einen Augenblick stehen und kehrte kopfschüttelnd um. Den Anbruch des Abends erkannte man bloß daran, daß es noch dunkler wurde, als es schon war. Er machte Licht und las des heiligen Tages wegen in einer vergilbten Postille, die er von Nidinger ausgeborgt. Nach Mitternacht hörte es auf zu schneien, dafür quoll ein dichter Nebel über das Gebirge und seine Schluchten. Nachdem Klaus seine Morgenandacht verrichtet, griff er zur Schaufel, säuberte den Gang vom Schnee, der ihn wieder halb ausfüllte, und holte dann zwei Bretter. Er legte das erste am Mundloch seines Stollens wie eine Brücke über den Schnee in der Richtung des nahen Vorsprunges, von dem er einen Ausblick auf das Tal hatte. Nachdem er jenes

Brett abgeschnitten, legte er das zweite auf den Schnee und hob das erste auf, so wechselnd gelangte er, ohne einzusinken, an sein Ziel. Von den Grasbüscheln, an denen er sich sonst emporgearbeitet, klopfte er die Schneepolster, bald stand er auf der Kante, wo er sich aber erst ein Plätzchen ausschaufeln mußte. Ein frischer Wind wehte ihm von Osten entgegen, über dem Kaiserberg wurde bereits ein blauer Streif sichtbar, der Nebel zerflatterte wie Wollflocken, die ein Knabe spielend zerbläst. Bald war alles klar und rein.

Die Gegend bot ein wundervolles, prächtiges Schauspiel, alle Schärfen und Kanten waren unter dem weichen Flaum, der sich gleichmäßig darüber breitete, verschwunden, nur e i n e Farbe schien zu herrschen: ein glänzendes Weiß, noch glänzender durch den Gegensatz zum blauen Schatten der Schluchten. Wie Armleuchter von Silber ragten die Tannen empor, dazwischen gleich riesigen Meereskorallen Buchen und Birken. Alles hatte sich verwandelt: eine tote Pracht, geeignet, Bewunderung zu erwecken, aber keine Freude. Klaus schaute, geblendet von Licht und Glanz, eine Zeitlang herum, dann rutschte er vom Felsen zurück, um Wasser zu holen. Die Quelle war aber eingeschneit, nur aus der Klamm, die ebenfalls von Schnee verstopft war, hörte er ein leises Glucksen herauf, das Wasser hatte seine Decke unten geschmolzen und tropfte von Stein zu Stein. Jammernd umflatterte ihn ein Schwarm Jochdohlen, schöne Vögel mit schwarzem Gefieder, gelbem Schnabel und roten Füßen. Er verstand ihre Not und warf ihnen Speisereste und Brotkrumen auf den Schnee, welche sie lebhaft zankend aufpickten.

Er kehrte in die Hütte zurück und begann zu kochen. Sankt Stephan zu Ehren wollte er ein Uebermäßiges tun; er sott daher ein Stück geräucherten Gemsschlegel zu einer Pfanne voll Nocken. Nebenan duftete in einem Gläschen, auf das Rosen und Vergißmeinnicht gemalt waren, echter Kranebitter. Gemütlich und voll Behagen schmauste er. Tscha! tscha! flogen auf einmal wild und verwirrt die Jochdohlen auf; es begann zu krachen, als wollte der Berg einstürzen, und wie mit einem Schlage war er in schwarzes Dunkel gehüllt. Mit großer Mühe öffnete er die Türe, deren Bande straff angespannt waren, er mußte neuerdings schaufeln, bis er endlich wieder an das Licht gelangte. Eine Lawine war losgebrochen und durch die Schlucht hinabgerollt; konnte sie auch sein Hüttchen nicht erreichen, so warf doch die Erschütterung den Stollen ein. Er kletterte auf den Felsen, die Lawine hatte am Abhange des Berges eine breite Furche gerissen und in ihrem Laufe den Wald niedergeschmettert. Zwischen den ungeheuren, schmutzigen Schneeblöcken ragten gebrochene Bäume in allen Richtungen empor. Der streckte die Wurzeln mit den schwarzen Erdklumpen in die Höhe, jener war in der Mitte geborsten, der lag der Länge, der ganz zerschunden der Quere nach. Die Bäume am Rande, welche die Lawine nur berührt hatte, standen schief, wie Trunkene. Vor der Hütte traf Klaus seine Gäste, die Jochdohlen. Sie wurden nach und nach ganz zahm; täglich versammelten sie sich, nahmen ihre Brosamen in Empfang, einige pickten sie ihm sogar aus der Hand.

Grimmiger Frost wechselte mit Tauwetter. Klaus

konnte nicht daran denken, in das Tal hinabzusteigen, dafür erhielt er jedoch einen sehr unerwarteten Besuch. Er hatte sich abends niedergelegt und war bereits fest eingeschlafen, da wurde er durch ein Kratzen und Schaben an der Türe aufgeweckt; erst glaubte er, es sei der Sturm, nun schien es ihm gar, als wolle jemand einbrechen. Rasch griff er zum Stutzen; was sollten Diebe bei ihm suchen? Das Gebirge war für sie ebenso unwegsam, wie für einen Verräter, der etwa seinen Kopf holen möchte. Die Balken krachten, durch eine Luke schob sich ein struppiges Gesicht, aus dem zwei Augen in das Dunkel funkelten. „Jesus Maria!" rief Klaus erschrocken, „das ist ja gar der Teufel, was will der bei mir? ich hab' ja ordentlich gebeichtet und kommuniziert!" Fast unwillkürlich drückte er den Stutzen los; der böse Geist taumelte brüllend noch einmal an die Tür, dann war alles still. Klaus betete in Höllenangst einen Rosenkranz um den anderen, bis es endlich kümmerlich zu tagen begann. Er schlich zur Türe, die halb zerbrochen in den Angeln schlotterte, und guckte hinaus. Da lag ein ungeheurer Bär verendet im Schnee. Nun riß Klaus die Türe auf und sprang hinaus, als könnte ihm das tote Ungeheuer noch entrinnen. Seit langem zum erstenmal jauchzte er, daß die Felsen widerhallten. Er balgte den Bären auf dem Platz aus bis auf den Kopf, den er abschnitt und im Schnee vergrub. Jetzt flogen auch die Krähen daher, eine lockte die andere zum Schmause; er warf ihnen die nutzlosen Gedärme hin: „So, guten Appetit! laßt es euch schmecken!" Das Fleisch zerstückelte er und trug es in die Hütte. Es war ihm hochwillkommen, denn er

besaß nur noch wenig eingesalzenes; auch mit Mehl und Brot kargte er, um nicht ausgehungert zu werden. Das ist der letzte Bär, der im Achental geschossen wurde; seitdem hat sich keiner mehr sehen lassen.

Der Schnee wurde allmählich körnig und starr, die Oberfläche desselben sinterte in eine Kruste zusammen, die wie ein schimmernder Panzer Scheitel und Flanken der Berge umhüllte und weithin leuchtete. Ist der Boden auf diese Art fest geworden, so mag man ohne Gefahr und Beschwerde über die tiefsten Tobel und Windwehen hinweggehen, insbesondere wenn man sich noch durch Schneereife, die radförmig unter dem Fuße ausgespannt sind, vor dem Einsinken sichert.

In einer mondhellen Nacht wagte sich Klaus, nachdem er den Bärenkopf im leeren Schnappsack verborgen, auf den Weg zum Nidinger. Bald saß er mit dem Alten und seiner Braut am warmen Kamin und erfreute sich des langentbehrten Gespräches Aug' in Auge. Er legte den Bärenkopf auf den Tisch.

„Siehst du," sagte Nidinger, „da hab' ich dich auch unrecht im Verdacht gehabt. Bald wurden zu Steinberg, bald auf den Einzelhöfen von Achenkirch Schafe und Kälber gestohlen; ich dachte, du hättest es aus Not getan und fürchtete, abgesehn davon, daß es kein schönes Handwerk ist, du könntest einmal einem Aufpasser in die Hände fallen. Nun, da ist ja der Dieb!"

„Es war auch," entgegnete Klaus, „meine Absicht. mir auf jene ungesetzliche Art Lebensmittel zu verschaffen; bis jetzt bedurfte ich es aber nicht, und hätt' ich es getan, oder sollte es dazu kommen, so ist mein

fester Vorsatz, dich immer allsogleich zum betreffenden Bauern zu schicken und mit ihm nach mäßiger Schätzung abzurechnen. Die Achentaler lassen mit sich reden, jeder würde sich ein Gewissen daraus machen, mich zu verraten."

„Der dich allenfalls verraten würde, ich meine den Naz, ist ohnedem spurlos verschwunden, übrigens fragt ihm außer seinem Vater niemand nach."

Klaus schwieg gedankenvoll.

Nidinger fuhr fort: „Das mit dem Bären ist ein wahrer Glücksfall. Weißt du was, ich trag' ihn morgen zum Landgericht und laß mir das Kopfgeld auszahlen, das auf die Erlegung solcher Räuber gesetzt ist. Werd' einfach sagen, mein Sohn hat ihn erschossen, und das ist ja eigentlich wahr. Den Stammbaum brauch' ich den Blauröcken nicht auf die Nase zu binden."

Klaus lachte laut auf: „Das ist ein köstlicher Spaß, wenn die Feinde, die für mich einen Preis gestellt, nun mir einen solchen auszahlen müssen. Schad' ist's nur, daß ich mit meinem Wildbret nicht im Triumph zu Achenkirch einziehen kann. Dieses hätt' beim Niederer einen Tanz gegeben, daß man noch nach fünfzig Jahren davon reden tät."

„Mein lieber Klaus," sagte Wallburg lächelnd, „mit den Tanzgedanken hat es noch gute Zeit."

„Auf unserer Hochzeit muß getanzt werden," rief Klaus, „daß die Röcke fliegen, verlaß dich drauf!"

So scherzten und schäkerten sie noch eine Weile, bis der Hahnenschrei mit unerbittlicher Notwendigkeit ihn zum Aufbruch zwang.

Auf dem Rückwege jagte Klaus zufällig ein Reh aus dem Gebüsch, das Tier floh über die Schneefläche, brach aber mit seinen schlanken Beinen immer ein, so daß er es leicht einholen und durch einen Kolbenschlag töten konnte. Nun war er wieder auf mehrere Wochen mit Mundvorrat versehen, was ihm um so besser zustatten kam, da längere Zeit Stürme und Schneefälle wechselten, wie es gegen Ende des Winters im Gebirge häufig geschieht.

Tags darauf lieferte der Alte den Bärenkopf zum Landgericht, er bekam fünfzig Gulden und wurde überdies seines Sohnes wegen noch ausdrücklich belobt.

Allmählich rückte der Frühling in das Land. Im Tale drunten schmolz der Schnee, ein sanftes Grün überhauchte die Blößen, ein durchsichtiger grüner Schleier spann sich über die braunen Aeste des Waldes.

Als Klaus von seiner Warte auslugte, flog aus der Tiefe ein gelber Schmetterling empor, der fröhliche Bote des Lenzes, und er hörte deutlich den Schlag der Amsel herauf. Der Frühling kletterte höher, schmutzige Bäche quollen nieder, an sonnigen Felsen erschlossen sich die duftigen Blüten der Jochprimel, und die weißen Sterne der Steinmispel schmückten jede Wand.

Klaus konnte ohne Gefahr den Unutz ersteigen und überzeugte sich von dort, daß die Gebirgspässe allseits schneefrei waren. Die Herrlichkeit der Rundschau beachtete er kaum, sein Herz beschlich der traurige Gedanke, daß er jetzt Tirol und was darin lieb und gut, verlassen müsse.

Samstag kündete er dem Alten und Wallburg seinen Entschluß an, in der nächsten Woche aufzubrechen.

Sie mußten sich einverstanden erklären. Er räumte nach und nach seine Hütte aus und verbarg die Gerätschaften in den Stauden am Schafbachl, wo sie Nidinger abholte. Nachdem diese Arbeit getan war, setzte Klaus den Mittwoch Abend zum Abschied fest. Mit tiefer Trauer verließ er die Stätte, die ihm gastliche Herberge geboten hatte und durch so manche Erinnerung wert geworden war.

Noch größer war sein Schmerz, als er Nidinger und Wallburg antraf, die bereits auf ihn harrten.

„Das Scheiden ist ein bitt'res Muß!"

Es war um so bitterer beim Gedanken an die Gefahren, die Klaus noch zu überstehen hatte, bis er in volle Sicherheit gelangte.

Allein auch das wurde überwunden.

Er schlich über das Wibnerjoch nach Brandenberg und von hier durch das Zillertal bis in die Nähe vom Gerlos. Dort überraschte ihn die Morgenröte, er verbarg sich tief im Gebüsch, einen Teil des Tages verschlief er, um sich von den Beschwerden des Marsches zu erholen. In der folgenden Nacht erreichte er das Pinzgau. Hier hielt er sich vormittags im Walde versteckt; nachdem es zu Mittersill zwölf geläutet, umging er über die Felder den Markt, wo die Bürger ruhig aßen, und betrat bei Uttendorf die Straße, die er jetzt nicht mehr verließ. Hier hatte er nichts zu besorgen, wenn er auch bei Tag reiste, denn er durfte nicht erwarten, von jemand erkannt zu werden. Ueber Nacht wagte er sich jedoch in kein Wirtshaus, sondern schlief in Heuställen, wie er eben Unterkunft fand.

Am Abend des vierten Tages, seit er Achental ver-

lassen, erreichte er die österreichische Grenze. Wie vom Tode errettet, warf er sich auf die Kniee, küßte den Grenzpfahl und betete für die armen Seelen, die so treu über ihn gewacht, ein andächtiges Vaterunser. Dann schritt er wacker dem nächsten Städtchen zu — der Name ist mir entfallen — und stellte sich dort dem Landrichter. Er überreichte ihm sein Schützenzeugnis, worin alles aufgeführt war, was er vollbracht, und ersuchte ihn um einen Paß nach Wien. Abends im Gasthause kamen die Honoratioren des Ortes zusammen, sie bewirteten ihn vortrefflich, wobei er alles, was er erlebt, berichten mußte.

Ehe er sich zu Bett legte, bat er sich noch Schreibzeug aus und kritzelte einen kurzen Brief an sein Diendl, daß er bereits auf Oesterreichs Boden in Sicherheit sei. Dann legte er sich nach vielen Monaten das erste Mal — in ein Federbett! Das tat wohl!

Zu Linz stieg er in ein Schiff und fuhr nach Wien. Dort wies man ihm zu seinem Unterhalt ein Plätzchen als Wegmacher an. An das Heiraten konnte er vorläufig nicht denken, doch blieb er seinem Diendl und sie ihm gewissenhaft treu.

Tirol wurde wieder kaiserlich. Nun kehrte Klaus eilig heim. Hier erhielt er den Dienst als Wegmacher. Der alte Ridinger hatte für das Einstandsgeld das Gütchen, das Klaus wünschte, bereits angekauft, das Paar besaß nun ein Nestlein und heiratete. Als er zu altern anfing, nahm er bei einem Bauer an der Straße Wohnung, um seinem Geschäft näher zu sein; nur an Sonn- und Feiertagen kehrt er auf das Gütchen heim, das das Weib mit den zwei Buben, deren einer wohl

sein Nachfolger sein wird, bearbeitet. Es ist ihm bis jetzt recht gut gegangen, nur bei der Polizei kam er trotz seiner Verdienste ein wenig in Verruf, weil er wie andere von 1809 das Maul etwas weit auftat und mit manchen Dingen in Oesterreich nicht zufrieden war.

Das wär' also die Geschichte. Jetzt fängt es übrigens an zu dämmern, Scholastika wird mit dem Braten auch schon fertig sein; soll ich Ihnen ins Pedantenstübl Licht bringen?"

Ich bejahte es.

„Aber die Geschichte dürfen Sie nicht drucken lassen," rief Lena noch von der Treppe zurück, „sonst erzähle ich Ihnen gewiß nichts mehr!"

Ich folgte ihr in das Pedantenstübl.

„Das Pedantenstübl?" fragt der Leser.

Es ist zu ebener Erde das Zimmerchen links von der Haustür. Da pflegten sich in der guten alten Zeit abends die gelehrten Stammgäste der Scholastika zu versammeln, meistens Professoren von Innsbruck, die hier einige Sommerwochen zubrachten. Es war ein heiterer Kreis, der sich hier gebildet; jetzt deckt die meisten Glieder desselben bereits die kühle Erde. Ja, ja, die Welt wird älter und wir nicht jünger!

Am Sonntag ging ich nach Achenkirch zur Messe. Da humpelte auch Klaus daher, neben ihm Wallburg und zwei Söhne, einer bereits ein reifer Mann mit einem Knaben an der Hand, folgten mit frommem Schritt. Sie war ebenso grau wie er; beide besprengten mit dem Buchszweig, der im Weihbrunnkessel vor der Kirchentür lag, sorgfältig die Gräber — für die armen Seelen.

Er blieb einen Augenblick vor mir stehen: „Hat Euch die Lena alles verratscht?"

„Ich denk', Ihr braucht Euch nicht zu schämen!"

„Das nicht," erwiderte er ruhig, „Ihr mögt es seiner Zeit auch andern erzählen, man kann wenigstens etwas daraus lernen — daß der liebe Herrgott keinen ehrlichen Tiroler verläßt. Heut' ist der achtundvierzigste Jahrestag, daß ich von der Flucht ins Landl heimgekehrt bin; deswegen bring' ich meine ganze Familie mit, um Gott zu danken."

„Nun, ich wünsch' euch, daß ihr die goldene Hochzeit erlebt!"

„Dank' Euch," erwiderte das greise Paar und trat in die Kirche.

Selbstverständlich werde ich die goldene Hochzeit besuchen. Will vielleicht jemand dem alten Klaus für diesen Tag eine Flasche Extrawein schicken, so wollen wir auf seine Gesundheit trinken!

Die Franzosenbraut

Zu Innsbruck erinnert sich vielleicht noch mancher an die Larcher Zenz. Bei schönem Wetter saß sie im Spätsommer und Herbst vor der Triumphpforte, einen kleinen Tisch mit etlichen Obstkörben vor sich, gewöhnlich in Unterhandlung mit irgend einem Kinde, das für einen Kreuzer Aepfel oder Birnen holte und gern noch eine Zugabe erfeilscht hätte. Die Larcher Zenz war ein treues Bild der alten Zeit, sie hätte ihre abgeschabte, turbanartige Pelzkappe nicht um den schönsten Hut mit Goldquasten vertauscht; ihr kurzer, weitfaltiger Rock aus schwarzem Sarsinet, die blaue Schürze mit den weißen Blümchen, die Strümpfe mit den farbigen Zwickeln und die weit ausgeschnittenen Schuhe mit einer Seidenborte unterlagen keinem Wechsel der Mode. Als sie mit dem Leben abschloß, war dieses die Tracht der Bürgermädchen und bessern Bauerntöchter; sie forderte nichts von der fortschreitenden Zeit und gestand daher auch dieser kein Recht zu, etwas von ihr zu fordern. Man möchte daraus schließen, sie sei herb und mürrisch gewesen, das war aber durchaus nicht der Fall; sie gab gern Red' und Antwort, ließ sich einen Scherz gefallen und lächelte freundlich, als

ein Zeichner in ihrer Nähe den Dreifuß aufpflanzte und ihr Bild mit einigen Kindern nebenan auf das Papier übertrug.

Was kann denn eigentlich eine solche Oebstlerin für ein Schicksal haben? Dieses fällt höchstens mit den schwankenden Preisen ihrer Ware zusammen, und die Larcher Zenz wartet ja bereits seit einem halben Jahrhundert jenseits aller Geschichte, bis ihr das ewige Licht leuchtet und das letzte Vaterunser gebetet wird.

Doch wir wollen hören.

Ich gehörte seit langer Zeit zu ihren Kunden, es entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen uns, sie hinterlegte mir wohl ein besonders schönes Stück Obst zum Dank für einen kleinen Liebesdienst, den ich ihr hier und da erwiesen. Ich hatte nämlich beobachtet, daß sie, wenn gerade kein Käufer drängte, eifrig in alten abgegriffenen Büchern mit ganz umgestülpten und beschmutzten Ecken zu lesen pflegte. Einmal lag ein solcher Band zwischen den Pyramiden von Aepfeln und Birnen; ehe sie ihn noch beseitigen konnte, was sie sonst sorgfältig tat, hatte ich mich desselben bemächtigt, es war „Kuno der Bluthund“, oder „das Femgericht im Galgentobel“. Die Alte war etwas verlegen. „Was soll ich tun?“ entschuldigte sie sich, „ich sitze oft lang müßig da und möcht' auch eine kleine Unterhaltung. Freilich, diese Bücher weiß ich fast auswendig, denn ich buchstabiere sie schon seit vielen Jahren durch und bin ich fertig, so fang' ich wieder von vorn an. Es ist gar so schön, wie diese Ritter kämpfen, bis endlich die Tugend siegt und das Laster bestraft wird. Da behauptete jüngst

ein naseweiser Student, es sei alles nicht wahr. Was ist denn wahr? Ich habe 1809 gar vielerlei gesehen und hintennach behaupteten Leute, das sei auch alles nicht wahr. Die Rittergeschichten sind doch wenigstens gedruckt."

Als ich ihren Geschmack erkannt hatte, verschaffte ich ihr eine Menge Bücher dieses Schlages und verpflichtete sie mir so zum innigsten Dank.

Nun hätte ich aber gern gewußt, durch welchen Zufall sie auf diese Lektüre verfallen und daran hängen geblieben sei, denn die alten Weiblein in unserer Gegend lesen sonst nur Goffine oder andere Erbauungsbücher. Darüber erhielt ich zufällig einmal beim Bierstindl Aufschluß, wo sich ein alter Bürger an meinen Tisch gesetzt hatte, der mir überdies noch manches über die Schicksale der Oebstlerin erzählte und mich veranlaßte, dieselben zu Nutz und Frommen neugieriger Leser aufzuschreiben. Er hatte mit ihr auf dem Bauerntheater gespielt, sie stellte dort als Kind den Schutzgeist und später die ersten Liebhaberinnen vor, ia arbeitete sogar einige Stücke aus. Als Vorbild wählte sie dabei, wie die Birch-Pfeiffer, ihre Kollegin, bereits vorhandene Romane, wobei sie der Mühe eigener Erfindung überhoben war und dennoch die Bauern entzückte. Am besten sei ihr „Hirlanda, die unschuldig verfolgte Königin von Britannien" gelungen.

Ich war gerade damals mit Studien über die Bauernspiele in Tirol beschäftigt, diese Mitteilungen erregten mein Interesse in hohem Grad und ich beschloß daher, die Alte in ihrer Wohnung aufzusuchen. Sie verkaufte nämlich nur das Obst, das in ihrem eigenen

Garten wuchs und trieb sonst keinen Handel, so daß sie kaum bis Nikolaus reichte; dann zog sie sich mit ihrem Brettergerüste ganz zurück und ging zwar täglich aus, aber nur in die Frühmesse nach Wiltau.

Der Frühling neigte sich allerdings bereits zum Sommer, ich wollte aber nicht warten, packte einige Scharteken zusammen und erkundigte mich eines schönen Morgens um ihr Häuschen. Es lag seitab, in einer Front mit der Gartenmauer, die zahlreiche Obstbäume, die bereits Frucht angesetzt hatten, überragten. Sie umfaßte im richtigen Verhältnis zu dem schmalen, einstöckigen Gebäude mit einer Mansarde ein mäßiges Viereck, das sich rückwärts in die Wiltauerfelder erstreckte. Die Türe, über der sich einige Rokokoschnörkel von Gips ausluden, war fest geschlossen, ich pochte mit dem Löwenköpfchen, das zu diesem Zwecke an einem Nagel hing.

Ein Fenster öffnete sich, die Pelzhaube der Alten schlüpfte heraus und ein unwilliges: „Was ist's!" schallte herab.

Ohne ein Wort zu erwidern, hielt ich ihr die Bücher entgegen.

„Ah, Sie sind's," rief sie, „gleich, gleich!" Eilig schlürfte sie mit den Pantoffeln über Treppe und Hausflur und sperrte auf.

„Ich dachte," begann ich, „Sie würden mir die ausgelesenen Bücher zurückbringen und neue holen; weil Sie's jedoch nicht getan, fürchtete ich fast, Sie seien erkrankt."

„Muß mich schämen, meinte aber, es liege Ihnen

an einer alten Jungfer ebensowenig, als an diesen Büchern, die ich bereits zweimal durchgelesen habe. Jetzt bringen Sie mir gar — aber du lieber Gott, wie grob bin ich, verzeihen Sie, daß ich Sie vor mir auf der Gasse stehen ließ. Das Alter tut's, das Alter!"

Sie trippelte von der Schwelle zurück, indem sie die Klinke der Türe in der einen Hand behielt und mit der andern unter fortwährenden Menuettkniren, wie eine Bachstelze, mich zum Eintritt einlud. An der Wand des Hausganges, in den ein heller Sonnenstrahl fiel, hingen einige Porträts. Ich blieb einen Augenblick stehen.

„Das ist mein Urgroßvater." Sie deutete auf das Bild eines Mannes in ehrsam bürgerlicher Tracht mit einer Perücke. „Er war dreißig Jahre Bedienter beim Erzherzog Ferdinand, endlich hat er sich dieses Häuslein gebaut und sich zur Ruhe begeben. Großvater und Vater waren Buchbinder, letzterer überließ sein Geschäft in der Stadt dem Bruder, was sollte er sich plagen? er war kränklich und hatte zu leben. Gott hab' ihn selig! Er starb so früh, daß ich mich seiner kaum erinnere. Wär' vielleicht manches unterblieben, wenn er die Augen nicht so zeitlich geschlossen hätt'!"

Wir waren in ihrem Zimmerchen angelangt. Mephistopheles hätte hier lang herumschnüffeln können und doch kein Stäubchen entdeckt. Die friedliche Stille wurde nur durch das Tick-tack einer alten Pendeluhr und den Gesang etlicher Kanarienvögel, welche die Melodie „Freut euch des Lebens" herabsorgelten, unterbrochen. Meine Bücher lagen sorgfältig neben einem Glassturz, unter dem ein wächsernes Christkindlein die

Arme ausstreckte, aufgestöpselt, die andere Seite nahmen Brille, Putzschere und Leuchter ein.

Ich legte, was ich mitgebracht, auf den Tisch, die Alte griff begierig danach. Da waren Bände von Kramer, Delarosa, Spieß und wie sie alle heißen diese Klassiker der Nähmamsellen und Wachtstube: es lief ihr das Wasser im Munde zusammen, vor lauter Freude fing sie immer wieder von vorn an, ihre Schätze zu mustern.

Ich betrachtete unterdes zwei Gemälde, zwischen denen ein Kruzifix hing mit einem Weihbrunnkrüglein darunter; an den Rahmen waren Kränze von goldgelben Ewigkeitsblümchen befestigt. Jedes stellte einen jungen Mann dar: der rechts mußte nach der Aehnlichkeit der Züge mit dem Porträt im Hausgang ein naher Verwandter sein; der links blickte mutig in die Welt, die Haare waren zurückgeworfen, die Unterlippe trotzig aufgeschürzt. Ein spitzzugedrehtes Schnauzbärtchen ließ ihn noch kecker erscheinen. Als die Alte bemerkte, daß mein Blick auf dem Bild haftete, schob sie in sichtlicher Verlegenheit die Bücher beiseite und lud mich ein, mit ihr in den Garten zu gehen, damit ich ihr ganzes Hauswesen kennen lerne. Sie wollte meine Aufmerksamkeit ablenken, ich bemerkte dieses gar wohl, mochte aber, da mir überdies andere Dinge am Herzen lagen, nach einem Geheimnis, das mich nichts anging, keine unbescheidene Frage tun. „Vermutlich einst ihr Geliebter!“ dachte ich im stillen und folgte ihr über die Treppe in den Garten.

Der Frühling hatte Blümchen in Hülle und Fülle hervorgelockt, sie bückte sich und band, mit mir hin und

her gehend, einen prächtigen Strauß. „Ich weiß,“ sagte sie, mir denselben zierlich überreichend, „Sie sind ein Blumenfreund, und holen fast jede Woche eine Blechbüchse voll vom Gebirg. Das sind freilich keine Jochblumen, droben blüht aber auch keine Rose und Hyazinthe und keine brennende Liebe, die ich hier mitten hinein gefügt. Wie herrlich sie aus den dunklen Blättern des Epheu flammt! Wollen Sie ihn nicht behalten,“ fügte sie schmunzelnd bei, „so nimmt ihn gewiß ein Stadtfräulein an. Gerne möchte ich Ihnen eine Freude machen zum Dank für so viel Gefälligkeit und hab' deswegen lang schon hin und her gedacht!“

„Das können Sie sehr leicht,“ unterbrach ich sie, „Ihr Strauß gehört einem Stadtfräulein, ich will aber auch etwas von Ihnen, um so mehr, da ich Ihnen bereits in das Handwerk pfuschte. In Ihrem Schrank liegt gewiß noch ein oder das andere Bauernspiel, leihen Sie mir's zu lesen.“

„Wissen Sie davon auch?“ sagte sie geschmeichelt, „ich meinte, das sei längst alles vergessen.“

„Im Gegenteil! noch immer rühmt man Hirlande von Britannien!“

„Ja, die hat man nicht bloß zu Wiltau, sondern auch zu Schwaz und selbst auf dem Theater zu Kiefersfelden in Bayern aufgeführt. Die Schwazer haben mir einen Kronentaler dafür gezahlt; doch lassen wir das gut sein!“ Ueber ihr Antlitz flog der Schatten einer traurigen Erinnerung, sie wandte sich ab und pflückte eine Rose, auf der ein schimmernder Goldkäfer saß. „Wie schade,“ begann sie wieder, „daß dieses Ungeziefer so schön ist; gestern freute ich mich auf dieses

Röslein, heute ist es aufgeblüht und zerfressen. Was ich übrigens von Spielen habe, mögen Sie mitnehmen."

„Nicht mir sollen Sie es geben, sondern dem Museum."

„Was fällt Ihnen ein, dort wird man doch keine Bauernspiele aufbewahren! Da gehören nur Bücher hinein, wie Kotzebue und Schiller, von denen man in der Stadt die Stücke aufführt. Wie hat mir Thekla erbarmt, obwohl ich nicht alles verstanden, am besten gefiel mir aber doch Abällino der große Bandit."

„Den kriegen Sie zu lesen, dafür geben Sie mir Ihre Spiele."

Sie schüttelte den Kopf. „Ist doch spaßig, das hätt' ich mir nie vorgestellt, daß ich ins Museum käme! Meinetwegen, Sie mögen es verantworten."

Während wir in das Haus zurückkehrten, erklärte ich ihr, wie hoch man jetzt alles Volkstümliche schätze.

„Wenn das so ist, dann gehör' ich freilich auch hinein!"

Sie reichte mir einen Bündel Handschriften.

Zufrieden mit meinem Fang, eilte ich von dannen; nach einigen Tagen erhielt sie ein vom Vorstand der Anstalt unterzeichnetes Dankschreiben mit dem großen Siegel. „Mein Gott, was haben Sie getrieben," rief sie mir schmunzelnd vom Fenster herab, als ich zufällig einmal vorbeiging.

Ueber den Wert dieser Stücke zu reden, überlassen wir der Geschichte der deutschen Volksbühne, wir versetzen uns dafür in die Zeit zurück, wo sie aufgeführt wurden.

Es war am ersten Sonntag des April 1809.

Im Anger des Wirtes zum Haimon erhob sich eine aus neuen Planken gezimmerte Bude, deren Vorderseite ein blutroter Vorhang mit aufgenähten Sternen von Goldpapier verhüllte. Die Plätze für die Zuschauer bestanden in einer Reihe von Bänken, welche aus ungehobelten Läden, die man über hölzerne Schragen gelegt hatte, improvisiert waren und nach hinten mäßig anstiegen. Die ersten zwei überdeckte ein dunkelblau gefärbter Zwilch, wie man ihn für die Haller Salzsäcke gebraucht; sie sollten zur Aufnahme der Honoratioren dienen. Nur die Bühne war mit einem schlechten Dach versehen, die Zuschauer mochten sich, wenn ein Spritzer kam, behelfen wie sie eben konnten. Umfaßt war der ganze Raum durch einen mannshohen Bretterzaun, um dessen Astlöcher und Ritzen sich bereits eine lustige Gassenjugend stritt und raufte. Nach und nach besetzten Zuschauer die leeren Plätze, zwischen den Bänken lief die Kellnerin geschäftig mit Bierkrügen hin und her, denn die Nachmittagssonne brannte bereits ziemlich heiß.

„Was stellen Sie heut' für, Trinele?" fragte der dicke Kaufmann Tschurtschenthaler, den Schweiß von den feisten Wangen trocknend.

„Ein Stück aus der heiligen Gschrift, Jael und Sisara. — Ist's gefällig?"

Tschurtschenthaler nahm rasch den überschäumenden Humpen. „Ah, das schmeckt! 's Bier ist eigentlich das einzige, was wir seit —"

Sein Nachbar, der langspindelige Schneider Kempf stieß ihn in die Seite, es hatten sich mehrere franzö-

sische und bayerische Soldaten in ihrer Nähe niedergelassen.

„Ah so!" rief Tschurtschenthaler und tickte unwillig mit dem spanischen Rohr auf den Boden.

„Eigentlich bedeutet das Spiel heut," flüsterte ihm Kempf in das Ohr, „unsere Zeit, mit den Assyriern meint man die Franzosen, mit den Juden die Tiroler, die Bundeslade ist der kaiserliche Adler."

Der Seiler Turner, ein herkulischer Mann, klopfte Tschurtschenthaler auf die Schulter:

„Ist der Sandwirt von Passeier noch nicht bei Euch gewesen? Ihr müßt ihm für dieses Frühjahr —" dabei zwinkerte er mit dem Aug', — „Mohnsamen liefern. Er will seinen französischen Gästen Tirolerkrapfen auftischen."

„Nein!"

„Nun, dann sucht er Euch hier auf, wenn Ihr anders Nachricht zu Haus gelassen habt."

Das Orchester, bestehend aus zwei Klarinetten, die das Lied des Genius akkompagnieren sollten, einer ungeheuren Trommel, zwei Tschinellen wie Hafendeckel auf einer Nudelpfanne, und drei Trompeten, begann schon zu stimmen.

Verfügen wir uns hinter die Kulissen.

Vor der Rampe stieg bereits der weiß gekleidete Genius mit langen Flügeln und einem Lilienstengel auf und ab, er rezitierte, indem er bald die eine, bald die andere Hand an die Brust schlug, seine Rolle. Seitab lehnte der Student Poldl in der Gestalt des Teufels, der den Assyriern böse Ratschläge in das Ohr zu flüstern hatte, an einem Pfeiler. Er trug das grüne Kleid

eines Jägers; um jedoch in seiner Rolle gleich kenntlich zu sein, hatte er sich Augenbrauen wie zwei Bodenbürsten angerußt, ein paar ungeheure Steinbockhörner aufgesetzt und einen langen Ochsenschweif angehängt. Uebrigens war er ein ganz sauberer Teufel, wir kennen ihn schon aus dem Porträt bei der Larcher Zenz links an der Wand.

Von der anderen Seite erschien Zenz als Prinzessin, ihre Tracht war so gut es ging, dem Gewande der Cymburgis von Masovien, deren Statue sich unter den ehernen Bildern der Hofkirche erhebt, nachgeahmt. Sie blieb mit der langen Schleppe hängen, der Teufel sprang dienstfertig herzu und löste sie los. „Aber heut' bist schön, Zenzele," redete er sie schmeichelnd an, und legte den Arm um ihren Leib. Sie duldete es. Was er ihr in das Ohr raunte, geht uns nichts an, wir bezeichnen kurz das Verhältnis des Pärchens. Des Pärchens? ja! dafür galten sie in der ganzen Gemeinde. Poldl bereitete sich eben auf den Doktorsgrad vor, das Diplom in der Tasche, wollte er heiraten. Sein väterliches Erbe war zwar mit den Rigorosen aufgezehrt, allein Zenz hatte etliche Kreuzerlein und die Hälfte des Hauses gehörte ihr. Die andere Hälfte besaß ihr Bruder Lois, auch ihn kennen wir schon aus dem Bilde rechts. Heute stellte er den Sisara vor. Er trug einen ungeheuren roten Turban, einen geblümten Schal als Mantel, einen blauen Weiberrock, an dessen Gurt ein Kürassiersäbel, den er von einem bayerischen Kavalleristen geborgt, furchtbar niederrasselte, und große frisch geschmierte Stulpstiefel mit Rappenköpfen genagelt, um durch das polternde Auftreten die unmenschliche

Grausamkeit Sisaras anzukünden. Jael, die über ihre gewöhnliche Tracht ein weißes Hemd mit aufgenähten Goldflinserln gezogen hatte, musterte durch ein Loch des Vorhangs das Parterre. Plötzlich eilte sie zur Prinzessin und sagte ihr halblaut: „Geschwind! die zwei schönen Offiziere sind da, die uns letzthin durch die ganze Vorstadt nachschlichen."

Zenz wollte vorwärts, aber der Teufel, der die Rede verstanden, packte sie beim Arm. „Ganselst du auch den Franzosen nach?" „Angeschaut ist noch nicht geheiratet!" erwiderte sie unwillig.

„Und wenn er ihr gefiele?" fügte Jael, im gewöhnlichen Verkehr Kathi genannt, schnippisch bei, „seid Ihr allein schön? Jedenfalls sind die andern keine so groben Zochen wie Ihr."

„Ja, freilich," bemerkte Lois, „sie haben eine glatte Salbe, um die Weibsleut' anzuschmieren."

„Die Buab'n und die Madeln
Dös ist an alter Stritt,
Die Madeln wöllen boarisch sein,
Die Buab'n aber nit"

sang der Bannerträger der Juden und setzte einen tüchtigen Jodler darauf.

„Bst," rief Poldl, „es schlagt drei Uhr, richtet euch auf eure Plätze, den Vorhang in die Höh'!"

Dieser wurde langsam aufgezogen, die Musik begann mit einem greulichen Tschin, Tschin, Tschinderetete. Die Szenerie zeigte den Zuschauern, die bei der ersten Aufführung des Stückes besonders zahlreich waren, den Fürstensaal des Königs von Assyrien. Langsam

schritt der Genius vor und verkündete als Prolog in scharfen Nasentönen den Gegenstand der Darstellung. Er deutete mit dem Lilienstengel in den Hintergrund, die Kulissen wichen beiderseits, und von bengalischen Flammen gräßlich beleuchtet, wälzten sich die Assyrier auf dem Boden, ihr Banner in den Farben der französischen Trikolore lag im Kot, Jael stemmte trotzig den Fuß darauf, über ihr schwang ein Jude die Fahne Israels — die Schützenfahne der Wiltauer mit der Mutter Gottes darauf. Die Offiziere steckten flüsternd die Köpfe zusammen, schwiegen jedoch vorsichtig, denn diese Beleidigung der französischen Farben war vielleicht nur naive Unwissenheit der Bauern.

Der Genius verschwand, die Kulissen schlossen sich, wieder „Tschin, Tschin," und das Stück begann.

Die Prinzessin trat mit ihrem Gefolge auf, von der andern Seite Sisara, ihr Geliebter, mit den Assyriern. Er warf sich ihr zu Füßen:

„O Allerschönste du, jetzt muß ich schnell von hinnen,
Um einen großen Sieg den Juden abzug'winnen.
Ich zeige ihnen heut' in einer großen Schlacht
Assyriens Gewalt und seiner Götter Macht.
Die Priester schlepp' ich fort, her in die Sklaverei,
Damit erkennen sie, daß nichts Jehovah sei.
Den Tempel leer' ich aus, den Schmuck von dem Altar
Den bring' ich, Liebste, dir zu einem Opfer dar.
Du zierest freudig dich mit Edelstein und Glanz,
Dann halten Hochzeit wir und einen frohen Tanz.
Aus goldnen Krügen schenkst du in den Kelch den Wein,
Die Juden müssen zahl'n, wir wollen lustig sein."

„O, du Lump, du," schrie zu hinterst ein Bursch'

und warf ein faules Osterei, „du machst es ja gerad, wie der Kommissär Hofstetten zu Meran!“

„Sei still,“ rief ein Bauer nebenan, „hat dir nicht der Genius gezeigt, wie er mit seinem Anhang in der Höll' brennt und die Tiroler siegen?“

Man war derlei Intermezzos schon gewöhnt und spielte ruhig weiter, auf der Bühne jedoch begleiteten das Stück Pantomimen, die freilich nicht dazu gehörten. Der Teufel, der hinter Sisara stand, um ihm Gotteslästerungen einzublasen, bemerkte nämlich, daß die Prinzessin mehr mit dem Offizier als mit Sisara kokettierte; er schnitt daher grimmige Gesichter, sie verzog jedoch höchstens spöttisch den Mund und lachte ihn aus. Sie glaubte sich alles erlauben zu dürfen, dem war aber nicht so. Poldl machte ihr nach dem ersten Akt einige Vorstellungen; als sie dieselben mit geringschätzigem Achselzucken aufnahm, kehrte er ihr, obgleich er sie sehr gern hatte, schweigend den Rücken. Ihm war die Liebe kein Scherz, sondern ein Ernst für das ganze Leben: von jener unmännlichen Weichlichkeit, die sich in solchen Fällen auf das Girren und Seufzen verlegt, wußte seine kerngediegene Natur nichts, wenn er auch den Schmerz so tief empfand als mancher, der ihn zur Schau trägt. Mit einem Worte, er war ein junger Mann, der stets mit sich und andern zu rechter Stunde abzuschließen verstand, daher mied er es im Laufe des Stückes, mit ihr zusammenzutreffen, zu sagen hatte er ihr nichts mehr und es deuchte ihn am besten, ihr ungestört Zeit zu lassen, sich zu besinnen. Sein zurückhaltender Ernst sollte ihr eine Warnung sein, er hoffte noch, aber er verrechnete sich.

Zenz war kaum den weiblichen Flegeljahren entwachsen, nicht die Einsicht, sondern der Augenblick beherrschte sie, Poldl hatte ihr gefallen, aber noch besser gefiel ihr der glänzende Offizier. Für echte Liebe war ihr Wesen noch zu wenig vertieft; das ist aber gerade der Zeitpunkt, wo der Umgang mit Männern, die nur ihr Vergnügen suchen, jungen Geschöpfen am gefährlichsten wird und sie für immer dem Untergange weiht. Hier soll die weise Hand der Mutter eingreifen, aber die Mütter sind nicht selten noch törichter als die Töchter, indem sie jede Huldigung, welche diesen gebracht wird, mit ebenso überschwänglicher Eitelkeit aufnehmen, als hätte sie ihnen gegolten.

Das Stück ging indessen rüstig vorwärts, jede Anspielung wurde mit donnerndem Beifall aufgenommen, den Offizieren, die, der Sprache ohnehin nicht ganz mächtig, vom Dialekt fast nichts verstanden, wurde etwas unheimlich zumute, einer wendete sich um, wurde jedoch, als er die vielen Blauröcke unter den Zuschauern bemerkte, wieder ruhig. Es war der Leutnant Saint Bleu, ein geborener Lothringer. Ohne sich weiter um das Publikum zu kümmern, das ja seine Anwesenheit ohnehin als hohe Gnade zu betrachten hatte, kokettierte er fortwährend auf die Bühne; Zenz antwortete mit den feurigen Blitzen ihres schwarzen Auges.

Da wurde es unruhig im Theater, leises Murmeln lief durch alle Bänke, auch der Leutnant schaute sich um, erblickte aber nichts als ganz hinten einen Bauern von großem Wuchse mit einem Passeirerhut, der das rote Gesicht überschattete. Ein schwarzer Bart hing bis auf den breiten Quergurt des grünen Hosen-

trägers, dessen Farbe mit dem roten Leibchen einen angenehmen Gegensatz bildete. Eine dunkelgrüne Joppe umhüllte Schultern und Rücken. Er musterte die Offiziere mit scheinbarer Gleichgiltigkeit. Durch die Zuschauer schob sich ein Unterinntaler vorwärts, auch er schoß von Zeit zu Zeit aus dem dunklen Auge, das düster unter den buschigen Brauen flammte, einen Blick auf die Offiziere, ohne daß ihn diese beachteten. Es war ein Kopf aus Erz, wie man sie hin und wieder unter den Tirolern sehen kann; da ist alles ausgearbeitet und scharf ziseliert. Er drängte bis zum Kaufmann vor, und gab diesem mit den knochigen Fingern einen erklecklichen Puff ins fette Genick.

Erschrocken fuhr er auf: „Speckbacher!“

„Hat man dir's nicht gesagt, daß der Sandwirt einkaufen will? Er wartet, geh' gleich!“

Keuchend erhob sich Tschurtschenthaler und folgte dem Bauern.

Unterdes war man auf der Bühne bei der Ermordung Sisaras angelangt. Er lag auf einem Bündel Maisstroh und schnarchte, um die Sache recht natürlich zu machen, überlaut; Jael bückte sich und hob den Hammer. Als der erste Schlag den Nagel traf, sprang Sisara wütend auf und schrie: „Potz Teufel, du hast ja meinen Ohrwaschel erwischt! — Ich sag dir's, wenn du nicht besser acht gibst und stets nach dem verfluchten Franzosen gaffst,“ setzte er leise bei, „so kriegst eine Flumse, daß du den Himmel für eine Baßgeige anschaust!“ Damit legte er sich unter dem schallenden Gelächter der Zuschauer wieder ruhig nieder; Jael vollendete die Ermordung.

Der Vorhang rollte nieder.

Das schien dem Leutnant der rechte Zeitpunkt, mit Zenz persönliche Bekanntschaft zu machen — wer sollte ihm den Zutritt hinter die Kulissen wehren, war er doch zu den Soubretten des Pariser Theaters, wo übrigens der Spaß mehr kostete, gestattet! Bald hatte er die Tür entdeckt, die auf die Bühne führte, und trat ohne Umstände ein. Die Gesellschaft war durch diesen ungewöhnten Besuch nicht wenig überrascht, Poldl, der zugleich die Direktion führte, ging ihm entgegen und fragte höflich aber gemessen um sein Begehren.

„Ich will Fräulein Zenz meine Bewunderung über ihr glänzendes Spiel ausdrücken.“

„Dazu ist hier weder der Ort noch die Zeit, der Zettel an der Tür könnte auch Ihnen anzeigen, es sei ein verbotener Eingang.“

„Pah, verboten, das kümmert mich nichts!“

„Ich ersuche Sie, zu gehen.“

Der Franzos warf sich in die Brust und rief stolz: „Ich bin der Leutnant Saint Bleu.“

„Leutnant hin und her, in Tirol frägt man nach einem Leutnant nichts, am wenigsten nach einem französischen.“

Der Leutnant stieß unwillig mit der Säbelscheide auf den Boden, daß es laut rasselte und wollte Poldl beiseite schieben. Der stand aber wie eine Säule und sprach mit gehobener Stimme, indem er ihn ohne weiteres am Arm faßte:

„Herr Sankt Blau, hier kommandiert der Teufel und kein Heiliger; dort hat der Zimmermann das Loch gelassen, marsch hinaus!“

Er öffnete ihm ohne Umstände die Tür.

Nun wollte sich Zenz einmischen; sie hatte bisher Poldl nur als den lustigen Burschen gekannt, jetzt warf er ihr aber schweigend einen Blick zu, daß ihr das Wort in der Kehle stockte und die Füße den Dienst versagten. Der Leutnant überzeugte sich von der Mißlichkeit seiner Stellung umsomehr, da bereits aus den Kulissen verbündete Truppen der Syrer und Juden drohend gegen ihn anrückten, und beschloß, das Feld zu räumen. Noch einmal kehrte er sich um: „Ich werde mit euch groben Bauern wegen dieser Beleidigung nach dem Theater abrechnen, merkt euch das!" Unter schallendem Hohngelächter trat er zornig ins Freie.

Der Bannerträger der Juden sang wieder, daß man es im ganzen Hause hören konnte:

„Die Buab'n und die Madeln
Hab'n an ewig'n Stritt,
Die Madeln wöll'n boarisch sein,
Die Buab'n aber nit."

Wie bei den Griechen das Satyrspiel, bildete auch hier eine lustige Komödie den Schluß. „Die alte Weibermühl" war sie betitelt. Sausend und klappernd flogen die Räder der Mühle, in welche man oben die alten Weiber hineinstopfte, die unten als junge Diendln davontanzten und ihren alten Ehemännern eine Nase drehten. Der Volkswitz erging sich in der derbsten Weise.

„Gebt acht," rief der Schalksnarr improvisierend, „jetzt kommen die alten Jungfern dran, da schaut's, wie sie daherlaufen, es ist ihnen endlich eingefallen, daß

eine Hochzeit lustiger sei als das Herumschweifen auf dem Sterzinger Moos!"

Es wurde eine alte Hexe hineingeschoben, unten erschien ein schönes Mädchen.

„Wer will die?" schrie der Herold. Die Bauernbursche, in die sich die Assyrier und Juden verwandelt hatten, antworteten im Chor: „Keiner von uns! Sie ist in ihrer ersten Jugend mit Soldaten umgeschlampt, fort mit ihr über den Brenner."

Das Sterzinger Moos ist der Verbannungsort, wo alte Jungfern, die nicht an den Mann gekommen, büßen bis zum jüngsten Tag; die Junggesellen sind übrigens verurteilt, auf dem Berge, der darüber emporragt, die Wolken zu schieben. Sie strecken sehnsüchtig die Arme gegen einander: Vergebens!

Die Offiziere erblickten darin eine Anspielung; Saint Bleu stand auf und winkte einem Soldaten, der allsobald mit den andern flüsterte. Dies blieb auf der Bühne nicht unbemerkt, ein Bursch schlich unter die Zuschauer und bald lief durch die Reihe der Männer das Gemurmel: „Nach dem Spiel beisammen bleiben, es geht mit den Franzosen los, schaut's euch um ordentliche Tremmel."

Als die Vorstellung zu Ende war, stürzte die Menge auf den Anger, die Frauen stellten sich beim Hause auf in ängstlicher Erwartung der Dinge. Die Buben griffen nach den Stühlen und brachen die Füße los; andere holten die Stangen, die in der Werkstätte eines Wagners lehnten.

Die Soldaten, die von dieser ordre de bataille

nichts wußten, wälzten sich, ihre Offiziere voran, in dichtem Knäuel gegen die Tür der Bühne.

Poldl erschien an der Treppe. „Der ist's," schrie Saint Bleu, „den faßt ab und schleppt ihn auf die Hauptwache!"

Die Soldaten sprangen die Stufen empor, Poldl traf den ersten mit seinem Schlagring so auf den Kopf, daß das Blut herunterrieselte und er, besinnungslos zurückfallend, die andern hinunterriß.

Wüstes Geschrei erschallte, die Bauern stürmten gegen die Franzosen, die jetzt ihre Säbel zogen, die Knittel krachten auf den Schädeln, bald mischte sich das Geheul der Verwundeten in das Gebrüll der Kämpfer. Da stürzte der Sandwirt aus der Türe des Hauses. „Landsleut! Landsleut! seid's keine Vieher, no ist nit Zeit!" Das mächtige Kommando wirkte, die Bauern wichen zurück; die Soldaten ordneten sich um ihre Offiziere an der Planke, um bei einem neuen Beginn des Kampfes den Rücken frei zu haben.

„Was gibt's, was ist's?" schrie der Sandwirt.

Saint Bleu trat schäumend vor Wut vor: „Ihr Straßenräuber, ihr Hunde, ihr Kanaillen, ist's nicht genug an eurem Schauspiel, ihr wagt noch, euch an der französischen Uniform zu vergreifen, hängen sollt ihr, wenn ihr die Rädelsführer nicht augenblicklich ausliefert!"

„Ruh geben!" sagte der Sandwirt gebieterisch zu den Bauern, die schon wieder stürmen wollten. „Jetzt redst du, Seiler, und erzählst, was geschehen ist."

Der Seiler teilte den Sachverhalt ausführlich mit.

Hofer wendete sich an den Offizier: „Schwätzt im-

mer von Ehre, und schämt euch nicht, alle zusammen den Poldl anzupacken? Die Sache ist nur zwischen euch zwei; wenn ihr Schneid habt, rauft sie auf gut tirolerisch aus."

„Ich bin dabei!" schrie Poldl, indem er sich vordrängte.

„Was raufen?" antwortete Saint Bleu.

„Er hat kein Schneid!" schrieen spottend die Burschen.

„Wenn er duellieren will," antwortete Saint Bleu, „so werd' ich mich dazu herablassen, wer leiht ihm den Degen?"

„Ich brauche keinen," rief Poldl, „mein Filzhut ist Waffe genug. Um die Ehre roble ich mit keinem Franzosen; wissen Sie was, verlier' ich, so wichs ich den Komödianten am nächsten Sonntag ein Faß Roten auf, sonst tun Sie es. Legen wir das Geld!" Er zog einen ledernen Beutel und zählte einige Kronentaler in die Hand des Wirtes. Dieser wendete sich nun an Saint Bleu. Der Franzose machte zum bösen Spiel ein gutes Gesicht, er warf geringschätzig einen Louisdor hin.

„Laßt den Platz frei!" rief Poldl.

Ein weiter Kreis wurde geschlossen.

Saint Bleu trat herein.

„Aug' in Aug'!" rief Poldl und war mit einem Satze mitten im Kreis. Er schwang sein grünes Hütchen.

„Wenn's der Kerl haben will," murmelte Saint Bleu, „so geschieht ihm recht." Er zog den Degen und legte zu einem Stoß aus. Poldl, der jeder Bewegung aufmerksam gefolgt war, bog flink aus, und fing in demselben Augenblick die Klinge mit dem Hut, daß sie

fast bis an den Griff durchfuhr. Ein Ruck, der Offizier fiel entwaffnet ins Gras, Poldl schleuderte den Degen weit weg über den Zaun des Angers und jauchzte hell auf. Ein unermeßlicher Beifallssturm brach los. Soldaten und Offiziere schlichen beschämt davon, die Bauernbursche hoben Poldl auf die Schultern und trugen ihn triumphierend an einen Tisch.

„Brav hast's gemacht!" sprach der Sandwirt, „heut' zahl ich dir eine Halbe; wenn's losgeht, bist Leutnant!"

*

Zenz blieb während des Kampfes auf der Bühne zurück. Unruhig lief sie hin und her; als der Lärm wuchs, schob sie einen Stuhl zwischen die Kulissen und klammerte sich an einen Balken, gerade in dem Augenblick, wo der Sandwirt den Waffenstillstand zwischen den Parteien schloß. Die Kämpfer traten an, durch ihren Leib rieselte ein kalter Schauer. Sie wollte die Augen schließen, vermochte aber in atemloser Angst gar nicht mehr sich zu regen und starrte schweigend hinab. Das Duell wurde ausgefochten.

„Gott sei gedankt!" seufzte sie aus tiefster Brust, „daß keinem was geschehen ist." — Keinem? — Ihr Blick haftete auf dem Leutnant. Sie stieg wieder herab, vor dem Anbruch des Abends wollte sie nicht nach Hause gehen, um keinem spitzen Worte ausgesetzt zu sein. Die Zeit währte ihr lang, sehr lang, die Viertelstunden krochen träg dahin und oft glaubte sie, sich verzählt zu haben; ein Blick auf die Stiftsuhr jedoch, welche noch immer hell in der Sonne glänzte, zerstörte stets ihren fast vorsätzlichen Irrtum. Ihr Unwille wuchs

fortwährend; anstatt sich aber selbst die Schuld beizumessen, zürnte sie auf Poldl, der ihr plötzlich sehr unliebenswürdig, ja unleidlich erschien. „Kommt er mir in den Wurf," dachte sie, „will ich ihm die Leviten lesen."

Sie scharrte mit dem Fuß, ihre Lippen kräuselten sich, da flog die Tür auf.

Es war der Knecht des Wirtes, der das Theater sperren wollte. „Du da," rief er, „wartest vielleicht auf deinen Franzosen? Der bleibt hundert Schritt vom Platz, wo der Poldl ist!"

Tief beleidigt über diese Rede senkte sie den Kopf. Erst jetzt bemerkte sie, daß sie noch im vollständigen Kostüme der Prinzessin stecke. „Pack' dich," rief sie grollend, „ich will mich umkleiden."

„So!" erwiderte der Hausknecht roh lachend, „ich meinte, du wolltest etwa gar das heutige Spektakel noch einmal aufführen. Schau, daß du fertig wirst, ich mag nicht lang herpassen."

Sie wechselte eilig die Kleider, wobei freilich manche Naht riß, mancher Knopf sprang. Behutsam öffnete sie die Türe, die Tische des Angers waren noch dicht mit Leuten besetzt, die einander den Vorfall erklärten, hier und da erschallte ein lautes Hoch auf Poldl, seitab lagerte jedoch eine Gruppe bärtiger älterer Männer in verschiedenen Landestrachten und was sie heimlich raunten, klang nicht wie Friede, sondern wie Mord und Tod.

„Laß nur Zeit," sprach einer, „wir werden schon fertig, die Kügelen sind für die Franzosen schon gossen!"

Zenz beugte sich vor, um zu horchen, da bemerkte sie der Hausknecht. Rasch sprang er hinzu: „Du hast nichts mehr da zu tun, zu losen brauchst nit. Ich will dich hinten hinauslassen, dort sieht dich niemand, sonst bringen sie dir ein Vivat, über das du dich schwerlich freust!" Er schob die Planke beiseite, gerade so weit, daß sie durchschlüpfen konnte. Auf den Feldern löste sich ihr Zorn in heftiges Weinen, dann erinnerte sie sich an die Worte, die sie flüchtig aufgefaßt und eilte rasch von banger Angst gejagt nach Hause. „Heute droht keine Gefahr, Saint Bleu geht," so dachte sie, „heut schwerlich mehr nach Wiltau, aber morgen! da lauern sie ihm vielleicht auf!" Sie hatte die Rede des alten Schützen auf den Gegenstand ihrer Liebe bezogen, und beschloß, ihn zu warnen um jeden Preis.

Ihre Mutter war bereits über das Geschehene von einer diensteifrigen Nachbarin in Kenntnis gesetzt, die es nicht unterlassen hatte, auf Poldl tüchtig zu schmähhen, daß seine Eifersucht die glanzvollen Erfolge Zenzis so albern gestört habe. Die Alte, deren Eitelkeit verletzt war, erzürnte sich heftig.

„Er soll froh sein," sagte sie, „wenn ihn Zenz überhaupt will, was hat er denn? Sein Geld ist längst verstudiert, die erste Zeit, bis er Prax kriegt, säße er doch mir am Tisch. Solche Liebhaber sind nicht rar, da gehen hundert auf einen Kreuzer, und Zenz ist doch was besseres wert."

„Recht habt Ihr, Nachbarin," setzte die Base bei, „ganz recht, man muß den Mannsleuten frühzeitig die Hosen nehmen, sonst täten sie uns ganz aufgrasen."

„Wenn er nicht abbittet, soll ihn mein Mädel gar nicht mehr anschauen."

„Ja, als eine Gnade muß er's betrachten!"

„Und mit dem Leutnant soll sie fein sein, grad extra ihm zum Trotz, damit er Manier lernt und spürt, daß wir nicht von einem solchen Zochen abhängen."

Sie war in der gehörigen Verfassung, als Zenz mit verweinten Augen eintrat.

„Ich hab' alles gehört," rief sie ihr entgegen, „so was mußt du in Zukunft nicht mehr leiden. Wär' nicht übel!"

„Du bist das schönste Mädchen in Wiltau," schnatterte die andere, „du tätst einen Grafen und nicht bloß einen Leutnant verdienen."

Ihr Gespräch wurde durch ein paar Bauernbursche unterbrochen, die sich keck dem Fenster gegenüber aufpflanzten und laut schnalzend ein Trutzliedl anstimmten:

„Der Poldl hat 'n Leutnant
Mit 'm Hütl versprengt,
Aber d' Zenzl, die hat ihm
Das Herzl ang'hängt."

Die Nachbarin riß das Fenster auf und schrie hinab: „Ihr Lumpen, ihr versoffenen, wollt ihr euch heimpacken, oder ich schmeiß' euch die Blumentöpfe auf den Kopf."

„Courage hat der Teufel,
So sagen die Leut,
Doch jagt ihn zum Teufel
Sei' Weib in die Weit!"

klang ein anderes Trutzliedl. Nun rannten aber die Bursche davon.

„Da soll man sich wundern, wenn der Herrgott Pest, Hunger und Krieg schickt," sagte sie zu Zenzis Mutter, „so frech sind die Buben nie gewest wie jetzt. Das hätt' mir einer antun dürfen, mit dem wär's aus g'wesen für ewig, für ewig. Gib du dem Poldl den Laufpaß, denn wer sonst hat sie angestiftet? — und blas ihm einen Marsch, daß ihm kein ehrlicher Hund ein Stück Brot mehr abnimmt."

„Das wär' noch das wenigste," schluchzte Zenz, „aber . . . aber . . . sie haben schon Kugeln gegossen und wollen den Leutnant erschießen!"

Sie teilte nun ausführlich den Grund ihrer Besorgnisse mit.

Die Frau Base schlug die Hände zusammen und rief: „Wißt was, ich lauf morgen früh nach Sprugg und warn' den Leutnant, daß er sich ja in acht nimmt, sonst werden wir einer fremden Sünde schuldig. Heut gehen wir noch in den Rosenkranz und du zahlst eine heilige Messe."

Gesagt, getan. Auf dem Wege zur Kirche bemerkten sie auf mehreren Bergen Feuerzeichen, der Seiler begegnete ihnen mit Schützen, sein Hut war über dem linken Ohr aufgekrempt und mit einem wallenden grünweißen Federbusch geschmückt, der Knecht trug in einem Futteral von Wichsleinwand die Fahne.

„Nachbar, wohin so spät?" fragte Zenzis Mutter.

„Es ist ein großes Schießen im ganzen Land angesagt," erwiderte dieser, „betet fleißig, daß wir gut treffen."

Die Schützen verschwanden auf dem Wege zum Bergisel, die Frauen traten in die Kirche. Sie war heute sehr zahlreich besucht. In den Bänken bemerkte man viele Weiber, die still in die vorgehaltenen Schürzen weinten. Als der Rosenkranz vorbei war, stieg der Priester auf die Stufen des Altars und rief mit lauter Stimme:

„Noch ein Vaterunser, unser Herrgott weiß schon, wozu's gut ist." Er begann, von Tränen oft unterbrochen, in vollem Chor erwiderte die Gemeinde: „Herr, erlöse uns von dem Uebel!" und wohl nie drang ein innigeres Gebet aus diesen Räumen zum Nachthimmel empor.

Vor der Kirche fragte die Base eine Nachbarin:

„Was hat denn der Pfarrer heut' gemeint?"

Diese erwiderte mit einem finsteren Blick: „Euch bindet man das nicht auf die Nase, Ihr verdient ja nicht einmal Tirolerinnen zu heißen!"

Sie ging fort. Auf dem Heimweg wich man Zenz und ihrer Mutter aus wie Pestkranken, niemand wünschte ihnen gute Nacht.

Sie saßen am nächsten Morgen beim Frühstück. Da trat Lois ein, den Stutzen in der Hand, einen Schnappsack auf dem Rücken, der aufgekrempte Sturmhut war tief in das Auge gedrückt. „Mutter," begann er, „ich geh' heut auf eine gefährliche Jagd, macht mir ein Kreuzl und gebt mir Weihbrunn."

„Schau nur, daß du dich tot fällst, wie gar mancher."

„Diesmal muß ich noch, ich hab's versprochen, dann will ich's Wildern gern aufstecken."

Er nahm den Hut ab, sie tauchte den Finger in den Weihbrunntopf, in seinem Auge zitterte eine Träne.

„Was ist das," rief sie aus, „was hast du vor?"

Sie wurde von der Nachbarin unterbrochen, die freudig in das Zimmer stürzte. „Da schaut her," jubelte sie, „da schaut her!" In der einen Hand hielt sie einen Lorbeerkranz mit Seidenbändern hoch empor, mit der andern öffnete sie die Schürze, aus der Orangen schimmerten und Zuckergebäck in zierlichen Golddüten auf den Tisch fiel.

„Da schaut her!" rief sie noch einmal, „diesen Kranz schickt der Herr Leutnant der Schauspielerin, welche die Prinzessin so musterhaft dargestellt, wie er es nur in Paris gesehen; das Konfekt soll ihr eine süße Erinnerung an ihn sein, bis er heute die Ehre haben werde, ihr selbst aufzuwarten."

„Hab' ich recht gehört?" fuhr Lois auf und stieß den Stutzen auf den Boden.

„Ja freilich! ist es nicht eine große Ehre? Uebrigens sollt Ihr Euch wegen des Leutnants gar nicht fürchten, Poldl wird noch heut abgefaßt, um sich vor dem Kriegsgericht zu verantworten."

Lois warf das Gewehr auf den Boden, riß der Base den Lorbeerkranz aus der Hand, schlug ihr denselben um die Ohren und schleuderte ihn zum Fenster hinaus. Sie ließ erschrocken Konfekt und Orangen fallen, er zerstampfte es wütend zu einem Brei.

„Das auch noch!" schrie er. „Hat Tirol nicht Schmach und Schande genug von diesen französischen Hunden? Selbst in mein Haus .... könnte ich ihm das Hirn ausquetschen, wie ich diese Pomeranzen ...

doch wozu? — Mein Haus will ich rein halten ... nur einige Tage noch ... bis dahin ...." Er schwieg, faßte Hut und Stutzen, riß die Türe fast aus den Angeln. — „Auf Wiedersehen!" rief er noch mit einem flammenden Blick, sprang über die Treppe, und krachend flog das Haustor zu.

Die Weiber standen wie versteinert.

„Er ist jähzornig," begann die Mutter, die sich zuerst faßte.

„Er ist verrückt!" schrie die Base, „hab' ich es so gut gemeint, und er mißhandelt mich wie eine Spüldirn!"

„Er wird bald wieder freundlich!" begütigte die Alte.

„Was hab' ich davon," unterbrach sie die Base, „hättet Ihr ihn besser erzogen!"

„Das wagt Ihr mir ins Gesicht zu sagen!" kreischte die Mutter.

„Wahr ist's, ich und meine Tochter haben es oft gesagt!"

„Eure Tochter? Weil er diese häßliche Dirne nicht mag, darum schimpft sie!"

„Ich lasse mein Mädel nicht verhohnekeln!"

„Mein Sohn gehört auch nicht in Euer unsauberes Maul!"

„Ist das der Dank? Von uns hat noch keines mit Franzosen zu tun gehabt, wie Ihr, aber wart' nur, durchs ganze Dorf erzähl' ich's." Sie ging eilig fort, bis Mittag waren Lorbeerkranz und Orangen schon in der Hütte des letzten Tagewerkers ausgetrommelt.

„Und wenn?“ sagte Zenz, „wir haben uns um die Leute nicht zu scheren.“

„Aber der Lois, der Lois!“ jammerte die Mutter.

„Mein Gott!“ erwiderte sie leichtfertig, „den hat die Kathi erzürnt, weil sie mit einem Offizier ein freundliches Wort redete. Das vergißt er schon, wenn er eine Gemse schießt. Gut, daß er fort ist!“

Nachmittags kam der Leutnant. Das eitle Mädchen wußte kaum die überwallende Freude zu bergen, es bedurfte nicht vieler Besuche, daß der schöne, gewandte Mann seine Eroberung vollendete. Wir ersparen uns, zu beschreiben, wie er eine Schanze nach der andern gewann; die Alte saß gewöhnlich mit ihrer ungeheuren Brille auf der Nase dabei und stopfte sorgfältig alte Strümpfe. „Bin auch einmal jung gewesen,“ dachte sie, „das Mädel muß eine Freud' haben und

„a Bußl in Ehr'n
Hat Gott und d' Welt gern.“

Um Nachrede und Schimpf einigermaßen zu vermeiden, erhielt der Offizier den Schlüssel zum Türchen, das von den Wiltauer Feldern in das Gärtchen führte. Dort schützte sie die Mauer vor dem Blick unbefugter Späher.

*

Der zehnte April! Die Städter wurden durch allerlei Gerüchte beunruhigt, die auch zum General Kinkel drangen und die Sorge, die er wegen der Generale Bisson und Lemoine empfand, sehr verstärkte. Diese sollten nämlich mit einigen tausend französischen Konskribierten über den Brenner anrücken, trafen aber nicht ein,

ja sogar jede Nachricht blieb aus, dafür erzählte man von zahlreichen Scharen bewaffneter Bauern, die auf den Waldwegen südlich von Innsbruck hin und herzogen. Der General beschloß, zu seiner Sicherung Patrouillen auszusenden und die Gallwiese, ein großes einsames Wirtshaus auf der Straße gegen die Dörfer Arams und Götzens, deren Bewohner wegen ihrer Rauflust verrufen waren, zu besetzen.

Zenz saß mit ihrer Mutter im Garten, um des milden Vorfrühlings, der über Berg und Flur seine schönsten Strahlen ergoß, zu genießen. Sie hatte Hyazinthen, Veilchen und Primeln auf dem Schoße, emsig damit beschäftigt, ein Sträußchen zu binden. „Weiß fehlt noch,“ sagte sie zur Mutter, und bog einen Zweig des Kirschbaumes herab, von dem sie einige Dolden pflückte.

Saint Bleu war durch das Pförtchen geschlichen und betrachtete das reizende Schauspiel. „Dieser Strauß gehört wohl mir,“ rief er, „weil du ihn so sorgfältig bindest.“

Sie sprang ihm entgegen und verschüttete dabei die Blumen.

„Schade,“ sagte er, „wie schade, du hast dir solche Mühe damit gegeben.“

„Lesen wir sie auf!“ scherzte das Mädchen und bückte sich. Er kniete zu ihr auf den Boden, und auch die Mutter gesellte sich dazu, so daß die köstlichen Blüten bald wieder gesammelt waren. Zenz band zu dem fast vollendeten Strauß noch einige grüne Blätter und überreichte ihn dem Offizier.

„Vergißmeinnicht,“ sagte er, „blüht noch keins.

Aber das tut nichts. Du vergißt mich doch nicht, wenn ich dir auch einige Tage fern bleiben muß?" Ein erzwungenes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Fort gehen! Fern bleiben!" riefen Mutter und Tochter erschrocken wie aus einem Munde.

„Es bestätigt sich wirklich, diese verdammten Bauern wagen einen Aufruhr, indes was liegt daran? In einigen Tagen binden wir sie wie Ochsen an das Joch unseres großen Kaisers!" Er wendete sich rasch um, ihm war, als hätte er ein unterdrücktes Kichern gehört.

„Mütterchen, wollen wir noch lustig sein? Ihr liebt auch einen guten Magentropfen, ich habe bis zu meiner Wiederkehr dafür gesorgt, mein Bursch' wartet mit einem Korb im Feld draußen."

Er öffnete die Türe, statt des Burschen stand Poldl in der vollen Ausrüstung eines Schützenoffiziers davor.

„Du verfluchter Bursche," schrie Saint Bleu, „kommst du mir wieder in den Wurf, und wagst sogar zu horchen. Diesmal spieße ich dich an die Wand." Er wollte ziehen.

„Ruhig, Herr Sankt Blau," erwiderte Poldl eintretend. „Sie sehen, ich habe meinen Hut bei mir, und der genügt, wie Sie wissen, um mich gegen Ihr Krautmesser zu verteidigen. Was Ihren Burschen mit dem Korb voll Madeiraflaschen betrifft, so hab' ich ihn abfassen und zu meinen Schützen führen lassen. Sie verzeihen schon, die Nacht wird kühl und da mundet dann ein so guter Magentropfen ganz vorzüglich. Gehorcht hab' ich nicht freiwillig, wohl aber gehört, was

gesprochen wurde, ich mochte nur nicht im Falzen stören. Wir zwei sind nun vorläufig mit einander fertig."

Er wendete sich an die Frauen, welche erblassend seitab standen. „Zenzele," begann er, „daß ich dich von Herzen gern gehabt habe und noch gern hab', brauch' ich dir nicht zu sagen; den Kummer, den du mir verursachst, habe ich allein getragen und du weißt nichts davon. In besserer Zeit hätt' ich wohl der Sache ihren Lauf gelassen, hin oder her in Gottes Namen! Jetzt ist es anders. Vor einer Stunde hab' ich mit meinen Schützen die Generalabsolution empfangen, morgen in der Früh kommunizieren wir, vielleicht das letzte Mal auf der Welt. Da ist es mir schwer auf das Herz gefallen, daß ich gegen dich nicht alle Pflichten erfüllt, sondern mich nur schmollend zurückgezogen. Ich muß dich warnen, ich muß dir raten. Was bei einer Soldatenliebe abfällt, solltest du eigentlich längst schon wissen; heute hui, morgen pfui! — Ruhig, Herr Sankt Blau! — Es ist so, du hast nichts besseres, als deine Ehre, du bist eine Tirolerin, mit deiner Ehre verrätst du die Ehre deines Landes an den Feind. Zenzele, laß ihn fahren! Ich sag' es nicht meinetwegen, das weiß Gott im Himmel, dem ich vor einer Stunde beichtete. Willst du aber zu mir zurückkehren, so verzeih' ich dir, so wahr mir Gott im Himmel verzeihen möge, und trotz alles Geredes, das über dich schon umläuft, wirst du, wenn wir diese Hunde hinausgerauft haben, mein gutes, ehrliches Weib!"

Er streckte treuherzig die Hand aus.

Da trat Saint Bleu dazwischen und rief: „Sie ist mein!"

Das Mädchen war tief erschüttert.

„Du sollst entscheiden!" sagte Poldl, „fürchte nichts für den da, ich gelobe dir, zu sorgen, daß ihm niemand ein Haar krümmt und er mit gesunder Haut dem großen Kaiser beschreibe, wie der Tiroler die Franzosen in die Luft warf."

„O meine Mutter," rief Zenz, „rede du!"

„Gut ist gut, aber besser ist besser!" begann diese. „Wenn du gelost hast, hättest du eigentlich merken können, daß du überflüssig bist. Ein Mensch, wie du, der alles verstudiert hat, wird sich wohl etwa nicht mit einem vornehmen französischen Offizier vergleichen wollen!"

„Ich wollt' nur," fuhr Poldl auf, „ich wollt' nur, daß du ihn heiraten müßtest, denn es gibt doch nur eine französische Hochzeit. Zwischen mir und dir," fügte er traurig und ernst sich an Zenz wendend bei, „ist es nun aus für ewig; es wird eine Zeit kommen, wo du gern zu meinem Herzen zurückkehren möchtest, — es ist verschlossen, mit sieben Pforten. Nur eins gelob' ich dir noch, ich will dich rächen!"

„Bist denn taub?" schrie ein Schütz durch das Pförtchen, „hörst nicht, wie es schnöllt und der Bucher Jörgl zu Arams schon drein beißt!"

Poldl horchte auf. Man vernahm deutlich das ferne Krachen von Gewehren.

In diesem Augenblicke stürzte durch die Haustüre ein französischer Soldat: „Herr Leutnant," rief er, „es geht los, wir suchen Sie überall."

„Und ich werde Sie finden!" sagte Poldl, sich leicht verbeugend und verschwand hinter dem Pförtchen. Er

schlich sich mit seinem Begleiter über die Felder durch die bayrischen Vorposten, wie er gekommen war.

Das Mädchen warf sich an die Brust des Offiziers: „Willst du mir treu bleiben?"

„Bis in den Tod!" Er küßte sie und enteilte.

*

Trr! Trr! wirbelten die Trommeln in Wiltau, die Geschütze rasselten und die Hufe der Rosse schlugen Funken aus der Straße; es war Dithfurt, der gewaltige stattliche Held, der seine Scharen gegen den Berg Isel führte, um über Natters den Schützen in den Rücken zu fallen, welche die vorgeschobenen Posten bereits in das Tal gejagt hatten. „Die kleinen Französeln sind nicht gelaufen, sondern über den Schnee, der in den Runsen lag, hinabgekugelt," erzählte nachträglich ein altes Bäuerlein, das auch mit gerobelt hatte. Dithfurt schob seine Heersäule vom Wiltauer Friedhof über die Straße gegen den Korethhof vor; wie jedoch sein linker Flügel den Vorsprung an der Sill erklomm, wurde er vom andern Ufer aus dem Gebüsch beschossen, ja der Rückzug selbst über die Brücke konnte gefährdet werden.

Er gab daher Befehl, daß die Reserve die Häuser zunächst der Brücke besetzen sollte; um diese vor den Stechschüssen vom Lemanhofe, der sie rechts überhöhte, zu decken, wurde Leutnant Saint Bleu mit zwei Zügen beordert, die Schützen hinauszuwerfen und sich dort zu halten. Diese Aufgabe war keineswegs leicht, die schmale Brücke führte knapp an eine Felsenwand, wo die Sill hinbrauste; zur linken Seite dehnten sich Felder, die nirgends einen Schirm gewährten, während der

Pfad zum Lemanhof steil durch den Wald hinaufzog. Saint Bleu sandte einige Plänkler vor, um wenigstens die Büsche zunächst der Brücke zu säubern, sie wurden aber von einem so mörderischen Feuer begrüßt, daß sie schnell zurückflohen. Wollte er was ausrichten, so mußte er das Bajonett pflanzen lassen und ohne das Feuergefecht aufzunehmen, die Höhe im Sturmschritt gewinnen.

Dies war auch in jeder Beziehung das beste. Die gezogenen Läufe der Schützen gestatteten kein schnelles Laden, man konnte sie also leicht, nachdem sie sich verschossen, angreifen, während man noch den Schuß im Rohr hatte. Allerdings mußte man unter ihrem Feuer über die Brücke, der rasche Sturmschritt erlaubte jedoch kein sicheres Zielen, und so durfte Saint Bleu hoffen, ohne namhaften Verlust ins Handgemenge zu kommen, wo die Schützen dem Bajonett nichts entgegenzusetzen hatten. Der scheinbar kühnste Entschluß war der beste. Er zog den Degen, stellte sich an die Spitze der Schar und gab dem Trompeter das Zeichen. Im Flug war er über der Brücke, die Kugeln der Bauern, die kaum Zeit zum Anschlagen hatten, geschweige zum Zielen, flogen unschädlich ins Wasser, und die Soldaten, dadurch ermutigt, warfen sich mit lautem Sturmschrei in die Büsche.

Da erscholl der Ruf: „Stutzen umkehren, dreinschlagen!“ — Aus allen Büschen sprangen die Schützen, ihr Führer Poldl — denn hierher hatte ihn Speckbacher gewiesen — voran. Er begegnete Saint Bleu, beide stutzten einen Augenblick und rannten, ohne ein Wort zu verlieren, auf einander los.

Der Offizier suchte den wütenden Stoß zu parieren, dieser Kraft war er jedoch nicht gewachsen, sein Degen glitt Funken sprühend ab und die Klinge des Gegners fuhr ihm in den Leib, daß ein heller Blutstrahl aufspritzte und er mit einem lauten Schrei in das Gebüsch taumelte.

Poldl bekümmerte sich nicht mehr um ihn, denn rechts und links wogte der gräßliche Kampf. Mitten auf dem Wege lag der Seiler durchstoßen vom Bajonett über der Leiche eines Franzosen, dessen Hirn zerschmettert von der Wucht eines Morgensternes auf den Stein floß. „Vorwärts, vorwärts!" schrie Poldl wutentbrannt, die Schützen griffen mit erneuter Heftigkeit an, und die Franzosen flüchteten über die Höhe zur Brücke. Die Tiroler verfolgten sie; als sie jedoch unten ins Freie gelangten, empfing sie aus allen Fenstern eine scharfe Salve der Reserven und sprengte sie wieder über den Berg hinauf.

Dithfurt war unterdes von den Stubaiern unter Purtscheller über den Berg Isel geworfen worden, er ordnete seine zersprengte Schar unter heftigen, wenn auch unverdienten Vorwürfen über ihre Feigheit, hinter den Mauern des Wiltauerklosters, mußte es jedoch aufgeben, sie beim Anbruch des Abends noch einmal zum Sturm vorzuführen.

Schon dunkelte es, als vom General Kinkel Befehl eintraf, sich in die Stadt zurückzuziehen und sich dort mit dem Hauptkorps zu vereinen, um nicht von der wachsenden Uebermacht der Bauern erdrückt zu werden. Unwillig gehorchte der Tapfere, ließ jedoch, um seine Bewegung zu decken, hinter den Mauern des Friedhofs

eine Batterie und auf den Feldern zwei Schwadronen Reiterei zurück. Die Geschütze schleuderten noch einige Granaten in den Wald beim Lemanhof und zwangen dadurch die Bauern, deren Kugeln nicht so weit reichten, zum Rückzug gegen die Lanserköpfe. Als jede Beunruhigung abgewehrt war, protzten die Franzosen auf und fuhren unter dem Schutz der Reiter durch Wiltau zur Triumphpforte, wo eine geschlossene Truppe Beiwacht hielt. Auf allen Höhen rings um die Stadt flammten die Feuer auf; zu Wiltau, das die zwei erbitterten Gegner schied, waren die Häuser gesperrt, niemand wagte sich auf die Gasse, nur Zenz, gefoltert von Angst, trat später vor die Türe, um vielleicht von einem Nachbarn etwas zu erfahren, das barsche „Qui vive!" einer Patrouille scheuchte sie aber bald zurück.

Sie flüchtete in ihr Zimmer. Dort hing ein altes Bild „Mariahilf" unter einem roten Baldachin mit seidenen Quasten; eine färbige Lampe, welche jeden Samstag zu Ehren der heiligen Jungfrau zu brennen pflegte, war mit Draht davor befestigt. Zenz zündete dieselbe in lebendigem Vertrauen auf die Gottesmutter heute an und begann eifrig den Rosenkranz zu beten. Da war es ihr, als klirrte das Fenster, sie glaubte, der Wind verursachte es. Es klirrte wieder. Erschreckt starrte sie in das Dunkel, konnte aber nichts bemerken. „Mein Gott," dachte sie, „jetzt ist gewiß mein Bruder oder Saint Bleu gestorben und meldet sich, daß ich für die arme Seele beten soll! Da flog ein Steinchen gegen die Scheibe, daß sie prasselnd sprang. Nun öffnete sie rasch das Fenster: „Wer ist's so spät?" rief sie in den Garten hinab.

„Ich!" antwortete eine schwache Stimme.

„Saint Bleu!" Woher kam der noch so spät? Also doch nicht gestorben, sie wußte vor Freude sich nicht zu fassen. Weit vorgebeugt flüsterte sie hinab:

„Bleib' drunten, bis ich die Mutter hole und die Türe öffne."

„Sei barmherzig," tönte es matt herauf, „ich bin ja verwundet, rette mich!"

Sie wurde fast ohnmächtig, raffte sich jedoch zusammen und lief eilig in die Kammer der Mutter, die noch andächtig in einer alten Postille blätterte. Auch diese erschrak heftig bei der Nachricht. — Was tun?

Saint Bleu aufnehmen? Wenn ihn ein Tiroler entdeckte, so galt es Gut und Leben. Ihn umkommen lassen oder gar ausliefern? Nimmermehr! Zenz warf sich vor der Mutter nieder und umklammerte krampfhaft schluchzend ihre Kniee. „Ich hätt' halt dieser dummen Liebschaft nicht nachgeben sollen," brummte die Alte, der jetzt die Sache in einem ganz andern Lichte erschien, „da ist guter Rat teuer! Nu, wein' nicht so," sagte sie dann mitleidig, „für heut' Nacht wollen wir ihn herbergen, morgen muß man sehen, wie man ihn über die Felder zu seinen Leuten nach Innsbruck liefert." Sie faßte den Leuchter. Zenz stand auf und folgte ihr über die Treppe. Das Licht verbarg sie im Vorhaus und öffnete die Türe.

Nichts regte sich. „Saint Bleu!" flüsterte das Mädchen ängstlich, „Saint Bleu!"

Keine Antwort.

Sie ging hinaus und stolperte . . . „Mein Gott!

da liegt er," schrie sie auf und warf sich nieder, „er ist tot."

„Still!" flüsterte die Alte, „sonst wecken wir die Nachbarn. So oder so, wir müssen ihn hereintragen und morgen im Garten begraben, sonst sind wir verloren."

„Jetzt ist mir alles gleich!" jammerte das Mädchen, „sie sollen mich auf seiner Leiche totschlagen, dann hab' ich Ruhe!"

„Laß dein wüstes Geheul, du bringst deine Mutter ins Unglück. Da können wir nicht bleiben."

Zenz raffte sich auf, die Alte faßte Saint Bleu, der ins Gras niedergesunken war, bei Kopf und Schultern, das Mädchen ergriff seine Füße, und so schleppten sie ihn durch die Türe und legten ihn auf den Bügeltisch des Vorhauses. Jene schloß leise die Türe, Zenz preßte das Haupt des Offiziers an die Brust, ihre Tränen flossen auf seine Stirn, sie drückte glühende Küsse auf die Lippen.

Da schlug er, von tiefer Ohnmacht sich erholend, den Blick langsam auf. „Wo bin ich?" fragte er fast besinnungslos und schloß die Augen wieder.

„Er lebt noch, er ist gerettet!" jubelte Zenz und umschlang ihn von neuem.

„Sein Rock ist ganz blutig, wir müssen ihn verbinden!" bemerkte die Alte und ging fort. Bald kehrte sie mit einer Schere, Leinwand und einer Schüssel Wasser zurück. Unter Mithilfe ihrer Tochter zog sie ihm den Rock ab; das Hemd war an der linken Seite des Brustkorbes zerrissen. Sie schnitt es Stück für

Stück vom Oberleib, an den es stellenweise durch Blut angeklebt war, los, Zenz wusch die Wunde mit einem Schwamm.

„Gerade wie bei unserem Oechsel vorigen Jahres," murmelte die Alte, indem sie das Licht näher hielt, „dem riß Turners Stier mit dem Horn die Haut von den Rippen, es ist aber doch wieder gesund worden. Saint Bleu wird es auch, denn der Brustkasten ist ganz."

Nun trugen sie ihn über die Stiege in Zenzis Kammer, die wegen ihrer Lage nach rückwärts die meiste Sicherheit bot. Der Offizier sank aus der Ohnmacht in einen tiefen Schlummer. Das Mädchen lauschte jedem Atemzug; wer schildert die reine Freude der Liebe bei seinem Erwachen! Bald hatte er sich so weit erholt, um sein Schicksal am vorigen Tage mitzuteilen. Wir übergehen, was wir bereits wissen. Er war allerdings nicht imstande gewesen, die volle Wucht von Poldls Stoß zu brechen, hatte ihn jedoch insoweit pariert, daß er nicht mitten in die Brust ging, sondern nur die Seite verletzte. Die Gewalt des Angriffes hatte ihn betäubt in das Gebüsch geschleudert; als er zu voller Besinnung kam, überschaute er schnell das Gefährliche seiner Lage und kroch tiefer in die Stauden, wo er jedes Wort der Schützen verstehen konnte, bis sie durch die Granaten versprengt wurden. Er wartete unter unsäglichen Schmerzen bis tief in die Nacht, um womöglich niemand zu begegnen, dann schlich er über die Brücke um die Mauer des Friedhofes, und erreichte die Felder. Hier fühlte er sich vom Blutverlust so erschöpft, daß er in der Nähe des Gartens sich zwischen die Furchen

eines Maisackers legen mußte und schon sein Ende nahe glaubte, als ihn die kalte Nachtluft wieder erfrischte. Mit Not und Mühe, mehr kriechend als gehend, gelangte er zum Pförtchen, dessen Schlüssel er glücklicherweise in der Tasche bei sich trug.

Die Mutter trat mit einer Schale Fleischsuppe ein, sie erzählte, daß er die Türe offen gelassen, auf die Blutspuren im Kies des Gartens habe sie Sand geworfen. Er aß mit Begierde einige Löffel. Bald jedoch stellte sich das Wundfieber ein, so daß es selbst bei völliger Sicherheit der Straße unmöglich gewesen wäre, ihn nach Innsbruck zu übertragen.

Am elften April kam es zu einigen unbedeutenden Gefechten, Schützen schlichen hinter Zäunen und Hecken vor und brannten hier und da einen Vorposten nieder; dadurch kühn gemacht, wagten sie sich in die offene Gasse; nun sprengten die Chevauxlegers an und hieben mehrere nieder.

Man sah niemand auf dem Wege, nur hier und da schlich eine Patrouille vorsichtig an der Mauer hin und machte schnell Kehrt, wenn ein Schuß fiel. Es war ein Tag voll Angst und Schrecken, hätte ihn Kinkel zum Rückzuge benützt! So gab er dem Landsturm Zeit, von allen Seiten das Netz um ihn zu ziehen, dem er nicht entrinnen sollte. In aller Frühe schallte Sturmgeläute von den Türmen, sinnverwirrend und betäubend; zwischen Musketen- und Stutzenknall brummte der Baß der Kanonen, noch übertönt vom schrecklichen Geschrei der Kämpfer. Bald wurde es stille. Wildes Jauchzen klang aus der Stadt über die Felder. Die Alte wagte sich an das Fenster. Ein bekannter Bauer von Natters

trottete schwerfällig auf einem Kavalleriepferd daher. „Wie steht's?" rief sie herunter.

Hast a Glasl Wein und etwas zu essen?" antwortete er, „ich bin durstig und hungrig vom Franzosenerschlagen."

„Gleich bring' ich dir etwas." Sie lief um eine Flasche Kirschenwasser, das sie im Herbst selbst abgezogen, und legte einen tüchtigen Keil Brot und Geselchtes dazu. Der Schütz sprang vom Roß und gab ihr den Zaum: „Da heb' derweil, Alte!" Er setzte sich auf die Bank vor der Türe und erzählte, soweit es das Kauen gestattete, den Ausgang des Kampfes. „Ins Spital haben wir uns gestellt und auf die Hauptwache geschossen. Der grimmige Dithfurt ist nun mit den Reitern gegen das Tor gesprengt und hat den Säbel geschwungen, daß die Splitter von den Brettern flogen. Du kennst ja den zrütten Kerl, den Patsch, der hat jetzt das Tor angelweit aufgerissen und der Oberst ist von drei Kugeln getroffen über den Kopf des Rosses in den Hof geflogen. Wir sind drauf zu und er hat fürchterlich gefluchte über uns Bauern und noch herumgeschlagen. Da ist der Schuster Gitzl von Mieders hergesprungen und hat ihm den Säbel aus der Faust gedreht. Wie er sich nimmer wehren konnte, habe ich ihn auf einen Bund Stroh gelegt, und er Pater Benizi ist neben ihn niedergekniet, um ihn Beicht zu hören. „Wer hat die Bauern angeführt?" fragte er diesen. „Ich hab' einen Reiter auf einem weißen Rosse gesehen?" — Davon hat weder der Benizi, noch einer von uns was gewußt. Drauf ist er gestorben. Wir haben es aber gemerkt, der Reiter ist niemand gewest, als der

heilige Jakob, wie er in der Pfarrkirche porträtiert ist und die Türken davon jagt. Der Kinkel hat nachher auch kapituliert und den Erbach, der mit den Reitern davon galoppieren wollt', hab'ns bei Loreto erwischt. Siehst Alte, so ist's gegangen, und jetzt schäm dich mit deinem Madel, daß du zu den Franzosen gehalten hast. Deinen Blau hat der Poldl gestern in die Stauden gestoßen, daß er die Füß' aufgereckt hat und ihn Gott Vater am jüngsten Tag mit der Brille suchen muß. Schäm' dich! Vergelt' dir Gott Speis' und Trank." Damit schwang er sich wieder auf das Roß. Der Kranke hatte von diesem Bericht nichts gehört, nur mit Vorsicht wurde ihm nach und nach alles mitgeteilt.

Abends fiel wie Schnee auf junge Blüten mitten in den Siegesjubel die Nachricht: „Bisson kommt morgen mit den Franzosen vom Brenner." — War er nicht besiegt, was hatte man gewonnen? Von allen Seiten liefen die Schützen zusammen, die Stadt glich wieder einem Kriegslager, während Wiltau unbesetzt blieb. Am nächsten Morgen rückte Bisson, dem niemand eine Botschaft gebracht, arglos über den Berg Isel herab. Die Alte, welche hoffte, ihren gefährlichen Gast los zu werden, ging in das untere Dorf und gesellte sich zum Kommis Lener, der ruhig vor dem Laden stehend dem Anmarsch der Franzosen zusah. Da sprengte Bisson, welcher darüber ganz verwundert war, nirgends einer Militärwache zu begegnen, auf ihn los und fragte, ob denn der bayrische General Kinkel Innsbruck nicht mehr besetzt halte? Lener erzählte unverhohlen und ausführlich den Kampf der vorigen Tage und die Gefangennahme Kinkels, sowie den Tod Dithfurts.

„Das ist unmöglich," schrie Bisson, „ich habe Befehl, mich in Innsbruck mit ihm zu vereinigen!"

Jener zuckte kalt die Achseln und erwiderte: „Schicken Euer Exzellenz in die Stadt, um sich von der Wahrheit zu überzeugen!"

Der bayrische Leutnant Margreiter erbot sich zu diesem gefährlichen Dienste und stieg rasch zu Pferde. Als er gegen die Triumphpforte sprengte, knallte ein Schuß und er sank tödlich getroffen vom Sattel. Das Pferd wandte sich und schleifte den blutigen Leichnam am Steigbügel durch die Straßen. Wie die Alte dieses sah, lief sie, ohne weiter an einen Versuch zu denken, sich Bisson zu nähern, erschreckt nach Hause. Der weitere Verlauf dieses Tages, der reich an Wechsel von Schrecken und Freude mit der traurigen Ergebung Bissons endete, berührt uns nur insofern, als es der Sieg der Bauern unmöglich machte, den Verwundeten fortzubringen.

Erfüllte schon dieser Umstand die Alte, welche beim Rauschen jedes Blattes erschrak, und noch mehr, wenn jemand die Klingel zog, mit Angst, so konnte sie ihres Sohnes, der zornig geschieden, nur in Tränen und Kummer gedenken. Lebte er noch? Sie betete jeden Abend für ihn; — aber wenn er plötzlich zurückkehrte? Ihm konnte man den Aufenthalt von Saint Bleu nicht verhehlen.

Würde er den Todfeind, der auf sein Haus Schmach gehäuft, schützen und auf die Tränen der Schwester Rücksicht nehmen? Da brachte der Bote einen Brief, worin Lois kurz anzeigte, daß er beim Sandwirt in

Südtirol sei und vorläufig keine Lust verspüre, heimzukehren. Mutter und Tochter atmeten auf.

Vor den Nachbarn war man insofern sicher, als diese wenig Lust bezeigten, mit der „Franzosenbraut“ — diesen Spitznamen erhielt Zenz — viel zu verkehren. An einem Sonntag ging ein Spielgenosse des Bauerntheaters vorbei, er rief spottend zum Fenster hinauf:

„Zenz, heut' versaufen wir beim Riesenwirt das Geld, welches dein Franzos gegen Poldl verspielt hat! Wirst wohl auch kommen, bist wenigstens eingeladen!“ Da sich niemand zeigte, ging er weiter. Zenz saß bei Saint Bleu im Zimmer; als sie die schmachvolle Herausforderung hörte, blickte sie ihn mit einem Auge voll Tränen an, er faßte ihre Hand und drückte einen zärtlichen Kuß darauf.

Er war nun so weit hergestellt, daß er mit einiger Hilfe im Zimmer auf- und abgehen konnte, ja an einem schönen Abend wagte er sich sogar in den Garten, um die Mailuft zu atmen.

Da verbreitete sich die düstere Kunde, daß Napoleon seine Scharen gegen Tirol losgelassen habe. Am fünfzehnten Mai verkündete sie der Mordbrand von Schwaz, welcher den ganzen Nachthimmel mit einem Glutmeer übergoß. Am neunzehnten sprengte die erste Kavalleriepatrouille durch die öden Gassen der Stadt, bald zog der General Wrede ein und ritt durch die Neustadt gegen das Landhaus, wo ihm ein ehrwürdiger blinder Greis, der Graf Tannenberg, an der Spitze des Landesausschusses entgegentrat, um seine Milde für die Bürger zu erflehen.

„Du blinder Salamander,“ schnauzte er ihn an,

„du bist das Haupt der Rebellen!“ und ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

Abends rückte der Oberfeldherr Lefebre, Herzog von Danzig, ein und stieg in der Hofburg ab, das Heer bezog auf dem Saggen, einer weiten Wiese zwischen der Sill und dem Inn, Lager.

Saint Bleu hatte längst schon der Stunde der Erlösung entgegengeseufzt; die stille Idylle der Liebe, verschönt vom Reiz allmählicher Genesung, konnte ihn für den Verlust der Freiheit nicht entschädigen. Um dem Hause, das ihn so lang beherbergt, keine Verlegenheit zu bereiten, beschloß er, nachts Abschied zu nehmen, und sich durch das Pförtchen des Gartens bis zum nächsten französischen Posten, der kaum hundert Schritte entfernt stand, zu schleichen. Er kündete den Frauen seine Absicht an; obwohl sich nichts dagegen und die Art, wie er sie ausführen wollte, einwenden ließ, obwohl dieses vorläufige Ende vorauszusehen war, konnte Zenz doch ihren Schmerz nicht bewältigen und gab sich ihm mit aller Heftigkeit ihres Naturells hin.

„Es muß ja sein!“ tröstete er sie; „wenn ich bleibe, kann ich deine Treue nicht vergelten!“ Auch die Mutter sprach ihr Mut ein, so daß sie sich endlich faßte.

„Ja, es muß sein!“ erwiderte sie ruhiger, „du hast mir ja versprochen, bald wiederzukehren, und bis dahin bleiben wir im Herzen vereint.“ Sie reichte ihm Helm und Degen.

„Wie soll ich Ihnen danken?“ sagte er scheidend zur Mutter.

„Vergelten Sie meinem Kinde, was wir Ihnen getan!“

„Meine Liebe ist meine Ehre, dafür bürgt mein Wort!"

Noch einmal schlang er den Arm um das Mädchen, küßte sie auf Mund und Stirn und enteilte. Bald verlor ihn ihr feuchtes Auge zwischen den Kornfeldern, sie blickte seufzend zum Nachthimmel, eine Sternschnuppe fuhr leuchtend dahin und erlosch im Dunkel.

*

Am nächsten Morgen klopfte es heftig an der Haustüre. Ein Offizier stand davor, die Alte öffnete rasch.

„Sind Sie Frau Larcher?"

„Zu Diensten!"

„Seine Exzellenz der Herzog von Danzig erwartet Sie bis zehn Uhr zur Audienz."

Er salutierte und ging, ohne den Grund der Vorladung näher zu bezeichnen, fort.

Die Alte warf sich in den glänzendsten Sonntagsputz und eilte in die Hofburg. Schüchtern stellte sie sich in einen Winkel des glänzenden Vorsaales, wo Ordonnanzen hin und her rannten und Offiziere in glänzenden Uniformen , ohne sich um sie zu kümmern, lustig plauderten. Schlag zehn Uhr trat aus der Zimmertür im Hintergrund ein Lakai: „Ist Frau Larcher hier?" fragte er forschend umherblickend.

„Hier!" erwiderte sie.

Er öffnete sich tief verbeugend die Türe, sie stand dem gewaltigen Marschall gegenüber. Er begann in seinem gebrochenen Deutsch:

„Ist Sie Frau Larcher? Tiroler alles Lumpen sein."

Sie zitterte.

„Sie brav sein," fuhr er fort, „trink' Sie Wein" — er bot ihr eigenhändig ein Glas Bordeaux, — „daß Sie kriegt Courage, trink' Sie nur auf Gesundheit mein."

„Sie sollen leben!" sagte sie stotternd und leerte das Glas.

„Sie brav sein, Saint Bleu hat mir erzählt alles, schöne Tochter haben, brav gewesen! Hat gerettet ihn vor den Spitzbuben. Saint Bleu schon heut früh nach München gereist. Wird schreiben dem König, daß er aufnimmt in sein Gnad' und Ihnen Auszeichnung macht für Ihre brave Tat. So jetzt trinken noch einmal auf König Gesundheit." Er schenkte wieder ein."

„Der König und Ew. Exzellenz soll leben!" sagte sie geschmeichelt durch diese Auszeichnung.

„So jetzt à revoir, werd' mich schon erkundigen, daß nichts Böses geschieht Frau und Tochter."

Er machte eine leichte Handbewegung, die Alte knixte und ging durch Lakaien und Offiziere im Vorsaale, die sie jetzt freundlich grüßten, über die Treppe hinab. Während sie, so schnell sie vermochte, durch die Neustadt nach Hause lief, um der Tochter alles zu verkündigen, schien es ihr vor Freude fast, als ob die Häuser tanzten und sich höflich vor ihr bückten. Nachdem das Mädchen den kunterbunten Bericht vernommen, schüttelte sie den Kopf: „Lieber wäre es mir gewesen, er hätt' dem Marschall nichts gesagt, wir brauchen weder von ihm noch dem König eine Auszeichnung."

„Du bist doch lappet," eiferte die Alte, „niemand kennt sich bei dir aus."

Da klopfte es wieder. Der Bote brachte einen

Brief, mit dem Tiroler Adler gesiegelt; die Alte setzte die Brille auf und las ihn. Sie erblaßte und las wieder, ihrer Hand entfiel das Blatt. Erschreckt hob es Zenz auf: Hauptmann Eisenstecken, unter dem Lois diente, teilte mit, dieser sei in einem Gefecht bei Trient als braver Landesverteidiger gefallen.

„Da hast du's!" schrie die Alte, „da haben wir's!" und schlug die Hände zusammen.

Das Mädchen sank vor einem Stuhl nieder und verbarg das Antlitz mit den Händen.

Die Mutter war zu sehr mit ihrem eigenen Schmerz beschäftigt, um der Tochter einen Vorwurf zu machen, diese erhob gegen sich selbst die bittersten Anklagen. Verlassen wir diese Szene des Leides und der Trauer, bis dort die Ruhe versöhnend wieder einkehrt.

*

Der Sommer verfloß unter den Stürmen des Aufstandes sehr trübselig; Saint Bleu schickte zwar einige Wochen nach seiner Abreise einen freundlichen Brief; dann aber erhielt Zenz keine Antwort mehr auf alle Zuschriften, die nach und nach immer dringender und zärtlicher wurden, wenn auch leise Vorwürfe einflossen.

„Vielleicht ist er in das Feld gezogen," sagte die Mutter, um die Tochter zu beschwichtigen, „und kann aus dem Krieg, wo es an jeder Post fehlt, gar keine Nachricht schicken."

Zenz verstrickte sich jedoch immer tiefer in Zweifel: „Warum ließ er vor seinem Abmarsch aus München nichts hören? Ist er vielleicht schon tot?" Daß er untreu sein könnte, kam ihr gar nicht in den Sinn. Wohl

marschierten Franzosen in das Land und wurden wieder hinausgeworfen, sie wagte aber nicht, sich bei einem Offizier zu erkundigen. Schon war das Laub abgewelkt, noch immer keine Botschaft! Da begegnete ihr der Laninger Gruspl, welcher mit seinem Karren Obst nach Bayern zu fahren pflegte und jetzt eben zurückgekehrt war, auf dem Wege zur Kirche. Sie sprach ihn an: „Was bringst neues von München?"

Er verzog den Mund: „Ich mein', du möchtest etwas von dem Franzosen hören. Gesehen hab' ich ihn, er saß in einer prächtigen Kutsche mit einem schönen Fräulein und ein Gesicht haben sie gemacht, als hätten's Honig geschleckt. Schau nur damisch drein, es ist schon wahr."

Zenz mochte nichts weiter hören und ging in die Kirche. Ihre Gedanken waren nicht auf die Messe gerichtet. Als der Geistliche, dem sie zu beichten pflegte, vom Altar in die Sakristei getreten war, und kaum den Ornat ausgezogen hatte, ließ sie sich bei ihm melden. Er bestellte sie in den Beichtstuhl. Aufrichtig und ohne Rückhalt erzählte sie alles und bat um seinen väterlichen Rat.

„Eigentlich bist ein dummes Mädel gewesen," sagte er nach einer Weile, „wie konntest du einem Franzosen trauen? Das beste wär', du tätest deine Liebschaft der Mutter Gottes aufopfern. Nun was meinst?"

Das Mädchen schwieg.

„Ich seh' schon du willst nicht und hast ihn noch immer im Herzen. Da magst du dir nun selber helfen, geh hin und schau! Nach München ist's freilich weit, kannst allein nicht hin, aber mein Bruder Kaspar reist

hinaus. Ist ein älterer verständiger Mann, darf ich ihm die Sache unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilen?"

Das Mädchen sah ein, daß hier keine Rücksicht mehr nütze, und nickt zustimmend.

„Ich werd' ihn für dich bitten und dir's auf den Abend sagen lassen."

Sie verließ die Kirche. Abends erhielt sie Botschaft vom Geistlichen, sie möge sich auf morgen gefaßt halten, um zwölf fahre von Hall ein Schiff nach Rosenheim, dort werde sich schon weitere Gelegenheit nach München finden.

*

Wir haben uns lange nicht um Saint Bleu gekümmert, es ist wohl an der Zeit, daß wir den Leser besser über ihn unterrichten. Franzose und Offizier, hatte er es im Punkte der Liebe nie genau genommen, und seither immer dem Spruche: „Ein andres Städtchen, ein andres Mädchen" nach gelebt. Es wechselte daher, wie es eben kam, ein Roman mit dem andern, doch erblaßten zuletzt alle Flammen vor der Tochter des bayrischen Generals Roding, mit der es ihm vor seinem Abmarsch nach Tirol gelang, ein zartes Verhältnis anzuknüpfen. Als er wieder zurückkehrte, mußte die Erinnerung an das Landmädchen bald der glänzenden Gegenwart der jungen Dame weichen, um so mehr, da eine Verbindung mit derselben seiner Eitelkeit auf das Höchste schmeichelte und jedenfalls ein sehr wünschenswertes Ziel war. Der Vater des Mädchens duldete diese Liebe, die Ehe sollte geschlossen werden, wenn Saint

Bleu die Epauletten des Hauptmanns trüge. Er war mutig und konnte daher in den endlosen napoleonischen Kriegen auf schnelle Beförderung rechnen. Vorläufig sollte die Verlobung im November gefeiert werden.

Zenz traf mit ihrem Begleiter am zweiten Abend zu München ein und nahm in einem Gasthause der Au Quartier. Er ging noch vor Anbruch der Nacht aus, die Wohnung Saint Bleus zu ermitteln, ein Soldat zeigte ihm gefällig das Haus. Der Leutnant wohnte bereits im Hause des Generals, zwei Stiegen höher als dieser. Zenz schrieb indessen einen Brief, den sie abgeben wollte, wenn sie ihn nicht anträfe. Am nächsten Morgen um 9 Uhr führte sie ihr Landsmann vor die Tür desselben. Mit pochendem Herzen stieg sie die Treppen empor, und blieb einen Augenblick im Flur des ersten Stockes stehen, um sich zurecht zu finden. Da kam ein Mädchen, sie musterte einen Augenblick die Fremde und fragte dann artig, ob sie jemand suche.

„Saint Bleu," antwortete sie errötend.

„Der ist bereits auf der Wache. Haben Sie an ihn etwas zu besorgen, ich will es ausrichten."

„Uebergeben Sie ihm gefälligst diesen Brief."

„Sehr gern!" Sie verschwand in der Tür auf der entgegengesetzten Seite.

Zenz ging wieder fort.

Das Mädchen war die Zofe Hortensens, der Tochter des Generals. Als sie den Brief von allen Seiten beguckte, erinnerte sie sich augenblicklich, daß diese Schrift schon mehrmals durch ihre Hände gelaufen sei. Wie nun Zofen einmal sind, konnte sie ihre Neugierde nicht bezwingen und schmolz an der Flamme eines Spanes

das Wachs, auf welches statt des Siegels ein bayrischer Sechser gedrückt war. Sie las:

Mein teurer Saint Bleu!

Dein stetes Schweigen hat mich mit solcher Sorge und Angst erfüllt, daß ich mich entschloß, selbst nach München zu reisen, um mich von Deinem Zustande zu überzeugen. Wenigstens habe ich jetzt erfahren, daß es Dir sehr gut geht, bald hoffe ich Dich umarmen zu können. Meinen Schritt wirst Du mir nicht verübeln, es ist die Ungeduld aufrichtiger Liebe, welche ihn veranlaßte. Ich bitte Dich, schreib' mir allsogleich, wenn Du zu mir kommen willst, oder wenn ich Dich sehen kann. Ich wohne beim Hirschenwirt in der Au.

Dort harrt auf Dich

Deine

Dich innigliebende Zenz.

München, 20. November 1809.

„O Spitzbube!" schrie das Mädchen laut auf und trug ihren Fang allsobald zu Hortense. Diese las den Brief; Zorn, Eifersucht und Liebe begannen einen schweren Kampf in ihrer Brust. Sie trug dem Mädchen auf, vor allem Saint Bleu zurückzuweisen, wenn er etwa zum Besuche käme, denn sie wollte sich, ehe sie ihn wiedersah, mit ihrem Vater, einem braven, vielerfahrenen Manne, zu dem sie volles Vertrauen hegte, beraten. Als er von der Parade zurückkehrte, überreichte sie ihm allsogleich den Brief. Eine finstere Wolke überflog seine Stirne.

„Schlimm, sehr schlimm!" rief er aus. „Mag nun die Geschichte hinzielen, wo sie will, unangenehm bleibt sie stets. Ist das Verhältnis unsauberer Natur, nun,

so mußt du denken, daß es vor der Hochzeit stattfand. Welterfahrung wird dich bald lehren, daß Männer, welche in dieser Beziehung völlig rein sind, ebenso selten vorkommen, als weiße Raben. Da liegt die Entscheidung in deinem eigenen Gemüte, ob du Saint Bleu, vorausgesetzt, daß er ehrlich beichtet, verzeihen willst oder nicht. Es kann aber auch der Fall sein, daß die Pflicht gebietet, älterem Rechte zu weichen, und vielleicht, vielleicht ist es ein Glück, daß dir der Zufall diesen Brief in die Hände spielte, ehe du unlöslich mit einem — doch ich will ihn nicht beschimpfen, ehe die Sache klar zu Tage liegt — verbunden bist. Vor allem tut es not, das Mädchen zu hören. Dir müßte es nur schmerzlich sein, der Nebenbuhlerin gegenüber zu treten, wenigstens jetzt, und deine Aufregung könnte die Sache verwirren, — wie gut wäre es, wenn deine Mutter noch lebte! Doch überlaß es mir, ich suche die Tirolerin auf, und werde mit ihr ganz ruhig sprechen. Dann läßt sich ja nach Recht und Ehre verfahren!"

Der Greis ergriff den Helm, den er auf das Sofa gelegt hatte. „In einer Stunde hast du Nachricht." Er wollte gehen, noch einmal kehrte er sich um: „Gib mir den Brief!" — Er steckte ihn in die Brusttasche. — „Deinem Stubenmädchen drohst du, wenn sie sich noch einmal unterfange, einen Brief, der nicht ihre Adresse trägt, zu öffnen, ernstlich mit Entlassung. Wir haben freilich den Vorteil von dieser Unehrlichkeit, aber wir können nichts dafür. Also Geduld, mein Kind!"

Er nahm einen Wagen und fuhr zum Hirschen. Der Wirt, welcher eine Schürze um den dicken Bauch gebunden, die grüne Sammetmütze auf dem Kopfe vor

der Türe aus einer Ulmerpfeife nebelte, war über diesen vornehmen Besuch nicht wenig erstaunt und wies ihn in den zweiten Stock. Als er sich der angezeigten Türe näherte und klopfen wollte, flog diese weit auf, Zenz hüpfte ihm rasch entgegen und prallte ebenso schnell wieder zurück.

Er faßte sie bei der Hand. „Das Klappern meines Säbels hat Sie getäuscht, ich weiß, Sie haben andern Besuch erwartet."

Das Mädchen stand betroffen, er maß sie prüfend von oben bis unten, endlich ruhte sein Blick in ihren klaren, redlichen Augen, sie bargen kein unlauteres Geheimnis. „Verzeihen Sie," fuhr er fort, „wenn ich mich als Fremder an Sie dränge. Dieser Brief ist durch einen Zufall, den ich später aufklären werde, in meine Hand gelangt, der Inhalt ist von solcher Wichtigkeit, nicht bloß für Sie, sondern auch für meine Tochter" — —

„Das schöne Fräulein, mit dem Saint Bleu in der Kutsche gefahren ist," unterbrach sie ihn hastig, „o nun ist alles wahr, alles wahr!"

„Ich glaube, Ihnen und mir ist am besten gedient, wenn ich den Sachverhalt unverhüllt bespreche. Saint Bleu hat Sie betrogen. Schon eh' er nach Tirol marschierte, bestand zwischen ihm und meiner Hortense ein Verhältnis, das nach seiner Rückkehr fortgesetzt wurde, übermorgen sollte die Verlobung erfolgen."

„Der Nichtswürdige, Elende! und dennoch schlich er sich bei mir ein! Seien Sie ruhig, Herr General, ich weiß ältere Rechte zu würdigen, das arme Mädchen gibt dem vornehmen Fräulein gegenüber jeden An-

spruch auf. Noch heute kehr' ich nach Wiltau zurück und müßte ich zu Fuß laufen. Noch gibt es einen Gott, der Undank und Treubruch rächen wird, ihm überlasse ich alles."

„Sie mißverstehen mich. Es handelt sich vorläufig hier um keine Ansprüche. Meine Tochter nimmt keinen Bräutigam, dessen Ehre nicht spiegelrein ist. Sie kennen Hortense nicht und haben folglich kein Recht, dieselbe zu beleidigen. Zuerst müssen wir in Ihrem und in unserem Interesse erfahren, ob Saint Bleu aus Schlechtigkeit oder bloßem Leichtsinn so gehandelt hat. Im ersten Fall gibt es ein Ehrengericht, im letzteren verwickelt sich freilich der Knoten. Vertrauen Sie mir, ich werde, da uns das Schicksal auf solche Weise zusammengeführt, nicht bloß für meine Tochter, sondern auch für Sie als Vater auftreten. Ich betrachte das als eine Pflicht, — übrigens will ich Ihre Freiheit in keiner Weise beeinträchtigen."

Das Mädchen, gerührt von seiner männlichen Rede, bot ihm die Hand.

„Es gilt!" sagte er. „Ich werde Saint Bleu den Brief übergeben, von seiner Antwort hängt alles ab. Gestatten Sie, daß Sie morgen früh — wahrscheinlich noch heute — mein Wagen in meine Wohnung bringe? Sie sollen von mir und meiner Tochter keineswegs als Feindin, vielleicht als Freundin scheiden."

„Verfügen Sie über mich, — ich vertraue Ihnen wie einem Vater."

Sie wollte ihn über die Treppe zum Wagen geleiten, er verbot es aber, um nicht die Neugierde des Wirtes und der Kellnerin zu sehr zu reizen.

Zu Hause erzählte er seiner Tochter, was vorgefallen, sie war mit dem Plane völlig einverstanden. Bald darauf klingelte Saint Bleu an der Türe, sie zog sich auf ihr Zimmer zurück. Als er eintrat, blickte er überall herum.

„Meine Tochter kann heute Ihre Gesellschaft nicht genießen," sagte der General, „begnügen Sie sich einstweilen mit diesem Briefe." Er überreichte ihm das Schreiben, welches die Zofe indes wieder mit einem Sechserstück gesiegelt hatte.

Saint Bleu ergriff es rasch; als er es durchflogen, konnte er seine Verwirrung kaum bergen.

„Unangenehme Nachrichten?" fragte Roding mit forschendem Blicke.

„O nein," dabei schob er den Brief schnell in die Tasche, „es hat mir die alte Tirolerin, der ich meine Rettung verdanke, geschrieben, daß sie kränkle, wahrscheinlich bedarf sie einer Unterstützung."

„Hat der Marschall dem Könige noch nicht Bericht erstattet, daß sie eine Auszeichnung erhalte?"

„Er vergaß wahrscheinlich im Drange der Ereignisse darauf."

„Nun, so ist es Ihre Pflicht, dafür zu sorgen."

„Ich werde nächstens bei Sr. Majestät eine Audienz nehmen."

Er verabschiedete sich. Der General verfügte sich zu Hortense, seine Mitteilung zerstörte jede Hoffnung.

Die Zofe erschien und brachte einen Brief, den ihr Saint Bleu zur Bestellung auf der Post übergeben hatte. Der General las die Adresse, sie lautete an Zenz beim Hirschen.

„Einspannen, und das Mädchen abholen!“ befahl er.

Nach einer Viertelstunde klopfte es schüchtern, Zenz trat ein. Hortense erhob sich rasch und bot ihr die Hand: „Ich denke, wir können uns als Schwestern betrachten, haben wir doch beide das Gleiche erfahren!“

Der General übergab ihr den Brief. Sie bat ihn, denselben vorzulesen. Er öffnete das Siegel.

„Ewiggeliebtes Mädchen!

Wie konntest Du, wenn ich Dir auch nicht schrieb, an meiner Liebe zweifeln? Mein Herz gehört Dir, bis es zu Staub zerfällt; was uns trennt, ist die Bosheit des Schicksals. Der Kaiser Napoleon hat seinen Offizieren auf das strengste verboten, eine Braut aus einem feindlichen Volke zu freien. Meine Liebe gehört Dir für immer, aber ich muß Dich bitten und beschwören, München auf das schleunigste zu verlassen, wenn Du mich nicht in Unglück stürzen willst. Ich bleibe Dir treu, vielleicht kann ich Dich in einigen Jahren heimführen.

Dein

Saint Bleu.“

München, 20. November 1809.

„Der Mensch verdient nur noch Verachtung!“ rief Hortense empört aus.

„Danken wir dem lieben Herrgott,“ setzte Zenz bei, „daß er uns von ihm erlöst hat; er hat mir viel Herzeleid bereitet, ich hab' es aber durch meinen Leichtsinn verschuldet und will gern büßen.“

„Er wird der Strafe nicht entgehen!“ sagte der Ge-

neral. „Morgen sollte die Verlobung sein, da mag er ernten, was er gesäet."

Wir teilen den Plan, den der General entwarf, hier nicht mit, und gesellen uns zu der Versammlung, welche der Abend des nächsten Tages in dessen glänzendem Salon vereinigte. Sie bestand großenteils aus Personen des höheren Militärstandes: Herren und Damen, welche im lebhaften Gespräch oder flüsternd auf und ab wandelten, ohne Saint Bleu irgend eine Aufmerksamkeit zu schenken. Da trat der General ein, auch dieser würdigte ihn keines Wortes. Er wendete sich an die Gesellschaft: „Meine Herren und Damen! Die schriftlichen Gründe meines heutigen Verfahrens, über welches Sie vorläufig einig sind, liegen hier in der Mappe." Er löste ein seidenes Band und hielt Saint Bleu seinen Brief entgegen: „Kennen Sie diese Schrift?"

Der Offizier hätte mögen in den Boden sinken.

„Das dürfte genügen," fuhr der General fort, „aber auch die lebendigen Zeugen treten Ihnen gegenüber."

Die Türe des Salons ging auf. Hortense und Zenz erschienen Hand in Hand.

Saint Bleu war vernichtet.

„George!" wendete sich der General an einen Bedienten, „öffne dem Herrn Leutnant die Türe!"

Der Bediente gehorchte.

„Herr Leutnant," kommandierte der General, „rechts um, Marsch!"

Saint Bleu fuhr ab, ohne daß er noch wagte, den Blick zu erheben.

Vor der Tür empfing ihn der Profoß, forderte ihm

den Degen ab und überreichte ihm ein Dekret, dem zufolge er wegen Bruch des Wortes schmählich kassiert ward.

Diese Geschichte endet ja wider allen Fug ohne Hochzeit.

Haben die schönen Leserinnen Poldl ganz vergessen? Sie atmeten auf und denken sich in der Stille: „Ah, doch eine Hochzeit, Poldl wird seinem Charakter untreu und heiratet Zenz.“ — Leider nicht! Er lieferte keinen Nachtrag zu „Menschenhaß und Reue“ und verschmähte die sentimentalen Tränen, die vielleicht die Zukunft über seinen Edelmut geweint hätte. Nach der Niederwerfung des Aufstandes floh er aus Tirol, wo sein Haupt als das eines Rädelsführers dem Tode verfallen war. Zu Wien erhielt er ein Stipendium, widmete sich an der Hochschule, welche ihm die meisten Hilfsmittel bot, einem gründlichen Studium der Arzneikunde. Bei seinen zahlreichen botanischen Streifzügen lernte er in einem Landhäuschen, wo ihn ein Gewitter einzukehren veranlaßte, die Tochter eines wohlhabenden Bürgers von Klosterneuburg kennen und vermählte sich ihr nach einigen Jahren. Als Tirol wieder unter die Herrschaft Oesterreichs zurückfiel, beschloß er in die schönen unvergeßlichen Berge heimzukehren und in Wiltau die Praxis zu üben. Er kaufte ein Haus, rechts ober der Triumphpforte; wer auf den Berg Isel geht, erkennt es an dem Giebeldach und breiten Söller; bald erlangte er einen glänzenden Ruf und zählte zu den ersten Aerzten des Tales.

Versöhnte er sich nie mehr mit Zenz? — Diese reiste, nachdem sie innige Freundschaft mit Hortense ge-

schlossen, nach Wiltau zurück. Ihr ganzes Wesen war verwandelt. Die Erfahrungen, welche über sie verhängt waren, hatten es geläutert. Anfangs mußte sie freilich manche Spötterei hören, ruhig nahm sie dieselbe als Buße hin und gewann bald durch ihr ernstes, würdiges Betragen die allgemeine Achtung, so daß man die Torheiten ihrer Jugend vergaß. Auf der Bühne trat sie nie mehr auf, doch verfaßte sie später für dieselbe einige Stücke, von denen wir bereits gesprochen. Sie verhehlte ihre Absicht, die Jugend zu belehren, keineswegs, und so ist die moralisierende Richtung derselben begreiflich. Als auf den Brettern Unfug und Zoten einrissen, zog sie sich ganz zurück, indem sie den Tod ihrer Mutter zum nächsten Anlaß nahm.

Poldl war mit seiner Familie gekommen. Sie fühlte, daß sie an ihm schweres Unrecht gut zu machen habe und tat es auf edle Weise. Ohne ihn selbst aufzusuchen, bat sie den Beichtvater, statt ihrer ein offenes Bekenntnis abzulegen und ihn um Verzeihung zu bitten. Schon am nächsten Morgen eilte Poldl zu ihr. Sie standen sich einen Augenblick in sprachloser Rührung gegenüber, dann reichten sie sich zum Freundesbunde für das ganze Leben die Hand. Und sie sind auch Freunde geblieben! Man sah sie noch als Greise oft im Garten sitzen, wie sie von alten Zeiten redeten, Poldls Enkel spielten zu ihren Füßen. Er starb vor ihr. Sie betrauerte ihn auf das tiefste und war fortan die treueste Stütze der Witwe, bis auch diese an der Seite des Gatten eingesargt wurde. Links ist Zenz begraben.

Sei ihnen allen die Erde leicht!

Ein Brautpaar

Auf dem Fahrweg, den Baumeister Mayr zum Steinbruch nördlich von Innsbruck angelegt, kommt man oberhalb eines Föhrenwäldchens zu einer Ecke, wo sich dem Blick ein Labyrinth von Tälchen, Schluchten und Hügeln öffnet, welche mit steilen Schutthalden abbrechen oder einen spärlichen Bestand von Birken und Erlen tragen — mehr Gestrüpp als Wald, denn überall klettern Ziegen, diese Verwüster freien Baumwuchses, herum. Zwei Bäche münden in einander, sie schließen eine schmale Landzunge ein: — ist es eine Schäferhütte oder ein Ziegenstall, was sich aus der Mitte des saftigen Grases zwischen einem Kirsch- und Apfelbaum erhebt? Hinten ist die Landspitze durch einen Zaun von Dorngestrüpp abgeschlossen, nur ein hölzernes Gitter gewährt den Zutritt. Die Mauern der Hütte, durchrissen von einem Sprung, ragen rauh und ohne Spur eines Kalkbewurfes nur wenig über den Boden empor. Das Dach besteht nicht aus Schindeln, sondern aus alten Brettern, deren Ränder sich bereits durch Regen und Sonnenschein aufwulsteten. An der Ecke fließt ein klarer Brunnen in ein steinernes Becken. Die Türe ist gesperrt, darüber hängt in einer Nische

Christus am Kreuz, die Farben des kunstlosen Schnitzwerkes hat bereits das Wetter abgebleicht. Ein ziemlich großes Fenster, aus allerlei, zum Teil trüben und blinden Gläsern zusammengeflickt, ist in der südlichen Mauer angebracht und gestattet einen Blick in die Stube. Die Wände sind reinlich geweißt, der Boden gefegt, zwei Betten mit sauberen Decken stehen neben einander, darüber ein Bild in schwarzem Rahmen: „Maria Hilf", wie man es in Bauernhäusern nicht selten antrifft. Ein Tisch, dessen Bretter nur der Hobel glättete, trägt einen irdenen Krug; an der Türe, welche in den Flur oder in die Küche führt, ist ein Holzschnitt mit den bunten Figuren des Kalenders angenagelt. Ein Ofen, aus gewaltigen grünen Kacheln aufgetürmt, füllt die Ecke. Rückwärts lehnt sich ein kleiner Stall an die Hütte, er ist aus morschen Brettern, deren Astlöcher und Fugen sorglich mit Moos verstopft sind, gezimmert und wird wohl jenen zwei Ziegen, der braunen und der weißen, welche an einem Stein lecken, zur Wohnung dienen. Doch mag es im Sommer nicht unangenehm sein, hier zu hausen. Die Borde des Baches sind eingesäumt von wilden Rosen, am Hag blüht die Hainbutte, Glockenblume und Spierkraut prangen hoch über Perlgras und Quendel — — ja, wer nur Blumenkränze zu winden hätte! Im Herbste blaut die Schlehe, prahlen die roten Dolden der Eberesche, schlingen sich die Silberflocken der Waldrebe durch den ruppigen Zaun, das Rotkehlchen pickt am schwarzen Holunder, und die Ziege nascht die Träubchen des korallenroten Sauerdorns — — wenn sich nur auch der Mensch davon nähren könnte! Die Amsel flötet, die Drossel singt ihr Brautlied, und

verliebt girrt die graue Holztaube; — hört es, wer die Last des Elends durch das Leben wälzt, bis er mit derselben ins Gras stürzt?

Wer mag hier wohnen in dieser Oede?

Kein Glücklicher, denkst du vielleicht, nun wir wollen sehen; es war ungefähr auch meine Voraussetzung, als ich diese Hütte zum erstenmal entdeckte. Oft genug war ich als Student auf dieser Erdzunge gelegen, behaglich zum blauen Himmel starrend, sorglos, weil noch jung, oder im Homer blätternd.

Ach, daß es doch immer so bliebe!

Es blieb aber nicht so. Ich ging um Medizin zu studieren, nach Wien, wohl schaute ich nach Süden, wo die Alpen über dem dunklen Mittelgebirg die weißen Kanten erhoben, erst nach mehreren Jahren jedoch kehrte ich nach Innsbruck zurück. Ich besuchte all die Plätzchen, welche ich seit langem nicht mehr gesehen und ebensolange als ein freundliches Bild mit mir herumgetragen. Auch zu dieser Erdzunge stieg ich empor. Es überraschte mich nicht wenig, hier die Hütte zu treffen. Nachdem ich mehreremal um sie herumgegangen, wollte ich auch wissen, wer sie bewohne. Ich hatte mir bei einem Sprung über den Abhang einen Knopf ausgerissen; da ich nun nicht mit der Hose in der Hand zu Innsbruck einziehen mochte, sollte mir jener Knopf Gelegenheit geben, die Leute in der Hütte anzureden und Nadel und Faden zu erbitten.

Ich klopfte.

Ein altes Weib trat unter die Türe. Zu jener Zeit betrachtete ich die jungen zwar lieber, diese fiel mir aber dennoch auf. Schneeweiße Haare, zu Zöpfen geflochten,

waren nach alter Mode um eine lange Nadel von Messing geschlungen, die einige Glasperlen schmückten, durch das braune Gesicht zuckten tausend kleine Fältchen, die Lippen, energisch geschwungen, waren noch nicht abgewelkt, mißtrauisch heftete sie das scharfe Auge auf mich und murmelte, daß ich es noch verstehen konnte: „Was will denn dieser Teufel wieder von uns?"

Ich lachte bei diesem seltsamen Gruß laut auf und antwortete: „Liebe Alte, wär' ich der Teufel, so wollt' ich dich holen, daß meine Großmutter eine Kameradin hätt'; so ist's aber nichts damit und ich möcht' dich nur bitten, mir den Knopf festzunähen."

Ihre Züge wurden freundlicher. „Nehmt's nicht übel," sagte sie, „die Leute haben uns so lang geplagt und geschunden, daß ich manchmal den Teufel lieber säh' als einen Menschen. Geht nur herein, aber bückt Euch, sonst stoßt Ihr an."

Ich folgte ihr.

Im Zimmer saß ein Greis auf der Bank, neben ihm die Dose. Er blickte mich gleichgültig an. Die Alte suchte in einem Körbchen das nötige Nähzeug, setzte die Brille auf und wischte die Hände an der blauen Schürze ab. Während sie den Knopf festnähte, wendete ich mich an ihren Mann: „Da habt Ihr's ja im Sommer recht fein, aber im Winter! Wann seid ihr aufgezogen?"

Er nahm die Dose, sie war leer; nachdem er hineingerochen und sie wieder zugeklappt, sagte die Alte mit einem mitleidigen Blick: „Hast auch nichts, ich keinen Kaffee, du keinen Tabak! Früher durfte man noch ein Stäudlein bauen, — so viel als die Nase braucht, jetzt

ist's verboten. Nehmt's nicht übel: als Ihr klopftet, glaubte ich, Ihr wärt ein Finanzler, wie sie in allen Gärten herumschnüffeln, um das verbotene Kraut auszuspüren."

„Wann wir aufgezogen?" begann nun der Alte, ohne die Unterbrechung zu beachten. „Wann? Nun, ich habe im Sommer seitdem fünfmal Erdäpfel gesteckt."

„Ja, und das ganze Haus kostet neun Gulden," rief die Alte, „nicht mehr als neun Gulden. Wir haben es selbst gebaut, wir selbst!! — Wenn es nicht regnete, schliefen wir unter den Stauden, er dort und ich hier; regnete es, so legte er sich unter jenes Brücklein, ich nahm meine Zuflucht in jener Kapelle bei unserem Herrn im Elend. Unter Tags bauten wir miteinander, und als die Hütte fertig stand, haben wir geheiratet.

„Geheiratet?" rief ich lächelnd.

„Ja," schwätzte sie fort, „früher ließ uns die Gemeinde nicht, die Bauern!"

„Laß das unserm Herrn zur Abrechnung!" unterbrach sie der Alte ernst.

Der Knopf war eingenäht. Ich griff in den Sack und legte ein paar Sechserln auf den Tisch.

„Ist viel zu viel!" sagte die Alte. „Ein Gelt'sgott wär auch genug."

„Behalt' es," erwiderte ich, „behalt es, der Alte mag sich für die leere Dose ein Lot Scaglia und du ein Lot Kaffee kaufen, es ist ja morgen Pfingstsonntag."

„Nun, wenn Ihr's Gott zu Ehren gebt," sprach er, „so dürfen wir es nicht abweisen, und vergelten mög' es Euch Gott, der ja alles auf- und abrechnet."

Er war aufgestanden. Ein großknochiger hoher

Mann, der wohl die Decke der Stube berührt hätte, wenn ihn das Alter nicht gebeugt. Er ging ans Fenster. Ein Sonnenstrahl spielte über sein mildes, ehrwürdiges Gesicht und verklärte es sanft — einer jener Köpfe, die man unter den Bauern bisweilen trifft: ausgemeißelt bis zum feinsten Zug, fest und treu; lange Arbeit und der Schmerz des Lebens gaben ihnen den Ausdruck der Weihe.

Ich verabschiedete mich. Als ich an der Ecke des Fußsteiges zurückschaute, sah ich den Alten mit einem breiten Hut, die weiße Schürze wie eine Wulst um den Leib gedreht, langsam herabsteigen, er wollte sich wohl zur Pfingstfeier eine Prise Tabak holen.

Ein Landregen machte mehrere Wochen das Gebirge ungangbar, wohl schaute ich hier und da durch den Nebel hinauf, selten war das Sprengerkreuz zu erkennen. Ich hatte die beiden nicht vergessen; durch ihre ganze Erscheinung, ihre Rede und Lebensweise war meine Neugierde im höchsten Maße erregt.

Als die Wege wieder trocken geworden, suchte ich das Tälchen und die Hütte auf. Aus dem Schlot stieg noch Rauch, die Türe war geschlossen und auch durch das Fenster niemand zu sehen. Vermutend, sie möchten in der Küche sein, stieg ich hinter die Landzunge hinauf und begann mit Steinen auf das Dach zu werfen, daß es laut polterte: es grunzten nur ein paar Schweine in einem Zubau unter einem Eschenbusch, den ich bisher nicht bemerkt.

Da rief ein Hirtenbube hinter mir aus den Stauden: „Wollt Ihr Stanzl?"

„Sie scheint nicht zuhause zu sein," erwiderte ich

und stieg auf den Weg empor; „weißt du, wo sie ist?"

„Dem Geruch nach haben sie eben die Brennsuppe g'essen, werden wohl ihren Geschäften nach sein!"

„Geschäften?"

„Nun ja, sie holt in der Stadt Knochen und Küchenabwurf. Jene stoßt sie zwischen zwei Steinen und siedet für sich Suppe aus; diesen kriegen ihre Facken dort im Ställchen, die Euch just geantwortet haben."

„Und was tut denn der Mann?"

„Der geht auch in die Stadt, tragt Holz, oder sucht sonst ein paar Groschen zu verdienen. Viel kriegt er nicht, weißt wohl, es ist überall Noterei."

„Die Leute haben ja erst in alten Tagen geheiratet."

„Ist Zeit gewesen nach dreißig oder vierzig Brautjahren."

„Warum haben sie denn so lang gewartet?"

„Weil sie nichts besaßen, und nachher ist der Alte erst noch drei oder vier Wochen eingesperrt worden."

„Was hat er denn angestellt?"

„Weißt wohl, der Gemeindevorsteher hat ihnen nachgesagt, sie seien vor der Messe zum Opfer gegangen, und da hat der Alte in der Kirche ihn einen Verleumder geheißen und Gott im Tabernakel zum Zeugen angerufen. Weißt wohl, so was leidet man nicht."

„Vor der Messe zum Opfer gegangen? eingesperrt?"

Der Bube lachte verschmitzt: „Das kann ich Euch nicht erklären, laßt Euch's von der Stanzl oder ihrem Sever selbst vermelden."

Er klatschte mit der Peitsche und trieb seine paar Kühe weiter.

Vor der Messe zum Opfer gegangen! eingesperrt! Vergebens zerbrach ich mir den Kopf über die Bedeutung jenes Ausdrucks. Es wollte mir auch nie gelingen, die Alten wieder zu treffen; stets waren sie ausgeflogen, wenn ich die Hütte besuchte.

Ich mußte daher die Lösung des Rätsels dem Zufall überlassen.

Erst im Hochsommer begegnete ich der Alten wieder im Wald.

Ich beschäftigte mich damals mit dem Studium der Schwämme, ein Studium, zu welchem mich mehrere Ursachen führten.

Das wissenschaftliche Interesse an diesen sonderbaren Gebilden der Natur war eine derselben, die andere jedoch mehr kulinarischer Art. Ich esse nämlich die Schwämme sehr gern, auf den Markt wurden nicht viel gebracht, meist nur eine Art, und doch wußte ich, daß es noch viele vorzügliche gäbe, welche man ungenossen verfaulen ließ. Ich wollte auch meine Schüler darüber belehren und hoffte so, wenn sie als Aerzte, Priester oder Beamte durch das Land verstreut würden, etwas Nützliches zu leisten.

Oberhalb der Mühlauer-Klamm breitet sich, dem Städter unbekannt, ein dichter Buchenwald aus, einer der wenigen Plätze, wo die duftende Asperula ihren feinen Blattquirl entfaltet. Der Abfall von Laub wird nicht geholt, weil es zu weit ist, und so erhöhte sich nach und nach eine Moderdecke, wo sich die Pilze im feuchten Schatten prächtig entwickeln konnten. Ich hielt mich

an diesem Platze auch sonst nicht ungern auf. Hier entspringt der große Mühlauerbach mit zahlreichen Quellen, die frisch und klar aus dem moosigen Felsen sprudeln und über die Steinblöcke, von denen lange Wasserfäden spielen, abwärts eilen. In der Rinne seitwärts bricht vor der Schneeschmelze immer eine ungeheure Lawine los, die manchmal Petrefakten in das Tal liefert und mir so die Fracht erspart. Diesmal hatten mich nur die Schwämme angelockt.

Es war aber auch der Mühe wert! Dort der weißviolette Zimmtpilz, dessen Aroma die Gewürze Indiens ersetzen könnte, wenn er nur auch so feurig wirkte. Hier wölbten sich aus dem Rasen die rötlichen Hüte des Reitzgers, dessen blutroter Saft manchen vom Genuß abschreckt, obwohl er mit Recht den Beinamen des Delikaten trägt und gar wohl der Trüffel an die Seite gesetzt zu werden verdiente. Zackig wie ein Korallenstäudchen erhebt sich die Bärentatze aus dem Moos, sie weicht an Farbe nur dem Gold des Pfifferlings, den auch unsere Bauern auf den Markt bringen. In breiten Lappen ergießt sich das Schafeuter und der Semmelpilz über den Boden; auf dem Moder wurzelt der Stoppel- und Habichtschwamm, letzterer an einen Mandelkuchen gemahnend und so würzig, daß man ihn fast nur mit andern verspeisen kann. Auch der edle Steinpilz, süß wie Nußkerne und deshalb von Eichhorn und Maus angenascht, erhebt den braunen Hut. Nebenbei siedeln freilich andere Gesellen: der prahlerische Fliegenschwamm, der Herenpilz — brich ihn auseinander und das gelblichweiße Fleisch läuft allsogleich dunkelblau an — und einer, den der Aasgeruch schon von

weitem verrät, der sich aber in einer Geschichte, die vielleicht auch Damen lesen, nicht wohl schildern läßt, seine Form entspricht genau dem Namen, welchen wir nur lateinisch beizusetzen wagen: phallus impudicus. — Diese und andere Schätze — die giftigen in einem eigenen Fach — waren bereits in meiner Botanisierbüchse eingeheimst, ich warf mich müde auf das Moos, dem soeben das einblütige Wintergrün entstieg, da hörte ich unweit von mir Aeste knicken. Ich glaubte zuerst, es sei eine Haselmaus oder ein Eichkätzchen, unvermutet trat jedoch Stanzl aus dem Gebüsch, ein Körbchen am Arm und sich emsig bückend, um Pfifferlinge aufzuklauben.

„Ihr geht ja," rief ich ihr zu, „an den besten Schwämmen vorbei, warum laßt Ihr den Steinpilz und den Reitzger beiseite?"

Sie blickte erstaunt auf, doch erkannte sie mich allsogleich. „Den Steinpilz," meinte sie, „kenn' ich wohl, aber die Herren in der Stadt kaufen ihn nicht gern. Den Reitzger? Hab' nie davon gehört."

Ich zeigte ihr diese und andere Schwämme, sie schüttelte jedoch den Kopf und erwiderte: „Kann allerdings in den Büchern stehen, die Bücher haben jedoch keinen Magen, dem so etwas übel täte."

Erst als ich vor ihren Augen einige Stücke roh genoß, traute sie meiner Gelehrsamkeit; auch auf das zackige Renntiermoos verwies ich sie als ein treffliches Schweinefutter, wenn ihm vorher durch heißes Wasser der Bitterstoff entzogen sei.

Ich hielt Schule im Wald und gab ihr Anweisung, die Schwämme zu kochen und zu dörren. Sie nahm auf

mein Zureden von jeder Art mit, ein paar Sechserln drückte ich ihr in die Hand, um Schmalz und Pfeffer zu kaufen, sie solle es versuchen, der Winter sei lang, und ein Vorrat von Schwämmen nicht zu verachten.

„Ja, ja," sagte sie schließlich, „Ihr meint es gut mit mir, und der Herrgott wird schon mit Euch abrechnen. Das wär' freilich zu brauchen, wenn der Hunger und die Armut Koch sind, wir werden wohl auch da anbeißen müssen.

„Seht, wir sind so arm, daß wir bei der Gemeinde um Unterstützung einkamen, was sagte aber der Vorstand? Nun, Ihr kennt ihn gewiß. Der Teufel hat ihm längst die Haare ausgerauft, und aus dem weiten Maul steht ein langer brauner Fackenzahn und krumm ist er auch. Was sagte der? Ich sähe gar armselig aus und könnt' gar wohl in der Stadt betteln. Betteln, ja! Die Herrenleut' sind milder als die Bauern, die haben Kiesel statt der Herzen, und der Gemeindevorstand gar! Nun ja, unser Herrgott wird mit ihm abrechnen, aber eins freut mich halt doch: daß ich ihm stets das hintere Türl offen gelassen."

„Wollte er Euch?" fragte ich in einem Anfluge von Ironie.

„Ob er mich wollte? Jetzt bin ich freilich ein altes Weiblein, aber die alten Weiber waren auch einmal jung. Ob er mich wollte? Doch wen kümmert das?" murmelte sie und schwieg.

Mir fiel das Opfer vor der Messe ein; da ich jedoch wußte, daß derlei Volkssprüche oft einen zweideutigen Sinn bergen, unterdrückte ich die Frage, die mir schon auf der Zunge lag.

Sie deckte ein weißes Tuch über die Schwämme und entfernte sich, mir für das Geld zu Schmalz und Pfeffer dankend.

Ich mochte sie nicht geleiten. Ihre Bemerkungen jedoch bezüglich des Gemeindevorstehers reizten meine Neugier noch mehr und ich beschloß, dieser verwickelten Geschichte nachzuforschen.

Mit einem bißchen Unverschämtheit hätte man die Leute selbst verhört; wer weiß jedoch, sagte ich mir selbst, ob du die Wahrheit erfährst, denn in ihrer Vergangenheit scheint nicht alles licht zu sein.

Die Ferien begannen, so hatte ich zwei Monate hindurch anderes zu tun, und die Hütte in der Oede kam mir völlig außer Sicht. Erst im Spätherbst, da ich einmal zufällig von jenen Höhen Rauch aufsteigen sah, erinnerte ich mich an das Ehepaar und wählte bald darauf einen warmen, sonnigen Tag, es zu besuchen. Auch diesmal vergebens. Ich stieg rückwärts empor und warf mich auf das Moos unter den Föhren; bald nahm Eumäos meinen Sinn gefangen, nur von Zeit zu Zeit störte mich das Rasseln einer Eidechse und lockte den Blick über die verschwimmenden Zeilen in die Ferne, wo die Gletscher mit frischem Glanze strahlten und der junge Schnee, vom Braun des Heidekrautes, das den Berg in tieferen Lagen umsäumte, scharf abgegrenzt, das Auge fesselte.

Die Sonne nahte bereits dem Hocheder, ihr Licht zuckte spielend durch die Tangeln der Föhren, ich stand auf und suchte den Pfad, den arme Holzsammler, wenn sie das magere Reisig nachschleiften, tief eingefurcht haben.

Weiter unten traf ich Stanzl, sie saß auf einem Bündel dürrer Aeste, die sie mit Spagat verknüpft hatte, und schien zu rasten.

„Wie geht's, Alte?" rief ich, „wie habt Ihr den Sommer verbracht?"

„Dank Gott, recht gut, den Sommer hat ja der Herrgott ohnehin für die Armen gemacht, den Reichen schlaunt auch der Winter! Lieber Herr! Ihr seid mit mir schon öfter recht fein gewesen, möchtet Ihr mir jetzt nicht auch ein bißchen helfen?"

Ich zog die Börse, um ihr etwas zu geben.

Sie wehrte lächelnd ab: „Ihr meint auch, daß Euch jeder Arme, der Euch anredet, um Geld anbettle. Ist freilich gut zu brauchen! Ich möcht' Euch aber ersuchen, mir die Reiser aufzulegen. Mein Rücken ist alt und krümmt sich nicht mehr so leicht. Helft mir, lieber Herr! Ist ja auch ein gutes Werk."

Ich griff an und schob ihr die Last auf den Rücken.

Nachdem sie dieselbe bequem aufgeladen, wollte sie mit einem „Vergelt's Gott!" fort, ich gab ihr aber das Kleingeld, das ich ihr ohnehin bestimmt, und so schied sie doppelt zufrieden.

Ein Holzhacker, der zugeschaut, gesellte sich nun zu mir.

„Herr!" sprach er, „das ist recht, daß Ihr der gebt, der kann man es vergönnen, auch wenn man es selbst nötig hätte. Das sind arme Leute und brave Leute. Freilich stehen sie schwarz im Buche; Protokoll heißt man's ja, wo die Sünden von jedem aufgeschrieben werden, aber trotz dem Protokoll sind sie rechtschaffen, rechtschaffener als die Bauern oft mit hundert Jauch.

Tät's nicht sagen, allein Ihr schenktet ihnen was, und da wär's übel, wenn sie jemand bei Euch verschwärzen würde."

„Ich weiß," entgegnete ich, „weder im guten noch im bösen etwas von ihnen. Schon lang hätt' ich gern etwas erfragt, und wenn Ihr mir etwas mitteilen wollt, so soll's mir auf eine Halbe Bier nicht ankommen. Gehen wir dort in den Garten von Büchsenhausen, das Schloß schützt uns vor dem Wind."

„Ein Halbele!" schmunzelte er, „das tragt's mir an Werktagen nicht, aber ich will mir's verdienen. Kommt den nächsten Weg!"

Auf einem Felsensteig und quer durch den Anger erreichten wir die Planken, sprangen darüber und setzten uns an den nächsten freien Tisch. Während die Kellnerin zwei Krüge füllte, stopfte er sich das Pfeifchen und begann wie Aeneas sein Epos, indem er mich mitten in die Sache führte und eigentlich von hinten anfing.

Die Geschichte ist im Grunde genommen ziemlich einfach, sie schildert die Liebe und Treue zweier ehrlichen Leute, die nie den Boden der Sittlichkeit verließen, und auf ein reines Leben voll Leiden zurückblickend, sich mit der Hoffnung eines schönern Jenseits trösten, jedoch auch abgesehen davon den herrlichsten Lohn in ihrem Bewußtsein tragen.

Nachdem ich einmal einen Faden gefunden, war es mir leicht, auch noch andere zur Ergänzung des Gewebes zu entdecken und dieses in der Art zu vervollständigen, wie ich es jetzt vor dem Leser ausbreite. Zunächst will ich ihm den Ausdruck erklären, der auch mich, obwohl ich gar vielfältig mit dem Volk verkehre, als un-

gewohnt befremdete: „Vor der Messe zum Opfer gehen!“ Es bedeutet: Ein Paar lebt schon vor der Trauung im ehelichen Verhältnis.

Nun zur Sache.

Das uralte Dorf Hülzen zählt wenig vermögliche Leute, dafür stellt es aber eine tüchtige Anzahl Rauharbeiter, die nebenbei ein Häuschen und ein Stücklein Feld zum Anbau von Mais besitzen und daher, um sich durchzubringen, viel schwitzen müssen, ohne viel zu erwerben. Sever war der Sohn eines solchen Zimmermannes, der jedenfalls mehr Kinder in der Stube als Kühe im Stalle hatte und daher gezwungen war, ihre noch jungen Kräfte zum Unterhalt anzustrengen. Kaum war unser Sever der Schule entlaufen, so ging er schon vor sechs Uhr früh in die Stadt, wo er bei Mayrs Bauten vorläufig Mörtel zutrug. War sein Stammbaum nicht groß und berühmt, so war er doch makellos.

Anders bei Stanzl.

Ihre Mutter, ein armes Dienstmädchen, hatte das Unglück, einem Bürger zu gefallen, dessen Sarah längst zum alten Eisen gehörte, ihm jedoch schwerlich eine Hagar zugeführt hätte. Er lernte das Mädchen zufällig bei dem Metzger Norz kennen, wie sie gerade am Brunnen Kalbsfüße putzte, und wußte durch allerlei Umwege einzuleiten, daß sie für höhern Lohn in seinen Dienst trat. Er war ein Wachszieher, versah zahlreiche Kirchen mit Licht und verstand die Schlauheit gründlich, mit dem Rosenkranz in der Hand und einem Spruch des Thomas von Kempis im Mund weltliche, sehr weltliche Zwecke zu erreichen. Böse Zungen nannten ihn den Patriarchen. Nicht weil er ein so ehrwür-

diges Alter erreicht hatte, sondern weil er wie jene Erzväter auch viele Weiber liebte und gar manches Büblein und Mägdlein auf der Straße im Gewissen sein nennen durfte. Das schadete aber nichts. Er galt dennoch als frommer und rechtschaffener Mann, vor dem man die Kappe lüftete: besuchte er doch fleißig die Kirche, ließ Messen lesen und war in allen Bruderschaften eingeschrieben.

Stanzls Mutter war eine feste, dralle Dirne mit Holz an der Wand, eine Gestalt, wie sie der Satan in die Phantasie frommer alter Wachszieher malt, um sie zu verführen. Sie erlag denn auch richtig in den Armen unseres Heiligen ihrem Schicksale, bald empfand sie die Folgen ihrer Hingebung und vertraute ihm das Geheimnis. Er hatte in diesen Dingen Geschäftskenntnis und trug ihr an, sie nach Trient zu schicken, dort möge sie ihre Stunde abwarten, das Kind werde man bei einer welschen Frau ausstatten, und kein Mensch solle davon hören. „Tust du das," fügte er bei, „und beichtest zu Trient alles, dann kannst du bei der Fronleichnamsprozession wieder das Kränzchen tragen und gar leicht findet sich einer, der mit dir hochzeitet."

Sie war über die bodenlose Niederträchtigkeit des Heuchlers anfangs aus der Fassung geraten und glotzte ihn staunend an, endlich fand sie Worte und überschüttete ihn mit einer Flut von Schimpf, daß ihm Sehen und Hören verging. Sie erklärte ihm rundweg, daß sie ihr Kind in Welschland nicht aussetzen und lieber alle Schande tragen wolle. Tag und Nacht werde sie dafür arbeiten, und wenn er nicht seinen Teil als Vater dareinzahle, so — — sie schwieg zornig und

wendete sich gegen die Türe, hinter der des Wachslers Sarah einen Teppich für den Paramentenverein stickte.

Wie Borsten des Igels bäumten sich seine Haare, er keuchte vor Angst und schwor hoch und teuer, alles zu tun, was sie verlange, nur solle sie ihm mit solchen Drohungen nicht mehr heiß machen.

Sie sorgte dafür, daß er Wort hielt, und verriet ihn, weil er es hielt, nicht. Nach wenigen Jahren ergriff ihn jedoch die Herzwassersucht, er starb und machte im Testament eine große Anzahl frommer Stiftungen; an die Sprossen seiner sinnlichen Lust dachte er jedoch nicht, er überließ sie ganz einfach Gott Vater.

Stanzls Mutter schrie und lärmte, aber was half es? Sie hatte den Prozeß verspielt, ohne ihn angefangen zu haben und mußte zufrieden sein, daß sie von den Erben des frommen Mannes nicht als Verleumderin mißhandelt wurde. Gott hab' ihn selig!

Stanzl wuchs auf in Not und Elend: ihre Mutter brachte sie bei einem Bauern auf dem Pütrichhof unter, der sie für die blutigen Kreuzer des Lohnes, den jene als Magd verdiente, in Kost und Pflege nahm und ihr endlich beides, wie er sagte, aus christlicher Nächstenliebe umsonst gab, jedoch bald eine Dirne ersparte, weil sie sich rasch an die Arbeit gewöhnte.

Sie war freilich, wie man in Tirol derb, aber wahr sagt, der Fußfetzen, an dem jeder die kotigen Stiefel rieb, lernte dafür aber auch, sich wehren und die Welt ohne Vorurteil und ohne Liebe betrachten. Liebe! Der Bauer drückt sich in natürlichen Dingen sehr unumwunden oder vielmehr roh aus: so erfuhr sie denn

schnell über ihre Abstammung und Lage mehr als nötig und mußte als Vorwurf dulden, woran sie nicht schuld war.

Liebe! nur an einen dachte sie mit Wärme, es war Sever. Dieser hatte in der Schule das arme Ding mit wuchtigen Faustschlägen verteidigt, wenn es einer zu höhnen wagte, und als der Bube des Bauern, bei dem sie wohnte, ihr die Tränen ins Auge trieb, weil er sie einen ledigen Balg gescholten, schüttelte er ihn bei den Ohren, daß er blökte wie ein Schöps. Aber Sever war schon lang fort in die Fremde, um sich dort im Handwerk zu vervollkommnen.

So wurde sie sechzehn Jahr alt und schöner als die ehelichen Töchterlein der Gemeinde, — auch braver. Die Sünde der Eltern war nicht ihr Blut, kein unlauterer Tropfen hatte sich demselben beigemischt, und so war ihre Sittlichkeit nicht angelernt, sondern eine Gabe des Himmels, eine Anlage der Natur.

Aber auch der Sohn des Bauern, Thomas Pütrich, war herangewachsen und in das achtzehnte Jahr getreten. Er begann ganz allmählich ihr nachzuschleichen; sie wich ihm nicht aus, weil sie nichts von seinen schlechten Absichten ahnte, suchte ihn aber noch weniger. Endlich stieg er zu ihrem Fenster empor. Sie wollte sich gerade auskleiden. Als sie sein dummes Gesicht durch die Stäbe lächeln sah, löschte sie rasch das Licht, ergriff einen Topf und rief ihm zu, er solle augenblicklich verschwinden, sonst werde er ein zweitesmal getauft. Er gehorchte nicht, sondern rüttelte an den Stäben, um sich durchzuzwängen. Nun trat sie hinzu; draußen war Mondlicht, sie konnte daher alles genau bemerken, aber

er nichts im dunklen Raum des Zimmers; erst wollte sie den Topf an seiner Stirne zerschmettern, besann sich jedoch rasch, stürzte ihn über seinen Kopf und setzte ihm denselben wie einen Hut auf. Das Gefäß sank ihm bis zu den Schultern, er taumelte schreiend zurück, ein Kamerad, den er zur Unterstützung mitgebracht, mußte ihn befreien. Die Geschichte wurde bekannt, Thomas hieß von jetzt ab der „Gekrönte" und hatte viel auszustehen. Er schwur sich, daß Stanzl zur Rache für den Frevel ihm gehören müsse, dann wolle er davon auf der Straße und im Wirtshaus erzählen; wer zuletzt lache, lache am besten!

Er vermied es, ihr zu begegnen, um sie desto sicherer überraschen zu können. Lang lauerte er vergeblich, endlich traf er sie allein im Tennen, wo sie Strohbündel zum Häckselschneiden drehte.

„Eh!" grinste er, „du hast es mir letzthin schön gemacht, jetzt können wir abrechnen."

Stanzl schaute sich schnell um, ob ihr niemand zur Hilfe sei, denn sie erwartete von dem rohen Burschen das Niederträchtigste; — sie war ganz auf die eigene Kraft gestellt.

Entschlossen blickte sie ihn an.

Er wollte sich nähern. „Wenn du Häcksel schneiden willst," sagte sie, „so hast du hier Vorrat, ich gehe dann auf das Feld."

„Häcksel! da müßt' ich Stroh im Kopfe haben," lachte er, „abrechnen will ich mit dir!"

„Wir haben nichts auf der Kreide, du hast von mir nach Verdienst gekriegt."

„Spotten willst du noch? Du bist ja doch nur ein

lediger Fratz und gehörst drum der ledigen Lieb'!" rief er höhnisch, schlang den Arm um ihre Hüfte und wollte sie auf das Heu werfen; ihre Kraft, der Segen fleißiger Arbeit, war ihm jedoch weit überlegen, sie packte zornig mit der Linken seine beiden Hände, hielt sie wie in einem Schraubstock umspannt und bearbeitete ihm mit der Rechten beide Wangen so derb, daß es weithin klatschte und er, wie ein Schulbube trippelnd und in die Höhe hüpfend, durch das ganze Haus brüllte.

Der Alte kam gelaufen. Stanzl ließ Thomas los, dieser stürzte heulend zu seinem Vater und schrie: „Geschlagen hat sie mich, geschlagen!"

Um die Lippen des Mädchens kräuselte sich trotzig ein verächtliches Lächeln.

„Geschlagen," rief sie, „ja geschlagen! Hättest du den Buben gezüchtigt, brauchten es andere Leute nicht zu tun. Ich kann dir nicht erzählen, warum? — dunkles Rot flog über ihre Wangen — mag er es selber tun, der Schandkerl, du gibst mir noch heute meinen Lohn, den wir ausgemacht, und ich zieh' zur Stunde ab." Sie kehrte beiden den Rücken.

Ein Nachbar, der ihre Leistungen zu schätzen wußte, und dessen Anträge sie nur abgelehnt, weil sie, obwohl eigentlich jeder Grund fehlte, einige Rücksicht auf ihren bisherigen Brotherrn nehmen wollte, dingte sie sogleich für guten Lohn. Pütrich verweigerte in der Voraussicht, daß die gewöhnliche Bauernlogik nicht anschlagen werde, den Lohn, — ja, nicht einmal ihre Sachen wollte er ausfolgen, es seien ohnehin nur Geschenke von ihm. Sie wendete sich an den Pfarrer. Dieser bedeutete dem Bauern, er solle allsogleich den Liedlohn zahlen und

die Habseligkeiten Stanzls ausliefern, sonst könne Thomas noch im Zuchthaus studieren, was ihm mit einem ordentlichen Fünfundzwanziger als Trinkgeld nicht schaden täte für seine Lumpereien.

So trat Stanzl in neue Verhältnisse, und Thomas hatte das Nachschauen, mochte es ihm lieb oder leid sein. Er war jedoch eine jener klotzigen Dorfnaturen, in denen der Haß mit jedem Tag des Lebens mehr einrostet und verhärtet, oder, sollen wir vielleicht sagen, die Liebe! Bisher hatte er Stanzl so ziemlich als eine Leibeigene seines Hauses betrachtet, er glaubte auf sie ungefähr das Recht zu haben wie auf eine Kuh im Stalle — doch jetzt! —

Jetzt stand sie ihm frei und gleichberechtigt gegenüber.

Er mußte sie, mochte er sich auch gegen dieses Gefühl sträuben, achten, mehr als die andern Bauernmädchen, die mit ihm, dem künftigen Erben des prächtigen Pütrichhofes, eben nicht spröde taten. Er mußte sie achten — — wäre sie nur kein lediges Kind gewesen, ja dann vielleicht — — aber so! —

Er konnte trotzdem den Gedanken an sie nicht los werden, und ging zu oft an dem Hause des Nachbars vorbei, als daß es nicht aufgefallen wäre. Einmal hörte er über den Zaun vom Knecht das Schnadahüpfl:

„Das Oechsl muß gean,
Wo man's hinführt am Soal,
Und der Thomas, der wär ja
Der Stanzl leicht foal!“

Er ballte die Faust; seit ihn jedoch das Mädchen

so gezüchtigt, war er etwas kleinlaut geworden und schlich ohne etwas zu entgegnen heim.

*

Fronleichnam nahte. Auf dem Land ist dieser Tag ein wahres Fest, das alle Lebensalter und Stände vereinigt, es ist aber vorzüglich ein Fest der Jugend, die es im schönen Schmuck der Frühlingskränze feiert. Da klimmt der lustige Schütz vorher auf das Joch; er pflückt Steinprimeln und Eisglöckchen, um sie seinem Diendl zu bringen; sie lugt schon etliche Wochen früher durch alle Gartentüren, die schönsten Nelken, den üppigsten Rosmarin zu erspähen, zu einem Sträußchen, das der Bub' an der Brust trägt. Da fängt manche Liebe an, die mit einer Ehe schließt, und so freuen sich beim Fronleichnamstag die Alten ebenso sehr der Gegenwart, die schöne und starke Kinder vertreten, als der Erinnerung an jene Tage, wo sie auch jung waren und sich putzten.

Darum gibt es für ein gefallenes Mädchen kein größeres Leid, als ausgeschlossen zu sein vom Festzuge, der durch die Gassen und Felder wallt, und könnten Tränen ein verwelktes Kränzlein auffrischen, so wäre dies Wunder gewiß wie an Aarons Stabe schon geschehen.

Am Vorabend von Fronleichnam ging Thomas zwischen den Beeten seines Gartens hin und her, musterte die Blumen und dachte wohl manchmal: „Wär' sie noch da, müßt' sie mir den Strauß binden und dürfte selbst das schönste für sich zum Kranze wählen. Aber recht geschieht ihr, ganz recht und noch einmal

recht.“ Sein Gesicht verfinsterte sich zusehends wie die Wolken ober der Frauhitt und der Donner, der droben zu rollen begann, fand lebhaften Widerhall in seinem Unmute.

Und Stanzl? Die dachte nicht an ihn. Sie war in ihrer Stube, sorgsam plättete sie jedes Fältchen des weißen Gewandes, hier und da schweifte ihr Blick zu den Rosenknospen, die in einer Schale mit Wasser lagen und morgen in ihrem Kranze prangen sollten. Der Herr Pfarrer hatte ihr eine hohe Ehre zugedacht, sie sollte mit drei braven Mädchen die Madonna tragen, welche, die Augen demütig gesenkt, die Hände gefaltet, die Mondsichel zu Füßen, gegen die vergebens eine Schlange zischt, in der Kirche stand.

Das Krachen der Böller kündigte den hohen Tag an. Im Dorf waren Altäre aufgerichtet, Kinder streuten grüne Zweige und allerlei Blumen, wo das Sanktissimum einkehren sollte. Die Glocken begannen zu läuten, erst eine, dann alle im Chor, weit auf flogen die Kirchtore, und der Priester, die funkelnde Monstranz in der Hand, schritt würdevoll heraus. Vier Greise trugen den purpurnen Thronhimmel, von dem schwere Quasten niederhingen, dann folgten paarweise die Honoratioren, darauf die Schützen mit den Klängen des berühmten Marsches, die so schrecklich sind, daß 1809 ein Bataillon Franzosen davor durchgebrannt sein soll; dann die Männer mit den langen Röcken, Rosenkränze zwischen den Fingern, endlich die Mädchen, — wie schön war Stanzl!

„Ah!“ murmelte Thomas, der mit einigen Strolchen über die Kirchhofmauer spähte, als er sie erblickte.

„Ah!“ wiederholte er noch einmal und spürte die Fäuste eines Kameraden zwischen den Rippen, der ihn so zu schweigen zwang.

„Ah!“ spöttelte dieser, „deine Magd trägt mit den besten Bauernmädchen die Mutter Gottes, das ist eine Ehre auf all die Unehre, die du ihr angetan. Schau nur, dir gönnt sie keinen Blick mehr!“ Dennoch hatte ihn ihr Auge gestreift, ein leichter Schatten flog über ihre Stirne, flüchtiges Rot färbte die Wangen.

Er biß in die Lippe. Es war wirklich so, der Pfarrer hatte das ledige Mädchen den besten gleichgestellt und sie dadurch so erhoben, daß es fast einer Legitimation gleich galt. Es war wirklich so!

Er hatte geglaubt auf Stanzl ein Recht zu haben, wie auf eine Sache und sie danach angefaßt; sie lehrte ihn handgreiflich, daß nur sie selbst über sich zu verfügen habe; die Haltung des Pfarrers und der Gemeinde bewiesen ihm, daß auch andere sie als vollberechtigt und ebenbürtig ansahen. Er würde also dem Bauernhochmut nichts vergeben, wenn er ihr die Hand böte. Fast verwünschte er seine Frechheit, eine Art Reue beschlich sein rohes Gemüt, — bei einer Wendung des Zuges stand sie ihm gegenüber, und er mußte hören, wie ein Bursch nebenan flüsterte: „Die Stanzl ist halt die schönste in ganz Hülzen.“ Doch empfand er dumpf, daß hier kein Ausgleich mehr möglich sei, der Stolz des Erben vom Pütrichhofe und der Trotz des Mannes, der sich von ihr gebändigt sah, wie er es nie verzeihen durfte, erwachte in ihm. Finster drückte er den Hut in die Stirn und verließ den Platz. Etliche Gläser Likör, denn gemeinen Schnaps trank er nicht, um auch da-

durch zu zeigen, wer er sei, stellten seine gute Laune wieder her, umsomehr, da sich auch Schmeichler, die nicht zahlen wollten, einfanden und ihn priesen über das grüne Kraut.

„Ja,“ meinte einer, „für dich sind halt die Bauernmädeln eben gut genug zum Abschmutzen, du holst eine Frau aus der Stadt, vielleicht gar ein adeliges Fräulein aus dem Eisburgschlößl nebenan, verdienst's auch!“

Eine neue Flasche wurde entkorkt.

Werfen wir auch noch in Stanzls Seele einen Blick. So lang sie auf dem Pütrichhofe war, hatte sie in Thomas nie etwas anderes gesehen, als den Sohn ihres Dienstherrn, vielleicht daß sie einmal, wenn sie sich mit der Zukunft beschäftigte, auch daran dachte, er könne nach dem Tode des Alten ihr Gebieter werden. Seine Untugenden und losen Streiche kümmerten sie nicht, es war Sache des Vaters, ihn zu erziehen, ihr Verhältnis zum Hause faßte sie allmählich nur mehr vom Gesichtspunkte eines Vertrages, das bezeichnet die Erlebnisse eines so jungen Gemütes mehr als hinlänglich. Hatte er der Verlassenen, die nach dem Tode der Mutter niemand besaß, auch nur ihre Klagen anzuhören, wenn seine Roheit sie tiefinnerst verwundete, einige Teilnahme gezeigt, vielleicht wäre aus der Dankbarkeit die Liebe entsprungen; so jedoch lernte sie ihn, sobald er sich mit ihr zu beschäftigen begann, als einen gemeinen Feind kennen, niedrig genug, ihr auch noch das zu rauben, was ihr allein Halt und Selbstbewußtsein verlieh. Als sie den Pütrichhof verlassen, entging es ihr nicht, daß er ihre Nähe suche. Ohne danach zu fragen, ob ihn jetzt vielleicht edlere Absichten leiteten, fühlte sie

sich fast verletzt. Gleichgültigkeit, ja sogar Haß kann am Gluthauch der Liebe schmelzen — aber Verachtung — darüber hinaus gibt es nichts mehr. Vielleicht hält es manche Leserin für ein lächerliches Paradoxon, wenn wir behaupten, sie hätte sich eher mit ihm ausgesöhnt und seine Hand genommen, wär' es seiner Ueberkraft gelungen, sie zu bewältigen, als jetzt, wo sie ihn wie einen Knaben, der verbotene Trauben naschen will, gezüchtigt hatte. Diese Szene schied sie unter jeder Voraussetzung von ihm, würde sie von ihm geschieden haben, selbst wenn sich bereits in ihrer Brust Liebe für ihn geregt hätte.

*

So verging der Sommer. Im Spätherbst kehrte Sever, der beim Bau der Festung in Ingolstadt gearbeitet, wieder zurück. Sie sah ihn ebenso zufällig in der Kirche als er sie, beide waren sich fast fremd geworden und kümmerten sich nicht weiter um einander. Wahrscheinlich sagte sich jedes im stillen, er oder sie hat mich gar nicht mehr erkannt, ist doch zu viel Zeit seit dem letzten Beisammensein verstrichen.

Da ließ Stanzls Dienstherr eine Stallmauer, die einzufallen drohte, abbrechen und neu aufführen. Die Arbeit wurde Sever, der sich eines guten Rufes erfreute, übertragen, und so führte ihn denn der Zufall mit Stanzl zusammen. Sie plauderten, sie blickten sich an, er mochte an der saubern Dirne, sie an dem wackern Burschen, der stets voll guter Laune mit Mörtel und Kelle hantierte, Gefallen finden, alte kindliche Erinnerungen erwachten und wurden wohl auch im Gespräch

berührt. So wurden sie vertraut, ohne daß ein ausgesprochenes Verhältnis sich gebildet hätte.

Zu Martini feierten Maurer und Zimmerleute, deren Arbeit der Winter einstellte, ein kleines Fest. Weib oder Geliebte — jeder brachte mit, was er hatte, und wer auch kein Band geknüpft, durfte ein Mädchen einladen, damit es nicht an Tänzerinnen fehlte. Sever, der sein Herz weder in der Fremde zurückgelassen, noch in Tirol verloren hatte, dachte an Stanzl fast mit dem Gefühle des Mitleids, denn er wußte, daß sie bisher zwar sehr viel gearbeitet, aber wenig Vergnügen genossen habe. Sie nahm seine Einladung mit aufrichtiger Freude an, wollte sie doch auch einmal hören, ob die Hülzinger außer der Kirchenmusik und dem berühmten Marsche zum Tanz aufspielen könnten. Ihr Dienstherr, bei dem sie Sever bescheiden ausbat, hatte nichts einzuwenden; „wird was draus," meinte er, „so ist es ja ganz recht, beide sind gesund und arbeitsam und zum übrigen mag Gott helfen."

So gingen sie denn Sonntags mit Einbruch der Dämmerung zum Wirt. Allmählich wurde auch hier die uralte Geschichte neu, über das „wie" habe ich nichts erfahren, was die Neugierde reizen könnte, und so nehmen wir für diese Nacht von beiden Abschied, wo er an der Haustür dem verschämten Mädchen ein Bussel raubte.

Tags darauf paßte er hinter dem Zaun, bis sie in den Stadel gehe, Heu für das Vieh zu holen. Durch ein Astloch erblickte er sie und rief nach ihr. Sie näherte sich errötend, und so machten sie es wie Pyramus und Thisbe, aber glücklicher als diese, mit der Hochzeit

richtig. Sie sollte nach drei Jahren — bei unseren Arbeitern geht das nicht so Knall und Fall — gefeiert werden, bis dahin hoffte er sich zu dem wenigen, was er besaß, etwas zu ersparen, und sie, an Feierabenden eine kleine Ausstattung fertig zu kriegen.

Sever, der in jeder Beziehung ehrenhaft dachte, wollte das Mädchen nicht ins Gerede bringen und ging, anstatt die Liebschaft durch das Astloch fortzusetzen, allsogleich zum Bauer, dem er seine Angelegenheit kurz und bündig vortrug.

„Gedacht hab' ich mir's," antwortete dieser, „aber nicht davon geredt. Das Mädchen hat keine Eltern, und so kommt es mir zu, sie als christlicher Hausvater in acht zu nehmen. Ich widerspreche nicht, obwohl ich meine beste Magd verliere, denn ihr paßt ja ganz gut zu rechtschaffenen Eheleuten. Auch mit den drei Jahren bin ich einverstanden, ich werd' es bei der Gemeinde befürworten, und dann mag der Böller krachen. Du bist übrigens gescheit genug, um zu begreifen, daß ich weder eine Lallerei, noch eine Lapperei gern sehe. Magst also am Feierabend auf meinen Hof kommen und bei Stanzl sein; dann aber gehst zur rechten Zeit heim, und sie arbeitet und du arbeitest die Woche durch, wie es sich für fromme Leute schickt. So, steht in einer Legende, haben es der heilige Joseph und die Mutter Gottes in ihrer Brautschaft auch gemacht und hat sie keine schlechte Nachrede troffen, und sind doch die Juden weit ärger gewesen als die Hülzinger."

Sever war es zufrieden, aber Thomas nicht.

Dieser ergrimmte heftig, daß nun der Rauharbeiter Stanzl haben solle, die den Erben des Pütrichhofes zu-

rückgestoßen; Neid mischte sich zur Eifersucht oder überwog diese, er hatte so ungefähr die Empfindung, als wäre er auf dem Viehmarkt, feilschte um ein prächtiges Rind, ein anderer käme ihm zuvor und führte es mit einem kleinen Zuschlag vor seiner Nase weg.

Auf ihre Entscheidung kam es nicht an, sie war in seinen Augen wieder Sache, und Sever sollte es büßen, daß er den Vorkauf gewagt.

Für jetzt ließ er alles auf sich beruhen, nahte doch der Frühling, wo jener wieder nach Ingolstadt als Maurer wandern sollte.

Im Herbst versuchte er es dem Dienstherrn Stanzls gegenüber mit spitzen Reden, wurde jedoch so derb abgefertigt, daß er sich ferne hielt. Die Brautleute benahmen sich überall so anständig, daß sie eher für Geschwister gelten mochten und vermieden auf diese Art jede üble Nachrede, ja, man sprach kaum von beiden. So wurde die Aufmerksamkeit des Pütrichsohnes, der sich einem wüsten, ausschweifenden Leben ergab, ziemlich abgelenkt, er schien Stanzl, die ohnehin sehr selten und nur im Vorüberstreifen mit ihm zusammentraf, fast vergessen zu haben.

Da nahte der letzte Herbst. Sever gab sein Gesuch um die Heiratsbewilligung ein, und nun erst wurden die Zungen entfesselt. Man erinnerte sich des „Gekrönten" wieder, Thomas wurde von allen Seiten geneckt, er mußte sich sogar, als er Zoten riß, von einem Bauern im Wirtshause sagen lassen: „Wie wohl tät's dir, du Lump, wenn dich die Stanzl gemögt hätt'. Was du seitdem Geld verputzt hast, ist mehr, als das Heiratsgut der reichsten Bauerndirne, und das hätt' sie

dir durch ihre Sparsamkeit erhalten. Zieh' du überhaupt kein braves Mädel wie Stanzl in deinem unflätigen Maul herum, oder wir schlagen dir drauf." Thomas mußte schweigen, aber sein Herz schwoll von Gift.

Er ging beiseite, bezahlte die Zeche und humpelte schwerfällig fort. In der engen Gasse, die zur Kirche emporführt, erblickte er eine kleine Strecke Weges vor sich Sever, wie er schleunig vorwärts schritt. Da er nicht wagen durfte, ihn anzugreifen, wollte er ihn wenigstens verhöhnen, das könne der arme Rauharbeiter dem großmächtigen Dorfmagnaten nicht verbieten. Jener hatte bereits das Gitter erreicht, das den Friedhof abschloß und ein kleines Plätzchen begrenzt, wo sich vor und nach dem Gottesdienste die Burschen gruppieren, teils plaudernd, teils die Mädchen erwartend. Dieser Platz schien Thomas der geeignetste. Er sang:

„Schaut Sever nur und Stanzl an,
Juchhe!
Die Bettler wöll'n Hochzeit han,
Juchhe!
Sie laden ein den Floh, die Laus,
Juchhe!
Und kaufen sich ein Schneckenhaus,
Juchhe!"

Sever hatte ihn beim ersten Laut erkannt, änderte jedoch seinen Schritt nicht, sah sich auch nicht um, weil er es nicht der Mühe wert hielt, mit dem Burschen anzubandeln. Das ermutigte Thomas noch mehr und er kreischte sein Schandliedl so laut, daß einer der Bursche rief: „Sever, leid'st das?"

Dieser kehrte sich um und maß Thomas mit einem finstern Blick. „Ob ich es leide?“ wandte er sich an die Burschen, „wär' es nicht eine Schmach, wenn ich den Saububen bei den Wascheln kriegen wollt', den schon mein Mädel geschüttelt hat?“

Lautes Gelächter erschallte. Thomas hatte verspielt und drückte sich verblüfft davon. In einer Winkelkneipe erwarteten ihn seine Saufbrüder, dort erzählte er, was ihm widerfahren und forderte sie auf, ihm zur Rache behilflich zu sein, da er ihnen bereits mit mancher Halben die Gurgel gewaschen.

„Wahr ist's!“ schrie einer aus dem Chor, schämen müssen wir uns insgesamt, aber wart', heut' pussen wir dem Sever auf, wenn er von der Stanzl geht, und prügeln ihn, daß er drei Wochen ins Spital muß. Dann aber gehen wir ins Wirtshaus und Thomas wichst uns dafür Punsch auf.“

„So viel ihr mögt!“ schrie dieser im Vorgenuß der Rache.

Sie wußten genau die Stunde, wo Sever gewöhnlich von Stanzl Abschied nahm. Etwa hundert Schritte vom Haus des Bauern legten sie sich an einem Zaun auf die Lauer, das Dunkel der mondlosen Nacht verhüllte sie völlig. Nichts Arges vermutend, schritt Sever vorüber. Da sprang Thomas auf und sang:

„Schaut Sever nur und Stanzl an,
Juchhe!“

Sever ergrimmte. „Wart', du Hundsfott,“ schrie er, „diesesmal will ich dich züchtigen!“

Lautes Hohngelächter antwortete, überall stürzten die Buben hervor und fielen ihn an. Er riß einen

Zaunstecken los und schlug, sich verteidigend, blindlings zu.

Ein gellender Schrei ertönte, Sever sprang rasch über den Zaun und enteilte.

Am nächsten Morgen erfuhr er, man habe Thomas mit zerschmettertem Schienbein heimgetragen, der alte Pütrich sei bereits zu Gericht. Sever sah die Sache sehr ruhig an, er wußte, daß Selbstverteidigung erlaubt sei und getraute sich einen Eid abzulegen, er habe nicht beabsichtigt, Thomas so schwer zu schädigen. Bald wurde ihm die Vorladung gebracht. Wie staunte er, als die Klage dahin lautete, er habe seinem Gegner aufgelauert, ihn angefallen und zu Boden geschlagen. Nur dadurch sei dieser noch ärgerer Mißhandlung entrissen worden, daß jene Burschen herbeieilten und ihn über den Zaun versprengten. Sever mochte erwidern, was er wollte, alle Zeugen waren gegen ihn. Das ganze Dorf sprach zu seinen Gunsten, der üble Leumund der Ankläger verringerte den Wert ihrer Angaben, das rettete ihn nur vor dem Zuchthause, aber nicht vor einer Strafe, die damals nicht selten über Raufbolde verhängt wurde. Er ward auf vierzehn Jahre zum Militär abgestellt!

O goldene Träume der Zukunft, wohin entschwandet ihr! Hätte Sever beim Militär eintreten wollen, er würde, da Ersatzmänner sehr gesucht waren, eine Summe von mehr als tausend Gulden erhalten und nur acht Dienstjahre gehabt haben. So verlor er durch einen Bubenstreich die beste Zeit seines Lebens, konnte während derselben nichts ersparen und sah das schönste Ziel in unberechenbare Ferne gerückt. Wenn dem harten,

vielgeplagten Mann bei diesem Urteil die Tränen in die Augen schossen, so war es ebenso sehr das eigene Schicksal, das ihm dieselben auspreßte, als die Erinnerung an Stanzls Los, für das er sich gewissermaßen verantwortlich fühlte. Er fand sich im Gewissen verpflichtet, sie ihres Wortes zu entbinden und ging, um dies zu tun, am letzten Abend, der ihm noch vergönnt war — tags darauf mußte er mit einem Transport nach Italien — schweren Herzens zu ihr. Sie hatte ausgeweint. „Lieber Herrgott!" — war, als sie das Unglück erfahren, ihr Nachtgebet, auf das sie jedoch nicht wie gewöhnlich sanft einschlief — „lieber Herrgott, warum hast du mir das getan? Hab' ich nicht genug gelitten mein Leben lang? Aber ich will nicht klagen; was du mir bisher auferlegt, schlug mir ja zum guten aus; nur gib mir Kraft, es zu leiden, gib mir vor allem Kraft zum letzten Abschied von Sever!"

Sie erwartete ihn vor der Kammertür und winkte ihm mit der Hand, zu folgen. Beklommen trat er ein. Auf dem Tische lag der Kranz aus künstlichen weißen Rosen, der sie bei der Hochzeit schmücken sollte, sie ergriff Severs Hand, beide blickten sich stumm und schmerzlich in die Augen, er wollte reden, vermochte aber kein Wort zu stammeln. Sie schien seine Gedanken zu erraten. „Komm," sagte sie, „wir wollen unser letztes Wort nicht hier sprechen," und ergriff den Kranz. Rasch, ohne umzuschauen, eilte sie zur Kirche, Sever schritt eilig nach. Der geweihte Raum war bereits dunkel, am Hochaltar glomm die ewige Lampe und warf ihren zitternden Schimmer durch die Halle, auf dem Seitenaltar stand das Bild der Himmelsjungfrau mit

dem Sternendiadem, das Stanzl beim Fronleichnamsfeste im feierlichen Zuge getragen hatte. An der Mauer ringsum hingen Votivtäfelchen, Wachsfiguren und Inschriften zum Danke für so manche Gnade, die das Volk hier zu erwerben glaubt.

Sie traten auf die Stufen des Altars. Stanzl hängte den Kranz auf und wendete sich dann zu Sever:

„Die Mutter Gottes mag ihn aufbehalten, bis du zurückkehrst und ihn mir ins Haar schlingst."

Sever preßte sie schluchzend an die Brust, drückte einen Kuß auf ihren Mund und eilte stumm fort. Sie kniete vor dem Gnadenbilde nieder, die Hände gefaltet, tief gebeugt betete sie inbrünstig, bis der Küster die Kirche schloß und sie sich entfernen mußte.

Thomas hatte übrigens durch seine Niederträchtigkeit nichts gewonnen, jeder ehrliche Mensch mied seinen Umgang; als er sich Sonntags zu anderen Bauernburschen an den Wirtstisch setzen wollte, jagten ihn diese schimpflich davon. Er wurde wilder und ausgelassener von Tag zu Tag. Da starb sein Vater; nicht der Tod desselben, wohl aber das Erbe, das er jetzt als eigen antrat, bewirkte eine Veränderung seines Benehmens. So wie er früher verschwenderisch gewesen, wurde er jetzt karg und geizig, kein Dienstbote wollte mehr bleiben, weil er die Laus um den Balg prelle. So herrschte auf dem Pütrichhofe weder Zufriedenheit, noch Freude. Ans Heiraten dachte Thomas kaum; erst nehme man ein Weib ins Haus, dann komme ein Haufen Kinder nach, daß jeder Tisch dafür zu klein sei; Gott Vater möge diesen Segen behalten, ihm sei er zu kostbar.

Er konnte sich übrigens auch nicht beklagen, daß ihm

die Mädchen nachsetzten, ihren Zumutungen entrann er leicht mit seinem krummen Fuße — der blieb ihm als Andenken an Severs Schlag — nicht einmal die ärmste Dirne trug Sehnsucht nach ihm. Nur von einer alten Pfarrhäuserin erzählte man, sie habe ihn heiraten wollen. Weil ihr der Hochwürdige ein hübsches Säckchen Taler hinterlassen, war Thomas nicht abgeneigt, sie zu nehmen. Sie konnten sich aber nicht verständigen, wer die Hochzeit ausrichten solle und so zerschlug sich das Geschäft.

Stanzl sprach von ihrem Unglück mit keinem Menschen, still und gefaßt arbeitete sie wie früher; hätte sie sich um andere Leute gekümmert, wäre ihr vielleicht die allgemeine Achtung ein Trost gewesen. Zu jeder heiligen Zeit brachte der Briefbote ein Schreiben ihres Sever; er redete wenig von Lieb' und Treue, erkundigte sich aber genau, ob es ihr wohl gut gehe, und erzählte dann, wohin ihn der Marsch überall geführt, von Städten, Ländern und Flüssen. Nur einmal kam ein Brief, nachdem der andere kaum vierzehn Tage alt geworden. Er verkündete ihr kurz, der Major habe ihn zum Unterjäger ernannt.

So verfloß Stunde um Stunde, Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat, endlich waren die vierzehn Jahre voll. Es drohte Krieg, die Ausgedienten wurden nicht entlassen, und so mußte auch Sever noch ein Jahr aushalten, es kam ihm länger vor als die vierzehn, die er bereits ertragen. — Die Stunde der Befreiung schlug auch ihm. Als er Gewehr und Bajonett ablegte, dachte er nur an die Maurerkelle und den Hammer, die er jetzt führen werde, um nicht mehr

zwangsweise kaiserliches Brot, sondern das eigene zu essen. Sorgfältig wickelte er den Abschied in Papier und steckte ihn in die Brusttasche. In eine abgetragene Montur gekleidet, den Zwilchsack auf dem Rücken, machte er sich auf den Weg. Zu Bozen schrieb er an Stanzl und bezeichnete ihr Tag und Stunde seiner Ankunft. Als er hinter Steinach den wohlbekannten Grat des Joches, der ober Hülzing hinzieht, erblickte, jauchzte er seit fünfzehn Jahren zum erstenmal wieder auf und erschrak dabei fast über sich selbst. Hätte er nicht an Stanzl geschrieben, so wäre er trotz der Ermüdung die ganze Nacht marschiert, um sie zu überraschen. So blieb er in Steinach. Andächtig wohnte er in der Pfarre dem Hochamt und der Predigt bei und machte sich, nachdem er ein mäßiges Frühstück genommen, auf den Weg. Ueberall blühten die Kirschbäume, die Lerchen sangen, als wäre es ihm zu Ehren, er steckte frohen Mutes ein grünes Zweiglein auf den Hut. Zu Schönberg hielt er Rast und aß Mittag. Erst um vier Uhr brach er auf, um nicht bei Tag anzukommen und so zudringlicher Neugier auszuweichen. An der Ecke, wo die Straße abwärts zieht, stand ein Kreuz zwischen zwei Zirbeln, die jetzt längst niedergeschlagen, zerhackt und auf dem Herde verbrannt sind. Von dort erblickt man durch einen Ausschnitt des Waldes zuerst das Mittelgebirge und Hülzen mit seiner alten Kirche. Sever hemmte den Schritt, sein Herz pochte heftig an die Rippen, ihm unbewußt schlich eine Träne über die braune Wange. Er zog den Hut, faltete die Hände und, den Blick zum Kreuz erhoben, dankte er inbrünstig, daß ihn der Herrgott aus so vielen Gefahren glücklich heimgeführt,

und empfahl ihm seine Zukunft. Dann schritt er vorwärts.

In der Schupfen, einem Wirtshause etwa eine Stunde von Innsbruck, wollte er noch einkehren; etwa hundert Schritte, ehe er sie erreichte, kam ein Weibsbild bäuerlich gekleidet des Weges, er sah sie verwundert an — sie ihn —

Sever! Stanzl!

Nachdem sie sich von der ersten Ueberraschung erholt, betrachteten sie einander, in die Freude des Wiedersehens mischte sich Wehmut, denn jedes trug vom andern ein schönes Bild in der Seele, das schöne, glänzende Bild der Jugend.

„Gelt', Stanzl," begann Sever mit der Hand über das dünne Haar an den Schläfen streichend, „ich bin älter geworden!"

„Ich auch nicht jünger," erwiderte sie treuherzig, „und wärst du hundert Jahr', wollt' ich dich immer an den Augen kennen!"

Er hatte freilich das vierzigste Jahr schon beträchtlich überschritten, sie war in dasselbe soeben eingetreten; ihr Gesicht hatte den Reiz der Jugend verloren, um Wangen und Lippen lagen Fältchen, fast so viel als an der reinlichen weißen Halskrause.

Sie vergaßen alles; die heilige Treue, die sie für einander trugen, sollte der Boden sein, wo die alte Liebe neue Blüten trieb — fort und fort bis ins graue Alter.

Ueberlassen wir sie den Gefühlen der Erinnerung und einer freudigen Gegenwart; auch ihre Gespräche in der Schupfen, wo Sever eine Halbe vom Bessern

aufstellen ließ, und beim Heimweg haben wir überhört, nur des Planes für die Zukunft sei kurz gedacht.

Sever wollte sich zu Hülzen bloß kurze Zeit aufhalten und dann schnell nach Schwaben, um dort als Maurer zu verdienen; nach seiner Rückkehr im Spätherbst war die Hochzeit angesetzt. Er hatte einiges Geld von früherer Zeit erspart, auch ihr Kasten barg einen alten Strumpf — dieser pflegt nämlich das Portefeuille armer Knechte und Mägde in Tirol zu sein — einen alten Strumpf bis zur Ferse voll Zwanziger — etwa hundert Gulden, das konnte für den Anfang ausreichen. Vor seiner Abreise reichte Sever dem Gemeindeausschuß das Gesuch um Heiratsbewilligung ein, bis zu seiner Rückkehr konnte es erledigt sein, die Ausstattung lag ja schon von früherer Zeit fertig in Stanzls Kasten.

So war alles in schönster Ordnung, nur die Bewilligung des Gemeindeausschusses blieb aus.

Hier waren, seitdem Sever beim Militär diente, die alten Mitglieder, die ihn gekannt und geachtet, ausgeschieden und neue, zumeist reiche und wohlhabende gewählt worden. Sogar Thomas hatte, trotzdem, daß er überall als schofler Kerl galt, Zutritt erlangt, er wolle jetzt, sagte er, die Gemeinde wirtschaften lehren. Der neue Ausschuß machte es zur Hauptsorge, nach Kräften die Vermöglichen vor jeder Last zu schützen und ihre scheinbaren Vorrechte mit einem wahren Dorngehege zu umzäunen. Da wurde gemurrt, daß man so viel zur Unterstützung armer Witwen und Waisen zahlen müsse; allsogleich beschloß man, keinem Arbeiter mehr die Heirat zu gestatten, wenn er nicht Grund

und Boden besitze, und auch letztere Ausnahme wurde nur gemacht, weil die Regierung in diesem Fall stets gegen die Gemeinde entschieden hätte.

Stanzl hatte, um nicht üble Nachrede aufzurühren, im Lauf des Sommers sich nie um das Los des Gesuches beim Gemeindeausschuß gekümmert; hätte sie das höhnische Gesicht des Thomas bemerkt, wenn er ihr zufällig begegnete, sie würde es leicht erraten haben. Nach Kirchweih kam Sever aus Schwaben, er zeigte ihr die ersparten Taler, die in der Zeit des Papiergeldes doppelten Wert hatten, voll Freude, und verabredete mit ihr noch einiges. Am nächsten Morgen begab er sich zum Gemeindevorsteher, — sollen wir den Schmerz des Armen schildern, als er den abschlägigen Bescheid erhielt, einen Bescheid, der ihm auch für die Zukunft, wenn er nicht auf die Hilfe eines außerordentlichen Zufalls rechnete, die Ehe unmöglich machte. Was half es ihm, daß er auf seine gesunden Arme, auf die Erwerbsfähigkeit Stanzls, auf das ersparte kleine Kapital verwies! Das überzeugte die Engherzigkeit der Geldprotzen im Ausschuß, wo Thomas schürte, nicht im mindesten. Freilich half sich mancher dadurch, daß er mit der Erkorenen in wilder Ehe lebte, wo sodann die kurzsichtige Gemeinde unversehens die Sprößlinge erhalten mußte, bis endlich mit Ingrimm die langersehnte Heiratsbewilligung erteilt ward; diesen Ausweg hätte Sever nie betreten, nicht einmal die leiseste Versuchung empfand er dazu.

Stanzl hörte weinend die Unglücksbotschaft; hatte sie ihn einst in der Kirche aufgerichtet, als er vor dem Abmarsch zum Militär verzagen wollte, so war es jetzt

seine ruhige männliche Fassung, die ihr zur Stütze diente. „Aushalten! liebe Stanzl,“ sagte er schmerzlich bewegt, „aushalten muß unsere Parole sein, der Herr weiß Grund und Ursache zu allen Dingen; hat er uns so weit geführt, wird er uns auch jetzt nicht verlassen.“

Aushalten! sie blieben bei ihrer Parole, die Treue, die sie gegenseitig bewahrten, lieh ihrem Bewußtsein die heilige Weihe eines Sakramentes und erfüllte sie in trüben Tagen mit einer Art Beruhigung.

Eine alte Freundin riet Stanzl, in die Lotterie zu setzen, diese trügerische Zuflucht der Verzweifelnden, denen durch ein Hazardspiel manchmal der letzte Bissen vom Mund, das letzte Kleid vom Leibe geschwindelt wird. Sie wies es zurück, nicht weil sie an der möglichen Wirksamkeit dieses Volksmittels zweifelte, sondern weil sie Gott nicht versuchen wollte, der es ihr und Sever auferlegt, sich durch die redliche Kraft der Hände den Herd zu gründen. Wollte Gott zu solchen Mitteln greifen, werde er's selbst tun, ohne daß sie es ihm nahe gelegt.

Weder Sever noch Stanzl dachten mehr an Thomas; er war ihnen fremd geworden, lagen doch viele Jahre zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart. Allein um so öfter dachte er an sie, sein Groll besänftigte sich mit dem Alter nicht, ein Zeugnis für seine ursprünglich schlechte Natur. Es war ihm nicht genug, nach Möglichkeit beizutragen, daß sie ihrem Ziele fern blieben, sie sollten nicht einmal im Winter die Freude des Umganges und gegenseitigen Trostes haben. Bei einer Sitzung des Gemeindeausschusses, wo der Pfarrer

zugegen war, erhob er sich; nachdem er lang über die schlechten Zeiten geschimpft, wo jeder Proletarier ein Herr sein wolle, gab er als Grund alles Elendes die wachsende Sittenlosigkeit an, und bezeichnete als die wesentliche Pflicht der Gemeinde, diese in der Wurzel zu zerstören, dann werde auch der Segen des Himmels wiederkehren. Er blickte seufzend nach oben, einige seiner Zuhörer stießen sich schmunzelnd mit den Ellenbogen. „Ich getrau' mir's kaum zu sagen," fuhr er fort, „es sind arme Leute, aber arme Leute sind nicht immer gute Leute. Da ist dieses Bettelvolk Sever und Stanzl. Sie diente zuerst als Bauerndirne, jetzt ist sie zur strengen Arbeit zu faul, läuft in die Stadt und hilft bei den Herrschaften aus, angeblich, weil sie mehr verdiene. Die hat ein Verhältnis zum Sever, ihr kennt ja den Maurer, das Verhältnis dauert zu lange." — Das Gesicht des Pfarrers verfinsterte sich; Thomas sprach heuchlerisch die Augen gesenkt und bemerkte es daher nicht.

Er machte eine Pause; als niemand das Wort ergriff, begann er von neuem: „Um's anzudeuten — gerade heraus darf man es mit bäurischem Maul nicht sagen, weil uns der Hochwürdige beehrt, also ich meine — — die zwei gehen vor der Messe zum Opfer, und da sollt' die Gemeinde die Sünde hindern und sich dreinlegen, und da sollt' sie eines von beiden abschaffen." — Er schwieg. Alles blickte auf den Pfarrer, der sich unruhig auf dem Sessel bewegte und dann rasch aufstand. Ueber sein Gesicht flog die Röte des Zornes; er zerrte, wie er es im Unwillen zu tun pflegte, am blauen Perlcollar und sprach heftig: „Solche unchristliche Ankla-

gen wagt Ihr ohne Beweis vorzubringen? Ihr, Herr Thomas" — sein Blick bohrte sich wie funkelnder Stahl in das Auge des erschreckenden Bauern, — „Ihr hebt den Stein gegen Stanzl auf? Ihr schneidet Sever die Ehre ab, das einzige, was er, ohne Euch erst um Erlaubnis zu fragen, besitzt? Das tut Ihr! Ich aber sage Euch, daß Sever und Stanzl seit Jahren meine Beichtkinder sind und ich mein', das Himmelreich wär' uns näher, wenn es viel so fromme Leut' gäbe. Das sag' ich als Seelsorger, und klagt Euch das Paar wegen Verleumdung, so steh' ich als Zeuge vor der weltlichen Obrigkeit, als Zeuge gegen Euch! Wie der Herrgott die Heuchler richtet, habt Ihr vielleicht aus dem Katechismus nicht vergessen?"

Thomas war vernichtet und verstummte.

Seine Absicht war vereitelt, bald wurde die Geschichte offenkundig; alle dankten dem Pfarrer, daß er dem elenden Menschen, den noch niemand zu stillen vermocht, das Maul gestopft; auch Stanzl und Sever erfuhren den ganzen Hergang. Es erfragte ihn jedoch noch jemand: ein Advokat, bei dem sie hier und da arbeitete und der wegen ihrer Rechtlichkeit gar viel auf sie hielt. Dieser beschloß, gegen Advokatensitte, hier etwas umsonst zu tun und dem Paar nicht bloß Genugtuung zu verschaffen, sondern auch gründlich zu helfen.

Was hätten Sever und Stanzl, selbst wenn es ihr Wille gewesen, gegen den reichen Thomas ausgerichtet? So setzte ihnen der Advokat die Klagschrift auf, reichte sie beim Landgericht ein und vertrat beide als Kläger. Das gab freilich einen großen Aufruhr, als Herr Thomas, der reiche Pütrichbauer, sich verantworten mußte,

daß er eine arme Magd und einen Maurer beleidigt. Wurde er nicht verurteilt und eingesperrt, so hatte er es nur der Gnade des armen Paares zu verdanken, das sich zufrieden erklärte, wenn er vor dem Gemeindeausschuß dem Pfarrer gegenüber seine Aeußerung zurücknehme und Sever abbitte.

Es wurde eine Sitzung anberaumt. Das Gericht sandte einen Kommissär in voller Uniform; daß sich Thomas für diesen Auftritt besonders geputzt, wird nicht erzählt. Vor dem Gemeindehause versammelten sich trotz des Werktages viele Arbeiter, Kopf an Kopf guckten sie durch das Fenster, denn es galt einem der ihrigen. Wie Thomas blaß und zitternd seine Abbitte, die zu Protokoll genommen ward, gestammelt und unterzeichnet hatte, erhob sich lautes Jubelgeschrei.

Unsicher trat Thomas aus der Türe, um sich zu entfernen. Beim Anblick der versammelten Menge wollte er scheu zurückweichen; ein Zimmermann packte ihn hohnlachend beim Arm und hob ihn empor: „Da, schaut ihn an, diesen ecce homo, der brave Menschen verleumdet hat, pfui Teufel!“ Rasch bildete sich eine Gasse; unter Geschrei, Johlen und Klatschen flog Thomas wie ein Ball von Hand zu Hand und hinkte, nachdem er so fast Spießruten gelaufen, eiligst davon.

Der Kommissär wurde mit Jubel begrüßt, die Männer nahmen die Hüte ab und brachten der Gerechtigkeit ein lautes Vivat! Ein Arbeiter schüttelte ihm die Hand und lud ihn ins Wirtshaus, sie möchten ihm gern eine Halbe zahlen, weil er die Sache so gut gemacht.

Lachend machte sich der Beamte los und eilte ins Bureau, dort Bericht zu erstatten.

Die Protzen waren freilich untröstlich über das, was einem der ihrigen widerfahren, und glaubten sich absichtlich beleidigt. Sie versuchten, ihn zu entschädigen und schlugen ihn bei der nächsten Wahl zum Vorstand vor, drangen jedoch diesmal noch nicht durch, und erst später gelang es, ihn zu diesem hohen Posten emporzuschieben, wo er sodann einige Jahre auf seinen schmutzigen Geldsäcken thronte.

Der Advokat hatte sich, wie gesagt, unseres alten Brautpaares Los zu Herzen genommen und wollte ihm, den Bauern zum Trotz, helfen. Er besaß zu Hülzen ein sehr schönes Gut; ein Stück guten Grundes, der in dieser Lage sehr teuer ist, konnten sie ihm nicht abkaufen, er bot ihnen daher für sehr bescheidenes Geld jene Erdzunge in der Oede, die zu seinem Wald gehörte. Dankbar nahmen sie den gütigen Antrag an und begannen schnell mit Ausrottung der Stauden und dem Bau der Hütte, die wir geschildert. Nun mußte der Gemeindeausschuß das Gesuch bewilligen, um so mehr, da der Advokat die Drohung einer höheren Instanz angehängt hatte.

„Dem Teufel und dem Bettelvolk gelingt alles, wenn es ernstlich will!" brummte Herr Thomas, als ihm einige Bauern spöttisch zu dem Nachbar auf dem neuen Gut Glück wünschten.

Stanzl und Sever waren voll Freude ganz verklärt, Arm in Arm gingen sie herum, als ob es die Leute erst jetzt erfahren sollten, daß sie Brautleute seien. Sogar ins Wirtshaus wagten sie sich; der Wirt fragte zwei-

mal, ob es Ernst sei, als der sparsame Sever eine Halbe Roten bestellte. Und er hat ihnen geschmeckt. Sie stießen mit den Gläsern an; Aug' in Auge ließen sie den wackeren Advokaten leben, der ihnen geholfen, ihnen, dem „alten Brautpaar", wie sie fast sprichwörtlich hießen, denn auf Severs Scheitel hatte es bereits angeschneit und die fünfzig klopften an, während Stanzl gar wohl die Patriarchin Sarah zum Vorbild wählen durfte. Freilich sah sie infolge angestrengter Arbeit älter aus, als sie war; zu vierundvierzig Jahren bekennt sich aber auch eine Dame in der Stadt selten gern.

Sonntags gingen sie miteinander zur Kirche. So mag der armen Seele im Fegfeuer das Engelswort klingen, wie ihnen jetzt die Stimme des Pfarrers klang, als er sie zum erstenmal verkündete. Sie durften einander vor Rührung nicht ansehen, Sever schämte sich vor der ganzen Gemeinde seiner Tränen und blickte starr zu Boden.

Vor der Kirchtüre warteten ihrer ein Polier des edlen Maurerhandwerks und ein Zimmermann, beides wackere Arbeiter.

„Gott grüß' euch," begann jener, „wir sind da, um euch im Namen unserer Handwerke zu sagen, daß wir alle zur Hochzeit kommen und euch nach Kräften eine gute Ehrung tun wollen. Und die Böller sollen auch krachen, wie bei der reichsten Bauernhochzeit, damit die Leute sehen, daß wir zusammenhalten und einen braven Kameraden zu ehren wissen."

Sever dankte gerührt.

„Und daß ihr euch nicht lang um einen Braut-

führer umschaut," begann der Zimmermann, „so haben uns die Handwerke aufgetragen, euch hierin zu dienen, wenn ihr's halt annehmen wollt!"

„O mein Gott!" rief Stanzl, „muß ich denn in meinen alten Tagen noch so viel Ehre erleben!"

„Männer!" fuhr Sever fort, „Gott vergelt's euch, ich kann es nicht, und so nehme ich denn eure Liebe dankbar an auf den St. Kathreintag. Die Stanzl wird schon, wie's Brauch ist, für jeden ein Nagerl mit Rosmarin herrichten. Am Kathreintag hochzeiten wir, unser Herr wird nichts mehr dawider haben!"

Er hatte nichts mehr dawider.

Als es am Vorabend von St. Kathrein finster geworden, trafen Sever und Stanzl, die sich zusammenbestellt, auf dem Friedhof zusammen. Sie gingen in die dunkle Kirche zum Seitenaltar, wo das Bild der Mutter Gottes stand. Dort hing der Kranz, den sie vor fast zwanzig Jahren hinterlegt, die Farben abgeblaßt, die Glanzflitterchen trüb, — Severs Hand zitterte, als er danach griff. Er hielt ihn eine Weile vor sich in der Hand, vor seiner Seele glitten jene Jahre des Schmerzes und der Entsagung noch einmal vorüber, dann seufzte er tief und drückte ihn auf die Stirn seiner Stanzl. Beide knieten nieder, Hand in Hand opferten sie, was sie bisher gelitten, dem heiligen Herzen Mariens, das ja auch einst von sieben Schwertern durchbohrt worden. Nach einem langen, stillen Gebet erhoben sie sich und schieden am Tore des Friedhofes.

Um sechs Uhr früh krachten die Böller vor der Kirche; der Marsch, aufgespielt von etlichen Arbeitern, schreckte die Kinder vom Schlafe auf, um sieben Uhr

öffnete sich die Türe des Bauernhauses, wo Stanzl zuletzt gedient und noch wohnte; einige Kranzeljungfrauen erschienen, kleine Mädchen mit dem Rosmarinkranz und einer weißen, gefransten Schürze, ihnen folgte zwischen Zeugen und Brautführern das alte Paar, hocherfreut von all der Ehre, die ihnen jetzt widerfuhr, einer Ehre, die sie als Krone eines edlen, reinen, arbeitsamen Lebens betrachten durften. Auch Stanzl trug die weiße Schürze und den vergilbten Kranz; auf dem Brustlatz von Severs langem, braunen Rock prangte ein üppiger Strauß, den ihm ein alter Kamerad, der Gärtner Zeppart, zugesandt, um den Hut war eine neue Tresse geschlungen. Hintennach die Gäste, Zimmerleute und Maurer, wie sie einst auf Josephs Hochzeit in Nazareth erschienen sein mögen, und ihre Weiber, die mit Stanzl auf der Schulbank gesessen und nun die Töchter, die noch nicht geheiratet, als Kranzeljungfern vorausschickten.

Sie hatten die Kirche bald erreicht.

Dort erwartete sie der Geistliche im Chorrock; das Brautpaar trat vor und wurde eingesegnet. Der Priester sprach einige Worte, pries ihre Geduld und Ausdauer, forderte sie auf, den Feinden zu vergeben und schloß damit, daß er sie der versammelten Gemeinde als Muster der Tugend und der Rechtschaffenheit vorstellte. Stanzl schluchzte laut, Sever warf einen wehmütigen Blick auf die Mutter Gottes, da fiel mit einem furchtbaren Tschin, tschin, tschin der Hülzner Marsch ein, und der Zug ordnete sich neu.

Im Schiff der Kirche stand Thomas. Er hatte sich an der Ecke einer Bank aufgestellt, so daß man sich an

ihm vorbeidrängen mußte. Höhnisch lächelnd schaute er Sever und Stanzl an und sagte dann, daß es nicht bloß sie, sondern die nächsten daran noch deutlich hörten:

„So haben die Bettler Hochzeit gemacht!“

Sever trat einen Schritt zurück, sein Auge flammte, er hob die Faust und ließ sie wieder sinken, denn er dachte jenes Wortes, man solle dem Feind vergeben, das er soeben am Altar gehört, doch schweigen konnte er nicht.

Hoch aufgerichtet maß er Thomas mit einem Blicke der Verachtung und rief: „So ist dir die Kirche nicht heilig genug, um deine niederträchtige Zunge zu bändigen? Schon einmal hast du mich und Stanzl verleumdet, — die Gebenedeite dort auf dem Throne weiß, daß jeder Hauch eine Lüge war; du hast das Glück meiner Jugend zerstört, uns die schönsten Tage abgestohlen. Dafür mag jener mit dir abrechnen, der in der Hostie auf dem Altar gegenwärtig ist; wenn du auf dem Todbette liegst, mag er abrechnen mit dir, ich überlasse ihm die Rache!“

Laut hallten vom Gewölb die Worte wieder, Getümmel erhob sich, das Brautgeleit Severs wollte sich auf Thomas stürzen, um diesen scharte sich seine Sippe; da sprang der Geistliche, der noch den Chorrock nicht abgelegt, dazwischen und hinderte die Entweihung des Gotteshauses.

Die Geschichte wurde, verschieden ausgeschmückt, erzählt, das Gericht leitete die Untersuchung ein, Thomas ward zu einer ansehnlichen Geldstrafe, und Sever, der Arme, zu drei Wochen Arrest verurteilt — wegen

Religionsstörung! Der passende Paragraph des Strafgesetzes klappte allerdings, aber wer von uns hätte anders gehandelt als Sever?

Thomas nahm wenige Jahre darauf ein trauriges Ende. Es befiel ihn das Asthma, daß er oft mehrere Nächte nacheinander, vor Angst keuchend, auf dem Lehnstuhl zubringen mußte, er sank zusammen und magerte ab. In einer kalten Dezembernacht, wo er, um Holz zu sparen, nicht einheizen ließ, packte ihn das Uebel mit vollem Grimme; morgens lag er tot im Bette. Das Fenster nebenan war eingeschlagen, er hatte sich mit beiden Armen an den Stäben festgeklammert, weit offen starrte das vorquellende Auge hinaus. Die Bauern behaupteten steif und fest, der Teufel habe seine Seele geholt und sei mit dieser, weil die Türe mit den Namen der Dreikönige bezeichnet war, durch das Fenster gefahren. Da gerade in jener Nacht eine Sternschnuppe mit feurigem Schweif über das Dorf gegen das Gebirg, wo viele verbannte Geister sich aufhalten, hinschoß, so war die Sache um so wahrscheinlicher. Ein altes Mütterchen, das eben zum Fenster hinaussah, wollte sogar Thomas, auf dem der Teufel ritt, erkannt und ein fürchterliches Schmerzgeheul gehört haben. So ist das Volk; wo das Gericht den Sünder nicht trifft, verfällt er der poetischen Gerechtigkeit der Sage.

Vor einigen Wochen besuchte ich Sever. Er saß vor der Türe im Sonnenschein, gebückt und matt. Ich fragte: „Wie geht's?“

„Wie's geht?“ erwiderte er, „da schauen Sie!“

Er streifte den wollenen Strumpf herab, das Bein

war dick geschwollen, ich drückte mit dem Finger darauf, in der teigigen Haut blieb eine Grube, die nur langsam schwand.

Wassersucht! dachte ich und zuckte die Achseln, als mich Stanzl ängstlich besorgt anblickte.

Vor einigen Tagen stieg ich auf den Höhen bei Hülzen herum. Ich sah von meinem Platz auf den Friedhof, ein frisches Grab gähnte mich an. Die Glocken begannen zu läuten, auf dem Weg nahte ein langer Zug, voran ein Sarg mit einer schlichten Decke.

Da bringen sie den Sever! dachte ich und stieg hinab, so nahe, daß ich alles genau erkennen konnte.

Ja, der Sever! Hinter der Bahre wankte, gebeugt von der Last des Grames, Stanzl; ihr einziges Trauergewand war eine schwarze Schürze, in der Hand hielt sie einen alten Kranz. So oft sie ein Gebet beginnen wollte, erstarb ihre Stimme in Tränen.

Mitleidig blickte ich über die Friedhofsmauer. Die Träger stellten die Bahre nieder, die Totengebete wurden gesprochen. Dann ließ man den Sarg an Seilen in die Tiefe, aus der noch keiner wiedergekehrt ist. Stanzl trat hinzu und warf den Kranz hinab, — es war der alte Brautkranz.

Gestern betrat ich wieder den Friedhof. Auf dem Grab stand ein ärmliches Kreuz, umflochten von einem Kranz schlichter Feldblumen und Almrosen.

Ich suchte Stanzl auf. Sie war ruhig und gefaßt. „Ich konnte es ja voraus wissen," sagte sie, „und dennoch traf mich Gottes Ratschluß sehr schwer. Wie er so dalag in seiner Krankheit und kein leises Murren der Ungeduld über seine Lippen schlich, da hab' ich

ihn weitaus am liebsten gehabt, lieber als in den schönsten Tagen seiner Jugend. — — Jetzt bin ich allein! — — Wenn Sie beten, so schenken Sie auch ihm ein Vaterunser, er wird an Gottes Thron auch für Sie vorbitten; ist es doch mein einziger Trost, fest zu glauben, daß er nach so viel Leiden ohne Fegfeuer vom Mund auf in den Himmel fahren durfte!"

*

Stanzl ist, seidem dieses Buch in erster Auflage erschien, ihrem Sever auch in die Ewigkeit nachgefolgt. Die Arbeiter mit Frauen und Kindern weither begleiteten ihre Leiche, ja sie legten sogar ihre dürftigen Kreuzerlein zusammen und schmückten das Grab mit einem weißen Marbelstein.

Will man recht brave alte Eheleute bezeichnen, so sagt man:

„Sie sind wie Sever und Stanzl!"

Seien beide dem frommen Andenken empfohlen!

Druck von Mänicke u. Jahn, Rudolstadt.



Jochrauten

von

Adolf Pichler

Adolf Pichler

Jochrauten

Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band V

Jochrauten

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

Adolf Pichler

Jochrauten

Neue Geschichten aus Tirol

Sechste verbesserte und vermehrte Auflage

München und Leizig
bei Georg Müller
1908

Inhalt

Der alte Bartl

Die schönen Tage des Spätherbstes waren angebrochen; doch zogen bereits über die Berge im Westen von Innsbruck weiße Wolkenstriche, ebenso deutete das Azurblau des Himmels auf eine Luftströmung aus Süden. Jeden Tag konnte der Scirocco anbrausen. Ich hatte daher keine Zeit mehr zu versäumen, wollte ich nachsehen, wie sich Scholastika, die wackere Wirtin und altberühmte Jungfrau am Achensee, in der Blüte ihres jungen ehelichen Glückes ausnehme. Frisch gewagt ist halb gewonnen, dachte ich, als der Jäger zu Jenbach ob meines Vorhabens, nach Kirchweih noch ins Achental zu pilgern, den Kopf schüttelte und dabei auf Grund seiner meteorologischen Erfahrungen vom Himmel das Schlimmste prophezeite. Ich warf die Kräuterbüchse über den Rücken und trabte wohlgemut am Kasbache empor. Auf der Hochebene von Maurach hörte ich bereits unheimliches Rauschen, einzelne Windstöße wirbelten gelbes Laub von den Buchen, die Rotkehlchen zogen den Hollunderstauden entlang schnalzend talab. Rötlicher Schimmer zitterte durch die Tannen. Ich schaute ins Oberland, in Flammenzungen loderten die Wolken am Abendhimmel über den Felsen empor, während Schluchten und Tobel dunkles Violett be-

schattete. Es war ein Schauspiel, mit nichts zu vergleichen an erhabener Schönheit; die Pracht der Farben bei völlig klarer Luft, noch gehoben durch die Gegensätze, welche der Herbst bunt nebeneinander stellt, erinnerte an die Landschaften der Apenninen. So gießt der Scirocco stets Stimmung und Farbentöne des Südens über unsere nordische Gegend; wäre er nur nicht ein falscher tückischer Geselle, der spielend Bäume abbricht wie Blümchen und Felstrümmer herabschleudert! Mich trieb er neckend zum Aufbruch, indem er mir den Hut vom Kopfe riß und ihn über die Felder jagte, daß ich wider Willen laufen mußte, bis ich ihn eingeholt hatte. Schwer atmend ging ich weiter; als ich beim Rechler anlangte, war es bereits finstere Nacht. Ich begehrte über den See zu fahren; die Leute hatten aber bei diesem heftigen Winde und der großen Dunkelheit keine Lust. Es blieb mir daher nichts übrig, als entweder auf der Straße vorwärts zu wandern, dazu war ich jedoch, nachdem ich bereits einen weiten Weg gemacht, wenig aufgelegt und mußte auch das Abrollen der Steine fürchten, oder einen Kahn zu leihen und selbst zu rudern. Ich zog letzteres vor, obwohl mich der Ferge dringend warnte, nicht als ob er meiner Kunst, das Steuer zu lenken, mißtraue, sondern weil es nachts auf dem See nicht geheuer sei. Das hielt mich nicht ab; der Kahn wurde von der Kette gelassen und flog mit Sturmeseile in die Dunkelheit. Ich brauchte nur die Richtung zu halten, die Wellen, deren Gischt hoch an den Planken emporspritzte, taten das übrige. Der Nachthimmel war wunderbar klar mit Sternen übersät, wie es beim Scirocco stets zu sein

pflegt; desungeachtet herrschte ein solches Dunkel, daß ich kaum die Spitze des Kahnes, geschweige das Ufer sehen konnte. Einem furchtsamen Gemüte mochte dieses Rauschen und Brausen aus unsichtbarer Nähe und Ferne unheimlich genug vorkommen, obgleich nirgends Gefahr drohte. Da stiegen plötzlich über den Wellen weiße Gestalten empor, sie flossen hin und her, sie schimmerten durch die Nacht; ich hielt das Ruder an und starrte staunend hinaus. Ein kalter Luftzug traf mich; nun wußte ich zuverlässig, was sich in der nächsten Stunde ereignen sollte. Der Nord mischte sich mit dem Süd, verdichtete die Wasserdämpfe zu Wolken, die nun aus allen Schluchten emportauchten, und braute ein furchtbares Unwetter.

Das Schauspiel war großartig, nur konnte ich es nicht mit rechtem Behagen genießen, denn schlug der Wind um, was nicht unmöglich war, so mußte ich an einem Vorsprung landen und wahrscheinlich trotz Sturm und Regen unter einem Baume übernachten, wenn es mir nicht gelang, die Straße zu erreichen, oder umkehren, um gründlich ausgelacht zu werden. Ich faßte daher das Ruder mit aller Kraft — ein Segel aufzuspannen war nicht geraten — und so hatte ich bald ein tüchtiges Stück See überwunden. Als ich um die Ecke des Hechenbergs bog, sah ich aus weiter Ferne ein Licht schimmern; da die Bauern um diese Stunde längst schlafen, steuerte ich darauf los in der Meinung, es brenne am Fenster der Scholastika. Die Wogen trugen mich näher; bald überzeugte ich mich, daß in einer Stube zwei Reihen von Kerzen aufgesteckt seien, doch war die Mauer zu hoch, um etwas anderes als die

Flammen zu erblicken. Als jedoch die schwarzen Umrisse des Landes kenntlich wurden, bemerkte ich, daß ich zu weit links gewendet und anstatt zur Scholastika, in den Winkel ihr gegenüber auf der anderen Seite des Sees gefahren sei. Ich mußte das Schiff mit großer Anstrengung drehen; schief lavierend rutschte ich endlich auf den Kies vor den Holzstößen des Wirtshauses. Dort zog ich den Kahn empor, wand die Kette um einen Pfahl und sprang ans Land.

Scholastika saß glänzend, gleich dem Vollmond, neben ihrem Hans, der auch als Gatte noch immer gleich ernsthaft und würdevoll dreinschaute, wie in den Tagen seiner schwärmerischen Sehnsucht; am Herde wärmte das blonde Moidele die Hände, die übrigen Dienstboten gruppierten sich rings um sie.

Willkommen und freundlich aufgenommen, erzählte ich meine Fahrt und fragte endlich, was die Beleuchtung drüben im Winkel zu bedeuten habe.

„Du lieber Gott," erwiderte Moidele, indem ihr Tränen ins Auge schossen, „der alte Bartl ist gestern gestorben."

„Der alte Bartl," rief ich, „wem wirst du jetzt am Sonntag das Blumensträußl spenden?"

„Die schönsten Röslein möchte ich ihm geben, so muß ich sie morgen auf sein Grab legen. Er war mir lieber als viele Jungen."

„Nun, soviel ich weiß," sprach Hans gedehnt, „hat er das achtzigste Jahr überschritten, dann ist's nimmer zu früh, wenn der Tod anklopft."

„Gewiß nicht," setzte Scholastika bei; „wir wollen

ihm heute noch einen Rosenkranz beten, morgen begleiten wir seine Leiche."

„Geb' ihm Gott die ewige Ruhe," sprach Hans nach einer Pause. „Wir dürfen aber wegen Bartl nicht vergessen, daß der Doktor wahrscheinlich etwas zu essen und zu trinken begehrt."

Ich ging in das Stübchen. Die Lust zu Schnurren und Scherzen war mir jedoch vergangen, und auch das boshafte, schelmische Moidele kam und ging schweigend.

Der alte Bartl! Tröst' ihn Gott! Nicht leicht habe ich ein so reines, kindliches und lauteres Gemüt getroffen! Er verrichtete im Sommer ab und zu bei der Scholastika leichte Arbeiten, trug Holz, holte Butter von der Alm, trieb das Vieh aus und erhielt dafür allerlei Speisereste, bisweilen auch ein Tröpfchen Wein. Als ich einen Träger suchte, der mir die gesammelten Versteinerungen holen sollte, bot er sich an. Da er schon das 76. Jahr überschritten hatte, zögerte ich, seinen Antrag anzunehmen, die Wirtin sagte mir jedoch, daß er auch jetzt noch 70 bis 80 Pfund ohne Anstrengung übers Joch bringe. Nun gönnte ich ihm gerne die paar Kreuzer Verdienst, weil er ebenso bescheiden als dürftig war. Moidele erzählte mir, daß er manchen Tag nichts habe als ein elendes Stückchen Bohnenbrot, desungeachtet aber niemandem vor die Tür komme: es gebe ja solche, die Weib und Kinder ernähren müßten, und diesen dürfe er das Almosen nicht vom Munde wegschnappen. War er wieder recht in Not, so erfuhr man es gewiß nicht von ihm, der sich sogar ein Pfeiflein Tabak versagte, sondern nur zufällig; Scholastika unterließ aber auch nicht, im Winter,

wo es für ihn keine Arbeit gab, nachzufragen und zu unterstützen. Zu Weihnachten schickten ihm einige Gäste Schmalz und Mehl als Christgeschenk. Wie jubelte der ehrwürdige Greis, die Augen standen ihm voll Tränen, daß es so gute Leute gebe, die sich in dieser heiligen Zeit seiner erinnerten, seiner, der noch schlechter sei als ein Stück altes Eisen, das der Schmied umschweißen könne.

Ich hatte in den waldigen Schluchten des Ampelsbaches allerlei aufgestapelt, dahin lenkten wir an einem sonnigen Morgen den Schritt. Eine Kraxe auf dem Rücken, ging er mir zur Seite, stets nur auf meine Frage antwortend, ohne sonst ein Wörtlein zu sagen. Ich erkundigte mich nach seinen jungen Tagen, er blieb stehen, stützte sich auf den Stock und sah mich treuherzig an. „Wundert es Euch wirklich? Ist es der Mühe wert, von mir zu reden, da Ihr doch so viele herrliche Bücher leset, die über Fürsten und Könige geschrieben sind?"

„Weißt du nicht, Bartl," sagte ich darauf, „daß ich an den Bauern meine Freude habe?"

„Ja, ja," entgegnete er, „Ihr waret stets ein spaßiger Herr, nicht bloß um die Bauern kümmert Ihr Euch, sondern auch um die Kühe, ja sogar um die Kräuter, die sie fressen, und die Steine, zwischen denen diese wachsen. Ihr veriert unsereinen nicht, mit Euch rede ich gern, recht gern, mögen mich doch sonst die Wenigsten hören." Und nun begann er mit der breiten Geschwätzigkeit des Alters; kaum durch eine Frage unterbrochen, floß seine Rede, und da er meine innige Teilnahme merkte, steigerte sich Schwung und Aus-

druck. Was hatte der Mann alles erlebt, welche Schicksale! Und doch war er still und heiter. Auch in seiner Brust hatten schmerzliche Kämpfe getobt, wild und furchtbar — sie waren überwunden, der Schmutz, die Angst des Daseins lag unter den Füßen, während dem demütigen Auge die Engel des Himmels mit ihren Oelzweigen näher und näher winkten.

Wir waren durch einen Wald uralter Tannen, in deren Schatten dumpfe Schwüle brütete, zu einer vom Bach tiefausgewaschenen Runse gekommen, wo ich die reichlichste Ernte von Versteinerungen gehalten.

Ich hieß den Alten niedersitzen, bis ich diese aus den verschiedenen Verstecken hervorgeholt; er ging jedoch in den Holzschlag auf der andern Seite. Bald kehrte er zurück, den Hut mit duftigen Erd- und Himbeeren gefüllt, die er mir anbot.

„Iß sie selbst," sagte ich, „warum willst du dich für mich plagen?"

„Mir ist das nichts Seltenes," war seine freundliche Antwort, „Ihr in der Stadt kriegt derlei nicht so oft wie ich; eßt sie nur."

Ich wollte ihn nicht betrüben und nahm sie an, fügte jedoch bei, er habe auf meine Rechnung bei der Scholastika eine Halbe Bier gut. Indes ich die Früchte verzehrte, legte er all die Ammonshörner, Schnecken, Muscheln, Terebrateln und Korallen sorgfältig in den Korb. Nachdem er damit fertig war, trat er den Rückweg an. Ich wollte quer über dem Mamos noch einige Abstürze untersuchen. Gegen Mittag stieg ich wieder in das Tal; bei der Scholastika fragte ich allsogleich, ob Bartl die Sachen gebracht. Er war noch nicht da.

Nach einer Weile besorgte ich fast, es sei ihm ein Unheil zugestoßen, da kam er langsam, unter der Kraxe gebeugt, daher. Als ich ihm den bedungenen Lohn auszahlen wollte, schob er ihn zurück: „Das sei zu viel, er habe gemeint, eine größere Last aufladen zu müssen." Erst nach langem Zureden steckte er die Sechserln dankend in den Sack und suchte sodann, fern von den übrigen Gästen, die er nicht belästigen mochte, einen Winkel, um gemächlich seine Halbe Bier auszutrinken, zu der Scholastika einige Fleischreste gelegt hatte.

All das und so manches Wort, das ich mit ihm gewechselt, fiel mir jetzt wieder ein; auch Moidele, Hans und die Wirtin erzählten noch mancherlei von ihm. Als ich bereits das Licht ausgelöscht, beschäftigte mich die Erinnerung noch lange, und erst spät vermochte ich einzuschlafen. Des Morgens war mein erster Gedanke an ihn; nachdem ich gefrühstückt, kehrte ich wieder in mein Zimmer zurück und schrieb mir, während draußen der Regen in Strömen goß, was ich von ihm wußte, treulich auf. Vielleicht nimmt der Leser mit diesen Blättern vorlieb; wenn sie auf sein Herz nicht den tiefen Eindruck machen, wie Bartls Worte ihn bei mir hervorgebracht, so möge er die Schuld eher mir als ihm zurechnen.

* *
*

Rückwärts von dem großen Hause des Pulverers gegen den Wald zu liegt eine kleine hölzerne Hütte mit einem Stadel, Bartls Heimat. Sein Vater war ein mittlerer Bauer, der nebst einigen Schafen etwa fünf bis sechs Kühe fütterte und dabei so viel an Bohnen

und Gerste erntete, als ausreichte, seine Leute zu ernähren. Steuern und Gemeindewustungen deckte er mit dem Ertrage von Kohlen, die er nach Jenbach in die Eisenschmelze lieferte. Bartl, von zwei Söhnen der ältere, war daher frühzeitig auf den Erwerb gewiesen, in der Jugend hütete er die Kühe, und als sein Bruder diesem Geschäfte gewachsen war, ging er, sobald im Tale der Schnee schmolz, mit einigen Burschen in die Bachen, um sich als Holzknecht zu verdingen. Dort mag man stundenlang durch die dichten Forste, deren mit tiefem Moder überzogener Boden, beschattet von riesigen Stämmen, an einen Urwald gemahnt, fortsteigen, bis man endlich an einer Quelle einige Almhütten antrifft, wo das Mahd mit der Wildnis ringt und, seit man keine Kühe mehr austreiben darf, um hohen Herren die Jagdlust nicht zu verderben, ihr wohl wieder weichen muß. Da sind die Holzknechte ganz auf sich gewiesen; wöchentlich klettert abwechselnd einer über das Joch in die Zemm, um für alle Butter zu kaufen; Branntwein brennt aus Beeren und Wurzeln ein abgehaustes Bäuerlein, das sich auf diese Art für Sommer und Winter die dürftige Kost erwirbt, Jochamseln singen die Frühmesse, und das Jauchzen, womit der Schmuggler das Zeichen gibt, mag statt der Vesper gelten. Hier und da klomm auch ein Wildschütz von den Felsen herab, für ein Billiges überließ er ihnen die Gemse, die er dem Jäger wegstibitzt, und dann war hoher Festtag. Die lustigen Gesellen warfen im Blockhause die Strohsäcke übereinander und tanzten mit den grobgenagelten Schuhen die Erde fest wie auf einer Tenne, indem sie sich entweder selbst aufpfiffen oder

ein Virtuos das Hackbrett schlug. Das waren die ersten Bälle, die Bartl mitmachte, hier wagte er die ersten Sprünge und hörte mit Staunen zu, wenn die andern von Mädchen und genossener Liebeslust plauderten.

„Aber wie könnt ihr euch so was getrauen!" rief er entsetzt und verwundert; „seit ich aus der Schule bin, wo ich mit Diendeln Schneeballen warf und dann samt diesen Schläg' kriegte, habe ich keine mehr angerührt, und endlich war's mir fast ungelegen, wenn ich mit einer reden sollt', schon gar mit der Winkel-Trina."

Die anderen brachen über diese Unschuld in ein wieherndes Gelächter aus und johlten so saftige Schnadahüpfln, daß Bartl fast Sehen und Hören verging und er die Ohren zuhielt.

Als einer sang:

„Steig aufi zum Fensterl
Und fürcht' di net mehr,
Es wuzelt das Trinal
Im Hemdl daher!"

brach Bartl auf und ließ, wie der ägyptische Josef, die Joppe zurück, bei der ihn einer halten wollte. Diesen Abend war er nicht mehr zu finden, am nächsten Morgen hatten die anderen so viel zu tun, daß keiner mehr Lust verspürte, ihn zu necken. Uebrigens blieben diese Reden nicht ohne Wirkung; die Ahnung unbekannter Wonnen dämmerte in ihm auf, reizende Bilder umgaukelten seine Sinne, und als er im Herbste mit anderen Holzknechten heimkehrte, betrachtete er Trina mit anderen Augen als früher. Sie verdiente allerdings eine

Huldigung: ein hübsches, dralles Diendl mit roten Backen und einem Stumpfnäschen; aus ihren schwarzen Aeuglein leuchtete frische Sinnlichkeit, so daß sie ganz berufen schien, einem unerfahrenen Jüngling, wie Bartl, die Kunst der Liebe zu lehren. Ob sie aber auch wollte? — Nun, Bartl war ein sauberer Bursch, ein Verhältnis mit ihm schien um so weniger tadelnswert, da er ja als Aeltester Aussicht auf ein Heimatl hatte. Sie ging ihm daher gewiß nicht aus dem Wege und lächelte ihn so freundlich an, daß ihm angst und bange wurde, denn er war schüchtern und schämig wie ein Mädchen.

„Kathrein stellt Tanz und Räder ein!“ sagt ein alter Bauernspruch. Bald nach diesem Feiertag beginnt Advent, wo die Kirche alle öffentlichen Lustbarkeiten verbietet, anstatt Geige und Zither schnurrt das Spinnrad im häuslichen Kreise. Die Holzknechte wollten auch ihre Freude, so verlegten sie den Tinzeltag auf den 25. November, wo eben die Erinnerung jener Heiligen gefeiert wird. Da mußten alle Diendln her, fast jede Familie war, wenn er nicht dazu gehörte, mit einem Holzknechte verwandt. Deswegen ging es beim Riederer hoch her; zwei Böcke, ein Kalb und ein Schwein wurden geschlachtet, schon früh hörte man, als ob gedroschen würde, das Wurstbeil im Takte fallen, der Duft des Rosmarins und der Nelke, die zu einer Unzahl Sträußchen verbunden auf dem Tische lagen, mischte sich mit dem des Knoblauchs, sogar der Expeditor hatte die Feder beiseite gelegt und schnitt mit dem Küchenmesser Geselchtes und Semmeln zu Knödeln in kleine Würfeln. Der Postmeister ging mit

Scharmützeln ab und zu, hustend und niesend, wenn ihm der gepulverte Pfeffer in die Nase stäubte. Zwischen hinein lungerte der Gerichtsdiener, der die Aufsicht führen sollte, überall unwillig fortgeschoben, bis er sich endlich erbot, mitzuhelfen und an die Seite des Oberknechtes beordert wurde, der Krüge und Fläschlein in Reih und Glied stellte. Die Postmeisterin verwies ihn übrigens tröstend auf ein Fäßchen, aus dem er den Durst stillen könne. Das hatte der Schulmeister gehört, der mit den Musikanten anrückte; sogleich trug auch er seine Dienste an; ihm als guten Rechner wurde aufgetragen, Käse und Brot in Portionen vorzuschneiden. So hatte jeder die Hände voll zu tun, bis sie kamen, bis sie nahten, die Himmlischen alle! Schon von weitem verkündete lautes Jauchzen und Schnalzen einzelne Paare; in einer halben Stunde war der Saal gefüllt.

So recht aus ganzem Herzen lustig sein! Unsere blasierten Städter bringen das gar nicht zusammen, wird doch lautes Gelächter, schallender Jubel für unanständig gehalten! Wie ein Schwimmer vom Brett in die Wellen springt und die Brust badet, so stürzten sich die Söhne des Gebirgs, die nicht Zeit haben, jahraus, jahrein Gott täglich vierundzwanzig Stunden mit Nichtstun abzustehlen, in die brausenden Wogen der Lust, welche die scharfen Töne der Klarinette und der Geige rhythmisch zu beherrschen suchten. Auch Bartl erschien; erst guckte er einigen an der Türe über die Schulter, dann drängte er sich hinter den tanzenden Paaren in eine Ecke, wo ihm ein Kamerad ein Plätzchen einräumte und die Kellnerin Bier und Wurst

brachte. Mit lebhaftem Behagen schaute er zu, manchmal erhob er sich, wenn ihn Trinas lebhafte Augen nur zu beredt aufforderten; dann saß er wieder zögernd nieder. So mag einem Zeisig zumute sein, der auf der Leimrute klebt und vergeblich aufzufliegen strebt. Sein Kamerad hatte ihn längst spöttisch beobachtet, endlich packte er ihn: „Wenn du nicht tanzest, so leihen wir von der Kellnerin einen Kittel und stecken dich zum allgemeinen Gelächter hinein!" — Er schob ihn vorwärts und steuerte geraden Wegs auf Trina zu; Bartl mußte, mochte er wollen oder nicht, und trat zum Tanzen an. Seine Verlegenheit war aber so groß, daß er wie die Hummel im Grase überall anstieß und endlich von den andern, deren Reigen er störte, hinausgepufft wurde. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirne, Trina betrachtete ihn mitleidig und ergriff ihn bei der Hand. Du kannst nicht recht tanzen, scheint's, aber ich will dir helfen. Gehen wir in die Kammer nebenan, man hört die Musik recht gut, dort probieren wir, und dann wagst du's im Saal." Bartl folgte ihr dankbar. Hier, wo ihn niemand in Verwirrung brachte, zeigte er sich zu Trinas Staunen als Meister; sie sollte sich aber seiner Kunst nicht allein erfreuen, der Kamerad hatte das Abfahren des Paares bemerkt und durch das Schlüsselloch den Uebungen zugeschaut. Dieser schlich auf den Tanzboden zurück, faßte die Klinke der Türe, die aus dem Saal in die Kammer führte, schrie überlaut: „Da schaut her!" und öffnete rasch sperrangelweit. Aller Augen waren auf Bartl und Trina gerichtet, ein donnerndes Gelächter erscholl. Bartl hätte versinken mögen, Trina wurde feuerrot, jedoch sich rasch fassend,

lachte sie mit und zog ihn in den Saal; die Musik begann neuerdings, er sah ein, daß es keinen besseren Ausweg, dem Spott zu entfliehen, gebe, als zu tanzen, und hielt sich von jetzt an wacker, trotz einem.

Beim Kehraus fragte ihn Trina: „Für den unsinnigen Pfinztag bestellt der Riederer wieder die Musik, kann ich mich auf dich verlassen?"

„Ja, freilich!" rief er entzückt, „da wollen wir herumtanzen wie die Engelein am Himmelfahrtstage!"

Er hatte, vom Wein erhitzt, den Vater vergessen, der strenge Zucht hielt und schwerlich damit einverstanden sein mochte, wenn er die im Schweiße seines Angesichts hart verdienten Kreuzerlein den Musikanten zurückließ. Für diesmal mußte er es gelten lassen, denn es war ja der Tinzeltag der Holzknechte; — aber im Fasching?

Als er ihn deswegen anredete, antwortete er mürrisch: „Tanzen! Saufen! Am Ende gar karessieren! Geh' lieber in das vierzigstündige Gebet! Ich leid' es nicht! Hast du gehört? Ich leid' es nicht."

Bartl schob sich schweigend zur Tür hinaus, er wagte nicht mehr, die Sache noch einmal aufzurühren. Indes näherten sich jedoch jene Tage holden Unsinns, wo sich auch der Ernsthafteste berechtigt glaubt, über die Schnur zu hauen. Er wurde wegen des Versprechens an Trina immer unruhiger, nun ließ sie ihn gar grüßen und ermahnen, ja nicht zu vergessen. Zorn und Unwillen gegen den Vater bemächtigten sich seiner.

„Muß nicht ich mit saurer Arbeit das Geld verdienen und soll nun gar nichts davon haben? Nicht ein=

mal ein Pfeifchen Tabak will er mir kaufen." So dachte er, wagte aber nicht, etwas merken zu lassen. Da brach der unsinnige Donnerstag an. „Du kommst doch!" rief ihm auf dem Wege der lustige Kamerad zu; „Trinele freut sich wütend, und du mußt es endlich mit ihr in Ordnung bringen!"

Bartl senkte traurig den Kopf.

„Ach so," fuhr jener fort, „du traust dich nicht wegen deines Alten und bist doch ein solcher Lotter! Ich werd's erzählen; wirst sehen, wie dich die anderen auslachen, und Trina mag einen Buben, der unter der Rute heult, gewiß auch nicht länger. Recht hat sie, pfui Teufel!"

Bartl ballte die Faust, biß in die Lippen und sprach heftig: „Du darfst mich nicht hunzen, ich komme, ich komme!" Wo Gewalt nicht hilft, tut's List. Als der Abend-Rosenkranz gebetet war und jeder sein Bett suchte, schlich Bartl eilig davon, freilich nicht unbemerkt vom Vater, der bereits ausgezogen in der Kammer stand und ihn daher nicht verfolgen konnte. „Der Lump! Er soll mir aber nicht entrinnen!" Noch einmal nestelte er die Hosen hinauf und ging in die Kammer, wo die Tochter schlief, um einen Ochsenziemer vom Kasten zu holen.

„Was gibt's," rief das Mädchen, „was willst?"

„Der Bartl," entgegnete er mürrisch, „ist zum Tanz fort; ich werde ihm, wenn er heimkommt, aufpassen und ein ordentliches Trinkgeld auszahlen."

Das Mädchen, das von allem wußte, hielt, wie es gegen überstrenge Eltern zu geschehen pflegt, treulich zum Bruder und erschrak daher nicht wenig. „Viel-

leicht," sagte sie zögernd, „ist er nur auf einen Sprung zum Nachbar, um ein bißchen zu ratschen."

„Das wird sich zeigen," erwiderte der Alte; mit dem Betläuten ist die Tanzerei aus, da stehe ich auf und paſſ' an der Tür; bis dahin laß uns schlafen." Er entfernte sich.

Das Mädchen konnte kein Auge schließen; nach dem ersten Glockenschlage erhob sie sich und trat ans Fenster, von wo sie den Weg, den Bartl kommen mußte, eine gute Strecke überschauen konnte. Endlich sah sie ihn von weitem; sie rief ihm zu und erzählte leise, was geschehen. Diesmal sollte er jedoch mit dem bloßen Schrecken durchschlüpfen: sie hatte bereits eine List ersonnen, ihm auszuhelfen. Es lag nämlich eine gewisse Oertlichkeit, die selbst Papst und Kaiser nur zu Fuß betreten, außerhalb des Hauses; sie öffnete nun, ohne den Verdacht des Alten, der fröstelnd auf der Treppe saß, damit ihm Bartl ja nicht entwische, die Türe. Dieser hatte bereits die Schuhe abgezogen, er nahm nun das Mädchen auf die Schultern und trug sie durch den dunklen Hausflur über die Treppe neben dem getäuschten Vater vorbei, der noch eine Zeitlang murrend paßte und dann wieder in die Kammer zurückkehrte. Vor Tagesanbruch trat er tastend an das Bett des Sohnes; er fand ihn ruhig schlafend und weckte ihn, weil es Zeit zur Arbeit war.

„Wo bist denn gestern noch hin?" fragte er lauernd.

„Zum Nachbar, wo ich mein Messer vergessen."

„Und wann bist heim?"

„Weiß es nicht so genau, ein Stündchen dürft' ich wohl verplaudert haben."

Der Alte ging kopfschüttelnd weiter. Bartl hatte zum ersten- und auch letztenmale gelogen, er bat später seinem Vater den Frevel ab.

Er hatte die Nacht vertanzt, wilder und toller als zu Kathrein, denn er wollte Gewissensbisse übertäuben; aber auch diesmal wagte er noch nicht, mit Trina Ernst zu machen, er hätte lieber glühendes Eisen geküßt, als ihr ein Bussel aufgepappt. Das Mädchen, klüger als er, wußte wohl, wie es mit ihm daran sei, deswegen war nichts verloren; sie hätte es aber sehr gnädig aufgenommen, wäre er ein bißchen kecker geworden.

Nur hier und da wagte er sich in das Haus ihrer Eltern. So wurde es Frühling, ohne daß er es zu einer Erklärung gebracht hätte. Schon nahte der Vorsommer, auf der Alm überzogen sich Flecken mit weichem Grün; Trina sollte auffahren. Damals sennerten noch Mädchen; allmählich legte sich die Geistlichkeit, die strenger wurde, drein und schaffte diesen Brauch ab. Es war nicht zu leugnen, daß die lustigen Dirnen von Jägern und Hirten Besuch kriegten, wobei häufig das sechste Gebot an den Nagel gehängt wurde. Deswegen ist jedoch die Sache nicht anders geworden: auch im urkatholischen Tirol findet der heidnische Götze Amor den Weg durchs Fenster und versetzt manchmal die Kirche in die unangenehme Lage, vor der Trauung taufen zu müssen. Alle Schilderungen, die hyperbolische Touristen von lustigen Almerinnen machen, sind für Tirol Anachronismen, die vielleicht vor vierzig Jahren zeitgemäß waren.

Also Trina sollte am Sonntag nach Fronleichnam, wo sie noch das Jungfrauenkränzlein tragen wollte,

auffahren. Bartl war die Sache freilich nicht ganz recht, denn bis jetzt sah er sie doch alle Sonntage in der Kirche, ungefähr mit derselben Andacht, wie die flachshaarige Mutter Gottes auf dem linken Seitenaltar; er schlich daher abends noch einmal in den Winkel — langsam, langsam, hier und da blieb er sogar stehen, weil er nachdenken mußte, was er zum Abschied sagen wolle. Das Herz war ihm übervoll; da sah er am Gatter Trina, die ihn schon längst beobachtet hatte, und alle die schönen Wörtlein, die er sich zurechtgelegt hatte, verschwanden wie die Spreu vor dem Sturm.

„Das ist schön, daß du noch kommst," rief sie ihm lächelnd entgegen, „wir müssen doch bereden, was wir den Sommer treiben. Daheim richten sie alles zur Auffahrt her, laß uns dort niedersitzen und plaudern."

Bartl folgte ihr in den Wald; ein umgeworfener Stamm, den schon längst Moos und Simsen überzogen, bot Raum für beide. Sie ergriff ihn bei der Hand und lächelte, daß ihre Zähne durch die Lippen schimmerten wie Edelweiß zwischen Almrosen.

Er holte tief Atem und stotterte endlich: „Schad', daß du auf die Alm gehst! Hätt'st nicht deine Schwester schicken können?"

„Dir ist's ja doch gleich, du Zaggler, du mockst derweil im Tal um und nachher steigst in die Bachen, wo du nur ein Stündlein zu mir hättest!"

Ihre Augen glänzten.

„Gleich ist's mir nicht," erwiderte Bartl, „lieber tät ich dich schon sehen, als Monate lang an dich denken. Und wenn ich nur wüßt, daß du auch —" er schwieg.

„An mich denkst? Gewiß, Bartl.“

Er drückte ihre Hand, sie neigte sich so nahe zu ihm, daß ihr warmer Atem sein Haar berührte und die Wange, weich wie das Vlies des jungen Lammes, sein Gesicht streifte. Er konnte nicht widerstehen, drückte rasch einen Kuß darauf, und fuhr dann erschrocken zurück. Sie kicherte, da faßte er noch einmal den Mut, er wollte den Arm um ihre Hüfte legen und beugte schon den Hals; sie wendete sich schelmisch ab, und statt auf den Mund, hauchte er den Kuß auf ihr Ohr.

„Was hast mir eing'flüstert, Bartl?“ fragte sie neckisch.

„Daß ich dich gern hab'!“ hätte ein anderer gerufen und das Dirndl trotz herkömmlichen Sträubens an die Brust gezogen; aber Bartl! Dem naggelte schon wieder das Herz, und am liebsten wäre er mit dem Hasen, der vorüberhuschte, in die Stauden gehüpft. Winklers Hündchen, das Trinas Schwester Ursel begleitete, hatte ihn aufgejagt; sie guckte, als es zu bellen begann, neugierig durch die Stauden und erschaute das Pärchen. Bartl sprang in größter Verlegenheit auf, jene schmunzelte und sagte halblaut: „Will nicht stören!“

Die Zweige schlossen wieder zusammen; wahrscheinlich wollte sie Wache halten, denn da muß man sich schwesterlich aushelfen, Bartl jedoch glaubte sich belauscht und verlor, trotzdem daß ihm Trina mehrmals einladend zuflüsterte: „So red' doch, wir sind ja allein!“ den Mut. Wenn das sein Vater oder gar der Pfarrer erführe, o je, o je! was würde daraus! Endlich erhob sich das Mädchen unwillig: „Wenn du nicht bleiben willst, so komm doch bald möglich auf die Alm

und hol' dir dein Bussel wieder, denn ich brauch' es nicht." Unter ihren gesenkten Wimpern glitt ein feuriger Blick auf ihn.

„Du bist ein lappeter Bua," sagte sie nach einer Pause; „geh nur heim, daß du den Rosenkranz nicht versäumst, aber komm fein auf die Alm."

Er beteuerte es noch einmal und schied. Auf dem Feldweg blickte er in den Wald zurück: Trina stand am Gatter, sie winkte ihm grüßend mit der Hand, es zog ihn wie mit magischen Banden zu ihr. Sollte er umkehren? Ein anderer hätte es getan, aber er — lappeter Bua!

*

Nach einigen Tagen ging auch er, die Axt über der Schulter, in die Bachen. Die Woche hindurch mußte er angestrengt arbeiten, aber zum Takt der Axtschläge sang die Erinnerung an Trina ihr süßes Lied; so verflogen die Stunden schneller, als er gehofft. Sonntags früh legte er ein frisches Hemd an; ehe noch ein Kamerad erwacht, verließ er das Blockhaus. Noch ruhte Dämmerung auf den Wipfeln der Föhren und Buchen, in denen die Meise piepte, als er bereits den Pfad am steilen Pfonserjoch hinkletterte. Jenseits desselben liegt die Basili-Alm in einer kleinen Mulde, die sich ein wenig unter dem Grat des Gebirges einsenkt. Mit dem ersten Sonnenstrahl hatte Bartl die Höhe erstiegen, er blickte in die Tiefe, die bereits sich zu lichten begann und Nebelflocken emporsandte. Dort die Hütte, ein Steinwurf konnte ihr Dach erreichen! Die Tür öffnete sich, und Trina trat heraus. Den Oberleib verhüllte lässig das Hemdchen, von der Hüfte

zum Knöchel floß der schwarze Rock mit breitem blauen Saum. Schon wollte er jauchzen, da trat sie an den Brunnen — er hörte das Plätschern des klaren Wassers — und streifte ihr Hemd zurück. Wie ins Gesicht geschlagen, duckte er sich hinter einen Stein, erhob jedoch unwillkürlich das Auge wieder. Ueber ihren weißen Nacken und üppigen Busen, schimmernd wie der Schaum auf dem Achensee, floß die kalte Flut, in seine Brust ergoß sich aber ein Strom glühenden Feuers, den er kaum zu bändigen vermochte. Sie trocknete sich ab, die Sonne warf die ersten Strahlen über den Seekar; endlich ergriff sie den Kamm und zog ihn durch die langen Strähne ihres braunen Haares. Nachdem sie es mit der Nadel in einen Knoten geschlungen, schaute sie mit Augen, glänzend wie die der Gemse, in die Runde und jauchzte hellauf. Er wollte antworten, da bemerkte er einen Knaben, der sich über Steingeröll zur Alm empormühte, er trug am Stocke einen Pack. Bald erkannte er den Geiser von Winkel, der dem Mädchen frische Lebensmittel brachte. Nun wagte Bartl nicht mehr, hinunter zu steigen, sonst hätte ja der Bub drunten erzählt, er sei bei Trina gewesen, und wer weiß, was aus dieser wichtigen Neuigkeit für Unheil entsprungen wäre! Unwillig kehrte er um, seine Fastendiät mußte die Erinnerung an all das Holde, was er heimlich geschaut, würzen. Im Laufe der Woche kam ein Kraxenträger über das Joch, schon von weitem winkte er ihm. Bartl legte die Axt auf einen Stock und stieg empor.

„Trina läßt dich herzlich grüßen," begann jener, „und dir sagen, du sollst doch endlich einmal kommen.

Sei keine Lettfeige," setzte er, pfiffig ein Auge zudrückend, hinzu, „und trau' dich endlich. Sonst wirst du beim Dirndl selber zum Gespött."

Am nächsten Sonntag regnete es so heftig, daß Bartl sich nicht auf das Joch wagen durfte. Wieder war eine Woche trauriger Sehnsucht vorübergestrichen, da brach der Sonntag an, hell und strahlend, ein wahrer Tag der Sonne. Wir begleiten Bartl auf den Grat; er späht sorgsam hinab, er flucht ein lautes tausend Saggera! denn aus dem Tale steigt ein rüstiger Bursche. Es ist der Runer Sepp, er war bei den Mädeln, die vor dem Altar lieber ja, als nein sagen, gern gesehen, denn an seiner Hand hing ein sauberer Bua mit einem Bauernhofe. Er paßte schon seit langem auf Trina, sie hatte ihn jedoch, wenn auch nicht grob, stets abgeschnalzt. In der Einsamkeit der Alm wächst manchem sein Glück, und da wollte er denn nachschauen, ob für ihn nichts keime. Um Bartl kümmerte er sich nicht, denn er wußte, daß dieser bei Trina noch nie zu fensterln versucht hatte, und bis das nicht geschehen, glaubt ein Bauer an keinen Ernst.

Etwa fünfzig Schritte vor der Kaser blieb er stehen und sang:

„Spring auf und steh auf,
Mei liebs Dirndl, grüß Gott!
Sei lustig, sei fein heut
Und tua mir koan Spott!"

Rasch öffnete sich die Türe, Trina war mit einem Satz auf der Isse — da wich sie betroffen einige Schritte rückwärts. Wäre Bartl nicht Bartl gewesen, er hätte aus dieser Bewegung erraten, daß sie meinte,

es komme ein anderer — er! So aber sah er nur, wie sie Sepp, der sich mittlerweile genähert hatte, langsam die Hand bot und sich mit ihm vor der Hütte auf der Bank niederließ. Er hörte, wie sie lachten; endlich stand sie auf und ging in die Kaser, er folgte. Bald stieg aus dem Schlote Rauch. Daraus hätte jeder Unbefangene geschlossen, sie koche ihm Nocken, was man auf der Alm keinem Bekannten verweigert; vor Bartl stiegen jedoch wie aus einem Schwefeldampfe der Hölle ganz andere Bilder auf und er schlug zornig an den Felsen, daß seine Hand blutete. Hinunterlaufen! Aber, aber, aber! Wäre Seppel allein hier oben, er würde ihn abgerauft haben, wie ein Bär ein Möpslein schüttelt, aber ... Die Hütte stürmen? Was für ein Gerede wäre daraus entstanden! Wütend vor Eifersucht lauerte er und spähte, ob er nicht einen Vorsprung gewinnen und Sepp aufpassen könne; seine zornigen Gedanken wurden jedoch bald unterbrochen, denn langsam nahte Trinas Vater, der nachsehen wollte, wie es dem Mädel gehe. „Gott sei Dank!" seufzte Bartl und wischte mit dem Aermel den Schweiß von der Stirne. Der Alte trat in die Hütte; nach einer Weile kamen alle drei heraus und ließen sich gemütlich unter einer Schirmtanne nieder. Sepp reichte dem Bauer seinen Tabaksbeutel, dieser stopfte die Pfeife, schlug Feuer und gab auch dem Burschen ein Stück brennenden Zunders. Für Bartl war der Tag verloren, nun hätte er sich beim besten Gewissen um keinen Preis mehr hinabgewagt. Unwirsch schlich er davon.

Wieder verflossen einige Sonntage, ohne daß es

ihm möglich gewesen wäre, sei es wegen der Witterung oder eines andern Zufalls, zur Basili-Alm zu steigen. Trina wurde bereits verdrießlich; denn eine so jungfräuliche Liebe, wie die Bartls, will nicht jeder Unterinntalerin behagen; zudem fühlte sich ihre Eitelkeit gekränkt, indem sie nicht mehr bloß Schüchternheit als Grund des Zögerns voraussetzen mochte. Sie ließ daher Bartl bei guter Gelegenheit sagen: „Wenn er nicht kommen wolle, mög' er's in Gottes Namen bleiben lassen."

„Und wenn's Eisenkeile regnet," sagte er zum Senner, der ihm die herbe Botschaft gebracht, „ich steig' hinüber am nächsten Sonntag."

„Es ist ja nicht so weit," erwiderte dieser, „ein Bua wie du, der das Dirndl gern hat, geht nach der Arbeit fort, sucht es nachts heim und kehrt in der Früh' übers Joch! Ein so sauberes Dirndl! Wie ich noch jünger war, hätt' ich mir die Füße danach abgelaufen und die Leiter dabei auf dem Buckel getragen!"

„Bei Nacht? Das schickt sich ja nicht!"

„Ja nu!" erwiderte der Senner, „einem Lappen ist nicht zu raten." Er schwang den Hut und sang:

„Die Nacht g'hört zum Lieben,
Zur Arbeit der Tag,
Und der Tag braucht nit z'wissen,
Was d'Nacht nit sag'n mag."

Damit ließ er Bartl stehen.

Der hielt aber Wort. Sonntags machte er sich in aller Früh' auf, und wäre ihm der Teufel selbst quer gekommen, er hätte ihn diesmal wie der Achamer Bauer beim Waschel gepackt und an eine Zirbel ge-

nagelt. Der Teufel begegnete ihm nicht, aber auch kein Engel, der „Grüß Gott!“ gesagt hätte.

Trina sah ihn schon von weitem, sie tat, als ob sie ihn nicht bemerke, und ging gegen die Hütte zurück. Da schnalzte er und sang:

„Ueber's Joch bin i gestiegen,
Du hast mi ja b'stellt,
Und a Bussel mußt geben
Mir iatzt zum Vergelt.“

Das Mädchen, obwohl von seiner Ankunft höchlich erfreut, war durch den Inhalt dieses Schnadahüpfels beleidigt, denn sie faßte es auf, als wolle er nur aus Gefälligkeit ihre Einladung annehmen.

„Du hast mi ja b'stellt,“ murmelte sie, „wart', Schliffel, du sollst Buße tun!“ Sie trat auf die Schwelle und sang zurück:

„Moanst wohl, du kimmst z'Gnad'n,
Daß d' herkommen bist?
An lustigern Bub'n,
Den krieg' i z' jeder Frist.“

Damit schlug sie ihm die Tür vor der Nase zu. Bartl ließ die Hände sinken und riß verblüfft Maul und Augen auf. Ein anderer hätte das Schloß aufgesprengt und das Mädchen gepackt, gedrückt und geküßt, daß es nimmer Zipp hätte sagen können; aber Bartl! Er schlich zehnmal um die Kaser, guckte durch jede Spalte und wartete, bis Trina auftue; sie beobachtete jede Bewegung und wartete ebenfalls, bis er offen Reue und Leid ablege — vergebens! Die Festung hätte so gern kapituliert, doch Bartl wagte nicht mehr, sie aufzufordern. Verzagt schlich er davon. Er mochte

etwa hundert Schritte, ohne daß er in seiner Betrübnis umschaute, fortgeschritten sein, da öffnete Trina, die ihn nicht so fortlassen wollte, die Tür und sang:

„Wie an Eis ist dein Lieb ja,
Sein boade gleich kalt;
Kannst kommen, kannst bleiben,
Kannst gean, wie's dir g'fallt."

Und er ging!

Drunten im Wald setzte er sich nieder und weinte. „Na, daß man so was erleben muß!" seufzte er bang.

Droben vor der Kaser setzte sich Trina und weinte. „Na, daß man so was erleben muß!" sagte sie zornig. „Den muß man in der Beize lassen, bis er mürbe wird!" — dachte sie, und kein Gruß, kein freundliches Wort gelangte mehr an ihn. Oft stieg er auf das Joch und schaute wie Toggenburg zur Kaser nieder, wohl sah er hier und da die Traute, wie sie Kühe molk und Kessel rieb, aber was half ihm der Anblick, da sie ihm zürnte. Er magerte vor Gram ab, wie eine Heuschrecke, die Kameraden wurden besorgt um ihn; endlich schüttete er einem sein Herz aus. Dieser lief lachend zwischen den Bäumen herum, anstatt ihn zu trösten, und sagte: „Das ist ja alles Liebe, lautere Liebe, verstehst du denn das nicht? Was willst wetten? Laß sie grüßen, sie ladet dich wieder ein."

Bartl glaubte das nur halb und halb, meinte jedoch: „Ein gutes Wort findet ein gutes Ort," und gab einem zuverlässigen Kraxenträger, der Butter übers Joch brachte, einen Gruß mit. Schon am nächsten Abend hatte er eine herzliche Rückantwort: Sie ziehe morgen von der Alm ab, auch er werde sich wohl nicht

mehr lange in den Bachen aufhalten, dann solle er sie ja gewiß besuchen. Bartl lächelte freudig und machte die schönsten Vorsätze.

Zu Allerheiligen war er daheim. Auf dem Wege zur Kirche traf er Trina. Freude strahlte aus seinem Gesichte, als sie ihm freundlich die Hand bot. Sie konnten nur wenige Worte wechseln, denn schon nahten andere, die sich ihnen zugesellen wollten.

„Du hast auch schlecht Wort gehalten," sagte sie, „bist nur einmal gekommen."

„Und dort hast du mich ausgeschlossen."

„Ganz, wie du es verdientest. Es hätt' dir just schon der Mühe wert sein dürfen, mir ein gutes Wörtlein zu sagen, bist jedoch abgeschoben wie ein Bock beim Regen."

„An den Sonntagen hab' ich halt nie Glück gehabt!"

„Hab ich dir verboten, an Werktagen zu kommen?"

„Ja, da mußt' ich von früh bis spät arbeiten!"

„Abends hätt'st du dir wahrscheinlich die Nase eingerannt."

„Da hab' ich mich halt nicht getraut."

Sie wendete sich spöttisch lächelnd von ihm; Sepp nahte, das war gleich ein anderes Tempo, sie zwitscherte mit ihm und er mit ihr, als flöge ein Pärchen Schwalben daher, während Bartl einsilbig zur Seite trottete. Sie flüsterte ihm, als Sepp in die Kirche getreten war, noch leise zu: „Schau, das wär' a Bua, so solltest du sein!"

„Es ist mir halt nit geben," wollte er ihr nachrufen, da schlug die Türe ins Schloß, und die Orgel

begann zu brausen. Verdrießlich blieb er auf dem Friedhof zurück; er mochte Trina gar nicht mehr erwarten; sollte er wohl Zeuge sein, wie sie an Sepp Scherzwörtlein verschwendete?

Trina war nicht wetterwendisch, sie blieb ihm noch immer im Herzen gewogen und hätte ihn jedem anderen vorgezogen, sich jedoch geradeswegs anzutragen, das verbot ihr weiblicher Stolz. So wie die Sachen lagen, mußte sie wohl auch zweifeln, daß es ihm wirklich ernst sei, war er doch unter Männern gar nicht blöde, sondern schoß, wenn es galt, den bayrischen Jägern keck und verwegen Gemslein und Auerhahn weg, wie nur einer. Gerade aber sein häufiger Aufenthalt in der öden Einsamkeit, zu der er ohnehin einen Hang fühlte, machte ihn noch einsilbiger, als er von Natur war und erhielt ihn schüchtern auf fast komische Weise. Da beschloß sie, ihn von jetzt ganz kalt und spröde zu behandeln, seine Eifersucht zu erregen und dadurch die Glut so zu entflammen, daß alle Hindernisse, und wären sie noch so mächtig, wegschmölzen wie Eis im Juli. Er sollte brennen wie eine arme Seele, bis er endlich flehend nach ihr die Hände ausstrecke, wie man es beim Fegfeuer, das die Wand der Totenkapelle rötet, mit Schauer betrachten kann.

*

Bis zum Tinzeltage der Holzknechte waren noch einige Wochen. Schon wurde manche Vorbereitung zum Tanz getroffen, der diesmal, um es mit keinem Wirte zu verschütten, beim Kern abgehalten werden sollte, da platzte im Gemeindehause eine Bombe, die

ganz Achental mit Jammer und Unheil überschüttete. Ein Schreiben des Landgerichtes setzte nämlich den 23. November für die vom König verordnete Militärlosung fest, wobei das arme Landl dem Rachen des unersättlichen Korsen wieder den Blutzoll opfern sollte. Das war im Jahre 1811, wo noch alle Wunden von 1809 bluteten. Stille Wut glühte durch alle Täler; Kaiser Franz hatte mit Napoleon Frieden geschlossen und das Land seinem Schicksal überlassen. Die Jünglinge zogen nach Schwaz, griffen in den Topf, und sieben gewannen das Los des — Todes, des Todes sehr wahrscheinlich, denn man munkelte bereits von einem neuen Kriege. Auch Hois, den jüngeren Bruder Bartls, traf es.

Deswegen herrschte in ganz Achental tiefe Trauer; der Tinzeltanz sollte diesmal weniger flott als in früheren Jahren ausfallen. An den Tischen beim Kern saßen die Alten, der Wein schien ihnen nicht recht zu munden; in der Mitte des Saales wirbelten bei rauschendem Trompetenschall die Paare, hier und da ein Juchschrei — vielleicht von einem, der nach wenigen Tagen schon der bayrischen Trommel nachlaufen mußte. Trina und Sepp tanzten, als gelte es für die Ewigkeit.

Bartl trat ein, auf seinem Gesicht lag tiefe Trauer, er wußte eigentlich nicht, was er hier beginnen sollte, während Eltern und Bruder zu Hause jammerten. Nur wegen Trina trank er seinen Wein. Die Musik verstummte, die wirren Knäuel der Tänzer lösten sich auf, Trina setzte sich zu ihrem Vater auf die Bank. Neben ihr nahm Sepp Platz; obwohl alles vollge-

pfropft war, wußte er sich dennoch einzukeilen. Bartl schenkte sein Glas voll; sorgsam, damit kein Tröpflein überfließe, trug er es zu Trina und bot es ihr mit einem herzlichen: „Bring dir's!"

Sie machte eine abwehrende Gebärde.

„Tanz'st den nächsten mit mir?" fragte er.

„Nein," erwiderte sie, „ich hab's heut mit Sepp!" Sie wandte ihm gleichgültig den Rücken, blickte jedoch in den Spiegel gegenüber, um zu beobachten, wie er die Abweisung aufnehme.

Bartl zuckte zusammen und entfernte sich. Er setzte sich wieder zur Flasche, die er jedoch, ohne sie weiter zu berühren, wegschob und stützte das Haupt wie müde auf den Arm. Ein aufmerksamer Beobachter hätte gewiß die Spuren tiefen Schmerzes bemerkt, der seine Züge verdüsterte. Wer sollte sich aber um ihn kümmern? Die Musikanten stimmten wieder, wie aus einem Traume wachte er auf und starrte in das Gewühl, wo Trina und Sepp zum Tanz antraten. Er seufzte tief, blickte zum Himmel und stand auf. Noch einmal blieb er in tiefem Leide stehen, als sollte er zusammenbrechen; dann trat er rasch vor Trina. Sie erschrak, als ihr Blick sein bleiches Gesicht traf; mit einer Stimme, die von heftigem Gefühl zitterte, sagte er: „Leb' wohl, Trina, leb' wohl, auf Nimmerwiedersehen!"

Er war verschwunden.

Trina zitterte, sie ahnte unermeßliches Unheil und wollte ihm nacheilen; Sepp hielt sie zurück: „Laß ihn laufen, es ist nur ein Rausch."

Ihre Heiterkeit war dahin, sie tanzte zwar, aber

immer und immer tauchte Bartl vor ihr auf, wie er sie innig und schmerzvoll anblickte.

Er eilte nach Hause. Dort traf er seine Leute in traurigem Gespräch. Hois hatte verweinte Augen, die Mutter wischte sich mit der Schürze die Tränen ab.

Bartl betrachtete sie einen Augenblick mitleidig, dann sagte er ruhig: „Hois, du gehst wohl ungern zu den Soldaten? Mir tut's weniger weh', ich trete für dich ein!"

Der Vater schüttelte den Kopf, denn er mußte so oder so einen Sohn verlieren; Hois starrte ihn ungläubig an. Bartl fuhr fort: „Es ist so! Ich trete für dich ein, du bleibst bei den Eltern; mach' mir aber nie das Herzeleid, daß du das vierte Gebot vergißt. Das Gütl übernimmst seinerzeit vom Vater, mir beding' ich, wenn ich etwa heimkomme, ein warmes Plätzchen beim Ofen aus. Willst, Hois?" Dieser zögerte.

„Wenn du nicht magst," sagte Bartl nach einer Weile, „ist's einerlei; ich will nicht bleiben und gehe doch zu den Soldaten."

„Wenn's so ist," sprach Hois, „nehme ich es an."

„Mir ist's leid," sagte das Mütterchen schluchzend, wie Maria mit dem siebenfachen Schwert im Herzen, „ihr seid mir aber beide gleich lieb, ausmachen müßt ihr es unter euch."

„Es ist ausgemacht!" rief Bartl, „morgen früh gehe ich nach Schwaz und stelle mich, doch jetzt kein Wort mehr." Er war zum Mann geworden, der ein Recht hat, über sich selbst zu verfügen. Der Vater schüttelte ihm stumm die Hand und tat keine Einsprache.

Sie trennten sich.

Die Nacht breitete ihren Schleier über den Seelenkampf des armen Bartl. Wir wollen ihn nachempfinden, schildern können wir ihn nicht.

Er schied vor Tagesanbruch. Noch einen Blick auf die trauten Berge der Heimat, noch einen Blick auf Trinas Häuschen im Winkel! Er hob segnend die Hand, über seine Lippen kam kein Laut.

Bald erfuhr Trina, was geschehen. Ihre Berechnung war an seinem Herzen, für dessen Lauterkeit, dessen Tiefe ein gewöhnliches Maß nicht ausreichte, abgeprallt; sie machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie ihm nicht ihre ganze Seele geoffenbart — es war zu spät. Bald hatte sie ausgeweint; zu Jacobi nach der Ernte führte sie Sepp als Braut heim.

Bartl wurde in ein wildes, geräuschvolles Leben geworfen. Bei Tag exerzieren, Paraden, lange Märsche durch Länder, wo die Leute zwar deutsch reden, aber fast alle lutherisch sind: es stürmten so viele neue Eindrücke auf ihn los, daß er kaum Zeit fand, an die Heimat zu denken. Aber nachts im Schlafe streifte die Seele jedes Band ab, der Zauber des Traumes trug ihn nach Tirol, im Sonnenglanze tauchte der schneeige Gletscher auf, die Quellen rieselten, der Gemsbock sprang ins Kar, von dessen steilem Geschröfe Edelweiß und Jochraute nickten, drunten stieg der bläuliche Rauch aus dem Schlot der Kaser, Trina trat hervor, frisch wie eine Almrose; er wollte sich regen, auf sie zueilen, seine Füße waren jedoch gebunden, das holde Gemälde zerrann, und die Reveille wirbelte durch die Gassen. Dann ging es in ein Land, flach, sandig, sumpfig, durchsetzt von trägen Bächen. Die Menschen redeten,

was er nicht verstand, es klang fast nicht schön und weich, wie die Ratsche am Karfreitag; in ihren Hütten lag Schmutz und Unflat, mehr als in der elendesten Alpe Tirols. Schweinefleisch und Kraut war bis zum Ueberfluß seine tägliche Kost. Wollte er nicht auf der nassen Erde schlafen, so mußte er mit dem Säbel Tannenzweige abhauen, wie man in Tirol für das Vieh Streu holt. Oft traf es ihn, Schildwach zu stehen; über den dunklen Wäldern der weiten unermeßlichen Ebenen stieg voll und klar der Mond auf, bald sammelten sich fern am Horizont Wolken, ihr breiter Rücken leuchtete wie die beschneiten Höhen der Heimat, stets wechselnd an Form und Gestalt, ahmten sie täuschend die Zacken des Hochgebirges nach, er dachte an Trina, den kalten Lauf des Gewehres traf eine Träne. — Horch! — das wilde Geheul hungriger Wölfe! Die Patrouille naht, er ruft sie an, lachend tritt der Korporal vor: „Haben sie dich nicht gefressen, Tiroler? Ich meine, sie werden sich bald mästen mit unserm Fleisch und Blut.“ — Ein anderer Soldat wurde hingestellt, Bartl zog mit der Ronde weiter. Die Kameraden waren froher Laune, denn morgen sollte er kommen, der eherne Kanonenkaiser, und seine Adler zu neuen Siegen, zu neuer Beute führen. Dort schimmerte der Niemen, jenseits desselben Rußland!

Napoleon! Wie zauberisch wirkt der Name jetzt noch, wie mag er zu seiner Zeit Lieb' und Haß entflammt haben! Bartl dachte an das Jahr 1809, ein fürchterlicher Gedanke blitzte in ihm auf; er blieb plötzlich stehen, so daß ihm der Hintermann auf die Ferse trat und fluchend schalt: „Dummer Tiroler, vorwärts!“

„Habt ihr,“ fragte er leise, „nicht aus der heiligen Schrift vernommen, daß er der Apolyon ist, der in der Offenbarung Johannis aus dem höllischen Brunnen steigt?“

Schallendes Gelächter antwortete ihm; der Korporal rief spottend: „Haben dir das deine einfältigen Bauern aufgebunden? Dafür sollte man sie mit Jauche tränken und mit Glasscherben füttern, die Einfaltspinsel! Stolz mußt du sein, daß dich das Glück zu einem Soldaten Napoleons machte; wenn du morgen nicht vive l'empereur schreist, kriegst du Fußtritte.“

„Morgen?“ fragte Bartl rasch.

„Ja, morgen haben wir die Ehre, mit unseren französischen Waffenbrüdern vor dem erhabenen Kaiser zu defilieren.“

Bartl schwieg. Seine Gedanken waren finster wie die Nacht, die nach dem Untergang des Mondes auf die Ebene sank.

Morgen!

In der Kaserne paßte er, bis alle schliefen. Dann öffnete er sorgfältig ein Beutelchen und zog eine Kugel heraus. Es war ein Kreuz mit allerlei mystischen Zeichen darauf eingeschnitten.

Er untersuchte das Gewehr, schüttelte Pulver aus dem Maß in den Lauf und murmelte: „Verjag' den Teufel, triff die Hexen, erschlag den Zauberer im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, in der Kraft des Pestengels, unter dem Schutze der Pfeile des heiligen Sebastian, zu Ehren der fünf Wunden am Leibe Christi. Seine Seele verfluche ich dreimal dem Teufel.

Amen! Amen! Amen!" Als er dem Pfropf die Kugel nachstieß, wiederholte er jedesmal den schrecklichen Spruch. Dann warf er sich auf das Lager und betete: „Heilige Jungfrau Maria, halt den blauen Mantel vor, daß mich seine Augen voll Höllenfeuer nicht erschrecken!" — Viele glaubten nämlich außerdem, daß sie ihn für kugelfest und gefroren hielten, er schaue durch teuflische Kunst in die Seelen der Menschen und entwaffne dadurch alle, die feindliche Anschläge gegen ihn vorhätten.

Bartl hatte sein Riemenzeug mit Wachs gebohnt, die Montur fleißig gebürstet, und harrte nun in Reih' und Glied, bis auch ihn das Kommando vorwärts triebe. Sie brausten, brandeten und rollten vorüber, die Völkerwogen, die der neue Attila über die Ebenen Rußlands goß, wo sie im Boden verschwinden sollten, wie ein Regen im Sande. Dort hielt er auf dem Schimmel zwischen seinen Marschällen, die in ihren gestickten Uniformen schimmerten wie Goldkäfer, er selbst einfach im grünen Rock, das kleine Hütchen auf dem Kopf, die Züge groß und unbeweglich. Nur selten überflog sie ein Glanz freudiger Zufriedenheit, wenn ein rauschendes: vive l'empereur! zum klaren Himmel stieg.

„Bataillon marsch!" kommandierte der Major.

„Kompagnie marsch!" wiederholte der Hauptmann, und die Schar leichter Jäger, der Bartl eingereiht war, schritt bei den Klängen der Feldmusik vorwärts.

„Rechts schaut!"

Die Köpfe flogen rechts, jedes Auge haftete am Bronzegesicht des Imperators.

„Dieses Männlein, das bei uns keine Bauerndirne aufklauben möcht', ist also des Teufels leiblicher Sohn!" dachte Bartl und faßte krampfhaft das Gewehr. Zitternd vor Haß und Wut starrte er auf Napoleon. Sein schrecklicher Blick traf den Soldaten; er zuckte gar nicht einmal mit der Wimper. Da regte sich der Schimmel; der Kaiser machte eine rasche Wendung und flüsterte einem Marschall etwas ins Ohr — der günstige Augenblick war für den Mordanschlag verloren. —

„Dein Vater, der Teufel, hat dir's verraten, den will ich aber schon bändigen. Ich verlobe mich der Mutter Gottes zum Sieg, barfuß wallfahre ich nach Kauns, drei Nächte knie' ich auf der Schwelle, und opfere, wenn ich dich treffe, eine goldene Kugel, müßt' ich das Geld auch zusammenbetteln!"

Dieses Gelübde machte Bartl heimlich, während die andern dem Würger Deutschlands ihr pflichtschuldiges vive l'empereur zubrüllten.

Die Kolonne war vorüber, sie hatte auf der schwankenden Schiffbrücke den Fluß übersetzt und bewegte sich auf der staubigen Straße vorwärts. Da sprengte ein Adjutant daher, er sprach leise mit dem Major; ein lautes Halt donnerte durch die Reihen. Langsam ritten beide an der Front dahin, Mann für Mann mit scharfem Auge musternd. Bartl gegenüber zog der Franzose ein wenig die Zügel an, flüsterte einige Worte und trabte davon.

„Marsch!"

Im Taktschritte ging es ohne Rast weiter, bis sie

endlich gegen vier Uhr ein ausgebranntes russisches Dorf erreichten. Etwas später brachte ein Transportwagen Brot; von zwei Chevauxlegers, die Vieh dahertrieben, erfuhr Bartl, daß der Kaiser in einer halben Stunde hier durchreiten und sich zum Vortrab begeben werde. Ueber Bartls Antlitz zuckte ein unheimliches Lächeln. Während die andern die Ochsen schlachteten, sie zerstückten und das Fleisch in den Feldkesseln mit den ausgerissenen Brettern der Fußböden und Zäune kochten, schlich er, als er sich ganz unbeachtet glaubte, davon.

Hundert Schritte vor dem Dorfe erhob sich ein dichtes Gestänge von Erlen und Weiden; dort verkroch er sich. In einem Tümpel schwammen etliche Gänse, die hier dem allgemeinen Untergange entronnen waren. Rasch zog er die Schuhe und Socken aus, sprang in das Wasser, drehte einer nach der andern, daß ihr Schnattern nicht die Aufmerksamkeit auf den Hinterhalt lenke, den Kragen um und warf sie dann an das Ufer. Kaum beachtete er die häßlichen Blutegel, die an seinen bloßen Beinen hingen, denn er hörte fernes Pferdegetrappel. Schnell packte er das Gewehr, stemmte sich auf ein Knie und hielt zum Anschlag bereit. Napoleon nahte im Galopp mit seiner Suite; noch war er außer Schußweite. Langsam näherte Bartl den Kolben der Wange, einen Augenblick — da packte ihn eine starke Faust im Nacken; ehe er einen Laut hervorstoßen konnte, war sein Gesicht in den weichen Sumpf gedrückt. Die Hand ließ ihn frei, er sprang auf, Wasser und Schlamm aussprudelnd. Nachdem er sich den Kot abgewischt und wieder um sich zu schauen

imstande war, erkannte er seinen Kameraden Prosch aus Ried im Zillertale.

„Was hast jetzt anstellen wollen, Zoch?" begann dieser leise; „hättest merken können, daß man auf dich ein Auge hat. Laß Zeit, unser Herrgott verschlaft's nicht und nimmt ihn schon bei den Ohren, ohne daß du dreinpfuschest. Meinst, wir andern mögen den Bonapartl? Wenn du aber jetzt geschossen hättest, würden wir alle hingerichtet und das Landl könnt' es entgelten."

„Ich hätt' ihn geschossen wie einen Auerhahn."

„Seine Schergen wären aber in voller Macht zurückgeblieben. Meinst du wohl, die hätten dich dann heut' abends ruhig die Gänse da fressen lassen?"

Bartl blickte finster zu Boden, dann pflückte er die ekelhaften Würmer von Wade und Schienbein.

„Ich habe mir gedacht, was du willst und bin dir deswegen nachgeschlichen. Jetzt gehst zum Major und dann zum Hauptmann, gibst jedem einen Vogel und sagst, du hättest ihnen ein gutes Nachtessen verschaffen wollen."

Er gehorchte ohne Widerrede, schweigend hob er die Vögel bei den Füßen auf und folgte dem Kameraden.

Prosch erzählte dem Major, sie hätten Gänse fangen wollen, und da sei Bartl in den Kot gepatscht. Der Offizier lachte und befahl seinem Diener, den Braten ja recht gut zu kochen. Da der Major zufrieden war, hatte der Hauptmann nichts mehr einzuwenden.

Die Angaben Bartls über die Märsche, die er zu machen hatte, und über die Gefechte, an denen er teilnahm, sind so verworren und unklar, daß ich mich

weder an dem Leitfaden der Geschichte noch der Geographie zurecht finden konnte. Es liegt auch nicht viel daran; seine Beobachtungen über Land und Leute interessieren ohnedem nur insofern, als sein Schicksal damit verflochten ist.

Ueber die Richtung, die Bartl zunächst einschlug, gibt vielleicht der Umstand einigen Aufschluß, daß er sah, wie General Deroi fiel. Dies geschah im Treffen vor Polocz. Uebrigens strengte er sich nicht an, auf den Ebenen Rußlands Heldenlorbeeren zu pflücken. „Da war es in unseren Bergen,“ erzählte er oft, „eine rechte Lust; mit welcher Freude blitzte ich 1809 den verfluchten Franzosen auf den Balg; wie jauchzte ich, wenn einer purzelnd die Fersen in die Luft schlug! Aber die Russen! Denen mochte ich nichts zu leide tun, außer, wo ich mich meiner Haut wehren mußte; sie hatten ja recht gegen den teuflischen Bonaparte, und am liebsten wär' ich zu ihnen übergelaufen. Nur der Gedanke hielt mich zurück, daß ich dann vielleicht auf meine eigenen Landsleute schießen müßte, und das wär' gewesen wie Kain und Abel in der heiligen Geschrift.“

*

Der Winter brach an, furchtbar wie seine Stürme schritt die Nemesis durch das Land und zertrat das Heer des Korsen wie Gewürm. Wer berechnet die ungeheure Summe des Elends, das sich nicht auf einzelne verteilte und dadurch kleiner wurde, sondern jeden mit voller Wucht traf, wo der Mensch mit entsetzlichen Qualen sühnte, was die Völker verbrochen, weil sie sich sklavisch dem Wink eines Titanen gekrümmt hatten

und dadurch, sowie er zum Maß des Uebermenschlichen emporklimmen wollte, unter das Maß des Menschlichen hinabgesunken waren. Die Geschichte mag zitternd den Spuren des ewigen Rächers folgen, die Poesie muß wie Moses bei dem Nahen Gottes vor diesem großartigen Schauspiel das Antlitz verhüllen.

Die Bayern deckten den linken Flügel der Armee, sie wurden daher erst, nachdem diese fast aufgerieben war, in den Strudel gezogen; 30 000 wackere Krieger gingen hier unter. Auf einem schönen Platze Münchens ragt ein Obelisk mit der Inschrift: „Auch sie starben fürs Vaterland." Das Erz kann nicht erröten.

Ausgemergelt und erschöpft schleppte sich Bartl mit dem zerlumpten Troß weiter. Der Schrecken hatte ihn abgestumpft, selbst das Gefühl der Verzweiflung war aus seiner Seele gewichen; nur wenn sein mattes Auge wieder auf einen kleinen Schneehügel fiel, unter dem ein Toter ruhte, wünschte er alles überstanden zu haben wie dieser. „Kosaken, Kosaken!" scholl der Schreckensruf durch die aufgelösten Glieder, die Raben krächzten, im Nebel wurden die langen Lanzen sichtbar; eine Salve, und sie verschwanden wieder, die Aasgeier des heiligen russischen Reiches. Lautlos wälzte sich der Trupp weiter; hier sank einer, niemand fragte wer? — Heute mir, morgen dir! Da sah Bartl einen toten Offizier in einen dichten Pelz eingehüllt am Wege: „Der braucht ihn nicht mehr," sagte er halblaut, kroch in den Graben, warf seinen zerlumpten Mantel weg und hüllte sich mit der Empfindung seltenen Behagens in die Wildschur.

Seine Kameraden gingen vorwärts. Als sie im

Schneegestöber verschwunden waren, sprengten heulend einige Kosaken, welche Nachzüglern auflauerten, gegen ihn los, eine Lanze fuhr ihm zwischen Arm und Brust durch und riß ihn nieder. Die Unholde sprangen vom Pferd; schneller als man eine Kartoffel schält, hatten sie ihm die Kleider abgerissen. Dann hängte ihn einer nackt mit einem Lederriemen an den Bauchgurt des Rosses, ein anderer stieß ihn mit dem Lanzschaft in die Weichen, ein dritter hieb ihn mit der Knute über den Rücken, daß sein Blut in den Schnee floß. So jagten sie ihn vorwärts, daß ihm der Atem stockte. Sie erreichten ein Städtchen, dort wurde er in die Kirche geworfen; sie war bereits zum Erdrücken mit Gefangenen vollgepfropft, fast alle nackt, blutig und zerfleischt. Auf dem Boden lagen Sterbende. Wohl denen, über deren Antlitz das tolle Lachen des Wahnsinns flog! Schmerzgeheul, wilde Flüche, Gotteslästerungen erfüllten den Raum, wo sonst eine fromme Gemeinde ihre Lieder sang und der Priester betete.

In einem Winkel kauerte ein Mann, Bart und Haar mit Blut zu einem Klumpen gefroren; in schmählicher Wut spuckte er zum Himmel: „Könnt ich dich ins Gesicht treffen, du Teufel dort droben, du lachst und jubelst mit den Engeln und lässest uns hier zugrunde gehen. Was hab' ich verbrochen, daß ich so leiden muß?"

Bartls Seele erfüllte Grauen, auch er verzagte an Gottes Gerechtigkeit und Liebe; konnte er nicht Frevler und Schuldlose durch seine Boten trennen lassen? War seine Wunderkraft erschlafft und die heilige Schrift eine Lüge?

Wo gab es eine solche Fülle von Schmerz, Jammer und Elend als hier, wo zwanzig verschiedene Sprachen aus der Hölle des Daseins um Erlösung schrieen? — „Deine Zweifel sind eine Sünde gegen den heiligen Geist," rief sein Gewissen, „eine Sünde, für die es weder in diesem noch in jenem Leben eine Verzeihung gibt. Weh', wenn die ewige Qual schon hier begönne!" — Er preßte die Hände an die Stirn, sein Sinn wollte schwinden. Da flog die Tür auf, Kosaken sprangen grinsend herein und peitschten die Gefangenen mit dem Kantschu auf den Friedhof hinaus. Dort hielt ein Offizier zu Rosse; er rief: „Die Deutschen marsch in jene Ecke!" Bartl dachte: Da wird man uns umbringen und einscharren! Die anwesenden Deutschen, etwa fünf bis sechs, gehorchten mit stummer Gleichgültigkeit dem Befehle. Die anderen, Franzosen und Welsche, wurden in die Kirche zurückgejagt. „Ihr seid Deutsche?" fragte ein Offizier.

Alle bejahten es, Bartl rief: „Ich bin halt eigentlich ein Tiroler!"

Der Offizier verzog den Mund:

„Hast du 1809 gegen die Franzosen gefochten?"

„Ja freilich, und manchen erschossen!"

„Warum ziehst du jetzt mit ihnen gegen uns?"

„Ja, weißt wohl, wenn du mußt! Der König hat uns hergesprengt."

Das Antlitz des Offiziers erheiterte sich noch mehr, er winkte einem Kosaken, dieser brachte bald darauf allerlei Kleidungsstücke und warf sie Bartl zu. Während er die Schuhe anlegte, wandte sich der Russe an die übrigen: „Wer von euch will bei dem deutschen

Freikorps eintreten, welches Se. Majestät der Zar" — er lüftete dabei die Pelzmütze — „gegen den französischen Räuber errichtet?"

Alle erboten sich.

Nun sprang Bartl auf, ein Weiberrock hing über der Schulter, von den Lenden schlotterte eine Hose nieder, ein Rohr am Knie abgerissen, in der Hand hielt er ehrfürchtig einen feinen Frauenhut mit Federn, den wahrscheinlich ein Franzose zu Moskau bei einer Modistin gestohlen hatte. Er rief: „Krieg führen tu' ich nimmer, wenn's nicht sein muß; bei Oesterreich hat es mir gar nichts, bei Bayern nur Elend getragen!"

„Dann wirst du bis zu deiner Auslösung nach Sibirien geschickt!"

Nun wurde Bartl mit seinen Genossen in die Hütte geführt, dort erhielten auch diese Kleidungsstücke; die gemeinen Soldaten, die sie jetzt als Kameraden betrachteten, gaben ihnen Schnaps und Brot; auch am Feuer durften sie sich wärmen. Es kam ihnen vor, als wären sie in den Himmel versetzt.

Am nächsten Morgen mußte Bartl von ihnen scheiden. Alle weinten, als hätten sie ihr Lebtag in Lieb' und Freundschaft zugebracht. Einer trug dem anderen auf, die heimische Erde für ihn zu grüßen, denn keiner hoffte dieselbe wieder zu betreten.

Bartl wurde auf pfadlosen Wegen, durch Schneegestöber und Eis in das Innere Rußlands geführt; bald gesellten sich Genossen des Elends zu ihm, die es ebenfalls abgelehnt hatten, noch ferner die Waffen zu tragen. Sie konnten mit Schauder beobachten, wie ausgesucht grausam man die gefangenen Franzosen be-

handelte, als sollten sie jetzt, gleichviel, ob schuldig oder unschuldig, büßen, was ihr Volk an Weh und Unglück über die Welt gebracht hatte. Den Deutschen ging es, soweit es bei solchen Verhältnissen möglich war, ganz leidlich; sie erhielten zwar von den Kosaken, die sie geleiteten, manchen Puff, aber doch auch zu essen, wurden nachts stets unter Dach gebracht und der Kleider nicht mehr beraubt.

In der Gesellschaft war ein beständiger Wechsel: einige blieben zurück oder wurden auf andere Straßen gewiesen, allmählich verringerte sie sich, die Kosaken verschwanden bis auf einen.

Bartl hatte Ebenen durchwandert, Berge überstiegen, Flüsse durchschifft, immer gegen Osten zu, wo die Sonne aufging, dem einzigen Zeichen, aus dem er auf die Richtung seiner langwierigen Reise schließen konnte. Allmählich wurden die Tage länger, Tauwetter überschwemmte den Boden mit unergründlichem Morast, schon spitzte an sonnigen Stellen das Gras hervor, bis der eisige Steppenwind wieder alles in Erstarrung versenkte. Endlich gelangte er an einen sehr großen Fluß, der ungeheure Eisschollen führte, jenseits desselben erblickte er die Türme und Kuppeln einer Stadt: es dürfte Tobolsk gewesen sein, denn wie Bartl, wahrscheinlich aus Mißverständnis, behauptete, war der heilige Tobias ihr Schutzpatron.

Dort wurde das kleine Häuflein der Gefangenen einem hohen Herrn vorgestellt, der jedem die Ortschaft anwies, wo er zu bleiben habe. Zugleich ward jeder mit dem Galgen bedroht, der ohne Erlaubnis des Gemeindevorstehers, der für ihn haftete, den Aufenthalt

verlasse. Hier mußte Bartl den letzten, schwersten Abschied überstehen: von seiner deutschen Muttersprache, denn sie wurden einzeln in die Verbannung geschickt, wo sie niemand verstanden, wo niemand sie verstand als der Herrgott. Er wurde einem Kosaken, der mit einem amtlichen Schreiben als Kurier abging, anvertraut; dieser aber lieferte ihn nach einer Woche, wo sie die aufgehende Sonne stets mehr zur Linken hatten, dem Vorsteher eines Dorfes ab.

„Unter dem Dorfe," meinte Bartl, „darf man sich nicht etwa eine Ortschaft wie Achenkirch oder gar Jenbach vorstellen, wo zwar keine vornehmen, aber doch nette saubere Häuser nebeneinander stehen; — da mußte man recht schauen, um die Wohnungen zu erkennen. Sie steckten zur Hälfte im Boden, waren mit Rasen bedeckt, der Rauch zog oben durch ein Loch, das man gar wohl als Hasen- oder Fuchsfalle benutzen konnte. Und erst drinnen, da sah es aus! Kinder und Säue kugelten im Schmutz durcheinander, als wär's die Arche Noahs mit allerlei Getier, so daß einem ordentlichen Menschen angst und bange werden mußte.

In ein solches Loch führte mich der Gemeindevorsteher, der wieder nicht aussah wie der Sirtenbauer, oder gar der Postmeister; er war ein kleines Männchen mit einem schwappeligen Bauch und kurzen Hareln, eingenäht in Felle, deren rauhes nach innen gewendet war, und roch aus dem ungewaschenen Maule, so oft er's auftat, wie ein dampfiger Esel. Zu essen gab es genug, vor allem Wildfleisch, wenn nur nicht die Leute geglaubt hätten, es schmecke halb roh und stinkend am

besten, so daß man von der Suppe die Würmer abschöpfen mußte, wie von der Milch den Rahm. Was die Gegend betrifft, so war nur von fern so etwas wie ein Streifen Berge zu erkennen, sonst alles mit Sümpfen, in denen Kröten gar melodisch sangen, und Wald bedeckt. Die Forste waren dicht und mit herrlichen Zirbeln besetzt, die in Tirol nur auf den Almen gediehen, aber man durfte sich nur mit der Axt in der Faust hineinwagen, denn alle zwei- oder dreihundert Schritte sagte ein Bär oder Wolf: Grüß Gott! — Wasser fehlte nirgends, überall wimmelte es von Fischen, so daß man in der Luft gedörrte Hechte, die doch bei der Scholastika ihren Wert haben, wie Brot aß, ja sogar Hunde damit fütterte. Auch die Vögel sangen und pfiffen wie in Tirol, die Menschen jedoch zaggelten lässig und matt herum, als wäre ihnen das Herz eingefroren; nirgends ein Schnadahüpfel oder eine Zither; als ich einmal, um es nicht zu vergessen, jodelte, lief das ganze Dorf zusammen."

So schildert Bartl sein Asyl.

Das erste Jahr mußte er sich auf die Gebärdensprache beschränken; bald lernte er jedoch so viel reden, als zu einer dürftigen Verständigung genügte. Den Sommer hindurch half er seinem Wirt auf dem Felde arbeiten; da er aus einem mehr zivilisierten Lande abstammte, konnte er dem genügsamen Völkchen manche Kenntnisse im Betrieb des Ackerbaues mitteilen, für die es ihn dankbar verehrte. Nachts schlief er im Freien auf einem Tannenbaum, wo er sich eine Art Hängematte bereitet hatte, denn seine Haut war noch nicht so durchgegerbt, um die Bisse und Stiche des zahllosen

Ungeziefers in der Wohnung des Gemeindevorstehers auszuhalten.

Als sich die Blätter röteten, zimmerte er sich aus vierkantig behauenen Holzstämmen ein Blockhaus, wie er es in den Bachen gelernt; weitum prangte kein schönerer Palast. Im Spätherbst und Vorwinter fing er mit Latzen aus Draht oder Roßhaar allerlei Getier mit kostbaren Fellen, die er sorgfältig ausspannte, räucherte und in einem Erdloch bewahrte. Als der nordische Winter in seiner Pracht das Land beherrschte, kamen Kaufleute, in Schlitten von Hunden gezogen, um gedörrten Lachs einzuhandeln. Er bot ihnen seine Felle an und erhielt dafür eine Büchse nebst Pulver und Blei, soviel er bedurfte. Sie schlossen mit ihm auch für den nächsten Winter einen Vertrag; er versprach ihnen eine Anzahl Häute, die sie mit allerlei Eisengerät und Waren, wie sie sein gebildeter Geschmack wünschte, zu bezahlen versprachen. Als Drangeld gaben sie ihm einige Flaschen Anisbranntwein.

Am Christabend stach er die erste an. Er gedachte seiner Heimat, wo jetzt Trina wahrscheinlich mit Mann und Gesinde im fröhlichen Kreise den Weihnachtszelten anschnitt. Eine Träne der Wehmut fiel in den Becher aus Baumrinde, doch mischte sich der Erinnerung kein Gefühl von Bitterkeit bei; er hatte sich über seine Verhältnisse schon längst hinausgelebt. Am schmerzlichsten war es ihm, daß er jedes religiösen Trostes entbehren mußte; wohl kam zu jeder hohen Festzeit ein russischer Pope, hielt den Gottesdienst und suchte ihn zu bekehren, er bewahrte aber die katholische Religion wie ein Kleinod, denn sie war der Glaube

seiner Väter, der Glaube Tirols, an dem er mit unveränderter Treue hing. Früh und abends betete er mit lauter Stimme das deutsche Vaterunser, damit ihn der Gott seines Volkes hier nicht vergesse.

Durch Fleiß, Tätigkeit, Mut und vorsichtiges Benehmen hatte er sich allmählich zum angesehenen Manne emporgearbeitet. Freilich hätte er, umgekehrt wie Cäsar, lieber im schlechtesten Dorfe Tirols als der letzte die Säue gehütet; wenn er jedoch das Schicksal und den schrecklichen Untergang anderer erwog, so fühlte er sich Gott zum aufrichtigsten Danke verpflichtet.

*

Selbst die öden Steppen Rußlands meidet die Liebe nicht, wenn sie auch nach Birkenöl duftet und in Juchten auftritt. Bartl wühlte im Herbst aus einem Stückchen Boden, den er urbar gemacht hatte, Kartoffeln; er bemerkte kaum, daß ihm ein Mädchen unverwandt zuschaute. Da sich dieses auch bei anderen Anlässen wiederholte, so fiel es ihm endlich auf; er nahm jedoch keine Rücksicht und arbeitete unbekümmert weiter. Eines Abends kochte er in der Hütte ein Stück Lachs, da öffnete sich die Tür, lachend trat die Russin an den Herd und legte einen Büschel schöner roter Fliegenschwämme vor ihn.

Ich lachte über diesen sonderbaren Strauß.

„Ihr glaubt," fuhr Bartl in seiner Erzählung fort, „sie wollte mich vergiften? Im Gegenteil! Dort schätzt man die Fliegenschwämme hoch, die Reichen bezahlen sie, was man so bezahlen nennt, sehr teuer, um sich durch den Genuß derselben zu berauschen. Ich

hab' das gar nie versucht, denn so was verträgt schließlich nur ein Magen, der mit russischem Leder gesohlt ist. Dann setzte sie sich mir gegenüber auf die Bank, steckte die Hände über der Brust in die Aermel ihres aus Wolfsfellen zusammengenähten Kittels und lächelte wieder mit den schiefgeschlitzten Aeuglein, indem sie das weite Maul grinsend verzog. Ich mein', ich seh' sie noch, dieses kugelige Ding mit dem kurzen krummen Gestell. Das schwarze Haar hing ihr lang und grausig wie Baumbart um die niedere Stirn, das Gesicht war gelblich und glänzte wie der Vollmond, denn sie hatte sich, um ja recht schön zu sein, mit Butter gesalbt. Und erst die Nase! Gerade so flach und breit, als wär' ihr eine Kuh darauf getreten! Ihre Hände hätte sie gar wohl als Hafendeckel brauchen können. Ich ließ sie ruhig auf ihrem Platz; als ich gekocht hatte, bot ich ihr ein Stück Lachs; sie verschlang es trotz der Gräten, als wär' ihr Schlund eine Kellerstiege; auch die Nocken wies sie nicht zurück. Sie wäre wohl bis in die Nacht geblieben, ich schickte sie jedoch fort. Da wird wohl jeder glauben, ich sei noch der alte lappete Bartl gewesen; dem war aber nicht so. Beim Militär verlernt man die Geschämigkeit nach und nach; war ich auch kein Bruder Liederlich wie andere, die mit allem vorlieb genommen hätten, so legte ich doch die Schüchternheit ganz ab. Sie meinen vielleicht, der Gedanke an Trina habe mich davon abgehalten, auf dem Marsch bei Weibern Blümlein zu pflücken? Ich war über das vierundzwanzigste Jahr hinaus, und was hätte es mir genützt? Sie wiegte vielleicht, während ich den ägyptischen Joseph spielte, ein Kind. Ein häuslicher Herd

ist ein unschätzbares Gut, sollte ich dem immer entsagen? Ich bin ein Unterländer, und die sind bekanntlich nicht zum Kapuziner geboren. Eine Russin oder eigentlich Tatarin mochte ich aber doch nicht, da hätte ich für mein Lebtag ein Tatarmandl werden müssen, und ohne Liebe mir noch dazu ein schüches Weib und einen Schwarm Kinder auf den Rücken geladen. Einige Wochen darauf hielt die Gemeinde Versammlung ab; man nahm mich trotz meiner Jugend, weil ich so ausgezeichnet Bären schieße, Marder fange und Lachse schieße, als Mitglied auf und trug mir das Mädchen — ich weiß nicht mehr, wie es hieß — zum Weib an. Ich lehnte vorläufig ab, zum Glück fuhr später der russische Pfaff dazwischen, der, wie unser Bischof Gasser die katholische, so die griechische Glaubenseinheit erhalten wollte und gegen die Heirat Einsprache erhob, wenn ich nicht meine Religion abschwöre; das hätte ich sogar der schönsten russischen Prinzessin nicht getan; die Gemeinde begriff das recht gut und ließ mich in Zukunft ruhig, ohne mich — das muß ich den Wilden zur Ehre nachsagen — in irgend einer Art zu kränken; das Mädchen ist auch nicht ins Kloster gegangen und hat später geheiratet; ich war bei der Hochzeit und hatte zwei Flaschen Anisschnaps — Wutki nennt man es dort — dazu spendiert. So ist's mir mit der Heirat ergangen, es hat halt nicht sein sollen und hinterdrein ist's einerlei."

Jahr um Jahr verging. Bartl harrte vergebens auf Erlösung; er blieb vergessen. Wohl trug er sich mit dem Plane, zu entfliehen, bei reiflicher Ueberlegung ließ er ihn jedoch fallen, wußte er doch kaum die Welt-

gegend zu bezeichnen, wo Tirol lag, wie hätte er durch Sümpfe und Wälder den Weg finden sollen? Stumm und schweigend ergab er sich in sein Schicksal, der Stern der Hoffnung verschwand allmählich in trüber Nacht, das Dorf lag so weit jenseits der Grenzen des menschlichen Verkehrs, daß man gar nicht einmal wußte, ob Napoleon noch herrsche oder nicht. Nur einmal hatte ein Kosak, der sich auf der Jagd in diese Oede verirrt, den staunenden Hörern erzählt, er sei geschlagen und verbannt worden.

Dann sprach ein dumpfes Gerücht von seiner Wiederkehr — vielleicht war er damals schon begraben — auch das Wort Helena hörte man, die Bauern brachten es jedoch mit der Heiligen gleichen Namens in eine wunderbare Verbindung oder spannen Märchen auf Märchen, bis endlich niemand mehr davon redete. So war der zwanzigste Sommer angebrochen.

Bartls Antlitz zeigte bereits tiefe Furchen, sein dichter Bart mischte sich mit weißem Haar; wenn auch noch so stark wie früher, merkte er doch schon eine Abnahme der Gelenkigkeit. Er hatte sich mehr und mehr in sich gezogen, tagelang irrte er mit der Büchse über der Achsel, dem Beil im Gurt durch die Wälder, so saß er einmal im Schatten einer Zirbel auf dem Hügel, der sich etliche Stunden vom Dorf mitten im Forste ein wenig über die unermeßliche Ebene erhob und blickte traurig in die Ferne, wo sich der Fluß silberglänzend verlor. Da war's ihm, als höre er Stimmen; er richtete sich kaum auf — vielleicht Jäger. Noch einmal schlugen die Laute an sein Ohr — deutsche Laute — er irrte nicht! Das Lied der Engel, die

Klänge der Abendglocke seiner Heimat, sie wären ihm nicht süßer gewesen, hätten ihn kaum tiefer erschüttert! Er sprang empor, stand, er zitterte, Tränen brachen aus seinen Augen, dann jauchzte er hell auf, wie nur je in jungen Tagen auf der Alm. Die Stimmen kamen näher. Er brach durch die Büsche. Auf einer Lichtung zwischen den Bäumen erblickte er zwei Fremde mit Gewehren, der eine trug eine Blechbüchse auf dem Rücken, der andere hielt ein grünes Netz, sein Hut war seltsam mit gespießten Schmetterlingen und Käfern geschmückt. Verwundert betrachtete sie Bartl und rief dann: „Seid ihr Deutsche oder etwa gar Tiroler?"

„Ersteres, aber nicht letzteres!" sprach der eine, ein kleines Männchen mit auffallend hoher Stirn und hellgrauen Augen, die wie Diamanten blitzten.

„Also doch deutsch," schrie Bartl, „grüß' euch Gott, grüß' Gott zu tausendmalen! Ihr seid dem Aussehen nach vornehme Herren; ich möcht' euch vor Freude die Knie' küssen!"

Sie schlugen herzlich in seine dargebotene Hand ein, dann setzten sie sich zusammen, er erzählte sein Schicksal. Endlich fragt er: „Lebt er noch, der Bonapartl, oder brät ihn sein Vater schon auf der Höllenplatte?"

„Er ist längst tot."

„Dann muß man mich ja heim lassen! Habt ihr vielleicht von der Trina im Achental auch gehört?"

„Das nicht," erwiderte der kleine Herr lächelnd; „Tirol hab' ich allerdings besucht und im Fassa Steine geklopft, Trina jedoch nicht kennen gelernt."

„Und wie geht's im Landl?"

„Es ist wieder kaiserlich!“

Die Fremden waren Naturforscher; einer hieß Alexander Humboldt! Bartl kam ihnen gelegen; er mußte sie als Jäger begleiten, ihnen allerlei Tiere fangen und Pflanzen trocknen; dafür versprachen sie, ihn mit nach Berlin zu nehmen und ihm von dort die Reise nach Tirol zu zahlen. Seine Hütte diente zur Niederlage der gesammelten Dinge. Sie wurden dem Gemeindevorsteher übergeben, der sie im Winter auf Schlitten in die nächste Stadt zu führen hatte, wo sie die Behörden von ihm übernehmen und weiterliefern sollten.

*

Der Abschied wurde Bartl schwerer als er geglaubt. Am Vorabende versammelte sich noch die ganze Gemeinde vor seiner Hütte, jeder wollte ihn noch sehen, ihm die Hand drücken, ihn bitten, seiner in der Heimat zu gedenken. Er hatte einen Hirsch geschossen, diesen gab er nebst allen Vorräten, die er eingetan, preis. Bald loderte ein Feuer, es wurde gekocht und geschmaust; endlich lieferte er auch den Wutki aus, den er sorgfältigst zu hinterst unter seinem Bette geborgen. Dem Weibe, das er einst hätte freien sollen, schenkte er ein rotseidenes Tuch, das er sich zu diesem Zwecke von dem Naturforscher ausgebeten hatte. Beide sahen der bewegten Szene zu, aßen wohl auch mit und nahmen einen Schluck; als es Mitternacht wurde, mahnten sie Bartl, die Leute zu verabschieden, um noch einer kurzen Ruhe zu genießen. Er tat es, kein Auge blieb trocken. Schluchzend zog er sich in die Hütte zurück; er konnte vor Herzweh nicht einschlafen. Beim Mor-

genrot weckte er die Fremden; als sie fortwanderten, zog noch der Nebel durch die Bäume. An der Ecke, wo das Dörflein verschwand, blieb er noch einmal stehen, die Tränen liefen über seine gefurchten Wangen, er faltete die Hände und betete ein inbrünstiges Vaterunser. Dann setzte er den Hut auf und eilte den Naturforschern nach.

Von seiner Rückreise habe ich nichts zu berichten, was der Mühe wert wäre. Bartl erzählte wenig, nur verwandelte sich die Sehnsucht, welche er bei den Tataren nach Tirol empfand, in süßes Heimweh, das von Tag zu Tag wuchs, je mehr die Entfernung schwand. Jeden Abend fragte er, wie weit es noch sei; er seufzte bei der ungeheuren Anzahl Meilen, von der die Naturforscher sprachen. Endlich hatte er die russische Grenze im Rücken, die Leute redeten wieder deutsch, freilich nicht tirolerisch, so daß er sie nur mit Mühe verstand und sein Ohr sich erst allmählich an die Töne gewöhnen mußte.

Zu Berlin kam er spät abends an, er setzte sich mit seinen Wohltätern noch auseinander. In aller Frühe hängte er das Bündel über den Rücken und ging ununterbrochen, bis die Sonne sank. So Tag für Tag. Er hatte Bayern erreicht, bald überschritt er die Donau; von jetzt heimelte ihn bereits manches Wort an, als wehte der Wind aus den Alpen. An einem Morgen bemerkte er einen bläulichen Streifen über dem Horizont, anfangs hielt er es jedoch für ein zackiges Wolkenband, als er jedoch die Richtung nicht veränderte, fragte er neugierig einen Bauern auf dem Felde, was das bedeute?

„Es sind die Tiroler Berge!“ erwiderte dieser und schritt hinter dem Pfluge weiter.

„Die Tiroler Berge!“ Bartl öffnete weit die Augen, ob er nicht den Unuz oder Seekar erkenne; leichter hätte er jedoch die Wellen des Meeres unterschieden. Er fühlte die Brust beklemmt wie bei einem großen Schmerz, und doch war es Freude; ein tiefer Seufzer entrang sich ihm; er kehrte als Fremdling zurück, sollte er Liebe und Treue finden?

Er beschleunigte den Schritt. Vor ihm erhoben sich die Türme der Frauenkirche, sie wollten nicht näher rücken; erst bei der Dämmerung, als bereits auf den Straßen die Laternen angezündet wurden, hinkte er durch das Karlstor in München. Er suchte in einem Brauhaus Unterkunft, gönnte sich jedoch den folgenden Tag keine Ruhe, so sehr er derselben auch bedurft hätte. Der Morgenstern sah ihn bereits mit dem Bündel, er wollte womöglich den Kirchtag bei den Seinigen feiern. Das Land wurde nach und nach hügelig, die Hügel schwollen zu Bergen, schon konnte er den hohen Grat des Unuz und die Pyramide des Guffert unterscheiden, sie waren tief herab angeschneit. Wieder nahte der Abend, als ihm der Walchsee, von Licht umflossen, entgegenstrahlte. Zu versäumen war nichts mehr; er setzte sich unter eine Buche in das Gras; ein Dörcher aus dem Vintschgau, wie sie bettelnd oder als Schleifer die Täler abstreifen, gesellte sich zu ihm. In früherer Zeit hätte er einen solchen Kerl gar nicht angeschaut, jetzt horchte er seinen Worten, als wären sie das Evangelium. Dieser wußte gar manches, auch aus Achental, wo er vor wenigen Tagen

herumgelungert: Bartls Bruder war längst verheiratet, die beiden Söhne reiften schon dem Mannesalter entgegen, das Weib jedoch sei eine geizige Kluppe, die keinem Armen was gönne. Dagegen kriege man im Winkel stets ein Stücklein Brot und im Notfalle ein Lager auf dem Heu; Trina sei über die Maßen gut, obwohl sie selbst nicht viel besitze; denn ihr Mann habe sich nach und nach, weil sie keine Kinder gebracht, auf das Schnapseln verlegt, sei jedoch übrigens kein unguter Häuter.

Bartl dankte für die Mitteilungen, obwohl sie keineswegs erfreulicher Art waren.

In der Frühe ging er durch die Jachenau und überstieg den Gebirgsriegel, der dieses Tal von dem der Isar trennt. In der Riß, wo damals noch keine Fürsten jagten, machte er bei den Franziskanern Mittag und eilte sodann gegen das Plumserjoch. Als er den Grenzstein, der Tirol von Bayern scheidet, erblickte, umarmte und küßte er ihn mit einer Inbrunst, wie nie in seinem Leben ein Mädchen; wer ihn gesehen, hätte ihn wohl für verrückt gehalten. Jenseits desselben blühten um einen Steinblock etliche Gentianen; er steckte sie sorgfältig auf seinen Hut.

Langsam kletterte er bergan; über das Stanerjoch zogen weiße Streifen, er betrachtete sie nachdenklich; ein Hirt, der ihm begegnete, riet ihm, vorwärts zu machen, denn abends werde es vermutlich regnen.

„Morgen schneien!“ fügte er bei, „so bring' ich den ersten Schnee in das Achental.“

Auf dem Grat des Joches wehte ihm ein heißer

Luftstrom entgegen, der Scirocco, auf den der Aelpler sorgsam achtet, weil er stets die Witterung wendet. In der Pertisau mietete er ein Schiff, um auf das jenseitige Ufer überzusetzen. Der Ferge war ein Holzknecht in den Bachen gewesen; tausend freundliche Bilder erwachten in Bartls Seele, und schon wollte er sich zu erkennen geben, als jener um einige Kreuzer zu mäkeln begann, die er noch vor dem Einsteigen in den Kahn erlegen sollte.

Das war zu meiner Zeit nicht, dachte Bartl unwillig und zählte ihm schweigend das Verlangte auf. Als der Kahn ans Ufer stieß, sprang er heraus, ohne dem unfreundlichen Schiffer einen Abschiedsgruß zu bieten.

Die Straße nach Achenkirch mußte dem Wasser und dem Gebirge abgerungen und oft aus diesem gesprengt werden. Ueberall stürzen die Felsen steil in die Flut, die, wenn der See hoch geht, fast die Füße des Wanderers bespritzt. Es ist ein düsteres Bild, wie nicht leicht ein zweites, aber Bartls Seele war froh und heiter; es drängten sich ihm die Umrisse der Höhe und des Tales entgegen, wie er sie vor zwanzig Jahren verlassen, und dennoch schien alles verändert. An der Stelle des Waldes dehnten sich kahle Schläge, die Gruppierung der Bäume, wie er sie in der Erinnerung trug, war jetzt anders: wo früher Tannen emporragten, flüsterten jetzt Buchen im Winde, streckenweise war der Boden umgerodet, von der Höhe winkte manches neue Haus, während solche, die er neu gesehen, rauchig und alt zwischen hoch aufgeschossenen Lärchen trauerten. Er wurde ernst und versank wieder in trübe Gedanken,

aus denen ihn nur das wilde Rauschen des Sees, den der Südsturm peitschte, von Zeit zu Zeit aufweckte. Da erblickte er an einer Stelle, wo das Ufer über die Flut hing, mitten unter anderen Almrosenstauden eine blühende, als wollte sie, während ihre Schwestern ihren Schmuck längst verloren, jetzt den Lenz vorausnehmen. Mit Rührung betrachtete er das Blümchen, trotz der augenscheinlichen Gefahr, über den Schrofen in das Wasser zu stürzen, holte er es dennoch und steckte es freudig an die Brust. „Ja," rief er, „du sollst mir der erste, der freundlichste Heimatsgruß sein! Mir hat das Leben bis jetzt wenig anderes geschenkt als grüne Blätter und scharfe Dornen, sei du mir für den Rest desselben ein freundliches Zeichen, wenn nicht des Glückes, doch des Friedens!"

So hatte er die Scholastika erreicht. Er blickte zum Saal empor, wo er manchmal getanzt, gezecht und gesungen; fast meinte er, es müßten die Töne der Geigen und Flöten aufs neue erklingen und die altbekannten Gestalten durch das Fenster grüßen, schön, jugendlich und kräftig, wie ihr Bild vor seinem Geiste lebte. Da rief eine Stimme, bei deren Klang alle Tiefen seines Innern bebten, über die Straße:

„Was meinst, Scholastika, kann ich morgen auf den Eben zur heiligen Notburg wallfahrten?"

Die Antwort hörte er nicht, sein Herz pochte so stürmisch, daß er unwillkürlich mit der Hand an die Rippen fuhr.

Trina trat um die Ecke; sie warf dem Fremden, der eine ganz andere Kleidung als die des Tales trug, einen gleichgültigen Blick zu: sie erkannte ihn nicht.

Wer hätte auch erwartet, daß die Toten wieder auf-
stehen!

Die Kellnerin brachte ihm eine Schüssel Suppe und ein Gläschen Schnaps; er setzte sich in den Schatten und betrachtete von hier aus Trina mit inniger Teilnahme. Noch immer lächelte ihr Auge frisch und freundlich, aber die roten Backen waren eingefallen, durch die magere Stirn hatten zwanzig Jahre mit so mancher Sorge, so manchem Kummer, den Pflug gelenkt; die einst so vollen Lippen hingen welk über die Zähne. Wie damals im Walde trug sie die Haare um eine Nadel geschlungen, vielleicht die nämliche, jetzt aber ragte sie zu beiden Seiten weit hervor, während sie früher kaum die üppigen Flechten zu bändigen vermochte. Einst flog sie leicht beschwingt wie eine Tänzerin, elastisch hoben sich die Hüften; jetzt ging sie mit langen trägen Schritten dahin, fast wie der Tod in der Sage, der hinter jedem zurückbleibt und doch jeden einholt. Bei diesem Anblick fühlte er plötzlich, daß auch er alt geworden war, woran er früher wenig gedacht hatte.

Scholastika und Trina gingen miteinander nach Achenkirch, um dort dem Rosenkranze beizuwohnen.

Bartl schlich in die Nähe seines väterlichen Hauses, es war so ziemlich alles unverändert. Er wollte jedoch nicht beim hellen Tage eintreten, sondern wie Odysseus seine Verwandten erst versuchen, und legte daher das Bündel hinter einen Haufen Spreu. Glockentöne vom Turme des Kirchleins zeigten den Beginn des Rosenkranzes an. Es waren die gewohnten trauten Klänge; was er in Rußland erlebt, schien zu versinken

wie ein Traum, die Gegenwart verknüpfte sich ihm unmittelbar mit den goldenen Tagen seiner Jugend, und dennoch stand er als ein ganz anderer auf der teuren Erde, er konnte das Daheim nicht mehr dort fortsetzen, wo er vor zwanzig Jahren aufgehört, die anderen waren allmählich vorwärts geschritten von Tag zu Tag; er hatte einen Sprung über eine ungeheure Kluft gemacht. Vorerst waren es unklare Empfindungen, die ihn ergriffen, er gab sich ihnen ohne Rückhalt hin. Als die Gemeinde sich in der Kirche versammelt hatte, trat er auf den Friedhof. Die alten Gräber waren eingesunken, neue Hügel standen in langer Reihe. Sorgfältig las er die Inschriften; ein langes Verzeichnis von Bekannten und Jugendgenossen, mit denen er auf dieser Welt nicht mehr verkehren sollte.

Da näherte er sich zwei Hügeln; ein Blick auf die Namen und sein Auge umschleierte sich, daß er nichts mehr erkannte; voll tiefen Schmerzes warf er sich zum Gebet nieder. Hier ruhten seine Eltern; wenige Jahre, nachdem er fortmarschiert, hatte sie der Herr heimgeholt. Er hatte auf der ganzen Reise gar nicht daran gedacht, daß sie tot sein könnten; sie neigten zwar, als er schied, dem Alter zu, waren jedoch stark und gesund. So trug er ihr Bild in der Erinnerung. Dieses Bild alterte freilich nicht, daher war es ihm gar nicht eingefallen, nachzufragen, und die stumme Botschaft des Grabes traf ihn wie ein Blitz. Endlich faßte er sich, er mußte unter Tränen die Einfalt belächeln, daß er unbewußt die Eltern für ewig jung gehalten und nicht unterworfen dem Tode. Heiß und brünstig betete er für ihr Seelenheil, sie möchten seinen Dank vor

Gottes Thron niederlegen, weil er ihn glücklich zurückgeführt, und sein Los für die Zukunft den Heiligen anempfehlen.

Da wurde seine glühende Andacht durch Stimmen des Zankes und grobe Schimpfworte gestört. Er stand auf, unweit von ihm haderten zwei halbwüchsige Buben um eine Tabakspfeife, die der eine in Händen hielt, der andere als Eigentum ansprach. Er verwies sie zur Ruhe mit dem Bemerken, daß für solche Gelbschnäbel eine Bretze, aber kein Tabak tauge.

Zur Antwort taten sie ihm Schande und Spott an, schalten ihn einen Tropf, ja drohten sogar mit Prügeln. Ernst und schweigend blickte er sie an, sie lachten höhnisch und plärrten die Zunge heraus.

„Das war zu meiner Zeit auch nicht!" murmelte er, wandte ihnen den Rücken, um bei seinen Toten zu beten. Sie stritten wieder; er kehrte sich um, und es schien ihm, als hätte er die Burschen schon irgendwo gesehen, wenn auch in anderer Tracht. Er sann hin und her, es war doch nicht möglich, er mußte sich täuschen. Neuerdings fing er an zu beten, ihr Zank entbrannte heftiger, endlich schlugen sie los und balgten sich bei Ohren und Haaren auf den Gräbern. Jetzt flammte Bartls Grimm mächtig auf, er faßte sie beim Schopf, stieß sie mit den Schädeln zusammen und warf sie durch das Tor des Friedhofes hinaus. „Schämt ihr euch nicht vor den armen Seelen im Fegfeuer, deren Gräber ihr entweiht?" rief er ihnen nach.

Sie griffen nach Steinen, einer sauste bei seinem Kopfe vorbei. Schon wollte er ihnen nachlaufen, da öffnete sich die Kirchentür, der Segen war vorüber.

Er eilte heimwärts.

Vor der Tür des Hauses stand seine Schwägerin, sie stellte die Pfanne Maisbrei in das Gras, um sie bis zum Essen verkühlen zu lassen.

Bartl nahm demütig den Hut ab und sagte mit flehender Stimme: „Ich bin ein armer Wanderer, möchtest du mir nicht um Gottes Christi willen etwas Mus schenken und nachts ein Lager auf dem Heustock gönnen?“

Wie eine Viper fuhr sie auf und schalt, während sie den Kochlöffel drohend schwang: „Was, du Strawanzer, fressen willst? Scher' dich und such' dort was, wo du gelumpt hast. Gesindel kriegt hier nichts!“

Schon wollte er erwidern, da sprangen die Buben, die er vor der Kirche gezaust, über den Stiegel; einer überschrie den andern: „Was der Spitzbub? Wirf ihm Scheiter auf den Rücken, dann hat er wenigstens das Holz und kriegt warm, ohne es anzuzünden!“ Es waren seine Neffen.

Bartl setzte schweigend den Stab weiter, vor der Hütte blickte er noch zum Himmel und seufzte: „Lieber Gott, ist mein Elend noch nicht aus!“

Er wollte bei einem Bauern Unterschlupf suchen, da begegnete ihm sein Bruder.

„Grüß dich Gott, Hois!“ rief er.

Der Bauer maß ihn von oben bis unten mit mißtrauischen Augen.

„Kennst du mich nicht mehr? Ich bin ja dein Bruder, der Bartl!“

Hois starrte ihn verwundert an, endlich begrüßte er den lang Verschollenen mit aufrichtiger Freude.

Hand in Hand eilten sie nach Hause; Bartl mochte ihn nicht durch Beschreibung des Empfanges, der ihm geworden, betrüben, ja er entschuldigte die Bäuerin sogar im stillen, denn er wußte, wie das Land von heimatlosen Bettlern überlaufen wurde, während die Gendarmerie damals politischen Aufgaben geheimer Spionage zu dienen hatte.

Hois rief schon in der Hausflur: „Urschel, Urschel! Der Bartl aus Rußland ist da!"

„Was? Wer? Aus Rußland, wo das Gold wächst?"

Sie rannte unter die Tür, erschrak jedoch nicht wenig, als sie Bartl, den sie so unbarmherzig fortgejagt, erblickte. Doch zwang sie sich zu einem süßen Lächeln — er mußte viel Geld haben, wie wär' ihm sonst die weite Reise gelungen? — und wollte sich entschuldigen.

„Laß gut sein, Schwägerin," sagte Bartl mild und drückte ihr freundlich die Hand.

Die Buben glotzten aus der Stubentür, keiner wagte sich heran. Bartl schaute ihnen ernst ins Auge.

„Küßt doch dem Vetter die Hand!" rief Urschel.

„Laß gut sein, es gilt schon," unterbrach er sie in ihrem heuchlerischen Eifer, „wenn die Buben brav sind, werden wir leicht auskommen."

Tags darauf kaufte Bartl Kleiderstoffe und Leinwand; Schneider, Schuster und Näherin wurden bestellt, um ihn aufs neue als Achentaler zu gewanden. Urschel, die ihn belauerte, zog daraus einen günstigen Schluß auf sein Vermögen.

Inzwischen hatte auch Trina von Bartls Rückkunft gehört.

Erst zweifelte sie daran, dann ging sie in ihre Kammer, wo sie lang' weinte. So hatten beide die erste heftige Erschütterung überwunden; als sie sich zum erstenmale begegneten, hätte niemand geahnt, wie innig sie sich einst angehört, so daß sie einzig und allein ein Wort, das nicht gesprochen wurde, für ewig schied.

Ruhig blickten sie sich ins Auge, und der leise Druck der Hand mochte ein Zeichen sein, was sie sich einst gewesen; jetzt konnte man sie für treue Verwandte halten, die sich nach längerer Trennung begrüßen. Ja, Verwandte oder Freunde! Sie blieben es für den Rest ihrer Tage, wenn auch äußerlich wenig davon zu merken war. Die Leidenschaften waren vernarbt, das Schicksal gesühnt, sie hatten ein Recht auf einen milden Herbst.

Am Kirchtag sammelte sich im Winkel ein großer Heimgarten. Bartl erzählte seine wundersamen Erlebnisse. Sepp schenkte sich und ihm fleißig Enzelner ein, den er selbst gebraut, während Trina ab- und zugehend kein Wort verlor. Wir lassen sie plaudern, solange sie wollen, ein paar Worte genügen, Trinas Vergangenheit aufzuklären.

Ihre Ehe mit Sepp hielt zwischen Glück und Elend die Mittelstraße. Sepp sollte das stark verschuldete Gut seines Vaters übernehmen, er begnügte sich jedoch mit einer kleinen Abfertigung und zog in den Winkel, wo Trina unterdessen nach dem Tode ihrer Eltern Haus und Hof zu gleichem Rechte mit ihrer Schwester übernahm. Sie mußten alle redlich schaffen, sollten sie

ordentlich gedeihen; die Bewirtschaftung von Grund und Boden ist so schwer, daß einer, der sie in Ermangelung eigenen Nachwuchses durch Dienstboten betreiben muß, sich zwar mit Mühe über Wasser hält, aber schwerlich je einen grünen Ast erreicht. Um sein Einkommen zu mehren, legte sich Sepp auf die Branntweinbrennerei; bald verboten ihm dies die österreichischen Finanzgesetze, und so war ihm nichts geblieben, als die kupfernen Destillierkessel und der Hang zum Schnapseln. Freilich nicht in dem Uebermaße, wie der Dörcher erzählte; trank er sein Gläschen, so arbeitete er desto fleißiger. Eine dürftige Wirtschaft spürt den kleinsten Abgang, daher sah es in Trinas vier Pfählen oft notig genug aus. Wäre Bartl reich gewesen: — so konnte er nur bedauern, aber nicht helfen.

War ja doch daheim auch nicht alles in Ordnung. Urschel klob einen Pfennig, den sie ausgeben sollte, maß das Mehl mit dem Löffel und wog die Butter nach Quinteln, wenn es für andere galt; desungeachtet waren Kisten und Kasten nicht voll, denn sie steckte heimlich ihren Schlingeln zu, die, ohne Aufsicht des Vaters, der oft viele Wochen im Wald kohlte, zu üppigen Brennesseln gediehen. Sie machte bei Bartl von Zeit zu Zeit Anspielungen, der wollte aber nicht hören.

Als Niklas nahte, wo sich Bekannte beschenken, fragte sie ihn geradezu: „Na Bartl, du wirst mir wohl etwa vier oder fünf Dukaten einlegen?“

Er nahm das für einen Scherz und sagte lachend: „Woher nehmen und nicht stehlen?“

„Willst etwa der Trina vermachen, was du aus Rußland mitgebracht hast?“

„Aus Rußland? Meine Haut, ja, und die zwei Hände zum Arbeiten. Sonst nichts, da passest du ganz umsonst, wenn du auf mich spekulierst."

„Sonst nichts? Und hast jetzt zwei Monate bei uns gezehrt!"

„Ich bin auf meinem Grund und Boden, den ich deinem Manne gegen Atzung und Unterkunft im Alter abgetreten. Du sollst mir's danken, daß er dich heiraten konnte; ob er dazu Ursache hat, scheint mir fast nicht."

„Was, du willst sticheln, du hergelaufener Kerl! Schad' ist's um die Totenmesse, die wir für dich lesen ließen, und nun kommst du gar und hast nichts. Du hättest können in Rußland bleiben und Bären fangen."

Sie schlug die Türe zu, daß das Haus zitterte, er hörte sie noch lange fluchen und schelten. Von nun an ließ sie sich's mit ihren Söhnen angelegen sein, ihm alles erdenkliche Leid zuzufügen; beklagte er sich bei seinem Bruder, so gab es Zwist und Unfrieden. Er entschloß sich, zu weichen, dafür mußte Hois ein bestimmtes Maß Lebensmittel liefern, mit denen er sich im Winter, wo er weder Holz schlagen noch sich als Tagwerker verdingen konnte, ernährte. Die Schwägerin schaute ihn von jetzt gar nicht mehr an; seine Neffen spuckten vor ihm aus und taten ihm alle Schmach und Schande an.

So verflossen zehn Jahre, ohne daß sich etwas von Belang zugetragen hätte; einmal erhielt er von einem russischen Fürsten, den er bei der Scholastika in seiner Muttersprache anredete, etliche Rubel, so daß er sich einen neuen Wollkotzen anschaffen konnte.

Der elfte Winter überschüttete das Tal mit einer solchen Masse Schnee, daß man an der Straße Stangen stecken mußte, um die Richtung anzudeuten. Man redet noch davon, wie Dächer eingedrückt wurden und das Vieh, das beim Pulverer aus dem offenen Stall entrann, so tief einsank, daß man es ausschaufeln mußte. Kalte, klare Tage folgten; das ist die Zeit, wo der Bauer zu Wald fährt und das aufgestößelte Holz, oder was ihm die Hasen vom Wildheu übrig ließen, heimschlittet.

Auch Sepp wollte die Gelegenheit benutzen. Windstreifen deuteten an, daß in der Höhe der Scirocco blase, um so mehr hatte er Eile. Ein Bauer riet ihm davon ab: man habe im Oberautal ein eisgraues Männlein in grauer Joppe mitten im Schnee auf einem Baumstrunk, zu dem nirgends Fußspuren leiteten, sitzen gesehen, das bedeute Unglück; er lachte jetzt darüber, ob man ihn für so töricht halte, derlei Märlein zu glauben?

Tief hinten im Tale hörte man das Krachen einer Lawine ... er kam abends nicht mehr nach Hause. Das war eine schreckliche Nacht im Winkel; Trina weinte und betete mit ihrer Schwester, da klopfte es gegen Morgen.

Sie lief an die Türe; Bartl stand davor.

„Ist Sepp heimgekehrt?" fragte er kurz und ernst.

„Nein, noch nicht!" erwiderte sie weinend, „und die Männer des Tales wollen ihn nicht aufsuchen, wegen der großen Gefahr."

Bartl entfernte sich schweigend. Er ging zum Pfarrer und trug ihm die Sache vor. Dieser ließ vom

Turm ein Glockenzeichen geben, die Bauern versammelten sich in der Kirche. Er stieg auf die Kanzel und forderte sie im Namen Gottes auf, Hilfe zu leisten; eingedenk, daß auch sie in ähnlicher Weise verunglücken könnten. Fünf rüstige Männer standen auf, Bartl erbot sich als der sechste. Der Geistliche hieß sie niederknieen, aufrichtig Reue und Leid machen, dann erteilte er ihnen die Generalabsolution und das Sakrament. Sie holten ihre Schaufeln; die ganze Gemeinde begleitete sie betend und weinend mit dem Totenkreuze, wie bei einem Begräbnis. Am Rande des Waldes nahmen sie Abschied, der Geistliche, der im Chorrock den Zug angeführt hatte, sprach noch die Gebete wie bei Sterbenden über sie und erteilte ihnen den Segen.

„Das graue Männchen, das graue Männchen!“

„Nebel, der durch die Tannen zieht!“ behaupteten die Jüngeren, die Greise schüttelten traurig den Kopf und rieten, in die Kirche zu gehen und dort bis zur Zurückkunft der Männer zu beten.

Die Gemeinde war auf dem Rückwege beim ersten Brücklein über die Ache angelangt, da erscholl ein furchtbares Getöse. Erschrocken wendeten sich alle um; sie starrten in das Oberautal. Dort wirbelte weißer Staub in einer Wolke empor, die ganze Flanke des Berges hatte sich losgeschält und donnernd als Lawine in den Abgrund geworfen. Ein lauter Schrei des Entsetzens ging herzzerreißend durch die Versammlung. Alles lief verwirrt durcheinander, bis der Geistliche, der sich zuerst besann, auf einen Stein sprang und mit weithin schallender Stimme rief: man möge Boten durch das ganze Tal senden, die Männer aufbieten und

sich an die Unglücksstätte verfügen. Der Berg sei abgeräumt, es drohe daher keine Gefahr mehr. Die Männer teilten sich in Rotten; je sechzig schaufelten und arbeiteten, bis sie von frischen Kräften abgelöst wurden.

Wenden wir uns zu Bartl und seinen Genossen. Sie waren schweigend, um keine Lawine zu wecken, vorwärts geschritten; da brach von einer Ecke des Seekar der Schnee los, die Erschütterung der Luft reichte hin, ihn auf der Gegenseite in Bewegung zu setzen; unaufhaltsam stürzten die Massen nieder und schleuderten Steinblöcke und schmutzige Eisklumpen bis zur anderen Wand des Tales. Sie wurden verschüttet; fast siebzig Fuß hoch türmte sich der Schnee über ihnen empor, seine Oberfläche glich einem erstarrten Strome, überall Schollen, Wellen und Spalten, aus denen abgedreht und zerknickt, wie Weidengerten von der Hand eines Knaben, riesige Tannen die Wurzeln zum Himmel streckten. Die ältesten Greise erinnerten sich nicht, eine solche Lawine je gesehen zu haben; ein ungeheurer Sargdeckel, den erst der Hochsommer ganz zerschmelzen konnte.

Bartl ging gerade bei einem Felsblock vorbei, als die Lawine losbrach. Wie er hoch oben das Krachen hörte, rief er: „Aufgeschaut!“ drückte sich an den Stein und — wußte nichts mehr von sich. Als er erwachte, war es um ihn dunkel, dunkler als die dunkelste Nacht, wo doch immer noch ein Sternlein flimmert, oder wenn der Himmel ganz umwölkt ist, die großen Linien der Schneeberge am Horizont kennbar bleiben. Heftiger Schmerz am Fuße war das erste, was er

empfand; er wollte ihn an sich ziehen, es gelang nicht; zwei Schneeballen quetschten und klemmten ihn ein. Mit dem Taschenmesser und den Fingern bröselte er den Schnee los; endlich konnte er das Glied bewegen und mit einem heftigen Rucke frei machen. Er untersuchte nun sein Grab, es war weit genug, um darin gebeugt zu stehen oder mit angezogenen Knieen zu liegen. Querüber griff er beim Tasten etwas Stacheliges, es war eine Tanne; sie hatte verhindert, daß nicht die ganze Höhle mit Schnee ausgefüllt und er dadurch erdrückt wurde. Seine Lage war desungeachtet schrecklich. Er wußte nicht, wie lang er sich schon hier befand, und wie lange konnte es noch dauern, bis er herausgeschaufelt wurde! Selbst vermochte er sich nicht zu helfen; wohl löste er Schnee von der Decke los und stampfte ihn fest, da besann er sich aber, daß er durch Anstrengung, die ohnehin nicht viel nützen konnte, nur seinen Untergang beschleunigen würde. Gräßlich stand der Hungertod vor seinen Augen; noch gräßlicher war die Angst, zu verdursten, mit brennender Zunge leckte er am Schnee; Tropfen sickerten herab, er stellte den Hut unter und fing sie auf. Das Schneewasser stillt aber, wie jeder weiß, den Durst nicht, sondern steigert das Gefühl desselben zu einer unerträglichen Höhe. Er hatte ein Stücklein Brot in der Tasche, er teilte es in winzige Raten; was half das aber, ihm ging ja keine Sonne auf, um die Zeit zu messen, und Hunger empfand er stets. Dann schlief er wieder ein: Klare Ströme ergossen sich vor seinem Blick, Obstbäume streuten ihre Früchte auf ihn; er saß an einer Tafel und schwelgte im Genuß der köstlichen Speisen;

Trina, hold und jugendlich, schenkte ihm roten Wein in das Glas und trank ihm zu; dann war er wieder in seine russische Hütte versetzt, vollauf beschäftigt mit Kochen, er erwachte und der Traum zerfloß in Schaum. Der Gedanke an Selbstmord tauchte vor seinem gequälten Geist auf: „Nur das nicht," seufzte er, „nur das nicht, sonst stürze ich aus der zeitlichen in die ewige Hölle. Heilige Mutter Gottes, halt' meine Hand, wenn ich mich —" er stockte, mit vollüstigem Grausen fühlte er das Messer in der Tasche, er entblößte es unentschlossen ... da fuhr etwas neben ihm nieder. Erschrocken tappte er darnach — eine Stange, die sich auf und ab bewegte, man hatte sie oben durch den Schnee gestoßen, um zu untersuchen. Er riß sie mit aller Gewalt an sich, rüttelte aus Leibeskräften daran, um ein Zeichen zu geben; sie wurde rasch zurückgezogen und wieder hinabgetrieben. Nun stieß er unten die Klinge des Messers hinein und ließ es daran hängen. Sie verschwand. In seine Höhle fiel ein matter Schimmer, er schaute durch die Oeffnungen empor und erblickte ein Stück blauen Himmel, so groß wie ein Teller; er horchte, hoch droben erklangen menschliche Stimmen. Er rief hinauf; Pickel und Schaufel scharrten um die Wette, die schmale Lücke wurde wieder verschüttet.

Sein Herz schlug in freudiger Hoffnung; lange, lange Stunden verflossen, kein Trost nahte, denn auch die angestrengteste Kraft einer ganzen Gemeinde vermochte nicht, die Decke schnell zu lüften. Die letzten Bröschen waren aus allen Taschen zusammengeklaubt und gierig verschlungen, er konnte fast kein Glied

mehr regen, sein Bewußtsein schwand allmählich, dann fuhr er wieder im Wahnsinn auf, er glaubte sich gefesselt und gebunden in der Vorhölle. Endlich erloschen alle seine Sinne ... Da war es ihm, als flösse ein lauer Strom durch seinen Mund, schwer aufatmend öffnete er die Augen: er lag auf einem Bette. Trina stand mit einer dampfenden Schale vor ihm, sie hatte ihm Glühwein eingeflößt.

Die Stube füllte sich mit Leuten, die ihn sehen, ihn begrüßen wollten. Er starrte sie mit stumpfen Blicken an, noch erkannte er niemand. Der Chirurg Hochmair, der Vater unserer Scholastika, war soeben eingetreten, er befahl, ihm laue Milch mit zerrührten Eidottern zu geben und ihn dann ganz ruhig zu lassen. Nach einigen Tagen hatte sich Bartl so weit erholt, um Rede und Antwort zu geben. Man erzählte ihm, wie man ihn gefunden, daß Trina es sich nicht habe nehmen lassen, ihn, weil er sich für ihren Mann geopfert, in ihr Haus zu bringen und trotz ihrer Armut zu verpflegen. Er blickte sie dankbar an, ohne ein Wort zu sagen. Seine Gefährten hatte man als Leichen aus der Lawine gegraben, sie waren, bis auf einen, gräßlich verstümmelt, so daß wahrscheinlich keiner auch nur ein Bewußtsein des Unglücks hatte. Jenen hatte der Hunger getötet; man fand ihn, einen Baumstamm über die zerschundenen Schenkel, ganz abgemagert, vor dem Munde den Filzhut, den er halb aufgezehrt hatte. An der Stelle, wo die Gemeinde bei ihrer Heimkehr das Rollen der Lawine hörte, ward eine Martersäule errichtet; dort kann jeder Jahr und Tag dieser Begebenheit, Zahl und Namen der Verunglückten lesen.

Nachdem Bartl genesen war, verlangte er in seine Wohnung zurück. Als er unter der Haustüre von Trina Abschied nahm, schüttelte er heftig ihre Hand, auch jetzt fand er keine Worte. Sie kannte ihn ja und legte es ihm nicht übel aus. Sepp kehrte nie mehr wieder; im Hochsommer entdeckte der Schafhirt in einem Tobel des Pfonserjochs ein von Füchsen und Mardern abgenagtes Skelett, die Kleiderfetzen hatten einst ihm gehört.

Der Frühling rückte an. Trina wußte nicht, wo sie einen Arbeiter, ihr Aeckerchen zu pflügen, finden sollte, und was hätte ihr der beste genützt, besaß sie doch nichts, ihn zu dingen. Da klopfte es einmal bei Tagesanbruch an die Türe, sie öffnete, Bartl stand, auf eine Haue gelehnt, davor.

„'s ist Zeit," begann er, „daß wir die Felder anbauen, der Sirt hat schon gepflügt."

Trina sah ihn mit großen Augen an.

„Leg' den Kühen," fuhr er fort, „den Kummet auf und spann' sie an den Pflug, daß wir bald anfangen können."

Sie wußte nicht, war es Wahnsinn oder Spott, was aus ihm sprach, und zauderte mit der Antwort.

Er wurde unwillig. „Nu mach, mit Sandeln wird nichts fertig."

„Mein lieber Bartl," begann sie kleinlaut, „du hast gewiß gehört, daß ich einen Arbeiter brauche, aber ich kann halt nicht zahlen."

„Nimmst halt mich," erwiderte er, „dein Mann ist

tot, Gott hab' ihn selig! Ich ziehe zu dir, besorge, wie er getan, Feld und Wald, und was wächst — viel wird es freilich nicht sein — essen wir miteinander in Frieden. Jetzt ist es aber genug und braucht kein weiteres Gerede. Spann' ein." Das war zum ersten- und zum letztenmal, daß diese Angelegenheit unter ihnen zur Sprache kam. Die Bauern im Tal hatten nichts auszusetzen, warum sollte man die alten Leute stören, wenn sie in herzlicher Eintracht ihre Tage miteinander beschließen wollten?

In herzlicher Eintracht, so lebten sie von jetzt an alle drei: Bartl, Trina und ihre Schwester. Die Not des einen war die Not des andern, die Freude des einen die Freude des andern, jeder Bissen, den sie erhielten, gehörte allen; freilich hatten sie nicht viel und gar selten etwas Leckeres zu kauen.

Mittlerweile starb auch Bartls Bruder. Seine Söhne wollten von der Vereinbarung nichts wissen und verweigerten die Lebensmittel. Einen Prozeß anzufangen, dazu besaß Bartl kein Geld; in seiner Treuherzigkeit hatte er gar nicht daran gedacht, einen schriftlichen Vertrag aufzusetzen, und so wäre er ohnedem verloren gewesen. Er überließ die Abrechnung dem droben im Himmel, der noch alles ordentlich ausbezahlt hat, sowohl Gutes als Böses, und auch hier brachte er den Handel ins Gleiche: die Burschen verwichsten ihr Gütchen und strolchten jetzt als Dörcher herum, noch ärmer als Bartl, aber nicht geachtet wie dieser.

Von nun an unterbrach den ruhigen Strom seines Lebens kein wichtiges Ereignis mehr; er blieb, kleine

Unpäßlichkeiten abgerechnet, stets gesund, bis auch ihn jene Krankheit, für die es kein Kraut gibt, bis auch ihn das Alter niederstreckte.

* * *

Nach dem Essen erhellte sich der Himmel; das Sonnenlicht blitzte aus den Wolken über den ruhigen See, die Bäume prangten im Schmucke des herbstlichen Laubes: es war ein Bild von wundervoller Schönheit. Ich stieg in den Kahn und landete an dem waldigen Vorsprunge, hinter dem sich der Winkel birgt. Auf der Hausflur duftete mir der Geruch des Wachses entgegen, in der Stube lag Bartl auf dem Schragen. Er trug sein bestes Feiertagskleid, ganz nach der alten Mode in den Tagen seiner Jugend, einen langen Rock mit großen, runden Messingknöpfen; die kurze bockIederne Hose, die weißen Strümpfe mit den zierlichen Zwickeln und weit ausgeschnittenen Schuhen, das schneeweiße Haar fiel auf das Polster zurück; das selige Lächeln, das auf seinem Gesichte schwebte, war das des Gerechten, der in Gott entschläft. Auf den eingesunkenen Wangen glänzten, wie Tränen der Freude, Tropfen Weihwassers, womit ihn fromme Besucher besprengt. Die gefalteten, mit gelbem Wachs verbundenen Hände hielten das Sterbekreuz und einen Strauß Blumen, eine Ehre, wie sie dem Junggesellen ziemte. Zu Füßen kniete Trina mit ihrer Schwester ruhig, aber mit tiefer Andacht, für ihn den Rosenkranz betend.

Ich mochte sie nicht stören und entfernte mich leise.

Als sich der Leichenzug über die Felder nach Achenkirch bewegte, schloß auch ich mich an. Die Erde rollte auf den Sarg, ein schlichtes hölzernes Kreuzchen wurde auf den Hügel gesteckt — ehe dieses noch vermodert, ist der arme Bartl vergessen.

Janos und Jonas

Wenn du von einem lieben Freund scheidest, drückst du ihm die Hand, siehst wohl noch vor dem Hause nach seinem Fenster empor und denkst dabei an die vielen Stunden, — seien sie nun heiter gewesen oder voll Trauer, denn letztere bindet treue Herzen noch mehr, — an die vielen Stunden, die du mit ihm verbracht. Aehnlich gestimmt fühle ich mich stets im Spätherbste. Ich habe Tage und Wochen im Hochgebirge verlebt, manchen Schweißtropfen vergossen, manchen Stein losgeschlagen, manch holdes Blümlein, wie's drunten nicht wächst, gepflückt; der Sturm hat mich gezaust, der Donner umdröhnt, der Regen überschüttet und der liebe Sonnenschein dann getrocknet und erfreut; ich habe manches würdige, mir bisher unbekannte Berghaupt kennen gelernt und manches altbekannte neuerdings begrüßt: jetzt ist das frische Grün, vom Reif versengt, einem tiefen Braun gewichen, aus dem hier und da ein blaues Glöckchen nickt, über den bunten Flechten kristallisieren die Wolkenbächlein zu Eis und die höchsten Riesen haben die Stirne mit der blanken Krone von Schnee umzogen, — ja, es ist Zeit, zu scheiden! Da wähle ich dann gern den Morgen eines sonnigen Tages, unter meinen Füßen knistert der Reif

und ich steige empor zu einem Gipfel, von dem aus sich eine weite, herrliche Rundschau öffnet. Der Hirt ist mit der Herde abgezogen, ein gelber Schmetterling, welcher vertrauend der Luftströmung nach oben gefolgt, flattert um meine Stirn, wär er drunten geblieben bei Astern und Zeitlosen, hier ist er einsam wie ich... so lebt denn wohl, ihr geliebten Alpen, lebt wohl mit dem Sommer... auf Wiedersehen!

Ich hatte heuer zu meinem Abschiede die Serlos gewählt, jenen dreigipfeligen Berg, dessen steile Kalkschrofen sich hinter Mieders erheben. Auf dem Rückweg über die Wände lockte mich hier und da eine Versteinerung, ich hämmerte manches los, auch das Abschiedsgeschenk sollte nicht ausbleiben: der Zahn eines Reptils, wie bisher in den Alpen kein ähnlicher entdeckt worden, winkte aus einem Blocke. Mit größter Sorgfalt meißelte ich ihn los, welche Freude! Fast so groß als wie dort, wo mir meine Braut das erste Sträußchen bot.

Mein Steig führte an der Waldrast vorüber. So heißt eine Wallfahrt in der westlichen Mulde des Gebirges. Einst stand hier ein großes Kloster, dessen viele Mönche kaum dem Andrang der Beichtenden genügten, jetzt flüstern die Föhren von den alten Tagen, und statt durch gestickte Fahnen weht der Wind durch die Tangeln der Lärchen, die der Herbst in Gold verwandelt. Das Kirchlein ist noch gut erhalten, auf dem Hochaltar prangt eine Mutter Gottes und reicht dem Kinde den Apfel. Dieses Schnitzwerk hat nicht viel Wert, es ist noch mit einem geschmacklosen Purpurrock, dessen Borten gewiß nicht viel kosteten, vermummt: das

stört jedoch die Andacht des Volkes nicht. Das schönste sind prachtvolle blonde Locken, die unter dem breiten Diadem, überdeckt von kantigen Platten farbigen Glases, hervorquellen. Welche Mädchenstirn mochten sie einst umspielt haben? Vielleicht hat sie der Tod abgeschnitten, vielleicht — doch wozu Vermutungen, die sich gar zu einem Roman ausspinnen ließen, hätten wir es darauf angelegt, nur zu unterhalten, ohne Wahres zu erzählen. Jenes Bild in der Kirche ist angeblich auf einem Baumstamm gewachsen, fromme Hirten erhielten 1487 den Auftrag, eine Kapelle zu bauen als besondere Gnadenstätte, die sich Maria erkoren. Sie zog, so lautet die Sage, auf einem Esel ein; der Stein, über den sie ritt, ist noch mit einem Kreuze bezeichnet. Balde, der Horaz des Jesuitenordens, hat die Waldrast in einer wohlgefügten lateinischen Ode besungen.

Mehr als das Bild und die häßliche Kirche in ihrer verzopften Renaissance zogen mich die vielen Votivbilder an, eine Kulturgeschichte im kleinen, aber in so bestimmten und deutlichen Zügen, daß man sich wundern muß, warum sie bis jetzt niemand ausgebeutet. Ich will die verschiedenen Arme und Beine, Pferde, Schafe und Ochsen aus Wachs nicht aufzählen, die Wunder, die hier geschehen, nicht staunend wiederholen; die gottlose Welt außer den frommen Tiroler Bergen würde es doch nur bespötteln. Mir fiel vor allem eine Drehorgel auf mit der Inschrift: ex voto Janos und Gertraud Szalai 1860. Janos Szalai war offenbar ungarisch — Gertraud — den Namen tragen Tiroler Mädchen gar oft; wie kam das zusammen, wer hängte die Drehorgel auf?

Wo für den Herrgott die Kirche steht, baut der Teufel das Wirtshaus daneben; das Wirtshaus hatte jedoch diesmal nicht der Teufel, sondern der Servitenorden gebaut und mit gutem Wein versorgt, wie das ja Pflicht christlicher Nächstenliebe war. Ich ging in die Stube und ließ mir ein Seidel Roten einschenken; auf meine Frage nach der Drehorgel wußte mir die Kellnerin, die erst vor kurzem hier eingestanden, wenig mehr zu sagen, als daß sie ein Müller aus Ungarn, der im Kriege arg verstümmelt wurde, in die Kirche gestiftet. Das war allerdings noch rätselhafter, indes ging mich die Sache nichts an und ich erinnerte mich, daß ich meine Steine durcheinander in die Blechbüchse geworfen hatte, ohne sie zuvor in Papier einzuwickeln. Dazu war jetzt Zeit. Ich holte sie Stück für Stück heraus, blies den Staub ab und legte sie in Reihen auf den Tisch. Nun griff ich nach einem Pack Papier. Wie erstaunte ich aber, als ich ihn öffnete und statt der Blätter unseres „Tirolerboten", den ich wegen seines bequemen Formats gern für solche Zwecke aufspare, einige Dutzend Heiligenbildchen fand: schmutzig, halbausgeschnitten, zum Teil stellenweise mit Farben bekleckst. Ich pflege sonst derlei Dinge nicht mitzuführen, — es war ein Streich von meinem Söhnlein. Tags zuvor hatte ich den kleinen Schelm getroffen, wie er seine Kunstschätze auf dem Sofa auslegte, um an die Puppen seiner Schwestern Gemälde zu verkaufen, und ihn ob der Unordnung, die er angerichtet, gescholten. Er packte später die Bilder zusammen, schlug sie in Papier ein und steckte das Paket, um es recht gut aufzubewahren, in des Vaters Blechbüchse. Bei den wich-

tigen Dingen, an die er begreiflicherweise zu denken hatte, vergaß er darauf. Die Kellnerin lachte und meinte scherzend, ich sei mit meinem Barte ein verkleideter Kapuziner, der herumklettere, um Senner mit Bildern zu beschenken. Ich legte ihr das Paket hin; sie möge sich ein Stück aussuchen. Ihre Wahl fiel auf den heiligen Georgius, der im goldenen Panzer den Drachen durchstach, daß aus der Wunde, wie aus dem Spund eines Weinfasses, ein dicker Blutstrahl emporschoß. Nun faltete ich das Papier sorgfältig wieder und legte es in die Büchse.

Es war Zeit, zu gehen. Ich bezahlte meine Zeche und fragte die Kellnerin, ob ich ihr vielleicht im Tal drunten ihren Schatz, den Georg, grüßen sollte. Sie sah mich verlegen an, die Frage mochte ihr wohl, weil der Pater Salesi, der hier den Kirchendienst besorgt, nicht weit seitab stand, ungelegen sein.

„Gut getroffen, nicht wahr?" sagte ich, „drum soll man über verkleidete Kapuziner nicht spotten."

Ich überließ sie dem Nachdenken über meine Bekanntschaft mit ihrem Georg und stieg den Berg hinab.

Erst später fiel mir ein, daß mir vielleicht der Pater über die Drehorgel hätte Auskunft geben können; ich mochte jedoch nicht mehr umkehren.

Nach einigen Wochen traf ich die Kellnerin zu Innsbruck: mittlerweile war ihr ein Licht aufgegangen, wie ich Kenntnis von ihrem Georg erhalten, aber auch ihrem Dienstherrn über den schmucken Burschen, der oft bei Wind und Wetter von Matrei heraufstieg und weit seltener die wunderbare Mutter Gottes als die Kellnerin besuchte. Man fand ein derartiges Verhält-

nis mit der Heiligkeit des Ortes nicht recht verträglich, das Mädchen, dem ohnehin vor dem Winter auf diesen Höhen graute, nahm Reißaus und suchte einen bequemern Dienst.

Sie erzählte mir nun, daß sie den Pater um die Drehorgel gefragt, weil sich gar manche Gäste nach diesem sonderbaren Weihgeschenk erkundigt, Salesi habe jedoch gemeint, die Sache gehe Fremde nichts an, vielleicht sei er williger, mir etwas zu verplaudern.

Ich verließ den Pfad, welcher an den Kapellen vorbei nach Mieders führt, und wandte mich dem Ziegensteige zu, der steil dem Bach entlang in das Tal springt. Brüche, die ich von fern gesehen, ließen manchen Fund hoffen; ich täuschte mich nicht und hämmerte bald mitten in den Platten des bunten Sandsteines, dessen Spaltflächen von glänzenden Flinserln Eisenglimmers überstreut waren. Schnell hatte ich das Säckchen, das ich neben der Blechbüchse trug, mit Handstücken angefüllt. Da ich nicht mehr mitschleppen konnte, mußte ich wohl fort. Die schwere Last über den Bergstock gehängt, schritt ich vorsichtig weiter, bis sich vom Bach ein Kanal abzweigte und das Wasser in eine Holzrinne goß, die, mit Klammern am Schrofen befestigt, abwärts leitete. Im Tal mußte eine Mühle liegen, und bei dieser hoffte ich die Fahrstraße zu erreichen, — sie lag tiefer und ferner, als ich erwartete.

Ich erblickte sie plötzlich durch eine Oeffnung des Waldes. Ueberrascht blieb ich stehen, langsam veratmend betrachtete ich ein Bild voll Licht und Farbenpracht, wie es mir heuer kaum noch begegnet war. Die Sonne neigte sich im Westen dem Amferstein zu, ihre

letzten Strahlen trafen das Haus, das Mühlrad flog im Schwung und stäubte helle Perlen, die braune Holzwand, durch welche die Achse ging, leuchtete, als wäre sie schimmerndes Metall. Rückwärts drang der Bach, in weißen Schaum gelöst, aus dem Helldunkel der Felsen, deren Schatten an das Gelb herbstlicher Lärchen reichten, während die Dämmerung den scharfen Gegensatz milderte.

Das Haus war in vollem Einklang mit der Umgebung, so recht, als ob es absichtlich dafür gebaut wäre. Die ausspringenden Winkel waren, wie die Fenster, in denen die Sonne spiegelte, grün eingefaßt, im obern Stock prangten auf dem Gesims allerlei Blumenstöcke mit Reseda, Braunkresse, Astern, Windling, Blutnelken und Rosmarin, die der Bauernbursch so gern auf den Hut steckt.

Die zwei mittleren Fenster waren besonders ausgezeichnet: in einem loderte zwischen Pelargonien die Flamme des Kaktus, im andern hingen aus Epheuranken die roten Schoten des Beispfeffers, eines Krautes, das unsere Bauern gar nicht kennen; in Ungarn verwendet man es gestoßen als Paprika zum beliebten Gulaschfleisch.

Vielleicht hatte es sich aus dem botanischen Garten zu Innsbruck auf das Blumenbrett der einsamen Mühle geflüchtet. Ueber der Tür lächelte, von Schnörkeln umrahmt, im kokettesten Rokokostil eine Maria im blauen Mantel, darunter die Hausnummer 27, rechts der Name J o n a s, links G e r t r a u d D a n l e r. Ueber der Tür zog sich ein Söller mit zierlichem Stabwerk hin, Reben schlangen das vom Reif versengte

Gewinde empor, einige Träubchen hingen welk dazwischen, oben am First war eine Scheibe angenagelt mit der Devise:

„Zu rechter Zeit
Tut Gott Entscheid."

Daß sie wacker im Feuer gestanden, bezeugten die vielen Kugellöcher, die der Zieler nachträglich mit Holzzapfen verschlagen.

Das Licht begann an der Mauer zu zittern, fast mußte ich fürchten, das schöne Bild entschwinde wie ein Traum. Alles war ruhig, nur ein Rotkehlchen pickte schnalzend an den schwarzen Dolden des Hollunders, da sprang plötzlich ein kleines, dralles Mädchen aus der Türe; die strohgelben Zöpfe flatterten um die roten Wangen und die blauen Aeuglein guckten frisch und munter heraus. Als es mich erblickte, öffnete es den Mund, daß die weißen Zähne aus den Lippen hervorblinkten, starrte mich an und rannte eiligst davon.

„Mutter, Mutter," hörte ich es im Hause schreien, „nimm geschwind den Besen, der lange Mann steht draußen, mit dem Säcklein am Stock, jag' ihn fort, ich bin ja heut brav gewesen."

Die Bäuerin trat unter die Türe, das Mädchen duckte sich unter die blaue Schürze und wies mit den Fingerchen auf mich, ängstlich flüsternd:

„Siehst du ihn dort?"

Die Tracht der Bäuerin unterschied sich in nichts von der ihrer Nachbarinnen; daß sie die Mutter des Mädchens war, hätte sie nicht leugnen können. Sie mochte etwa das dreißigste Jahr überschritten haben,

fest und wohlgebaut, wie sie war, konnte sie vielleicht auch älter sein, als ihr Aeußeres andeutete. Ihr Gesicht trug wesentlich den Typus der Frauen des Tales, und doch fiel einem kundigen Blick allsogleich auf, daß ihre Züge etwas von dem Ausdruck zeigten, den Bildung oder Lebenserfahrung verleiht. Es war nicht jenes stumpfe Gepräge, das die Bauernweiber bei oberflächlicher Betrachtung einander so ähnlich macht.

Sie sagte tröstend zum Mädchen: „Der Herr tut dir nichts."

„Hast du dich gefürchtet?" fragte ich.

Das Kind erwiderte: „Du bist ja der lange Mann, von dem mir die Mutter erzählt hat, er trägt ein graues Röcklein und steckt die Kinder, die nicht brav sind, in den Ranzen."

Also der Klaubauf! dachte ich mir und beschloß, in der Rolle fortzufahren.

„Aber ich weiß, du bist brav gewesen; hast du die zehn Gebote Gottes ordentlich gelernt?"

Das Kind begann:

„Du sollst allein an einen Gott glauben" u. s. w. durch des „Nächsten Hausfrau" bis zum Gute desselben.

Ich nahm feierlich meine Blechbüchse von der Schulter, holte den Bilderpack meines Söhnleins heraus und hielt ihn dem Mädchen unter die Augen.

Das Kind klaubte hin und her, endlich wählte es Antonius den Abt mit einem goldenen Heiligenschein und dem Ferkelchen zu seinen Füßen.

„Warum nimmst du denn das?" fragte ich etwas erstaunt.

„Weil auf dem Bild so genau unser Schwein im Stall dort gemalt ist!"

Ich mußte über diesen triftigen Grund herzlich lachen und legte noch den Schutzengel bei, damit es eine rechte Freude habe.

Die Bäuerin hörte lächelnd zu, mit dem Herzen des Kindes hatte ich auch das der Mutter gewonnen. Dann eilte sie in das Haus und brachte schnell auf einem Zinnteller Mohnkrapfen, die noch vom heißen Schmalz brizelten.

Sie bot mir dieselben an, und als ich den Teller dankend zurückschob, rief sie: „Eßt doch, ich weiß wohl, daß Ihr's nicht braucht, allein Ihr sollt's nicht verschmähen, es ist heut Kirchtagsabend, und da schmecken die Krapfen besonders gut!"

Ich nahm einen vom Teller, einen zweiten reichte ich dem Mädchen. Als wir dieselben verzehrten, sagte die Bäuerin: „In der heiligen Schrift heißt es: Geben ist seliger als Nehmen. Nun weiß ich aus Erfahrung, daß das Nehmen, wenn man Elend kaut, zwar recht wohl tut, aber die Bibel hat recht. Nehmt mit Dank und gebt, wenn Ihr es habt!" Sie hatte diese Worte an das Kind gerichtet, wie zur Belehrung, mit einer Wärme des Tones, der nur aus dem Herzen fließt.

Der Schatten legte sich über Haus und Wald, mit einem Geltsgott! eilte ich von dannen.

Da raschelte dort, wo der Weg aufwärts steigt, das dichte Gebüsch von Hagedorn und Birken, welke Blätter fielen nieder, ein Knabe stand mit einem zugeklappten Meisenschlag in der Hand vor mir, er wandte sich nach einem flüchtigen Blick schnell der

Mühle zu und verschwand unter der Türe. Ich stutzte über diese Gestalt; schwarze Augen und schwarze Haare sind in einer Gegend, deren Bewohner von Romanen stammend noch vor einigen Jahrhunderten welschten, nicht gar selten; — der etwa zehnjährige Junge zeigte zwar einen südlichen, aber keinen romanischen Typus. Das lange geringelte Haar floß in der Mitte gescheitelt von der schmalen Stirn, die Brauen wölbten sich im scharfen Bogen über dem dunkeln, etwas vortretenden Auge, unter der gebogenen Geiernase ein schmaler Mund mit kecker Unterlippe, eine fahle Gesichtsfarbe, — das ganze Wesen war trotz dem Tiroler Gewand fremdartig. Fremdartig, ja! wie die Blumen an den zwei Mittelfenstern, die mir unmittelbar darauf wieder einfielen.

* *
*

Die Ferien waren zu Ende; ich hatte so viel zu tun, daß ich vorläufig weder an die Drehorgel noch an die Mühle denken konnte. So recht zu meiner Plage hatte ich den Zahn des vorweltlichen Reptils gefunden, ich mochte sinnen, bestimmen und vergleichen, wie ich wollte, es kam nichts heraus, er ließ sich nirgends einreihen oder unter einen bekannten Namen bringen. Ja, so ein unsystematischer Zahn kann einem Geologen ebensoviel Kummer schaffen, als ein hohler irgend einem Menschenkind!

Ich hatte aus der Universitätsbibliothek einen ganzen Ballen Bücher heimgeschleppt — vergebens! Nichts klappte, nichts paßte. Brummend wie ein ante-

diluvianischer Urbär, — so meinte wenigstens meine Frau — schleppte ich die Last mit Hilfe eines Packträgers wieder hinaus. Als ich an der Jesuitenkirche vorüberging, schlug es zehn; im Gymnasium tönte die Glocke des Schuldieners, um die geplagten Schüler zu befreien; siehe da! sie ergossen sich auch im breiten Schwall aus dem Doppeltore, jauchzend, hüpfend, springend aus Freude ob der Erlösung.

Wie ein Blitz schoß jener Knabe, den ich bei der Mühle gesehen, an mir vorüber, endlich wurde im Hintergrund die kleine Gestalt des Professors Simon sichtbar, er trug seine berüchtigte Dose und bestreute von Zeit zu Zeit mit einer gewaltigen Prise den Brustlatz des alten blauen Tuchrockes.

„Wie geht es, Simon," rief ich ihm zu, „hast du heuer viele Jungen zu bändigen?"

„Dreiunddreißig," erwiderte er langsam.

„Wer ist denn jener schwarze Schlingel, der dort zum Brunnen hinschießt, hinaufspringt und aus der vollen Röhre Wasser in den Mund rinnen läßt?"

„Jawohl, ein Schlingel!" seufzte Simon, „fraß dir der Kerl heut nicht in der Zwischenstunde eine ganze Zwiebel, daß allen die Augen übergingen! Ich habe ihn dafür auch tüchtig mit Hausarrest gebußt."

„Hm! er ist vielleicht ein Ungar, ein Kroat oder Slowak, die essen ja Zwiebel als Leibspeise, da hättest du ihn nicht bußen sollen."

„Ein Ungar ist es allerdings, aber schadet dem Flegel nichts, er hat es sonst verdient."

„Ein Ungar? wie kommt der ins Stubai?"

„Hast du ihn dort gesehen?"

„Allerdings, und er fiel mir sogleich auf. Wie heißt er denn?"

„Janos Szalai!"

„Janos Szalai!" rief ich erstaunt, „das ist ja der Name an der Drehorgel. Das ist mir interessant. Erzähle mir, was du von ihm weißt."

„Eben nicht viel mehr!" erwiderte Simon bedächtig, „übrigens scheint mir, Dokterl! du willst wieder eine jener Geschichten zusammenstoppeln, an denen nichts wahr ist, als deine unlöbliche Unterschrift?"

„Meinst du, Simon?" erwiderte ich lachend. „Wenn ich nun gar deine werte Person hineinbrächte mit dem ungeheuren Zylinder, den rostigen Brillen und den schrecklichen Kanonenstiefeln? Uebrigens bin ich ein Unterländer und du ein Vintschgauer; das Privilegium zu lügen verleiht, wie du weißt, der Volksmund nur den Vintschgauern."

Er räusperte sich und griff nach der Dose, indes stürzte wieder ein Schwarm Schüler aus dem Tore und trennte uns.

Ich muß gestehen, der Knabe und die Drehorgel erregte meine Neugierde in hohem Grade. Schließlich gab ich der Versuchung nach, einen Ausflug ins Stubai, ja sogar auf die Waldrast zum Pater Salesi zu machen.

An schattigen Stellen lag bereits eine dünne Schicht Schnee, die vom letzten Unwetter, mit dem uns schon der Oktober überrascht, liegen geblieben war; frisch war's und kalt, daß sich der Hauch in der klaren Luft zu Nebel verdichtete. Der Schönberg, über den die Straße der deutschen Kaiser führte, war rasch erklommen, ich blieb ein wenig bei der Zirbel stehen, die

Goethe erwähnt und gedachte seiner, des letzten herrlichen deutschen Kaisers im Reich der Poesie, wie er hier vorüberzog, das Land Italien mit der Seele suchend, so daß er die Schönheit der Gebirge im Hintergrund keiner Aufmerksamkeit würdigte. Und doch öffnet sich hier ein Ausblick über die dunkle Schlucht zu den weißen Gletschern, der selbst den erfahrensten Alpenwanderer immer neu zur Bewunderung auffordert. Die Bauern bevölkern dieses, einem kalten Tode verfallene Gebiet — größer als manches deutsche Fürstentum — mit den Gestalten ihrer Einbildung: Franziskaner und Jesuiten bannen böse Geister in die krachenden Schlünde, aber auch der Humor verirrt sich in diese Wildnis. Jene Eisspitze heißt: der wilde Pfaff, neben ihm ruht auf schwellendem Schneepfühl die Klosterfrau in weißen Linnen. Anstatt die Messe zu lesen, stieg er den Gemsen nach und ging sogar bei den Nonnen fensterln. Eine gab ihm Gehör — es war die heilige Christnacht — Schlag zwölf Uhr trug sie der Teufel im Sturm nach den Gletschern, dort mag ihre heiße Liebe kühlen für ewig.

Das großartige Bild vor mir, in diese Gedanken vertieft, eilte ich vorwärts bis zu dem Feldkreuz, wo sich bei Mieders die Wege teilen. Rechts oder links? In die Mühle konnte ich doch nicht laufen, um wie ein Verhörrichter durch unpassende Fragen die guten Leute in sich zurückzuschrecken, also links.

Es war mir eingefallen, daß im nahen Hause eine alte Bötin wohnte, von der vielleicht mehr herauszuspinnen sein dürfte, als selbst vom Pater Salesi.

Langsam vorwärts schreitend, entwarf ich meinen

Kriegsplan. Doch hier, wie oft im Felde, half der Zufall.

Ich wollte sie überfallen, sie hatte mich jedoch längst beobachtet. Plötzlich wurde ihr runzeliges Gesicht zwischen den Zweigen der Eschen am Zaun sichtbar, ihre etwas bärtigen Lippen umfloß ein möglichst süßes Lächeln, als sie mich anredete: „O Gnädiger, sind Sie wieder da, kommen Sie doch, ich habe trefflichen Kirscheler." Dabei zwinkerte sie so vertraut mit den Augen, als ob sie einen alten Schnapsbruder vor sich hätte.

„Das läßt sich hören," erwiderte ich, „bringt mir ein Seitl nach Innsbruck."

„Erst kosten, dann reden!" entgegnete sie und schritt zur Haustüre. Dort öffnete sie die Schürze, Erdäpfel kollerten auf eine Bank, sie wendete sich wieder an mich: „Das wär' etwas für Ihre Frau, so was kriegt man zu Innsbruck auf dem Platz nicht."

„Nun gut, so bringt ihr zwei Staar, aber der Art, wie sie daliegen."

„Ich prelle niemand, ich prelle niemand," wiederholte sie gedehnt und öffnete die Stubentür. Im Schrank stand eine dickbauchige, von Stroh umsponnene Flasche und ein Kelchgläslein daneben. Sie schenkte ein.

Ich kostete. „Ein echter Magentrank!"

„Nicht mehr als ein Seitl?"

„Meinethalb zwei, aber damit genug!"

Nun waren die Geschäfte erledigt, jetzt begann der Klatsch.

„Was machen denn unsere Niederer Bübeln zu

Innsbruck," begann sie, „kriegt das vom Landrichter Tribus gute Noten?"

„Denk' schon!"

„Und der Müllerin ihr Bub?"

„Der Müllerin?"

„Nu ja, der schwarze Janos!"

„Der wird sehr gelobt."

„Da könnt' ihm seine Mutter wohl einmal durch mich etwas schicken, macht ohnehin selten ein Geschäft mit mir!"

„Also der schwarze Janos ist der Sohn der Müllerin!" unterbrach ich sie.

„Das haben Sie nicht gewußt," sagte sie lebhaft, „das ist eine verwutzelte Geschichte, aber ich will sie Ihnen erzählen. Vielleicht ist es für Sie als Professor nicht unwichtig, etwas über die Vermögensverhältnisse des Burschen zu erfahren," sie blickte mich pfiffig an, „man weiß ja!" —

Ich verstand sie, bezwang jedoch rasch meinen Unwillen und ließ auch nichts davon merken, daß ich zu dem jungen Ungarn als Lehrer in gar keiner Beziehung stehe. Sie erzählte nun mit größter Ausführlichkeit, was sie wußte — und sie wußte viel.

Auch das erfuhr ich, daß Pater Salesi Beichtvater der Müllerin sei und ihre zweite Ehe gestiftet und eingesegnet habe. Uebrigens war der Pater bereits wieder in der Stadt, und ich hätte daher Schusters Rappen den Weg ersparen können. Ich suchte ihn später auf, auch hier unterstützte mich der Zufall. Er besaß nämlich eine kleine Mineraliensammlung; ich half ihm die-

selbe ordnen und aufstellen, ein Wort gab das andere, so daß die Mitteilung dieses braven, wohlwollenden Priesters die Züge ergänzte, die die spitze Zunge der Bötin nicht zu zeichnen wußte.

Vorläufig sitzen wir jedoch noch in ihrer Stube. Sie geriet vom Hundertsten ins Tausendste, bis ich endlich rasch aufstehend den Faden abschnitt und enteilte.

Ich ging durch das Dorf zum Neuwirt, bestellte mir bei der Kellnerin ein Huhn mit Reis und trottete langsam zur Mühle.

Das kleine Mariele mit dem Heiligenschein von blonden Haaren saß auf der Schwelle und spielte mit den roten Früchten der wilden Rose. Als es mich erblickte, lief es eilig in das Haus, um meine Ankunft zu melden.

Die Bäuerin schälte am Tisch Aepfel.

„Mariele hat Euch gleich erkannt," sagte sie aufstehend, „Ihr seid als grauer Bildermann in guter Erinnerung. Geh hin und gib dem Herrn das Händchen."

Das Mädchen gehorchte schüchtern, ich gab ihr etliche gebratene Kastanien.

„Eurem Janos geht es wohl," wandte ich mich zu der Mutter, „ich hab' ihn frisch und wohlauf gesehen."

„So kennt Ihr ihn?" rief sie überrascht.

„Der schwarze Bub ist mir aufgefallen, ich habe mich bei seinen Lehrern erkundigt und nur Gutes gehört. Er hat Talent, lernt fleißig und ist rechtschaffen."

Sie faltete die Hände: „Mein Gott, wird das seinen verstorbenen Vater im Himmel freuen!"

„Er ist zwar ein bißchen quecksilbern, das tut aber nichts; nur soll er keine Zwiebeln in die Schule mitnehmen!"

„Gerade wie sein verstorbener Vater," sagte sie wehmütig, „der mußte auch zu allem Zwiebel haben. Ihr seid wohl ein Professor, weil Ihr Euch so um die lateinischen Buben kümmert!"

Ich bejahte es.

Da ging die Türe auf, der Bauer trat ein, ein stämmiger Mann in den besten Jahren. Obwohl das linke Auge schielte, was sonst einen Zug von Falschheit verleiht, so machte doch sein breites Gesicht den Eindruck von deutscher Ehrlichkeit und derber Gutmütigkeit. Wie ich später beobachtete, flochten sich über die Stirn die weißen Fasern einer Narbe, wahrscheinlich ein Denkzettel von Raufereien, denn ohne eine solche verfließt selten die Jugend eines wackeren Tirolers.

Die Bäuerin teilte ihm das Nötige über den Gast mit und fügte bei: „Janos geht es gut, er ist recht brav!"

Seine Züge erheiterten sich: „Da mußt du ihm auch eine Freude machen und zu Weihnachten einen guten Zelten schicken!"

„Ich möchte dem Buben auch etwas tun," fuhr er fort, „ein paar Gröscheln im Sack wären nicht schlecht, wie soll ich es aber hinausbringen? Mit der Post geht's nicht recht, und zudem erfahren es die Nachbarn; Holz führe ich erst, wenn es einen festen Schlittweg schneit, nach Innsbruck."

Das war an mich gerichtet. Ich erklärte mich bereit, das Geld zu übernehmen und dem Katecheten Lisch, einem verständigen Freund der Jugend, zu überliefern, damit er Janos als Belohnung oder nach Bedarf manchmal einige Kreuzer spendete. Er sah mich noch einmal mit einem prüfenden Seitenblick an, zog dann die Oesen eines schmutzigen Lederbeutels auseinander und wühlte eine Weile, bis er ein halbes Dutzend der glänzendsten Sechserl herausgeklaubt.

„Man muß Kindern das schönste Geld geben," sagte er, „das schmutzige kupfrige achten sie weniger und verputzen es gern für allerlei Geschleck. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs!" er zählte sie mir auf die Hand.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs!" zählte ich laut nach, hielt ihm sie vor und steckte sie ein.

Während dieser Verhandlung kam, wie es an solchen Feiertagen zu geschehen pflegt, Besuch; ein Bauer mit seinem Weib, anständige, behäbige Leute. Die Bäuerin stellte sie mir als Schwager und Schwester vor. Man hätte schwer getan, die wahre Verwandtschaft zu erraten, und den fuchsroten Mann mit den Sommersprossen eher für den Bruder als für den Schwager, dagegen die schwarzhaarige, schwarzäugige Schwester eher für die Schwägerin gehalten.

Im Dorf läutete es zwölf, ich erinnerte mich, daß mich Neuwirts Nanni mit dem gebratenen Huhn erwartete und verließ, nach einem herzlichen Abschied, auf baldiges Wiedersehen die Stube.

Liebe, Eintracht, Sanftmut und Heiterkeit hatten in der einsamen Mühle von Vallrup nicht immer ge-

wohnt. Der Alte, der von hier vor einigen Jahren in die Ewigkeit abgefahren war, stand im schlimmsten Rufe und es ist vielleicht nicht zu viel gesagt: er war noch schlechter als sein Ruf. Ziemlich jung kam er aus Leutasch, einem Dörflein an der bayerischen Grenze, dessen Bewohner als Wilddiebe und Schmuggler hart an der Linie des Verbrechens hinstreiften und sie wohl auch, wenn kein Zeuge gegenwärtig war, als die Tannen des Waldes, unbedenklich überschritten, ins Stubai gewandert. Keck und verwegen, trotzig und rauflustig war er selbst in der Leutasch so anrüchig, daß niemand zu ihm hielt. Im Jahre 1809 hatte er manchen Franzosen weggeblitzt; man munkelte aber noch Schlimmeres, er habe Deserteure, die als geborene Tiroler in ihre Heimat flüchteten, um an der Seite ihrer Landsleute zu fechten, unter dem Schein, ihnen den Weg zu zeigen, auf Felsen geführt, in den Abgrund gestoßen und ausgeraubt. Wenigstens fehlte es ihm nie an blanken Talern, und galt es, ein Mädel zu verlocken, so ließ er auch Gold blinken. Das Raufen gab er auf, als er einmal einem Bauernburschen den Arm abgeschlagen hatte und beim Gericht zu Telfs nach längerer Haft, wofür er die Kosten tragen mußte, nicht nur vom Haselstock ein tüchtiges Trinkgeld erhielt, sondern dem Beschädigten auch noch über hundert Gulden Schmerzensgeld zahlen mußte. Freilich genoß dieser das Geld nicht lange, er wurde als Schafhirt von einem abrollenden Stein zerschmettert, was mancher nicht glauben wollte. Die Gestalt des Alten machte einen unheimlichen Eindruck. Ich erinnerte mich seiner gar wohl, wie er einmal nach Absam zum Bognerwirt

kam. Langsam schlich er in den Garten, das schwarze Auge unter den borstigen Brauen musterte unstet die Gäste, das schneeweiße Haar hing tief in die Stirn, als sollte es die Ränke verhüllen, die dort auskochten. Die breite Unterlippe zeigte einige Narben, im Zorn pflegte er sie zwischen die Zähne zu klemmen. Der Kopf steckte tief zwischen den Schultern, ein Höcker drückte ihn nach vorwärts. Den hatte er sich im Wald geholt. An Feiertagen, wo die Mühle stand, ging er nämlich wildern, um den Advokaten, die er bei seinen zahlreichen Prozessen benötigte, kein Geschenk kaufen zu müssen. Da überraschte ihn einmal der Forstwart, als er ein Gemslein niedergebrannt hatte; im Rohr war kein Schuß mehr, er mußte fliehen, stolperte über eine Wurzel und verletzte sich an einem Ast die Rückenwirbel. Diesen Höcker nannten die Armen, denen er nur wenn es Bauernbrauch forderte und dann höchstens eine Handvoll mulmiges Mehl gab, des Teufels Schatzkästlein, wo er die Schuldzettel für die Hölle niederlege. Der Müller war übrigens zu Absam nicht gut gelaunt, er zankte mit der Kellnerin um einen halben Kreuzer und humpelte, ohne jemand zu grüßen, über die Felder davon. Später erfuhr ich, er sei wallfahrten gewesen und habe beim Pfarrer einige Messen bestellen wollen, sei aber von diesem, weil er als frommen Zweck angab, die Muttergottes möge dafür die Getreidepreise steigen lassen, zur Türe hinausgejagt worden. All die Anekdoten über die raffinierte Art und Weise, wie er die Leute zu prellen pflegte, will ich nicht wiederholen. Dem Lohnkutscher Knoll verkaufte er einen Stock Heu, unter dem er eine hohle Kammer

angebracht hatte. Bei Gericht half es ihm freilich nicht, daß er angab, er habe nur gesagt, dieses Heu koste zwanzig Gulden, ohne das Gewicht zu bestimmen. Er wurde trotz des für den Advokaten gestohlenen Gemsbockes in eine tüchtige Geldstrafe verfällt. In solchen Fällen rannte er wie ein wildes Tier im Hause herum, teilte Püffe und Schläge aus, schloß sich abends früh in die Kammer ein und machte den Heiligen bittere Vorwürfe, daß sie ihn trotz manches schönen Opferkreuzers in der Klemme gelassen hatten. Den Bauern ist die Religion oft nichts anderes als eine Geschäftssache mit dem lieben Herrgott: nach der juridischen Formel do ut des! Man macht die Zeremonien mit, zählt am Paternoster die Ave, empfängt den Beichtzettel als Wechsel an den heiligen Petrus und blickt auf jeden, der das nicht tut, mit dem heuchlerischen Hochmut des Pharisäers und dem stillen Hintergedanken: „Ich schau einmal vom Himmel aus zu, wie dich der Teufel in der Hölle mit glühenden Zangen zwickt!" Alles ist äußerlich und handelsmäßig, wo nicht der Aberglauben die Arabesken seiner Mystik um die Tage der Woche schlingt und aus einem Boden, den der heilige Tau der Poesie weit seltener befruchtet, als manche Freunde des Volkes wähnen, hie und da eine phantastische Blume lockt. Ueberdies ist die Verfolgung Andersgläubiger sehr wohlfeil, Fluchen und Beten geht aus einem Munde, warum sollte man nicht eine Sprosse der Jakobsleiter erklimmen? Die Religion ist für solche Leute mit dem Kultus, den sie als einträgliche Sonntagsarbeit des Priesters betrachten, erschöpft und überzieht nur die Roheit mit einem gleißenden

Firnis, ohne sie zu bändigen, während echte Bildung mit echter Sittlichkeit stets schwesterlich Hand in Hand geht, so daß man sich fast zu dem Aphorismus bekennen möchte: Echte Bildung ist echte Sittlichkeit. Doch gelangt auch mancher Bauer, in dem Erfahrung des Lebens angeborene Tugend reift und weiht, aus sich zu einer Harmonie des ganzen Wesens, die wohl als Ziel und schönste Blüte seines arbeitsvollen Daseins gelten darf.

Da fragt man denn wohl, welche Stellung der Müller zu den Nachbarn einnahm. Keine schlechte, und das ist wieder für die bäuerlichen Verhältnisse charakteristisch!

Der Mann steigt in der Achtung mit jedem Stück Feld, das er erwirbt, mit jedem Paar Ochsen, das er zu Markte treibt. Der Durchschnittsbauer ist ein Geldprotz; wie albern, von modernem Materialismus zu faseln, als ob der Stolz auf einen Acker, den man erschachert, die heimliche Freude daran besser wäre, als der Stolz und die heimliche Freude, wenn man eine Aktie in feuerfeste Kassen legt. Geiz und Habgier sind so alt als die Menschheit, sie sind unter Umständen ein Hebel, der die Menschen vorwärts schiebt.

Der Müller wog schwer, er hielt auf den Bauernstand und zum Bauernstand. Die Bauern fühlen sich als ein zusammengehöriges Ganzes; trotz dem Groll des einzelnen gegen den einzelnen schließen sie sich fest aneinander, der Nachbar betrügt den Nachbarn aus demselben Grund nicht, warum der Fuchs die Hühner um seine Höhle nicht frißt.

Unser Leutascher war als Knecht gedingt; Arbeits-

kraft empfahl ihn dem Vater, ein munteres Wesen und eine hübsche Gestalt der einzigen Tochter. Er hatte Geld, sich zu putzen, bald erhob er zu ihr den Blick, er wagte zu fensterln und wurde nicht abgewiesen, — es traten Umstände ein, die jedes Bedenken niederschlugen. Solang der Schwiegervater lebte, hielt er schlau zurück, kaum hatte dieser die Augen geschlossen, so war er Herr und die guten Tage der Frau zu Ende. Sie litt Unsägliches von seiner Roheit, seinem gemeinen Geize, der, wie die Bauern sagen, die Mäuse molk und der Laus den Balg abzog. Kaum daß er ihr den Unterhalt gönnte, jeden Bissen vergällte er ihr durch seine Aufpasserei, seinen giftigen Argwohn, auf ihre Tränen antwortete er mit Hohn und der Drohung mit dem Ochsenziemer. Nur ihre zwei Töchterlein hielten sie zurück, sonst wäre sie vom Erbe ihrer Väter barfuß fortgelaufen.

Das sollte jedoch besser werden. Der Müller lieferte einem Beamten zu Innsbruck das Mehl, das dieser nicht immer regelmäßig bezahlen konnte, so daß stets eine laufende Schuld à conto stand. Der Beamte wurde vom Flecktyphus befallen und erlag demselben. Der Müller drang auf Exekution und erhielt die Kleider des Toten zugesprochen. Bei einem Versuch, sie an einen Trödler loszuschlagen, merkte er, daß er hier weniger erhalte, als wenn er sie gelegentlich selbst verschachere. Er schlang sie in ein Bündel und warf dieses in den Leiterwagen. Auf dem holperigen Wege schob er es hinter das Sitzbrett und benützte es als Rückenlehne. In der Eile, sich der Sachen zu bemächtigen, hatte er sie gar nicht waschen lassen, der

ekle Dampf drang in seinen Körper und vergiftete ihn. Bald zeigten sich die Folgen der Ansteckung, er verlor die Lust an Speise und Trank und mußte sich niederlegen, ohne nun zu seinem größten Leidwesen den Gang der Mühle überwachen zu können. Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf, man rief Geistliche, einen nach dem andern, keiner wurde mit dem verstockten Sünder fertig. Da erinnerte sich eine alte Base an den Pater Benizi, der gerade einige schöne Sommertage zu seiner Erholung im nahen Bade zu Medraz verbrachte. Pater Benizi ist jetzt längst schon Staub und Asche, allein sein Andenken wird noch verehrt, jeder Zug, den man von ihm erzählt, bestätigt seine edle und große Natur, der zwar das Gift der Schlange fehlte, aber nicht die Klugheit derselben. Niemand verstand es so wie er, harte Sünder zu zermalmen, dann emporzuziehen mit der sanften Hand der Liebe und durch strenge Buße versöhnend hinzuweisen auf die unerschöpfliche Barmherzigkeit Gottes.

Man holte ihn in einem Einspänner, es war jedoch zu spät, der Kranke raste schon. Angstvoll saß das Weib am Bett, sie wußte die Worte, die er bald stammelnd, bald laut schreiend ausstieß, nicht zu deuten, mit Grauen hörte sie der erfahrene, seelenkundige Priester und hieß alle sich entfernen: er werde diese Nacht in der Stube zubringen. Die Tobsucht milderte sich, der Kranke duselte bewußtlos fort, bis die Kraft seiner Natur die Ansteckung bezwang. Er genas langsam, um sein früheres Leben fortzusetzen. Die Treue, mit der ihn sein oft mißhandeltes Weib gepflegt, rührte ihn wenig, das war ja ihre verdammte Schuldigkeit, er

fluchte über das Honorar der Aerzte, ein Bader hätte es wohlfeiler getan, er knauserte noch mehr als früher, denn man müsse einholen, was verschleppt und gestohlen worden, man habe ihn fast zum Bettler gemacht.

Da ließ ihn der Pater Benizi holen. Der Müller hatte ihn nie gesehen: aus seinen Delirien stand ihm nur eine hohe, schwarze Gestalt, mit langem, weißem Barte vor der Erinnerung, der er keinen Namen zu geben wußte. Diese Gestalt trat ihm jetzt plötzlich entgegen.

„Der Herr hat dich aus dem Rachen des Todes gerissen, wie willst du ihm danken?"

Rasch fuhr der Müller in den Sack, zog einen ledernen Beutel und nahm etliche Zwanziger heraus. „Mein Hauswesen," sagte er bitter, „ist zwar durch die Krankheit zurückgekommen, und mein Weib — —"

„Schilt dein Weib nicht," sagte der Priester streng, „denn sie ist gut und recht; daß sie mit dir gesündigt, dafür hat sie Gott gestraft, weil er dich ihr zum Manne gab!"

„Nu, man kann mir doch nichts Unrechtes nachweisen?" rief der Müller und warf sich hochmütig in die Brust.

Ein Blick des Priesters, der in die Tiefe seiner Seele drang, machte ihn verstummen.

Er legte die Zwanziger auf den Tisch. „Bitte, geweihte Kerzen zu kaufen und eine heilige Messe zu lesen."

Der Priester schob das Geld zurück: „Gott will nicht das Opfer des Sünders, sondern seine Besserung,

Gott läßt sich nicht mit Geld bestechen, an welchem Tränen und Blut kleben."

Frech und trutzig blickte ihn der Müller an.

„Erinnerst du dich," sprach der Priester leise, „an jenen jungen Deserteur aus dem Pustertal? — Siehst du, so faltete er die Hände und bat dich mit Tränen: ‚Laß mir das arme Leben, ich bin der einzige Sohn meiner Eltern und möchte sie noch einmal sehen.' Du stießest ihn über den Felsen!"

Der Müller stammelte erblassend: „Das war ein bayerischer Soldat und 1809 — —"

„Es war ein Deserteur!" fuhr der Mönch leise fort: „Erinnerst du dich an jenen Förster, den du angeschossen, daß er sich nicht mehr wehren konnte? Du knietest ihm auf die Brust, er bat dich um Christi willen, du sollest sein Weib nicht zur Witwe machen und seine Kinder zu Waisen. Du grubest die Finger in seine Gurgel und erwürgtest ihn, daß er dich nicht verrate."

Entsetzt brach der Müller in die Knie.

Nun erhob sich der Greis in voller Majestät und zog ihn bei seiner Schulter zum Fenster, riß dieses weit auf und rief mit Donnerstimme: „Dort ist das Landgericht, dort der Platz, wo man den Galgen zimmert, und unter dir der feurige Abgrund der Hölle!"

Der Mönch erschien dem Müller wie ein überirdisches Wesen, vertraut mit geheimnisvoller Offenbarung, er knickte zusammen und erbot sich weinend und wimmernd zu einer Generalbeichte, die für immer unter dem Geheimnis des Sakraments ruht.

Er kam nach Hause, nicht als innerlich umgewan-

delter Mensch, nicht gezähmt, sondern gefesselt wie ein Raubtier, das die Stimme des Wächters fürchtet.

Der Pater besprach sich noch heimlich mit der Müllerin; verfiel der Mann in seine frühere Unart, so brauchte sie ihn nur zu warnen: „Du, denk' an den Benizi!" und es war wenigstens der äußere Schick hergestellt.

Die gestohlenen Jahre des Glückes, all die getäuschten Hoffnungen und stillen Qualen konnten der Armen nichts ersetzen, sie begann zu kränkeln und verschied, ehe sie noch ihre Gertraud und Vroni zu Jungfrauen aufblühen gesehen. Es war gut, daß sie der Benizi überlebte. Wohl mochte es sein Einfluß bewirkt haben, daß das Vermögen der Mädchen unter andere Vormundschaft als die des Vaters gestellt wurde, und dieser eine alte Verwandte als Wirtschafterin berief.

Hatte denn der Müller gar keine Liebe zu den Kindern?

Wie die Natur in Tieren gute und böse Eigenschaften mischt, so auch im Menschen, nur soll er jene veredeln und diese durch die Kraft eines sittlichen Willens bezwingen, sonst bleibt er im Guten und Schlechten eben nur ein Tier. Der Müller liebte seine Kinder leidenschaftlich, das hinderte jedoch nicht, daß er sie, wenn sie ihm nicht zu Willen waren, mißhandelte und wo möglich verkürzte. Seine Ausrede war, er spare ja doch nur für sie.

Vroni wurde einmal krank, da sah man ihn auf dem harten Steinpflaster der Waldrast knieen und Rosenkranz um Rosenkranz mit hastiger Lippe murmeln;

als man ihm riet, einen Arzt aus der Stadt zu holen, wies er den Vorschlag unwillig zurück, die Muttergottes helfe billiger. Das Mädchen genas auch.

Zu rechter Zeit legte sich die Wirtschafterin ins Mittel.

Ein böses Weib zwingt den Teufel, warum nicht auch einen Müller? Sobald sie den zahnlosen Mund öffnete, um zu keifen, und ihre grelle Stimme, begleitet vom stechenden Blick der grauen Augen, zu schallen begann, nahm er Reißaus wie die Philister vor der Trompete von Jericho. Er hätte sie auf den Mund geschlagen, aber sie allein konnte die Salbe kochen, die bei Witterungswechseln seine Rückenschmerzen linderte; hatte er sie beleidigt, so ließ sie ihn heulen und zappeln, bis sie ihm endlich unter einer furchtbaren Predigt auf Bitten der Töchter half. So wurde der stolze Müller, welcher der ganzen Welt eine Nase zu drehen vermeinte, der Sklave eines alten Weibes.

Sie besaß ein gutes, redliches Herz, das sie freilich nicht auf der Zunge trug, weil angeborener Verstand und reife Erfahrung sie längst gelehrt hatte, daß dieses nur die Narren tun.

Ihr übergab der Vormund das Geld zur Ausstattung der Mädchen, und mochte der Müller auch knurren, sie waren stets nicht bloß nett und sauber, sondern auch so gekleidet, wie es den reichen Erbinnen von Vallrupp ziemte. Nach städtischem Putz und bunten Flittern verlangten sie nie. Im Stubai wohnt kein schöner Menschenschlag, die Jungfrauen, welche ich jüngst hinter dem Muttergottesbilde in Prozession vorüberwandeln sah, hatten solche Essiggesichter, daß es

mich nicht wundern würde, wenn das Freien aus der Mode käme. Gertraud und Vroni konnten wenigstens als hübsch gelten, wenn auch nicht als Schönheiten.

*   *
*

Der Nikolausmarkt gehört zu den lustigsten Erinnerungen meiner Studentenzeit. In zwei langen Reihen zogen sich die Buden den Stadtplatz hinan, wo wir Knaben mit Wonne all den bunten Kram betrachteten, der im hellen Licht der Laternen und Ballons so glänzte und schimmerte, als hätt' ihn wirklich der Heilige vom Himmel geschickt; ach, wie herrlich wär' es gewesen, die kleine Bronzekanone zu besitzen und droben auf dem Spitzbühel abzufeuern! Nun, wir hatten entweder kein Geld oder zu wenig, und begnügten uns mit den Schleckerln; wer eines geschickt zu schnipfen wußte, war auch ein Held.

Als Lehrer am Gymnasium besichtigte ich später mit einigen Kollegen ebenfalls den Nikolausmarkt, um die Rangen etwas im Zaum zu halten, wenn auch nicht gerade zu strafen; hatten wir es doch getrieben, wie sie! Gefallen wollten mir die Sachen freilich nicht mehr so wie früher, der Markt ist auch in Abnahme, weil das liebliche deutsche Christkindl den welschen Nikolaus mit seinem fürchterlichen Klaubauf aus den Familien verdrängt; dafür beobachtete ich das Leben und Treiben der Volksmenge und erfreute mich an manchen Szenen, die den besten Genremaler der Mühe des Erfindens überhoben hätten. Ein solcher Auftritt ist mir noch vor Augen, er hängt mit unserer Geschichte zusammen. Handwerksbursche und Lehrlinge treiben viel

Unfug; sehen sie ein Frauenzimmer ohne männliche Begleitung, so drängen sie sich auf Verabredung plötzlich um sie, schmieren ihr Ruß ins Gesicht oder hängen ihr Puppen an und stoßen sie dann mit wildem Gejohle hin und her, bis ein Polizeidiener oder eine mitleidige, derbe Faust die Geängstigte befreit. Ich stand neben dem Stadtturm, plötzlich hörte ich wüstes Geheul und schrilles Pfeifen, ein Bauernmädchen wurde von den Schlingeln mißhandelt, zornig und resolut gab sie den Frechsten tüchtige Ohrfeigen, machte aber die Sache nur schlimmer. Schon wollte ich ihr mit dem Rohrstock zu Hilfe eilen, da sprang ein riesengroßer ungarischer Grenadierkorporal mitten ins Gedränge, teilte Püffe aus, warf den einen bei den Ohren, den andern bei den Haaren auf die Seite und pflanzte sich gewaltig wie Sankt Christoph neben das erschrockene Mädchen. Ehe sie ihm noch danken konnte, rief eine heisere Stimme aus einem nahen Hause: „Wo bleibst denn, du Gans?“

„Ich hab' für Vroni ein paar Bänder gekauft,“ antwortete sie, indem sie den Grenadier scheu anblickte.

„Geh, gib mir d' Hand, Madel?“ flüsterte dieser, „wo bist denn daheim?“

Da trat der Vater unter die Türe, sie eilte schnell davon.

Der Ungar warf ihr einen Blitz seiner dunkeln Augen zu, besann sich, den schwarzen, spitzen Bart streichend, eine Weile und schloß sich dann einem Trupp Kameraden an.

Das war das erste Zusammentreffen von Janos Szalai und Gertraud Neuner.

In Vallrupp ging alles wie bisher, die Mühle klapperte, der Alte knurrte und die Wirtschafterin keifte, der Winter verfloß unter der gewohnten Beschäftigung, nur brach Gertraud beim Spinnen hie und da der Faden und der Vater schalt manchmal wegen Gedankenlosigkeit. Mit den Veilchen kamen die Schwalben, die Amsel schlug im jungen Buchenlaub, Gertrauds helle Stimme klang wieder durch den Wald, doch sang sie andere Weisen als früher; das bekannte Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rat!“ mag sich wohl nur zufällig ins Stubai verirrt haben.

Der Müller wurde immer bresthafter, er hätte am liebsten sein Weib im Grab gescholten, daß sie ihm keinen Knaben geboren, um die Stelle des Knechts zu versehen. Lange sträubte er sich; erst nachdem er sich überzeugt, daß ihn die Wirtschafterin mit Salben und Pflastern nicht mehr zusammenflicken könne und auch das Geld für Messen kein Wunder wirkte, hielt er Umschau und dingte endlich einen jungen Menschen, der bereits zu Pleben die Stelle des Schaffners versah und sich des besten Rufs erfreute. Beim Lohn mäkelte er um jeden Pfennig, der Knecht machte keine Schwierigkeiten, er lächelte vor sich hin, als ihn jener auf ein Drittel dessen, was man zu zahlen pflegt, herabgedrückt hatte und ihn im stillen für einen Esel hielt, den er hübsch dran gekriegt, um ihm für Disteln schwere Säcke aufzuladen. Jonas war ein schlichter ehrlicher Mensch mit einer guten Dosis gesunden Menschenverstandes, den er als Bursche unter verschiedenen Meistern anzuwenden gelernt hatte. Er hatte den Hof des Vaters verlassen, solang dieser stark und rüstig war,

weil es ihm, wie er sich ausdrückte, zu Haus nicht mehr recht fein dünkte, obwohl ihm niemand etwas in den Weg legte und die Mutter ihre Nudeln ebenso schmalzig kochte, wie jede andere Bäuerin. Die Sehnsucht, in der Welt sich umzutummeln, hatte ihn fortgetrieben, die Sehnsucht nach der Heimat führte ihn, nachdem er sich die Hörner abgestoßen und den neunundzwanzigsten Geburtstag gefeiert, wieder zurück. Auf dem Wege leuchtete ihm das freundliche blaue Auge Gertrauds, er dachte daran, sich einen eigenen Herd zu gründen, sei es nun, daß er auf der Mühle bleibe und Vroni ausheirate oder umgekehrt, wo er dann mit seinem Vermögen ein kleines Gütchen gekauft hätte, um Gertraud dort ins Nestlein zu setzen.

Der Müller hatte sich daher getäuscht, als er sich heimlich ins Fäustchen lachte, daß er einen tüchtigen Knecht so spottwohlfeil gewonnen; der kam und diente nur um Gertraud.

Jonas hatte alles klug überlegt, die Grundlage für sie und ihr eheliches Glück sorgsam geprüft, jeden Kreuzer für Einnahmen und Ausgaben berechnet, nur das Herz des Mädchens nicht.

Derlei Herzen sind freilich oft inkommensurable Größen.

Sie plauderte gern mit dem wackern Burschen, dankte ihm freundlich für jeden Blumenstrauß; als er sie einmal um eine Nelke von ihrem Stock bat, pflückte sie ihm dieselbe und befestigte sie an der Hutschnur.

Seine Freude kannte keine Grenzen.

Er trank nach der Vesper — es war Sonntag — einen Schoppen mehr, fest entschlossen, abends die

Sache zum Austrag zu bringen. Ein Ringlein von Steinbockhorn, welches die Treue verbürgt, eingefaßt mit goldenen Streifen und geschlossen von zwei Herzen aus Granat, um die sich ein Kränzchen blauer Vergißmeinnicht schlang, hatte er zu Innsbruck eingehandelt und trug es sorgsam in Papier gewickelt in der Tasche.

So kehrte er zur Mühle zurück. Auf der Höhe, von der man den First des Daches erblickt, schnalzte er ein paarmal mit der Zunge und pfropfte einen hellen Juchezer drauf, um den Mut zu steigern. Gertraud hörte ihn erstaunt, so etwas war sie von dem nüchternen Burschen nicht gewöhnt.

Als er sie bemerkte, wurde er plötzlich kleinlaut; er machte sich darüber Vorwürfe, hatte er doch mit allerlei Menschen verkehrt und sogar mit dem gnädigsten Prälaten von Fiecht, der doch ein dicker Herr mit einer Goldkette um den Hals war, ohne Zagen geredet!

Endlich raffte er sich zusammen, er trat vor sie hin:

„Guten Abend, heut' ist schön Wetter!"

„Freilich, Jonas."

„Gott sei Dank! In der vorigen Woche hat es auf der Saile geschneit."

„Und bei dir heut ein bißchen geblitzt!" sagte sie scherzend.

„Nimmst mir's etwa gar übel, daß ich heut' ein Seitel Roten auf deine Gesundheit getrunken?"

„Danke dir! der Wirt hat ja auch für dich Wein im Keller. Sei es dir herzlich vergönnt."

„Hm! wenn ein Reif kommt, erfrieren die Rüben."

Sie sah ihn lachend an.

„Kreuzdonnerwetter, schau mich nicht an, sonst weiß ich kein Wörtlein mehr, und ich hab' doch mit dir etwas Wichtiges reden wollen."

„Brauchst was, so weißt du, daß ich dir gern aushelfe."

„Ja, freilich, Gertraud, brauch' ich was!" Er zog das Ringlein heraus. „Siehst du die zwei Herzen darauf? Eines ist das meinige, und da tät halt das deinige gut dazu passen, so mitten unter die Vergißmeinnicht."

Sie schwieg betroffen, ohne das Ringlein, das er ihr reichte, anzunehmen.

„Bin ich dir zu schlecht?" fragte er verlegen.

„Gewiß nicht!" rief sie rasch, „ich weiß dich zu schätzen, aber — —"

„Aber — —," er trat einen Schritt zurück, „du kennst doch meine Verhältnisse?"

„Ein braves Mädchen kann mit dir zufrieden sein."

„Und du? Doch du willst nachdenken! Mit dem Alten hoff' ich in Ordnung zu kommen."

„Nein," entgegnete sie mit Wärme und faßte ihn bei der Hand, „du bist zu brav, als daß man dich herumziehen sollte. Ich kann dir mein Jawort nicht geben, denn zur Ehe gehört ja die Liebe!"

„Die Liebe," rief er erstaunt, „die Liebe! du hast gewiß die herrischen Bücher gelesen, die den Fräulein die Köpfe verrücken — — —"

„Liebst du mich denn nicht?" fragte sie leise.

„Von ganzem Herzen!" rief er und legte beteuernd die Hand auf die Brust.

„Und ich soll dich heiraten ohne Liebe?"

Er sah sie groß an, sein Auge wurde feucht: „Gertraud, verwirf mich nicht! Die Zeit ändert des Menschen Sinn und ich will dienen um dich, wie Jakob um Rahel, und wär's sieben Jahre!"

Sie schüttelte das Haupt.

„Warum nicht. Liebst du einen andern?"

Erschrocken fuhr sie zusammen und verhüllte das Gesicht mit den Händen, als fürchtete sie, er sehe in ihr Inneres.

„Warum mußt du mich lieben," rief sie nach einer Pause, „warum mich, du wärst mit meiner Schwester vielleicht glücklicher!"

„So liebst du glücklich!" sagte er kleinlaut.

Ein Strom von Tränen brach aus den Augen des Mädchens.

„Nun weiß ich, daß du deinen Sinn nicht mehr änderst, wenn du aber auf der Welt einen treuen Freund brauchst, so versprich, daß du ihn bei mir suchest."

Er bot ihr die Hand, sie drückte sie heftig.

Stumm ging er in das Haus, das Ringlein war ihm entglitten und zu Boden gefallen, sie hob es auf; es ihm zurückzugeben, wagte sie nicht mehr. —

Der Seelenzustand Gertrauds bedarf keiner Erklärung. Sie besuchte wohl hie und da mit dem Vater die Stadt, schmucke Grenadiere begegneten ihr genug, aber nie Janos, den Namen desselben wußte sie nicht, wie hätte sie sich also erkundigen können?

Hatte Janos' Erscheinung auf sie einen tiefen Eindruck gemacht, so legte sich die Aufregung doch allmählich, bis die Werbung ihr Herz erschütterte und das

Bild des frischen Ungarn im Gegensatz zu dem schlichten Knechtlein lebhaft vor ihre Erinnerung zauberte. Die Frage, ob sie ihn heiraten wolle, hatte ihr Herz getroffen und ihr zum Bewußtsein gebracht, daß sie innerlich schon gebunden sei, ohne ein Wort gegeben zu haben. Unter anderen Voraussetzungen hätte sie vielleicht wie so viele Bauernmädchen nach einigem Zögern und Sperren Jonas geheiratet, jetzt wär' ihr dieses nicht möglich gewesen, wenn sie auch nie den Gedanken einer Verbindung mit Janos hegen konnte, ja fast die Hoffnung, ihm wieder zu begegnen, aufgegeben hatte. Daß sie die Werbung des Ferstl Rochus, der seinen Anspruch darauf gründete, er habe so viele Kühe im Stall wie ihr Vater, spröde, ja geringschätzig abwies, bedarf keiner Erklärung.

Auch der Müller wog diese Gründe und ihm schienen sie nicht so staubleicht, wie seiner Tochter, er schalt sie oft bitter, wenn sie den zudringlichen Burschen derb abschnalzte und drohte ihr mit einem Plätzlein auf dem Sterzinger-Moos, wo bekanntlich alte Jungfrauen den Mücken Strümpfe stricken und mit den Fröschen zu Ostern Alleluja singen. Gertraud erwiderte ihm höchstens: „Ledig gestorben, ist auch nicht verdorben," und ging dann schweigend zur Türe hinaus.

Aber auch noch ein anderer Freier meldete sich: der himmlische Bräutigam. So wenigstens behauptete der hochwürdige Ignazi, der wahrscheinlich von Engelstimmen den Auftrag erhalten hatte, für den Herrn Jesus zu werben.

Diesem lag das Seelenheil des Nebenmenschen ebenso an, als dessen Börse, aus der er nur zu gern

Peterspfennige oder Beiträge für Kirchenschmuck kitzelte. Freilich wußte er genau zu unterscheiden, und so sprach er mich, als er mich vor etlichen Jahren abends müde im Wirtshause zu Wattens traf, zwar um keinen Kreuzer an, machte jedoch den drolligen Versuch, mich zu bekehren. Vergelt's ihm Gott, obwohl es nicht anschlug! Eher kannst du einen Mohren weiß waschen, als so einen wetterbraunen Geognosten zurechtbringen, der mit Hammer und Kompaß durch das große Haus der Welt stolpert, ohne dem Herrn auch nur die Visitenkarte zu schicken! Ich schmücke mich nicht gern mit fremden Federn und so bestätige ich hiermit, daß diese gelungene Phrase aus dem Mund Ignazis stammt. Er hatte übrigens bereits vor dem Essen, wie mir der Wirt unwillig erzählte, ein gutes Geschäftlein gemacht. Seine Nachbarin, eine alte Jungfrau, war verschieden, nachdem er ihr vorher noch den letzten Gang dadurch erleichtert hatte, daß er sie dahin gebracht, ihr Hab und Gut der Kirche zu vererben — ohne Rücksicht auf arme Verwandte. Bei der gerichtlichen Verhandlung hielt er den schluchzenden Vettern und Basen, die im Gedanken schon Kühe und Felder verteilt hatten und nun leer ausgingen, eine bewegliche Rede und zwar ohne Bezahlung: wie die verstorbene Lisel nun zu höchst droben neben der Muttergottes sitze und nur warte, um dem heiligen Petrus zu winken, daß er jedem aus der Gemeinde Wattens den Himmel sperrangelweit auftue.

Doch Ehre, dem Ehre gebührt!

Die Verleumdung darf nicht einmal flüstern, Ignazi habe von den Summen, die er für kirchliche

Zwecke erbettelte, erschlich, erschwindelte, nur einen roten Heller für sich verwendet. Er fühlte sich als Glied eines großen Ganzen und lebte und webte in diesem und für dieses große Ganze.

Ignazi war ein auserkorenes Rüstzeug. Wie herrlich stand er vor der Katholikenversammlung zu Innsbruck, daß rauschender Beifall seinen Taten und Worten lautes Zeugnis gab! Wie beredt schilderte er die Not des heiligen Vaters! Aus den tiefliegenden Augen rannen Tränen auf die magere Wange und von da durch die lange Furche um den Mundwinkel auf das blaue Perlkoller; Nasenspitze und Lippe zuckten in schmerzlicher Erregung. Wie der Chor der Furien antwortete das Schluchzen der Betschwestern auf der Galerie, und gar manche gelobte für acht Tage nur die Hälfte der Kaffeebohnen zu rösten, um etliche Kreuzer mehr in die römische Blechbüchse werfen zu können.

Spöttelt nur darüber!

Herr Ignazi hat keinen vernünftigen Menschen gerührt, seine Rede war überhaupt nur auf die Armen im Geist berechnet, hier erschloß sie aber ein Silberäderchen, und das geschieht unter gleichen Verhältnissen auf der ganzen Erde; die Silberäderchen rinnen zusammen und ein reicher Strom fließt nach Rom, wo ihn die Kurie wuchern läßt ad majorem Dei gloriam und so fort ins Unermeßliche.

Herr Ignazi litt aber an einer Schwäche, die wir bald kennen lernen, und vielleicht knüpft ihn gerade der Umstand, daß er so oft der mütterlichen Verzeihung der Kirche bedarf, um so fester an diese. Diese Schwäche hinderte ihn nicht, brünstig auf violette Strümpfe

zu hoffen und zu erwarten, daß er als tapferer Streiter endlich damit belohnt werde. Tat er doch alles, um sie zu verdienen! So stiftete er einen Jungfernbund: die Mädchen trugen eifrig zu einer Statue der unbefleckten Empfängnis bei.

Wir haben natürlicherweise dabei kein Arg: schaut ihn nur an den frommen Ignazi, ist er nicht ein Bild der Askese, wenn er, das rotgeschnittene Brevier unter dem dürren Arme, mit Spindelbeinen den Häusern entlang huscht, die Knixe der Frauen und die Handküsse der Kinder empfängt und wie eine Hummel den Rosenkranz brummt — vielleicht für eine sündige Magdalena.

Nachdem wir ihn vorgestellt, kehren wir zu unserer Geschichte zurück.

Ignazi war damals Kooperator in einem nahen Dorfe und hatte bald die Mühle entdeckt. Als er den Alten und die Tochter in der Kirche sah, witterte er, daß er hier den Hebel ansetzen könne, um in der einen oder anderen Richtung etwas zu gewinnen; Betschwestern, die in jeden Topf gucken, bestätigten, als er sie vorsichtig ausholte, seine Ahnung.

Der Müller saß nachmittags gern ein Stündchen an der Sonne und blies dabei Wolken von Lauskraut, das er im Gärtchen nebenan gebaut, in die Luft.

Anscheinend ganz harmlos spazierte der Herr Kooperator vorbei, er tat, als ob er den Müller, der bereits die Hand an die alte, schmutzige Zipfelkappe legte, nicht bemerke, und schaute starr zu dem Bilde ober der Türe empor.

„Gelobt sei Jesus Christus!" rief er plötzlich, „hätt'

Euch bald nicht gesehen, so gut hat mir die Muttergottes ober der Tür gefallen. Schon recht, wenn die Bauern ihre Schwelle mit solchen Gemälden segnen und schützen, schon recht, dann kommt nichts Böses hinein."

Der Müller war ehrerbietig aufgestanden.

„Niedersitzen, niedersitzen," sagte Ignazi sanft und drückte ihn mit der rechten Hand auf die Bank, „ein so alter Mann soll nicht stehen. Ist's gefällig?" Er zog eine ungeheure schwarze Dose, auf deren Deckel prächtig lackiert der heilige Aloysius mit dem Lilienstengel prangte.

Das tat dem Müller, der von Geistlichen nicht immer so viel Herablassung erfuhr, wohl, er faßte eine gewaltige Prise und schnupfte mit großem Behagen in mehreren Absätzen. Dann stand er auf, nahm die Mütze ab und lud den Hochwürdigen ein, in die Stube zu treten. Wie staunte Gertraud, als er ihr befahl, ein weißes Tuch auf den Tisch zu decken und Brot aufzustellen, er selbst nahm aus dem fest versperrten Schrank eine Flasche doppelt destillierten Branntwein und füllte ein geschliffenes Gläschen bis zum Goldrand.

Ignazi nippte. „Tät' einem gleich zu Kopf steigen! Ein schönes Kruzifix dort in der Ecke! So ist's recht, so soll es in christlichen Haushaltungen sein!" Er schielte bei diesen Worten nach Gertraud. „Das Töchterl? ja wohl!" Er wandte sich zum Mädchen. Sie zog die Hand fast erschrocken zurück, als er sie mit den feuchten Fingern berührte.

„Ist halt ein Bauerntrall," murrte der Alte, „die nicht weiß, wie man einen solchen Besuch ehrt."

„Behüte Gott,“ unterbrach ihn Ignazi, „ein solcher Vater hat nur brave Töchter.“

Er empfahl sich bald mit einem demütigen Gruß. Den Fuß hatte er im Hause, das übrige sollte die Zeit reifen.

*

Auf der Wiese bei Mieders blühten schon einzelne Zeitlosen; die Schnitter banden abends die letzten Garben unweit des Kreuzbüchels, Gertraud hatte ihren Leuten Brot und einen Krug saure Milch zur Labung gebracht. Der Vater ruhte im Schatten des Kirschbaumes, der seitwärts an der Lehne steht. Die Fülle des Weizens war so groß, daß die Wagen unter der Last knarrten, er meinte jedoch, in seiner Jugend hätten die Aecker mehr getragen, weil man dort mehr und fleißiger gebetet.

Seine Betrachtung wurde durch den einförmigen Takt einer Trommel unterbrochen, auf der Straße in der Richtung gegen Schönberg glitzerten Musketenrohre, bald wurden in einer Staubwolke die weißen Röcke der Grenadiere sichtbar.

Gertraud erschrak, daß ihr Herz klopfte.

„Heilige Dreifaltigkeit,“ rief der Alte und ging langsam an den Zaun, „da kommen ja gar Soldaten an, für ein Manöver ist's noch zu früh, das wär' doch schrecklich, würden die Fresser im armen Stubai einquartiert.“

Die Dirnen schauten von der Arbeit auf, sie warfen die Rechen weg und stellten sich neugierig hinter den Müller. Je näher die Kompagnie heran marschierte,

desto mehr freuten sie sich auf die schlanken braunen Ungarn, von deren Lustigkeit und Leichtigkeit beim Tanz man so viel geschwatzt. Die Burschen schauten mißtrauisch auf die flotten Uniformen, mancher griff mechanisch nach dem Schlagring in der Tasche, denn das konnten sie sich an den Fingern abzählen, daß ihnen die Gäste in den Hag geraten würden.

Mürrisch brummte der Müller: „Käm' das hochwürdige Gut, ihr hättet es nicht so eilig, schaut zum Zeug."

Die Dienstboten machten sich wieder zu tun, doch war kein rechter Ernst dabei.

Gertraud hatte den Befehl des Vaters überhört, weil sie den barschen Ton längst gewohnt war. Die ersten Rotten schritten vorüber, sie musterte Mann für Mann, da . . . der war's, er kannte sie, seine ernsten Züge erheiterten sich, und mit der Hand grüßend, rief er: „Grüß Gott Madl, bist auch da! Grüß Gott!"

Sie sah ihn mit großen Augen an, ohne eine Antwort zu finden . . . der Zug war vorüber. Nun stürmten die Mädchen auf sie los: „Deswegen bist du so gern nach Innsbruck, du Falsche, du hast also schon einen?" Und eine Flut von Fragen ergoß sich über die Geängstigte, von der nun auch der Vater Auskunft über die saubere Bekanntschaft mit einem Kamaschenhupfer forderte.

Sie erzählte kurz das Zusammentreffen auf dem Nikolausmarkt, die Freundinnen zupften einander ungläubig an der Schürze; wie hätte sich der prächtige Korporal von dort her noch erinnern und gar so vertraut grüßen können?

Gertraud schloß sich, ohne ein Wort zu sagen, den Schnittern an, die in das Dorf eilten, um dort das Neueste zu erfahren.

Richtig! Einquartierung!

Der Hauptmann marschierte mit drei Zügen weiter, um die Mannschaft in Telfes, Vulpmes, Medraz und Neustift unterzubringen, Janos blieb als höchster Kommandierender zu Mieders und erhielt die Bollette zum Neuwirt. Der Müller wurde diesesmal übergangen, da er von früher einige Köpfe auf Rechnung hatte.

Gertraud hatte Mühe, den Sturm ihres Herzens zu verbergen; kaum den Löffel aus dem Mund, stieg sie über die Treppe in die Kammer. Sie konnte nicht schlafen, doch flossen die Stunden vor ihrem brennenden Auge schnell vorüber.

Hinter dem hohen Glungezer stieg der Mond auf, die Gletscher schimmerten und die Verklärung des Friedens floß über die ruhige Herbstlandschaft. Plötzlich zitterte ein leiser Ton durch die Luft, weich und eigentümlich, ähnliche Töne schwebten näher, schwebten ferner, es war wie Musik und doch nicht Musik, sie horchte und dachte an Geisterstimmen, dann aber, ihres Aberglaubens spottend, öffnete sie das Fenster und beugte sich hinaus.

Eine hohe Gestalt trat aus dem Dunkel — sie starrte hinab, es war Janos: „Schlaf wohl, Gertraud," flüsterte er, „schlaf wohl!" und verschwand.

Wie manche Ungarn, namentlich die Zigeuner, ein Virtuos auf der Maultrommel, hatte er ihr mit diesem sonderbaren Instrument ein Ständchen gebracht.

Sie griff an die Stirn, ob sie wache; frisch wehte

sie die Nachtluft an und ihr Herz jubelte: „Er liebt mich! Er liebt mich!"

Ein einziges Gefühl wogte durch ihre Brust, beherrschte Hirn und Sinne: „Er liebt mich!"

Noch wachte sie, bald sollte sie träumen, ihr Auge schloß sich — wer so träumen könnte, wie sie! O, daß sich der Himmel nur in stiller Nacht zu uns niedersenkt, entweder führt er uns dann mit seinen Sternen hinaus über uns selbst in die selbstlose, ewige Unendlichkeit oder er zaubert in unsern stummen Schlaf die Bilder eines Eden, welche die Sonne mit ihrem Strahl wie mit einem Flammenschwerte zerstört.

*

Die Kreuzspinne läßt einen Faden fliegen, er hängt sich an ein Zweiglein, sie hakt sich ein und klettert daran empor, dann setzt sie sich in die Mitte des Netzes und wartet ruhig: die Beute rennt von selber in das fast unsichtbare Garn, verstrickt die Glieder und wird ohne Anstrengung ausgesogen.

So tat auch Ignazi, den der Alte bald als Muster von Heiligkeit bewunderte. Trotz der Ehrfurcht, die Tirolermädchen vor schwarzen Röcken und langen Stiefeln anerzogen wird, wichen diese doch mit einer gewissen Scheu aus.

Ignazi fand sich nicht selten ein, er spähte jeden Winkel aus und kümmerte sich um jede Kleinigkeit, daß es endlich selbst der Wirtschafterin auffiel und diese die Warnung nicht unterdrücken konnte: „Der bringt uns noch Unheil unters Dach."

„Du bist halt ein argwöhnisches Mensch," eiferte

der Müller zornig, „du suchst andere hinter dem Ofen, weil du selbst dahinter hockst."

„Nu," erwiderte sie schnippisch, „mit dir bin ich weiter nie hinterm Ofen gesessen, und Sankt Fuchs, dein neuer Heiliger, taugt auch nicht zu mir. Uebrigens, gesagt hab' ich's, gehört hast du's, tu' wie du willst, ich werde aufpassen und wie der Hase mit offenen Augen schlafen."

„Herr bin ich im Hause!" fuhr der Alte auf.

„Ja, es sieht darnach aus," entgegnete sie und schlug die Türe hinter sich zu.

Ignazi redete mit dem Alten oft über die unvergängliche Herrlichkeit des Himmels, für die man alles Gold der Erde wie Kot hinwerfen sollte, um sie zu kaufen. Der liebe Herrgott sei gnädig, jede Spende an seine Braut, die heilige Kirche, schreibe er in das goldene Buch des Lebens, das der Engel auf dem Totbett den Sterbenden entsiegle und ihnen zu ewigem Trost vorhalte. „Gieb der Kirche den Staub, den du doch nicht ins Jenseits schleppen kannst, und sie nimmt den Schlüssel, den ihr Christus übertragen, zu binden und zu lösen, sie schließt das Grab auf, nicht damit du dort vermoderst, sondern als Tor, das zu den Jubelchören der Engel führt, welche dir die Palme des Glückes überreichen!"

So rief er pathetisch, das Auge starr nach oben, als sähe er die himmlischen Scharen, den Arm erhoben, als griffe er nach der Palme.

Der Müller schwieg, nach einer Pause legte er eine Fünferbanknote auf den Tisch, damit Ignazi für ihn Messen lese.

Dieser nahm das Geld mit den übertriebensten Ausdrücken des Dankes, er hatte jedoch etwas anderes gewollt. —

Die Geieraugen des Müllers wurden nach und nach schwächer, sie röteten sich von leichten Entzündungen, einem der zahllosen Uebel des Greisenalters. Ignazi erfuhr es. Als der Alte klagte, sagte er mit der Zuversicht des Wundertäters: „Da kann ich helfen!“ Er schlug das Brevier auseinander und überreichte ihm ein schönes Bildchen. Es stellte eine Nonne mit goldenem Heiligenschein vor, sie trug ein Buch, auf welchem zwei Augen lagen! „Dies ist die heilige Ottilie,“ fuhr er fort, „der Trost der Blinden; betet abends andächtig zu ihr, wascht die Augen mit kaltem Weihwasser, und es wird gut. Das ist ein Gnadenbronnen, wie viele danken ihm das Licht!“

Der Müller betrachtete das Bild aufmerksam.

„Hab' ich doch nie von dieser Heiligen gehört!“

„Nie?“ rief Ignazi erstaunt, „wirklich nie? So geht's, wenn die Katecheten in der Schule nicht ihre Pflichten tun. Vernehmt und erzählt es auch Euern Töchtern. Die heilige Ottilie war die Tochter eines englischen Grafen, sie ein Muster jeder Tugend und Frömmigkeit, er ein Ausbund teuflischer Laster. Sie redete ihm oft mit kindlicher Liebe zu, er möge sich bessern, er schlug ihr jedoch mit der Faust auf den Mund und häufte Sünden auf Sünden, bis endlich die Wage voll war und ihn der Erzengel Michael in den Abgrund stieß, wo die Verdammten heulen und zähneklappern. Ottilie gedachte mit Angst und Schrecken des Schicksales ihres Vaters. Voll Inbrunst betete sie

nachts. Da würdigte sie Gott einer Offenbarung. Der Boden schwand unter ihren Füßen, der Schlund der Tiefe tat sich auf, blaue Flammen züngelten empor, der Unglückliche lag auf glühendem Rost, Teufel schlugen die ehernen Krallen in sein Fleisch — — —"

Den Müller überlief eine Gänsehaut.

„— — — er winselte: ‚Mein Kind, mein Kind, hilf mir!" Dabei streckte er die Hand nach dem Rande des Zimmerbodens, er zischte allsogleich in Flammen auf. „Mein Kind, mein Kind, hilf mir! bete für mich, tue Buße für mich, daß ich aus dem Ort der entsetzlichen Qual frei werde!" Ottilie sank ohnmächtig auf den Boden. Als sie des Morgens erwachte, sah sie auf der Diele die Hand des Vaters eingebrannt. Und was tat sie? Sie entsagte den Lockungen dieser Welt, stiftete mit ihrem Erbe ein Kloster und wurde die erste Aebtissin desselben. Sie legte den Stachelgürtel nie mehr ab, schwang beständig die Geißel, fastete, betete und weinte Tag und Nacht, bis sie blind wurde. Darum ist sie die Patronin der Blinden."

„Und ihr Vater?" fragte der Müller mit Spannung.

„Nach sieben Jahren hatte sie wieder ein Gesicht. Diesesmal öffnete sich die Decke der Zelle, himmlische Musik drang in ihr Ohr, helles Licht umfloß sie, und wen erblickte sie droben auf einer der höchsten Stufen der Seligkeit? Ihren Vater, der sich dankend zu ihr herabneigte. Ottilie wurde nach ihrem Tode heilig gesprochen und feiert nun an der Seite ihres Vaters das Lamm Gottes."

„Ist das möglich,“ rief der Müller erstaunt, „daß ein Kind den Vater aus der Hölle losbetet?“

„Wenn es in das Kloster geht und sich für den Vater opfert — ja! Zweifelt nicht, ein Zweifel an den Wundern der Kirche ist eine Todsünde, schwerer als jede andere, eine Todsünde, die kaum Verzeihung erlangt.“

Den Kopf auf den Arm stützend, schwieg der Müller, der Kooperator überließ ihn seinen Gedanken und empfahl sich mit seinem gewöhnlichen Gruß.

Nach einigen Tagen fand sich der Alte mit Gertraud zufällig allein. Er benutzte die Gelegenheit und redete sie an: „Was hast du denn eigentlich im Sinn? Willst du den Rochus, der ein hübsches Anwesen hat, heiraten oder nicht?“

„Nein!“

„Das ist kurz genug! Ich kann dich nicht zwingen, denn die Häuserin meint . . . Wenn du übrigens auf einen verwunschenen Prinzen wartest, dürftest du vergebens warten.“

„Die Sache hat ja noch Zeit genug!“

„Ja ja, so redet man, wenn man jung ist; wird man alt, dann hat's Zeit! Ich möchte nur wissen, wie ich mit dir daran bin und ob du glaubst, es müsse alles nach deinem eigensinnigen Kopf auslaufen?“

„Ich habe ja nichts verlangt.“

„Das will ich dir nicht raten,“ brummte er; doch schnell stimmte er den Ton milder. „Wie wär's, wenn du in ein Kloster gingest? Das könnte mir und dir ewiges Heil schaffen, und die Gemeinde hätte gewiß die größte Freude. Du sagst nicht ja und nicht nein!

Meinetwegen, überleg' dir's, das Dümmste wär's aber nicht!"

Das Gespräch hatte vorläufig ein Ende. Gertraud hatte allerdings nicht ja und nicht nein gesagt — aber still an Janos gedacht.

Dem Alten schien sein Plan nicht ohne Aussicht des Gelingens. Doch plötzlich stieg ihm ein Bedenken auf, er fragte Ignazi, wie viel man denn einzahlen müsse, wenn ein Mädchen in ein besseres Kloster gehe.

„Nichts, gar nichts," erwiderte dieser, an das reiche Erbe denkend, „Mädchen wie Euere Tochter nimmt man überall mit offenen Armen auf!"

Das ist bekanntlich nicht der Fall, die meisten Klöster fordern eine große Ausstattung, und daß ihnen der Nachlaß des Ordensgliedes nicht entzogen werde, dafür ist gewöhnlich auch gesorgt.

Ignazi verließ den Alten und trat in den Garten. Die Mädchen begossen ihre Blumen und freuten sich an den duftenden Gelbveigelein, welche die Pflege mit üppigen Blüten lohnten. An einem Tisch saß die Häuserin und betrachtete den Herrn mit mißtrauischem Auge.

„Schöne Blumen, prächtige Blumen? Ich weiß aber einen Klostergarten, wo sie zu Füßen der unbefleckten Maria noch besser gedeihen!"

„In dem Klostergarten," unterbrach ihn die Alte, „wird wohl eine andere Sonne scheinen und feinerer Regen fallen als hier."

Er sah sie giftig an und sagte langsam: „Gott segnet die Seinen!"

Die Mädchen schenkten ihm keine Aufmerksamkeit

und überließen ihn dem Gespräch mit Gretl. Gertraud ging mit der Gießkanne an ihm vorüber, er klopfte ihr leise auf die Schulter. „Das wär' halt ein Klosterfrauele, das wär' ein Klosterfrauele, da hätte das liebe Jesulein eine Freude, wie einst über die heilige Agnes."

Gertraud wußte nicht, was sie antworten sollte; das übernahm die Alte: „Jedem Lappen, Hochwürdiger, paßt nicht jede Kappen! Meine Baselen werden den Weg zum Himmel schon treffen und ich mein', wenn sie in der Welt gut tun, hat das Christkindl auch keinen Verdruß."

Der Hochwürdige wandte das Gespräch auf andere gleichgültige Gegenstände und verließ die Gesellschaft, die bei seinem Abschied offenbar frisch aufatmete.

„Ihr wißt," begann die Base, „daß ich euch immer Ehrfurcht gegen die Geistlichen gepredigt habe, bei dem fällt mir stets der Wolf im Schafspelz ein. Laßt euch von ihm nie allein betreffen. Jedenfalls muß ich mit dem Benizi reden, daß er ihm den Steig verlegt. Vorläufig laßt niemand etwas merken."

Diese Andeutung verschärfte den Widerwillen der beiden Mädchen noch mehr, so daß sie beschlossen, ihm überall auszuweichen.

Er wählte den Weg um die Mühle, wo der Alte gerade einen Mehlbeutel mit Stiften festnagelte.

„Schon heim?" rief er dem Hochwürdigen zu.

„Muß heute noch das Brevier und einen Psalter beten. Wie lang habt Ihr Euere Häuserin?"

„Sie ist vor drei Jahren zu Jakobi eingezogen."

„Vielleicht wäre es für Euer Seelenheil besser, wenn Ihr eine fromme Klosterschwester ins Haus näh-

met, ich kann aus Freundschaft für Euch die Sache in Ordnung bringen."

„Pst!" flüsterte der Müller, den Finger auf der Lippe, „Pst!" und sah sich ängstlich um, ob es die Alte nicht höre.

„Es käme auch viel wohlfeiler," bemerkte der Geistliche leise, „solche Schwestern tun ja alles aus Liebe zu Gott!"

„Das gäb' ein fürchterliches Geheul von den Mädeln."

„Erinnert sie an das vierte Gebot!"

Der Müller schüttelte bedenklich den Kopf.

„Vielleicht schickt Gott eine Gelegenheit, die alles ins Gleiche bringt!"

Im Haus wurden schwere Tritte hörbar; das Wasser, das abgestaut in den Graben floß, stürzte auf die Mühlräder und setzte sie in Schwung, Jonas trat auf den Gang, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei.

Der Geistliche betrachtete ihn prüfend, dann flüsterte er leise: „Ein schöner Bursch, ein schöner Bursch! Gebt acht, daß Ihr nicht den brennenden Zunder ins Stroh deln."

Der Knecht bemerkte das Zwiegespräch und beugte sich grüßend über den Söller, Ignazi bot dem Alten scheinbar gleichgültig eine Prise und entfernte sich.

*

Der wackere Korporal hatte indes manche Fensterpromenade ohne großen Erfolg ausgeführt, er konnte Gertraud, die seinen Gruß stets freundlich erwiderte, nie allein treffen. Schon nahte der Kirchtag, der Neuwirt hatte vom Bezirksamt bereits die Erlaubnis, bis

zwölf Uhr nachts tanzen zu lassen, mochte nun der Pfarrer scheel sehen oder nicht.

Diesesmal war ein Widerspruch nicht leicht möglich, denn die Garnison wollte den Kirchtagstanz zum Dank für die gute Aufnahme und zu Ehren ihrer Wirtinnen besonders festlich einrichten. Die Gärten wurden ihres letzten Schmuckes beraubt, vor den Türen saßen bärtige Soldaten, denen Buben und Mädchen Blumen und Tannenzweige zutrugen, beschäftigt, lange Girlanden zu flechten und mit Streifen bunten Papiers zu umwinden. Das hatte Janos selbst ausgewählt und eingekauft, aber noch wichtiger schien ihm in der Kunsthandlung Groß zu Innsbruck etwas anderes. Die Ladenmädchen mußten ihm verschiedene Sorten Briefpapier vorlegen, keines war ihm schön genug, bis endlich aus einem Schranke ein neues Heft geholt wurde. Wie schimmerten die Ränder von Gold, Vergißmeinnicht, Rosen, Veilchen und Nelken, zwischen denen Amoretten herumkugelten und mit Pfeil und Bogen nach brennenden Herzen zielten! Vergnügt strich er den Bart und zahlte den verlangten Preis.

Schon hatte er die Klinke in der Hand, da verfinsterte sich sein Gesicht, es fiel ihm ein, auf das Papier gehöre etwas, und bisher hatte er nur Kompagnietabellen, Rapporte und Berichte über Kommißbrot, wenn auch in zierlichster Schrift, verfaßt. Die Mädchen kicherten, weil sie seine Not errieten.

„Ist vielleicht ein Briefsteller gefällig?" fragte Rosa und reichte ihm einen.

Er setzte sich auf das Stühlchen hinter der Glastüre und begann zu blättern. Nach einer Weile schnalzte er

mit den Fingern, er hatte ein Muster gefunden, so reich an Blumen, Herzen und Amoretten, wie die Zeichnung seines Papieres; das paßte ihm.

Er versprach, das Buch sorgfältig zurückzusenden, und erhielt es geliehen. Zu Mieders schrieb er den Brief ab: die Anrede mit Karmin und Fraktur, die erste Zeile in Kanzleilettern, und dann Kursivschrift.

Voll Selbstzufriedenheit, denn welches Mädchen sollte dieser Bombe widerstehen? — siegelte er, schrieb die Adresse: „An die ehrsame und tugendhafte Jungfrau Gertraud Neuner Fräulein und Tochter in Vallrupp" und schickte einen Soldaten mit den nötigen Erläuterungen.

Dieser fand Gertraud bei einem Beete, wo sie gerade Zwiebelröhre schnitt. Er stellte sich am Gartenzaun steif aufrecht, salutierte und begann:

„Korporal hat sie mich an Madel geschickt, soll geben ihr diesen Brief!"

Er zog ihn aus dem Stulp des Rockärmels, überreichte ihn und salutierte wieder.

Gertraud zitterte vor Freude, die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, so daß sie kaum all die zierlichen Sprüchlein und Verslein lesen konnte, die im bunten Farbenschmuck der Einfassung prangten.

„Komm in einer halben Stunde dort zur hintern Türe!" flüsterte sie.

Der Soldat begriff allsogleich ihre Absicht, salutierte und verlor sich in den Wald.

Sie warf die Zwiebelröhre weit weg, pflückte die schönsten Herbstblüten und band einen Strauß mit einer Dolde „brennende Liebe", so heißt nämlich eine

feuerrote Blume von symbolischer Bedeutung. Vorläufig legte sie ihn unter die Bank, eilte in das Haus und kehrte mit einem Seitel Schnaps in der Schürze zurück. Der Soldat stellte sich pünktlich ein, die Blumen gab sie ihm für den Korporal, den Schnaps als Belohnung für den Gang.

„Prächtiges Madel das!“ sagte der Soldat zum Korporal, der ihn nicht ohne Sorge erwartete, „prächtiges Madel, hat mir Schnaps geben eine ganze Flasche!“

Als wär' ihr der Takt schon in den Füßen, lief Gertraud zur alten Margareth und klatschte voll Freude in die Hände: „Uebermorgen wird beim Neuwirt getanzt, nicht wahr, du führst mich hin.“

Aus dem Nebenzimmer schob sich der Kopf des Müllers: „Nimm sie nur mit, kann sie noch ausgumpen, vor sie ins Kloster geht.“

„Man kann auch tanzen, ohne ins Kloster zu gehen!“ schnarrte die Häuserin zurück.

„Vroni laßt ihr zu Hause, daß ich jemand habe, für solche Lappereien ist sie überhaupt noch zu grün!“ Der Alte verschwand wieder.

„Diendl, was ist denn das auf einmal mit dir,“ fragte Gretl verwundert; „das ganze Jahr hast nicht tanzen wollen und jetzt hüpfst du, ehe noch eine Geige klingt.“

„Ja, der Himmel hängt voll Geigen,“ rief Gertraud heiter. „Morgen wollen wir lustig sein, der Vroni bring' ich Torte und Muskazoner heim, daß sie auch eine Freud' hat.“

Sie trällerte ein Liedchen, das damals die Burschen nicht selten sangen:

„A Bußl ist a gspaßigs Ding!"

Nicht wahr, Gertraud ist ein leichtfertig Ding! Fast fürchte ich, sie hat die Gunst mancher Leserin verscherzt und ich mit ihr. Ich dachte eine Weile nach, ob es sich wohl schicke, daß sie so mit beiden Füßen in die Liebe hineinspringt und mit einem Soldaten anbandelt, ohne auch nur zu erwägen, ob er heiratsfähig sei, und die Erlaubnis dazu von einem hohen Militärkommando im Sack trage. Aber Natur bleibt eben Natur, und daß diese beim Volk im guten und schlechten unverpfuscht und ungeschniegelt hervorbricht, gerade aus diesem Grund gehe ich gerne mit dem Volke um. Eben deswegen muß man aber von mir keine Honigfarbe verlangen, ich male, wie ich schaue; meine Bauern und ich sind viel zu ungeschlacht und knorrig, um uns anders zu geben, als wir sind.

Während dieses Seitensprunges, den wir nicht ohne Grund gewagt, hat sich Gertraud für den Tanz geputzt. Es stand ihr alles vortrefflich, der breite Filzhut mit goldenen Quasten, der braune Spenzer aus Merino und der blauseidene Schurz mit den eingewobenen roten Rosen.

Beim Fortgehen aus der Mühle überlustig wie ein Kitzlein, wurde sie, je näher die Klänge der Musik aus dem Wirtshaus rauschten, um so befangener. Die Burschen standen vor der Tür, welche so wie die Fenster von Laubwerk und Blumen eingefaßt war — schöner als bei irgend einer Primiz —, musterten die Mädchen, die niedergeschlagenen Blickes und doch voll Verlangen

von allen Seiten ankamen, um ein Schätzchen, oder was sonst jedem gefiel, abzufangen. Trutzig, die Hände im gestickten Bauchgurt, wo die Taler klapperten, hatte sich Rochus hingepflanzt; in der Ueberzeugung, daß jede nur auf ihn warte, würdigte er die armen Dinger keines Blickes. Gertraud wollte durch das Gedränge in den Saal, er packte sie beim Arm.

„Heut' abend wirst du wohl mir gehören?"

Sie kräuselte stolz die Oberlippe, schlug ihm ein Schnippchen und kehrte ihm den Rücken. Ringsum lautes Gelächter, er grinste vor Wut, jeder gönnte es ihm, daß er „abgetakelt" worden.

Der Korporal sprach mit den Musikanten; kaum erblickte er Gertraud, eilte er auf sie zu, die Musik begann mit Klarinette und Posaune, als wär' das jüngste Gericht; sie flogen im Tanz dahin, ehe sie noch ein Wort gewechselt. Die Häuserin stellte sich in eine Ecke und dachte: „Das also war's, du falsches Diendl!"

Der Korporal wußte jedoch Lebensart; als der Tanz vorüber war, trat er, das Mädchen am Arm, mit zierlicher Verbeugung vor die Alte und führte beide an einen Tisch. Die Kellnerin stellte Schweinsbraten und Wein auf, das schmeckte köstlich. Er ließ die Alte nicht aus den Augen, legte ihr vor und schenkte ein, daß sie in die rosigste Laune geriet. Auf seinen Wink stellte sich ein ungarischer Grenadier vor und fragte, ob sie nicht Lust habe, es mit ihm zu wagen. Die Musiker stimmten aufs neue, geschmeichelt lächelte sie, lehnte aber doch ab, weil man jetzt anders tanze als früher, wo man nicht so ungeheure Hupfe gemacht. Nachdem der Korporal den Zaun wegen des Blumenstöckchens da-

hinter geehrt, wirbelte er wieder mit Gertraud dahin. Allein er konnte nicht jede Tour mit ihr tanzen, die Vettern wollten auch ihr Recht, so überließ er sie einem derselben und setzte sich zur Alten.

Er schenkte die Gläser voll und hob das seinige: „Gertraud soll leben, ist doch die schönste von ganz Stubai!"

Die Alte stieß an, jetzt wollte sie ihm auf den Zahn fühlen: „Ihr kennt etwa das Mädchen wohl schon länger?"

„Ich bin heut' mit ihr das erstemal zusammen," erwiderte er, „das tut aber nichts, deswegen hab' ich sie doch von Herzen lieb und will sie heiraten."

Die Alte maß ihn, in den Stuhl zurückgelehnt, mit großen Augen, endlich besann sie sich, stieß das Glas auf den Tisch und sagte: „Ja heiraten! Man kennt euch Soldaten. Ihr habt die Kindstauf vor der Hochzeit und die Hochzeit gar nicht."

„Nein, nein, so ist es nicht gemeint," erwiderte er ruhig auf ihre derbe Rede. „Es ist mein voller Ernst. Meine zweite Kapitulation geht zu Ende, oder ist eigentlich zu Ende. Stündlich erwarte ich den Abschied. Ich bin kein heuriger Hase mehr, statt des ewigen Herumziehens möchte ich mich auf eigener Hufe niederlassen, dazu braucht es jedoch ein Weiblein. Siehst du, Alte, ich hab' manche angeguckt — —"

„Und angeschmiert!" platzte sie heraus.

Der Korporal wurde unwillig: „Nein, Alte, auf Ehre nicht. Ich habe eine brave Mutter daheim und stets geglaubt, ich tät' mich an der versünden, würd' ich bei Weibern oder Mädeln liederlich."

„Das ist aller Ehren wert," antwortete sie gerührt. „Zum Heiraten braucht es jedoch außer der Lieb' auch noch andere Dinge."

Rochus ging am Tisch vorüber, er stieß heftig an den Stuhl des Korporals, ohne sich zu entschuldigen. Dieser rückte ein wenig beiseite und nahm das Gespräch wieder auf: „Liebe Alte, ich hab' diese Dinge! Drüben im Banat an einem Bach, wo die Forellen springen, wie hier in der Sill, steht eine kleine Mühle zwischen Nußbäumen und hinter der Mühle zieht ein Weinberg empor, da wächst ein Tropfen, den solltest du kosten! Das gehört mir. Ich bin eben Soldat geworden, wie tausend andere, die es daheim zu gut hatten, und bin jetzt froh, daß ich den weißen Kittel ablegen kann. Glaubst du's nicht, zeig' ich dir's schwarz auf weiß, und will es der Müller versuchen, so mag er mich ein Jahr als Knecht dingen. Er soll mich mit dem Besen zur Tür hinausfegen, mahl' ich nicht besseres Mehl als alle Müller an Ruetz und Sill."

„Aber Ungarn, das liegt ja fast außer der Welt!" jammerte die Alte.

„Der ungarische Himmel ist so blau wie der tirolische, und dazwischen geht weder eine Naht noch ein Sprung, und der ungarische Herrgott und der tirolische Herrgott sind höchstens zwei verschiedene Personen in der heiligen Dreifaltigkeit, sonst täten Ungarn und Tiroler nicht so gut zusammenpassen, das hab' ich im Kriege oft gesehen. Auch Deutsche gibt es drunten, recht viele in meiner Gegend, so daß Gertraud gar keine fremde Sprache zu lernen braucht. Morgen geh' ich zum Müller und halt' um das Mädel an!"

„G'segne Gott!" rief die Alte, „da betet vorher ein ordentliches Vaterunser!"

Rochus rannte wieder an, noch gröber als zuvor; der Korporal stieß einen tüchtigen Fluch aus.

Da kam Gertraud, sie setzte sich neben ihn auf den Stuhl, er faßte ihre Hand.

„Ja Madl, jetzt haben wir dich verschachert, aber nicht um dreißig Silberlinge, sondern um ein Herz und ein Bußl als Zuwag."

Er schob ihr das Glas zu. Horchen wir nicht auf das Geplauder der Liebe und zählen wir nicht, wie oft er ihre Hand drückte, oder sie im Tanze schwang.

Es mochte gegen elf Uhr sein. Da warf Rochus einen Kronentaler in den Teller der Musikanten und sang:

„Der ung'rische Kommißloab
Der tanzt wie a Totz'n,
Tiroler werft's 'n außi
Und laßt enk nit frotz'n."

Der Korporal verstand die Herausforderung, sandte ihm jedoch nur einen verächtlichen Blick zu. Nachdem der Reigen beendigt, stellte sich Rochus schon taumelnd vor ihn, sang seinen Trutzvers noch einmal und faßte den Korporal beim Rock: „Ist deine Courage so groß als dein Schnauz, so geh' mit in den Anger, wir haben was auszuraufen."

Der Ungar schob ihn beiseite; bis jetzt hatte im Saale Eintracht geherrscht, er wollte keine Händel.

Der Bursch wurde noch frecher: „Wenn du schlafen gehst und laßt das Mädel da, so tue ich dir nichts, du schlampeter Sauhirt!"

„Kerl," rief Janos zornig und schleuderte ihn zurück, „mit solchen Buben wie du rauft kein ehrlicher Grenadier, in Ungarn tät dich der Komitatspandur auf die Bank legen und dir fünfzig aufmessen."

Rochus stürzte wütend auf den Soldaten, der den Halbtrunkenen ohne Mühe abwehrte. Nun sprang der Gerichtsdiener hinzu und faßte ihn beim Kragen. „So, so, du bist's, Posch," schrie Rochus, „laß mich an den Soldaten!"

Jener drängte ihn jedoch mit Hilfe von ein paar Soldaten durch die Tür und schleppte ihn in eine leere Keuche, wo er ausnüchtern konnte.

Gertraud wollte nicht mehr bleiben, sie rüstete sich mit der Base zum Aufbruch. Janos begleitete sie. Auf der Höhe vor der Mühle schlang er den Arm um sie und drückte einen feurigen Kuß auf ihre Lippen — den ersten!

„So, erst jetzt bist du meine Braut, mein auf ewig!" flüsterte er.

Sie erwiderte den Kuß: „Dein auf ewig!" Er kehrte in das Quartier zurück.

Hämische Zungen hatten dem Alten schon bei der Frühmesse erzählt, was geschehen war. Zu Hause suchte er das Mädchen. Gertraud war jedoch mit Gretl nach Schönberg gegangen, wo in der Kirche ein Jahrtag für eine weitschichtige Verwandte abgehalten wurde.

„Die soll mir kommen!" brummte er; da rief ihm Rochus einen guten Morgen ins Fenster.

Er antwortete kaum.

„Gratuliere!" sagte jener, höhnisch den Hut abziehend; „gratuliere zum künftigen Schwiegersohn, der ist

kaiserlich königlich und kleidet sich in zweierlei Tuch!" Das Lied vom „Augustin" pfeifend, entfernte er sich.

Nach einer Weile klopfte es an die Stubentüre. In voller Uniform, die Tapferkeitsmedaille und den sechseckigen Messingstern, eine Auszeichnung für Soldaten, die das zweitemal dienen, an der Brust, trat Janos ein und bot dem Müller einen guten Morgen.

„Was wollt Ihr?" fuhr dieser auf; „hier ist keine Kaserne, wo Euresgleichen die Nase hineinzustecken haben."

„Es ist eine wichtige Angelegenheit," sprach der Korporal, „über die ich mit Euch verhandeln will, mag es Euch nun lieb oder leid sein, so geschehe es wenigstens mit dem Anstand, der Männern ziemt."

„Ich bin Herr in meinem Hause, Ihr habt hier nichts zu suchen."

„Gut, so mag das, was ich in Freundschaft von Euch wollte, gegen Euch und ohne Euch geschehen. Ihr habt dann kein Recht zur Klage. Ich wollte Euch um die Hand Gertrauds bitten, nun werde ich sie von ihr selbst empfangen. Das ist mein letztes Wort an Euch, Beschimpfung duldet weder mein Kleid, noch meine Person."

„Also heiraten will der! Auf was denn? ha ha ha! Ein halber Kommißlaib für den Tag, trifft auf eins ein Viertel, und will das Weib Fleisch, mag es sich in die Zunge beißen!"

Der Korporal stand einen Augenblick sprachlos, er griff an die Türe, und obwohl er Batterien gestürmt, floh er doch vor dieser entsetzlichen Roheit.

Er traf Gertraud und Gretl auf dem Weg. Be-

bend vor Zorn erzählte er ihnen, was sich zugetragen; er faßte leidenschaftlich Gertrauds Hand: „Ich werde dich nie aufgeben, nie und müßt' ich dich der Hölle abtrotzen. Mit solchem Spott hätte der Teufel nicht geantwortet" — es versagte ihm die Stimme.

Gertraud hatte sich bald gefaßt, sie blickte ihm mit ruhigem Ernste in das Auge. „Mein Wort soll nicht schlechter sein als das deine. Du bist meiner Treue gewiß, wozu die Heftigkeit? Wir zwei haben die Sache auszumachen, du bist mein und ich bin dein, wer darf uns trennen?"

„Um Gottes willen, denk' an den Vater," rief die Häuserin; er hat auch dreinzureden."

„Ich hab' ihm erwiesen, was ihm gehört, trotzdem, daß er mich . . . . . doch er ist mein Vater! Meine Mutter da droben — hätte auch dreinzureden, sie würde nicht widersprechen und über mein Wort verfüge ich selber, denn ich bin die Tochter des Müllers und nicht seine Viehdirn. Auf Wiedersehen, Janos! Tu' mir nicht die Schande, an mir zu zweifeln!"

Betroffen schwieg er, sie reichte ihm die Hand, er drückte rasch einen Kuß darauf.

Sie betrat das Haus mit jener Selbstgewißheit, jener Ruhe für die Zukunft, welche den begleitet, der mit sich einig und fest entschlossen steht. Welch einen Gegensatz bildete der Vater; als sie kaum die Türe hinter sich zugeklinkt, sprang er, so schnell es seine alten Glieder erlaubten, auf sie los.

„Du hast also hinter meinem Rücken ein Techtelmechtel angefangen?" brüllte er ungestüm.

„Nicht hinter Eurem Rücken. Im Einverständnis

mit mir war heute Janos da, um Euch alles aufzuklären; Ihr wolltet ihn nicht hören."

„Du schämst dich nicht, mit einem Soldaten herumzuflankieren, du, die Tochter des Müllers?"

„Dieser Soldat ist der Sohn eines Müllers. Wart Ihr vielleicht bereits Müller, als Euch meine Mutter heiratete?"

Wie von einer Viper gestochen, fuhr er zurück und dann die Faust ballend wieder vorwärts:

„Willst du von dieser Liebschaft ablassen oder nicht?"

„Nein."

„Steht für dich das vierte Gebot nicht in der Bibel? Doch wozu noch reden! Du gehorchst, hörst du!" er stampfte mit dem Fuße auf den Boden, „du gehorchst, oder ich schlag' dir die Haren ab!"

„Ich bleibe Janos treu!"

„Ins Kloster gehst du, das will ich, und dabei bleibt's!"

„Ich bin bald majorenn, dann verlasse ich dieses Haus, nachdem ich das Erbteil meiner Mutter eingefordert. Oder wollt Ihr mir weigern, was verbrieft und verschrieben ist?"

Er riß das Gewehr von der Mauer, daß der Nagel auf den Boden fiel. „Siehst du, wenn sich der Ungar noch einmal auf tausend Schritte blicken läßt, brenn' ich ihn nieder."

Vor Wut zitternd, ließ er den Stutzen fallen. Das Mädchen hob ihn gleichgültig auf und legte ihn auf die Ofenbank. „Ihr habt mich," sagte sie langsam, „an das vierte Gebot erinnert, ich habe es bis jetzt nicht

verletzt, und verletze es auch jetzt nicht, indem ich mein Recht behaupte. Habt Ihr stets an das fünfte gedacht, das da lautet: „Du sollst nicht töten."

Die Rede geschah ohne Vorbedacht. Der Alte prallte erbleichend an die Wand zurück und wieder vor. Seine Kniee wankten, er suchte die Faust zu ballen, dann wischte er den Schweiß von der Stirn und taumelte in die Schlafkammer. Erschrocken ließ sie ihn allein. Sie wußte, daß er über die Sache nicht weiter sprechen, wohl aber, wie es seine Art, irgend einen tückischen Streich aussinnen werde. Der Häuserin erzählte sie den wesentlichen Inhalt des Gesprächs, auch die Alte hatte keine Lust, den Handel noch einmal aufzurühren. So gingen im Müllerhause die nächsten Verwandten kalt aneinander vorüber, als wäre nichts geschehen oder als wären sie nur Fremde, die der Zufall auf etliche Minuten zusammengeführt hatte.

Nur einer hoffte bei dem Feuer, das unter der Asche glomm, zu gewinnen; es war Ignazi. Nach der Frühmesse traf er den Alten wie zufällig; er bot eine Prise, ein Wort gab das andere; jener fühlte das menschliche Bedürfnis zu klagen und fand williges Gehör.

„Da ist leicht zu helfen," meinte der Kooperator, nachdem er wie um Erleuchtung aufwärts geblickt; „ganz leicht. Habt Ihr vielleicht irgend eine Base im Kloster?"

„Zu Gnadenzell!"

„Gnadenzell!" wiederholte der Hochwürdige langsam und zog die Stirn in senkrechte Falten. „Gnadenzell...!" plötzlich leuchtete sein Auge. — „Gnaden-

zell! ganz recht. Ich kann einen Brief vorausschicken und alles einleiten. Ihr besucht mit Gertraud die Base, das Kloster empfängt Euch mit den Armen heiliger Liebe, man lad't Eure Tochter ein, während Eures Aufenthaltes ein Stübchen neben ihr zu beziehen, damit diese den so lang entbehrten Umgang recht genieße. Eines Morgens verlaßt Ihr Gnadenzell ohne weiteren Abschied, der ja doch nur schmerzlich für beide wäre, die Oberin tröstet Gertraud und legt ihr eine Urkunde mit Eurer Unterschrift vor: daß ihr sie kraft väterlicher Autorität dem Kloster für ein Probejährchen überlassen. Sei sie auch ein ganz verdorrtes Weltkind, so wird sie nach einigen Wochen von der Süßigkeit des Klosterlebens so entzückt, daß sie nicht mehr nach dieser schnöden Welt begehrt. Bei Christinnen begreift man dies; was für Wunder der Gnade haben wir nicht schon an Judenmädchen erlebt, welche die göttliche Barmherzigkeit in die Arme frommer Nonnen geführt! Welche Gnade! Welche Wunder! Uebrigens bindet die Kirche nie und nirgends den freien Willen, gefällt es ihr nicht, kann sie jede Minute wieder austreten."

Der Alte erwiderte kein Wort. Ignazi wußte, daß er nicht umsonst gesprochen, und jener nur noch über die Art der Ausführung nachsinne. —

„Du, Gretel," rief er eines Tages, „ich wär' zu einer Wallfahrt aufgelegt."

„Die Waldrast ist nahe, gehen wir Sonntags alle vier hinauf."

„Ich brauch' Euch nicht alle, was tät' das Hauswesen derweil? Ich will mit Gertraud nach Gnadenzell!"

Die Alte schöpfte gleich Verdacht und unterdrückte deshalb jede weitere Frage, jede Bemerkung; doch warnte sie das Mädchen.

Zum Kooperator sagte der Müller gelegentlich: er möge doch auch einmal mit Gertraud von der Herrlichkeit und dem Segen des Klosters sprechen, vielleicht folge sie den feinen Worten.

Gertraud hatte sich mit Janos verständigt; die Liebenden sprachen sich alle Tage bei jenen Lärchen, deren leuchtend Gold mit dem dunkeln Hintergrund der Föhren mir, als ich die Mühle zum erstenmal sah, so sehr gefiel. Janos wollte das Mädchen bereden, mit ihm zu fliehen, auf einem Donauschiff sei Ungarn schnell erreicht und dort werde sie niemand mehr verfolgen; ein anderes Land, andere Gesetze! Sie wies den Vorschlag sanft, aber entschieden zurück; sie wolle dem Vater nicht davonlaufen, er selbst solle sie frei entlassen, wenn er sich überzeugt, daß sie unerschütterlich auf ihrem Recht bestehe, nachdem sie alle Pflichten gegen ihn erfüllt, die er beanspruchen dürfe.

Dem Alten deuchte Gertrauds Schweigen — sie war hierin seine Tochter — immer unheimlicher; daß sie ihrer Liebe auf seinen Befehl abgesagt, daran glaubte er nicht und hoffte es auch nicht. Er konnte sie nicht am Schnürchen anhängen; mochte er lauern wie er wollte, nichts führte ihn auf eine sichere Spur. Argwöhnisch schlich er umher, da huschte ein Schatten, dort störte ihn nachts ein Geräusch, er horchte durch das Fenster und glaubte flüstern zu hören; ihre Kammer lag fast vereinzelt, sein Pochen erhielt keine Antwort. Er eilte ins Freie, es raschelten Schritte durch das

dürre Laub. „Wart," dachte er, „du entgehst mir nicht!"

Tags darauf kam er mit einer Bleiplatte in die Küche, hieb mit der Axt ein Stück herab und zerschrotete es.

„Was hast im Sinn?" fragte die Häuserin.

„Weißt wohl, die Füchse fressen uns die Erbsen und stehlen am Ende gar die Hühner; ich möcht' für alle Fälle einen Schuß im Rohr haben."

Sie kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Um zehn Uhr nachts stieg der Mond. Der Müller hörte ein Geräusch auf dem Flur, vielleicht ein Mäuschen, er eilte an das Fenster; neben den Haselstauden am Ackerrain regte sich etwas, er empfand eine grimmige Freude, dem verhaßten Feind einen Denkzettel anzuhängen, töten wollte er ihn nicht, ein Schuß in den Fuß jedoch sei wohl angebracht, meinte er. Dann möge er als Krüppel im Invalidenhause verfaulen. Mit dem Kriminalgesetz hatte er die Rechnung schon fertig: er war auf die Füchse gegangen, hatte in der Staude Bewegung gespürt und, durch sein blödes Auge irregeführt, losgeknallt.

Mit diesen Vorsätzen verließ er das Haus und schlich gebückt den Zaun entlang bis auf Schußweite. Er lugte durch die Aeste, eine große Gestalt breitete die Arme — krach — — eine Feuersäule stieg auf. Der Schuß hatte getroffen, allein nicht bloß die Schrote, sondern auch der brennende Pfropf, er zündete den Strohmann an, den der Nachbar abends, um die Vögel zu scheuchen, aufgestellt hatte.

Die Leute liefen zusammen, und bald erfuhr man

von der Fuchsjagd des Alten. Der Nachbar fluchte, die Häuserin mußte eine neue Vogelscheuche zusammenflicken zum Ersatz für die verbrannte. Gertraud fragte den Vater, als er an ihr vorüberging: „Ihr war't auf der Fuchsjagd?" Er schlug vor ihrem Blick das Auge nieder. Nun wußte sie alles!

Durch diesen verbrecherischen Anschlag hatte sich ihr Vater von ihr losgesagt, sie fühlte, daß sie sich zwar nicht gegen ihn wenden, jedoch von ihm scheiden dürfe, bis er Janos und sie, sein Unrecht erkennend, feierlich in das Elternhaus zurückrufe. Janos' freudige Mitteilung, daß sein Abschied demnächst in der Regimentskanzlei ausgefertigt werde, erwiderte sie ihrerseits damit, daß sie ihm erklärte, sie werde ihm jetzt folgen bis an das Ende der Welt. Sie sagte das mit dem Ausdruck schwermütiger Trauer; er fragte um die Ursache des plötzlichen Umschlages ihrer Gesinnung, leise seine Hand fassend, bat sie ihn mit Tränen, nicht weiter zu forschen. Die Häuserin war mit dem Plan völlig einverstanden, sie hoffte, wenn Gertraud entflohen sei, werde der Alte wieder die Macht der Liebe zu seiner Tochter fühlen, um so heftiger, da er sie durch eigene Schuld verloren, und weil zwar nicht die Berge, wohl aber die Leute immer wieder zusammenkommen, so lasse sich dann alles ausgleichen. Sie bestellte unter der Hand im Widum für Gertraud den Taufschein und lieferte Kleider sowie wertvolle Sachen an eine sichere Stätte nach Innsbruck.

Janos' Kompagnie sollte in einigen Tagen nach Kufstein verlegt werden, das paßte gut, man konnte die nahe Grenze um so sicherer überschreiten und zu

Rosenheim ein Floß besteigen. Gertraud wollte am Abend vor dem Abmarsch Stubai verlassen und in der Frühe mit dem Stellwagen nach Kufstein fahren, Janos hatte für sie bereits bei einer Bäuerin, in deren Hause er von früherer Zeit bekannt war, ein Zimmerchen bestellt.

Die Katastrophe sollte jedoch unvermutet schon am nächsten Nachmittag niederbrechen.

Der hochwürdigste Ignazi hatte den Auftrag des Müllers nicht vergessen und lang nach einer Gelegenheit gespäht, mit Gertraud allein zusammenzutreffen, umsomehr, da er wenigstens eines halbwegs günstigen Erfolges sicher zu sein glaubte.

Er lauerte gegen Abend, wo man die Gärten zu gießen pflegt, bei dem Kreuz, das auf der Straße rechts ober der Mühle steht. Kaum war Gertraud aus der Türe des Hauses, so steckte er das Brevier in das Gebüsch und schlich wie ein Iltis auf Umwegen hinunter; das Mädchen pflückte unter den Schlehdornhecken einige Veilchen, die der milde Herbst zur Unzeit hervorgelockt, da und dort war auch noch ein rotes Steinnelkchen, eine duftende Aehre von Quendel, einige kleine blaue Glöckchen. Sie schlang diese Blümlein zu einem Strauß für Janos, der sie heimlich erwartete. Ihre Stimmung war ernst aber nicht gedrückt, hie und da unterbrach sie sich wohl nachsinnend in ihrem Geschäfte, dann schwebten wieder Verse eines Tirolerliedchens leise von den Lippen:

„Je höher der Kirchturm,
Je schöner das G'läut,

Und zum Bub'n da ist's mir
Nirgends zu weit!"

„Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte sie Ignazi plötzlich, „das Sträußchen gehört wohl der Muttergottes?"

„Die hat einen Kranz von Georginen und Astern," erwiderte sie unbefangen.

„Nun, dann krieg' wohl etwa ich es?"

„Für so heilige Hände passen keine schlechten Blümlein!"

Er nahm eine Prise.

„Das soll wohl getrocknet mit ins Kloster," begann er neuerdings, „zur Erinnerung an das liebe Stubai?"

„Ei was! Es soll ... der Strauß soll ebensowenig im Kloster verwelken als ..."

„Liebes Kind, beherzige den Willen deines Vaters!"

„Ihr seid nicht mein Vater, mischt Euch nicht ein!"

„Nichts für ungut, nichts für ungut, Trautel, du ahnst nicht, wie glücklich die Auserwählten Gottes sind. Denk' nur an die feine Kost in den Klöstern!"

„Zu essen krieg' ich überall, wenn ich arbeite."

„Ich weiß es schon, Trautel, dich hält die Liebe in der schnöden Welt!"

„Und wenn es so wäre?"

„Die Liebe findest du ja auch im Kloster, oder meinst du, der Herr sorge nicht für die Seinen?"

„Nu, man wird doch bei den Ursulinerinnen nicht mit den Wiegenbändern zur Messe läuten?" fragte sie spöttisch.

„Das nicht! Gott hält von den Seinigen jedes Unheil fern."

„Von den Seinigen! Dazu gehören wohl außer den Klosterfrauen auch noch andere Leute?"

„Liebe Trautel, verständest du die heilige Schrift genau . . ."

Sie kehrte ihm den Rücken und bückte sich zu einer Blume.

„Kennst du," begann er nach einer Pause, während der sie ihn völlig unbeachtet ließ, mit leiserer Stimme, „kennst du den Bibelspruch: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Als Nonne bist du geweiht, und dann sind die Geweihten deine Nächsten."

Gertraud lachte hell auf, ihr fielen der wilde Pfaff und die Klosterfrauen hinten auf dem Gletscher ein.

Er faßte sie zärtlich bei der Hand: „Dann heißt es in der heiligen Schrift: Ohne die Werke ist die Liebe tot! Merk' dir das: ohne die Werke!"

„Das steht ja auch im Katechismus, meint Ihr nicht das Beten, Fasten und Almosengeben?"

„Das sind gute Werke, aber nicht die Werke der Liebe!"

„Und die wären?" fragte sie stutzend.

„Es heißt in der heiligen Schrift: Er küßte mich mit dem Kuß seines Mundes!" dabei legte er den Arm um ihre Hüfte und spitzte das Maul, wie ein Ferkel, das nach Kartoffeln schnüffelt.

Sie stieß ihn zornig zurück.

Schnell faltete er die Hände und lispelte sanft: „Omnia ad majorem Dei gloriam!"

„Was ist's mit Majors Gloria?" rief plötzlich eine rauhe Stimme. Janos trat aus dem Gebüsch und legte mit funkelndem Auge dem Priester die Finger auf die

Schulter, daß er zusammenknickte wie ein Taschenmesser. „Was ist's," rief Janos stärker und schüttelte ihn heftig, „was ist's mit des Majors Gloria? Du Zwetschgenklaubauf willst mir übern Zaun grasen! In Ungarn hätt' ich dich gewamst, daß du für ein Gulyas zu schlecht wärst."

„Omnia ad majorem Dei gloriam!" stotterte Ignazi, „ich hab' das Mädchen nur prüfen wollen, ob es keusch genug sei für eine Braut des Himmels."

Janos gab ihm einen Stoß: „Fahr' ab, und wagst du dich noch einmal an Gertraud, dann schau zu!"

Ignazi enteilte, nach zehn Schritten wandte er sich um: „Gelobt sei Jesus Christus!"

Janos hatte sich mit Gertraud zusammenbestellt. Als sie, vom Priester aufgehalten, nicht kam, näherte er sich durch die Stauden dem Hause und war Zeuge von der verfänglichen Wendung des Gespräches. Leicht errötend bot sie ihm den Strauß, er steckte ihn nicht an die Brust, sondern wie ein Siegeszeichen auf die blaue Mütze. Während die Liebenden Pläne entwarfen, sprang Ignazi zur Mühle und rief den Müller: „Weh dir, weh euch! Gertraud mit dem Korporal dort in jenem Gebüsch . . . Sodoma und Gomorrha! über das Werk des Fleisches!"

Der Alte lief, so schnell ihn die gichtischen Beine trugen, zu den Stauden, er traf Janos und Gertraud im Gespräch. Wütend faßte er Gertraud rückwärts bei den Zöpfen, riß sie nieder und wollte sie durch die Dornen nach Hause schleppen. Der Korporal packte ihn rasch bei den Armen, er mochte sich winden und anstrengen, wie er wollte, er war festgeklemmt wie in

einem Schraubstock. Gertraud war aufgestanden, um sich zwischen die Männer zu werfen. Janos schob sie beiseite und ließ den Greis frei. Sie standen Aug' in Auge, von den Lippen des Alten träufelte blutiger Schaum.

„Dank' Gott, daß du ihr Vater bist," begann der Korporal. „Noch einmal treten wir uns gegenüber, noch einmal biete ich dir die Hand! Haben wir an dir gefehlt, so wollen wir dich kriechend um Verzeihung bitten, wir wollen dich umarmen als unsern lieben Vater, aber auch du denke an Recht und Billigkeit!"

„Fluch über euch!" brüllte der Alte. „Sie will deine Gesellin sein, sei sie es denn auf Erden und dann in der Hölle! Von der Heimat bist du ausgestoßen, fort auf die Straße, Dirne! Sei verflucht für jetzt und in Ewigkeit!"

Der Greis wankte dem Hause zu.

„Für den Fluch der Ungerechtigkeit hat Gott kein Ohr!" rief Janos, dann faßte er Gertraud, die sich erblassend auf einen Stein stützte: „Deine Mutter ist im Himmel, dort ist auch dein Vater, auf dieser Welt bin ich dein Mann, deine Stütze."

Er führte sie fort.

Als die Tür krachte, die der Müller hinter sich zuwarf, fuhr Gertraud heftig zusammen.

„Mein Haus ist jetzt dein Haus!" flüsterte Janos und drückte sie innig an die Brust.

*

Es galt, schnell zu handeln. Janos führte Gertraud sogleich nach Absam, einem Wallfahrtsorte, wo es

nicht auffiel, wenn eine Fremde einen Tag blieb und übernachtete. Die Zeit genügte, um sie, unterstützt von der Häuserin, mit den nötigen Kleidern zu versehen, so manches war bereits vorausgeschickt. Die Kompagnie war indes nach Kufstein marschiert, dort erwartete Janos Gertraud. Weil ihre Papiere in Ordnung waren, und sie bereits die Mündigkeit erreicht hatte, auch kein verbotener Verwandschaftsgrad vorauszusetzen war, erhielten sie Dispens, so daß sie der Feldkaplan nach einmaligem Aufgebote trauen durfte. Die Hochzeit wurde selbstverständlich in der Stille gefeiert, obwohl die Kompagnie, welche den Korporal hochachtete, gern ein offenes Fest gehalten hätte. Galt es doch auch seinem Abschied, der ihm in der anerkennendsten Form erteilt wurde. Die wackern Soldaten ließen sich jedoch nicht hindern, zu einem Ehrengeschenk beizusteuern, und so überreichte der Feldwebel dem Paar, als es zu Schiffe stieg, einen silbernen Becher als Andenken.

„Viel Glück! Lebt wohl!" riefen noch die Soldaten von der Brücke hinab, als die Schiffer die Seile lösten und die Ruder ergriffen.

Immer herrlicher und größer wurde der Strom, andere gesellten sich zu ihm, Dörfer und Städte tauchten am Gestade auf, die endlose Ebene dehnte sich vor ihnen, in blauer Ferne verschwanden die letzten Berge Tirols.

Gertraud setzte sich an Bord des Schiffes, verhüllte das Gesicht und weinte bitterlich.

Mögen sie gute Sterne geleiten, wir überlassen sie vorläufig dem Schicksale.

*

In der Mühle wurde wenig gesprochen, Vroni trauerte im stillen, sie wagte jedoch dem Vater gegenüber nicht zu reden; wie bald trocknen die Tränen eines Kindes! Die Haushälterin berührte den Vorfall mit keiner Silbe: „Er soll beizen in seinem Elend wie ein Rettich im Salz, bis die Zähren von ihm rinnen!“ so dachte sie und mied es absichtlich, auf den Gegenstand zurückzukommen, so oft auch der Alte Gelegenheit bot. Größerer Aufruhr, als scheinbar im Hause, war im Dorf; der Müller wies jedoch unberufene Neugier, die seiner verschlossenen Art ohnedem widerlich war, scharf und kurz ab: „Gertraud war majorenn, sie konnte daher ihren Weg selbst wählen, das andere geht niemand an!“

Es ging freilich niemand an, ihm aber ging es von Tag zu Tag tiefer zu Herzen.

Die Vermutungen der Nachbarn erschöpften sich endlich, die üble Nachrede begann zu schweigen, die Stimme seines Gewissens wurde jedoch immer lauter, vergebens suchte er sie zu beschwichtigen. Die er sonst mit Hohn und Spott von sich gejagt, die bösen Geister wollten ihn nicht meiden, besonders lang dehnten sich die schlaflosen Nächte, deren Minuten er nach den Perlen des Rosenkranzes abzählte. Entschlummerte er, so kam es ihm wohl vor, Gertraud sei in ihrer Kammer, — so lebhaft, daß er aufsprang und an die Türe eilte, zu horchen. Ein Mäuschen pfiff, als wollte es ihn spotten, er schlich wieder auf den Socken zurück. Man raunte sich in die Ohren, er habe hie und da Erscheinungen, besonders in gewissen Nächten, wohl nur Träume .... einmal sah er die Tochter, vorwurfsvoll schaute

sie ihn an, er fuhr auf und brach in lauten Jammer aus.

So oft eine fremde Stimme an der Haustüre sprach, glaubte er, es sei ein Bote von ihr, einmal kam einer aus dem Widum und stellte ihm die Abschrift ihres Trauscheins zu, im Auftrag des bischöflichen Ordinariats. Es war ein Tropfen der Labung, so bitter er Janos haßte, fast empfand er gegen ihn jetzt ein Gefühl der Dankbarkeit, daß er Gertraud nicht in Schande und Elend gestoßen, er vergaß sich und gab dem Meßner einen — — Guldenzettel Trinkgeld. Tags darauf klopfte es wieder an seiner Stubentüre. Jonas trat ein und kündete ihm kurz, wie es der Brauch, den Dienst.

„So verläßt mich eines nach dem andern!“ seufzte er.

Jonas begriff diese Aeußerung gar nicht; Dienstverhältnisse werden ja leicht geschlossen und ebenso gelöst. Indes hielt der Alte an sich und zahlte ihm den kargen Lohn.

Wir haben bisher den wackern Jonas nicht vergessen, sondern ihn nur, weil er sich selbst in den Hintergrund stellte, dort gelassen. Seit jenem Gespräch mit Gertraud kam er nur noch zum Essen in die Stube, kein Mensch ahnte, was vorgefallen; noch einmal davon zu reden, verbot ihm männliches Ehrgefühl. Er sah alles, was geschah; eingreifen konnte er nicht. Daher blieb er von der Szene weg; bedurfte Gertraud seiner, so brauchte sie ja nur zu rufen und er reichte ihr die treue, starke Hand. Auch sie gedachte seiner mit jener

Achtung, die ein solcher Mensch jedem unverdorbenen Weib einflößt.

Und es klopfte wieder — leise — leise.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ Ignazi trat ein, die Stirn des Alten runzelte sich.

„Wie geht's, Vater,“ begann jener, „wie geht's? Wir wissen alles und danken Gott; wen er lieb hat, den prüft er!“

„Wär' schon recht,“ murrte der Müller, „ich hab' jedoch unserm Herrn stets das Seine gegeben, keine Messe versäumt, keinen Fasttag mit Fleisch verunehrt und überdies manchen Opferkreuzer in den Beutel geworfen. Da sollt' er auch Einsicht haben und endlich die Sache zum guten wenden.“

„Vielleicht will er Euch nur belehren und dadurch, daß er Euch durch die erste Tochter solche Schmerzen bereitet, die zweite retten. Laßt Euch raten, Vater, und folgt mir, denn wer die Kirche hört, hört mich, heißt es in der heiligen Schrift. Also hört die Kirche, die aus meinem Munde redet und die Mutterarme voll heiliger Liebe öffnet, um sie schirmend über ein unschuldiges Lamm zu breiten. Eure Vroni ist jetzt sechzehn Jahre alt, die gefährlichste Zeit für eine aufblühende Jungfrau, wo Satan besonders gern die Falle stellt. Die gefährlichste Zeit! Wie wär' es, wenn Ihr sie in ein Institut schicktet? Es gibt herrliche Anstalten, Nonnen, gleich Engeln rein und selig, erziehen Eure Vroni, und Ihr sollt Freuden erleben, Freuden, die Euch alles Leid ersetzen.“

„Und was tät das kosten?“

„Für Euch recht wenig, recht wenig! Ihr könntet

das Geldchen sogar abdienen, wenn Ihr für solche selige Frauen das Mehl mahlen wolltet. Recht wenig, sag' ich Euch, recht wenig!"

Im verdüsterten Geist des Alten war bereits Argwohn gegen den Hochwürdigen, an dessen Verkehr sich ohnedem so bittere Erfahrungen knüpften, erwacht. Mit lauerndem Blick fragte er: „Und was soll dann aus mir werden?"

„Aus Euch? Als ob ich nicht schon gesagt hätte, daß ich eine fromme Schwester senden kann, die Euch pflegt, wie ihren Augapfel!"

„So, so, so," erwiderte der Alte, „die wird es aber auch nicht umsonst tun?"

„Die fordert nichts, als Gotteslohn. Ihr aber könnt der Kirche danken, die auf Euern Scheitel eine solche Fülle von Gnaden gießt, indem Ihr derselben das gebt, was doch nicht Euch gehört, sondern Eurer Feindin — —"

Der Müller zog die Unterlippe ein.

„Eure Tochter, ja! Die findet den Weg des Heiles, von dem sie abgeirrt ist, leichter, wenn sie nicht die Last irdischer Güter schleppt. Wie gut meint es der liebe Gott mit Euch! Sie hat sich geweigert, sich für Euch und ihr eigenes Seelenheil dem Himmel zu opfern, tretet ihr mütterliches Erbe an die Kirche ab, und für dieses schnöde Gold gewinnt Ihr in irgend einem Orden eine Stellvertreterin, deren sämtliche gute Werke Euch gehören. Reichen sie nicht aus, so hat die Kirche ja den Schlüssel zu einem Wunderbrunnen, daß Ihr rein wie ein neugetauftes Kind von Stund' auf gegen Himmel fliegt!"

„Das mütterliche Erbe!“ sprach der Müller, „ist bei Gericht verbrieft und verfestet. Ihr scheint ob den himmlischen Dingen die irdischen zu vergessen, sonst wüßtet Ihr, daß da nichts mehr frei wird, nicht einmal auf Todesfall!“

„Gebt mir die Urkunde,“ rief der Kooperator und steckte gierig die langen Finger aus, „gebt sie mir! Zu Innsbruck ist ein Rechtskundiger, der treu zur Kirche hält, ein Rechtskundiger von tiefem Studium, von tiefer Gelehrsamkeit, der wird die Sache gegen jeden Advokaten des Teufels durchfechten. In Oesterreich gilt die Kirche noch etwas, ja wohl! darum wird Gott Oesterreich segnen! Gebt mir die Urkunde, und Euere Seele ist gerettet!“

Trotz seiner Bigotterie durchschaute der Müller jetzt den Kooperator, wilder Ingrimm kochte in seiner Brust, er hätte ihn am liebsten bei der Kehle gefaßt und an die Wand gedrückt, allein er besann sich auf die sieben Weihen, und wer die hat, gilt in den Augen der Bauern als gefeit, wie ein Zauberer.

Er bezwang sich.

„Hochwürdiger,“ stotterte er unwillig, „die Sache bedarf allseitiger Ueberlegung. Meine Tochter bleibt meine Tochter, ich fürchte, ich habe mich an ihr schon versündigt und will mich nicht noch mehr versündigen. Morgen geh' ich zum Pater Benizi nach Innsbruck und stelle dem die Entscheidung anheim.“

Der Kooperator war sichtlich betroffen, was dem Müller, der ihn lauernd von der Seite ansah, nicht entging und seinen Argwohn steigerte. Ignazi überlegte, ob er den alten Pater als einen Josefiner bezeich-

nen sollte, der in seiner Art recht fromm sei, aber die päpstliche Vollmacht der neuen Geistlichen nicht besitze, oder ob er sich bis auf weiteres ein Plätzchen neben ihm erobern könne, wenn er ihn über die Maßen lobe und preise.

Er war noch nicht mit sich im reinen, als der Müller heuchlerisch die Hände gefaltet, seine Gedanken unterbrach: „Das Reden greift mich an," — er hüstelte dabei — „nicht wahr, Hochwürdiger, Sie kommen auch, wenn ich um Ihren Beirat bitte?"

„Freilich, freilich!" erwiderte dieser bittersüß, „obgleich der Benizi für sich gescheit genug ist. Laßt es mir nur sagen, doch jetzt — — gelobt sei Jesus Christus!"

Er schlich zur Türe hinaus.

Benizi, der Freund Andreas Hofers, dessen Tod er in einem Trauerspiel verherrlichte, war seinerzeit ein berühmter Geistlicher, der als Professor der Philosophie manchen Ungläubigen bekehrte und die härtesten Sünder zu erweichen wußte. Auch den tapferen Obrist Ditfurt, dessen Denkstein jetzt aus dem alten Friedhof in das Museum übertragen wurde. Dieser fiel am 12. April 1809 von einer Stutzenkugel getroffen tödlich verwundet in der Neustadt. Man trug ihn in das Spital. Fluchend und schimpfend verjagte er alle Priester. Da holte man den Benizi. Dieser trat an das Bett und sagte ruhig: „Herr Obrist, der Schritt in die Ewigkeit, den Sie heute noch machen müssen, ist wichtig, denn er entscheidet für die ganze Ewigkeit. Sie haben als Christ gelebt und werden als solcher sterben wollen. Ich bin da, um Ihnen zu dieser wichtigen Reise

meine Dienste anzubieten.“ Da wurde der Verwundete weich und fügte sich. Benizi starb hochverehrt; in der Jesuitenkirche wurde ihm ein Marmordenkmal gesetzt. Wenden wir uns wieder zum Kranken. Benizi kannte die Ränke des Kooperators schon längst und hatte sie, wo es immer tunlich gekreuzt, ohne ihn bloßzustellen, weil er das Ansehen des Klerus, den er selbst auf so würdige Weise vertrat, nicht schädigen wollte.

Mit schlichtem, einfachen Wort löste er jetzt die Verwirrung des Alten und beruhigte ihn wenigstens teilweise, indem er ihm Vertrauen zu Gott empfahl, der Unheil zum besten wende auch dort, wo der Mensch jeden Pfad verloren habe. Für den Notfall wies er ihn an den Pater Salesi, einen schlichten Mann, welcher Art und Bedürfnis der Bauern kannte, ihnen hier und da mit der Bodenbürste derb den Kopf wusch, wegen seiner wohlwollenden Gesinnung und uneigennützigen Tätigkeit jedoch sehr beliebt war.

Bald ersetzte dieser in der Mühle den gleisnerischen Ignazi, der sich seitdem nicht mehr blicken ließ und schon nach etlichen Monaten zu einer höheren Stelle berufen wurde, wo er wohl in seiner Weise für die Ehre Gottes zu wirken fortfuhr, bis ihn der strenge Bischof beim Kollar erwischte und in eine geistliche Strafanstalt für etliche Jahre einnähen ließ. Omnia ad majorem Dei gloriam!

Zu Vallrup ging wieder alles im gewohnten Geleise, die Jahreszeiten wechselten und mit ihnen die Geschäfte: säen und ernten und aus der Ernte schönen Gewinn ziehen, so wurde die Zeit voll, bis ein neuer Abschnitt begann.

Der Bauer kümmert sich wenig um jene Poesie, die wie der Klang der Sphären den Wechsel von Tag und Monat begleitet, ihm liefert die Natur nur Rohstoff für seine Zwecke, und jenes Gebirg, dessen Majestät der Fremdling bewundert, ist ihm ein wüster Steinhaufen, den Gottes Zorn hingestreut hat. Nur die Liebe macht ihn zum Dichter, und dabei ist er meistens ebenso realistisch, wie in der Auswahl der Leibgerichte, seinem Idealismus genügt die Muttergottes. Die Schnadahüpfeln, höchstens lyrische Motive, kaum jedoch Lieder zu nennen, sind manchmal zart und neckisch, warm und innig, meistens jedoch derb und zotig, roh und gemein, daß man in den Salons, wo man „G'satzeln" zur modischen Zither liebt, vor Schrecken erstarren würde. Einen solchen Vers singend, trat eines Abends Rochus vor die Mühle.

„Du kannst dir auch die Stimme mit Schweinefett schmieren, sonst weckst du die Hähne noch vor Mitternacht!" rief die Häuserin in das Dunkel hinaus.

„So bist du da?" schrie Rochus zurück, ich hab' gemeint, du seist auf dem Besen durch den Kamin aus, weil heut Pfinztag ist. Gesungen hab' ich fürs Vronele und nicht für dich, machst mir aber das Fenster auf und laßt mich hinein, dann darfst Likör mittrinken und ein Trumm Torte abbeißen."

Ein tüchtiger Platsch Wasser kühlte den Zudringlichen, daß er fluchend davon lief.

Die Häuserin machte das Fenster zu. Vroni hatte, versunken in den Schlaf der Jugend, von der ganzen Szene nichts gehört.

Bei der Flucht Gertrauds noch fast ein Kind, war

sie jetzt zur Jungfrau aufgeblüht, ein dralles Bauerndiendl mit Augen wie Schwarzkirschen, stets geneigt zu einer kleinen Schelmerei, aber dabei voll Herzensgüte, besonders gegen den Alten. Dieser schrumpfte von Tag zu Tag mehr zusammen, Furcht erregte er auch bei solchen, die seine schlimme Vorgeschichte kennend, ihn zu allem fähig hielten, keine mehr und der Haß derer, die er gekränkt, mochte sich wohl in Mitleid wandeln, sahen sie ihn zitternd einen Platz suchen, um in der Sonne zu rasten. Ein leichtes Lächeln spielte, wie ein verlorener Sonnenstrahl auf einem Gletscher, über sein ledernes Gesicht, wenn Vroni sich neben ihn setzte, die langen Nadeln in der Hand, ihm eine Wolljacke zu stricken. Sie bat ihn oft, ihr von alten Zeiten zu erzählen, vom Sandwirt, mit dem er in der holzgetäfelten Stube beim Domanig am Schönberg Krapfen aus einer Schüssel gegessen, oder von sich selber, wie er in der Leutasch 1805 die blauen Franzosen niedergebrannt, welche die Revolution als Muttergottes anbeteten und den scheußlichen Voltaire als Gottes Sohn verehrten.

Der Alte wurde hie und da geschwätzig, dann schüttelte er wieder das kahle Haupt, murmelte vor sich hin und wies Vroni unfreundlich zurück.

„Es ist nicht gut, viel von alten Tagen zu reden, denk' du an das, was vor dir liegt und forsche nicht, was geschehen ist!"

Rochus, der bei Gertraud abgeschlüpft war, wollte sich Vroni, die nach der Flucht ihrer Schwester ein noch größeres Vermögen zu erwarten hatte, nicht entgehen lassen und machte sich daher zeitlich daran, sie zu erobern. Er war jedoch alt geworden an Leib und Seele,

wenn er überhaupt je jung gewesen; die Habsucht, die weder sich noch andern was vergönnt, trocknet den Menschen bald aus und verwandelt ihn in ein Einmaleins, vor dem der frischen Jugend graut, und sei es auch in Gold gedruckt.

Vroni lachte ihn aus, wenn er von Liebe sprach, und als er sie frischweg einlud, als Bäuerin auf den Ferstlhof zu ziehen, war sie unartig genug, den Daumen an ihr spitzes Näschen zu setzen und eine Fratze zu reißen, die er nicht mißverstehen konnte.

Er beschloß es beim Alten zu versuchen. Als dieser einmal Sonntags vor der Türe saß, nahm er neben ihm Platz, zog aus der schwarzen Jacke von Manchester, die mit Seidenschnüren verziert war, eine Flasche Wein und lud ihn ein. zu kosten, das wärme besser, als die Sonne im Herbst.

Der ließ sich nicht zweimal laden und lobte den Trunk, den er nicht zahlen durfte, über die Maßen.

„Ich hab' die Halbe im Spiel gewonnen!"

„Da kann man aber auch verlieren!"

„Ich kenn' den Vorteil beim Zwicken" — er drückte blinzelnd das linke Auge zu — „da schlägt's fast immer ein!"

„Bis dir der Teufel über die Achsel in die Karten schaut."

„So hast vor zehn Jahren nicht geredt. Wo ist denn das Vronele? Sollt' ein Gläslein bringen und Gesundheit trinken!"

„Die laß nur bei der Häuserin, die ist dir nicht grün!"

„Aber ich hab' sie gern. Du hättest mir die Ger-

traud geben, wenn — — — doch rühren wir das nicht mehr auf. Vronele ist ein Schatz zum Fressen, warum sollte sie nicht meine Bäuerin werden?"

„Ich hab' dir schon gesagt, sie mag dich nicht!"

„Für was bist du denn ihr Vater, wenn du nicht kommandierst?"

„Nein, nein," erwiderte der Alte scheu, „die Mädeln haben ihre eigenen Köpfe und ich möcht' nicht noch einmal erleben, was ich erlebt."

„Nun so laß sie in Goldflinserln fassen und stell' sie auf den Altar neben die heilige Notburg, daß sie dir nicht auch ein Soldat stiehlt!"

Er sprang unwillig auf, steckte die noch halbvolle Flasche rasch ein und ging ohne ein Wort davon. —

Da war der Fallsoner Franzl ein anderer Bue. Er wußte jedes lustige Liedl und galt es, die erste Alpenrose zu pflücken, so trug sie gewiß Vroni Sonntags am Mieder. Hatte er mit ihr gelallt und getrallt, daß ihr die Augen übergingen vor Lachen, dann war er aber auch wieder fest bei der Arbeit und ließ sich nicht schelten. Wegen seines rötlichen Haares hieß er der Fallsoner Fuchs. „Rote Haare, falsches Herz!" Dieses Sprichwort traf jedoch bei ihm nicht zu, er war der beste Bursch von der Welt, ohne Arglist und Verstellung, gefällig bis zum Selbstvergessen — fürs Vronele wär' er durchs Feuer gerannt, natürlich, sie war ja seine Schulkameradin!

Bei dem roten Feldkreuz mit dem blutrünstigen Christus, wo sich der Weg nach Fallson abzweigt, Franzls Heimat, wartete immer eines auf das andere. In einem Täschchen trugen sie das Neunerbrot, sie

setzten sich auf den Betschemel, lösten die Schnur und legten die Leckerbissen, Aepfel, gedörrte Zwetschen und Birnzelten, die ihnen Mutter und Häuserin eingesteckt, der Reihe nach hin.

Nun wurde geteilt, jedes nahm die Hälfte vom andern, es galt strenges Recht, denn keines wollte leiden, daß es mehr bekomme, jedes Stücklein wurde auf Gewicht und Größe geprüft. Hier tröstete Vroni nach der Schule den Franzl, wenn er wegen einer Rauperei Tatzen gekriegt. Neben dem Kreuz stand eine schöne Eberesche, im Herbste reizten sie die prächtig roten Träubchen, Franzl stieg hinauf und warf herunter, Vroni faßte die Beeren an eine Schnur und wand Armringe und Halsband. Wie schön das war! Da schlug es neun, sie hatten eine Stunde verpaßt und liefen nun voll Angst in die Schule. Der Lehrer hielt ein strenges Gericht, er zog den Stock hinter der Tafel hervor, und jedem wurde sein Teil auf die flache Hand gemessen. Weinend liefen sie nach der Schule zum Kreuz, kauerten auf dem Schemel nieder, bliesen gegenseitig in die roten Händchen und guckten sich wehmütig an, bis sie endlich hell auflachend des Schmerzes vergaßen und allerlei Mutwillen trieben.

So verstanden sich Fallsoners Fuchs und Neuners Schwarze trefflich unter einander und nahmen die Freundschaft aus der Schule in das Leben.

Als sie größer geworden, sahen sie sich freilich nicht mehr so oft wie früher, sie konnten die Erdbeeren am Rain nicht mehr miteinander pflücken und zanken, wer mehr und schönere habe, dafür brachte ihr aber Franzl den Hut voll bis zum Gupf und sie behielt ihm manche

gelbe Kaiserbirne weich wie Butter, die er dann mit Behagen verzehrte.

Auch der Müller sah ihn, soviel er außer Vroni jemand lieben konnte, nicht ungern, schon der Tochter wegen, weil er dieser, wie ihm selber, manchen kleinen Dienst erwies. Uebrigens steckte ihr Verhältnis noch in den Kinderschuhen, denen sie selbst längst entwachsen waren; für Franzl war Vroni noch immer das „Schwarzele" und für Vroni Franzl das „Füchsl" von der Schule her.

Im Frühjahr zog er als Senner auf die Alm, dort nach Kaserstatt, das sich unter dem Burgschrofen so breit und grün der warmen Sonne gegenüberlegt. Sie konnte von ihrer Kammer aus den Platz recht gut sehen und dachte oft: „Was tut etwa der Franzl?"

Sonntags stand er richtig vor der Türe, frisch und heiter wie der Strauß, den er ihr mitgebracht, und sie liefen lachend und scherzend zur Kirche. War da nun das Hochamt vorüber, so kehrte er in der Stube ein bis Mittag; warf er die Lodenjoppe über den Rücken, da steckte immer Obst, Kuchen oder sonst ein süßes Andenken in den Taschen.

Im Herbst schützte Vroni Astern, Georginen und Windling vor dem Reif, soviel sie brauchte, um für Franzls Lieblingskuh einen Kranz zu flechten. Das war aber auch ein schönes Tier, schwarz wie Kohlen, mit junonischem Auge, um Homers Vergleich umzukehren, und einer rautenförmigen Blässe auf der Stirne. Der Kranz wurde um die Hörner geschlungen. Dann leckte das Tier Salz aus Vronis Hand und ließ sich muhend streicheln, bis es ein Klatsch auf den breiten

Rücken vorwärts trieb. Für Vroni brachte Franzl stets eine große Düte Almnüsseln, so heißt ein fettes Gebäck aus Butter, Rahm und feinem Semmelmehl.

Es wird ein Teig geknetet, in Kügelchen geballt und diese braun herausgebacken. Wie das Melchermus, erfordern auch die Almnüsseln geschickte Bereitung; unserm Franz gebührte der Preis und er bildete sich viel darauf ein.

So kam der Frühling, wo Rochus seine vergebliche Bewerbung unternahm. Er hielt den Fallsoner Fuchs für viel zu gering, um auf ihn Rücksicht zu nehmen oder sich um seine Anwesenheit zu bekümmern. Franz betrachtete ihn mit größtem Mißbehagen, seine Versuche bei Vroni erfüllten ihn mit dunkler Besorgnis, für die er schwerlich einen Grund, ja nur einen Ausdruck hätte finden können. Als sie jenen, wie wir erzählt, abgefertigt, war Franz seelenvergnügt wie noch nie, er lobte Vroni und fand es in der Ordnung, daß sie den Lotter tüchtig abgeschnalzt. Das lose Mädchen drehte sich auf dem Absatz herum und schnitt ihm die nämliche Grimasse. Er sprang hinzu, packte sie beim Handgelenk und hielt sie fest. Nach einigen vergeblichen Versuchen, auszureißen, wandte sie ihm das Gesicht zu, sie schauten sich in die Augen und ließen einander errötend los. Erst als sich die Häuserin zu ihnen gesellte und schalt, daß sich für einen so alten Buben und ein so altes Mädel derlei Kindereien nicht mehr schickten, löste sich ihre Befangenheit in harmloses Geplauder.

Franz traf jedoch nicht mehr den alten unbefangenen Ton, seine Besuche wurden zwar häufiger als früher, doch war er viel ernster geworden, vielleicht hatten

die Vorwürfe der Häuserin gewirkt, — oft näherte er sich der Mühle, ohne einzutreten, sah eine Weile zu Vronis Fenster empor und schlich davon, als man ihn bemerkte.

Schon wurde die Alpe grün, er sollte auffahren. Beim Abschied von dem Hause stockte ihm und Vroni hie und da das Wort, sie gingen recht einsilbig auseinander.

Nachts hörte sie hell jauchzen, sie richtete sich auf und vernahm Franzens kräftige Stimme:

„Siehst's Feuerl auf'm Berg
Dort brennen recht hell,
An mein brennende Lieb
Sollst denken dann schnell!"

Heut war er gewiß beim Wirt das Nachtlichtl, dachte sie, da hat er wohl auch die Verslein aufgeklaubt ... dann fiel ihr wieder ein, er könnte sie selbst gedichtet und an sie gerichtet haben. Es stieg ihr warm ins Gesicht.

Am nächsten Abend, als die Dämmerung der Nacht wich, konnte sie es nicht lassen, von der Ecke des Hauses nach Kaserstatt zu spähen ... es war nichts sichtbar, fast wurde sie unwillig. Nach dem Essen ging sie in die Kammer; als sie die Tür auftat, leuchtete ihr vom Berg ein Feuer entgegen: sie erschrak, als ob es im Hause brennte. Allerdings begann es zu glimmen, zu brennen.

Sie hatte sonst keine Sehnsucht nach den Alpenblumen in ihrer Wolkennähe, nun wünschte sie zu Peter und Paul, wo die Jöcher im schönsten Blütenschmucke prangen, hinaufzusteigen, sie wollte die Goldaurikeln

selbst von der steilen Wand pflücken, denn frisch dufteten sie viel feiner, den blauen Speik bewundern, wie er zwischen den zackigen Flechten aufstrebt, und die verschiedenen Arten Steinbrech, welche sich mit zierlichen Aestchen durch das feuchte Geklüft der Schrofen winden, vom Stein lösen. Der Gerichtsschreiber hatte in seinem Gärtchen aus Liebhaberei verschiedene Alpenkräuter angepflanzt, fast jeden Sonntag kam sie nachzuschauen, ob keine neue Knospe aufgebrochen. Wie glücklich mußte Franz sein, der das alles täglich vor Augen hatte und aus freier Brust über Berg und Tal hinaus jodeln konnte. Glücklich? — Da er heuer zum Schaffer auf der Alm vorgerückt, konnte er diese auch an Feiertagen der Aufsicht wegen nicht verlassen, den Buben mochte er weder Gruß noch Strauß aufgeben, weil sie ihn und Vroni schon früher oft geneckt. Der Vater hatte ein paar Kühe in Kaserstatt, der Knecht sollte hinauf, um den Almnutzen, so nennt man Butter und Käse, auszutragen. Vroni summte nun der Häuserin täglich in die Ohren, bis sich diese endlich bewegen ließ, mit ihr den Knecht zu begleiten. Franz hatte natürlich Botschaft erhalten, er mußte doch Lebensmittel in Bereitschaft halten und kochen.

War das ein Freudentag!

Er hatte die Hütte sorgfältig gescheuert, den Tisch blank gerieben und in den Krug einen großen Strauß gesteckt, auf dem Teller lagen Butterstrützchen, für die er eigens einen neuen Model geschnitzt, um ihnen allerlei Zierraten aufzudrücken, in zierlichen Bastkörbchen waren rechts blaue Heidel-, links rote Erdbeeren aufgehäuft. Von Zeit zu Zeit trat er vor die Türe, schaute

in das Tal und jodelte, daß es weithin widerhallte; endlich hörte er von fern Antwort, wie Lerchengesang drang Vronis helle Stimme empor. Er jauchzte und jauchzte wieder, immer näher die Antwort . . . endlich stand sie vor ihm auf der Isse. Sie zwitscherten und schwätzten wie die Schwalben im Frühling.

Vroni half ihm beim Kochen, bald dampfte das Melchermus, oben und unten schön braun, vor ihnen; die Häuserin stellte eine Flasche Wein dazu.

Nach dem Essen zeigte Franz Vroni alle Kostbarkeiten; er führte sie hinaus zu den Blumen, an die Schrofen, wo das Edelweiß nickte, er hob sie empor und ließ sie zuletzt auf seinen Rücken steigen, damit sie Sonntags vor den andern Mädchen mit Stolz einen selbstgepflückten Strauß an der Brust tragen könne. Dann bewunderte sie die Aussicht, er benannte ihr all die fernen Gipfel, sie freuten sich an den Häuschen, die so winzig aus der grünen Tiefe winkten, am glitzernden Bach und an tausend Kleinigkeiten, die ihnen wichtig deuchten. Auch die Sonne schien jetzt, seit Vroni auf der Alm war, schneller zu wandeln, als dort, wo Franz sie erwartete.

Die praktische Häuserin hatte indes den Milchgaden mit der aufgestockten Butter und die Käsemännchen gemustert, jede Kuh betrachtet und den Schafen den Rücken gekraut, um die Wolle zu prüfen, der Knecht stand mit der schweren Kraxe zur Abfahrt bereit, — sie mußten scheiden.

„Hast du mein Feuerchen immer gesehen?“ fragte Franz.

„Freilich!“ erwiderte das Mädchen.

„Siehst du, machen wir es in Zukunft so," sagte er treuherzig. „Du trittst mit dem Licht an dein Kammerfenster und bewegst es auf und ab, dann löschest du es aus und wünschest mir eine freundliche gute Nacht, und ich lösche das Feuer aus und wünsche dir eine gute Nacht!"

„Das kannst du ja nicht hören und ich auch nicht!" sagte sie schelmisch.

„Wir können es aber sehen."

„Du bist ein Lapp," kicherte sie, „und willst, daß man sehe, was man hören soll!"

„Nun, so wollen wir es denken!"

Sie drückten sich die Hand.

Noch am nämlichen Abend spielte das telegraphische Feuerzeichen zwischen Berg und Tal.

Es spielte, wenn sich nicht die Nebel zu tief senkten, bis in den Herbst.

Zu Michaeli warf der Nordwind Schnee auf die Berge, die Senner mußten abtreiben, auch unser Franz kehrte zurück mit der Düte voll Almnüsseln. Man traf ihn oft in der Mühle; Vronele wurde von den Gespielinnen bald wegen ihres Fuchses aufgezogen, sie nahm es eben nicht übel, ohne daß ihr Verhältnis einen Schritt weiter gerückt wäre.

Franz mußte Streu holen. Er wählte sich einige Tannen unweit der Mühle, wie erschrak Vroni, als sie ihn einmal in der Frühe wie aus den Wolken jauchzen hörte. Rasch sprang sie aus dem Bette, kleidete sich an und riß das Fenster auf. Sein rotes Haupt leuchtete aus dem Wipfel eines hohen Baumes, er schwang das Hütlein und wünschte ihr einen guten Morgen. Sie

drohte mit dem Finger. Er setzte die Arbeit fort, Zweig um Zweig fiel unter seinem Beil, dann stieg er auf eine andere Tanne, um sie zu entasten. Das Stroh wird nämlich in Tirol häufig verfüttert, der Wald muß zu seinem Schaden den Ausfall an Streu decken. Nachmittags wollte sie ihm einige Nudeln bringen. Ehe sie ihn erblickte, hörte sie ihn unter einem Baum in der warmen Sonne schnarchen. Rasch bückte sie sich und warf ihm einen Tannenzapfen an den Kopf. Er fuhr auf, rieb sich die Augen und schaute fluchend zum Baum empor, in der Meinung, ein Eichhörnchen sei droben. Da er keines sah, legte er sich auf das andere Ohr und schlief wieder. Ein zweiter Zapfen traf ihn so empfindlich, daß er in die Höhe sprang. Vroni hüpfte aus einer Staude und lief lachend davon. Er nach, bald hatte er sie eingeholt, schlang den Arm um ihren Leib und drückte der sich Sträubenden einen Kuß auf die Wange. Sie riß sich scheltend los, enteilte und rief schmollend zurück: „Weil du von deinen sauberen Kameraden alle Unform gelernt hast, so komm mir nicht mehr nahe!“ Dann rieb sie die Wange und ging ohne umzuschauen heim. Franz erschrak, er bereute seine Keckheit und wagte sich einige Tage gar nicht mehr in die Nähe der Mühle.

Vor Allerheiligen brach ein heftiger Südsturm los, der Schnee schmolz und Ströme lauen Regens rauschten nieder. Die Bäche schwollen in Wut, die Ruez ergoß ihre braunen Fluten über die Wiesen und warf bereits den Gischt auf den Steg von Mieders nach Telfes. Endlich klärte sich der Himmel. Franz lauerte in der Nähe der Mühle, lang vergebens! Nachmittags öffnete

sich die Türe, Vroni trat heraus, sie trug eine große Eierbretze, die sie einem Patenkind bringen wollte.

Nachdem sie eine Weile nach allen Richtungen ausgeschaut, als ob sie jemand erwarte, stieg sie auf den schmalen Pfad nieder.

Franz begrüßte sie: „Darf ich dich etwa begleiten?“

„Wenn du dich anständig benimmst!“ erwiderte sie lächelnd.

Er wollte an ihre Seite treten, sie machte eine abwehrende Bewegung und rief: „Drei Schritt von meinem Leib!“

So oft er sich ihr nähern wollte, wiederholte sie es, so daß er nebenher durch den nassen Anger laufen mußte.

Sie waren am Stege. Franz sagte: „Jetzt mußt du mich doch an deine grüne Seite lassen, geh', sei gescheit und häng' dich ein!“

„Drei Schritt von meinem Leib!“ rief sie scherzend und tänzelte, das Gesicht gegen ihn gewandt, rückwärts.

Er schrie, als sie sich dem Wasser näherte, vor Angst laut auf, sie erschrak, glitschte aus und stürzte in die tobenden Wellen.

Ohne sich zu besinnen, sprang er nach, es gelang ihm, sie zu erreichen und an das Ufer zu bringen. Beide waren wie in Schokolade gebadet, er schüttelte sich und wollte sie auf einen Stein setzen, ohnmächtig sank sie ins Gras.

„Du lieber Gott!“ jammerte er, „wenn sie nur nicht stirbt!“ Langsam legte er sie über die Achsel und trug sie zur Mühle. Ein leiser Hauch berührte seine Wange, sie begann wieder zu atmen.

„Das Vronele ist ins Wasser gefallen!" rief er.

Der Müller stand zuerst wie versteinert, dann stürzte er über Vroni, die Franz auf die Bank gelegt hatte. Die Häuserin rannte mit einem Büschel aromatischer Kräuter aus der Türe, um sie vor ihrem Gesicht anzuzünden.

„Was treibt Ihr denn?" unterbrach sie Franz abwehrend, „sie atmet noch, erstickt sie nicht mit Euerem Rauch."

Der Müller starrte ihn ungläubig an, da regte sich Vroni und schlug die Augen auf, sie schaute im Kreis herum, ohne jemand zu erkennen und schloß das Auge wieder.

Ein paar Tropfen Melissengeist, welche die Häuserin auf ihre Lippe träufelte, erweckten sie wieder.

Franz stand vor ihr, über ihre Züge glitt jenes unbeschreibliche Lächeln seligen Verständnisses, der schönste Strahl aus dem Morgenrot des Paradieses, den ein milder Engel den Menschen gönnt.

Sie reichte ihm die Hand und sagte mit leiser Stimme: „Ich danke dir!"

„Und ich danke Gott," rief er feurig, „daß er mir das Glück gönnte, dich zu retten!"

Sie konnte sich langsam aufrichten; unterstützt vom Vater und der Häuserin wankte sie durch die Türe, das Haupt gegen Franz gewandt.

Er fühlte, daß er vorläufig überflüssig sei, und ging sinnend gegen Fallson.

Als sich Vroni ganz erholt, verließ sie der Müller und stieg in seine Kammer. Dort traf ihn die Häuserin in der Ecke; die Arme bewegungslos auf den Tisch ge-

legt, schien er in traurige Gedanken versunken und sie gar nicht zu beachten.

„Du bist mir der Rechte,“ begann sie unwillig, „oder besser, du bist halt, der du bist, sonst tätest du dich schämen. Ohne ein Wort des Dankes läßt du Franz vor der Türe, das ist denn doch ein bißchen zu wenig!“

„Ihm danken?“ begann er, „ich zahl einige Messen zur Ehre Gottes, und ist er ein rechter Christ, so zahlt er auch ein paar, daß ihm der Schutzengel aus dem Wasser geholfen. Ihm danken? Hab' ich nicht gesehen, was sie für zärtliche Blicke getauscht? Ich weiß, was nun kommen wird; er freit um sie, und ich, ich werde allein bleiben, ganz allein und verlassen.“ Eine Träne füllte sein Auge, er wischte sie mit dem Hemdärmel weg, stand auf und trat, der Häuserin den Rücken kehrend, ans Fenster.

„Und warum soll sie den Franz nicht heiraten?“ fragte diese.

„Schau,“ redete er über die Achsel zurück, „ich habe das Vronele lieb und in der Ehe gibt's oft bittere Brocken zu verkiefeln. Die Männer sind manchmal grob und schlecht.“

„Denkst du vielleicht daran, wie du es ihrer armen Mutter gemacht? Der Franz ist kein solcher Zoch wie du!“

„Rochus wär' mir doch lieber, er hat einen schönern Hof und mehr Geld in der Truhe.“

„Und wär' er ein Dukatenmännlein, sie mag ihn nicht, das weißt du längst. Lieber trägt sie gegerbtes Leder an den Füßen, als auf dem Rücken!“

„Ach Gott, daß die Geschichte gerade jetzt ausbrechen muß!“

„Was recht ist, ist recht zu jeder Zeit. Du brauchst nicht zu sorgen. Vroni ist brav und Franz auch, sei froh, daß du eine Stütze im Alter hast!“

„Du kennst mich ja,“ sagte er ausweichend, „laß mich's überlegen!“

Sie kehrte an Vronis Bett zurück.

Den weiteren Verlauf kann sich der Leser bereits vorstellen. Franz warb förmlich um Vroni, der Alte sagte knurrend zu, weil ihm Gertraud warnend vor der Seele stand, doch suchte er die Heirat hinauszuschieben so lange als möglich. Endlich war der Tag angesetzt, er konnte ihn nicht mehr verlegen. Da saß er einmal in Sorgen vertieft auf seinem Bett, nebenan flackerte ein Oellämpchen. „Am Ende verläßt mich Gretl auch!“ seufzte er und sann neuerdings nach. Plötzlich erheiterte sich sein Gesicht, er schlüpfte in die bocklederne Hose, warf ein Leinentuch über die Schultern und ergriff die Lampe. Hüstelnd stieg er zu Gretls Kammer empor. „Sitzt dem Alten wieder der Geizteufel im Genick?“ dachte sie, als sie das Klappen der Schlappschuhe hörte. Leise drückte er die Klinke auf und trat, wie der Tod auf Plattners Bild im neuen Friedhof zu Innsbruck vor ihr Lager.

„Bist du verrückt, Alter?“ rief sie staunend.

„Gewiß nicht! Aber es ist mir ein guter Einfall gekommen. Ich will kein Wörtlein mehr gegen die Hochzeit mit Franz sagen, aber vorher selber heiraten.“

Die Häuserin drückte sich erschrocken an die Wand,

denn sie glaubte nicht anders, als er sei närrisch geworden.

„Ja, das will ich,“ fuhr er fort, „und zwar dich! Sonst laufst du mir auch noch durch und wen hab' ich dann? Sag ja, und die beiden Jungen mögen sich acht Tage nach unserer Hochzeit haben und kriegen sich so um vierzehn Tage früher, als es bestimmt.“

Sie setzte sich auf. „Meinetwegen!“ sagte sie, „wenn du's nicht anders tust. Du ersparst dann meinen Jahreslohn und das hast du wohl auch schon berechnet?“

Der Alte schwieg verlegen.

Sie fuhr fort: „Ich will dich heiraten — aus Mitleid für dich und aus Lieb' zur Vroni. Kannst beim Pfarrer alles in Ordnung bringen. Jetzt pack dich aber durchs Zimmermannsloch hinaus, es will sich doch nicht recht schicken, daß ein Witwer zu seiner ledigen Häuserin des Nachts auf die Stube schleicht.“

Er wandte sich zum Gehen, trat aber noch einmal an ihr Bett: „Du weißt nicht, wie oft ich an Gertraud denke und welchen Kummer ich ihretwegen trage. Hat sie dir nie geschrieben?“

„Keine Zeile!“

„Du lieber Gott! Vielleicht steckt sie in Elend und Jammer.“

„Das glaube ich nicht. Sie schreibt nicht, weil sie sich nach dem schönen Abschied, den du von ihr genommen, nicht traut; ging es ihr schlecht, so würde sie ihr mütterliches Erbe einfordern.“

„Das ist wahr!“ antwortete er, „du hast recht.“

Er verließ die Kammer. Zum erstenmal sprach er

heute von Gertraud, obwohl diese bereits drei Jahre aus dem Hause war. Gretl wußte nun, daß ihn die Vorwürfe des Gewissens und der stumme Schmerz weich gebeizt und hoffte das Beste.

Sie heirateten, und acht Tage darauf Vroni und Franz.

Als Vroni entbinden sollte, ließ der Müller einige Messen lesen. Man legte ihm ein Knäblein, das allsogleich die Wände tapfer anschrie, in die Arme, er machte ihm ein Kreuz, daß ihm die Hexen nichts anhaben könnten und sagte nach einer Weile traurig zu Gretl: „Meinst wohl, ob die Gertraud auch so frische Buben hat?"

Das geschah im Sommer; die Tage des Alten waren gezählt. Seine Füße schwollen an, nur nach mehrmaligem Atemholen konnte er den oberen Stock des Hauses ersteigen; die Blätter am Ahornbaum neben der Mühle vergilbten und fielen ab, er mußte sich zu Bett legen. Der Arzt von Mieders besuchte ihn täglich, er wurde schwächer und schwächer, ein Fieber gesellte sich zur Engbrüstigkeit; die Lage wurde bedenklich und verschlimmerte sich, als die warme Witterung mit heftigem Schneegestöber wechselte, noch mehr. Franz holte im Einspänner den Doktor Lantschner von Innsbruck. Dieser ließ sich vom Arzt die Symptome aufzählen, untersuchte den Kranken, blieb eine Weile nachdenklich, die Hand am spitzen schwarzen Bart, stehen und wandte sich dann, die Brauen leicht emporziehend, leise an den Kollegen: „Was geben wir ihm etwa?"

Dieser zuckte die Achseln. Der Doktor ergriff ein Blatt Papier und verschrieb Moschus.

Aufmerksam und ängstlich beobachtete der Kranke jede Bewegung. „Es steht wohl schlecht mit mir?" begann er zagend.

„Gut freilich nicht," erwiderte Lantschner, „alt seid Ihr auch."

„So muß ich abkratzen?" seufzte der Müller erschrocken.

„Das sag' ich nicht; Ihr könnt noch hundert Jahre alt werden; Ihr mögt jedoch an die vier letzten Dinge denken, morgen ist ohnehin Allerheiligen, wo es der Brauch ist, zu beichten und kommunizieren; tut es auch!"

„In Gottes Namen."

Lantschner winkte der Tochter, die weinend am Fuß des Bettes stand. Sie ging mit ihm vor die Zimmertüre.

„Nehmt den Vater wohl in acht, ich möchte nicht verbürgen, daß er Mitternacht erlebt."

Er stieg in den Wagen, Franz übernahm es, den Pater Benizi zu bringen.

Indes bereitete man den Alten auf die Ankunft desselben vor, gegen Abend hörte man das Rasseln des Einspänners, bald darauf das Klingeln eines Glöckleins, über die Stubendecke glitt der Lichtschein einer Laterne: Benizi trat in Chorrock und Stola, den Kelch in der Hand ein, ihm folgte der Meßner mit den übrigen kirchlichen Gerätschaften.

Franz zündete schweigend die Wachskerzen zu beiden Seiten des Kruzifixes an. Die überflüssigen Zeugen entfernten sich, der Pater trat an das Bett des

Kranken und sprach als Einleitung zur Beichte die liturgischen Formeln.

Der Müller faltete die Hände und flüsterte lang und leise.

„Also darf ich Eurer Gertraud sagen, Ihr verzeiht ihr allen Schmerz, den sie Euch verursacht?"

„Ich verzeih' ihr, wie ich wünsche, daß sie mir verzeihe! Sie soll meine Tochter sein, gleich an Ehre und Recht wie Vroni; könnt' ich beide mit ihren Kindern hier sehen, ehe ich die Augen zumache!"

„Ihr verzeiht auch Janos und erkennt ihn als Sohn?"

Aus dem matten Auge des Kranken fuhr ein Blitz, seine Finger zuckten krampfhaft.

Der Pater wiederholte die Frage ernst und gemessen.

„Er hat mich schwer getroffen! Aber um Gottes, um Getrauds willen verzeih ich ihm — um ihrer Kinder willen!"

„So mag auch Euch der Herrgott verzeihen! Tragt Ihr sonst gegen niemand Unrecht auf dem Herzen?"

„Ich hab' ja Messen lesen und Rosenkränze beten lassen."

„Das ist gut, damit allein seid Ihr aber der Pflichten gegen den Nächsten nicht ledig. Ihr müßt den Schaden, den Ihr verursacht habt, ersetzen."

„Wie kann ich das, die letzten Jahre hab' ich niemand verletzt, aber früher! . . . mancher ist schon tot."

Er ächzte wie unter der Last schmerzlicher Erinnerungen und faltete angstvoll die Hände. „Könnt Ihr mich nicht lossprechen?"

„Zuerst mußt du dich lossprechen vom Sündensold dieser Erde. Alle zu entschädigen ist unmöglich, aber es gibt Witwen und Waisen genug, tue für die etwas."

Der Alte zerrte mit zitternden Fingern einen Beutel unter dem Kopfpolster hervor, der Priester öffnete ihn, eine Rolle Dukaten kollerte auf den Tisch.

„Wie schön das Gold glitzert!" flüsterte der Alte gierig die Hand ausstreckend, „glaubt Ihr, ich soll es opfern? Hätten das meine Töchter noch, dann wären sie die reichsten im Dorf . . . dafür wollt' ich fast ein bißchen Fegfeuer aushalten."

„Dein Geld folgt dir nicht in das Grab, wohl aber die Schuld in die Hölle. Solang du dich nicht lossprichst vom Kot dieser Erde, kann ich dich nicht lossprechen, und es gälte auch nicht vor Gott, wenn ich dich lospräche!"

„Freilich, freilich," sagte der Kranke, „es war ein flüchtiger Gedanke von mir, den mir der Teufel in der letzten Stunde eingeblasen hat. Nehmt das Geld für Witwen und Waisen, ich werfe es um Gotteswillen mit aufrichtigem Herzen von mir!"

Der Priester erhob segnend die Hand zur Absolution. Dann steckte er die Dukaten in den Beutel und verbarg ihn in der Kapuze, wo die Mönche gewöhnlich Dosen und andere Kleinigkeiten aufbewahren.

Der Kranke schien beruhigter.

Benizi klingelte. Der Meßner trat mit den andern ein; während er zur Kommunion ein weißes Linnen auf die Decke breitete, knieten diese rings um das Bett nieder.

Der Müller suchte sich plötzlich aufzurichten: „Jesus, Maria und Josef," stöhnte er, „helft, helft!"

Der Pater trat mit der Hostie vor ihn und fragte sanft: „Was willst du?"

„Die ganze Stube war plötzlich schwarz, Flämmlein zuckten durch das Dunkel," antwortete der Alte mit gebrochenem Laut, „— — dort — — dort — — dort."

„Der Erlöser lebt!" sprach der Priester tröstend. „Empfange den Leib des Herrn und ruhe im Schoß seiner unendlichen Barmherzigkeit."

Er legte die Hostie auf die Lippe des Sterbenden. Dieser zuckte noch einigemale; ein hohler Seufzer und er war verblichen.

Schluchzend drückte ihm Vroni die Augen zu.

Der Priester sprach die Gebete für die Toten.

Bald erzählte man im Dorfe, der Teufel habe sich über das Bett des Kranken gelegt, mit den Fledermausflügeln flatternd, daß fast die Kerzen erloschen, die Klauen ausgespannt, um die Seele abzufangen; er sei erst gewichen, als ihm Benizi, der ihn schon oft aus dem Felde geschlagen, das Kruzifix zwischen die Hörner stieß. Die Hunde sähen Geister, darum habe Mordan zu dieser Zeit so schrecklich geheult und fast die Kette abgesprengt. Ohne Teufel geht es halt bei den Bauern nicht ab; gönnen wir ihnen die gute Gesellschaft!

Nach der Beerdigung, die mit jenem bäuerlichen Prunk abgehalten wurde, den der Brauch bei der Leiche eines so reichen Grundbesitzers forderte, pochte das Gericht an die Türe, um das Inventar aufzunehmen und das Erbe zu ordnen. Weil der Verstorbene

seine Aufschreibungen pünktlich geführt hatte, so erhob sich nirgends eine Schwierigkeit, nur war der Aufenthalt Gertrauds nicht zu ermitteln, obwohl von Amts wegen an das Militärkommando und von diesem an die Behörde des Werbebezirks, welchem Janos zuständig war, geschrieben ward. Franz wurde daher zum Verwalter des Vermögens bestimmt; daß er es auf das Redlichste tat, daß er und Vroni den aufrichtigsten Wunsch hegten, Janos und Gertraud gesund eintreffen und ihren Teil antreten zu sehen, besprechen wir als selbstverständlich nicht weiter.

Die wackern Leute veranlaßten auf eigene Kosten Nachforschungen um die Verschollenen, leider umsonst!

* * *

Ein heftiges Unwetter hatte 1860 das Korn auf den Feldern Stubais in den Boden gehagelt. Franz konnte sonst den Bedarf der Mühle, wo er einen geschickten Knecht angestellt hatte, durch eigenes Erzeugnis decken, diesesmal war es unmöglich und so entschloß er sich, auf die Schranne nach Rosenheim zu fahren; Vroni, die nie über Innsbruck hinausgekommen war, begleitete ihn.

Auf dem Platze hörte sie den Racoczimarsch auf einer Drehorgel spielen. Unwillkürlich wandte Vroni das Haupt, sie erinnerte sich an Janos, der ihn auf der Maultrommel oft gespielt, — ein großer Mann mit einem Stelzfuß drehte matt und verdrossen die Kurbel, graues Haar flatterte um die knochige Stirn und die eingefallenen Wangen, auf denen die Stoppeln eines verwahrlosten Bartes starrten. Ein zerzauster

Schnauz hing über die Oberlippe. Um die mageren Glieder schlotterte ein alter Soldatenrock, oft geflickt, der Staub der Straße ließ kaum die Farbe erkennen. Sein unstetes schwarzes Auge folgte einem Knaben, der in den Hut die kargen Kreuzer sammelte, welche das Mitleid spendete.

Vroni preßte Franz krampfhaft beim Arm: „Das ist ja Janos!" flüsterte sie.

„Was dir nicht einfällt!" antwortete Franz. Der Knabe trat demütig vor sie hin, Vroni warf ihm ein Sechserl zu und fragte: „Wie heißt dein Vater?"

„Janos Szalai aus Ungarn," erwiderte der Knabe unbefangen aufschauend.

„Er ist's, er ist's!" rief Vroni und stürzte mit Franz zum Bettelmusikanten.

Dieser ließ die Kurbel fahren. „Ja, du bist's, Janos!" rief Vroni noch einmal, faßte und drückte seine schwielige Hand.

Große Tränen rollten in seinen grauen Bart.

„Ihr verachtet mich also nicht, wenn ich auch weder Haus noch Gut mehr habe?" sagte er.

„Du bist unser Schwager!" entgegnete Franz.

„Wo ist Gertraud?" fragte Vroni ängstlich.

Schon hatten sich Leute um die Gruppe gesammelt, Janos nahm die Orgel auf den Rücken, der Knabe lief voraus bis zu einer ärmlichen Schenke, wo Gertraud eben Kartoffeln sott.

Wir schweigen von der Szene eines erschütternden Wiedersehens.

„Lebt der Vater noch?" war Gertrauds erste Frage.

„Wir haben ihn vor zwei Jahren begraben, er ist

mit aller Heiligkeit versehen gottselig verschieden und hat deiner noch liebevoll gedacht."

„O, daß ich ihn mit meinen Händen aus dem Grab scharren könnte, ihn um Verzeihung zu bitten für das Leid, was ich ihm bereitet!" schluchzte Gertraud. Vroni mußte ihr alles erzählen und wieder erzählen, sie hörte mit Rührung zu und ihr Schmerz milderte sich.

Unterdessen war Franz in die Stube gegangen und hatte der Wirtin aufgetragen, zu kochen, was gut und teuer sei. Bald schäumte der Gerstensaft frisch angezapft auf dem Tisch, zu dem eine gebratene Gans einlud. Unter Freud und Leid verzehrten sie das Mittagsmahl, — mit größtem Appetit der Bube, dem kein Schmerz den Genuß des seltenen Leckerbissens störte, und der eigentlich nicht begriff, warum die großen Leute, anstatt einzuhauen, immer wieder plauderten und weinten.

Wir erzählen nun kurz die Schicksale von Gertraud und Janos.

Einige Wochen nach der Hochzeit hatten sie die kleine Mühle mit den Nußbäumen und dem Weinberge erreicht. Gertraud gewöhnte sich bald ein und wäre ganz glücklich gewesen ohne die Erinnerung an die letzten Szenen in der Heimat ... Janos' Gut war zwar nicht groß, aber es nährte die Familie, zu der sich bald ein Knäblein gesellte. Gertraud schrieb bald nach ihrer Ankunft an Gretl und legte eine Banknote bei, daß sie Vroni eine Freude mache; nach der Geburt des Knaben schrieb sie an den Vater, schilderte ihm den Enkel und ihr Mutterglück und beschwor ihn bei dem Haupte desselben, ihr zu verzeihen. Auch dieses Mal legte sie

eine Banknote bei, zu einem ähnlichen Zweck wie früher, mit der Nebenabsicht, den Alten, der auf Geld und Gut hielt, um so leichter zu gewinnen, wenn er sähe, daß sie nicht arm geheiratet. Leider wurden in Oesterreich früher viele Briefe „verloren gegangen", wenn ich so sagen darf; wie sollten Geldbriefe ohne Recepisse auf der weiten Reise von Ungarn nach Tirol Diebsfingern entschlüpfen? Vergebens harrte sie auf Antwort, sie entsagte endlich mit dem traurigen Gedanken, sie sei von der Mühle ausgestoßen und vergessen für immer.

Der Neujahrsgruß von 1859 brachte den Krieg. Ueberall wurden Truppen ausgehoben, in Ungarn nahm man auch ausgediente Leute, was begreiflicherweise große Erbitterung gegen die damalige Regierung hervorbrachte. Ich erinnere mich selbst eines alten Feldwebels, der zu Innsbruck plötzlich vor einigen spielenden Kindern stehen blieb und bitterlich weinte: Er habe auch solche Kinderchen, sagte er und gab den Buben etliche Sechser, sie möchten sich Obst kaufen und für ihn in der Kirche dort beten, daß seinen Kindern der Vater erhalten bleibe! Dann erzählte er, wie man ihn neuerdings gezwungen, den Soldatenrock anzulegen. So ging es auch Janos.

Unfähige, hochadelige Generäle führten die Armee auf die Schlachtbank, überall traf man Verstümmelte, die freilich nicht tausende von Gulden als Pension erhielten, um sie in Ruhe zu verschlingen; — Janos ist uns begegnet.

Während er im Felde war, versah Gertraud die Mühle, sie kannte die Verhältnisse zu wenig und es ging viel Geld verloren. Janos kehrte zurück, ver-

mochte aber nicht mehr viel zu leisten und gerade damals wie wohl auch heute waren fremde Arbeitskräfte in Ungarn teuer und nie zuverlässig. Mit bitterstem Kummer sahen beide, wie sich die Wirtschaft aufzehrte, sie gerieten in Schulden, ihr Hüttlein kam unter Sequester. Die Liebe flieht gern vor Armut und Elend, Janos und Gertraud fühlten sich dadurch fester verbunden und stützten einander mit rührender Gattentreue.

Da nahm Janos den letzten Rest des Geldes, kaufte die Drehorgel und beide begannen in der Fremde das Elend zu bauen. Wohl dachte Gertraud an die Heimat, wie bitter empfand sie es, wenn harte Menschen sie fortwiesen, wie viel schmerzlicher mußte es sein, wenn sie der eigene Vater von der Türe jagen und die Nachbarn höhnend mit den Fingern auf sie und Janos deuten würden.

Sie dachte an das Erbe ihrer Mutter; sollte sie ihrem Vater, dem sie so schweres Leid bereitet, die Kapitalien kündigen und ihm wieder in das Herz greifen? Sie fragte Janos. Er war mit ihr einverstanden, lieber darben, als das tun. Doch wollten sie sich Tirol nähern und vielleicht nach Innsbruck wandern, wo sie niemand mehr erkennen würde, um hier Nachrichten einzuziehen.

So duldeten Janos und Gertraud. —

Der Plan für die Zukunft war leicht entworfen. Janos und Gertraud sollten nach Ungarn zurückkehren, die Mühle versteigern, denn vielleicht ließ sich trotz der Schulden noch einiges herausschlagen, dann nach Stubai zurückkommen und dort das Erbe übernehmen.

Franz trug eine schwere Geldkatze, er zählte dem Schwager für künftige Abrechnung eine beträchtliche Summe zu. Zwei Tage blieben sie in Rosenheim beisammen, wieviel hatten sie zu erzählen! Da erfuhr Gertraud auch, daß Rochus geheiratet, seinem Weib, als sie gesegneten Leibes war, einen Fußtritt gegeben und dadurch ihren Tod im Kindbett bewirkt habe. Jonas — auch ein ehemaliger Anbeter — sei noch ledig, obwohl ihm manche wackere Mutter ein Töchterlein nicht versagen würde.

Die Geschäfte wurden verabredetermaßen abgewickelt. Die Bauern erfuhren, Janos übernehme die Mühle von Vallrup und werde deshalb die seinige in Ungarn verkaufen, Franz kehre in sein Erbgut zurück.

Noch vor dem ersten Schnee wanderte Janos und Gertraud in die Heimat. Die Orgel stifteten sie aus Dankbarkeit gegen die Mutter Gottes, weil sie ihnen ihren gnädigen Schutz verliehen, auf die Waldrast, nicht daß sie dort bleibe, sondern mit der Bedingung, daß sie ein armer Invalid, dem sonst kein Erwerb blühe, nehmen und in der Mühle noch zehn Gulden Reisegeld dazu holen dürfe. Bis jetzt hat sich noch niemand gemeldet.

Sie sollten übrigens ihr Glück nicht lang vereint genießen. Janos begann noch mehr abzumagern, die beste Nahrung stärkte ihn nicht, Doktor Lantschner erkannte die Zeichen der Schwindsucht und wagte keine günstige Diagnose zu stellen:

„Bis zum Frühling!" sagte er ernst.

Bis zum Frühling! Janos sah mit der Ruhe des Soldaten und vielgeprüften Mannes dem Tode ent-

gegen; als die ersten Blätter grünten, begrub man ihn neben dem alten Müller.

Die Schützen von Stubai erwiesen ihm die letzte Ehre und schossen über den Sarg. Ein gußeisernes Kreuz mit goldenen Knäufen und silbernen Strahlen bezeichnet seine Ruhestätte: wer den Friedhof von Mieders besucht, wird es auf der Ostseite desselben leicht finden und mag dann, wenn er die Inschrift auf der Blechtafel gelesen, mit dem Sprengwendel Weihbrunn auf den Hügel spritzen.

*

Gertraud wird in den Verdacht der Nüchternheit geraten, wenn es sich in den nächsten Blättern darum handelt, sie mit Jonas zu verheiraten; zartfühlende Herzen mögen daher die Erzählung bis zur letzten Seite weglegen, den Schluß vermißt ja doch niemand gern.

Gertraud war Witwe. Mit echter Trauer, mit aufrichtigem Schmerz trug sie den Tod des Gatten, er blieb und bleibt für immer eingeschlossen in ihrem Herzen wie in ihr Gebet; sie wandte sich jedoch, nachdem das erste Leid überwunden, den Pflichten des Lebens mit jenem Ernst, jener Tüchtigkeit zu, welche die vorzügliche und löblichste Eigenschaft einer gesunden Natur sind.

Solang Janos auf dem Krankenbette litt, verließ sie selten das Haus, Jonas hatte sie nur von weitem oder vor der Kirche gesehen. Hatte sich auch seine Leidenschaft zu einer ruhigen Freundschaft abgeklärt, über der nur noch ein Hauch von Liebe schwebte, daß

er seiner selbst völlig gewiß war, empfand er auch nicht den mindesten Widerwillen gegen Janos, der ihn als glücklicher Nebenbuhler ausgestochen, so widerriet ihm doch ein dunkles Gefühl, Vallrup zu besuchen, ohne daß er den Vorsatz gefaßt hätte, der Müllerin auszuweichen, wenn sie ihm der Zufall entgegenführe.

Das geschah, als sie vom letzten Seelengottesdienst zurückkehrte. Der kleine Janos lief, das Gebetbuch unter dem Arm, voraus, aufgeweckt und munter, denn er hatte noch kein Verständnis für den großen Verlust, der ihn getroffen. Jonas, der zu Mieders das Tagblatt holte, kam ihm auf der Straße entgegen. Das Büblein wollte nach Zigeunerart ein Rad schlagen, es verfehlte dabei den Rain der Straße und fiel laut schreiend in die Disteln. Das Unheil war nicht so groß, Jonas stellte es auf die Beine und führte es zur Mutter.

Ein leises Lächeln spielte über ihr verweintes Antlitz, von Verlegenheit oder Befangenheit war weder bei ihm noch bei ihr eine Spur.

Er bot ihr die Hand: „Grüß Gott, Gertraud! Es hat sich nie fügen wollen, dich früher zu sehen, — also noch einmal grüß Gott!"

Sie schlug freundlich ein und fragte: „Dir ist's immer gut gegangen?"

„Ich hab' halt so zwischen kalt und warm fortgelaggelt. Hätte nicht erwartet, dich so früh im schwarzen Rock zu sehen."

Ihr Auge wurde feucht.

„Du bist jetzt Witwe," fuhr er treuherzig fort, „für Witwen und Waisen sind schlechte Zeiten, wo sich Recht

und Billigkeit verschliefen, als gehörten sie gar nicht auf die Welt. Du hast an Franz einen braven Schwager; wenn er aber nicht beim Zeug sein sollte, so geh' bei mir nicht vorüber!"

„Vergelt dir Gott deinen guten Willen," erwiderte sie gerührt, „daß du es außer meinen Verwandten am besten mit mir meinst!"

„Janos soll einmal nachschauen, ob an meinem Spalier nicht bald die Pelzkirschen reifen."

„Behüt Gott!"

„Behüt Gott!" Sie trennten sich.

Der Müllerin tat Freundeshilfe sehr not, umsomehr, da Gretl schwach war und vom Geschäft zu wenig verstand, um kräftig einzugreifen. Das Dienstgesinde ist häufig ein Gesindel, es haßt den Besitzer und kümmert sich wenig darum, ob er zu kurz kommt, wenn es nur seinem Zaume nachlaufen darf. Soll Ordnung sein, muß es die stramme Faust eines Mannes im Genick spüren. Das gilt vorzüglich von der Nähe der Stadt, die zu allerlei Genüssen und Auslagen lockt, die man in abgelegenen Tälern, wo die patriarchalische Sitte noch nicht ganz erlosch, gar nicht kennt. Am Sonntag vormittags kann man die Bauernknechtlein in der Stadt sehen: sie führen ein Mädel zum Zuckerbäcker oder in das Kaffeehaus; wie vom Zauberstab berührt verschwinden ganze Teller Konfekt, das auf der würzigen Welle des Likörs hinabgeschwemmt wird. Das ist auch eine Frühmesse, aber keine Gott zur Ehre! Solcher Aufwand fordert Geld; was man nicht im Sack hat, hat der Bauer im Tennen, und da braucht man es ja nicht zu stehlen, man findet es! Der Herr

mag, wenn er die Sache gewahrt, es sich drei-, viermal überlegen, ob er eingreifen soll: sonst künden ihm die Dienstboten gerade dort, wo er sie am nötigsten hätte, und fahren mit Hohn und Spott ab. Sie erlangen schnell einen neuen Platz und stecken noch ein hübsches Drangeld ein, denn die Arbeitskräfte sind auf dem Lande selbst für hohen Lohn und üppige Kost selten, weil alles in die Stadt zieht, um dort schnell und viel zu verdienen. Man kann sich denken, wie schlimm es der Müllerin auf ihrem großen Anwesen ging, sie hatte manchen Verlust zu beklagen; als sie einen Knecht wegen Diebstahls dem Gericht übergab, verabredeten sich die Dienstboten des Tales ihr gegenüber zu einem förmlichen Streik, Franz mußte in das Oberinntal, um neue zu werben. Gefallen ließen sich Mägde und Knechte von ihr als einem Weib gar nichts, halbe Nächte tranken sie im Wirtshause und gaben Aergernis nach allen Seiten. Franz konnte nicht immer zugegen sein, Jonas unterstützte sie gern mit seinem Rat in geschäftlichen Dingen; ihn bitten, er solle die Leitung des Ganzen übernehmen, wollte sie nicht ... nicht aus Stolz! Daß sie, obwohl er ihr jede mögliche Hilfe leistete, gegen ihn immer wortkarger wurde, verdroß ihn zwar im stillen, er konnte es sich jedoch nicht erklären.

Auch Janos bereitete ihr manchen Verdruß. Geschäfte und Hauswesen nahm sie so in Anspruch, daß sie ihn hier und da, wenn auch nur für kurze Zeit, aus den Augen verlor. Hätte er nur die Hose in Fetzen auf einer Tanne oder Eiche gelassen, die war bald geflickt: mitunter geriet er jedoch auf die Obstbäume der

Nachbarn oder jagte ihre Hennen, und das setzte dann Unfrieden. Es war Gefahr, daß er zu einem Gassenjungen auswachsen und seiner Mutter wenig Freude machen werde.

Da kam, wie es in solchen Fällen auf dem Lande nicht selten geschieht, die Angelegenheit vor die Gemeinde; der Beschluß des Ausschusses ist begreiflicherweise kein Befehl, dem unbedingte Folge zu leisten ist, er hat jedoch solches moralisches Gewicht, daß man sich ihm nur selten entzieht.

Sonntags nach dem Hochamt traten die Männer auf dem Kirchplatz zusammen. Nachdem sie sich eine Weile angeschaut, um ihre Ochsen und dann allenfalls noch um ein krankes Kind sich erkundigt, zündeten sie den Knaster in den hölzernen Nasenwärmern an und rückten auf den eigentlichen Gegenstand ihrer Beratung los.

Darüber waren sie schnell einig, daß die Witwe heiraten müsse, wenn nicht alles zu Brocken gehen solle, aber wen? Auf Jonas verfiel keiner, denn er gehörte nicht zur Gemeinde, und hätte ihn einer genannt, es wäre von den andern Widerspruch erfolgt: man dürfe keinen Fremden zu so viel Geld hereinlassen. Endlich nahm der alte Nagiller das Maßholderpfeifchen aus dem Mund, räusperte sich und begann schnarrend wie ein Dudelsack: „Den Rochus gebt ihr. Das Alter paßt, beide sind verwittibt, Geld besitzen sie ungefähr gleich viel und er hat Haare genug auf den Zähnen, um das Zeug zusammenzuhalten! Wenn sie herwärts schaut, nimmt er's an, wir haben darüber schon geredt, und dann ist's recht."

Das gefiel allen. Man holte Franz in den Kreis und bat ihn, der Schwägerin, was ausgemacht worden, mitzuteilen.

Franz erwiderte: „Sagen werd' ich ihr's, ob sie mag, weiß ich nicht!"

Er trug noch vor dem Mittagessen Gertraud die Angelegenheit vor. Sie hörte ihn ruhig an und gab ihm den Auftrag, dem Ausschuß für seine treue Vorsorge zu danken, jedoch den wohlgemeinten Rat vorläufig abzulehnen.

Franz hatte dagegen nichts einzuwenden, fügte aber schließlich bei: „Heiraten solltest du schon wegen dem Anwesen, und dem Buben tät' auch ein Vater not, der ihn hie und da bei den Ohren beutelt. Ich hab' zwar den besten Willen, aber nicht immer Zeit dazu!"

„Rochus kann ich, abgesehen von allem anderen, nie heiraten, da würde sich Janos im Grab umkehren. Das begreifst du!"

„Es muß nicht gerade Rochus sein. Du kannst dir ja wählen. Hast du keinen im Sinn?"

Gertraud errötete und schwieg.

„Nun ja, tu wie du willst, wir werden treu zu dir halten!"

Franz ging und teilte dem Vorstand die Unterredung mit.

Rochus erhielt den dritten Korb, grimmig hämmerte er mit dem silbernen Schlagring auf den Tisch, das wolle er der Müllerin nachtragen bis zur siebenten Ewigkeit.

Vor der Vesper wußte es schon die ganze Gemeinde; das konnte er aus den schadenfrohen Gesichtern der

Burschen sehen, von denen ihm wegen seines Hochmuts keiner grün war.

Nachdem der Kooperator, der an die Stelle Ignazis getreten war, den Segen erteilt, verloren sich die Bauern in die Wirtshäuser. Viele gingen zum Neuwirt, weil der das redlichste Gesüff habe, auch Jonas setzte sich an einen Tisch. An einem andern nahm Rochus Platz, bald hörte er allerlei Anspielungen, die Sticheleien wurden derber, endlich sang einer:

„Aufs Eis ist der Rochus
Zum drittenmal gangen,
Und d' Müllerin hat er
Sich doch nit derfangen."

Schallendes Gelächter brach los. Rochus sprang fluchend auf und stieß den Tisch beiseite, daß Flaschen und Gläser klingend zu Boden fielen. „Meint ihr, ich sei auf die angestanden? Ich hab' mich nicht zu schämen, denn ich hab' ihr eine Ehr' angetan; wenn sie mir jetzt auf den Knieen nachrutschen würde, nähme ich sie nimmer und spuckte ihr ins Gesicht."

Das Gelächter erhob sich von neuem, aber noch toller. Als er verstummte, sagte Jonas: „Nimm das Maul nicht so voll, die Müllerin wird deinetwegen keine Strümpfe zerreißen."

„Du bist auch da, du Mausbauer," höhnte Rochus, „mit den fünf Kühelen? Bist etwa du schon mit ihr verkündet?"

Auf Jonas Wange flammte dunkle Glut.

„Da schlampt sie zuerst in Ungarn herum," fuhr Rochus fort, „und klaubt auf der Straße einen Buben auf — —"

„Die ganze Gemeinde kann ihren Trauschein und das Taufzeugnis des Buben sehen," unterbrach ihn Jonas, „wenn sie eine Schande trifft, ist's einzig die, daß ein solcher Kerl wie du, gewagt hat, um sie zu freien!"

„Du willst mir's bieten," schrie Rochus, daß die Stimme überschnappte, „du? Warum will sie nicht heiraten? Weil ihr der Wechsel mit den Knechten besser schlaunt!"

„Du bist ein schlechter Mensch," erwiderte Jonas, „ein Lügner und Verleumder, man wird dich finden!"

„Mich finden," brüllte Rochus, „da bin ich!" Er sprang gegen Jonas und schlug ihn mit dem Ring an den Kopf, daß das Blut herunterrieselte. Sie packten sich und rangen, Rochus stellte ihm das Bein, daß er zu Boden fiel. Nun warf er sich auf ihn und stach ihn mit dem Daumen in den Augenwinkel, um ihm das Auge auszubohren. Die Männer rissen die Raufenden auseinander. Jonas wischte das Blut aus dem Gesicht und hob die Hand: „Wir werden uns finden, Rochus!" Dieser blökte die Zähne und suchte sich loszureißen, um noch einmal auf den Gegner einzudringen. Die Bauern führten Jonas aus der Stube zum Brunnen, wo er sich wusch, und brachten ihn dann nach Hause. Rochus wurde eine halbe Stunde darauf von den Gendarmen geknebelt, weil er sich zur Wehr setzte, denn er, der reichste Bauer von Stubai, lasse sich nicht von solchen Stieglitzen angreifen, und zum Bezirksvorstand geschleppt. Dieser leitete gleich das Verhör ein, es ergab sich das Verbrechen schwerer Körperverletzung, der Gefangene wurde nach Innsbruck zur Untersuchung

geführt. Wie gewöhnlich in solchen Fällen wollten die Bauern gegen ihn nicht Zeugnis ablegen; zum Glück waren jedoch bei jener Szene einige Herren aus der Stadt anwesend; Rochus mußte an Jonas 200 Gulden zahlen und wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt.

Was nun das Ausbohren der Augen betrifft, so hat es nicht Rochus erfunden. Noch vor einigen Jahren begegnete man Bauern mit nur einem gesunden Auge nicht selten, das andere schielte oder war durch einen Riß der Hornhaut verunstaltet, wenn es nicht ganz fehlte. Seltener war die ganze Sehkraft vernichtet. Diese scheußliche Roheit wurde endlich nebst mancher andern durch den Haslinger kuriert, die Oesterreicher verstanden ihn tüchtig zu führen, bald hätten wir gesagt: Gott sei Dank; es helf, was helfen könnte.

Durch die Bauern, welche Jonas zu Hilfe eilten, war das Aergste von ihm abgewandt, er genas daher schnell, schielen mußte er freilich sein Lebtag; daß dadurch allenfalls seine Schönheit Eintrag erlitt, kümmerte ihn wenig, denn er hatte nicht weit zu den vierzig. In die Mühle ging er nicht, weil dort gerade nichts für ihn zu schaffen war; als er noch im Bette lag, war Gertraud mehrmals bis zur Türe seines Hauses gekommen, sie hatte schon die Klinke in der Hand, schien sich aber jedesmal wieder zu besinnen und kehrte um.

Die Sache wäre vielleicht noch Jahre lang so fortgegangen, da mischte sich zum Glück unser Pater Salesi, der die Bauern besser kannte, als Deus ex machina ein.

Er weilte eben in der Sommerfrische zu Mieders und war daher bald über die Lage der Dinge in Vallrup genau unterrichtet. Die Müllerin ging bei ihm zur Beichte; sie wird ihm wegen Jonas keine sündhaften Gedanken anzuvertrauen gehabt haben, wohl aber sah er auf den Grund ihres redlichen Herzens und beschloß, einen Knoten zu lösen, der sich ohne sein Eingreifen nur mehr verwirrt hätte.

Er bestellte sie nach der Absolution.

Der Rat des Gemeindeausschusses war der Punkt, an den er anknüpfte, er selber müsse zustimmen, ob sie denn zu keinem Entschluß gelangen könne? Seit dem Tod ihres Mannes seien anderthalb Jahre verflossen, niemand würde sie daher bei einem neuen Bündnis der Voreiligkeit zeihen und gewiß wäre es im Sinne des Verstorbenen, wenn sie dem Knaben einen wackern Vater gäbe, der ihm durch treue Vorsorge das Gut erhielte.

Es überraschte ihn nicht, daß die Müllerin ihm völlig recht gab. Sie habe auf Janos' Grab gebetet, ihm die Sache vorgetragen und dabei eine solche innere Beruhigung erfahren, daß er zu einer Wiederverehelichung gewiß vom Himmel den Segen gebe.

„Ihr habt gewählt?" sagte der Priester entschieden.

Sie hob ruhig und langsam das Auge: „Gern gesteh' ich es Euch, ich habe an Jonas gedacht, und zwar nicht bloß äußerer Gründe wegen, sondern weil ich ihn ehre und, soweit es nach meiner ersten Ehe möglich, auch gern habe. Nur ein Umstand tritt hemmend zwischen uns, er warb schon einmal um mich, ich habe ihn, wenn auch mit aller Achtung, zurückgewiesen."

„Ueberlaßt Ihr mir die Sache?“

„Mit aufrichtigem Vertrauen.“

„Ihr wißt, daß ich nur Euer Bestes will und Euch nicht bloßstellen werde. Heut ist Samstag, wie die Dinge liegen, kann ich Euch morgen zum erstenmal von der Kanzel verkünden.“

Die Müllerin trat betroffen zurück.

„Erschreckt nicht darüber, daß, was Ihr im stillen wünscht, so schnell in Erfüllung geht. Ihr habt lang und viel gelitten, darum soll diesesmal nichts eine glückliche Zukunft verzögern. Mit Jonas bring' ich die Sache abends in Ordnung. Wollt Ihr?“

„Sei's!“ antwortete sie rasch entschlossen. „Damit wird alles weitere Gerede abgeschnitten; ich darf auch bei der nahen Reife des Korns nicht mehr zappeln und strappeln.“

Sie kehrte in die Mühle zurück.

Nun kam die Reihe an Jonas. Salesi ließ ihn fragen, warum er ihm denn heuer auch nicht eine von seinen trefflichen Marillen bringe? Ob sie mißraten seien?

Es war Feierabend. Nach dem Aveläuten suchte Jonas die saftigsten Früchte. Salesi erkannte schon auf der Stiege den schweren Tritt der genagelten Schuhe und machte die Türe auf.

„Da wär' ich halt mit Marillen!“ sagte Jonas treuherzig, „vergessen hätt' ich Euch eben nicht, es sollten nur mehr reifen. So müßt Ihr halt mit dem, was ich bringe, vorlieb nehmen.“

„Gelt's Gott, Jonas!“ sagte der Priester schlau

lächelnd. „Heut hast du mir was geschenkt, ich möchte aber an dir auch was verdienen."

„Ja, wie denn?"

„Es schlägt jetzt bald vierzig bei dir, heiraten sollst du, daß ich dich kopulieren kann."

Jonas ließ erschrocken das leere Körblein fallen.

„Die Müllerin sollst heiraten!"

„Du lieber Gott," unterbrach ihn der Bauer, „die mag mich nicht, ich bin schon einmal abgeschlüpft!"

„Wenn sie dich aber jetzt möchte?"

„Das wär' die größte Freud' in meinem Leben. Da müßt' ein Scheibenschießen in Stubai sein, daß es noch hundert Jahre durch das ganze Tal kracht!"

„Gut! Die Sache ist in Ordnung. Du kommst morgen zum Hochamt. In der Kirche selbst wirst du das Weitere hören, dann erwarte ich dich hier im Widum. Daß du niemand was zu sagen brauchst, begreifst du."

Jonas verstand zwar nicht, wie das alles zusammenhänge, zu fragen getraute er sich nicht, und so ging er nachdenkend heim.

Er fand sich zeitlich beim Hochamt ein, nach allen Richtungen spähte er, ob die Müllerin käme, — sie mußte wohl die Frühmesse besucht haben. Der letzte Tusch war verrauscht; Salesi stieg auf die Kanzel und predigte schlicht und einfach, wie es für Bauern paßt, ohne dogmatische Spitzfindigkeit und zweifelhafte Legenden. Jonas schien die Predigt gewaltig lang, endlich schloß Salesi, ließ das gewöhnliche Vaterunser beten und zog das schwarze Buch, das die kirchlichen

Mitteilungen für die Woche enthielt, aus der Brusttasche.

Er verlas die verschiedenen Rosenkränze, die eingezahlt worden, dann begann er:

„Zum heiligen Sakrament der Ehe haben sich entschlossen: — —

— Die Bauern glotzten verwundert empor —

„Jonas Danler und Gertraud Szalai, geborene Neuner“ — —

Jonas schrie laut auf: „Jesus Maria und Joseph!“ und stürzte durch die Kirchtüre auf den Friedhof.

Dumpfes Murmeln erhob sich, die Leute meinten, er sei närrisch geworden.

Auf Umwegen gelangte er zum Widum.

Salesi war bereits in seinem Zimmer.

„Ja, was ist denn das, Hochwürdiger,“ begann Jonas fast verzagt, „es wird doch kein Spaß gewesen sein!“

„Dafür ist die Kirche zu gut!“ antwortete der Priester lachend.

Es klopfte leise, auf das Herein erschien Gertraud.

„Ist es denn wirklich wahr, meine liebe Gertraud?“ fragte Jonas, wagte jedoch nicht, sich zu nähern.

„Gebt euch die Hände,“ sagte der Geistliche. Sie gehorchten. „So ist's recht,“ fuhr er fort, „wollte Gott, daß alle Paare, die sich zur Trauung melden, so gut zusammenpassen möchten, wie ihr zwei!“ —

Ich will diese Erzählung mit einer Nachricht schließen, die wenigstens mir und gewiß auch vielen Lesern sehr wichtig erscheint. Der Zahn jenes Reptils, der mich so viel beschäftigte, gehört zur Spezies Belodon;

ähnliche Zähne fanden sich nach einer gefälligen Mitteilung des berühmten Paläontologen Hermann von Meyer im Keuper bei Stuttgart.

* *
*

Meine Schrift ist etwas unleserlich. Um nun Druckfehlern vorzubeugen und dem Setzer Mühe zu ersparen, kopiert mir meine Frau die Aufsätze. Bei den letzten Zeilen dieser Erzählung schüttelte sie mehrmals bedenklich das Haupt, endlich warf sie die Feder weg und rief: „Glaubst du wirklich, daß außer etlichen alten Professoren sich jemand um diesen Zahn kümmere? Wär's für den Schluß nicht besser, wir gingen am Samstag abends nach Mieders, sehen, was die Leute zu Ballrup treiben, wo du seit ein paar Jahren nicht mehr eingekehrt bist, und stiegen Sonntags früh zur Waldrast empor. Den Kindern wird es wohl tun, wenn sie sich Almrosen, Aurikeln und Steinblümeln holen dürfen; du bringst ohnehin fast nur noch Mineralien vom Joch herunter. Abends fahren wir von Matrei auf der Eisenbahn nach Innsbruck; das wird ein prächtiger Ausflug für einen Tag."

Ich stimmte zu.

Am nächsten Morgen suchte ich den Direktor Sibinger auf, um mich nach Janos zu erkundigen.

„Der Schliffel der!" erwiderte dieser bedächtig. „Nu, nu, Sie dürfen nicht erschrecken, er ist sonst brav und unverdorben, hat auch was Ordentliches gelernt, und so bringt er gewiß in etlichen Wochen ein gutes Maturitätszeugnis heim. Aber ein Schliffel ist's! Für die Primiz braucht seine Mutter kein Huhn zu mästen,

der wird kein Geistlicher. Denken Sie sich, letzthin schwänzt er die Schule. Ein Professor geht über den Rennplatz und bleibt, weil man Pferde versteigert, stehen. Wen sieht er? Den Janos, wie er einem Bauern das Roß, welches dieser kaufen will, im Kreis tummelt. Wir haben ihn mit Arrest gebußt — nu, er wird schon gescheiter werden, aber nach Brixen taugt er nicht."

„Was soll ich den Eltern raten?" fragte ich.

„Der Bub schwärmt immer vom Militär. Wie wär's, wenn ihn der Stiefvater dazu täte? Sagen Sie ihm das; ein vergnügter Soldat ist besser als ein unzufriedener Geistlicher."

Dagegen ließ sich nichts einwenden.

So marschierte ich Samstag abends mit meinem Völklein über den Schönberg nach Mieders. Nachdem wir Abendessen und Nachtlager bestellt, gingen wir zur Mühle.

Mariele stand vor der Tür und neben ihr wie Orgelpfeifen in Reihe ein paar Büblein, die seit meinem letzten Besuch auf die Welt gekommen, so daß der Segen Salesis bei der Trauung: Jonas und Gertraud möchten wachsen und sich mehren, schön erfüllt war; die Müllerin erkannte meine Stimme, sie lief zur Schwelle und machte mir nach dem freundlichsten Gruß Vorwürfe, daß ich mich so lang nicht sehen gelassen hatte.

Sie reichte meiner Frau die Hand, an der jetzt das Ringlein mit den zwei Herzen steckte, und führte uns in die Stube. Meine Rangen hatten mit ihren Kindern bald Freundschaft geschlossen, die durch einiges Spiel-

zeug, das sie ihnen aus der Stadt mitgebracht hatten, für ewig befestigt wurde. Bald schmückte Butter, Käse, Milch und Kirschen, die ein Knecht frisch vom Baume gepflückt, den Tisch und beschäftigte die lärmende kleine Gesellschaft; Jonas wurde auch herbeigeholt und schenkte mir ein Gläschen mit doppelt destilliertem Schnaps, der noch aus den Tagen des Alten für feierliche Gelegenheiten reifte, bis zum Goldrand voll.

Und nun hielt ich meinen Vortrag über Janos.

„Der Teufelsbub," meinte Jonas, „wenn er so gern mit Rossen zu tun hat, könnt' er gar wohl die Mehlsäcke hin- und herfahren."

„Für was hätt' er denn g'studiert!" rief die Mutter mit einem Anflug beleidigter Eitelkeit. „Da liegt der schöne Brief" — sie zog ein sorgfältig zusammengelegtes Papier aus dem Busen und breitete es auf den Tisch — „worin er den Salesi um sein Vorwort bittet, daß er zu den Husaren darf."

„Ja, und was hat der Salesi gesagt?"

„Der hat die Achseln gezuckt und gemeint, wir sollten mit den Professoren reden."

Sie blickte mich auffordernd an.

Ich erzählte nun Wort für Wort, was Sibinger gesprochen und verstärkte meinen Rat, den Buben laufen zu lassen, mit dem Gewicht dieses erfahrenen trefflichen Jugendfreundes.

„Ja, ja!" sprach Jonas nach einer Weile, „im Herbst muß er ohnedies für das Militär losen; wird er über die Vakanz nicht anderen Sinnes — meinetwegen!" Er drückte Gertraud die Hand: „Ist's dir recht, Mutter?"

Eine Träne füllte ihr Auge. „Der Herrgott ist überall bei ihm, auch wenn er Husar ist! Hab' ich ihn doch selber, wenn ich ernstlich betete, in Ungarn so gut gefunden als in Tirol!"

Der Leser hat sich wohl überzeugt, wie es den Leuten zu Ballrup geht, hoffen wir — gut fort und fort!

*　*
*

Auf der Waldrast fanden wir die Orgel nicht mehr. Später traf ich sie zu Sterzing auf dem Bahnhof im Besitz eines Invaliden, der die alten Melodien gar beweglich ableierte. Ich erkannte das Werkl an der Inschrift; er erzählte mir, daß er bei Custozza zum Krüppel geschossen worden sei. Dann habe er von dem Weihgeschenk gehört und es mit den zehn Gulden von Gertraud erhalten unter der Bedingung, dasselbe, wenn er es nicht mehr brauche, einem anderen Invaliden zu hinterlassen. Das habe freilich noch Zeit, indem er alt zu werden und der braven Müllerin noch manches Vaterunser zu beten hoffe.

Nur die blonden Flechten prangten noch auf dem Scheitel des Gnadenbildes. Ich äußerte gegen meine Frau, die sie bereits früher gesehen hatte, den Wunsch, zu erfahren, wie es sich damit verhalte.

Sie lächelte und schwieg.

Wir gingen in das Wirtshaus.

Nachdem die Hallertörtchen, welche die Kellnerin gebracht, unter die Kinder verteilt waren, sagte sie: „Jetzt will ich auch dir ein Dessert liefern. Weißt du,

daß mir die Geschichte mit dem Haar drüben in der Kirche bekannt ist?"

„So!" rief ich erstaunt, „erzähle!"

„Und noch dazu stammt das blonde Haar von einer Schwägerin Gertrauds. Siehst du, ich weiß die Chronik der Mühle genauer als du, trotz deines Talentes, wie ein echter Topfgucker alles auszuschnüffeln. Also höre!"

„Im Nachwinter traf ich eine Bäuerin auf dem Platz. Das prächtige blonde Haar fiel mir sogleich auf, und ich konnte nicht zweifeln, daß die Locken der Muttergottes auf dem gleichen Grund gewachsen seien. Als das Gedränge des Marktes etwas nachließ, trat ich an ihren Korb und kaufte Butterstrützeln und Eier. Sie erbot sich, mir wöchentlich meinen Bedarf zu bringen, und so ist sie seit einem Vierteljahr meine Butterbäuerin, der du wegen deiner Vorlesungen nie zu Haus begegnetest. Sie hat im vorigen Herbste den Lehrer zu Novatsch geheiratet, wo meine Schwester Anna die Sommerfrische genießt und ihren Buben, den Karl, von ihm für die Schule vorbereiten läßt. Mit diesem Lehrer hat nun Hanni, die Schwester von Vronis Franz, ein Verhältnis angeknüpft, als er noch Oberjäger war. Der schreckliche Krieg von 1866 brach aus, er mußte in das Feld und wurde von seinen Kameraden das letzte Mal im Gefecht bei Voara gesehen. Niemand wußte von ihm zu melden; auch nach dem Friedensschluß und der Rückkehr der Gefangenen war über ihn keine Nachricht zu erhalten. Nach der Seelenmesse, die Salesi in herkömmlicher Weise für ihn gelesen, erklärte Hanni, sie wolle im Kloster der Karme-

litinnen zu Wiltau eintreten. Ihr Bruder hätte es auf ihre beweglichen Bitten und Tränen erlaubt, aber der erfahrene Salesi, der im Ausbleiben eines Liebhabers keinen Grund für den klösterlichen Beruf sah, widersprach entschieden. Weil das leidenschaftliche Mädchen den Vorsatz dennoch nicht aufgeben wollte, so setzten ihr die Verwandten ein Ziel bis — Neujahr. Verzweifelnd an der Erfüllung der in ihren Augen unmöglichen Bedingung gelobte sie sich dennoch auf die Waldrast: der Muttergottes ihr Haar als Schmuck zu widmen, wenn ihr Bräutigam unerwartet noch zurückkehre; wenn nicht, mög' es vor dem Altar unter der Schere der Aebtissin fallen. Der Totgeglaubte kehrte jedoch zurück. In einer Festung Italiens, wohin man ihn verwundet geschleppt, vom Lazarettfieber befallen, mußte er zurückbleiben, seine Genesung zog sich lange hin und um sich nicht zu verderben, durfte er täglich nur wenige Stunden fahren. Die amtliche Anzeige von seinem Aufenthalt, wenn sie die schlauderischen Welschen überhaupt machten, verfehlte sein Regiment, und da man in jenen Tagen ohnedem genug zu tun hatte, unterließ man beiderseits weitere Schreibereien hin und her. Weil er am Allerseelentage unvermutet heimkehrte und Hanni, zu der er fensterln kam, im ersten Schrecken ein Gespenst zu sehen glaubte, nennt man ihn seitdem die arme Seele von Rovatsch. Nachdem er ihr am Hochzeitstag abends den Kranz vom Kopfe genommen, schnitten ihr Gertraud und Vroni das Haar ab; am nächsten Feiertag wurde es von allen Hochzeitsgästen im lustigen Zuge auf die Waldrast begleitet und dort als glückliches Andenken dem Pater

Salesi überreicht. Nun weißt du alles. Nicht wahr? Den nächsten Ausflug machen wir nach Novatsch zur Lehrerin, die mich ohnehin schon eingeladen hat. Zugleich kann ich meiner Schwester dann die verschiedenen Einkäufe, die sie bestellte, überbringen."

Ich stimmte zu und lernte am Peter- und Paulitag eine wackere Familie kennen. So wie die Lehrerin meiner Frau die Butter, liefert mir der Lehrer, der an den bunten Steinen in der Umgebung längst seine Freude hatte, manchmal gegen kleinen Lohn für die Universität Mineralien; von Belodon hat er freilich bis jetzt nichts gefunden.

Der jung Münch Ylsan

Ich komme soeben von einer Kindtaufe; solche Feste sind bekanntlich in Deutschland nirgends selten; mich pflegt man aber nicht einzuladen, sei es, daß man bei mir einen Mangel christlicher Gesinnung voraussetzt oder dem jungen Erdenbürger nicht gleich als übles Vorzeichen das sauertöpfische Gesicht eines alten Brummbären zeigen will, dem er vielleicht später einmal doch am grünen Prüfungstisch begegnet. Hier wirkte ich sogar als Pate mit, weil ich, neben dem heiligen Antonius von Padua, an dem Eintreffen des kleinen Stophele ein Hauptverdienst hatte. Bei der Tafel brachte ich einen so kräftigen Toast aus, daß die Frauen lächelnd beiseite blickten und die Fräulein errötend auf die Teller schauten, als ob sie das „Pfaffenschnitzel“ von einem fetten Kapaun mehr interessiere als die Pauke, welche ich losließ. Die schönen Leserinnen nehmen selbstverständlich an solchen Festen den regsten Anteil; ich fühle mich daher verpflichtet, das Wie, Was und Warum ausführlich zu erzählen.

Die Geschichte ist sehr harmlos und unverfänglich; dennoch befürchte ich, aus allen Gegenden der Welt mit Briefen überlaufen zu werden; dem möchte ich nun vorbeugen, erstens um Porto zu ersparen, zweitens weil

ich so schreibfaul bin, und drittens brauche ich keinen Kuppelpelz, mit dem man in Tirol diejenigen zu beschenken pflegt, die eine Ehe gestiftet haben. In unserer Zeit scheint mir eine Hochzeit mehr denn je ein Sprung ins Dunkle, den jugendliche Unerfahrenheit jauchzend wagt, um nachträglich nur zu oft nicht bloß ein Bein, sondern auch ein Herz zu brechen. Ich mag daher nie und nirgends der Juno sospita, die jene Geschäfte besorgt, ins Handwerk pfuschen, sondern bete stets, wenn irgend einer meiner jungen Freunde sich zum heiligen Ehestand entschließt, ein andächtiges Vaterunser, daß die Sache gut geraten möge. Das ist sehr ungalant; nun, von einem Steinklopfer, der tagelang in der Oede des Hochgebirges herumklettert, darf man keine Zartheiten erwarten; vielleicht bringe ich ein andermal ein Sträußlein duftiger Alpenblumen von den rauhen Höhen zurück.

*   *
*

Am 16. Oktober 1879, um elf Uhr vormittags, saß ich in meinem Studierzimmer und hämmerte etliche Handstücke, die ich von den Lanserköpfen mitgebracht, zurecht, weil ich sie vor Beginn des Schuljahres der Sammlung einreihen wollte. Tag und Stunde hatte ich den Studenten festgesetzt, die sich für meine Vorlesungen über Mineralogie melden wollten. Da bumste es plötzlich an die Tür, als flöge ein Kruppsches Zentnergeschoß daher, und ein junger Mann, etwa von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren, stellte sich mir mit einer tiefen Verbeugung vor. Seinen riesigen Leib

verhüllte der weite, schwarze Talar des Theologen; das kleine Käppchen hielt er bescheiden in der Hand, mit der er, wie ein Nobler, gewiß an einem buchenen Tische das Eck hätte herunterschlagen können. Als ich ihn bedächtig musterte, fiel mir augenblicklich der „Münch Ylsan" ein, von dem die deutsche Heldensage erzählt, wie er Chriemhilden zu Worms den Rosengarten zerstampfte und dann beim bedungenen Kuß ihr mit dem stachligen Bart die Wange blutig rieb. Indem er mir mit gedämpfter Stimme das Meldungsbuch überreichte, bat er um die Unterschrift. Es lautete auf Christoph Knöpfler, geboren zu Storping in Westfalen, Hörer des ersten Kursus der Theologie. In Oesterreich werden viele Gymnasien von geistlichen Orden versorgt; ihre Professoren müssen sich daher den Staatsprüfungen unterziehen und deshalb den Vorlesungen an der Universität beiwohnen. So sah ich jedes Jahr Weltpriester und Mönche in verschiedenen Kutten vor meinem Katheder und ich will gern bestätigen, daß diese Hochwürdigen zu meinen fleißigsten und besten Schülern gehörten, weil sie unter dem Bann des kirchlichen Gehorsams standen.

Nachdem ich die verlangte Unterschrift gegeben, fragte ich Herrn Knöpfler, während ich eine Prise Streusand auf die nasse Schrift warf: „Sie widmen sich also dem Lehrfache?"

„Das eben nicht!" antwortete er. „Ich bin Theolog, habe jedoch früher Forstwesen und Agrikultur studiert und will nun meine Kenntnisse im Hochgebirge, dessen Klima und Boden von dem meiner Heimat so ganz verschieden sind, vervollständigen."

Dabei war seine Stimme zur natürlichen Urkraft eines Basses angeschwollen, wie ich ihn bisher selten so voll gehört hatte. Ich erwiderte ihm: „Daran tun Sie recht; ein Pfarrer, der mit diesen Dingen vertraut ist, kann namentlich als Landwirt unter den Bauern viel Ersprießliches wirken."

„Noch bin ich es nicht!" murmelte er halblaut vor sich hin; dann griff er in die Rocktasche und zog ein zierliches Briefchen auf rotem Velinpapier hervor: „Das gab mir Fräulein Frida!"

Fräulein Frida! So manches heitere Stündchen, das ich mit ihr bei Sturm und Regen auf der Veranda in der Pertisau verplaudert, stieg vor meiner Erinnerung empor, — also Fräulein Frida!

„War sie den ganzen Winter zu Leipzig, um dort die Stunden mit Richard Wagner zu verklimpern, oder trinkt sie Blümchen-Kaffee, wie es einer braven Sächsin ziemt? Sie kommt doch heuer wieder an den Achensee?"

„Freilich! Dort wird sie aber keinen Blümchen-Kaffee schlürfen, sondern wie eine Tirolerin in Renken und Rehbraten einhauen, daß die Veronika des Prälaten, an den sie mich ebenfalls empfiehlt, auf dreifache Portionen sich einrichten muß."

Ich öffnete den Brief; Frida empfahl mir Herrn Knöpfler als einen prächtigen jungen Mann voll frischer Ursprünglichkeit und frohem Humor; leider wolle er sich der Theologie in die Arme werfen, und es wäre recht gut, wenn ich ihn von diesem Vorsatz abbrächte.

Frida war bereits verlobt, also war die Bitte jedenfalls uneigennützig; ich konnte daraus nur schließen, daß Herrn Knöpfler der Chorrock nicht auf den Leib geschnitten sei, denn die Weiber haben in diesen Angelegenheiten einen scharfen psychologischen Blick. Wie sollte ich aber das versuchen, was den schönen Mädeln zu Leipzig nicht gelungen war?

Nach und nach lernte ich den jungen Mann näher kennen und fand die Mitteilungen meiner Freundin bestätigt; trotz des Priestermangels in der Diözese Brixen wünschte auch ich, daß er dem Fischernetze Petri entrinnen und sich ein Heim außerhalb der Kirche gründen möge. Wie er mir später anvertraute, wollte er sich vorläufig nicht der Landwirtschaft widmen; da sein Vater noch rüstig war, so habe er sich auf den Wunsch der Mutter entschlossen, Theologie zu studieren, um in dieser glaubenslosen Zeit eine Stütze für sein Inneres zu finden. Er war seiner Ueberzeugung nach streng katholisch; das hatte mich nicht anzufechten; nur durfte ich ihn an keinem Fasttage einladen, denn da beschränkte er sich auf den Genuß von Stockfisch und Bohnen.

Weil wir das religiöse Gebiet bereits streiften, so dürfen wir wohl auch einen Seitensprung in die Hofkirche am Rennplatz machen. Die Touristen bewundern dort die Bronze-Statuen und das Grabmal des Kaisers Maximilian; die wichtigste Merkwürdigkeit für die holden Touristinnen erwähnt aber nicht einmal der gewissenhafte Amthor. Keineswegs meine ich das Grab der Philippine Welser, das der Meißel des berühmten Collin schmückte, sondern ein kunstloses Oelbild des heiligen Antonius von Padua auf dem Altare des linken

Seitenschiffes. Der Heilige ist als Jüngling dargestellt; sanft lächelnd erhebt er die Rechte zum Segnen, in der Linken hält er Buch und Lilie. Eine Zackenkrone schwebt über dem silbernen Rahmen, aus dessen Blattwerk Weintrauben hängen; breite, goldene Strahlen schießen nach jeder Richtung hervor und an Festtagen schlingen sich Gewinde mit weißen Rosen um die roten Marmorsäulen. Eine Inschrift lautet: „Heiliger Antonius, du Wundersmann, bitt' für uns."

Dieses Gemälde befand sich bis 1661 zu Zirl in einer Privatkapelle; bei einer Feuersbrunst, die das Dorf in Asche legte, wurde es wunderbar erhalten und der Gegenstand allgemeiner Verehrung. Auf den Wunsch des Erzherzog-Statthalters, dessen Namen ich leider vergessen habe, wurde es dem Orden der Franziskaner, dem bekanntlich der Heilige angehörte, überlassen und auf den Altar der Hofkirche übertragen. An den Schranken vor dem Altare bemerkt man zahllose Brandmale, von den Kerzchen herrührend, die hier fromme Hände anzünden; die Bretter an den Bänken sind vom Knieen ausgehöhlt, so daß man sie von Zeit zu Zeit erneuern muß. Kommt man des Abends, so sind die Bänke von Mädchen verschiedenen Alters besetzt; manche von ihnen hat sich in einem abgelegenen Winkel niedergeworfen. Stellt man sich in den Schatten einer Säule oder Statue, um indiskret genug die Beterinnen zu beobachten, so erkennt man bald an Gebärden und Antlitz, wie sehr es ihnen mit ihrer Andacht ernst sein muß. Sie beten nämlich um die beste Gottesgabe, die einem weiblichen Herzen zuteil werden kann, um einen Ehegatten. Aber auch Liebende schützt der

heilige Antonius und ebnet ihnen den Weg zum Traualtar.

Was ich hier mitteile, ist durchaus kein frivoler Scherz, sondern Volksglaube, wie das jeder hören kann, der sich danach erkundigt. Warum dieses Amt, welches vielleicht besser für den ritterlichen, mit Pfeilen durchbohrten Sebastian taugen würde, gerade dem heiligen Antonius zugeteilt wurde, weiß ich nicht und habe dafür auch in der Legende keinen Anhalt gefunden; wir wollen daher die Tatsache auf sich beruhen lassen und nur noch beifügen, daß der Heilige auch verlorene Sachen wieder zutage bringt. Das kirchliche Responsorium singt:

„Wer Wunder und Zeichen finden will,
Bei Sankt Antoni find't er viel."

Auch zu Kaltern, das nicht bloß durch seine trefflichen Weine, sondern auch durch seine frommen Frauen berühmt ist, nimmt der Heilige ähnliche Bittgesuche entgegen; zu Bozen teilt er sich mit einer uralten Madonna in dieses Geschäft, von der ich auch eine Geschichte zu erzählen wüßte; sie ist aber so traurig, daß ich mich nicht gern daran erinnern mag.

*

Schon nahte der Vorfrühling, jene Zeit, da die Schwalben von Süden nach Norden ziehen und ich von Norden nach Süden zu wandern pflege. Ich hatte eben in meinem Arbeitszimmer aufgeräumt, um nach meiner Rückkehr alles in Ordnung zu treffen, und gab dem alten Diener Niggl Auftrag, die Taube und den Kanarienvogel, die mit mir den traulichen Raum teil-

ten, stets mit Grünzeug zu versorgen — da humpelte Herr Christophorus durch die Tür, etwas aufgeregter als gewöhnlich, wie mir schien.

„Denken Sie, Herr Professor," rief er lebhaft, ohne eine Frage von mir zu erwarten, „was mir jetzt in der Franziskanerkirche begegnet ist!"

„Nun?"

„Nachdem ich den Kreuzweg gebetet, setzte ich mich unweit des Antoni-Altares in eine Bank und zog die ‚Tirolerstimmen' heraus. Es waren wenige Leute da; der Rosenkranz, zu dem sich das andächtige Frauenvolk zu versammeln pflegt, wird ja später gehalten; so glaubte ich niemand ein Aergernis zu geben und begann zu lesen. Da flüsterte mir eine zarte Stimme in das Ohr: ‚In die Kirche gehören keine Zeitungen!' Ich wandte mich erschrocken um: ein Mädchen, das ich bisher nie gesehen, blickte mich aus nächster Nähe ernsthaft an."

„Die werden Sie wohl gleich beim Flügel gepackt und ihr ein Bussel aufgepappt haben?" unterbrach ich ihn lachend.

„Aber, Herr Professor," stotterte er, „in der Kirche!"

„Wenn Sie sich um uns Tiroler und namentlich um die Tirolerinnen mehr gekümmert hätten als bisher, so hätten Sie wohl schon längst das landläufige Sprüchlein gehört:

‚Ein Bussel in Ehr'n
Hat Gott und die Welt gern!'

Tun Sie es in Zukunft, — schmeckt besser, als die Syllogismen des Thomas von Aquin ... Und dann?"

„Sie ging fort; bei der Kirchentür sah sie sich noch um."

„Sie werden ihr doch eiligst nachgestakelt sein?"

„Nein, ich eilte zu Ihnen."

„Wie unbeholfen! War sie hübsch?"

„Hübsch? Schön, wie ich noch nichts gesehen! Blonde Augen, blaue Haare, —"

„Und die Nase mitten im Gesicht! Das gibt keinen Steckbrief. Kein besonderes Merkmal, Sie Konfusionsrat?"

„Doch ja! An der Oberlippe rechts eine kleine Narbe."

„Holla!" rief ich.

„Sie kennen das Fräulein?" Er packte mich am Arme, daß ich vierzehn Tage blaue Flecken hatte.

„Vielleicht, aber was geht denn Sie das an? Wenn ich Ihnen verrate, wer sie ist, machen Sie wohl gar zum Entsetzen der theologischen Fakultät im Talar Fenster-Promenade, und wenn der Rektor erfährt, daß ich die Hand im Spiele habe, so krieg' ich gratis eine Predigt, die alles einbringt, was ich seit Jahren versäumt. Mein Herr Christophorus, das wäre für mich in der Fasten geradezu lebensgefährlich!" Als ich sein betrübtes Gesicht sah, fügte ich tröstend hinzu: „Vielleicht nach Ostern!"

Er schlug die Augen nieder und seufzte tief.

„Als Abschlagszahlung können Sie mir einen kleinen Gefallen tun. Auf den Hügeln blühen bereits Anemonen und Heiderich; auch eine oder die andere Primel guckt schon hervor; Sie haben jetzt nichts zu tun und ich muß einpacken, — möchten Sie mir nach-

mittags nicht eine tüchtige Handvoll bringen? Die Osterkräutlein spitzen ebenfalls aus dem Grase, — pflücken Sie von diesen etwas; man verwendet sie zum Färben der Ostereier und ich lege dann die zwei schönsten für Sie am rechten Platze ein."

Rot und bleich vor Verlegenheit drehte er an dem runden Hute. Ich aber summte das bekannte Schnadahüpfel:

„Der Dasigl im Wald,
Hat nit warm und nit kalt,
Hat die Kutten aufg'hängt
Und ist 'm Madl nachg'sprengt!"

Das wurde dem Einsiedler von der Bretval bei der Hochzeit gesungen. Er hatte nämlich im Jahre 1809 zum Stutzen gegriffen, ein sauberes Dirndl, die Tochter einer Witwe, kennen gelernt und dann geheiratet.

Nachmittags brachte mir die Magd eine ganze Schale voll Blumen; ein Theolog habe sie an der Tür abgegeben. Schneeglöckchen und Krokus hatte ich bereits am Husselhofe gepflückt, — so konnte ich einen schönen Strauß binden. Als ich fertig war, wickelte ich ihn sorgfältig in Fließpapier und steckte ihn in die Brusttasche, um ihn nicht wie ein Hochzeitsbitter durch die Vorstadt zu tragen.

Auf dem Mittelgebirge, südlich von Wiltau, erhebt sich der Pflaurerhof, wo man das Inntal auf- und abwärts von der hohen Munde bis zum Kaiser überblickt. In der Nähe war ein Steinbruch, wo im Quarz-Phyllit bisweilen Mineralien eingesprengt waren, so unter anderem der seltene Jamesonit. Hatte ich hier eine Weile gehämmert, so pflegte ich das Säckchen mit

Steinen zum Hofe zu schleppen, den ein Jugendfreund von mir bewirtschaftet; er ließ es mir stets am nächsten Morgen durch die Milchmagd, die mit dem Karren täglich nach Innsbruck fuhr, in mein Arbeitszimmer bringen. Wir setzten uns dann vor das Haus in die Laube, redeten von alten Zeiten oder vom Elend der Gegenwart, — was in Oesterreich „politisieren" heißt. Sein herziges Töchterlein Mitzel war meine letzte Liebe. Solange sie ein Kind war, spielte sie zu unseren Füßen; ich brachte ihr hier und da eine Leckerei oder ein Spielzeug. Seit einigen Jahren war sie zu einer reizenden Jungfrau herangewachsen; jetzt spendete ich ihr Alpenblumen, die ich auf meinen Fahrten vom Joch holte, oder schenkte ihr ein Buch, wie Christian Schnellers Alpsee, die Gedichte von Moriz Schleifer oder die Saligen der Angelica v. Hoermann, welche tirolisches Volksleben gemütlich und treu schildert. Dafür erhielt ich das erste Bündel Spargel, die Frühbirnen und Aprikosen. Was sich liebt, neckt sich; daher nannte sie mich nur den „schlimmen Onkel". Auch ihre verstorbene Mutter war meine Jugendfreundin auf du und du gewesen, und so blieb ich, wie mit den Eltern, auch mit der Tochter du und du. Ich gönnte und wünschte ihr das beste; weil sie sehr fromm war, meinte ich, sie solle Haushälterin bei einem Pfarrer werden, und wenn sie mich darum ersuche, dann wolle ich sie für diesen Zweck dem dicken Propst Erler empfehlen, der mit mir auf den Bänken des Gymnasiums gesessen habe. Da sie gerade die Blumen goß, gab sie mir für diesen Antrag einen tüchtigen Spritzer, so daß ich mich in der Sonne trocknen mußte.

Zum Pflaurerhof steuerte ich auch diesmal, und im Pflaurerhof zur Mitzel. Sie hatte Christophorus belehrt, daß man in der Kirche nicht Zeitungen lesen solle, nicht einmal die klerikalen „Tirolerstimmen". Die Narbe an der Oberlippe hatte sie verraten. In der Wirtschaft des Vaters war ihr neben dem Garten auch die Hühnerzucht übertragen; da wollte sie im vorigen Herbst eine Henne forttragen; der böse Hahn verteidigte seine Frau, flog auf und gab ihr einen scharfen Hieb, den er freilich später auf dem Schafott büßte. Dieses „Bussel" des Gockels machte uns viel Spaß und sie mußte lange davon hören. Ich traf sie gerade im Garten, wie sie die Erde lockerte. Als sie mich bemerkte, lehnte sie die Kratze an den Zaun und bot mir die Hand, in welche ich den Strauß legte. Es werde sie gewiß freuen, daß ein Geistlicher diese Blumen gepflückt habe; deswegen sei ich aber nicht gesonnen, meinen Ansprüchen auf die ersten Spargel zu entsagen. Sie dankte mir lächelnd; die Blumen seien schön und da sei es gleich, wer sie geholt. Der Pfeil war zu stumpf; ich besann mich nicht lange und fiel mit der Tür ins Haus: „Mitzel, Mitzel, ich höre böse Dinge von dir! Ist es wahr, daß du den heiligen Antoni besuchst?"

Sie sah mich mit großen Augen an, gab jedoch keine Antwort.

„Er hat an dir gar schon ein Wunder gewirkt!"

Sie wurde betroffen.

„Er hat dir ja deinen Künftigen gezeigt . . ."

„Ja, wen denn?"

„Nun, einen Sonntagsbuben!"

Auch sie wurde rot und bleich und ließ vor Verlegenheit den Strauß fallen. Sie wird sich schon darnach bücken, dachte ich und hob ihn nicht auf. Bis sie sich wieder besinnt, will ich mich bezüglich des Ausdrucks „Sonntagsbube" rechtfertigen; er ist keine boshafte Erfindung von mir, sondern man bezeichnet im Zillertale junge Geistliche so, in der Stadt allerdings nur scherzweise.

Endlich schüttelte sie den Kopf und sagte, ohne die Augen aufzuschlagen: „Was fällt dir ein! Einen Theologen!"

„Nun, was das betrifft," erwiderte ich lachend, „so reise ich jetzt nach Rom und kann dort Dispens holen. Soviel ich jedoch weiß, bindet ihn kein Gelübde, und im übrigen gilt der Spruch: „Quatuor minores non impediunt quatuor uxores". Das verstehst du freilich nicht, mein liebes Mitzerl, ich will es dir jedoch durch ein Beispiel erklären. Mein verehrter Kollege, der Herr Professor Ignaz Zingerle, war sogar Noviz im Kloster Marienberg und erhielt dort die vier unteren Weihen; er ist jedoch wieder ausgesprungen und hat jetzt, trotz der Salbung mit dem heiligen Oele, die dritte Frau heimgeführt. Siehst du, das ist gar nicht so gefährlich!"

Sie nahm rasch den Strauß vom Boden und fragte dann, indem sie das Näschen darin versteckte: „Ja, wie heißt er denn?"

„O, du Spitzbübin!" rief ich. „Das sag' ich dir nicht; du wärst wohl gar imstande, ihm als Gegengabe etwas zu sticken, so ein Merkzeichen oder dergleichen.

Denke dir, wenn ihm das aus dem Brevier fiele und der Rektor säh' es —"

„Der muß ja nicht alles mit seiner Spürnase ausschnüffeln!"

„Du gottloser Fratz, wenn du das am Gründonnerstag beichtest, so wirst du garnicht absolviert!"

„Mein alter Servit läßt schon mit sich handeln! Uebrigens ist ja die Neugier keine Sünde und du könntest es mir also gar wohl verraten. Nur ein bißchen!"

„Ein bißchen? Gibt man einer solchen Betschwester den Finger, so packt sie gleich die ganze Hand. Den Anfangsbuchstaben will ich dir verraten, — morgen findest du ihn auf den Ostereiern."

„Warum nicht heut?"

„Also horch: A, B, C, D, E, F, —"

Sie unterbrach mich lachend: „Willst du aufhören? Das Alphabet habe ich schon bei den Klosterfrauen gelernt."

Da trat Vater Hans ein und brummte: „Was macht ihr denn da für einen Spektakel? Du bist noch immer der alte Kindskopf, wie vor dreißig Jahren."

„Mitzel hat das Alphabet vergessen und da hab' ich es ihr vorgesagt. Eigentlich handelt es sich nur um ein paar Buchstaben! . ."

Ich blickte sie von der Seite an; sie hüpfte schnell zur Tür hinaus und ließ mich allein.

Nun erzählte ich Hans, daß ich mit einem Theologen aus Westfalen bekannt geworden war, einem ausgezeichneten Landwirt und Forstmann, der sich gern

über tirolische Verhältnisse belehren möchte und ihm gewiß auch vieles mitteilen könnte, namentlich über Düngungsmethoden und Maschinen, die man bis jetzt bei uns nur zu wenig benütze.

„Ja, ja," meinte er, „unsere Bauern sind eben damische Köpfe, die stets bei dem bleiben, was schon der Großvater getan hat. Uebrigens hättest du deinen Theologen gleich mitbringen können; führ' ihn das nächste Mal herauf."

„Wir gehen jetzt beide in die Osterferien. Leb' vorläufig wohl!"

Wir schüttelten uns die Hände und schieden.

Als ich an der Geisblattlaube, die schon im vollen Triebe stand, vorbei war, rief mir Mitzel, die sich dort versteckt hatte, nach: „Behüt Gott, vergiß mir die Ostereier nicht!"

Ich wandte mich um, — ihr frisches, lachendes Gesichtchen guckte zwischen den grünen Zweigen heraus, — und hob drohend den Finger: „Wart' nur, du erhältst sie früh genug! Wenn du sie essen willst, streu' Salz darauf, sonst verderben sie dir den Magen. Behüt Gott, auf Widersehen!"

Zu Hause ließ ich Campecheholz sieden, schnitt aus Zwiebelschalen, die gelb färben, ein „C" und ein „K", fügte sie in ein Kränzchen von Osterkräutlein und klebte es mit Gummi auf ein Ei. Dann wickelte ich das Ei in Leinewand und legte es in den kochenden Absud. Andere Eier erhielten andere Figuren, manche ein zierliches Mosaik. Nach einer Weile hob ich sie heraus und löste sie aus den Binden; alles war wohl geraten. Sechs Eier legte ich sorgfältig zwischen jun-

gem Laub in ein Strohkörbchen; der alte Niggl trug sie zum Pflaurerhof. Was er für ein Trinkgeld empfing, weiß ich nicht zu sagen, denn bevor er zurückkehrte, trug mich der Dampf gegen den Brenner.

* *
*

Die Vorlesungen des Sommer-Semesters hatten kaum begonnen, so fand sich auch mein Westfale ein. Ob er bereits dem heiligen Antonius die Aufwartung gemacht, danach habe ich mich freilich nicht erkundigt; doch schlug ich ihm vor, mich abends auf den Pflaurerhof zu begleiten, wo ich ihn dem Besitzer, einem gründlichen Oekonomen, schon angekündigt hätte.

Die Sonnenstrahlen fielen bereits schräg auf die Wiesen der Sillhöfe, als wir dem Mittelgebirge zuwanderten. Ich führte ihn nicht auf dem geraden Wege zum Haupttor des Hofes, sondern durch den Wald an das Pförtchen, das einen schattigen Gang von Flieder und Jasmin abschloß, weil ich sicher war, hier Mitzel zu erwischen. Ein Druck auf die Klinke, die kleine Tür flog auf; sie prallte an die Staketen zurück, und Christophorus stürzte mit dem Rücken an meine Brust, so daß ich fast der Länge nach umfiel. Dann wurden die beiden Leutchen rot, wie die brennende Liebe draußen im Garten, und Mitzel wußte sich auch dann noch nicht zu fassen, als ich an den Fingern zu zählen begann: „A, B, C, D . . .“ Endlich sagte ich ironisch: „Fräulein Maria Pflaurer, — Herr Christoph Knöpfler, — doch die Herrschaften scheinen sich bereits zu kennen.“ Ich ließ sie stehen und holte Hans

herbei. Was sie während meiner Abwesenheit geredet haben? Vielleicht gar nichts.

Hans lud uns in die Laube; wir setzten uns am Tische nieder und nun konnte die Debatte über Acker und Wald beginnen. Freund Christophorus brachte anfangs allerlei verkehrtes Zeug vor. Wenn Hans vom Guano redete, geriet er auf die singenden Finken; statt der Krautköpfe rühmte er die Rosensträucher. Mitzel sollte Bierflaschen aufstellen, brachte aber eine Schüssel Milch, — kurz, die Konfusion war an allen Ecken und sie steigerte sich noch, als ich nach den Ostereiern fragte: ob Mitzel vielleicht das mit dem Kränzchen schon gegessen habe? Hans schob verwundert die Brille von der Stirn auf die Nase; endlich jedoch fühlte ich ein menschlich Rühren und half den zweien aus der Patsche, indem ich von den prächtigen weißen Stieren Toskanas zu erzählen anhub. Alles kam in das richtige Geleise; als die Sterne zu funkeln begannen, stritten Christoph und Hans bereits über die Vorzüge und Nachteile der Egartenwirtschaft. Ich mahnte endlich zum Aufbruch. Mitzel wollte mir heute nicht das Pfötchen reichen; ich aber sagte ihr zum Abschied: „Wenn du vor deiner alabasternen Muttergottes den Abendrosenkranz betest, schließ' mich ein; ich hab' es redlich verdient." Herr Christophorus sagte garnichts, sondern machte ein Gesicht, dumm wie die Nacht, welche bereits Berg und Tal umhüllte.

Hansens Einladung, bald wieder zu kommen, schien er aber doch begriffen zu haben, denn man sah ihn jetzt nicht selten auf dem Wege zum Pflaurerhof. Für mich begannen die geologischen Streifzüge; ich nahm mir

nicht die Zeit, nachzuschauen, nur fiel es mir auf, daß Christophorus hier und da statt des schwarzen Talares einen gewöhnlichen Anzug trug. Daraus schloß ich, die Sache werde ohne mich und den heiligen Antonius vorwärts gehen.

Die entsetzliche Schwerfälligkeit eines echten Germanen, der den Kindsbrei, den ihm die Mutter eingestrichen, auch noch mit dreißig Jahren nicht aus dem Munde bringt, hatte ich freilich in Anschlag zu bringen vergessen.

Da verbreitete sich mit einemmal das Gerücht, italienische Freischaren beabsichtigten einen Angriff auf das Trentino, ja, sie seien schon zum Einfallen in das Pustertal versammelt. Truppen wurden an die Etsch vorgeschoben und Erdschanzen aufgeworfen; man erwartete die Einberufung des Landsturmes. Freund Christophorus stürzte in mein Studierzimmer. „Haben Sie schon gehört? Wenn es los geht, ziehe ich mit, — Franzos und Welscher gilt einem ehrlichen Deutschen gleich!“

„Doch wohl mit dem Sanitäts-Korps?“

Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück und hob die gewaltige Tatze wie ein Bär in die Luft. „Sanitäts-Korps?! Dreinschlagen will ich, wie die anderen!“

„Als Theologe?“

„Der heilige Petrus hat dem Malchus auch ein Ohr abgehauen und war ein Apostel.“

Ich beschwichtigte seinen Eifer: die Italia Irredenta werde sich nicht aus dem Kaffeehause hervorwagen; man solle nur den Stutzen am Nagel lassen.

Das schien er lebhaft zu bedauern; ich aber war mehr denn je überzeugt, daß er nicht für den Priesterstand tauge.

„Wenn Sie denn doch einmal," begann ich wieder, „Krieg haben wollen, so können Sie ja heiraten! Die Ehe ist so gut ein Sakrament, wie die Priesterweihe; diese müßten Sie für sich allein behalten, jene können Sie mit einem hübschen Mädel teilen, etwa mit Fräulein Mitzel . . ."

Er wandte sich erschrocken ab.

„Haben Sie nie daran gedacht? Gewiß recht oft, weil Sie mir nicht zu antworten wagen. Reden wir frei und ehrlich, und daß ich es tue, mag Ihnen zeigen, wie sehr ich Sie schätze, — so hoch, daß ich Sie sogar diesem trefflichen Mädel vergönne. Heraus mit der Sprache: seid Ihr schon handelseins?"

„Wie sollte ich das?"

„Genau so, wie andere, die auch nicht gescheiter sind, als Sie. Wenn Sie wollen, daß die Werbung feierlich sei, so lasse ich meinen schwarzen Frack flicken, — freilich habe ich ihn seit zwanzig Jahren nicht mehr getragen! — leihe mir einen Zylinder, stülpe gelbe Handschuhe an und trage der Mitzel Ihr Herzeleid vor, — nach Wunsch in Knittelversen!"

Er faltete die Hände: „Um Gottes willen nicht! Da tät' ich mich gar nicht mehr auf den Pflaurerhof trauen."

Ich zuckte die Achseln: „Kommt Zeit, kommt Rat!"

Dabei fiel mir eine lustige Geschichte ein. Der Bruder des Professors Schwalt war in Dux verheiratet. Ein gesunder Bube sollte die Taufe empfangen;

der Professor stand schon in vollem Wichs, mit den berühmten gelben Nankinghosen, die ihm stets zu kurz waren, als Pate da, und der Pfarrer wollte den Spruch beginnen, als man den Bauern vermißte. Man rief, — keine Antwort. Da legte Schwalt das Kind auf den Tisch und ging suchen. Endlich fand er den Bruder im Heuschober versteckt und begann arg zu schelten. Der entschuldigte sich: „Weißt, wenn ich dabei bin, könnte der Pfarrer leicht glauben, ich sei der Vater."

An dieses Geschichtlein erinnerte mich das mannhafte Auftreten unseres Christophorus. Und Mitzel? Je nun, die wurde rot, wenn man plötzlich von ihm zu reden begann.

Immer seltener trug er den Talar; unter dem geweihten Firniß wurde allmählich der lustige Forstmann sichtbar, der einen Trunk im Wirtsgarten für keine Sünde hielt, ja, sich sogar einmal auf den Tanzboden verstieg. Das wäre jedoch bald tragisch abgelaufen.

Zu Absam war Kirchweihe und nachmittags, wie es gebräuchlich, beim Bognerwirt Tanz. Christophorus hatte das wundertätige Gnadenbild in der Kirche besucht; als er auf dem Rückwege Geigen und Flöten hörte, fuhr es ihm in die Füße, Satan riß ihn links, und trotz aller Einwände des Schutzengels walzte er bald zwischen Bergknappen und Bauernburschen im tollsten Wirbel dahin. Man will auch beobachtet haben, daß er vor den Bauernmädeln kein Kreuz schlug, sondern lachte und spaßte, als ob er in Westfalen die schönsten Vorstudien gemacht hätte. Im Garten saßen Soldaten und schauten zu; endlich standen sie wie auf Verabredung auf und wollten in den

Tanzsaal dringen. Die Burschen wiesen sie hinaus, Stichelreden flogen hin und her und bald entspann sich eine Rauferei, so tirolisch derb, wie man sie nur wünschen konnte. Die Mädchen flohen schreiend in die Winkel, — ohnmächtig wurde zum Glück keine, — die Burschen griffen nach Flaschen, Krügen, Stühlen und was sich sonst gerade von Waffen darbot. Christophorus schaute anfangs zu; als aber die Bauern verloren, sprang er mitten in den Knäuel und warf gleich ein halbes Dutzend Soldaten auf einmal zur Tür hinaus. Nun faßten auch die Burschen wieder Mut, und im Nu war der Saal gesäubert; einen Offizier, der sich vom Tatbestande überzeugen wollte, schleuderte Christophorus im Schwunge den Soldaten nach, so daß er mitten zwischen sie auf den Rasen fiel.

Am nächsten Tage hatte ich die Sache vom Bognerwirt ausführlich erfahren; ich sah voraus, daß der Handel damit nicht abgetan sei. Christoph mochte nichts Gutes ahnen und er vermied es daher, mich aufzusuchen.

Den Offizier kannte ich; auch ihn sah ich nicht mehr auf der Straße; als er mir aber wieder begegnete, trug er eine frische Schmarre vom Ohr bis zum Kinn. Mir war gleich der Zusammenhang klar: das war der Heldenarm Christophs. Mit einem Schlage hatte er auf der Mensur die Parade durchhauen, den Säbel zerschmettert und die Wange gespalten.

Endlich kam er wieder in mein Arbeitszimmer, wohl nur, um zu erfahren, ob etwa Mitzel von der Geschichte gehört habe und was sie zu der ganzen Affäre sage. Die Kunde davon hatte sich jedoch nicht über

die nächstbeteiligten Kreise verbreitet; ich behielt sie für mich und dachte mir, später möge sie ihr einmal der Herr Gemahl erzählen.

Ich betrachtete Herrn Christoph von oben bis unten: „Nun, haben Sie im Talar gepaukt?"

„Ich muß mir diesen Stich gefallen lassen!" antwortete er zögernd. „Wenn Sie das Duell aus Gründen der Vernunft verurteilen, so tue ich es aus solchen der Religion. Ich habe mir sogar den Kirchenbann zugezogen, — das ließ mich ein paar Nächte nicht schlafen. Endlich wendete ich mich reumütig an den Bischof von Brixen und der sprach mich los. Wahrhaftig, der Teufel soll mich nicht mehr ködern, — aber Zeit und Weile sind ungleich."

„Darum sollen Sie sich eben um einen Schutzengel schauen! Mitzel..."

„O," stöhnte er, „der wag' ich mich garnicht in die Nähe. Weiß sie..."

„Und wenn! Sie ist zwar fromm, aber solche Stücklein halten die Mädel wohl gar für Heldentaten und meinen, der sie vollbracht, sei was Rechtes, nicht bloß ein Theolog, der sich kaum aus der Kutte zu schlüpfen getraut. Nachdem Sie nun wie ein wilder Stier mit den Hörnern unter eine Schar Soldaten gefahren sind, werden Sie wohl auch ihr verkünden, was Trumpf ist?"

„Ich möchte wohl, aber wenn ich will, so zittere ich, daß mir der kalte Schweiß ausbricht!"

„Vor einem Mädel?" rief ich lachend. „Oder soll sie vielleicht vor Ihnen auf die Kniee fallen? Da muß der heilige Antonius oder ich je schneller, desto

besser euch beim Schopf nehmen und mit der Nase zusammenstoßen. Hat man je so was erlebt?"

Er flehte halblaut: „Ich bitte, tun Sie uns nichts zuleid!"

„Vorläufig müssen Sie mir eines versprechen: Sie beschließen Ihre theologischen Studien mit diesem Semester."

Erleichtert gelobte er es mir auf die Hand.

*

Zwischen den Tannen auf der Hochebene bei Natters ist der Jesuitenhof versteckt. Er gehört dem Orden, der kranke Mitglieder zur Erholung hinaufsendet; im Sommer lenken die Theologen ihre Spaziergänge hierher und dann herrscht ein heiteres Leben. Der Pfad über den Abhang kreuzt sich mit dem Wege zum Pflaurerhof; so kam es, daß ich auf der Heimkehr aus dem Walde, wo ich einige Moose gesucht hatte, die versammelte schwarze Gesellschaft streifte, die sich unter Führung des Rektors Wenig trotz der dunklen Wolken über den Bergen des Oberinntales heraufgewagt hatte. Die Theologen kegelten, nur Christoph saß seitab im Talar am Katzentischchen. Er tunkte mißvergnügt ein Kipfel in ein Schälchen Kaffee und mochte wohl von einer Tonne Einbecker Bier zu Schinken und Pumpernickel träumen. Der Rektor begrüßte mich freundlich; ich zeigte auf Christoph, der sich verbeugte: „Warum habt Ihr den in den Schmollwinkel verbannt?"

Der Pater lachte: „Weil er uns die Kegel zu Splitter zerwarf und sogar den geflochtenen Kugel-

fang sprengte! Was soll man mit einem solchen Unhold anfangen?"

Wenig war seit Jahren mein Kollege an der Universität; wir waren zugleich Mitglieder des akademischen Senates gewesen. Bin ich auch kein Freund des Jesuitenordens, so unterscheide ich doch stets den Mann vom Rocke, und gerade in der Gesellschaft Jesu hatte ich manchen gediegenen Menschen kennen gelernt, der sich von unseren derben Gäutappern in Kanonenstiefeln noch überdies vorteilhaft durch seine Bildung unterschied. Dazu gehörte auch der edle, humane Wenig.

Ich winkte ihm, und wir traten hinter eine Baumgruppe.

„Glauben Sie," begann ich leise, „daß Christoph zum Priester paßt?"

Er besann sich eine Weile und erwiderte dann: „Sie kennen ihn ebenfalls; er ist ein rechtschaffener, streng gläubiger Jüngling. Zweifeln Sie an seiner Pflichttreue, wenn er die Weihen erhalten hat?"

„Nein! Was er am Altare verspricht, wird er gewissenhaft halten. Darüber steht jedoch der Beruf; wer ihn verfehlt, kann elend werden, und wär' er auch der treueste Knecht im Weinberge des Herrn."

„Er hat noch nicht die Weihen; es ist wohl möglich, daß ihn Gott für einen anderen Stand bestimmt hat."

„Das sollten Sie ihm sagen!"

„Wir binden ihn nicht!"

„Ein Wink von Ihnen am Ende des Semesters . ."

„Das könnte ihn kränken und er würde vielleicht,

wie es bei jungen Leuten wohl schon vorgekommen ist, aus Trotz gegen sein eigenes Wohl handeln. Für jede Seele, die meiner Leitung anvertraut ist, fühle ich mich Gott verantwortlich, und ich habe durch lange Jahre einige Erfahrung gewonnen. Zwar sieht des Menschen blödes Auge nicht in die Zukunft; bei Christoph scheint sich jedoch die Umkehr schon zu vollziehen, hat sich vielleicht schon vollzogen, und er beginnt den zweiten Kurs schwerlich in unserer Fakultät."

Von der Umkehr wußte ich mehr, als Wenig; ich hatte nur erfahren wollen, ob ihn vielleicht der Orden zu kapern beabsichtige; jetzt war ich beruhigt. Wir kehrten zur Gesellschaft zurück; Christoph betrachtete uns argwöhnisch. Ich rief ihm zu: „Kommen Sie bald nach! Der Pflaurer hat uns bestellt, seine Lärchen-Setzlinge zu besehen!" —

Hans saß im Lehnstuhle; er fluchte weidlich über die Gicht, welche ihm in die Zehe gefahren sei. Die Sache hatte jedoch nicht viel zu bedeuten und ich versprach, ihm umgehend eine Dosis Colchicum und Lithion zu senden. Zu den Lärchen-Setzlingen konnte er uns freilich nicht begleiten; das sollte Mitzel tun, die ihm bei der Arbeit geholfen; es sei nicht weit droben auf der Höhe. Nun kam auch Herr Christoph. Hans rief Mitzel herein; sie steckte den Kopf durch die Küchentür.

„Mitzel," sagte ich, „schau doch in den Spiegel, sonst verrät der Rußfleck auf deiner linken Wange, daß du viel mit einem Schwarzen verkehrst!"

Als sie Toilette gemacht, drohte sie mir mit dem kleinen Sonnenschirm; ganz wohl war ihr bei der

Sache nicht, als ihr der Vater den Auftrag gab, uns zu führen.

„Du schaust ja so verlegen drein, als wärst du zum Brautexamen bestellt! Sei nur ruhig, zu einem solchen Verhör hat Herr Christoph noch nicht die nötigen sieben Weihen!"

Sie schielten einander an, schlugen jedoch schnell die Augen nieder. Hatte es mir nun der heilige Geist oder Sankt Antoni eingegeben, — so oder so, — ich war entschlossen, heute den Handel zu Ende zu bringen. Beim steilen Anstieg konnte man nicht sprechen, und droben auf der Höhe mußte man doch über die Lärchen urteilen; da ich mich abseits hielt, war die Unterhaltung einsilbig genug.

Da begann der Sturm in den Bäumen zu sausen; auf ein paar scharfe Donnerschläge folgte ein Regenguß, der uns in eine nahe Bretterhütte trieb, wo wir uns in die Streu setzten. Der Wind wehte kalt und der Hagel begann lustig auf das Dach zu prasseln; um so eher durften wir jedoch erwarten, daß sich der Himmel kläre. Das geschah nach einer Viertelstunde; freilich schnitt uns ein Grat die Aussicht nach Westen ab, so daß wir das Heraufziehen eines zweiten Gewitters nicht gewahren konnten.

Was sollten wir aber auch im nassen Gebüsch anfangen? Ich riet daher zum Rückzuge. Für meine Bergschuhe und Christophs hohe Stiefel war das leicht, — wie sollte aber Mitzel hinabkommen? Die tonigen Wände des Hohlweges waren aufgeweicht, seine Sohle mit Eiskörnern gefüllt, so daß man ihn als schlüpfrige Rutschbahn hätte benutzen können. Ich

dachte freilich nicht daran und sprang vorwärts; hinter mir trippelte ängstlich Mitzel einher; dem vierschrötigen Christoph fiel es gar nicht ein, ihr den Arm zu bieten. Da, bei einer Biegung ein Schrei, — sie lag auf dem Boden, kaum daß sie sich noch mit dem Arme stützen konnte; er stand hinter ihr wie ein Pfahl, den man eingerammt hat.

Ich rief unwillig: „In Teufelsnamen, Herr Christoph, rühren Sie sich doch!" und faßte sie beim linken Arm, er beim rechten; so trugen wir sie zu einem Baumstrunk, auf den ich den Plaid warf. Wir setzten sie nieder, er mußte sie stützen. Ich löste ihr die Schnalle und zog behutsam den Schuh ab; einige leichte Griffe überzeugten mich schnell, daß weder ein Bein gebrochen noch ein Gelenk verstaucht war. Der Schmerz war auch nicht groß, so daß ich eine leichte Zerrung der Sehnen diagnostizieren konnte. Die Sache hatte nicht viel auf sich und ich tröstete sie: „Nach zwei, drei Tagen kannst du wieder tanzen; vorläufig mußt du aber Ruhe halten." Dann wickelte ich in mein Taschentuch Hagelkörner und band sie ihr über den Knöchel; dem Christoph gab ich den Schuh und raunte ihm zu, er möge ihn vorläufig als Drangeld auf den Pantoffel nehmen!

Aber wie sollten wir sie nach Hause bringen? Der Donner rollte näher und näher. „Mitzel," sagte ich, „zu all den Uebeln, die mich niederdrücken, kann ich dich nicht auf den Buckel nehmen! Herr Christoph, Ihr Namenspatron hat das Christkindel samt der Weltkugel getragen, — nehmen Sie das leichte Ding! Ja, was glotzen Sie mich an? Es ist mein Ernst; sie

kann ja nicht auftreten, — vorwärts, marsch! Und du sträube dich nicht, — marsch!"

Er bückte sich, hob sie empor und trug sie abwärts; ich ging sorglich zur Seite. „Wenn du dich nicht festhältst, so fällst du herab!" mahnte ich, — da schlang sie ihren Arm um seinen Hals. So erreichten wir langsam die Stelle, wo sich unser Pfad mit dem zum Jesuitenhofe kreuzt, und wir kreuzten uns mit dem Rektor.

Christoph verbarg sein Gesicht an Mitzels Busen, sie drückte das ihrige in seinen Filzhut, doch hatte er soviel Besinnung, sie nicht in die Pfütze zu werfen und davon zu rennen. Wenig schlug die Hände zusammen: „Wa ... Wa ... was!" und wollte auf den Verbrecher losstürzen.

Ich hielt ihn zurück: „Ruhig, Herr Kollege! Sie hat den Fuß verrenkt; überdies sind beide verlobt!" Sie fuhren zugleich empor und starrten mich an; ich sprach gelassen: „Wenn es andere Leute wissen, darf es der Rektor auch erfahren, — oder schämst du dich etwa, Mitzel?"

Unwillkürlich stammelte sie: „Nein!" und mit dem Donner des freudigsten Basses fiel Christoph ein: „Ich auch nicht, ich auch nicht!"

„Wenn es so ist," begann Wenig wieder, „haben Sie freilich keinen Beruf zur Theologie; es kommt, wie ich dem Professor Pichler vorausgesagt und es ist recht so. Aber eines befehle ich Ihnen: legen Sie noch heute den Talar ab! Das Meldungsbuch soll Ihnen auf meine Verantwortung unterfertigt werden, — so ist jeder schlechten Nachrede vorgebeugt!"

„'Gelt's Gott!" donnerte Christoph ein zweites Mal.

„Recht ist es so!" fuhr Wenig fort. „Sie und Ihre Braut sind christlich im tiefsten Herzen; wo Christus der Grundstein der Ehe ist, da blühen auch die Rosen der Einigkeit und das Myrtenkränzlein wird zur Krone himmlischer Verheißung!"

Beide horchten gerührt zu; ich aber wollte Mitzel mit ihrem Fuß in das Bett legen und daher die Predigt, so schön sie angefangen, nicht abwarten.

„Lieber Herr Kollege, der Bräutigam hätte eine Bitte! Er könnte sie zwar bald selbst anbringen; weil er mich aber bereits zu seinem Vertrauten gemacht hat, will ich es jetzt gleich tun. Möchten nicht Sie ihn trauen? Vor dem Altar des heiligen Antonius, den beide mit solcher Andacht verehren!"

„Mit Erlaubnis des Ortspfarrers herzlich gern!"

„Vorwärts ihr zwei! — Gute Nacht!"

Als ich den Hut schwenkte, faßte der gute Pater das Käppchen und hob segnend die Hand.

Auf dem Wege sprach von uns dreien keines ein Wort; was ich dachte, interessiert wohl niemanden; die Empfindungen Mitzels und Christophs sind gewiß in ihren Tagebüchern verzeichnet; daß sie mir nicht fluchten, hoffe ich, und in Zukunft werden sie es wohl auch nicht tun.

Vor dem Hause hieß ich ihn seine süße Last auf die Bank setzen; er möge immerhin neben ihr Platz nehmen, aber fein bescheiden! Ich wolle unterdes den Vater verständigen, damit er die Hochzeit noch vor den nahen Ferien ansetze.

Väter sind oft in Bezug auf ihre Töchter mit Blindheit geschlagen; Hans war über die Mitteilungen, die ich ihm machte, sehr erstaunt, aber eben so erfreut, denn er kannte Christoph und seine Verhältnisse. Mühsam raffte er sich auf, nahm die Krücke und hinkte mit mir vor die Tür.

Die beiden waren sehr befangen; mir fiel sogleich auf, daß die Narbe an Mitzels Oberlippe etwas röter sei; war sie etwa angestoßen, oder hatten sich die zwei den ersten Kuß gegeben? Hans schien dieses Rätsel garnicht zu beachten; er faßte ihre Hände und legte sie unter Tränen schmunzelnd ineinander.

„Was mich eigentlich verdrießt," begann er, nachdem die Rührung überwunden, „ist der Umstand, daß Ihr die Sache so verschmitzt hinter meinem Rücken abgetan!"

Ich ließ Christoph, der sich rechtfertigen wollte, garnicht zu Worte kommen: „Die beiden Schäflein haben bis vor einer halben Stunde selbst nichts davon gewußt! Sobald der ärgste Rummel vorbei ist, erzähle ich dir alles. Jetzt will ich an Christophs Vater schreiben; wenn es dieser da tut, so wächst eine Verwirrung aus der anderen." Damit stand ich auf.

Auch Christophs Vater erklärte sich einverstanden. „Mit der Theologie war es nie was rechtes," schrieb der wackere Mann; „ich sah den Sohn nur ungern wandern; jetzt hab' ich meiner Alten den Marsch vorgetrommelt. Die Weiber müssen nicht immer recht haben, und wenn so eine Mutter Großmutter wird, hat sie selbst die größte Freude." —

Soll ich von der Hochzeit erzählen? Sie war

lustig genug. Auf die Torte ließ ich mit Zucker jenes Schnadahüpfl spritzen, das ich einst dem jungen Theologen vorgebrummt; Christoph war froh, daß er es nur lesen, nicht hören mußte. Die Braut fragte ich, ob sie dem heiligen Antonius eine Votivtafel malen lasse. Ich müsse in einem Kranz von Osterkräutlein auch darauf abgebildet sein.

„Geh mir," war die Antwort, „sei froh, wenn niemand dich anschaut, dich und deinen schmutzigen Plaid!"

„Aber eine Entschädigung krieg' ich doch dafür, daß ich dich Herrn Christoph abgetreten?"

„Du bist heimlich froh, daß du mich vom Halse hast!"

„Nun ja, so habe ich die siebente Bitte des Vaterunsers nicht umsonst gebeten! Aber wart', du Schnabel, ich werde deine ganze Geschichte drucken lassen!"

„Untersteh' dich!"

Was sie aber sagen wird, wenn ihr diese Blätter mit sauberen Lettern alles erzählen, was sie verbrochen hat?

Christoph übernahm das Gut von Hans; sein Vater zahlte zur Vergrößerung desselben eine namhafte Summe, damit der Sohn nicht umsonst aus der Schüssel der Frau esse. Sein Gut in Westfalen erhält die junge Schwester, wenn sie heiratet.

Nun, dafür können vielleicht wir zwei, der heilige Antonius und ich, sorgen; sie war mit den Eltern auf der Hochzeit des Bruders: ein Gesichtchen wie eine Apfelblüte, flachsblonde Zöpfe, — hat mir recht gut gefallen, — wollen sehen!

Der lateinische Bauer

Die Naturforscherversammlung, die unsere sonst so ruhige Stadt mit Scharen fremder Gäste überschüttet hatte, war verrauscht. Gern wäre ich für etliche Tage in die Einsamkeit der Alpen gewandert, ich mußte jedoch wenigstens eine Woche an Ort und Stelle bleiben, um als Dekan der philosophischen Fakultät die neueintretenden Hörer aufzunehmen.

Da saß ich denn vormittags in der Kanzlei, anstatt durch die schöne Herbstlandschaft zu streifen, und guckte durchs offene Fenster in den botanischen Garten, wo Astern und Georginen, die der Reif noch nicht versengt hatte, farbig prangten und Silberfäden durch die klare Luft schwammen.

Am Tage, wo die Frist ablief, war der Zudrang am größten. Ich erledigte ein Meldungsbuch nach dem andern, ohne mir viel Zeit zu nehmen, die jungen Herren, die herumschwirrten, näher anzusehen.

Der letzte reichte mir sein Heft.

Ich blätterte es durch und las den Namen: „Norbert Pimpacher", „Norbert Pimpacher," murmelte ich, und tausend Erinnerungen der Jugend erwachten in mir. Ich sah den jungen Mann, der unbefangen vor

mir stand, an; es hätte nicht viel gefehlt, wäre ich aufgesprungen und ihm um den Hals gefallen.

Ja, das war mein guter Norbert, er war es! — Siebenundzwanzig Winter gingen über unsere Scheitel, seit wir uns trennten!

„Der Vater," begann er schüchtern — auch die Stimme war's! — „läßt Sie schön grüßen!"

„Jawohl," erwiderte ich, „hat er Ihnen vielleicht erzählt, was wir für treue Gesellen in Wald und Flur gewesen? Das ist lang, lang her, und doch kommt mir vor, als wär's heute!"

„Er meint fast, Sie hätten ihn ganz vergessen, weil Sie gar nie bei ihm einkehrten, und doch fuhren Sie mit der Eisenbahn oft genug vorüber."

„Vergessen nie, aber versäumt! Ist er nicht Bauer? Kameraden haben mir manches von ihm erzählt!"

„Bauer, freilich Bauer," erwiderte er und setzte mit einem Anflug von Stolz bei: „Aber ein Bauer, den mancher Herr beneiden könnte."

„Schreiben Sie dem Vater — doch nein, schreiben Sie ihm nicht," rief ich lebhaft und fügte, das Meldungsbuch zurückgebend, bei: „ich denke, wir sehen uns noch."

Die letzten drei Wochentage hatte ich nun frei, ich fuhr am nächsten Morgen auf der Eisenbahn ins Unterinntal, und wenn ich dieses Mal meinen Hammer zurückließ, mögen es meine geologischen Kollegen entschuldigen.

Zu Kufstein stieg ich aus und wendete mich dem Dörflein zu, das nicht weit vom Bahnhof zwischen Obstbäumen zerstreut liegt. Etwa eine Viertelstunde

davon vereinigen sich mehrere Höfe zu einem Weiler. Hieher lenkte ich den Schritt, ernst und sinnend auf die Felder und Höhenb lickend, wo ich mit der Büchse in der Hand manches kleine Abenteuer bestanden, in manchem Liedchen das Weh und die Lust des Jünglings ausgesungen hatte. — Kleine Leiden und Freuden, und doch so unendlich groß und wichtig, vielleicht der einzige reine Schatz unseres Lebens. Denn verleiht uns auch das Bewußtsein männlicher Pflichterfüllung ein Gefühl ernster Würde, so brennen doch die Narben aus dem Kampf mit den oft so gemeinen Mächten des Daseins!

Man hatte unterdes manches neue Haus gebaut und so manches verändert, ich fand mich daher nicht gleich zurecht. Eines war so sauber und zierlich, daß ich stehen blieb, um es anzuschauen. Das Giebelfeld, über dem sich zwei schuppige Drachenköpfe die grimmigen Zähne wiesen, füllten goldgelbe Maiskolben aus, Bündel von rotgefärbten verschlangen sich dazwischen zu den Buchstaben M und N gerade unter der Spitze des Dreieckes. Den Söller, der wie die Fenstereinfassung und alle Gesimse hellgrün angestrichen war, schmückte eine Zeile Blumentöpfe hinter einer Verzäunung von Latten, bis zu denen die Ranken des Weinstocks emporklommen. Aus den zackigen Blättern schimmerten kleine blaue Trauben und an den sonnigen Stellen große hyazinthrote; jene trifft man nicht selten in den Körben der Fruchthändler unserer nordtirolischen Städte, diese nur an der Etsch, wo sie vor allen anderen reifen. Während ich das alles mit Wohlgefallen betrachtete, trat eine Dirne aus der

Tür, ich fragte sie, wie der Hof heiße, denn nach meiner Meinung mußte das Pimpachergut nahe sein, ich hätte es hier gesucht, allein der Bau entsprach nicht meiner Erinnerung.

„Beim Pfaffen!“ erwiderte sie.

„Beim Pfaffen?“ rief ich verwundert, „der Widum erhebt sich neben der Kirche von Zell.“

Lachend begann sie wieder: „Beim Pfaffen, ja! Das ist der Spitzname, der jetzt gilt, weil der Bauer zu Brixen aus der Theologie durchgebrannt ist.“

„Ja, wo ist denn der Pimpacher Hof?“ fragte ich neuerdings.

„So hieß das Haus früher,“ entgegnete sie.

Nun wußte ich, wie ich daran war, und erkundigte mich sogleich, wo denn der Bauer verweile.

Sie wies mich in den Garten rückwärts.

Er trieb neben dem Zaune mit dem Fuß den Schleifstein, mit der rechten Hand schärfte er ein Beil, der linke Arm hing steif herab, er war einmal beim Ausraupen vom Kirschbaum herabgefallen. Das Rascheln des dürren Laubes ließ ihn meinen Tritt im Kies überhören, so konnte ich mich unbemerkt hinter eine Laube stellen. Ich betrachtete ihn mit einer Art Rührung. Das Haar um Stirn und Schläfe war dünner geworden und mit Grau vermischt, ebenso der Bart; die Jährchen hatten manche Furche in das redliche Gesicht gegraben, den Ausdruck der Treuherzigkeit vermochten sie nicht zu zerstören. Im Gebüsch pfiff eine Meise, er lockte sie herbei und lächelte, als sie, die Täuschung gewahrend, scheu davon flog. Während er so spielte, intonierte ich mit voller Kraft:

„Wohlauf denn getrunken
Den funkelnden Wein!“

Bei den ersten Tönen horchte er staunend, dann ließ er mit einem Schrei die Hacke fallen und lief zur Laube. Er erkannte mich auf der Stelle, Tränen stiegen in unsere Augen und nach brüderlichem Gruße zerrte er mich zum Haus, immerfort rufend: „Moidel, der Pichler ist da!“

Und die Moidel rannte aus der Küche und wischte, als sie meiner ansichtig geworden, einen Rußstrich von der Wange und die schmalzige Hand, mit der sie gerade Nudeln eingetunkt, an der Schürze ab und hieß mich willkommen. Sie war runder geworden, aber noch immer ein hübsches, festes Weiblein, das schwellende Goderl unter dem Kinn stand ihr gar nicht schlecht und die Aeuglein glänzten so munter, wie vor zwanzig Jahren, wo wir zum letztenmale am Brunnen geplaudert und sie mir heimlich das Pulver auf der Zündpfanne mit Wasser befeuchtet hatte.

Der Lärm lockte ein Moidele Nr. 2 herbei, das mich fremd anstarrte. War Norbert Nr. 2 dem Vater aus dem Gesichte geschnitten, so konnte das Moidele die Mutter nicht verleugnen, eine prächtige Unterländerin, so daß man fast hätte wünschen mögen, jung zu sein, um an ihr eine rechte Freude zu haben. Aber ein Liedlein singt:

„Tulipan und Rose blüht
Leider nie zusammen,
Und den alten Dornbusch wirft
Gern man in die Flammen.“

Schnell war in die Laube, an der sich Windling,

gelbe Kapuzinerlein und rote Bohnen emporschlangen, ein Tisch mit Stühlen gerückt, auf blankem Zinnteller schimmerte eine Flasche Roter und daneben Käse, Butter und Obst jeder Sorte, das Moidele, als vom Vater gezogen, besonders rühmte, wobei der Alte vergnügt schmunzelte.

Der Leser errät leicht, um welche Gegenstände sich das Gespräch drehte. Ist man einmal 50 Jahre alt, so redet man nur noch von der Zukunft der Kinder und der eigenen Vergangenheit. Weitläufig, einander oft mit Fragen unterbrechend, erzählten wir uns, was wir erlebt, Gutes und Schlechtes, wie's eben kam: meine Schicksale gehören auf ein anderes Blatt, die Norberts verdienen wohl kurze Aufmerksamkeit.

Ich entrolle nur eine Idylle. Sollte hier und da die Behandlung derselben ungleich sein, so vergesse man nicht, daß mir der Faden dazu aus verschiedenen Händen geliefert worden ist. Zustatten kam mir die eigene Kenntnis der wackern Leute und der Umstand, daß ich manche Woche in dieser Gegend zugebracht hatte.

* *
*

Es war ungefähr eine Stunde nach dem Abendläuten. Tiefe Nacht ringsum; nur längs dem Grate des wilden Kaisers verbreitete sich ein magisches Dämmern; die Wolken verwandelten ihr Grau allmählich in Silber, erst ein Lichtblick wie von einem großen Stern, dann tauchte die volle Mondscheibe über den Felsen empor. Ihr mildes Licht machte einen jungen

Menschen sichtbar, der fast unbeweglich wie der heilige Johannes auf dem steinernen Pfeiler neben ihm, sich auf das Geländer lehnte und dem Spiel der Wellen, die hell flimmerten, zuzuschauen schien, und doch mengte sich von Zeit zu Zeit in ihr Rauschen ein leiser Seufzer, den hellen Glanz des Auges trübte eine Träne, die wohl nicht durch die scharfe Herbstluft veranlaßt wurde.

Es war unser Norbert. Im verflossenen Schuljahr hatte er zu Innsbruck die philosophischen Studien vollendet und ein besseres Zeugnis über seine Sitten, als über die erworbenen Kenntnisse mitgebracht.

Wie so mancher Student, dem sich in ähnlicher Lage die juridischen oder medizinischen Hörsäle verschlossen, wollte auch er Theolog werden, ohne daß er gerade für dieses Fach eine besondere Vorliebe gehabt hätte, ebensowenig als er Abneigung dagegen fühlte. Zudem war es in Tirol so gebräuchlich, daß die Bauernsöhne sich zu Brixen die Weihen holten, um dann der Stolz der ganzen Verwandtschaft zu sein, die da meinte, daß der Geistliche einen Extraschlüssel besitze, um Vettern und Basen das Himmelstor aufzutun. Die Juristen galten ja doch nur als Bauernschinder, und was vermag der Doktor neben dem Hochwürdigen, der mit Stola und Weihwedel jeden Teufel von Gog bis Belzebub zu vertreiben weiß! Wer Brixen seitab liegen läßt, ist in der öffentlichen Meinung der Bauern verfemt, und leider läßt man es manchmal nicht bloß beim moralischen Zwang bewenden, man hängt dem Widerspenstigen den Brotkorb so hoch, daß er ihn nur in Kanonenstiefeln erreicht!

Das war bei Norbert eben nicht der Fall, doch hatte man bisher nach altem Brauch als selbstverständlich vorausgesetzt, er wähle das Priesterkleid, und diesem Umstand verdankte er manchen blanken Silberzwanziger, den ihm seine Base, die dicke Braumeisterin, als Drangeld für die Vaterunser, die er einst für ihr Seelenheil beten sollte, zugesteckt hatte.

So lebte er bisher mit jenem gedankenlosen Leichtsinn, der Jünglinge über ihre Zukunft oft so schrecklich verblendet, in den Tag hinein.

Er war heute traurig, er wußte selbst nicht, was ihn von seinen Freunden fort in die Einsamkeit getrieben hatte, wenn nicht vielleicht jene Warnungsstimme der Ahnung, die vor dem letzten entscheidenden Schritt in jeder Brust spricht, deren leisen Ton aber die wenigsten beachten, bis sie nach der Tat als rächendes Gewissen unabweisbar den Frevler oder Unbesonnenen aus der Ruhe stört. Es waren schon die letzten Tage des Septembers angebrochen, ein Volksspruch sagt:

„Um Maria Geburt
Zieh'n Studenten und Schwalben furt."

Eigentlich sollte er sich schon auf dem Wege nach Brixen befinden, zögernd hatte er aber Tag um Tag den Ferien zugelegt; es war ja so schön und morgen wollte er zum letztenmale auf Jagd und Vogelfang ausziehen. Von den fernen Bergforsten rauschte und sauste es herüber; der Herbstwind war in der Höhe erwacht und blies voller und voller, während im Tal sich noch kein Blättchen regte. Das Rauschen schwoll mächtiger an, beklommen horchte er auf, es drang wie

Klagetöne durch das Dunkel, als sollten die Blumengeister des Lenzes fortziehen aus dem Tale, nächtlich, unsichtbar; vom Hochland starrten die Spitzen der Gletscher herab, wie die Speere eines langen Heeres, das der Winter in die Ebene niederführte. Wie stimmte die ganze Umgebung zu Norberts Empfindungen!

Plötzlich hallten Tritte vom Pflaster der Stadt, Lärm, Lachen, wie von einer Schar lustiger Trinker; der Schwarm beugte links ein und zog durch das schmutzige Gäßchen ins „Auracher Löchl". Das ist ein Wirtskeller, dessen Räume tief in den Felsen des Festungsberges zurückgehen; daher findet man hier den Gerstensaft lauter und kühl wie sonst nirgends, und die Besucher kommen aus allen Gegenden, ihn zu kosten.

Wir hatten uns hier am Schluß der Ferien, der wichtigsten der ganzen Studienzeit, weil sie zwischen den philosophischen Kursen und den Brotfächern, deren eines nun jeder wählen sollte, lagen, zum Abschied bestellt — aus allen Dörfern des Unterlandes von Kössen bis hinauf nach Rattenberg.

„Edite, bibite, collegiales,
Multa post secula pocula nulla!"

schallte der Chor lustig ins Weite, daß die ehrsamen Nachbarn schlaftrunken aus den Federn fuhren und durch das Fenster lugten, ob der Himmel einfalle oder der Teufel los sei. Auch zu Norbert drang die heitere Weise und weckte ihn aus den Träumereien, in die er versunken war. Er konnte dem Zuge nicht widerstehen; erst mit langsamen Schritten, dann rasch ging er dem Keller zu, mit ein paar Sprüngen über die Treppe hatte er die Zechstube erreicht. Wir saßen bereits ka-

meradschaftlich an der langen Tafel, und nebenbei hinter dem kleinen Schenktische im Winkel etliche Rechtspraktikanten, die in der Erinnerung alter akademischer Zeiten gern mitgetan hätten, wäre nicht ein Strich auf der Konduitenliste zu fürchten gewesen.

Den obersten Platz nahm unter uns jener Wilhelm ein, der bei allen soliden Leuten anrüchig war; man konnte ihm zwar keine schlechten Streiche nachsagen, es hieß nur, er sei kein guter Christ, weil er nie den Rosenkranz bete — kurzum, es lag etwas in seinem Wesen, was den verborgenen Instinkt der Trivialität im Herzen der Philister zum Widerspruch herausforderte. Uebrigens hätte man dem jungen Mann seine Gottlosigkeit nicht angesehen, so mild und klar war das Auge, mit dem er in die Nacht hinausblickte, als dächte er irgend einer Paradoxie nach, die der Professor zur Belustigung des Kollegiums vergebens mit logischen Spießruten verfolgen sollte. Der Krug vor ihm war noch unberührt, keine Pfeife dampfte in seinem Mund; ja er sah sogar das hübsche Lenerl kaum an, wie es mit der klappernden Geldtasche am Gürtel herumging. Ein unbewußter Ernst lag auf seinem Gesicht, der den entschiedensten Gegensatz zur ausgelassenen Heiterkeit der Genossen bildete, und doch horchte jeder mit Achtung auf das, was er bisweilen kurz und bündig sagte, hier und da einen Witz, scharf, zweischneidig und treffend, daß alle laut auflachten. Er bemerkte Norbert zuerst, der sich im Schatten der Türe gehalten hatte und mit vollem Behagen dem Treiben seiner Freunde zusah. Dieser trat nun ein und wurde jubelnd begrüßt.

Nun ging es mit Fragen und Späßen kreuz und quer, bis er Platz genommen hatte und eben auch zur Springflut ihres jugendlichen Mutwillens ein Tröpflein beitrug. Da räusperte sich einer und sang:

„Rundgesang und Becherklang
Lasset froh ertönen.“

„Nein!“ schrie ein anderer, „singen wir:

„Es geht der Humpen rings herum!“

„Stoßt an, jedem im Kreise ein Lebehoch!“

Da faßten wir einander Hand in Hand; derjenige löste die Kette, dessen Name in der Reihe erscholl, und leerte mit kräftigem Zug das Glas, während ihm die anderen zusangen. Es kam an Norbert. Da begannen seine Nachbarn:

„Schenkt ein und trinkt aus;
Freund Norbert soll leben,
Sein Schätzchen daneben;
Es lebe das ganze Norbertsche Haus.“

„Ja, wie heißt denn eigentlich dein Schätzchen?“ fragte einer nebenan.

Norbert schwieg.

„Nun, so plagt ihn nicht so!“ rief eine Stimme dazwischen, „der fromme Mann geht ja in die Theologie, da muß er den Strauß von der Mütze nehmen und das Mädel aus dem Herzen jagen; den Strauß kann er sich trocknen und als Merkzeichen für das Kapitel vom Ehestand in sein Lehrbuch des Kirchenrechtes einlegen.“

„Ihr zerreißt euch am Ende den Mund umsonst,“ sagte Norbert einigermaßen befangen; „ich geh' ja gerne in die Theologie.“

„Wie der Pudel ans Gras!“ unterbrach ihn einer, „warum willst du denn nie aus den Ferien fort, als wäre jede Minute, die du daheim zubringst, unbezahlbar, oder als ob du deinen Spitznamen „Leim“ durch die Tat rechtfertigen wolltest.“

Unter der Tür stand Lenerl. Sie blinzelte schalkhaft mit den Augen, ich trat zu ihr und faßte sie scherzend um den Leib. Mit einer leichten Drehung wand sie sich los, zog mich am Arm nieder, flüsterte mir heimlich etwas in das Ohr und husch! war sie kichernd über die Treppe hinunter.

Norbert hatte zugesehen; um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, wies er mit dem Finger auf mich und rief:

„Da schaut einmal, unser Botaniker weiß die nettesten Blümlein zu finden!“

„Das hast du schlecht gemacht,“ antwortete ich ihm lachend und wendete mich an die Kameraden. „Wollt ihr wissen, wie Norberts Dienl heißt? Trommelt und paukt: Marie!“

Ueber Norberts Wangen floß Feuer, betroffen stellte er den halb erhobenen Krug nieder, die andern hämmerten im Takt auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, und brachten ein tolles Vivat!

„Aber, wer ist sie denn eigentlich?“ fragte Sebi, ein lustiges Bürschchen mit kugelrundem Kopf und breiten Lippen, der die saftigsten Schnadahüpfeln zu singen wußte: „ich kenne alle Moideln weitum, welche ist's?“

Norbert sah mich bittend an; wollte ich ihn auch nicht verraten, sollte er doch nicht so leicht loskommen.

Ich begann, seinem Blick ausweichend, mit Emphase: „Ihr kennt sie alle, gewiß ist ihr schon jeder nachgestiegen, im Unterland wurde noch nie so schöner Flachs gesponnen wie ihr blondes Haar — —"

„Dann ist's Klausens Moidele!" schrie Veit, ein flotter Bursch aus Kufstein, und griff einen lauten Akkord auf der Gitarre, die am blauen Band an seinem Halse hing.

„Klausens Moidele," entgegnete ich ironisch, „das ist also die deinige, bravo!"

„Bravo!" riefen unter schallendem Gelächter alle, „also Klausens Moidele und der Veit!"

Verlegen wischte dieser mit der Hand die Stirn. Ich sah im Kreise herum, ob vielleicht noch einer ein Moidele anzugeben habe; durch Veits Voreiligkeit gewitzigt, schwieg jedoch jeder.

„Also mit Klausens Moidele ist's nichts," fuhr ich fort, „das Moidele, das ich meine, hat blaue Augen —"

„Einen roten Rock, einen blauen Mantel und die Lilie in der Hand," unterbrach mich Sebi, „am Ende ist's wohl gar die Mutter Gottes auf dem Seitenaltar, die man bei der Prozession herumträgt."

„Richtig! Sebi," entgegnete ich, „die ist's, und da du ebenfalls dich der heiligen Theologie überliefern willst, so kannst du dich mit Norbert in ihre Liebe teilen."

Wie Spieler den Ball von Hand zu Hand werfen, neckte nun einer den andern und ließ sich gerne wieder necken: ungemessener Jubel der Jugendlust, die brausend überflutet, bis sie dann das Schulgesetz durch

hergebrachte Fesseln des Pedantismus zu hemmen sucht. Stunde um Stunde verging, für uns gab es keine Uhr, wir hätten gezecht und geschwärmt, bis die Morgensonne in den Gläsern spiegelte; da erschien plötzlich die lange Gestalt des Gerichtsdieners Obertreuer an der Türe: „Meine Herren, Polizeistunde!“ Dieses Wort wirkte wie ein verwandelnder Zauberruf, alle Gesichter wurden plötzlich ernst. Man erinnerte sich, warum man zusammengekommen war: Abschied zu nehmen von einander für lange Zeit, vielleicht für immer. Denn nicht nur Tod und Ferne trennt die Herzen der Jünglinge, die lang mit Begeisterung eine Bahn wandelten; wie oft geht uns ein Freund verloren, dem andere Kreise des Lebens eine andere Weltanschauung bedingen; wir aber sehen noch die alte Gestalt, sie ist aber stumm geworden für uns wie eine Mumie.

Dieser Gedanke schien auch auf die Stimmung der Versammelten zu wirken. Der hatte sich dieses, ein anderer jenes Berufsziel vorgesteckt, alle fühlten wir wehmutsvoll die Bedeutung des Augenblickes. Das Schweigen nach dem wilden, tobenden Lärm hatte etwas feierliches, als hätte jeder im Jugendgenossen einem Teile der eigenen Jugend lebewohl zu sagen. Die Krüge wurden frisch gefüllt, wir standen auf und brachten, Brust an Brust gelehnt, einander das letzte Lebehoch.

Dann begann Wilhelm mit kräftiger Stimme ein Lied, die andern fielen ein und zogen singend auf die Straße hinaus:

„Wohlauf denn getrunken
Den funkelnden Wein.

Lebt wohl denn, ihr Lieben,
Geschieden muß sein!
Lebt wohl denn, ihr Berge,
Du väterlich Haus,
Es treibt in die Ferne
Mit Macht uns hinaus."

* *
*

Die höchsten Schichten des Nebels, die sich an den Bergspitzen aufkräuselten, durchströmte schon der Glanz der Sonne. Norbert schritt langsam durch die prächtige Lindenallee, die hinter der Zellerburg zum Leonhartskirchlein führt, hier und da fiel ein Blatt, welk und bereift, auf seinen Pfad. Er sah aus wie Papageno; auf seinem Rücken hing wenigstens ein Dutzend Vogelhäuschen, die übereinander gestöckelt, mit Spagat künstlich befestigt waren. In den Holunderstauden neben der alten Schanze, die mit ihrem eingesunkenen Kamm und den halbverschütteten Gräben an die Heldenkämpfe von 1809 erinnerte, schnalzte schon da und dort ein Rotkehlchen und schüttelte den Tau nieder, wenn es an den schwarzen Beeren pickte; aus den tieferen Büschen antwortete bereits Meise und Zeisig dem Rufe der eingeschlossenen Lockvögel. Bald erreichte er einen kleinen Bergkopf, der an der einen Seite die Stoppelfelder, auf der andern den Innstrom und die daran liegenden Erl-Auen beherrschte. Dort befand sich eine Tanne, recht geeignet für den Anflug fernher streifender Zugvögel, weil sie von allen Seiten frei stand. Er öffnete die Leimtasche, zog die Ruten aneinander ab und steckte sie dann in die Bohrlöcher. Die Lockvögel verteilte er

geschickt zwischen den Zweigen und verdeckte sie mit Laub, damit die andern Vögel die gefährlichen Käfige nicht bemerken sollten. Der Rest der Ruten wurde sorgsam in den Büschen am Fußpfad angebracht, ob vielleicht eine Drossel oder Amsel, Käfer und Würmlein suchend, aufsitze.

Plötzlich herrschte lautlose Stille, die Lockvögel duckten sich scheu in den Käfigen, denn hoch oben, kaum sichtbar, schwebte ein Falke in weitem Kreise, sein gellender Schrei setzte all die Sänger durch Tal und Au in Angst. Der Student blieb neben dem Baume stehen. Am Hochgebirg stieg das Sonnenlicht langsam nieder und hatte schon die andere Seite der Ebene erreicht; talaufwärts ragten die Bergkuppen empor und leuchteten goldrot in der Verklärung des Morgens, eine hinter der andern, eine unabsehbare Kette, die sich an den Hauptstock der Stubaier Ferner anlehnte.

In dieser Richtung führt die Straße nach Brixen — zu den weißen Sälen, voll Schulstaub und Gelehrsamkeit! dachte Norbert. Während er so die Gegend überblickte, als wollte er jeden Ast, jedes Laub dem Gedächtnisse unverlöschlich einprägen, regten sich die Büsche, die den Pfad verdeckten, als ob etwas leicht an die Zweige streifte. Bald hörte er eine Mädchenstimme: „Da bleibt man ja überall kleben.“ Er eilte hinzu. „Sieh da,“ rief er lachend, „welch ein Vogel, nicht der schlechteste meiner Treu! Marie, du bist mir ja auf den Leim geraten.“

Das Mädchen erwiderte heiter: „Am Fang läge mir nichts, wenn man nur das klebrige Zeug aus den Kleidern brächte.“

„Da will ich schon helfen!“ rief er dienstbeflissen, „und dir die Flecken vom Gewand putzen.“ Er ging zur Hütte, und brachte eine Handvoll Asche, mit der man die Vögel vom Leime reinigt, daß er ihnen nicht die Federn verklebe. Eifrig begann er nun zu streichen und zu bürsten, wo nur das kleinste Fleckchen an dem saubern Gewand zu sehen war. Auch über dem Knöchel war eine Rute hängen geblieben, er nahm sie rasch hinweg und wollte hier sein Geschäft fortsetzen. Marie trat aber scheu zurück und meinte: das wolle sie schon selbst besorgen.

Er richtete sich auf und blickte tief in ihr reines, blaues Auge: „Warum bist du denn eigentlich hergekommen?“

„Ich wollte,“ erwiderte sie, einige freie Haarringel, die von Tau schimmerten, an den Wangen zurückstreichend, „ja, ich wollte mit dem Rechen das abgefallene Laub auf einen Haufen bringen, damit es der Knecht zur Winterstreu hole.“

„Da hast du ja den Rechen vergessen,“ bemerkte Norbert.

„Ja so,“ rief sie einigermaßen verlegen, „nicht darum war es. Warum richtest du denn auch dein Gefäng mitten auf dem Weg auf, daß man kleben bleibt und sich auf nichts mehr besinnt? Ich wollte nachsehen, ob sich das Galtvieh hierher verlaufen habe.“

„Das ist ja,“ sagte er, „noch auf der Alm.“

„Warum mußt du aber auch in einem fortfragen, als ob du Mauthbeamter wärst,“ entgegnete sie, die Stirn schüchtern senkend; „ich hätte noch gern gewußt, was du machst; du wirst ja bald Theolog?“

Er nahm sie bei der Hand: „Gehen wir in die Hütte, sonst stehen wir als Vogelscheuchen da.“ Sie folgte ihm.

Es war ein lieblicher Anblick, wie sie unter dem Blätterdache stand, das Auge voll Unschuld und die Wangen rot von Morgenfrische; um die Stirne schlangen sich fast wie eine Aureole die goldblonden Zöpfe, nach Landessitte hinter dem Scheitel, von einer Silbernadel festgehalten; die Peiselstaude senkte die Aeste mit den Scharlachträubchen herab, als wie einen Schmuck von Korallen für das jungfräuliche Haupt. Norbert dachte an jene schöne Sage vom heiligen Wasser, wo die Muttergottes den Hirten im Gebirge erschien und den heilkräftigen Quell zeigte, oder an jene Notburga, die fromme Bauerndirne, deren Bild weitum durch das Unterland auf den Altären prangt. Wie sich beide freundlich anblickten, voll Innigkeit, wußten sie gar nicht, wie unendlich lieb sie sich hatten, und sie hätten es sich auch nicht getraut zu sagen, wären sie sich auch dessen bewußt geworden; — Freunde und Freundinnen aber kannten sich besser aus und scherzten oft darüber. „Siehst du, Norbert,“ begann endlich das Mädchen, „ich bin deinetwegen recht in Sorgen. Ich habe zwar die größte Freude, wenn ich daran denke, wie du einst heimkehren wirst als neugeweihter Priester im schwarzen Rock, den blauen Perlkragen am Halse und die Schnallenschuhe an den Füßen. Ich stelle mir oft vor, wie dir diese Tracht stehen werde — die langen Haare wird man dir freilich scheren — dann werde ich niederknieen müssen und du wirst mir mit gehobener Hand den Segen geben. Das ist alles

so herrlich; aber ich fürcht' halt nur eins, und das kann auch nicht ausbleiben: du wirst dann gegen mich nicht mehr so freundlich sein. Auch „du" werd' ich zu dir nicht mehr sagen dürfen, sondern Sie, oder wenn es hoch hinauskommt Ihr, als wären wir uns landfremd, und ich bin doch deine Base, denn deines Geschwisterkindes Seppels Schwiegertochter ist mit meines Vetters Weib —"

Da lief Norbert hinaus, die Lockvögel schrieen aus voller Kehle, und eine ganze Schar von Zeisigen war angeflogen, fast auf jeder Rute ein Vogel oder gar zwei und drei.

Er hatte für den Augenblick Marie und den Stammbaum vergessen und beschäftigte sich einzig mit der Abnahme seines Fanges. Nach einer Weile kehrte er zurück, in der linken Hand ein zusammengefaltetes Tuch, zwischen den Fingern der rechten eine Spiegelmeise an den Füßen eingeklemmt. Sie flatterte ängstlich, dann, über das Hemmnis ihres Fluges erzürnt, richtete sie sich hoch auf und hackte ihm, aus Leibeskräften schreiend, auf die Faust. Es ist ein wilder Vogel, wie ein Krieger mit dem schwarzen Helm, von dem hinter den weißen Wangen Streifen gleich Sturmbändern zum spitzigen Schnabel niederlaufen.

„Das ist ja prächtig," sagte Norbert zu Marie, „du sollst die Meise behalten und wenn sie pfeift, so denke daran, wie ich dir zulieb einst manches lustige Schnadahüpfel losließ."

Sie wollte den Vogel mit sanftem Finger über den Rücken streicheln, er duckte sich und hieb ihr scharf ins Gelenk, so daß sie zuckend und erschreckt zurückfuhr.

Norbert lachte und steckte den Gefangenen in ein kleines Vogelhaus.

„Wo hast du denn die Zeiseln?“ fragte das Mädchen nach einer Weile. Er schlug das Tuch auseinander, sie erblickte ein paar Dutzend erwürgter Vögel, die an den durchstochenen Schnäbeln mit einer Schnur verknüpft waren.

„Wie konntest du die armen Tiere umbringen!“ rief sie aus.

„Es ist jetzt Herbst,“ antwortete er, „da gehen sie auf den Erlsamen und werden dabei fett.“ Er blickte sie an, in ihren Zügen zeigte sich Mitleid und ein stiller Vorwurf für ihn, so daß er sein Tuch rasch zusammenfaltete. Sie fuhr fort: „Norbert, du solltest jetzt keinen Vogel mehr töten; ich sage das nicht aus Zimperlichkeit, wie jenes Stadtfräulein, das aus der Küche lief, wenn ein Huhn geschlachtet wurde; ich meine nur so: du wirst Geistlicher, und ein Geistlicher soll ja weder Menschen noch Tieren etwas zuleide tun. Glaubst du nicht auch?“

Norbert nahm schweigend die Ruten ab und band die Lockvögel zusammen. „Das tu' ich dir zulieb,“ sagte er zu dem Mädchen, das mit holder Freundlichkeit an seine Seite getreten war — „und eigentlich hast du auch recht!“ murmelte er nach einer Pause.

Sie stiegen nun langsam bergab und kamen, obgleich sie bald da, bald dort stehen blieben, nur zu bald auf den Weg, der einerseits nach Langkampfen, andererseits zum Hause Norberts führte. Er nahm das Mädchen schüchtern bei der Hand. „Seh' ich dich nicht mehr?“ fragte sie kleinlaut.

Er stand unschlüssig, denn ihm fiel ein, daß er eigentlich schon am nächsten Tag zur Aufnahme in Brixen sein sollte; dann aber dachte er wieder: was liegt wohl daran, wenn ich um einen Tag zu spät komme? Uebrigens ist ja auch Langkampfen auf meinem Weg, da kann ich immerhin bei Mariens Vater einsprechen. Der letzte Grund überwog. „Morgen," sprach er, „reis' ich fort; ich werde bei euch einkehren. Sei also in der Früh zu Hause."

„Machen wir es so," rief das Mädchen freudig. „Ich geh' heut noch auf die Alm und lasse das Vieh abführen; erwart' uns morgen beim Jochbrunnen am Pendling, da treiben wir dann die Kühe talauf, und du kannst mir dabei helfen."

„Gut," sagte Norbert, „ich werde dort sein — vor elf Uhr kommt ihr doch nicht." Er drückte ihr die Hand und sprang über den Stiegel am Zaun. Sie blieb stehen und horchte noch, als er bereits durch die hohen Lärchen hinschritt, wie er hell und lustig ein Lied pfiff.

„Morgen also am Jochbrunnen!" rief er vom Vorsprung der Schanze zurück und schwang den Hut.

„Ja gewiß!" erwiderte sie mit fast erstickter Stimme.

Er sprang hinab und entschwand ihr ganz unter den Linden, doch hörte sie noch einen Juchzer, den er losließ, von den prallen Wänden der Zellerburg widerhallen. Erst als nichts mehr zu sehen und zu hören war, ging auch sie langsam fort.

Norberts Mütterlein war indes geschäftig gewesen, seinen Reisekoffer vollzupacken. Wie sie nun Stück um Stück die Wäsche hineinlegte, wozu sie selbst den

Flachs gebrochen, den Faden gesponnen und gebleicht hatte, wurde ihr gar schwer ums Herz; sie dachte an die lange Zeit, wo sie ihn nicht sehen sollte: Winter, Lenz und Sommer! Von Innsbruck war er doch bisweilen heimgekommen, er begleitete sie zu Weihnachten in die Christmesse und lobte dann das Birnbrot, das sie ihm vorsetzte, oder er färbte zu Ostern, wie einst in den Knabenjahren, die Eier und ätzte mit Scheidwasser Figuren und Sprüchlein darauf, so daß alle Nachbarn daran eine Freude hatten. Welche Wonne füllte erst ihre Brust, wenn ihn an Festtagen der Dechant zur Tafel lud, und dann hier und da jemand fragte: „Ist es wahr, der Hochwürdige hat euren Sohn zu Tisch behalten?“ Das sollte nun alles nicht mehr sein; denn Brixen war von Kufstein zu fern. Als sie nun dieses überlegte, wurden ihre Augen trüb, sie nahm die Brille von der Nase und fing an, emsig zu wischen und zu putzen. Dadurch wurde aber der Blick nicht heller; sie setzte sich auf den Koffer und weinte heftig in die Schürze. Da trat der Vater herein, teilnehmend blickte er auf sie und drückte sich, als wollte er ihren Schmerz nicht stören, langsam und ohne Geräusch hinter den Tisch. Sie richtete sich auf und fuhr, über die Truhe gebeugt, in der Arbeit fort. Er rauchte schweigend seine Holzpfeife aus und klopfte, als sie verglommen, die Asche auf den Sims.

„Eigentlich,“ begann er auf einmal, „gefällt mir die ganze Sache nicht recht. Der Norbert führte sich zwar immer redlich auf; war er auch bisweilen fidel, wie die Studenten sagen, so liegt das doch noch weitab vom Lumpen, allein — etwas fehlt ihm doch zum

Geistlichen, ich kann es nicht sagen, aber ich fühle deutlich, daß ihm etwas abgehe."

Das Mütterchen sah ihn groß an. Er fuhr nun mit erhobener Stimme fort: „Siehst du, er hat in der Rechenkunst eine zweite Klasse; wäre das nicht, so könnt' er Beamter —"

„Was fällt dir ein," unterbrach ihn das Mütterchen, „da müßt er ja in die Schreibstube; für ihn taugt nur Feld und Wald, und die stehen ihm als Priester offen. Wie herrlich muß es sein, wenn er mit dem hochwürdigsten Gut, um die Schultern den prächtigen, goldgestickten Rauchmantel, mit der Fronleichnamsprozession durch die Kornfelder geht; die Gemeindeältesten — und vielleicht auch du darunter — tragen an den vier Stangen den Thronhimmel über ihm; da bleibt er dann wohl vor seines Vaters Aeckern stehen und segnet sie noch insbesondere."

„Das wäre alles recht," meinte der Alte, „mir geht aber seine zweite Klasse, die ihm so manchen anderen Ausweg versperrt, immer im Kopf um. Vorgeworfen habe ich es ihm nie, denn er ist sonst gut und ehrlich, er kann nichts dafür, daß ihm der Hergott den Verstand nicht besser aufgetan hat. Ueberhaupt läßt sich da nicht viel reden; jeder muß es selbst versuchen. Ich weiß gut, wie sehr mir einst der Soldatenrock gefiel, daß ich vom Pflug der Trommel nachlief; kaum trug ich aber den grauen Kittel am Leib und den Schießprügel auf der Achsel, so hätt' ich beides schon wieder gern weggeworfen. Gott verzeih mir die Sünde, ich jubelte fast, als mich nach einem halben Jahr ein Säbelhieb dienstuntauglich machte. Darum red' ich

auch dem Norbert nichts ein, er tue was immer, wenn er nur brav bleibt; denn das Herz macht den Menschen und nicht der Rock."

Da kamen einige Nachbarn, denen bald andere folgten. Sie wollten von Norbert Abschied nehmen, der war aber noch nicht heimgekehrt. Die Alten vertieften sich bald in ein Gespräch, die Bursche horchten, die Hände in den grünen Hosenträgern, den Reden der Väter. Es wurde vielerlei verhandelt über Ernteaussichten und Wochenmarkt, und ob das Almvieh heuer gedeihe. Bald darauf trat Norbert ein. Er mischte sich unbefangen in die Unterhaltung und erzählte mit der größten Lebhaftigkeit von den neuen Versuchen, die der landwirtschaftliche Verein im Hofgarten zu Innsbruck mit verschiedenen Früchten veranstaltet habe. Es schien fast, er verstehe sich besser auf Düngungsmethoden und Dreschmaschinen, als auf Sinus, Tangenten, Quadrate und philosophische Fragen.

Endlich mahnte die steigende Dunkelheit zum Aufbruch. Jeder wollte noch dem künftigen Theologen ein herzliches Wort sagen, dieser bot rings die Hand und mit lauten Glückwünschen schied endlich der Schwarm.

Auf der Schwelle wandte sich ein Schulkamerad Norberts noch um, er hatte den Abend sehr wenig gesprochen, und rief nun zurück: „Norbert! der Hans, ich und der Jagg haben gelobt, dir, wenn du die erste Messe liest, einen Maibaum vor das Haus zu pflanzen, den höchsten, den wir im ganzen Walde finden. Behüt dich Gott!" Er ging rasch hinaus. Eltern und Sohn waren nun allein. Da wurde alles Mögliche besprochen und um ja nichts zu vergessen, jede Sache

vom guten Mütterchen mehrmals vorgebracht. Der Vater sagte, es sei ja auch morgen früh Zeit, weiteres zu bereden, obwohl im Grund gar nichts mehr zu verhandeln übrig war. Nun traten die Knechte ein und knieten an den Bänken nieder. Norbert betete den Rosenkranz vor und alles ging zur Ruhe.

*

Die Sonne schien bereits in das Tal, als der Student durch den Knecht geweckt wurde, der vor seinem Fenster die Sense dengelte. Rasch stand er auf, aller Trübsinn war von ihm gewichen, sei es nun, daß Mariens Bild vor seiner Seele stand, oder daß ihn die Aussicht auf eine Wanderung nach Süden heiter stimmte. Er trat zu seinen Eltern in die Stube. Der Vater war ruhig wie immer, die Mutter blickte auf den Sohn, und als sie ihn so froh und wohlgemut sah, fühlte auch sie neue Zuversicht. Sie wiederholte noch einige Aufträge; da griff der Alte plötzlich in die Tasche und zog eine alte Uhr hervor, die in einem Silbergehäuse lag, durch dessen zierlich geflochtene Schnörkel roter Lack glänzte. Er reichte sie dem Jüngling. „Sie ist von meinem Großvater,“ setzte er hinzu, „ein gutes Werk mit Stahlschrauben; ich kann wohl auf den Kirchturm schauen, oder wenn ich auf dem Felde bin, wird ja zur Essenszeit die Glocke gezogen; ein Student aber soll sich vor allem anderen stets erinnern, wie kostbar die Zeit sei, damit er keine Minute versäume.“

Der Sohn nahm schweigend das Geschenk.

„Begleiten kann ich dich nicht,“ fuhr der Bauer

fort, „ich habe notwendig auf dem Neubruch zu schaffen; wenn du wieder kommst, wirst du deine Freude haben, wie der Acker schön und eben liegt, den jetzt ästige Baumwurzeln durchkriechen. So, nun hast du gehört, wie ich es meine, lebe wohl!“ Da spritzte das Mütterchen noch Weihwasser auf seine Stirn und bezeichnete sie mit dem heiligen Kreuz; er drückte ihr zitternd die Hand und ging stumm, ohne sich umzusehen, aus dem Haus, denn es gelang ihm nur schwer, seine Rührung noch länger zu bezwingen.

Der Morgenwind wehte ihn frisch an, als sollte er mit dem Herbstnebel die trüben Gedanken verscheuchen; die Schönheit von Wald und Feld gaben ihm allmählich seine ursprüngliche Stimmung wieder. Schnell hatte er den Saum des Waldes erreicht, durch den der Steig zum Pendling emporführt. Den Weg unterbrach ein Bergrunst, über den sonst einige unbehauene Balken führten. Er sah schon von weitem, daß eine alte Tanne, wo er oft zu rasten pflegte, nicht mehr stand, nur ein Stumpf ragte noch mit langen Schiefern über die Haselstauden. Der Sturm hatte den Stamm so gebrochen, daß er mit dem Wipfel noch den anderen Rand des Abgrundes erreichte. Die Brücke war unter der Wucht seiner Zweige eingestürzt. „Was für ein herrlicher Wegmeister der Wind ist!“ rief Norbert lachend, „einen Steg bricht er ab und baut aber dafür gleich einen neuen.“ Er trat auf die gestürzte Tanne, die über dem Runst hing, ohne zu bedenken, was er wage. Als er wie ein Seiltänzer über die Mitte des Baumes hinüberging, begann dieser heftig zu schwanken und Steine rollten nieder. Mit einem Sprung,

um den ihn der kühnste Gemsenjäger beneidet hätte, erreichte er den andern Rand, während der Schwung seines Fußes den Stamm völlig aus dem Gleichgewichte brachte, daß er krachend und sich auf den breiten Aesten überwälzend in die Schlucht hinabstürzte. Norbert schnalzte mit der Zunge, wie es die Bursche zu machen pflegen, wenn sie den Gegner ins Gras gerungen haben oder ein Schnadahüpfel beginnen wollen. Bald darauf sang er ein bekanntes Liedlein, das recht gut für einen Senner getaugt hätte:

„Der Gamsbock am Schrofen,
Und 's Dirnl im Tal:
A lustiger Jäger
Will boad's auf a mal.“

Ungefähr um zehn Uhr erreichte er den bestimmten Platz. Hier war es schattig und kühl; er setzte sich auf den grünbemoosten Brunnentrog, in den das lautere Alpenwasser aus den Holzröhren niederplätscherte. Hier und da guckte ein Berghuhn aus dem hohen Farrenkraut und flatterte verschüchtert davon. Plötzlich klang ein leises, melodisches Summen in abgebrochenen Sätzen von der gegenüberstehenden Felswand, es war der Widerhall von Alpenglocken. Norbert sprang rasch auf und ging talein. Bald begegnete er der Leitkuh, dem schönsten Stück der Herde. An den vergoldeten Hörnern waren Laubgewinde und Blumen mit wallenden Atlasbändern festgebunden, daß sie wie ein Triumphbogen zusammenneigten. Darunter befand sich auf der breiten Stirn ein Tirolerschütz befestigt, den der Senner auf der Alm aus Zirbelholz geschnitzt hatte; so oft die Kuh den Kopf schüttelte, be-

wegte er sich am Drahte mit. Vom Nacken hing am breiten gestickten Ledergurt eine große Glocke; die Kuh schien in diesem sonderbaren Aufputz ein Gefühl des Stolzes zu haben; denn so oft eine aus dem Zug vordrängen wollte, kehrte sie sich um und zeigte ihr die Hörner. Nach dem Rindvieh folgten die Ziegen und Schafe; der Geisbub zerrte den Bock am Stricke daher, damit er nicht durch ungeeignete Galanterie die Ordnung der Herde störe. Es war ein stattlicher, schwarzzottiger Kerl mit frech aufgedrehtem Schwänzlein und langen Hörnern, um die ein Kranz von Vergißmeinnicht und Immergrün gewunden war. — Norbert mußte weichen, um den Zug vorüber zu lassen; zuletzt kam Marie an der Seite des Senners um die Waldecke. Sie bot Norbert einen freundlichen Gruß; jener gab ihm allsogleich eine ungeheure Peitsche, damit er neben dem Vieh hertrabe und kein Stück vom Weg abkommen lasse. So erreichten sie gegen Mittag das Dorf. Die Bauern standen schon bei den ersten Häusern, des Einzugs gewärtig, voran der Wirt mit einer riesigen Schnapsflasche, aus der er ein Stengelglas füllte. Er reichte es dem Senner zum Gruß und fragte lachend: „Was hast du denn heut für einen Kühbuben angestellt?“

„Ja, die Marie,“ antwortete dieser, das Glas absetzend, „die Marie hat den Studenten aufgedungen — sollst leben, du bist doch das schönste Mädl in Langkampfen!“

Marie nippte ein wenig aus dem dargebotenen Glase.

„Geh,“ rief der Senner, „verzieh nicht so das

Maul, — hätt' es dir Norbert zugebracht, würdest du schon austrinken!"

Die Bauernmädchen in Tirol verachten sonst den Schnaps eben nicht; es ist sogar der Brauch, daß die Buben beim Fensterln ein Fläschchen Likör mitbringen.

Der Zug setzte sich bald wieder in Bewegung, und nach einer Weile hielten sie vor Mariens Haus. Der Student half noch dem Mädchen und dessen Vater im Stalle; er kettete die Rinder an und steckte duftiges Heu in die Krippe. Beim Mittagessen erzählte Mariens Bruder von dem großen Schießen, das am nächsten Morgen zu Angeth beginnen sollte.

„Da könntest du mich begleiten," wandte er sich an Norbert, „wir brechen abends auf, vielleicht geht auch der Zieler Jochele mit." Angeth war freilich nur zwei Stunden entfernt und es war vorauszusehen, daß ein rüstiger Reisender eher um die Welt herumkommen würde, als Norbert bei so kurzen Tagmärschen nach Brixen, indes nahm er die freundliche Einladung unbedenklich an. Während jener den schweren Stutzen sorgfältig instand setzte, ging er mit Marie. Sie hatte ihm noch so vieles heimlich aufzutragen, und weil er ihr Vetter war, führte sie ihn unbedenklich über die Treppe in ihr Kämmerlein. Hier war alles so nett und sauber. Die braunen Holzwände, durch blaue Leisten zierlich in Felder abgeteilt, zeigten da und dort fromme Sprüche, die mit hellem Zinnober in großen Frakturbuchstaben vom Schullehrer hingemalt waren. Zu Häupten des breiten Himmelbettes hing ein kleines Altärchen, darauf die unbefleckte Jungfrau zwischen Georginen und Astern, ringsum allerlei Flitter, Täfel-

chen und Schnitzwerk, wie es das Mädchen bei Katechesen und Prüfungen oder auch von wandernden Ordensbrüdern erhalten hatte. Der Jüngling betrachtete das alles mit wahrem Behagen. Auf einem Gestelle standen glasierte Scherben mit Blutnelken und Rosmarin, von denen in Tirol die Bräute einen Strauß zur Kirchfahrt mitzunehmen pflegen. Da hält ein Mädchen viel darauf, daß es die Blumen selbst gepflanzt und für den Ehrentag gepflegt habe.

„Schau, schau!“ rief Norbert, mit dem Finger hindeutend, „hast du darauf auch schon gedacht?“ und seine Stimme bebte wie von heimlicher Beklommenheit.

„Das nicht,“ erwiderte Marie, „wozu sollte ich auch? Wenn du deine erste Messe liest, will ich ein Kränzchen davon tragen. Ich möchte dich um etwas bitten und hab' es schon lange auf der Zunge.“

Norbert sah sie forschend an.

„Ich würde,“ fuhr sie fort, „bei deiner Primiz gar zu gern die geistliche Braut vorstellen.“

„Meine Hand darauf,“ rief der Student, „du wirst es und keine andere!“

Um ihre Wangen spielte ein sanftes Lächeln, als wäre ihr die schönste Zukunft verkündet. So bescheiden war dieses kindliche Herz, daß es ihm genug schien, an jenem Ehrentag die Braut des neugeweihten Priesters, die katholische Kirche, symbolisch darzustellen; kein anderer Wunsch, kein anderer Gedanke erwachte in ihr, denn das stand wie eine hehre Notwendigkeit vor ihrer Seele, daß Norbert Geistlicher werden müsse. Marie pflückte ein Zweiglein Rosmarin und Nelken, das sollte Norbert mitnehmen auf die Reise und auch in

Brixen nicht wegwerfen, als Zeichen dessen, was er ihr versprochen. Da pfiff es vor dem Fenster, Hans war bereit; noch einmal drückte Norbert Marien die Hand, noch einmal blickte er in ihr Auge und verließ dann das Haus. Sie aber, als sein Schritt verhallt war, kniete vor dem Muttergottesbilde nieder und heiße Tränen flossen auf ihren Busen; sie betete, daß ihn die himmlische Jungfrau auf allen Pfaden geleite und schirme, damit er rückkehrend sein Wort lösen könne.

Die beiden Jünglinge schritten wacker vorwärts, an der Esche vor dem Dorfe harrte der Zieler Jochele, ein Bündel unter dem Arme, darin das Festgewand, in dem er um die Scheibe tanzen sollte.

„Du wirst doch morgen auch mitschießen?" redete er den Studenten an.

„Das gerade nicht," antwortete dieser, „ich gehe nach Brixen in die Theologie."

„Nun, ein Schuß nach dem Frühstück kann dir nichts schaden. Möcht' doch sehen, ob du imstande bist, einen Stutzenlauf zu richten; du liefst zwar den ganzen Tag mit der Büchse im Wald herum, das Wild soll sich aber, nachdem der erste Schrecken vorbei war, ganz wohl befunden haben."

„Du Schwätzer, mit dir schieß' ich doch, wenn es gilt!" erwiderte Norbert rasch.

„Ei, ja freilich! Ich erinnere mich, wie du einmal einen Hasen erschossest, der hatte an jenem Tage besonderes Glück; er machte so nahe vor dir ein Männchen, daß du ihn ebensogut hättest bei den Ohren packen können. Wenn man dich auf einen Tannenwipfel setzte, würde vielleicht ein Hirsch zu dir hinaufklettern,

um die Ehre zu haben, von deinen Meisterschüssen zu fallen. Gilt's eine Maß Wein, du fehlst die Scheibe und wär' sie so groß wie ein Stadeltor?"

„Zehn soll es gelten!" rief Norbert, „einen Schuß tu' ich noch, eh' ich fortgeh, und" —

„Und ich stelle mich vor die Scheibe," unterbrach ihn Jochele lachend, „da bin ich am sichersten vor der Kugel. Doch Spaß beiseit', ich lasse dich beim Schießen einschreiben, nach Brixen kommst du auch nachmittags früh genug." —

So erreichten sie Angeth. Sie kehrten bei einem Bekannten ein und schwatzten noch auf ihrem Lager im Heustadel tief in die Nacht von den Dingen, die da kommen sollten, bis einer nach dem andern schlummerte.

*

In aller Früh begann ein reges Leben auf dem Schießstand. Schwegelpfeife und Trommel erklangen frisch und munter, denn das ist die Schlachtmusik des Tiroler Landsturmes, die auch zum unblutigen Spiele um die Festpreise erklingt. Stutzen um Stutzen krachte, daß es weithin durch die Bergschluchten hallte; bei jedem Glücksschuß sprang hinter der Scheibe der hölzerne Hanswurst empor. Wenn der Rauch verschwand, trat der Zieler Jochele in seiner roten Jacke vor, tanzte so oft um die Scheibe, als die Zahl der eingeschossenen Kreise betrug und jauchzte jedesmal zu Ehren des glücklichen Schützen. Wenn aber, wie es auch bisweilen geschah, ein Bursch mit dem Gewehr nicht recht umzugehen wußte, so schlug Jochele einen Purzelbaum und

zeigte dem Unglücklichen den Rücken, dem ein Bock von schwarzem Tuche aufgenäht war. Ein allgemeines Gelächter erscholl dann, so daß sich der Fehlende beschämt zurückzog und, wie die Schützen im Notfall immer Ausreden haben, die Schuld auf Wind, Licht oder Pulver schob.

In einem solchen Augenblick trat Norbert mit Hans ein; der Schützenmeister sagte ihnen, daß sie, als spät eingeschrieben, noch zu warten hätten, sie möchten sich indes unter den andern umtun oder die ausgesetzten Preise betrachten. Auf einer breiten, aus Fichtenzweigen geflochtenen Pyramide steckten zwei grünweiße Seidenfahnen mit dem roten Adler von Tirol; jene rechts war statt der Fransen mit Dukaten umrandet und die links mit blanken Zwanzigern. Zwischen beiden stand als drittes Best ein horngeschnitzter Becher mit Silberfassung, er ruhte auf einem Gestell aus struppigen Adlerklauen. „Das wär' eine Freud!" meinte Hans und konnte die Augen nicht abwenden; Norbert schwieg, es mochte ihm ein wenig bange sein, daß er vor dieser Menge trefflicher Schützen und mit ihnen um das Best schießen sollte.

„Trefft nur gut," sagte ein Alter, und faßte ihn treuherzig bei der Hand, „seht Ihr die Scheiben dort am Getäfel? Manche ist über hundert Jahre alt, und der Kernschuß ist auf jeder angemerkt, ebenso der Name desjenigen, der ihn getan. Mancher findet einen seiner Vorfahren verzeichnet und will nicht schlechter sein als dieser; deswegen strengt er sich an, ein guter Schütz zu werden." Da wurde Hans aufgerufen, er trat vor und schoß; es war, als wollte Jochele gar

nicht aufhören, um die Scheibe zu tanzen, die Kugel war tief in den vierten Kreis gedrungen. Nun traf Norbert die Reihe, aus der Zielerhütte kam der Ruf: „Die Maß Wein, die Maß Wein!“ Der Student ließ sich nicht beirren, fest ergriff er das frischgeladene Rohr, er zielte scharf und lang, Blitz und Knall! — er atmete tief auf, als er den Kolben von der Wange absetzte. Jochele stand unbeweglich vor der Scheibe, wie der hölzerne Hanswurst über ihr; dann riß er sie rasch vom Pflock und eilte zum Schießstand. —

„Eine blinde Henne hat ein Weizenkorn gefunden: das Zentrum!“ schrie er von weitem, niemand wollte es glauben, am wenigsten der Student, bis sich alle durch den Anblick überzeugten; ja einige Zweifler bohrten da noch mit dem Finger in das eingeschossene Loch, alle standen verdutzt. Da ergriff ihn Hans bei der Hand und sprach: „Von jedem andern tät es mich verdrießen, wenn er mich abgeschossen hätte, daß es aber dir gelungen ist, Norbert, das freut mich, als ob ich selbst das Best heimtragen dürfte.“

„Wer das Glück hat, führt die Braut heim!“ murmelte ein Schütz nebenan.

„Es ist Zufall!“ sagte ein anderer unwillig, denn keiner mochte auf so schnöde Weise den Preis verloren sehen — „nur Zufall!“

„Zufall?“ schrie Norbert dreist, „ich werde die noch übrigen zwei Schüsse tun, denn dreimal hat jeder das Recht, da wollen wir sehen!“ Es wurde geladen, er schoß drei Kreise; denn ist der Schütz einmal im Zuge, verläßt ihn das Blei nicht! sagt ein Spruch, der sich hier bewährte. Da meinte jener Alte: „Norbert

taugt ebensowenig für die Theologie als eine Trommel zu einer Kirchenglocke."

Das Schützenglück des Studenten wurde auf das lebhafteste besprochen, er sollte auf diese und jene Frage über das Wie und Warum Aufschluß geben; er vergaß ganz auf Brixen und trank in der Aufregung ein Glas roten Tirolerwein um das andere. Das Hauptbest war gewonnen, er zeigte den regsten Anteil bei jedem Knall und prüfte wie ein Altmeister bei jedem Knall Schuß und Richtung, wem die zweite Fahne oder der Hornbecher gehören solle. Und abends! Da durfte er als erster Schütz beim Feste nicht fehlen. So verfloß Stunde um Stunde unbemerkt, schon dämmerten im Tal die Schatten und nur noch das Kaisergebirge glühte in Purpur; da schlug der Schreiber dreimal auf den Tisch und das Schießen war beendet. Jochele nahm die Scheibe auf den Rücken, hinter ihm Schwegler und Trommler, dann Norbert mit freudestrahlendem Gesicht, die Goldfahne in der Hand, ihm folgte der alte Schütz mit der silbernen und Hans mit dem Hornbecher; darauf die andern, herrlichen stolzen, Tirols an Kraft würdigen Gestalten. Sie zogen durch die breite Gasse des Dorfes. In dem Augenblick, als sie vor das Tor des Wirtshauses, wo ihnen das Mahl bereitet war, hinkamen, fuhr ein glänzender Wagen rasch vorbei; niemand achtete darauf.

Als Norbert bei der Tafel obenan saß, und die Schützenchöre mächtig erklangen, daß es von der Wölbung des Saales hallte, dachte er wohl im stillen: wär doch Marie dabei! Er flüsterte Hans leise den Auftrag ins Ohr: das Gold dem Vater zu übergeben, die

Fahne aber sollte Marie in ihrer Kammer unter dem Muttergottesbilde aufstellen. Der Vater! Des Jünglings Brust erfüllte Stolz und Freude — er dachte nicht daran, was der gute Alte sagen würde, wenn er ihn statt in Brixen, wo er schon eingetroffen sein sollte, hier als Schützenkönig fände. Er dachte nicht daran; daß es nicht geschah, dafür sorgte die Gesellschaft redlich — jeder trank ihm zu, Lärm und Lustigkeit waren gegen Mitternacht auf das höchste gestiegen, so daß man kaum das eigene Wort verstehen konnte. Als es zwölf Uhr schlug, griffen einige Schützen zum Stutzen, warfen ihn über die Schultern und eilten, ein kurzes B'hüt Gott! rufend, davon. Der kalte Luftstrom, der durch die offene Tür floß, brachte die übrigen zur Besinnung und bald war die Gaststube leer.

Die Frühstunden sind es, in denen uns jedes Verschulden, das der im Taumel verbrachte Tag nicht zum Bewußtsein kommen ließ, am schwersten aufs Herz fällt; wir sehen kalt und nüchtern die Sachen, wie sie wirklich sind, ohne daß die Phantasie den trügerischen Schein darüber zu breiten vermag. Die Empfindungen, mit denen Norbert erwachte und das leise Ticktack der Uhr vernahm, die neben dem Bett auf dem Tische lag, waren keineswegs so heiterer Art, als jene, mit denen er sich niederlegte. Er raffte sich heftig auf: Der Glücksschuß, das Abendgelag, alles ging in seinem Kopf wüst wie ein Fiebertraum durcheinander. Sein Blick traf die Fahne. Ihre Farben schienen ihm verblaßt, der Schimmer des Goldes getrübt; ein trauriger Herbsttag zeigte alles fahl und verblichen. Das Ticktack der Uhr hämmerte an sein Ohr, wie die Stimme

des Gewissens, mahnend an versäumte Pflichten. Er empfand die bitterste Reue; klar stand es vor ihm: die Aufnahme in Brixen ist vorüber, wie willst du dein „Zu spät" entschuldigen, was sollst du sagen?

Unter solchen Gedanken kleidete er sich hastig an; er war noch nicht fertig, da klopfte es, Hans schob den Kopf durch die Türspalte: „Nun, Gott sei Dank!" murmelte er, „der Dampf ist ausgeschlafen. Willst du kaltes Wasser?"

Norbert schüttelte den Kopf und ergriff gähnend den Hut.

„Wir haben noch einen traurigen Gang," begann Hans wieder, „schon nach dem Betläuten hat der Kooperator hergeschickt, seit Wochen ist er krank, und wird wohl auch nicht mehr gesund — er will mit dir reden. Nachts wurde er plötzlich schlechter, das Zügenglöcklein vermeldet ihn, wie mir der Bader zugeraunt, gewiß bald dem Totengräber."

Norbert meinte, da müsse wohl ein Irrtum sein.

Hans fuhr fort: „Schon gestern, als ihm noch ganz leidlich war, fragte er nach dir, die Häuserin traute sich jedoch ob dem Gekrach nicht in den Schießstand, und der Schütz, dem sie es auftrug, hat es im Rummel vergessen."

Sie traten in das Freie. Norbert ging schweigend an der Seite von Hans. Er kannte den jungen Priester, den die Bauern als leutescheu nicht sonderlich beachteten, schon lange und erinnerte sich nun mancher sonderbaren Rede, die er von ihm über den geistlichen Stand vernommen. Jetzt wurde er noch nachdenklicher.

So gelangten sie an den Widum. Auf dem Gang vor der Türe knieten die Weiber, sie beteten den Rosenkranz, wie die Männer in der Stube die Absätze laut angaben. Als Norbert eintrat, flüsterte ihm eine zu: „Schleun' dich nur, er hat schon die Seel auf der Zunge, wär nur sein Vater da!"

Beklommen griff Norbert nach der Klinke, der Priester lag im Bett ausgestreckt, den Rücken auf Polster gestützt, atmete er schwer. Ueber sein fahles Gesicht beugte sich der Pfarrer mit dem Kruzifix und sprach leise Worte des Trostes, die jener wenig zu beachten schien. Sein halbgeschlossenes Auge war mehr nach innen gewendet; als er jedoch das Knarren der Tür hörte, öffnete er es weit und starrte stumm hinaus. Der matte Blick fiel auf Norbert, er hob den Arm und faßte krampfhaft seine Hand.

„Laß dir raten von einem Sterbenden," begann er, „laß dir raten, Norbert, geh nicht in die Theologie, und wenn du um Brotrinden betteln müßtest, geh nicht und werd' nicht so unglücklich, wie ich es war." Er lehnte sich matt zurück und schloß die Augen wieder. Erstauntes Flüstern ging durch das Zimmer, der Geistliche verdoppelte sein Gebet, griff zum Sprengwedel und ließ die geweihten Kerzen anzünden, um den Teufel, der ihn noch am Tor der Ewigkeit versuche, zu verscheuchen.

Norbert trat betroffen zurück, er wagte nicht fortzugehen und kniete neben den Bauern nieder, um mit ihnen zu beten.

Der Priester war nicht im Orte geboren, sondern zu Wörgl. Man hatte eilig hingeschickt, den Vater

zum letzten Abschied zu holen, endlich fuhr rasch eine Kalesche vor, schwere Tritte nahten, der Alte trat weinend an das Bett des Sohnes. Mit letzter Kraft richtete sich dieser auf und stammelte — jedes Wort fast unter der Macht der nahen Ewigkeit. „Vater, eh' ich aus dieser Welt scheide, muß ich reden mit dir. Du hast mich elend gemacht für dieses Leben, — elend, elend, elend, und wenn mir in jenem Gott verzeihen soll, daß ich heimlich ein schlechter Priester war, so muß meine selige Mutter vorbitten, die mich nicht aus falscher Eitelkeit gezwungen hätte, geistlich zu werden. — Gott erbarme dich meiner, erbarme dich meiner! — Vater, stirb du leichter als ich, der Fluch meines verfehlten Lebens soll nicht auf dir lasten und dich in die Hölle drücken. Aber meinen Bruder zwinge nicht — sonst ..." — Er verstummte, kalter Schweiß floß von seiner Stirn. „Jesus, nimm mich auf!" — seufzte er plötzlich, das Seufzen ging über in Stöhnen, er verschied.

Der alte Bauer ergriff heulend seine Hand, es war eine jener furchtbaren Szenen voll des tiefsten Leides, bei dem selbst Engel sich verhüllen und Gott mitleidig bitten, er möge sie vorübergehen lassen, wie einst der Erlöser in Gethsemane.

Norbert stand auf der Straße; er wußte nicht, wie er heruntergekommen war, ohne von jemand Abschied zu nehmen, kaum der Richtung des Weges bewußt, rannte er vorwärts.

*   *
*

Bei ihm daheim war es recht einsam geworden. Der Vater tat die Arbeit wie früher, doch wollte ihn der Anblick seiner schönen Felder nicht mehr recht freuen, oft blieb er auf dem engen Pfad stehen, wehmütig fragte er sich: „Wem sollen sie einst gehören, da mein einziger Sohn Priester wird? Er wird zwar auch ein Säemann und streut das heilige Korn auf den Acker Gottes, aber — — —“ So sann er oft lang, bis er auf einem Umwege zum Mütterchen zurückkehrte. Tag für Tag verging gleich ohne Abwechselung, der Allerheiligenabend brach an, ernst und trüb, es sollte auch heuer auf die Gräber schneien.

Der Alte hatte an der Tür einen Blick auf die Wolken geworfen und das Wetter geprüft, nun setzte er sich an den Tisch und spaltete Kien, das Mütterchen spann am Ofen auf das emsigste, keines sprach ein Wort, nur die Katze auf dem Polster nebenan schnurrte mit dem Rad um die Wette. Sie mochten an den Sohn denken, der bereits vor fünf Wochen fortgezogen, aber noch keine Zeile geschrieben hatte. Schon dunkelte es stark, der Alte zündete einen Span an und steckte ihn fest in den Eisenring; am Fenster gingen die Leute vorüber, die vom Abendsegen nach Hause kehrten. Da klopfte ein Finger leise an die Türe; der hochwürdige Vikarius trat mit dem Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ herein. „In Ewigkeit Amen!“ entgegnete ehrerbietig das Mütterchen und rückte geschäftig einen Lehnstuhl zum Ofen. Seitdem ihr Sohn in Brixen Theologie studierte, war ihr jeder Priester noch lieber als vorher; — so wird Norbert auch einst aussehen, dachte sie im stillen, und alle Leute müssen sich neigen

vor ihm, als dem Gesalbten des Herrn. Und der hochwürdige Vikarius war doppelt willkommen; weswegen sollte er sie heute noch besuchen, außer um Nachrichten von dem Sohne zu bringen? Wirklich zog er zwei Briefe aus der Tasche. Während er sie auseinanderfaltete, fragte er den Alten mit einem forschenden Blicke: „Meint Ihr nicht, daß Euer Sohn für die Theologie nie so rechten Beruf hatte? Das Forstwesen würde ihm vielleicht mehr entsprechen, es kam mir so vor, wenn ich ihn frank und frei mit der schwarzen Mütze und dem kurzen Rocke, die Büchse über der Schulter, durch Feld und Wald streifen sah."

„Herr Vikar," rief der Alte, sich rasch aufrichtend, „Norbert wird doch in Brixen sein, oder ist er unter die Grenzjäger gegangen?"

Das Mütterchen trat entsetzt einen Schritt zurück. Begütigend sprach der Vikar: „Darüber seid ruhig, doch ich will Euch über den Sachverhalt kurz unterrichten. Vom Scheibenschießen wißt Ihr und hattet der Folgen wegen Angst genug. Man wollte ihn zu Brixen nicht mehr aufnehmen, denn zum Unglück fuhr gerade, als er mit der Fahne durch das Dorf zog, der Direktor des Seminariums vorbei, der dann sehr erstaunt war, in dem Spätling den Schützenkönig von Angeth zu erkennen."

„Laßt mich aufrichtig reden, hochwürdiger Herr!" unterbrach ihn der Vater, „ein junger Mensch hat nicht viel Zeit zu versplittern, um das und jenes anzufangen und fahren zu lassen. Es hätte mich sehr gefreut, seiner ersten Messe beizuwohnen, es wäre mir über alles gegangen auf dieser Welt; hat man ihn aber zu Brixen

abgewiesen, so werden zwar die Leute Schlimmes darüber reden, ich aber will den Finger Gottes darin sehen. Wenn er mit freiem Entschluß etwas Ordentliches beginnt, werd' ich ihn nie hemmen; das Meßgewand paßt nicht für jede Schulter. Nicht wahr, was ich immer befürchtet, ist eingetroffen, man hat ihm die Aufnahme versagt?"

„Er hat meine Verwendung nachgesucht," sprach der Priester gelassen, „und sieh da, mein Wort hat so viel gewirkt, daß ihm die Aufnahme nachträglich bewilligt wurde."

Die Mutter, die bereits alle Hoffnung zerflossen sah, schöpfte wieder Mut: „Gott sei gelobt!" rief sie lebhaft, „ich will gern drei heilige Messen als Dankopfer lesen lassen, eine zu Ehren der Muttergottes, die andere zu Ehren seines Namenspatrons und die dritte für die armen Seelen im Fegfeuer, denen wir ganz sicher diesen Segen schuldig sind."

„Wenn aber die Theologie doch nicht eigentlich der Beruf Eures Sohnes wäre!" sprach nach einer Weile der Priester mit bedeutungsvollem Nachdrucke, indem er den ersten Brief einsteckte.

Sie schwieg nachdenkend, bald aber sagte sie ruhig und gefaßt: „Die größte Lust meines Lebens wär' es gewesen, Norbert als Geistlichen zu sehen, er sollte einmal mein Grab einsegnen und für meine Seele beten. Gott verhüte aber, daß es gegen seinen Beruf sei; lieber säh' ich ihn tot vor mir, als so unglücklich, wie den verstorbenen Kooperator, der noch geisten soll, bis er seinen Vater nachgezogen hat ins Grab. Gott tröst' ihn!"

Sie blickte scheu um und schlug ein Kreuz.

Jetzt nahm der Vikar den zweiten Brief und las:

„Sie haben, hochwürdiger Gönner, gewiß ausführlich von den Ereignissen am Totbette des armen Kooperators, sowie von dem Anteil, den ich unfreiwillig daran genommen, gehört. Die Erinnerung daran verfolgte mich auf dem ganzen Weg nach Brixen, ich will die Bilder, die sie wachrief, ebensowenig schildern, als die Gefühle, die mich beunruhigten. Nur die Scham trieb mich vorwärts und jetzt darf ich es wohl gestehen, daß mich die Aussicht, man werde mich wegen Verspätung abweisen, fast wie eine angenehme Hoffnung beschäftigte. Hätte sie sich erfüllt, ich wäre in die weite Welt hinausgelaufen und nicht eher heimgekehrt, bis ich fertig und vollendet als ein Mann in geehrter Stellung vor des Vaters graues Haar hätte hintreten dürfen.

„Ihrem gütigen Einschreiten verdank' ich es, daß man mich dennoch aufnahm und ich in den ersten Kurs eintreten konnte. Desungeachtet kann ich nicht Theolog bleiben.

„Erhaben und großartig sind die Pflichten des Priesters; wer sich ihnen widmen will, tue es ohne Rückhalt. Ich vermag das nicht, ich fühle in meinem Herzen einen zu mächtigen Zug nach der Welt, ihren Freuden und Leiden, als daß ich unüberlegt mich und andere auf immer unglücklich machen sollte. Auf der anderen Seite betrachtete ich freilich den Schmerz der Eltern, die schmähliche Nachrede, die mich lange verfolgen würde, ja ich suchte mich selbst dadurch festzuhalten, daß ich die äußeren Vorteile erwog, welche

einem Priester seine hohe Stellung bietet. So habe ich lange zweifelhaft gerungen. Der gestrige Tag brachte meinem inneren Kampfe die Entscheidung. Es wurden einige Kandidaten zu Priestern geweiht und ich hatte als Ministrant an der heiligen Handlung teilzunehmen. Das Volk füllte den Dom, durch die weiten Hallen wogte der Orgelschall, jeder Ton schlug an meine Seele, daß sie sich bald aufschwang in glühender Andacht, bald aber vor der göttlichen Majestät sich in ihrer Nichtigkeit demütigte. Am Altar stand der graue Bischof und betete. In dieser Stunde flehte ich um Erleuchtung in meinem Zweifel. Da erschienen durch die Türe der Sakristei die drei Kandidaten. Zwei trugen im Antlitz die Züge jenes starren Friedens, den die ihres Zieles gewisse Entsagung gibt; der dritte war bleich und gebeugt, seine Brust arbeitete sichtbar unter einer schweren Last, das fühlte ich auf das tiefste mit. Er war sonst ein lebensfroher Jüngling, sein Blick traf mich zufällig — mich schüttelte der Frost. Nach kurzem Gebet warfen sie sich an den Stufen des Heiligtums auf den Boden nieder, man überdeckte sie mit einem großen, schwarzen Tuche, zum Zeichen, daß sie der Welt abgestorben seien. Vom Chor ertönte der Bußpsalm:

„Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit. Wasche mich wohl von meiner Missetat, entsündige mich mit Ysop, daß ich rein werde, wasche mich, daß ich schneeweiß werde. Ich wache nachts auf meinem Lager und benetze das Bett mit Tränen, mein Gott, bleibe nicht fern. Schaffe in mir, Gott! ein neues

Herz, und gib mir einen neuen gewissen Geist."

„Bei diesen Worten regte sich die Decke wie ein Bahrtuch, unter dem ein Scheintoter aufsteht; sie sank zurück, der dritte Kandidat sprang auf und rief, daß es durch die Wölbung gellte: „Ich kann nicht, ich kann nicht!" — er eilte durch das erstaunte Volk zur Kirchentor hinaus, ich ließ das Rauchfaß fallen und lief ihm nach. Die Nacht verbrachte ich schlaflos, in drei Tagen bin ich zu Hause! Meinen Eltern wage ich nicht zu schreiben, ich vertraue auf Ihre Nachsicht, Ihre gütige Vermittelung!"

Der Vikar legte den Brief zusammen.

„Der Herr sei gepriesen!" sprach der Alte mit Fassung, „ich danke Euch, Hochwürdiger!"

„Der Mensch denkt, Gott lenkt!" seufzte das Mütterchen; da ging die Türe auf und Norbert trat ein, nicht mehr der leichtsinnige Jüngling; — die kurze Zeit hatte ihn zum Manne gereift. Die Eltern boten ihm schweigend, aber freundlich die Hand. Er nahm die Mütze ab, zog den schwarzen Studentenrock aus, eine Tracht, die jetzt ohnehin mit seinem Aeußeren in Widerspruch stand, und reichte alles der Mutter mit den Worten: „Diese Kleider schenkt einem armen Studenten. Theolog bin ich nicht mehr, Jurist oder Mediziner will ich nicht werden; ich bleib' bei euch und baue mit dem Vater das Feld, das ich eigentlich nie hätte verlassen sollen. Der Knecht leiht mir eine Lodenjoppe, bis mir die Mutter eine auf den Leib gemessen hat. Gott sei Dank, jetzt ist's überstanden, und ich weiß, was ich bin!"

*

Nach drei Jahren kam wieder die Zeit der Ferien. Von allen Seiten kehrten die Studenten heim, wie die Zugvögel im Herbste. Auch Wilhelm verließ Wien. Er traf im August an einem heißen Nachmittag zu Kufstein ein. Als er nun im kühlen Gastzimmer beim Traubenwirt auf- und abging, begann im Bretterverschlage nebenan ein Knabe die ersten Elemente der lateinischen Grammatik herzusagen. Eine tiefe Baßstimme, die ihm bekannt klang, verbesserte die Fehler der Aussprache, die der Schüler etwa machte. Wilhelm hielt einen Augenblick still:

„Habt Ihr einen Studenten?“ fragte er den Wirt.

„Ja, mein Seppel,“ erwiderte dieser, „bereitet sich vor, im Oktober das Haller Gymnasium zu besuchen. Er ist recht fleißig, geben Sie nur acht, wie fertig er schon Latein spricht.“

Wilhelm lachte über die Rede des Wirtes, der Lehrer im Verschlage nebenan wurde auf seinem Sitze unruhig, hastig gab er dem Knaben eine Aufgabe und sah zur Tür hinaus.

Wie erstaunte der Fremdling, als Norbert, völlig in einen Bauer verwandelt, auf ihn zueilte. Sie grüßten sich auf das herzlichste, wie Brüder nach langer, langer Trennung; denn waren auch seit ihrem Abschied kaum drei Jahre verflossen, so hatte doch diese kurze Zeit die wesentlichsten Veränderungen hervorgebracht.

Zur Seite stand der Knabe und gaffte verwundert die beiden an; Norbert erzählte, daß er aus Gefälligkeit übernommen, den Knaben hie und da zu unterrichten, weil man in Kufstein sich besser auf das Bier,

als auf das Latein verstehe. Dann wandte er sich an den Wirt: „Seid nur nicht ungehalten, heute entführe ich Euch diesen Herrn, er muß mein Gast sein!“ Auf dem Wege erzählte er dem Freunde alles, was wir bereits wissen. Sie gingen über die Brücke, wo Norbert vordem so traurig gestanden hatte, und erreichten bald das Haus. Hier saß der alte, treffliche Vater auf der Bank, behaglich sein Pfeifchen schmauchend, auf dem Flur war das Mütterchen beschäftigt, da und dort noch etwas zu vollenden, denn es war Samstag und da mußte auf morgen alles nett und sauber sein. Sie traten in die Stube, überall die gleiche Reinlichkeit von der Decke bis auf den Boden; jeder Besucher mußte bemerken, daß hier Wohlstand herrsche, den eine sorgliche Hand in Ordnung zu halten wisse. Durch das von Reben umschlungene Fenster konnte man die Felder, die zum Hause gehörten, überblicken, sie zeichneten sich vor anderen durch kluge Bewirtschaftung aus. Ein zierliches Geviert war mit verschiedenen Arten von Getreide, Rüben und Futterkräutern bepflanzt, eine Musterkarte für ökonomische Versuche. Abseits standen ein paar mächtige Nußbäume, dazwischen einige jüngere Stämmchen, man konnte leicht bemerken, daß sie andere Obstsorten trugen, als die in der Gegend bereits eingeführten. Norbert ließ den Freund allein und kehrte dann mit Marie zurück, als wollte er ihm gleichsam sein schönstes Besitztum, die Perle des Hauses, zuletzt zeigen.

„Wahrlich,“ rief Wilhelm, der das hübsche Weibchen mit freundlichen Blicken musterte, „der Himmel läßt es dir an Segen jeder Art nicht fehlen!“

„Spotte du immerhin,“ erwiderte der junge Bauer vergnügt, „ich habe doch früher als du sämtliche Kollegien absolviert!“

„Wann hast du geheiratet?“ fragte Wilhelm.

„Heuer im Lenz! Nachdem mir am Georgiabend die Eltern das Gut übergeben hatten, machte der alte Vikar am Morgen drauf das Kreuz über uns. Wärst du doch bei der Hochzeit gewesen, wie ging's da lustig zu! Der Hans und der Jagg haben mir Tannen vor das Haus gestellt mit Band und Flitter, wie es nur bei einer Primiz der Brauch ist, dazwischen war ein Bildl aufgehängt, wie ein Geistlicher im Chorrock mit einem Bauerndirnd'l tanzt. Den Spruch drunter weiß ich noch.“ —

„Bist nit still!“ flüsterte Marie.

„Nun ja, besser hört er's von mir als beim Auracher:

‚Der Pimpacher Bua
Hat ins Schwarze 'nein troffen
Und ist aus der Kirchen
Zum Moidele g'loffen.‘

Hat mich nie gereut. Ich kann jetzt wie jener Dichter singen:

‚Portum inveni, spes et fortuna valete‘.‘

Ueber Wilhelms schönes Gesicht flog der Hauch einer stillen Trauer, er faßte die Hände der beiden und sagte mit einem Tone, dem man leicht die innere Bewegung anmerkte: „Mög' euch Gott immer so glücklich erhalten, ihr Lieben!“

*

Gott hat sie auch glücklich erhalten, fast schicksalslos nach Bauernart, weil sie in ihrem bescheidenen Kreise blieben. Wilhelms Stern, der kometengleich ins Grenzenlose strebte, sollte bald erbleichen. Norbert erkundigte sich nach ihm.

Er war mit mir nach Wien gereist, entschwand jedoch dort bald wie ein schimmerndes Meteor in den vornehmen Schichten der Gesellschaft, für die ihn Adel, Schönheit und bei einem bescheidenen Vermögen jene Unabhängigkeit von Sorgen, die uns andere zwangen, auf den Erwerb durch Lektionen zu denken, befähigte. Nur zufällig sahen wir uns noch, wobei er stets mit inniger Treue seiner Heimat Tirol und der Jugendfreunde gedachte: auch deiner! Von ihm habe ich dein Schicksal erfahren, denn das Briefschreiben hast du dir natürlich als überflüssig längst abgewöhnt."

Norbert versuchte nicht, sich zu entschuldigen, sondern zeigte lächelnd seine schwieligen Hände.

Ich fuhr fort: „Aus der Leerheit sinnlichen Genusses, der bald durchschauten Eitelkeit jener glänzenden Kreise riß ihn endlich seine Faustnatur und er versenkte sich neuerdings in die tiefsten Studien. In den unvergleichlichen Märztagen wirkte er mit voller Begeisterung und noch gehoben durch den geheimen Liebesbund mit der Tochter eines ungarischen Grafen, die ihn fast zu wilder Leidenschaft anfeuerte. Du weißt, daß ich im April den Säbel gürtete, um an die von den Welschen bedrohte deutsche Grenze zu ziehen; durch Krankheit gelähmt, mußte er in Wien bleiben. Als ich im Oktober zurückkehrte, vernahm ich, er sei in die ungarische Armee eingetreten und bereits Major. Hier

und da las ich seinen Namen noch in einem Bericht, endlich verscholl er ganz; zwei Jahre später erfuhr ich von dem ungarischen Dichter Lisnyai Kalman, der, als ehemaliger Honved dem Regiment Don Miguel eingereiht, zu Innsbruck im Spital lag, er sei in einer der blutigen Schlachten gefallen. Laß mich von der Trauer, mit der mich diese Nachricht erfüllte, schweigen, du weißt ja selbst, wie hoch wir ihn alle hielten!"

„Und was wir von ihm erwarteten," rief Norbert nach einer Pause, „was hätte aus dem werden können?"

„Werden?" fragte ich mit bitterer Ironie, „werden? Vielleicht ein Dichter, den man wohl konfisziert, aber nicht gelesen hätte, vielleicht ein Bachhusar, wenn er das Jus fortgesetzt, oder ein Monsignore, hätte er sich dazu hergegeben, als Professor einen philosophischen Eiertanz zwischen den Dogmen der Scholastik aufzuführen! Für seine Expansivkraft war kein Raum ... er starb als Freier und der freie Sturm der Pußta jagt über sein Grab. So brauchte er im schmachvollen Nachmärz den Kankan der Reaktion um den Bleisarg der Freiheit nicht mit anzuschauen, knirschend, daß durch keine Tat zu helfen sei; er brauchte nicht Gift zu schlingen und sich vom Groll zu nähren und noch Gott zu danken, daß er ihm die Kraft des Zornes verliehen, als einziges Gegenmittel, ihn zu retten aus der tollen Niedertracht jener Tage. Er brauchte ... doch genug!"

Ich schwieg unmutig. Marie blickte mich erschrocken an, Norbert faßte teilnehmend meine Hand und bemerkte: „Du bist halt noch immer der Alte."

„Freilich haben mich die Jahre nicht gescheiter gemacht," fuhr ich ruhiger fort, „sei's denn! Ich will

mich auch nicht mehr ändern. Glücklich vor allem muß man dich wegen deiner Stellung preisen, und dazu hast du so viel Bildung erworben, um ihren unschätzbaren Wert zu begreifen!"

„Das empfinde ich jetzt doppelt und dreifach," erwiderte er, „wenn ich das Treiben der Leute, mit denen ich an einem Strang hätte ziehen müssen, anschaue. Noch immer gibt es Priester, vor denen ich den Hut abnehme: welch ein wackerer Mann war der verstorbene Vikar, wie trefflich ist nicht unser Dekan, aber andere! Schalt man früher manchen wegen seines Geizes, wie den Seelsorger dort hinter dem Berg, dem man jüngst als Geldsorger das Haberfeld trieb, so verdirbt jetzt auch noch gar viele unlauterer Fanatismus, der nichts mehr weiß von der Wahrheit und Nächstenliebe der Evangelien. Ich sag dir's aber, auch den dümmsten Bauern geht allmählich der Knopf auf; doch Sitte und Rechtsgefühl leiden in der ärmsten Hütte unter dieser Agitation und fast möchte man sich des ehrlichen Namens eines Tirolers schämen."

Zornig schlug er auf den Tisch.

Ich kannte diese Dinge zur Genüge, um sie weiter zu verfolgen, sie führten mich jedoch auf Sebi mit dem Apfelköpflein und dem breiten Maul und so fragte ich, was aus ihm geworden?

„Da mahnst du mich an den Rechten," brummte er unwillig. „Als er ausgeweiht wurde, war ich schon etliche Jahre Bauer. Eines Abends, da ich gerade dengelte, stieg er bolzensteif in den Kanonenstiefeln den Weg herauf und ließ sich von den Kindern andächtig die Hand küssen. Sogleich erhob ich mich in der Ein-

bildung, er wolle mich als alten Kameraden heimsuchen, ging ihm entgegen und bot ihm die Hand. Er glotzte mich an, betroffen frag' ich: ‚Kennst mich nimmer, Sebi, hab' ich mich so geändert?‘ — ‚Mit dir hab' ich eigentlich nichts zu reden, ich muß in den Widum, als davongelaufener Theolog solltest du wissen, daß ein Bauer Priester nicht duzen darf.‘

„Mir flimmerte es vor den Augen, ich schrie ihm nach: ‚Du Pharisäer, siebenfach geweihter! Hat unser Herr auch seine Freunde verleugnet? Der davongelaufene Theolog würde sich schämen, ein Priester zu sein wie du! Jetzt schau, daß du weiterkommst, wir haben uns auf der Welt nicht mehr zu grüßen!‘

„Er beschleunigte den Trab, wahrscheinlich fürchtete er, ein Scheit auf den Buckel zu kriegen — seitdem ist's aus mit uns, aus! Jetzt hat er eine Pfarre, bringt die ganze Gemeinde hintereinander, macht sich an die Weiblein und hetzt sie gegen die Männer, gilt aber beim Konsistorium alles. Kurz und gut, er ist ein rechter!“

Der Bäuerin schien die Wendung des Gespräches, die alle Heiterkeit verbannte, peinlich, sie schenkte frisch ein und sagte freundlich: „Laßt das Greinen gut sein! Veit vergeßt ihr ja ganz und ich möchte doch auch etwas von ihm hören, schon deswegen, weil er als Student mir manchen Strauß gebracht. Darfst es schon wissen, Alter; deswegen warst du mir doch stets der Liebste.“

„Der Veit?“ Ueber den wußte ich Auskunft. „Die Juristerei wollte ihm nicht behagen, so trieb er nebenbei Naturgeschichte und pfuschte besonders den Krähen

als gewaltiger Vertilger von Heuschrecken, über die er auch ein Büchlein schrieb, ins Handwerk. Nebenbei schmiedete er Verslein, zu Innsbruck gab es schwerlich ein Mädchen — bürgerlich oder romantisch, der er nicht ein Lied gewidmet hätte. Es gelang ihm durch die Prüfung zu schlüpfen und so kam er als Lehrer an das Gymnasium zu Vincovze in Kroatien. Dort besang er die hochbusige Tochter des tschechischen Feldwebels; eines Tages marschierte dieser, zwar nicht den Tagesbefehl, wohl aber all die feinen Blättlein, die er der Schönen zugesteckt, unter dem Arm auf seine Stube und fragte ihn, den grauen Bart drehend, was all die gemalten Herzlein, Pfeile, Tauben und Vergißmeinnicht, die den Text zierlich einfaßten, zu bedeuten hätten? Er brauche sich nicht zu genieren, um das Mädchen zu bitten, mit Vergnügen solle er sie zur Frau erhalten.

„Unser Veit, der nie soviel Mut gehabt, um ein Mädchen zu werben, hatte noch weniger hier nein zu sagen und war im Grunde froh, endlich zum Amt ein Weib zu kriegen. Er heiratete. Vier Wochen nach der Hochzeit schrieb er mir einen Brief, der wörtlich so anfing: ‚Alter, Dich bedauere ich, daß Du zu Innsbruck hockst und dort Steine klopfst, folglich meine Kathinka nicht bewundern kannst. Ich sage Dir, es gibt auf der ganzen Welt keine Kathinka mehr wie diese, und diese Kathinka ist mein!‘ Ihr seht also, es fehlt nicht an Honig. Heuschrecken sammelt er selbst und so wird wohl auch ein — Johanneslein nicht ausgeblieben sein.“ —

Wir sprachen nun von andern Schulkameraden,

wie sie durch die Welt zerstreut waren, Scherz und Ernst wechselten, schließlich zogen wir freilich die Rechnung, daß mehr als ein Drittel von denen, die beim Auracher mit uns das Valet feierten, bereits in die Ewigkeit abberufen sei.

Es war schon spät, wieder stieg über das Kaisergebirg der Vollmond, wie an jenem Abend; der kalte Herbstwind wehte in das flackernde Licht, ich erhob den Becher:

„Den Manen unserer toten Freunde!“ Stillschweigend drückten wir uns die Hand und schieden für heute.

Herr Rochus

Wer in die Lotterie setzen will, findet leicht einen Laden, ja man bringt ihm allenfalls die Lose in das Haus, damit er seiner Pflicht als österreichischer Staatsbürger genüge; ist er gescheit, verputzt er wenig; — ist er unerfahren, viel, immerhin hat er dann eine Hoffnung gekauft, wenn auch meistens eine trügerische. Mancher baut aber den letzten Pfennig an, mit dem er sich und seinen Kindern einen Brotlaib kaufen könnte — aus Verzweiflung des Hungers, aber aufgeht nichts als eine Bleikugel oder ein Strick.

Wozu diese Einleitung?

Sie ist nur ein Vergleich. Gerade so, wie der Lottospieler, kommt uns der deutsche Romanschreiber vor, ja er ist sogar manchmal im Nachteil! denn jener weiß wenigstens, wo er kaufen, dieser aber nicht, wo er verkaufen soll; jener verschwendet weder Zeit noch Kraft, dieser vergeudet manchmal Jahre und arbeitet bis zur Erschöpfung; nur der Teufel Glück spielt bei beiden die gleiche Rolle; beim Literaten heißt er: Mode, und die stempelt Messingblech zu Gold, um es nach etlichen Monaten in die Rumpelkammer zu werfen. Solche, die mich fragten und fragen: warum ich denn keinen Roman schreibe? — haben hier die Antwort und ich

glaube, so manches schöne Talent, das sich darauf eingelassen, stände sich als Dienstmann besser.

Novellen habe ich manche verfaßt, und zwar erwuchsen sie aus dem Boden meiner Heimat, wo ich Land und Leute gründlich kenne; ich mußte jedoch allmählich erfahren, daß Berliner Gemsenjäger und Gemsenjägerinnen dieses Geschäft besser besorgen, wenn sie auch Tirol nur oberflächlich streiften, wie ja auch der Kulissenmaler keiner umfassenden Studien bedarf, um große Wirkungen zu erzielen. — Und was hätt' ich im besten Falle davon? Wozu nachsinnen, schaffen, gestalten, wenn eine solche kleine Schöpfung heut durch eine Zeitschrift huscht und morgen im großen deutschen Makulatursumpfe versinkt. Also die Hand von der Butte.

In den langen einsamen Abenden, die jetzt schon früh niedersinken, tauchen jedoch aus der Vergangenheit manche Geister, manche Geschichten auf, die ich nachgenieße, denen ich, soweit es die Erinnerung vermag, eine feste Form verleihen will, eine Form, schlicht und kunstlos, denn warum eine Mühe aufwenden, die bei der Hast des Lesens doch kaum jemand beachtet?

So beginne ich denn mit einer kleinen Erzählung, vielleicht finde ich noch Zeit und Stimmung zu einer zweiten, dritten Skizze; denn so werdet ihr es nennen, um es nach deutscher Art ein für allemal zu registrieren.

* *
*

Wir werden alt! — Nichts mahnt uns aufdringlicher daran, als wenn Leute, die wir in den Kinder-

schuhen herumlaufen sahen, unvermutet völlig erwachsen vor uns hintreten und grüßen und wohl auch mit Berufung auf diesen oder jenen kleinen Vorfall fragen: „Ob wir sie denn nicht kennen?“ Am öftesten widerfährt dies dem Lehrer, der lange Zeit seines Amtes gewaltet. „Ist denn der alte Herr, der mit grauen Haaren dasteht, wirklich einmal als greinender Bube vor mir auf der Bank gesessen?“ — Er lächelt und führt Jahreszahlen an — ja, ja, es ist so! Du mußt es schwermütig zugestehen. Und wenn er dir nun gar einen erwachsenen bärtigen Sohn vorstellt, der unter dir studieren soll, wie es einst der Vater am Gymnasium getan, aus dem du indes an die Universität aufgestiegen bist! — Nun, mir geschah das vor einigen Tagen. Der Herr Ricotto erläuterte mir, sein Sohn da, — der Laggel machte ein entsetzlich dummes Gesicht, als ich ihn näher betrachtete — sein Sohn da müsse Naturwissenschaften studieren, weil ihm das als Geschäftsmann und Landwirt sehr zustatten komme und er selbst mehr als einmal bedauert habe, nicht mehr gelernt zu haben. Nachdem das Amtliche abgetan war, plauderten wir von den alten Zeiten, er wußte noch so manchen Schwank, so manchen lustigen Einfall und fragte mich, ob ich mich erinnere, wie er einmal dagesessen sei, gedankenlos, die langen Haare verwirrt über das Gesicht, den Mund weit auf. „Es war gerade Nikolaustag. Da riefen Sie: ‚Nun, Ricotto, Sie schauen aus wie ein Krampus auf dem Markt!‘ Ein schallendes Gelächter brach los und meine Kameraden gaben mir lang den Spitznamen Krampus; hätt' ich zu Innsbruck weiterstudiert, wär' er mir wohl in der

Kneipe geblieben!" Vielleicht bekommt ihn der Sohn! dachte ich im stillen; doch wozu diese Schnurren!

Reden wir lieber vom alten Rochus Ricotto: wie ist es zugegangen, daß er zuerst keine Frau, dann einen Buben und endlich eine Frau bekommen hat? — Es darf niemand erschrecken, die Geschichte verläuft ganz anständig, so daß selbst die sprödeste Freundin Zolas ihrer Tochter, wenn sie auch eben aus dem feinsten Pensionate heimkehrt, das Blatt nicht aus der Hand zu nehmen braucht.

Wir sind in einer tirolischen Stadt; wer jemals dort war, wird sie aus unserer Schilderung gleich erkennen; für andere bleibt auch der Name ein leerer Schall. Am Norduser des Flusses, der sie durchströmt, erheben sich mäßige Hügel; auf einem derselben blickt aus dem Obstwalde, der an ihm emporzieht, ein schönes Gut, die vordere Wand ist dicht mit Reben bekleidet, den Söller schmücken in langer Zeile Blumenstöcke. Rückwärts verbirgt sich bescheiden Stallung und Stadel und hinter einer Mauer werden bis an den Saum des Föhrenwaldes, über den neben einem Steinbruch ein großes Kruzifix emporragt, breite, wohlbewirtschaftete Aecker und Wiesen sichtbar.

Dort waltete Rochus als Herr und Besitzer. Er gebot den Knechten, die Mägde hielt eine alte Schaffnerin, die er mit dem Erbe seines Vaters übernommen hatte, in Ordnung. Der Landwirtschaft und der Gärtnerei wohl kundig, arbeitete er selbst mit, wußte jedoch, daß jeder Kreuzer, den man den Dienstboten abrackert, auf der anderen Seite zehnfach verloren geht. Darum waren die Plätze bei ihm gesucht, sie galten fast für

eine Hochschule, und mancher Bauer, der selbst ein hübsches Gütchen hatte, schickte den Sohn als Knecht, damit er etwas Rechtes lerne.

Rochus hatte studiert; sogar einige Semester Rechtswissenschaft, der Advokaten und Finanzleute wegen, die einem, wie es heißt, nicht mehr aus dem Sacke steigen, wenn sie einmal drinnen sind. Ueber seinen Beruf völlig klar, bezog er alles auf diesen, gönnte aber auch sich und anderen etwas. Die Freistunden der Sonntage, die er bei Menschen und Vieh streng einhielt, die langen Winterabende widmete er seiner kleinen Bibliothek; etliche Mappen mit breiten Deckeln bargen allerlei Kupferstiche, Holzschnitte und Zeichnungen wohlgeordnet nach Zeit und Meistern. Am liebsten las er historische Werke, aber auch die besten Dichter von Homer an. Da zweifelt bereits mancher, ob denn meine Erzählung überhaupt wahr sei: denn ein Deutscher hält sich keine Bibliothek und noch dazu ein Landwirt! — Richtig! Rochus ist aber eigentlich kein Deutscher; er heißt ja Ricotto, was freilich nichts entscheiden würde, da in unserem zweisprachigen Lande die Namen hin und her wechseln. Sein Vater kam, wie so mancher andere „Welsche", in den Tagen österreichischer Herrschaft aus der Lombardei hierher, begann als kleiner Gemüse-, Früchten- und Weinhändler und brachte es durch Fleiß, Einsicht und Sparsamkeit zu einem hübschen Vermögen, das er schließlich durch den Ankauf jenes Gutes verfestigte. Ich sah ihn bis zu seinem seligen Ende in der fadenscheinigen Jacke von gelbem Canevas herumlaufen, der figlio sollte aber ein possidente werden und danach leben, wozu hätte

sich sonst der Vater geplagt? So sagte er gelegentlich zu mir, indem er auf den Lackdeckel der braunen Tabakdose klopfte und mir eine Prise bot; ich habe ihn während der Studien treulich beraten und es folglich zum Teil auf dem Gewissen, wenn Rochus auch jetzt noch — Bücher kauft.

Weil Müßiggang aller Laster Anfang ist, hatte er gar nicht Zeit, sich mit Liebschaften zu verbandeln, wenn er vielleicht auch an den groben Spruch gar nicht dachte: „Jedes Jahr vor dem vierzigsten ist gewonnen, wo man kein Weib anhängen hat". — Es gibt jedoch überall Menschenfreunde, die da meinen: „Wenn es mir schlecht geht, warum soll es der und der besser haben?" Besonders wohltätig sind stets alte Frauen, die es für eine Todsünde am siebenten Sakrament halten, wenn ein vermöglicher Mann noch im Dreißigsten ohne Gnädige herumläuft. Der arme Bursche! Was kann ihm alles widerfahren in dieser gottlosen Welt, und schon gar, wenn er unter die Bande der Junggesellen gerät, für die die ewige Lampe im Wirtshaus brennt und die Kellnerin die Vesper singt! — Sein geistliches und leibliches Heil ist bei Tag und Nacht am besten in der Hand einer frommen Frau aufgehoben. Amen! — Auch unseres Rochus erbarmten sich edle Seelen; ihre Wege sind zwar unerforschlich, aber sie führen in der Regel sicher vor den Traualtar und der gewünschte Kuppelpelz bleibt auch nicht aus.

Die Geschichte ist philiströs, darum will ich mich kurz fassen — trotz meiner Anlage zur Schwärmerei, trotz dem Hexeneinmaleins des modernsten Realismus, der für solche Wunder die größte Ausführlichkeit for-

dert und gewiß die Kaffeekanne, neben der Rochus nicht zu einem Weibe gekommen ist, nach Umfang und Tiefe schildern würde.

Ganz zufällig brachte man ihn mit der Tochter eines mageren Finanzrates zusammen, deren Lob man ihm früher in allen Tonarten gesungen; eine Dame wagte sogar die verschämte Andeutung, daß sie ihn schon lange gern gesehen; aber ja nichts merken lassen! So ein Fräulein dürfe man nicht anpratzen wie ein Bauernmädel; so was vertraue man nicht einmal dem Beichtvater! Während dieses leisen Gespräches blickte Fräulein Julie, der boshafte junge Herren den Spitznamen „Visitiernadel" aufgebracht hatten, zur unbefleckten Empfängnis an der Wand empor und tat, als ob sie nichts ahne.

Weil sich bis jetzt nur ein oder der andere hungrige Praktikant, der die Gunst des Papa erlangen wollte, aber kein Romeo gemeldet hatte, wäre sie gar wohl mit einem Rochus zufrieden gewesen — Rochus und Julie als Aufschrift der zierlich gedruckten Verlobungsanzeige! Vorläufig trennte man sich, zum Abschied berührten sich die Fingerspitzen elektrisch. Der Klatsch war geschäftig, mein Freund erzählte mir lächelnd von der neuen interessanten Bekanntschaft, und als das kleine Ding zimperlich wie ein kartesianisches Teufelchen unweit von uns über den Kot der Straße hüpfte, sagte ich zu ihm: „Die könnten Sie ja als Zahnstocher brauchen oder neben der Hutfeder auf den Hut stecken." Den Spaß nahm er mir freilich übel, denn er meinte damals ganz platonisch: sie gefalle ihm wegen ihrer feinen Bildung. Das mußte richtig sein; Holz hatte

sie keines an der Wand, um eine irdische Leidenschaft zu entflammen.

Der Alte, der rechnen konnte, lud ihn ein: er wolle ihm allerlei über die Steuersachen mitteilen. Kam er, so ließ er ihn bald bei der Tochter allein. Diese tat verlegen, blickte auf die Hände im Schoße und erhob sich dann, nachdem er über das Wetter vorgeredet, mit einem Seufzer, um sich an das Klavier zu setzen. Nachdem sie ihm jedoch ein drittesmal ihre Stückchen auf dem Fortepiano vorgetappt, verleidete ihm dies Strauß und Chopin. Einmal wurde sie sogar neckisch, sie bespritzte ihn mit eau de mille fleurs, damit er nicht nach dem Stall rieche. Das Lächeln auf dem lackierten Gesichtchen widerte ihn an; er stand auf und ging fort. Als ihm droben am Tor seines Gutes die Viehdirn entgegentrat, hätte er sie bald aus Freude umarmt; den Rock hing er unter das Dach, bis er ausgeduftet hatte, und in der Stadt machte er immer einen Umweg, um ja nicht den Kanarienvogel des Herrn Finanzrates, der im Messingkäfig vor dem Fenster das eingelernte „Ahi perfido!" herableierte, zu hören.

Kein Liebespfeil kam nachgeflogen, wohl aber fand er nach etlichen Wochen, als er einmal spät heimkehrte, ein wohlversiegeltes Schreiben des gestrengen Vaters. „Er habe durch seine wiederholten Besuche Julie ins Geschrei gebracht und durch die Aussicht auf einen sicheren Abschluß mancherlei Kosten verursacht. Er solle seiner Pflicht nachkommen, umsomehr, da es für ihn nur eine Ehre sei, ein Fräulein aus so vornehmer Familie heimzuführen. Uebrigens müsse er als Vater für die Zukunft der Tochter sorgen; er verlange

daher, daß er dieser 30 000 fl. fest verschreibe und erbitte sich, um sich von seinem Vermögensstand zu überzeugen, die Einsicht in seine Rechnungsbücher."

Rochus warf den Brief zerknillt auf den Tisch, dan verfaßte er, nachdem er ein bißchen verschnauft, eine Antwort, die der Herr Rat schwerlich an den Spiegel gesteckt hätte. Er weckte den Knecht; dieser mußte sich anziehen und den Brief zur bezeichneten Adresse tragen. Der Knecht schaute seinen Herrn groß an; weil man ihm jedoch, wenn er in der Hitze war, nicht leicht widersprechen konnte, so gehorchte er schweigend. Der erste Groll hatte sich entladen. Rochus trank noch ein Glas Wein und legte sich dann in das Bett, wo er bald in tiefen Schlaf sank — bis zur Morgendämmerung, da weckte ihn das Geläut der Kühe, welche die Magd vom Brunnentrog auf die Weide trieb. Er kleidete sich rasch an, stieg hinunter und erteilte einige Befehle. Dann ging er langsam auf und ab und naschte bald von einer roten, bald von einer gelben Traube, wie sie vollreif an der Mauer in der Sonne hingen, eine Beere. Der Knecht trat zu ihm; der Brief sei nicht anzubringen gewesen, trotz des Schellens habe ihm niemand aufgetan. Rochus griff an die Stirne; er erinnerte sich nicht mehr, was er geschrieben, und erbrach den Umschlag. „Da ist mir wieder die tolle Hitze in den Kopf gefahren," murmelte er, „wie der Blitz in trockene Dachschindeln." Er zerriß das Blatt, daß der Morgenwind die kleinen Fetzen über die Mauer trug und kehrte in sein Zimmer zurück. Dort schrieb er dem Rat: „Er habe zu seiner Tochter nie ein Wort gesprochen, das ihn in irgend einer Weise

binde, der Klatsch verfolge jeden und er sei dafür nicht verantwortlich; jedoch gleichviel! Durch ihn solle niemand zu Schaden kommen; die beiliegenden Banknoten von 200 Gulden mögen die Auslagen, die schwerlich groß gewesen sein dürften, ausreichend decken. Er sei der hohen Familie gegenüber nur ein gemeiner Bauer, würde aber die Frechheit nie wagen, auch nur seinen Knecht zu einem Ausweis des Vermögens in der Art aufzufordern, wie es der Herr Finanzrat ihm getan. Dieser wollte ihm die Ungelegenheit, die er ihm ohne Absicht verursacht, gütigst verzeihen und die Bekanntschaft, die ein Zufall herbeiführte, für immer vergessen."

Die 200 Gulden kamen nicht mehr zurück, doch wurde Rochus, der kaum noch an die Geschichte dachte, in sehr unangenehmer Weise daran erinnert. Es erschien eine Finanzkommission, untersuchte alle seine Aufzeichnungen und wollte durch ein langes Verhör feststellen, daß er zu wenig Steuer zahle. Rochus, der wahrscheinlich einen solchen Fall vorbedacht hatte, wußte sich aus der Schlinge zu ziehen; ob er jene Argusaugen getäuscht, mag er mit seinem Beichtvater ausmachen; wenn man ihn auch, dem Strafgesetze zuwider, deswegen nicht loben darf, so wird ihn gewiß mancher entschuldigen. Er verdankte den Angriff seinem abgeschlipften Schwiegervater, der dachte: „Wer 200 Gulden mir nichts, dir nichts weggibt, der ist gewiß reicher, als er einbekennt." Da er bald in Pension ging, verrauchte die Sache; als er zu Graz nach mehreren Jahren starb, kannte man ihn kaum noch dem Namen nach. Seine Tochter zehrt von der Prä-

bende eines Damenstiftes und trocknet ein wie eine Brixener Zwetsche; ihre Photographie hängt nicht über dem Bette von Rochus.

* *
*

So manche Aussaat, so manche Ernte war vorübergegangen, ohne in seinem Haushalt etwas zu ändern. Er wurde nicht wohlbeleibt, aber seine eckigen Glieder rundeten sich ein wenig, auf seinem Antlitz zeigten sich keine Furchen, sie waren aber in feinen Strichen vorgezeichnet. Die Wirtschaft gedieh auf das beste, zur Ergänzung des Besitzes kaufte er hier und da ein Aeckerlein; abends vor dem Einschlafen fragte er sich manchesmal: „Für wen arbeitest du eigentlich? Ueberließest du das nicht klüger einem Verwalter und schautest dir die Welt ein bißchen an, vor allem Italien und seine Kunst?" Trotz dieser Erwägungen, die hier und da zu halben Entschlüssen auswuchsen, fing er jedoch zu Neujahr genau dort an, wo er es am Sylvesterabend gelassen und blieb treu an seiner Scholle kleben. Der Kapitalismus treibt in fieberhafter Hast zur Vermehrung, zum Umsatz, zum Wagen; ein ererbtes Stück Landes bindet, beruhigt und gewöhnt den Fuß an einen gleichmäßigen, wohl erwogenen Fortschritt. Darin liegt Fluch und Segen.

Das Freien hatte unserem Rochus die spitze Julie verleidet, in den letzten Jahren bemächtigte sich seiner jedoch eine steigende Unruhe, er wußte nicht, wo an und wo aus, man begegnete ihm bald auf einer Jagd, bald vor dem Scheibenstand oder einem Markte, er

soll sogar verwegen wie ein Robler hübschen Dirndeln unter den Hut geguckt haben — freilich „im Unverweiß", wie man bei uns zu sagen pflegt.

Es war im Juli seines achtunddreißigsten Jahres. Die Sonne goß eine Flut von Hitze über das Tal, die sich zurückgeworfen von der prallen Felswand, neben der die Landstraße verlief, zu der eines Schmelzofens steigerte und die Luft in zitternde Schwingung versetzte, die Blätter der wenigen Bäume glänzten wie aus Blech geschnitten, der Staub lag unbeweglich auf dem Wege: fingerdick, glühend, daß man darüber hinschritt, wie auf einem Teppich von glimmendem Zunder, und er träg unter dem Fuß liegen blieb, ohne sich an den Schuh zu hängen — ein rechter Hundstag, dessen Schweigen nur das grelle Zirpen der Heuschrecken unterbrach, während Rochus, den schweren Stutzen im Ledersack über den Rücken, langsam dahinschritt, von Zeit zu Zeit die Stirne mit einem kühlen Blatt abwischte, endlich den Kragen aufriß. Warum war er nicht bis abends in der kühlen Wirtsstube bei Domanig geblieben? Die Leute hatten recht, wenn sie ihn den umgehenden Schuster hießen, der nirgends rasten darf. Hier und da störte ihn das Rascheln einer Eidechse aus dem Halbschlaf, in dem er sich vorwärts schob, bis ein Weib seine Aufmerksamkeit erregte, das sich fast in der Dämmerung der bleigrauen Ferne verlor und hinkend eine Kilometersäule nach der anderen überwand. Als eine der vielen Jammergestalten, die dem Elend auf unseren Straßen nachwandeln, beachtete er sie nur, weil sie ihm um diese Stunde in der Einsamkeit begegnete. Er hatte sie bald eingeholt, barfuß schlich sie dahin, tief

gebeugt, in dem schmutzigen Leintuch auf dem Rücken rührte sich etwas wie ein Kind; als er vorüberschritt, schaute sie ihn matt und teilnahmslos aus den schwarzen Augen an. Bettlerin schien es keine, darum bot er ihr kein Almosen — bald war sie weit hinter ihm. Zu Hause ließ er sich sogleich ein kaltes Bad gießen und wechselte die Kleider. Als er sich erholt, sah er den Geschäften nach — auch das Weib von der Straße war da; es saß auf der Schwelle vor dem Eisengitter des Hofes. Mitleidig sprach er es an: „Was kauerst du hier, dort ist die kühle Steinbank."

Sie sagte italienisch: „Die gehört der Herrschaft und ihrem Gesinde!" Doch stand sie auf und setzte sich dort nieder. „Man hat mich oft genug," fügte sie herb bei, „ja, oft genug von solchen Plätzen fortgejagt — auch Bauern, daß ich es nicht mehr wage . . ."

„Woher weißt du denn, daß ich deine Sprache verstehe," unterbrach sie Rochus.

„Das seh' ich Euch am Gesicht an," erwiderte sie, „ich habe Euch aber auch sogleich erkannt: wir Armen haben ein gutes Gedächtnis; vor ungefähr einem Jahre ließt Ihr mich im Stadl übernachten."

Rochus dachte flüchtig nach, ohne sich klar zu werden, und sagte dann: „Mag sein, wo hast du jedoch dein Kind?"

Das Weib schlug die Schürze zurück. Da lag ein frischer Knabe, der verdrießlich an einer schwarzen Brotrinde lullte, von der er nichts loszunagen vermochte. Vorgebeugt blickte ihn Rochus an und gebot dann der Schaffnerin, eine frische Semmel und Milch zu bringen. Das Weib dankte; er fuhr fort: „Du

kannst auch heuer bei mir übernachten; vorläufig laß dir an dem Restchen Kaffee genügen, das in meiner Kanne blieb; abends und in der Frühe magst du mit den Dienstboten halten, dann wird dir unser Herrgott weiter helfen!"

„Ja, das wird er!" rief sie lebhaft, „aber auch gute Leute, wie Ihr, haben es bisher getan!"

Er hatte sich schon zum Gehen gewandt, kehrte aber noch einmal zurück: „Was treibst du denn eigentlich für ein Geschäft?"

„Ein ganz ehrliches!" erwiderte sie, „wie mein Reisepaß ausweist. Als Landwirt wißt Ihr ja, daß zur Zeit der dringendsten Feldarbeiten Weiber und Mädchen scharenweise über den Brenner kommen, um sich bei Euch zu verdingen. Ihr arbeitet mit eigenen Knechten und braucht uns nicht; aber im Unterinntal sind die Großbauern froh um unsere Hände. Schon manche Schar ist mir vorausgezogen; ich konnte nicht Schritt halten wegen des Kindes da."

„Mußt du denn das mitschleppen?" fragte er.

„Mein Mann und ich" — erzählte sie weiter — „haben bei Pomarolo eine Hütte mit einem Aeckerchen, davon könnten wir nicht leben; er wanderte jedoch im Sommer nach Frankreich und half ihnen dort die Festungen bauen, ich arbeite um Tagelohn; so schoben wir den Karren weiter, oft auf rauhen Wegen — es ging, wenn auch bisweilen etwas schwer. Das Kind hütete meine Mutter; nun ist sie aber im Lenz gestorben; das war ein schwerer Schlag und ich ermache es kaum mehr." Sie schwieg mit einem tiefen Seufzer.

„Tut denn die Gemeinde in einem solchen Falle nichts?“

„Die Gemeinde ist eine harte Mutter; sie schilt bereits, daß sie für meinen armen Mann, der zu Langres an der Lungensucht im Spitale liegt, zahlen muß. Wir müssen halt beten, beten, beten!“ Sie wischte mit der schwieligen Hand die Tränen ab, dann blickte sie vertrauensvoll zu Rochus empor. „Seht Ihr, mein Kind ist mein Einziges, Liebstes auf der Welt; ich lebe nur für meinen Buben und ohne ihn möcht' ich mich gleich aufs Todbett legen. Wer jemandem sein Einziges, sein Liebstes schenkt . . . Herr, Ihr seid so gut, nehmt ihn . . .“

Rochus machte eine leicht abwehrende Bewegung.

„Habt Ihr eine Frau?“

Er schüttelte nein!

„Der Pfarrer predigte in den Fasten: Die Mühlen Gottes mahlen langsam, aber sicher — sie zermahlen die Bösen und mahlen den Weizen für die Guten. Er wird Euch ein braves Weib in das Haus schicken und die wird Euch frische, prächtige Kinder bringen, glaubt mir. Mein Mann und ich haben ohnedem das letzte auf der Mühle, nehmt den Buben als unser Vermächtnis; wenn wir im Fegfeuer unsere Sünden abbüßen, werden wir mitten in der Qual auch für Euch beten, und das braucht Ihr wie jeder Mensch.“ Sie hielt den Knaben flehend auf den Armen empor.

Rochus war tief gerührt, aber zweifelte noch. Da fiel ihm aus der Jugend jene biblische Geschichte ein, die er einst bei der Christenlehre aufsagen mußte. Der Erlöser spricht: „Was ihr einem Kinde tut, habt ihr

mir getan!" Er legte die Hand auf den Kopf des fremden Knaben und reichte sie dann zur Bestätigung seines Willens dem Weibe, die einen dankbaren Kuß drauf drückte. Wie oft mag wohl die Erinnerung an ein heiliges Wort der Bibel selbst in alten Tagen noch ein gutes Werk erzeugt, ein schlechtes verhindert haben!

Dann erklärte er der Schaffnerin den Sachverhalt. Diese wußte im ersten Augenblicke nicht, solle sie lachen oder sich entsetzen und schaute stumm bald auf den Herrn, bald auf das Weib mit dem Kind im Schoße. Endlich stotterte sie: „Aber, aber, aber . . . was werden die Leute sagen, wenn Ihr ledig einen Buben habt, und nun soll ich gar noch in meinen alten Tagen anfangen, zu kind'zen . . ."

„Die Mäuler kannst du nicht petschieren und für das andere wird die Kaindelbäurin im Gnadenwald sorgen. Bestelle sie, ich statte den Buben bei ihr aus. — Wie heißt er denn?"

„Achille!" rief das Weib, „mein Achille Bartoli!"

„Achille!" sagte Rochus gedehnt und setzte einen langen Pfiff daran, „Achille! Da bin ich ja mitten am ‚Homer'. Lieber Eumäus, der göttliche Sauhirt, denn ich will ihn einmal auf meinem Gut verwenden!"

Dann schloß er lachend seine Rede an die Schaffnerin. „Mit der Kaindlin machst du die Sache aus; für die Bezahlung bin ich ihr gut genug; es wird sich mit den Zinsen, die ich von ihr für den Pacht zu fordern habe, ausgleichen. Dem Gemeindevorsteher soll sie ausrichten, daß ich früher oder später die Angelegenheit mit ihm persönlich abtun werde."

Ohne sich weiter umzuschauen, ging er mit großen Schritten in das Haus.

Am nächsten Morgen fand man den Achille ruhig im Heu schlafen; seine Mutter hatte sich davongeschlichen; wie hätte sie es über das Herz gebracht, ihn zu verlassen, wenn er die dunklen Augen aufgeschlagen und die Aermchen um ihren Hals geschlungen hätte. Am nächsten Samstag brachte der Kaindlknecht die wichtige Neuigkeit, daß der tugendhafte Rochus den Buben von einer Welschen, welche das Jahr zuvor bei ihm übernachtet, auf dem Gnadenwald ausgestattet habe, mit einem Erdäpfelsack brühwarm auf den Markt; alle Oebstlerinnen schüttelten bedenklich die Köpfe und die ehrsamen Bürger dankten Gott, daß sie keine solchen Sünder waren. — Wie das Viperlein die Ohren spitzte! Schon am nächsten Markttag fratschelte es den Knecht beim Fasserlwirt genau aus und schrieb, wie es seine Art, hastig jedes Wort in das Notizbuch. Wer weiß, wozu man diese Angaben noch brauchen konnte, denn Rochus galt für einen Mann von Bedeutung. Das Viperlein? — So nannten Bekannte einen jungen Beamten, ein kleines, schusseliges Bürschchen, das überall herumspitzelte, mit schwarzen, stechenden Augen, von denen es wie das Chamäleon das eine aufwärts, das andere abwärts richten konnte, im erdfahlen Gesicht. Wenn es eine Spitzbüberei aussann, preßte es die Unterlippe nach oben, daß der Mund einem umgekehrten Kipfel glich und der rote, dünne Spitzbart wagrecht vorstand. Ein unheimlicher Geselle, den man für fähig hielt, aus zweckloser Bosheit dem Nächsten zu schaden; daß er schneller befördert wurde als ältere

Kollegen, schrieben manche seinem Talent für die Intrige und Spionage zu. Man wich ihm gerne aus. Also das Viperlein hatte alles verbucht, während es Rochus kaum der Mühe wert hielt, Freunden, die ihn aufzogen, die Sache genau zu erzählen, so daß mancher Streit für und wider entstand.

Nicht ganz zwei Meilen abwärts von unserer Stadt liegt ein uraltes Städtchen friedlich zwischen grünen Feldern, über seine grauen Mauern und Türme weht noch der Hauch des Mittelalters, in den sich kaum der Pfiff einer Lokomotive mischt. Hier siedeln sich gerne Pensionisten an, und obwohl sie verschiedenen Kronländern entstammen, gibt es unter den alten Herren doch keinen Streit, wenn nicht, ob der Wein bei dem oder jenem Wirt besser sei. Ueber der westlichen Ecke erhebt sich ein schloßähnlicher Bau, über dessen Tor ein Doppeladler die Schwingen breitet. Der Maler hat es aber ein bißchen versehen, denn die eine Hälfte ist neben der anderen, die kräftige Krallen und einen großen Schnabel vorreckt, dürr und ruppig — ein armseliges Pfuschwerk, tief unter der Würde des Gegenstandes. Darunter prangt die Inschrift: „Gasthaus zum österreichischen Kaiseraar". An der Nordseite des Baues scheidet ein Lattenzaun den Schankgarten von der Straße. Er ist durch hohe Planken vom Obstanger getrennt — bist du neugierig, so kannst du durch ein Loch ein Fräulein erspähen, frisch und gesund, wie du dir ein Weib wünschen magst. Ihr Haar, das sich dem Kamme nicht recht fügen will, ist blond, die widerspenstigen Härchen schimmern, wenn sie der Sonne entgegenläuft, wie Goldfäden. Sie ahnt nicht, daß

wir sie beobachten, sonst spielte sie uns eine Komödie vor wie alle Weiber in einem solchen Fall. Schiller hätte sie kaum als Thekla gedichtet, und ob sie ein neuer Maler schmachtselig in den Erker einer Ritterburg gesteckt hätte, zweifeln wir. Damit haben wir sie weniger beschrieben als charakterisiert. Sie pflückte aus dem Laub des Spaliers reife Birnen und kletterte dabei wohl an den Stäben empor; als sie das Körbchen voll hatte, schälte sie sich eine und verzehrte sie behaglich, während eine lüsterne Wespe, die kosten wollte, einen Klaps abkriegte. Dann griff sie nach einem Buche; schauen wir ihr über die Achsel: Lenau! Wie paßt das zu ihr? Sie verstand seine düstere Schwermut allerdings nicht, aber sie fühlte seine tiefen Naturempfindungen mit und so manches seiner Lieder schilderte das Leben der ihr so innig vertrauten Alpenwelt. Die Dämmerung sinkt nieder, einzelne Sterne öffnen das Auge, überlassen wir sie ungestört ihren Mädchenträumen, denn welches Mädchen träumte nicht zu dieser Stunde?

Treten wir in den Schankgarten. Die Küchentür nimmt in voller Breite Frau Crescenzia Zipperl ein. Hinter ihr lodert das Herdfeuer, als wär' sie in der Hölle Satans Köchin, oder wie ein Heiligenschein, je nachdem. Sie schaut nach, ob Leinenzeug und Besteck auf den Tischen in Ordnung sei, schilt die Kellnerin und steckt dem Jungen eine Tachtel, weil er das welke Laub auf dem Kies nicht weggefegt, und vertreibt mit dem Bratspieß etliche Enten, die zudringlich die Brotbrocken unter ihren Füßen wegschnappen wollen.

Crescenzia Zipperl! Die verdient einen eigenen

Essay, wenn ich ihn nur zu schreiben vermöchte. Sie war eine königliche Gestalt! Um Stirn und graue Schläfe zog sich wie ein Diadem die gefältelte Haube mit großen schwarzgelben Maschen; weh' dem, der dem Winke ihres Kochlöffels nicht gehorchte! Bei jedem Widerspruche blitzten die grünen Aeuglein, da war es geraten abzufahren, wenn auch selten das Donnerwetter losbrach. Ihr Lächeln war viel zu gutmütig, wenn es von den vollen Lippen zum Kinn hinabspielte, das in drei Stufen gegen den Hals abdachte. Ihre Büste mit dem grünen, rotbetupften Tuche: der Großglockner neben dem Ortler, beide im schönsten Flor der Alpenrosen! — Ihre untadelhafte Schürze hatte sie mit einem anilinroten Band umgebunden; das sah aus, als hätte man sie wie den heiligen Thomas quer durchgesägt und dann die Hälften übereinandergestellt ... nur nie verkehrt! Sie rief noch gegen die Planke: „Wo ist denn Käthchen, die Gans? — Sie soll das Obst bringen und sich dann schnell weiter tummeln, ich brauche sie nicht unter den Gästen!" Dann hustete sie und verschwand unter der Tür, soweit sie überhaupt verschwinden konnte.

Crescenzia Zipperl!

Geboren in unserem kleinen Städtchen, hatte sie einen Korporal geheiratet und ihn von Garnison zu Garnison begleitet. Nachdem er ausgedient, schloß er sich der Armee als Marketender an, zu Verona eröffnete er eine Kantine, die immer mehr an Ausdehnung gewann, weil das Militär mit der aufgewühlten städtischen Bevölkerung ungern verkehrte. Er starb an einer alten Wunde, die wieder aufbrach und eiterte; weil er

keine Kinder hinterließ, vererbte sein ganzer Besitz auf die Witwe. Sie fühlte sich, alleinstehend im fremden Lande, der Last der Wirtschaft nicht mehr gewachsen und kehrte mit den erworbenen Kapitalien in die Heimat zurück. Hier siedelte sie sich bei günstiger Gelegenheit an und nahm als Trösteinsamkeit des Alters die verwaiste Tochter ihres Bruders zu sich. Dieser wendete sie die volle Liebe ihres guten Herzens zu, ließ sie lernen, was man in dem Städtchen lernen konnte; als sich der Kaplan Sebastian des talentvollen Kindes annahm, kaufte sie gerne Bücher, Landkarten, Zeichnungen: was er vorschlug. Dafür wurde Käthchen ihr Stolz: „Die kann besser schreiben als ich und liest Bücher, von denen ich gar nicht einmal den Titel verstehe; wenn ich einmal die Augen schließe, erhält sie 20 000 Gulden bis 30 000 Gulden. Ja, ja! 20 000 bis 30 000 Gulden! Schaut mich nur an. Um die darf kein daumenlanger Hansel werben, sonst kann er sich im Korb heimtragen lassen; das muß ein rechter Mann sein, dem ich sie gebe."

Bald empfand sie jedoch Langweile, sie beschloß das Geschäft, das sie aufgegeben, wieder fortzusetzen, und erhielt die Bewilligung zur Wirtschaft, wo ich sie dem Leser vorstellte. Da sie, wie Odysseus, als Marketenderin verschiedene Länder gesehen, so hatte sie auch den Speisezettel derselben studiert: der Wiener fand echte Wienerschnitzeln, der Magyar Gollasch, der Italiener Maccaroni und Risotto, die böhmischen Talken gerieten ihr besser als manchem Staatsmann an der Donau und Moldau. An ihrer Wirtstafel blieben daher die Stühle nie leer, die Pensionisten kamen fast

alle. Oft setzte sie sich zu den ausgedienten Offizieren und redete mit ihnen von den alten Tagen; sie erzählte: „wie wir bei Novara den Feind schlugen, die Schanzen von Custozza stürmten, so viel Kanonen eroberten — ja wir!" als ob auch sie zur Armee gehört hätte. Käthchen durfte jedoch nicht bedienen, damit später nicht der Nächstbeste sagen könne: Diese Frau schaut mich jetzt nicht mehr an und doch hat sie mir einst manches Seitel Wein eingeschenkt." Nur für den Kaplan galt eine Ausnahme und für mich, wenn ich ihn begleitete.

Hier war Rochus eingefallen; bald verstanden er und Käthchen sich so gut, daß er gar nicht mehr fort wollte. Wie ich vermütete, hatte der Kaplan das Linienschiff klug und vorsichtig in diesen Hafen bugsiert. Es war eine aufrichtige, mildwarme Liebe, die sie verband, und eine solche bräutliche Liebe bedarf weder stürmischer Romantik noch verwickelter Abenteuer; ich wüßte nicht soviel Mondschein und Veilchenduft aufzutreiben, um sie salonfähig zu machen. Am besten, ihr nehmt die Tatsache einfach hin, wie sie ist; will mich eine Dame darüber aufklären, so bin ich ihr zum vorhinein dafür verpflichtet und füge nur bei, daß ich von jeher das Einfachste für das Wahrste hielt.

Der Tag der Hochzeit war schon angesetzt; Käthchen nadelte darauf los, Frau Crescenzia schob sich hin und her wie eine schwere Kruppsche Kanone, die jeden Augenblick donnernd losgeht, aber nie das Richtige trifft; Rochus stand beim ganzen Rummel jedem im Wege, wie denn bei solchen Vorbereitungen der Bräutigam stets das überflüssigste Möbel der Welt sein soll.

Er fuhr an jedem Tag knurrend heim, wo er manches einzurichten hatte, um am nächsten Morgen wieder ungerufen bei dem Hause der Braut vorzufahren, bis man ihn wieder weiterschickte. Endlich hoffte er doch sein Haupt in Ruhe niederlegen zu dürfen, aber:

„Zwischen Mund und Bechersrand!"

Auch das Viperlein hatte den Garten entdeckt. Ein guter Bissen, ein guter Tropfen — es kam öfter und öfter, dann erst die Zwanzigtausendguldenbraut, hübsch, frisch, jung — die hätte alles übergoldet! Käthchen schlug aber gegen ihn aus, wie ein junges Füllen; wenn er sie nur mit der feuchten Hand streifte, war ihr, als kröche sie eine schmutzige Nachtschnecke an. Das kümmerte ihn vorläufig wenig, denn mit Zeit und Geduld reifen ja die herbsten Mispeln.

Da traf ihn wie ein Donnerschlag die Nachricht von der Verlobung, die alle Fäden seines feinen Gewebes zerriß. Er dachte eine Weile nach, dann gab er das Spiel noch nicht verloren. Nach Tisch suchte er den Kaindlknecht; er versprach ihm eine Zehnerbanknote, wenn er der Frau Zipperl alles erzähle, was er wisse und gehört habe. Nun ging er in den Schankgarten; die Gäste kamen erst abends und so hatte Crescenzia Zeit, ein paar Hühner zu rupfen. Er setzte sich zu ihr in den Schatten des Kastanienbaumes. „Sie feiern ja bald eine Hochzeit?"

Schmunzelnd erwiderte sie: „Ist es nicht, als hätten die Tauben das Paar zusammengetragen?"

„Nun, Käthchen ist ein Prachtmädel. Aber ..."

„Was haben Sie gegen Rochus einzuwenden?"

„Sie spannten die Saiten so hoch, daß sich gewiß etwas besseres gefunden hätte."

Sie runzelte die Stirne: „Wer gibt Ihnen das Recht, ihn anzuschmutzen?"

„Er ist ein liederlicher Mensch!"

„Wenn er das erfrägt!"

„Es ist notorisch!"

„Wer ist denn dieser Herr Notorisch?"

„Der Kaindlknecht, der Ihnen hier und da Holz liefert. Der brave Herr Rochus hat da droben im Bauernhof ein uneheliches Kind ausgestattet; fragen Sie nur nach, jedes Platzweib, das einen Korb Gemüse herabträgt, kann es bestätigen. Mich geht übrigens die Sache nichts an — ich wünsche Glück!"

Er lächelte höhnisch, bezahlte die Zeche und drückte sich durch die Seitentür. Da lümmelte aber gerade wie gerufen der Knecht vorbei. Crescenzia winkte ihm, er setzte sich zu ihr und kramte aus. Sie schob die Haube bald auf das rechte, bald auf das linke Ohr und von der Stirn in den Nacken, daß die grauen Locken wie eine Mähne emporquollen und der Knecht über den Eindruck seiner Erzählung fast erschrak. Die Kellnerin stellte ihm auf Befehl Crescenzias eine Halbe hin und schaute der Frau nach, die wild und aufgeregt in das Haus rannte. Schreiend erzählte sie Käthchen die Schandmäre; nun sei es aus, aus, weder sie noch ihr Bäschen sollten in Verruf kommen. Das wäre schön, den Ehestand als Stiefmutter eines Bastard zu beginnen; noch heute schreibe sie den Absagebrief. — Käthchen zitterte an allen Gliedern, bleich und stumm

hörte sie zu und hätte auch nie zu widersprechen gewagt. Noch spät saß sie in ihrem Kämmerlein auf dem Bett; hilflos, ratlos, denn der Kaplan kehrte erst in zwei, drei Tagen von der Scholastika zurück. Wenn sie nur vermocht hätte, sich auszuweinen, aber keine Träne! Dieser Schmerz war der erste Schnee, der auf die Blüten ihrer Jugend fiel. Erst in der Frühe beim Aveläuten entschlummerte sie auf ein Stündchen. Als sie erwachte, war sie etwas beruhigter. Die verworrenen Eindrücke des vorigen Abends ordneten sich, sie begann nachzusinnen. „Kann Rochus, der sie immer so gut und treuherzig angeschaut, wirklich ein schlechter Mensch sein? Und wenn er es gewesen, gibt es denn keine Besserung? Ist denn ein kleines Kind eine gar so große Sünde?" — Sie erschrak über diesen höchst unjungfräulichen Gedanken, dann setzte sie sich nieder, faltete ein Blatt Papier und begann zu schreiben. Es fiel ihr schwer, denn sie kaute lange an der Feder; als sie fertig war, legte sie den Brief vorläufig in die Schublade.

Die Muhme rief zur Tür herein: „Dem hab' ich noch gestern den Zapfenstreich getrommelt, wie eine ganze Regimentsmusik! Sei nur ruhig, er kommt gewiß nicht mehr!" Sie eilte in die Küche hinunter.

Die Abfertigung, die Rochus erhielt, war allerdings ein ungewaschenes Stachelschwein, er las sie zweimal, dreimal; er sah unter den Tisch, ob etwa ein begütigendes Blatt, das Käthchen beigelegt, herausgefallen sei, dann erhob er sich finster grollend: „Nun so bleib' es denn, wie es ist. Der arme Achille! Ich werde ihn nicht verstoßen, obwohl er mein Unglück ver-

schuldet und die Prophezeiung seiner Mutter, die mir eheliches Glück verhieß, in nichts zerfließt. Ich Esel, der ich mich zweimal auf das Eis führen ließ."

Schon am nächsten Morgen erfuhr er, daß der Knecht gegen ihn ausgesagt. Die Sache durfte nicht auf sich beruhen, er nahm den Taufschein Achilles und die Akten der Gemeinde Pomarolo und reichte die Klage auf Ehrenbeleidigung ein. Der Knecht wurde vorgeladen, wie erschrak er, als man ihm erklärte, was er angestiftet. Wie man ihn kreuz und quer verhörte, stöhnte er: „Hätt' ich nur die zehn Gulden nicht genommen!"

Rochus wurde aufmerksam, er bat den Richter um die Erlaubnis, mit dem armen Sünder allein sprechen zu dürfen. Dieser gestand ihm nun weinend aus Furcht vor der Strafe, wie ihn das Viperlein gedungen: er habe zu dem, was er nach und nach erfahren, keinen Buchstaben dazu gelogen! „Also doch," murmelte Rochus und lachte bitter, „also doch, und dem haben sie geglaubt!" Er wandte sich zum Knechtlein, das ängstlich harrte: „Du unterschreibst eine schriftliche Abbitte, dann ist es für dich abgetan. Dafür gehst du noch heute zu dem Herrn, der dich beschwätzt, und sagst ihm von mir: er habe dir hundert Gulden Schmerzensgeld und dann noch dem Armenfond hundert Gulden auszuzahlen; wenn das binnen vierundzwanzig Stunden nicht geschehen sei, so wende ich die Klage gegen ihn und er möge an die Folgen denken." Der Knecht unterschrieb die Abbitte; am nächsten Abend bedankte er sich für die hundert Gulden, auch der Armenfond sei bezahlt. Das Viperlein habe

alle Farben des Regenbogens gespielt und die Faust geballt, aber kein Wörtlein gesagt. Ruh' es in Frieden; es ist längst bußfertig mit der Absolution eines Jesuiten, den es oft verhöhnt, in die Ewigkeit geschlüpft; die Gattung starb freilich nicht aus, sie gedeiht noch immer in üppigen Exemplaren, die den Sumpf der wachsenden Korruption schmücken.

Nun erst wollte Rochus mit Frau Crescenzia kurz abrechnen. Er schrieb ihr: „Wenn sie es noch der Mühe wert finde, möge sie sich bei Gericht aufklären lassen. Aus der Art ihres Vorgehens müsse er schließen, daß man eigentlich nur auf eine Gelegenheit gepaßt habe, mit ihm zu brechen. Käthchen werde ihn gewiß bald vergessen, er habe sich jedoch diese Erfahrung ins Herz gegraben für immer. In ein Haus, wo man ihn so wohlfeil hinausgeworfen, setze er nie mehr den Fuß und wär's auch nur, um ein Glas Wasser zu trinken."

Nun kam die schwere Not über Crescenzia; sie wollte über den Stolz des Menschen schelten, als sie aber die Verzweiflung Käthchens sah, sank ihr der Mut und sie lief händeringend auf und ab. Das Mädchen machte ihr keinen Vorwurf, sie legte den Brief in das Gebetbuch und eilte zum Kaplan, den das schlechte Wetter aus der Sommerfrische heimgetrieben hatte. Der setzte die Hornbrille auf, buchstabierte das Blatt — „ins Herz gegraben" — er zuckte die Achseln — „ins Herz gegraben" — die Sache ist schlimm, aber noch nicht verloren! Käthchen schluchzte: „Ich weiß mir nicht zu helfen, das Leid und die Schande ertrag' ich nicht, ich will ins Kloster!"

„Wo man mit den Wiegenbändern zur Messe läutet!“

Sie blickte ihn unwillig an: „Verdien' ich diesen Spott?“ und wollte gehen.

Er faßte ihre beiden Händchen und sagte lächelnd: „Wenn für dich alle Türen zugenagelt sind, brech' ich ein Loch in die Mauer. Spann' deinen kleinen Mädchenverstand nicht an, mach' keine Narreteien und versprich, daß du dich von mir trauen läßt.“ — Sie schaute noch immer durch Tränen zu ihm auf, sein klares Auge beruhigte sie; er befahl ihr noch, die Base zu schicken.

Nach einer halben Stunde hörte er sie langsam auf der Treppe und wie leise sie heut' anklopfte! Barsch rief er: „Herein!“ Sie war ganz schüchtern. Nun ließ er sie scharf an: „Was haben Sie für eine Suppe eingebrockt, die das arme Käthchen ausessen soll?“

Sie begann zu weinen.

Er stellte sich knapp vor sie hin: „So ist's, wenn der Kiesel und der Stahl zusammentreffen, gibt es Funken, und wenn zwei Leute, die Zündhölzeln auf dem Kopf haben, wie Sie und Rochus, aneinander geraten, lodert es lichterloh, daß sich Unschuldige daran verbrennen.“

Bei dieser Predigt trippelte sie wie eine Ente.

Nach kurzem Schweigen hob er drohend den Finger: „Können Sie vor Gott und den seligen Eltern Käthchens die Verantwortung tragen für das Unheil, das Sie über ihr Leben gebracht?“

Das grüne Busentuch mit den roten Tupfen wogte

wie ein Saatfeld. „So ist's mit euch Weibern und euerem Eigensinn!"

„Mein Gott, mein Gott!" jammerte Frau Crescenzia.

„Versprechen Sie mir zu tun, was ich rate, ohne Dreinreden und Widerspruch, wie es Ihr Brauch ist?"

Sie stammelte: „Ich will ihm gern abbitten!"

„Da hat man's," rief er unwirsch, „habe ich denn Ihren Schnittlauch für die Suppe verlangt? Sie würde er höchstens hinauswerfen oder stehen lassen, denn wie sollt' er ein solches Stückfaß in Schwung setzen? — Verdient haben Sie es zehnfach, aber Käthchen? — Man muß die zwei jungen Leute zusammenbringen, Aug' in Auge, sie werden vor einander nicht davonlaufen, wie Papageno und der Mohr. Zuerst wollte ich Käthchen dort in der Kammer verstecken und ihn einladen! sie hätt' es jedoch abgelehnt, und dann das Gerede! Eingeladen habe ich ihn, morgen ist Markt, da kommt er um so gewisser! Käthchen wird keine Lust haben, sich unter die Leute zu mischen, sie mag in ihrem Zimmerchen einstweilen Langweil geigen und Trübsal blasen. Ihn begleite ich zur Eisenbahn, er muß da vorüber, ich dränge ihn knapp an die Tür, Sie erscheinen wie der Genius im Bauernspiel, er ist überrascht . . ."

„Jetzt geht mir ein Licht auf," fiel sie ein; „ich halte ihn wie ein Schraubstock, dann zur engen Stiege, er oben und ich unten, über meinen Kopf kann er nicht wegspringen, so von Stufe zu Stufe bis an Käthchens Tür; ja, ja! Sie sind gescheiter als ich!" —

Warnend sagte er ihr noch zum Schluß: „Unter-

stehen Sie sich nicht, dreinzupfuschen, sonst ist alles verpatzt, wie Ihre letzten Leberknödel."

Rochus kam zur bestimmten Stunde. Der Kaplan suchte ihn zu besänftigen. Vergebens! Er fragte immer wieder, ob denn Käthchen keine Tinte für einen Brief gefunden hätte? Crescenzia habe eben gehandelt wie eine Marketenderin, aber sie! Endlich zog Sebastian die Uhr; es war Zeit zur Abfahrt. Eifrig sprechend kamen sie bereits in die Nähe des Gartens. Rochus blickte zu einem Fenster empor, dann besann er sich und wollte umkehren. Der Kaplan flüsterte ihm mit einem Anflug von Ironie zu: „Das schickt sich nicht, schreiten Sie stolz vorüber!" — Richtig — wie ein Storch! Schon hatte ihn jedoch Crescenzia beim Arm, eh' er sich's versah, stand er auf dem Hausflur. „Wir haben noch zu reden, Herr Rochus." Fast wäre er auf der ersten Stufe der Treppe gestolpert. „Worüber? Sie konnten doch meinen Brief lesen?" — „Der war dumm genug, fast so dumm wie der meinige." Rochus blickte sie unwillig an, war aber wieder ein paar Staffeln emporgeglitten. — „Ja, dumm genug! Wir sind beide zu rasch gewesen, es ist halt so meine Natur. Wir müssen einander verzeihen."

„Recht so!" rief der Kaplan von unten, „wofür wären wir sonst Menschen!" — Sie waren droben angelangt. „Aber Käthchen . . ." Crescenzia ließ ihn nicht ausreden, öffnete schnell die Tür gegenüber, schob ihn in das Zimmer und schloß dann ebenso rasch, indem sie den Schlüssel umdrehte. „So, jetzt bleibt beisammen, wie die Kardinäle bei der Papstwahl; Radetzky und der König von Sardinien haben auch Frie-

den geschlossen, ihr könnt es ebenfalls." — Sie humpelte über die Stiege hinunter, wechselte noch einige Worte des Dankes mit dem Kaplan, der sich lachend der gelungenen List freute, und dann hörte man Crescenzia in der Küche die Butter zu einem Gugelhupf umrühren.

Rochus war erst vom einfallenden Licht geblendet, dann erblickte er Käthchen, die sich ihm über die Stuhllehne halb zugewendet hatte — unbeweglich wie ein Bild, fast atemlos. Schnell erkannte er seine Lage; er prallt an die Mauer zurück, sein Jähzorn flammte auf. „Gefangen wie ein Gimpel, aber sollte ich Arm und Beine brechen!" Er eilte gegen das Fenster. Das Mädchen warf sich ihm mit einem Schrei entgegen, er widerstand dem sanften Drucke nicht, mit dem sie ihn zurückhielt. Dann schaute sie ihn wild an und rief: „Bist du mir so feind geworden? Wenn eines von uns zweien d'ran muß, bin ich es!" Sie riß das Fenster auf, daß die Scheiben klirrten, er umschlang sie mit festem Arm und zog sie zurück. Sie stand noch aufrecht, da flimmerte es vor ihren Augen, die Glieder lösten sich und sie wäre der Länge nach hingefallen, wenn er sie nicht aufgefangen und zum Sofa getragen hätte. Er legte sie sanft nieder und stellte sich, bis sie sich erholt hatte, ihr gegenüber. Mit einem Atemzuge kehrte das Bewußtsein zurück; er fragte sie ernst: „Warum hast du mir das getan, Käthchen?" — Sie erwiderte matt: „Rochus, an allem, was geschehen ist, bin ich unschuldig; ich weiß nicht das Wie und das Was!"

„Hättest du mir nur eine Zeile geschrieben!"

Sie erhob sich, zog den Brief aus der Lade und überreichte ihm denselben. „Als dein Sturm daherfuhr, wagte ich nicht mehr, ihn abzuschicken."

Er las: „Nie hätte ich erwartet, von Dir so schlechte Dinge zu erfahren. Ich bringe es aber dennoch nicht über das Herz, mich von Dir loszureißen. Was Du getan hast, ist geschehen, ehe Du mich kanntest und ich bin daher nicht berufen, Dich zu verurteilen. Du kannst es gut machen, Du wirst es! Damit Du siehst, wie redlich ich es meine, so erkläre ich Dir, daß ich für Deinen Sohn eine ‚treue und liebevolle Mutter sein werde.'" Diese Stelle war ausgestrichen und beigesetzt: „‚treu und liebevoll sorgen werde.' Lass' der Zeit ihr Recht; die Base meint es gut und wird sich aussöhnen."

Er drückte sie leidenschaftlich an die Brust. „Daß es der Bosheit Viperleins bedurfte, um dich ganz zu erkennen! Jetzt soll uns nichts mehr scheiden." Sie setzten sich zusammen, gar mancherlei hatten sie sich mitzuteilen, vielleicht auch versäumte Küsse einzubringen.

Da schlürften die Filzpatschen über die Treppe.

„Wart', die Base soll ihren Streich büßen!" flüsterte Rochus und schob eilig den Riegel vor.

Sie griff an die Schnalle. Vergebens! Es war gesperrt, drinnen alles mäuschenstill. Sie brummte: „Wenigstens raufen sie nicht!" und kehrte in die Küche zurück.

Den beiden verfloß die Zeit sehr schnell; nach einer halben Stunde kam die Base wieder und rüttelte an der Tür. Drinnen alles mäuschenstill. Sie brummte:

„Mir scheint gar, sie bauen schon ein Nestlein wie die Spatzen!“ und kehrte in die Küche zurück.

Die Sonne neigte zum Untergange. Die Base stieg zum dritten Male empor. Sie rief hinein. Käthchen wollte antworten, Rochus schloß ihr mit der Hand den Mund. Da wurde Frau Crescenzia unwirsch: „Sind sie denn durch den Kamin davon, wie die Hexen? Den Schlosser darf ich nicht kommen lassen, aber wart'!“ — Rascher als gewöhnlich war sie drunten und das Pärchen wollte ihr schon nachfolgen, da begann es vor dem Fenster zu rasseln, eine schwarzgelbe Masche tauchte auf, dann die Haube, das Gesicht wie der Vollmond, der Ortler und Großglockner unter dem grünen Tuch mit den roten Tupfen.

Rochus sprang auf, stellte einen Stuhl an das Gesims und half der dicken Frau beim Einsteigen. Dann konnte er sich nicht mehr halten, trotz ihres Unwillens lachte er aus Leibeskräften, auch Käthchen kicherte leise. Als Frau Crescenzia auf festen Füßen stand, rief sie: „Ihr Gesindel, das wird ein schöner Sturm in der ganzen Stadt, wenn die Leute erfragen, wie ich auf der Leiter eingestiegen bin, und ich komme noch gar in die ‚Fliegenden Blätter‘.“

Als Rochus sie bat, in vierzehn Tagen die Hochzeit zu veranstalten, hatte sie den Zorn vergessen und meinte nur, das sei nicht leicht möglich, denn bis dort seien die Kapaune nicht gemästet und auch ihr Seidenkleid nicht fertig. Er tröstete sie: in seinem Hofe liefen fette „Steirer“ herum und die Nähterin werde er schon stupfen.

Sie willigte ein. Die Vermählung schildern wir

nicht und bemerken nur, daß Käthchen für den einen ledigen Buben ihres Rochus in etlichen Jahren ein halbes Dutzend Kinder mit Fettgrübchen an Ellbogen und Fingergelenken, und Wänglein so frisch rot wie die Aepfel, die im Anger vom Baum fielen, am Tisch ätzte und eine eigene Näherin dingen mußte, um zerrissene Höschen und Röcklein zu flicken.

Rochus wurde immer kerniger: welscher Verstand, deutsches Gemüt! Seine Mitbürger vertrauten ihm; was er angab, war wohl erwogen und schlug immer gut aus, darum hätten sie ihn längst in Landtag und Parlament gewählt. Er lehnte jedoch ab, eingedenk der Worte Platos im „Gorgias“, der dem verständigen Manne mißriet, sich unter gewissen Verhältnissen bei den öffentlichen Angelegenheiten zu beteiligen. Er sagte oft: „Der Einzelne ist ohnmächtig, wo sich kein Ziel absehen läßt, die Wellen brausen und rinnen, aber wohin? Ich kann den Kirchenstaat nicht wieder herstellen oder die österreichischen Finanzen ordnen, und so gibt es viele Dinge, über die kein Stimmzettel entscheidet. Erfülle in deinem engen Kreise jede Pflicht und du hast für das Allgemeine gearbeitet. Leider zermalmt das Rad des Schicksals nicht bloß jene, deren Schuld es ins Rollen gebracht, wir müssen aber vertrauen — auch auf das Ungewisse!“

Was aus seinem Buben geworden? Die Mutter hat ihn nicht mehr geholt, weil sie zu Waidring begraben liegt. Er sollte zuerst Gärtner werden, da erwachte jedoch sein angeborenes Kunstgenie vor den Läden der Konditoren; die schönen Torten mit den aufgeträufelten Sprüchen und Amoretten aus Zucker,

die Mandelbögen und Indianerkrapfen begeisterten ihn; Rochus ließ ihn auf seine Bitte als Lehrling eintreten. Jetzt läuft er zu Bozen herum; auf dem Kopf eine Papierdüte mit einem Leitartikel der „Ostdeutschen Rundschau", eingekleidet in eine weiße Jacke, wie es sein Stand fordert.

Wir sind zu Ende. Eine tiefsinnige Idee und symbolische Weisheit darf in dieser schlichten Geschichte niemand suchen, es sei denn, man begnügt sich mit einem Spruche aus Pindars siebenter Isthmia, man würde mich jedoch einen Pedanten schelten, wenn ich ihn hersetzen wollte.

Die Brautnacht

Um alle persönlichen Deutungen zum vorhinein abzuschneiden, unterlasse ich es, die Namen, den Ort und die Zeit dieser Geschichte anzugeben und beschränke mich überhaupt darauf, sie mit den einfachsten Umrissen zu zeichnen, weil jeder Schmuck ihre Wirkung stören könnte.

Der Tod hatte einen Professor von einer unglücklichen Ehe befreit und obschon er die vierzig überschritten, war er gar wohl noch für eine zweite Heirat geeignet, aber nicht dazu geneigt. Da ist eine Nichte seiner Frau; erst noch zwischen Kind und Jungfrau, wächst sie allmählich in seine Liebe hinein, ohne daß er es ahnt. Er wird sich derselben bewußt, als ein Freier auftritt, aber einen Korb erhält. Das schlichte Mädchen gewinnt auch ihn lieb; er erfährt es, als er sich vor einer kleinen Reise verabschiedet und ihr, wie es bei den Verwandten Sitte, einen Kuß gibt, der nicht mehr vom Kinde, sondern von der Jungfrau erwidert wird. Rasch entschlossen von Natur sagt er: „Du sollst mich begleiten, in drei Tagen ist Hochzeit." Die Mutter, eine Witwe, war erst verwundert, stimmte aber sogleich freudig zu, denn vor dem Professor wären die Türen der besten Häuser aufgeflogen, wenn er als

Werber angeklopft hätte. Das Mädchen erschrak zwar anfangs, aber der Mund widersprach dem Herzen nicht. Der Professor, ein Feind jedes Gepränges, wollte, daß die Feier so schlicht als möglich abgetan werde und so vereinigte abends nach der Trauung ein kleines Mahl die Verwandten. Auch einen Vetter konnte man nicht umgehen, der, nachdem ihm der Trunk zu Kopf gestiegen, eine Glocke zu ziehen begann, die man nicht bei der Messe zu läuten pflegt und dadurch der jungen Frau die Röte bis zur Stirn emportrieb. Um ihr aus der Verlegenheit zu helfen, verfiel eine Base auf das Brautstehlen. Da ich nicht weiß, ob dieser Brauch überall besteht, will ich ihn hier schildern, wie er in manchen Gegenden Süddeutschlands geübt wird. Man versucht, die Braut hinter dem Rücken des Bräutigams zu entführen und er muß sie dann einzuholen trachten. Hat er sie endlich gefunden, so geht die lustige Gesellschaft in ein nahes Wirtshaus und beginnt dort aufs neue zu trinken und zu schwärmen. Das war nun hier allerdings nicht beabsichtigt. Die Base ging in die Küche und ließ durch eine Magd die junge Frau unbemerkt hinausrufen. Es gelang ihr leicht, sie zu bereden, auf den Spaß einzugehen, den sie von den Hochzeiten ihrer Freundinnen gar wohl kannte, sie führte dieselbe aber nicht in die eigene Wohnung, wo man sie bald erwischt hätte, sondern zu einer Freundin.

So war die Zeit des Aufbruches der geladenen Gäste gekommen; als man nach der jungen Frau rief, erschien sie nicht, und man zerstreute sich unter allgemeinem Gelächter. Der Gatte suchte sie nun in den

Zimmern und setzte sich, als er sie nicht fand, noch einmal zur Mutter an den Tisch, über deren Antlitz bereits eine Wolke leisen Unmutes flog. Da schlug es zehn Uhr; er stand auf: „Das Haus bleibt nicht mehr lang offen; ich muß hinüber, sonst werden wir hinausgesperrt und das wäre doch zu komisch; geleite sie, wenn sie kommt, allsogleich zu mir. Sind das alberne Späße, soll ich erst bei allen Verwandten anklopfen?" — Er wünschte gute Nacht. Erst wartete er auf dem Flur seines Hauses, dann wurde er nach und nach aufgeregt und trat auf die Gasse, um nach allen Richtungen auszuschauen, aber niemand kam. Elf Uhr! — Er hörte die Pantoffeln des Hausmeisters über den Gang schlürfen; um jeder Frage auszuweichen, eilte er die Treppe hinauf, wo ihn die Magd mit dem Licht erwartete. Er hieß sie, das Schloß in die Klinke zu legen und schlafen zu gehen. Die Haustüre schlug dröhnend zu, seine Finger schlossen sich krampfhaft. Eine Weile ging er auf und ab, dann öffnete er die Tür seines Schlafgemaches angelweit, um ja das Schellen der Hausglocke sogleich zu hören — zwölf Uhr! sie läutete, er sprang hinaus, ein Offizier kam aus dem Kaffeehause, er verwunderte sich sehr, den neuvermählten Professor in vollem Anzug auf der Schwelle zu treffen und bot ihm lächelnd: Gute Nacht!

Die Base, um ihren Spaß zu haben, suchte die Frau durch allerlei Reden hinzuhalten und diese zögerte auch, vielleicht aus Schalkhaftigkeit oder weil sie das, was sie erwartete, mit banger Ahnung erfüllte. Endlich drang die junge Frau darauf, fortgeführt zu werden. Sie hoffte, ihren Gatten noch bei der Mutter zu finden

und wurde sehr betroffen, als sie diese mit heftigen Vorwürfen empfing: Jetzt möge sie die Base zu ihrem Mann geleiten. —

Sie kamen an die geschlossene Türe, schon wollte die junge Frau läuten, die Base hielt sie zurück. „Weil er dich nicht erwartet, soll er dich heute gar nicht haben. Du übernachtest bei mir!" Die Frau wagt aus Schamgefühl nicht zu widersprechen, zögert zwar, geht aber dennoch mit.

Eins, zwei! Der Professor steht beim offenen Fenster, weit vorgebeugt schaut er die Straße auf und ab, alles schweigt; er hört den Schlag jeder Viertelstunde, zur Unruhe gesellt sich endlich der Zorn. Um fünf Uhr morgens, als es schon zu dämmern beginnt, schlägt er klirrend das Fenster zu, bricht die Bettstatt seiner Frau ab, ruft die Magd und befiehlt ihr, alles in die Dachkammer zu tragen. Diese gehorcht verwundert, getraut sich aber nicht zu fragen. Dann sperrt er die Zimmer, steckt die Schlüssel ein und erteilt den gemessensten Auftrag, daß niemand die Wohnung zu betreten habe. Nachdem er noch einiges angeordnet, nimmt er seinen Handkoffer und geht auf den Bahnhof, von wo er unmittelbar nach Italien fährt.

Aber auch die junge Frau hatte kein Auge geschlossen. Kaum war es licht, erhob sie sich und weckte die Base. Diese meinte: „Jetzt kannst du ihn beim Frühstück überraschen!" Nachdem sie endlich jede Masche angenadelt, ging sie mit Anna, denn so viel dürfen wir vom Namen nachträglich verraten, auf die Straße. Obwohl ihr der Boden unter den Füßen brannte, folgte sie doch der Base, die den Professor noch auf-

ziehen wollte, nicht in das Haus desselben, sondern eilte beklommenen Herzens zur Mutter. Als diese beide eintreten sah, erschrak sie auf das heftigste, schob die Base, ohne auf ihre abgeschmackten Witzeleien zu hören, heftig beiseite, warf einen Shawl über den halben Morgenanzug und führte die Tochter allsogleich am Arm zur Wohnung des Gatten. — Sie läutete. Nun erzählte die Magd alles, was geschehen. — Anna erblaßte, die Mutter rief: „Recht geschieht dir, da hast du es, diese dumme Gans von einer Base, ich könnte sie zerreißen! Nun sieh zu, wie diese Sache noch in Ordnung kommt." — Sie kannte ihren Schwager, sie wußte, wie ihn manchmal die Aufwallung hinreiße und daß er kaum je zu bewegen war, einen Schritt, den er so getan, zurückzutun.

Nun folgten sehr traurige Tage: die beiden Frauen konnten nicht ausgehen, ohne zwischen den bösen Zungen Spießruten zu laufen, man munkelte allerlei Ehrenrühriges; da müsse es einen Haken ganz eigener Art gehabt haben und die Schadenfreude, daß eine so gute Partie gescheitert, labte sich am gemeinsten Klatsch. Besonders leisteten die edlen Frauen hier das Erdenklichste, wie es denn überhaupt nichts Ungroßmütigeres, nichts Grausameres gibt, als das Weib gegen das Weib.

So vergingen etliche Wochen. Die Mutter erwartete, daß schließlich doch die wahre und aufrichtige Liebe zu ihrer Tochter siegen werde, sie erwartete einen Brief mit den gereiztesten Vorwürfen, wie der Landmann ein Donnerwetter nach langer Trockenheit. Entschuldigungen konnten ihn, wie es bei solchen Tempera-

menten nicht selten der Fall ist, noch mehr aufregen; sie bedachte nicht, daß es Wunden gibt, die stumm schwären und so den ganzen Leib unheilbar vergiften. Die junge Frau, so sehr sie ihr Unrecht einsah, konnte doch ein Gefühl der Bitterkeit nicht unterdrücken, daß er sie auf so brüske Weise sitzen gelassen und es steigerte sich noch, als ihr wohlwollende Freundinnen all das Geschwätz zutrugen, das in der Stadt umlief. Die Base durfte sich nicht mehr erblicken lassen; ihre Pflicht wäre es eigentlich gewesen, den Sachverhalt aufzuklären und Verzeihung zu erbitten; sie trotzte aber, wie dumme Weiber stets zu tun pflegen, wenn sie unrecht haben.

Wohl ging der Professor zu Florenz nie aus, ohne auf den Briefträger gewartet zu haben; er war ja der Gekränkte, der tief Beleidigte und hatte daher das Recht, zu fordern, daß man sich ihm nähere, ihn versöhne, ja er wollte bereits schreiben, da hielt ihn die Erinnerung an die Erlebnisse seiner ersten unglücklichen Ehe ab; er sagte sich, wenn du den ersten Schritt tust, dann bist du für immer geschlagen! — Seine Phantasie malte ihm allerlei Spuk vor, er erinnerte sich an Aeußerungen von Freunden: „Das kleine Aennchen kann froh sein, daß du sie nimmst, wo dürfte sie je Anspruch auf eine solche Partie machen?“ — Er schüttelte zwar den Kopf und meinte: „Das gleicht sich aus, weil sie mich, den älteren Mann, liebt und — redet, was ihr wollt — sie ist ein prächtiges Mädel, wie es keiner von euch verdient.“ — Das fiel ihm nun leider ein, das drängte sich in den Vordergrund des Gedankens und endlich gewann es der böse Dämon über ihn: „Sie hat

nicht dich, sondern die glänzende Partie genommen!"

Es war gerade ein Monat verflossen. Die Frauen saßen traurig beisammen und überlegten, daß endlich doch etwas geschehen müsse. Da klopfte es, der Geschäftsfreund des Professors trat ein, mit pochenden Herzen erwarteten sie, was er zu eröffnen habe. Aus seiner Förmlichkeit konnten sie schließen, daß es etwas Wichtiges sei. Er zog aus der Brusttasche ein Schriftstück: „Sein Klient habe ihn angewiesen, der Frau Anna, geborenen Meyer — der Name lautet anders! — monatlich eine Summe auszuzahlen, wie sie eine solche als Witwe zu standesgemäßem Unterhalt bekäme."

Die junge Frau ließ die Hände in den Schoß sinken und sagte tonlos: „Also ist er tot für mich!" Die Mutter schrie auf: „Diese namenlose Beleidigung haben wir nicht verdient, jetzt ist es aus für immer!"

Beide lehnten das Anerbieten kurz ab. Der Geschäftsfreund, trocken und kühl wie immer, erwiderte, er habe das wohl vorausgesehen, den Verzicht von seinem Kanzlisten gleich aufsetzen lassen und erlaube sich, denselben hiermit zur Fertigung zu überreichen. Anna unterschrieb, wenn auch zitternd, doch trockenen Auges, und zwar nicht den Namen ihres Gatten, sondern den angebornen ihres Vaters. Sie lebte von nun an zurückgezogen wie eine anständige Witwe; er ließ seine Professur an eine andere Universität übertragen, man trifft von ihm hier und da in juridischen Fachschriften einen gelehrten Aufsatz, so daß sein Ruf allmählich sich überall verbreitete. Den Namen seiner Frau hörte niemand von ihm, wie er auch keinen Trauring trug.

Später einmal versuchten Freunde einen Ausgleich herbeizuführen, er schnitt ihnen bitter lächelnd das Wort ab: „Ich habe das fünfzigste Jahr überschritten und brauche jetzt überhaupt keine Frau mehr.“

Ich besitze die Photographien des unglücklichen Paares, wie sie zwei oder drei Tage vor der Hochzeit angefertigt wurden. Welche Ruhe, welche Befriedigung schimmert in dem dunklen, cholerischen Auge des Professors, welche Süßigkeit schwebt auf ihren bräutlichen Lippen! Arm in Arm! — Jetzt wandeln sie einsam und kein Gruß fliegt mehr von einem zum andern. Das ist das Elend des Lebens.

Ohne Zweifel wird diese Geschichte Widerspruch erfahren. Nicht wegen ihrer Glaubwürdigkeit, sondern wegen des Verhaltens des Ehepaares, in dem die einen für den Mann, die anderen für die Frau Partei nehmen: — die Männer und die Frauen!

Ein Freund, der für die Katastrophe leider zu spät kam, meinte unwillig: „Wär' ich dabei gewesen, so hätt' ich beide beim Schopf genommen und zusammengestoßen, bis sie sich geküßt hätten.“

Den Beifall der Leser werde ich mir wohl kaum erworben haben, denn ich schließe mit einem Mißklang. Mir kann das gleichgültig sein, indem Gefühle dieser Art jenseits jeder künstlerischen Aufgabe liegen. Die moralische Rechnung zu ziehen, verbietet ohnedem die moderne Aesthetik und so könnte man höchstens noch die Legende des heiligen Alexius, dessen Fest wir am 17. Juli feiern, zum Vergleich herbeiziehen. Auch dieser verließ die Braut vor dem Hochzeitsbette, ohne sie zu berühren; er wanderte durch die Welt, um dann als

Bettler unter der Stiege des väterlichen Hauses zu sterben und als Leiche den Geruch eines Heiligen zu verbreiten. Das Mittelalter ist jedoch allen Konkordaten und dem Kulturkampf zum Trotz so ziemlich vorüber; für den modernen Menschen ist eine solche Askese unverständlich und bleibt als Grund des Handelns ausgeschlossen; so lassen wir den Knoten, welchen Schuld, Dummheit und Bosheit der Menschen und des Schicksals geschlungen, ungelöst; möge jeder die Sache deuten, wie es ihm beliebt.

Die bezähmte Widerspenstige

Die Erzählung „Brautnacht“ hat bei den Frauen wenig Beifall gefunden, ja mir sogar manchen Tadel zugezogen. Als ob ich ändern könnte, was geschehen ist. Die einen sagen: „Der Professor handelte übereilt, grausam; er sollte seine liebenswürdige Braut suchen.“ Vielleicht bei den Jesuiten in der Frühmesse, wo unsere frommen Täubchen so gern einfliegen! Andere meinen: „Sie mußte ihm sogleich nachreisen; der Flehenden hätte er gewiß verziehen!“ Wahrscheinlich; die guten Gedanken kommen jedoch entweder gar nicht oder zu spät.

Lassen wir die Sache auf sich beruhen, um so lieber, da wir die Geschichte von einer andern Brautnacht auf dem Lager haben, die in einem gesunden Wochenbette endet. Es war — um in dem gewohnten Stil der Märchen anzufangen — es war ein Professor der Geschichte am Gymnasium zu Tripstrill, jedoch weder in Hall oder Bozen, wo die braunen Franziskaner nicht heiraten, wenn sie auch manches Paar trauen, oder gern möchten!

Wollt ihr seinen Namen? — Im Schematismus steht: Chrysostomus Brummler. Er hatte das für Ehestandskandidaten verhängnisvolle vierzigste Jahr ge-

rade überschritten, wie dies einzelne graue Haare unter den braunen leicht erraten ließen. Wenn sich auch seine Taille zu runden begann, stieg er doch, rüstig und kräftig, gern auf die Berge und brachte hübsche Sträußchen vom Joche, die er dieser oder jener Dame mit einem galanten Scherz und zierlichen Knix überreichte. Obschon er gelegentlich noch Bälle besuchte, hatte er doch dem Tanze entsagt; er zog sich gewöhnlich in ein Nebenzimmer zurück, wo er mit Freunden in heiterem Gespräche ein Glas Wein trank. Deswegen gaben ihn die Mütter für ihre Töchter so ziemlich verloren, wenn nicht der heilige Antonius von Padua, der bekannte Helfer heiratslüsterner Mädchen, ein Wunder wirke.

Bei den Schülern galt er viel; er unterbrach den einförmigen Unterricht nicht selten durch einen Witz, der auf berühmte Männer dunkler Farbe ein grelles Licht warf und auch die Zustände der Gegenwart streifte, ohne daß man ihn zur Verantwortung ziehen konnte. Bei kleinen Streichen sah er gern durch die Finger, — brauchten der fromme Katechet und der strenge Direktor mit dem Spitznamen Zopf alles zu wissen? Ertappte er jedoch einen Burschen bei einer Schlechtigkeit, so funkelten seine Aeuglein, und er blies in den schwarzen Bart, als wolle er wie ein Drache Richard Wagners Feuer speien. Wenn er nicht die Ausschließung beantragte, mußte der Schuldiener sogleich den Karzer aufriegeln.

Manchmal gab er auch Nebenstunden, doch fast nur aus Gefälligkeit, wenn den Eltern der Unterricht in einer geistlichen Töchterschule nicht genügte und sie

wünschten, daß das Scheuleder ein bißchen gelüftet werde. Auch die Protestanten sind Christen, und Luther wurde nicht vom Teufel geholt; bleiches Entsetzen erfüllte aber die Herzen aller Betschwestern, als sich die Kunde verbreitete, er habe gesagt, der heilige Petrus sei verheiratet gewesen — vielleicht gar mit einer Jüdin! — und sich bei dieser Gotteslästerung auf die katholische Bibelübersetzung Alliolis berief.

Er war bereits pensionsfähig, und weil er ein kleines Vermögen besaß, kümmerte er sich um die Donnerkeile des Konsistoriums nicht; zudem fürchtete man sein loses Maul, seine scharfe Feder, wie denn die Ultramontanen ihm den Spitznamen „schwarze Tschechen" verdankten.

Kam zufällig die Rede aufs Heiraten, da sagte er schmunzelnd: „Gut Ding braucht gut Weil'!" und ich fügte gelegentlich bei: „Alter schützt vor Torheit nicht!"

Es war bestimmt in Gottes Rat: Ein Freund führte ihm sein Töchterlein Luiserl als Schülerin zu: ein spitzes, mageres Ding wie ein Zündhölzchen, naseweis und stets zu einer scharfen Antwort bereit. Er mochte nicht ablehnen. Weil jener bald starb, so zog die Mutter in eine andere Stadt; er verlor sie und das Mädchen aus den Augen, ohne sich weiters darum zu kümmern.

Erst nach etlichen Jahren kehrte es wieder zurück. Am ersten April machte er zufällig einen Ausflug auf das Mittelgebirge. Den Rand des Pfades säumten dreifarbige Windröschen, aus den Knospen der Bäume und Sträucher drängten schon grüne Blättchen, harziger Duft, besonders der Pappeln, deren braunrote

Kätzchen überall nickten, erfüllte die Luft. Die schlanken Zweige gestatteten abwechselnd einen Ausblick auf die Landschaft. Da rastete er wohl kurze Zeit auf einem der im Wald verstreuten moosigen Irrblöcke und ging dann stillvergnügt weiter. Heitere Erinnerungen der Jugend erwachten, oder war es die Ahnung unbewußter Seligkeit, die seine Brust hob und sich wohl in einen leisen Seufzer löste?

Vor ihm gingen langsam zwei Frauen, sie sahen sich von Zeit zu Zeit um, dann blieben sie wie nach einer kurzen Beratung stehen, als warteten sie auf jemanden. Die ältere erkannte er sogleich, das Mädchen streifte er mit einem flüchtigen Blicke und wollte dann nach kurzem Gruße vorübereilen, da kicherte es laut. Er sah nun genauer hin: das war ja Luiserl, oder nicht? — Seine Schülerin! Sie reichte ihm das Pfötchen mit den runden Fingern. Wie hatte sie sich jedoch verändert! Über der Stirn ringelten sich kleine gelbe Löckchen, die Wangen wie Aepfel, der Busen füllte das knappe Mieder und wogte von der raschen Bewegung.

„Ob sie des gleichen Weges?"

„Ja!"

Ein freundliches Lächeln lud ihn ein, sie zu begleiten. Er führte sie in ein Wirtshaus, das häufig bei Landausflügen besucht wurde. Bereits hatten sich Gäste an mehreren Tischen eingefunden, alle schauten neugierig auf, als er sich mit den Frauen niederließ und sie mit Wein und Konfekt bediente. Den Blicken folgten bald allerlei Bemerkungen. In der Dämmerung begleitete er sie bei der Heimkehr bis an die Haustür: „Er möge gar bald zum Besuche kommen." Abends

war das Ereignis schon der Gegenstand des Klatsches in den Kneipen, man erwog das Für und Wider, wie eben in kleinen Städten überall — und wohl auch in großen.

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Da war's um ihn geschehn!"

Mutter und Tanten schoben mit der Geschicklichkeit, die alle Frauen bei solchen Anlässen entfalten, fleißig nach, und so wandelte er bald die tausendfach ausgetretene Heerstraße, die vor den Traualtar führt.

Und Luiserl? Ihr Vermögen war nicht groß genug, um die Kaution für ein goldenes Portepee zu erlegen, wie manches andere Fräulein ihrer Bekanntschaft; unsere modernen Damen sind überhaupt nicht mehr sehr romantisch, und dann war der Professor eine gute Partie: er hatte ein anständiges Einkommen und einen geachteten Namen. Daß er an Jahren ein bißchen überständig war, ließ sich ja in anderer Weise ausgleichen. Sie dachte vorläufig nicht daran — und wird auch nicht daran denken, wie wir gleich zum vorhinein voraussagen, um gewisse Gelüste und Erwartungen abzuschneiden.

Als mir Chrysostomus seine Verlobung etwas halblaut anzeigte, sah ich ihn wehmütig von der Seite an; ihn vor dem verhängnisvollen Schritte zu warnen, war zu spät und es hätte auch, wie in allen solchen Fällen, nichts genützt. Er wußte aus Schopenhauer so gut wie ich, daß die moderne Ehe fast immer ins Unglück führe; die Natur ist jedoch mächtiger als alle Weisheit der Erfahrung.

Er erriet meine Gedanken.

„Siehst du," sagte er, „den Weibern entrinnen wir doch nie. Heiraten wir, dann geseg'n es Gott! Werden wir alte Junggesellen, so fallen wir in die Gewalt eines Hausdrachen, der für sich aus unserm Beutel spart, unsere geheimsten Sünden in den Widum trägt, und wenn uns ein kleiner Katarrh anfliegt, einen Hochwürdigen auf den Hals hetzt, damit er uns bekehre. So ging es, wie du weißt, schon gar manchem. Das Wirtshausleben? Die ewig wechselnden und doch gleichen Gesichter verleiden es mir nach und nach wie die ewige Losung: „Trinkgeld!"

Ich unterbrach seine lange Rede: „Et tu mi fili Brute!"

„Du kommst doch zur Trauung?"

„Jawohl, vielleicht als Kranzeljungfrau!"

Die Hochzeiten unserer besseren Stände verlaufen heute so gleichmäßig, daß, wer eine gesehen hat, alle kennt. Die Männer erscheinen im schwarzen Frack, Blumensträußchen im Knopfloch, die Frauen aufgedonnert, den Kopf mit Federn besteckt wie ein indianischer Kazike; die älteren Fräuleins tragen auf der Stirn die Inschrift Dantes: Lasciate ogni speranza! die jüngeren kommen in Kränzen von giftgrünem Tüll angefahren, prüfen eifersüchtig die Toiletten und tuscheln dann einander leise in das Ohr, wenn ein Herr eintritt, ob er noch ledig oder schon verheiratet sei. Um die Hauptperson nicht zu vergessen: die glückliche Braut lächelt wie ein Apriltag zwischen Sonnenschein und Regen. Nur der Geistliche, der den seligen Bund der Herzen für immer besiegelt, blickt stumm grinsend auf

die Schüsseln und die Flaschen. Wir Deutschen haben leider keinen Hogarth für solche Szenen.

Die üblichen Toaste waren — gelegentlich mit einem Zötchen — ausgebracht, die Herren setzten sich mit einer Zigarre zum schwarzen Kaffee, da wurden die Frauen und Mädchen unruhig, Luiserl ging mit den Freundinnen in das Nebenzimmer und steckte noch durch die Türspalte lachend das keck aufgeschürzte Näschen. Er wußte, was bevorstehe, und rief: „Du, in einer halben Stunde müssen wir abfahren!" Sie verschwand. Nach einer Weile schaute er hin und her, er stand auf und ging durch etliche Zimmer, dann geriet er in die Küche. Die Magd rief ihm lachend entgegen: „Sie suchen Ihre Braut? Die ist gestohlen worden." Er antwortete halb unwirsch: „So! wer die hat, bringt sie gewiß bald zurück." Dann machte er noch einmal die Runde.

Es war hohe Zeit. Er winkte mir. Die Frauen waren verschwunden; von den Männern verabschiedeten wir uns nicht, sie waren zu sehr mit dem Neubau Oesterreichs und ob das Werk der unsterblichen Maria Theresia verkrache, beschäftigt, um uns zu beachten. Wir eilten zum Bahnhofe. „Weißt du," rief er plötzlich, „man muß den Weibern gleich das Neujahr abgewinnen, sonst ist man verloren!" Der Packträger, den er auf die bestimmte Stunde bestellt, wartete bereits am Tore und schob das wenige Gepäck in ein Coupé. Er stieg ein und reichte mir die Hand: „Grüße meine Frau, ich lass' ihr gute Nacht wünschen!" Die Glocke läutete zum dritten Male, der Zug setzte sich in Bewegung.

Neugierig kehrte ich zur Gesellschaft zurück. Das laute Signal zur Abfahrt hatte sie aufgeschreckt. Da lief alles durcheinander wie die Ameisen eines Haufens, den mutwillige Knaben aufgestört. „Wo ist der Professor? Wo ist Chrysostomus?“ rief man mir von allen Seiten entgegen. — „Vielleicht bereits in Patsch,“ antwortete ich gelassen. — „Warum haben Sie ihn nicht zurückgehalten?“ rief Luiserl, der ich die Botschaft ausgerichtet, zornrot und ballte das Fäustchen. — Nun erwiderte ich wie Kain: „Bin ich der Hüter meines Bruders?“ — Es galt aber Wichtigeres, als mich auszuschelten, umsomehr, da die Vorwürfe von mir abglitten wie Wasser vom Wachstuch. Bald nahm man sich nicht mehr Zeit, sich über mich zu ärgern. Unter allen Vorschlägen schien endlich der beste, Luiserl solle mit dem Eilzug, der in zwei Stunden nach Brixen fuhr, den Flüchtling einholen, da er beim „Elephanten“ ein Zimmer bestellt hatte, war er leicht zu finden. „O,“ sagte sie, „dem will ich die Leviten lesen!“ und wischte eine zornige Träne aus dem Auge.

Die Geschichte hatte sich schnell verbreitet, und so fanden sich auf dem Wege zum Bahnhofe bereits Leute ein, welche die verlassene Ariadne mit spöttischen Blicken begleiteten.

Die alte Sitte des Brautstehlens ist bekannt; es soll ein Scherz sein, mehr als einmal ist jedoch daraus Verdruß und Unheil entstanden, so daß wir dringend raten möchten, den Brauch endlich abzustellen. Diesmal wurde zur Abwechslung der Bräutigam gestohlen.

Chrysostomus war glücklich in Brixen angelangt. — Empfand er auf dem Weg Reu' und Leid oder blieb

er verstockt? Darüber mögen die Frauen auf der langen Hinfahrt nachdenken.

Es war schon Dämmerung. Weil ein rauhes Lenzlüftchen wehte, ließ er ein Zimmer heizen. Nachdem er für zwei ein gutes, feines Abendessen bestellt hatte — mit den berühmten Spargeln, die Luiserl so gerne aß — ging er in die Stadt, bis er fern von der Franzensfeste das Rasseln des Eilzuges hörte. Behaglich in den Lehnstuhl gestreckt, zündete er eine Zigarre an und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Ohne zu klopfen ein Stoß an die Tür: sein Weiberl trat über die Schwelle, die Augen funkelten, die Löckchen sträubten sich wie die Mähne des Nemäerlöwen.

„Du machst einen guten Anfang; das ist ein schöner Streich, den du mir gespielt hast."

Er legte sich lächelnd zurück, um die Fortsetzung der ersten Gardinenpredigt zu hören.

„Schämst du dich nicht, das hätte ich von dir als einem gebildeten Mann nicht erwartet."

Sie war eingetreten und hatte die Türklinke angezogen; nun stand er auf, sein Gesicht wurde ernster.

„Hätt' ich dich besser gekannt und so was vorausgesehen, so wär' ich ledig geblieben, du könntest dir die nächstbeste Magd holen."

„Huuitt!" — ein scharfer Pfiff unterbrach sie, er drehte sich auf dem Absatz des Stiefels, und als er ihr wieder das Gesicht zukehrte, erschrak sie, denn so schaute er drein, wenn sie sich als Schülerin nicht gut aufgeführt hatte. Diese Erinnerung tauchte auf und wirkte unmittelbar.

Sie fühlte augenblicklich, daß sie zu früh mit dem Pantoffel gewinkt habe, und zog ein anderes Register.

Tränen, Schluchzen, daß sie gar nicht zum Wort kommen konnte, banges Stottern!

Seine strengen Züge milderten sich, ein leises Lächeln spielte um den Mund: „Ja, ja! Du bist halt eine Gans gewesen, wie die anderen Weiber auch." Er faßte sie bei der Hand, die sie ihm zögernd ließ. „Ich habe dir zu Ehren Spargeln und eine Schnepfe bestellt; jetzt gehen wir essen!"

Sie traten in den hell erleuchteten Speisesaal. Die anwesenden Gäste betrachteten das saubere Frauchen, das kaum aufzuschauen wagte, mit Wohlgefallen; er rückte einen Stuhl zurecht und sie ließ sich nicht lange laden. Als sie fertig waren, winkte er dem Kellner; dieser brachte ein Gläschen feurigen Marsala. Sie schlürfte es langsam aus. Nun hielt er ihr die Uhr vor: Elf!

Sie errötete und hüpfte über die Treppe hinauf ins Schlafgemach. Die Versöhnung muß sehr gründlich gewesen sein, denn noch vor Ablauf des Jahres hatte der Storch zwei junge Staatsbürger in die Wiege gelegt.

Alter schützt vor Torheit nicht!

Die Ziegelschupferin

Christoph Bumser! Schon taucht seine Gestalt aus dem Nebel der Vergangenheit auf oder, um es genauer zu bezeichnen: aus dem scharfen Tabaksqualm, der den Stammtisch der Tiroler Studenten beim „Eisenhut" in Wien umhüllte. Da sitzt er in voller Behaglichkeit und lacht mit dem ganzen Gesicht, ja mit dem ganzen Leibe, wenn irgend ein Ulk losgeht, daß zwischen den vollen Lippen das Gebiß schimmert — voran die breiten Schaufelzähne, als sollte er Stahldraht abzwicken. Kam es gar zu toll, so schlug er auf den Tisch, schüttelte schnell die schwarzen Haare von der Stirn und warf sich in den Stuhl zurück, daß die Lehne knackte — hahaha! — Leicht zornig, leicht versöhnt, gutmütig, aber doch bäurisch pfiffig wie sein Vater, der geriebene Roßkamm von Obermais, der einen zerschundenen alten Esel als Vollblutpferd anzubringen wußte. Er hörte auf den Kneipnamen Sulf; gar manches hübsche Bauerndirndl bei Meran hieß ihn zärtlich „Mein Christoph!" — einmal ging es ihm aber schlecht beim Fensterln; er stieg auf einen Holzstoß, der fiel um und seine Kameraden mußten ihn unter den Scheitern herausziehen, während der Bauer von oben mit einer

Sense herabschlug und fluchte, daß das Donnerwetter über dem Vintschgau wie leises Bachmurmeln verklang. Hahaha!

Das Jahr 1848 blies uns auseinander, wie der Sturm die Spreu: den einen dahin, den anderen dorthin; viele blieben verschollen für immer, manchen hatte das Standrecht begraben — wie es eben in solchen Zeiten geht! Mich verschlug es an das Gymnasium zu Innsbruck, wo in den Tagen der Reaktion der Lehrstuhl mit spitzen Disteln gepolstert war. Von Wien blieb ich viele Jahre fern, weil zu finstere Erinnerungen vor mir aufstiegen, doch entschloß ich mich endlich, die Stätten zu besuchen, wo mir manches schwere Schicksal verhängt war. Ich schritt vom Stubentor zum „Eisenhut" — langsam, langsam, wie unter der Last der Erinnerungen, die von allen Seiten an mich herandrängten; an der Schwelle mußte ich umkehren, denn das Gasthaus war in einen Laden umgewandelt. Wohin? Ich erinnerte mich an eine Bierhalle in der Hauptstraße, wo wir öfters gekneipt hatten. Die Tische waren dicht besetzt; ich drängte mich durch und suchte ein Plätzchen, da rief es plötzlich: „Fo!" Mein Kneipname! Und aus einer Ecke hielt mir Sulf den vollen Humpen entgegen. „Hahaha!" Wir betrachteten uns lange schweigend, über sein Gesicht spielte es fast wie ein Hauch von Rührung, mir fielen die schönen Verse Lenaus ein:

„Die Jugend folgt, ein Rosenblatt, den Winden;
Wenn, jung getrennt, sich wiedersehn die Alten,
Sie meinen doch, in ihren ernsten Falten
Den Strahl der süßen Jugend noch zu finden."

Dann erzählten wir von gergangenen Tagen; was der eine nicht wußte, daran erinnerte ihn der andere, bis sich die Halle zu leeren begann und der Zeiger auf elf Uhr wies.

„Und wie ist es dir gegangen?“ fragte ich noch.

„Du weißt, daß ich im April 1848 mit dir nicht gegen die Welschen zog; ich war nie gern dabei, wo die Leute raufen und schon gar, wenn sie auf einander schießen — da tu' ich nicht mit. Ich trat in die akademische Legion und flog als Maikäfer bei dem berüchtigten Rummel mit, hab' auch tüchtig gesummt und gebrummt. Als der Oktober blutig wurde, entschlüpfte ich durch ein Tor und lief in einem Zuge nach Obermais. Ich kam gerade recht, um mich durch eine üppige Traubenkur von all der Angst und den Beschwerden zu erholen; dann tat mir der junge süße Wein, der noch brauste wie Champagner, ganz vortrefflich und die neuen Kastanien waren gar nahrhaft. Freilich fiel mir ein schwarzer Tropfen in das Glas, wenn ich all die Schauerberichte aus Wien las; wenn ich manchen mir bekannten Namen unter den Hingemordeten fand, was konnte ich jedoch dagegen ausrichten? Solche Dinge muß man hinnehmen, unwillig, aber schweigend, wenn man nicht ein unnützes Opfer mehr liefern will. Im November kehrte ich nach Wien zurück; die Neugestaltung der Gymnasien verlangte eine große Anzahl junger Kräfte und so ging ich von der Medizin zum Lehramt über. Aber das kann ich dir sagen: gekrochen bin ich nie, und daß ich der Wirtschaft, die jetzt hereinbrach, geschmeichelt hätte, wie soviele Lumpen, die es dann weiter brachten, als ich — bei Gott!“ — eine

dunkle Röte flog über sein Gesicht — „dazu hat sich mein ehrliches Tirolerherz nie verkauft."

„Welches Fach hast du dir gewählt?"

„Physik und Naturgeschichte, wo mir die Prüfung nicht schwer wurde. Zugleich hatte ich hier einen neutralen Boden, auf dem ich in der Finsternis nicht umzutasten brauchte."

Wir zahlten unsere Zeche und traten auf die Gasse. Nach einigen Schritten packte er mich beim Arm: „Weißt du, daß ich bald geheiratet hätte! Meine Mutter hat mir beim Abschied einen kräftigen Segen mitgegeben und so rettete mich das Kreuzlein, das sie mir mit Weihwasser auf die Stirn zeichnete, vor einem großen Pech."

„Oho!"

„Du wirst lachen, hahaha! Ich wohnte in der Sterngasse, mir gegenüber ein pensionierter Statthaltereirat mit einer Tochter. Solange der Winter dauerte, sah ich nur an den Vorhängen ein Schattenspiel, auf der Straße hüpften hier und da ein paar vermummte Wesen in die Haustür, was kümmerte es mich! Im Frühling öffnete sich das Fenster und hinter der Brüstung saß ein hübsches Mädchen, so schien es mir wenigstens, und stickte, bisweilen scherzte sie auch mit einem braunen Hündchen, das gefiel mir; ich sah hin, sie sah her und endlich verstieg ich mich auf den Pegasus; hör' nur die Reime, aber ich will es gewiß nimmer tun, bei Apoll und allen neun Musen:

Ich bin ein schlicht Tirolerkind,
Aufgewachsen bei Schaf und Rind,

Und weil du tust der Rose gleichen,
So möcht' ich gerne zu dir schleichen,
Wenn du, wie ich, das Gleiche fühlst
Und mich glücklich machen willst."

„Ich fing das Hündlein ab und steckte ihm die Verse hinter das Halsband ... Wie war ich überrascht, als mir nachmittags die Magd eine Einladung zum Tee brachte. Wohl oder übel — ich mußte hinüber. An der Tür empfing mich die Mutter: ihre Tochter sei ein braves Mädchen und habe ihr daher meine Verse übergeben; von einem Mann in meiner Stellung dürfe man erwarten, daß ich ehrliche Absichten habe ... Ehe ich erwidern konnte, trat Silvia mit ihrem Vater aus dem Nebenzimmer; sie knirte schüchtern oder tat so; man wies mir einen Stuhl an ihrer Seite. Für diesen Abend kam ich mit dem gewöhnlichen Stadtklatsch und den Zeitungsnachrichten durch; doch war ich vorläufig eingesalzen, die Beize erhielt ich in den nächsten Tagen, so daß ich „Ja" sagte, ohne eigentlich ja zu sagen. Als ich mich an einem schönen Abend verabschiedete, nahm das Fräulein der Magd das Licht aus der Hand und begleitete mich zur Treppe, dort bot sie mir noch die Wange zum Kuß ... mir wurde heiß und kalt. Ich eilte in die Bierhalle, meine Freunde saßen bereits in Reih' und Glied; da rief Gstraun — du kennst ja den närrischen Kerl, er ist jetzt Doktor zu Laas — da rief Gstraun: „Gehst du heut' spät heim?" — „Warum?" — „Weil du die Laterne auf der Nase trägst." Schallendes Gelächter; er bot mir den Handspiegel, und richtig — meine Nase sah aus wie eine rote Runkelrübe. Ich wischte mit dem Schnupftuch ab — Schminke

— verdammt! Bei der nächsten Visite wurde schon von der Ausstattung gesprochen ... Wie trefflich Fräulein Silvia und ich zusammenpaßten: sie ganz ätherisch, ich zochet; sie säuselte von Jean Paul, ich zog ihm den Till Eulenspiegel vor, und wenn sie an einem Löffelchen Gefrornen roch, dachte ich an Blunzen und Speckknödel. Mir war wie der Fliege, die sich mehr und mehr im Spinnennetz verwickelt.“ Er trocknete sich pustend den Schweiß ab. „Wo jedoch die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten! Da kam aus Ungarn so ein Herr Ueberall; er brachte einen Brief vom Magnaten Zikzak und war gleich gut aufgenommen. Du hättest das Bübchen sehen sollen — wie ein Hampelmann! Er zuckte mit allen Gliedern; seine Landsleute nannten ihn deswegen den „Quecksilbernen“, vielleicht auch aus einem anderen Grunde ... du verstehst! Bald wollte er der Hahn im Korbe sein — magyar ember! Er tat, als sei der Bräutigam gar nicht vorhanden — ein neuer Werber oder was! — der Mutter schwoll der Kamm; ich wurde endlich grob. Das hatte man, schien es, gewünscht. Am nächsten Tage ließ sich das Fräulein nicht sehen — Migräne! Dafür erwartete mich die Mutter. Sie bot mir keinen Stuhl, sondern begann, indem sie sich fortwährend mit dem parfümierten Schnupftuch fächelte: „Nehmen Sie es nicht übel, man übereilt sich manchmal.“ — „Ja, ja, ich hab' es leider auch getan.“ — „Wir wollen im Frieden scheiden.“ — Ich atmete auf. Sie fuhr fort: „Es wird Ihnen leid tun!“ — „Gewiß nicht!“ — „Gut ist gut, aber besser ist besser! Sie begreifen, ein ungarischer Edelmann.“ — „Baszama teremtete! Viel Glück!“ — Ich ver-

beugte mich und fuhr ab. Schon am nächsten Morgen wechselte ich die Wohnung und zog in die weitentlegenste Vorstadt; dem ersten armen Schüler, der mir im Gymnasium begegnete, schenkte ich einen Fünfer und versprach der Muttergottes zu Absam eine große Wachskerze, die kannst du nach deiner Rückkehr für mich opfern." Wir standen vor der Tür meines Gasthofes und verabschiedeten uns. —

Zwei Jahre später erhielt ich eine Vermählungsanzeige:

„Christoph Bumser und Libussa Przmscl."

„Will denn der Bursch Unterrichtsminister werden," rief ich staunend, „daß er eine Tschechin heiratet?"

Ein Brief war von ihm nicht zu bekommen, so mußte ich die Sache vorläufig auf sich beruhen lassen.

Nahezu zehn Jahre mochten dahin sein, bis ich mich wieder entschloß, auf der Donau nach Wien zu rutschen. Durch Erfahrung bin ich vorsichtig geworden; wenn ein Freund sich ein Heim, wie man sich wohlklingend ausdrückt, gegründet hat, so suche ich ihn nie dort, denn oft habe ich Dinge gesehen, die weder mir noch ihm angenehm waren. Ich schreibe ihm einige Zeilen, gibt er keine Antwort, so weiß ich, wie ich daran bin, und — bedauere ihn. D'rum meldete ich mich auch bei Bumser durch eine Korrespondenzkarte und gab genau die Stunde an, wann ich im Gasthofe zu treffen war. Sie war noch kaum angebrochen, so klopfte es rasch an der Tür. „Herein!" — Da war er, glänzend wie der Vollmond und wohlbeleibt wie ein Prälat.

„Hahaha! Kommst du auch wieder einmal! Mor-

gen ist Sonntag, da bist du mein Gast, du wirst staunen!"

„Worüber?"

„Wie Libussa kochen kann."

„Bist du noch immer der Alte? Ja, ja, man sieht dir's an."

„Bin ich nicht ein Etschländer? Erinnere dich an die Scheibe auf dem Schießstand zu Oberbozen — bei einem Hochzeitschießen. Da war die Braut leibhaftig dargestellt, wie sie Würste stopfte, mit der Umschrift: ‚Ehret die Frauen!‘ Sie weinte zuerst, mußte aber endlich doch lachen."

„O Schiller!" dachte ich.

„So ist's recht, darum priesen unsere weisen Väter den häuslichen Herd und die Weiber waren nicht zu zimperlich, den Teig zu kneten und Kuchen zu backen. Da hat man die Maturitätsprüfungen, Dummheit! Gebt ein Gesetz: Jedes Mädel, das sich zum heiligen Ehestand entschließt, muß eine Prüfung machen, der Kommission fünf Speisen vorsetzen, zeigen, daß sie waschen und nähen kann und nicht zu heikel ist, ein Kind zu putzen. Die Beamten schon gar, denen würde ich nur unter dieser Voraussetzung die Heirat gestatten. Einem solchen Mädel gäbe ich die Note „vorzüglich", jene erhielte „ausgezeichnet", die nachweisen kann, daß sie nie einen Winselkasten angerührt hat, denn mit dem Bretteltappen werden die Weiber nur blöd und nervös."

Ich verdrehte die Augen und seufzte: „O du dummer, ungebildeter Tirolerruach!" Dann unterbrach ich ihn: „Was ist denn aus Silvia geworden?"

„Der Quecksilberne hat sich das Maul gewischt und sie sitzen lassen. Nun wäre vielleicht der Bumser wieder gut genug gewesen. Wenigstens erhielt er später eine Einladung. — Daß ich hingegangen wäre! — Gesegn' es Gott!" — Da zog er plötzlich die Taschenuhr: „Teufel, ich muß laufen, Botanikstunde!"

„Da trägst du wohl über vitis vinifera, asparagus officinalis, apium graveolens und derlei Kräuter vor?"

Er rief noch unter der Tür zurück: „Komm' pünktlich, meine Frau ist unglücklich, wenn ein Braten anbrennt!" Dahin war er!

Schlag zwölf Uhr trat ich in das Eßzimmer. Bumser hatte schon die Serviette umgebunden, so daß die beiden Zipfel hinter dem Kopf abstanden, wie die Federohren eines Uhu. Ebenso die Kinder. Sechs Stück! Er stellte sie mir vor: Hermann, Siegfried, Kuno — Drahomira, Wenzeslawa, Zdenka.

„Bravo," rief ich, „dir ist gelungen, was Taaffe vergebens unternahm."

Da brachte die Frau den Suppentopf; trotz der zahlreichen Nachkommenschaft noch immer hübsch und frisch, ein bißchen kurzstockig; aber die Büste — ein Reiz, um den deutsche Schriftstellerinnen und Gouvernanten die tschechische Rasse beneiden können — schön und üppig; zur ganzen Gestalt paßte recht gut der schneeweiße Schurz mit dem breiten Latz. Sie hatte niedergestellt; da nahm sie Christoph bei der Hand: „Siehst du, das ist mein Bussel!"

Ich verneigte mich: „Gnädige Frau . . ."

Sie schüttelte den Kopf: „Nix gnädig, bin anfache Frau."

Sie hielt nur die wenigste Zeit am Tische aus, sondern lief hin und her, um das, jenes zu besorgen, bis sie endlich mit einem Rußstrich über das vorwitzige Näschen aus der Küche kam. „A potom, jetzt gleich bringen, Dalken." Da erwischte sie Christoph beim Rock und zog sie auf den Stuhl nieder: „Dafür ist die Magd." — Wir plauschten nun allerlei, kreuz und quer, bis der Kaffee kam, doch mochte ich nicht fragen, wie sich das Paar gefunden, denn ich hatte gar spaßige Andeutungen gehört. Dafür besah ich mir die Kinder, prächtige Rangen, wie die Nudeln aus dem Schmalz gebacken; solang aber etwas auf dem Tisch stand, hatten sie nicht Zeit zum Reden, oder konnten nicht, denn sie kauten, als ging's auf einer Dampfmaschine. Dann freilich wurden die Schleusen aufgezogen, alle durcheinander, wie in einer Lancasterschule, bis der Vater das Gesindel zur Tür hinausjagte. Ich hatte noch einige Gänge zu machen; so verabschiedete ich mich von meinen freundlichen Wirten, nachdem ich mich zuvor mit Christoph in der Bierhalle zusammenbestellt hatte.

Da ließ er Libussa, seine Alte, bei jedem frischen Glas hochleben und erzählte mir dann die ganze Geschichte. Es kam mir aber manches so unwahrscheinlich vor, daß ich es auf Rechnung des guten und reichlichen Trunkes setzte. Bekannte jedoch, welche genau unterrichtet waren, bestätigten mir alles. Heuer in den Ferien besuchte mich sein ältester Sohn am Achensee; ein flotter Student, halb Tscheche, halb Deutscher; da

entschloß ich mich denn, diese Erinnerungen niederzuschreiben, ehe es, wie für so vieles andere, zu spät würde.

Wir haben erzählt, daß Bumser nach dem Bruch des Verhältnisses zur schönen Silvia die Wohnung wechselte, um in Zukunft recht weit vom Schuß zu sein. Er zog nach Hernals, wo er bei einer Krämerin ein hübsches Zimmer mietete, dessen Fenster auf die Gasse ging. Wenn er nun gerade nichts zu tun hatte, legte er sich auf dem roten Polster breit hin, paffte aus der Meerschaumpfeife oder knackte Zirbelnüßchen für den Krummschnabel, den man ihm aus Tirol geschickt hatte. Gegenüber stieg der Neubau eines Hauses aus dem Grunde, er schaute den Arbeitern zu, ohne sich viel zu interessieren, bis die Mauern mehr emporwuchsen und sich die Ziegelschupfer reihten, um einer dem anderen einen Stein zuzuwerfen und ihn so in das höhere Stockwerk zu befördern. Da bemerkte er an einem Montag ein Mädchen, das er bisher nicht beobachtet hatte; sie war etwas sauberer gekleidet als die anderen und schien ihrem ganzen Wesen nach nicht in die Gesellschaft zu gehören. Sie fiel ihm auf und er wandte ihr nun die ganze Woche durch volle Aufmerksamkeit zu. Dies fühlen die Weiber sogleich instinktiv, sie sind eben Spitzbübinnen von der untersten Viehmagd bis zur obersten Prinzessin. Die Ziegelschupferin änderte aber ihr Betragen nicht im mindesten, was sollte sie auch? Nur glitt hier und da ein flüchtiger Blick zum Fenster empor.

Am Samstag kam sie in den Laden, etwas einzukaufen.

Kaum hatte die Krämerin den Schalter geschlossen, so meldete sich Bumser. Nach einigen gleichgültigen Reden fragte er sie: „Wer ist denn das Mädel mit dem roten Tuch um das Haar?"

Sie schaute ihn spöttisch von der Seite an: „Die Hand von der Butten! Herr Professor, die ist brav durch und durch."

Er errötete leicht; sie bemerkte es lächelnd: „Hab' ich's getroffen?"

„Mein Gott," sagte er ganz unschuldig, „ich will sie ja nicht beißen, wer ist sie denn?"

Nun erzählte ihm die Krämerin, sie sei eine Waise, die Tochter eines kleinen Beamten in Tabor, habe sich in Wien verdingen wollen und sei nur, weil ihr die Dienstvermittlerin den letzten Kreuzer abgeschwindelt, Ziegelschupferin geworden, um nicht zu verhungern. „Vielleicht lasse sich helfen."

„Das kann ich!" rief Bumser, nahm den Hut und sprang über die Stiege. Sie glaubte anfangs, er wolle das Mädchen aufsuchen und sah ihm durch das Fenster nach; allein er lief in entgegengesetzter Richtung, schwang sich in einen Fiaker und fuhr davon.

„Nach Favoriten!" Dort besaß eine weitläufige Base eine kleine Tabaktrafik; erst gestern hatte sie ihm geklagt, daß ihr eine liederliche Magd davongelaufen sei, und dann! die vielen Tschechen, die hier wohnen, sie könne mit den Leuten nicht in ihrer Muttersprache reden und das tue dem Geschäft Eintrag.

Nun teilte ihr der Vetter mit, was er erfahren, und forderte sie auf, ein Werk christlicher Barmherzigkeit zu tun.

Sie wollte schon „ja" sagen, da besann sie sich: „Ist sie gut katholisch?" . . .

„Gewiß, sie geht immer aus der Frühmesse zur Arbeit."

„Hat sie auch einen Paternoster?"

„Ich meine schon, wenn das, was sie letzthin in den Sack steckte, nicht ein Kranz Maroni war."

Die Base entschloß sich, am nächsten Vormittag vom Zimmer des Professors aus das Mädchen zu mustern und dann die wichtige Entscheidung zu treffen.

Der Augenschein befriedigte sie; sie bat nachher die Krämerin, jene zu holen. Der Professor blieb im Hintergrunde; Libussa schlug ein, bat jedoch, bis abends beim Bau bleiben zu dürfen, um den Tag nicht unvollendet zu lassen. Als sie auf das Gerüst zurückgekehrt war, rief sie den Polier und kündete ordnungsmäßig den Dienst. Abends verabschiedete sie sich von den Arbeitern, die sie alle liebgewonnen hatten, ließ sich den fälligen Lohn auszahlen und suchte das Kämmerlein auf, wo sie sich mit anderen als Bettgeherin eingemietet hatte. Sie packte ihren kleinen Besitz zusammen. Als sie vor die Tür trat, war die Dämmerung eingebrochen. Der Polier wartete. Er gesellte sich zu ihr, gab ihr allerlei gute Worte, ja wollte ihr sogar das Bündel abnehmen. Sobald er sich unbeobachtet glaubte, schlang er den Arm um sie; durch eine rasche Bewegung wand sie sich los und reichte ihm eine solche Maulschelle, daß er an die Wand taumelte. Wahrscheinlich fiel sie nur deswegen so kräftig aus, weil Libussa hinter dem Fenster droben den Professor erblickte. Dann packte sie schnell das Bündel, das auf den Boden

gefallen war, und enteilte, ohne nur noch umzuschauen. Der arme Polier klaubte die fünf Sinne zusammen, rieb sich die Wange, bedankte sich jedoch nicht für die Gottesgabe, die ihm so unvermutet zugeflogen war.

Libussa eilte zu ihrer Dienstherrin, die sie schon erwartete, von ihrem Abenteuer schwieg sie. Auch Bumser, der jetzt öfter die Base besuchte, erwähnte nichts davon. Nun tat sie alles, was sie der Frau an den Augen absah, so daß sie bald den Kosenamen „Bussel" erhielt. Unterdes hatte aber auch der Polier ihren neuen Aufenthalt ausgespäht. Unvermutet kam ein Brief an sie. Er bat um Verzeihung für das, was er gewagt, beteuerte seine redlichen Absichten und trug ihr zum Beweise dafür die Ehe an. Er wolle ihrer Dienstfrau die besten Zeugnisse vorlegen, daß er ein rechtschaffener und geschickter Arbeiter sei; er habe sich sogar ein hübsches Sümmchen erspart und könne Weib und Kind erhalten. Die Trafikantin stand neugierig beiseite; Bussel überreichte ihr den Brief. Nachdem sie ihn gelesen, rief sie freudig: „Nun, da wirst du wohl gleich zugreifen, so was kommt nicht alle Tage!"

Das Mädchen schüttelte traurig den Kopf.

Es klopfte, Bumser trat ein. Die Base erzählte ihm alles brühwarm, ließ ihn den Brief lesen und schalt: „Ist das nicht töricht? Das Mädel meint wohl gar, es werde sie der böhmische Herrgott auf Powidln einladen; als ob solche Männer wie die Erdäpfel auf dem Felde wüchsen!"

Er sagte rasch: „Nun, vielleicht findet sich ein anderer."

„Ja, wer denn etwa?"

„Ich!"

Die Base trat mit offenem Munde zurück, Libussa schlug die Schürze vor das Gesicht und begann laut zu heulen. Endlich stotterte sie schluchzend: „Ist nicht schön von Professor vornehmer, armen böhmischen Mädel so foppen."

Er lächelte: „Bist du nicht brav?"

„Ja, das ist sie!" rief die Base, „ich habe viele Dienstboten gehabt, aber noch keinen wie sie. Sie hat ober dem Bette die unbefleckte Empfängnis zwischen dem heiligen Nepomuk und Wenzel aufgehängt."

„Bist du nicht hübsch?"

Sie zog den Schurz ein bißchen herab, blickt ihn schelmisch an und versteckte sich wieder.

„Bist du nicht geschickt und fleißig?"

„In allen Arbeiten," rief die Base, „und kochen kann sie!"

Libussa ließ den Schurz fallen, klatschte in die Hände und hob stolz den Kopf. „Soll sich deutsches Mädel stellen neben mich, keine kann's so!"

„Hahaha! Bussel. Jetzt gibst mir ein Bussel und wir sind handelseins!"

Sie sträubte sich nicht mehr.

Dann setzte er sogleich ein höfliches Schreiben an den Polier auf, worin sie dankend ablehnte.

Er ließ sie noch vom Lehrer ein bißchen hobeln; mit dem Deutschen blieb sie freilich stets auf schiefem Fuße.

Im Fasching war die Hochzeit; sie ließ es sich aber nicht nehmen, den Mittagstisch selbst anzuordnen und die Dalken zu backen.

Der erste und letzte Zank brach am zweiten Tage nach der Hochzeit los. Sie redete den Gemahl noch immer mit „Sie“ an; erst als er ihr drohte, in das Wirtshaus essen zu gehen, gewöhnte sie sich schüchtern an das „Du“.

Sie blieb auch nicht immer armes Mädel böhmisches. Nach zwei Jahren kam ein Vetter, der Bruder ihrer Mutter, der bisher nichts hören ließ, ein langweiliger Raunzer. Sie nahmen ihn freundlich auf und verpflegten ihn etliche Tage; er wollte Wien, wo er das Schuhmachergewerbe erlernt hatte, noch vor seinem Tode sehen. Endlich kehrte er mit tausend Dank nach Przibram zurück. Weil er nichts mehr hören ließ, hatten sie ihn bald vergessen. Da kam unvermutet ein gerichtliches Schreiben, er hatte sie zu Erben eingesetzt. Bumser legte die paar tausend Gulden zu der Summe, die ihm sein Bruder für das väterliche Gut auszahlte, und baute sich zu Hernals ein Häuschen mit einem Garten daneben.

Hier besuchte ich ihn öfters. Unterdes sind auch die Töchter herangewachsen. Treffliche Mädeln, wenn sie auch kein griechisches Profil haben, gesund wie die Rüben. Libussa hat sie ganz nach ihrem Muster aufgezogen: brav, häuslich, bescheiden. Melden sich keine Heiratskandidaten? — Bumser wohnt in Hernals Nr. . . . Doch halt, wenn ich alles genau angebe, geht es am Ende zu wie vor einem Beichtstuhl beim Jubiläum, so daß die heilige Ursula mit den elftausend Jungfrauen nicht genügen würde.

Ja, es sind prächtige Mädeln.

Ha, ha, ha!

So hab' ich auch eine Geschichte in mildem sanftem Blau gemalt; darf ich auch zur Ergänzungsfarbe, zum häßlichen Gelb greifen?

Frau Elsa

Jeremias Tupfer! — Der Sohn eines kleinen Beamten, den man wegen Kränklichkeit mit 200 Gulden Pension kaltgestellt hatte, war er als armes Studentlein nach Innsbruck gekommen; Wohltäter gaben ihm Kosttage, fiel einer aus, so erhielt er an einer Klosterpforte ein Stücklein Brot, bei den Kapuzinern war es allerdings sehr rauh, aber das „G'segn's Gott!" des Pförtners klang so gut gemeint, daß er es an einem Brunnen hinunterwürgte . . . Das Gymnasium wurde durchgefrettet. Er kam an die Universität, man vertraute ihm jüngere Knaben zum Unterricht an; ein Stipendium half nach, so daß seine Zehen nicht mehr neugierig aus den Schuhen guckten und er schon im ersten Winter einen Ueberzieher aus grobem Loden trug! Nach so viel Elend wurde er fast stolz und trank nun hier und da ein Krüglein Bier mit doppeltem Behagen, weil ihn jetzt die Kellnerin mit „Herr!" anredete. Als Praktikant bei der Finanz kämpfte er sich mit Ehren durch; vielleicht weil er als armer Student die Pfennige klieben gelernt hatte, und so war er endlich noch verhältnismäßig jung in einem Amt so weit emporgestiegen, daß ihn vornehmere Kandidaten, die einst hochmütig auf ihn herabsahen, beneiden mußten. Steht so ein

Häuter einmal auf einer gewissen Höhe, interessiert er auch die Frauen, insbesondere die Mütter, wenn auch die Töchter gewöhnlich das Portepee und die Sternchen am Hals jedem goldenen Kragen mit Rosetten vorziehen — bis sie in ein gewisses Alter vorrücken. Jeremias, denn mit diesem unromantischen, aber vordeutenden Namen hatte man ihn einem Oheim zuliebe getauft, tappte auch richtig hinein. Nachdem er soviel Geringschätzung erfahren hatte, tat es ihm gar zu wohl, sich in einem guten Hause mit Auszeichnung behandelt zu sehen und bei der Damenwahl, obschon er eigentlich nur trampelte und nicht tanzte, von dem allerdings nicht mehr jungen Fräulein erkoren zu werden. Wie oft hatte ich ihn gewarnt — vergebens! Zum Dank dafür schnipfte er mir die schönsten Blümchen, an denen ich meinen Schülern Staubfäden und Stempel erklären wollte, aus der Botanisierbüchse, um der Braut ein Sträußchen zu bringen, stolz darauf, wenn sie es an den Busen steckte. Er war etwas schüchtern; als ich ihm den Verdacht äußerte, er habe den ersten Kuß erhalten, ohne darum zu bitten, wurde er rot und knurrte wie ein Dachs. Wahrscheinlich lud er mich deswegen nicht zur Hochzeit; wenn es ihm nicht etwa Elsa verbot, die sich öfters über meine losen Worte beklagte. Das war mir eigentlich recht, weil ich meine, man solle erst dreißig Jahre nach der Trauung ein Fest feiern, denn da sieht man endlich, wie die Sache sich angelassen hat. Das erste Jahr ging der Karren ganz gut; ich besuchte ihn einmal, er hieß mich jedoch nicht einmal niedersitzen und das salzige Gesicht des Weibchens ließ sich nur durch die Spalte einer Tür, die dann barsch zugeschla-

gen wurde, bewundern. Nun, er wollte sein Glück allein genießen, warum nicht? — Sie rekognoszierte klug und weise vorher das Schlachtfeld, wo sie siegen wollte, und so begann im zweiten Jahre das Knarren und das Quietschen. Es galt den Kampf um die Herrschaft und die seinige wäre doch so leicht zu ertragen gewesen, sie machte sich ja kaum bemerkbar! — Wenn er etwas verlangte, wurde ihm bedeutet, er sei unhöflich, er sollte bitten, da versagte er sich denn manches oder besorgte es selbst. Die Dienstboten merken so etwas gleich und folgen dem Beispiel der Frau; sie behandelten ihn gleichgültig, wenn sie ihn nicht gar vernachlässigten. Die paar Groschen, die die Gnädige von den Eltern empfing, reichten für ihre Bedürfnisse bei weitem nicht aus, da kamen allerlei Rechnungen von Putzmacherinnen, Schneidern und Zuckerbäckern; er bezahlte erst schweigend, als es sich wiederholte, machte er einige bescheidene Einwendungen. Sie zog die Nase in die Höhe und antwortete schnippisch: „Meinst du, ich habe dich geheiratet, um ein Haustier zu werden?" Die Schwiegermutter machte ihn gelegentlich auf die Ehre aufmerksam, daß ihm Fräulein Ypsilon die Hand gereicht habe — aus dummer Liebe, denn sonst wäre sie längst Hofrätin. Diese erinnerte sich rechtzeitig an ihr Schnupftuch und tat, als ob sie eine Träne trockne. Jeremias schlich kleinlaut davon; er versäumte den Augenblick, wo er Spitz und Knopf auf Biegen oder Brechen zusammensetzen sollte, weil er sie in seiner arglosen Gutmütigkeit nicht durchschaute. Und dann! Aus leisen Andeutungen konnte er schließen, daß ihm ein Vaterglück blühen werde. Da wußte er kaum noch, was

er tun, welche Rücksichten er nehmen solle, um sie stets heiter zu erhalten. Es war aber nichts; wohl aber nahte der Fasching des dritten Jahres. Wenn er hoffte, sich an der Seite der Gattin abends von der Mühe des Amtes zu erholen, wie täuschte er sich! Freundlich grüßte er beim Eintritt in das Zimmer, sie stand nicht auf, ihm entgegenzugehen, sondern nickte mit dem Kopf; wenn er nun von den Erlebnissen des Tages sprach, erwiderte sie, ohne ihren Roman aus der Hand zu legen: „Das geht mich ja nichts an, das langweilt mich.“ Schon wollte er sich, wie einst als Junggeselle, wieder in das Wirtshaus flüchten, bis ihn endlich die Schwiegermutter aufmerksam machte, er werde doch begreifen, daß er eine junge Frau auf Bälle und in Gesellschaft führen müsse. Wie gern hätte er seine Abende in stiller Häuslichkeit hingebracht, so mußte er als Notnagel in den glänzenden Sälen, bei der rauschenden Musik aushalten bis zum Hahnenschrei und durfte ihr höchstens ein Glas Limonade oder eine Schale Himbeereis oder Vanillecrême bieten, wenn es nicht bereits vor ihm ein galanter Herr getan hatte. Und dann die Kosten. Sie überstiegen bereits seine Einnahme; um sie zu decken, blieb ihm nichts anderes übrig, als Nebenarbeiten. Er hoffte auf die Sommerfrische, in der Einsamkeit des Landlebens werde alles wieder ins Gleichgewicht kommen; seine Gemahlin hatte sich jedoch überreizt und bedurfte zur Beruhigung der gespannten Nerven eines Bades. — Gut! Nun wurde er jedoch allmählich ungemütlich, er begann zu knurren, Hader und Zwietracht zogen ein, und weil er sich trotz seiner Leidenschaftlichkeit nicht zur Gewalt fortreißen

ließ, so setzte sie ihm jeden Tag die bekannten Kifferbsen auf. Nach der Heimkehr wollte er Ordnung schaffen; die gnädige Frau hatte aber unterdes allerlei Bekanntschaften gemacht und dabei weniger auf gute als auf vornehme Ware geschaut. Wenn sich in einem Felsen eine Spalte bildet, so dringen die Wurzeln des Unkrautes ein, wachsen tiefer und tiefer, bis sie ihn endlich zersprengen; zeigt sich zwischen Eheleuten ein Riß, dann wittern es gleich die Schmarotzer, die Ohrenbläser, die das Vertrauen erschleichen und den Bruch unheilbar machen. Da war ein Fräulein Mali, etwas übertragen, mit einem Gesichte aus Juchtenleder; sie hatte sich in manchen hohen Häusern abgerieben und wußte daher Schick und Manier. Sie ward das Orakel: „Du mußt das tun, er muß jenes lassen, besteh' darauf." — So wurde endlich ein jour fix festgestellt, wo Frau Urian obenan thronte und die Huldigungen der Schmeichler empfing, für welche die Delikatessen aus dem Sacke des armen Jeremias bezahlt wurden. Er tat Einsprache, sie blickte ihn verächtlich an, denn er hatte sich bis jetzt alles gefallen lassen, und kehrte ihm stolz den Rücken. Da jubelte denn im hellen Salon die bunte Gesellschaft, er saß finster schmollend im abgelegenen Kämmerlein, bis ihm die Magd einige Brocken zum Nachtessen brachte. Dann sprang er auf, nahm den Hut und warf die Tür zu, daß das Haus zitterte; als er spät, spät heimkehrte, war der Lärm noch toller. — „Die Hundspeitsche!" Er griff zur Türklinke, doch besann er sich, sollte er in seiner Stellung einen öffentlichen Skandal machen? — „Scheiden!" rief er dumpf und warf sich auf das Sofa, wo er heute

übernachtete. Er gehörte zu den Männern, denen man lang, lang alles bieten darf, bis sie endlich gefrieren, aber dann tauen sie auch nicht mehr auf. In der Früh kam er nicht mehr zum Kaffee, seine Frau schickte eine schnippische Botschaft und spöttelte: so möge er im Winkel nüchtern bleiben und dann zur Kommunion gehen! — Als er sie von nun an mit eisiger Kälte tun und machen ließ, was sie wollte, wurde ihr ein bißchen bang, der Leutnant, ein junger Kavalier, der als Hausfreund bisweilen auch Geld zu borgen sich herabließ, scherzte jedoch die üble Laune bald weg und so ging es mit eigensinnigem Trotz im angefahrenen Geleise fort. Jeremias beobachtete mit dem kalten Auge des Hasses, er sah alles, wenn er auch nichts zu sehen schien, bis er endlich die Zeugnisse hatte, die er brauchte, um vor Gericht aufzutreten. Als Jurist gewissenhaft in jeder Beziehung, wollte er sie auch noch dadurch ins Unrecht setzen, daß er ihr Gelegenheit zur Umkehr gab, obschon er zum vornhinein von der Vergeblichkeit jedes Versuches überzeugt war. Er sann hin und her: „Wie, wo, wann?“ — Da bot sich unerwartet eine Gelegenheit. Zu Kufstein war bei der Ablösung der Gilten Streit zwischen den Beteiligten entstanden, nun sollte eine Kommission, wie es das Gesetz in solchen Fällen fordert, darüber entscheiden. Jeremias hatte den Vorsitz zu führen. Er wollte eben den Ueberrock anziehen, den ihm die Magd unwillig ausgebürstet hatte, da polterte seine Frau herein:

„Warum sagst du denn nichts, daß du verreisest?“

„Nun, dir liegt wohl nicht so viel daran, wo ich mich aufhalte?“

„Man könnte wenigstens fragen, ob im Hause etwas nötig sei."

„Was du willst, forderst du ja stets ohne Einleitung."

„Nur das Notwendige! Hier ist eine Rechnung der Nähterin."

„Wozu? In anderen Familien besorgt das die Frau mit den Dienstboten."

„Ich bin keine Magd!"

„Auch gut."

„Wie lange bleibst du aus?"

„Vielleicht vierzehn Tage."

„Da könnte ich indes mit Mali eine kleine Reise machen. Ich bin lang nicht mehr von Innsbruck fortgekommen; die Diäten für die Kommission bringen dir gewiß viel Geld."

„Du bleibst zu Hause!"

„Ahhh!"

Er lächelte spöttisch und das wirkte, daß sie eine Ohnmacht unterließ. Nun trat er vor sie hin; seine Stimme war streng, sein Blick ernst, wie noch nie. „Wir müssen unsere Wirtschaft einschränken, so geht es nicht mehr fort; soll ich dir mit Ziffern nachweisen, daß sich der Aufwand nicht mehr erschwingen läßt?"

„Ziffern? Ich bin kein Rechnungsrat!"

„Das Addieren und Multiplizieren scheinst du allerdings seit der Schule vergessen zu haben, umsomehr muß ich rechnen. Du hast mich an meinem eigenen Herde fast wieder zum Bettelstudenten herabgedrückt, ich bin aber der Herr!"

„Und ich die Frau!"

„Ich, der Herr, verbiete dir von jetzt an den jour fix und die kostbaren Gesellschaften."

„Du bist wohl gar eifersüchtig?"

Er lachte hell auf. „Ich habe wahrlich nie gedacht, dir in dieser Beziehung einen Vorwurf zu machen; du bist ja aus einem vornehmen Hause, wo man auf Ehre hält, und dann hast du dich vor dem Spiegel gewiß längst darauf besonnen, was dir die Pflicht in jedem Falle gebeut."

Sie blickte ihn mit den schwarzen Aeuglein an wie eine Viper und zischte: „Grobian!"

„Es tut mir leid, daß ich so reden muß; aber ich m u ß es, nicht etwa bloß meinetwegen, sondern auch zu deinem Wohle. Vielleicht blüht in keiner Stadt der Klatsch so wie in Innsbruck, hüte dich vor übler Nachrede, wenn du auch schuldlos bist."

„Der biet' ich Trotz," rief sie und richtete sich in stolzer Erhabenheit auf; „ich bleibe, wie ich bin!" Sie ballte die Faust und stampfte mit dem Fuß.

Er seufzte tief. „Dann sind wir fertig!" Als er zur Tür hinausging, stieg etwas wie eine Träne in seinem Aug', ohne über das Lid zu fließen, oder war es eine Perle von Eis?

Bald danach kam die Freundin Mali; in heftiger Erregung erzählte sie dieser den ganzen Auftritt und fragte, was sie meine? Diese klatschte lebhaft in die Hände! „Vortrefflich, daß du fest geblieben bist, jetzt hast du gewonnen für immer!" — Das Duett unterbrach der Leutnant; obwohl die Gnädige abwehrte, erzählte ihm das Fräulein doch sogleich die ganze Szene; als er jedoch den „alten Bären" in Ton, Gang und

Haltung spottend nachäffte, schüttelte Elsa den Kopf, ja sie lehnte sogar die Einladung zu einem Ausflug auf die Lanserköpfe ab, weil sie ein gewisses unheimliches Gefühl nicht ersticken konnte.

Jetzt wird die Geschichte pikant, wie man es von einer modernen Novelle erwarten darf und das bis jetzt Mitgeteilte ist wohl nur die Ouverture? — Die Frauen mögen ruhig weiter lesen, wir haben vom sechsten Gebot, das man als Wahlspruch für den größten Teil der neuen Literatur benützen könnte, nichts zu erzählen. Das wäre im Grund genommen nicht so schwer und sogar unsere Blaustrümpfe kennen schon das Rezept, nach dem man jetzt kochen muß, um Beifall zu erhalten, allein wir bleiben bei der glatten Alltäglichkeit, die ewig alt und ewig neu, aber eben deswegen ewig wahr ist und vielleicht sind wir gar so schlau, eine Karte auf den Realismus zu setzen, der ja gegenwärtig alles übertrumpft, was je dagewesen ist und kommen wird.

Die Gnädige hat schlecht geschlafen, als es morgens an der Tür läutet, öffnete sie selbst, um einen Brief zu empfangen.

Er trägt die Aufschrift von Jeremias, feiner und zierlicher als je; sie erbricht das Siegel und beginnt zu lesen — atemlos bis zum Ende. Kein unfreundliches Wort, kein Vorwurf, nur eine kurze Darstellung ihres bisherigen Verhaltens mit dem Hinweis auf so und so viel unanfechtbare Zeugen. Zum Schluß die trockene Frage: „Ob sie es auf die gerichtliche Scheidungsklage ankommen lasse, obschon sie einsehen müsse, daß das Urteil gegen sie ausfallen werde, dann würde sie

freilich nichts mehr von ihm erhalten. Oder ob es ihr beliebe, noch vor seiner Ankunft die Wohnung zu räumen und Innsbruck zu verlassen — unter was immer für einem Vorwand, das sei ihm gleichgültig, dann setze er ihr jährlich fünfhundert Gulden aus, welche sie wo immer verzehren möge. Auf Erörterungen lasse er sich durchaus nicht ein: Hier gelte nur ein Ja oder Nein! das sie hier auf einer offenen Korrespondenzkarte schreiben möge."

Kaum hatte sich Elsa vom ersten Schrecken erholt, so schickte sie eine Magd zu Mali, um mit ihr zu beraten. Es war nicht mehr weit zum Mittagstisch, sie kam daher schleunig. Schluchzend teilte ihr die Unglückliche alles mit, Mali aber sagte achselzuckend: „Ich habe mir immer gedacht, daß es so enden werde, du hast es zu weit getrieben, warum warst du nicht klüger. Die Sache ist allerdings unangenehm, du erhältst jedoch jährlich fünfhundert Gulden, und wenn du nebenbei fleißig arbeiten willst, kannst du ganz gut leben." — Nach einigen gleichgültigen Worten entfernte sie sich. Auch der Leutnant kam nicht mehr, er mied sogar die Gasse und soll im Wirtshaus gelegentlich mit tugendhafter Entrüstung Jeremias bedauert haben, daß er an ein so böses Weib geraten sei. Er werde jedenfalls einmal eine klügere Wahl treffen.

Kein jour fix mehr; die Gäste schauten, wenn sie vorübergingen, höchstens gleichgültig zum Fenster empor, hinter dem sie so gut gespeist und getrunken hatten.

Die Frau schrieb mit zitternder Hand das „Ja". Ihr Vater konnte als Pensionist einen beliebigen Auf-

enthalt wählen, es wurde gepackt und die ganze Familie reiste nach dem Süden, denn Elsa war plötzlich von einem Brustleiden befallen, das schnelle Hilfe forderte. Daß der wahre Sachverhalt in allen Winkeln bekannt wurde, dafür sorgte schon Mali.

Nach der Rückkehr fand Jeremias alle Schlüssel an den Kästen stecken; auf seinem Bette lag neben dem Trauring eine Visitenkarte: Elsa Tupfer, geb. Strada. Sein Name war durchstrichen, sie bestätigte dadurch die Tatsache der Trennung voll und ohne Rückhalt. Nun zog er auch seinen Ring vom Finger und legte beide sorgfältig in ein zierliches Etui. Am ersten jedes Monats sandte er ihr durch Postanweisung das Geld, jeder Verkehr blieb für immer abgebrochen. Zu ihrer Ehre müssen wir sagen, daß nie eine Klage über ihn aus ihrem Munde kam; sie hatte das Bewußtsein der Schuld und war stolz genug, sie allein und ganz zu tragen. Nach zwei Jahren erhielt er ihren Totenschein, darauf folgte ein Brief des Priesters, der ihr die Sterbesakramente gereicht hatte, sie bat ihn am Tore der Ewigkeit um Vergebung für das Herzeleid, das sie ihm angetan. Eine Träne quoll aus seinem Auge und floß über die Wange nieder, er holte das Etui und steckte beide Ringe an den Finger, wie es Witwer zu tun pflegen; er hatte vergeben, werden die Frauen auch ihm vergeben?

Dann kaufte er abseits von der Stadt auf dem Höttingerried ein Gütchen mit einem kleinen Garten und etlichen Obstbäumen; er lebte dort einsam und zurückgezogen, für seine Bedürfnisse sorgte eine alte, treue Magd. Nur mit Studenten verkehrte er gern,

man sah ihn sogar hier und da mit den jungen Leuten am Wirtshaustische; er erinnerte sich an das Elend, aus dem er sich emporgerungen und stellte manchen wackeren Jungen, der ins Schwanken geriet, wieder auf die Füße, so daß er ihm seine ganze Zukunft verdankte. Als ich zur Ergänzung meiner geologischen Vorträge Ausflüge veranstaltete, schloß er sich bisweilen an; ich erinnere mich gar wohl, wie er auf der Veranda zu Torbole unter den fröhlichen Jünglingen saß und leise mitsang, wenn sie ein Lied von Uhland anstimmten, wie sie zu seiner Zeit beliebt waren. Dann kamen wohl auch die neuen Gesänge von Scheffel, da sagte er endlich: „Das ist ja frisch, schön, trefflich; aber, meine Herren, vergessen Sie ja nicht, daß es auch eine höhere Tonart der Lyrik gibt, als das — Remplem!“ — Er las gern und viel, meist ältere Werke; Walter Scott und Manzoni waren ihm noch immer teuer, auf die neuere Literatur ließ er sich nicht mehr ein: „Diese Schriftsteller im Blechharnisch oder mit mit dem ägyptischen Pschent auf dem Schädel kommen mir vor wie eine Maskerade am Aschermittwoch. Ihre Romane werden nur für den Müßiggang aus dem Müßiggang geschrieben. Gäbe es keine Damen, so würden diese Blasen nicht aus dem Sumpfe steigen. Das Weib, das nach dem alten Spruch der Bibel des Mannes Gehilfin sein soll, hat kaum Zeit für all den gefirnißten Unflat. Ja, die Damen! Vor mir gilt nur das Ideal der echten deutschen Frau; wie gern gedenk' ich der edlen Gräfin Therese Sarnthein oder ihrer Freundin Cornelie!“ — Wenn er ins Moralisieren kam, war er schwer zu hemmen; hätt' er lieber

manches, was er gesehen und erfahren, aufgeschrieben! — Um ihn zu versuchen, brachte ich ihm einmal Diderots Briefe an die Voland. Er gab mir nach einigen Wochen das Buch zurück: „Das ist ein Franzose in der Wolle, hab' mich daran nicht erbaut, aber gewärmt."

Ich stieg wohl hier und da zu seinem Häuschen empor. Er wurde immer betagter, da saß er dann auf der Bank in der Sonne und lüftete, wenn ich eintrat, das schwarze Käppchen, denn sein braunes Haar war weiß und schütter geworden, und ich nahm Platz neben ihm, um ein bißchen zu rasten, zu schwätzen. Wir schauten auf die Stadt, die sich immer mehr ausbreitete, zeigten da und dort auf ein altes Gebäude und redeten von einer Vergangenheit, die weit hinter uns lag: im späten Herbste von einem Frühling, der nie wiederkehren sollte. Zum Abschied schenkte er mir immer eine oder die andere Blume und lud mich ein, bald wieder zu kommen: bis dort werde dieser oder jener Stock neue Blüten erschließen.

Von seinem Unglück sprach er nie, nur einmal deutete er darauf hin. Es war am Allerseelentag. Der volle Glanz des Spätherbstes mit seiner milden Wärme ruhte still und friedlich auf dem Tal; die Stadt umhüllte ein leichter bläulicher Rauch; rechts schimmerten die Mauern des Friedhofes mitten im grünen Felde. Da klangen alle Glocken und verkündeten den Beginn der Prozession. Er atmete tief und sagte dann: „Sie kennen die harmonia praestabilite von Leibniz? Vielleicht gilt sie für die Menschen, so daß sie, wie Klopstock meinte, für einander geschaffen werden. Die Frau, die zu mir gehört, hat entweder

vor meiner Geburt gelebt, oder sie wird erst geboren, wenn ich tot bin. Jawohl; die Ewigkeit jedoch gleicht das alles aus. Warten wir also!"

Der Winter war hart und streng. Im Januar erhielt ich eine Todesanzeige: „Jeremias Tupfer . . .", ich las nicht weiter. Am nächsten Tag stieg ich nach Hötting empor, um seine Leiche zu begleiten. Hinter der Bahre humpelte die alte treue Urschel; eine Träne holte die andere ein, und als die gefrorenen Schollen auf den Sarg niederkollerten, schluchzte sie laut in den Totenchoral: „Er war ein guter, guter Herr!"

Für die sorgfältige Pflege, die sie ihm durch soviele Jahre gewidmet, hatte er ihr den Nutzgenuß des Gütchens vermacht, nach ihrem Tode sollte es verkauft und der Ertrag dem Akademischen Unterstützungsverein zugewendet werden. Zu Hause machte ich in meinem Kalender wieder ein Totenkreuzlein ... das wievielte!

Ich bin zu Ende. Ihr mögt diese Geschichten nennen, wie ihr wollt; es wird sich wohl ein ästhetisches Schubfach finden, wo man sie hinstecken kann, — vielleicht: Sittenbilder, nur soll man mir nicht die Absicht unterschieben, als wollte ich belehren. Das wäre verlorene Liebesmüh, wie ich nur zu oft erfahren. Auf meiner Palette liegen noch manche Farben; soll ich das nächste Mal das moderne Anilinrot wählen? Warten wir!

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt



Letzte Alpenrosen

von

Adolf Pichler

Adolf Pichler

Letzte Alpenrosen

Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band VI

Letzte Alpenrosen

München und Leipzig
bei Georg Müller

Adolf Pichler

Letzte Alpenrosen

Erzählungen aus den Tiroler Bergen

Vierte vermehrte Auflage

München und Leipzig
bei Georg Müller

Inhalt

Dem deutschen Dichter

Ferdinand von Saar

Innsbruck, Mai 1900

Adolf Pichler

Der Galgenpater

Der Galgenpater! Man braucht das Wort nur auszusprechen, und jeder Innsbrucker denkt an einen langen, magern Kapuziner mit dem stillen Wunsch, er möge in Frieden ruhen. Noch sehe ich ihn, wie er durch die Gassen der Stadt wandert und nach allen Seiten freundlich grüßt. Manchmal fliegt ein trüber Schatten über sein Gesicht, er bleibt an einem einsamen Orte plötzlich stehen, faßt den breiten Zottelbart, der früher ganz schwarz, von dichten grauen Strähnen durchwirkt ist, und klopft mit dem geschälten Buchenast, welcher ihm als Stock dient, nachdenklich auf den Boden. Ein tiefer Seufzer entringt sich seiner Brust, er schaut erschrocken in die Höhe und eilt rasch weiter. Nach etlichen Schritten holt er gewöhnlich die Dose von Buchsholz aus der Brustfalte seiner braunen Kutte, nimmt eine gewaltige Prise, niest so laut, daß die alten Weiblein auf hundert Schritt „Helf Gott!" rufen, und blickt wieder mild und ernst wie immer. Das Volk betrachtet ihn mit scheuer Ehrfurcht, eine Bäuerin huscht hinzu, ergreift nach einem demütigen Knix seine Hand mehr, als daß er sie freiwillig gäbe, drückt einen brünstigen Kuß darauf und trippelt, fast selig ob dem

gelungenen Attentat, davon. Ein Schwarm Buben, der lärmend den Kreisel auf das Eis schwingt, läßt diesen schnurren und surren und starrt, die Pelzkappe verlegen zwischen den Fingern, dem Mönch nach, der ihnen lächelnd zuruft: „Schlingel, seid brav!" und dann hinter der Ecke der Klosterkaserne verschwindet. Ich hab' ihm manchmal auch gebeichtet, dem guten Theodori, all meine Raufereien und Knabenstreiche, und er hat mir nie einen Fasttag aufgelegt, sondern stets nur ein Vaterunser oder einen Rosenkranz als Buße, — vergelt's ihm Gott!

Ein andermal begegnen wir ihm vor einem Dorfe, die Kutte ganz bestäubt, von der Stirne perlt Schweiß, über den gebeugten Rücken hängt ein Quersack mit einem Längsschlitz, durch welchen man Selchfleisch, Speck, Würste, getrocknete Birnschnitze und dergleichen Eßwaren erblicken kann. Hintennach schleicht ein Laienbruder und trägt behutsam ein Körbchen, wo zwischen Heu Eier und Butterstrützeln gebettet sind. Sie kommen an ein großes Bauernhaus und klopfen an die Türe.

„Wer draußen?" schallt es durch das Fenster.

„Gelobt sei Jesus Christus!" antwortet der Pater, „Kapuziner."

Es wird das unwillige Gesicht einer Bäuerin sichtbar; wie sie den Mönch erblickt, ist sie plötzlich ganz verwandelt: „Jesus! 's Galgenpaterl!" schreit sie und läuft, ohne das Fenster wieder zu schließen, an die Türe. Er tritt schmunzelnd ein und legt den Sack auf den Boden.

„Täten Euch halt auch um etwas bitten!“ wiederholt er.

„Mein Gott, ja!“ erwidert die Bäuerin. „He, Jagg,“ ruft sie laut, „steig' von der Ofenbank und richt' etwas zusammen.“

Mittlerweile hat die Bäuerin ein reinliches Tischtuch ausgebreitet; auf einem Zinnteller stehen zwei Stamperln Schnaps, der den feinsten Wacholderduft verbreitet.

„Greift zu!“ spricht sie einladend und legt große Nudeln und Eierbrot dazu.

Die Mönche lassen sich nicht lange nötigen.

Da klopft es an der Türe, schüchtern öffnet ein Handwerksbursch und bettelt um ein Kreuzerlein oder ein Stückchen Brot.

Schon zieht die Bäuerin die Lade heraus, da legt ihr der Pater sanft die Hand auf die Achsel und sagt: „Laßt den Armen mithalten, unser Herr ist auch wie ein Handwerksbursch herumgewandert in Regen und Sonnenhitze.“

Die Alte schenkt gehorsam dem Burschen ein Gläschen voll und reicht ihm feines Brot.

Sie reden von allerlei, der Bauer erzählt, was sich während des Frühlings und Sommers im Dorfe ereignet, der Pater gibt Stadtgeschichten zum besten, ernste und lustige, daß alle laut lachen. So ein Kapuziner ersetzte früher das Tageblättlein; nachher las man auf den Dörfern die Zeitung und fragte, wie der Bonapartl geschlafen habe, freilich nicht in der Absicht, ihm einen guten Morgen zu wünschen, sondern ob ihn

bei Nacht nicht der Teufel geholt und stückweise zerrissen.

Da zupft die Bäuerin den Mann und flüstert: „Du, vergiß nicht!“

„Richtig, ja,“ erwidert dieser und wendet sich an den Pater: „Die Kuh ist krank, wie wär's, wenn Ihr sie segnen tätet? Mein Weib meint, sie sei verhext.“

„Verhext?“ murmelt der Pater und schüttelt den Kopf.

„Freilich, ganz gewiß,“ beteuert die Alte, „und wir wissen auch, wer es getan hat.“

„So, so!“ entgegnet der Pater und ein Zug leiser Ironie spielt um seine Lippen. „Doch ich will in dem Stall nachschauen, vielleicht bist du wirklich selbst die Hexe.“

Wär's nicht der Galgenpater gewesen, sie hätte ihm die Nägel ins Gesicht gehackt.

Schweigend erhob er sich und ging zur Türe. Nachdem sich der Handwerksbursch dankend verabschiedet, folgten ihm Bauer und Bäuerin. Der Pater untersuchte mit Kennerblicken die Kuh, betastete sie am Bauche und musterte, als sie schmerzlich zuckte, das Heu, welches unberührt in der Krippe lag. Er zog ein trockenes, breitblätteriges Kraut heraus, dann noch eins, endlich hatte er einen ganzen Büschel zusammengelesen.

„Siehst du,“ sagte er zum Bauern, „das ist's, davon hat die Kuh erwischt und mag nun nicht mehr fressen. Aber so seid ihr! Schon im Frühling hab'

ich dir gesagt, du sollst dieses Gewächs auf deinen Wiesen ausrotten, getan hast du es aber nicht!"

„Ja, freilich nicht," erwiderte der Bauer kleinlaut, „aber heuer soll es gewiß geschehen!"

Nun kehrten sie wieder in die Stube zurück.

Die Uhr fing an zu knurren und zu schnurren, es schlug vier Uhr. Der Galgenpater winkte dem Bruder, dieser nahm das Körbchen, er griff nach dem Sacke. Der Bauer nahm eine große Flasche Schnaps aus dem Fenster und bot sie ihm an.

„Nehmt sie mit, Ihr müßt oft des Nachts auf, da wärmt so ein Tropfen den Magen ein."

„Das ist zu viel!" sagte der Pater, indem er mit dem Rücken der Hand die Flasche auf den Tisch zurückschob, „ich will's nicht leugnen, hier und da schlürf' ich gern ein Gläschen, aber eine solche Flasche! Da hätt' ich zwei Jahre, und das ganze Kloster tät' von Branntwein stinken. Zu Innsbruck gibt's böse Mäuler!"

Der Bruder sah ihn an.

„Nun, ja, ich versteh' dich, Barnabas," fuhr er fort, „wir könnten sie, nachdem ich mir ein Fläschchen abgezogen, dem Kloster bringen; ist immer gut, wenn man etwas im Haus hat. Erlaubt Ihr das, Bauer?"

„Freilich, freilich, tut wie Ihr wollt!" entgegnete dieser und schob die Flasche sorgfältig in den Korb.

Der Pater ergriff nun den Stock und sprach, sich demütig vor der Bäuerin verneigend: „Vergelt' Euch Gott, was Ihr dem Klösterlein und mir tut. Vergelt' Euch's Gott und — nichts für ungut!"

Er griff noch in das Weihbrunnkrüglein, das an

der Türe hing, besprengte die Stirn und die Schwelle, über die er hinaustrat.

Die beiden Klosterbrüder gingen vorwärts. Schon hatten sie ein Stück Weges zurückgelegt, als hinter ihnen eine Stimme rief: „Galgenpaterl, Galgenpaterl, ich geb' Euch schon auch etwas!"

Vor der Türe einer ärmlichen Hütte stand ein Weib, zwar reinlich, aber dürftig gekleidet, an ihrer Schürze hing ein rotbäckiger Knabe; fast ängstlich hielt er eine irdene Schüssel, in der etliche Eier lagen, vor sich hin.

Der Pater kehrte um. „Ihr wollt mir auch was geben," sagte er freundlich, „und seid selber arm? Gott sieht auch die Spende der Witwe gnädig an, es wär' daher unrecht, wollte ich Euch zurückweisen. So nehm' ich denn ein Ei für das Kloster, die andern backt Ihr für Eure Kinderlein in Schmalz."

Er nahm sein Brevier, das rückwärts in der Kapuze steckte, blätterte darin und schenkte dann dem Büblein ein Bildchen.

Nun legte er das Ei in den Korb. Wie sie so auf der Straße vorwärts schritten, ziemlich müde und schwerfällig, rasselte ein Wagen hinter ihnen her. Sie traten in den Graben, um ihn vorbei zu lassen. Er hielt jedoch an, ein breites Gesicht mit einem feisten Doppelkinn lugte heraus; es war der Postmeister von Volders.

„He, Galgenpaterl," rief er, „wollt ihr nicht aufsitzen? Haben alle drei Platz!"

Die Mönche nahmen die Einladung dankbar an, rasch flogen sie mit den zwei Schimmeln vorwärts bis

zum nächsten Dorfe, wo sie wieder ausstiegen, um das Geschäft des Bettelns neuerdings zu beginnen.

„Auf dem Rückweg trinkt ihr bei mir ein Seitl," rief der Postmeister noch aus dem Wagenschlag gebeugt, dann schwang er die Peitsche und die Rosse zogen frisch an. —

Wir haben nun das Galgenpaterl im Verkehr mit Menschen beobachtet; man munkelte aber auch von seinem Umgange mit Geistern, nicht bloß mit guten, nein, mit bösen sogar; soll er doch, wie Sankt Anton in der Wüste, selbst einmal mit dem Teufel handgemein worden sein!

Der hing aber die Ohren, zog den Schwanz zwischen die Beine und trollte sich, einen scheußlichen Brodem von Pech und Schwefel zurücklassend, eiligst davon. Daher wurde das Galgenpaterl überall hingerufen, wo es spukte, und er vertrieb stets den Leuten die Gespenster, wenn auch nicht aus der Stube, so doch aus dem Kopf.

Eine Geschichte machte viel Aufsehen; ich will sie erzählen, wie ich sie gehört, bemerke jedoch, daß bereits der Pater die Innsbrucker als böse Zungen bezeichnete, und kann daher nicht gutstehen, ob sich die Sache genau so zugetragen habe. In der Nähe von Volders liegt auf einer Anhöhe ein schöner Edelsitz, der nach dem Aussterben der uralten Familie, die davon ihren Namen und Adel entlehnt, in die Hände eines Emporkömmlings geriet. Die Geister des alten Hauses, empört über die Schmach, daß nun ein ehemaliger Kellnerbursche dort walten sollte, wo sie mit zierlicher

Grazie ihre Damen zum Menuett geführt, ließen ihm keine Ruhe, schlief er, zupften sie ihn an der Nase, setzte er einen Humpen an den Mund, wie sie vordem in der Runde kreisten, erhielt er unvermutet einen Stoß, daß der Rand des Gefäßes in Scherben brach; wollte er beten, so störten ihn schauervolle Töne, zwar nicht von den Posaunen des Weltgerichtes, aber auch keineswegs von sanften Engelharfen.

Was sollte er tun? Er pochte zwar auf seine Freigeisterei, allein vor Gespenstern hielt diese nicht Stich, da dachte er: Nichts Gewisses weiß man nicht! und schlich eines Abends zum Galgenpater. Der hörte lächelnd seine Not und meinte schließlich, wenn es nichts weiter sei, wolle er mit dem höllischen Gesindel schon ausfahren. Der Gequälte versprach für diesen Fall dem Kloster ein Stückfaß Bier, das beste, welches im Keller läge.

Beim Dunkeln kam der Galgenpater richtig angewackelt. Er trug ein großes, schwarzes Buch mit rotem Schnitte unter dem Arme, die messingenen Spangen einer Brille guckten zwischen den Blättern hervor; aus der Kutte nahm er einen gelben Wachsstock, ein Fläschchen Weihwasser und die Stola.

Sie setzten sich im Saal, wo es gewöhnlich am tollsten zuging, an einen Tisch, und der Galgenpater schlürpfte wohlgemut den köstlichen Wein von Terlan, aß hier und da ein Schnittchen Schinken und schnupfte bei jedem Stundenschlag, wenn sein Wirt bebend zusammenfuhr, eine Prise, so viel er nur zwischen Daumen und Zeigefinger fassen konnte.

Elf Uhr! —

Er stand auf, trat in die Mitte des Saales, zog einen Kreis mit dem Finger und stellte sich und den Gesellen mitten hinein. „Wenn der Geist kommt,“ sagte er zu ihm, „so ahmen Sie alles genau nach, was ich spreche oder tue!“

Dreiviertel auf zwölf!

Die Blechfahnen knarrten im Winde, der Schloßherr zitterte wie sie. Ruhig setzte der Pater die Brille auf und öffnete das Buch. „Ein Schluck Wein,“ meinte er, „tät' vorher nicht übel; dort steht das Glas halb voll auf dem Tische, seien Sie so gefällig und holen Sie mir es.“

Jener blickte ihn entsetzt an und stotterte: „Holt mich nicht der Teufel?“

„Wenn Sie ihm nicht selbst in den Rachen laufen, gewiß nicht,“ sagte der Kapuziner, sarkastisch lächelnd.

Jener machte einen Satz an den Tisch, wie selbst nicht in seinen Jünglingstagen, reichte ihm das Glas und stellte es dann, um es nicht zurückzutragen, außerhalb des Kreises.

Der Pater murmelte allerlei Sprüche; es beginnt zwölf Uhr zu schlagen — eins — zwei — drei! Der Schloßherr zitterte wie Espenlaub — vier — fünf — sechs! — Das Getäfel an der Wand knarrt, unheimliches Pfeifen und Zischen — er knickt in sich selbst zusammen — sieben — acht — neun!

Blaue Flämmchen zucken durch den Saal, seine Haare richten sich auf wie die Borsten eines Igels — zehn — elf — zwölf! —

Donnergepolter! — Er klammert sich verzweifelnd an die Kutte des Paters — aus der Wand springt ein Herr in prächtigem Rokoko, die Perücke auf dem Kopf, das Antlitz so bleich, wie der Puder in den Locken; er nähert sich seltsam hüstelnd, er tritt auf das Glas, daß es zersplittert, ein Fluch halblaut aus seinem Munde — und nun steht er vor dem Kreise. Fest faßt er den Mönch ins Auge: „Was willst du von mir, du heiliger Mann?"

Dieser bekreuzte sich und sprach demütig: „Noch bin ich es nicht, aber mit Gottes Hilfe kann ich es werden!"

„Und was willst denn du von mir, du dummer Ochs?" wendete sich das Gespenst an den Schloßherrn. Dieser stotterte: „Noch bin ich es nicht, aber mit Gottes Hilfe kann ich es werden!"

Das Gespenst brach in ein schallendes Gelächter aus und verschwand. Der Pater mußte ebenfalls lachen, daß ihm der Strick, der die Kutte um den Leib zusammenhielt, platzte; endlich erholte er sich und sagte, kaum der Stimme mächtig: „Jetzt ist es schon gut, hier erscheint nie mehr ein Geist!"

Tags darauf stand das Bierfaß vor dem Kloster.

So jene Innsbrucker, denen die Freigeisterei noch nicht allen Glauben an die vier letzten Dinge zerstörte; andere behaupten , seitdem der neue Besitzer auf dem Schlosse walte, sei überhaupt nie mehr ein Geist dort zu spüren gewesen.

Vielleicht sagt mancher Leser: „Sie haben uns den Galgenpater gezeigt, wie er leibt und lebt, wie er ißt und trinkt, wie er schnupft und betet, und nicht bloß

das, sondern auch noch mitgeteilt, was andere von ihm lügen oder — dichten, dabei vergessen Sie aber zu erzählen, woher er jenen abscheulichen Namen bekommen, den ihm sein Vater doch gewiß nicht bei der Taufe beigelegt?"

Ich besuchte noch eine untere Klasse des Gymnasiums zu Innsbruck, als sich die Nachricht verbreitete, im Kräuterturme, dem Stadtgefängnis am Inn, sei ein Mörder eingebracht und werde demnächst zum Tode geführt. Nachmittags einmal, als die Schule geschlossen wurde, winkte der Professor mit der Hand, wir sollten noch bleiben. Ich hatte schon die Klinke gefaßt, ließ sie aber sogleich fahren, denn seine Züge waren so feierlich, daß wir, ich weiß nicht welcher Offenbarung entgegensahen. Sollte einer von uns, weil er die Predigt geschwänzt, in Arrest kommen? War ruchbar geworden, daß einer statt des Gebetbuches bei der Messe deutsche Klassiker las? — Mir klopfte das Herz. Er begann: „Morgen um neun Uhr wird ein armer Sünder zum Tode geführt; man läßt euch frei, damit ihr sehet, wohin es führt, wenn einen Menschen die Gnade Gottes verläßt und er das sechste und siebente Gebot bricht. Hat er überstanden, so betet auch ihr für seine Seele, sie wird dann für euch bitten, daß euch unser Herr bewahre. So, jetzt geht ordentlich heim; erfahre ich, daß einer von euch morgen rüpelt, laß ich ihn über Mittag ins Loch stecken."

Wir brausten fort, lärmend und schreiend, als wären wir zum ergötzlichsten Schauspiel geladen. Noch spät schlich ich um das Gefängnis und guckte nach

den vergitterten Fenstern; ich sah nichts, nur unheimliches Kettenklirren tönte durch die Nacht. Zu Hause lud mich die Quartierfrau ein, für den Verurteilten mit ihr zu Ehren der sieben Schmerzen Mariä sieben Vaterunser und den englischen Gruß zu beten.

Der nächste Morgen prachtvoll. Auf allen Wegen strömte das Volk zusammen, plaudernd, scherzend, lachend drängte es sich um die Bude, wo Würste, Brot und Obst verkauft wurden. Was ist ein Mensch! — Jetzt lag die Mutter des Verurteilten in der Kammer und rang die Hände vor jener Heiligen, die ihren Sohn am Kreuze hängen sah, die Menge ging am Hause vorüber, höhnend wies hier und da ein Finger zum Fenster empor, vielleicht spitzten schon die Nachbarinnen die Zungen, um hier eine alte Beleidigung abzutragen . . . was ist ein Mensch! . . .

Das waren ungefähr die Gedanken, die ich nicht abzuweisen vermochte, doch ließ ich mich vom Gedräng gegen die Innbrücke schieben, wo der unglückliche Zug vorüber mußte. Es schlug neun Uhr; in drei Absätzen klang die Totenglocke vom Turme der Stadt, die Männer zogen die Hüte ab, alles schwieg, nur das leise Murmeln des Gebetes drang zum reinen Himmel empor. „Dort! dort! dort!“ hieß es plötzlich. Ich schaute. Bajonette blitzten über den Köpfen der Menge, zwei schwarze Pferde zogen langsam einen Leiterwagen daher; entsetzt wandte ich mich ab, erhob jedoch, als die Räder vor mir auf dem Pflaster rasselten, neugierig wieder den Blick.

Auf einem Querbrette saß der Galgenpater, er hatte

den rechten Arm um einen jungen Mann von etwa vierundzwanzig Jahren geschlungen, mit der Linken hielt er ihm das Kruzifix vor. Der Verbrecher war totenbleich, seine bläulichen Lippen zuckten krankhaft, starr und ohne Blick lag sein Auge auf der Menge, durch die ein leises Flüstern lief. Hinter dem Wagen schloß sich die Gasse; das Volk strömte nach, wie die Wogen eines Flusses, der den Damm durchbrochen.

Mir war, wie man bei uns sagt, sehr herzleidig, ich ließ den Schwall vorüber und folgte von fern zum Prügelbau, einer Fläche hinter der Kaserne am Inn, wo das Militär exerziert und die Verbrecher zum Tode gebracht werden. An der Seite derselben erhob sich eine Allee alter Kastanien, alle Zweigen hingen voll von Zuschauern. Als ich an Ort und Stelle gelangt, tönte bereits wieder vom Turm ein Glockenzeichen; der Unglückliche hatte ausgelitten. Mitten auf dem Platz stand ein Gerüst, darüber ragte ein Pfahl; am Nagel, der oben eingeschlagen war, hing der Verbrecher, Arme und Füße mit Stricken gebunden, den Kopf, um welchen wirr das lange Haar flatterte, zur Seite gedrückt. Neben ihm stand der Galgenpater. Er predigte. Die Augen funkelten im blassen Gesicht, er hatte den Arm erhoben und deutete auf die Leiche, seine Stimme rollte wie Donner über die Köpfe der Versammelten. „So mancher von euch denkt sich: dem gegenüber bin ich doch noch gut, denn er hängt am Galgen! Ja, er hängt am Galgen, die menschliche Gerechtigkeit hat ihn gerichtet, doch die menschliche Gerechtigkeit ist eine Gerechtigkeit von Menschen, armen,

blöden, blinden Geschöpfen! Dort droben aber ist ein anderer Richter, sein Auge dringt in die geheimsten Falten, er richtet nach dem Willen und nicht nach der Tat, und vielleicht steht mancher hier, der zum Himmel zu schauen wagt und dabei schlechter, niederträchtiger und verworfener ist, als der am Galgen da! Pharisäer! Du trägst den Galgen im Gewissen, deine Seele hängt vor Gott am Galgen; du Wucherer, dem die Träne der Armut Gold zollt; du Verführer, der jahraus, jahrein die Unschuld seinen Lüsten geopfert und sich dabei noch rühmt, denn du bist ja so vornehm, daß die menschliche Gerechtigkeit keinen Finger gegen dich erhebt; du Dirne, die du für einen Tag, gleich der Fliege, die im Sonnenschein glänzet, die Ewigkeit hingibst, und, um dem Leib zu frönen, den Selbstmord an der ewigen Seele nicht scheuest; du Verleumder, der frech die Ehre tötet, die den Menschen mehr ist, als das Leben! Wagt ihr den Stein aufzuheben? — —

„Und auch, wer sich weniger schuldig fühlt, denn vor Gott sind wir alle Sünder, soll verstummen; in jeder Brust schläft das Verbrechen, wie der Funke unter der Asche, der Satan bläst hinein, die Flamme anzufachen; wachet, betet, damit der Engel bei euch bleibe und schützend seine Schwingen über euch breite! Ja, du bist es, ewiger Richter, du schaust nieder auf uns alle, ich werfe mich vor dir auf die Knie, ich hebe meine schwachen Arme zu dir: sei ihm gnädig, sei uns gnädig!"

Erschöpft brach er zusammen, schlug die Hände vor

das Gesicht und verharrte, während sich die Menge erschüttert zerstreute, in stummem Gebet.

Beim Heimweg hörte ich ein altes Mütterchen sagen: „Das ist der Fünfte, dem er die Seele aussegnet; ich wollt', ich hätt' so viel Fürbitter im Himmel als er!"

Die Erinnerung an diese traurigen Szenen war im Lauf der Jahre längst schon verblaßt, als sie ein Zufall wieder auffrischte. Der vorige Spätherbst war so wunderschön, daß ich mich noch zu Allerheiligen entschloß, die Volderer Schlucht zu besuchen. Der anmutige Weg leitet ober Hall auf das Mittelgebirge, bald durch Föhrenwälder, aus deren grünem Dunkel eine Lärche wie eine goldene Pyramide leuchtete, bald an Einzelhöfen vorüber, wo die Menschen wie Bienen im Korbe dem Winter entgegenharrten, der sie einschneien sollte. Ich hatte den Rand der Hochebene erreicht und blieb, obwohl das Schauspiel, das sich zeigte, mir keineswegs ganz neu war, überrascht stehen. Ueber dem finstern Waldsaum der Berglehne starrte der Grat des Gebirges blendend weiß gen Himmel, man konnte jede Zacke, jede Falte unterscheiden, deren violette Schatten ein prächtiges Halbdunkel zeigten.

Vor mir breitete sich eine lange Fläche aus, darauf wechselten Wiesen, das satte Grün mit zahlreichen Zeitlosen untermengt und Aecker voll gelber Stoppeln, um welche Spinnen das Mariengarn gewoben; hier und da war eine Strecke umgebrochen, durch die Zeilen

der Furchen lief die geschäftige Bachstelze auf und nieder. Zwischen den roten Kirschbäumen schimmerten weiße Bauernhäuser, eine Taube flog hindurch, andere folgten ihr in lustigen Wirbeln, und über alles tönte hell die Kirchenglocke, als böte sie dem Wanderer ein freundliches Grüß Gott!

Siehst du dort das Haus? Es genügt zu sagen, daß es die Heimat des kühnsten Tiroler Helden, daß es die Heimat Speckbachers war. In den friedlichen Weilern, die so traulich zwischen den Bäumen versteckt sind, wohnten seine Kampfgefährten, feste, trotzige Männer, weniger fertig im Wort, als zur Tat. Und die Mädchen? . . .

Ich ging schräg gegen den Abhang des Berges vorwärts und erreichte eine Runse, welche tief eingeschnitten in die Hochebene gegen Hall führt und wohl auch als Weg benützt wird, weil sie am schnellsten talab führt. Der Pfad ist feucht und schlüpfrig, beiderseits drängen sich die üppigen Blätter des Huflattichs heran, betäubender Geruch der Sumpfminze steigt empor, das Bächlein glitzert zwischen Farrnkraut und fetten Stauden der Tollkirsche, welche auf dem sparrigen Gezweig die schwarzen, gleißenden Giftbeeren emporreckt. Hohe Erlen und finstere Tannen, halb von Moos und Flechten verhüllt, hemmen jede Aussicht, kaum blickt das blaue Auge des Himmels auf die unheimliche Stätte. Bei jedem Schritt, der zufällig das Gebüsch streift, flattert ein Schwarm Nachtfalter empor, auf dem breiten Moospolster kriecht der schleimige Salamander und glotzt überrascht den unwill-

kommenen Störer an. Und doch sollten hier, hätten die alten Legenden recht, Lilien die reinen Kelche emporhalten, denn wo die halbvermoderte Säule mit der fast unleserlichen Schrift steht, erlitt ein Mädchen den Märtyrertod von der Hand eines Mörders, — wir haben ihn bereits zum Galgen begleitet. Das Mädchen war die Nichte Speckbachers. Ueberrascht stand ich vor der Säule, die mich so unvermutet in die Tage meiner Jugend zurückversetzte; waren es doch keine freundlichen Bilder, die sie erweckte. Ich hatte den Schritt eines Bauern ganz überhört, der nun zu mir trat und sagte: „Ich wollt die Inschrift herausstideln? Geht schwer. Wir haben dem alten Spöck so lange zugeredet, bis er endlich versprach, hier ein ordentliches Denkzeichen zu errichten mit einem Gemälde daran, welches alles genau darstellt. Vielleicht baut man hier noch eine Kapelle. Es wär' recht schön, wenn wir im Dorf zum Anderl, den der Papst heilig gesprochen, noch eine Heilige kriegen möchten."

Wir waren langsam am Rand der Schlucht emporgestiegen; als wir den Stiegel am Zaun, der sie einsäumte, übersprungen, öffnete sich die Aussicht ins Freie, etwa hundert Schritt vor uns zeigte sich die breite Front eines großen Bauernhofes zwischen weit ausgedehnten Feldern. Die schrägen Dachleisten liefen in geschnitzte Gemsköpfe aus und kreuzten sich am First, den tief zurückweichenden, dreieckigen Giebel schmückten zerschossene Scheiben mit allerlei Sprüchen und Zeichnungen; darunter nahm ein Söller die ganze Breite

ein, auf dem Geländer standen Blumen in weiß und grün glasierten Töpfen.

„Schau," sprach mein Begleiter, „seit der junge Spöck geheiratet, sieht es hier wieder anders aus, fast so schön, als wie Agnes noch lebte. Der Alte wurde nach dem schrecklichen Unglück, das ihn betroffen, leutscheu und ließ alles verwerden; die Schwiegertochter, scheint es, hält besser zum Zeug."

Unter der Türe wurde ein Greis sichtbar, seine Züge mahnten an das Porträt Speckbachers, wie es im Museum zu Innsbruck zu sehen ist, alles eckig, scharf, fast schneidig, wie die Kanten eines Kristalls.

„Das ist der Alte; auch den hat das junge Weib ein bißchen zusammengeputzt, sogar rasiert haben sie ihn, sonst ging er fast ein bißchen fackisch daher. Wer mag noch eine Lust haben an sich selbst, wenn man einem die liebste Tochter abgeschlagen in das Haus schleppt! Hab' ihn lang nicht mehr gesehen, er ist grau geworden, ich bin es halt auch, aber ich weiß doch noch alles, als ob es heut' wär'; da haben selbst die wildesten Burschen geweint, daß eine Zähre der anderen nachlief."

Nun erzählte er mir umständlich, wie sich alles zugetragen; manches erinnerte mich an bereits Gehörtes, insbesondere an ein Heldengedicht, das der Pfarrer von Sankt Nikolaus über dieses schreckliche Ereignis in noch schrecklicheren Hexametern verfaßt, denen ich die lahmen und steifen Füße einrichten sollte. Er tat sich sehr viel auf die Schilderung des Höllendrachen zugut, der aus Freude, weil Cosmo den Entschluß

des Mordes faßte, mit dem Stachelschwanz im Feuer so herumschlug, daß Funken und Asche aus dem Kamin der Unterwelt stoben.

Ich wurde die Geschichte auf dem ganzen Wege nicht los, überall trat mir die fromme Agnes entgegen; hier bei dieser Kapelle hatte sie vielleicht gebetet, dort im Schatten der Buchen gerastet, an jenem Abhang Erdbeeren gepflückt, auf der Höhe Alpenrosen geholt, um sie für einen Heiligen zum Kranz zu winden.

Sie war, sagte ein alter Herr, welcher sie gekannt, Speckbacher ins Weibliche und Blonde übersetzt, das Schroffe und Eckige sanft gemildert, eine schmale Stirn, um welche sich die Flechten wie ein goldener Heiligenschein schlangen, große blaue Augen unter fein gewölbten Brauen, eine gebogene Nase, Wangen und Kinn rosig angehaucht, die Unterlippe etwas vorschwellend. Ich hab' sie manchmal gesehen, wenn sie, in der rechten Hand das blecherne Milchgefäß, auf dem Kopf einen geflochtenen Korb, den sie mit dem leicht gebogenen linken Arm hielt, im schönsten Gleichgewichte auf dem steinigen Pfad niederstieg! Von einer Liebschaft hab' ich nie was erfragt. Doch konnte sie auch lachen und von Herzen lustig sein; hell klang ihr Jodler auf der Alm, und beim Tanz mochte sich der flinkste Bursch ebenso zusammennehmen, wie bei der Arbeit, wenn er es ihr gleichtun wollte. Es war aber der rechte noch nicht gekommen — er sollte auch nicht kommen.

Cosmo war als Sieder im Pfannhaus zu Hall an-

gestellt. Die braune Gesichtsfarbe, das schwarze Auge und die dunklen, geringelten Locken deuteten auf seine welsche Abstammung. Sein Vater hatte um Tagelohn beim Baue der neuen Straße über den Berg Isel gearbeitet; nachdem er, von einem abrollenden Stein getroffen, verschieden war, nahm ein Bauer den damals zwölfjährigen Burschen zu sich. Er ließ sich aber bei der Feldarbeit nicht sehr gut an, man brachte ihn daher durch die Fürbitte eines Beamten bei der Saline unter, wo er eine Beschäftigung fand, die ihm besser entsprach. Er war im Grunde ein braver Kerl, arbeitsam von früh bis spät, besonders dann, wenn einige Kreuzer Zulage in Aussicht waren, denn er sparte sich den Pfennig vom Munde ab, um ihn zu hinterlegen, bis aus viel Pfennigen ein Goldstück wurde, das er sorgfältig verbarg. Nur eine Leidenschaft bereitete ihm hier und da Ungelegenheit: eine nicht zu bändigende Sinnlichkeit hetzte ihn an jedes weibliche Wesen, das ihm begegnete. Er mußte deswegen zum Schaden viel bitteren Spott leiden; Kaplan Ruf teilte mir noch ein Schnadahüpfl mit, das ihn, wenn seine Kameraden nur den ersten Vers sangen, zur Wut reizte:

An' Schurz tragt die Goaß,
Und 'n Kosmus wird hoaß,
Das Salz laßt er liegen
Und ist der Goaß nachi g'stiegen!

Uebrigens war mit ihm nicht gut spaßen; wer es tun wollte, suchte einen sicheren Platz, seit er einem

Kameraden, der ihn erzürnt, die heiße Salzjauche über den Kopf geschüttet, daß er fast erblindete.

Cosmo hatte Agnes bereits öfters gesehen, wie sie durch das Münzertor, welches neben dem Sudhaus den Eingang in die ehrwürdige Stadt gewährt, allerlei Erzeugnisse des väterlichen Gutes zu Markte trug. Ihre Schönheit lockte ihn, er grüßte sie höflich; sie erwiderte, obwohl er ihr völlig fremd war; das nächstemal, als sich eine günstige Gelegenheit bot, wagte er einige Worte. Da sie ihm freundlich Bescheid gab, glaubte er sein Ziel gewonnen und rückte heraus; sie schnalzte ihn jedoch frischweg ab. Das war ihm auch sonst schon geschehen, er hätte es daher mit stillem Aerger verschluckt; dieses Mal hatten ihn jedoch seine Kameraden beobachtet und lachten ihn weidlich aus.

Er wollte schon losfahren, da trat der Verwalter Kraynag ein, verwies die Säumigen zur Arbeit, und der Zwist war vorläufig geschlichtet.

Cosmo gab übrigens seine Sache noch nicht verloren. Er paßte Sonntags früh, auf das Schönste geputzt, einen Strauß Schneeglöckchen an der Weste, in dem Wäldchen, durch welches der Pfad von der Hallerbrücke sich ins Mittelgebirge emporwindet.

Endlich kam Agnes — sie war allein!

Er vertrat ihr den Weg.

Betroffen blieb sie stehen und sah ihn zwar verwundert, aber furchtlos an.

„Agnes,“ begann er, „weil wir allein sind, möcht' ich dich bitten, mich ein bißchen lieb z' haben.“

Sie wich einen Schritt zurück, eine leichte Röte überflog ihre Wangen. Sie wollte ihn beiseite drängen; er blickte sie bittend an und flüsterte halblaut: „Verzeih' mir's!" so daß sie wieder stehen blieb.

„Bei uns in Tirol," sagte sie, „gilt nicht welsche Sitte oder Unsitte. Mein Vater hat noch keinem ehrlichen Burschen das Haus verboten . . . übrigens mußt du etwa nicht meinen, daß ich dich einlade."

Cosmo getraute sich nicht mehr, sie aufzuhalten; da eben im Walde Schritte hörbar wurden, sprang er ins Gebüsch. Seit er mit ihr gesprochen, wagte er zu — hoffen.

Oft schon hatte er gehört, daß seine Kameraden nachts an das Fenster ihrer Mädchen stiegen; man hatte ihm gesagt, daß so manche, die bei Tag jeden spröd abgewiesen, nachts dem Werber den spröden Mund zum Kusse reicht. Genau erkundigte er sich nach Landesbrauch, Gelegenheit und Ort; bald wußte er nicht nur das Haus, sondern auch die Kammer, ja die Ecke derselben, wo Agnes schlief. Sonst so sparsam, kaufte er jetzt eine Flasche des feinsten Likörs, füllte die Taschen mit Zuckerwerk und Orangen und machte sich, ehe die Sonne hinter die Berge Sellrains sank, auf den Weg. Es war schon fast dunkel, als er schwer atmend in die Nähe des Hofes gelangte; er warf sich hinter einem Zaune nieder, um die Gelegenheit zu erspähen und zu warten, bis nach dem Abendgeläut jedes Licht erlöschen würde. Deutlich drangen die Stimmen der Knechte und Mägde, die strophenweise den Engelsgruß beteten, zu ihm, er hörte, wie

sie die Bänke rückten, um aufzustehen, da, dort schlug eine Türe zu, — alles war still.

Cosmo eilte hinter den Stadel, holte eine Leiter, lehnte sie leise an und war wie eine Katze auf dem Söller. Dort rittlings sitzend, zog er die Schuhe aus, um sich durch kein Geräusch zu verraten, bückte sich und schlich an das Fenster. Wie die italienischen Banditen der Madonna von Loretto einen Teil des Raubes geloben, wenn alles gelänge, so versprach auch er, in Absam drei Messen zu zahlen. Das Fenster war nur angelehnt, er öffnete es leise und schob den Vorhang zurück: dort lag sie hingestreckt, das Haupt auf dem Polster, über den sich das lange Haar goß, zurückgeworfen, fast hörte er ihren Atem; die Strahlen des Mondes trafen ihr Gesicht, sie wurde unruhig, der weiße bloße Arm glitt über den Rand des Bettes hinab. Cosmo suchte mit aller Kraft die Eisenstäbe zu biegen, es gelang nicht; er wollte sich dazwischen durchdrängen, das Geräusch erweckte Agnes. Entsetzt richtete sie sich auf und starrte mit weit offenen Augen gegen das Fenster; er begann leise zu rufen, sie erkannte ihn augenblicklich an der fremden Aussprache, riß die Tür der Kammer auf, wo ihr Vater schlief — sie konnte vom Bett aus mit der Hand die Klinke erreichen — und schrie überlaut: „Den Stutzen, Vater, den Stutzen, der Welsche will herein!"

Schnell streckte der Alte, der noch nicht eingeschlafen war, den Kopf mit der weißen Zipfelmütze durch die Tür, griff zu einem Knüttel und rannte auf den Söller. Cosmo schwang sich eilig über die Leiter, ohne die

Schuhe mitnehmen zu können. Weil sie im Schatten der Mauer lagen, übersah sie der Alte, ergriff jedoch die Likörflasche, die jener neben das Fenster gestellt, und schleuderte sie ihm mit lautem Fluch auf den Rücken, daß die Scherben nach allen Seiten sprangen und der edle Trank in den Kot spritzte.

Ohne umzuschauen, rannte Cosmo, dem das Wort Stutzen in den Ohren dröhnte, der Runse zu, dort stieß er sich an den spitzigen Steinen in der Dunkelheit die nackten Füße wund und erinnerte sich erst jetzt, daß er die Schuhe vergessen. Er blieb einen Augenblick nachdenkend stehn und griff nach dem Stilett im Sacke, da schwebten neben ihm aus dem feuchten Boden zwei bläuliche Irrwische empor, sich nähernd, fliehend, einander verfolgend, flatterten sie hin und her, entsetzt lief er davon. Erst weit unten im Wald bei einem Kreuz wagte er ein wenig zu rasten; neugierig flatterte eine Nachteule herbei und schrie, ihn mit feurigen Augen anglotzend, ihr Huhu, Huhu!

„Willst du mich auch noch verspotten, du Luder," rief er wütend und schleuderte Steine ins Gebüsch; der Vogel flog mit einem höhnischen Huhu! Huhu! davon. Nun schlich Cosmo, verdeckt vom hohen Korn, auf dem Feldwege in die Stadt; er hielt sich im Schatten der Gebäude, um ja nicht von einem seiner Kameraden, die im Wirtshause beim Zeindl jubelten, erkannt zu werden. In seiner Kammer hockte er auf das Bett, er ballte die Fäuste, endlich brach er vor Zorn in lautes Weinen aus, bis ihn der Schmerz an den Füßen zur Besinnung brachte. Er machte Licht, zog die Dornen aus, wusch

das Blut ab und verband sie. Schlaflos wälzte er sich auf dem Bette; als er endlich einschlummern wollte, weckte ihn das Bimmeln einer kleinen Glocke, das Zeichen, daß die Arbeiter im Sudhaus wechselten. Er mußte fort.

Mit schweigendem Groll ging er an das Geschäft. Da fragte am Tor der Sudhalle ein Bauernbursch: „Ist nicht ein Welscher da, der Cosmus heißt?"

„Dort," antwortete einer, mit dem Finger auf Cosmo deutend.

Dieser wandte sich nun, der Bauernbursche trat näher und warf ihm ein Paar Schuhe vor die Füße: „Du hast also bei Agnes g'fensterlt?"

„Merk' dir's, Welscher," fuhr der Bauernbursche fort, „wenn du dich noch einmal stundenweit dem Hofe näherst, so purzelst übre den Berg hinunter, daß du alle Beineln zusammenklauben kannst!"

Er ging, ohne sich weiter um Cosmo zu kümmern, von dannen.

Bald sang man diesem zu Trutz:

Der wälsche Kapaun
Fliegt über den Zaun,
Die Henn'. hat er zupft,
Und die Henn' hat ihn g'rupft.

Cosmo wurde schwermütig; spottete man, so verzog er den Mund, ohne etwas zu erwidern; endlich schien er sein Abenteuer vergessen zu haben. Während er jedoch nichts mehr merken ließ, kochte das Gift in seinem Innern und zerfraß sein Herz; er hütete sich, Agnes zu begegnen, lauerte aber stets in einem Winkel, bis

sie vorüberging. Wer ihn gesehen, wie er dastand, die Finger krampfhaft eingezogen, den Hals vorgebeugt, als sollte der Leib dem wilden Blicke folgen, den er aus dem Dunkel schoß, wie ein Tiger im Käfig, der fern ein Lamm auf der Weide sieht, hätte nicht gezweifelt, daß hier eine böse Absicht auf Zeit und Gelegenheit passe, eine Freveltat zu verüben. Das Bild jener Nacht war seinen Sinnen glühend eingebrannt, wie sie auf dem Polster zurückgegossen lag, das Haupt leise geneigt, die Haare herunterfließend über die Brust, den vollen Arm.

Er war mit seinen Kameraden ins Wirtshaus gegangen, sie hatten ihm tüchtig eingeschenkt; mit rauher, heiserer Stimme begann er zu singen, ein Zeichen, daß ihm der neue Wein zu Kopf gestiegen. Da ging die Tür auf und lärmend schoben sich etliche Arbeiter herein.

Einer packte ihn beim Arm und zog ihn an das Fenster:

„Da schau,“ rief er, „Agnes geht vorüber, wie sie lacht und lustig ist!“

„Das glaub' ich gern,“ bemerkte ein Zweiter, indem er den andern mit zugekniffenem Auge winkte, „sie heiratet ja, und der nette Bursch an ihrer Seite ist wohl der Bräutigam.“

Cosmo erblaßte.

Mechanisch griff er nach einem Messer und ließ es wieder fallen. Dann sprang er ins Freie, verfolgt von rohem Gelächter. Keiner dachte in seiner Wein-

laune daran, wie weh er dem Unglücklichen getan und welche schreckliche Folgen der Scherz haben werde.

Ohne zu wissen wie, gelangte er auf die Brücke, dort nahm er den Hut ab, wischte den Schweiß von der Stirn und starrte in die kalte Flut, die unter seinen Füßen hinbrauste. Ein Wagen rasselte vorbei, er schaute auf; die Sonne hatte nicht mehr weit zur Rüste; dann wendete er sich gegen das Mittelgebirg und kehrte eilig heim. Bald trat er wieder aus dem Haus, eine Axt in der Hand; die Hölle in der Brust, rannte er keuchend bergan.

So hatte er die Schlucht erreicht. Erschöpft warf er sich in den kalten Schlamm, er spürte es kaum, wie das Wasser seine Glieder bespülte. Was beginnen?

Wären beide schäkernd heraufgestiegen, er hätte ihn jauchzend niedergeschmettert; von unten nahte eine helle Stimme:

„Wenn der Gemsbock über'n Kar ausspringt
Und die Sennerin schöne Lieder singt“ . . .

Agnes kam, sie erblickte Cosmo, das Lied stockte in ihrer Kehle.

Er glich mehr einem Wahnsinnigen, als er vor sie hintrat, die Kleider besudelt, das schwarze Haar zerzaust, in der Hand die Axt.

„Du heiratest?“ fragte er mit stieren Augen.

„Und wenn es wäre,“ antwortete sie errötend, „wenn es wäre, ging' es dich was an?“

„Ich will nichts von dir . . . nichts als einen Kuß, dann sind wir getrennt wie Himmel und Hölle, ich

schwör' es dir bei Jesu, Maria und Josef ... nur einen Kuß!" ...

„Ho, ho, Kerl!" schrie das Mädchen zornig, „entflieh, oder" ... sie hob die Hand.

Er faßte sie und rang, sie stieß ihn von sich.

Alle Kraft zusammenraffend, schleuderte sie ihn zurück, daß er an einen Baum taumelte und dann wieder vorwärts prallte.

„Du mußt, du mußt!" heulte er keuchend und suchte sie wieder zu umklammern, wie ein Teufel den lichten Engel, der sich über ihm zum Himmel schwingt. Noch einmal warf sie ihn zurück, ihr Auge flammte, den Finger drohend ausgestreckt, rief sie ihm zu:

„Elender Hund, morgen klag' ich dich beim Amt. Zu Hilfe, zu Hilfe!"

Er sah die hämischen Gesichter seiner Kameraden, er hob die Axt. —

„Zu Hilfe, zu Hilfe!"

Es rauschte im Gezweig, sein Arm gehorchte mehr dem Schwung, als daß er geschwungen hätte ... das Beil traf ihr Haupt, sie brach zusammen; noch einmal suchte sie sich, auf die rechte Hand gestützt, emporzuraffen, mit der linken griff sie an die Stirn, um das Blut abzuwischen, die Glieder versagten jedoch den Dienst und sie sank mit einem leisen Seufzer auf die gelben Blätter, welche der Herbst hingestreut ... Sie hatte vollbracht!

Cosmo stand mit weitaufgerissenen Augen unbeweglich; es rauschte wieder im Gezweig; mit einem Schrei, der Steine hätten spalten mögen, schleuderte er die

Art von sich und stürzte in den dunkelsten Wald. —

Der alte Speckbacher wartete vergebens auf seine Tochter; die Nacht brach an, sie kam nicht, die Glocken läuteten zum Gebet, umsonst schaute er, so weit es die Dunkelheit gestattete; endlich befahl er den Knechten, ihr entgegen zu gehen. Sie eilten über den Fahrweg bis zur Hallerbrücke — nirgends eine Spur von Agnes; den Pfad durch die Runse schlugen sie nicht ein, weil man nicht voraussetzen konnte, sie werde ihn zu so später Stunde betreten.

Dem Alten wurde angst, er lief zu den Nachbarn; niemand wußte Bescheid, doch erboten sie sich voll Teilnahme suchen zu helfen, und bald flackerten auf allen Stegen Kienfackeln, lauter Ruf hallte über Wald und Feld; keine Antwort. Da stiegen zwei Burschen in die Schlucht, sie fanden Agnes im Blute, starr und kalt. Einer sah die Art im Gebüsch schimmern, er hob sie schaudernd auf, auch sie war blutbefleckt. Sie schnitten Fichtenzweige ab und legten die Leiche quer darüber. Ueber die Nacht voll Jammer in Speckbachers Hause wollen wir mitleidig den Schleier breiten; was nottat, mußten die Freunde besorgen, und so lief auch ein Bauer zum Amt, dort Anzeige zu machen.

Der Verdacht fiel alsogleich auf Cosmo, die Gerichtsdiener machten sich augenblicklich auf, ihn abzufassen. Er war nicht mehr heimgekehrt, sondern irrte wie Kain herum; sie lauerten daher vergebens vor der Türe auf seine Ankunft. Beim Grauen des Tages beschloß er, in das Sudhaus zu gehen, um den Verdacht von sich abzuleiten; aus der dumpfen Verzweiflung war

unwillkürlich der Trieb der Selbsterhaltung erwacht. Die Arbeiter schürten bereits das Feuer unter den großen Pfannen; als er eintrat, wichen sie scheu beiseite. Keiner bot ihm einen guten Morgen, und auch er wagte nicht, die Lippen zu öffnen. Er begann zu schaufeln und zu rühren, tat jedoch alles verkehrt; niemand stellte ihn zur Rede. Ein Arbeiter hatte bereits dem Verwalter seine Anwesenheit berichtet, dieser schickte nach den Schergen. Sie eilten in das Sudhaus. Die Arbeiter erschraken, als gelte es ihnen; manchem entsank das Gerät, so furchtbar erschienen die Diener der Gerechtigkeit auf den Spuren der Schuld. Cosmo war gelähmt, er zitterte so heftig, daß ihm einer den Arm stützen mußte, während ihm der andere Fesseln anlegte. Die Szene war um so schrecklicher, weil sie stumm, ohne Rede und Gegenrede vor sich ging.

Man warf ihn in das Gefängnis. Durch das schwere Gitter erblickte er ein Stück des blauen Himmels und die Tannen am Saum des Mittelgebirges. Am zweiten Tag tönte harmonisches Glockengeläut zu ihm herab; er ließ die Eisenstange, sank in die Knie und schluchzte, die Stirn an die kalte Mauer gelehnt. Die Glocken läuteten droben einem Zug, Kreuze wurden vorangetragen, dann eine Bahre mit der Jungfrauenkrone auf den Schultern kräftiger Jünglinge, mit Sträußchen von Edelweiß an der Brust; dann ein Priester, er trug den weißen Chorrock, über den Schultern jedoch nicht die schwarze Stola, die bei gewöhnlichen Begräbnissen, sondern die rote, welche an den Festen der Märtyrer angelegt wird; dann weißgeklei-

dete Jungfrauen, den Kranz von Rosmarin im Haar, weinend, daß sie kaum die Leichengebete sprechen konnten, dann eine endlose Menge aller Stände, jedes Geschlechtes, jedes Alters. Der Zug wallte auf den Friedhof, die Erde empfing den heiligen Staub.

Das Gericht leitete, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, die Vorerhebungen ein, erst nach diesen wurde Cosmo zum Verhör berufen. Er schwieg anfangs hartnäckig, als sich aber die Schlingen immer fester um ihn zogen, immer mehr erschwerende Umstände ihm vorgeworfen wurden, versuchte er zu leugnen, ja er wollte sogar die Schuld auf die zwei Burschen schieben, welche die Leiche entdeckt hatten und ihm jetzt die Axt entgegenhielten. Als er diese erblickte, zuckte er zusammen, er redete wirr durcheinander, bis er endlich auf jede Frage ein ängstliches „Wo?“ stotterte. Das Gericht befand sogar eine Gegenstellung des alten Speckbacher nötig. Jammernd verfügte er sich in den Saal, er rief mit hocherhobener Hand die Rache Gottes auf das Haupt des Mörders. Dieser fiel ohnmächtig zusammen. Der Greis wurde hinausgeführt; Cosmo erholte sich und verweigerte jedes Geständnis. Das Gericht beschloß, ihn einige Zeit den Schrecken seines Gewissens zu überlassen. Von jetzt an saß er bei Tag dumpf brütend im Gefängnis, immer wilder, immer verstörter wurden seine Züge, des Nachts verfiel er der Tobsucht, Gebrüll erfüllte den Kerker, die Ketten rasselten und klirrten, bis der Wächter erschien und ihn mit Schaum vor dem Munde, im Schweiß gebadet, sich an den Leisten der Bettstatt ankrallend, fand. Wenn er

den Verbrecher fragte: „Was gibt's?" verstummte dieser. Wendete der Wächter sich zum gehen, so fiel er vor ihm auf die Knie und beschwor ihn bei allen Heiligen, zu bleiben.

„Warum?"

Er schwieg, und der Wächter ging.

Ostern nahte. Die Kirche vergißt auch im Gefängnis den Verbrecher nicht, sie sendet ihre Friedensboten, ihm anzudeuten, daß er von ihrer Gemeinschaft nicht ausgestoßen sei, ihm ihren Trost zu bieten.

Der Galgenpater trat in die Zelle Cosmos.

Erschrocken starrte ihn dieser an und rief: „Meinst du, ich will sterben? Geh' zum —" er hielt inne — „pack' dich zum Loch hinaus, ich brauch' dich nicht."

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte der Mönch sanft, und reichte ihm die Hand.

„Was willst du?" schrie Cosmo.

„Dir den Segen des Himmels bringen, wo eine Heilige für dich an Gottes Thron kniet!"

Cosmo brach in ein tolles Gelächter aus.

Der Galgenpater ließ sich nicht irre machen. „Dir das Tor des Himmels zu öffnen," fuhr er fort, „wurde mir dein Kerker aufgetan!"

„Bin ich denn schon verdammt?" knirschte Cosmo.

„Du entgehst der menschlichen Gerechtigkeit nicht, Cosmo! Damit sich die göttliche Gerechtigkeit für dich in Gnade wandle, bin ich hier, das Gefängnis mit dir zu teilen."

„Teilen," rief Cosmo höhnisch, um durch Spott-

die innere Bewegung zu bewältigen, „ja teilen, daran erkennt man den Pfaffen!" Wütend ergriff er den Krug und schrie: „So teile denn mit mir!" Er schleuderte ihm das tönerne Gefäß an den Kopf, daß die Scherben niederfielen, der Galgenpater sank halb betäubt in die Knie, er stützte sich auf den rechten Arm, den linken erhob er gegen die blutige Stirn. Er blickte mild zu Cosmo auf und sprach: „Im Namen Jesu!"

Der Pater erhob sich langsam. Er schaute den Verbrecher ruhig an mit einem Blicke, der in die tiefsten Falten des Gewissens drang. Da schlug dieser die Hände vor das Gesicht und stöhnte: „Er weiß alles, er weiß alles!"

Schnell erkannte der Pater, daß eine Wendung eingetreten sei, er stand auf und sagte ruhig zu Cosmo: „Ja, ich weiß alles!"

„Du weißt alles!" jammerte der Verbrecher, ist sie dir auch erschienen, wie ich sie sah in der letzten Stunde, und wie sie jede Nacht vor meinen Augen erscheint? Oh, du willst mich töten lassen, du übergibst mich den Schergen!"

„Die irdische Gerechtigkeit streckt den Arm über dich, opfere dein Leben selbst, damit du ewig lebest!"

„Kann mir Gott eine solche Tat verzeihen? Ich fürchte den Tod, weil er mich in die Hölle wirft — kann mir Gott verzeihen?"

„Denk' an den rechten Schächer am Kreuze! Gott verzeiht dir durch mich, einen armen Sünder wie du. Ich erhebe meine Hand und zeichne dich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes; im Namen des Vaters, des

Sohnes und des heiligen Geistes sind dir deine Sünden vergeben!"

Cosmo blickte unter Tränen zu ihm empor. Jetzt breitete der Galgenpater die Arme aus und rief voll Innigkeit: „Oh, mein Sohn!"

Cosmo sank an seine Brust.

Er wurde still und ruhig. Der Pater nahm ein Kruzifix aus der Brust, stellte es auf den Tisch, beide knieten nieder. Jener betete vor, dieser sprach jedes Wort nach. Endlich erhoben sie sich.

Der Mönch trat an die Türe, rief den Wächter und sprach leise einige Worte zu ihm. Bald kehrte dieser mit Fleisch, Brot, einer Zinnflasche und zwei Gläsern zurück. Nachdem er dieses auf das Bett niedergelegt, ging er noch einmal und brachte ein kleines Tischchen. Cosmo lächelte . . . Zum erstenmal seit Monaten. Der Mönch schenkte die Gläser voll Wein, erhob das seinige, stieß mit Cosmo an und rief: „Ein fröhliches Wiedersehen in der Ewigkeit!"

Sie redeten lang, der Verbrecher war fast heiter. Endlich wurde er einsilbiger, der Galgenpater merkte, daß er völlig erschöpft sei, und betete ihm noch das Vaterunser vor. Cosmo legte sich zurück und entschlief bald.

Der Pater wachte bei ihm. Als der Morgen graute, trat er an sein Lager, wie ein Vater auf sein Kind blickte er auf ihn nieder, eine schwere Träne rollte in seinen Bart.

Endlich legte er ihm sanft die Hand auf die Stirn,

Cosmo schlug die Augen auf und erwiderte auf den Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ — „In Ewigkeit!“

Der Mönch forderte ihn auf, die heilige Kommunion zu empfangen. Freudig bat Cosmo darum. Jener rief wieder den Wächter, nach einer Weile brachte ein Kapuziner den geweihten Kelch mit der Hostie. Cosmo, dem der Wächter die Fesseln abgenommen, kniete nieder und empfing aus der Hand des Galgenpaters die Hostie.

Dann faßte er diesen beim Arm und ging, von ihm gestützt, in den Gerichtssaal, wo er ein volles, unumwundenes Geständnis ablegte. Es wurde ihm der Stab gebrochen, der Kaiser bestätigte das Urteil. Er war es, ihn sah ich als Knabe auf dem Hochgericht. Nun weiß der Leser, warum der Mönch Galgenpater heißt; ist er uns soweit gefolgt, so nimmt er wohl jetzt auch, ohne ungeduldig zu werden, dessen Lebensgeschichte mit in den Kauf.

Sebastian war der jüngste Sohn eines Grobschmiedes zu Absam. Er besuchte mit anderen Buben die Schule; wenn auch nicht unter den letzten, zeichnete er sich doch bei Anlässen aus, wo ihm keine Belohnung, sondern nur die Rute blühte. Wie ein Eichkätzchen kletterte er über jeden Zaun; mit einer Sicherheit, um welche ihn mancher Schütze beneiden konnte, traf er auf dem höchsten Baum Nüsse und Aepfel und fiel der erste Schnee, so konnte man ihn gewiß im Anger treffen, wie er Männchen daraus knetete, oder Haufen von Ballen wie Kugeln türmte, um Vorübergehenden

heimlich einen nachzuschleudern. Er war eigentlich eine drollige Gestalt, wenn er den andern voran johlend und schreiend über die Gasse lief. Durch die Löcher des zerrissenen Hütleins starrten wie Stroh aus den Spalten eines Stadels die Borsten; darunter die schwarzen Augen voll Unternehmungsgeist, das keck aufgestülpte Näschen, volle Wangen, strahlend, von der Farbe frischer Gesundheit, soweit es der Schmutz erkennen ließ, der sie eine halbe Stunde, nachdem ihn seine Mutter mit einer Bürste abgerieben, wieder bedeckte; eine Jacke war ein Luxusartikel, den er im Sommer gar nicht kannte, die Hose, deren Farbe niemand zu bestimmen vermochte, reichte nur bis zur Mitte der Wade und war dort in Fransen zertröselt. Sein Vater hatte ihm oft gedroht, ihm den Hintern und die Knie mit Eisen zu pflastern; es wäre auch wohl das Beste gewesen, schwerlich hätte aber diese neue Mode bei ihm ein Vierteljahr ausgehalten, auch das Eisen wäre für ihn zu schwach gewesen. Plumpe Holzschuhe vollendeten die Toilette.

Seine Kameraden hatten ihm den Spitznamen Kikeriki beigelegt, weil er stets eine lange Hahnenfeder trug. Uebrigens war dem Schlingel niemand feind, gutmütig half er jedem Nachbar wie und wo es ging, nie zeigte er eine Spur von Bosheit oder Rachsucht, wenn er für einen losen Streich Züchtigung erhielt.

So verging ein Jährchen um das andere. Er hätte, solang die Mutter am Donnerstag Knödel, am Feierabend Nudeln aufstellte, gar nicht an die Zukunft gedacht, als müßte das in Ewigkeit so sein. Da faßte ihn

eines Morgens, nachdem wieder ein Schuljahr vorüber war, der Vater beim Kragen, schleppte ihn vor den Amboß und gab ihm einen schweren Hammer in die Hand. Diese Szene war mit einer ganz kurzen Anrede begleitet: „So," sagte der Alte, „jetzt ist's mit der Lapperei aus, da schlag' zu und werd' ein braver Schmied!"

Das war unserm Sebastian für den Augenblick freilich nicht recht, denn er wollte mit etlichen Kameraden, die bereits vor der Türe lungerten, in den Wald, Haselnüsse zu suchen, allein er fügte sich geduldig. Was sollte er auch anderes tun? Er sah jetzt ein, daß auch für ihn die Lernzeit kommen müsse; lieber als Nähnadel oder Schusterpfriem schwang er doch den Hammer; in der Schmiede war es stets lebendig, Fuhrleute kamen und ließen die Rosse beschlagen, immer wußten sie etwas Neues zu erzählen und so fehlte es nie an Unterhaltung.

Neben ihm arbeiteten zwei ältere Brüder. Der erste war bereits Geselle, eine schlichte, harmlose Natur, treu und fleißig und in jeder Beziehung so zuverlässig, daß ihm der Vater, wenn er Reisen machte um Eisen einzukaufen, die Aufsicht über die Werkstätte übertrug. Setzen wir gleich bei, daß er sie auch nach dem Tode des Alten übernahm, später heiratete und das Handwerk, geachtet von jedermann, fortführt bis auf den heutigen Tag, ohne daß sich das Schicksal im Guten oder im Bösen jemals viel um ihn gekümmert hätte.

Der zweite, Hieronymus, hatte mehr Aehnlichkeit mit der Mutter als dem Vater, während es sich bei Seba-

stian umgekehrt verhielt. Besser gesagt, die Eigenschaften der Mutter hatten sich bei ihm bis zu jener Grenze gesteigert, wo sie gefährlich zu werden und in Fehler umzuschlagen drohten. Der Vater schied bittere Tropfen, die in seine Seele fielen, bald wieder aus. „Das Elend bauen," sagte er oft, „hilft nicht viel, unser Herr schickt nach dem Regen Sonnenschein, dann wächst wieder das schöne Blümlein der Freude."

Die Mutter war still und nachdenkend: phlegmatisch möchte es dem flüchtigen Beobachter erscheinen, weil sie kaum je bei einem Ereignis in Aufregung geriet. Geschah etwas Ungewöhnliches, so hob sie sachte den Kopf, ihr Auge schien zu starren als staunte sie, doch verlor sie anfangs selten ein Wort. Man mochte wohl meinen, sie habe die Sache längst vergessen, bis sich unvermutet eine Schleuse der Erinnerung öffnete und sie auf den Gegenstand, den sie bisher still erwogen, zurückkam. Solche Naturen sind gegen Beleidigungen nicht unempfindlich; auch sie konnte eine Streitfrage erst spät zur Abrechnung bringen und dann mit einer Schärfe auftreten, die von dem sanften Weib niemand erwartet hätte.

Ihr Hieronymus war härter und schneidiger. Beleidigungen, die er zuerst ruhig anzunehmen schien, kochten in seinem Busen. — „Wir werden sehen!" pflegte er in solchen Fällen kopfnickend zu sagen, und dann folgte bei Gelegenheit ein Ausbruch, um so wilder und maßloser, als er sich sonst gut zu beherrschen wußte. Man konnte übrigens nicht von feindlichen Brüdern reden, obwohl der Gegensatz beider Naturen

schon äußerlich sichtbar war. Hieronymus war schlank gewachsen, wie ein Storch schritt er auf den langen Füßen daher, während er kaum einen Arm regte, seine wasserblauen Augen verloren sich in die ungewisse Weite und dennoch entging ihm auch in der Nähe nichts. Mochte hinter ihm geschehen was wollte, nie drehte er den Hals, sondern kehrte sich lieber voll Gravität ganz um. Beizeiten gewöhnte er sich an das Schnupfen, seine Dose zierte aber nicht ein Heiliger, wie es nach altväterischem Brauch sein sollte, sondern ein hübsches Mädchen mit üppiger Büste. Eigentlich war das ein Widerspruch mit seinem sittsamen Wesen. Solche Naturen muß man aber nicht nach dem äußeren Schein beurteilen, ihr Innerstes verrät nur hier und da ein kleiner Zug, ohne daß man sie deshalb falsch oder Heuchler nennen dürfte. Sebastian gewann durch nähere Bekanntschaft, Hieronymus verlor dabei; dem Kobold, mochten auch seine Streiche hier und da ärgern, war niemand gram, während der Bedächtige eigentlich keinen Freund hatte.

So hämmerten die drei Brüder in der Schmiede des Vaters nebeneinander. So sollte es jedoch nicht immer bleiben.

Oft schreitet ein Wanderer nachts wohlgemut auf seinem Pfade weiter, den er für den rechten hält, da zuckt ein Wetterleuchten durch das Dunkel und erhellt die Gegend, oder es beginnen die milden Lichter des Himmels zu schimmern, er hält inne, schaut verwundert auf und kehrt rasch besonnen um.

So sollte es unserm Sebastian geschehen. Zwei

Jahre hatte er schon geschmiedet, manches Roß beschlagen und manchen Nagel auf den Kopf getroffen, da hörte er, daß am letzten Sonntag des Juli die akademische Liedertafel zu Absam ein Fest feiern wollte. Den Leuten in Tirol war die Sache ganz neu, es wurden daher allerlei Nachrichten herumgetragen. Sebastian bat seinen Vater, ihm zu gestatten, den Aufzug mit anzusehen. Der Schmied hatte kein Arges, er griff in den Sack und schenkte ihm auf die Bedingung, daß er nicht zu tief ins Glas gucke, einen Silberzwanziger, doch solle er ja beim Nachtessen nicht fehlen. Das geschah beim Mittagstisch; Sebastian sprang auf, warf den Löffel hin, ohne ihn nur abzuwischen, und wollte mit einem Satz zur Türe hinaus. „Erwartest du's nicht bis nach dem Gebet?" rief die Mutter.

Langsam kehrte er zurück. Erst nachdem alles nach strengster Hausordnung abgetan war, durfte er fort, Hieronymus schritt im gemessenen Takte einer Schwarzwälder Uhr voran. Kaum hatten sie die Schwelle überschritten, tat Sebastian einen hellen Juchschrei, daß sich der andere fast entsetzte, schnalzte mit der Zunge und sprang querfeldein über die Wiese zum Garten des Bognerwirtes. Dort waren lange Tafeln aus rohen Brettern gezimmert, Familienväter hatten bereits vorsorglich Plätze belegt, der Wirt lugte nach der Straße von Thaur, auf der sich wie eine Schlange ein großer Zug bewegte. Fahnen schwenkten, Musikklänge tönten aus der Ferne.

„Jetzt ist es Zeit!" murmelte er; wie ein Feldherr gab er Befehle, seine hübschen Schwestern flogen hin

und her und füllten für die durstigen Musensöhne die Flaschen mit rotem Terlaner; hinter einem Baume wurde das rußige Gesicht eines Knechtes sichtbar. Die Lunte schwenkend, fragte er: „Soll ich's krachen lassen?"

Der Wirt nickte zustimmend.

Nun donnerten die Böller der Reihe nach. Dann wurden sie rasch wieder aufgestellt, mit Pulver gefüllt und tüchtige Zapfen aufgesetzt; wie der Zug einschwenkte, sollte ihn eine volle Salve begrüßen. Auch Sebastian half treulich mit.

Unsere Studenten waren ebenso lustig wie die anderer Universitäten, es wurden die gleichen Lieder gesungen und der gleiche Firlefanz, den man nun einmal als wesentlich für das akademische Leben betrachtet, durchgemacht, nur vielleicht mit etwas mehr Leidenschaft; war es doch das erstemal, daß sie von den lang verbotenen Früchten naschten! Mit Staunen sah Sebastian zu; so, stellte er sich vor, müßte es im Himmel droben sein, und erst, wenn man selber mittun dürfte! Er machte freilich keine Reflexionen, die ihn in der Andacht des Genusses gestört hätten; da erblickte ihn der Sohn des Nachbars, selbst ein lustiger Studio, ein flaches rotes Käppchen keck auf dem krausen Haar, den Kragen aufgeschlagen, eine Pfeife mit großen Troddeln in der Hand.

„He," rief er, „he, Sebastian, du Philister, geh' her, ich bring' dir's!"

Fast ehrerbietig empfing der junge Schmied das volle Glas.

„Schad' um dich," fuhr dieser fort, „du solltest auf der Hochschule sein, das wär' flott; z'Innsbruck trät' gewiß kein lustigerer Bursch das Pflaster!"

Das war der Blitz, der ein grelles Licht in Sebastians Seele warf und Wünsche weckte, die er bis jetzt nicht gekannt.

Dankend stellte er das Glas nieder, um sich stumm in die Menge der Dörfler zu verlieren, die neugierig das Schauspiel des Festes betrachteten.

An einem langen Tisch saßen Bauern mit ihren Frauen und Kindern, auch der Müller, — man konnte sein stattliches Haus in der Senkung zwischen Thaur und Absam erblicken — hatte sich eingefunden. Sein Töchterchen Zilla war eine ländliche Schönheit gewöhnlichen Schlages, rote Wänglein, Augen wie Schwarzkirschen und was so dazu gehört.

Die Frau des Schmiedes war weitläufig mit dem Müller verwandt, Hieronymus hatte dem Mädchen gegenüber bereits Platz genommen, es konnte nicht auffallen, daß sich auch Sebastian beigesellte. Drei Stühle wurden noch an den Rand des Tisches gelehnt, denn der Schmied hatte auch versprochen, mit seinem Weib und dem Aeltesten nach der Vesper dem seltenen Schauspiele beizuwohnen. Hieronymus tat von Zeit zu Zeit einen langsamen, aber tiefen Schluck, er wurde lebhafter, endlich wagte er sogar sein Bäschen mit den Fingern anzurühren und ihr die wichtige Offenbarung mitzuteilen: „Wir haben uns eigentlich lange nicht mehr gesehen!"

„Du folgst halt deinem Namenspatron, der als Heiliger in der Wüste lebte und vor allen Leuten floh."

„Oder wie der Einsiedler dort auf dem Schloß," sagte die Müllerin. „Ihr kennt ihn ja alle, den Bruder Felix; vor einigen Jahren zog er noch mit den Schützen aus und war kein Kostverächter, jetzt ist er plötzlich erleuchtet worden und hat sich eine Klause gebaut. Da wollten letzthin einige Weiber zu ihm, denn er war mit den Lebensmitteln knapp beisammen — wißt ihr, was er tat, als sie an der Pforte klopften? Hinten ist er durch das Fenster hinausgehüpft, so daß sie ihm das Mehlsäckchen über den Zaun werfen mußten. Er ließ durch den Pfarrer danken, und als ihn dieser fragte, warum er denn davongelaufen, antwortete er: in den Geschichten der Altväter stehe zu lesen, der Teufel habe die Frommen stets durch Weiber zu Fall gebracht. Der soll mich, wenn er wieder was braucht, fünferlen, hat er um sechs Feierabend."

Alle lachten.

„Der hat Euch gekannt," setzte der Müller bei, „und ist zu rechter Zeit verschwunden!"

„Drum bist du mir nachgelaufen, bis ich dich endlich nahm — geh' du!" antwortete die Müllerin.

„Nun ja," sprach er, „es war eigentlich doch nicht schlecht, daß wir uns zusammenfanden!"

Während dieses Wortgefechtes flüsterte Hieronymus zu Zilla über den Tisch: „Es hatte halt weder mein Namenspatron, noch der Felix ein so hübsches Bäschen!" Sebastian horchte mit gespannter Aufmerksam-

keit, auch er weidete das Auge nur zu oft am Lächeln des Mädchens.

Doch sprach er, seit er mit den Studenten zusammengetroffen, auffällig wenig, auch Zilla kam ihm ganz anders vor als früher. Er hatte mit ihr die Schule besucht, sie oft mit Schneeballen geneckt, mit ihr geschäkert und gespaßt, gerade wie mit einem Buben, noch vor acht Tagen war er ihr vor der Mühle am Brunnentrog begegnet ... jetzt mußte er wohl verhext sein.

Ein Student kam aus dem Garten. Er trug einen schönen Strauß und überreichte ihn einer jungen Dame.

„Hätt' ich doch auch einen solchen Büschel!" sagte Zilla zum Vater.

„Den werd' ich dir bringen!" sprach Hieronymus und erhob sich langsam. Indes war Sebastian, ohne sich zu besinnen, aufgesprungen, er schwang sich, den Umweg zu ersparen, rasch über den Zaun und war bereits mit einer Handvoll Blumen zurück, als sich sein Bruder zum erstenmal bückte, eine zu pflücken.

Als er zurückkehrte, rief ihm Zilla entgegen: „Ich dank' dir, Sebastian hat mir schon gebracht!"

Hiernoymus blieb betroffen stehen, verzog den Mund und setzte sich dann, ohne ein Wort zu sagen, wieder auf seinen Platz. Er ließ den Bruder nicht mehr aus den Augen. Als er sich erhob, ging er ihm nach, führte ihn abseits und sagte zu ihm: „Ein solcher Lecker wie du soll einem Mädel keine Blumen geben!"

„Und warum nicht?" fragte Sebastian erstaunt.

„Weil du erst siebzehn Jahre alt bist!"

„Und du achtzehn! Fahr' ab mit deinen Sprüchen!"

„Tust du's noch einmal, gib acht!"

Sebastian lachte über diese Drohung und ließ ihn stehen. Unterdes waren die Eltern angekommen. Nachdem sich alle am Tisch vereinigt, entspann sich ein gleichgültiges Gespräch, welches jedoch bald durch einen lauten Toast der Studenten auf die Frauen Tirols unterbrochen ward. Aller Augen richteten sich auf den Tisch, wo jene in langer Reihe zechten; Zilla meinte, es gebe doch nichts Frischeres als diese jungen Herren.

Sebastians Auge leuchtete hell auf, über das Gesicht von Hieronymus flog eine leichte Wolke des Unwillens.

„Frisch, ja!" begann der Schmied, „sie können's leicht sein, denn sie leben aus dem Beutel anderer Leute, und sitzen, selbst wenn es mit der Studi aus ist, nicht an eigener Schüssel. Da ist mir der nächste beste Handwerksbursch lieber, er ißt doch das Brot, das er im Schweiße des Angesichts verdient."

„Aus einem Handwerksbursch wird aber nie ein Geistlicher!" bemerkte die Müllerin.

„Aber mit der Zeit ein Meister!" rief der Müller lebhaft dagegen, „und das ist was wert!"

Das Fest dauerte bis Abend. Da gab ein Student mit einem Horn das Zeichen.

Der Zug ordnete sich wieder und setzte sich, die flatternde schwarz-rotgoldene Fahne voran, nach Thaur in Marsch.

Am nächsten Morgen war alles wieder im Geleis des Werktages, die Schmiede hämmerten lustig im

Takt; wenn sie jemand daraus brachte, war es — Sebastian. In seinem Innern gärten Sorge, Wunsch und Hoffnungen wirr durcheinander, doch hütete er sich vorläufig, Eltern oder Brüdern etwas mitzuteilen. Während der Ferien hätte sich so oder so seine Lage doch nicht geändert, der Vater würde ihm den Müßiggang nicht gestattet und selbst im Fall der Einwilligung zum Studium ihn zur Arbeit verwendet haben bis zum Tage der Abfahrt nach Innsbruck. Als die Schwalben fortzogen und sich das Laub zu röten begann, wurde Sebastian immer unruhiger, er verdarb in der Schmiede mehr als er nützte und mußte sich wiederholt Vorwürfe gefallen lassen. Am Samstag vor Michaeli, als er wieder einen Verweis erhielt, legte er das Eisen nieder und sagte zum Vater: „Es geht nimmer mit dem Handwerk, ich will studieren!" Dieser hielt erstaunt mit dem Schwunge des Hammers ein, ließ ihn dann auf den Amboß sinken, wischte sich den Ruß aus den Brauen und musterte den Sohn von oben bis unten. Rechts und links traten mit offenen Mäulern die ältern Söhne zu ihm.

„Hast du sonst keine Schmerzen?" begann er unwillig. „Studieren ja, hättest du's nach der Feiertagsschule gesagt."

„Dort war mir alles einerlei, ich wußte nichts von der Welt!"

„Die lernst du als Schmied auf der Wanderung früh genug kennen. Jetzt bist du schon siebzehn und willst unter den Buben auf der Bank rutschen? Du zerreißest im Gymnasium ein Paar gems-

lederne Hosen, ehe du's zu was bringst, bist du grau!"

„Ich habe mich erkundigt. Man kann zwei Jahre zusammenziehen und für beide Prüfung machen. Das will ich tun. Schmied mag ich nicht bleiben, ich wäre unglücklich mein Lebtag."

Er war dem Weinen nahe.

„Nicht Schmied?" bemerkte Hieronymus höhnisch. „Dir kocht man etwas Besseres als uns!"

Sebastian warf ihm einen zornigen Blick zu.

„Student ja," fuhr der Vater gemessen fort, „wenn es dabei bliebe. Wer steht mir aber gut, daß du nicht umschlägst und dann nach einem Jährlein, wo du das Lumpen und Faulenzen unter den Burschen gelernt hast, als Taugenichts daher kommst? Dann ist das Geld hinausgeworfen."

„Wagt die Probe!" rief Sebastian, „das erste Jahr verlange ich nichts als die Kleider von Euch. Ihr sollt mir keine Kost zahlen, auch das Quartier nicht, als Bettelstudent will ich meinen Unterhalt vor Klostertüren und bei Wohltätern suchen, wie so mancher andere, der es weiter brachte, als ich es je bringen werde. Halt' ich nicht aus, so ergreife ich ohne zu muckſen wieder den Hammer."

Der Alte schwieg nachdenklich. Endlich verließ er die Werkstätte und ging in die Stube, wo er der Mutter alles vortrug.

„Wir könnten es vielleicht in der Ewigkeit büßen," sagte diese, „laß ihn probieren. Geht es nicht, sind wir frei von jedem Vorwurf. Wer weiß, ob es nicht ein

Wink des Himmels ist? War doch seit Urgroßvaters Zeiten in unserer Familie kein Geistlicher mehr; ich hab' mir oft heimlich eine solche Zierde des Hauses gewünscht."

„Wenn du meinst, gut!" erwiderte der Schmied, „er soll ein Vierteljahr hinauf, sich die Kosten zusammenbetteln; wer auf eigenen Füßen stehen will, sorge selbst für sich. Sind die Professoren zufrieden, dann reut mich für ihn das Geld nicht. Die Verantwortung übertrag' ich dir."

Er kehrte in die Werkstätte zurück.

Mit klopfendem Herzen wartete Sebastian auf die Antwort.

„Die Mutter," begann der Schmied, „ist einverstanden, ein Vierteljahr geben wir dir zur Probe, mißlingt es, dann laß uns in Ruh' für ewige Zeiten."

Sebastian sprang hoch auf vor Freude, dann lief er in den Winkel, zog unter Hobelspänen ein zerlumptes Buch hervor und zeigte es dem Vater: „Siehst du, ich habe mich heimlich vorbereitet, schon kann ich ala durch alle Endungen und jetzt bin ich beim amo!"

„Wird was Sauberes werden," witzelte Hieronymus, „wenn du jetzt schon mit dem Amor anfängst!"

Sebastian war zu glücklich, sich um solche Sticheleien zu kümmern, er eilte zur Mutter, ihr aufrichtig zu danken und alles Gute zu geloben.

Nach wenigen Tagen war er marschfertig. Er hatte sich heimlich ein buntes Käppchen machen lassen, dieses steckte er in die Rocktasche.

Vor der Mühle verbarg er den Hut hinter dem

Gartenzaun, setzte das Käppchen auf und klopfte am Fenster. Zilla guckte heraus, schwieg einen Augenblick erstaunt, dann lachte sie laut auf und lief zur Türe.

„Wie gefall' ich dir?" schmunzelte Sebastian.

„Oben tut sich's, unten schlecht!" erwiderte sie, „laß dir auch den Rock stutzen, wie die andern Studenten. Ein solcher Wadenfeger taugt nur für einen alten Bauern!"

„Einen Blumenbüschel steckst mir aber doch auf," bat Sebastian, „jeder bringt einen solchen in die Stadt!"

„Sollst einen haben, Vetter," entgegnete sie und trat in den Garten, wo sie eine Blutnelke und einige Zweiglein Rosmarin pflückte.

Der Student reichte ihr das Käppchen über den Zaun, sie befestigte den Strauß mit einer Stecknadel.

Dann gab er ihr den Hut, sie solle ihn behalten und später der Mutter bringen.

Er machte sich freudig auf den Weg.

Bei der steinernen Marterſäule hinter der Thaurer Mur verschwindet die Mühle in einer Bodenfalte; Sebastian schwang das Käppchen und jauchzte, daß man es bis Absam hören konnte.

Zu Innsbruck studierte er, daß ihm der Kopf rauchte; es gelang ihm, das Wohlwollen der Professoren zu gewinnen. Eines Tages kamen seine Eltern nachzufragen, und da der Bescheid zu seinen Gunsten ausfiel, bewilligten sie ihm die nötige Unterstützung.

Wir wollen den Leser nicht mit den für ihn un-

wichtigen Ereignissen von Sebastians Studentenlaufbahn behelligen; damit die Unterbrechung nicht zu lang dauere, möge er uns nur erlauben, eine Anekdote einzuflechten. Sebastian ging an Ferientagen nicht selten von Innsbruck nach Absam, um dort die Zeit im elterlichen Hause zuzubringen; warum sollte er dabei nicht auch in der Mühle einkehren, die am Wege lag, und ein bißchen mit Zilla plaudern? Niemand hatte ein Arges, weniger angenehm war es freilich Hieronymus und es gab daher manchmal Zwist. Endlich bemerkte die Mutter eine solche Szene, die Ursache konnte ihr nicht verborgen bleiben, und sie nahm Sebastian beiseite.

Zilla war das erste Mädchen, mit dem er in nähere Berührung gekommen, sie mußte daher sein Interesse erregen, wenn auch nicht so tief, daß er einen unverlöschbaren Eindruck empfangen hätte; seine Gefühle waren nie zu Wünschen gereift, er hatte gar nie darüber nachgedacht; erst das Gespräch mit seiner Mutter führte ihn zur Erwägung und endlich zum Entschluß, den Bruder nicht mehr zu reizen, ein Entschluß, den sein gutes Herz auch dann gefaßt hätte, wenn es ihm ein Opfer gekostet haben würde.

Er beruhigte Hieronymus, der bei dieser Eröffnung wohlgefällig das breite Maul auseinanderzog, und ihn von jetzt an ruhig mit Zilla scherzen und lachen ließ, während er zusah und vergnügt die Hände rieb. Uebrigens war er, mochte er es sich immer einbilden, auch nicht Hahn im Korbe, dazu hätte er kühner auftreten müssen.

Sie wäre Hieronymus unbedenklich zum Altar ge-

folgt, hätte er sie nur vor den Altar führen und dann versorgen können! So betrachtete sie ihn zwar freundlich als einen von den vielen, von einer lebhaften Neigung war aber keine Spur.

In seinem Innern loderte das Feuer um so heftiger, je weniger er ihm Freiheit gestattete. Sie mußte doch längst wissen, was er fühlte, dachte er oft. Eine Kokette hätte ihn von Stufe zu Stufe auf das Eis gelockt, dazu war sie jedoch zu ehrlich oder zu derb, es fiel ihr nie ein, ihn zu ermuntern oder zu reizen.

Selbständig aufzutreten war seine Natur nicht angelegt, er hätte wohl am liebsten den Vater geschickt, um beim Müller zu werben. Uebrigens war er zufrieden, daß alles stand, wie es stand; er konnte sie ohne Hindernis besuchen, anschauen und heimlich liebhaben; niemand klatschte deswegen, denn die Leute auf dem Lande setzen nicht gleich voraus, daß einer, der mit einem Mädchen ein bißchen fein tut, deswegen Ernst machen muß.

So kam wieder die Vakanz. Sebastian hatte längst schon versprochen, Zilla einmal zu Innsbruck herumzuführen. Er bat sich daher beim Zeindl das Wägelchen aus, der alte Schimmel wurde vorgeführt, Hieronymus, der Ueberglückliche und das Mädchen stiegen ein und so kutschierte er sie durch die Hallerau. Er sah sich dabei oft nach dem hübschen Bäschen, mit dem er in der Stadt paradieren wollte, um, so daß er den Wagen beinahe in einen Graben geworfen hätte; es sollte aber noch besser kommen. Als er zu Innsbruck in die Neustadt fuhr, wollte er ihr in dem Schaufenster

eines Kaufmanns einige schöne Sachen zeigen; während er, den Kopf umgewandt, mit der Peitsche hinwies, gab er mit der Linken dem Zügel einen Riß, die Deichsel fuhr in die Scheiben eines Juweliers, und der Gaul streckte erstaunt ob dem Weg, den man ihm anwies, die Nase in den Laden.

Lautes Geschrei erschallte von allen Seiten, das Volk lief zusammen, die Brüder mußten den Schaden ersetzen und hatten dazu auch noch den Spott. Das Mädchen schämte sich, Hieronymus brummte, Sebastian machte sich aus dem Ganzen nicht viel und riß selbst Witze über das Abenteuer.

Die Geschichte wurde aber in Hall ruchbar, man dichtete Spottliedlein, es gab Vorwürfe und Verweise, Hieronymus besuchte die Mühle weniger häufig als früher und so wurde er denn eines Sonntags mit der Neuigkeit überrascht, daß — Zilla Braut sei. Ein junger Bauer aus Pradl, der schon öfters mit dem Müller geschäftlich verkehrt hatte, meldete sich, wies einen bedeutenden schuldenfreien Besitz aus, er gefiel dem Alten und die Tochter sagte nicht nein.

Hieronymus erblaßte, dann schoß ihm das Blut ins Gesicht, er wußte weder was er tun, noch was er reden sollte.

„Nun," rief die Müllerin, „wünschest du deinem Bäschen gar nicht einmal Glück?"

Er schwieg noch immer.

Dann weckte ihn das Gelächter der Knechte, welche auf der Ofenbank saßen, aus seiner Erstarrung, erschrocken blickte er im Kreise herum, er schien sich erst

jetzt auf alles zu besinnen und stotterte endlich: „Ich wünsche ihr so viel Glück, als sie um mich verdient."

Er nahm seinen Hut. „Ich werde dir," sagte er zu Zilla, ohne ihr die Hand zu bieten, „für die Aufrichtigkeit und Freundschaft, die du mir bewiesen, stets dankbar sein, und wär's hundert Jahre!"

Er ging, ohne die Türe zu schließen.

Ein tiefer Schmerz hatte sich des ganzen Menschen unwiderstehlich bemächtigt, er suchte ihn kaum zu verbergen; zu Hause beachtete man ihn anfangs nicht, man war ja sein schweigsames Wesen, seine Zurückhaltung gewohnt. Endlich erregte das bleiche Gesicht, die trüben Augen, die eingefallenen Wangen bei der Mutter Sorge, sie fragte ihn, ob er krank sei; dunkles Rot übergoß sein Antlitz.

„Du fieberst ja," rief sie ängstlich, „man muß dir den Doktor holen."

Er machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, es werde sich schon alles von selbst geben.

Sebastian konnte er nicht täuschen, denn dieser hatte von der Verlobung erfahren und brachte den traurigen Zustand des Bruders alsogleich damit in Zusammenhang.

Als sie allein waren, drang er mit aufrichtiger Teilnahme in ihn; fast unwillig wies Hieronymus ihn anfangs zurück, endlich gestand er, überwältigt von seinen Gefühlen, alles; sonst war er einsilbig, jetzt sprudelten die Worte durcheinander, wie sie Liebe und bereits erwachende Rachsucht ihm entrangen.

Daß sich das Verhältnis Zillas zum Bauern nicht

mehr ändern lasse, darüber wurde er in den letzten Tagen, wo er alles nach jeder Richtung überlegte, völlig klar; er hatte nur mehr den dunklen Drang, auch seinerseits einen Schritt zu tun, der ihn vor sich selbst von der Vergangenheit befreien und die Last derselben auf das junge Paar wälzen würde.

Sebastian begriff eigentlich von diesen Dingen wenig, um so weniger, weil er die gleiche Angelegenheit ohne viel Herzbrechen abgetan, allein er fühlte Mitleid und riet Hieronymus, er möge nur nicht den Spott der Welt auf sich ziehen, das Haus des Müllers besuchen wie vordem und sich allmählich zurückziehen.

Sebastian erbot sich, zuerst hinzugehen.

Er pflückte im Garten die schönsten Blumen, warf sie auf die Bank und lud den Bruder ein, ihm beim Binden eines Straußes, den er Zilla glückwünschend überreichen wolle, zu helfen.

„Lieber greif' ich glühendes Eisen an," rief Hieronymus zurücktretend, „als die Blumen zu einem Strauße, den sie vielleicht noch heute abend ihrem Bauern vorsteckt."

„Meinetwegen mag sie ihn einem Bock zu fressen geben," sagte Sebastian lachend und begann zu wählen und zu binden.

Er war fertig und machte sich auf den Weg.

Die Müllerin und Zilla saßen vor dem Hause auf der Bank. Sich zierlich verneigend, bot er dem Mädchen den Strauß: „Eigentlich wär' der Brauch," sagte er, „daß du gleich, nachdem du die Sache richtig gemacht, deinen Lotter der künftigen Verwandtschaft

vorgestellt hättest, allein die alten Sitten kommen aus der Mode und so bin ich denn hierher geeilt, dir wie einem Stadtfräulein meine Aufwartung zu machen und Glück zu wünschen."

„Nun, das freut mich," entgegnete Zilla, „daß du mir nichts für übel hast!"

„Ich für übel?" rief Sebastian und blickte sie scheinbar verwundert an.

„Du nicht," erwiderte die Müllerin, „aber dein Bruder, der hat sich ja die Zilla eingebildet und ist nun, weil er so lange nicht kommt, bös darauf, daß sie ihn nicht mochte. Neben den Pradler darf er sich halt doch nicht stellen."

„Die Söhne meines Vaters," sprach Sebastian verletzt, „sind nicht schlechter als der des Bauern zu Pradl. Uebrigens irrt Ihr, wenn Ihr meint, Hieronymus sei verdrießlich, weil Zilla heiratet. Glück auf und schönes Wetter! Er ist ein tüchtiger Arbeiter und mir ist gar nicht bange, daß er mir zurzeit eine Schwägerin bringt, so gut wie Eure Zilla, der ich übrigens nichts herabtue."

Das Mädchen rümpfte die Nase, Sebastian bemerkte es und fuhr spöttisch fort: „Verdrießlich ist er allerdings, aber nur weil Ihr ihm vor der Verlobung gar nichts mitteiltet und ihn die Nachricht wie das gloria in excelsis gewissermaßen aus den Wolken überraschte. Ihr kennt ja seine Empfindlichkeit!"

„Er soll tun, wie er will," entgegnete die Müllerin, „das kümmert uns wenig!"

„Nur nicht so oben aus, Base!" sprach der Student,

„jetzt lassen wir das gut sein, er mag es selbst mit Euch abtun."

Sebastian war innerlich tief verstimmt, da er jedoch nichts merken lassen wollte, so überbot er sich im Lauf der Unterhaltung an Witz und Humor, so daß die beiden Frauen gar nicht aufhörten zu lachen.

Nachdem er sich verabschiedet, sagte Zilla zur Mutter: „Ein Student ist halt doch das flotteste Ding von der Welt, schad', daß sie nicht heiraten können!"

„Du red' nicht so neben dem Pradler," entgegnete die Alte brummend, „die Mannsleute sind oft eifersüchtig."

Hieronymus befolgte treulich den Rat des Bruders, der indes nach Ablauf der Ferien wieder zu den Studien gekehrt war; er ging von Zeit zu Zeit in die Mühle, fast wie früher, auch sein Betragen schien nicht anders, sein Gemüt arbeitete noch immer, ohne die verschiedenen Strömungen zu zeigen. Er hörte ruhig zu, wenn vom Pradler die Rede war, nur einmal, wo Zilla jenen lobte, zuckte er auf in der Meinung, es geschehe, um ihn herabzusetzen. Er hatte ihn nie gesehen, sein Widerwille steigerte sich aber zu dunklem Hasse, als er hörte, jener habe geschworen, ihn, sollte er mit ihm bei Zilla zusammentreffen, durch die Tür hinauszufußeln. Er ballte heimlich die Faust und wünschte fast eine Begegnung mit dem glücklichen Nebenbuhler; eine Entladung des mehr und mehr anschwellenden Grolles sollte ihm, wie früher manchmal, die Seele erleichtern.

Der heilige Abend war angebrochen. Dort besuchen die Bursche ihre Bekannten, es steht der Weihnachtszelten, nachdem ihn der Liebhaber angeschnitten, auf dem Tische, jeder kostet ein Stück davon und läßt sich den Branntwein oder Likör, der dazu geboten wird, schmecken. Hieronymus ging nachts zum Müller, schon vor der Tür hörte er lustiges Gelächter aus der Stube, er schaute durch eine Spalte des Ladens hinein: neben Zilla saß der Pradler, ein junges Bürschlein mit keckem Gesicht, das ein Bärtchen zierte, aufgedreht wie die Schwanzfeder eines Enterichs. Sie kosten miteinander, während die Mutter kaum wehrte und lächelnd zusah — der Vater war noch nicht nach Hause gekehrt.

Hieronymus stieß einen dumpfen Laut des Unwillens aus; er mußte sich erst sammeln, dann trat er in die Stube. Der Bauer warf ihm einen finstern Blick zu.

Jener grüßte Mutter und Tochter, ohne ihn zu beachten, und legte den Hut, den einige Federn schmückten, auf den Tisch; der Pradler stürzte ein Glas Schnaps hinunter und summte dann das Schnadahüpfl:

„Zu Pradl da droben
Ist a Hendl verreckt,
Und a Absamerbua
Hat die Federln aufg'steckt."

Zilla reichte Hieronymus, der ihrem Bräutigam verächtlich den Rücken wendete, ein Stück Zelten; er kostete davon, lobte ihn, wie es der Brauch, und holte

aus der Tasche ebenfalls eine große Schnitte. „Sie solle versuchen, wie ihn seine Mutter gerichtet."

Zilla brach ihn entzwei und reichte dem Pradler davon. Dieser, der Hieronymus für feig hielt, weil er sein Trotzlied ohne Erwiderung hingenommen, warf sein Stück auf den Boden und rief höhnisch: „Den Dreck mag ich nicht!"

Hieronymus zitterte: „Hätt' ich dich vor der Tür," rief er, „ich wollt' dir die Ohren recken!"

„Du willst meinen Schwiegersohn schimpfen?" schrie die Müllerin.

„Schon dein Schwiegersohn!" entgegnete Hieronymus, „nun ja," setzte er spöttisch bei, „mich kümmert's nicht, wenn er bei Zilla vor der Messe zum Opfer gegangen ist."

Die Röte der Scham brannte auf den Wangen des Mädchens.

Der Bauer sprang auf und faßte Hieronymus bei der Gurgel. Er hatte sich jedoch verrechnet. Der junge Schmied, stets gewohnt, den schweren Hammer zu schwingen, besaß eine furchtbare Kraft, die noch durch Wut gesteigert ward; er riß sich los, daß die seidene Halsbinde platzte, packte den Gegner beim Schopf, wirbelte ihn ein paarmal im Kreise und schleuderte ihn vor die Füße des Mädchens, daß alle Glieder krachten.

„Nun sieh," rief er, „wer besser ist! Behalt' ihn dir, und wenn du glaubst, ich habe dich je lieb gehabt, so glaub' es! Jetzt haß' ich dich wie die Großmutter

des Teufels. Selbst am Tor der Ewigkeit verzeih' ich dir die Beleidigung nicht, die du mir angetan."

Der Pradler wollte sich aufrichten, Hieronymus stieß ihn zurück und verließ, die Türe unter höhnischem Gelächter zuschlagend, das Haus.

So schien die Sache abgetan, Hieronymus hatte jedoch dadurch, daß er gewaltsam alle Fäden zwischen sich und Zilla zerrissen, noch nicht Ruhe gewonnen. Es brachen traurige Tage für ihn an, Liebe und Haß wogten in seiner Brust, immer und immer wieder tauchte das Bild des Mädchens vor dem dunkeln Hintergrunde streitender Gefühle auf; hätte sie ihm heute die Hand geboten, er würde, alles vergessend, der glücklichste Mensch geworden sein. Wenn er aber wieder des Nachts zur Mühle schlich, durch das Fenster guckte und das verlobte Paar nebeneinander auf der Bank sah, überwog der Groll und er hätte beide zerschmettern mögen. Einmal konnte er nicht schlafen, er zog die Kleider an und verließ das Haus. Ehe er daran dachte, stand er vor der Mühle; dort im Schatten des Vordaches war Zillas Kammer, er trat näher — eine Leiter lehnte am Fenster. Hieronymus knirschte vor Wut, indem er an den Pradler dachte, denn wer anders sollte wagen zu fensterln? Er horchte durch die Nacht, es schien ihm, als höre er Gelispel. Jetzt kannst du dich rächen! flüsterte es in sein Ohr, zünd' ihnen das Nest über dem Kopf an! — Er griff in die Tasche, hatte jedoch kein Feuerzeug bei sich.

Da kam ihm ein anderer Gedanke, er hob Steine auf und warf sie in das Fenster der Kammer, wo der

Müller schlief. Prasselnd sprangen die Scheiben. Als der Pradler, vom Lärm erschreckt, um zu fliehen, den Fuß auf die Sprossen der Leiter setzte, rückte sie Hieronymus weg, so daß er herunterpurzelte. Dann sprang er auf den Hügel nebenan und weidete sich eine Zeitlang an der Verwirrung und dem Geschrei, das im Hause losging. Er sah, wie der Pradler auf allen Vieren in eine Staude kroch, es juckte ihn, dem unglücklichen Liebhaber noch das Wams auszuklopfen, da erinnerte er sich zur rechten Zeit an die zahlreichen Knechte des Müllers und ging heim.

Die Hochzeit war auf den Faschingsonntag festgesetzt. Der Müller hatte die ganze Verwandtschaft eingeladen, nur den Schmied nicht, obgleich beide in keiner Feindschaft lebten. Er entschuldigte sich deswegen auch bei ihm und gab als Grund an, daß er jeden ärgerlichen Auftritt zwischen den Buben vermeiden wolle. Die Vetterschaft solle deswegen nicht zu Brocken sein. Das war dem Schmied auch recht.

Die Hochzeit wurde zu Pradl mit allem bäuerlichen Prunke gefeiert. Nach dem Mahle ist es der Brauch, mit den Gästen herumzuziehen von Wirtshaus zu Wirtshaus bis spät in die Nacht.

Ebenso ist bekannt, daß die Burschen eines Dorfes es sehr übel nehmen, wenn ein Mädchen aus der Gemeinde wegheiratet, insbesondere ein hübsches und reiches. Diese pflegen dann meist in einem Wirtshause, wo die Runde ankehrt, zu passen, um Streit zu suchen. Dann geht eine tüchtige Keilerei los, sonst wäre eine Bauernhochzeit ebensowenig vollständig, als

ohne Kalbskopf mit dem Lorbeerzweig im Maul. Die Absamer hatten sich in der Redoute zu Innsbruck zusammenbestellt, dort wollte nämlich der Brautzug mittanzen. Für Hieronymus war es ein Ehrenpunkt, dabei zu sein.

Der Student traf die Gesellschaft im Saale an einem Tisch beim Wein; er wußte nichts von ihrer Absicht und setzte sich wohlgemut zu ihnen. Da hörte man auf der Gasse jauchzen und jodeln, die Bursche stießen einander an. Der Zug erschien im Saale, voran der Pradler und Zilla, beide festlich geschmückt, er einen Strauß an der Brust, sie den Kranz von Rosmarin und Goldflinserln auf dem Kopf.

Ein Absamer sang:

„Der Geldsack, der Mehlsack,
Die sind bei einand,
Und im Geldsack, und im Mehlsack
Da ist nichts als Sand.“

Die Kameraden des Pradlers zogen die Schlagringe aus der Tasche und steckten sie an den Finger: einen Reif aus Eisen oder Silber, an dem ein schwerer kantiger Knopf angelötet ist; gar mancher Bauernbursche hat einen Schlag schon mit dem Leben, der Gegner im Zuchthaus gebüßt. Die Absamer schauten spöttisch zu.

Ein Pradler sang:

„Ihr Absamer Buab'n
Tut's Maultrommel wöck,
Sonst schlagen wir'n Takt euch,
Daß's kriegt blaue Flöck!„

Ein Absamer stand auf, jauchzte und erwiderte, die Hände im Hosenträger:

„A Kranzl willst tragen?
Hast's lang schon verlor'n,
Wir tun dir eins binden
Aus Stroh und aus Dorn!"

Nach diesem Wechselgesange rückten die Gegner drohend aufeinander los.

Hieronymus brach den Fuß von einem Stuhl und eröffnete den Angriff auf den Pradler. Mit einem schweren Schlage streckte er ihn hin, daß das Blut von den Schläfen troff. Zilla schrie laut, Hieronymus deutete hohnlachend auf den Gefallenen und suchte einen anderen Gegner.

Gleichzeitig begann mit Trompeten und Pauken ein Walzer, im Saal entspann sich ein furchtbarer Wirrwarr, die Polizei fuhr dazwischen und trennte die Kämpfer.

„Laßt mich auf den Spitzbuben los!" schrie der Pradler, der sich wieder erhoben hatte, wütend. Ein Soldat hielt ihm das gefällte Bajonett entgegen. Er taumelte zurück.

„Wart' nur," rief Hieronymus mit geballter Faust, „ich werd' dir heut' das Nest wärmen, daß dir die Hölle dagegen zu kalt ist!"

Sein Gesicht trug einen dämonischen Ausdruck, er verschwand in der Menge. Die Polizei, nicht imstande, beide streitbare Mächte zu arretieren, wies sie aus dem Saal fort, der Kommissar beschied sie jedoch auf den

nächsten Morgen ins Amt, dort sollte ihnen ihr Trinkgeld ausgezahlt werden.

Es mochte etwa drei Uhr morgens sein, als plötzlich die Klänge der Feuerglocke Innsbruck aus dem Schlaf emporschreckten. Gegen Südosten war der Himmel gerötet, die Spritzen rasselten nach dieser Richtung fort — nach Pradl, wo das Haus des neuvermählten Bauern lichterloh in Flammen stand. An ein Löschen konnte niemand denken, kaum, daß es gelang, die Stalltüre aufzureißen und das Vieh zu befreien, mit solcher Heftigkeit raste die entbundene Lohe. Das Feuer brach schon aus allen Lücken und Fenstern, als es die Nachbarn bemerkten und zu Hilfe eilten, die Bewohner des Hauses wurden davon so überrascht, daß sie kaum Zeit fanden, das nackte Leben zu retten. Der junge Bauer und sein Weib, welche über die brennende Stiege nicht mehr zu entrinnen vermochten, liefen angstvoll im Hemde auf dem Söller hin und her, während die Flammen aus den Fenstern schon nach ihnen züngelten. Mutige Männer holten sie mit Leitern herab. Bei dem schrecklichen Ernst des Ereignisses fühlte niemand das Komische dieser Szene — niemand? —

Hinter dem dicken Stamme eines Apfelbaumes im Anger grinste ein Gesicht — Hieronymus!

Bis auf die Grundmauer stürzte Haus und Stadel nieder; als man des Morgens den Schutt wegzuräumen begann, schaufelte ein Knecht verkohltes Gebein aus der Asche, eine alte Magd war verbrannt. Anfangs vermißte sie niemand.

Kein Mensch zweifelte, daß das Feuer von Frevlerhand gelegt worden; schon die ersten Erhebungen leiteten auf Hieronymus. Er wurde noch am nämlichen Tage vom Amboß weggeholt. Als er das Unheil, welches er angerichtet, in vollem Umfange überschaute, als zur Anklage auf Brandstiftung noch der Tod der alten Magd kam, erwachten die Furien in seiner Brust, welche bisher das Verbrechen nicht gekannt hatte, schluchzend, an sich und Gott verzagend, legte er über alles Geständnis ab. Er hatte das Haus angezündet und zwar an mehreren Punkten zugleich. Weil dabei ein Mensch zugrunde gegangen, lautete das Urteil auf Tod.

Wenden wir uns zu Sebastian. Auch er wurde mit in das Unheil verflochten. Die Untersuchung ergab, daß er an der Rauferei teilgenommen, er wurde von der Universität ausgestoßen. Den Schmerz und Jammer im Hause der Eltern kann sich jeder leicht vorstellen. Die Tage, welche auf die Verhaftung des Hieronymus folgten, waren feucht von Tränen, die Lieblosigkeit der Menschen, die sich in die Heuchelei des Pharisäers hüllte, schärfte das Bewußtsein der Schmach — und erst die Stunde des Abschiedes, ehe der Verurteilte den Todesgang antrat!

Auf dem Rückweg nach Hall hörten seine Leute den Klang der Pfarrglocken von Innsbruck, der alte Vater sank weinend an einem Feldkreuz nieder und umklammerte es mit den Armen, die Mutter stammelte die Gebete für Sterbende — es war ihr Sohn am Galgen!

Zum erstenmal schaute Sebastian in die unermeßliche Tiefe menschlichen Jammers, er empfand ihn mit und flehte mit gefalteten Händen zum Himmel, daß er ihnen wenn nicht Erlösung, doch Stärke verleihe, ihr Verhängnis zu tragen.

Endlich hatten sie Absam erreicht. Der alte Schmied ging wochenlang nicht aus dem Hause, die fromme Mutter wagte sich nur im Morgendunkel nach Hall in die Frühmesse, und weinte sich dort die Augen rot — die sogenannte Gerechtigkeit der Menschen trifft ja auch den Schuldlosen! Sebastian legte wieder das Schurzfell an und ergriff den Hammer. Er arbeitete mit unermüdlichem Fleiße, aber die schrecklichen Bilder, welche ihn verfolgten, wurde er nicht los, das Leid der Eltern brach ihm fast das Herz.

Sollte es keinen Trost mehr für sie geben? Wohl hing das Auge der Mutter traurig an ihm, er sah es und dachte daran, wie sie sich darauf gefreut, daß er als Priester die Zierde des Hauses sein werde. Seine Lust am Leben war wie die erste Blüte des ersten Frühlings vom Reif versengt; was sollte er von der Zukunft hoffen?

An einem Sonntag morgens wanderte er langsam nach Innsbruck. Die Lerchen stiegen aus allen Feldern freudig jubelnd, er sandte seine Gebete wie ihre Lieder in den offenen blauen Himmel, daß sein Entschluß allen zum Segen gedeihe. In Innsbruck suchte er das Kapuzinerkloster, zögernd ergriff er das Kreuz, welches die Stelle des Glockenringes vertrat, Schlüssel rasselten, und der Pförtner fragte um sein Begehr.

Er führte ihn auf seinen Wunsch zum Guardian. Diesem trug er mit warmer Beredsamkeit seine Angelegenheit vor und bat ihn schließlich um Aufnahme, und wär' es nur als Laienbruder. Der vielerfahrene Mönch prüfte ihn mit forschendem Auge und forderte ihn auf, nach drei Stunden Generalbeichte über sein ganzes Leben abzulegen.

Sebastian verbrachte die vorgeschriebene Zeit in einem Winkel der Kirche, dann verfügte er sich wieder in die Zelle, wo ihn jener bereits erwartete.

Er beichtete offen und ohne Hinterhalt, der Mönch sprach ihn los von der Vergangenheit und öffnete ihm das Tor einer neuen Zukunft: „Du bist," sagte er, ihm freundlich die Hand reichend, „als Noviz aufgenommen, morgen legst du den alten Namen ab und zur Kutte, als Zeichen, daß du ein neuer Mensch werdest, einen neuen an. Heiße in Zukunft Theodorus, Gottesgabe, denn der Friede soll dir kommen als eine Gabe Gottes, und du sollst andern, die bedrängten Herzens sind, diese Gabe verleihen, weil du selbst ein bedrängtes Herz getragen!"

Froh eilte er nach Hause. Die Eltern staunten ihn verwundert an, als er lächelnd eintrat. Nachdem er seinen Entschluß mitgeteilt, klärte sich auch ihr Antlitz zum erstenmal seit jenem Unglückstage, zum erstenmal funkelte wieder Wein auf dem Tische.

Als er jedoch am nächsten Morgen in aller Frühe vor ihnen niederkniete und fromm ihren Segen für den neuen Beruf erbat, konnten beide die Tränen nicht zurückhalten.

„Bring' uns die Ehre wieder!" sagte der Alte und hob die Hand.

„Ich will beten für die Lebendigen und für die Toten!" erwiderte er schluchzend und erhob sich.

Sie begleiteten ihn noch eine Strecke über Feld.

Wir übergehen die paar Jahre theologischen Studiums, eben ausreichend, ihn zur Priesterweihe vorzubereiten, und freuen uns mit der wackern Familie, die sich erst an dem Tage, wo er in der Kirche zu Absam primizierte, allen Nachbarn wieder gleichwertig fühlte. Das Volk glaubt, daß bei dieser heiligen Handlung der junge Priester eine arme Seele vom Fegfeuer losbeten könne, sie erscheine ihm dann, wenn er die Hostie zum Himmel hebe. Sebastian, oder wie er jetzt heißt, Theodor habe nun, als er es tat, plötzlich zu zittern angefangen, auf dem Altar sei ein heller Schimmer niedergeflossen, der schwache Abglanz von dem leuchtenden Geist des hingerichteten Hieronymus, der sich in jener Minute emporgeschwungen zu den Chören der Engel, um dort neben dem rechten Schächer und andern Büßern Platz zu nehmen. So murmelte man, ein Schimmer der Ehrfurcht, mit der man den Mönch betrachtete, ging auch auf seine Eltern über, die von nun an ein ruhiges Alter führten und an die Vergangenheit nicht mehr mit Schmerz, sondern mit Wehmut dachten. Dem Pradler hatten sie längst schon den Wert seines abgebrannten Hauses aus dem Betrage der Erbschaft, die auf Hieronymus einst getroffen hätte, bezahlt, und

durften auch in dieser Rücksicht keinen Vorwurf fürchten.

Der junge Mönch gab sich einem streng asketischen Leben hin. An der nackten Wand der Zelle hing ein Kreuz, das Hieronymus sterbend in der Hand getragen, darunter eine Geißel aus den Stricken, mit denen man ihn gebunden; Theodor schwang sie nur zu oft, das zeigten die Blutspuren an den Knoten, ein Totenkopf lag als beständiges memento mori auf dem ungehobelten Tische. Es schien, als wollte er den Himmel im Sturm erobern; daß er nicht mehr fern vom Tore desselben sei, zeigte das hohle Auge, die eingefallene Wange, der fleischlose Arm. Bald kam er in den Geruch der Heiligkeit, den ich meinen Lesern freilich nicht beschreiben kann, weil ich ihn nie an mir getragen, er lockte jedoch alle Betbrüder und Betschwestern in der ganzen Gegend, die ihn als ihr Orakel betrachteten und überglücklich waren, wenn sie ein Stück seiner Kutte mit den Lippen berühren durften.

Er wäre in dumpfem Mystizismus untergegangen, hätte ihn nicht der Rest gesunder Natur, den er aus dem Volke mitgebracht, mit dem er noch immer verkehren mußte, gerettet.

Er sah ein, daß das Christentum die Religion der Liebe sei, die Liebe will aber die Tat und nicht bloß die leere Gesinnung; da überzeugte er sich bald, daß die Frommen, die Gebete murmelten und Rosenkränze lispelten, nicht immer die Guten seien. Er merkte, daß sie sich durch ihre Tugend mit dem Himmel abfinden wollten, um geschirmt vom Mantel der Heuchelei die

Erde desto rücksichtsloser auszubeuten. Er erinnerte sich, daß Christus ein farbiges Kleid getragen, Gastmahle und heitere Gesellschaft besucht und nicht auf jene gehört habe, die nur „Herr, Herr!“ zu ihm sprachen.

Allmählich öffnete er wieder die Augen, je mehr seine Erfahrung wuchs, desto mehr wandte er sich von Betschwestern und bigotten Heuchlern ab; am liebsten hätte er jetzt den Strick von der Wand gerissen, um sie auszujagen für immer. Sie verloren sich auch allmählich wie das Ungeziefer, wenn frische Luft durch den Raum streicht.

Im Jahre 1848 bin ich mit dem Galgenpater an der welschen Grenze zusammengetroffen. Er war mit den Schützen als Feldkaplan ausgerückt und saß mitten unter ihnen lustig zechend, lustiger als alle, doch fiel an der Tafelrunde kein unanständiges Wort, ebensowenig wurde, wo er mittat, ein Rausch geliefert. Ohne die Burschen bevormunden zu wollen, was sie nicht geduldet hätten, wußte er sie mittelbar so zu leiten, daß in dieser Kompagnie ausgezeichnete Ordnung herrschte und ihm der Hauptmann zu Dank verpflichtet war. Unser Pater verließ aber seine Buben auch dann nicht, wenn die Kugeln pfiffen; die Hostie in einer Kapsel auf der Brust, ließ er sich durch keine Gefahr schrekken, Verwundeten, gleichviel ob Freund oder Feind, den letzten Trost zu reichen. Darum freute es jeden, als ihm nach dem Kriege der Kaiser das goldene Verdienstkreuz verlieh. Da fragte wohl mancher, wenn er bei feierlichen Gelegenheiten den Mönch mit dem Orden

auf der braunen Kutte sah, wer das sei und wenn er es erfahren, nahm er voll Ehrfurcht den Hut ab.

Seit 1848 verlor ich ihn aus den Augen, bis endlich eine drollige Geschichte durch das Land lief, wo er eine Rolle spielte und eine der Hauptpersonen für mich noch nebenbei ein kleines Interesse hatte .Es war ein junger Bauer, der einige Jahre zu Innsbruck studiert und nachdem sein älterer Bruder gestorben war, sich heim begeben und dort die Wirtschaft des elterlichen Gutes übernommen hatte. Ein lieber, wackerer Bursche, nicht ohne Talent, ergriff er den Pflug statt der Feder, indem er weder zum Beamten noch zum Geistlichen Lust spürte. Sein Haus stand auf dem Vorsprung einer kleinen Hochebene, wo sich Maisäcker und Wiesen im reichen Wechsel ausdehnten, zur Seite fiel sie steil gegen den Inn ab und ließ nur der Poststraße nach Telfs Raum. Wo diese von den Felsen in die flache Au springt, lehnt am Abhange ein Bauernhaus fast versteckt zwischen uralten Obstbäumen, welche eine Mauer umfaßt. Vielleicht ein ehemaliger adeliger Ansitz, darauf scheint auch ein mehr und mehr abblätterndes Wappen mit allerlei heraldischem Vieh hinzudeuten. Das Gut droben hieß beim Däumling, das untere beim Riesling und wie zwischen Zwergen und Thyrsen waltete auch zwischen beiden Familien uralter Stammeshaß, welcher auch auf die Witwen der letzten Besitzer vererbte.

Nach einer Sage sollten die Zwerge droben Steingerölle auf das Gut der Riesen geschüttet und diese

dann einige derselben an Tannen gehängt haben. Sei dem wie ihm wolle, die Däumlinge waren kurzstockig aber kraftvoll, die Rieslinge reckenhaft und schnell beweglich, jene schwarzäugig, schwarzhaarig und krausgelockt, diese in und auswendig germanisch, ob auch immer christlich, lassen wir dahingestellt. Der letzte Sprößling war oben der junge Bauer, unten die hübsche Rosel, mutwillig und lustig, daß man lachen mußte, wenn man sie nur ansah. —

„Romeo und Julie?" Nun ja, die Mütter setzten die Fehde der Montechi und Capuletti fort, warum hätten sich die Kinder nicht lieben sollen? Führte sie doch derselbe Weg in die Schule, hatten sie doch schon oft von den Eltern Schläge bekommen, wenn sie beieinander ertappt worden waren. Wofür man leidet, das liebt man! Während der Studienzeit wuchs sie zur Jungfrau, er zum Jüngling, beide einander würdig in jeder Beziehung. Sie kümmerten sich nicht um den alten Hader, sondern wechselten junge Küsse, bis endlich das Schicksal keifend in Gestalt der Mütter dazwischen fuhr, ohne daß es jedoch vermochte, sie zu trennen. Beide erklärten rundweg, jene möchten sich zausen bis zum letzten Atemzug, sie wollten einander heiraten und lieb haben bis zum letzten Atemzug. Die Einwilligung war aber von keiner Seite zu erlangen.

Da nahm Däumling seine Zuflucht beim Galgenpater, der sich damals in Telfs aufhielt und zwischen feindlichen Nachbarn gern und mit Erfolg die Stelle des Friedensrichters vertrat. Dieser benützte die Osterzeit, indem er den zornigen Weibern das Leiden Christi

vorstellte, an dessen Wirkung sie nur teilnehmen könnten, wenn sie wie er dem Feinde verzeihen und sich vor dem Altar versöhnen würden. Jede versprach ihm unter Tränen, dieses zu tun; er verabredete eine Stunde, wo sie in seiner Gegenwart zusammentreffen sollten. Sie kamen, die eine von rechts, die andere von links, und als sie einander erblickten, erwachte der alte Groll, wie Basilisken schauten sie einander an und keine sprach ein Wort. Der Pater trat zwischen beide und faßte sie bei den Händen, sie rissen aus.

„Um Christi willen!" sagte er sanft.

„Die Däumlingin soll mir zuerst abbitten," sprach die eine, „dann will ich ihr verzeihen!"

„Ich dir abbitten?" schrie die andere, „für alle die Laster, mit denen du behaftet bist?"

Eine Rede gab die andere, wie Furien wollten sie mit den Nägeln aufeinander los, so daß der Pater Mühe hatte, sie zu trennen und fortzutreiben.

Tief betrübt ob solcher Hartherzigkeit ging er ins Kloster zurück.

Als sie am Gründonnerstag zum Kommunionstisch kamen, verweigerte er beiden die Hostie, ein Fall, den noch niemand erlebt hatte und der daher das größte Aufsehen erregte. Um so grimmiger haßten sich jetzt beide, denn jede betrachtete die andere als die Ursache dieser Schmach.

Oft muß, wer nicht will.

Der Hochsommer war schon angebrochen, dieses Jahr ausgezeichnet durch die Heftigkeit seiner Gewitter. Ein schwüler Nachmittag drückte auf das Land, all-

mählich stiegen die Wolken schwarz und dicht über den Grat der Berge, Menschen und Tiere suchten eine Zuflucht, nur der Galgenpater war noch auf dem Wege nach Telfs, eilig, eilig, das Kloster vor dem Ausbruch zu erreichen.

Schon fing es an zu tropfen, ein Blitz zuckte blendend über das Tal, und unmittelbar darauf folgte der Donner. Theodor sah ein, daß er umsonst laufe und sich entweder auf einem Felde seinem Schicksale ergeben oder bei der Riesling, deren Haus nur wenige Schritte entfernt lag, Unterkunft erbitten müsse. Fast wollte er das erste tun, so groß war sein Unwille über die Unversöhnlichkeit des Weibes, da trat sie aber aus der Tür und lud ihn freundlich ein. Er stand noch unentschlossen, jetzt schaute Rosel aus dem Fenster, sie machte eine bittende Gebärde und er mochte nicht mehr widerstehen. Vielleicht gelingt dir heute, dachte er im stillen, was bisher mißlang, faßte jedoch den Vorsatz, nicht von der Sache anzufangen, es sei denn die Bäuerin beginne, um nicht den Eigensinn herauszufordern. Ueberdies hoffte er, der Sturm werde bald vorübergehen und ihn so aus der unangenehmen Lage befreien.

Der Sturm brach los. Der Pater murmelte aus seinem Brevier den Wettersegen, das Ungewitter hörte jedoch nicht auf und so mußte er sich wohl oder übel entschließen, hier zu übernachten.

Die Bäuerin wies ihm Rosels Kammer an und nahm diese zu sich. Ermüdet vom Tagesmarsch in der brennenden Hitze legte er sich bald zu Bette und ent-

schlief nach einem kurzen Gebete, während der Regen noch immer heftig an die Scheiben klopfte, das Grollen des Donners jedoch sich in der Ferne verlor. Die Nacht mochte schon ziemlich vorgerückt sein, als ihn ein leises Klirren am Fenster weckte. Er hob den Kopf; das Zimmer war dunkel, draußen leuchtete aber der Mond, so daß sich eine männliche Gestalt, eben im Begriff hereinzusteigen, deutlich an dem hellen Hintergrund abzeichnete. Er wollte rufen in der Meinung, es sei ein Dieb, dann aber besann er sich rasch eines andern und verhielt sich mäuschenstill. Der Fremde schlich auf den Zehenspitzen zum Bette und flüsterte mehrmals: „Rosel, Rosel!"

Als er keine Antwort erhielt, tastete er mit der Hand auf die Decke und griff an den Bart des Kapuziners. Erschrocken fuhr er zurück und sagte leise: „Rosel, tut dir der Zahn weh, daß du dir einen Kuhschwanz vorgebunden hast."

Keine Antwort.

Nun beugte er sich, um das geliebte Mädchen mit einem Kuß zu wecken, rasch fuhr der Kapuziner mit den Händen aus der Decke, packte ihn bei den Ohren und schüttelte ihn derb. Lärm und Gepolter . . . Da öffnete sich die Türe, die Bäuerin, ein Leintuch wie einen Rittermantel um die Schultern geschlungen, erschien mit dem Lichte, blieb aber mit offenem Maul stehen, als sie den Pater und seinen Gefangenen erblickte. Es war der junge Däumling.

Sobald sie ihn erkannte, schrie sie zornig: „Da hat man's! Zum Stehlen kommt der Lump. Halten Sie

ihn fest, Hochwürdiger, ich hole die Knechte und laß ihn gebunden ans Gericht liefern."

„Pst!" sagte der Pater, „laßt die Knechte schlafen, sonst hören diese Sachen, die nur für unser Ohr sind. Holt dafür die Tochter."

Sie tat es. Als das Mädchen in die Stube trat, überschaute sie alsogleich den ganzen Sachverhalt und erblaßte. Däumling stand neben dem Bette des Kapuziners mit einem jämmerlichen Sündergesichte. Auch der Alten ging jetzt ein Licht auf. Nun begann der Kapuziner seine Predigt: „Nicht genug, daß du selbst dich durch unchristlichen Haß gegen die Nächstenliebe versündigst, nicht genug, daß du wie eine Heidin das Wort des Priesters verwarfst, gibst du auch zu fremden Sünden Anlaß und stoßest dein eigen Kind auf den Pfad des Teufels. Du bist schuld daran, daß er, weil du ihnen die Kirche versperrtest, den Weg durch das Fenster wählte, du bist verantwortlich für alles, was geschehen ist und noch geschehen wird. Vielleicht pfeifen in wenigen Monaten alle Spatzen von der Schmach deines Hauses . . ."

„Um Gottes willen," unterbrach ihn die Bäuerin mit aufgehobenen Händen, „sagen Sie nur niemandem etwas, ich will gerne beilegen, heiratet meinetwegen bis Kathrein, wenn nur die auf dem Berg droben . . ."

„Laß die droben!" sprach der Kapuziner unwillig, „der werde ich morgen in der Frühe schon das Gesicht einrichten!"

„Es ist nicht mehr nötig," begann Däumling schüch-

tern; „vor drei Wochen wurde ich vierundzwanzig Jahre alt und bedarf daher keiner Einwilligung mehr. Jetzt bin ich Herr droben, und die Mutter wird sich in das Unvermeidliche schicken!"

„So wäre das abgetan!" sprach der Kapuziner. „Morgen kommt ihr in den Widum zur Brautprüfung, das übrige werde ich mit euch zwei" — er meinte die jungen Leute — „in der Beichte abmachen. Gute Nacht!" Er drehte sich auf die andere Seite, Däumling stiegt durchs Fenster hinaus, die Alte führte das Mädchen brummend mit sich fort.

Der Däumling und die Rieslingin sind jetzt längst verheiratet; wenn sie zum erstenmal etwas früh in die Wochen kam, so mußte sie sich eben die Glossen böser Mäuler gefallen lassen, die sich in allerlei Vermutungen erschöpften, — wir wissen warum.

Heuer im Spätherbst, als ich in das Oetztal ging, um dort die vulkanischen Reste von Köfels zu untersuchen, traf ich mit dem Galgenpater zusammen. Ich hatte den steilen Weg durch das Stamsertal gegen das Kreuzjoch eingeschlagen. Im Schatten des Gebüsches am Stege, der auf das linke Ufer führt, fand ich ihn auf einem Steinblocke sitzend; er schaute mir neugierig zu, wie ich Trümmer vom Felsen loshämmerte.

„Nun, was ist's?" rief er mich an.

„Gneis!" erwiderte ich lächelnd.

„So so, da bin ich so klug als zuvor," sagte er und erhob sich langsam.

Er war seit 1848 alt geworden, sehr alt, in langen

silbernen Flocken floß der Bart auf die Brust nieder, das kahle Haupt zitterte ein wenig, doch klomm er noch rüstig vorwärts, so daß ein schlechter Bergsteiger ihm schwerlich Schritt gehalten hätte.

Unter allerlei Gesprächen erreichten wir die Alm. Der Kapuziner klopfte an die Türe, niemand regte sich. „Das ist schade,“ begann er, „ich hatte gehofft, hier ein bißchen Speise zu erhalten, und mir deshalb nichts mitgenommen, nicht ein Stückchen Brot!“

„Dafür kann ich helfen!“ sprach ich und ließ ihn in das obere Fach meiner Kräuterbüchse gucken, wo ein paar Semmeln und zwei Zervelatwürste winkten.

Er wog eine mit den Fingern, schmunzelte dann und legte sie in die Büchse zurück: „Das reicht aus für beide, Gott sei Dank! Mit wem ich jedoch die Ehre habe, diese Bergfahrt zu machen?“

„Wenn es nur das ist,“ entgegnete ich lachend, „so kann ich dienen: ich heiße Adolf Pichler. Erinnern Sie sich meiner nicht mehr von 1848?“

„Dem Namen nach, ja! Sie sind einer von den Liberalen, wie ich öfters gehört!“

„Allerdings! Deswegen können Sie aber ohne Sorge mit mir über das Joch steigen. Auch Wurst und Brot werden Sie nicht zurückweisen, ich tät' es wenigstens nicht, wenn ich in der Wildnis nichts zu essen hätte.“

„Nein, nein, so ist es nicht gemeint,“ rief er lebhaft, „ging doch Christus der Herr selbst mit Petrus um!“

„Das war der erste Papst, warum vergleichen Sie mich mit dem?"

„Der Papst hat mit Ihnen wohl wenig zu schaffen; Petrus bekehrte sich!"

„Sie wollen damit andeuten, daß auch ich mich vielleicht bekehre? Wenn Sie sich übrigens mit Christus zusammenstellen, hab' ich nichts dagegen, daß Sie mich zum Petrus machen."

Er klopfte betroffen mit dem Stock auf den Boden, dann blickte er mich mild an und reichte mir die Hand: „Verzeihen Sie mir den unbedachten Scherz! Weit eher darf ich Sie neben den heiligen Petrus setzen, als mich neben Jesus Christus! Welch eine törichte Rede von mir! Verzeihen Sie!"

„Wir brauchen nicht erst Frieden zu schließen," entgegnete ich; „Araber und Kreuzfahrer vereinte das Salz, das sie aßen; beliebt es? Jener Steinblock mit dem Moosfilz scheint so recht für uns gedeckt."

Wir setzten uns nieder. Die Quelle nebenan reichte den Trank zu unserem einfachen Mahle. Er zog ein Fläschchen aus der Tasche, bat sich meinen ledernen Becher aus, füllte ihn mit Schnee, den er leicht in einer nahen Felsenspalte erreichen konnte und goß Enzeler darauf, bis er durchweicht war.

„Da ist Gefrorenes," sagte er, „wie man's in keinem Kaffeehaus kriegt, es stärkt und erfrischt nach einem solchen Weg."

Wir verzehrten zuerst Wurst und Brot, dann aßen wir mit den Fingern statt der Löffel den Becher leer.

Hier auf dem Joch beschloß ich zu bleiben, um einige

Staurolithe und Cyanite zu sammeln. Er wollte nach Sellrain gehen.

Schon wendete er sich, nachdem er mir die Hand zum Abschied gereicht; ein Blick auf das Kreuz jedoch, und er kehrte noch einmal um. Er schüttelte unwillig den Kopf und begann an einer Stelle mit dem Nagel zu kratzen, als wollte er etwas loslösen.

Ich schaute ihm neugierig zu und trat, als ich den Gegenstand nicht erkennen konnte, näher. Es war eine Bleikugel, die tief im Holze steckte.

Ich wollte sie mit dem Messer herausschneiden, er hielt mich aber zurück und sagte: „Lassen wir's, es ist so besser! Hier ist ein Frevel geschehen; abergläubige Schützen meinen, daß eine Kugel, die zu einer bestimmten Stunde in ein Kreuz geschossen wurde, unfehlbar sei. Ich wollte fast erraten, wer es getan! Lassen wir darum die Kugel, er soll sie holen, und ich kann ihn dann packen!"

Er nahm nun Abschied. Nachdem er eine Strecke bergab gegangen, drehte er noch einmal den Kopf und rief zu mir herauf:

„Besuchen Sie mich doch einmal in meiner Zelle!"

„Noch heuer," entgegnete ich und winkte ihm mit der Hand.

„Gelobt sei Jesus Christus!"

Der Rückweg führte mich an seinem Kloster vorbei. Der Pförtner, bei dem ich mich nach ihm erkundigte, nannte mir die Nummer seiner Zelle; ich fand ihn zu Hause.

An der Wand hing das Sterbekreuz seines unglücklichen Bruders, rechts und links die Bilder von St. Petrus und Magdalena, der bußfertigen Sünderin, darunter nicht mehr der blutige Strick, sondern ein Kranz von Edelweiß; die Gerätschaften waren aus Birkenholz, dem die Rinde mit allerlei Schnitten den einzigen Schmuck verlieh. Auf dem Fenstersims standen Reihe an Reihe Blumenstöcke, ein Rotkehlchen flatterte zwischen durch. Der Eindruck, den das ganze Gemach trotz seiner Aermlichkeit hervorbrachte, war heiter und friedlich.

„Gestern," sagte er freundlich, „ist mein Vögelchen gekommen, das alle Jahre während des Winters bei mir Unterkunft sucht, heute darf ich Sie begrüßen, seien Sie mir gesegnet!"

Der Verlauf des Gesprächs brachte uns auf die Bleikugel.

„Ich habe," erzählte er, „ganz richtig geurteilt. Der Frevler war ein Bauernbursche, der anstatt durch Fleiß sein Brot zu verdienen, auf den Schießständen robeln will! Diese Schießstände! Mögen die Leute ihre Unterhaltung haben, immerhin! Wenn aber Not an Mann geht, bleiben die meisten zu Hause, die vor der Scheibe am lautesten aufpochen; gar mancher wird in ein flottes Leben hineingerissen, wie ja schon das Sprichwort angibt, daß der beste Schütze im Jahre eine Kuh verschieße; viele reißt die Gewinnsucht, auf Kosten der Unerfahrenen Geld zu schneiden und das ist weder schön, noch gut.

„Zu diesen gehört auch Platzers Hartl. Nebenbei

auch noch eine Liebschaft! Wär' wenig einzuwenden gewest, wenn er auch gearbeitet hätte. So wollte der Vater des Mädels nichts von ihm wissen und ich gab ihm völlig recht, redete auch dem Burschen zu, es nützte aber nichts. Gut! Jetzt hat die Kugel geholfen!

„Ich erkundigte mich, wann er zum großen Schießen ziehe. Er wollte sich dort nämlich ein Best von etwa fünfzehnhundert Gulden holen und dann vor dem Alten auftrumpfen, hätte ihm aber auch nicht geholfen, denn der ist gescheiter als der Hartl.

„Gut! Ich paßte ihm vor dem Schießstande auf. Da kam er daher, lustig unter einer Schar seiner Brüderln, den Spielhahnstoß auf dem Hut, den Schlagring am Finger, den Stutzen über der Achsel, jodelnd und pfeifend. Ich winkte ihm, er erschrak und da wußt' ich gleich, wie ich daran war. Wir traten beiseite.

‚Mit der Kugel' — begann ich ernst — ‚die du geladen hast, wirst du nichts treffen, kehr' um und bete, daß dir Gott die Sünde verzeihe!'

„Betroffen starrte er mich an, dann zwang er sich zum Trotze, denn wie hätten ihn die anderen Schützen ausgelacht, wär' er auf das Schelten eines Kapuzinerleins umgekehrt. Früher war es anders, da galt dieses Gewand mehr als jetzt, wo jeder Bub frech spottet. Gut! Gott weiß warum!

„Er schnalzte mit der Zunge und ließ mich stehen.

„Lauf' zu! dachte ich mir, du entgehst mir nicht. Sonst einer der besten Schützen, schoß er diesmal jämmerlich, da fehlte sogar die Scheibe. Der Eindruck,

den meine Worte hervorgebracht und den er nicht auszutilgen vermochte, dieser Eindruck machte seine sonst so feste Hand zittern.

„Ich suchte indes das Mädel auf, unterrichtete sie von der Gottlosigkeit ihres Buben und fragte sie, ob sie mit ihm noch zu tun haben möge.

„Das Mädel war fromm und jagte ihn fort.

„Nun kroch er zum Kreuze. Er mußte mir den Stutzen abliefern und geloben, ihn nur mehr zur Ehre Tirols gegen den Feind zu tragen und bloß am Scheibenschießen in seiner Ortschaft oder höchstens zwei Stunden davon teilzunehmen. Seitdem arbeitet er fleißig und der Alte ist nicht abgeneigt, ihm das Mädel zu lassen."

„Warum," fragte ich, „klärten Sie ihn nicht über seinen Aberglauben auf?"

„Aufklärung!" erwiderte er, ironisch lächelnd; „hab' ich nicht einen glänzenden Erfolg erreicht, ohne auch nur ein unwahres Wort zu sagen?"

„Sie haben ihm aber nicht alles gesagt, was wahr ist!"

Er lachte: „Sie sind öffentlicher Lehrer, sagen Sie Ihren Schülern alles, was wahr oder nur das, was dem Standpunkt derselben entspricht?"

Brechen wir hier das Gespräch ab, obwohl es sich noch lange fortspann. Wir schieden als gute Freunde; ich versprach, ihn im nächsten Frühjahr heimzusuchen.

Der Frühling kam, einer der schönsten und herrlichsten, der auf unsere Alpen niederging.

Ich läutete an der Klosterpforte und fragte nach Pater Theodor.

„Den müssen Sie," entgegnete der Pförtner mit feuchtem Auge, „hinten im Garten unter den Tannen suchen, dort liegt er begraben." Er öffnete das Gitter: eine Reihe Gräber an der Wand, eines darunter frisch mit einem schlichten Holzkreuz; ich hatte einen Strauß Veilchen, Anemonen und Primeln in der Hand, ich streute sie auf den Hügel und verließ schweigend den Garten.

Das arme Rotkehlchen wird im Herbst wohl vergebens Unterkunft suchen!

In der grünen Pertisau

Das Gasthaus „Zum goldenen Adler" unweit der Innbrücke ist altberühmt; Touristen, die hier nicht einkehren, schauen wenigstens im Vorbeigehen zum stattlichen Schild empor, in dessen eisernen Ranken die Wappen der österreichischen Kronländer prangen, sie schlagen das rote Buch auf und lesen, daß hier Goethe und dann Andreas Hofer wohnten. Sein Bild hängt an der Wand des Hauptganges im ersten Stocke, nach vorn öffnet sich eine Glastür in einen Verschlag, wo die abonnierten Stammgäste zu Mittag essen. Als ich noch ledig war und als Strohwitwer kam ich hier und da auch her. Die Gesellschaft war sehr gemischt; Kaufleute, Offiziere, ein Feldpater — lustige Leute, denen die Börse keinen Platz an der Table d'hote eines vornehmen Hotels gestattete.

Sobald wir Mädchen so unter uns waren, gab es manchen Spaß, den man nur hinnimmt, wenn er französisch erzählt wird; unangenehm war mir bloß ein Leutnant der Linie; er erlaubte sich zwar nie ein zynisches Wort, was er aber in seinem gebrochenen Deutsch vorbrachte, war so raffiniert perfid, daß es uns ehrlichen Deutschen vorkam, wie das Fuchteln mit

einem welschen Stilett. Er war der Sohn einer Witwe, die vom Ertrag eines Gutes anständig, aber nicht reich lebte. — Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mit den mageren Fingern Brotkügelchen nach der Kellnerin schnellt und dann wieder das schüttere schwarze Haar von den hohlen Schläfen zum Scheitel hinaufbürstet. Nur einmal bin ich mit ihm zusammengewachsen. Der Wirt hatte das Bild Hofers zu einem Maler geschickt, um ihm Hose und Jacke, wo die Farbe abgerieben war, flicken zu lassen; es geschah auf mein Zureden, eh' der rote Oker zu sehr durchschlug. Da machte er nun spöttische Bemerkungen über den alten Helden, das Jahr Neun und die Tiroler, bis ich ihm endlich das Gesims abkehrte mit dem Rate, das ja nicht in einer Bauernstube zu tun, er könnte sonst mit dem Spitzbärtchen an einen Schlagring anstoßen. Er warf mir einen giftigen Blick zu, kniff die schmalen Lippen zusammen und schwieg. Man warnte mich vor ihm; damals wußte ich jedoch von der Gicht noch nichts, welche jetzt meine Sehnen zu zerfasern beginnt, mit dem schweren Hammer hätte ich den Schädel eines Stieres eingeschlagen, nicht bloß die papierenen Knochen eines solchen Herrleins.

Einmal im Spätherbste fehlte er durch mehrere Tage. Die Serviette, auf deren Band sein Name gestickt war, lag stets auf dem Teller, wir dachten uns, er habe einen Ausflug gemacht und fragten auch nicht weiter. Am vierten trat die Kellnerin an den Tisch, mit einem Zug von feierlichem Ernst nahm sie sein Besteck und wollte es schweigend forttragen. Wir sahen

das stets heitere Mädel, das sonst von Scherz und Lustigkeit überquoll, fragend an, da legte sie die neuesten „Innsbrucker Nachrichten" vor mich hin und sagte:

„Weiß Gott, es ist zwar kein großer Schaden um diesen Welschen, aber schrecklich ist es doch, und so will ich für seine arme Seel' heut' ein Vaterunser beten. Wird's brauchen."

„Ja, was ist denn?" rief ich betroffen.

„Lesen Sie nur!" Sie ging zur Tür hinaus. Ich schlug das Blatt auf, da stand folgendes:

„Am 24. Oktober vormittags verunglückte der Oberleutnant Baron Paride Cazzoni, den der Herzog von Koburg eingeladen hatte, auf der Gemsjagd in den Bachen. Er hatte seinen Stand auf dem Birschsteig genommen, der gegen die hohe Gans emporführt. Man fand ihn zu einer unförmlichen Fleischmasse zerschmettert am Abhang des Mahdes, das sich an die niedere Wand lehnt, ober der er sich aufgestellt hatte. Sonderbarerweise lag seine Börse droben auf dem Weg. Der Verstorbene hatte kaum das dreißigste Jahr überschritten, Gott tröste seine arme Mutter."

„Ist denn der Platz gefährlich?" wandte sich der Feldpater an mich.

„Es kann eine dicke Kuh hinaufgehen," erwiderte ich, „wenn er nicht selbst hinuntergesprungen ist, weiß ich nicht, wie er verunglücken konnte. Solche Leute sollte eigentlich ein Jäger am Gängelbande führen; ich begreife den Herzog nicht, daß er sie einlädt. Die Vorderseite des Grates, ja da schaut es anders aus, dort kann höchstens eine Fliege hinaufkriechen und

bis jetzt hat sich kein Jäger in das Geschröf gewagt. Ich auch nicht, obwohl droben das lithodendron rhaeticum ansteht und ich mit den Brocken vorlieb nehmen muß, die herunterfallen."

Tags darauf war das Begräbnis, als Tischgenossen begleiteten wir die Leiche.

Da ich behufs meiner Studien andere Gegenden aufsuchen mußte, kam ich etliche Jahre nicht mehr in die Pertisau, deren Felsarten und Versteinerungen ich längst für das Museum der Universität gesammelt hatte. Nun waren die letzten Tage des Oktobers 1878 hell und klar, zu Innsbruck fast schwül, denn es wehte der Schirokko und wirbelte die lästigen Staubwolken vom Berg Isel in die Stadt. Im Achental mußte es jetzt mild, warm und windstill sein; ich besann mich daher nicht lang und fuhr in einem Waggon nach Jenbach. Schritt für Schritt wanderte ich am Kaßbach aufwärts und genoß die lautere Herbstluft mit um so vollerem Behagen, weil ich wohl wußte, daß sie bald wüstem Schneegestöber weichen werde. So erreichte ich die Pertisau, eh' sich noch die Sonne zum Feigelkopf gesenkt hatte. Meine Einkehr nehme ich gewöhnlich beim Much: ein ländliches Wirtshaus am Saume des Waldes, das besonders gern Künstler, Schauspieler und derlei Volk aufsucht, während drunten am Fürstenhaus über den Kies des Seebordes die seidenen Schleppen der vornehmen Welt hinrauschen. Der Wirt heißt eigentlich Michael, hat jedoch gar nichts von diesem Engel an sich, sondern ist ein echter Unterländer; derb, verschmitzt und — gemütlich. Es

hat ihn schon mancher Maler in die Mappe gezeichnet, wie er breitspurig dasteht, den Schurz um die Lenden, die gestickte Kappe auf dem rauhen Haar, und das Näslein keck in der Luft, seine Sprüche losläßt. Er ist brav und schaut auf seine Gäste ebenso fleißig, als auf die lieben Schweinlein dort im Stalle. Die Wirtin schwingt als wackere Hausfrau den Kochlöffel, sie ist stolz darauf, den Gästen stets frisches Fleisch anbieten zu können, denn ihr Gatte heißt nicht umsonst der Fackenmörder. Ihren Ruhm begründet nebenbei die Medizin, vor allem ein Pflaster.

Ein Freund behauptet zwar, es verbreite einen Geruch, daß jedem dabei die Sinne vergehen, und seine Wirkung bestehe vorzüglich darin, daß die Blinden hören, die Tauben laufen und die Lahmen sehen; das ist aber nur seine Bosheit, die sich an allerlei Witzen auf Kosten frommer Tiroler zu erbauen pflegt. Hätte ihm ein Bauer die Nase zerschlagen oder er sich bei einem lustigen Hopser den Hintern verrenkt, da würde er über die Wirkung gestaunt haben; wer schießt aber auf Mücken mit Kanonen und legt eine Wundersalbe auf ein Hühneraug'? Das Pflaster ist schon gut, ein anderes Mal kleben wir es dem Freunde auf den Mund, und zwar ehe der halbe Schweinskopf, den er so gerne speist, auf den Tisch kommt.

Im Ernst wollen wir bemerken, daß die Aelpler, welche so viel raufen und zerbrechen, auch allerlei heilsame Bergkräuter kennen, um den Schaden zu heilen, und da genießt das Pflaster der Frau Wirtin einen wohlverdienten Ruf. Auf meine Frage nach dem Spei-

sezettel verkündete sie auch mir mit gerechtem Hochgefühl, ein halbes Schweinsköpfel mit dem Waschel, das solle auf Sauerkraut den großen Speckknödeln folgen, die vorläufig Bresche schießen könnten.

Much hatte mich nur flüchtig begrüßt; er mußte von einer Wurznerin Enzeler holen, und dann erwarteten ihn noch beim Duschen zwei räudige Schweinlein. Er verstand sich nämlich in der Pertisau auf das Vieh, und zwar nicht bloß auf das vierbeinige, wie kein zweiter.

Ich setze mich ins Freie. Das Mahl war bald verzehrt und geziemend gelobt; ich gab mich behaglicher Ruhe hin und schlürfte hier und da einen Schluck Wein oder etliche Verse aus der Odyssee über das lustige Treiben der Phäaken. Unten lag der See: blau, tief und ruhig, und über dem See schwebte die heilige Stille des Herbstes, denn der Sommer hatte seine Pflicht getan und die Scheunen waren voll.

Nur hier und da hörte man das leise Schnalzen eines Rotkehlchens, das die blauschwarzen Dolden des Holunders abzupfte, oder den grellen Ruf einer Amsel, die eine der korallenroten Beeren des Faulbaumes pflückte. Auf dem braunen Gras flatterten Marienfäden, und der Blick folgte ihnen, wie sie gegen Süden zogen, bis er auf dem Gelände von Eben, über das sich der spitze Turm erhebt, haften blieb. Die Sonne goß ihr volles Licht aus, die Stoppelfelder leuchteten wie Gold, in welche die grünen Wiesen gleich Tafeln von Smaragd eingelassen waren.

Aus dem Inntale stiegen jedoch die Schatten, ihr

düsteres Dunkel verhüllte gleichmäßig den See und die Landschaft, bis sich allmählich ein dünner Nebelschleier darüber wob.

Nur die Berge prangten noch in hehrer Pracht, als könnt' sie, wie Gilm singt,

„Nichts mehr vom heißen Sonnenkusse trennen."

Zwischen den schwarzen Tannen leuchteten die gelben Lärchen, drängte sich kräftig das Braunrot der Buchen vor. Endlich tauchten auch die höchsten Bergspitzen in die Dämmerung; ich pflückte mir eine Aster und ließ den Blick, der so viel blendende Pracht geschaut, auf ihrem ernsten Violett ausruhen. Aus Falzthurn wehte der frostige Walwind; ich stand auf und griff zum Plaid, da kam Much um die Ecke.

„Was machen die Patienten?" — rief ich ihm spottend entgegen.

„Sie mögen kommen und ihnen den Puls greifen!" war die gelassene Antwort. „Wäre es nicht feiner, wir gingen in die Stube? dort ist geheizt, hier holen wir uns nur einen Rheumatismus." Er ergriff Glas und Teller, ich folgte ihm. Bei einer Wendung sah ich die hohe Gans, über welche langsam ein rotes Wölkchen hinkroch. Ich blieb stehen, mir fiel der abgestürzte Offizier ein.

„Ist es denn wirklich nicht möglich," fragte ich den Wirt, „vorn hinaufzusteigen?"

„Gewiß nicht, sonst müßte man glauben, es habe dem Welschen einer den Hals gebrochen, so sonderbar sind die Umstände, unter denen er zugrunde ging.

Von dem Bachen aus übersieht man ja den ganzen Abhang, da konnte niemand hinschleichen, übers Joch auch nicht, so muß ihm wohl der Teufel die Krallen hinter das Krawattl gesteckt haben. Die gerichtliche Kommission hat auch hin und her gefragt; es gab zwar Leute genug, denen er ins Herz gegriffen, da brauchte man sich aber gar nicht zu erkundigen. Sie waren alle nicht am Platze, und dann müßte man wohl auch etwas gesehen haben."

„Es war eine wüste Geschichte, gerade da" — er zeigte mit dem Finger auf den Platz, — „gerade da haben sie die Bahre niedergestellt, von den Fichtenzweigen troff das Blut, man hätte ihn auch in einem Sack heimtragen können! Die Wirtin lief mit dem Pflaster daher, sie haben sie aber ausgelacht; der war mehr als tot."

Wir traten in die Stube, ich setzte mich. Much war durstig und ließ sich von Veronika ein Krügel Bier aufstellen.

„Hat er auch den Widhopf beleidigt?" fragte ich.

Much sah mich bedenklich an, schüttelte das würdige Haupt und schwieg. Bis er sich zu einer Antwort erholt, will ich dem Leser sagen, wer der „Widhopf" ist. So nannten ihn die Herrschaften, denen ein zweiter Name, welchen er unter den Bauern führte, nicht recht aus dem Mund wollte. „Dreckhans" ist freilich keine schöne Bereicherung des deutschen Sprachschatzes, seitdem man jedoch den Rabelais zu übersetzen wagte, darf ich ihn wohl herschreiben. Der „Widhopf" war im Sommer auf der Alpe Gramais, und

wenn seine Amtsbrüder, wie es nun in Tirol Brauch und Sitte ist, schmutzig waren bis über die Ohren, so konnte man ihn füglich eine wandernde Leimtasche nennen. Kein Senner wechselt während des Sommers das Hemd, ja er reibt es sogar mit Butter ein zum Schutz wider das Ungeziefer, wie sich etwa die Büffel der Campagna zum gleichen Zweck im Schlamm suhlen. Sonst war er ein guter Kerl, stark wie ein Bär, lustig und wohlgemut, sein Kopf ein Bienenkorb voll Schnadahüpfeln. Darum waren wir gute Freunde, denn auch ich wußte manchen Schwank, und sang er ein Schnadahüpfel, so setzte ich ein zweites drauf, bis er zur Maultrommel griff und sich selbst zum Tanz aufspielte. Salonfähig ist er allerdings nicht, aber bei den Mädeln galt er viel, und zwar nicht bloß deswegen, weil er ein fettes Bauerngut besaß. Wenn er im Herbst frisch gewaschen und blank geputzt, den schweren Silberring am Finger, in die Kirche ging, so folgte ihm mit dem sehnsüchtigen Blick mancher stille Wunsch, und er hätte nur anschaffen dürfen, die Musikanten hätten sogleich zur Hochzeit geblasen. Das taugte ihm aber schon gar nicht; er meinte: warum soll man sich an ein Weib binden, wenn einen zwanzig Dirndlen gern haben, daß man sie an einer Schnur anfassen könnte, wie die Krallen eines Rosenkranzes. Ich hatte ihm oft zugeredet und gedroht, meine väterlichen Ermahnungen verschlugen aber bei ihm gar nicht, er lachte mich einfach aus.

Der Wirt schwieg noch immer; da pochte ich auf den Tisch und rief: „Nun, Much, wird's endlich?"

Bedächtig kratzte er sich hinter dem Ohr, bewegte vor meinen Augen den Zeigefinger der rechten Hand abwehrend hin und her und sprach endlich: „Na, Herr Professor, Ihnen erzähle ich nichts, seit ich Ihre ‚Allerlei Geschichten' gelesen habe. Die Leute sagen zwar, es sei etwas dran, ich aber wett' Euch, daß alles erlogen ist, rein zusammengelogen. Woher könnten Sie nur wissen, was sich die Menschen denken, und was sie ganz allein tun, da wären Sie ja mehr als ein Beichtvater und fast wie der Schutzengel. Und dann bringt Ihr alle Bekannten auf den Markt: Die Lena, die Scholastika, die Postmeisterin zu Achenkirch, daß sie die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und sich vor den Gästen schämen, wenn diese fragen, ob es so sei, wie der Pichler erzählt. Meine Nase haben Sie auch schon beschrieben und mit einer Triangulierungs-Pyramide verglichen, wie sie droben auf der Rabenspitze steht — na, Herr Professor, wenn ich erst in Leibesgröße gedruckt wäre, da müßte ich mich gut ausnehmen."

„Warum nicht, da kommen zuerst die Photographen und dann läßt die ‚Illustrierte Zeitung' den Much gar noch zeichnen und in Holz schneiden; dann kommen die Fremden und wollen ihn kennen lernen und jeder trinkt sein Seidel; dann kommen die Damen, und wenn sie auch nicht viel trinken, so hat doch jede im Achental so viel Appetit wie ein Drescher, und der Much hat gar nicht genug Schweinsohren, um sie zu sättigen. Und erst die Wirtin, die wird dann an ihrem Alten eine Freude haben."

Er schmunzelte: „Wäre schon recht, aber trau Ihnen der Teufel. Die Geschichte des Hans will ich Euch aber doch erzählen, sie ist so bäurisch und zochet, daß man sie für die fürnehmen Leut' nicht brauchen kann. Ich weiß schon, was die wollen; da hat mir die Strohschneider Ernestine im letzten Sommer ein Buch gegeben, in das eine Berlinerin uns Tiroler hineingetan hat. Das waren aber lauter Männlein und Weiblein, Schäfer und Schützen, Kühlein und Oechslein, lackiert und frisiert, wie ich sie jüngst im Porzellanladen auf dem Graben zu Innsbruck angegafft."

„Also der Hans?"

„Der hat vor zwei Jahren geheiratet und gleich mit Zwillingen angefangen."

„Daß Gott erbarm'! Da muß ich ihm ja gratulieren."

„So oft er in die Pertisau kommt, fragt er immer, ob Sie in der Nähe seien. Er fürchtet sich nämlich, Ihr möchtet ihm ein schieches Schnadahüpfl singen, und wenn das unter die Leut' käme, müßt' er sich schämen."

„Hat er eine wüste, alte Gesellin aufgeklaubt?"

„Das just nicht, sie hat ein bissel Geld, ist jung und fest wie der Kern einer Haselnuß; aber bös', daß man vor ihr das Kreuz machen könnt'. Jetzt darf er nicht mehr als Nachtlichtl im Wirtshaus blitzen, da nimmt sie gleich die Zwillinge auf den Arm und holt ihn und hält ihm eine Predigt, daß die Bauern, welche zuhören, weiß werden wie Käse."

„Das ist ein Unglück, aber gewiß nichts Besonderes."

„Nu ja, meine Alte brummelt auch hier und da, lustig ist nur die Art, wie er in die Trappel getappt ist."

Ich ließ noch einen Schnitt einschenken.

„Also! Daß er immer ein Schlankel war und den Dirndeln vorgeschwefelt hat, wissen Sie ohnedem. Da ist er nun auch an die Moidl vom Sirten geraten, und die Leute haben sie alle für die Schönste zu Reut am Berg gehalten und ist sogar deswegen einmal der welsche Katzeler gekommen und wollte dem Hans ins Handwerk pfuschen. Zuerst haben sie am Wirtstisch gestritten, dann hat der Katzeler zum Säbel griffen, unser Hans hat ihn aber beim blauen Janker gepackt und lüftlings durch das Fenster in den Brunnentrog geworfen. Laßt's Euch vom Gernsepp zur Harfe singen; der hat's in G'satzln bracht, Sie kennen ihn ja. Also, da hat man nun überall gemeint, der Hans werde die Moidl auch heiraten, Zeit wär's auch gewesen, denn er war just kein junger Loder mehr. Er hat aber die Sache hinausgezogen, hinausgezogen, hinausgezogen, daß vom Faden kein Trumm hergangen ist. — Ihr Notizbüchl lassen Sie nur in der Tasche, sonst sag' ich nichts mehr."

Ich steckte Bleistift und Heft wieder ein.

„Also! da ist Spätherbst geworden, und dann wär' es auch nichts gewesen, denn die Regel lautet:

„Sankt Kathrein
Stellt Tanz und Räder ein!"

Da sind aber Moidls zwei Brüder aus dem Wald heimgekehrt, wo sie den Sommer über als Holzknechte

verdingt waren. Denen ist es endlich zuviel geworden. Sie wissen, wie bei uns die Bauernstuben im ersten Stock ausschauen. Das Fenster auf den Söller ist mit starkem Eisen vergittert und die Tür von festem Holz, wegen dem Fensterln und Einbrechen, denn da heben die Bauern ihre Töchter und das Geld auf.

Da haben die Buben ein Stück scharfen Käse, rasses Selchfleisch und Branntwein, den sie über Pfeffer abzapften, hingestellt. Sie sind nun scheinbar fortgegangen; dem war aber nicht so, sie haben sich in die Holerstaude versteckt und gepaßt, bis der Hans wohlgemut anrückte, weil er die Luft rein glaubte, über die Stiege schlich und sich zum Heimgart neben das Mädchen setzte. Jetzt fuhr ein Kalescherl hinter das Haus, beide riefen der Schwester, sie solle schnell kommen! — Als sie arglos vor die Türe trat, packte sie der eine, trug sie in den Wagen und fuhr eiligst davon, eh' sie noch Papp sagen konnte. Der andere sprang über die Treppe, rieb den Schlüssel um und schlug oben und unten noch ein paar lange Nägel in die Türe, so daß die Maus bei Speck und Käse gefangen war.

Er wagte kaum zu atmen, früher oder später mußte ihn Moidl doch erlösen. Die war leider selbst gefangen, der Bruder hatte sie nach Kufstein entführt und sie dort einer Base aufzubehalten gegeben. Die Dämmerung rückte an; ihm wurde bänger und bänger; er tastete sich zur Türe, zu den Fenstern — keine Möglichkeit des Entrinnens. Endlich regte sich auch Hunger und Durst; er aß Käse und Fleisch und trank Branntwein dazu. Gesättigt taumelte er auf das Bett;

trotz des Rausches war ihm fast so, als solle er heut' ein Nachtgebet sprechen; schlief er endlich ein, so weckte ihn jeder Schlag vom Glockenturm.

Morgens erwachte er mit schwerem Kopfe, wütender Durst quälte ihn. Da trampelte ein schwerer Tritt über den Söller — eine rauhe Stimme rief durch das Fenster, wo er den Vorhang niedergelassen hatte:

„Tu' nur auf, wir haben zu reden."

Hans gehorchte; als er sich dem älteren Bruder, einem Jugendgespielen, gegenüber sah, wollte er spaßen, der rief ihm jedoch finster zu:

„Jetzt haben wir keine Zeit, da lies dieses Papier und unterschreib es."

Er überreichte ihm die Feder und das Blatt, auf diesem stand ein advokatenmäßiges Eheversprechen; obenan der Stempel, unten die Namen des Pfarrers und Gemeindevorstehers als Zeugen. Hans war wütend:

„Meint Ihr, ich lasse mich so fangen?" schrie er und warf das zerrissene Papier durch das Fenster zurück.

„Auch recht!" antwortete der Bruder, „mußt halt den Stempel noch einmal zahlen; die Türe deines Gefängnisses macht nur der Kirchenschlüssel auf."

Da rüttelte Hans am Gitter, daß die Wand zitterte und pumperte dann wieder an die Tür und sprang mit beiden Füßen dagegen; die Bohlen waren jedoch zu fest; er mußte keuchend und schweißtriefend abstehen. Hätt' ihm auch nichts genützt, denn draußen warteten beide Brüder mit gewässerten Ochsenfiseln.

Er verschränkte die Arme und setzte sich trotzig auf das Bett; zum Durst gesellte sich jedoch der Hunger, und von draußen hörte er das Plätschern des Brunnens. Als die Mittagsglocke vom Singoz die Arbeiter zum Essen und, wurde ein Tisch vor sein Fenster geschoben: Löffel und Teller klapperten, die beiden Brüder setzten sich zu einer Schüssel schmalziger Nocken, die Magd trug ihnen auch noch einen Weidling rahmiger Milch auf; sie lachten, spaßten, aßen und taten, als wär' er gar nicht da.

Das war mehr, als der reiche Prasser des Evangeliums litt; stellen Sie sich einen Unterländer vor, der täglich fünfmal schwere Kost braucht und dazu tüchtig aufschüttet —"

Nun näherte er sich dem Fenster und bat: „Ein Schüsselchen Milch könntet Ihr mir wohl geben, daß ich es besser aushalte; oder ein Gläschen —"

Sie lachten; einer zeigte ihm das Duplikat der Urkunde.

„Und wenn ich verdursten müßte!" rief er und schritt in das Dunkel zurück.

Es kam die Magd, um abzudecken. Er zeigte ihr eine Fünfernote und hob flehend die Hände. Sie trällerte:

„Wenn's Fasten schon weh tut,
Du lumpiger Gsöll,
Wie wird's dir erst drunten
A mol in der Höll!"

Es wurde wieder Nacht. Ein leiser Regen rieselte nieder, er reckte den Arm durch das Gitter, so weit

er konnte, einige Tropfen stäubten auf seine Finger, er leckte sie ab, das machte ihn jedoch nur noch durstiger.

Am nächsten Vormittag hielt er es nicht mehr aus, er rief, die Leute hörten ihn nicht, sie waren auf dem Acker, er schrie vergebens.

Als mittags wieder der Tisch vor das Fenster gerückt wurde, die Löffel klapperten und der Duft der Nocken in seine Nase zog, da ergab er sich endlich und sagte halblaut: „Gebt her, ich will unterschreiben."

Er tat es; die Brüder nahmen die Urkunde und sperrten auf. Ohne Gruß und Wort sprang er an ihnen vorbei, in einem Satze über die Stiege, zum Brunnen; dort ließ er sich, ich weiß nicht wie lange, das Rohr in den Hals rinnen. Als er fertig war, riefen ihm die droben zu:

„Jetzt komm; es ist auch für dich angerichtet!"

Er aber rannte, ohne umzuschauen, ins Wirtshaus, und wird man ihm wohl wie dem verlorenen Sohne ein Kalb geschlachtet haben.

Nun hätt' er freilich bei Gericht klagen können, dann wär's aber in der Gemeinde fertig gewesen, man hätt' ihn gewasent und gesteinigt, so mußte er heiraten. Die Hochzeit war sehr lustig; zuletzt ist auch der Gern-Sepp mit der Harfen kommen und wollte ihm die Geschichte vorsingen, dem hat er aber zwei harte Silbertaler in die Hand gedrückt, daß er für ewige Zeiten mit dem Liedl still sei."

Nun fragte ich nach der alten Zenz.

„Geht sie noch als Bötin mit dem schweren Rück-

korb über den Kaßbach und trägt den Herrschaften die Sachen zu?"

„Die Zenz! Die schaut jetzt aus wie die große Trommel von Jenbach, so geschwollen und wassersüchtig, daß sie sich gar nicht im Bette umdrehen kann und seufzt um Erlösung. Als sie krank wurde, hat sie ganze Nächte geächzt und liebergottet, als ob sie schwer das Gewissen drücken tät; da ist der Kooperator zum alten Rabinger gegangen und dann wieder zu ihr, seitdem erwartet sie ruhig den Tod. Da muß etwas ganz Besonderes sein, vielleicht hat sie sich an ihm versündigt und er ihr durch den Geistlichen die christliche Verzeihung geschickt."

Der alte Rabinger! Ich hatte gehofft, ihn im Gasthaus zu treffen; nun zog ich die Uhr, um ihn noch aufzusuchen. Much hielt mich zurück.

„Der ist in seiner Branntweinhütte auf der Zemm; wann er kommt, weiß wohl der Jäger Neuner."

Auch den wollte ich sprechen und den Kindern eine Tüte Gutelen durch den Gucker werfen. Da fragte ich vorher Much noch:

„Ja, was tut er denn jetzt in der Zemm? Mit den Wurzeln ist es aus und Wilderer war er nie. Der nächste Sturm schneit ihn ein."

„Das schad't dem nichts. Seit seine Tochter, die Magdalena, tot ist, bleibt er fast immer in der Wildnis."

„Also tot! Ich kannte sie nur als ein schönes Kind."

„Sie war das schönste Mädchen weitum, leider Gott!

Was ich weiß, will ich Ihnen sagen, damit Sie den Alten, wenn Ihr zu ihm kommt, nicht durch eine unüberlegte Frage kränken.

„Die Arme ist an einem rußigen Kessel angepumpst und schwarz worden; wir erfuhren es erst, als der Kooperator das Kind taufte. Wie Ihr wißt, sind die Weiber neugierig gleich den Geisen; diesmal konnten sie aber doch nichts herausfratscheln, und wenn mir der verdammte welsche Katzeler einfiel, so war es eben nur ein Einfall, und ich hätte mich wohl gehütet, ihn merken zu lassen, weil ich nichts beweisen konnte.

Also! Die Magdalena nahm immer mehr und mehr ab; weder meine Wirtin noch der Doktor verstanden die Krankheit, und so hätt' es wohl nichts genützt, wenn wir ihr das Pflaster auf das Herz gelegt hätten. Sie ward wie ein Rosenstöckel, das man im Sommer nicht begießt. Das vergess' ich nie, wie sie auf der Bahre lag, blaß, langgestreckt, still. Der Alte hatte die buschigen Brauen zusammengezogen wie nach dem Lineal und starrte aus den blauen trockenen Augen in das Weite und zog hier und da die Finger zu einer Faust, als wollte er etwas zerdrücken. Ich getraute mir gar nicht „Tröst Gott" zu sagen. Mein Herz ist weich, besonders wenn ich ein paar Tröpfeln getrunken habe, da gehen mir gleich die Augen über; hier mußte ich weinen, daß die Zähren einander einholten.

Von dort an ging er nicht mehr zur Kirche, zur Beicht'. Der Prälat selbst wollte ihn bekehren, er aber erwiderte auf alles Zudringen: „Ihr neuen Geistlichen kennt das Alte Testament nicht."

Da fragte ihn endlich der Hochwürdige: „Glaubst du noch an einen Gott?"

Er richtete sich hoch auf und sagte langsam:

„Ja, an einen Gott der Gerechtigkeit, und der hat geoffenbart: Aug' für Aug', Zahn für Zahn!"

Er kehrte dem Prälaten den Rücken und ließ sich auf nichts weiteres ein.

Als man den zerfallenen Katzeler brachte, war der Rabinger längst aus der Zemm zu Hause; er wolle einiges abtun, sagte er.

Bei uns bahrt man den Toten auf; die Nacht durch halten die Männer Wache und wechseln im Gebet ab. Wir wunderten uns alle, daß er kam und mit fester lauter Stimme vorbetete. Um die Leute zu laben, stellt man ihnen Getränk auf — und die Mutter hat alles bezahlt, wenn sie es auch nicht bestellte — er hat keinen Tropfen angerührt.

Von dort ging er wieder in die Kirche und beichtete dem Prälaten, dem ehrwürdigen Pockstaller, der soll dann den ganzen Abend vor dem Altar gekniet haben, bis er spät und nüchtern zu Bette ging.

Reimt Euch das zusammen; ich kann es nicht.

Also! der Rabinger hat oft nach Euch gefragt und Ihre Geschichten zweimal gelesen, dann wollte er wissen, ob Sie noch solche Sachen schreiben, das wäre ihm wichtig. Wie sollt' ich das beantworten?"

„Ich gehe morgen ohnehin durch die Bachen in die Zemm, da kann er's von mir selbst hören."

Ich nahm den Hut und ging zum Neuner. Da waren noch die Fenster hell, vor einer Breipfanne saß

der riesige Jäger, auf der anderen Seite das Weib und dazwischen der gutmütige Dori und das kleine Emmerl mit den blonden Zöpfen und säbelten tapfer drein. Ich genoß diese friedliche Idylle eine Zeitlang aus dem Dunkel, dann pochte ich an die Scheibe. Der Jäger sprang auf, die Kinder hielten sich an seinen Kniebändern, daß er kaum vorwärts konnte, bis sie mich mit den weitaufgespreizten Augen erkannten und einstimmig schrien: „Mutter, der Pichler ist da." — Emmerl mußte die Schürze aufhalten und ich warf ihr die Tüte hinein. Nun fragte ich nach dem Rabinger.

„Sonst kommt er zu Allerheiligen," — beschied mich der bärtige Jäger; — „weil er dort, wie es der Brauch, auf das Grab seines Weibes und seiner Tochter den Buchskranz legt; heuer wird es ihn wohl schneller heimtreiben, denn er kränkelt."

Ich bot „Gute Nacht!" und eilte zum Much.

Nun will ich vor dem Einschlafen erzählen, was ich von dem alten Rabinger damals wußte. Zuerst lernte ich ihn 1848 in Judicarien kennen, er war Führer einer Schützenkompagnie, die auf der Höhe Ober-Lardaro stand. Als er hörte, daß der Pater Joachim mit mir ausgerückt sei, wollte er diesen begrüßen, denn er hatte als fünfzehnjähriges Bürschlein bereits 1809 mitgetan.

Später besuchte ich ihn im Achental; wenn es regnete, saß ich mit ihm manches Stündchen auf dem Söller und plauderte von vergangenen Zeiten, wo noch kein Tourist den See unsicher machte, um uns die Salblinge zu verteuern.

Sein Weib ging ab und zu und brachte uns wohl zur Marende eine Schüssel saurer Milch, die uns besser behagte, als der Kaffee, der leider schon in alle Bauernküchen gedrungen ist. Sie war feiner gebaut als die Achentalerinnen, und wenn sie auch die Tracht des Tales trug, so war diese doch etwas netter in Schnitt und Fassung, obschon sich Stoff und Farbe nicht von jener unterschied. Durch den Dialekt klang hier und da ein fremder Akzent, wenn sie länger sprach, belegte sich die Stimme; die Schultern standen etwas vor und die Brust war eingesunken, so daß ich daraus schließen mußte, sie werde das rauhe Klima nicht mehr lange ertragen. Es geht aber allen Zugewanderten so und ich wußte, daß sie eine Fremde sei.

Der älteste Sohn war Oberjäger im Landesregimente; so lange er in Innsbruck zu Garnison lag, brachte ich ihm wohl von den Eltern hier und da einen Guldenzettel oder eine Kleinigkeit, was so wohl tut, wenn es aus der Heimat kommt. Er war ein bescheidener, tüchtiger Mensch, der um einen Kreuzer nicht viel redete, wie man zu sagen pflegt; wegen seiner Zuverlässigkeit beim Stabe geachtet, hatte er sogar Aussicht, das Portepee zu erlangen. Mehrere Kinder, welche ihm folgten, waren gestorben und zuletzt kam als spätes Nestquackelchen ein Töchterlein, welches der Base zu Ehren den Namen Magdalena erhielt. Das Kind gesellte sich bald zu uns auf den Söller; ich sah es sehr gerne, denn es war so schön, daß man es wohl zu den Englein auf den Altar hätte stellen mögen. Stets war Lena hübsch und sauber, nur

die krausen Flachslöckchen ließen sich nicht in einen Zopf flechten, und wenn sie hin- und herspringend den Kopf schüttelte, erinnerte sie mich an das reizende brasilianische Seidenäffchen. Ich neckte sie nicht selten, weil es mir Spaß machte, wie sie sich mit beiden Händchen wehrte und dabei trotzig die Oberlippe aufwarf.

Einmal im Herbst, als ich ihr eine Puppe gebracht hatte, die beim Drücken schrie, tuschelte sie mir ins Ohr: „Du sollst mir nicht bloß Gutelen und Spielereien mitbringen, denn weißt, ich bin jetzt schon zehn Jahre alt. Hast du nicht gesehen, was die Fräulein im Sommer für Sonnenschirme und Hütchen tragen?"

„Du bist ja kein Fräulein," — erwiderte ich und streichelte ihr Haar — „sondern nur ein grobes Bauerndirndl, für das die Zottelmütze paßt, so daß du ausschaust wie eine blaue Morchel."

„Nein, nein, nein!" — rief sie und strampelte mit den Füßen, — „ich will ein Fräulein werden; sagen doch alle, ich sei herzig, viel herziger als die Mädeln mit den gelben Gesichtern, die aus der Stadt an den See kommen!"

Das nächste Mal brachte ich ihr zwei Bänder; eines blauer Samt, das andere roter Atlas. Sie wand jenes um das Haar, dieses um den Hals und trug beide, bis ich sie später mit neuen vertauschte. Die Eitelkeit war es, welche später die Jungfrau mit ihrer Schlinge fing und in den Abgrund zog. Als ich nachträglich ihr Schicksal erfuhr, machte ich mir fast Vorwürfe darüber, daß auch ich vielleicht zur Entwicklung dieses

Giftkrautes beigetragen. Gelegentlich erzählte mir Rabinger, wie er zu seiner Frau gekommen.

„Im April 1809 eroberten Bauern die Stadt Innsbruck; eine kleine Abteilung bayerischer Soldaten, an welche sich etliche versprengte Beamte mit Frau und Kindern anschlossen, entrann über die Mühlauerbrücke und wollte sich auf Seitenwegen durchschleichen. Ihr kennt die Gegend von Tratzberg. Das Schloß steht auf steilem Schrofen, an diesem zieht sich unten die Straße hin, bis zum Inn dehnen sich saure Wiesen und Erlenauen; dort war es Sumpf, durch den man nirgends waten konnte. An der engsten Stelle hatten wir einen Verhau angelegt; auf den Höhen und dahinter standen wir mit den Stutzen und lauerten. Als der armselige Zug in Schußweite war, begannen wir das mörderische Feuer. Sie gerieten in Verwirrung und flohen zurück, auf dem Rain von Stans ordneten sie sich wieder. Die Beamten blieben bei den Frauen und Kindern, die Soldaten teilten sich in zwei Scharen, die größere suchte unter einem jüngeren Offizier ober dem Schlosse durchzudringen; es gelang ihnen auch; denn die Schützen waren überrascht.

Beim Verhaue kommandierte mein Vater, an seiner Seite lag ich hinter einem Steinblock geduckt und tat mit meiner Büchse, die sich bereits den Eichkätzchen fürchterlich gemacht hatte, was ich konnte. Als die Bayern sahen, daß sie nur Leute verloren, ohne vorwärts zu kommen, pflanzten sie das Bajonett, der Trompeter blies Sturm und sie rannten gegen uns. Noch erinnere ich mich an den Feldwebel, der allen

vorauslief. Er war groß und stattlich, ein blonder Vollbart bis zur Brust herab — daß so ein wackerer Deutscher gegen uns Deutsche kämpfen mußte! — unter dem Barte konnte man kaum die vielen Orden und Medaillen erkennen, welche seine Brust schmückten. Sie hängen jetzt im Glaskasten; ich habe sie von den Schützen nachträglich zusammengekauft. Schon hatte er den Wirt von Margareten, der sich wegen seiner Dicke nicht drehen konnte, gespießt wie einen Frosch, da traf ihn der Duning Sepp — jetzt liegt er auch schon im Boden — mit dem Morgensterne, daß der Raubenhelm zerbarst und das Gehirn durch den Riß quoll. Nun gab es keinen Rat mehr. Die anderen streckten das Gewehr und ließen sich wie die Schäflein nach Jenbach führen.

Ein Schütz wurde an die Beamten geschickt, sie sollten nur weiter reisen, mit ihnen habe man nichts. Das war traurig, wie die an den Leichen vorbeischritten, Tränen im Aug', zitternd, wenn wir zufällig an den Stutzen griffen. Am meisten dauerten mich die Weiber und die Kinder — nun, die Gräfin Trautmannsdorf hat ihnen wohl zu essen und zu trinken gegeben, wie sie stets eine gute Frau war. Unter ihnen war aber ein Weib, sie trug ein Kind in einem Leintuch gebunden auf dem Rücken und schaute ängstlich jeden Toten an; einen, der auf dem Gesichte lag, drehte sie sogar um. Als sie den Feldwebel auf dem Verhau liegen sah, tat sie einen entsetzlichen Schrei, daß selbst die alten Schützen erschrocken zurückfuhren, es war ihr Mann! Sie lag lange wie ein Stück Holz, daß wir nicht wuß-

ten, ob sie noch lebe, endlich begann sie zu atmen; sie schlug die Augen auf und drückte das Kind an das Herz. Wir labten sie mit Wein, es war uns aber allen ganz herzschlachtig. Der Feldpater redete ihr lange zu, und so brachte man sie endlich so weit hinweg, daß man den Feldwebel mit den anderen gefallenen Soldaten und Schützen begraben konnte.

Aber was nun? Einholen konnte sie die anderen nicht mehr und bei den Schützen auf den Vorposten auch nicht bleiben. Da sagte mein Vater zu mir: „Weißt was? Du mußt ohnehin heimwärts, der Mutter Nachricht bringen, sonst zergrämt sie sich noch mehr um uns; nimm das Weib mit dem Kind, in unserem Zuhäusel ist Platz und ob ein Löffel mehr in die Schüssel fährt, macht uns nicht weniger satt. Jetzt muß man barmherzig sein, denn kein Haus ist so fest und kein Acker so tief gegründet, daß dich nicht der Sturm mit dem Bettelstab in der Hand wegfegen könnte. Heut' mir, morgen dir!"

„Das Weib hatte zugehört und setzte in diese ehrlichen Worte Vertrauen; ich warf den Schnerfer über die Achsel und hieß sie mitgehen. Ermüdet und des Bergsteigens ungewohnt, hielt sie nicht lange aus; da nahm ich das kleine Mädel auf die Schulter. Wohl lachte, wer mir begegnete; was lag mir daran? Hat Christus das schwere Kreuz getragen, warum sollte ich nicht dieses Kind tragen, das mir ohnehin leicht vorkam, wie eine Heuschrecke. Auch die Mutter tat das Herz auf, so waren die zwei Unglücklichen geborgen. Die Weiber merkten bald, daß die Lora, — so hieß die

Fremde, — allerlei könne, was gut ins Haus zu brauchen war, da erhielt sie denn Bestellungen von verschiedener Art; weil sie christlich die Messe besuchte, der Predigt zuhörte, kam auch der Kurat von Eben und übertrug ihr das Steppen der Kirchenwäsche, ja ließ von ihr sogar die kostbare Garderobe der heiligen Notburga sticken. So hatte sie zu leben, daß sie uns bereits Mietszins entrichten wollte. Hätten wir ihr die armen Kreuzerlein, die sie oft bei der Lampe ernadelte, abnehmen sollen?

Sie war vom Rhein; wohl faßte sie anfangs den Gedanken heimzukehren; es waren jedoch ihre Eltern tot und von den anderen Verwandten erwiderte keiner auf ihre Briefe. Wie's halt ist! Viel Vetter, viel Hundsfött! So gewöhnte sie sich ganz her und legte auch endlich unsere Tracht an. Als die Lehrerin starb, übernahm sie sogar die Winterschule; weltlich und geistlich war mit ihr zufrieden; die Bauern lieferten ihr gerne das beste Buchenholz sauber gekloben vor die Schwelle und manches Butterkügerl flog durch den Kamin in ihre Küche. Ihre Tochter nannten wir Finerl, denn Malvina klang uns so spaßig, daß wir uns daran nicht gewöhnen wollten; bei uns taufte man auf Emerentia, Crescentia, Moidele, Scholastika, das stand doch im Kalender!

Das Mädel trat nach und nach die Kinderschuhe aus und ward eine bildschöne Jungfrau, brav, wohlgesittet, verständig, die Stütze ihrer Mutter. Hier und da wollte sie ein Bursch zum Tanz führen, sie lehnte stets bescheiden ab, und besuchte sie am Kirchtag das

Wirtshaus, so ging sie auch wieder mit der Mutter heim; wenn einer an das Fenster kam, wurde er derb abgefertigt. Sie wußte auch, warum. Als eine Fremde durfte sie nicht hoffen, daß sie ein einheimischer Bauer zum Altar führe, und so weltfroh sie auch war, dachte sie doch: Ledig gestorben ist auch nicht verdorben.

Seitdem sie groß geworden, sprach ich nur noch selten mit ihr, ja vermied sogar ihr Haus; es sollte nicht scheinen, daß ich auf Grund der Wohltaten, die sie mit ihrer Mutter von uns empfangen, Ansprüche erhebe. So schaute ich sie nur von weitem an, wie die Heiligen auf dem Altar. Die Achentaler Mädchen waren zwar brav, rechtschaffen, es hätte mich auch keine über den Söller hinuntergeworfen, wenn ich angefragt hätte; ich mochte aber nicht, denn sie waren mir zu viereckig, zu ungeführig, und ich hatte doch auf Märkten und Reisen ein bißchen Welt gesehen. So kam es, daß ich am Kirchtag zum Hochamt gehen wollte, und hatte nichts auf meinem Hut, als ein bißchen welkes Edelweiß und den zerrupften Spielhahnstoß. Ich bürstete wohl, er wurde aber nicht schöner. „Ei was Teufel!" rief ich endlich und setzte ihn schief auf das Ohr. Finerl saß auf dem Söller des Zuhäusels zwischen Nagerln, Astern und Balsaminen; ich blickte unter dem Hut schräg hinauf und grüßte, sie dankte artig und schlug dann die Augen nieder. Da blieb ich stehen, faßte mir ein Herz: „Schau, Finerl, gibst du niemand eine Blume?" — Ich hatte den Hut abgenommen, sie errötete tief und sagte verlegen: „Hätt' mich nie ge-

traut, dir etwas anzubieten, du bist ja immer vorbeigeschossen wie ein Wilder." Sie langte mit der Hand herab, nahm den Hut und pflückte die schönsten Blumen. Dann löste sie ein grünes Band aus dem Haar und knüpfte sie zu einem Strauß. Ich wurde kecker und rief hinauf: „Wenn du heute mit der Mutter zum Wirt kommst, könnten wir wohl ein Tanzerl wagen."

„Die Mutter," antwortete sie und eine Träne drang ihr ins Auge, „die ist ja krank, weißt du es nicht?"

Ich fühlte mich in peinlichster Verlegenheit.

Sie fuhr fort: „Wenn du auf dem Eben den Chirurgen siehst, schick' ihn doch herein!"

Ohne mich zu besinnen, rannte ich den See entlang zum Katzensteig und packte den Arzt, daß er schleunig mitmußte.

Mein Vater war gestorben. Bald darauf meine Mutter, und das mußte mich entschuldigen, daß ich von den Nachbarn nichts wußte.

Seitdem fragte ich fleißig zu; freilich gab der Arzt wenig Hoffnung, und als im Lenz die Blätter knospten, konnte man grünen Rosmarin auf ihr Grab legen.

Am Abend nach dem Begräbnis fand ich Finerl ruhig und gefaßt in der Stube. Sie wandte sich von einem Koffer, dessen Deckel zurückgeschlagen war, freundlich zu mir und reichte mir die Hand. „Du siehst, ich fange an, einzupacken, denn als einzelne Person kann ich hier doch nicht bleiben. Eh' ich scheide, will ich auch noch am Grab deiner Eltern beten, daß dir Gott die Wohltaten, die sie mir erwiesen, hundertfach vergelte: — dich" — es stockte ihre Stimme einen

Augenblick unter Tränen — „dich werde ich nie vergessen und bitte dich zu allem, was du getan hast, nur noch um eines: laß meine lieben Blumen nicht verkommen. Sie haben sonst niemand mehr und ich habe auch niemand mehr."

„Niemand mehr?!" rief ich und blickte ihr beweglich in die Augen. „Niemand mehr?!" Meine Zunge war gelöst. „Bin ich denn niemand? Und meinst du, ich sei als rechtschaffener Mann nicht imstande, einer armen Waise Vater und Mutter zu ersetzen?"

Sie stand betroffen und schaute mich groß an. Ich zog den Ehering meiner Mutter vom Finger und reichte ihr denselben; als sie ihn ansteckte, seufzte sie tief auf und murmelte:

„Ja, mit dir kann ich's wagen."

Erst später entdeckte sie mir, daß sie mich schon lange im Herzen getragen und gerade deswegen bei der Hoffnungslosigkeit der Verhältnisse die Abreise beschleunigen wollte.

Soviel braucht es, bis zwei dummen, jungen Leuten endlich das Licht aufgeht — zwar ich war kein heuriger Hase mehr, schon nahe an den Dreißigern.

Der Pfarrer hatte nichts dawider, uns an einem Sonntag dreimal von der Kanzel aufzubieten; wie steckten zuerst die Bauern die Köpfe zusammen, wie geiferten die Weiber, daß ich auf mein schönes Gut ein hergelaufenes Weibsbild als Frau setze!

Was kümmerte das uns?

Ich habe auch nie Ursache gehabt, es zu bereuen. Hat sie ihre Schwächen, so hab' ich sie auch, das geht

einander quitt auf und so ist es die richtige Rechnung in der Ehe."

Diesen Mitteilungen habe ich nur beizufügen, daß sie mir nicht auf einmal, sondern bald da, bald dort anvertraut wurden, und ich sie erst nachträglich im Zusammenhang verknüpfte.

Später sah ich den alten Rabinger noch einmal. Die Donner von Weißenburg und Wörth rollten auch über unsere Alpen, wir zündeten zum Aerger einiger k. k. Hofräte im Fürstenhaus Freudenfeuer an; er half uns Holz zusammentragen, denn er erinnerte sich lebhaft an die schreckliche Franzosennot der napoleonischen Kriege. Die Kinder tanzten um das Feuer, wie die Irokesen, und Lenerl machte etliche Pas der Quadrille.

„Aber wo hast du denn das her, du Balg?" rief ich ihr zu.

„Ich hab's den Herren und Fräuleins abgeschaut, die jüngst auf der frischgemähten Fischerwiese tanzten. Der Gernsepp hat ihnen sogar aufgespielt."

* *
*

Am nächsten Morgen ließ ich die Sonne hoch über die Zillertaler Berge steigen, ehe ich mich vom Much verabschiedete, der sein „ochsiges" Haupt sehr bedenklich schüttelte, daß ich mich um diese Zeit noch in die Wildnis wage. Die Nacht war bissig kalt gewesen. Auf den Pfaden nach Gern hingen überall die Reifnadeln am welken Gras und ich war zufrieden, als

ich endlich aus dem Schatten in die klare Sonne trat.

Erst beim Aufstieg zum Pfronserjoch erwärmte ich mich allmählich; ich mußte vorsichtig auftreten, denn der Abfall unendlichen Herbstlaubes verhüllte den Pfad — um einen Ausdruck der Odyssee beizuziehen.

Der nächste Weg hätte mich am Brunnen hinter der Alm vorbei in die Bachen geführt; die roten Marbel von Ueberschüß winkten aber so verführerisch, daß ich mich entschloß, dort nach Ammoniten zu suchen. Ich fand nicht gerade viel, denn wie oft hatte ich diese Schrofen schon abgeklopft! — aber immerhin einzelnes, was des Mitnehmens wert war.

Von Ueberschüß gelangt man quer zur hohen Gans; weil ich schon heroben war, trug es wenig aus, wenn ich hinstieg. Bald erreichte ich den Pfad, den der Herzog von Koburg anlegen ließ; er führte mich im Zickzack zu dem Platz, wo Cazzoni abstürzte. An der Wand war eine viereckige Nische eingemeißelt, hier stand sein Name, Jahr und Datum. Aufmerksamen Blickes prüfte ich die Stelle; mir war geradewegs unbegreiflich, wie hier jemand fallen sollte, es sei denn Nacht oder der Steig mit Eisgallen bedeckt.

Mich ging jedoch die Sache nichts an, ich wandte mich daher zum Scheitel der hohen Gans, wo man eine weite Rundsicht über das ganze Gebirge und ein Stück der bayerischen Ebene hat. Ueber diese verbreitete sich ein feiner Duft, der gegen die Grenze des Horizontes in ein blasses Grau verschwamm und so die Linie zwischen Himmel und Erde kaum erkennen ließ. Um so klarer schnitten die Gräte der Alpen, die

Hörner der Gletscher in den blauen Himmel, aus dem die Sonne in farbloser Helle niedersah. Droben war zwischen den Zundern ein ebenes Plätzchen mit dichten Grasbüscheln, an den Ritzen des grauen Gesteins hing noch hier und da ein Stämmchen dürres Edelweiß, das die Gier der Sammler nicht entdeckt hatte. Ich streckte mich behaglich nieder. Den Blick lenkte keine Spur des Lebens ab, die goldenen Fliegen, welche summend durch die Luft schwirrten, die bunten Falter, die gleich Poeten von Blume zu Blume pilgerten, hatten ihre Zeit gehabt, nicht einmal die unheimliche Viper ließ sich von der Wärme ins Freie locken, denn ihre Beute, das kleine Mäuschen, schlief fest und sicher in seiner gepolsterten Höhle. Nordwärts dehnten sich die Bachen mit ihren waldigen Höhen und tief eingeschnittenen Mulden, dieses Paradies der Senner und Schmuggler, aber keine Herdenglocke erklang, kein Rauch schwebte über dem Dach der Hütten, die einzeln zerstreut waren. Und doch war es nicht der öde und traurige Tod, der hier herrschte, überall Größe, Majestät, Erhabenheit, die nicht drückend wirkte, sondern beruhigend, weil hier der wüste Kampf ums Dasein verstummt und mit seinen vergänglichen Siegen und Niederlagen drunten geblieben war. Auf dieser Höhe schweigt Schmerz, Zorn und Rache, ein Gefühl milden Friedens dringt in unsere Seele; wem es unten zu eng, zu schwül wird, der steige herauf, die Last seiner Qualen fällt allmählich vom gepreßten Herzen, der steige herauf! — der steige herauf! Und öffnet dann die Nacht die zahllosen Sternenaugen, dringt

dann sein Blick in den unermeßlichen Weltenraum, je tiefer je dunkler, dann ahnt er die Ewigkeit, er fühlt, daß wer im Ewigen lebt, auch der Ewigkeit gehört.

Gegen zehn Uhr erhob ich mich; als ich an den Rand des Felsens hinabkletterte, fiel mir wieder jener Offizier ein; ich hielt mich an den Grasbüscheln und beugte mich vorwärts, so daß ich die ganze Wand überblickte. Fast gerade unter mir lag die Zemm, vor der Hütte ging ein Mann hin und her, wohl der Rabinger. Ich ließ einen Juchschrei los, er blieb stehen und winkte mit der Hand nach rechts. Ich meinte, er wolle mich warnen und trat zurück. Wer senkrecht niederstieg, konnte in einer kleinen halben Stunde bei ihm auf der Bank sitzen, das war jedoch unmöglich; so hatte ich, weil ich den Kamm umgehen mußte, über all die Tobel und Gräte noch einen Weg von geschlagenen fünf Stunden vor mir. Darauf kam es mir jedoch heut' nicht an, wer weiß, ob ich das Gebirge bald wieder in solcher Herrlichkeit sehen würde.

Vorläufig stieg ich zu einer Alm nieder, neben der eine Quelle kalten klaren Wassers aus dem Felsen brach. Ich rückte mir eine Steinplatte zurecht; auf dieser verzehrte ich mein Mittagsmahl, hart gesottene Eier, etwas Speck und Brot, zum Schluß ein Stückchen Zucker, auf welches ich Rum geträufelt hatte.

Gegen vier Uhr nachmittags erreichte ich auf der andern Seite des Gehänges des Teufels Wurzgärtlein, wo ich unter der Schirmtanne rastete. Es waren allerlei Namen eingeschnitten und die Jahreszahlen

dazu; manchen kannte ich, auch den meinen fand ich noch, obschon die Rinde fast in den Schnitt hineingewachsen war. Gleich daneben sah ich in lateinischen Lettern ein M. und P., vielleicht von einem Studenten, der in den Ferien vorbeigestreift. Etwas höher war ein rohes Kruzifix angenagelt, es sollte dem Teufel sein Wurzgärtlein sperren, wenn er etwa käme, um Herenkräuter zu säen. Solche Wurzgärtlein trifft der Wanderer hier und da im Gebirge. Es sind kleine Hochebenen, die sich gegen das Tal vorschieben, meistens bewässert sie eine Quelle, an deren Bord die seltensten und üppigsten Alpenkräuter gedeihen. Der Fremde betrachtet das alles arglos, da setzt sich ein Hirt neben ihn auf die Bank, erzählt ihm allerlei gruselige Geschichten und deutet auf einen Kreis von Schwämmen: Hier müßten die Heren am letzten Pfinztage getanzt haben. Wahrscheinlich sind das Erinnerungen an altheidnischen Götterdienst.

Eine Viertelstunde abwärts liegt zwischen hohem Ahorn neben einem Steg, der über den Bach führt, die Branntweinhütte.

Das laute Rauschen des Wassers übertönte meinen Schritt, so daß ich Rabinger, der auf einem Block Holz spaltete, erst anrufen mußte. Er lehnte die Axt an die Bank und reichte mir freundlich die Hand.

„Die Nocken, die ich Euch kochte, sind längst alt geworden. Ich dachte, Ihr kämt gerade herab und habe Euch deshalb rechts hingewinkt, wo der Steig einsetzt. Vor zwei Jahren brach er dort, wo Ihr standet, herunter.“

„Ich schaute ihn verwundert an. „Aber wie denn? Hat mir doch der Neuner selbst gesagt, er habe auf diesem Schrofen bis jetzt auch nicht einmal eine Gemse gesehen?"

„Der Neuner! Die Jäger brauchen nicht alles zu wissen, was täten sonst die Wilderer? Nehmt meinen Feldstecher" — er reichte mir ein Fernrohr aus braunem Pappendeckel — „und schaut dort zu der Staude hinauf, was seht Ihr?"

„Eine Furche, die etwa ein- bis zweihundert Fuß gerade hinaufzieht."

„Da kann man sich wie ein Kaminfeger mit den Ellenbogen emporlupfen. Und darüber?"

„Die Platten des Hornsteinkalkes, der bricht einem unter dem Steigeisen."

„Es tut's schon ein gewöhnlicher Bergschuh auch. Was morsch, ward herausgearbeitet, so habt Ihr die schönste Stiege. Dann hängen die Zundern herab, an ihren Aesten seilt man sich leicht empor. In drei Viertelstunden steht Ihr auf dem Kamm und das ist der nächste Weg in die Bachen und dann nach Bayern, aber verratet es niemand, Jäger und Finanzler brauchen ja nichts davon zu wissen."

In meinem Kopfe blitzte ein unheimlicher Gedanke auf. Wir setzten uns auf die Bank. Erst heut' fiel mir auf, wie er zerfallen und gealtert war. Als rüstigen Greis, der täglich seine zehn bis zwölf Stunden steigen konnte, hatte ich ihn verlassen; jetzt hing der Kopf auf die Brust, die Haut war verschrumpft und fahl, die blauen Strümpfe schlotterten um die Beine.

„Jetzt bin ich schon von dem bißchen Holz müd!" unterbrach er meine Betrachtung, „und derschnaufen tu' ich es schon gar nicht mehr! Da gibt's wohl kein Mittelchen, Herr Doktor?"

Ich schwieg.

„Uebrigens ist es auch kein Schad'," fuhr er ruhig lächelnd fort, „wenn wir alten Leute in die Grube fahren, wir haben dem Leben unsern Zins mit Blut und Tränen gezahlt, und ich wenigstens bin niemand was schuldig bliebn, das weiß der gerechte Gott, und Ihr sollt es auch noch erfahren und durch Euch die Welt."

Da sprang ein Bube von etwa vier bis fünf Jahren aus der Hütte; er blieb einen Augenblick vor mir stehen und wollte dann in den Wald laufen.

Der Alte hieß ihn jedoch die Nocken über die Glut stellen, damit ich nicht ungespeist von seiner Schwelle scheide. An der feinen Form der Hände, dem Knochenbau der Stirne und dem Haarschopf, der wie ein Flämmchen daraufgesetzt war, erkannte ich den Stamm, so daß ich den neugierigen Weibern der Pertisau leicht ihr Rätsel hätte lösen können. — Paride Cazzoni!

Bald kehrte er mit der dampfenden Pfanne zurück und schob sie vor mich auf den Tisch, der Alte stellte die Flasche Enzeler und ein Stingelglas daneben. Ich ließ mich nicht zweimal laden und tat Speise und Trank die gebührende Ehre. Unser Gespräch bewegte sich nur um allgemeine Gegenstände, ich konnte sein

Vertrauen entgegennehmen, aber für mich schickte es sich nicht, zu fragen. Unterdes war die Beleuchtung am Unutz, dessen breiter Waldrücken sich uns gegenüber im Osten erhob, immer höher hinaufgerückt. Der alte Rabinger sah, daß ich gehen wollte. Er faßte meine Hand. „Wir treffen auf der Welt wohl nicht mehr beim Salzfaß zusammen, deswegen versprecht mir zu beschreiben, was Euch mein Sohn erzählen wird. Ihr habt das auch schon anderen getan; es ist der Mühe wert!"

„Was ich kann, von Herzen gern!"

„Ich werde schon sorgen, daß Euch eine Ehrung geschieht, sei's mit einem Kitzlein, einem Butterknollen oder einer Flasche Echten."

„Das tut nicht not," erwiderte ich, „aber seid überzeugt, daß ich Euch verstehe!" Ich blickte ihm tief ins Auge.

Dann wollte ich dem Buben ein Zwanzgerl zum Andenken geben, der Alte wehrte ab und sagte: „Bitt' den Herrn, daß er dir auf das nächste Jahr die deutsche Sprachlehre bringt, denn du mußt dich für die Schule in der Stadt vorbereiten. Dann bitt' ihn auch," setzte er leise bei, „daß er auf dich ein Aug' habe, du hast ja keinen Vater und Mutter und der heilige Schutzengel schläft manchmal."

Ich kehrte nicht mehr in die Pertisau zum Much, sondern ließ mich in einem Schifflein geradewegs an den Seespitz führen und stieg von da zum Bahnhof in Jenbach hinab.

Im Verlaufe des Winters hörte ich gar nichts aus dem Achental.

*　　　*
*

Es wurde wieder Frühling. Von der Osterreise nach Italien heimgekehrt, fand ich auf dem Tisch ein Fläschchen mit einer goldgelben Flüssigkeit, daneben einen Brief. Er gehört zur Sache.

„Verehrtester Herr Professor!

Wir haben den Vater am 23. April begraben, seine Sterbestunde war still und selig, wie wir uns allen wünschen möchten. Er hat mir aufgetragen, Ihnen dieses Fläschchen von der Essenz der Meisterwurz zu schicken; das sei für die schwersten Fälle und er lasse Sie bitten, Ihr Versprechen ja nicht zu vergessen.

Ich habe mir alles zurecht gelegt, daß ich es Ihnen der Wahrheit getreu mitteilen kann; ich muß mich jedoch wegen unverschiebbaren Geschäften bei Gericht vorläufig beschränken, Ihnen das anzuzeigen und Sie zu bitten, wenn Sie etwa in die Pertisau kommen sollten, an meinem Hause nicht vorüberzugehen.

Sollten Sie mir vorher ein paar Zeilen schreiben, so erwarte ich Sie mit dem Kahne am Seespitz.

Ergebenst
Florian Rabinger, pensionierter Leutnant.

Pertisau, am 4. Mai 1879.“

Ich verschob meinen Ausflug bis Pfingsten, wo mir

die Ferien einen längeren Aufenthalt in der Pertisau gestatteten.

Oben am Kaßbach bog ich von der Fahrstraße ab und schlug den Gangsteig ein, der von einer kleinen Wegsäule steil zur Kirche von Eben hinaufführt. Es war gerade die Vesper, der frömmere Teil der Gemeinde ergab sich dem Gottesdienst, die jungen Bursche im Wirtshaus nebenan dem stillen Suff. Ich schritt langsam an der Wand des Friedhofes hin, ein frischaufgeworfenes Grab ließ mich vermuten, daß hier der Rabinger liege, die Blechtafel an einem schwarzen Kreuz bestätigte es. Nach Namen und Datum kam jedoch ein Spruch, der mich befremdete: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn." Ich hatte ihn noch an keinem Grabmal gefunden; als ich über den Zweck desselben nachsann, klirrte das Gitter, ich wandte mich um und sah Florian kommen. Wir begrüßten uns schweigend.

„Ich habe mich aus der Kirche ins Freie gezogen, aber auch ins Wirtshaus mag ich nicht gehen, so ist es gut, daß ich Sie hier treffe."

Ich zeigte mit dem Finger auf den Bibeltext.

„Auch darüber werde ich Sie aufklären. Der Vater las in den letzten Jahren viel in der Bibel, meistens das Alte Testament, und da wählte er diese schrecklichen Worte. Wann darf ich Sie erwarten? Gehen Sie gleich mit?"

Meine Neugier war sehr groß, doch hatte ich noch nicht Mittag gegessen; so sagte ich für den Abend zu. Wir verabschiedeten uns; er ging in die Buchau voraus. Wie erwähnt, ist das Gasthaus von der Kirche

nicht weit entfernt. Ich wollte mir im Garten einen Tisch aussuchen, um dort mein Stück Bockfleisch zu verzehren, denn außer Zervelatwurst war sonst nichts zu bekommen.

Da sah ich am Hofe gegenüber einen Burschen, der mit der Sense von unten die Nagerln an dem Söller mähte. Ich schrie ihm zu: „Was treibst du denn, du Saggerakel?“ Er drehte sich lachend um. „Des Rohregger Trinele ist ein so hoffärtiges Ding, daß sie mir heut', wie ich sie beim Kirchgang anbettelte, nicht das kleinste Blümlein schenkte.“

„Wirst halt keines verdient haben, mir schenkte sie im vorigen Jahr ein gar nettes Sträußchen.“

„Das begreift sich,“ entgegnete er rasch, „Ihr seid ein alter Loter, und mit denen hat man Mitleid, aber mit uns Jungen trutz sie.“

Er raffte die Blumen in den Hut zusammen und trug sie in die Gaststube, wo bald ein lautes Gelächter erscholl. Ich aber wollte sehen, wie die Sache ausging, und setzte mich so, daß ich den Söller im Auge behielt.

Die Vesper war gesungen, das Volk strömte aus der Kirchtüre auf den Platz und dann auf den verschiedenen Wegen und Pfaden, die hier einmündeten, nach Hause. Trinele kam mit der Mutter; schon von weitem erkannte sie den Greuel der Verwüstung und lief jammernd voraus. Auf dem Söller übersah sie erst den ganzen Schaden und kreischte, zornig die Hand ballend: „Das hat der Ascher Simei getan, der Lump der! Könnt' ich ihm die Augen auskratzen.“

„Das tätest du wohl nicht," rief ich hinauf, „siehst du, wenn man Heu nicht selber mäht, kommt ein anderer."

Da lachte sie hell auf, aber dieses Lachen ging bald in ein krampfhaftes Weinen über. Nun kamen ihre zwei Brüder mit etlichen Vettern. Sie erzählte ihnen schluchzend, was geschehen. Die kehrten an der Türe um und stürmten, die wuchtigen Fäuste wie Dreschflegel schwingend, gegen das Wirtshaus. Das konnte eine tolle Mette werden. Weil ich mich für Volksszenen interessiere, wenn sie auch im Stil eines Ostade oder van Steen sind, so wollte ich mir wenigstens durch die Stubentür die Welfen und Ghibellinen anschauen. Als ich auf den gepflasterten Vorplatz trat, flogen schon die Fensterscheiben heraus, durch die Türe wälzte sich mir eine Lawine grauer Lodenjoppen entgegen, in der bald eine Faust, bald ein Fuß, bald ein blutiges Gesicht auftauchte, so daß ich einen großen Satz machen mußte, um nicht hineingeschwemmt zu werden. Da scholl plötzlich vom Turm die Glocke, welche den Feierabend einläutete. Wie auf Kommando löste sich der Knäuel; die Raufer eilten zum Brunnen und fingen an, einer neben dem anderen, sich zu waschen.

Ich trat hinzu.

„Habt ihr euch die Kürbisse eingeschlagen, daß euch der heilige Geist besser erleuchten kann? Aber so geht es nicht, etliche muß man verbinden."

Da ich mir auf meinen Ausflügen manchmal nicht bloß die Hose, sondern auch die Haut zerreiße, so habe

ich immer Heftpflaster bei mir. Der Simei hatte eine arge Schramme ob der linken Braue.

„Siehst du, nun brauchst du kein Nagerl mehr aufzustecken,“ sagte ich ihm und klebte den Riß zu.

So auch einigen anderen; dann hieß ich sie noch zu Muchs Wirtin über den See fahren, die sei billiger als der Chirurg und helfe ebensogut. Sie griffen zu den Hüten und machten sich einträchtig, als ob nichts vorgefallen wäre, auf den Weg.

Ich setzte mich wieder an den Tisch; die Kellnerin stellte mir eine andere Portion Fleisch auf, denn die erste war kalt geworden.

Da rief mir Trinele leise vom Söller:

„Hat's der Simei tüchtig kriegt?“

„Ja,“ antwortete ich, „ich wollte nur, daß er dich dafür kriege, du Hexe.“

Ich kannte das Mädchen, es war einmal mit dem Vater, der viel in Kräutern pfuschte, beim Much eingekehrt.

Dunkle Wolken über dem Sonnjoch ließen mich einen Spritzer besorgen, ich bezahlte daher schnell und stieg zu Buchau in den Kahn. Es fielen jedoch nur einzelne Tropfen, aus dem Hintergrunde des Inntales brummte ferner Donner, bald spannte sich quer über den Löffelspitz ein schimmernder Regenbogen.

In der Pertisau ging ich sogleich zum Hause Rabingers; er erwartete mich bereits. Als er mich in die Stube führen wollte, meinte ich, es wäre an diesem Abend doch gemütlicher auf dem Söller. Er wehrte ab.

„Was ich zu erzählen habe, ist so traurig und ent-

setzlich, daß es nicht unter Gottes liebe Sonne zwischen Blumen und singende Vögel paßt."

Er legte ein Paket Briefe auf den Tisch und begann:

„Sie erinnern sich meiner Schwester gewiß noch; wenn ich mich recht besinne, war das Mädel zwölf Jahre alt, als Sie zum letztenmal hier waren. Seit dort hat sich in ihrem Leben allerdings wenig verändert, sie wuchs und gedieh so frisch und sauber, daß alles eine Freude daran hatte, wenn man auch denken mußte, ein solches Prachtbäumlein tauge nicht zu einer künftigen Bäuerin in der Pertisau. Das sagten auch die Fremden. Als sie reifer war, schlichen allerlei junge Herren um das Haus, es kamen wohl auch artige Geschenke; die Mutter hätt' es nicht so scharf genommen, aber der Vater! Der fuhr zum Tempel aus, daß es fleckte. Man mußte jedoch an die Zukunft denken; zu Innsbruck lebte eine weitschichtige Base, bei dieser klopfte die Mutter an, ob sie das Mädel nicht in Kost und Wohnung nehmen wolle, damit es etwas Ordentliches lerne. Jene war eine gute Haut, sie tat es gegen eine angemessene Entschädigung und trug keine Schuld an dem Unheil, das folgte. Damals war ich als Unterjäger zu Innsbruck in Garnison, aber ein Mann ist viel zu dumm, wenn er ein Mädchen vor der Liebe hüten soll, und ein Bruder, der warnt oder gar verbietet, kommt so einem lustigen Ding bald als ein Brummbär vor, dem man schon spaßeshalber eines aufdrehen muß. Ihre Schönheit fand bald Anwert, sie hätte sogar heiraten können; ein braver Beamter,

freilich nicht mit einer dicken Goldborte am Kragen, meldete sich, wurde jedoch schnöde abgewiesen, denn er trug nicht zweierlei Tuch. Am besten gefiel ihr der Oberleutnant Paride Cazzoni, ein geriebener Gauner, dabei voll Hochmut auf seinen uralten Stammbaum, wenn auch der Grund, wo er gepflanzt wurde, nicht viel Dukaten trug. Ich merkte die Sache bald, seiner süßlichen Freundlichkeit setzte ich dienstliche Kälte entgegen und vermied ihn um so leichter, da er zu einem andern Bataillon gehörte. Auch meine Kameraden paßten gut auf, denn es mochte ihn keiner leiden. So mußte sich's Lena gefallen lassen, Sonntags immer mit mir aufs Land zu marschieren, bald nach Rum oder Tauer, oder auch auf das Mittelgebirge bei Natters, wo eben ein guter Tropfen Wein herging. Einmal waren wir in Amras beim Kapeller. Da kam der Herr Cazzoni angeschwänzelt, er rückte gleich an unsern Tisch und begann zu plänkeln, meine Schwester schmötzelte und kicherte, wie all die Gänschen in ihrem Alter. Nun ließ er Spezialwein bringen und Gläser aufstellen. Ich schob Flaschen und Gläser zurück: „Der Sohn meines Vaters braucht sich von niemandem aufwichsen zu lassen." Meiner Schwester befahl ich, den Schal zu nehmen, sie schnitt eine Pritschen und begann halblaut zu mocken. Jetzt kehrte ich das Rauhe heraus. Der Herr galante Leutnant wollte sich einmischen und drohte mit dem Rapport. Da erhoben meine Kameraden ein schallendes Gelächter. Am nächsten Morgen wurde ich richtig wegen respektwidrigen Benehmens gegen einen Offizier vor den Major komman-

diert. Das war ein braver Mann, der selbst Frau und Töchter hatte, mit dem konnte ich von der Leber reden, und auch Kameraden, die sich als Zeugen gemeldet hatten, bestätigten meine Aussage. Er hieß diese abtreten, ging einige Male, die Hände auf dem Rücken, wie es seine Art, im Zimmer hin und her, dann stellte er sich plötzlich vor mich hin und klopfte mir auf die Schulter:

„Florian, dem Herrn mußt du gut aufpassen, daß er dich nirgends fassen kann; was deine Schwester betrifft, so rate ich dir als einer, der mehr weiß und erfahren hat, als du: pack' sie zusammen und führe sie heim. Gleich morgen früh! Da geht der Stellwagen ins Unterland, in einer Stunde fertigt dir der Oberjäger das Zertifikat für einen zweitägigen Urlaub aus."

Das war ein ehrlicher, braver Soldat! Hab' er ihm auch nicht vergessen und seinen Töchtern den verwundeten Vater bei Sarajewo auf dem Rücken aus dem Feuer getragen. Nun gut! Lena mußte ins Achental, wenn sie auch Zähren vergoß wie Haselnüsse und auf dem ganzen Wege kein Wort redete.

Dem Vater sagte ich nichts, da fand sich eine Ausrede, der Mutter setzte ich alles haarklein auseinander, und sie mußte es gelten lassen, obwohl sie mit Lene größeres Mitleid hatte als ich. Mir schien, als habe bei dieser Angelegenheit die Eitelkeit in ihrem Herzen einen größeren Fleck als die Liebe: der schöne, vornehme, hochadlige Offizier, der sie immer Fräulein hieß und vielleicht gar schon vom Heiraten redete! Wie viele Herzen mögen schon an dieser Angel verblutet

sein, wenn sie nicht früher in den Kot gestampft wurden.

Im Achental wäre sie sicher gewesen, wo aber der Teufel nicht hinreicht, schickt er eine Bötin. Herr Cazzoni hatte unsere Zenz bald ausgemittelt; es stand ja im Kalender, daß jeden Donnerstag die Bötin aus der Pertisau beim Niederkircher einstelle. Nun flogen die Brieflein hin und her; durch seinen Burschen erfuhr ich, daß er die ihrigen den Kameraden in der Kaserne vorlas; man nennt das Spaß und es geschieht oft, mir schien es immer eine große Gemeinheit. Die seinigen liegen hier in der klaren, saubern Schrift eines Feldwebels. Sie können sie auch gedruckt lesen; später fiel mir der „Briefsteller für Liebende" in die Hand, da stehen sie samt und sonders.

Herr Cazzoni kam sogar etlichemal in die Pertisau, verkleidet — sonst wär' er aufgefallen, und die Zenz räumte dem Pärchen die Stube, daß sie bequem schwatzen konnten. Mancher arme Soldat erhielt Prügel für nichts, warum peitscht man die Kupplerinnen nicht aus? — Da wär' kein Hieb verloren, als der fehlgeht.

Da ging der Herbst ins Land; die Wurzelgräber meldeten sich beim Vater, er bezog die Hütte und begann die Brennerei. Magdalena mußte ihn zur Aushilf begleiten. Die Mutter wollte sie nicht zu Hause behalten, denn sie hatte zufällig erfahren, daß der Cazzoni vom Herzog zur Jagd geladen sei. Auf der Zemm konnte er das Mädel nicht leicht ausspüren, es hätten ihm auch die Wurzer mit Knitteln heimgegeigt, wenn er hinter dem Rücken des Vaters eingeschlichen wäre.

Die Zenz wußte jedoch zu helfen. Sie hatte früher selbst gegraben und kannte daher in der Zemm jeden Stein. An einem Sonntag bestellte sie Herrn Cazzoni nach Achenkirch und führte ihn auf einem Schafsteig schräg durch den Wald zu des Teufels Wurzgärtlein. Wie schon verabredet war, erwartete ihn Magdalena hier. Der Christus, welcher unsaubere Geister bannen sollte, hat so wenig seine Schuldigkeit getan, als später der Schutzengel. Vor Menschen waren sie sicher; man überschaut von der Tanne aus das ganze Tal, und bis jemand heraufstieg, konnte er sich tief im Gebüsch verkriechen. Doch erreichte er vorläufig seine Absichten nicht, denn Lena war, die kindische Eitelkeit ausgenommen, die bereits Eva mit dem Apfel gegessen hat, ein braves Mädel durch und durch, ihr galt die Ehe noch als heiliges Sakrament, das man in der Kirche zu empfangen habe.

So sahen sie sich nun öfters.

Da wollte der Vater nachschauen, wie es daheim gehe, am nächsten Mittag werde er wieder da sein. Er konnte der Mutter sagen, daß Magdalena, die nur ungern mitgegangen war und die ersten Tage auffällig traurig schien, jetzt heiter, ja lustig sei.

Abends war wieder Stelldichein. Wenn die Verliebten plaudern und kosen, ist ihnen die Zeit nicht lang. Cazzoni mochte wohl absichtlich in den Abend hineinzögern, weil er erfahren hatte, daß der Vater Magdalena allein gelassen habe. Er malte ihr die Bilder des ehelichen Glückes, wie sie die Schönste von allen auf den Bällen als Königin prangen werde. Italien sei

das Land der Seide, seine Mutter halte eine prächtige Equipage, da wollten sie denn mit den Rappen hinfliegen und Besuche machen oder im Marmorsaale des Hauses Besuche empfangen — all die vornehmen Herren und Damen der Stadt. Magdalena horchte begierig den Schmeichelworten, die er in ihr Ohr träufelte. Er gehe zur Weinlese nach Trient, seine Mutter werde ihm, dem einzigen Sohne nichts abschlagen und in einem Monat heiße sie nicht mehr Rabinger schlechtweg, sondern Baronin Cazzoni.

Der Abend war tief hereingesunken; die Zemm ist schluchtartig, daß man die Gewitter erst dann merkt, wenn sie da sind, und hätten die zwei jetzt wohl Zeit gehabt zum Himmel zu schauen? — Ein heftiger Donnerschlag schreckte sie auf; sie mußten sich verabschieden. Der Weg zur Hütte und nach Achenkirch war etwa fünfzig Schritt der gleiche, dieser zweigte bei einer kleinen Kapelle ab. Ehe sie dieselbe erreicht hatten, prasselte schwer der Regen nieder, so daß sie eilig hier Unterstand suchen mußten. Vor dem Marienbilde flakkerte die kleine Lampe im Winde, Lena selbst hatte sie, ehe sie zu des Teufels Wurzgärtlein emporstieg, dem Samstag zu Ehren angezündet.

Es war Nacht geworden, sie blickte angstvoll durch das schmale Fenster, die Schleusen des Himmels standen offen, durch alle Tobel rauschten die Gießbäche.

„In dieses Wetter willst du mich hinausjagen?"

Sie schwieg.

Da zog er einen Ring vom Finger und steckte ihr denselben an.

„Den wollte ich dir zum Abschied reichen, du sollst meine Verlobte sein, jetzt aber schwöre ich mich dir vor der heiligen Muttergottes treu und auf ewig zum Gatten. Nur der Tod soll uns scheiden."

Magdalenas Schutzengel schlief in jener Nacht.

Herr Cazzoni kehrte nach Innsbruck zurück; bis Allerheiligen ging noch die Bötin hin und her, sie konnte ihn aber nie mehr treffen und in der Wohnung wollte sie ihn nicht aufsuchen. Lena fragte daher vergebens nach Briefen. Ein Monat schlich vorbei, langsam, langsam; ihm folgte der zweite, der dritte und erfüllte sie mit Verzweiflung. Gerne wäre sie selbst nach Innsbruck gelaufen, allein ihre Mutter kränkelte bereits, so daß sie sich nur noch bei mildem Sonnenschein auf den Söller wagte. Da griff sie in ihr aufgespartes Patengeld; Zenz mußte für ein paar Gulden nach Innsbruck und ihn aufsuchen. Sie traf ihn nach Tisch in der Wohnung, er blies behaglich den Dampf einer Zigarre von sich, warf sie jedoch beiseite, als er sie erblickte. Sie übergab ihm den Brief; Lena schilderte ihm den Abgrund ihres Elendes, sie forderte ihn auf, als Mann von Ehre sein Wort zu halten. Er las den Brief, trällerte eine welsche Arie und sagte dann zur Zenz: „Ein spaßig's Madel, das Tiroler Bauernmadel. In Welschland Madel anders sein. Stecken Geld ein und lassen gut sein. Werd' ihr aber gleich schreiben." Er setzte sich an den Tisch, kratzte auf ein Blättchen und siegelte es mit duftigem Wachs. Nehmt es mit und verbrennt es dann; es gehört in die Geschichte, die anderen Briefe brauchen wir nicht, sie sind

ja ohnedem gedruckt, ich werfe sie gleich in das Feuer."

Er nahm das Paket und trug es in die Küche. Ich faltete das Blatt auseinander. Es war mit schlechten lateinischen Buchstaben in unorthographischem Deutsch hingekritzelt. „Ist ganz recht, daß du an mich denkst, auch ich nicht vergessen, daß wir uns so schön divertiert. Hätt' auch schon schrieben; im Wirtshaus mir jetzt zu schlecht und teuer ist, will ich eigene Menage halten; tu brauchen Köchin und gute Nähterin und tu dich gerne anstellen. Auch ein gutes Präsentel ich dir noch schuldig sein, hast es ja verdient. Laß mich wissen Antwort. Paride Baron de Cazzoni."

Mir stieg die Flamme ins Gesicht.

„Nicht wahr; das ist ein Schuft?" sagte Florian, als er auf seinen Platz zurückkehrte. Meine Schwester las den Brief; nicht daß sie dann geweint hätte oder zusammengebrochen wäre; jetzt erst, wenn auch zu spät, regte sich in ihr das Blut des Rabinger. Sie richtete sich hoch auf und sagte zur Zenz, indem sie ihr ein paar Gulden hinwarf: „Kehr' um nach Innsbruck und meld' ihm: ich sei im tiefsten Elend, aber wenn er mir jetzt die Hand reichen wollte, um mich herauszuziehen und mich auf einen Königsthron zu setzen, ich würde sie verschmähen." Bei diesen Worten zog sie den Ring vom Finger, den er ihr in der Kapelle angesteckt und zerbrach ihn in Stücke. „Wirf ihm die Trümmer vor die Füße und sag' ihm noch: da sind deine Schwüre, deine Niedertracht zerbrach sie leichter als ich diesen Goldreif. Was ich gefehlt, ich will es büßen, aber täglich beten, daß dich die Gerechtigkeit zerbreche, wie ich

diesen Ring zerbrochen." Zenz eilte wieder nach Innsbruck, sie bestellte treulich ihre Botschaft; er sagte lächelnd: „Spaßiges Tirolermadel!" drehte das Bärtchen auf und kehrte ihr den Rücken.

Lena mußte sich endlich der Mutter anvertrauen: das Unglück drückte dieser das Herz ab; ehe sie aber verschied, teilte sie alles dem Vater mit und bat ihn noch auf dem Sterbebette um Gnade für ihr armes Kind. Die Schwester hörte aus seinem Munde nie ein hartes Wort. Als die Mutter verschieden war, ergriff er Hut und Stock und eilte nach Innsbruck. Er fragte nach Cazzoni, man wies ihn nach der Hauptwache, die ihm heute übertragen war. In der Stube voran rauchten und spielten die gemeinen Soldaten, im Nebenzimmer saß Cazzoni und füllte die Rubriken eines Meldungsbuches aus. Als er Rabinger erblickte, fuhr er zusammen, seine freche Natur half ihm jedoch bald über die Verlegenheit. „Ach, sehen gut aus, freut mich, zu Haus auch gut gehen?" — Der Alte unterbrach ihn: „Das wissen Sie wohl selbst am besten, nachdem Sie über uns ein solches Unglück gebracht. Wir wollen kurz sein: „Ich frage Sie: Wann führen Sie meine Tochter Magdalena vor den Altar, wie Sie ihr mit Wort und Ring zugeschworen?"

„Ich Bauernmadel heiraten?" stotterte er verlegen, „war ja nicht Ernst."

„Ich fordere Sie bei Ihrer Standesehre auf, sie binnen drei Wochen heimzuführen."

Cazzoni warf einen Blick durch die Türe, ob genug Soldaten draußen seien, um ihn allenfalls zu schützen.

Als er sich davon überzeugt hatte, sagte er: „Sie besoffen sein, werde Sie auf Polizei führen lasse."

Mein Vater fuhr auf: „Herr, ich habe das Portepee getragen, wie Sie jetzt, und noch 1848 als Hauptmann für den Kaiser gefochten!"

„So, so, einer von den Grauröcken, die unser schönes Trentino arm gefressen haben und gesoffen. Kaiser sollt jeden Bauern, der Portepee anlegt, daran hängen lassen."

Nun sprang mein Vater gegen ihn, er schrie laut um Hilfe, so daß die Soldaten hereinstürzten. Mein Vater schlug jedoch den einen nach rechts, den andern nach links, daß die übrigen erschrocken zurückwichen und schrie noch, ehe er enteilte, Cazzoni zu: „Das nächste Mal treffen wir uns, da wird niemand zwischen uns sein, aber Gott über uns."

Man verfolgte ihn nicht.

In die Pertisau zurückgekehrt, ließ er sogleich Lebensmittel und was er sonst brauchte, in die Zemm bringen; Magdalena empfahl er der Treue einer alten Magd und ging, ohne noch mit jemand ein Wort zu reden, fort.

Ich war unterdessen in Mailand Leutnant geworden, ein alter Leutnant, aber so geht es, wenn man von der Pike auf dienen muß. Bei diesem Anlaß gab mir der Oberst gern einen Urlaub; ich fuhr nach Innsbruck und erfuhr hier alles, was geschehen war.

Von der Straße weg eilte ich in Cazzonis Wohnung; er war bereits auf den Jagden in der Riß. Ohne nur noch umzuschauen, stieg ich in einen Waggon

des Zuges nach Jenbach, eilte von hier atemlos in die Pertisau und als ich den Vater nicht traf, sogleich in die Zemm. Ich erreichte im Zwielicht die Kapelle und wollte daran vorbei; da rief es — „Halt!" — er trat heraus.

Das war ein „Grüß Gott", den ich empfing!

„Du gehst augenblicklich nach Achenkirch, übernachtest dort auf der Post und morgen Mittag bist du zu Innsbruck."

Ich ließ die Hand sinken, die ich ihm bieten wollte. Er fuhr mit gehobener Stimme fort: „Augenblicklich! Ich weiß, warum du da bist! du willst dich mit dem Cazzoni duellieren."

„Ja, Vater," erwiderte ich verlegen, „ich wollte ihn in der Riß vor all den Herrschaften anspuken, ihm ins Gesicht schlagen und gleich einem Hund einen Fußtritt geben, daß er trotz seiner Feigheit heraus müßte auf Leben und Tod. Sollen wir eine solche Schmach dulden?"

„Wer sagt dir das?" erwiderte er scharf. „Zählt dein Vater für nichts, oder ist er nicht der erste, der hier Rache zu fordern hat? — Aug' um Auge, Zahn um Zahn!" rief er mit gehobener Stimme und sah drohend zur hohen Gans empor. „Wenn ich sterbe und er lebt noch, dann trittst du ein. Euer Duell, euer dummes Duell! Jetzt gehst du!"

Er kehrte mir den Rücken; ich wagte nichts mehr zu antworten. Am nächsten Morgen stürzte Cazzoni von der Wand.

Mein Vater sprach nie mehr von ihm, ich auch nicht; ich wußte aber, was geschehen. Heuer im Winter hat er es mir erzählt. Er hätte ihn längst schon von hinten erschießen können. Das tat er nicht, denn der Schurke sollte wissen, durch wen und wie er sterbe. Von Jägern, Wildheuern und Sennern, die in der Branntweinhütte einkehrten, erfuhr er leicht, ohne eine auffällige Frage zu tun, wie die Gäste im Revier verteilt wurden. Als die Gelegenheit günstig war, kletterte er über die Wand, welche für unersteiglich galt, zur hohen Gans und kroch durch die Zunder bis fast an die Füße Cazzonis, so daß er plötzlich vor diesem stand, als wäre er aus dem Boden gewachsen. Der Welsche griff zum Stutzen, er riß ihm denselben aus der Hand und warf ihn hinunter. Dann sagte er: „Du bittest uns all' das Leid ab, das du unserer Familie getan, ferner übernimmst du die Verpflichtung, den Sohn Magdalenas auf deinen Namen hin anzuerkennen und nach dieser Legitimation ihn standesgemäß zu erziehen."

Cazzoni stammelte: „Madel wohl auch andere Liebhaber gehabt, wie alle Bauernmadel."

Da sank mein Vater vor ihm auf die Knie und faltete die Hände: „Mensch, ich beschwöre dich beim heiligen Sakrament der Buße; jetzt gilt für deine arme Seele die Wette zwischen Himmel und Hölle!" Da zog Cazzoni verächtlich lächelnd die Börse und bot sie ihm. Mein Vater sprang auf, packte ihn, ehe er noch schreien konnte, bei der Gurgel, hielt ihn frei in die Luft hinaus, daß alle Glieder zappelten wie bei einem Hampelmann, und schleuderte ihn dann hinab, daß

er von einem Vorsprung im Schwung zum andern flog und als roher Fleischklumpen drunten lag.

Das ist gräßlich! Nicht wahr?

Sie werden es aber nicht einen Mord, eine Tat brutaler Rachsucht nennen. Wo das menschliche Gesetz nicht hinreicht, muß das Naturrecht hervorbrechen, wie sich die Lawine auf den herunterwälzt, der sie durch einen mutwilligen Schrei weckt. Da ist ein Wucherer. Er treibt den Vater des Hauses zum Selbstmord, Weib und Kind bleibt als Bettler zurück . . . Stellt ihn vor den Richter, der pfändet vielleicht Euch um die Prozeßkosten . . . Schaut uns an: Die Mutter im Grab, der Vater einem öden Alter voll Schmerz hingeworfen, die Tochter mit Schanden gestorben; die ohnmächtige Qual des Bruders . . . bringt die Klage an: man hätte ihn vielleicht zu den Alimentationskosten verurteilt — ha ha ha! — Dreißig bis sechsunddreißig Gulden jährlich! — Der Priester verweist uns auf das Jenseits, das Unrecht ist aber diesseits geschehen und dann . . . für diese Leute ist der ewige Richter nur noch, was der Klotz für die Frösche, sie schlagen ihm einfach ein Schnippchen.

„Ueber diese Tat war der Vater ruhig bis zum letzten Atemzug; der Geistliche hörte schweigend seine Beichte und machte schweigend das Kreuz über den Sterbenden. Wenn er mir noch einmal auftrug, Ihnen alles zu erzählen, so geschah es nicht, weil er sich vor der Welt rechtfertigen wollte, sondern damit die Welt erfahre, daß es in Tirol noch Männer gibt, die nicht Schmach und Schande hinnehmen wie ein stum-

mer Hund; damit die Frevler wissen, daß die Wiese nicht überall für sie glatt gemäht ist und sie das Verhängnis ereilen kann, ehe sie es ahnen."

„Was soll aber aus dem Buben werden?"

„Der hat nichts verschuldet; für den sorge ich. Wenn auch nicht nach dem Gesetz, fällt ihm doch nach Menschenrecht das Erbteil Lenas zu und wer weiß, ob ich heirate. Es hat bei mir vierzig geschlagen; an den Stadtfräulein hab' ich mir genug gesehen, ein Bauernmädel taugt auch nicht mehr recht und dann! — In Oesterreich soll man gar nicht mehr heiraten, um schließlich Gut und Blut hinzugeben — für wen und für was!"

Währenddem war der Knabe ins Zimmer getreten und sah mich mit den dunkeln unbefangenen Augen wie ein Eichkätzchen ruhig an.

„Deutsch und welsch ist die richtige Mischung!" sagte ich halblaut und gab ihm einen leichten Klaps.

Er sprang zur Tür hinaus.

Heuer im Herbst hat er mich hier und da in den Wald begleitet und in einem Körbchen die Schwämme nachgetragen, manchmal auch Erdbeeren gebracht.

Der Schlingel gefällt mir und so wollen wir sehen!

Möge nun der Tau des Himmels alle Schuld von den Gräbern auf dem Friedhof von Eben wegwaschen und über dieser düsteren Vergangenheit das Gras wachsen.

Die alten Griechen ließen auf ihre erschütternden Tragödien ein komisches Satirspiel folgen, wenn un-

sere Bauern in einem schrecklichen Stück die Bühne mit Blut und Tränen überschwemmt haben, springt der Hanswurst hinauf und schwingt lustig die Pritsche; so möchte auch ich meine freundlichen Leser heiter entlassen, indem ich eine arme Mädchenseele aus dem Fegefeuer des ledigen Standes in das Paradiesgärtlein der Ehe befördere.

Heuer im Herbst besuchte ich wieder die heilige Rotburga auf dem Eben. Auf der Bank vor dem Ascherhof saß Trinele, auf ihrem Schoß einen dicken Buben, der, einen faustgroßen Schnuller im Mund, stillvergnügt in die Welt sprotzte. Sie errötete, als sie mich erblickte, ich blieb stehen und betrachtete sie schmunzelnd: „Ja, Trinele, was ist denn das? Wer hat denn dieses Nagerl angepflanzt?"

„Wenn Ihr's nicht wißt, sollt' ich es Euch wohl nicht sagen, daß ich den Simei geheiratet habe, aber im Wirtshaus erfragt Ihr es doch und dann lacht Ihr noch mehr!"

„Den Simei?! Aber wie ist denn das zugegangen? Hätt' ich doch gemeint, der käm' eher an die heilige Rotburga als an dich."

„Nun ja, unverhofft kommt oft und die Ehen werden im Himmel geschlossen, hat der Pfarrer bei der Trauung gepredigt. Ihr habt selbst gesehen, wie er mir die Nagerln abgemäht hat, der Schlankel. Das wär' das wenigste gewesen, aber da war keine Ruhe vor den Buben mehr, die haben mir bei Tag und Nacht G'satzln gesungen . . ."

„Du weißt gewiß noch eins, geh, sing mir's!"

„Richtig! Ihr wäret imstand' und kommt mir damit heute nacht vor das Haus, daß die Mette gar nie ausginge. Diese Liedlein brauche ich nicht mehr, sie haben mich schon damals so geärgert, daß ich den Simei gar nicht mehr anschaute. Da standen einmal in der Frühe zwanzig der herrlichsten Nagerlstöcke auf dem Söller; wie er die zusammengebracht, weiß ich heute noch nicht, aber getan hat's der Simei. Deswegen hab' ich ihn doch nicht angeschaut. Da ist Allerheiligen kommen; ich ging zur Kirche, um zu beichten, er stand mit einem wahren Armensündergesicht neben dem Gatter und flüsterte mir zu: ‚Geh', Trinele, verzeih' mir's.' — Ich huschte in den Beichtstuhl und sagte alles dem alten Pfarrer. Der hat gar gelacht, wie es eigentlich nicht paßt für einen so heiligen Ort, und mir zugeredet: ‚Du mußt ihm schon verzeihen, sonst kann ich dich gar nicht absolvieren; wenn du dann morgen nicht zur Kommunion darfst, so reden dir die Leute nach: ‚Was muß das Trinele angestellt haben?' Da mußte ich mich ergeben.

„Als ich heimging, stand der Simei auf dem alten Fleck, er flüsterte: ‚Verzeihst mir noch nicht?' — Ich nickte mit dem Kopfe und eilte schleunig weiter.

„Die Nacht war klar und mondhell, daß man auf zehn Schritte einen Pfennig auf der Straße gesehen hätte. Kaum war ich in meine Kammer getreten, so klopfte es leise an die Fensterscheibe. Ich machte auf; denkt Euch, der Simei stand da. Der Schrecken! — Der Schrecken!

„Er begann demütig: ‚Du hast mir heute mit dem Kopfe genickt. Bedeutet das, daß du mir verzeihst?‘ — ‚Ja, ich verzeihe dir, aber jetzt schau, daß du hinabkommst.‘ — ‚Geh’, gib mir die Hand drauf.‘ — Ich tat es arglos. Da zog er mich an das Eisengitter — ich konnte mir doch nicht den Arm ausreißen lassen — und gab mir ein Bussel. Mitten drein rief eine Stimme von der Straße herauf: ‚Halt, Trinele, ich hab’ dir im Beichtstuhl nicht befohlen, daß du ihm auf diese Weise verzeihen sollst.‘

„Er schwang sich über den Söller hinab, ich flog in die Kammer zurück, als hätte mich der Donner hineingeschlagen. Das war der alte Pfarrer, der noch spät von einem Kranken heimkehrte. — So macht es ihr Mannsleute, so kriegt ihr uns dran!

„Am nächsten Morgen kam Simeis Vater und redete mit dem meinigen, wir hielten noch vor Advent Hochzeit.“

„Von den Liedeln soll ich also keines hören?“

„Könnt mir einfallen!“

„Behüt Gott.“

An der Ecke des Hauses drehte ich mich um und sang:

„No wachsen scho Nagerln,
Bei oam do bleibt’s nöt,
Und bleibet’s bei oam, ju!
Dös war jo a G’frött.“

Sie bückte sich nach einem Steinchen und hätte mich auch getroffen, wenn ich nicht beiseite gesprungen.

Meine Leserinnen merken schon, daß ich viel an Wallfahrtsorten verkehre. Sollte mir eine an einen Heiligen geheime Aufträge erteilen wollen, so stelle ich mich zur Verfügung.

Versäumt

Der Tourist, der mit dem roten Buche die Alpen durchwandert, weiß nichts von den stillen Winkeln, wo kaum ein verlorener Laut hindringt und den Träumer, der die Einsamkeit aufsucht, stören könnte. Solche Plätzchen, oft voll des süßesten landschaftlichen Reizes oder von großartiger Erhabenheit kenne ich bei Innsbruck manche, vielleicht schließt sich auf meinem heutigen Streifzuge ein oder der andere Leser an.

Wir schreiten durch die holperige Höttingergasse bis zu einer kleinen Kapelle, wo bärtige Bischöfe der Himmelskönigin ihre Huldigung bezeigen und folgen dann dem Weg rechts, von dem sich bald ein kleiner steiler Pfad abzweigt. Er führt uns zum Pestfreithof; öd liegt er, von einer zerbröckelnden Mauer eingefaßt, in einer Senkung, die Andacht nachgeborener Geschlechter setzte Kreuze mit der Aufforderung, für die hier liegenden Väter zu beten. Nur seitab in einem Winkel ragt ein frisches Grab mit Kränzen von Immortellen, scheu trippelt ein Mütterchen daran vorüber, die Kinder klammern sich an ihr Gewand, der Lenz kümmert sich jedoch nicht um das Urteil der Menschen und streut Blumen auf das Grab des unglücklichen

Selbstmörders. Ich habe ihn gut gekannt und manche Halbe mit ihm ausgestochen; Kirchler lachte so herzlich und strich so seelenvergnügt den langen blonden Bart über der schwellenden Lippe, daß kein Mensch geahnt hätte, er werde sich mit Pulver und Blei von der Krankheit des Lebens für immer heilen. Freilich konnte er mitten in Sang und Klang plötzlich verstummen, er zog die buschigen Brauen zusammen, dann weitete sich wieder sein Auge, mit dem er in das Blaue starrte; hat man es jedoch nicht schon früher getan, so nimmt man in der Regel mit dem vierzigsten Jahre, wo bekanntlich die Schwaben und Tiroler gescheit werden, vom Dasein nicht mehr freiwillig Abschied. Wie staunten wir alle, als ein Freund mit traurigem Gesicht an unseren Tisch trat und rief: „Wißt ihr, heut' nachts hat sich der Kirchler erschossen. Ja, ja," fuhr er fort und ließ den Blick über den betroffenen Kreis gleiten, „vielleicht hat mancher den Knall gehört!"

Setzen wir uns auf die Mauer, wo der Nußbaum Schatten wirft. Es ist freilich eine alte Geschichte, die sich schon manchmal zugetragen hat; begnüge dich daher mit der schlichten und einfachen Erzählung ohne viel Aufputz, vielleicht schenkst du dennoch dem frischen Grabhügel zu unsern Füßen einen Blick voll Mitleid oder du steckst zwischen die Schollen einen Strauß von wildem Salbei und Steinnelken, die hier am warmen Sonnenstrahl die Kelche zu öffnen beginnen.

Von der Jugendgeschichte unseres Johann wissen wir nicht viel zu sagen, was allgemeines Interesse beanspruchen dürfte; er glich der Mehrzahl seiner Mit-

schüler auf das Haar und gehörte daher zur gewöhnlichen Mitte des Menschengeschlechtes, das ißt, trinkt, ein bißchen liebt und den Herrgott einen guten Mann sein läßt. Höchstens zeichnete er sich durch einen unverwüstlichen Humor aus, auf den freilich manchmal Stunden voll melancholischer Selbstqual und Skrupel folgten. Dieser Zustand ist zu Innsbruck nicht selten, man schreibt ihn dem Einflusse des Scirocco zu, der oft die Nerven zerrüttet und überhaupt an allen Leiden die Schuld tragen muß, für die man keine Ursache weiß. Auch Johann betrachtete ihn nach kurzem Aufenthalte in der Stadt als die Quelle seiner üblen Laune; sobald er sich etwas verstimmt fühlte, sah er gleich zum Himmel, ob sich kein Windstreifen zeige und eilte dann in das Wirtshaus, wo die Grillen, die ihn plagten, bald vor dem Rundgesang wichen oder im Humpen ertranken. Nachdem er Jurist geworden, legte er sich eine große Tabakspfeife bei, ließ die Quartierfrau, eine alte Betschwester, brummen, wenn er nachts später nach Hause kam und weigerte sich, noch ferner mit ihr abends den Rosenkranz zu beten. Sie nörgelte so lang, bis er endlich seine sieben Zwetschken zusammenpackte und vier Treppen hoch bei einem Beamten Logis nahm, der, um den Wohnungszins zu erschwingen, einer Afterpartei bedurfte. Ausschließlicher Mietherr wurde er jedoch im Herzen von Fräulein Luise, seiner Tochter. Das hübsche, dralle Mädchen war so recht zum Studentenlieb geschaffen, lustig und heiter, unbekümmert um die Welt, lebte sie nur dem Augenblicke und genoß ihn aus bis zum letzten Tropfen. Ihre

Mutter war schon längst tot; da sie das Hauswesen des Vaters führte und dieser, an die Kanzleistunden gebunden, nie Zeit hatte, nachzuschauen, was das Pärchen treibe, so läßt sich leicht begreifen, daß es die Kapitel von der christlichen Nächstenliebe bald recht gründlich zu studieren begann, und Johann, der in Luisens blauen Augen mehr Weisheit entdeckte als in den Vorträgen, die Kopatsch über das Kirchenrecht hielt, recht fleißig die Kollegien schwänzte. Die Folgen dieser unmäßigen Zärtlichkeit blieben freilich nicht aus — nämlich bei Johann; er bestand am Schlusse des Schuljahres die Prüfung schlecht, vielleicht weil ihn der Professor nicht über den Abschnitt des kanonischen Rechtes de sponsalibus et matrimonio ausfragte und erhielt eine zweite Klasse. Sein Vater, ein Viehhändler aus dem Brixentale, war, weil er auch noch andere Kinder zu versorgen hatte, sehr erzürnt, vergebens forschte er den Ursachen jenes Mißerfolges nach. Daß der Gegenstand zu schwer oder der Professor Johann abgünstig sei, schien ihm nicht wahrscheinlich; in den Kneipen hatte er weder viel Geld noch Zeit verzettelt.

„Also, wo fehlt's denn?" fragte er den Sohn mit einem scharfen Blick, wie er sonst die Oechslein, um die er feilschte, zu mustern pflegte. „Wo fehlt's denn?" fragte er noch einmal, als jener schwieg.

Der Junge begann zu stottern.

„Hm!" brummte der Alte und kratzte nachdenklich hinter den Ohren.

Da ging die Türe auf, Luise erschien mit einer

Flasche und blieb betroffen stehen, über das Gesicht des Studenten floß dunkle Röte.

„Ist's das Quartierfräulein?" forschte jener, dem nun plötzlich ein Licht aufging.

„Ich wollte nur Wasser bringen," sagte das Mädchen, „entschuldigen Sie, daß ich gestört."

Sie verließ nicht ohne Anflug von Verlegenheit das Zimmer.

„Gelt Bub', du bist ein Unterländer?" platzte der Alte heraus. „Jetzt hab' ich gesehen, wo's raucht; zum Löschen magst aber schon den heiligen Florian anrufen, so ein Mädel tut es nicht. Lassen wir's sein, das Quartier ist bezahlt und der Stellwagen auch. Wir fahren heut' noch bis nach Schwaz, pack' nur zusammen."

Dem armen Jungen ging nichts Gutes vor, der Alte blieb bei ihm auf Schritt und Tritt, so daß er gar nicht einmal mehr an einen Abschiedskuß denken konnte. Als der Koffer gefüllt war, rief der Vater vom Fenster aus einem Hausknecht, den er längst schon kannte, und lud ihm das Gepäck des Sohnes auf die Schulter.

Dann verließ er das Zimmer, Johann atmete hoch auf, er huschte hinaus und eilte durch den Hausgang zur Türe der Geliebten. Er griff nach der Klinke, zog jedoch erschrocken die Hand zurück, als er den Vater reden hörte:

„Nichts für ungut, Fräulein! Ich dank' halt für die christliche Lieb', die Sie meinem Buben bezeugt haben; vorläufig will ich Ihnen zu Absam bei der

Muttergottes ein Vaterunser beten, daß's bald ein' Mann kriegen, schön sind's g'nug dazu, und wenn es Hochzeit gibt, werd' ich schon eine Butterkugel schicken, eine garaus große, daß es einen ordentlichen Korb Nudeln gibt. Also nichts für ungut und vergelt's Gott!" Er öffnete rasch die Türe, Johann prallte zurück und blieb mit langem Gesicht stehen.

„Du bist da, du Schlingel?" rief der Alte, „mein, mein!" er zog die Mundwinkel in die Höhe und blinzelte mit dem linken Aug', „mein, mein! willst mich gar hüten, glaubst, ich sei ein Unterländer? Hast schon recht," setzte er spöttisch bei, „ich bin ein Unterländer, aber ein alter!"

Bei diesen Worten faßte er den Sohn beim Arm, schob ihn zur Stiege und führte ihn rasch hinab. Dann ging er durch ein Gäßchen, wo sich kein Fenster des Hauses öffnete, so daß der unglückliche Bursche gar nicht einmal mehr einen Blick mit der Geliebten wechseln konnte. Aus einer Studentenkneipe klang wie Spott das Lied von Uhland:

„Es zogen drei Bursche einst über den Rhein."

Johann zuckte mit den Wimpern, mühsam hielt er die Tränen zurück.

Daheim arbeitete er mit den Knechten des Vaters auf der Bergmahd, er schwang wie sie die Sense, trug die schwere Bürde Heu in den Stadel, saß den Abend vor der Tür und dengelte; oft blickte er gegen Westen, wo Innsbruck lag, allein kein Bächlein, keine Wolke zog nach dieser Richtung, daß er ihnen einen Gruß hätte aufgeben können. Ans Schreiben durfte er nicht

denken, kam er doch nur Sonntags zur Messe in die Dorfkirche, und Post war ja keine weitum. Sein Herz klopfte ungeduldig vor Sehnsucht, er seufzte nach der Stunde, wo er den Berg verlassen und heimziehen könnte, er schmiedete zum voraus Pläne, wie er dann einmal nachts aufbrechen, rasch über Joch nach Innsbruck laufen, dort sein Mädchen begrüßen und sich mit ihr verständigen wolle. Nach einem halben Stündlein wolle er gerne wieder scheiden, sich zu Hall auf ein Floß setzen und nachmittags beim Vater sein, der gar nicht ahnen könnte, wo er in der kurzen Frist gewesen.

Die Schwalben eilten nach Süden, das Heu war eingebracht, er kehrte Samstags mit den Knechten heim. Im Anger des väterlichen Hauses waren Ochsen eingepfercht, sie lagen im Grase und kauten gemütlich, Johann warf einen Blick über den Zaun, was kümmerte ihn die Herde? Wie manches Menschen Schicksal ist an einen Ochsen geknüpft! Auch sein Los trugen diese Tiere zwischen den mächtigen Hörnern.

Nach dem Hochamte in der Kirche, das er mehr gewohnheitsmäßig als andächtig mitmachte, führte ihn der Vater in den Pferch.

„Eins, zwei, drei, vier — dreißig!“ begann er zu zählen. „Sie sind alle beisammen, meine lieben Oechslein,“ wendete er sich an den Sohn, „und da du auch dabei bist, sag', wie gefallen sie dir? Schau diesen Nacken, diese Wamme!“

„Es sind prächtige Tiere!“ entgegnete Johann gleichgültig.

„Siehst, ich hab' mir's gedacht, daß sie dich freuen

werden. Sollst auch dabei sein! Morgen treib' ich sie nach Wien, du hilfst, ich erspare den Knecht und verschaffe dir Gelegenheit, einmal die große Kaiserstadt zu sehen. Ist was anderes, als Innsbruck! Wirst dreinschauen! Die Sachen sind schon gepackt, brauchst dich weiter nicht zu kümmern."

Johann schaute sonderbar drein. Nicht, daß er sich durch den Antrag verletzt gefühlt hätte, Vieh zu treiben; die Studentlein, die in den Ferien zu den Eltern ziehen, müssen diesen oft genug in der Wirtschaft helfen und mehr als einmal sind mir in den Ferien Schüler, die Kraxe voll Butter auf den Achseln oder mit einem Schubkarren Korn zur Mühle schleppend begegnet, aber Luise . . . Luise!

In der Dämmerung des nächsten Tages weckte ihn der Vater zur Frühmesse. Als sie zurückkehrten, dampfte bereits eine Schüssel Kaffee mit Schmalznudeln zum Eintunken auf dem Tisch, neben dem Ofen lag Johanns Hut mit einem Zweiglein Rosmarin und etlichen Blutnelken geschmückt, darunter ein frisch geschälter Weidenstab; aus dem zwilchenen Schnappsack, den man an Riemen über die Schulter hängt, guckte eine Flasche Enzeler, Brot und die unvermeidliche Butterschachtel, die den Aelpler bei der Abfahrt ebenso treu begleitet, als der Rosenkranz zur Kirche. Mit einem traurigen Blick musterte Johann diese Ausstattung, die ihm die Schwester sorglich vorbereitet und setzte sich dann dem Vater gegenüber. Sein Appetit war nicht sehr groß, die besten Brocken erhielt Phylax, der schwarz- und weißgefleckte Hund, der, um an sich

zu mahnen, von Zeit zu Zeit das stachlige Halsband an seinem Schenkel rieb, oder das zottige Haupt ihm auf den Schoß legte. Der Alte stand auf, schüttelte Weib und Töchtern mit einem lauten: „Seid's fein brav!" die Hand und trat an die Türe, auf Johann, der sich langsam rüstete, einen Blick gutmütiger Ironie werfend. Dann tauchte er den Finger in das Weihbrunnkrüglein, das an der Wand hing, bespritzte sich die Stirn und auch die des Sohnes. „Denk' lieber an die Muttergottes," sagte er, „daß unsere Handelschaft gut geht!" Phylax fuhr zwischen seinen Knien durch und umkreiste laut kläffend die Herde, die der Knecht aus der Umzäunung trieb. Der Vater stellte sich an die Spitze, Johann trabte hinterdrein.

Hi! hi! ging es zum Dorf hinaus und auf der Landstraße fort, einen Tag wie den andern, hi! hi! langsam, denn die Ochsen sind schlechte Fußgeher, wenn sie auch im Mittelalter den Wägen von Kaisern und Königen vorgespannt waren. Endlich erreichten sie die Donau, Schritt für Schritt zogen sie mit den Wellen des gewaltigen Stromes vorwärts, die Anstrengung des Weges und die vielen neuen Gegenstände übten zwar ihr Recht und zerstreuten Johann allmählich, doch flog noch mancher Gedanke über Berg und Tal zu Luisen.

Der Kahlenberg erhob sich vor ihnen, sie trieben hi! hi! ihre Ochsen durch Nußdorf: bei einer Wendung der Straße breitet sich Wien in all seiner Herrlichkeit und Größe aus. Johann blieb einen Augenblick überrascht stehen, der Vater stützte sich auf den Stock und

betrachtete ihn. — „Gefällt dir die Stadt," unterbrach er endlich sein Staunen, „du möchtest wohl gar da bleiben?" Johann merkte nichts Arges und trieb wieder die Herde vorwärts.

An der Zollinie löste der Alte den Bauchgurt, während er daraus den Akzis bezahlte, schickte er einen Burschen zu einem Metzger in der Alservorstadt. Dann führten sie die Herde mitten durch Equipagen und elegante Spaziergänger, die neugierig die Tiroler betrachteten, bis zu einem Torbogen, wo sie bereits der Metzger und seine Knechte erwarteten. Das Vieh war bestellt, Vater und Sohn wurde im Haus ein Zimmer eingeräumt, wo sie übernachten konnten. Jener rechnete, dieser lugte zum Fenster hinaus, bis ihn die Frau des Fleischers einlud, mit ihr ein bißchen die Stadt zu besehen.

Den nächsten Tag besorgte der Vater noch manches Geschäft; Johann benutzte die freien Stunden, um möglichst viel zu sehen, war doch hier eine Abwechslung auf das bäuerliche Leben.

Abends erzählte er dem Vater, dieser blinzelte ihn von der Seite an und sagte: „Ja, siehst du, wenn du brav gewesen wärest, hätte ich dich sogar in Wien studieren lassen."

Johann schlug die Augen nieder und seufzte.

Am dritten Tag waren alle Geschäfte abgewickelt; der Alte stellte sich vor ihn hin und fragte: „Hast alles ordentlich gepackt?" Johann deutete auf das Felleisen und reichte ihm den Schlüssel. Er wies ihn mit der Hand zurück, blickte den Sohn fest an und

sagte gemessen: „So packst wieder aus; ich lasse dich das Studium noch einmal probieren, willst du?“

Johann prallte erschrocken zurück.

„Es ist Ernst,“ fuhr der Alte fort, „aber nicht zu Innsbruck; Fräulein Luise ist ein zu gefährliches Buch; du bleibst da, die alte Metzgerin wird dir keine Paradiesäpfel braten. So! jetzt schau nicht so damisch drein.“ — Er machte dem Jungen ein Kreuz auf die Stirne, ließ ein paar Taler in seine Hand gleiten und schritt, nachdem er den breiten Hut aufgestülpt, zur Tür. Hier wendete er sich noch einmal um: „In der Vakanz bist du wieder Bauer, bis du ein zweites Jahr nach Wien fährst. Bleib' nur in der Stube, wir machen uns das Herz nicht schwer.“

„Aus einem liederlichen Bürschel kann auch noch was werden!“ sagt ein altes Lied; Johann sandte am Schluß des ersten Semesters ein prächtiges Zeugnis nach Hause, statt der Antwort kam eine Rolle Silberzwanziger.

Auch an Luise schickte er Briefe und erhielt Briefe von ihr. Das Zeugnis des zweiten Semesters blieb hinter dem des ersten nicht zurück, als er jedoch nach Hause kam, mußte er wieder die bockledernen Hosen anziehen; er schwang den Dreschflegel und die Mistgabel, als wären sie ihm in die Hand gewachsen, am Sonnabend lag aber stets ein harter Taler auf dem Tisch, so daß er sich im Wirtshaus sehen lassen konnte. Hier und da stieg er wohl auf ein Joch und schaute sehnsüchtig nach den Bergen von Innsbruck.

Ende September reiste er wieder nach Wien. Die

zehn Monate des Schuljahres flogen vorbei wie die des ersten, doch hatten die Briefe aus Innsbruck allmählich aufgehört.

Die Ferien!

Johann fragte einen Kameraden, der zu Innsbruck studiert hatte, um Luise.

Die hatte einen Lottokollekteur geheiratet.

Johann zuckte, das Herz brach ihm jedoch nicht.

Etliche Tage später sah ihn der Vater schief von der Seite an, blinzelte mit den Augen und legte bedächtig ein paar Gulden auf den Tisch.

„Willst nach Innsbruck. Schau einmal nach, wie es droben steht?“

Johann stotterte errötend: „Hab' ja Wien gesehen, was soll ich in dem Nest droben?“

Von jetzt an fehlte er bei keinem Tanz, bei keiner Kirchweihe, und als er nach Wien reiste, vergaß er ganz, daß ihm der Vater aufgetragen, die schwarze Muttergottes in Altötting zu besuchen.

Er hatte sich von seinen Jugenderinnerungen befreit; was sein Studium betraf, mochte er sich nicht schelten lassen; in der lustigen Kaiserstadt als Einsiedler zu leben, hatte er ja kein Gelübde abgelegt. Der Alte schüttelte zwar den Kopf, daß die Silberlinge so lustig davonflogen, aber die Zeugnisse waren stets gut. So hatte er die Studien vollendet.

Er trat in die Kanzlei eines Advokaten zu Salzburg ein und erhielt endlich nach vier Jahren, wo er sich bereits zu einem geschickten Konzipienten ausgebildet, einen Antrag aus Innsbruck, der ebenso ehren-

voll als gewinnreich erschien. Ohne sich lange zu besinnen, schlug er ein, er selbst versicherte oft genug, daß ihn nicht der leiseste Gedanke an Luise bewegt. Ihr Bild lag ruhig unter dem Schutt der Trümmer und einigem Schmutz der verflossenen sechs Jahre.

Es mochte Mitte Juni sein, als er zu Innsbruck beim goldenen Stern aus dem Stellwagen stieg, und ein Zimmer im zweiten Stocke hintenaus erhielt. Nachdem er die Kleider gewechselt, eilte er über die Brücke zum neuen Prinzipal, lief dann durch etliche Gassen, um die Neubauten zu besichtigen, und es war nur die Gedankenlosigkeit des Zufalls, daß er sich auch in die Gasse, wo einst Luise gewohnt, verirrte. Er hob den Blick zum Fenster, schüttelte lächelnd das Haupt und kehrte wieder um.

Der Abend war mild und schön. Aus dem Wirtsgarten stieg das Summen der Gäste, die sich unter dem breiten Dach der Roßkastanien gelagert, zu ihm empor, er besann sich nicht lang und stieg die Treppe hinab. Die Tische waren ziemlich besetzt, er sah sich daher nach einem Platz um und erblickte einen Freund, der ihm mit der Hand winkte. Den Rücken gegen die Türe, saßen am gleichen Tische ein Herr mit kurzgeschorenem, schneeweißem Haar, durch welches die rote Schwarte schimmerte, ein Fettwulst schlang sich wie eine Krawatte um den Nacken, der Rücken mochte ziemlich viel braunes Tuch zur Schabracke gebraucht haben. Neben ihm eine Frau, fast elegant gekleidet, wie er in Braten und Wein vertieft. Durch eine Wendung bekam er ihr Gesicht zu sehen: Es war Luise und

ihr Gatte, der Lottokollekteur. Da sie schon längst von seinem Kommen gehört, war sie gar nicht betroffen und grüßte ihn freundlich als alten Bekannten; ihm half nur die Gewandtheit des Weltmenschen, der manchen guten Schluck getan, über die Verlegenheit dieses unerwarteten Zusammentreffens weg.

„Herr Johann Kirchler," sagte die Frau zu ihrem Mann gewendet, „als Student war er bei meinem Vater im Quartier."

Johann verneigte sich artig.

„Das kömmt ja recht gelegen," rief sein Freund, „Sie suchen schon lang einen Zimmerherrn, da könnte Kirchler, ohne weiter die Maueranschläge zu entziffern, sogleich bei Ihnen einziehen."

„Weiß nit, weiß nit!" antwortete der Alte, den Fremden sorgfältig musternd. „Das Quartierl wär' übrigens recht schön, Zimmer mit Alkoven, Aussicht ins Gebirge, ordentliche Bedienung, weiß nit, ob's dem Herrn taugen tät."

„Du kannst, ohne dich lang zu besinnen, annehmen," fuhr der Freund fort, „das Haus ist nur zwei Nummern von der Kanzlei deines Prinzipals entfernt."

Johann warf einen prüfenden Blick auf Luise, sie schien unbefangen und gleichgültig.

Als er dieses bemerkte, reichte er dem Kollekteur die Hand und sagte: „Einverstanden! So werden denn Sie," wandte er sich an Luise, „aus meinem ehemaligen Quartierfräulein meine Quartierfrau."

„Sie sollen zufrieden sein!" antwortete diese leichthin und schenkte ihrem Mann aus der Flasche Kalterer

Wein, den eben die Kellnerin frisch angezapft, das leere Glas voll.

Ein gleichgültiges Gespräch entspann sich. Während desselben betrachtete Johann Luisen; sie war etwas voller und runder, das Grübchen am Kinn tiefer geworden, doch hatte weder ihr Teint, noch der Glanz ihres Auges gelitten. Die Haare ringelten sich so üppig wie ehedem, wo er sie noch durch die Finger gleiten ließ; auf der glatten Stirne deutete auch nicht die leiseste Furche Gram, Sorge oder auch nur eine Idee an. Ein Weib, das frisch weg genossen werden muß, ihr Geist, ihre Seele gab keine Gewähr der Zukunft: Ob ein solcher Gedanke in Johann aufblitzte, wenn sie lachte, daß zwischen den schwellenden Lippen die Zähne blinkten, oder mit innigem Behagen Wein schlürfte?

— — Es war spät geworden, sie brach mit ihrem Manne auf.

„So werd' ich," sagte dieser, „morgen Ihre Sachen holen lassen? Wann ist es gefällig?"

„Ich möchte nachts nicht mehr im Gasthofe schlafen," antwortete Johann.

„Sie sollen nach Wunsch bedient sein!"

Das Ehepaar verneigte sich und ging, begleitet von jenem Freunde.

Johann sah ihnen nach, die Stirn faltete sich leicht, um den Mund spielte ein eigentümlicher Zug, er fuhr mit der Hand über das Gesicht und ergriff dann den Leuchter, um in sein Zimmer zu gehen.

Er legte sich nieder und schlief unruhig.

Oh, daß der Schatten seines Vaters, der vor etlichen Jahren das Zeitliche gesegnet, vor sein Bett tretend, den Finger erhoben und ihm den derben Spruch zugerufen hätte:

Johann, setze dich nicht in eine Leimtasche, daß du nicht für dein Lebtag als Gimpel hängen bleibst!"

Dafür umgaukelten ihn die Elfen der Erinnerungen, die für ewig in seiner Brust schweigen sollten.

Die nächste Nacht verschlief er bereits in der neuen Wohnung, welche in jeder Beziehung seinen bescheidenen Wünschen genügte. Morgens sieben brachte die Magd den Kaffee und frisches Wasser, wie er ausbedungen, ein kleines, hübsches Mädchen von etwa fünf Jahren lief plaudernd hinten nach und legte aus der gefalteten Schürze eine Semmel auf den Tisch.

Johann fragte: „Wie heißt du denn?"

„Johanna," erwiderte das Kind knirend.

„Und wem gehörst du?"

„Dem Vater und der Mutter."

„Die Gnädige hat dies Kind beim Herrn Kollekteur aus der Lotterie gezogen!" fügte die Magd ergänzend bei.

Johann tauchte ein Stückchen Zucker in den Rahm und reichte es dem Kinde, das sich dann mit der Magd entfernte.

Wir könnten dem neuen Abschnitt, welcher in Kürze den Inhalt vieler Jahre erzählen soll, die Ueberschrift geben: Alte Liebe rostet nicht.

Anfangs suchte Johann seine Quartierfrau nicht

auf, wich ihr jedoch auch nicht aus. Da fügte es sich, daß der Kollekteur der Ziehung, die abends stattfand, beiwohnen mußte und deswegen verhindert war, seine Frau in den Wirtsgarten zu führen. Er bat daher arglos den Zimmerherrn, sie abzuholen und mit ihr einen Tisch zu besetzen, bis er selbst nachfolge.

Johann trat um sieben in ihr Zimmer. Sie warf den Schal über die entblößten Schultern und sagte lächelnd: „Noch ist es ein bißchen zu früh, ich möchte nicht gern stundenlang im Wirtshause auf meinen Mann warten.“ Sie setzte sich auf das Sofa und deutete lächelnd auf einen Stuhl. Johann übersah die Gebärde und nahm neben ihr auf dem Sofa Platz. Sie war heute anmutiger als sonst, die Schwüle des Abends hatte ihre Haut angehaucht, daß sie weichem Samt glich, ihr Auge glänzte feucht. Johann gedachte alter Zeit; sie war heute nicht schöner, aber reizender, auch ihre Gedanken mochten nicht bei dem gleichgültigen Gespräch sein, das sie eingeleitet. — Johann war wieder der Student und Luise sein Quartierfräulein von ehemals.

Verhältnisse dieser Art waren nie und sind auch leider jetzt nicht selten. Luise vergaß bald ohne viel Gewissensbisse die Pflicht gegen einen Gatten, dem sie nur die Versorgung und nicht das Glück der Liebe dankte, Johann war durch die Erfahrungen in der Großstadt zu frivol geworden, um nicht zu naschen, wo er etwas leicht erreichen konnte. Luise hatte eine große Vorliebe für den Putz, um diese zu befriedigen, mußte sie früher heimlich vom Wirtschaftsgelde ab-

zwacken, das ersetzte nun die Freigebigkeit Johanns, der ein hübsches Einkommen zog und auch von seinem Vater geerbt hatte. Der Tisch wurde besser, die Zufriedenheit des Kollekteurs stieg von Tag zu Tag und er konnte sein Weiblein, das so gut zu hausen verstehe, gar nicht genug vor aller Welt loben. Er zerschmolz fast vor Zärtlichkeit; es wurden auf seinen Namen noch zwei Söhne getauft.

So mochten zehn Jahre verfließen. Luise alterte allmählich; Johann hätte das Verhältnis lösen können, Gewohnheit ist aber ein eisernes Hemd, und so lebte er gedankenlos weiter, wie bisher. Gedankenlos und gewohnheitsmäßig! Er war bereits in den Jahren, wo sich der Mann, ernüchtert vom Rausche der Jugend und ihren Täuschungen, gern auf sich zurückzieht und nach dem stillen Frieden ehelichen Glückes sehnt. Er fühlte kein solches Bedürfnis.

Die kleine Johanna war indes fünfzehn Jahre alt geworden; was sich in den Schulen Innsbrucks lernen ließ, hatte sie erschöpft, niemand sagte so flink den Katechismus vom Schnürchen weg und Gebete wußte sie auswendig, daß bei der Schulprüfung der hochwürdige Schulinspektor verklärt strahlte, als wären seine Wangen mit Schmalz geschmiert. Der Kollekteur wollte aber höher hinaus, seine Tochter sollte „Bildung" erlangen, er tat daher, was man zu Innsbruck, wo die Damen meistens die Töchter nicht lehren können, was sie selbst nicht gelernt haben, zu tun pflegt, und schickte sie in ein Institut.

So oft sie nach Hause schrieb und einen Gruß an

Herrn Kirchler beifügte, entrichtete ihn der Kollekteur alsogleich, er mochte wohl meinen, daß jener für das Mädchen keine üble Partie wäre. Zu essen für sich und seine Familie hatte er ja, und was die Liebe betrifft, so stand nichts davon in den Rechnungsbüchern des guten Alten.

Nach zwei Jahren starb er mit Hinterlassung eines kleinen Vermögens. Johann nahm sich der Familie an, als wäre es seine — eigene. Man sah ihn mit den Kindern schäkern und spielen, er begleitete die Witwe auf öffentlichen Wegen, soweit es der Anstand erlaubte, und dieser zog, da sie in den Jahren vorgerückt war, hier ziemlich weite Grenzen. Nach und nach erwachte in der Brust des Weibes der Gedanke an eine Ehe. Der Tod ihres Mannes hatte sie doch erschüttert; als er ihr auf dem Sterbebette für alle Liebe und Treue dankte, regte sich das böse Gewissen, dessen Stacheln sich im Beichtstuhl nicht abstumpften.

Johann, noch immer ein hübscher Mann, obwohl sich das Haar auf seinem Scheitel zu lichten begann, überhörte zuerst ihre Anspielungen gleichgültig; als sie offen hervortrat, hatte er im Grunde genommen nicht viel einzuwenden, er brauchte ja nur sein bisheriges Leben gewohnheitsmäßig fortzusetzen. Den Gedanken an eine andere Ehe hatte er längst aufgegeben, wenn er ihn überhaupt je gehabt. Nur eines fürchtete er: die boshaften Witze seiner Freunde, allein darüber war schließlich auch wegzukommen.

So wurde denn alles verabredet, sogar der Tag

der Trauung noch für den Juni festgesetzt, die Sache blieb jedoch als Geheimnis bewahrt. Sie wollten sich an einem Sonntag dreimal von der Kanzel aufbieten lassen, am Montag sollte die Vermählung sein und dann sollte eine kurze Reise sie der Klatschsucht Innsbrucks so lang entführen, bis diese ein anderes Thema gefunden. Nach Ostern wurde Johanna erwartet. Ihre Lehrzeit war abgelaufen, die Briefe der Oberin ließen das Beste erwarten, sie konnte nicht genug loben und preisen: Sticken, Französisch, alle Wissenschaften und Künste hatte sie sich gründlich angeeignet; ob sie einen Strumpf stricken oder eine Brennsuppe kochen könne, davon stand nichts im Bericht.

Sie kam. Johann erinnerte sich nur des halbreifen Kindes, das er vor etlichen Jahren zum Wagen geleitet und stets gedutzt — jetzt stand sie vor ihm, ein reines Bild weiblicher Schönheit, er war betroffen, als er endlich Worte fand, sprach er „Sie" und es fiel ihm gar nicht auf. Wieder ruhte sein Auge auf ihrer Gestalt, ein Ideal seiner Jünglingsjahre schien vor ihn leibhaft hinzutreten — ja er fühlte sich zurückversetzt in jene Tage, wo er von Luisens Lippen die ersten Küsse gepflückt, so ganz glich ihr Johanna, nur war diese holder, jungfräulicher, fast geistiger. Verworrene Eindrücke kreuzten sich in seiner Seele, so daß er dem Mädchen gegenüber fast unfreundlich erschien. Sie griff nach einem Reisesack und zog ein Päckchen heraus.

„Da sehen Sie," sprach sie unbefangen lächelnd und reichte ihm dasselbe, „ich habe im Kloster auch an

Sie gedacht und die Stücklein Zucker, welche Sie mir beim Frühstück gespendet, nicht vergessen."

Das Papier enthielt eine feine, sorgsam gestickte Zigarrentasche. Auf der einen Seite war ein Mann dargestellt, die Pistole in der Hand, Johann glaubte Werther zu erkennen, auf der andern lief ein Wanderer seinem Schatten nach.

„Das ist Peter Schlehmihl!" erläuterte das Mädchen, während sie den jüngeren Brüdern allerlei Spielzeug austeilte. „Das Stickmuster trug die Unterschrift, und der Katechet, der viele Bücher liest, hat uns die komische Geschichte erzählt."

Johann erschrak innerlich, denn trotz oder gerade wegen seiner Frivolität war er etwas abergläubisch.

Als er abends in sein dunkles Zimmer trat, fühlte er sich beklommen, ein Gefühl von Angst, das er sich nicht zu deuten wußte, ergriff ihn, er schrieb es der Schwüle des Sommers zu und riß das Fenster auf, dunkel hing der Nachthimmel nieder, leises Lispeln flüsterte im Gezweig des Nußbaumes, da flog blendend hell ein Blitz, betäubend folgte der Donnerschlag, so daß er erschrocken zurücktaumelte.

Bald löste sich das Gewitter und brauste auf den Schwingen des Sturmes in das Unterland.

Er legte sich schlafen, konnte jedoch keine Erquickung finden.

Die Geheimnisse der Traumwelt hat noch kein Physiologe unter dem Mikroskop zerfasert, kein Chemiker analysiert, wer möchte trotzdem an ihrem Dasein zweifeln? Oft liegen Keime der Zukunft in unserer

Brust, von denen wir gar nichts ahnen, der Traum trägt uns weg über Zeit und Raum, und zeigt uns diese Keime großgewachsen und zeigt uns die Früchte, die beglückend oder giftig für uns gereift. Seine Symbolik ist sein Wert . . . wollt ihr vielleicht das Lottobüchlein nachschlagen und die Nummern darauf setzen?

Es träumte ihm, der alte Kollekteur sitze hinter dem Amtstische, blaß, eingefallen, das Auge verglast vor sich hinglotzend. Er winkte ihm, von der Hand hing die Haut in Fetzen, die Knochenröhrchen guckten durch die Löcher. Grinsend lud er ihn ein zu sitzen: „Ihren Schatten, Herr Kirchler, Ihren Schatten, dafür garantiere ich Ihnen diese drei goldenen Aepfel aus dem Paradies als Gewinnst."

„Ihren Schatten, Herr Kirchler!"

Und er zog den Schatten aus wie ein Hemd und reichte ihn dem Alten . . . —

Dieser bot ihm dafür die goldenen Bälle.

Der Donner rollte von fern, der Alte zerfloß mit seinem Tische in das Nichts.

Johann träumte wieder.

In einer öden Wüste irrte er herum, die Aepfel in der Hand. Seine Zunge klebte am Gaumen, erschöpft strebte er vorwärts, da faßte er einen und biß hinein. Staub und Galle füllte seine Lippen, er schleuderte die tückische Frucht weg, sprang elastisch vom Boden auf, schwoll und dehnte sich, grinsend stand der Alte vor ihm: „Ihr Terno, Herr Kirchler!" Die übrigen zwei warf er weg, sie sprangen em-

vor und schwollen, Luise trat ihm entgegen im schwarzen Kleid, die Augen rotgeringelt, der Vater trat ihm entgegen und drohte: „Warum hast du dich in die Leimtasche gesetzt?“ — — Höllisches Gelächter erscholl durch die Wüste und rollte fort, Johann vermochte sich nicht aufzuraffen, es war der Donner in der Ferne.

Er begann wieder zu träumen. Wieder umfaßte ihn die Wüste mit ihrem endlosen Grau als öder Rahmen, die Sonne brannte glühend, sein Schatten stand seitab von ihm. „O, daß ich mich in meinen Schatten setzen und dort ausruhen könnte!“ seufzte er, allein der Schatten entfloh tückisch. Er eilte ihm nach, weiter, weiter — da verwandelte sich der Schatten, und wie ein Engel auf Wolken des Morgens schwebte Johanna vor ihm her. Tränen der Sehnsucht entquollen seinen Augen, er breitete die Arme aus und stürzte atemlos vorwärts und stürzte in einen schwarzen Sumpf.

Er schrie laut auf und erwachte, die Bettdecke lag erstickend über seinem Kopf, er schleuderte sie weit weg. Von Stirn und Brust floß der Schweiß, hier und da erhellte ein Wetterleuchten das Zimmer. Er ließ durch das Fenster frische Luft einströmen und wechselte die Wäsche. Nachdem er sich niedergelegt, besiegte ihn halb die Ermattung und er schlief wieder ein. Des Morgens erinnerte er sich nur noch dunkel an die Träume der Nacht und vergaß sie bei den Akten in der Kanzlei, wo er einen Ehescheidungsprozeß abzuwickeln hatte.

So vergingen einige Monate.

Oft ruhte Johanns Auge mit Wohlgefallen auf dem

Antlitz des schönen Mädchens, er war bemüht, ihr da und dort eine kleine Freude zu machen, und auch sie kam ihm mit herzlicher Zuneigung entgegen, ohne daß weder bei ihr noch bei ihm irgend etwas auf die Spur einer Leidenschaft zu deuten schien.

Anders die Mutter.

Gewohnt im Hause zu schaffen und überall selbst anzugreifen, forderte sie das nämliche von der Tochter und entließ sogar eine Magd, weil sie glaubte, jene könne ihren Platz ausfüllen. Das arme Mädchen mußte aber gewissermaßen mit dem Abc der Hauswirtschaft anfangen und das erst mühsam lernen, was sie schon wissen sollte. Die Ungeduld der Mutter stieg mit jedem Tage, wenn sie auch redlich bemüht war, sich die Fertigkeit im Waschen, Bügeln und Kochen anzueignen. Wie oft wurde sie gescholten.

Einmal, wo sich eine heftige Szene ereignete — Johanna hatte einen Aermel verkehrt angenäht —, wollte Johann vermitteln, allein die Manier, mit der er es tat, steigerte die Hitze der Mutter, die sich in solchen Dingen nicht gerne einreden ließ, noch mehr. Das Mädchen blickte ihn dankbar an.

„Du Gans," brach jene los, „schau auf die Nadel, das ist klüger!"

Der Instinkt des Weibes mochte mehr ahnen, als ihr Auge gesehen.

Johann erschrak bei diesen Worten, als hätte der Schimpf ihm gegolten, er mußte sich abwenden, die Neigung für Johanna hatte plötzlich eine Wurzel mehr und zwar tiefer in sein Herz gesenkt.

Fast dämmerte es in ihm wie Bewußtsein . . .

Das reine Mädchen hatte keine Kenntnis von der Vergangenheit, die ihn an die Mutter knüpfte, keine Kenntnis von dem Entschlusse, der ihn an die Stelle ihres Vaters bringen sollte. Sie verlor nach und nach die Schüchternheit, die ihr im Kloster anerzogen war, er erlaubte sich manche kleine Vertraulichkeit, und sie gestattete dieselbe völlig arglos. Beide waren auf den Punkt gelangt, wo die Knospe aufspringen mußte.

Einmal führte er sie in das Theater. Die Mutter war verhindert, sie zu begleiten. Beide saßen in der Loge nebeneinander, ruhig, ohne Bewußtsein einer Schuld. Es wurde Romeo und Julia gegeben. Ihre Blicke begegneten sich unwillkürlich, ein leiser Druck berührte Johannas Finger, plötzlich barg Johann die Stirne mit der Hand, ein tiefer Seufzer stieg aus seiner Brust, er redete wenig mehr und begleitete das Mädchen, das sich sein Benehmen nicht erklären konnte, stumm nach Hause.

Im goldenen Stern erwarteten ihn einige Freunde. Zerstreut trat er in den Saal und nahm Platz.

„Da ist er ja," rief einer und hob das Glas, „da ist er. Wir haben dich in der Loge beobachtet. Als hätten dich und Johanna die Tauben zusammengetragen, so ganz scheint ihr füreinander zu passen. Johanna soll leben!"

Johann schob das Glas zurück, dunkle Glut floß über sein Gesicht.

Ein anderer, der vor kurzem geheiratet, fügte lächelnd bei: „Ja, Johann, wir haben von dir gespro-

chen. Noch gehörst du nicht zum alten Eisen, lang darfst du aber nicht mehr bummeln. Folg' meinem Beispiel und leg' dir ein hübsches Weibchen bei, kein hübscheres gibt es als Johanna, greif' zu, alter Junggeselle!"

„Greif' zu," schrien die andern im Chorus, „und lad' uns zur Hochzeit!"

„Eines schickt sich nicht für alle," stotterte Johann verlegen.

Die Reden seiner Freunde hatten den Nebel zerstreut, vor seinem geistigen Auge lag entsetzliche Klarheit, er starrte in den Abgrund, der ihn angähnte.

Verstimmt hörte er zu.

„Er ist geschämig wie ein Institutsfräulein," bemerkte endlich einer spöttisch. „Wir wollen ihn sein Glück in der Stille genießen lassen, um so lustiger soll die Hochzeit sein. Sie wird bald sein, nicht wahr, Johann? Wir bringen dir dann ein Ständchen, wie die Engel dem Adam in der Brautnacht kein schöneres sangen!"

Johann brach bald auf.

Zu Hause erwartete ihn Luise. Als er über den Gang eilte, öffnete sie die Türe und leuchtete ihm. Vor dem Antlitz der Medusa hätte er sich nicht mehr entsetzt. Sie faßte ihn freundlich bei der Hand und setzte sich auf das Sofa. Er blieb stehen.

„Johann," begann sie nach einer Pause, „die Zeit rückt näher und näher, wir müssen doch die Anstalten für unsere Hochzeit verabreden, derlei Dinge bricht man nicht über das Knie ab."

„Nie, nie," schrie er mit dem Ausdruck des Grauens, „nein, nie! jetzt nicht, nie, ewig nie!"

„Bist du krank?" rief sie und ergriff zärtlich seine Hand. Er riß sich los und stürzte fort.

Luise verbrachte eine Nacht voll Sorge und Schmerz. Hier und da durchzuckte sie ein Gedanke von der Ursache seiner Zerrüttung, sie wies ihn aber sogleich als unstatthaft zurück, denn bisher hatte er nicht den mindesten Anlaß zum Zweifel gegeben, die frühere Gleichmäßigkeit und Ruhe seines Benehmens ließ einzig und allein die Erklärung zu, er sei infolge von Unwohlsein gestört. Sie erinnerte sich, daß er in den letzten Tagen öfters die Farbe gewechselt und die Speisen zurückgewiesen. Dennoch vermochte sie nicht ein banges Gefühl zu beschwichtigen. Sie erhob sich vom Lager und zündete Licht an.

Sie näherte sich dem Bette ihrer Knaben — „nein, nein," murmelte sie, „Johanna ist ja ihre Schwester."

Daran klammerte sie sich fest, war es ein Anker oder ein Strohhalm?

Und Johann?

Sehen Sie dort den waldigen Vorsprung neben dem Steinbruch? Ein großes Kreuz ragt über die Föhren und Birken empor; wenn beim Sprengen des Felsens ein Arbeiter verunglückt, tragen ihn seine Kameraden hierher, damit er sterbend vor dem Christusbild eine gute Meinung mache, bis ihm der Priester das Sakra-

ment bringe. Es heißt deshalb das Sprengerkreuz. Nachts brennt eine Lampe davor.

Dem Schimmer folgte Johann wie ein Nachtfalter, als er das Haus verlassen hatte und über die Innbrücke eilte. Der Strom toste hochgeschwollen . . . er starrte hinab, die Wogen, unsichtbar im Dunkel, lockten ihn mit Geisterstimmen . . . da winkte ihm jenes Licht . . .

Veratmend vor der Anstrengung des Steigens warf er sich in das feuchte Gras. Die Außenwelt verhüllte ihm die Nacht, sein Auge war nach innen gerichtet, auf eine Wüste öd und traurig, ohne Horizont, ohne Stern.

Wie Spinngewebe war die Decke zerrissen, die Frivolität und Gleichgültigkeit bisher um sein Leben gesponnen. Sein besserer Genius trat ihm als Nemesis gegenüber. Er fühlte, daß er bisher gelebt und doch nicht gelebt, Tage um Tage vor ihm in das Nichts verronnen — ein Nichts. Noch wär' es Zeit gewesen mit der Vergangenheit zu brechen, neu anzufangen im seligen Glück einer reinen Liebe und abzuschließen als Gatte und Vater wie andere, denen ihr Dasein nicht verloren war. Vor seinem Geiste tauchten die Bilder idyllischen Friedens auf, selig lächelte ihm Johanna zu, aber die Schuld stieg aus dem Abgrund und zerstörte kalt und höhnisch das reizende Gemälde, zertrat jede Hoffnung, ehe noch ihre Knospe sich erschlossen.

Seine Vergangenheit zerstörte seine Zukunft, der schreckliche Ernst der Strafe nahm den Leichtsinn der Sünde beim Wort. Das lag klar vor seinen Blicken,

das bohrte sich in seine Brust, flammend, unauslöschlich.

Der Morgen graute.

Das fahle Bild des Gekreuzigten wurde sichtbar, sein Haupt hing todesmüd auf die Brust. Johann blickte auf, aus diesen Wunden quoll für ihn kein Trost, in der Zerstreuung des Weltlebens war er längst gegen die Religion gleichgültig geworden.

Die Berge wickelten sich aus dem Nebel los, schön und prächtig entfaltete sich die Landschaft im Sonnenglanze — die Natur sprach nicht mehr zu Johanns Seele.

Da lief ein Knabe daher, singend und trällernd trug er einen Büschel Blumen. Sein Kleid war zerlumpt, die Füße nackt, was kümmerte ihn das? er hatte ein Stück Schwarzbrot in der Tasche und atmete die frische Luft — — die ganze Welt gehörte ihm. Neugierig betrachtete er Johann einen Augenblick und steckte dann den Strauß vor die Füße des Erlösers.

„Ach, wer noch einmal ein Kind werden könnte!" seufzte Johann.

Es war das Wort der Bibel, ein Wort, das für keinen verloren ist, der den Mut hat, es zu ergreifen und entschlossen zur Wahrheit zu machen.

Er hatte es zwar auf den Lippen, aber der Sinn davon blieb ihm verschlossen, das war ja eben seine Sünde gegen den heiligen Geist, daß er sich, entnervt durch die lange Gewohnheit, nie aufzuraffen versucht, im Unrecht gelebt ohne einen Gedanken an das Unrecht! Die Sünde gegen den heiligen Geist! Lassen

wir den Theologen ihre Exegese, uns will bedünken, daß auch ohne dieselbe in dem Wort ein schrecklicher Tiefsinn liege: Die Sünde gegen den heiligen Geist wird nicht vergeben, weder in diesem noch in einem andern Leben!

Es schlug acht! Mechanisch stolperte Johann fort, es war die Stunde, welche ihn an den Kanzleitisch rief.

Er saß noch nicht lange auf seinem Stuhl, als die Magd kam; die Quartierfrau lasse fragen, ob er hier sei, und wie er sich befinde?

„Ganz gut!“ erwiderte er tonlos und fuhr fort an der Feder zu kauen.

Mittags kam er nach Hause, Johanna errötete leicht, als er sie begrüßte. Er vermied es, mit ihr zu sprechen.

Als er mit Luise allein war, machte ihm diese zärtliche Vorwürfe über sein gestriges Betragen, das sie so in Angst versetzte. „Jetzt ist aber alles gut,“ fuhr sie fort, als er teilnahmslos lächelte, „ich kann dir erzählen, was ich dir gestern mitteilen wollte. Vorgestern, als du in der Kanzlei warst, besuchte mich der Vetter aus dem Widen, den wir ja bitten wollten, uns zu trauen. Ich benützte die Gelegenheit, die sich von selbst bot, und teilte ihm das zwischen uns Verabredete mit. Er war hocherfreut darüber und übernahm es, alsogleich beim Pfarramt das Nötige einzuleiten, so daß wir jeder weiteren Mühe überhoben sind, was dich besonders erfreuen wird, da du ohnehin mit dem Hochwürdigen nicht gern verkehrst. Ist es dir recht?“

„Recht!“ erwiderte Johann, ohne das Auge aufzuschlagen. Abends ließ er sich entschuldigen.

Mitternacht war vorüber. Da öffnete sich leise die Tür von Luisens Schlafzimmer. Johann erschien blaß und verstört, in der einen Hand den Wachsstock, in der andern ein zusammengefaltetes Papier. Er schlich zu dem Tische, wo die Wasserflasche stand. Ein Glas war halb eingeschenkt, er griff danach und hielt zitternd das Papier darüber. Plötzlich fuhr er erschrocken zurück. Langsam schritt er an das Bett, wo die beiden Knaben in ruhiger Unschuld schlummerten. Er betrachtete sie voll Innigkeit, die Muskeln seines Antlitzes zuckten in heftigem Krampfe, sein Auge trübte sich ... endlich wandte er sich wieder der Türe zu. Dort blieb er noch einmal stehen und warf auf Luise und die Kinder einen langen schmerzlichen Blick, als wolle er für immer scheiden.

Er kehrte zurück. Der Weg führte ihn an Johannas Kämmerlein vorbei. Wie gelähmt hemmte er den Schritt ... seiner düstern Seele schwebte ihr Bild entgegen voll Huld und Anmut. Tränen flossen über seine bleichen Wangen, er begann heftig zu schluchzen.

Da krähte der Hahn!

Er raffte sich zusammen, ging in sein Zimmer und schloß die Türe.

Ein Pistolenschuß ...

Man traf ihn vor dem Fenster hingestreckt, die Kugel war bei der Nasenwurzel hinein und durch den Scheitel hinausgefahren, sie hatte noch den Spiegel

zerschmettert, dessen Splitter auf dem Boden zerstreut waren.

Auf dem Tische lag Pulver und Blei, eine Düte Arsenik daneben, vielleicht das Papier, welches er nicht in das Glas auszuschütten gewagt. Wollte er Luise aus dem Wege räumen und die Sünde durch ein Verbrechen ausgleichen? Hinderte ihn der Gedanke, daß vielleicht die Knaben aus dem Glase trinken könnten?

In der Schublade fand sich sein Testament. Es trug das Datum des vorigen Tages, das ganze mäßige Vermögen war den beiden Knaben vermacht.

Nirgends fand sich eine Zeile über die Ursache seines Todes. Luise ahnte dieselbe. Sie gab sich rückhaltlos ihrem Schmerze hin, ohne jedoch der trauernden Johanna das Geheimnis zu enthüllen. In der Stadt glaubte man, Mißhelligkeiten mit dem Prinzipal, obwohl dieser alles in Abrede stellte, hätten den reizbaren Johann zum Selbstmord getrieben — bald kümmerte sich niemand mehr darum. Die Leiche ward in die Anatomie überführt, der Professor arbeitete mit den Schülern wie ein Metzger, das entflohene Leben, welches ihm allein hätte Auskunft geben können, entdeckte er freilich nicht und so beschränkte er sich in seinem Gutachten auf gelehrte Phrasen, mit denen sich jeder beruhigte, wenn sie auch niemand verstand.

Der Medizin war genug geschehen, aber nicht dem Pfarrer. Wenn nur nicht ein anderer Richter wäre, der den Menschen als Menschen beurteilt, und dort, wo die Schale mit der Schuld zu Boden zieht, sie mit einem Tropfen des heiligen Oeles der Barmherzigkeit

zum Himmel schnellt! Doch was uralte Nacht birgt, wagen auch wir nicht zu enthüllen. Der Pfarrer nahm eine Prise, legte das Gesicht in Falten und entschied, Kirchler sei als Selbstmörder auf dem ehemaligen Pestfriedhofe zu begraben, und zwar nachts, um ja jedes Aufsehen zu vermeiden.

So erschienen denn die Träger nach Anbruch der Dunkelheit. Obwohl sie mit der Leiche davonliefen, als hätten sie dieselbe gestohlen, konnten sie doch nicht hindern, daß ihr einige treue Freunde des Toten folgten.

Sänger wollten am Grab ein Trauerlied anstimmen, mußten es jedoch, um nicht von seiten des Pöbels mit Steinwürfen begleitet zu werden, unterlassen.

Das ist die Geschichte jenes Grabes. Das traurige Ende wurde herbeigeführt, weil Johann, durch die Gewohnheit der Sünde verweichlicht, nie das Bewußtsein der Pflicht in sich entwickelt oder gefestigt hatte. Seine Bahn war klar und bestimmt vorgezeichnet: er hätte Luise heiraten und die Kinder treu erziehen sollen. Johanna entsagend, hätte er in mannhafter Buße sein besseres Selbst gefunden, ihre Liebe war noch nicht zu hellem Bewußtsein aufgeknospt und wäre ruhig in das warme Gefühl für einen Vater übergegangen. Doch wir haben leicht reden. Was hätten wir in Johanns Lage, behaftet mit seinen Schwächen, getan?

Ueberlassen wir das Moralisieren jener geschwätzigen Nächstenliebe, die als Aasgeier jeder Sünde nachzieht, sie ausschreit und sich so gern als christlich bezeichnet, wenn sie auch das reine Gegenteil des

Evangeliums ist. Möge sie denn als fabula docet auf sein Totenkreuz schreiben:

„Er war von je ein Bösewicht,
Drum traf ihn Gottes Strafgericht!"

Aus dem Unterinntal weht ein kühles Lüftchen, die Sonne neigt sich tiefer gegen Westen. Weichen wir dem Schmerz, der Trauer einer — Witwe. Dort steigt Luise mühsam den Hohlweg empor, die zwei Knaben laufen rechts und links am Abhang hin und pflücken Blumen, hier scherzend, wie die Schwalben, die über ihnen durch den blauen Himmel schwimmen. Sie mag ihre Frühlingsfreude nicht hemmen, matt gleitet ihr Auge auf das Grab, die Tränen, welche auf die Erde fließen, zeigen die tiefe Trauer ihrer Seele, wenn sie auch nicht das schwarze Trauergewand tragen darf. Auch ihr Leben ist abgeschlossen, die Zukunft gehört den Knaben, welche die Blumen streuen auf das Grab der Schuld und Vergangenheit!

Die Braut von Korinth

Südlich von Innsbruck zieht dem Strome entlang breit und waldig das Mittelgebirge. Sanfte Wege steigen durch Tannen und Föhren und leiten die Sonntagsgäste, die sich gern hierher verlaufen, zum kleinen Dörflein Matrans, dessen rhätischen Namen wir den gelehrten Zähnen unseres Freundes Christian Schneller überlassen. Zwischen mächtigen Ulmen ragt der schlanke Kirchturm mit dem roten Dache empor; die Städter lassen ihn links liegen, mag auch das Gebimmel der Glocken noch so eifrig zum Rosenkranz laden und wenden sich zur Schwelle des Wirtshauses, wo als Schild eine blecherne heilige Dreifaltigkeit schaukelt. Der Wirt Franz Kölder war ein Zoch; derb und selbstbewußt verstand er es, fürwitzige Fremde abzutrumpfen, daß sie über seine viereckigen Witze lachen mußten und ihm nichts übel nahmen, weil er einen trefflichen Rotwein eingekellert hatte und seine Backhändeln im Kranz von Petersilie berühmt waren; selbst der Koch des nahen Klosters mußte ihnen alle Ehre lassen. Der Sohn Clemens war sein getreues Ebenbild, nur paßte der Name nicht recht zu ihm, denn er war gerade nicht sanft; wenn eine besoffene Mette losging, packte er

wohl einen übermütigen Burschen beim Kragen und tauchte ihn in den nahen Teich, daß er ausnüchtern konnte. Sonst redete er um einen Kreuzer nicht viel.

Die Wirtschaft führte dem Witwer das Töchterlein Salome! Sagen wir lieber die Tochter, eine blonde Kriemhild, wie man sie eben in Tirol und Altbayern trifft. Da flogen die Jünglinge herbei fast wie die Gimpel und Zeisige auf die Vogeltenne; auch ein Rabe meldete sich: der junge Katechet, der sonst so sanft zum Himmel schaute und die Hände rieb. Er mußte bald bemerken, daß man keines geistlichen Trostes bedürfe, und blieb daher aus. Ihr Benehmen war ganz eigentümlich: heute freundlich, morgen ernst und ablehnend, man kannte sich nicht recht aus; eigentlich nie zutraulich. Ein adeliger Offizier faßte sie einmal bei dem blonden Zopfe und fragte: „Wieviel Dukaten hängen daran?" — Der alte Kölder galt für reich. Sie gab dem Jünglinge trotz dem Portepee eine Tachtel, daß es klatschte. Wer ihren Taufschein gesehen hatte, konnte sich vielleicht manches erklären; sie war schon über einundzwanzig Jahre alt. „Die fade Nocken kriegt keinen Mann!" brummte der Vater.

Nur einer schien Gnade zu finden. Der Herr Franz Schafler. Von seinen früh verstorbenen Eltern besaß er zu Innsbruck ein Haus mit einem schönen Garten; das Gut, das er als fleißiger Landwirt bei Thauers verwaltete, war an den sonnigen Abhängen dicht mit Eichen bestockt, die eine kernige Mast für die Schweine lieferten. Er schickte daher auf jeden Thomasmarkt, wo zu Weihnachten die Schweinebörse im Innrain tä-

tig ist, ein halbes Dutzend Prachtexemplare, die abgestochen und sauber frisiert auf dem Rücken liegend den Blick der kundigen Hausfrauen anzogen. So verging ihm Jahr um Jahr, die Frauen machten ihm kein Herzeleid, und als die Weisheitszähne zu sprossen begannen, dachte er wohl: „Kommt Zeit, kommt Rat!"

Nun führten ihn einmal Geschäfte in das Dörfchen. Er sah die Wirtstochter und bemerkte im Gespräch mit ihr nicht, daß die Sonne tiefer und tiefer im Westen sank. Da klang die Abendglocke, fast erschrocken fuhr er auf und verabschiedete sich. Als er um die Ecke bog, schaute er noch einmal zurück und sprang rasch in das Tal. Er kam öfter und öfter; weil er Technik studiert hatte und geschickt schnitzelte, wurde er Salomes Beirat in mancher kleinen Angelegenheit; er machte Spaliere mit farbigen Knöpfen, flickte ein zierliches Spinnrad und half Mau, dem Lieblingskätzchen, das sich gequetscht hatte, wieder auf die Füße. Auch Bücher brachte er ihr gelegentlich; besonders gefiel ihr Stifter, das war ja ihre Landschaft, deren Waldgründe sie jeden Morgen sah; sogar ein zerfallenes Schloß hob sich aus den Tannen des Hintergrundes. Beide ahnten nicht, wie die Neigung in ihrer Brust erwachte, sie allmählich stumm aber unwiderstehlich zueinander zog. Einmal brachte er ihr aus dem botanischen Garten eine prächtige Salvia. Er streichelte die Sammetblätter, und als er sich vorwärts beugte, wehte ihn warm und mild der Hauch des Mädchens an. Es war ein Wonnegefühl, wie er es nie empfunden; sein Auge wurde feucht; da erschrak er vor sich

selber, er fuhr zurück und drehte verlegen den blonden Bart. Salome wußte nun, wie sie daran war, sie stand auf und lief kichernd davon. In Liebessachen sind die Weiber immer unsere Meisterinnen.

Er schämte sich vor sich selbst, rief die Kellnerin, bezahlte rasch und verschwand im Schatten der Bäume.

Nach einigen Tagen erinnerte er sich, daß er noch Geschäfte abzutun habe, freilich wußte er nicht genau, welcher Art, aber er folgte seinen Füßen, die sich wie eine Magnetnadel nach Norden, nach Matrans richteten.

Ist der Apfel reif, so muß er fallen.

Es waren keine Gäste da, denn ein Gewitter schob sich über die Martinswand; als er auf die Schwelle des Wirtshauses trat, begann es fern zu murren. Er setzte sich Salome gegenüber in die Laube. Die Nacht war herabgesunken, eine ernste, milde, träumerische Nacht. Durch das schwüle Dunkel leuchtete hier und da ein Blitz und löschte die Sterne aus, die am Himmel standen. Ein sanfter Windhauch trug den süßen Duft der Linde herüber, die am Saume des Waldes die mächtigen Zweige ausbreitete. Manchmal rauschte das Laub, als wollte es sich in das leise und leisere Gespräch mischen und das Quaken der Frösche bildete den Chor. Das Auge des Mädchens ihm gegenüber schimmerte bisweilen in feuchtem Glanze gleich dem Widerschein des Wetterleuchtens auf einer Welle des nahen Teiches. Sie wurde immer einsilbiger, sie schien zu erwarten, daß er etwas sage, denn am nächsten

Morgen wollte er ja nach Ungarn reisen, um aus dem Bakonyerwald eine Zucht Schweine zu holen.

„Soll ich, oder soll ich nicht?“

Ein greller Blitz und zugleich ein heftiger Donnerschlag, daß die beiden, deren Köpfe sich genähert hatten, auseinander fuhren, es begann zu rauschen und zu prasseln, als wolle der Himmel all den Regen, den er bisher gespart, auf die trockene Landschaft niedergießen.

Es war spät, er hielt ihre Hand länger als sonst beim Abschied . . . „gute Nacht“.

Er setzte sich auf den Rand des Bettes und horchte dem Toben des Gewitters; er flüsterte den Namen Salome vor sich hin und starrte in das Dunkel, als suche er sie. Da öffnete sich leise die Tür — war sie es? — barfuß, einen brennenden Wachsstock in der Hand. Sie machte, ohne ihn anzusehen, etliche Schritte. Er starrte auf sie, wie die Erscheinung eines Geistes. Dann ging sie rasch entschlossen vorwärts. Ernst und ruhig sagte sie: „Ich habe mich für dich jahrelang aufgespart, jetzt muß es entschieden werden. Was hast du im Sinn?“ Vor seinen Augen flimmerte es, alle Schleusen seines Innern gingen plötzlich auf, und die Flut der Leidenschaft brach unaufhaltsam vor. Er zog sie an seine Brust, ihrer Hand entglitt das Licht und erlosch.

Als er aufwachte, fand er sich allein. War es ein Traum? Auf dem Boden lag das Sträußchen zerknüllt, das sie am Busen getragen hatte. Sie war nirgends zu sehen. Wie trunken eilte er gegen den Saum des Waldes; er blickte um, da schien es ihm, als schimmere

ein Gewand durch die Schwarzdornhecken des Gartens. Umkehren? — Er mußte vorwärts.

Er zog nach Ungarn. Auf dem ganzen Wege hatte er nur sie vor Augen und die Bilder dauernden Glükkes, das er flüchtig gekostet, schwebten vor ihm.

Nach drei Monaten hatte er seine Geschäfte fertig und eilte wie auf Flügeln heim. Er traf in der Dämmerung eines Septemberabends zu Innsbruck ein; kaum hatte er dem Knechte sein Gepäck übergeben, so ging er nach Matrans. Vor dem Wirtshause mäßigte er veratmend seine Schritte. Wieder war es ihm, als bewege sich zwischen den Schwarzdornhecken ein Kleid, das plötzlich verschwand.

Salome war jedoch nirgends zu sehen; um nicht aufzufallen, fragte er nur flüchtig, setzte sich jedoch der Türe gegenüber, bis die Kellnerin mit den Schlüsseln klapperte und ihn so zum Schlafengehen mahnte.

Gegen Mitternacht öffnete sich leise die Tür. War es ein Geist? Salome trat an den Rand seines Bettes. Sie war bleicher und blickte ernst. Tonlos begann sie: „Ich fühle mich Mutter!“ Freudiger Schreck zuckte durch seine Brust und trieb das Blut zum Herzen, daß er erblaßte, und dann wieder ein Sturm, daß plötzlich Schweißtropfen von seiner Stirn perlten. Er wollte ihre Hand ergreifen, sie trat zurück und begann wieder: „Du hast mir nichts versprochen, du sollst dich nicht in der Uebereilung binden, morgen ist auch ein Tag!“ — Langsam ging sie hinaus, er wagte nicht, sie aufzuhalten.

Er mußte das Fenster aufmachen, um sich abzu-

kühlen. „Salome!“ flüsterte er, das Schweigen der Nacht antwortete nicht.

Gegen Morgen entschlief er, bis ihn der Lärm im Hause weckte. Er kleidete sich rasch an und eilte hinab. Der Herbststurm hatte die Latten der Laube zerrissen, die Geisblattranken, die sie umhüllten, lagen wirr und zerzaust auf dem Boden. Er blieb aber doch trotz des Widerspruches der Kellnerin, im Freien. Statt das Frühstück anzuschaffen, rief er: „Der Wirt soll kommen.“ — Dieser zapfte gerade Bier an und trat endlich mit dem Schlegel und einer leeren Flasche brummend auf die Schwelle. „Ja was gibt es denn gar so Nötiges?“ — „Setz' dich!“ — „Das auch noch!“ Er wischte mit dem Schurz die Bank ab und blickte forschend auf.

„Ich will die Salome heiraten!“

„Mag sie dich?“

„Ja!“

„Gut! du bist ein braver Mensch, kannst ein Weib und etliche Kinder füttern, und ich habe auch etwas hinterlegt, daß sie nicht nackt wie eine Bettlerin im Hause ihres Mannes einzuziehen braucht, wenn ich dem Clemens die Wirtschaft übergebe. Wann soll die Hochzeit sein?“

„Vor Kathrein.“

„Hast du so Eile?“

„Ja!“

„Nun gut!“ — Salome hatte das Gespräch gehört. Sie faltete die Hände und blickte, eine Träne im Auge, dankbar zum Himmel. Der Alte rumpelte in das Haus

und blieb vor der Küchentür stehen: „Du hast ohne mich angebandelt, nun schau zur Hochzeit, ich will keine Schererei!" brummend ging er weiter.

Franz drückte der Braut schweigend die Hand, da brauchte er nicht viel zu reden. Nun erschien auch Clemens: „Du Klapperschlange, das hätt' ich dir nicht zugetraut. Uebrigens bist du mir als Schwager ganz recht!" Er schüttelte Franz derb bei der Schulter und schob weiter. Dann zeigte sich mit einem Rußstrich auf der Wange die Köchin Stanzl: „Eine Torte will ich zur Hochzeit backen, wie ein Stadeltor. Nun weiß ich auch, warum es ein paarmal im Hause bei der Nacht geisterte! ha, ha, ha!" Zuletzt kam der Hausknecht, sein breites Gesicht glänzte wie der Vollmond, doch sagte er nichts anderes als: „Ja so!"

Der Alte hatte wieder angefangen zu schlegeln, da tauchte er plötzlich noch einmal auf. „Salome, tummle dich, mittags kommen Sprugger zum Essen!" Das war die kurze Verhandlung.

Vor Kathrein war richtig die Hochzeit. Das gäbe ein reiches Bild, wenn wir sie schildern wollten nach Brauch und Sitte: mög' es ein Defregger oder Vautier tun. Zuerst die gesottenen Kalbsköpfe: mit den Sträußen von Rosmarin und Nelken leiteten sie das Mahl ein; wer zählt die Bombenknödel, die sich im kupfernen Waschkessel wälzten! Die Schweinsrippen britzelten in den Kasserollen und erst die Torten, die vor den Frauen sich ausbreiteten! Bis die homerische Begierde der Speise und des Trankes gestillt war, hörte man nur ein Summen, dann legte sich der Wirt

in den Großvaterstuhl zurück, der ihm bereit stand: „Wenn das mein Weib erlebt hätte!" — Er wandte sich an Franz: „Ja, ja, du hast einen Terno gemacht. Salome hat auch studiert bei den Klosterfrauen zu Bruneck, die haben ihr gewiß alles erklärt, was eine christliche Ehefrau braucht. Aber so war es von jeher: Ist ein Mädel ausgebacken, so flattert sie aus dem Neste fort." — Er seufzte tief und neigte weinselig das Haupt auf die Brust. Unterdes lief Clemens hin und her, füllte die Gläser aus der großen Kupferkanne und gab wohl einem Kameraden, der ihm beim Essen säumig schien, einen Rippenstoß: „Ist's dir etwa zu schlecht?"

„Na, g'wiß nöt, aber ich ertu' es fast nimmer."

Von dem Rocke platzten einige Knöpfe.

Das Brautpaar saß stillselig beieinander.

Da krachten die Böller auf dem Schießstand nebenan, mit einem lauten Tusch traten die Musikanten ein, feierlich erhob sich der kluge Krämer, der sogar das Gras wachsen hörte, wenn es als Heu im Stadel lag. Alle Augen waren auf ihn gerichtet. „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, denn auf diese lautet der Schild: Hoch lebe der Bräutigam Franz Schafler, hoch die Jungfrau Braut, mögen sie wachsen und sich mehren bis in das zehnte Glied!" — Ein Tusch! Salome wußte vor Verlegenheit nicht, wohin schauen, er zupfte schweigend am Barte.

Dann folgten zum Abschied Ströme von Kaffee; alles war zufrieden, und noch lange erzählte man von Salomes Hochzeit.

Tag für Tag verging nun in der gleichen Ordnung bis zum Frühling. Da polterten eines Morgens schwere Stiefeln über die Treppe, ein Schlag an die Tür der Schlafkammer des Wirtes, und ohne auf das „Herein" zu warten, stand Schaflers Knecht vor seinem Bette. „Leg' dich schnell an, du mußt zur Kindstaufe, Salome hat einen Buben." — Der Alte hob schon die schwere Tatze zum Trinkgeld für den schlechten Spaß, dann besann er sich: „Das wär' ja drei Monate zu früh." — Der Knecht lachte: „Es geschehen halt Mirakel!" Der Alte stieg aus dem Bette: „Wart, der Salome will ich's sagen und ihm auch, ist das nicht eine Schande." Der Knecht schwieg und half ihm in die bocklederne Hose. Sie fuhren schnell nach Innsbruck.

Salome empfing den Vater errötend.

Er setzte sich schweigend neben die Wiege, schob die Decke zurück und schaute den Enkel lang an. Dann hob er ihn heraus und wog ihn auf den Armen: „Der Kerl wiegt ja mehr Kilo als unser letztes Kalbel." Damit war die Sache abgetan.

Emerentia die Häuserin in Widum sagte freilich: „Das hätte ich von Salome nicht erwartet! Aber so ist's, wenn die Mädeln nicht mehr beim Ortspfarrer beichten gehen, sondern nach Innsbruck schleichen, dann ist gewiß etwas auf dem Wege. Ja freilich! aber Salome! — Das Ehepaar setzte sein Geschäft rüstig fort und stellte abwechselnd Jahr für Jahr einen Buben oder ein Mädel auf — wenn nicht gar Zwillinge. Jetzt freilich nicht mehr, denn beide sind alt.

Der Riesensohn

I.

„Kennst du das Land?" klingt es in tausend Tonarten aus tausend Kehlen solcher, die nach Italien eilen, um dort die erhabenen Werke der Kunst zu bewundern und vollendete menschliche Gestalten zu sehen. Zu sehen? Das ist nicht so einfach; um zu sehen, muß man erst sehen gelernt haben, und das haben nicht viele, wie ich mich beim Unterrichte in der Naturgeschichte längst überzeugte. Wer es gelernt, der weiß, daß die Landschaften Südtirols an Reiz mit den schönsten Gegenden Umbriens wetteifern, an Erhabenheit sie übertreffen; er weiß, daß die Dirndln im Zillertale, an den bayrischen Seen und in Niederösterreich nicht zu verachten sind, obschon sie ihn vielleicht schnippisch abgeschnalzt; er weiß, daß auf mancher Alm am Inn und an der Isar im Sommer ein Senner die Rinder auf die Weide treibt, der als Modell eines Paris dienen könnte . . .

Willst du vielleicht den Herkules Farnese kennen lernen?

— Dort lehnt er im grünen Röckchen an der Leiter der Turnschule, freilich ins Deutsche übersetzt: das

kurzgekräuselte blonde Haar, die niedrige Stirn in gewölbten scharfkantigen Knochen, über die sich stramme Muskeln ziehen, ausladend, das sinnende, tiefliegende, blaue Auge, die leicht gebogene Nase und das volle Kinn umzogen von den Flocken starken Barthaares! Willst du jedoch seine volle Schönheit bewundern, begleite mich über die Brücke in die Schwimmschule. Die Sonne des Juni sendet schon ihre glühenden Strahlen vom hohen Himmel; er ist uns auf einem Seitenweg vorausgeeilt und kauert bereits nackt auf einer der Querstangen, die zum Trocknen der Schwimmhosen gelegt sind. Betracht' ihn nur: wie stramm ist der Nacken, gleich zwei Halbkugeln von Stahl wölben sich die Schultern, wie prachtvoll sind die Rippen- und Bauchmuskeln, die man bei unseren Stubenhockern kaum angedeutet sieht, entwickelt; kein Lot Fett, nur Fleisch und Sehnen; er schlenkert mit den Beinen lustig in der Luft, plötzlich fährt er wie der Blitz in das Wasser, und im harmonischen Rhythmus schwimmt der schimmernde Leib durch die Wellen. Dieser herrliche Mensch in der Fülle leiblicher und geistiger Gesundheit ist der Gutsbesitzer Erich Auflahn. Er hat sich bereits wieder angezogen. Reden wir ihn an.

„Der Herr da möcht' deine ausgestopften Vögel sehen."

„Da könnt ihr ja gleich mitkommen."

„Erst wollen wir uns wie du Staub und Schweiß abwaschen."

„Gut, ich erwarte euch zu Hause."

Tauchen wir unter im klaren Bach, solche Wässer-

lein rinnen nicht überall, und gern gönnen wir den Herrschaften Doberan und Ostende, wenn sie als Strandläufer im Badmantel auf und ab rennen wollen. — Du schnatterst mit den Zähnen? Das Wasser ist allerdings ziemlich kalt; noch kälter war es jedoch im Jänner, wo Erich mit mir über das Dach hereinstieg und mit einer Axt das Eis aufhackte. Wir lachten einander weidlich aus, sahen wir doch mitten im Wasserdampf aus wie gesottene Krebse. Jetzt haben wir genug geplätschert! Erich hat einen solchen Vorsprung, daß wir ihn nicht mehr einholen, und das wollte ich, um von ihm ungestört zu erzählen.

Wie Homer bei Halbgöttern und Heroen, beginnen auch wir mit dem Stammbaum unseres Helden, um den ihn gar mancher vom Papier- und Börsenadel beneiden möchte, denn er reicht in die altdeutsche Riesensage zurück. Diese ist in Tirol sehr verbreitet und deutet vielleicht auf die Einwanderung eines Geschlechtes, das die vorhandene Bevölkerung bezwang und überdeckte. Daß diese Berge früher von Romanen bewohnt waren, ist durch manche altertümliche Ortsnamen wohl außer Frage, vielleicht sind die Riesen die ersten Germanen, die aus dem Flachland hereinzogen und sich hier niederließen. Die Auflahn wenigstens tragen den von Tacitus geschilderten Typus in vollendeter Reinheit ausgeprägt. Unsere Sage zeichnet die Riesen so ungefähr, wie die preußischen Wappenhalter, dabei waren sie unmäßig stark und schwer zugänglich. Sie suchten am liebsten unbewohnte Seitentäler auf, wo sie Sümpfe ableiteten und Wälder aus-

rodeten, was ihnen nicht schwer ankam, indem sie die Bäume mit den Wurzeln aus den Boden drehten. Die Unbändigsten lebten in Höhlen; die die Ehe gezähmt, bauten sich Blockhäuser, welche sich, nachdem die junge Zucht an Ungeschlachtheit und Größe abgenommen, in stattliche Bauernhäuser verwandelt, wie man noch deren an den Abhängen zerstreut sieht.

Einer der bekanntesten ist unweit Rattenberg gegen Allbach der Auflahnhof, die Urheimat der Auflahn und auch unsers Helden. Hier hatte sich ein Riese mit drei Söhnen angesiedelt. Teilte er auch mit den Asen die Stärke, so hatten diese doch ewige Jugend und Unsterblichkeit voraus. Er fühlte nach und nach, daß seine Knochen morsch, die Sehnen starr wurden. Da rief er, als der Schnee zerfloß, und die Felder den Pflug forderten, seine Buben zusammen: er sei gewillt, dem Stärksten das Gut abzutreten, die andern sollten sich selbst betten. Der Steinwurf, das Kampfspiel der Nibelungen sollte hier entscheiden. Der Alte brachte einen abgerundeten Felsblock, wie sie die Gletscher vor sich herschieben, ein eiserner Ring war mit Blei eingelötet. Der Erstgeborene schwang ihn um das Haupt, sausend flog er fast eine Viertelstunde weit. Der Zweite lief danach und schleuderte ihn zurück, ein gutes Stück über die Stelle hinaus, wo Vater und Brüder standen. Nun versuchte der Dritte sein Meisterstück, der Stein entschwand fast dem Auge und schlug tief unten im Tal ein Loch. Der Stein, ein Stück Gneis, lag noch vor wenigen Jahren an Ort und Stelle, da wurde er zu einem Brunnentrog verarbeitet.

Der Jüngste war nun Herr zu Auflahn. Sein Sohn galt als der erste im Robeln — denn diese Kunst haben die Riesen erfunden, und die lustigen Senner des Unterinntals vollendet —, der Riese von Dornauberg wollte ihm die Ehre nicht gönnen und forderte ihn. Als sie aufeinander losrannten, zitterte der Boden, sie zerstampften die Tannen, als träten sie Sauerkraut ein, endlich wurde der von Dornauberg geworfen, sein Fall erschütterte die Berge so, daß gegenüber von Brixlegg ein Felsen losbrach und das Tal mit seinen Trümmern bestreute. Die Tochter des Auflahner war das schönste Riesendirndl weitum. Da gelüstete einem Zillertaler Buben danach, und er mißfiel ihr nicht; sie wollte ihm ein Bußl geben und drückte ihn dabei in ihren Armen platt wie einen Hafendeckel. Das sind die Ahnen unseres Freundes.

Wir haben das ehemalige Strafarbeitshaus erreicht. Darunter erstreckt sich die Vorstadt St. Nikolaus, das Proletarierviertel von Innsbruck. Es heißt auch, und nicht mit Unrecht, Kotlacke, eilen wir schnell hindurch, sonst bleibt nicht bloß Unflat an unseren Kleidern, sondern auch ein Spitzname auf unserem Kopf hängen, wenn uns nicht gar irgendein süßer Junge einen Stein nachwirft. Bald ist die Höhe erstiegen, wo Büchsenhausen steht, das Schloß des „Kanzlers von Tirol", dessen Kopf zu Rattenberg unter dem Beile des Henkers fiel, weil er ein boshaftes Epigramm auf die Claudia von Medici gemacht. Zum Glück wird man jetzt wenigstens nicht mehr geköpft, wenn man spitzige Verse losläßt, son-

dern höchstens vom k. k. Staatsanwalt objektiviert.

Vorüber an einem Zaun, durch dessen Stäbe wir auf die ganze Blütenfülle der Wiesen blicken, gelangen wir an eine braune Türe zwischen den Pfeilern eines gemauerten Portales. Schreiten wir hindurch. An einer Mauer, welche Spalierbäume und Reben halb verhüllen, zieht ein Kiesweg gegen ein kleines, schloßartiges Gebäude, vor demselben springt eine breite, von Quadern gestützte Terrasse am grünen Abhang vor, wo Obstbäume der verschiedensten Art in Reih' und Glied gepflanzt sind. Welch eine Rundschau! Läßt sich doch nichts mit einer Gegend in den Alpen vergleichen. Gegen Osten schließt der Grat des Kellerjoches die blaue Ferne, der durch das breite Tal der Inn zufließt, mehr im Hintergrund ragen die kahlen Schrofen des Salzberges, den abends der letzte Sonnenstrahl schmückt, wenn das Flachland längst schon im Grau der Dämmerung versinkt, vor uns die Stadt mit den vielen neuen Häusern, die aussehen, als kämen sie eben aus dem Schächtelchen, dann das dunkle Mittelgebirge, aus dem sich Schloß Amras leuchtend hebt, darüber die sanften Linien des Schiefergebirges, kaum unterbrochen von dem Zickzack einiger Schneegipfel. Der Blick folgt der geneigten Flanke des Patscherkofels, sie leitet ihn gegen den Berg Isel, der, nur wenige hundert Fuß hoch, durch seinen Ruhm die stolzen Brüder mit den funkelnden Eiskronen auf dem Haupte überragt. Dort windet sich die Straße nach Italien empor — nach Italien! Dort unterdrücken wir den Seufzer der Sehnsucht, wo uns so viel

Schönheit vor Augen lacht; rechts die Pyramide des Sonnensteins und die dreigespaltene Höhe der Saile, dort das schluchtige Sellrain; aus dem Oberland lugt der Hocheder über den Roßkogel herab, wir überspringen den Inn und klimmen mit Kaiser Max an der Martinswand zum Solstein empor, hinter uns schließt die steile Lehne der Höttingerberge das Panorama. Müd' vom Glanz der Ferne senkst du das Auge gern wieder auf den grünen Rasen, kleine Bächlein rinnen herab, den üppigen Bord von der gelben Dotterblume, dem blauen Vergißmeinnicht, der weißen Kresse umsäumt.

„Bist endlich da!" begrüßt uns ein kräftiger Baß. Freund Erich empfängt uns auf seinem Grund und Boden, er schließt links eine Stube auf, da stehen in reinlichen Glaskästen Vögel und Vierfüßler friedlich nebeneinander. Er hat sie selbst gefangen und erlegt. Dort der Jochadler mit ausgebreiteten Flügeln hält ein Zicklein in den Fängen; diesen Räuber zu erwischen, kostete Schweiß und Mühe. Sein Horst war an den unzugänglichsten Schrofen des Brandjoches unter einer vorhängenden Wand befestigt, Auflahn befahl Stricke zu verknüpfen, mehrere hundert Ellen, und vier kräftige Senner ließen ihn nachts in den furchtbaren Abgrund. Er schwang am Seile wie der Perpendickel einer Uhr hin und her, endlich gelang es ihm, sich an einer Felsenzacke festzuklammern und die edle Sippe zu überraschen. Das Weibchen schlief auf den Eiern, er kniete ihm auf den Rücken und würgte es trotz des Herumschlagens mit den furchtbaren Flügeln so lange

beim Kragen, bis es fauchend verendete. Der Adler war erschreckt in die dunkle Nacht hinausgeflattert, nach einigen Tagen schoß man den trostlosen Witwer von einem Schafe weg, dem er eben mit dem Schnabel die Brust aufriß.

Dort der Uhu mit gesträubten Federn — auch kein reizender Gast; hier der Auerhahn, wie er wollüstig balzend mit verschwimmenden Augen sich streckt, dann der Storch, der nur beim Durchzug unsere Gegend besucht, eine giftige Viper ringelt sich um seinen Schnabel. Unter dem Aar hat der Zaunkönig sein Plätzchen, der Marder blickt sehnsüchtig nach dem Hahn, der auf einer Stange sitzt, den höchsten Platz nimmt jedoch die Gemse ein. Im Schranke gegenüber prangen einige Fremdlinge der Tropenwelt mit ihrem bunten Gefieder, Erich erhielt sie im Tausche. Den Versuch, eine Schmetterlingssammlung anzulegen, gab er als zu mühsam auf. „Wenn du so ein Tierlein anrührst," meinte er, „so ist es ja gleich zerquetscht."

Gehen wir wieder in die freie Luft. Im Vorhause hängt eine Bergkanone auf der Krare.

Humbug, denken Sie, wer wird diese tragen?

Nun, Erich! wenn es just nottut. Er hat sie 1848 als Bursch' von achtzehn Jahren bergauf, bergab geschleppt, und in eine unglaubliche Ferne eine ganze Rotte Welsche, die hintereinander standen, auf einmal niedergebrannt. Wahr ist's, ja! Nicht er hat es erzählt, denn er pflegt über derlei Dinge zu schweigen, sondern die Offiziere, die ihn aufgefordert hatten, seine Donnerbüchse zu versuchen. Er war der erste, der

mit Spitzkugeln Uebungen im Weitschießen begann und nachdem er die nötigen Erfahrungen gemacht, die Schützen darin unterrichtete.

Auf der Terrasse läuft uns ein Büblein entgegen, keine Filigranarbeit, sondern ein Büblein, das über den Vater keinen Zweifel läßt. Scherzend schlüpft es durch seine Knie und kugelt auf dem Kies herum. Da naht auch die Mutter mit dem Schwesterchen auf dem Arme.

„Hedwig, laß dem Schliffel die Hosen mit Bockleder pflastern,“ ruft Erich, „und leg' ihm eine Lodenjacke an, er zerramst ja das ganze G'wandl!“

Schauen Sie das Weib nur an. Das ist keine schwindsüchtige Madonna im Stil unserer christlich germanischen Nazarener. Diese schöne Form des Kopfes, welchen das Gold der Locken wie ein Heiligenschein umwallt, das sanfte, reine Auge unter der klaren Stirn, die hochgewölbte Brust, die breiten Hüften: — welche Freude hätten Dürer und van Dyk gehabt, wär' sie ihnen begegnet! Das volle Ebenmaß der Gestalt, die sich elastisch über den feinen Fuß emporhebt, läßt uns fast übersehen, daß sie nur neben dem Recken Erich die dem Weibe schickliche Größe hat. Du, mein lieber Freund, reichst ihr gerade mit dem Haarschopf an das Kinn; glaubst du es nicht, geh' hin und miß. Vielleicht ist sie auch eine Riesentochter. Die weiche Aussprache verrät die Unterländerin, sie plaudert gern über dies und jenes, aber nur insoweit sie die Sache völlig versteht; nirgends sucht sie durch hingeworfene Worte und halbe Andeutungen den Schein zu

erschleichen, daß sie mehr wisse, als sie weiß. Und doch findest du auf ihrem Tische Homer, Sophokles, Shakespeare und Goethe, jene freilich in Uebersetzung.

Also ein Blaustrumpf in Tirol!

Nicht vorschnell, du sollst alles hören, verabschieden wir uns.

Setzen wir uns unter die blühenden Roßkastanien im Schankgarten des Bierwastl.

Erich hatte das dreißigste Jahr schon überschritten, er war also nach unseren Begriffen bereits für den heiligen Ehestand reif, und wir redeten ihm tapfer zu, sein schönes Gut nicht länger ohne Herrin zu lassen. Auch verschiedene Mütter verschiedener Töchter teilten die nämliche Ansicht; man wußte seine wohlgelegene Besitzung zu schätzen und konnte also davon absehen, daß er nicht pensionsfähig sei, was nach der Meinung Hunolds, des vielerfahrenen Musealskriptors, das Ideal mancher holden Innsbruckerin sein soll. Man sah ihm oder vielmehr seinem Gute, deswegen in geselligen Kreisen, die er ab und zu besuchte, gar manches nach, was bei einem anderen Feuer in die Schindeln geworfen hätte. Ohne etwa den Naturburschen zu spielen, sagte er den Leuten so ziemlich unumwunden auch das ins Gesicht, was sie nicht gerade zu hören verlangten, und nahm sich Damen gegenüber kein Blatt vor den Mund. Seinen Geist schmückte eine reiche gründliche Kenntnis, insbesondere der griechischen Literatur, das Studium derselben war ihm kein pedantisches Geschäft, sondern ein Genuß, und

er kehrte aus der Seichtigkeit seiner Umgebung stets wieder zu den Meisterwerken Homers und Platos, die er im Originale mit derselben Leichtigkeit wie Goethe in der Muttersprache las, zurück. „Ist's mir doch, wenn ich im modernsten Schund aus Berlin geblättert habe und dann zu einem Klassiker greife, wie einem, der aus der weichen Stickluft der Lagunen plötzlich auf eine Alm versetzt, vom frischen Durerwind angeweht wird!" pflegte er zu sagen. Da wurde denn, um ihm gegenüber Bildung zu zeigen, viel von Bildung gesprochen, er aber tat, als verstände er das nicht und zitierte allenfalls, statt einer schmachtenden Stelle der Amaranth, im derbsten Dialekt ein drolliges Schnadahüpfl.

Ich sagte ihm: „Nicht alle sind gleich, deine Schilderungen der schönen Innsbruckerinnen sind Karikaturen!"

„Laß mich in Ruh'," unterbrach er meine Verteidigung, „von diesen Püppchen taugt doch keine für mich, die zerbräche ja wie eine Tragantfigur, wenn ich sie auch nur mit den Fingern antupfte. Bildung! Ich weiß sie zu schätzen, das ist aber nicht Bildung, was man aus den Instituten Lautrach und Dietramszell mitbringt. Ich verlange nicht, daß eine Frau mit mir über Dinge redet, die ich besser wissen muß als sie, aber ihre fünf Sinne soll sie unverpfuscht beisammen haben. Es ist mir viel lieber, sie rührt Butter, als sie tappt ohne Verständnis Klavier, und so wie ich schaffe in der Landwirtschaft, soll sie im Hause walten. Was die Bibel von den Lilien des Feldes und den Vögeln

des Himmels sagt, ist wunderschön, aber es taugt nicht bei einer Frau für unsereins."

Etliche von der Gesellschaft hatten zugehört, ich wollte nicht Anlaß zu einem Stadtklatsch geben und brach das Gespräch ab. Wie für die unbändige Lalage des Horaz, war aber auch für meinen Freund schon die Kette geschmiedet.

II.

St. Thomas ist ein wichtiger Tag für die Hausfrauen Innsbrucks, es wird ihn aber auch, wer Land und Leute studieren will, nicht versäumen. Der Morgen war klar und kalt, daß der Schnee unter den Füßen knirschte. Erich saß im Kaffeehause, er las in einer Zeitung oder blickte auch darüber hinweg auf das Billard. Ich fragte ihn, ob er nicht mit auf den Markt wolle? Er war gleich bereit dazu. Auf dem Platze, der sich westlich von der Altstadt zur Johanniskirche zieht, wogten Käufer und Verkäufer wirr durcheinander. Dieser Tag versammelt gewöhnlich die Bauern von ganz Nordtirol, hier sieht man alle Trachten, hört man alle Dialekte, den jonisch weichen des schlanken, hochwüchsigen Unterinntalers und die rauhen Gurgeltöne des magern, kleinen Oberländers.

Den Raum bis zum Eingang der Allee nahmen Bauernwagen ein, sie führten Flachs, Kartoffeln, Rüben und vor allem trockne Birnen, welche beim Weihnachtszelten nie fehlen dürfen. An den Wänden des Ursulinerklosters waren bretterne Buden und hölzerne

Gerüste angebaut, mit all dem bunten Kram, wie ihn die Bauern in der Stadt für den Hausbedarf einzukaufen pflegen. Die Hauptszene des Marktes eröffnete sich aber erst beim Eintritt in die Allee des Innrain. Da lagen wie die Sphinxe vor den ägyptischen Tempeln bis zur Johanniskirche die Schweine, welche Innsbruck den Vorrat von Speck und Selchfleisch für das ganze Jahr liefern sollten, in langen Reihen appetitlich geputzt und rasiert, dazwischen gingen die Bürgerfrauen auf und ab, hier und da mit einem feisten Tiere kokettierend und leichthin eine Frage um den Preis hinwerfend, ohne jedoch die Absicht eines Kaufes merken zu lassen. Zu teuer! ist die gewöhnliche Antwort auf die Forderung des Bauern, die Kundschaft eilt weiter, dieser zerrt sie jedoch am Arm zurück, preist seine Ware, und der Handel beginnt von neuem. Endlich wird abgeschlossen, ein Knecht nimmt die Last auf den Rücken, und hintennach läuft Käufer und Verkäufer, um sich an einem ruhigen Plätzchen auszugleichen.

Erich musterte diese Leichen mit Kennerblick, machte Bemerkungen, riet oder mißriet Bekannten den Ankauf und blieb plötzlich mit weit offenen Augen vor einem Bauern, der drei Prachtstücke ausgelegt, stehen. Diesmal waren es nicht die Schweine, die ihn zum Stehen zwangen, sondern die Tochter des Alten, die rückwärts an einem Schlitten lehnte und, bald in die Hände hauchend, bald mit den Füßen strampelnd, nicht wußte, welches Feuer sie trotz der Dezemberkälte

angezündet. Das Mädchen haben Sie droben auf der Terrasse bereits als Frau mit den zwei Kindern bewundert, wir brauchen sie also nicht mehr zu schildern. Von einem Schubkarren unsanft beiseite geschoben, kam er zur Besinnung und fragte den Bauern:

„Wo bringst die Facken her?"

„Aus Thiersee. Sind sie etwa nicht gut gemästet?"

„Ordentliche Vieheln! Wie teuer das Pfund?"

„Sechzehn Kreuzer."

„Brauchte ich eines, würd' ich's nehmen!"

„Schwanz!" erwiderte der Bauer, „wenn du doch nicht kaufen willst, so feilsch' das nächste Mal nicht mehr!"

Andere Kunden drängten heran, Erich mußte vom Platze weichen. Er suchte mich unter allerlei Vorwänden in der Allee festzuhalten, ich hatte die Szene beobachtet, und merkte gar wohl, daß es ein bißchen rauche.

„Willst du etwa gar," fragte ich ihn lachend, „auf dem Schweinemarkt Brautschau halten?"

Er wurde rot, erwiderte jedoch nichts, denn der Bauer hatte verkauft und zog, vom Mädchen begleitet, den Schlitten fort. Er verschwand in der Altstadt beim Onganiwirt, und da wir füglich nicht warten konnten, bis er sich gesättigt, verließen wir den Platz.

Wir kehrten in das Kaffeehaus zurück. Erich setzte sich an ein Tischchen zum Schachspiele, war aber so zerstreut, daß er eine Partie nach der andern verlor. Plötzlich warf er die Figuren durcheinander, erhob

sich und ging ohne ein Wort zur Tür hinaus. Vor dem Museum stand der Bauer mit seiner Tochter, wie es schien, unschlüssig, ob er die Glocke ziehen und eintreten solle. Als er Erich erblickte, rief er aus: „Du hast mir heut' nichts abgekauft, sag' mir wenigstens, darf ich ins Museum, die Sachen anschauen? Ich will schon zahlen."

„Du darfst hinein, und weil ich dir nichts abgekauft, so will ich dich jetzt dafür herumführen und brauchst keinen Knopf dafür herzugeben."

Der bärtige Torwart schloß alsogleich auf, die drei traten ein.

Ich machte einen Spaziergang, nach zwei Stunden warf ich einen Blick ins Kaffeehaus, Erich war noch nicht zu sehen, ich läutete daher am Museum, um nach ihm zu fragen. Als mich der Skriptor, den die schönen Mädchen, welche die Sammlung besuchen, mehr interessieren, als manche schlechten Bilder derselben, erblickte, rief er schon von weitem: „Potz Blitz, Herr Doktor, aber heut' hat Auflahn ein sauberes Dirndl aus dem Unterland gebracht. Schauen Sie doch ein bißchen nach, ich hab' allerlei Gedanken, er ist jetzt bei den ausgestopften Tieren."

„Noch nicht fertig? Da muß der Anteil an Kunst und Natur sehr groß sein!" Ich ging in den Saal. Freund Erich schritt mit dem Mädchen an den Kästen hin, seine Worte nur an sie richtend, der Alte schien für ihn gar nicht vorhanden zu sein. Sie blieben vor dem Storch stehen, er neigte sich zu ihr und nannte

den Vogel. Sie errötete leicht. Seine Locken berührten ihre Stirne.

„Vergiß nicht," rief ich lachend, „das alte Lied:

„Nur langsam voran, nur langsam voran,
Daß fein die Landwehr nachi kann!"

Das Pärchen fuhr auseinander, wie Papageno und der Mohr in der Zauberflöte.

„Gefällt es dir?" fragte ich das Mädchen.

„Ah," rief sie freudig, „den ganzen Tag könnt' ich schauen!"

„Nun, mein Freund hat auch ein gutes Mundstück zum Erklären," fügte ich bei, „übrigens seid ihr hier zu Ende, und ich will euch zu den Mineralien und in das Herbar geleiten, denn das ist eigentlich mein Fach."

Erich warf mir einen dankbaren Blick zu, er begriff meine Absicht, daß ich den Alten beschäftigen wolle, um ihm beim Mädchen Elefantendienst zu leisten. Ich schob jenen voraus, er fragte nach Erzen und Bausteinen, und ich erläuterte ihm alles weitläufig, während Erich dem Mädchen die leuchtende Pracht der Kristalle zeigte und auf ihre regelmäßige Form hinwies. Sie staunte ob der bunten Mannigfaltigkeit der Farben, des Glanzes und der Gestalten, er aber schaute tief in den reinen Kristall ihrer Augen und hätte wahrscheinlich alle Stufen des Ural und der Kordilleren gern dafür hingeworfen.

„Nun kann ich," sagte sie heiter, „meinen Gespielinnen lange Zeit erzählen, dürfte ich alles nur noch zehnmal anschauen, um es recht genau zu wissen!"

„Es muß doch wahr sein," meinte der Vater, „was man bei uns erzählt, daß oft der Stein, den ein Bauer der Kuh nachwirft, mehr wert ist, als die Alm samt der Kuh, die darauf grast. Ja, wenn man das alles verstünde, wäre man reich. Schau nur alles dies Gewächs an, ist's nicht ein wahres Wunder? Da müssen die Wichtlein lang schaufeln und schmieden, bis das fertig wird, und dann kriegt es erst nicht jeder. Wie oft hat mir mein Großvater von der Jungfrau auf dem Sonnjoch erzählt! Ein Hirt suchte einmal eine Geiß, die sich, wie dieses Kunter gern tut, verstiegen hatte. Er kam an einen ihm bisher ganz unbekannten Schrofen, da trat eine Jungfrau aus der Felsenspalte, ihr Kleid war weiß wie Kirschblüh', und ihr Haar schimmerte wie das Abendrot. Der Bub' hat d'reingeschaut, kannst denken, ist ihr aber auf einen Wink nachgegangen, was sollte er sich vor einem Dirndl fürchten? Da sind sie in eine große Höhle gekommen, an allen Wänden funkelten Granaten, gerad' wie die da im Kästchen, und zackige Bäume von Gold und Silber wuchsen aus jeder Ritze.

„Nimm, Bub'," hat sie gesagt, „nimm so viel du magst."

Was tut aber der Lapp. „Mir wär' lieber meine Geiß!" hat er geantwortet.

Das Dirndl hat hell aufgelacht, und der Berg angefangen zu krachen wie beim jüngsten Tag, daß er davongelaufen ist. Vor dem Loch hat die Geiß gemeckert, aber der Berg ist zu für ewig. Hab' die Geschicht' nie recht geglaubt, sie muß aber doch wahr

sein, wo nähm' man sonst all die herrlichen Steine her?"

Wir kamen zu den Petrefakten. Dem Mädchen gefielen vorzüglich die Ammonshörner mit der zarten Zeichnung ihrer Oberfläche, fast wie Stickmuster.

„Solche Schnecken," sprach der Alte, „aber freilich viel kleinere, hab' ich schon im roten Kalk auf unserer Alm gesehen. Wer achtet aber darauf!"

„Nun, da werd' ich einmal nachsuchen!" sagte ich.

„Ihr müßt aber wenigstens eine Woche bleiben," entgegnete er, „Ihr findet allerlei, und doktormäßige Kräuter, gesund für Mensch und Vieh, gibt's auch. Die Alm ist nieder, ich und das Mädel ziehen schon Mitte Mai hinauf. Aber haltet Wort!"

„Verlaßt Euch darauf! Darf ich meinen Freund auch mitbringen?" fragte ich das Mädchen.

„Das ist gewiß," antwortete der Alte, „was von einem gilt, gilt vom andern. Ich hätt' nie geglaubt, daß es in der Stadt so feine Leute gibt, wie ihr zwei."

„Magst nicht Nachmittag mein Gütchen anschauen?" sprach Erich, „du siehst vielleicht manches, was ihr im Unterland nicht habt."

„Tut sich nimmer, ich will auf der Eisenbahn aufsitzen und abends daheim sein. Zu Jacobi treib' ich Ochsen auf den Markt, da komm' ich zu dir."

Der Torwart steckte den Kopf zur Tür herein: „Es ist zwölf, ich möchte sperren."

„Da müssen wir fort!" sagte ich zu Erich, der weder an Essen noch Trinken dachte. Auf der Treppe des Museums nahmen wir Abschied; Erich schaute

dem Mädchen lange nach, auch sie wandte, ehe sie um die Ecke ging, den Kopf noch einmal zurück. Er seufzte tief auf.

„Das kommt vom Herzen!" sagte ich. „Wie haben ihr die Gemälde und Statuen gefallen?"

„Sie hat wenigstens nichts Dummes geredet, wie unsere Stadtfräulein."

„Was willst du jetzt tun?"

„Die oder keine!"

„Meinst du, ein so schönes Mädchen habe keinen Schatz?"

„Nein, das hab' ich heraus. Ich erkundigte mich bei ihr, ob drunten im Fasching auch Musik sei. Sie sagte: ‚Ja, aber ich geh' nicht.' Hätte sie einen Liebhaber, so würde sie, wie es der Brauch, den Tanzboden besuchen."

„Na nu," schmunzelte ich, „mir scheint, ihr versteht euch bereits. Uebrigens geschieht dir ganz recht, daß du bis zum Mai im Fegfeuer braten mußt, hast es redlich um die Innsbruckerinnen verdient."

„Ach, laß deine Narrheiten!"

Zu Weihnachten schicke ich ihm einen Wandkalender, damit er Tag für Tag zählen könne bis zum Mai.

Er benutzte den Winter gut, um seine Burg neu einzurichten, wie man es eben zu tun pflegt, wenn man sich recht bequem das Nestlein bauen will. Zu Innsbruck verbreitete sich die Sage, er wolle heiraten, aber die geschäftigen Frau Basen wußten nicht, wen! Hatte man ihn früher häufig in Gesellschaft geladen, so kümmerte sich jetzt niemand mehr um ihn, ja er kam so-

gar als grober ungeschlachter Bursch recht gründlich in Verruf.

Ihm war es gleichgültig, so gleichgültig, daß er es gar nicht einmal bemerkte. Ich hütete mich, sein Geheimnis zu verraten.

Der dreizehnte Mai war angebrochen, und zwar mit einem Hexenwetter, wie es nur Shakespeare für Macbeth wünschen konnte. Die Sonne spielte wie ein mutwilliger Knabe Versteckens, bald brannte sie schwül herab, bald gossen aus dicht schwarzem Gewölk Regenströme nieder.

Ich saß im Kabinett und hämmerte an einigen Steinbrocken, um ihnen die länglich rechtwinklige Form der Stücke zu geben, die bereits in den Glaskästen aufgestellt waren. Da trat Erich ein: „Morgen also mit dem ersten Zug nach Brixlegg?"

„Nach Brixlegg?"

„Von dort schlagen wir uns durch Brandenberg nach Thiersee. Du wirst doch nicht vergessen haben, was du dem Bauer versprochen hast."

„Mein Geschäft drängt gar nicht. Uebrigens schau dir den Himmel an!"

„Halt' dich nur bereit, morgen ist der schönste Tag, die Spinnen strecken ihre Füße weit aus dem Netze vor, und dort — siehst du, hat es ein wenig angeschneit."

Meine Einwendungen halfen nichts. „Du hast's

dem Bauern versprochen," rief er lebhaft, „die Ammoniten zu holen."

„Und dich mitzubringen, nicht wahr?" unterbrach ich ihn. „Die versteinerten Schnecken hätten warten können, aber es gibt halt noch eine liebe Schnecke! — Uebrigens will ich den Nothelfer machen, wenn's sein muß, aber das Wetter, das Wetter!"

Er hatte recht gehabt. Um die Berge qualmte am nächsten Morgen zwar hier und da noch grauer Nebel, der Himmel war jedoch völlig rein, und hoch oben im Blau zwitscherten lustig die Schwalben.

„Würd' es dich nicht reuen," rief er mir auf dem Bahnhof zu, „wenn du daheim geblieben wärst?"

Die Glocke läutete zum zweiten Male. Wir stiegen ein, Erich war auf der Fahrt lustig und ausgelassen, wie ich ihn noch nie gesehen, Sprüchlein, Schnadahüpfeln und Schnurren flogen bunt durcheinander, daß ein Berliner, welcher zufällig mitfuhr, ihn einlud, wenn er mit Handschuhen hausieren gehe, ja bei ihm einzusprechen, damit er seinen Freunden einen lustigen Tiroler zeigen könne.

Als wir zu Brixlegg den Waggon verlassen, wandten wir uns links gegen Mariatal, wo die Ache sich durch die Felsen den Pfad bahnt. Kühl wehte uns die Morgenluft entgegen, von den Buchen, in deren Laub die Amsel ihr Brautlied sang, fielen schwere Tropfen nieder. Wie freuten wir uns des herrlichen

Tages und der ungebrochenen Kraft, die uns denselben frisch und froh genießen ließ.

Unter wechselnden Gesprächen, bald durch Wälder, bald über Wiesen voll schwellenden Grases schreitend, erreichten wir Pinegg sehr zeitlich. Hier kreuzt sich die Schlucht von Brandenberg mit dem Elltal, das schmal ins Gebirge eingeschnitten nach Osten führt und völlig unbewohnt ist. Ehe wir uns in die Wildnis verloren, kehrten wir in dem Bauernhofe ein, der auf einem Vorsprung die Gegend beherrscht.

Ob die Leute in dieser Oede auch ein Schicksal haben? möchte mancher fragen. Aber Liebe und Haß vereint und trennt die Menschen überall, und wo Liebe und Haß waltet, waltet auch das Schicksal mit all seinen dunkeln Rätseln und dämonischen Wirren. Ich bat die Bäuerin um eine Schüssel Milch und Brot, sie hatte auch frische Eier und erklärte sich bereit, uns dieselben in Schmalz zu backen. Ein einfaches Mittagsmahl, es hat aber zu einem Gläschen Moosbeerbranntwein, den man so wie den Enzeler überall als Medizin aufbewahrt, vortrefflich geschmeckt.

„Was treibt ihr denn im Winter?" fragte ich die Bäuerin, „da seid ihr ja ganz eingeschneit?"

„Oft kommen wir wochenlang nicht aus; ist's hell, so holen die Männer Holz und Bergheu; der Tag geht auch vorbei, und mit dem Tag die Woche und mit den Wochen der Winter."

Ich verlangte zu wissen, was wir schuldig seien.

„Das könnt ihr leicht selbst ausrechnen," meinte sie, „ist acht Kreuzer für einen zu viel?"

Erich gab ihr einen Zwanziger; was herauskomme, solle sie den Rangen, die draußen im Gras umkugelten, für Lebzeiten aufbewahren. Der Anblick des Silbers war für sie wirklich ein Silberblick! „Gelt's Gott treulich tausendmal," rief sie, „das muß ich in den Kasten legen, hab' lang nichts anderes gesehen, als Papierfleckeln."

Wir suchen den Fußpfad, der sich in das Elltal verlor. Welche Ruhe, welcher Frieden zwischen diesen Tannen, über denen die Wolken flohen. Und doch! auch diese Einsamkeit war durch Mord und Totschlag entweiht, hier hatte ein Finanzler unter den Händen des Schmugglers geendet, dort von jener Wand holte das Blei des Jägers den kecken Wildschützen herab. Die Natur scheint von all dem Frevel nichts zu wissen, die Bäume wiegen ihre Wipfel im Winde, das Moos grünt, die Blumen blühen, sie ahnen nicht, daß sie Blut getrunken. Jetzt fliegt sausend ein Falke durch die Luft, vor ihm zitternd die Wildtaube, er faßt sie und trägt mit einem lauten Siegesschrei die Beute zu einem Felsen, wo ihm die Jungen die langen Hälse entgegenstrecken.

„Ein gutes Vorzeichen," rief Erich, „Zeus hat dem Odysseus auf dessen Fahrten kein besseres verliehen!"

Wir kamen an eine Waldblöße. In der Mitte derselben entsprang ein Quell und füllte ein natürliches Bassin, von dem ein Bächlein nach West, das andere nach Osten fortglitt. Ein solcher Born, der plötzlich

aus dem Erdinnern oder aus einem trockenen Felsen hervordringt, hat etwas Geheimnisvolles, die Wellen sprudeln auf, Blasen steigen und zerspringen, und die Wasserfäden wallen hin und her. Vielleicht hebt auch die Nixe ihr Haupt mit dem langen Haar, um das sich ein Kranz von Dost und Seelilien schlingt. Wir sahen dem Spiel eine Weile zu, dann zogen wir die Kleider ab und warfen uns fröhlich in die klare Flut, die so kalt war, daß uns trotz der Erhitzung vom Marsche bald fröstelte. Ein paar Steinblöcke lagen in der Sonne, sie waren von ihr durchglüht, wir legten uns auf die Oberfläche derselben, wie St. Laurentius auf den Rost.

„Eigentlich könnten wir ein bißchen schlafen," sagte ich zu Erich, „heut' ist doch nichts mehr anzufangen."

Willig stimmte er zu und so legten wir uns an einem schattigen Plätzchen ins weiche Moos. Als ich erwachte, war die Sonne schon aus dem Tale gewichen und übergoß nur noch den nördlichen Abhang mit ihrem Lichte. Wir durften darauf rechnen, gerade bei Anbruch der Nacht im Dorf Landl, der Hauptstadt von Thiersee, einzutreffen. Lustig eilten wir vorwärts, aber auch der Tag neigte zu Ende. Als wir bei Rietenberg aus dem Wald traten, begann schon die Dämmerung und stieg an den Felsen des Pendling empor. Ueber den dunkeln, föhrenbewachsenen Höhen hob sich in majestätischer Einsamkeit das Kaisergebirge, die schroffen Zacken wie eine Krone umblüht von den Rosen des Abendrotes, leichte Wölklein zerflatterten in den Himmel, und dahinter stieg die mächtige Scheibe des

Vollmondes auf. Es war ein Bild so wunderbar, daß man sich fast fürchtete, einen Schritt vorwärts zu tun, um es nicht zu zerstören. Es zerfloß aber bald von selbst, der Schimmer entwich und trübes Grau, aus dem nur die Kalkfelsen emporstarrten, umkleidete alles. Nachdem die letzte Rose erblaßt war, eilten wir ohne Aufenthalt vorwärts. Je mehr wir uns den Häusern näherten, desto schweigsamer wurde Erich, eine gewisse Befangenheit konnte man nicht verkennen.

Als wir zu Landl die Schwelle des Wirtshauses überschritten, war die Nacht bereits angebrochen.

Ein mäßiges Abendessen war bald bestellt, beim Weine taute Erich wieder auf und teilte mir mit, es sei sein Plan, heute noch fensterln zu gehen. Ich sollte mich bei dem Wirte, den ich bereits von früheren Wanderungen kannte, um die Gelegenheit erkundigen. Als er, statt der Kellnerin, die mit dem Gesinde den Rosenkranz betete, das Essen vor uns aufgestellt hatte, setzte er sich zu mir und fragte mich, ob ich wieder Steine klauben wolle. Ich bejahte es, indem ich Schrafls Alm als den Platz bezeichnete, wo ich diesmal Hammer und Meisel anzusetzen beabsichtigte. „Wohnt er in der Nähe?“ fuhr ich fort.

Der Wirt zeigte mir durch das Fenster im Mondlicht ein Haus, welches einige Büchsenschuß abseits auf einer Höhe lag.

„Wenn's nicht weiter ist,“ sagte Erich, „da könnten wir wohl noch einen Sprung machen und uns mit dem Alten für morgen verabreden.“

„Der schläft schon,“ erwiderte der Wirt, „denn er will in aller Früh' nach der ersten Messe auftreiben.“

„Um so mehr muß ich mit ihm reden!“ sagte ich. „Welches ist sein Fenster? Er wird zu wecken sein.“

„Dort rechts; wo der Scheiterhaufen steht, schläft Hedwig,“ bemerkte der Wirt pfiffig schmunzelnd, „wahrscheinlich wollt Ihr bei der fensterln?“

„Was fällt Euch ein!“ rief Erich.

„Nu, man weiß nicht! Ihr kennt das Mädel gewiß, es ist kein schöneres in ganz Thiersee. Wenn sie von der Stadt redet, bringt sie das Maul nimmer zusammen, habt Ihr sie im Museum herumgeführt?“

„Nein, nein,“ antwortete ich lachend. „Uebrigens müssen wir gehen, wenn wir unsern Zweck noch erreichen wollen.“

Erich folgte mir. Bald hatten wir die Höhe erstiegen und schlichen vorsichtig um das Haus, ob etwa noch jemand wache. Der Wirt hatte uns das Fenster genau bezeichnet, etliche Blumentöpfe, die zierlich geordnet auf einem Brette standen, bestätigten seine Angabe. Erich schnalzte mit der Zunge, denn durch dieses Zeichen weckt der Bursch sein Mädchen. Dann kletterte er auf dem Scheiterhaufen empor, klopfte leise ans Fenster und rief: „Hedwig, Hedwig, ich bin's!“

Rasch flog ein Flügel auf. „Sei wer du willst,“ lautete die Antwort, „pack' dich, hier hat niemand etwas zu suchen.“ Erich wollte erwidern, da traf ihn ein so gewaltiger Wasserguß ins Gesicht, daß er das Gesims losließ, den Scheiterhaufen zum Wanken brachte und mit diesem auf den Anger fiel. Der Lärm

weckte alles auf, das rauhe Bellen eines großen Hundes wurde hörbar, wir sprangen in die Büsche, den Abhang hinunter. Der Boden war moosig. Erich glitschte aus und stürzte der Länge nach hin. Schnell erhob er sich, als wir aber in das volle Mondlicht traten, wie sah er aus! Von oben bis unten mit Schlamm und Kot besudelt!

„Das ist eine saubere Geschichte," sagte ich, „so kannst du dich morgen dem Mädel nicht zeigen."

„Gott sei Dank," antwortete er, „das Mädel ist mir treu."

„Vermutlich hat sie dich deswegen davongejagt?"

„Sie erkannte mich nicht und duldet keinen Besuch. Was die Kleider anbelangt, so habe ich einen vollen Anzug in meinem Ranzen."

„Sonst war er mit Brot und Würsten gefüllt!"

„Alles hat seine Zeit, spricht Salomon der Weise."

Wir verschnauften ein wenig.

„Wie heißt du jetzt?" fragte ich.

Er sah mich groß an. „Warum?"

„Weil du wieder getauft worden bist."

„Die Hexe! das soll sie büßen."

„Mit wieviel Busseln? Etwa wie die Lesbia Catulls?"

„Du Narr!"

Wir traten in die Stube der Wirtin.

Der Wirt empfing uns mit hellem Gelächter:

„Abgeschlüpft! nicht wahr?"

Erich entgegnete nichts, sondern übergab ihm das schmutzige Gewand, um es säubern zu lassen. Schließ-

lich erhielt er den Auftrag, uns zeitig zu wecken, damit wir als „gute Christen" der Frühmesse beiwohnen könnten.

Der Hahn hatte noch nicht gekräht, als mich Erich anrief. Bald erklang auch die Frühglocke vom Turm des Kirchleins, das, eine Stiftung des großen Kaisers Joseph, sich zwischen den Bäumen des Angers vor dem Wirtshause erhebt. Wir beschlossen, nach einem tüchtigen Frühstück vor der Tür zu warten, bis das Volk verlaufen war. Nachdem der Priester den Segen erteilt, zerstreute sich die andächtige Menge, unter den letzten traten Schrafl und Hedwig heraus. Diese erblickte uns zuerst und eilte alsogleich auf Erich zu, ihm freudig „Grüß Gott!" bietend, ohne mich zu beachten.

„Ich wußte," sagte sie, „du würdest heut' oder morgen kommen, ja, schon gestern schaute ich nach dir aus!"

„Schön ist's," sprach der Alte zu mir, „daß ihr Wort gehalten. Seid etwa gar ihr gestern fensterln gewesen?"

„Freilich!" erwiderte ich; das Mädchen wurde rot. Nun erzählte ich, was uns angeblich so spät noch vor das Haus geführt, wir hätten sein Fenster verfehlt und dabei einen sehr schlimmen Gruß abgekriegt.

„Recht ist euch geschehen," rief der Alte lachend, „ganz recht, was schlenzt ihr bei Nacht um. Uebrigens zieht mit uns gleich zur Alm, ihr kommt uns sehr gelegen, wir haben zu wenig Leut', die Küh' auftreiben."

Wir holten, während der Alte mit Hedwig auf dem Knippelweg zu seinem Hof emporstieg, unsere Ranzen. Als wir am Zaun des Gartens hingingen, tummelte sich bereits Groß- und Kleinvieh auf dem Anger, harmonisch klangen die Glocken in das Weite, ringsum Gewieher und Gebrüll, Böcke hielten Vorübung zu ritterlichen Turnieren, und selbst die ruhigen Schafe versuchten kecke Luftsprünge. Ein altes Roß mit zwei Körben bepackt, aus denen Pfannenstiele und Kesselfüße hervorragten, sah gemütlich wie ein Philosoph dem lustigen Treiben zu und machte wahrscheinlich über die Eitelkeit der Welt allerhand Glossen. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung, voran schritt der Alte mit dem Salzsäcklein, dann folgten die Ziegen, deren Mutwillen der Geißbub' kaum zu bändigen vermochte, ich leitete die Schafe, hintennach wandelten die Kühe, unterhalten von den zudringlichen Liebkosungen eines ungeheuren Stieres. Da führten Erich und Hedwig den Feldherrnstab, die hatten sich aber so viel zu erzählen, was nur ihnen wichtig schien, daß sogar die Lieblingsblässe mit dem schneeweißen Rautenfleck zwischen den Hörnern vom Weg in das Gebüsch geriet, und ich sie holen mußte. Im Unterinntal ist der Schlag des Viehes ausgezeichnet: herrliche braune Kühe mit Augen wie Here, um Homers ungalantes Gleichnis aus dem Schulsack zu holen, man sieht es den starken Tieren mit den schweren Eutern an, wie gut ihnen das Futter auf der Alm, wo sie nicht wie im Oberland um einen Grashalm raufen dürfen, behagt. Wieder verlief sich eine Kuh, ich führte sie zu-

rück und rief dem unachtsamen Pärchen zu: „Heda! schaut, daß euch bald der Pfarrer nachtreibt, sonst tut's kein gut mehr!"

Unter Scherz und Lachen gelangten wir zur Alm. Sie dehnte sich in einer Mulde zwischen zwei Wäldern aus, über denen die prallen Scheitel eines weißgrauen Kalkes sich erhoben. Wir kamen von Osten, nach Westen führte ein steiler Absturz zur Brandenbergerklamm. Auf der weiten Fläche der Alm sproßte überall junges Gras, hier und da erhoben sich sanfte Bodenwellen, geschmückt von der blauen Gentiane und dem schimmernden Achtblatt, Kriechweiden hielten die duftigen Kätzchen empor, während sie sich mit den knorrigen Aestchen sorgfältig an der Erde anklammerten, in den Senken mußte der Schnee eben erst zerflossen sein, da blühte noch die zartgefranste Eisglocke, prangte die unvergleichliche Jochaurikel und die zarte Moosprimel. Wo ein Steinblock die Wärme zurückwarf, war er von den wohlriechenden Blumendolden des Bergheidels umkleidet, von den Föhren, die einzeln auf dem Grasplatz standen, flog, wenn sich ein Rind daran rieb, der gelbe Schwefelstaub in die Höhe. Aengstlich flatterte die Ringdrossel um die Zundern, wo sie nistete, mit einem kurzen Triller schwang sich die Frühlerche auf; da jauchzte Erich hinaus, daß der Berg laut widerhallend seine Freude über den Frühling verkündete; der Alte und der Geißbub antworteten, und aus Hedwigs Mund tönte zum Schluß weithin ein heller Jodler. Wie bedauerte ich, daß mir die Stimme versagt war, mitzusingen.

Vor der Tür der Hütte zog der Alte den Hut ab und betete den Almsegen. Dann zeichnete er mit einem Stück Kreide drei Kreuze oben an die Tür und schloß auf. Ich überließ es den Leuten, sich einzurichten, und stieg mit dem Hammer in eine Runse, um Versteinerungen zu holen. Diese war aber noch mit Schnee angefüllt, so daß ich wenig erbeuten konnte. Daher beschloß ich, mein Geschäft auf später zu verschieben und streifte, um die Gegend zu untersuchen, an den Abhängen hin, bis der Geißbub zum Essen tutete. Nach Tisch warf ich mich neben der Quelle, die zwischen den Felsenplatten hervorsprudelte, ins Gras; mag Homer den weichen Rasen des Ida mit Hyazinth und Lotos preisen, auf der Alm ist's doch besser. Nachdem ich ausgeruht, teilte ich Erich meine Absicht mit, noch heute aufzubrechen, um mit dem Spätzug zu Innsbruck einzutreffen. „Du brauchst mich," sagte ich zu ihm, „ja doch nicht zur Unterhaltung!" Er war es zufrieden. Ich ließ ihm, was ich von Lebensmitteln eingepackt, zurück und schlug nach kurzem, freundlichem Abschied den Weg zur Klamm ein. Als mir fern der Widerhall der Kuhglocke verschwamm, da summte mir eine Strophe aus Purtschers schönem Heimatslied durch den Kopf:

„Süßer Schellenklang der Alben
Bimmelt leise an mein Ohr,
Reißt mich von dem Tal, dem falben,
Wild zum grünen Berg empor;
Ihr hört's lauter
Klingen, Brüder!
Seht von trauter

Hütte nieder.
Doch, wann tönt in duft'ger Näh'
Wieder mir auf Bergeshöh'
Schellenklang der Alben?"

Ihm tönt er längst nicht mehr, denn es deckt ihn die Erde; wenn ich mich aber des herrlichen Jünglings erinnere, erfüllt Wehmut meine Seele, und ich gedenke der Worte Iphigeniens: „So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!"

Schon am nächsten Tage erhielt ich von Erich einen Brief.

„Lieber Freund!

Schicke mir Homers Odyssee, Shakespeares Macbeth und Goethes Hermann. Lege zwei Pfund Millikerzen bei, denn das Flackern des Herdfeuers verdirbt die Augen. Auch meine Zither möcht' ich haben, verpacke sie sorgfältig im Futteral. Ich wünsche diese Dinge so bald als möglich zu erhalten, übergib sie daher der Post. Den Narren, die zu Innsbruck im Kaffeehause spielen, magst Du sagen, sie sollen Billardstock und Schachbrett als Trophäen an die Wand hängen und auf die Alm gehen. Doch verrate keinem, wo ich bin.

Dein Erich."

Ich erfüllte seinen Auftrag pünktlich. Sie fragen, wie er denn auf der einsamen Alpe die Zeit verbrachte? Er spielte mit Hedwig ein uraltes Stück: Adam und Eva im Paradiese. Bei Tag half er die Herde weiden,

lehrte sie Pflanzen, Tiere und Steine kennen, und nachts träumte er auf dem Heu von einer glücklichen Zukunft.

Aber die langen Abende? Die werden auf der Alm, wo man mit der Sonne aufsteht, kurz. Hatte er denn nicht Homer, Shakespeare, Goethe und Hedwig?

Diese Heroen haben das deutsche Volk von der Verbildung der Zopfzeit befreit, jetzt ist es freilich wieder dahin gekommen, daß sie die sogenannte vornehme Gesellschaft seitab liegen läßt. Jetzt muß man das Volk zum Mitgenuß jener Werke einladen und es zu ihrer Höhe emporheben. Ihm soll man das ewig Menschliche enthüllen und als Dogma überliefern. Wer dieses tut, ist Demokrat im edelsten Sinne des Wortes, vor seinen Schritt schwingt die Freiheit ihr heiliges Sternenbanner und als Schatten versinkt der Schein, der Sinn und Verstand bisher beherrschte. Das fühlte Erich bei seinem fortwährenden Verkehr mit dem Volke auf das Lebendigste und er tat danach. Scheltet ihn überspannt, er las den Sennern, welche sich allabendlich versammelten, die Odyssee, Macbeth und Hermann vor. Jene übersetzte er vom Blatt weg aus der Ursprache und bequemte sich dabei, indem er die Griechenland eigentümlichen Lokalfarben milderte, den Verhältnissen seiner Hörer. Hättet ihr ihn gesehen in diesem Kreise, wie würdet ihr ihn beneidet haben! Nie horchten die Leute mit solcher Andacht einer Predigt; endlich kamen die Senner oft stundenweit aus den umliegenden Almen, und als er fertig war, baten sie ihn,

er solle doch die Geschichte von dem Sauhirten mit dem spaßigen Namen noch einmal vortragen. Das Hirtenleben auf Ithaka wurde hier zur unmittelbaren Gegenwart. Mit welcher Spannung hing Hedwig an den Lippen ihres Geliebten! Ihr Blick, ihre innige Teilnahme, ihr Kuß war sein seligster Lohn, wer möchte um dieses Honorar nicht Professor der Aesthetik sein?

Sie haben sich also gar schon die Liebe erklärt?

Mit den Augen, als sie sich zum ersten Male sahen, dann — — und so weiter.

Uebrigens heißt es in einem vielgesungenen Liede:

„Auf der Alm gibt's koa Sünd'!“

Er hatte auch schon, ohne daß ihn das Mädchen dazu aufgefordert, mit dem Vater geredet und alles richtig gemacht.

Aus der Zeit bis zur Trauung wüßte ich nur noch zwei Ereignisse zu erzählen, die vielleicht einiges Interesse erregen. Den Stier der Herde habe ich Ihnen bereits vorgestellt. Der Bursch entfaltete allmählich eine ganz unbezähmbare Wildheit, wie sie sich eigentlich für den Vater einer zahlreichen Familie gar nicht schickt. Einmal hatte Hedwig eine hellrote Schürze vorgebunden. Das reizte seinen Grimm. Brüllend bohrte er die Hörner in den Rasen, schleuderte große Erdklumpen in die Luft und stürzte auf das Mädchen los, das ihm trotz aller Schnelligkeit schwerlich entkommen wäre. Da riß Erich einen Zaunpfahl los und schlug

den Wildling über den Rücken, daß die Splitter flogen. Er tobte nur noch toller. Die Gefahr stieg auf das Höchste. Kühn sprang er vorwärts, faßte ihn mit der Linken bei einem Horn und schlug ihn mit der Faust so kräftig auf das Auge, daß er zurücktaumelte. Langsam versteckte er sich ins Gebüsch, dort entdeckte man ihn nach einigen Tagen schmerzlich röchelnd und abgemagert, das Auge mit Blut und Eiter unterlaufen; seitdem wagte er sich nie mehr an einen Menschen.

Hinter dem Zellerberg bei Kufstein steht ein Wirtshaus, das von seinem etwas baufälligen Zustande den Namen Naggelburg erhielt; vom Anger desselben bis zum St. Leonhardskirchlein zieht sich eine etwa tausend Schritt lange Allee uralter Linden. Das Kirchlein, im Stil zopfiger Renaissance, zeigt wenig Auffälliges, der Heilige jedoch, dem es geweiht ist, hat für Tirol eine große Bedeutung. Er ist der Schutzpatron aller Ochsen, Kühe, Pferde, Schafe und Ziegen, die in den Alpen nicht bloß einen namhaften, sondern auch höchst wichtigen Teil der Bevölkerung bilden. An die Legende, wie St. Leonhard zu seinem Amt gekommen, erinnere ich mich nicht mehr, dargestellt wird er als ein Abt des Benediktinerordens mit einer eisernen Kette in der rechten, einer Inful in der linken Hand. Um seinen Altar hängen keine wächsernen Herzen, wohl aber die Porträts seiner Schutzbefohlenen, denen er auf der Alm oder im Stall beigesprungen. Wie alle Heiligen hat auch er seinen Festtag mit großer Cour, während für den Rest des Jahres sich niemand viel um ihn kümmert. Die Feier fällt in den Juni, ehe die Senner von

dem Nieder- auf den Hochleger wandern. Dann herrscht um dieses Kirchlein und im Anger der Naggelburg ein lustiges Leben. Auf der Alm gibt's nur Wasser, höchstens bisweilen ein Tröpfchen Schnaps, sonst weder Bier noch Wein, da holen die Senner, die in ihrem Genusse durchaus nicht blasiert sind, nach, was sie seit Monaten versäumt. Kramläden sind errichtet, der Brauch will, daß der Bub' sein Dirndl hinführe und etwas kaufe: Seidentüchlein, Kamm oder Ring — aber nur die Bauernsöhne vermögen einen goldenen Reif, ein Hirt bringt es höchstens zu einem silbernen. Gewöhnlich hält auch irgendein alter Schmied Metallwaren feil, vor allem jene ungeheuren Kuhschellen, die zum reinen Klang der Glocken und Glöckchen den Baß brummen. Der Kerl schaut aber so verschmitzt aus, daß er wohl auch noch andere Geschäfte macht. . Dort humpelt träg' ein Polizeidiener vorbei, er läßt ihn laufen, dann winkt er einem Burschen:

„Anderl, ich hätt' allerlei Sachen, schau nach." Er schlägt einen Kasten auf, da liegen in einer Schublade Gamskugeln, kleine Ballen von unverdaulichem Wurzelgeflecht und Haare, überzogen von einer steinartigen Kruste. Man trifft sie bisweilen im Magen der Gemse. Sie machen den Wildschützen unsichtbar und helfen für allerlei heimliche Gebrechen. Ein Schächtelchen birgt schwarze Ringlein, sie sind aus dem Horn des Steinbockes geschnitzt und erhalten die Treue. Die kostbarste Ware ist jedoch ganz hinten in Fließpapier versteckt: ungeheure Schlagringe mit einem scharfkantigen Knopf. „Ich hab' nimmer viel," lispelt

er blinzelnd, „sie sind zusammengeschweißt aus einem Hufeisen, das der Maistaller beim Wildern droben in des Teufels Wurzgärtlein, wo nie ein Roß sich hin versteigt, gefunden hat." Anderl kauft die Ware um teures Geld. Damit hat es nun eine eigene Bewandtnis. Das Volk, das in seinem Aberglauben bisweilen witzig ist, meint, daß der Schwarze Pfarrhäuserinnen, welche die Armen hartherzig von der Tür des Widums fortstoßen, um sich etwas zu ersparen, nach dem Tode abhole, ihnen glühende Hufeisen aufnagele und sie über alle Jöcher reite. Daher das Wimmern, das die Senner hier und da am Donnerstage von den höchsten Felszacken hören. Verliert nun ein solches Pferd den Schuh, so kann man daraus Schlagringe schmieden, deren Zauber jeden Gegner, und wäre es Simson, überwindet.

Vom Turm des Kirchleins läutet das „Erste". Auf allen Feldwegen strömt das Volk herbei; Hirtenbuben führen Vieh jeder Art am Stricke, darunter wahre Prachtstücke, deren Preis nicht nach dem Milchertrag oder dem Fleischwert, sondern nach Kraft und Schönheit oft hoch hinaufgetrieben wird. Die Tiere stellen sich vor die Kirche hin, um St. Leonhard die Aufwartung zu machen; mit erfahrenem Auge prüfen die Bauern sie, äußern Zweifel und Bedenken oder vereinigen sich im lauten Lobe.

Da erschallt das „Zweite". Der Priester steigt im Festornat die Stufen des Altars empor, das Hochamt beginnt, und in das Muhen, Blöken, Meckern und Wiehern der Herde mischen sich die feierlichen Orgel-

klänge. Der letzte Segen wird nicht innerhalb der Mauern erteilt, der Priester tritt heraus — denn auch das liebe Vieh soll seinen Anteil an der Gnade des Himmels haben —, und hebt die Monstranz im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Unter der andächtigen Menge, die sich plaudernd von den Knien erhebt, bemerken wir auch Erich und Hedwig, der Geißbub' hält vor der Tür die Blesse am Strick. Sie haben sich, trotzdem daß sie schon in der Nacht aufbrachen, etwas verspätet, denn von Thiersee bis Naggelburg ist ein weiter Weg. Nun soll das Kuhstechen beginnen. Schwächere Tiere werden gleich beiseite gebracht, keines derselben führt einen Namen, wie der Troß der Griechen und Trojaner, dort aber naht, wie Achill, Hektor, Odysseus, Ajax, Aeneas — die Lise, Käthe, um sich mit der Gegnerin zu messen, wer den Preis der Stärke davontrage. Die Kühe scheinen zu wissen, um was es sich handelt, und sie fahren mit einem Sturme aufeinander los, daß die Schädel krachen und die Hörner brechen. Der Kampf steht, gleichgemessen schwebt das Zünglein der Wage, die Beine fest angestemmt, den Rücken gebogen wie eine Stahlfeder, den Schweif gerade ausgestreckt, ringen zwei Kühe, keine bringt die andere vom Fleck. Endlich spannt die Braune rechts die letzte Kraft an, der Kopf der Gegnerin biegt aus, die Hinterbeine knicken ein, sie fällt, rafft sich auf und entflieht unter dem lauten Jubel der Zuschauer aus dem Kreise. Mehrmals wiederholt sich das Schauspiel, da springt die Blesse in den Kreis. Sie hüpft dreimal um die Brau-

ne, die bisher stets gesiegt, diese kehrt ihr, die Hörner gesenkt, ohne einen Schritt vorwärts oder rückwärts, die mächtige, krauslockige Stirn zu. Es erfolgt der Angriff, Hedwig schaut atemlos mit klopfendem Herzen zu. Da duckt die Blesse plötzlich den Kopf, fährt der Braunen unter die Hörner, so daß mit einem Stoß der Kopf sich auf den Rücken beugt, und sie der Länge nach niederfällt. „Die Blesse ist heut' Roblerin!" schrien Senner und Bauern, und alsogleich wendete sich der Auracherbräuer von Kufstein an Hedwig, um ihr das Tier abzufeilschen. Diese wies jedoch jedes Angebot zurück.

Stiere werden bei solchen Turnieren nicht vorgeführt, die Kämpfe sind zu furchtbar und nicht bloß den Tieren, sondern auch den Leuten gefährlich. Nun begann das Schafstoßen, wobei die kräftigsten Widder um den Preis stritten. Dann zerstreute sich alles auf dem Anger vor dem Wirtshaus, ungeheure Ladungen Schweinefleisch wurden mit Wein und Bier hinuntergeschwemmt.

Wenn der erste Hunger gestillt ist, erheben sich gewöhnlich die gewaltigsten Senner und Bauernburschen zum Ringkampfe, wer von ihnen der stärkste sei und für dieses Jahr die Roblerfeder auf dem Hut tragen dürfe.

Hedwig und Erich saßen an einem Tisch, der Geißbub' hatte sich mit der Kuh bereits auf den Heimweg gemacht, sie kümmerten sich um das bunte Treiben ringsum nicht viel, das Mädchen schaute von Zeit zu Zeit lächelnd auf ihren Finger, an welchen ihr Gelieb-

ter ein goldenes Ringlein mit einem leuchtenden Karfunkel gesteckt hatte: Die Bauernburschen sind aber sehr eifersüchtig, wenn ein Fremder mit einem Mädchen aus ihrem Tal zu schaffen hat und suchen ihm auf jede Weise Prügel unter die Füße zu werfen, hier um so mehr, weil im Unterland auf und ab kein schöneres Dirndl zu treffen war als Hedwig, und sie jeden Bewerber bisher abgetrumpft hatte. Erich sollte nicht ungerupft durchkommen. Ein riesiger Senner aus der Kelchsau sah vom andern Tisch, wo sich die Haupthähne zusammengetan, spöttisch herüber, mehrmals reckte er die Arme und flüsterte: Den will ich! Den will ich! Die Kellnerin brachte eine frische Halbe, ohne einzuschenken, stürzte er sie hinunter und sprang mit einem Juchzer auf. Er sang:

„Im Unterland unt'
Ist a Hendl verreckt
Und a Innsbrucker Bua
Hat die Feder aufg'steckt."

Erich bemerkte alsogleich, daß diese Ausforderung ihm gelte, fand sich aber nicht bewogen zu erwidern. Nun sang der Senner wieder:

„Die herrischen Buab'n
Haben spitzige Knie,
Und sollen sie robeln,
So kemmen sie nie."

Es galt der Tracht Erichs, der auf dem Lande nie im Bauerngewand herumlief, wie so manches Muttersöhnchen sich damit zu spreizen pflegt, wenn es über

das Weichbild Münchens hinausschaut, sondern stets eine leichte Bluse und einen breitkrempigen Hut trug.

Er rief der Kellnerin, um zu bezahlen. Dadurch wurde der Bursch noch kecker, weil er meinte, Erich fürchte sich, er trat, den Arm in die Seite gestemmt, unmittelbar vor ihn hin und sang:

„Kurasch' hat sie g'habt
Dem Diendl sei Kua,
Kurasch' hat er koani
Dem Diendl sei Bua."

Erich maß ihn mit einem verächtlichen Blick von oben bis unten und sagte zu Hedwig: „Komm, gehen wir!"

Da packte der Senner das Mädchen derb beim Arm und rief: „Du kannst hingehen, wo du willst, aber das Diendl da, die gehört zu uns."

Vergebens versuchte das Mädchen sich loszureißen; schnell warf Erich die Bluse ab, streifte das Hemd über den rechten Arm und trat mitten auf den Anger. Der Senner ließ Hedwig fahren und eilte ihm trotzig nach. Wie ein Stier stellte er sich ihm gegenüber, unheimlich funkelte das kleine, schwarze Auge unter der niedern Stirn, die von dunklen Locken fast verdeckt war, die haarige Brust hob sich von wilder Kampflust. Er suchte Erich im raschen Angriff zu unterlaufen, der gewandte Turner wich aus, packte ihn rasch von hinten bei den Knöcheln eines Fußes, lupfte und schleuderte ihn mit einem Ruck weit weg über den Zaun auf den Misthaufen.

Die Zuschauer betrachteten diese Szene mit stum-

mem Erstaunen, noch niemand hatte sich an den Senner gewagt. Erich ging ohne ein Wort zu sagen zu Hedwig; die Luft war rein, sie setzten sich noch einmal nieder, um den Rest ihres Bratens zu verzehren. Jetzt erst brach ein Beifallssturm los, wie er wohl noch nie die Wände der Naggelburg erschütterte. Der Senner stand langsam auf, wischte sich die Augen und schlich hinter dem Hause davon. Gar mancher äußerte seine Freude, daß dieser unfriedliche Mensch, der überall das große Wort führen wolle, endlich gezüchtigt worden sei. Seine Freunde schwiegen wohlweislich, um nicht auf das eigene Haupt ein Gewitter herabzuziehen, Hedwig aber blickte mit Stolz den Geliebten an, denn er galt jetzt auch den Bauern gegenüber für voll.

Wenige Wochen später wurde beim Wirt in Landl Hochzeit gehalten. Nach altem Brauch erhält die Braut zur Ausstattung die schönste Kuh des väterlichen Stalles. Die Blesse begleitete Hedwig. Als die Innsbrucker von der Vermählung und wie sich alles zugetragen, erfuhren, machten sie den boshaften Witz: Erich sei auf den Schweinemarkt gegangen und habe eine Frau zurückgebracht. Er jedoch konnte ruhig darüber lachen, denn im stillen beneideten ihn doch die meisten Männer um das schöne kräftige Weib, und seine Frau die meisten Mädchen um den starken, stattlichen Mann.

Der Einsiedler

Wenn ich schwer und wuchtig im Hörsaale auf der Kanzel sitze und während vor dem Fenster die Amseln von Lenz und Liebe singen, meine Zuhörer fleißig kristallographische und chemische Formeln in die Hefte schreiben, denke ich mir manchmal: es ist doch gut, daß die jungen Herren nicht wissen, wie ihre Väter vor fünfzig Jahren taten und aussahen, sonst müßten sie ihnen bei all der Weisheit ins Gesicht lachen. Ja, vor fünfzig, eigentlich fünfundfünfzig Jahren! Da zog ich als lustiges Bürschlein durch das Unterland in die Ferien, das Sammetkäppchen mit vier blauen Federchen des Nußhähers auf dem Gelock, die Gitarre am grünen Seidenbande über die Schulter; da sang ich beim roten Weine mit den hübschen Kellnerinnen und Wirtstöchtern, daß es widerhallte, und vielleicht noch eine vom Studentlein den Enkeln erzählen könnte. Wäre ich noch so, hätte gewiß manches Dirndl, das jetzt schräg, wie die Dezembersonne, an dem alten, ruppigen Professor vorüberschaut, einen Blick, vielleicht sogar ein Bussel für mich; aber die Zeiten sind vorbei, — huldrio!

Zu meinen ältesten Erinnerungen gehört das Häuschen am linken Ufer des Ziller, unweit der Brücke bei Straß. Vielleicht ist es längst abgebrochen oder verwittert; die kleine Kapelle gegenüber der Felsenwand läßt dann wenigstens annähernd die Stelle erraten. Schon damals war es etwas wacklig, wie das Ehepaar, das dort wohnte. Herr Jodok Rumpler erhob hier als Einnehmer den Brückenzoll; ein geborner Kundler, war er mir mütterlicherseits weitläufig vervettert, „so ein Schnittlauch von der hundertsten Suppe“, wie man geringschätzig zu sagen pflegt, aber auf dem Land nie vergißt. Darum klopfte ich immer an seine Tür; er paffte aus dem Pfeifenstummel dicke Rauchwolken, reichte mir die grobknochige, haarige Rechte, zog die buschigen Brauen in die Höhe, blinzelte freundlich mit den hellen Augen und überließ mich dann schweigend seiner Alten, die mir, ehe sie mich aus der Speisekammer abfertigte, eine kleine Neckerei ins Gesicht warf.

„Ja, Studentl,“ sagte sie einmal, „früher hast immer ohne Zoll vorbei dürfen, weil du ein unschuldiges Lämmlein warst, ein rechtes, krauses Osterlämmlein; jetzt wächst dir aber schon der Bart und die Böcke müssen zahlen.“

„Wenn das dein Mann hört!“ rief ich dagegen! „Der ist ja im ganzen Gesichte zottelt, daß man ihn rupfen könnt', und hast ihn doch geheiratet! Wie ist es halt kommen, daß er aus einem Dasiedl ein Zwoasiedl

worden ist?" Ich nahm die Gitarre vom Rücken und sang das Schnadahüpfel:

„Der Dasiedl im Wald
Hat nit warm und nit kalt,
Hat die Kutten aufg'hängt
Und ist 'm Madl nachg'sprengt."

Da schob Jodok die lange Nase durch den Gucker: „Jetzt weiß es der Schlangel auch schon; steck' ihm eine Nudel ins Maul, daß er stille wird — sonst lehrt er's noch den Spatzen!"

Die Alte lief und brachte auf einer Zinnschüssel Geselchtes und eine Flasche Kranewitter. Ein Student hat immer Appetit; ein Stamperl Schnaps half zur besseren Verdauung, bis der Rahmkaffee mit Butter kam. So neigte sich die Sonne zu den Bergen von Sellrain; es war Zeit, den Wanderstab zu ergreifen. Jodok reichte mir wieder die Hand, zog die Brauen in die Höhe und blinzelte, — das war alles; zungenfertig wurde er bei Gelegenheit erst dann, wenn wir, zur Wette lateinische Verse austauschend, uns mit Horaz und Vergil bombardierten, die er noch immer lieber hatte, als die Goffine und Pater Kochem. Seit ich 1848 als Schützenhauptmann marschiert war, lüftete er sogar, wenn es eben nicht kalt war, die Mütze mit der großen Quaste.

Sie hatte mir noch allerlei aufzutragen an Vettern und Basen bis ins hundertste Glied und kugelte endlich, nachdem ich ihr mit einem christlichen „Vergelt's Gott!" die Hand gedrückt, in das Haus.

Wie aus dem Dasiedel ein Zwoasiedel ward?

Daß Jodok, der Sohn eines mittleren Bauern, aus Kundl stammt, wissen wir bereits; wenn dich das Fell juckt, so singe dort das Schnadahüpfel vom Ofen, in dem man die Lappen oder Trottel schiebt und bäckt, bis sie gar werden. Ueberhaupt sind die guten Leute wegen ihrer Einfalt ein bißchen in Verruf; gewiß mit Unrecht, denn unser Jodok war ein findiger Bursch, fast eine Art Wunderkind, wenn es galt, aus dem höchsten Wipfel eines Obstbaumes die Früchte zu mausen und dann durch einen kühnen Sprung den Prügeln zu entschlüpfen. Vielleicht hatte er römisches Räuberblut in den Adern; denn in Quantala, wie der Ort bei den Alten hieß, siedelten ja Kolonnen bis in den Anfang des Mittelalters, und wohl nur deswegen lernte er später so leicht „puella, puella" dekli- und „amo, amas" konjugieren. Sein offenes Köpfel erregte das Staunen des Lehrers, der sich vom Posten eines Hausknechtes in Riednau zu seinem hohen Amte emporgeschwungen hatte oder vielmehr den Stock in die Hand nehmen mußte, weil er zu schwach wurde um Holz zu spalten. Bald regte sich in unserem Buben auch der Beruf zum geistlichen Stande. Das geschieht auf dem Lande meistens so: ein Knabe sieht den Pfarrer vor dem Altare, wie er im goldgestickten Meßgewande die heiligen Bräuche vollzieht, angeräuchert wird und zur Orgel singt. Auch daß ihm alles die Hände küßt, ist gar schön und erst am Sonntag vormittag einen Blick in die Küche, wo die schwitzende Häuserin den Bratspieß dreht und im Wasserschaff eine volle Flasche

kühlt; unser Jodok spürte also Beruf! Er baute sich in der Stube hinter dem Ofen einen Altar mit Kleiderlappen, auf dem Dachboden fand sich ein grausiger „Unser Herr im Elend", den man verbannt hatte, weil sich die Weiber und Kinder über ihn entsetzten und der Vater brachte ihm einmal zwei Bogen farbigen Papieres vom Markte; diese wurden zum Meßkleid verschnitten, ein Leinenhemd diente als Chorrock. Das Schwesterlein mußte den Ministranten machen. Da war es gar rührend, die große Andacht und die verdrehten Augen zu sehen, mit denen er „Dominus vobiscum!" sang. Nur einmal sollte die Kleine den Pfarrer machen, und das kam so: Der Zöllner von Straß hatte sein Töchterlein auf etliche Wochen zu seinem Schwager, dem Müller, geschickt, — ein frisches Dirndl, mit Flachshaaren, wie die „unbefleckte Empfängnis", welche die Jungfrauen bei den Prozessionen von Altar zu Altar tragen. Als die Tochter eines Amtspächters trug sie auch herrische Kleider und erregte dadurch die Bewunderung und den Neid der Mädeln. Unserem Jodok gefiel das Gretele ganz ausnehmend; er hatte ihr die saftigen, rotgestriemten Birnen vom Baume des Nachbars versprochen, wenn sie sich mit ihm von seiner Schwester vor dem Altare trauen ließe. Die Braut bekam allerdings dafür die Birnen, der Bräutigam aber unerwartete Schläge, und der Pfarrer schüttelte über seinen geistlichen Beruf bedenklich das ernste Haupt. Damit sollte es aber noch ein tragisches Ende nehmen.

Am Tage des Märtyrers Stephan trug der Priester,

wie es die Liturgie verordnet, beim Hochamt ein rotes Meßkleid. Genau von der gleichen Farbe war das Seidentuch mit langen Fransen, das Jodoks Mutter heute um den Hals geschlungen hatte. Der Knabe verglich mit blitzenden Augen; als sie es in der Kammer abgelegt, schlich er hinein und packte es mit raschem Griffe. Während nun alle in der Küche an dem warmen Herde saßen, winkte er dem Schwesterlein und führte es vor den Altar hinter den Ofen. Dort schnitt er in das Tuch ein Loch, recht in die Mitte, und stülpte es als Meßgewand über den Kopf. Bei der Wandlung läutete die Ministrantin nach Kräften mit der großen Kuhschelle, die er dem Festtage zu Ehren aus dem Stalle hereingeschleppt hatte. Die Mutter hörte den Lärm und wollte nachsehen; wie sie jedoch den Knaben in seinem Prachtornate erblickte, ließ sie vor Schrecken die Türklinke fahren, stürzte im nächsten Augenblicke auf den jungen Priester, legte ihn quer über die Knie und platterte ihn, trotz der geistlichen Würde, so ausgiebig durch, daß es patschte, und ihm auch in Zukunft die Lust zum Messelesen verging. Er war nur froh, daß Gretele längst heimgekehrt war und hoffentlich von der ganzen Geschichte nichts erfahren würde. Von jetzt ab schloß er sich mehr an die Schulkameraden an, teilte ihre Freuden und Leiden, — die Zukunft kümmerte ihn nicht; warum auch? War doch der Tisch nach dem Brauche der Unter-Inntaler fünfmal am Tage gedeckt! Später fand er in der Rumpelkammer eine alte Flinte; der Vater ließ sie vom Büchsenmacher neu einrichten; Pulver und Blei, ja sogar

ein Stück Geld erhielt er vom Pfarrer, dem er dafür hier und da ein Häslein, eine Wildtaube oder Stockente in die Küche lieferte. So war er wohlauf, ging allmählich von der Werktags- in die Sonntagsschule und dann in die Christenlehre über, bis er mit einem sehr günstigen Zeugnisse freigesprochen wurde. Was nun? Die Bauernarbeit freute ihn nicht recht, um so weniger, seit er öfters in Widum eingekehrt war und mit Gymnasiasten, welche die Ferien nach Kundl geführt hatten, Umgang pflegte. Diese malten ihm das herrliche Studentenleben, zeigten ihm die Käppchen, die Bänder und den Ziegenhainer mit den eingeschnitten Namen; bald sang er auch ihre Lieder in einem klaren Tenor. Er war sechzehn Jahre alt, für unsere Begriffe zu alt; damals galt aber der Spruch: Ein braver Bursch muß sieben hirschlederne Hosen in der ersten Klasse zerreißen, dann erst wird etwas aus ihm. Mit dem Vater wollte er vorläufig nicht sprechen, doch vertraute er sich einigen Vettern und Basen an; diese gerieten in helle Freude: die ganze Verwandtschaft habe keinen Geistlichen, und auch die Gemeinde nicht; man müsse es sich zur höchsten Ehre anrechnen, wenn endlich einmal zu Kundl die Böller nicht bloß auf dem Schießstande, sondern auch bei einer Primiz krachten, daß alle Heiligen droben vom Pulverdampfe niesen müßten. Als es der Vater erfahren hatte, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen: „Wo das Geld hernehmen?“ Da stellte sich der Serviten-Prior von Rattenberg ein, der Jodoks Glockenstimme kannte, und meinte, wenn er bisher zu Ehren des Teufels manch

Liedlein gesungen, könne er es auch zur Ehre der Muttergottes tun. Er fände sogleich eine Anstellung im Chor der Serviten zu Innsbruck; diese gäben ihm zu essen und hier und da eine Tachtel, wenn er nicht guttue. Daheim koste er dem Vater auch was; die vierzig bis fünfzig Gulden jährlich könne dieser leicht aufbringen. Bald werde er etwas durch Unterrichtgeben an jüngere Schüler verdienen, ja sogar einen Bierkreuzer für die Vakanz übrig haben. Da konnte der Alte nicht mehr widerstehen, und auch die Mutter, die an ihr rotes Halstuch dachte, gab den Segen dazu. Der Pfarrer übernahm es, ihm die dürftigsten Vorkenntnisse beizubringen.

Bis er damit fertig ist, schauen wir an der Brücke von Straß nach, was denn das Gretel tut. Die nahm zu an Gnade und Wohlgefallen vor Gott und den Menschen; ob auch an Weisheit, lasse ich dahingestellt sein, weil man die bezügliche Stelle der heiligen Schrift, wie mir ein ungalanter Kapuziner sagte, auf die Mädeln nicht anwenden darf, es sei denn, man wolle statt Weisheit Bosheit setzen. Sie wuchs auf, schlank und frisch, wie die Lärche droben am Vorsprunge des Klausecks; aus den Zöpflein, die ihr vorher wie Rattenschwänze im Genick hingen, wurden lange, goldgelbe Zöpfe, die sie nach der Sitte der Unterländerinnen wie ein Krönlein um den Scheitel schlang und mit einem silbernen Pfeil befestigte; um den Hals schmiegten sich Schnüre von Granaten, die Schultern rundeten sich, der Schritt wurde elastischer. So war sie mit dem vierzehnten Jahre ausgeschult; sie wußte sich zwar besser, als die

Bauerntöchter ringsum, das stieg ihr jedoch nicht zu Kopf und ihre Herzensgüte glich jeden Unterschied aus, um so mehr, weil ihr die Bursche, als feine Kenner, doch nicht den höchsten Preis der Schönheit zuerkannten. Benzeln-Tindels-Andl hatte rundere und rotere Wangen, Stangl-Sepps-Kathel sprang beim letzten Geigenstrich höher, und wenn wir uns über die Knöchel versteigen dürfen, was man damals leicht konnte, weil die Röcke nur wenig unter das Knie reichten, so konnten sich die Waden der Loiseler-Jörgs-Urschel immer mit den Säulen, welche das Vordach der Kirche trugen, messen, und zum Einstampfen des Sauerkrauts wären Gretels Füßchen viel zu klein gewesen.

Die alte Zöllnerin war jedoch ein praktisches Weib; sie wußte, daß der Müßiggang aller Laster Anfang sei und hielt auch vom Lesen nicht viel. Ja, der „Kotzebub und der Belzebub!" damit durften ihr die Fräulein der Gerichtsherren von Rattenberg, die sich herabließen, bei ihr manchmal Butter und Honig zu naschen, nicht kommen, sie hätte ihnen die „Eulalie" und „Klingsberg" auf den Rücken nachgeworfen. Dafür lernte Gretel Hemden nähen, Socken stricken, Strümpfe stopfen, Butter schlägeln, alles Dinge, nach denen zwar in der Regel kein Bräutigam fragt, so lange er freit, wohl aber der Mann, dem nach und nach das Klaviertrommeln zum Tee verleidet wird.

Die Pause, bis unser Jodok eintritt, möchte ich wohl benutzen, um den Ton zu entschuldigen, den diese Erzählung manchmal anschlägt, aber ich kratze vergebens hinter den Ohren: die Leute waren damals alle

so; jetzt wird es schon besser, weil unsere Tiroler-Fräulein in den Erziehungshäusern zu Thurnfeld, Nymphenburg und Lindau gehobelt werden. Also nichts für ungut!

Jodok hatte mittlerweile sein Schwesterlein verloren; desto lieber wanderte er zum Zoll, meistens quer übers Gebirge, die Büchse umgehängt. In den Auen bei Straß hielt sich allerlei Wassergeflügel auf; wenn es krachte, rief Gretel: „Jetzt kommt er bald!" und stellte ein Stücklein Kuchen oder was sie sich sonst abgespart, auf den Tisch. Da jauchzte er denn schon vor der Tür, ein Rohrhuhn oder so was an den Lauf gehängt; sie rupfte sich für das Strohhütchen die schönsten Federn aus und der Zöllner schmunzelte, weil es einen guten Sonntagsbraten gab. Nur den kleinen Vögeln durfte er nichts zuleide tun; die sangen ja so schön, gerade wie's Gretele selber, wenn es die Fliederblüte pflückte oder einen Strauß Maiglöcklein zwischen den Erlen sammelte. Sie kannte übrigens viel Kräuter, denn der Vater, der Apothekerlehrling gewesen war, sagte ihr die Namen; manche legte sie sogar zwischen die Blätter verschimmelter Protokolle. Wurzeln und Blüten wurden auch getrocknet; die holten dann die Bauernweiber gegen allerlei Gebresten und spendeten, wenn die Heilung gelungen, wohl auch ein paar Eier, ein Kügelchen Butter. Ja, sie nahmen diese Dinge lieber aus der Hand der jungen Doktorin, denn was eine Jungfrau gibt, wirkt ja nach uraltem Glauben mehr. Nun brachte Jodok gar den segenkräftigen Allermannsharnisch vom Sonnenwendjoch; wer dazu

den richtigen Segen spricht, den macht er kugelfest. Die Bauern flüsterten: der Einsiedler auf der Brettfall wisse das mit vielen anderen geheimen Dingen; der Bischof habe es ihm aber verboten, davon zu reden, weil der Teufel die Kralle drein stecke. Um so besser wirke das Kraut in Pflastern, wenn ein lustiger Bua an einem Schlagring angestoßen war und ein Loch im Kopf mitgebracht hatte, was damals noch öfter geschah, als jetzt, wo das Militär die Zochen bändigt.

Der Vater hatte ihr ein großes Gartenbeet überlassen. Erhielten während des Tages Schnittlauch, Kohl und gelbe Rüben die pflichtmäßige Pflege, so gehörte der Abend ihr und den Blumen, die sie dort angepflanzt. Gern half ihr Jodok; er schnitzte Stäbchen mit farbigem Knauf, um die schweren Nelken daran zu binden, holte Wasser zum Begießen und brachte Seltenheiten vom Gebirge, die als Fremdlinge unter den zahmen Kindern des Gartens überraschten. Aber er lernte auch! Sein Blick war bisher über den Reiz und die Lieblichkeit der kleinen Geschöpfe ziemlich gleichgültig hingeglitten; jetzt machte sie ihn auf die feinen Unterschiede der Zeichnung, das bunte Farbenspiel, ja sogar auf die Käferchen, die in glänzenden Metallpanzern durch die Grashalme liefen, aufmerksam. Er haschte ihr manchen Schmetterling, den sie eine Weile bewunderte und dann fortflattern ließ. Tat sie doch mit den Vögelchen, die er ihr zum Ueberwintern gab, nicht anders; kaum wehte das erste Frühlingslüftchen, so öffnete sie die Käfige und sah ihnen lachend nach, wenn sie von Baum zu Baum am Berg emporflogen.

Wer sie beisammen sah, mochte sie wohl für friedliche Geschwister halten; sie dachte an gar nichts, und wenn sich Jodok etwa daran erinnerte, wie er sich einmal mit ihr trauen ließ, wagte er doch nicht, darauf anzuspielen; er wußte sich nicht zu erklären, was ihm die Zunge band.

Da kam Mariä Himmelfahrt; im Herbst darauf sollte Jodok nach Innsbruck zur Studi. Diesen Tag begeht das Landvolk besonders feierlich, um der Königin der Engel und der Heiligen, welche nun in die ewige Herrlichkeit aufgenommen wurde, zu huldigen. Da werden die schönsten Blumen gepflückt und um den hochragenden Schaft des Himmelsbrandes, dem nach altem Brauch die Ehre des Tages gebührt, zum Strauß gebunden. Die Mädchen tragen ihn zur Kirche, damit er vor dem Altar die Weihe empfange; die Senner steigen im Festgewand von den entlegensten Almen, um zu beten und nachher zu raufen. Wie stolz und selbstbewußt blickt der Bursch umher, von dessen Hute eine Staude der Edelraute nickt; er hat vielleicht dafür seine Glieder gewagt, denn sie gedeiht nur an den unzugänglichsten Schrofen.

Jodok ließ es sich nicht nehmen; er kletterte barfuß an der Wand der Hochriß empor und holte aus einer Kluft einen Rautenstrauß mit fünfunddreißig Aehren; dann füllte er einen großen Sack mit den erlesensten Jochblumen. Wo bei Münster die Mittagssonne am heißesten auf den weißen Steinschutt brennt, wußte er Himmelbrand; er wählte einen fast mannshohen

Stamm, ganz bedeckt mit gelben Blütensternen. So kam er an den Zoll. Die Alte entsetzte sich: „Hätt'st wunderbar erhalten hat, sollte dich dein Vater schopfbeuteln!" Dann kochte sie ihm schleunig eine Pfanne du's nicht zu Ehren der Muttergottes gewagt, die dich Nocken. Während er einhieb, ordnete Gretel die Blumen zum Strauß, um sie dann, mit Wasser bespritzt, in einen vollen Zuber zu stellen. Es war indes Nacht geworden; Jodok wurde auf den Heuboden verwiesen, wo er schlief, bis ihn die Festglocken weckten.

Er sprang rasch in die Höhe und lief zum Brunnen, dessen kalten Strahl er über den Kopf rinnen ließ. Vom Kirchplatz donnerte der erste Böller; er nahm eine Handvoll Sand und Steinchen und warf sie gegen Gretels Fenster. Sie zog den weißen Vorhang zurück und lachte wie die Morgenröte durch ein weißes Wölkchen zu ihm herab; dann sprang sie zurück; er hörte sie über die Stiege hüpfen; frisch und blank trat sie ihm unter der Haustür entgegen. Sie reichte ihm eine Nelke, rot wie seine Weste; er steckte sie mit Salbei und Basilikum, daß es besser rieche, in das linke Knopfloch des grauen Jankers. Nun kam die Mutter nachgetrippelt, musterte wohlgefällig das Töchterlein und nestelte dann am Rosmarinzweig, den sie um das Haar geschlungen. Den Zöllner hörte man droben in der Kammer hüsteln; er war schon seit einiger Zeit nicht recht beisammen, kam aber doch zum Frühstück. Da lud mächtig und voll das Geläute zum Gottesdienst; sie erhoben sich rasch, der Vater tauchte den Finger in den Weihbrunntopf, der an einem Nagel rechts am Türpfosten hing

und bespritzte Gretels Stirn; was übrig war, bekam Jodok: denn die Buben könnten es jetzt vor allen brauchen bei diesem verdorbenen Weltlauf. So traten sie hinaus in den herrlichen Morgen. Der Himmel hatte sein Zelt von blauem Taffet ausgespannt; ein leiser Wind wehte, wie von den Fittichen der Engel, die ihre Fürstin erwarteten. Auf Jodoks Hut schwankte die Edelraute; eigentlich sah man weder vom Gupf noch von der Krempe etwas, als wäre der Stock anstatt der Haare aus dem Kopfe gewachsen. Er hatte den Gagsbeten mit dem silbernen Filigrankreuz um die linke Hand geschlungen; ein Knabe und doch kein Knabe mehr, führte er Gretele, die den Blumenbusch — und keine hatte einen schöneren — vor sich her trug. In ihrem Auge leuchtete es, wie der Schimmer vor Aufgang des Morgensterns: plötzlich steht er am Himmel und die Lerche fliegt empor und begrüßt ihn jubelnd. Sie lächelte wohl und nickte mit einem leichten Anflug von Stolz, wenn da und dort ein Bursch rief: „Schau, schau, den Strauß, den hat dir wohl der Jodok ‚klaubt'!"

„Du herrlicher Glanz der Jugend, möge bei ihrem Welken nie der Schutzengel trauern; mögest du Früchte reifen im Garten Gottes für den Spätherbst, den Heiligen zur Freude und den Menschen, die guten Willens sind, zu Nutz' und Ehre!" So betete still der greise Einsiedler neben dem Missionskreuz, als er sie kindlich unbefangen daherlaufen sah. Lächelnd rief er: „Was ist denn mit dir, Jodok? Steigst du vom Zoll gar nicht mehr hinauf zur Brettfall? Schau doch nach! Hat mir

unlängst so ein Stößer die schöne weiße Henne geraubt; für was hast du denn deine Büchse?"

Ein leichtes Rot überflog die Wange des Burschen: „Heut' wär's Sünde; weißt ja, ist Festtag. Aber morgen in aller Frühe, dann nagelst du ihn mit ausgespannten Flügeln an die Tür der Zelle, daß sich die andern fürchten."

„Recht so," erwiderte der Einsiedler und schob die Kutte vom Scheitel, den bereits der Reif der Ewigkeit schmückte, in den Nacken zurück, um die Holzdose zu holen. „Recht so! Ich geb' dir dann den Samen der dunkelblauen Aster mit."

„Bringt ihn lieber selber," fiel Gretel ein und warf einen schelmischen Seitenblick auf Jodok. „Mit dem Buben ist's gar nichts mehr; seit er in die Studi will, ist er wie die alte Botenlis'l, die alles vergißt!"

„Du!" schmollte Jodok, „da hast du den Beten, den du liegen ließest, wenn ich ihn nicht vom Sims genommen hätte!"

Der Einsiedler lachte: „Nun, Jodok, ich werd' sie wenigstens mahnen, daß sie deiner beim Abendrosenkranz gedenkt. Wirst's zu Sprugg droben Not haben; die Studenten gehen ja lieber in die Kneipe als in die Kirche."

„Das will ich auch tun," sprach die Mutter, die hinter ihnen stand; „für Jodok bet' ich morgens und abends ein Vaterunser, denn er liegt mir an, fast wie ein Sohn."

Bruder Michael ließ den Blick noch einmal auf das Pärchen gleiten und strich nachdenklich mit der flachen

Hand den Bart, den der Wind über den braunen Ledergurt zauste. Plötzlich krachten die Böller hinter der Mauer; die Frauen flüchteten in die Kirche.

„Weißt wohl, sind halt scheue Weibsleut'!" rief Jodok spottend und folgte ihnen langsam. Als der Tusch von Trompeten und Pauken verkündete, daß der Priester zum Altar getreten, beugte sich der Einsiedler vor der Schwelle demütig, schlug ein Kreuz und warf sich dann im hintersten Winkel auf die Knie; bei der Wandlung breitete er die Arme aus, als wollte er dem Weihrauchduft nachschweben; Tränen flossen in die Furchen der mageren Wangen nieder! „Heilige Maria, du Zuflucht der Sünder, erbarme dich eines armen Büßers!"

Er ist jetzt ganz vergessen; als ich noch jung war, wußte man Verschiedenes von ihm zu erzählen. Ich hörte nur mit halbem Ohre hin; so ein Studentlein hat wichtigere Dinge zu denken, und jetzt, wo ich die Sachen brauchte, kann ich nur noch lückenhaft erzählen.

Nach dem Türkenkriege des Kaisers Joseph kam an einem heißen Sommertage ein Mann in das Dorf, wild und bärtig; die Fetzen einer schmutzigen, abgerissenen Montur schlotterten an seinem Leibe; die groben Schuhe waren mit Spagat gebunden. Wo er vorbeiging, flohen die Kinder erschreckt in das Haus, aber die Hunde fuhren heraus und kläfften ihm wütig nach. Man zögerte im Wirtshaus, ihm ein Krüglein Bier zu reichen; er zahlte jedoch voraus, und man konnte merken, daß es ihm an Geld nicht fehle. Der alte Pfarrer, der ihn beobachtet hatte, kam später auch und setzte

sich zu ihm an den Tisch. Der fremde Mann sprach zwar deutsch, aber es klang etwas anders als bei uns. Bald waren sie ins Reden vertieft, daß eine Stunde um die andere verging; sie sprachen endlich so leise, daß man nichts mehr verstand, und der Pfarrer sah auch nicht drein, als ob er Zuhörer dulden möchte. Ein paarmal rückte der Fremde den Stuhl zurück und blickte ihn betroffen an. Der Pfarrer konnte aber nicht bloß Geister bannen, er durchschaute auch die Geister und sah jedem den Unfrieden der Seele an, bis er vor ihm in den Beichtstuhl niederkniete und ihn verließ, rein, wie ein neugetauftes Kind. Den Michael nahm er mit in den Widum. Noch um zwölf brannte das Licht im Zimmer; was die zwei abgetan, weiß Gott. In der Morgendämmerung trat Michael aus der Tür; er steckte einen Brief in die Brusttasche, kniete nieder, und der Pfarrer machte ein großes Kreuz über ihn, als wolle er Teufel austreiben. Der Nachtwächter Tondl, — Gott hab' ihn selig! — hat es gesehen, als er heimkehrte. Nach vierzehn Tagen kam der Fremde wieder; sein Gewand klaubte wohl niemand auf, wo er es hinter einen Zaun warf; dafür trug er eine braune Kutte, und es hat ihn niemand mehr anders gesehen. Am nächsten Sonntage blieb er vor der offenen Kirchtür knien; nachdem der Pfarrer allen am Gitter das allerheiligste Sakrament gespendet, schritt er durch den Gang zu ihm hinaus und reichte ihm die Hostie. So bis Ostern. Dort ministrierte der Einsiedler beim Hochamte, kniete dann auf der obersten Stufe nieder, und der Geistliche wendete sich zuerst an ihn. Das alles

machte Aufsehen; man erzählte sich schreckliche Dinge und wich ihm scheu auf der Straße aus. Da ging eines Sonntags Michael mit niedergeschlagenen Augen vor der Predigt fort; der Pfarrer sprach sehr eindringlich über Verleumdung und rief zum Schlusse drohend mit erhobener Hand: „Daß dem Einsiedler niemand was Böses nachredet! Ueber einen reuigen Sünder weinen die Engel aus Freude; über eure Mäuler auch, aber nicht aus Freude! Betet, betet, betet, daß ihr auch so hoch in der Gnade Gottes steigt, wie er! Amen."

Wer auf der Eisenbahn am Eingange des Zillertales, zu dessen beiden Seiten hohe Felsenpfeiler emporragen, vorüberfährt, erblickt rechts am Rand einer steilen Kalkwand, die bis Rotholz nach Westen zieht, ein kleines Kirchlein mit rotem Dache: Amtor nennt es die Brettfall; unser etymologischer Freund Christian Schneller würde den Namen aus dem Romanischen ableiten und wohl anders schreiben. An die Kapelle lehnt sich eine kleine Einsiedelei, behütet von den Tannen und Föhren des uralten Waldes, der sich gegen Schlitters und weiterhin ausdehnt. Wer das halbe Stündlein daran setzt, um von der Landstraße hinaufzusteigen, erfreut sich an der weiten Rundschau über die Ufer der beiden Flüsse oder mag in der kühlen Kapelle die Votivbilder anschauen mit den Wundern, welche die Muttergottes dort vom Altar herabwirkte. Und wie sollte sie auch jemand, der sich aus solcher Tiefe emporwagt, ungetröstet hinabschicken? Ihren Dienst besorgten seit einer langen Reihe von Jahren fromme Waldbrüder, die das ewige Licht nährten und zu den

drei Tageszeiten das Glöcklein die Botschaft einer höheren Welt hinausklingen ließen. Damals war die Kapelle verödet; niemand mochte da droben die Rechnung mit der Welt abschließen und eine neue für den Himmel auflegen. Die Gemeinde überließ daher das kleine Anwesen gern unserem Michael und verpflichtete sich sogar, ihm einige Säcke Korn für den Unterhalt zu gewähren; zwei Ziegen versahen ihn mit Milch; um Holz brauchte er nur zur Tür in den Wald hinaus zu greifen. Gemüse lieferte ein kleines Gärtchen an der Sonnenseite vor der Hütte, und was noch fehlte, konnte ein oder der andere Opferpfennig ersetzen. Die zwei Zellen, — eine für den Klausner, die andere allenfalls für einen Gast, — trennte ein schmaler Gang mit dem Herde zu hinterst. In jeder stand ein Schragen, darauf ein Sack mit Laub und ein grober Kotzen; zu Häupten hier die schmerzhafte Mutter, dort der Gekreuzigte. Wer den anheimelnden Kupferstich Dürers: „Der heilige Hieronymus" kennt, vermag sich leicht eine Vorstellung zu machen. So einfach war das Hauswesen für einen Mann eingerichtet, der, ohnehin fast bedürfnislos, sich noch als Büßer manche Entbehrung auferlegte, bis ihn nach einigen Jahren der ehrwürdige Pfarrer ganz lossprach.

Nachdem die erste Scheu überwunden war, wurde Michael bald in der ganzen Gemeinde beliebt. Man schrieb seiner schlichten Frömmigkeit, der Fürbitte in der Kapelle manchen Erfolg zu, den der Mund des Volkes vergrößert weitertrug; seine Trostworte, die aufrichtige Teilnahme bei jedem Leid gewannen ihm be-

sonders die Frauen, die ja immer seufzen und klagen; die Hilfsbereitschaft in jedem Falle machte ihn bald zu einem Notnagel für das Dorf. Der Schullehrer siechte dahin und starb endlich, ohne daß schnell ein Ersatz zu finden war; er entsprach sogleich dem Wunsche des Vorstehers; die Kinder erzählten lange von dem Bockbart, der ihnen so nette Bildeln ausgeteilt. Der Meßner, ein lustiger Musikant, hatte beim Tanz den Fuß gebrochen; er leitete zu Weihnacht den Chor und blies auf der Flöte dem Christkindl ein Wiegenlied, daß die Bauern nie was Schöneres gehört hatten. Durchmarschierende Soldaten schleppten den hitzigen Tisel ein; er eilte von Haus zu Haus, pflegte die Kranken, betete mit den Sterbenden und bahrte die Toten auf. Wo er Not und Armut fand, bettelte er, — der niemals etwas für sich heischte, — bei den reichen Bauern und schleppte die Gaben auf dem Rücken in einem Sacke Witwen und Waisen zu. Hader und Unfrieden schlichtete er mit Worten der Liebe, so daß die Leute merkten, er müsse selbst viel gelitten und erfahren haben, denn alles klang so wahr aus der tiefsten Seele. Ja, der Michael!

Zwar erinnere ich mich dunkel an einzelne Geschichten, mag sie aber nicht erzählen, wohl aber ein Ereignis, das mit den Wurzeln seines Lebens im Zusammenhang schien.

Auf der roten Marmelbank vor der Tür des Siminger kauerte in sich zusammengesunken ein Weib vom Aussehen einer Zigeunerin. Das schwarze Haar floß in langen Strähnen um den magern Hals; aus den

tiefen Höhlen flammten die Augen unheimlich, als ob sie sähen, aber doch nicht sähen; die Brust hob und senkte sich, als sollte sie bald veratmen. Die Arme: sie mußte viel Elend geschaut haben! An ihrem Schoße lehnte ein halbnackter Knabe und nagte gierig an einer Speckschwarte, welche ihm die Bäuerin zu einem Stück Schwarzbrot geschenkt. Bisweilen legte wohl eine mitleidige Hand einen Kreuzer neben sie; kaum daß sie mit leisem Kopfnicken zu danken vermochte. Da schritt Michael langsam durch die Gasse; sie sprang auf und stürzte auf ihn zu; er erblickte sie und schrie laut „Maria!" Dann wurde er aschfahl, seine Knie knickten ein, er mußte sich an der Mauer halten. Sie warf sich in den Staub, faßte seine Hand und rief, heiße Tränen darauf weinend: „Ich habe dich durch die ganze Welt gesucht, deine Verzeihung zu erbetteln; vergib mir vor Gott und den Menschen!" Schon versammelten sich die Leute; nun redeten sie eine Sprache, die niemand verstand; Michael hob das Weib beim Arme auf und führte sie in den Widum. Dort flüsterte er dem Pfarrer etwas in das Ohr; dieser nickte und ließ sie in eine Kammer bringen, wo man sie auf ein reinliches Lager streckte. Sie wurde mit den Sterbesakramenten versehen; es tat auch not, denn schon am nächsten Tage verschied sie; die Aufregung hatte das letzte Tröpfchen ihres Oeles verzehrt. Michaels Brust wollte der Schmerz schier zersprengen; selbst der Pfarrer, der schon an so vielen Sterbebetten gestanden, weinte, als sie sich gegenseitig um Verzeihung baten und der Klausner den Abschiedskuß auf ihre bleiche Stirne drückte.

Man begrub sie auf dem Friedhofe; dort sah man ihn oft in später Stunde knien und beten. Den Knaben nahm er zu sich; aber auch diesen riß schon im nächsten Frühjahr der Tod in den Abgrund. Bald nach der Schneeschmelze schmückt sich die Wand unter der Kapelle mit den Dolden der duftigen Aurikel. Er wollte einen Strauß für die tote Mutter holen, glitt aus und ward zerschmettert unten aufgehoben. Das Holzkreuz auf dem Grabe der beiden ist längst vermodert, wie ihre Liebe; die Erinnerung an sie verweht wie Rauch.

Gewiß schüttelt mancher ungläubig den Kopf; denn Einsiedler gehören nur in Ritterromane, und das Mittelalter ist längst dahin. Bewegte Zeiten werfen jedoch Blasen ganz eigentümlicher Art. Im Jahre 1850, nach den Kriegen in Italien, trug ein Pilger ein schweres Holzkreuz vor den Altar der Muttergottes zu Absam, beichtete und kommunizierte; dann baute er sich neben einer Kapelle im Gebirge eine Hütte und starb als frommer Büßer selig in Gott. Er habe als Soldat viel Böses getan. Das Kreuz habe ich selbst gesehen; darum zweifle ich auch nicht an dem, was ich seinerzeit von Michael erfuhr.

Wir begleiten unsere Freunde nicht zur Brücke und kosten auch nicht den schmackhaften Festkuchen mit den Zuckerstreifen, den die Mutter tags zuvor so kunstvoll gebacken.

Jodok streifte nach wie vor fleißig über die Jöcher; Blumen brachte er seltener, dafür jedoch manche schmackhafte Beere, manche schöne Frucht. Erlesene Zweiglein steckte die Mutter wohl hinter ein Heiligen-

bild, damit man im Winter auch eine Freude habe, wenn man des Sommers gedenke. Dann folgten die Zapfen der Zirbel, ein Säckchen brauner Haselnüsse. Sie gingen in die Bohnenlaube, von der bereits welke Blätter fielen und knackten lachend und scherzend wie zwei Eichkätzchen, die auf einem Tannenzweig sitzen. Jodok erzählte ihr allerlei; als er von jenem Kar zwischen den Zundern herabschaute, da sei der Zoll klein gewesen wie ein Grillenhaus, und er habe Gretel nicht singen gehört, — kaum die Glocken, welche mittags läuteten. Er deutete mit dem Finger aufwärts: „Siehst du, wo schon der Schatten in die Kluft fällt, ist ein Brünnlein; das Wasser laugt das Gold aus dem Stein; das Venedigermandel ist gekommen und hat es in einem Tröglein aufgefangen. Ich hab' lang im Grus gewühlt, aber nichts gefunden. Ja, wenn's mir einmal glückt, dann laß ich dir einen Haspel machen mit Elfenbeinstäben und Silberplatten; du mußt Fäden abwinden, fein wie das Mariengarn, das dort durch die klare Luft schwimmt. Das gäbe ein weißes Prachtgewand für die Fronleichnams-Prozession; du gingest mit den Jungfrauen, — allen voran! — ich wäre unter den Schützen und für die General-Decharge tät' ich doppelt laden, daß du mich am Knall von den anderen herauskennteſt. Ueberhaupt soll im ganzen Gebirg Gold sein, aber wer glaubt's noch? Der neue Lehrer nennt das eine abgeschmackte Sage, die daher kommt, daß die weißen Köpfe abends und morgens besonders hell funkeln."

Die Zöllnerin trat an den Tisch, um das Eßzeug

hinzustellen; sie schob Jodoks Jagdtasche beiseite, aus der Wasser tropfte. Er sprang hinzu. „Darauf hab' ich nicht gedacht. Weil nichts, was fliegt oder springt, zu spüren war, schoß ich mir, was schwimmt aus dem Zireiner See." Er legte zwei prächtige Salblinge auf einen Teller.

„Da sollst du nicht hingehen," sagte die Mutter besorgt; „du hast doch gehört: es ist droben nicht recht geheuer."

„Der Drache, der die Fische hütet, ist mir auch nicht erschienen; so ist das andere ebenfalls ein Märlein."

Gretel blickte ihn fragend an.

„Siehst du," fuhr er fort, „wenn du am blumigen Ufer rastest, da sitzt auf einmal ein Fräulein im weißen Kleide neben dir. Sie sagt kein Wort, sondern schaut dich mit großen Augen, blau wie der See, unverwandt an. Willst du reden, ist sie dahin wie ein Nebel. Aber wer sie gesehen hat, geht herum halbwach und jeder Brunnen, jede Quelle, jedes Bächlein erinnert ihn an sie; es zieht ihn immer mächtiger, er greift zum Bergstock; zurückgekommen sei auch keiner, oder wenn einer, so war er steinalt, daß ihn niemand mehr kannte. Nur der Pfarrer fand etwas in einer alten Schrift; er machte ihn beichten, und als er ihm bei der Kommunion die Hostie auf die Zunge legte, zerfiel er zu einem Häuflein Staub, kaum so viel wie die Asche, welche der Meßner nach dem Hochamt aus dem Weihrauchfaß schüttet."

Gretel rief erschrocken: „Hast du sie auch gesehen?"

Die Mutter lachte: „Merkst du denn nicht, daß alles eitel Reimerei ist?“

„Nun, sehen möchte ich sie schon!“ meinte Jodok.

„Versündige nicht an Gott,“ bemerkte jene ernsthaft, „und wenn es sich auch nur um ein Märchen handelt.“

Er wandte sich an Gretel: „Wenn dich solche Geschichten freuen, kehr' einmal auf der Alm zu Ladoi beim alten Jörg ein; der weiß Dinge, daß er dir eine ganze Nacht die Ohren aufspreizt. Und erst die Schnadahüpfeln!“ — — Er summte leise vor sich hin und trommelte mit den Fingern den Takt auf dem Tische; plötzlich begann er:

Du flachshaariges Dirndl,
Wia hon i di gearn,
I mecht wegen deiner
A Spinnradl wearn.“

Gretel schüttelte bedenklich den Kopf: „Na, Jodok, das Dirndl möcht' ich nicht sein; wer wird sich die Haare wegspinnen lassen!“

Die Mutter trug die Salblinge in die Küche; bis zum Essen flogen ihre Reden hin und her wie Weberschiffchen: kindliches und kindisches Geplauder! Der Ernst blickte schon herein; nach und nach sollte er sie immer schwerer anfassen.

Es war am 29. September abends. Ueber die Möser kroch bereits feuchter Nebel, aus dem sich die riesigen Türme der Feste Kropfsberg düster und unheimlich heraushoben; um die Zinnen schwebten die Geister der Bayern und Tiroler, die sich 1704 für das Erbrecht

des Hauses Habsburg totschlugen. Gretele war heute ernsthaft; sie öffnete von Zeit zu Zeit das Fenster, um mit gespanntem Ohr hinauszuhorchen, bis sich auf der Straße Lärm und Jubelgesang näherte. Es war eine Schar Studentlein, die sich in die Lustigkeit hineinschrie gerade wie die Rekruten, obschon mancher vom Abschied aus der Heimat rote Augen mitbrachte; ihnen voraus Jodok, der zum ersten Male statt des Loden das kurze Tuchröcklein trug. Die meisten Bursche waren angeheitert; darum ging sie ihm nicht entgegen, sondern erwartete ihn auf dem Hausflur, nachdem er den Kameraden versprochen, sie frühmorgens beim Ederwirt zu wecken und abzuholen. Der Abend, der letzte vor der Abreise nach Innsbruck, gehörte dem Zoll; was konnte in den unendlich langen zehn Monaten, bis er dem Alten stolz lächelnd das Studienzeugnis wies, alles geschehen! Die Jugend macht jedoch einen leichten Sprung in das ungewisse Reich der Hoffnungen; so erschallte bald am gastlichen Tische, wo heute eine Flasche Terlaner funkelte, Scherz und Heiterkeit. Auch der Vater stimmte dazu, wenn er auch schwer schnaufte und nach jedem Trunk hüstelte. Vor dem Schlafengehen brachte die Mutter einen Karton mit allerlei Mustern von Fäden, Stoffen und Bändern, die er der Scharmerzenzel überbringen sollte, damit sie durch die Bötin eine Auswahl schicke. Die kurzen Wintertage gehörten der Nadel; in der Hennenstunde kam wohl ein Nachbar oder eine Nachbarin zum Plaudern; nach Einbruch der vollen Dunkelheit schnurrten die Spinnräder am warmen Ofen. Der Vater ermahnte ihn, hier und

da zu schreiben, besonders über die Kriegsläufe, denn sonst könnte die Welt untergehen, ehe man es zu Straß nur krachen höre. Der Junge versprach es und wandte sich dann zu Gretele. „Auch du sollst von mir hören, denn ein Student erlebt allerlei Wichtiges; schreib' aber auch, wie es dir und dem Krummschnabel geht, den ich dir im Herbste eingetan; ob er immer an den Drähten des Käfigs klettert und Zipp zipp schreit, wenn man ihm einen Tannzapfen hineinsteckt."

Nach einem tüchtigen Frühstück griff er zu Stab und Ranzen; dieser war schwerer geworden, denn die Zöllnerin hatte für Wurst und Brot gesorgt. Während Gretele ein Sträußchen aus Astern, Kapuzinerkresse und Lavendel an sein Käppchen heftete, reichte ihm der Alte etliche Silberzwanziger in Papier eingewickelt, damit er das Porto zahle; mit dem, was übrig bleibe, mög' er ihm beim Bierwastel Gesundheit trinken. Jodok drückte das Käppchen auf den Kopf; er und Gretel reichten sich die Hand und wendeten sich dann schnell um, so daß ihm die Eltern ein „Behüt' dich Gott!" nachrufen mußten.

Die Kameraden machten allerlei Späße über das Sträußchen. Einer oder der andere hätte es ihm gern geschnipft; er paßte jedoch gut auf, und so schritten sie fröhlich und wohlgemut vorwärts, bis ihnen abends die goldenen Kreuze auf den Kuppeln und Türmen Innsbrucks entgegenleuchteten. Auf dem Rennplatze trennten sie sich; nur einer begleitete ihn bis zur Tür der Scharmerzenz, die ihn nach einem „Gelobt sei Jesus Christus!" in sein Schlafkämmerlein führte. Essen

könne er mit ihr eine Brennsuppe und dann seine Aufträge auskramen. Die ersten Tage rannte er fast wie schneeblind durch die Gassen; die Menge neuer Gegenstände verwirrte ihn, bis ihn die Ordnung der Schule in das Geleise brachte. Wie viel hätte er zu schildern gehabt! Er schrieb aber nur einen kurzen Brief und legte Kupferstiche und Holzschnitte mit den Abbildungen verschiedener Gebäude und Plätze bei, vor allem die schwarzen Mander in der Franziskanerkirche, wie er die Blätter beim Kunsthändler Marzerotti unter den Lauben erhandelt hatte. Gretele schrieb nicht; dafür kam hier und da Obst, ein Zelten und so mancher Lekkerbissen, wie er ihn an Festtagen beim Zoll verzehrt hatte.

Mit der Studi ging es gut vorwärts; er hatte zwar kein Lieblingsfach, spannte aber die Stränge gleichzeitig an, so daß er immer unter die vier, fünf ersten zählte. Die Erfüllung der religiösen Pflichten überwachte die ehrenzüchtige Jungfrau Zenzel, wie es damals bei christ-katholischen Quartierfrauen der Brauch war, die nicht bloß das Monatsgeld einsacken wollten, sondern auch das Seelenheil der anvertrauten Schäflein pflegten. Was sie ihm von der heiligen Gnade des Priesterstandes vorredete, wirkte freilich nicht; je älter er wurde, desto weiter entfernte er sich von diesem Ziel. Seiner schönen Stimme verdankte er nicht bloß die Kost, er wurde bald zu Konzerten beigezogen und versteckte manchen Zwanziger in einen alten Strumpf, den die Bauern auch jetzt noch häufig als Schatzkästlein benutzen. — Der erste Juli! Er zählte Tag für Tag bis

zu den Ferien. Da war im Redoutensaal eine Musikprobe; zufällig warf er einen Blick in den Wandspiegel, der ihm seine Gestalt von oben bis unten zeigte. Wie erschrak er! Die Hosen über den Knöcheln, unter der Weste ein breiter Streifen Hemd, die Arme wie die eines Pavian weit vorgestreckt. Wie würde Gretel schmötzeln! So durfte er sich ihr nicht vorstellen, wenn auch die Zenz versprach, den gleichen Stoff anzustükken. Er holte den Strumpf; seufzend über die Eitelkeit der Welt, mußte sie mit ihm zu einem Krämer. Bald hatte er ein dunkelgrünes Röckchen mit Seidenlitzen.

Die Zeugnisse waren verteilt; das letzte Gaudeamus der Schlußkneipe gesungen; bei einem Schwärzer kaufte er noch eine Bleibüchse feinen Schnupftabak für den Zöllner, der Frau die „Allerneueste Himmelspforte", schwarz in Saffian mit Goldschnitt, und für Gretel die Geschichte der vier Haimonskinder und des Kaisers Oktavian. Auch die Angehörigen in Kundl vergaß er nicht; weil diese jedoch von unserem Pfade seitab liegen, erwähnen wir nichts weiter. Ein Brief vermeldete seine Ankunft; der Zöllner blieb im Amte, Mutter und Tochter eilten ihm bis Rotholz entgegen. Als er sie dort unter dem Schatten der Linde erblickte, schwang er jauchzend das Käppchen und lief trotz Staub und Hitze. Auch Gretele trug das Sonntagsgewand. Ei der Tausend!

So verging Schuljahr um Schuljahr, Vakanz um Vakanz, ohne die Verhältnisse wesentlich zu ändern. Nur der Spätherbst von 1805 brachte ein Ereignis, das tief in die Geschicke Tirols einschnitt. Napoleon

überzog Oesterreich mit Krieg. Seine Heersäulen näherten sich dem nördlichen Passe der Alpen, der Scharnitz, wo ihnen die Schützen das Tal sperrten und sie im blutigen Ringen zurückwarfen, bis durch die Kopflosigkeit eines österreichischen Generals die Leutasch verloren ging; wie eine schmutzige Flut wälzten sich die Franzosen herein und häuften Brand auf Raub, Mord auf Schande. Ja, in den Wäldern bei Seefeld wurde noch hin und her geschossen; auch die Innsbrucker Studenten rückten mit den schweren Musketen des Zeughauses aus, — bis Zirl; dort mußten sie umkehren und Jodok, der so manchen Geier aus den Lüften geholt, erlebte die Freude nicht, einer Blaumeise auf die Federn zu brennen. Alles war verloren, Tirol von Oesterreich aufgegeben und der Landsturm nach Hause geschickt.

Am 2. November rückte hoch zu Roß der gewaltige General Ney über die Innbrücke und fertigte den Bürgermeister Riß mit einer Ohrfeige ab. Dann wurde gepreßt und gestohlen mit einer Meisterschaft, wie sie nur die Feldherren und Soldaten des großen Kaisers besaßen. Beim Friedensschluß trat Kaiser Franz Tirol an Bayern ab; alles atmete auf, weil man nun geregelte Zustände erwartete, aber Satan war schlimmer als Belzebub und die Knechte des aufgeklärten Ministers Montgelas kehrten alles zu oberst und zu unterst und griffen dem Volke ins Herz. Es lag schwül auf den Bergen, eine unheimliche Gärung kochte in den Tiefen der Täler. Die Blätter der Geschichte zeugen davon; wir wenden uns wieder zu unserem engen Kreise.

Das Gymnasium wurde ins Bayrische übersetzt; da war manches umzulernen, manches neu; anderes entfiel, wie die Aloysi-Sonntage und die Mai-Andachten. Es gab Mißverständnisse und Irrtümer genug, trotzdem der neue Vorstand Hubel überall auszugleichen suchte. Die Studenten hatten viel Mühe und Arbeit, Jodok blieb jedoch auf dem geraden Wege und gewann auch jetzt die Zufriedenheit der Lehrer, obschon diese von seinem Ausmarsche wußten. Die Tragweite der Aufhebung der Universität konnte er noch nicht berechnen; die Nachricht vom Tode seiner guten Mutter traf ihn zwar schwer, um so mehr aber nahm er sich zusammen, um dem betrübten Vater Freude zu machen; wie erschrak er jedoch, als er zwei Monate später zu Pfingsten einen Brief erhielt: der Vater habe sich der Haushaltung wegen zur Heirat mit der Dirne entschlossen, die ihn sonst verlassen hätte. Das war ein Drache, den selbst ein Daniel nicht bändigen würde, roh, falsch, wenn auch arbeitsam aus Geiz. Die Zuwage von zwei garstigen Rangen, welche bald nacheinander folgten, machte den Ausblick in die Zukunft nicht erfreulicher; Jodok war jedoch noch in den glücklichen Jahren, wo man nur von und in der Gegenwart lebt. Wie er in die Ferien ging, schwoll um Lippe und Kinn wolliger Flaum. Gretel errötete zum ersten Male bei seinem Händedruck; als er sie wohlgefällig betrachtete, schlug sie die Augen nieder; sie war indes zur Jungfrau aufgeblüht. Er stotterte ein „Sie" heraus, da rief sie spottend: „Mir scheint, du bist bei einem Fräulein zu Innsbruck, du Bruder Liederlich! Meinst

du, ich hab' es nicht erfahren, wie du mit so einer aus dem Takte kamst? Anstatt dolce fiore sangst du fiorino, alles lachte und klatschte; du standest mit offenem Maul, bis dir die Theaterprinzessin mit dem Fächer einen Klaps gab und ihr von vorne anfingt. Siehst du, das haben mir die Schwalben zugetragen."

Die Sache war richtig und daher die Verlegenheit Jodoks um so größer; da erbarmte sich die gutmütige Zöllnerin: „Der Apotheker von Rattenberg, der droben einkaufte, hat es uns erzählt; es war eine alte Schachtel, um welche dich niemand beneidete; dafür singst du am Sonntag mit Gretel das Magnificat und ihr zwei werdet euch wohl nicht irre machen."

So blieb wieder alles beim alten; es hatte sich aber doch manches entwickelt, was er erst allmählich beobachtete. Die Bauernbursche, welche vor der Kirchtür die Mädeln musterten, tuschelten einander ins Ohr, wenn Gretel kam, ja einer bot ihr sogar einmal eine prachtvolle Nelke, die er vom Hute nahm. Mehr hätte wohl keiner gewagt, denn sie meinten, Gretel sei nicht für einen Bauern; sie werde einmal ein Bräuer oder Postwirt holen, das Höchste, was sie sich vorstellen konnten. Seiner Würde mehr bewußt war sich der Tagschreiber von Rattenberg; er kam und man wies ihm nicht die Tür; er ging, man lud ihn nicht ein. Indes Zeit bringt Rat. Jodok nahm die Sache gleichgültig, obgleich er ihn zum Teufel wünschte, wenn er sie bei der Arbeit im Garten störte. Dem welterfahrenen Münchener schärfte Eifersucht den Blick und er sah Dinge, die er vorläufig noch gar nicht sehen konnte.

Er beschloß, den wahrscheinlichen Nebenbuhler auszubohren; da er es hinter dem Rücken mit heimtückischem Spotte nicht vermochte, wagte er einmal einen offenen Angriff. Jodok und Gretel saßen abends vor der Tür; er hatte ein neues schönes Lied von einem gewissen Schiller auf dem Schoße ausgebreitet und sang ihr leise die Arie: „Ach, aus dieses Tales Gründen!“ Da stellte sich der Schreiber bolzengerade vor ihn hin und herrschte: „Was steht Er nicht auf?“

Jodok schaute spöttisch herum: „Kommt denn die Monstranz?“

Jener trat einen Schritt näher, ihm fast auf die Zehenspitzen: „Weiß Er nicht, daß ich der Gerichtsschreiber bin?“

Der Student maß ihn von oben bis unten mit einem verächtlichen Blicke: „Also der Schreiber! Warum sagt Er mir das? Ich kann Ihn ja doch nicht zum Aktuar machen. Solche Schreiber haben wir zu Innsbruck genug; wenn man was will, gibt man ihnen ein kleines Trinkgeld. Vielleicht brauche ich Ihn auch einmal und da werd' ich Ihm schon ein Zwanzgerl in die Hand drücken.“

Da rief die Mutter, welche den Streit gehört hatte: „Herr Suiter, pack' Er zusammen; mit dem Jodok hat Er nicht zu haggeln, sonst gibt's blaue Flecke.“

Die Sache wurde bald bekannt, und weil den schmutzigen Kerl niemand mochte, blieben Sticheleien nicht aus, so daß er sich endlich nach Passau versetzen ließ.

Jodok eilte nach Kundl. Die Stiefmutter ließ sich

die Seidenschürze, welche er für sie mitgebracht, gefallen; als er jedoch lieber in den Wald, als auf das Feld ging, um dort Garben zu schneiden oder Heu zu mähen, machte sie allerlei vieldeutige Anspielungen. Am meisten ärgerte es sie, daß er seinen armen Vater hier und da ins Wirtshaus führte, ohne sie einzuladen oder ihr ein Seidel zu bringen. Das Gewitter stand am Himmel, der Ausbruch konnte beim kleinsten Anlaß erfolgen; da kam ein Bergknappe und übergab dem Herrn Jodok Rumpler einen Brief, worin ihn der Hüttenmeister von Brixlegg ersuchte, seinen Sohn für die Wiederholung einer Prüfung vorzubereiten. Wenn er zustimme, werde der Knappe seinen Koffer aufladen. Er schickte den Mann ins Wirtshaus, wo er ihm zur Labung einen Steinkrug Bier geben ließ, packte schnell, hängte die Büchse über die Achsel und verabschiedete sich von der frohen Stiefmutter mit einem höflichen Knix. Der Vater begleitete ihn eine Strecke; Jodok gab ihm etliche Gulden, die der Alte unter einem Stein verbarg; sie heimzutragen wagte er nicht, hatte ihm doch sein Weib die Silbersechser, welche er angelötet als Knöpfe trug, von der Weste geschnitten! Das war die Rute, welche sich der schwache Greis in seiner Torheit auf den Rücken gebunden.

Im Mai des nächsten Schuljahres empfing Jodok wieder eine Todesnachricht; der Zöllner war am Zehrfieber gestorben. Was er Tröstliches wußte, bot er in einem wohlgesetzten Brief auf; als er jedoch die Witwe und Gretel, welche Trauerkleider trugen, zum erstenmal besuchte, weinten alle drei, als wäre der Vater erst hin-

gegangen. Die Frau setzte den Pacht des Zolles fort; nicht umsonst hieß sie Barbara, denn sie trug Haare auf den Zähnen. Wenn so ein Bäuerlein, um etwas abzuzwicken, mit ihr markten wollte, gab sie ihm eine Lektion im Einmaleins, die es gewiß nicht vergaß.

Zu Kundl hielt Jodok sich dieses Mal kaum eine Woche auf; hatte doch die Stiefmutter seinen Koffer durchstöbert, ob kein Geld zum Versaufen drin sei. Erzürnt sagte er es dem Vater; dieser bat ihn jedoch mit aufgehobenen Händen zu schweigen, sonst habe er Tag und Nacht die Hölle. Wieder holte ein Knappe sein Gepäck, denn der Hüttenmeister war mit seinen Leistungen im vorigen Jahre sehr zufrieden gewesen. Nachdem die wichtigsten Arbeiten auf den Feldern getan waren, bestellte er sich den Vater für eine kurze Sommerfrische, um ein bißchen auszuschnaufen, nach Brixlegg und gab ihn bei einer guten alten Bäuerin in die Kost.

Die Ferien neigten sich dem Ende zu; heuer bezog Gretel mit ihm die hohe Schule zu Innsbruck. Es herrschte nämlich in den wohhabenden Familien auf dem Lande der Brauch, die Töchter im siebzehnten, achtzehnten Jahre in die Landeshauptstadt zu schicken, damit sie dort für ihren künftigen Beruf den feinen Schliff erhielten. Da gab es einen Vetter, eine Base, die das Küchlein unter die Fittiche nahmen, oder alte Jungfrauen und Witwen, die eine kleine Zubuße zur Jahreseinnahme bedurften, Geschäfte für die Freunde auf dem Lande besorgten und unter Aufsicht des Klerus ihre Kinder in die strenge Hauszucht nahmen, stets bedacht, den guten Ruf und dadurch die Rente zu wah-

ren. Gewöhnlich hatten diese Damen eine lange Nase, ein spitzes Kinn mit einer oder der anderen grauen Borste. Frau Barbel handelte schon vor Jahren, um nichts zu versäumen, die Sache mit der Zenzel aus; kreuzerweise, wie's üblich und auch die Freundschaft nicht störte. Ein Teil der Kosten wurde in Lebensmitteln abgetragen. Frau Barbel und Gretel, die mit pochendem Herzen von den Blumenstöcken Abschied nahm, tauchten unter die Blache des Boten, die mit Haselreifen ausgespannt war, denn die Stellwagen waren noch nicht erfunden; das Studentl, freilich bereits ein gewaltiger Laggel vor dem Herrn, trottete nebenbei, erklärte und zeigte rechts und links von der Straße alle Merkwürdigkeiten.

Die Gesellschaft traf abends um neun Uhr zu Innsbruck ein; am nächsten Morgen hatte jedes für sich zu tun. Zenzel führte Barbel, Gretel und ein Fräulein aus Imst, mit dem sie nun zusammen das Zimmer teilte, erst in den Pfarrwidum, wo sie kochen lernen sollte, dann zur Schneiderin, zur Weißnäherin, zur Stickerin, zur Hutmacherin; auch ein bißchen welschen war nötig, so daß Jodok nicht so viele Professoren hatte, wie Gretel Lehrerinnen. Nachmittags wurde in den Läden eingekauft. Am zweiten Tage in der Frühe tauchte Frau Barbel wieder unter die Blache, obwohl sie eine verläßliche Magd gedingt hatte. Gretel und Jodok sahen sich höchstens abends auf einen Sprung; sie hatten so viel zu tun! Sonntags gingen sie selbst zu vieren, die beiden Mädchen voran, dann er und die Zenzel rechts in die Stadt herum bis Wiltau, Hötting

und Mariahilf, dann in den Rosenkranz; während der vierzigtägigen Fasten beteten sie wohl auch den Kreuzweg bei den Franziskanern. Als endlich der Lenz über den Patscherkofel schaute, wurden kleine Ausflüge zur Maibutter, dann auf das Mittelgebirge gewagt. Jodok vergaß den bleieingefaßen Stock und den Schlagring nie, denn man hörte hier und da von Raufereien mit den Blauen, die sich übermütig vordrängten; freilich konnten sie gegen die taktfesten Bauern nicht aufkommen, die wohl auch mit den schwer genagelten Holzschuhen dreinschlugen, was jene um so mehr erbitterte.

Am 15. Mai übergab der Amtsdiener ein gesiegeltes Schreiben; Jodok mußte den Empfang im Protokoll bestätigen. Doch wohl keine Rekrutierung? Er war ja Student! — Der Gemeindevorsteher schickte ihm die Abschrift des Testaments seines Vaters, der bald nach Ostern verschieden war; es sei rechtsgültig, wenn er nicht binnen vier Wochen Einsprache tue. Die Stiefmutter hatte ihm die Krankheit verhehlt, um Hab' und Gut für sich zu erschleichen. Ihm wurde nur hinten eine Kammer vorbehalten; die Kost möge er entweder durch Arbeit verdienen oder zahlen; den Anteil, der auf ihn träfe, habe er ja längst verstudiert. Den Eindruck des Schmerzes schwächte der Zorn und die Erkenntnis, daß hier der Tod ein Erlöser gewesen sei. Die Frist ließ er ungenützt verstreichen; sowieso wollte er das Testament des Vaters ehren.

Die Garnison zu Innsbruck war unter dem schneidigen Oberst Ditfurt um eine Schwadron Chevauxlegers verstärkt: wenn der Soldat auch das Volk ver-

achtete, wollte man sich doch vom Sturme nicht überraschen lassen, den manches stumme Zeichen anzudeuten schien. Nur eine Schwadron, — wie lachten die Bauern! Die hübschen, schlanken Offiziere, die so flink vor den Fenstern courbettierten und so artig salutierten, suchten die Herzen der Mädchen für sich und den König zu erobern und waren sehr von den nichts weniger als zierlichen Körben, die ihnen zuflogen, überrascht. Die Tirolerinnen und die Tiroler, — ein eigenes Volk!

Am 30. Juli 1808 hatte Jodok das Gymnasium absolviert. Nun stand er freilich vor einer versperrten Tür, — wo ein und wo aus? Die Universität Innsbruck war aufgehoben, ob er sich zu Landshut durchschlagen würde, sehr fraglich. Indes hatte er noch zwei Monate Zeit zum Nachdenken; Gretels Lehrjahr schloß erst mit dem letzten September; bis dahin konnte er ja singen.

Auch sie war der Aufmerksamkeit eines Offiziers nicht entgangen, wies jedoch die Huldigungen, die jedes Mädchen so gern annimmt, wenn ihr der gefällt, welcher sie darbringt, schnippisch ab und reizte ihn um so mehr. Er hatte gut an der Straßenecke passen; sie verlegte entweder die Stunde oder ließ sich von Zenzel abholen; vor der wäre aber auch der tapferste Landsknecht ausgekniffen, wie Hans Sachs so anmutig schildert. Einmal schickte der Offizier einen prachtvollen Strauß; die Alte fing den Burschen vor der Tür ab: er möge ihn auf den Altar des heiligen Aloysi bei den Jesuiten stiften, denn dieser sei der Patron der Keuschheit!

Diantre! Ein tapferer Leutnant erobert eine Stadt. Warum nicht, wenn er aushält, ein Mädchenherz?

Durch eine Hausmagd hatte er erfahren, daß am Michaelitag die ganze Gesellschaft, auch der verfluchte Kerl Jodok, auskriechen werde, um dem alten Wein in Altrans die letzte Ehre zu erweisen. Schlag zwei öffnete sich die Haustür. Zenzel voran. Sie trug die braune Pelzkappe mit dem grünen Schild auf dem Scheitel, wie ich diese Tracht der Bürgersfrauen noch vor fünfzig Jahren, wenn auch bereits selten, beobachtete: ehrsame Himmelsgrenadiere, stets kampfbereit wider den Teufel und die böse Welt! Besonders schön war die Seidenschürze, die aus dem Violett in Gold schillerte. Dann Gretel, dann die Luise aus Imst, dann Jodok mit dem knotigen Tremmel und dem wuchtigen Schlagring aus dem Hufeisen einer Hexe, die der Teufel über Joch in die Hölle geritten hatte.

In der Wirtsstube qualmte Rauch, wie beim Wetter am Sinai; an der langen Tafel saßen Ellbogen an Ellbogen die Bauern; hinten in die Ecke, unter dem Kreuz, hatte sich ein einsamer Mann gestreckt, den breitkrempigen Hut tief in die Stirn gedrückt, daß man kaum die Züge ausnehmen konnte. Vorspringende Augenknochen, eine gebogene Nase, die Unterlippe eingezogen, — dieses Adlergesicht konnte niemand vergessen, der es einmal gesehen. Mit einem Päckchen Papiere beschäftigt, hatte er unterlassen, den Wein einzuschenken, der auf einem Zinnteller vor ihm stand. Unsere vier nahmen in der Fensternische Platz, öffneten

aber gleich die Flügel für die frische Luft. Kaum eine Viertelstunde später tänzelte der Leutnant herein; die Bauern stießen sich an und begannen alsogleich das Trutzliedl:

Die Boarn und Facken,
Die sein von o'an Stamm,
Koa Ja und koa Na nit,
Nur wui (oui) bringen's z'am.

Der Offizier richtete sich hoch auf: „Ihr wollt mich necken?"

Höhnisches Gelächter antwortete. Da donnerte es aber aus der Ecke: „Ruh', noch ist nit Zeit!"

Plötzlich Schweigen, als flöge ein Engel durch das Zimmer.

Der Leutnant kehrte sich um; er begegnete dem durchdringenden Blicke des Bauern im Winkel und mußte unwillkürlich den Blick senken. Nun trat er an den Tisch, wo unsere vier zechten. Niemand grüßte ihn, niemand beachtete ihn; Jodok tat wie Eulenspiegel, der dem Papst den Rücken kehrte, als er von ihm eine Audienz erlangen wollte, und legte sich mit gekreuzten Armen breit auf den Tisch.

Jener wandte sich an Zenzel: „Es scheint, man weiß nicht, daß ich Soldat des großen Kaisers bin!"

Sie schaute ihn giftig an, zog den Mund zusammen, daß sich Kinn und Nase fast berührten, und murrte: „Des großen Kaisers, ja! Der Nabuchodonoser war noch größer, ein Riese, wie's in der heiligen Schrift heißt, und mußte doch Gras fressen wie ein Ochs." Drauf tat sie einen Schluck, daß man den Boden des

Glases sah; Jodok warf sich in die Lehne des Stuhles zurück, die Mädchen kicherten.

Der Zurückgewiesene brauchte einen Blitzableiter und packte den Studenten bei der Schulter. „Platz, du Bauernlümmel!"

Der schielte beiseite, drehte den Knopf des Schlagringes zurecht und antwortete: „Ich meine, der Sohn eines Kundlerbauern ist gerade so viel wert, als der des Schweinemetzgers von Audorf, wenn er auch in der Montur steckt."

Er hatte das von einem Kufsteiner erfahren. Der Hieb saß so gut, daß der hochmütige Offizier erblaßte, dann aber wütend nach dem Säbel griff. Ehe er ziehen konnte, traf ihn der Schlagring so heftig auf das Gelenk, daß er mit einem Schmerzensschrei zurückfuhr. Dann schob ihn Jodok sachte zur Tür hinaus und kehrte ruhig auf seinen Platz zurück.

Der Wirt eilte jenem nach, — der Offizier stand noch verblüfft da, — und sagte, die Mütze in der Hand: „Herr, Sie sind mein Gast, ich kann nicht dulden, daß Ihnen was geschieht, und werde Sie auf einem Feldweg bis zur Straße nach Amras begleiten; schnell, sonst trage ich keine Verantwortung."

Er ging voraus, und der Bayer folgte finster grollend.

Indes hatte sich der Bauer aus dem Winkel erhoben; er faßte Jodok bei der Hand und schüttelte sie kräftig. „Das hast gut gemacht, Studentl; wenn d' auch schießen könntest, wär's noch besser!"

„Was, schießen?" fuhr dieser auf; „siehst du dort

die Tauben fliegen? Gib mir ein Gewehr und du kannst dir eine braten lassen."

Der Bauer holte hinter dem Ofen einen Stutzen hervor. „Ich mein' halt, du Federfuchser kannst nicht einmal recht anschlagen."

Der Student riß das Gewehr an die Wange, setzte jedoch augenblicklich ab. „Willst du mich etwa foppen? Da ist ja die Mücke verschoben!"

Jener schmunzelte; er ließ sich dann erzählen, wer und woher Jodok sei, was er zu tun gedenke, und sagte: „Recht so, dich kann ich wohl noch gebrauchen. Nächstes Jahr wird ein lustiger Fasching, darauf kommt ein trauriger März, dann ein blutiger April. Merk' dir das und sag' es dem Einsiedler von der Brettfall, der kann dir's erklären; dann suche mich auf: ich bin der Speckbacher von Rinn."

Nun erhob sich ein und der andere Bauernbursch vom langen Tische und bot Jodok das volle Glas zum Bescheid.

Der Mann von Rinn begann noch einmal: „Studentl, jetzt schau, daß d' zum Loch 'naus kommst; nach Innsbruck darfst d' nit mehr zurück, sonst stecken sie dich in den blauen Kittel. Du übernachtest heut' auf meinem Hof; vor Tagesanbruch schleichst du über die Volderbrücke und gelangst dann durch den Gnadenwald zur Fähre bei Buch; dort setz' über den Inn und bleib' bis auf weiteres zu Kundl. Die Zeche zahl' ich; hast Geld zur Heimfahrt?"

Jodok nickte.

„Um die Madeln braucht dir nit bang z'sein; die führ' ich bis zum Fürstenweg. Ich mein', die da," — er deutete auf Gretel, — „wird schon für dich beten, daß es dir gut geht. Jetzt schau, daß d' weiter kommst."

Jodok gab Gretel schnell einige Aufträge: sie möge seine Sachen mitnehmen und einstweilen beim Zoll liegen lassen und der Mutter sagen, daß er sie übermorgen um ein Nachtquartier bitte. Noch ein Händedruck, und er war mit etlichen Burschen aus Rinn auf dem Waldsteige dahin.

Kaum eine halbe Stunde später kam schon eine Patrouille mit aufgepflanztem Bajonett, um ihn abzufassen; der Wirt sagte dem Feldwebel: „Der Vogel ist aus dem Neste, dem Brenner zu; versucht es lieber mit dem Rotkropf im Keller."

Die Soldaten ließen sich Wein bringen; der Wirt hatte nur so geredet, um sie fest zu halten und von der Spur abzulenken.

Auch Gretel und Luise verreisten am nächsten Morgen. Natürlich tauschten sie vorher, wie es bei Mädchen Brauch, die Schwüre ewiger Freundschaft, Schwüre, die jedoch nie über die Hochzeiten hinaus halten. Es sind eben Blümchen des Lenzes, und diese — welken vor dem Sommer.

Am dritten Oktober, etwa um vier Uhr, stand Jodok vor dem väterlichen Hause. Sollte er eintreten oder nicht? Die Tür war offen, er hörte in der Küche das Feuer prasseln. Seine Stiefmutter rührte am Herd mit dem Löffel den dicken Brei; als sein Schatten hineinfiel, drehte sie sich um. Die Augen aufgerissen,

starrte sie ihn an; ohne Händedruck oder Grüß Gott schrie sie: „Was willst du hier, du Vagabund?"

„Meine Kammer, die mir das Testament zuspricht, das einzige, was du mir nicht geraubt hast. An deinem Tisch werd' ich nicht essen."

„Da hör' ein Mensch! Deine Kammer! Ersetz' erst, was du aus dem Hause hinausgetragen; — deine Kammer! Ich habe das Obst droben, es ist für dich kein Platz."

„Nun, so gib mir die Flinte mit Schrot und Pulver, wie ich sie vorigen Herbst zurückgelassen."

„Hat man deinen Vater umsonst begraben? Ich habe sie verkauft." Dabei hob sie den kochenden Brei vom Herde: „Jetzt geh', oder ich schütte dir die Pfanne ins Gesicht!"

Jodok wandte sich schweigend. Auf dem Hausflur gedachte er seiner glücklichen Jugend und trat dann ins Freie, unschlüssig, wohin er sich wenden sollte. Der neue Pfarrer kannte ihn nicht; was kümmerten sich Vettern und Basen um ihn? Vater und Mutter lagen im Grabe; sie wollte er auf dem Friedhof besuchen. Er kniete vor ihrem Hügel nieder; die Hände gefaltet, betete er für die armen Seelen, daß sie, weil er auf Erden sich ihnen nicht mehr anvertrauen könne, ihm aus dem Fegefeuer Rat und Trost zusenden möchten. Ein kalter Herbstregen begann zu rieseln. Er wischte die Stirn ab und spritzte noch mit dem Wedel Weihwasser auf die Gräber; dann schlich er, den Blick oft rückwärts gewendet, zum Gitter hinaus. Ohne Zukunft,

aus der Heimat verstoßen! Er fühlte sich so gedemütigt, daß er sich an Gretel gar nicht zu denken getraute; wie sollte er ihr die Schmach, das Elend des heutigen Tages erzählen?

Er ging; er folgte den Füßen, die ihn vorwärtstrugen, nicht die Füße ihm. Es regnete stärker, er spannte den Schirm auf und schritt weiter, ohne rechts und links zu schauen.

Da weckte ihn das Plätschern eines Brunnens: er stand neben der Kapelle vor Rattenberg. In der Vorhalle setzte er sich auf eine Bank; den Arm auf das Knie gestützt, barg er das Gesicht in der Hand und ließ die letzten Ereignisse an sich vorüberziehen. „Wer ein Einsiedler wäre, wie Bruder Michael!“ seufzte er tief. Da fühlte er sich leise berührt und schaute auf. Der Bruder Michael stand vor ihm, — wie ein Wunder, — die Augen voll Teilnahme auf ihn geheftet.

„Ich weiß alles, was sich in der letzten Zeit zugetragen, — auch was heut' in Kundl geschah; hat es doch deine Stiefmutter jubelnd auf dem Platz erzählt, wie sie dich aus dem Haus geschafft. Du hast keine Heimat mehr, — wohl! Aber wer nichts hat, hat Gott! Zu deinem Haupt ist der Himmel, unter deinen Füßen die feste Erde; noch hast du, was der Mensch nur einmal besitzt, die Jugend, die Kraft der Hoffnung.“

Aus Jodoks Auge quoll eine Träne; der Einsiedler ahnte die geheime Sehnsucht, die hoffnungslose, und begann wieder. „Vielleicht liegt das Glück vor deinen Füßen nud eine treue Hand hilft dir den Schatz heben. Wie oft habe ich erfahren, daß die Menschen sich am

nächsten sind, wenn sie am weitesten auseinander schienen!"

Jodok schwieg noch immer. Da setzte sich der Einsiedler neben ihn. „Mein alter Leib muß ein bißchen rasten und auch für dich ist es nicht gut, am hellen Tag durch Rattenberg zu gehen, denn es könnt' ein Steckbrief eingetroffen sein. Wahrscheinlich nicht; die Bayern haben jetzt anderes zu denken, als an eine Wirtshausmette. Doch lassen wir das; selbst im schlimmsten Fall ist die Sache bald spurlos in den Akten vergraben. Du mußt weiter denken."

Jodok zuckte mit den Achseln.

Der Einsiedler blickte ihn ernst an. „Sei nicht so verzagt; du weißt nicht, was ein Mann leidet und leiden muß. Du bist unschuldig an Leib und Seele, du weißt nicht, was es ist, wenn die Schuld am Elend hängt. Ich werde dir etwas erzählen, und dann jammere noch, wenn du kannst. Vorerst mußt du dich jedoch laben; auch Brot und Wein sind ein Trost."

Er zog aus dem Lederranzen eine Flasche Wein und zwei Semmeln: „Das hat mir der Pfarrer von Breitenbach mitgegeben; mög' es dir Gott gesegnen!"

Der Student, welcher fast noch nüchtern war, griff gierig zu. Der Einsiedler dachte wohl: „Wenn der Hunger erwacht, ist alles gewonnen!" und steckte die leere Flasche ein; dann begann er: „ich habe versprochen, dir etwas zu erzählen; behalt' es für dein Leben. Hüte dich: es gibt nichts Schrecklicheres, als wenn sich Unglück und Schuld an deine Ferse heften . . .

„In Ungarn war ein Soldat, der hatte manchen

Strauß mitgefochten, und nachdem er mit vierzig Jahren als Feldwebel den Abschied erhalten, wollte er sich ein warmes, trauliches Häuslein einrichten und schaute nach den Töchtern des Landes aus. Der Vater hatte ihm eine Hütte vererbt; ein sonniger Weinberg, ein tiefgründiger Acker und etliche Wiesen sicherten den Unterhalt. Darum schauten auch die Mädchen des Landes den Mihaily freundlicher an, bis er sich mit der schwarzäugigen Tochter eines Betyaren, der mit seiner Roßherde über die Pußta streifte, vermählte. Schon nach zwei Wochen brach der Türke über die Donau, der Landsturm wurde aufgeboten, auch Mihaily rückte aus, er wurde gefangen und nach Jean d'Acre am Meer in die Sklaverei verkauft. Das war ein Sturz aus dem seligsten Glücke in das tiefste Elend. Jeden Morgen betete er für sie; jeden Abend, wenn die Ketten klirrten, dachte er an sie, die ihm durch den Priester unlösbar verbunden war. Nach zwei Jahren gelang es ihm, auf ein österreichisches Schiff zu entrinnen; von Triest bettelte er sich in die Heimat. Er konnte schreiben, wollte jedoch überraschen. — Tor! Wenn er mit ergrauendem Haar und gekrümmtem Rücken vor sie hingetreten wäre! — Etliche Stunden von seinem Dorfe, wo sich mehrere Pfade kreuzen, war eine Schenke. Von den Gästen hätte ihn schwerlich jemand beachtet; er gesellte sich zu den Zigeunern, die neben den Schweinen im Kote lagen. Nun erfuhr er durch allerlei Fragen: der Stuhlrichter habe ihn für verschollen erklärt, weil er binnen einem Jahre auf keine Ladung geantwortet, und dann sein Gut seinem

Vetter Istvan als nächstem Erben zugesprochen. Bald darauf habe Maria diesem die Hand gereicht. Ein Zigeuner fügte bei: er habe auf der Hochzeit gefiedelt; da sei es lustig zugegangen. Der Tausch war auch nicht schlecht: für den alten Feldwebel den schönsten Burschen weitum, den Istvan! Das schien dem Mihaily unmöglich, er ließ jedoch nichts merken und schlich auf einem Seitenpfad in die Haselbüsche vor der Hütte. Da sah er den Istvan und sie, wie sie unter der Ulme, wo er so oft geruht, das Mittagsmahl verzehrten, lustig und schäkernd; sie hob dann die weiße Decke von einem Knäblein und zeigte, wie gesund es schlief. Maria war nicht seine Tochter, sie war sein Weib; wäre sie seine Tochter gewesen und hätte mit Istvan sein Brot, — ich meine das Brot des Mihaily, weil es ja auf seinem Felde wuchs, — gegessen und seinen Wein getrunken, er hätte sie gesegnet und wäre, um ihr Teil nicht zu schmälern, als Bettler fortgewandert; hätte der Knabe Istvans Züge getragen, er hätte den Enkel geküßt. Jetzt aber grinste ihm aus dem reinen Antlitz der Unschuld Spott entgegen; er zog den Dolch und schwur Rache, — die Hölle hat den Schwur erfüllt.

„Warum klagte er nicht vor Gericht? Der Stuhlrichter hätte ihn für den bloßen Versuch, seinen Spruch umzustoßen, von den Panduren als Betrüger auspeitschen lassen, und dann? . . . Enterbt von der menschlichen Gesellschaft, in seinem heiligsten Recht mit Füßen getreten, ward er Räuber unter Räubern. Oft schlich er um das Dorf, wie der Wolf der Pußta oder lag im Schilf der Theiß versteckt, wo die Bauern zu fischen

pflegten. Da kam endlich Istvan, ein schöner, kräftiger Bursch; er pfiff lustig den Rakoczimarsch, — warum nicht? Milhaily sprang hervor und stieß ihn lautlos nieder. Später gelang es seiner Bande, die Post abzufangen; sie teilten die reiche Beute und zerstreuten sich dann, denn man war ihnen auf den Hacken. Mihaily legte die Uniform des Soldaten an, den einer vom Kutscherbock geschossen, und nahm dessen Paß, weil er sich dann für einen Urlauber oder Verabschiedeten ausgeben konnte. Er verließ Ungarn . . . Weißt du nun, was Elend ist? Gott wußte ihn aber auch im Abgrund zu finden; er führte ihn auf den harten Pfad der Buße, wo sich ihm vielleicht noch der Eingang in den Himmel öffnet . . ."

Er schwieg. Jodok faßte tief gerührt seine Hand und küßte sie.

Die Nacht war hereingebrochen, dem Regen mischten sich einige Schneeflocken bei. Sie wanderten eilig vorwärts. Aus dem Erdgeschoß des Zöllners schimmerte Licht; der Student wollte anklopfen, Michael zog ihn zurück.

„Sie erwarten dich. Heut' aber bist du zu aufgeregt; geh' vorwärts; ich rufe hinein, du seiest in Sicherheit."

Er tat es. Schweigend stiegen sie zur Brettfall empor; der Einsiedler führte Jodok in die leere Zelle, wo auf dem Bett eine neue Kutte ausgebreitet war, und verabschiedete sich kurz: „Morgen erfährst du wichtige Dinge!"

Müde und erschöpft hätte der Student die Posaunen des Jüngsten Gerichts verschlafen; er erwachte erst, als ihn der Klausner heftig am Arme rüttelte. Es hatte tief herab angeschneit; erst die kalte Luft, welche durch das offene Fenster hereinströmte, brachte ihn zur Besinnung. Er wollte nach seinen Kleidern greifen, Michael reichte ihm die Kutte.

„Folge mir, du sollst alles hören!"

Er ging auf die kleine Terrasse voraus, die er auf der weitschauenden Warte des Felsenvorsprunges angelegt hatte. Bald klapperte Jodok mit den Sandalen auf dem Pflaster; er kam sich vor, wie eine Maske, und mußte trotz der düsteren Stimmung über seinen Anzug lächeln.

Der Waldbruder begann ohne weitere Einleitung: „Du bist ein Tiroler, darum hassest du die Franzosen; du weißt, wie der Groll im Herzen des Volkes kocht. Man hat ihm jedes Recht entrissen, ihm ins Gesicht gespuckt, die Schergen Bonapartes auf die Priester gehetzt und die Altäre in den Kirchen geplündert; wir brechen los, die Kreidefeuer auf diesen Bergen rufen die Welt zur Freiheit. Wir sind nur eine kleine Schar, aber denk' an Gideon, an Simson, die Makkabäer! Gott ist nicht nur ein Gott der Liebe, sondern auch der Rache! Wenn wir nach Menschenkräften tun, was wir können, wird er seine Engel mit dem Flammenschwert der Wunder aussenden, wie gegen Sennaherib; sie schleudern Apolion von dem Throne Babels in den Brunnen der Finsternis und drücken das Siegel des Erlösers auf den Stein, der ihn auf ewig verschließt.

Mag der Fuß der Verwüstung in unsere Täler treten, unser Blut fließen! Hilft er uns, den ich nur im Staub zu nennen wage, — oh, mir ist oft, als sähe ich den Himmel aufgetan, und tausend Märtyrer mit Kronen und Palmzweigen schweben empor aus dem finsteren Qualm dieser Erde in das ewige Licht!"

Jodok sah ihn staunend an. Das war nicht mehr der alte Michael: in den Augen loderte schwärmerische Glut; von den bebenden Lippen floß der schneeweiße Bart nieder wie ein Wasserfall; die Hand zuckte krampfhaft, wie die Kralle des Falken, der eine Schlange zerdrückt.

Nachdem er Atem geschöpft hatte, begann er wieder: „Wir müssen jedoch mit menschlichen Mitteln anfangen. Im nächsten Jahre beginnt Oesterreich gegen die Franzosen; auch bei uns sind die Minen gelegt, die Lunten bereit. Sie sind in die Hand von Männern gelegt, die dem Volk wie Feuersäulen in der Wüste voranziehen. Schon im Februar wird es zucken da und dort, denn der Uebermut der Fremden will einen lustigen Fasching; da sollen die Bürger Frauen und Töchter nach Sodom und Gomorrha zu ihren Tänzen schicken. Im März werden die Blauen noch obenauf sein, sie träumen ja von neuen Siegen; der April steht blutrot im Kalender. Verstehst du nun, was der Speckbacher gemeint hat? Er ist einer der ersten; er hat dich an mich gewiesen. Wenn die Lawinen niederbrechen, bist du Offizier, vorläufig jedoch Einsiedler, denn in der Kutte kannst du am besten Botschaft tragen von Widum zu Widum. Mein Geist ist zwar willig, aber

der Leib schwach; da mußt du mir deine Jugendkraft leihen. Willst du?"

Jodok schlug freudig ein.

„Vielleicht ziehst du dieses Gewand gar nicht mehr aus. Im nächsten Jahre siehst du schreckliche Dinge; du erfährst, daß alles Irdische ist wie Tau, den die Sonne der Ewigkeit aufzehrt; du erkennst vielleicht, daß es besser ist, dieser sogleich als treuer Planet zu folgen. Oh, ahntest du, welch ein seliger Frieden hier um diese Klause, diese Kapelle schwebt! Das steht jedoch bei Gott!"

Jodok blickte bei dieser Anrede auf das Häuschen am Ziller. Nun holte Michael aus der Küche ein kräftiges Frühstück. Als sie fertig waren, nahm er den Stab und hängte einen Zwillichsack über den Rücken, in dem Papier knisterte.

„Ich bringe jetzt dem Pfarrer Siard diese Schriften; bei ihm laufen viele Fäden zusammen. Er kann die Adressen schreiben; morgen verträgst du sie. Die Frauen am Zoll werde ich verständigen; denen darf man schon trauen; Barbel und Gretel täten, wie Joel und Judith, wenn es der Herr verlangte. Du gehst in die Zelle, schreibst die aufgelegten Nummern ab; daneben liegt ein kleines Büchlein über Vorposten, das ich zusammengestellt, und du kannst daraus manches lernen, was du wissen mußt. Siehst du dort den Stadel, — er steckt tief zwischen den Erlen der Au, — Marrens Stadel. Komm bis zwei hin; ich lehre unsere Buben dort ein bißchen exerzieren. Vergiß nicht, mittags um zwölf das Ave zu läuten."

So ging es in diesem Sturm mit den Schicksalen der einzelnen Menschen; wer sollte sie beachten?

Jodok sah die Frauen nur noch selten und zufällig, kaum auf ein paar Minuten; ihr Gespräch war so ernst, daß nicht einmal die Kutte zu einem naheliegenden Scherz Anlaß bot. Die Vorbereitung zum Kampf von 1809, die Großtaten und Siege der Tiroler, bis sie der Uebermacht erlagen, erzählt die Geschichte; wir können sie höchstens als Hintergrund andeuten, wenn sich unsere Freunde davon abheben.

Jodok focht unter Speckbacher in erster Reihe. Er war bei der Schlacht am 10. April, wo die Franzosen vor Teimer die Waffen streckten, und eilte, als der General Chasteler, der vielleicht recht gut auf das Schachbrett des Exerzierplatzes taugte, die Stellung bei Wörgl verloren hatte, in das Unterland, um ihn zu bewegen, den Paß von Rattenberg oder vor Straß am Klauseck zu besetzen. Der flog aber schon zu Margareten in rasender Hast, barhaupt, die Haare gesträubt, an ihm vorüber; kein Zuruf vermochte ihn aufzuhalten. Er hat jetzt in der Kirche St. Giovanni in Paolo Ruhe gefunden; die Grabschrift verkündet seinen Sieg über die Francogalli in den rhätischen Bergen, und daneben prangen die Denkmäler glorreicher Dogen.

Bald fluteten Jodok in wüster Unordnung die Trümmer des gesprengten Heeres entgegen, ohne Kanonen, ohne Pferde, viele ohne Waffen, als ob ihnen Wrede schon in den Nacken hiebe. Da war kein Bescheid zu erlangen; jeder sorgte für sich. Die Angst

beflügelte seinen Schritt; an sich dachte er kaum noch, nur an Gretel und ihre Mutter.

Endlich zu Straß! Das Dorf war noch nicht verlassen, Schützen in größeren und kleineren Gruppen berieten, Weiber drängten ängstlich herbei, um zu horchen. Bei der Kirche stand der Einsiedler, gab Befehle und ermutigte. Als er Jodok sah, rief er: „Bringst du Hilfe?"

„Uebermorgen früh rücken Speckbacher und Straub mit dem Landsturm des ganzen Inntals, des Stubai und Sellrain an."

„So verteidigen wir den Paß. Läutet Sturm!"

Bald rief eine Glocke der anderen von Dorf zu Dorf, die Kreidefeuer flammten von Berg zu Berg, in das Rasseln der Trommeln mischte sich der grelle Schrei der Schwegelpfeife. Michael trat vor die Front der etwa zweihundert Schützen.

„Weiß keiner, wie weit der Feind vorgerückt ist?"

„Bis Kropfsberg noch nicht," antwortete Gredler, der Wirt von Gertrauden; „von den Oesterreichern war gar nichts zu erfragen; die hatten ihre Augen und Ohren an den Füßen, und auf diesen liefen sie davon."

„Ich will mich vorwärts wagen!" schaltete Jodok ein.

Michael schüttelte den Kopf.

„Diese Räuber bringen Wehrlose um; was täten sie erst dir! Ich selbst will gehen; du kannst mich begleiten, in der Kutte. Herr Pfarrer, fertigen Sie ein Schreiben an den Dechanten von Reut aus, wie wir

es mit der Pfingstfeier halten sollen. Das wird uns decken."

Siard trat in den Widum und brachte bald einen Brief mit dem Amtssiegel. Die zwei Einsiedler nahmen eine Patrouille mit; die sollte sie am Hügel vor Kropfsberg erwarten. Beim Zoll pochte Jodok an die geschlossene Tür; die Frauen erschraken vor seinem finsteren Blicke im Schatten der Kapuze.

„Ihr könnt nicht hier bleiben," sagte er kurz; „richtet euch morgen auf die Dämmerung. Steckt ein, was ihr an Geld und Schmuck habt; bindet Lebensmittel, etwa für drei Tage, in ein Leintuch, in ein anderes zwei Kopfpolster und zwei warme Decken. Also morgen in der Dämmerung! Behaltet die Kleider an und betet, daß uns Gott alle behüte!"

Sie schritten vorwärts. Vor dem Wirtshaus in der Au brannte ein Feuer.

„Ein Pikett!" flüsterte Michael; gleichzeitig rief es aus dem Busche „Halt!" und der Posten trat mit dem gefällten Bajonett vor sie hin.

Sie blieben stehen. Auf das Zeichen kam ein Feldwebel mit sechs Mann.

„Ah, Pfaffen! Das sind Spione! Durchsucht sie."

Man fand den Brief an den Dechanten; ein Soldat las ihn bei dem Scheine der Laterne laut vor.

„Dieser Dechant muß auch ein Spitzbube sein; vielleicht hat ihn der Wrede schon hängen lassen, weil er ein Tiroler ist. Wir haben da und dort einen solchen Kerl aufgeknüpft, daß er im Wind tanzte wie ein Hampelmann. Marsch!"

Man führte sie vor den Offizier. Dieser sah sie aufmerksam an, prüfte das Schreiben und befahl dann, sie vor den Kronprinzen in Matzen zu geleiten; der wolle ja Boten an die Tiroler schicken, weil man befürchte, daß sie gegen Kriegsrecht auf die Parlamentäre schießen, diese dummen Bauern. „Behandelt sie jedoch gut!“ fügte der Offizier leise bei; „vielleicht ist etwas von ihnen zu erfahren.“

An den grauen Mauern der alten Burg zuckte ungewisser Feuerschein; im Hofe kochten die Soldaten, was sie zusammengeraubt, in den kupfernen Feldkesseln. Ein Offizier erstattete dem Kronprinzen die Meldung; man führte die Einsiedler über eine Treppe mit hölzernem Verschlag in eine getäfelte Stube. Hinter einem Eichentische saß ein feiner, junger Mann, den die Kunstgeschichte als König Ludwig von Bayern preist; er hatte das Schreiben Siards in der Hand und musterte dann die zwei von oben bis unten.

„Nach Reut dürft ihr nicht; ihr wäret die richtigen Vögel für den Dohnenstieg Lefebres. Ich will euch nichts zuleid tun; aber gebt mir Bescheid, wahren Bescheid.“

Die zwei verneigten sich.

Der Kronprinz trat vor sie hin. „Ist die Brücke über den Ziller schon abgebrochen?“

„Nein!“

„Wurden Verhaue angelegt?“

„Nein!“

„Haben die Oesterreicher die Stellung besetzt?“

„Nein!“

„Ja, wo sind sie denn?"

„Davongelaufen!"

„Warum haben die Tiroler diesen Krieg angefangen?"

„Weil die Bayern den Krieg mit Gott angefangen haben. Fragt nach, wie Eure Soldaten gehaust haben, und Euer Wrede hat ihnen nicht Einhalt getan. Das Blut der ermordeten Greise, der hingeschlachteten Weiber und erwürgten und gespießten Kinder schreit zum Himmel! Sogar im Tabernakel war unser Herrgott nicht sicher; sie traten die geweihten Hostien auf den Boden, als wollten sie sich an Gott rächen, weil sie es an den Schützen nicht können. Wir Tiroler verteidigen unser heiliges Recht, darum haben wir Krieg angefangen."

Michael war dicht vor den Prinzen getreten, der einen Schritt zurückwich.

„Und weil wir die Franzosen nicht leiden können!" fügte Jodok bei.

„Ich auch nicht, ich auch nicht!" murmelte der Prinz halblaut. „Aber es hilft nichts! So kann es nicht weiter gehen; ich werde Einhalt tun, wo es mir möglich. Glaubt mir, man opfert euch. Dank von Wien? Vielleicht Versprechungen und einige Gnadenpfennige anstatt des Haltens! Prometter lungo et attender corto! Ich kenne Wien besser, laßt euch nicht mehr betören! Haltet Frieden mit uns, dann sollt ihr Frieden haben. Was geschehen ist, ist geschehen! Verziehen! — Niemand soll ein Haar gekrümmt werden. Sagt

den Hirten: ‚Zieht auf eure Almen, singt eure Jodler und weidet die Rinder; wir schützen euch.‘ Sagt den Bauern: ‚Kehrt zurück in eure Höfe!‘“

Ein greller Lichtschein drang durch das Fenster; alle drei blickten betroffen hinaus. Am linken Ufer des Inn brannten etliche Häuser und die Kapelle in der Mitte plötzlich auch. Prinz Ludwig lief etliche Male mit geballter Faust im Zimmer auf und ab. „O diese Franzosen, diese Franzosen! Sie verderben mir Land und Leute!“

Michael blickte ihn teilnehmend an. „Ich war auch Soldat, — das ist, wie in den Türkenkriegen. Wenn Ihr der Sohn des Königs seid, befehlt, und wer nicht gehorcht, den laßt hängen, — wär's der Lefebre selbst.“

„Sagt den Tirolern, ich werde helfen, wo ich kann; aber ich bin nicht allmächtig.“

Er entließ sie mit einer leichten Handbewegung; die Patrouille führte sie etwa hundert Schritte über die Vorposten.

Als sie zu Straß auf den Kirchplatz anlangten, schlug es eben zwölf Uhr. Der vierzehnte Mai! Aus dem Zillertale waren noch die Rieder Schützen eingerückt; einzelne Landstürmer strömten hier und da zu. Diese kleine Schar war zum Kampfe gegen die große und siegreiche Armee Wredes und Lefebres bereit. Höher als die Begeisterung für den Ruhm, die sie den Soldaten gönnten, bewegte diese tapferen Herzen die Liebe zu Gott und Vaterland; darum wird der Eichenkranz auf den Bergen Tirols nie welken,

das einzige, was es sich in diesen Kämpfen herausgeschossen.

„Wir haben Zeit," rief Michael den Männern zu; „vor zehn, elf wird der Feind nicht an der Brücke eintreffen. Jodok führt Zimmerleute hin; dort tragen sie das Joch gegen Straß ab und legen einige Bretter, die man zurückziehen kann, wenn die Bayern stürmen. Die Kompanie von Ried begleitet ihn; er läßt sie am Fuße des Klausecks, das er bei Anbruch des Tages besetzt; einen Zug stellt er hinter die Mauer von Kropfsberg zur Beobachtung der Landstraße; aber ja nicht schießen, sonst ist der Feind gewarnt und rückt gleich in voller Schar an; wir müssen Zeit gewinnen!"

Zimmerleute mit dem Lederschurz, das Schlichtbeil auf der Achsel, traten vor; die Rieder ordneten sich in Doppelrotten; Jodok, der sich mittlerweile in den Offizier verwandelt, trat mit gezogenem Säbel an die Spitze. Beim Zoll sah er wohl zwei Schatten hinter dem Vorhang, er marschierte jedoch ohne Zeichen vorüber.

Endlich krähten die Hähne, die Sterne verblaßten, ein schmaler Lichtschein erhellte den Osten. Da klopfte es an die Tür. Die Frauen traten mit ihren Bündeln heraus; sie blickten Jodok an, was er verfüge. „Heut' keinen guten Morgen," sagte er, „aber gebe uns Gott einen guten Abend."

Gretel getraute sich kaum, ihn anzuschauen, so prächtig stand er da. Die Krempe des Hutes war rechts aufgestülpt und mit einer grünweißen Kokarde, aus

welcher der Federbusch emporstieg, angeheftet. Schräg über die breite Brust zog der Gurt mit dem Säbel, den das Portepee schmückte. Sie fühlte, sie wußte: Er ist ein Mann! und war stolz auf ihn.

„Legt die Päcke auf die Bank," fuhr er fort, „und schaut meinem Finger nach. Dort links ober der Kapelle ist eine kleine Wand; ein Buschstreifen zieht mitten hinein. Dann trefft ihr ein Brettchen, das wie ein Steg zu den dichten Zundern führt. Biegt die Aeste auseinander, und ihr steht vor einem Knappenloch, wo der Einsiedler und ich solche Dinge aufbewahrten, welche der Kühle des Kellers bedürfen. Dort sucht und findet euch niemand, wenn ihr das Brettchen hineinzieht. Höchstens in drei Tagen ist ohnedem alles vorbei; ihr seid dort besser aufgehoben, als wenn ihr in ein nahes Dorf flüchtet. Vielleicht komme ich noch heut' nachts. Habt ihr mich verstanden?"

Sie bejahten es.

„Nun, Jagg," rief er einem Schützen zu, „rück' mit dem Karren vor. Alles, was ihr noch an Lebensmitteln habt, — Speck, Eier, Käse, das Fäßchen Wein, — wird aufgeladen; es ist besser, die Schützen zehren es auf, als daß es diese welschen Hunde verschlingen."

Die Mutter zögerte, den Schlüssel abzugeben; Gretel nahm ihn mit einem raschen Griffe und reichte ihn Jagg.

„Nun kommt schnell; wir müssen retten, was zu retten ist. Alles können wir nicht. Es ist nur für alle Fälle, auch für den schlimmsten. Wir sind halt zu wenig, zu wenig!"

Die Frauen gingen voraus; zwei Schützen folgten ihnen in die Küche. Dort führte eine Schlagtür in den Keller; Jodok zog sie auf. „Die wertvollen Sachen hinunter!"

Die Frauen und die zwei Bauern schleppten allerlei Gerät mit vollen Armen herbei. Nun ergriff Jodok Tongeschirr und schlechtes Porzellan und — schleuderte es auf dem Boden in Trümmer. Entsetzt starrte ihn die Mutter an.

„Sie sollen glauben, es sei hier schon geplündert worden; dann ziehen sie vorbei, wenn sie etwa nicht gar die Hütte anschüren, diese Mordbrenner!"

Dann ging er in die Zimmer, hackte da und dort mit dem Säbel in einen Stuhl, durchstach ein Bild, schlitzte ein Bett auf, daß die Federn herumstoben, — es war ein Greuel der Verwüstung. In der Küche warf er die Falltür zu, stürzte den großen Wandkasten darauf, so daß sie vollkommen gedeckt war. Die Schützen hatten unterdes die Fenster eingeschlagen.

„Wo ist dein Geflügel?" wandte er sich plötzlich an Gretel.

„Drunten im Stall eingesperrt!"

„Laß es schleunig auf den Anger! Fangen werden sie's nicht; mit ihren Schießprügeln treffen sie zu schlecht, um etwas zu erwischen. Deine Blumen werden sie freilich zerstampfen, — wären's die einzigen Blüten, die in diesem Lenze fallen!"

Er blieb eine Weile stehen und betrachtete sein Werk: „Fertig und fort!"

Vor dem Hause faßte ihn Gretel bei der Hand; sie blickte ihn treu und innig an. „Jodok, ob wir uns auf dieser Welt noch einmal sehen, liegt in der Allmacht Gottes; aber eins versprich mir: wenn du irgendwo krank oder verwundet liegst, laß es mir sagen; dann such' ich dich, — wär's auch barfuß durch Nesseln und Dornen, — und laß dich nicht verderben." Er drückte zitternd einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn und stürmte mit den Schützen, ohne umzusehen, zur Brücke. Die Mutter schluchzte; sie konnte ihm gar nicht mehr ein Kreuz machen.

Zum Verständnis der folgenden Ereignisse muß ich eine kleine Skizze der Gegend entwerfen. Der Inn fließt von West nach Ost; darauf senkrecht in der Richtung von Süd und Nord erreicht ihn der Ziller. Etwa dreihundert Schritte von seiner Mündung drängt sich der Schrofen des Klauseckes so nahe an sein rechtes Ufer, daß der Weg in die Felsenwand gesprengt werden mußte; um einer Umgehung vorzubeugen, war er abgegraben. Einen Steinwurf unterhalb setzt die Landstraße ostwärts über eine hölzerne Brücke, also parallel dem Inn. Das Dorf Gertrauden liegt in der Senkung zwischen dem langgestreckten Hügel links, der die Trümmer von Kropfsberg trägt, und den Schutthalden rechts, wo die Knappen das taube Gestein abgestürzt hatten. Darüber erhebt sich der Berg als eine Fortsetzung des Klauseck, da und dort bewaldet, mit den Mundlöchern von Stollen und einzelnen Holzhütten. Von der Brücke abwärts standen damals rechts am Ziller einige starke

Eschen, links etliche Stadel; die Ufer waren beiderseits flach, von nassen Wiesen und Erlbüschen eingesäumt.

Neben der Brücke hatte sich Michael aufgestellt, ohne Waffe, nur ein Kruzifix im Arme; auf und ab lauerten die Schützen hinter den Steindämmen der linken Seite; gedeckt durch einen Erdhaufen, kniete der Pfarrer, um Sterbenden die Sakramente zu reichen. In den Stadeln lagen Schützen versteckt, wenn sich etwa die Bayern am rechten Ufer ausbreiten sollten. Auf dem Klauseck und ober den Schutthalden standen die Rieder mit Jodok wie auf einer Bastei, um die Feinde in der Seite zu fassen. Alles war so ruhig, daß man den leisesten Pfiff der Meise, das Zirpen der Grillen hörte.

Eins! Der Posten hinter der Mauer von Kropfsberg lief den Abhang herab durch die Büsche zur Brücke. — Pferdegetrappel! — Kein Blatt regte sich, kein Kopf tauchte auf. Ein Zug Chevauxlegers, den Karabiner bereit, sprengte her, voran der Leutnant von Altrans. Jodok erkannte ihn augenblicklich; gerade ihn wollte er nicht aus dem Hinterhalte treffen und sprang daher auf einen Steinblock; jener zielte mit der Pistole, die Kugel warf ein Lärchenzweiglein herab — zur Antwort ein Krach, das Roß bäumte, warf den Reiter aus dem Sattel und schleifte ihn kopfunter blutig am Bügel zurück. Nun wurde es lebendig; nur wenige Soldaten entrannen dem sicheren Blei, um dem Vortrab, — leichten Jägern mit dem Raupenhelm, — Nachricht zu bringen. In dichter

Kette drangen sie vor — vergebens! „Heut' blüht der Flachs!" riefen die Schützen einander zu, als sie die lange Zeile der Toten in der blauen Montur sahen. — Fünf! Es war eine jener Pausen im Gefecht eingetreten, wo sich die Gegner mit scharfen Blicken schweigend messen, um sich dann Leib an Leib im tödlichen Ringen zu umspannen. Die Batterien wurden vorkommandiert. Wrede sprengte hin und her; wütend, Schaum auf den Lippen, ordnete er die Sturmkolonnen, denn der Franzose Lefebre hatte ihn ausgelacht, daß er die Bauern nicht mit einem Nasenstüber vertreibe. — Dem Herrn Marschall sollte es in den Schluchten des Eisak noch schlimmer gehen! Als sie in den Bereich der Schutthalden gelangten, stockte der Vormarsch, die Kugeln schlugen ein, Major Zaigner war zum Tode getroffen. Da legte sich an den Saum des Waldes dicker Rauch, Flammen züngelten empor und flatterten bald, vom Winde getrieben, in breiten Streifen aufwärts durch die Föhren: die Bayern hatten die Bäume angezündet, um die Schützen zu vertreiben. Bald stand das Klauseck da wie in einem Feuermantel, ein Funkenregen stob gegen die Brücke, über das ganze Tal breitete sich grauer, beißender Qualm. So schob sich Heersäule an Heersäule gegen die Brücke; wich eine, drängten zehn nach. Sappeurs wollten Bretter legen, da sprang Michael auf: „Wir haben zum Laden nicht mehr Zeit, schlagt sie mit den Kolben hinab!" Eine Salve erdröhnte; er fuhr mit dem Kreuze gegen die Brust und stürzte von einem Balken in die reißende Flut. Die Wogen

wirbelten ihn fort; auf der Wasserfläche zog ein breiter, roter Striemen nach. Schützen sprangen mit Stangen hinzu; es gelang, ihn aufzufangen und an das Ufer zu ziehen — er war tot. Sie trugen ihn in den Stadel auf das Heu. Der Feind hatte die Bewegung bemerkt; er zielte mit den Haubitzen hin, bis eine Granate einschlug und sogleich zündete. Aus allen Ritzen und Fugen fuhr das Feuer; kaum vermochten die Schützen sich zu retten. Der Stadel brannte bis auf den Grund nieder! von der Leiche des Einsiedlers war nicht ein weißes Knöchelchen mehr zu finden.

An der Brücke hatte eine kleine Zahl Schützen eine Armee fast einen halben Tag aufgehalten; jetzt war der Widerstand gebrochen, die Verteidiger zerstoben oder flohen zur Wand der Brettfall, wo sie das Feuer noch einmal eröffneten. Die Bayern schossen mit den Kanonen hinauf; drei Kugeln streiften die Kapelle. Das Fußvolk eilte im Laufschritt vorüber; die Stechschüsse von oben trafen weniger sicher. Beim Einbruch der Dämmerung war alles vorbei. Wie die Bayern im Dorfe wüteten, erzählt Siard; die Greueltaten von Schwaz und Vomp mag man in Rapps Buch nachlesen. Wrede errichtete man in der Feldherrnhalle zu München neben Tilly ein Denkmal.

Jodoks Schützen waren versprengt; er entrann nach Hart im Zillertale, übersetzte bei Schlitters, wo einzelne Höfe brannten, den Bach und stieg dann quer durch den Wald zur Brettfall. Er öffnete die Zelle, da stand und lag alles unberührt, — wo mochte der Einsiedler sein? Von der Terrasse schaute er ins Tal:

die Stille der Nacht unterbrach nur bisweilen das Bellen eines verlaufenen Hundes oder der Einsturz verkohlter Balken, von denen rote Funken emporflogen. Am Klauseck glostete es noch; beim Wehen der Luft zuckte hier und da eine Flamme von einem Busch, der bisher verschont blieb. Er schaute zum Himmel: die Sterne wandelten klar und ruhig durch das unermeßliche Blau; eitle Torheit der Menschen, die an ihren erhabenen Gang ihr kleines Schicksal knüpft!

Hier oben war alles sicher. Der Steig war abgebrochen; über Rottenburg hätten die Bayern keinen Führer gefunden. Jodok holte die Frauen aus dem Stollen, hinter dessen Eingang sie, in die Decken gewickelt, kauerten. Die kirchliche Regel verbot ihm, sie in die Zelle zu führen; er schloß ihnen daher die Kapelle auf, wo vor dem Altar die ewige Ampel durch das rote Glas schimmerte. Nun kochte er eine warme Suppe; sie verzehrten sie auf dem Betschemel und erzählten sich die Ereignisse des Tages. Auch sie wußten von dem Schicksale des Einsiedlers nichts. Dann bereitete er ihnen ein bequemes Lager an den Stufen des Altars, — sie sollten ihn beim leisesten Geräusch rufen, — und ging in die Zelle, ließ aber die Türen nur angelehnt. Alle bedurften sehr der Erquickung des Schlafes.

Pax vobiscum.

Hier will ich die geduldigen Leserinnen noch mit einem Waldbruder bekannt machen, der ihnen die Klausur erklären mag. Es ist — eigentlich es war, denn man hat ihn längst begraben — mein Freund,

der Bruder Felix. Im Jahre 1848 zog er mit den Landesschützen an die welsche Grenze, beteiligte sich an mehreren Gefechten und pilgerte dann nach Jerusalem; ob aus romantischem Hang oder als Büßer, hat er mir nicht gebeichtet. Zurückgekehrt, siedelte er sich unter den Ruinen der Burg Thauer neben dem Kirchlein des heiligen Romedius an, der als Klausner auf einem Bären über den Nonsberg nach Rom geritten war. In Gold und Perlen gefaßt, blickt sein Schädel vom Hochaltare nieder.

Bruder Felix und ich saßen manches Stündlein vor der Hütte, auf dem Tische ein Krug frisches Quellwasser und ein Laib schwarzes Brot. Wir redeten von alten Tagen; er erzählte wohl auch Wunder aus dem Leben der heiligen Väter in der Wüste Thebais, wie es ein großes Fresko im Campo santo von Pisa darstellt. Da erfuhr ich auch näheres über die Klausur, und warum keine Frau die Zelle eines Mönches oder Anachoreten betreten darf.

„Die Liebe zum Weibe ist ein Unkraut im Acker Gottes; wo es wuchert, erstickt der englische Weizen und streut die Sünde ihren Samen. So ein Mädel gleicht einer Ziege, die in den Garten deines Herzens bricht; sie benagt und benascht die schönsten Triebe der Gottseligkeit, daß sie vertrocknen und abfallen.“

So fand er immer neue Gleichnisse und Bilder, deren ich nicht jedes wiederholen darf. Was mochte Felix erfahren haben? Zu Innsbruck erzählte ich mehreren jungen Damen von ihm; sie machten einen Aus-

flug, ihn zu besuchen. Als sie unvermutet durch den Zaun des Gärtchens traten, sprang er hinten durch das Fenster der Hütte: „denn wenn die heiligen Väter irgendwo recht haben, ist es in bezug auf die Weiber.“

Vielleicht räucherte er dann die Zelle mit Schwefel aus.

Die drei schliefen tief in den Tag. Jodok bereitete ein Frühstück; dann klomm er durch die Tannen, deren Rinde oft von Kugeln zerfetzt war, in das Tal hinab. Die Häuser waren verlassen und beraubt, das Vieh aus den Ställen fortgetrieben; der Sturm jedoch vorübergebraust, ja nicht einmal ein Nachzügler zurückgeblieben. Beim Zoll war alles unverändert, wie er es vorausgesetzt hatte. Bauern, die sich in Wald und Au versteckt hatten, schlichen allmählich herbei und holten dann Weiber und Kinder, bis so ziemlich wieder alle beisammen waren. Etliche Kompanien Soldaten marschierten ohne Aufenthalt durch die Gassen nach Schwaz; weil ihnen niemand feindlich entgegentrat, verließ keiner die Reihen. Nachmittags erfuhr Jodok auch das Schicksal und den Tod Michaels; er mochte nichts mehr hören und kehrte auf die Brettfall zurück. Dort betete er mit den Frauen in tiefster Trauer für die Seelen der Gefallenen; dann raffte er sich auf und ergriff den Stutzen. Den Frauen riet er, erst übermorgen mittag heimzukehren; sie sollten ihm, er werde ihnen Nachricht senden.

Auf Bergpfaden, wo sich ihm mancher versprengte

Landstürmer anschloß, erreichte er die Seinen im Wipptal; von Zeit zu Zeit meldete ein Brieflein am Zoll, daß er noch heil und unverletzt sei. Auch nach dem Waffenstillstand bei Znaim, wo Oesterreich auf Tirol vergessen hatte, nahm er an der dritten, ruhmvollsten Erhebung teil; dort vergaß auch Lefebre das Prahlen.

Adler, Tiroleradler!
Warum bist du so rot! —
Vom roten Sonnenscheine,
Vom roten Feuerweine,
Vom Feindesblute rot,
Davon bin ich so rot!

Kennt ihr diese Strophe von Johann Senn, dem unglücklichen, mannhaften Dichter? Sie ist noch hier und da auf den Pfeifenköpfen der Schützen gemalt.

Als der Friede geschlossen war, sah Jodok ein, daß die Fortsetzung des Kampfes vergeblich, unrecht, verderblich sei; er widerriet, wo er konnte, entrann aber nur mit größter Not der Wut fanatisierter Bauern, die ihn als Ueberläufer totschlagen wollten. Das nützte ihm jedoch in anderer Weise, indem ihm die bayrischen Behörden schon für die letzten Tage des nächsten Februar die straffreie Rückkehr gestatteten. Er war dessen froh; das Gnadenbrot des Flüchtlinges in Klagenfurt wollte ihm nicht munden. Schon gar nicht mehr, als er auf der Post erfuhr, daß Andreas Hofer durch die Franzosen den Märtyrertod erlitten, während ihr Kaiser die Tochter des österreichischen Kai-

sers Franz I. als Braut heimführen wollte. Er dachte an die Warnung des bayrischen Kronprinzen zu Matzen und glaubte, es müsse sich jede Stirn verfinstern, jede Faust ballen. Die Leute erzählten sich aber die Nachricht gleichgültig, als wäre ein gemeiner Verbrecher ausgeführt worden, der sie eben auch nicht näher anging. Ein Beamter meinte gar: „Wär' er daheim geblieben, im Wirtshaus am Sand hätt' ihm niemand was tan." Ingrimm faßte ihn; er hätte sich lieber in Tirol einsperren lassen, als noch länger in Kärnten bleiben. Dann zog ihn auch ein tiefes Heimweh nach Norden: wie oft träumte er von den Bergen bei Straß, von Gretel, mit der er im Gärtlein Blumen pflanzte; einmal flocht er mit ihr einen Kranz für das Grab Michaels und erwachte weinend.

Er kehrte über den Paß Thurn zurück. Ueberall waren die Leute beschäftigt, den Schaden auszubessern; Maurer, Tischler und Zimmerleute arbeiteten; die Herzensgüte des Königs Max gab Hoffnung auf schönere Zeiten. Auf Jodok drückte noch tiefe Schwermut; auch seine persönlichen Verhältnisse, der Ausblick in eine öde Zukunft hemmten Willen und Tatkraft. Darum wählte er die abgelegene Brettfall zum Aufenthalt; ja, man sah ihn sogar manchmal in der Kutte, als hätten die Worte, welche Michael über die Ruhe und den Frieden da droben sprach, bei ihm Nachklang gefunden. Den Zoll besuchte er fast alle Tage. Bald setzte ihn die Mutter an den Schreibtisch, er sollte helfen; am liebsten hätte sie es gesehen, wenn er ganz zu ihr gezogen wäre. Gretel war ernst und still; ihr

reiner Sinn ahnte, daß die Nebel bald reißen und sich dann die scheinbaren Widersprüche in Harmonie lösen würden. Von der Vergangenheit sprachen sie kaum.

Am Faschingssamstag abends ging Jodok durch das Dorf dem Berge zu. Etliche Bursche, mit denen er früher hier und da eine Halbe getrunken, hielten ihn auf. „Klausner," begann einer, „kommst du morgen nicht in den Saal zum Eder? Wir haben die Musik bestellt!"

„Die Musik!" erwiderte Jodok, „in dieser Zeit?"

„Eben darum! Die Toten weckt niemand auf! Sollen wir uns dazu ins Grab legen? Sie haben ihre Zeit gehabt, und wir haben die unsrige. Sei gescheit! Du verstandest sonst einen Spaß; bring' die Gretel mit, dann tanzen wir, bis die Sohlen reißen!"

Jodok ging unwillig weiter. Empörte ihn schon der Leichtsinn, was ging sie Gretel an? Sonntag abends drangen die Töne der Geige und Klarinette in seine einsame Zelle. Hier und da ein Juhschrei zum Stampfen der Füße — er hörte alles. Er mochte sich nicht ins Bett legen; um zwölf war Polizeistunde, da mußte der ganze Herensabbath aufhören. Dort verstummte die Musik, die Lichter verloschen, und die Bursche stolperten über die Schwelle. Er meinte nun, es solle Ruhe werden — doch nein! Da erscholl vom Zoll her wüster Lärm und dann ein Gesang, dessen Worte er nicht verstand. Schon wollte er mit dem Stutzen in der Faust hinunter; plötzlich Schweigen — hatte sie vielleicht der Gerichtsdiener heimgejagt? Er täuschte sich. Den Berg herauf kam Jauchzen — näher und näher bis

vor seine Hütte. Sie stimmten ein Schnadahüpfel an, ein ganz neues, das sie beim Wein für ihn ersonnen:

> Der Dasiedl im Wald
> Hat nit warm und nit kalt,
> Hat die Kutten aufg'hängt,
> Und ist 'm Madel nachg'sprengt!

Schallendes Gelächter! Ihn faßte Wut, er griff zu einem Knittel und fuhr wie der Wetterstrahl mitten unter sie. Den einen schlug er rechts, den andern links; schreiend und heulend purzelte die Bande über den Steig herunter, schneller als sie heraufgekommen. Später bedankte sich der Wundarzt bei Jodok für den schönen Verdienst, den er ihm zugeschanzt.

Schon in der Dämmerung trat Barbel in die Zelle; sie war noch nicht gekämmt, keine Masche saß recht. Nachdem sie eine Weile gepustet, faßte sie ihn beim Skapulier der Kutte: „Jodok, so geht's nicht mehr!"

„Ja, was ist denn?"

„Hast du gestern das Schandliedl nicht gehört, das sie uns gesungen? ‚Der Dasiedl im Wald!'" — und dicke Tropfen perlten auf das Busentuch. „Gretel wird ausgeschrien im ganzen Tal. Du mußt was tun."

„Hab' ich sie nicht geprügelt, daß sie ihr Lebtag an den Segen des jungen Einsiedlers denken werden?"

„Du bist ein dummer Bub'."

„Ja, was denn?"

„Heiraten mußt du die Gretel!"

„Heiraten!" schrie er und taumelte auf die Bank zurück.

„Ist sie dir etwa zu schlecht?"

„Du lieber Gott!“ Er zupfte am Paternoster.

„Nun gut! Gib mir den Kalender, dann setzen wir die Hochzeit fest.“

„Ja, will mich denn die Gretel heiraten?“

„Hast's nicht gespürt?“

„Daß sie mich gern hat, schon — aber heiraten!“

„Mir scheint, dich hat das Studieren dumm gemacht. Also ja, die Fasten hältst noch aus; am Osterdienstag ist dann die Trauung. Heut' mittag kommst, und da trinken wir Gesundheit drauf.“

Um elf Uhr sprang er in großen Sätzen über den Berg hinunter; je näher er aber dem Zoll kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Vielleicht wär' er am liebsten umgekehrt. Da schrie jedoch die Mutter zum Schubfenster heraus: „Laß die Suppe nicht kalt werden!“ und er folgte dem Rufe Gottes.

Gretel wurde brennrot, als er vor sie hintrat; die Mutter brummte: „Sag' du ihm auch, daß er ein dummer Bub' ist!“ Gretel sagte aber gar nichts. Nach den Krapfen wurden die Gläser gefüllt. Die Mutter hielt eine Rede: „Siehst du, Jodok, ich habe mir längst schon gedacht, du seiest ein braver Bub', wenn du auch nicht wußtest, wie man die Mädel anpacken muß. Du hast auch eine gute Schrift; ich bin alt und ertue es nimmer recht. Aber nur eines merk' dir: du mußt mit den Bauern nicht so viel handeln, sonst bist verspielt. Am besten, du gibst ihnen die Bollete und sagst gar nichts. Also du übernimmst das Amtl. Der Alte und ich haben erspart; ihr könnt's auch tun, so lange ihr jung seid; kommen Kinder, die sind dann ein fressen-

des Kapital. Unser Herrgott hat's mit euch nicht schlecht gemeint, drum behaltet ihn vor Augen. Freilich, freilich, ich hab' noch manches auf dem Herzen, aber wir bleiben ja beisammen, und da ist Zeit dazu! So, jetzt sollt's leben hundert Jahre nach dem Tode!"

Die Gläser klingelten lustig an.

Am Osterdienstag traute sie Siard auf der Brettfall. In der Brautnacht ertönte vor dem Zoll der volltönige Chor der Dorfmusikanten:

Der Dasiedl im Wald
Hat nit warm und nit kalt,
Hat die Kutten aufg'hängt,
Und ist 'm Madel nachg'sprengt.

Aber Jodok stürzte dieses Mal nicht mit dem Knittel hinaus, um drein zu schlagen, sondern zahlte am nächsten Sonntage dem lustigen Gesindel eine Pazeide Wein.

Fünfzig Jahre darauf war die goldene Hochzeit. Ein Sohn, der hochwürdige Pfarrer von Angern, sprach in der festlich geschmückten Kapelle der Brettfall den Segen über die betagten Eltern. Beim Festmahle saßen unter jungem Volk ehrwürdige Greise und Frauen; als der goldige Terlaner eingeschenkt wurde, hob einer das Glas und begann schüchtern: „Der Dasiedl im Wald!" Jodok reichte der lieben Gretel gerührt die Hand und fuhr laut fort: „Hat nit warm und nit kalt," und darauf folgte der volle Chor:

Hat die Kutten aufg'hängt
Und ist 'm Madel nachg'sprengt.

„Der Dasiedl im Wald!" wiederholte der Toast.

Die Gläser klangen an, und das junge Volk fragte, was denn das G'satzl und der Spruch zu bedeuten habe?

Ach, wir glauben für die ganze Welt, für die weite Zukunft zu leben; aber die eigenen Enkel wissen nichts von den Taten und Leiden der Ahnen.

Sei Jodok und Gretel die Erde leicht!

Druck von Mänicke & Jahn in Rudolstadt.



Kreuz und quer

von

Adolf Pichler

Adolf Pichler

Kreuz und quer



Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band VII

Kreuz und quer

München und Leipzig
bei Georg Müller
1906

Adolf Pichler

Kreuz und quer

Streifzüge

Vierte vermehrte Auflage

München und Leipzig
bei Georg Müller
1906

Seinen Freunden,

den Professoren

Dr. Aloys Brandl und Joseph Wackernell

Adolf Pichler

Inhalt

In der goldenen Wachau

Bereits zu Pfingsten hatte ich einen Teil des Gebirges nördlich und westlich von Krems durchstreift, um geognostische Handstücke zu holen und Studien zu machen, es war aber noch manche Lücke zu ergänzen und dazu verwendete ich die prächtigen Herbsttage um Allerheiligen. An einem trüben Morgen erstieg ich die niedere Hochfläche, die sich um Gneixendorf weit und breit ausdehnt, und mit ihrem vergilbten Grase, über das sich nur selten ein Baum erhob, fast den Eindruck einer Heide machte. Kaum eine Bodenwelle, eine leichte Senkung unterbrach die einförmige Fläche, welche im Norden die blauen Wälder des Mannhart, im Süden die stolzen Höhen, auf deren einer das Stift Göttweih thront, abschlossen. Die Straße zog unabsehbar dahin; hier und da saß auf einem Schotterhaufen eine braune Schopflerche und pfiff ihr leises Lied, wie zur Erinnerung an die lauten Tage des Sommers; zwischen den seltenen Wegkreuzungen ragten Steinsäulen, fast alle im gleichen Stil der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts; aus älterer Zeit findet man wenig mehr, denn der rohe Schwede hat hier gehaust. Die Nische füllt meist ein oder das andere Heiligenbild; mittelmäßig,

wo nicht gar schlecht: die Dreifaltigkeit, vor der man sich in dieser weinreichen Gegend an den Reim erinnern mochte:

„Bibunt bonum vinum
Et laudant deum trinum!“

oder der tschechische Nepomuk, der den Huß verdrängen mußte; manchmal auch eine Madonna, und da überraschte es mich, stets der Kopie des berühmten Gnadenbildes „Mariahilf“ in der Pfarrkirche zu Innsbruck zu begegnen. Das hat zwar der Lutheraner Lucas Cranach gemalt, deswegen wirkt es aber doch Mirakel und obwohl es kein hohes Meisterstück ist, hat er doch den Sinn des Volkes getroffen. Ein solches Werk gleicht einem Volksliede, es fliegt überall hin, rührt und bewegt die Herzen und sucht sich eine Stätte im Tal und auf den Höhen, oft mitten im Wald und an einer Felsenwand. Zu Salzburg prangt es auf einem Altare zwischen Säulen; blecherne Herzen, wächserne Glieder, flatternde Seidenbänder beweisen auch hier, daß das Wunder des Glaubens liebstes Kind ist. Neben dem Gitter hängt ein Kranz aus Hunderten von Edelweißsternen kunstvoll gefügt, mit der purpurnen Inschrift: „Maria hat geholfen!“. Auf allen Bänken knieten Weiblein und Mädchen mit brennenden Kerzen; was sie etwa der Heiligen für Herzensgeheimnisse anzuvertrauen hatten? — In Tirol kommt das gemütlich deutsche Bild mit dem nackten Knäblein auf dem Schoße allmählich aus der Mode, es wird von einer steifen „Empfängnis“ verdrängt, die die Jungfrauen des Dorfes an den Festtagen herumtragen. Es tut nichts, wenn sie ver-

heiratet sind, schreien sie in gewissen Fällen doch alle wie Dantes Mutter: „Maria hilf!“.

Kehren wir wieder auf das Kremserfeld. Es war doch nicht so einförmig, als es mir von weitem erschien. Etlichemale standen wir vor einem tiefen Einschnitt mit prallen Wänden, wo die Straße abfiel und wieder hinaufbog. Auf dem Grunde desselben waren Obstbäume gepflanzt und wucherte Gebüsch. Diese Schluchten sprachen von der Urgeschichte der Gegend; als noch die Wälder das Wasser des Himmels sammelten, flossen hier Bäche und sägten das Bett tief im weichen Löß ein, den die Gletscherzeit zurückgelassen. Dort wanderten allerlei Gerölle aus den Alpen ein, auch solche, die ihre Heimat fern im Engadin haben, und so baute der Schutt des Hochgebirges die fruchtbaren Ebenen. An ein unscheinbares Geschiebe hängt sich eine Kette von Schlüssen, aus einer Vorzeit vieler Tausende von Jahren tauchen Formen und Gestalten; spät, spät kommt der Mensch, und da mögen wir wohl an die deutschen Markomannen denken, die mit dem Steinbeil in der Faust und den ehernen Schildbuckeln auf wilden Rossen an die Donau stürmten: ihnen standen jenseits die fest geschlossenen Glieder der römischen Legionen gegenüber.

Quousque tandem!

So schritt ich mit meinem Sohne langsam vorwärts. Da erblickten wir bei einem hohen Steinkreuze eine zahlreiche Volksversammlung. Wir vermuteten Wallfahrer; eine solche Andacht wäre jedoch ohne Weiber nicht abgegangen, und so erkannten wir, als wir näher kamen, eine Schar Jäger mit

Hunden und Buben, die treiben mußten. Wir glaubten zuerst, es gelte einem vorweltlichen Mammut, das zur Urzeit aus dem gelblichen Sand erstanden sei; nach langem Schauen erblickten wir endlich etliche Hasen, die neben dem Kreuz auf der Decke lagen. Bald zerstreuten sich die Gruppen über die Äcker, das Pelotonfeuer zu Ehren Lampes begann von neuem, ob jedoch die Jagdbeute der Nimrode die Preise des Wildbretes auf dem Markte zu Krems gedrückt, möcht' ich bezweifeln, schwerlich haben sie eine Schiffsladung nach Wien geschickt.

Weidmannsheil!

Wieder schritten wir im Staub der einsamen Straße vorwärts; da senkte sie sich plötzlich in eine tiefe Falte, zwischen den trockenen Hügeln dehnte sich der Markt Langenlois. Ich besuche auf Reisen zuerst die Kirche des Ortes, den ich berühre; sie war geschlossen, wie man denn überhaupt nur in Tirol und Altbayern dem lieben Herrgott und dessen Heiligen zu jeder Stunde einen Besuch machen kann. Wir billigen das; so manches bedrängte Herz findet hier eine Zuflucht; wen die Menschen nicht hören, den hört Gott! — das ungefähr sagte mein alter Freund, der Einsiedler von Thaur. Hier verbarg eine bombastische Rokoko-Fassade die Mißhandlung der gotischen Schiffe, die leider überall erfolgte, wo die Leute im vorigen Jahrhundert Geld genug hatten, sie zu bezahlen. Man hieß das verschönern, jetzt nennt man es wohl restaurieren. In der „Rose" wurde das Herrenstübchen eben gescheuert, wir setzten uns daher an einen Tisch neben die Bauern und Handwerker.

Auch hier die Politik, nur etwas anders als in Tirol, wo überall die Kirchenglocke drein schallt. Ein langer Mann mit kurzer Jacke und blauem Schurz um die magern Lenden hielt seinen Speech. „Zuerst hat der Kaiser allein regiert, dann hat er, weil er jung war, eine Konstitution gegeben und gesagt: ‚Da habt ihr es, nun tut selber!‘ Jetzt ist es erst recht drüber und drunter gegangen; ja die Reichsräte! — wenn unsereins in der Früh zur Arbeit geht, humpeln sie aus dem Kaffeehaus. Dann sind die Notare und Advokaten gekommen. Der Bauer hat eine Kuh gehabt, die hat Milch gegeben und dann ein Kalb gebracht, und das hat er verkauft und das Geld in den Kasten gelegt; jetzt nimmt man ihm die Kuh, die Milch, das Kalb und das Geld! So ist's, ich bin weit gereist und dabei bleibt es!“ — Ganz wie Vansen. Da erhob sich ein Scherenschleifer und schlug auf den Tisch: „Wahr ist es, ich bin in London und Paris gewesen und habe was gelernt!“ — „In Paris und London?“ fuhr der andere auf, „wärst du dort gewesen, so wärst du nicht hier, denn dort zahlt man Kunst und Wissenschaft besser als bei uns in Österreich!“ — Ich sah den Mann groß an, wo hatte er das erfahren? — Er begann neuerdings: „Lernen, ja, jetzt sollen wir bis zum vierzehnten Jahr in die Schule und sind nachher so dumm als zuvor: Ich bin gar nie in der Schule gewesen.“ — „Drum redest du auch wie ein Ochs!“ unterbrach ihn ein behäbiger Bürger, „trink aus und geh', sonst nähen sie dich ein; gibt es doch im schönen Eschtareich überall Spitzeln!“ — Das galt wohl mir! Der Redner trank aus und vertrollte sich unter all-

gemeinem Gelächter. Herr Fürnkranz ist der Abgeordnte des Ortes — wenn er wüßte, was für Staatsmänner seine Wähler beim Heurigen sind!

Unterdessen war der Himmel klar geworden; ich bezahlte, um einen Tobel durchzustöbern, wo verschiedene Steinarten anstanden. Unter den gleichförmigen Häuschen erregte plötzlich eines unsere Aufmerksamkeit. Das dreieckige Giebelfeld schmückt ein Gemälde. Hoch aufgerichtet steht Frowe Selde im blauen Rock, links zur Seite eine wenigstens achtundvierzigpfündige Kugel, aus dem Füllhorn ergießt sie mit der Rechten alles, was das Menschenherz wünschen mag: Kronen, Zepter, Blumen, neue Steuern, alte Banknoten mit zwanzig Prozent Agio, leider keine jungen Leutnants für Mädchen, sondern nur ruppige Tschechen für den Baron Helfert, darunter die Inschrift:

„Nie hat mit Ernst an Gott gedacht,
Der diese böse Tat vollbracht,
Sie bleibe ihm zu Schand' und Spott
Als Angedenken bis zum Tod."

Eine schwarze Hand daneben wies auf etliche verblaßte gelbe Flecke. Wir sannen hin und her, was dieses bedeuten solle; eine gräßliche „Moritat"? — Ich spitzte schon den Bleistift, um den fetten Stoff für unsere Dramatiker oder Romanschriftsteller zu retten, da kam ein Hauer mit der Burte auf dem Rücken. Mein Sohn und ich fragten mit hocherhobenem Zeigefinger aus einem Munde: „Was ist das da droben?" Der Hauer wischte die rote Nase und erwiderte: „Ja, wissen S', das hat aner g'malt

und bei der Nacht ist an andrer kemmen und hat dort auffig'schossen.“ Wenn der Leser so lacht, wie ich damals, sei es ihm vergönnt. Hätte man in der Kunstausstellung zu München diese Art von Kritik üben wollen, wie viele Fuder Mist wären d'rauf gegangen!

O Vasari!

Ich klopfte an den Hügeln herum; wie Hagens Ringe wurden die Steine kühler und mahnten so an den Abend. Wir wendeten uns gegen West, wo dichte Nebel brauten und stiegen bei Senftenberg in das Kremstal nieder. Aus einer Schenke schallte Gesang, wir traten ein und setzten uns an ein Tischchen, an der großen runden Tafel tranken Bauernbursche ihren Heurigen, knackten Nüsse und tatschelten die Mädeln ab. Das schlechte Beispiel wirkte zwar nicht mehr auf mich; wohl aber ihre Lieder vom Stiefelknecht und der sentimentale oder zotige Plunder, der sich aus den Schenken der Wiener Vororte nach allen Seiten ergießt und das echte Volkslied längst erstickte. Diese Jauche dringt in die abgelegensten Gegenden, begleitet den Rausch und steigert ihn; nirgends ein Hauch echter Poesie, wie in den Schnadahüpfeln der Alpen. Ein Herr, der Land und Leute genau kennt, sagte mir, es werde überhaupt wenig gesungen, hier und da habe sich eine Sage in einem abgelegenen Waldwinkel erhalten, sogar von Dietrich dem Berner, alte Gebräuche seien im Verschwinden und ursprünglicher Lebenslust begegne man selten. — „Raufen denn diese Burschen nie?“ — „O ja, der Mädeln wegen.“ — Also die teterrima causa belli, welche bereits Horaz besingt und die auch den Krieg von

1870 herauffführte; Gymnasiasten mögen sich den Text von ihrem Professor aufschlagen lassen, vielleicht zitiert er ihnen auch eine Parallele aus Byrons „Don Juan“. Wie ganz anders der Tiroler, der Bayer: da knallt es auf allen Schießständen, am Finger glitzert der Schlagring und die Bursche raufen um zu raufen, wer der Stärkere sei, oder auch um eine Hahnenfeder, wenn der „Juhschroa“ herausfordert. Die Dirndln gehören jetzt alle zum marianischen Jungfrauenbund — hm! da heißt es tugendhaft sein! Auch hier betrachtete ich die Menschenrasse; die Leute sind meist klein, kurzbeinig; die Köpfe rund, schwarze Äuglein, grobe Backenknochen und Schnüffel wie der Wenzels-Löwe. Es ist eben hier, was ja die Geschichte und die Namenreste bestätigen, viel slawisches Blut. Soll man es bedauern? Wahrlich nicht! Die Bevölkerung ist gut, arbeitsam, geduldig, ja, wenn in ihren Adern ein romanischer Tropfen flösse, wie viel wäre bei uns anders! Der Slawe hat nie und nirgends eine höhere eigene Kultur erzeugt, obschon er sich auch auf manche Namen in Kunst und Wissenschaft berufen mag. Törichte Deutschtümler würden sehr erschrecken, könnte man ihnen durch chemische Reaktion den Gehalt an slawischem Blut bei manchen unserer größten Männer nachweisen. — Luther! Der Slawe bildet jedoch überall einen sehr tüchtigen Untergrund für höhere Kulturen, zu erschreien vermag er sie freilich nicht, und Gnade von oben kann sie ihm auch nicht verleihen — trotz aller stillen Herzenswünsche. Das für aufgeblasene Frösche an Moldau, Drau und Weichsel.

Als sich in der Frühe die Nebel verzogen, klopften wir bereits in den Gneisbrüchen bei Roterhof. Die Mundwinkel meines Sohnes, der zu helfen und tragen hatte, wurden immer schräger, bis wir in Dürnstein beim „Schwarzen Adler" saßen. Ich schaffte einen halben Liter Muskateller an, den man mir zu Krems gerühmt hatte. Die Kellnerin fragte verwundert: „Wos?" — „Einen halben Liter Muskateller!" wiederholte ich. — „Sò müaß'n sagen: an Schmöcketen!" belehrte mich ein Bauer nebenan. Also „an Schmöcketen!" — Der macht den Augustinermönchen, welche ihn einst angepflanzt, alle Ehre, aber „an Schmöcketen"! — Was soll ein Dichter mit dem Worte? — Das paßt nicht zum Liede Fischarts:

„Der liebste Buhle, den ich hab',
Der liegt beim Wirt im Keller,
Er hat ein hülzern Röcklein an
Und heißt der Muskateller."

Dann wieder in den Steinbrüchen. Ein verlotterter Bube übernahm es für ein paar Sechserln, die Handstücke nach Weißenkirchen zu tragen. Wir schritten langsam am Fußpfad neben der Donau. Die Sonne stand bereits ziemlich tief gegen Südwest; ihre Strahlen schlugen eine funkelnde, glitzernde Brücke über den Strom, der Himmel stützte sich wie ein Baldachin von blauer Seide auf das Gebirg; von den schwarzen Schatten der Schluchten wob sich leiser Nebel und rückte sie in die Ferne. Wo das grelle Licht hintraf, leuchtete das Gelb der Birken neben dem Braun der Buchen und dem Karmin des Weinlaubes — überall die schönsten, wärmsten Töne;

das sollen unsere Maler studieren, ist besser als die Spinatschüsseln mit eingeschlagenen Eiern, die sie in den Ausstellungen aufhängen. Dabei war die Wärme so mild, daß die Bienen hin und her summten und auch ein schwarz-weiß-roter Schmetterling — was hatte der Schelm bei den Kornblumen in Österreich zu suchen? — flatterte über den Acker. Wir pflückten einen blauen Strauß und feurigen Mohn zum Angedenken an diesen sonnigen, klaren Tag des Spätherbstes. Nun schlugen wir die Straße ein, die durch den Wald nach Weinzierl steigt; je mehr wir uns von Weißkirchen, wo sie eigentlich nur eine Wasserrinne war, entfernten, desto besser wurde sie. Ein Hutmacher aus Wien und seine Tochter begleiteten uns. Er hatte sich wie so mancher andere nach dem Krach in ein wohlfeiles Dorf verzogen; es ist merkwürdig, wie dieser die Menschen auseinanderwarf! Traf ich doch in Tirol einen Hirten, der geläufig französisch sprach und sich schließlich als ein Goldschmiedegeselle entpuppte, den ein Meister entlassen mußte. Der verlorene Sohn! Mein Hutmacher wußte in der Gegend gut Bescheid; er meinte, man solle Weinzierl für Sommerfrischen empfehlen; gewiß, denn die Bauern schneiden manchmal im Oktober ihren Hafer in Pelzhandschuhen. Die kühlen Nordwinde halten die Luft rein, für lustige Kinder gedeihen in den Wäldern Erdbeeren und Schwämme, aber die Städter leben nicht bloß von diesen schönen Dingen, sie wünschen auch freundliche Wohnungen, um zu schlafen und mögen nicht wie Job auf Misthaufen niedersitzen. Die größte Merkwürdigkeit von

Weinzierl ist der handfeste Herr Pfarrer, der auch mit Gemeinderäten fertig wird und Betschwestern schwerlich viel Gehör gibt, denn wie fänd' er sonst Ruhe, da er als Seelenhirt die Schäflein von vier Dörfern weiden soll? — Und dann der Ziehbrunnen! Sein Wasser enthält durch die Zersetzung der Kiese Schwefelgas und Eisensalz und eignet sich daher für bleichsüchtige Weiber. Wir hatten das Dorf vor Sonnenuntergang erreicht; nachdem wir ein Essen bestellt, erklommen wir noch einen kahlen Hügel, um uns über die Gegend zu orientieren. Sie ist einförmig wie die Menschen, welche sie bewohnen, und geschichtslos gleich den Bäumen, die im Wald wachsen und vermodern. Vielleicht ist dieses das beste Los! — Der Frost trieb uns bald herab zum Friedhof; an den Kreuzen hingen etliche dürftige Kränze von Astern und Georginen; der Boden sah aus wie eine Hutweide, und die fahlen Grashalme neigten sich im eisigen Winde. Alles öd, traurig und verlassen!

Nach dem Frühstück suchten wir im dichten Nebel den Weg zur Ruine Hartenstein, aus der Schlucht der Krems wehte scharfer Luftzug und lichtete den grauen Schleier. Wir kletterten zur Teufelskirche nieder, deren Geschröfe selbst den Alpen Ehre machen könnte. Die kleine Krems zwängt sich durch Klippen und Felsen, die bald vortreten, bald zurückweichen; dort braust das grünlich-gelbe Wasser in schäumenden Wirbeln dahin, hier kreist es in ruhigen Tümpeln, wo die Forelle steht und der prächtige Eisvogel auf einer Steinzacke lauert. Tief im Grunde sieht man einzelne Blöcke rosenroten Marmors, der oben in

breiten Bändern durch den Schiefer zieht. Ein schmaler Pfad, verschüttet von welkem Laub und Fichtentangeln, leitet am Bache hin und springt wohl auf schwankem Stege zum anderen Ufer; die hohen Föhren und mächtigen Lärchen, an deren Wetterseite grüne Zotteln der Bartflechte hängen, das Gestrüpp mit den Träubchen der roten Preißelbeere, der blauen Schlehe, den zierlichen Pfaffenkäppchen und den Wollflocken der Gichtrebe zaubern fast das Bild eines Urwaldes vor uns hin, bis hinter dem Felsensporn, wo die große Krems die kleine aufnimmt, die Höhen auseinandertreten. Auf, ihr modernen Epiker, hier habt ihr den Tann der Romantik, setzt euch hin und macht Schilderungen, lang wie Telegraphenpapier; ich brauche sie ja nicht zu lesen; als Staffage wählt im zoologischen Kabinett ausgestopfte Schuhu, Fledermäuse, Wildsäue, Rehe, Wölfe und vor allem die unheimliche Natter und Hamerlings schreckliches Eichhorn. — Doch Spaß beiseite, werden wir praktisch! Was geschähe wohl in der Schweiz, in Württemberg, in Thüringen, oder wäre dort schon geschehen? Die Verschönerungsvereine würden nicht bloß Bäume mit Farben merken, wie man zum Teile hier getan, — sie steckten Wegweiser auf, ließen Büchlein schreiben, in den Zeitungen Lärm machen, sorgten für anständigen Unterschlupf, denn die Wirtshäuser da droben sind — Gott sei's geklagt — schlecht und teuer. Hinterdrein bin ich freilich froh, daß das alles noch nicht da ist, denn vor der künstlich appretierten Natur laufe ich davon, so schnell ich kann; aber wenn man ein bißchen etwas täte, so würde die überschwellende

Urwüchsigkeit noch nicht zerstört. Wir stiegen zum Lazenhof empor und wanderten dann quer durch die Heide, hinter der die Albrechtsburg sich erhebt, nach Felling — Serpentine, Chalcedone und den Schriftgranit, den man zur Porzellanfabrikation ausbeutete, kennt auch der Laie — dann wieder abwärts in das idyllisch schöne Tal mit den finsteren Trümmern des von den Schweden zerstörten Hartenstein, dann wieder aufwärts nach Nöhagen und Weinzierl, endlich durch Dämmerung und Nacht nach Weißenkirchen.

Für Menschenkinder, die keine Steinklopfer sind, möchten wir folgendes Programm entwerfen. Früh von Wien auf dem Dampfer oder der Eisenbahn bis Krems; nach Tisch zum Aussichtsturm auf dem Sendling mit der Rundschau bis zu den Alpen. Tags darauf durch das Kremstal nach Gföhl, den Wurschtentalgraben nach Obermaisling — Wirtshaus leidlich. Von hier am dritten Morgen über Hohenstein in die Schluchten der Krems, wo man bis Hartenstein immerhin einen Führer mitnehmen mag; dann über Weinzierl nach Weißenkirchen; hier kann man sich auf dem Dampfer einschiffen, wenn man nicht den anmutigen Fußweg nach Dürnstein vorzieht.

Wir erreichten Weißenkirchen bei geschlagener Nacht und waren froh, daß wir nicht köpflings über die Steinklötze in die Wasserlachen fielen. Mein alter Freund Salomon war von unserer späten Ankunft sehr überrascht; er streckte das Zepter aus, Küche und Keller öffneten sich. Ich war nicht zum erstenmal hier, denn das Haus und die kräftige

Familie mit dem bärtigen Vater gefiel mir. Wer sie bei einander sah, mochte vermuten, es habe einer von Chrimhildens Recken in Weißenkirchen gefensterlt und Nachkommenschaft hinterlassen. Salomon rühmt sich, ein heimlicher Tiroler zu sein — das heißt, der Urahn stammt aus Pustertal, wo der Name noch gehört wird —, das beweisen schon die dicken, zentnerschweren Gebetbücher, mit denen Frau und Töchter in die Kirche keuchen. Diese banden mir einen schönen Strauß aus den letzten Herbstblumen, was dem alten Professor seltener widerfährt als weiland dem jungen Studenten, der mit der Gitarre auf dem Rücken seine Straßen dahinfuhr.

Ubi jam sunt pocula,
Dulciora melle,
Rixae, pax et oscula
Rubentis puellae!

Noch lieber war mir jedoch der Aleitenwein, der als Geognostenwein eine pindarische Hymne verdient. — „Wie denn das?“ — Je nun, er hat die Farbe des Topases, und das ist ein Stein. Der Geognost bewegt sich immer auf den Höhen des Gebirges und atmet dort den Harzgeruch der Föhren, den reinen Duft seltener Blüten; er weiß also auch die Blume eines solchen Weines, den man sogar im Kloster Melk preist, zu würdigen, während die Nerven der Städter durch den muffig dumpfen oder ätzend scharfen Geruch ihrer Parfüme und Pomaden verdorben sind. Dann muß der Geognost arbeiten den ganzen Tag — in der Sonnenhitze: da bedarf er der Kühlung, — oder im Frost: da muß ein guter Tropfen neues Feuer in

die starren Adern gießen. Das ist für die schnöden Pflastertreter, die auf den Steinen herumtrampeln, aber keinen anschlagen oder auch nur anschauen, ganz unnötig; sie haben ihren Tee oder irgendein Gesäufe, das unser Herrgott nicht erschaffen hat. Doch ich will nicht grausam oder ausschließlich sein. Deutschen Studenten, die in den Blütentagen des Waldmeisters eine Spritztour wagen, gönne ich gern ein Tröpflein — etwa litergroß — von diesem Nektar, sie sollen aber dann auch ein echt deutsches Hoch ausbringen, daß es widerhallt von den Bergen zu beiden Seiten der Donau und alle Denunzianten von Prag bis Laibach mit langen Ohren emporfahren.

Ein neuer Morgen! Die Sonne lag wie ein Feueropal in den Nebeln, bald jedoch gewann sie und den „Armen Seelen" stand der klare Himmel offen. Aus der alten gotischen Kirche von St. Michel tönten fromme Lieder! Wir traten durch das Tor auf den verwahrlosten Friedhof, wo manchmal der Rasen aufgerissen war, damit das Weihwasser besser eindringe. Es zog uns die Prozession entgegen, voran der Pfarrer im schwarzen Rauchmantel mit dem Sprengwedel, dann Männer, Frauen, Kinder, alle gleich häßlich und klein. Wo hat wohl Waldmüller die schönen Mädchen und Bursche für seine Bilder zusammengeklaubt, denn man begegnet nur hier und da dem Typus, den er malt! In der Toten-Kapelle ohne Pflaster und Dielen lagen auf dem Altar etliche Schädel, durchwegs brachycephal; als ich sie betrachtete, fragte mich der Küster, ob ich auch die unten in der Gruft sehen wolle; dort seien noch mehr Beine durch-

einander. Ich dankte. Wie wird's bei dieser Unordnung am Tag der Auferstehung hier zugehen, wenn jeder seine Knochen will! An der Kirchenwand waren etliche gut gemeißelte Wappen; in einer Nische stand — ziemlich verblichen — der heilige Christoph mit dem österreichischen Herzogshute auf dem Kopf. Der Maler mag wohl an einen der heldenhaften Babenberger gedacht haben. Johann Senn hat den Christophorus — Christusträger — der Legende tiefsinnig als Vorbild eines anderen Christoph — des Colombo — aufgefaßt, der auf seinem Schiffe Christus und das Christentum über die Wässer des Ozeans trug. In der Kirche, aus der man die gotischen Altäre längst beseitigt hatte, entdeckte ich etwas, wofür mir hysterische Männer und Frauen, die an Migräne leiden, dankbar sein mögen. Eine Menge abgeschnittener Zöpfe und Haare waren an Bändern aufgehängt, — das hilft! Ob auch den Mandarinen in den Kanzleien? — müßte man freilich erst probieren.

In Spitz, wo der Wein, oder der Essig, oder der Weinessig auf dem Markte wächst, hielten wir nicht an; erst außerhalb des Städtchens bei den Plattenbrüchen und vor der berühmten Teufelsmauer. Wir können die Entstehung dieses Rätsels erklären. Die Schiefer streichen von Ost gegen West in gleicher Richtung mit dem Lauf der Donau. Bei einer Verschiebung des Bodens, wie die Geschichte der Erde deren so viele nachweist, riß von Nord gegen Süd eine tiefe Kluft. Sie wurde mit hartem Kieselgestein ausgefüllt. Weil nun dieses der Verwitterung länger

oder besser widerstand als die weicheren Schiefer, so ragt es als steile Mauer empor und gab zu mancher Sage Anlaß, wo der Teufel die Hauptrolle spielt, den die Geologie hier leider absetzen muß. Mög' er dafür mit Hörnern und Schweif den Theologen und den Hexen erhalten bleiben!

Wir ließen uns auf einem Kahne über die Donau nach Aggsbach führen. Hier hatte ich im Frühling mit dem Wirt beim Mittagsessen eine Weile geplaudert; ich fragte daher nach ihm, um mich über einige Dinge zu erkundigen. Die junge, hochschwangere Frau schaute mich traurig an. „Wissen Sie nichts von dem Unglück, das uns getroffen? Er war auf dem kleinen Dampfschiff, welches das große bei Melk anfuhr; das Buberl fiel ins Wasser, er sprang nach, um es zu erretten und ertrank mit ihm, obwohl er gut schwimmen konnte ... Da geht gerade die Schwester der Lehrerstochter vorüber, die eben auch mit anderen zugrunde ging. Die Gendarmerie mußte fest stehen, um den Kerl, der alles verschuldete, vor dem Volke zu schützen, das ihn am Ufer zerreißen wollte. Das Gericht hat ihn verurteilt, aber was nutzt das? die Toten werden nicht lebendig!" — Der ernste, trockene Ton, mit dem sie erzählte, der leise Seufzer, als sie sich abwandte, rührten mich mehr, wie jede laute Klage.

Wir hatten Eile; mein Sohn wollte heute noch nach Wien, ich nach Linz, daher blieb uns kaum Zeit, die scharfen Gneisprofile links an der Straße zu bewundern. Die Sonne sank bereits hinter dem Stifte Melk, so daß die Kuppeln und Türme hoch

auf dem Schrofen, verklärt gleich einem Gralstempel, dunkelblau vor uns in den gelben Himmel ragten, bis sie sich mit jedem Schritt mehr aus dem Dufte lösten. Schon hatten wir gewonnen und bogen in die Straße zum Wirtshaus, da trat Pater Chrysostomus vor und lud uns ein, im Kloster zu übernachten. Da ich schon früher zugesagt, einmal zu kommen, nahm ich die Gastfreundschaft um so lieber an, weil ich zugleich Gelegenheit hatte, am Freitagstische der Herren Prälaten für so manche fleischliche Sünde Buße zu tun.

Ein Teil des Klosters ist vor weiblichem Besuch durch die Klausur geschützt, deren Grenze eine Tür andeutet. Der heilige Benedikt mag wissen, warum er die Kitteltauben — so nennt tirolisches Jägerlatein die holden Frauen — von seinem Käfig ausschloß, seine jungen Söhne sind wohl anderer Meinung, bis sie, durch die Erfahrungen des Beichtstuhles gewitzigt, mit dem Kaplan Sebastian Ruf übereinstimmen, der mir einst sagte: „Lieber Freund, das beste Geschenk, das ein Mädchen einem jungen Mann machen kann, ist ein — Korb. Erst kränkt es ihn, bei reiferer Einsicht ist er ihr dankbar für immer.“ — Freilich predigt die Weisheit des Alters auf den Straßen, aber die Jünglinge glauben ihr nicht. Ganz ausgeschlossen vom Klosterleben war das weibliche Geschlecht jedoch auch hier nicht; die eine besondere Sehnsucht nach Heiligkeit spürten, ließen sich im Mittelalter einmauern, so daß sie nur durch ein Fenster in die Kirche sahen, und fasteten, bis ihnen die Sterne am Mittag aufgingen. Wir haben uns nicht erkundigt,

ob man noch solche Kandidatinnen wirbt, vielleicht melden sich Wienerinnen nach dem Fasching.

Neugierige Meisen möchten vielleicht erfahren, wie es mit der Wirtschaft dieser Zölibatäre aussieht: ob Küche, Keller und Wäsche in Ordnung sind, ohne daß eine Hausfrau waltet und herrscht? Vielleicht besser als unter dem Oberbefehl einer modernen Weltdame, die das Modejournal an den Leib hängt und überall hinläuft, wo der Teufel zum Tanze spielt, daß Mann und Kind verkommen.

Ein solches Kloster gleicht einer alten Adelsfamilie, wo durch die Überlieferung alles bestimmt ist, und gehört wie diese nicht bloß sich, sondern wirkt auf weite Kreise, auf ein Land und dessen Geschichte. Wie in den Gesichtern der fernsten Enkel immer wieder Züge der Ahnen durchschlagen und den Zusammenhang erkennen lassen, so ist es auch hier im Wechsel der Jahrhunderte, mögen diese noch so verschieden sein, ja, wie Saturn seine Kinder eins das andere verschlingen. Das ist ein Konservatismus, der die Form ändern kann, aber nicht das Wesen, und von dem im menschlich höheren Sinne der Ausspruch des Jesuiten Lainez gilt: „Sint ut sunt, aut ne sint!“

Das Kloster wurde gegründet, als am Schilde der Babenberger die letzten Wogen der Völkerwanderung zerschellten; wäre das Epos noch zeitgemäß und hätten nicht die Nibelungen das Beste vorweggenommen, wo gäb' es einen herrlicheren Stoff, allerdings nicht für einen Ladislaus Pyrker! Auch Beziehungen zur Gegenwart der Versöhnungs-

ära böten sich genug. Es galt nun, die Öde neu zu bevölkern, den Boden, welchen der Huf magyarischer Rosse zerstampft, anzubauen. Das haben die Benediktiner getan und noch mehr, auch die Slawen verdeutscht und so die Eroberungen der Babenberger befestigt. Beiden gebührt ein unvergänglicher Platz in der deutschen Walhalla, neben — Maria Theresia und ihrem Sohne. In den Händen der Mönche lagen die Stränge der Herrschaft, diese gebührt dem Geiste! Äbte und Bischöfe trugen aber auch für ihre Lehnsherren den Panzer unter dem Priestergewand; wie der heilige Ulrich auf das Lechfeld in die Hunnenschlacht ritt, so schwang Christian von Mainz den Stahlkolben auf die Helme der Lombarden, daß unter der Wucht seines Segens das Blut wie Weihbronnen niederrieselte. Der segensreiche Einfluß der Melker breitete sich immer weiter aus; sie schrieben Handschriften ab, sangen neben den Rittern der Hohenstaufen ihre Marienleiche und bauten die Kirche aus dem Romanischen ins Gotische um. In den Stürmen der Reformation flatterte hoch auf ihrem Felsen die Fahne der katholischen Kirche, ohne daß sie sich mit den Gräueln der Gegenreformation besudelten. Nach dem Dreißigjährigen Kriege brachen wie überall in Österreich für Adel und Klerus die Tage ungetrübten Glanzes an. Leider fielen die ehrwürdigen Denkmale der Gotik unter den Posaunen des Barock und Rokoko, statt ihrer erhob sich jedoch eine Fülle stolzer Bauten, deren Inneres, deren Front der Pinsel und der Meißel mit verschwenderischer Pracht ausstattete. Diese Kunstperiode und die lange

Reihe berühmter Namen ist der Ruhm Österreichs; mit ihrer urkundlichen Geschichte kann Ilg nicht mehr fertig werden, weil er vor kurzem in Wien starb. Durch die Marmorsäle mit Stuck und Goldleisten, mit Schnörkeln und Riemenkartuschen wimmelte die galante Gesellschaft in Reifröcken und Atlasroben, und bei dem Anblick der Kirche in Melk dünkt es uns, daß wir einen Abt sehen, der die Dose voll Spaniol in der Hand, mit einer Dame Hazard spielt, oder draußen im Wald das Hallali bläst. Unwillkürlich drängen sich uns Gestalten auf, wie sie Hippolyte Taine in „Les origines de la France contemporaine“ nach den Quellen schildert. Versailles wurde überall nachgepfuscht; indes können wir unseren Prälaten urkundlich nichts auflasten und das Porträt des Gnädigen, dem das Stift sein stattliches Ansehen verdankt, zeigt einen klugen und ernsten Mann. Freilich gehört es zur Signatur dieser Epoche, wo das Volk nur als misera contribuens plebs galt, daß noch Robot und Spanndienste hart auf seinem Nacken lagen und der großartige Bau ohne diese schwerlich ausgeführt werden konnte. Dann Kaiser Joseph! Da mag der Abt manche sorgenvolle Nacht durchwacht und die Brüder auf dem Chor mögen das Profundis gebetet haben! — Die französische Revolution fand in Österreich weder Köpfe noch Hände; den spröden Konservatismus des Kaisers Franz kann man daraus begreifen, daß die Lavaströme aus dem Krater von Paris über die Stufen seines Thrones schlugen und er die Tochter der alten Kaiserdynastie dem Sohn des korsischen Advokaten in das Ehebett

zu schicken gezwungen wurde. Damals mußten die Mönche tun, was ganz Österreich tat: zahlen, liefern, leiden. Der kluge Prior wußte jedoch, ohne der Würde des Stiftes etwas zu vergeben, was ihn gewiß zum Opfer der Geierkrallen gemacht hätte, den Ansprüchen Napoleons zu genügen und so manches Unheil von Land und Leuten abzuwenden. Dann die Vergletscherung bis 1848. Ein Schnarchen durch ganz Österreich von Bregenz bis Brody, kaum unterbrochen vom traurigen Lebewohl der Zillertaler Protestanten und den trotzigen Sonetten eines kleinen Leutnants in Tirol, des Johann Senn, die er, der erste, gegen Jesuiten und Ultramontane schleuderte, — oder dem Zittern des vulkanischen Bodens am Apennin. Da stürzte sich Enk in die Wellen der Donau, doch lebten einige Gelehrte, wie der treffliche Kaiblinger, im Kloster und spannen ihr Gewebe.

Der Lenzsturm von 1848! Anstatt das Mögliche anzustreben und dann das Errungene festzuhalten, banden sich die Linkesten rote Krawatten um; man wollte nicht bloß die Assemblée nationale von 1790, sondern auch ein bißchen Konvent spielen; alle Mönche sollten, wie die Liguorianer zu Wien oder die Jesuiten zu Innsbruck, denen jedoch der Statthalter Bissingen die Tür ins Gymnasialgebäude nicht vermauern ließ, ausgetrieben und die Köpfe der Aristokraten zu Sauerkraut geschnitten werden, wie ein junger Herr in meiner Gegenwart einem Grafen ins Gesicht warf, an dessen Tafel wir beide als Gäste saßen. Aber von dem Strom der Reaktion, der unter ihren Füßen mächtiger und mächtiger anschwoll,

spürten diese Brutusse nichts, bis er sie fortschwemmte. Die Klöster blieben stehen und neue wurden gegründet, die weder dem Staat noch der Kirche halfen. Nun kamen die Tage, die niemand ein zweitesmal erleben möchte; man verehrte die Kroaten als Vaterlandsretter, betete jeden Feldwebel wie einen Halbgott an, rasselte mit den Säbeln, stülpte uns den schwarzen Hut auf und setzte jedem unabhängigen Mann das Bajonett des Gendarmen auf die Brust und das Ohr eines Spitzels vor den Mund. Sie hatten sich ein Haus gebaut, ein festes, aber der Hauch Napoleons blies es bei Solferino um wie ein Kartenspiel, trotz der Prophezeiungen, die eine neue Weltordnung, den Triumph Roms auf der ganzen Erde verkündigten und in tirolischen Pfarrwidum den Namen des jungen Retters von Mund zu Mund trugen. Diese Zustände könnte nur der Griffel eines Tacitus schildern. Die das Unheil angezettelt, wurden von der Strafe nicht erreicht, wenn sie nicht etwa die Geißel des Gewissens spürten, oder verkrochen sich wie Skorpione und Vipern, um das alte Geschäft von neuem zu beginnen. Eine Verfassung wurde veröffentlicht, die Landtage für die Kronländer zusammengesetzt. Mitglieder derselben sind auch die Äbte der großen Klöster, mit Recht; denn das sind Organismen, die ihre Wurzeln nicht bloß tief in die Geschichte der Vergangenheit senken, sondern auch noch ihre Zweige nach allen Richtungen treiben und in ungebrochener Kraft wirken. Sie haben eine nationalökonomische und deswegen auch eine politische Bedeutung; wer sie vertritt, muß den Blick vom Brevier auf die Strö-

mungen der Zeit richten, wenn er das ihm anvertraute Schifflein sicher durch die Klippen leiten will. Alexander von Melk genießt als Priester allgemeine Achtung; welterfahrener Sinn und jene Klugheit, die man als Erbweisheit alter Orden bezeichnen darf, lassen ihn trotz römischer Zumutungen überall die Grenzen erkennen, die der Tag zieht, und das erwägen, was man von der Zukunft hoffen und fürchten darf. Diese wird ihm recht geben, wenn die Heißsporne zu spät das Vergebliche ihres Tuns beklagen. Wer ein solches Kloster aufheben wollte, würde die Lebensbedingungen im weitesten Umfang stören, und mit dem Verkauf seiner Güter wäre das Gleichgewicht unserer Finanzen auch nicht hergestellt. Man bindet an einen Baum keine Sturmfahne, um Heerscharen gegen den Feind zu führen. Dazu gehört eine Stange, die man leicht in den Boden stecken und wieder ausziehen kann. Hier taugten die Benediktiner nicht; auch nicht die Dominikaner, die den Leib in den Kellern der Inquisition folterten, schunden und brieten. Seit der Reformation galt es den Kampf des Geistes gegen den Geist. Da entstand ein neuer Orden. Der General der Jesuiten schiebt seine Soldaten dorthin, wo er sie braucht; sie verwachsen nicht mit dem Boden, ja sollen es gar nicht; was verschlägt es, wenn sie eine Regierung aus der Kaserne wegräuchert, man wählt dann einen andern Punkt zum Angriff.

Es ist eben wieder der Prinzipienkampf zwischen Tiara und Krone, und es ändert im Wesen nichts, ob er zwischen Apis und Sesostris, Samuel und Saul

oder Innocenz und Friedrich entbrennt. Die Kirche ist eine Macht und stellt als solche ihre Truppen auf; der Staat tut das gleiche; jene vergißt oft, daß ihr Reich nicht von dieser Welt ist; er verwandelt das jus circa sacra in das jus in sacra; das Gebot des Größten, Edelsten, Weisesten, vor dem sich meist auch ohne Dogma die Stirnen der Völker neigen: Gebet Gott, was Gottes, dem Kaiser, was des Kaisers! wird im Toben der Schlacht überhört. Wir müssen kämpfen; die Weltgeschichte bewegt sich nur durch den Gegensatz vorwärts, sein Ausgleich ist das Weltgericht. Wir sollen uns aber nicht verdammen; der Flügelschlag des Weltgeistes rauscht über unseren Häuptern, mögen wir rechts oder links stehen, und nur eine Sünde findet keine Vergebung: das brutale Chinesentum der Selbstsucht, das die Zähne für das rohe Dasein fletscht, ohne Aufblick zu einem Ideal, wie das gefräßige Tier die Eicheln unter dem Baum verschlingt und sich dann im Kote wälzt.

Ich besichtigte mit meinen freundlichen Begleitern das und jenes; auch die kleine Gemäldesammlung im Vorzimmer des Herrn Prälaten und in der Kapelle. Hier ist eine Reihe Bilder aus dem Leben Jesu, wohl von einem einheimischen Meister zweiten oder dritten Ranges, der von Dürer oder Cranach lernte. Köstlich naiv ist die Beschneidung. Das Christkindlein steht nackt auf dem Schoße des Hohenpriesters, vor diesem kniet ein Jude mit dem Messer, grimmig wie der Schächter von Tisza Eßlar, und paßt auf die Gelegenheit, wo er, was zu lang, abkürzen kann. Rechts lenkt ein Levit die Aufmerksamkeit des Knaben

durch einen roten Apfel ab, links Maria und Joseph, der sich mitleidig die Augen zuhält.

Das Kloster hat auch seine Sagen. Ein Gang senkt sich um zwei Stufen. Es sei der Brauch gewesen, daß man am Columbanstage den Armen Brot und Wein austeilte; nun wollten die Mönche das einstellen. Da sei der Boden eingesunken, bis sie das Gelübde erneuten. Wir empfehlen die Geschichte den Mönchen von Stams. Ein neugieriger Pater habe vom Sarkophag des Heiligen ein Eck weggebrochen, er erblindete bei diesem Frevel, und erhielt erst, als er ihn aufrichtig bereute, durch ein Wunder das Augenlicht wieder. Kaiblinger hinterließ uns eine umfangreiche Geschichte des Stiftes, leider ohne Verzeichnis der Namen; eine handliche Beschreibung desselben und der Nachbarschaft wäre eine schöne Aufgabe für einen jungen Kleriker, wenn auch niemand Sehnsucht nach den landlaufenden Touristen hat.

Die neugierige Leserin zupft mich beim Ärmel: „Nun, wie steht es mit dem Haushalt der Hochwürdigen?“ Sie soll vor der Klausur bleiben und ich will ihr durch das Tor denselben erzählen.

Die Nacht war angebrochen; Pater Chrysostomus geleitete mich in das Kasino der Herren. Hier kommt etwa um 6 Uhr zusammen, wer ein Stündchen plaudern oder spielen will. Es ist die Zeit der Erholung nach der Arbeit. Auf etlichen Tischen steht Wein und Bier, Käse und Schwarzbrot, wer mag, greift zu. Da sehen wir die Professoren des Gymnasiums, sie haben den Buben Griechisch und Lateinisch eingepaukt und spülen manchen kleinen Verdruß, der

zum Lehramt gehört, mit einem Schlucke hinunter. Pater Vincenz Staufer legt mir zwei Steinbrocken neben den Rettig, Findlinge vom nahen Wartberg. Die Meister der Theologie mischen sich unter die Novizen, mit denen sie die Nüsse der scholastischen Syllogismen des Thomas von Aquin geknackt; ob nicht irgendein schlechtes Blatt unter die schweinsledernen Folianten gerät, weiß ich nicht, denn der heilige Paulus sagte: Prüfet alles und das Gute behaltet. Die Würdenträger des Klosters, die mit den Herren Prälaten die schwere Sorge für das ausgedehnte Hauswesen tragen, lassen diese vor der Tür und nehmen am heitern Gespräche teil. Doch waren nicht alle Patres um den häuslichen Herd vereinigt; beiläufig zwanzig dienten in den verschiedenen Pfarren, die dem Stift gehören. Die Hochwürdigen sind zwar unter der Inful des heiligen Benediktus der gemeinen Kümmernis des Daseins enthoben, die den Laien Weib, Kind, tägliches Brot auflädet, aber von einem Müßiggang ist auch nicht die Rede, wie der liberale Philister schwatzt.

Schlag 8 Uhr werden wir in das Refektorium eingeladen. Ein responsorienartiges Gebet, in welches das Vaterunser eingelegt ist, geht dem Essen vor und schließt dasselbe. Der Prälat nimmt mit den Gästen und Senioren an einem Quertisch Platz, um die lange Tafel setzen sich die übrigen Mitglieder des Ordens. Neben den Gedecken steht für jeden ein Seidel Wein, nicht mehr. Nur wenige einfache Speisen, aber gut gekocht, werden aufgetragen, um halb neun Uhr ist das Abendbrot verzehrt, die Gesellschaft trennt sich

und jeder sucht sein Zimmer. Mich begleiteten die zwei Naturforscher des Stifts; wir plauderten noch ein Stündchen bei einer Flasche edlen Gumpolds-kirchners. Mittags ist die gleiche Ordnung, die nur an hohen kirchlichen Festen abgeändert wird. Die Einrichtung der Zimmer ist ebenso einfach und gediegen, an der blanken Wäsche hätten Hausmütter, die etwas davon verstehen, ihre Freude. Nicht wahr, ich bin ein Topfgucker? Kurz gefaßt: es ist die Wirtschaft einer alten wohlhabenden Familie, die ganz auf sich fußt und daher nicht den prahlerischen Luxus der Parvenus, der nebenbei oft recht schäbig ist, zu zeigen braucht.

Ich war allein in meinem Zimmer, das ein mächtiger Rokoko-Ofen gelind erwärmt hatte. Von den Wänden blickten die lebensgroßen Porträts der Äbte auf mich nieder: Gregor mit dem Stutzbärtchen, der sich mannhaft gegen die Türken gerüstet hatte; an der Längswand Eder; ihm und seinem Vorgänger verdankt das Stift, das in den napoleonischen Kriegen stark gelitten hatte, den Grundstein neuen Wohlstandes und darum durfte er sich wohl mit Schmerling die jungen Ganserln schmecken lassen, — eine lange Reihe Charakterköpfe, verschieden und doch ähnlich, klug, vorsichtig und wohlwollend. Ihr Wirken als Kirchenfürsten gehört der Geschichte ihres Stiftes, ihres Kronlandes; aber unter der goldenen Kette schlug auch ein menschliches Herz; was es bewegte — wer darf danach fragen?

Früh morgens schied ich von Melk und der goldenen Wachau, den Beinamen verdankt sie der Milde des Klimas und dem fruchtbaren Boden.

Zu Salzburg traf ich um 3 Uhr ein. Der Tag war hell und klar, ich erstieg auf der neuen Treppe den Mönchsberg — darf ich es gestehen? — aus einer sentimentalen Ursache. Warum nicht? Wenn ich lustige Dinge schreibe, bin ich oft sehr traurig, wie der Hanswurst, der hinter den Kulissen weint. Als Student war ich oft auf diesen Pfaden mit meiner Freundin Cornelie Schuler herumgewandelt. Sie starb 1883 am 24. Juni. Ihre Briefe gehören wohl zum Schönsten, was deutsche Frauenhand geschrieben, sie sind im Buche „Zu meiner Zeit" abgedruckt; man sollte das kleine Fräulein wenigstens in Tirol und Salzburg nicht vergessen. So pflückte ich denn ein Sträußlein von den Blumen, welche der Reif übriggelassen: Klee, Ranunkel, Maßlieb, um es zu Innsbruck auf ihr Grab zu legen.

Ich setzte mich auf eine Bank und schaute den Marienfäden nach, die im Ostwind gegen den Staufen schwammen. Ein neuvermähltes Paar unterbrach meine Träume, es brauchte die schönste Aussicht nicht erst zu suchen. Das Weibchen sah etwas schalkhaft drein, im Wesen des Gemahls war viel Unbeholfenheit, wenn er sie mit den wasserblauen Augen anglotzte und dabei die Lippen kniff, wie ein Hungriger, der einen anderen essen sieht. Sie waren im gleichen Wirtshaus eingekehrt, der Kellner erzählte mir, es sei eigentlich eine Eisenbahnheirat. Er habe mit der Sprache nie herausgewollt, da habe ihn an einem Sonntag der Zufall in das Coupé geführt, wo sie sich mit den Eltern niedergelassen. Einige Freunde begleiteten ihn und schoben ihn auf den Platz ihr

gegenüber. Bei der Einfahrt in einen Tunnel stand sie auf und hielt sich an den Stäbchen mit den Vorhängen. Wieder ein Zufall! Der Waggon bekam einen Stoß, sie fiel um, gerade auf ihren stummen Verehrer. Dieser faßte sie in die Hände, wie der Bär eine Traube, vergaß jedoch, daß der Tunnel ein Ende habe, bis ihn das schallende Gelächter der Gesellschaft weckte. Das Mädchen tat sehr verschämt, als ob es von allem nichts verstünde, sagte jedoch nicht nein, als seine Freunde ihre Hand ergriffen und beide zur Verlobung aufforderten. Alles nur Zufall!

Die Dämmerung rückte an. Im West flammten die Wolken purpurrot, daß der Untersberg vom Widerschein zauberhaft glänzte. Ich gedenke jedesmal des Kaisers Karl, der dort schläft. An seiner Seite ruht wohl der große Przemysl Ottokar auf dem blutigen Schild. Er war ja Vasall des Deutschen Reiches, er wußte die deutsche Kultur zu schätzen und berief daher vor allem nach allen Orten Deutsche, um seine Tschechen aus dem Sumpf des Asiatentums zu reißen, zu bügeln und zu striegeln. Warum wecken die Raben nicht den Kaiser? Halten sie's etwa gar mit dem Bischof Rudigier, weil sie schwarz sind? Es wäre Zeit! Liest denn der Alte keine Zeitungen? Da müßte er auffahren; denn die Slawisierung, die man jetzt in Österreich versucht, hat dieselbe traurige Bedeutung, wie die Gegenreformation, die uns um Jahrhunderte zurückwarf und der neuen Zeit ohnmächtig gegenüberstellte. Er hat sein Schwert zwischen die Blätter der Weltgeschichte gesteckt, die die Aufschrift

1870 und 1871 tragen. Er soll es nur liegen lassen, diesmal tät es eine Birkenrute, mög' er sie bald ergreifen!

Ich nahm den Umweg über den Kirchhof von St. Peter, dem Lenau ein Sonett widmete. Hier ist Al. Weißenbach, Moritz Schleifer begraben; zwei österreichische Dichter! Sie sind verschollen, und doch sind sie besser als mancher, der mit schmetternden Fanfaren in Zeitungspapier eingewickelt dem so vergeßlichen Bum-Bum-Publikum auf den Teller gelegt wird.

Ach, lassen wir ruhen die Toten!

Nach Kronburg im Oberinntale
1866

I.

Ermüdet von dem endlosen Geschwätz über Krieg und Frieden, angewidert von den weisen Vermutungen der Kaffeehauspolitiker griff ich endlich zum Stock, um in die Berge zu flüchten, wo bekanntlich die Freiheit und das Glück wohnen. Nun, ich kenne den Boden der Diözese Brixen seit Jahren zu gut um weder die eine noch die andere Wunderblume pflücken zu wollen, war es mir doch nur um frische Luft und andere Gesichter zu tun; übrigens gilt auch von Tirol der bekannte Spruch von der Freiheit, die auf Corcyra herrscht. Mit rüstigen Schritten hatte ich Zirl bald erreicht, wo nach einem alten Bauernspruche unser Herr beim Goldenen Löwen den Arm so einladend herausstreckt, daß auch ich eintrat und bei der trefflichen Frau Wirtin einen Imbiß bestellte.

Der „Rote" funkelte wie ein Rubin im Glase, die Kellnerin stellte allerlei Kaltes daneben, da öffnete sich die Türe sperrangelweit, ein zerlumptes Weibsbild erschien, und hinter ihr ein Schwarm ruppiger Kinder in Reih und Glied wie die Orgelpfeifen. „Taten halt um öppas z'essen bitten!" Man wies sie in die Küche. „Solche Gäste", sagte ich zur

Wirtin, „werden sich bei Ihnen oft genug einladen?“ „Dreißig, vierzig langt nicht im Tag!“ erwiderte sie; „Zirl ist für das Volk der Rastplatz, denn sie kommen sogar von Telfs herab, ein Schwarm nach dem andern.“

„Warum arbeiten sie nicht in der Fabrik?“

„Weil das Betteln leichter geht und die Liederlichkeit durch keine Aufsicht gestört wird. Meinen Sie etwa, daß dieses Weibsbild verheiratet ist? Sie hat ihre Kinder alle hinter den Zäunen und Stauden aufgeklaubt, keines sieht dem andern gleich und wenn nicht Gott Vater hilft, müssen sie verwerden oder den Weg der Schande fahren. Als sie mit dem jüngsten Kinde auf dem Arm kam, sagte ich unwillig zu ihr: ‚Hörst denn gar nie auf!‘ Sie lachte frech und antwortete: ‚Was liegt dran, ein Kind mehr braucht nur einen Löffel mehr!‘“ Ich mußte über diesen zynischen Ausdruck von Gottvertrauen, der schwerlich aus dem Mund eines Katecheten stammt, lachen, obwohl der Pauperismus in diesen Gegenden wie ein Krebsgeschwür um sich frißt und die Bedeutung einer gefährlichen sozialen Frage hat. Eine Wurzel desselben ist die Güterzerstückelung; so lang das Volk nicht lernt die Felder rationeller zu bewirtschaften und den mangelnden Ertrag durch Industrie zu ergänzen, da helfen freilich die frommen Rezepte der Ultramontanen nichts, Trägheit und Indolenz wird nur durch gute Schulen bezwungen, ebenso stehen Sittlichkeit und Bigotterie im umgekehrten Verhältnis; oder lehrt uns das Mittelalter, wo man die Schafe so bequem im Dunkeln schor, etwas anderes? Das Oberinntal, wo nach Riehls klassischer Behauptung

die Intelligenz noch nicht hingedrungen ist, widerlegt jenen Satz nicht. Wir glauben, daß die echte Religiosität weit mehr durch die Besoldung tüchtiger Lehrer gewänne als durch den Ankauf prachtvoller goldgestickter Baldachine, für welche man die Pfennige aus den schwieligen Händen der Armut sammelt. Wir achten ein Volk, das seine Priester ehrt und ihnen mit der Ehrfurcht, die ihr Stand und noch mehr ihr persönlicher Charakter verdient, begegnet; wir bedauern es aber, wenn es zum Vorteil mancher Leute nicht zu denken wagt und sich aufstacheln läßt, solche die es tun, zu schmähen.

Doch wozu so trübe Gedanken? Ein Schritt aus der Wirtsstube und es lacht uns der helle Glanz des Lenzes an. Der Inn rollt die Wogen zwischen den grünen Borden, die blühende Weide haucht ihren Duft und das bräunliche Laub der Pappeln sprengt die harzige Knospenhülle; fünf Sinne sind fast zu wenig, um all die Herrlichkeit zu genießen. Ich ging langsam vorwärts, an einem Graben blühte Vergißmeinnicht, behaglich naschte ein Böcklein an der Blüte deutscher Sentimentalität, da krachte es in den Erlbüschen, lautes Wiehern erscholl, wie der Sturm brach eine Herde Rosse hervor, sprang der Freiheit froh über Zäune und Hecken mitten hinein in den Roggen, der üppig aus einem Acker aufschoß.

„Ös Teufel ös!“ schrie der Hirt mit der Peitsche, und die wilde Jagd flog auf der andern Seite an mir vorüber. Nun zog die Straße durch junge Wiesen, über welche Käfer und Bienen schwirrten, hier und da schob der Wald, den Rand der Bäche

begleitend, einen Vorposten in die Felder, im dichten Laub der Traubenkirsche sang ein Rotkehlchen, während nebenan der böse Kuckuck lauerte, um sein Ei in das Nest des kleinen Vögelchens zu schmuggeln. So beherrscht der rohe Kampf um das Dasein die ganze Natur, um in dem Menschen zu vollem Bewußtsein zu gelangen, um ihm durch Arbeit und Selbstüberwindung die höchsten Güter, Sittlichkeit und Bildung zu verschaffen.

Eine Reihe Dörfer liegt am Weg, brenzlicher Geruch verdirbt das feine Aroma der Apfelblüten, welche über die Dächer schauen; wer den Leuten in den Topf gucken will, hat Gelegenheit, sie beim Essen zu sehen: Ein Brillat Savarin würde an dem magern Küchenzettel der Oberinntaler wenig Freude haben; Fleisch und Fisch schmücken selten ihre Tafel, wohl aber der Türkenwirler, ein Gericht aus Maismehl, so staubig und trocken, daß der Wind nicht drein blasen darf, sonst fliegt es zum Fenster hinaus; das Türkenmus, das arme Leute, die keine Butter zu kaufen vermögen, auch mit einem Kreuzerkerzchen aus Unschlitt schmalzen; Nocken, Erdäpfel, abgerahmte Milch und Kraut mit Knödeln, Juchhe! aber nicht fein und flaumig, sondern so derb, daß man damit die Platten eines Panzerschiffes zerschmettern könnte. Im Sommer gibt es auch Salat, den man anstatt mit Essig mit saurer Molke begießt. Also guten Appetit liebe Leute, ihr habt heute schon tüchtig gearbeit; könnte ich euch nur die fetten Dampfnudeln des Unterinntals in die Schüssel wünschen!

Je mehr die Bevölkerung wächst, desto karger

werden die Bissen und weil die Erhaltung der Armen den wenigen, die noch etwas besitzen, zur Last fällt, so müssen auch diese nach und nach abhausen; statt seßhafter Bauern, wie sie uns stolz und frisch im Unterland begegnen, grinst uns ein verlottertes Proletariat an. Dieses sucht seine Nahrung nicht im homerischen Mark der Männer, sondern auf dem Erdäpfelacker, dazu wird Kaffee, und was für einer! getrunken; der Schnaps beginnt die Familien zu vergiften. Wer sich einen Destillierkolben anschaffen kann, verlegt sich auf die Erzeugung von Branntwein; bietet der Wald keine Beeren mehr, aus denen sich was brauen läßt, so verdünnt man fuseligen Spiritus mit Wasser und nennt dieses Gesüff „Eisenbahneler". In manchen Familien kommt zum Frühstück, mittags und abends Branntwein in einer Schüssel auf den Tisch, Kinder und Erwachsene tauchen Brotbrocken ein, sogar der Hund erhält seinen Anteil. Prosit! Die Schilderung ist nicht übertrieben, wir entnehmen sie dem Mund Kaspar Speckbachers, des Landtagsabgeordneten und Poeten von Imst, der sie freilich viel schwungvoller zu gestalten wußte, als wir in der schlichten Prosa des gemeinen Menschenverstandes.

Indes scheint man sich doch auf eine Abhilfe zu besinnen. Überall entstehen landwirtschaftliche Vereine, und wir nennen mit Vergnügen den trefflichen Kuraten von Gries, Adolf Trientl, als den Mann, der mit großer Mühe, aber nicht ohne Erfolg, reifere Einsicht zu verbreiten sucht. Vor Jahren Professor der Physik am Jesuitengymnasium zu Feldkirch, zog er sich bald

in die Seelsorge zurück und wurde in den entlegensten Winkel des Ötztals, nach Gurgl, versetzt. Dort, 6000 Fuß über Meer, im Winter oft mehrere Wochen lang eingeschneit oder durch Lawinen von jedem Verkehr abgeschlossen, hatte er Muße genug. Er verwendete sie weder auf das Tarokspiel noch auf den stillen Suff; wenn auch äußerlich verbauert, entsagte er den Wissenschaften nicht, mathematische Geräte und chemische Reagenzfläschchen waren seine Tröst-einsamkeit. So wurde er zum Wohltäter des Tales, indem er im Urgestein Kalk endeckte, das Torfbrennen, bessere Methoden des Butterns und Backens lehrte. Er griff auch zur Feder und verbreitete seine Erfahrungen; ein weiteres Feld des Wirkens erschloß sich ihm zu Gries. Auf solche Männer wie er, V. Gredler, J. Ladurner, J. Schöpf und andere, nicht aber auf die Glaubenseinheitsposaunen, mag der Tirolerklerus stolz sein.

Damit ist aber noch nicht alles getan. Das Vorbild der Schweiz, die durch Industrie reich wurde, hat auf die Vorarlberger, aber leider nicht auf die Indolenz der Oberinntaler gewirkt; die herrlichen Wasserkräfte ihrer Berge versprudeln unbenützt und im Winter feiern viele Hände, die den Sommer hindurch im Ausland tätig, wohl auch die kalten Monate nützen möchten. Höher und höher steigen die Steuern, die Zinsen für geborgtes Geld; wie soll man es erschwingen? So zwingt die Not gewiß zur Errichtung von Fabriken, um so mehr, da gerade diese Gegenden den besten Rohstoff liefern: einen ausgezeichneten Flachs. Die törichte Angst vor

protestantischer Einwanderung muß weichen; wo der Ruf nach Brot erschallt, soll das einfältige Geschwätz jener Zionswächter, welche zunächst nur die eigene Bequemlichkeit im Auge haben, verstummen.

Dieses Tirol ist doch ein sonderbares Land!

Dort ragen die Reste der Burgen empor, welche die Fäuste der Bauern im Mittelalter zertrümmerten, unter dem Schutt die Ketten des Feudalismus begrabend, die viele Provinzen erst vor kurzem abschüttelten. Da waren die Tiroler der Zeit voran; in den Tagen der Reformation hielt Tirol mit ihr Schritt, wie dieses die blutigen Schatten vieler protestantischen Märtyrer bezeugen und jetzt knallen hier die Fuhrleute, welche gern ins Mittelalter zurückkutschieren möchten, am lautesten.

Die Dörfer des Oberinntales sind meistens eng und schmutzig, die Jauche fließt über den Weg, man verweilt nicht gerne. Einen schroffen Gegensatz zur Armut der Hütten zeigt meistens die Größe und Pracht der Kirchen. In Dörfern voll Not und Elend ragen Bauten empor, die mancher Stadt zur Ehre gereichen würden, deren Hallen im Schmuck echter Kunst prangen. Manchmal tragen reiche Private die Kosten, oft drückt die Last schwer auf die Gemeinde; was diese nicht vermag, sammelt der Kurat von Haus zu Haus, überall kreuzer- und guldenweise. Wir empfehlen dem Touristen die Kirchen von Zirl, Pfaffenhofen, Telfs und Silz. Doch nicht die Kirchen allein lenken die Aufmerksamkeit auf sich, nirgends in Tirol sind so viele Kapellen durch Flur und Wald zerstreut als hier. Auf dem Geviertraum einer halben Stunde

zählte ich nicht weniger als dreizehn. Hier versammeln sich an Sonntagen nachmittags und wohl auch unter der Woche abends die Leute und beten auf einförmige Weise den Rosenkranz: „Bitt f'r ons! Bitt f'r ons!“ hallt es gemessen und feierlich.

So an Kapellen und Kirchen, an Äckern und Höfen vorüber war ich an die Brücke von Magerbach gelangt. Das Tal lag im Schatten, durch die Dämmerung schnurrten die Maikäfer, ich suchte im Wirtshause Nahrung und Ruhe.

II.

Statt dem Ton der Morgenglocken weckte mich heller Finkenschlag, der aus dem bräunlichen Laub des Nußbaumes in das offene Fenster klang. Ein Blick in den tauigen Morgen: über die kahlen Höhen des Tschirgant flossen Rosenwölkchen, sonnenrot leuchtete mir ein Gletscher des Ötztals entgegen. Auf der Straße ächzte und knarrte bereits ein Salzwagen mit breiten Rädern, der Fuhrmann im blauen Kittel pfiff ein Liedchen und schnalzte zum Refrain mit der Peitsche. Nach einem Imbiß stand ich vor dem Wirtshause auf der Straße.

Wo aus!

Vom Staub des Weges, den ein leichter Windhauch emporkräuselte, hob sich das Auge sehnsuchtsvoll zum blauen Himmel, in welchem die leichten Nebel zerflossen, und:

Süßer Schellenklang der Alpen
Bimmelt leise an mein Ohr!

summte ein Lied Ad. Purtschers, eines Jugendfreundes, der Blumen und Sterne nicht mehr schaut, in meiner Erinnerung.

Und die Bienen summten auch, die zum blühenden Heiderich in die Höhe flogen, ich widerstand der Versuchung nicht länger und bog von der Straße in den Wald. Das Laub der Buchen war schon dunkelgrün, der Waldmeister streckte die feinen Blattquirle empor, Hummeln schüttelten aus der krausen Blüte des Aglei den Tau oder läuteten die Maiglöckchen neben dem Perlgras und dazwischen wie aus feinem gelben Wachs getrieben prächtige — Morcheln.

„O prosaischer Gourmand!“ wer denkt bei dieser Herrlichkeit der Natur an einen Leckerbissen.

Nun ich tat es, und auch die Ziegen, die durch die Büsche meckerten, zogen die delikaten Schwämme den Veilchen vor und kauten sie, verständnisinnig das bärtige Haupt schüttelnd. Zum Nachtisch speisten sie frische Tannenknospen, bis der Hirt mit dem Horn tutete und sie vorwärts jagte. Wir stiegen miteinander auf dem schmalen Pfad empor.

Plötzlich blieb er stehen, öffnete die Tabaksblase und stopfte das Maserpfeifchen, wobei er mich mehrmals von oben bis unten prüfend betrachtete.

„Wo wollt Ihr denn eigentlich hin?“ fragte er endlich.

„Auf den Tschirgant.“

„Geht nicht! Vorn über die Wände krabbelt keiner und rückwärts auf der Schattenseite deckt der Schnee alles, daß du in den Tobeln bis zur Nase einsinkst. Schaut nur, wie weit er an den Bergen

rechts herabreicht und steckt Euren Spaziergang auf.“

Ich sah ein, daß er recht hatte und beschied mich ober der Waldgrenze ein Plätzchen zu erklimmen, das eine Aussicht in das Ötztal gewährte. Unterdessen war ich aus dem Frühling in den Nachwinter geklettert, am Ahorn schwollen erst die Knospen, treuherzig lugte hier und da eine Anemone hervor, und der berauschende Duft des Seidelbastes füllte die Luft. Noch weiter, Schnee lag zwischen den Runsen, wo er schmolz, verschleierte wie Spinnengewebe eine Alge den Boden, dem sich einzelne Eisglöckchen entrangen. Wir setzten uns auf einen Steinblock, während ich die Aussicht beschaute, erzählte er mir mancherlei, insbesondere von Touristen, die sich mit einem roten Büchlein manchmal auf das Joch wagten oder Kräuter pflückten.

Voriges Jahr habe er einem solchen Vogel aus Berlin das Leben gerettet. Dieser habe zu naseweis gemeint, den Berg in ein paar Stündchen ersteigen zu können und obwohl ihm die Leute widersprachen, doch alles besser gewußt. Ohne Führer machte er sich auf; bald zerrissen die zarten Schühlein, von seinen Füßen floß Blut, Hunger und Durst quälten ihn und endlich überfiel ihn die kalte Nacht, daß er sich, weil er völlig erschöpft war, nicht weiter getraute und unter den Zuntern versteckte. Tags darauf verirrte er sich noch mehr und geriet gar ins Geschröfe, wo er jämmerlich zu schreien begann. „Ich hörte dies, brach durch die Stauden, um ihm christlich beizuspringen; da schrie er noch jämmer

licher und wollte davonlaufen; bei einem Absturz erwischte ich ihn noch, sonst wäre er hinabgepurzelt. Nun hob er die Hände auf wie vor unserem Herrn und begann zu weinen, endlich verstand ich soviel, daß er mich für einen Räuber hielt. Du lieber Gott! ich hab mein Lebtag nichts gestohlen als einmal Kirschen und dafür faßte ich in der Schule Tatzen, aber lachen mußte ich doch. Schön sah ich freilich nicht aus; der Bart zottig, das Hemd rußig vom Kessel und die Hosen voll Pech, aber ein Räuber, wie konnte ihm das einfallen! Endlich verstand auch er mich, ich half ihm heraus und brachte ihn auf den Steig nach Magerbach. Zuletzt hat mich der Bursch auch noch geärgert. Als er sich bedankte, sagte er, ich und meine Landsleute sollten uns im Gebirg anständiger kleiden, damit sich die Fremden nicht vor uns fürchten. Ich hab' ihn dafür angeschnarrt und bin davon."

So ungefähr der Hirt. Seine Ziegen kümmerten sich aber nicht um unser Gespräch, sie gingen wie die deutschen Mittelstaaten jede den eigenen Weg, er sprang auf und enteilte nach kurzem Gruß.

Weil ich nicht mehr auf den alten Steig zurück wollte, stieg ich quer an der Berglehne, die oft von wilden Runsen und bröckeligen Felsen, wo der Fuß nur schwer haftete, unterbrochen war, gegen die Fahrstraße hinab. Das war beschwerlich genug und auch gefährlich, jedoch wurde ich durch einen herrlichen Strauß Jochaurikeln und Steinröslein belohnt, die ich in reicher Fülle pflücken konnte. Wegen der Jochaurikeln, die man in Bayern Jägerblümel heißt,

fiel sich schon mancher kecke Bursch zu Tode, denn gerade die schönsten Dolden hängen im wüstesten Geschröf. Die Jochaurikel ist die Stammutter all der bunten zahllosen Spielarten von Aurikeln, die den ersten Frühling unserer Gärten schmücken, wenn sie auch nicht das würzige Aroma von jener besitzen.

Unweit der Trankhütte, einem öden Wirtshaus, an das sich manche Räubersage knüpft, erreichte ich die Straße und schritt rüstig nach Brennbühl, wo der gute König von Sachsen bei einem botanischen Ausflug vom Wagen stürzte und tot blieb. Eine kleine Kapelle bezeichnet die Unglücksstätte. Wer sich in einem wahren Musterwirtshaus laben will, der gehe an Mayers Schild nicht vorüber, es sei denn er möchte Imst, das Klein-Leipzig Tirols, besuchen, um einen heitern Abend im Dilettantentheater zu verbringen oder Herrn Speckbacher ein rührendes Gedicht vortragen zu hören.

Mich lockte weder das eine noch das andere, dafür erhob ich die Hände zu einem wahrhaft homerischen Mahl mit Knödeln wie Sechspfünder und Schweinsbraten, dessen braune Schwarte noch britzelte, und nachdem ich die Begierde nach Speise gesättigt, tat ich auch dem dunkeln Wein die verdiente Ehre. Traumselig lugte ich durchs Fenster auf die grünen Matten, da traten, den Stutzen im Lederfutteral, etliche Brettbohrer ein; so schilt man nämlich in Tirol die Scheibenschützen. Diesmal drehte sich das Gespräch nicht um Best und Zieler, sondern „ob er kommen wird?“ — nämlich Gari-

baldi. Überall ward der mannhafte Entschluß geäußert, den Einbruch fremder Scharen derb abzuwehren und die Ehre des Landes gegen jeden Störenfried zu schirmen. Von einer Begeisterung für den Krieg haben bisher nur offizielle Blätter etwas verspürt, die Männer entflammt Unwille, daß die Sicherheit der Heimat bedroht ist. Diese Wehrhaftigkeit, die gegen jeden Feind zur Waffe greift, ohne anderen den Krieg zu bringen, ist seit Jahrhunderten der unvergängliche Ruhm Tirols und bedarf, um es zu bleiben, keines servilen Aufputzes. Beseelt doch den republikanischen Schweizer das gleiche Gefühl!

Nach einem herzlichen Abschied von den wackern Tirolerschützen ging ich auf einem Fußpfad, den man mir freundlich gezeigt, durch die Wiesen in die Erlenau am Inn und stieg von dort zur Straße empor die nach Landeck führt. Für heute lockte mich der Hauptort Böotiens nicht, ich hatte die Ruine Kronburg zum Ziel gewählt, und siehe, als ich um eine Ecke bog, erhob sich der düstere Felsenkegel plötzlich vor mir. Das Inntal ist hier zu einer finstern Schlucht verengert, wilde Kalkfelsen, fast ohne Wald und Busch, treten links steil in den Fluß, der vergebens wider sie die Wellen treibt; rechts senken sich sanfter die Gehänge des Schiefers von Föhren und Lärchen, durch welche einzelne Bauernhöfe winken, zu grünen Matten herab, wo für ein und das andere Dörfchen Platz ist. Gegen Westen sperrt die schöne Pyramide von Kronburg das Tal; so das Schloß, welches wegen der hohen

Lage fast klein erscheint, im Aug, überschritt ich die Brücke hinter Mils und stand endlich vor einer Waldung, die steil aufwärts führte.

Langsam bummelte ich durch die Bäume, welche die jungen Sprossen des Frühlings schmückten, manchmal eine Blume pflückend; hier und da öffnete das Gebüsch eine willkommene Aussicht. Da unterbrach das Geplauder und Kichern von Mädchen meine Betrachtung, vier bis fünf barmherzige Schwestern kamen herab. Erstaunt blieb ich stehen; als sie mich erblickten, erschraken sie, als wäre ein Stößer unter Tauben gefahren, dann huschten sie mit einem schüchternen „Gelobt sei Jesus Christus!“ vorüber. Später erfuhr ich, daß droben auf der Bergwiese ein Klösterlein sei, wohin jene, die bei der Krankenpflege siech geworden, zur Heilung in die Sommerfrische geschickt würden. Möge der Lenz den guten frommen Mädchen seine schönsten Kränze in den Schoß legen; ihre aufopfernde Menschenfreundlichkeit, welche die Stunden nicht träg in der Zelle verduselt, hat vollen Anspruch darauf.

In dem Sattel, der Kronburg von den Alpen trennt, erhebt sich ein Wallfahrtskirchlein, einst berühmt als die Zuflucht der Lanzknechte, die sich hierher zu verloben pflegten, um mit heiler Haut der Kriegsgefahr zu entrinnen. Ich hoffte einen altertümlichen Bau zu finden, dessen Wände vielleicht manche alten Waffen schmücken, wurde jedoch durch ein schlechtes Kirchlein im Rokokostil enttäuscht. Das wundertätige Bild war eine Kopie des Gemäldes von Lucas Kranach in der Pfarrkirche zu Innsbruck. Ich fragte

eine dicke Bäuerin, warum denn das Bild hier Mirakel wirke, während man der gleichen Muttergottes zu Innsbruck nichts ähnliches nachrühme.

„Das kommt alles auf den Ort an!“ erwiderte sie bedächtig, und hatte recht, wie Salomo, der das gleiche vor ein paar tausend Jahren gesagt.

Zu der Ruine war es nicht weit. Stufen, in den harten Kalk gemeißelt, führten empor; sie waren mit Moos gepolstert oder von braunen Fichtentangeln bedeckt, leise säuselte der Wind durch die alten Tannen, alles atmete Ruhe und Frieden, ein Eichhörnchen schwang sich auf einen Ast und knusperte an einem Föhrenzapfen, in einem Mauerloch, aus dem der Balken gebrannt war, verneigte sich ein Rotschwänzchen. Unter dem Tor lag ein fahles Öchslein behaglich wiederkäuend, im Garten des Wächters sang auf dem Hollunderstrauch eine Amsel. Versöhnt durch den Zauber der Natur, wehte der Geist der Vergangenheit aus diesen Trümmern, blühende Erdbeerranken hingen in das düstere Verließ nieder; möge man dort jene einsperren, die nicht aus romantischer Schwärmerei, sondern aus heuchlerischer Berechnung das Mittelalter aus dem Grab wecken wollen. Kronburg war die blutige Krone des Inntales; erbaut im 14. Jahrhundert, war es der Horst der Starkenberger, eines furchtbaren Geschlechtes, dem jedoch auch ein Minnesänger entsproßte. Diese alten Tirolerritter waren doch andere Bursche als die Ahnen norddeutscher Junker, die ihre slawischen Bauern schunden; wild und trotzig rangen sie mit Friedrich von Österreich um das, was sie deutsche Freiheit nannten, eine Freiheit, die uns

als Kleinstaaterei noch in den Gliedern liegt. Wer denkt nicht an den ehernen Oswald von Wolkenstein? Aber Friedrich rief die Tirolerbauern, und diese halfen die Junker in den Staub schlagen. Die Oberinntaler werden es gerne getan haben; sie führen das „Herrenerschlagen“ noch immer im Munde und manche wären unter Umständen nicht abgeneigt, es zu wiederholen, dieses Mal natürlich als Kämpfer für die heilige Glaubenseinheit und — das „Klauben“. Äußerungen von Herzenshärte und Neid, der proletarierhaft jeden als Feind betrachtet, welcher einen Tuchrock trägt oder ein Stück Braten ißt, soll man nicht selten hören; ein demokratischer Zug geht überhaupt durch das Volk, welches gern vom „Saltregiern“ spricht, den Mantel des Servilismus hängen oft genug nur jene um, die davon profitieren möchten. Wir wollen jedoch den Oberinntalern nicht zu nahe treten; sie zeigen sich im ganzen brav und achtbar, klarer Verstand und Arbeitsamkeit geben ihnen manchmal den Vorrang vor dem phantasievollen und gemütlichen Unterinntaler.

Also Friedrich mit der leeren Tasche überfiel Kronburg, später traf es der Blitz, in neuester Zeit arbeiten rohe Hände an der Zerstörung dieser Ruine, welche zu den großartigsten Deutschlands gehört und daher von den Touristen besucht zu werden verdient. Vor kurzem waren noch drei Stockwerke des riesigen Bergfried mit ihren Gewölben völlig erhalten; da ließ ein Hochwürdiger die Tuffsteine ausbrechen, nicht einmal die gotischen Pfeiler, welche den Rittersaal trugen, wurden verschont und so stürzte alles zu-

sammen. Daß doch Leute, die sich für ihre Zwecke stets auf das Altertum berufen, für das Altertum so wenig Achtung zeigen! Nicht bloß von Burgen zu reden, man erzählt von Kavalieren, welche die wichtigsten Urkunden ihres Archives Goldschlägern verkauften oder Bauernbuben schenkten — zu Leimtaschen.

So wären wir wieder bei der Gegenwart angelangt. Ehe mich der Stellwagen in das wirre Treiben der Stadt entführt, reiche ich dem Leser zum Abschied die Hand, möge zur nächsten Skizze ein friedlicher Ausflug, nicht blutige Zwietracht des Krieges den Stoff leihen!

Im Ötztale

Zu den schwierigsten Problemen der Geognosie gehören die Alpen. Eine Menge Fragen über ihren verwickelten Bau sind noch ungelöst, bei manchen dürfte der Kampf entgegengesetzter Meinungen trotz alles Scharfsinnes und Eifers nie geschlichtet werden. Umsomehr locken sie den Naturforscher an, er sinnt und prüft und kehrt immer wieder zurück, um den Schlüssel des Geheimnisses zu suchen. So ging es auch mir. Ich hatte die östliche Seite des Ötztales schon öfters begangen, da tauchten neue Zweifel auf, und noch im Spätherbst ergriff ich den wuchtigen Hammer, ob mir vielleicht die Gnomen jetzt günstiger seien, als früher. Lieber Freund, du siehst schon mit Entsetzen all' die schrecklichen Namen, womit die Wissenschaft Steine, Pflanzen und Tiere auf eine oft sehr barbarische Weise belegt, in krausen Lettern vor deinem Blick emportauchen und willst dich daher abwenden; beruhige dich, meine Pedanterie soll dir wenig Klage verursachen, nur über die Fächerstruktur erlaube mir ein Wörtchen. Fächer! da merkt vielleicht sogar manche Dame auf, allein die Fächerstruktur in der Geologie hat sehr wenig mit dem Fächer der Mode zu tun, obwohl manche Forscher jene gerade ebenso zum Kokettieren mißbrauchen, als die Schönen diesen.

Die Zentralalpen bilden keine Kette, wie man sie manchmal auf schlechten Karten angedeutet sieht, als kröche eine Raupe über das Blatt, sie zerfallen in eine Reihe von Stöcken, die man als Massen bezeichnet. Eine solche Masse ist nun zwischen der Etsch, der Passer, der Sill und dem Inn eingeschlossen, man benennt sie nach dem Ötztale, dem größten Einschnitte in derselben. In dieser Masse kann man nun auch die Fächerstruktur beobachten, wenn auch nicht so deutlich, wie in den Stöcken der Schweiz. Geht man vom Inn gegen Süden, so bemerkt man, daß die Schichten des Schiefers und Gneises gegen Süden einschießen, sie stehen also schief. Je weiter man den Weg fortsetzt, um so steiler richten sich die Schichten auf, bis man endlich an einen Punkt gelangt, wo sie senkrecht stehen; allmählich neigen sie sich wieder, fallen aber nicht mehr gegen Süden, sondern gegen Norden. Übrigens sind die Ansichten bezüglich dieser auffallenden Erscheinung sehr geteilt, die Erklärung derselben ist noch niemand in befriedigender Weise gelungen, und so lasse auch ich die Frage, die ich nicht zu lösen vermag, auf sich beruhen.

Ein solcher Fächer war es, der mich in das Ötztal führte. Ich wählte den Weg am rechten Ufer des Inn. Er zieht sich über die Schutthalden der Seitentäler und Schluchten hin, gar oft stieg ich in das Bett eines Baches, um das Gerölle zu untersuchen, ohne jedoch viel Ausbeute zu finden. Vor Pfaffenhofen erregte ein lauter Böllerknall meine Aufmerksamkeit, am Eingange des Dorfes stand ein Triumphbogen mit flatternden Bändern und Blumen

geschmückt, dahinter wartete eine Schar weißgekleideter Jungfrauen, Kränze auf dem Haupt. Es war alles zu einem festlichen Empfange vorbereitet. Der „sanfte“ Bischof von Brixen sollte die Kirche, die gründlich erneuert worden, einweihen. Das uralte Gebäude hatte während der Rokokozeit allerlei Umgestaltungen erlitten, das nahm sich ein reicher Minorit Pater Lener aus Pfaffenhofen zu Herzen und verwendete große Geldsummen, um sie wieder herzustellen. Dem Werke alle Anerkennung, es lobt den Stifter und die Künstler, die dabei beschäftigt waren. Die Altäre und der Schmuck des Innern sind durchaus im spätromanischen Stile mit genauer Beachtung seiner Gesetze durchgeführt, namhafte Künstler liehen ihre Hand dazu, so daß die Kirche jetzt nicht nur zur Andacht einladet, sondern auch den ästhetischen Sinn befriedigt. Ich besah sie von allen Seiten; als ich auf den Friedhof heraustrat, wallte mir bereits der Zug entgegen, der den Bischof eingeholt hatte. Auf allen Gesichtern strahlte helle Freude, jung und alt war versammelt zu einem Feste im wahren Sinne des Wortes, einem Feste, von dem man noch den spätesten Enkeln erzählen wird. Der religiösen Feier beizuwohnen, fehlte mir die Zeit, ich schritt zum Dorfe hinaus; noch lange klangen mir die Glocken nach und widerhallten die Felsen vom Gekrach der Böller.

Die Gegend macht keinen erheiternden Eindruck. Überall hohe Berge, steil in das Tal oder an den Fluß vorspringend, kaum fand die fleißige Hand des Menschen soviel Erde, um das bischen Mais für den Haushalt anzubauen. Die Wohnungen in den

Dörfern schließen sich enger zu Gassen aneinander, während im reichen Unterlande mehr die altgermanische Zerstreuung gefällt. Hier siehst du noch das Bauernhaus mit dem breiten Söller, dem Vordach und den Blumenstöcken darunter, es herrscht zwar ein Grundgesetz der Architektur, aber volle Mannigfaltigkeit der Entwicklung; im Oberinntal baut man nach der Schablone, kahle weiße Mauern, die Giebel abgeschrägt, alles nüchtern und leer. Die älteren Häuser sind häufig zerlumpt, Sparren hängen herab, Steine sind herausgefallen, die faulen Schindeln übergrünt Moos. So ist es auch mit der Tracht. Der Unterinntaler kleidet sich gar stattlich, seinen Hut schmücken goldene Quasten, der Lodenrock ist mit Bändern eingefaßt, der breite Bauchgurt und die kurze Lederhose sind mit weißen Federspulen gestickt, am Finger schimmert ein silberner Schlagring; der Kerl lebt vom Scheitel bis zur Zehe; heiter, leicht, elastisch und gesangesfroh, arbeitet er zwar fleißig, betrachtet jedoch das Dasein nicht als eine schwere Bürde, sowie auch die Mädchen Liebe als keine Sünde. Der Unterländer ist ein echter und rechter Vollbauer, unzersplittert vererbt er den Grundbesitz, die Besitzer alter Höfe zeigen nicht selten eine Art Adelsstolz, der jedenfalls nicht schlechter begründet ist als mancher andere.

Der Oberländer ist oft ein blutarmer Teufel, die Güter werden immer mehr zerstückelt, daher tritt der Kampf um das Dasein hier mit unerbittlicher Härte auf. Männer und Weiber wandern im Frühjahr aus, verdingen sich als Maurer und zum Mörtel-

tragen und bringen im Herbst ihre ersparten Kreuzer zurück, um die Steuern zu zahlen und den Winter hindurch knapp genug zu leben. Die Körper sind kleiner, sehniger, aus den gefurchten Zügen spricht nicht selten tiefer Mißmut, die kostbare aber dauerhafte Volkstracht verschwindet mehr und mehr, man kauft sich wohlfeile Baumwollfetzen, wie man es in der Fremde gesehen. Das Oberinntal ist auch die eigentliche Heimat der Dörcher, eines Völkleins im Volke, und als solche kulturhistorisch sehr interessant. Man hört in der Schule von Roxolanen und Scythen, die ohne Haus, ohne Zelt, in ihren Wägen wohnend, durch die Steppen zogen. Unsere Dörcher sind zwar keine Nachkommen derselben, treiben sich auch nicht in Steppen herum, sondern auf der Landstraße mit einem elenden Karren, über den auf Reifen eine elende Blache gespannt ist. Blickst du hinein, starrt dich eine Schar schmutziger Kinder mit zerzaustem Haar an, während die älteren Geschwister barfuß und in Lumpen gehüllt jeden Wanderer anbetteln. Zwischen den Rädern des Karrens hängt meistens ein Vogelbauer mit einem goldgelben Kreuzschnabel, hinten nach kläfft ein Spitz. Aber Vater und Mutter? Die sind an breiten Gurten dem Fuhrwerk vorgespannt, manchmal unter Mithilfe eines mageren Esels oder ruppigen Hundes. Der Mann sieht gewöhnlich wild aus, die Haare flattern, der Bart ist struppig, bisweilen zeigt das Gesicht blutige Furchen; das Weib hat einen bissigen Ausdruck, es schaut dich frech an, auf der Stirne sitzt wohl auch eine blutunterlaufene Brausche. Die Dörcher geben der ehelichen Zärt-

lichkeit nicht ungern mit Faust und Nägeln Nachdruck; daher sagt in Tirol das Sprichwort von unfriedlichen Gatten: „Sie tun wie die Dörcher!“

Weh' dem Dorfe, wo eine Dörcherfamilie heimatberechtigt ist! Sie zieht im Frühjahr aus, Kind und Kegel, Mann und Maus, entweder um Geschirr zu handeln, oder als Schleifer und Öbstler. Diese Geschäfte sind manchmal nur ein Vorwand für Bettel und Diebstahl, der mit dem unverfänglichen Namen des Findens bezeichnet wird. Während der Vater die Waren ausbietet, schleichen Mutter und Kinder von Haus zu Haus, um Lebensmittel und Geld zu erbetteln. Kommt der Abend, so erlaubt ein Bauer wohl dem Gesindel, das schrecklich flucht und ihm den roten Hahn aufs Dach zu setzen droht, im Stadel zu übernachten.

Dieses Gesindel, das in einer Art Krieg gegen die menschliche Gesellschaft lebt, hält unter sich auf das treueste zusammen, — fortwährende Raufereien bringen nur Abwechslung in ihr bewegtes Dasein, — es hat seine eigene Sprache, seine eigenen Gebräuche, seinen eigenen Aberglauben und seine eigene Poesie. Durchaus charakteristisch ist ein Lied des Tiroler Volksdichters Carl v. Lutterotti, jeder von ihnen kennt es, auch über ihre Kreise drang es hinaus. Wir entlehnen demselben eine Strophe:

Wir hab'n die Leut g'rad für Narren
Und leben frei lustig, frisch au.
Der Spitz'l, der laft neben d'Karren,
Der Krummschnabel hängt unten drau.

Der Karren, der ist unser Hütt'n,
Unser Vieh ist der Vogel und Hund.
Wir bleib'n beim Find'n und Bitt'n
Ja alle wie die Hechten so g'sund.

Im Oberinntal ist ein kleines Dorf, zu dem bei 200 solche Landläufer gehören. Ja, warum tat denn die Gemeinde nichts dazu und ließ das Unkraut, das man nun nicht mehr ausrotten kann, ungehindert wuchern? Hier der Anfang des Elends! Im Jahre 1805, wo Bayern die Militärausheburg einführte, erboten sich sechs junge Dörcher als Kontingent für die Gemeinde einzustehen, wenn ihnen diese die Erlaubnis gäbe, sobald sie ausgedient hätten, zu heiraten. Die kurzsichtigen Bauern nahmen an, und jene sechs wurden die Stammväter der 200.

Im Herbst kehren sie oft mit Nachwuchs von der Wanderung heim. Sie stellen sich dem Gemeindevorsteher vor und verlangen von ihm, er möge sie, da sie nicht im Freien überwintern könnten, auf Kosten der Gemeinde einquartieren. Jeder sträubt sich, sie aufzunehmen, endlich macht man ein Loch ausfindig, wo man sie untersteckt. Nun aber ist den ganzen Winter hindurch nichts mehr sicher, was der Dörcher nicht erbettelt, findet er. Daher Hader, Zwietracht und Unfriede. Könnte man nicht die jungen Dörcher als Lehrlinge und Dienstboten unterbringen? — Sie halten nicht aus; wie Zigeuner laufen sie auf der Straße, das Wanderleben steckt ihnen bereits im Blute. Wer mag sie auch aufnehmen, da sie leider die Familien mit Ansteckung durch ihre sittliche Fäulnis bedrohen. Das arme

Oberinntal hat somit zu seinen anderen Plagen eine nie heilende Pestbeule mehr. Die Dörcher sind übrigens auch unter dem Namen Laninger bekannt, Deutung und Ursprung dieses Namens weiß niemand genau anzugeben, manche leiten sie vom Dorfe Lana ab.

Ich hatte an der Brücke von Telfs vorbei Riez erreicht, an einer der rauchigen Hütten war mit Kohle eine Geige gezeichnet. Diese Figur war mir schon mehrmals an den Wänden der Häuser aufgefallen, ich fragte daher einen Bauern, der vor der Türe seinen Pfeifenstummel schmauchte, was das zu bedeuten habe.

„Das wißt Ihr nicht?“ erwiderte er lachend, „es ist zum Spott, daß der drinnen von der Alm nichts gezogen hat!“

Also eine bildliche Übersetzung des Spruches: „Er kann sich heimgeigen lassen!“ Man wendet ihn an, wenn jemand von einem verfehlten Unternehmen abstehen muß. —

Die Sonne hatte das Tal längst verlassen, nur die schroffen Wände des Hochmundi, der die Schönheit des Kalkgebirges so ausgeprägt besitzt, schimmerten noch in hellem Rot, quer am Gehänge zog sich, wie nach dem Lineal, ein feiner grauer Streif hin. Er gab genau die Grenze an, wo sich zwei ungleich erwärmte Luftschichten übereinander lagerten; diese Erscheinung, so lehrreich für den Wettergucker, freute mich nicht sehr, denn ich mußte besorgen, in der Frühe bis zu einer Höhe von 4000 Fuß durch Nebel emporklettern zu müssen.

Es begann zu dunkeln. Über die Wiesen, welche

noch die rötlichen Kelche der Zeitlose schmückten, floß graulicher Dunst und wob sich zu immer dichteren Schleiern, aus denen der etwas erhöhte Weg emporragte, da und dort nickte geisterhaft ein Baum in der Ferne, schimmerte wie von einer Insel ein trübes Licht, es war, als ob ich auf dem Damm eines unermeßlichen Flusses dahinschritte. Fast unheimlich erschienen die bekannten Gegenstände, wenn sie aus der dichten Dämmerung auftauchten; über mir leuchteten aber heller und heller die Sterne und erfüllten die Seele mit ruhigem Vertrauen. So führte mich die Straße nach Stams.

Das rauhe Gebell eines großen Hundes zeigte mir die Richtung, wo das Wirtshaus lag, beim Schall der Schritte schlug das Tier noch heftiger an, ein Licht erschien auf der Schwelle, der Wirt gab ihm mit dem Schuh einen Stoß in die zottige Flanke, daß er winselnd sich verkroch und führte mich in die Stube.

Bald war für mich gedeckt. Wein, Käse und kalter Braten stillten Durst und Hunger, zwischen hinein fragte der Wirt um Zweck und Ziel der Wanderung. Als ich seiner Neugier genügt, teilte er mir seinerseits manches über die Gegend mit, die ich durchstreifen wollte. Er warnte mich, den Weg über Ochsengarten einzuschlagen, denn dort herrsche ein schreckliches Nervenfieber. Das Auftreten dieser Krankheit in einer hochgelegenen Gegend in der frischesten Luft, mitten unter Alpenrosen, wo die herrlichsten Quellen sprudelten, hatte etwas Rätselhaftes, umsomehr, da sie auf diesen kleinen Herd be-

schränkt blieb und weder nach Kühthei empor-, noch ins Tal herabstieg. Sie trat sehr verheerend auf, mehr als zwei Dritteile der ganzen Bevölkerung wurden auf viele Wochen niedergeworfen, über ein Zehntel starb. Die Regierung schickte zur Untersuchung des Tatbestandes Kommissionen, die gelehrte Berichte schrieben; es würde weniger gekostet und mehr genützt haben, gleich einen tüchtigen Arzt zu senden.

Als die Morgenglocke auf dem Turm des Klosters zu läuten begann, war es noch stockfinster, ich machte Licht und zog mich langsam an. Dann trat ich zum Fenster und blickte in die graue Öde des Nebels, der so dicht aufquoll, daß man ihn wie einen Schwamm hätte packen und ausdrücken mögen. Während ich so fröstelnd hinausschaute, klopfte der Wirt, der mich wecken wollte. Ich hieß ihn das Frühstück bereit halten und folgte ihm dann in die Stube. Er riet mir, wieder umzukehren und im nächstbesten Stellwagen, der mich einhole, Platz zu nehmen, ich trat jedoch vor die Türe, tauchte den Finger in den Brunnen und hielt ihn in die Luft, — kein Zug war zu spüren, doch wurde er gegen Osten kalt. Ich wußte nun, daß bald eine frische Brise den Nebel ausfegen würde und nahm wohlgemut Abschied.

Der Berg hat ein steiles Gehäng, eine tiefe Runse, in der ein Wildbach von Stein zu Stein springt, ist eingeschnitten, an der rechten Lehne derselben windet sich der Weg empor. Es begann kaum zu dämmern, allmählich rangen Licht und Schatten miteinander, die Wolken flossen nieder, das leise

Schnalzen eines Rotkehlchens drang aus dem Gebüsch. Bald huschten auch die flinken Schneemeisen zipsend durch das Gezweige, ich hatte Gesellschaft genug. Von Zeit zu Zeit erinnerte mich ein Pfahl mit einer Glastafel darauf an den Kreuzweg, der hier ganz zweckmäßig für die Hirten angebracht ist, und versetzte mich in ernste Gedanken. So ging es höher und höher; die Schlucht erweiterte sich, statt brüchigen, weichen Schiefers knirschte der Grus harten Gneisgranites unter den Nägeln meiner Bergschuhe, ich zog den Hammer und klopfte mir Proben des Gesteines von einem Felsen herab. Dann über einen schmalen Steg und durch Stauden, die ihr überflüssiges Wasser auf mich niedertropften; zu Häupten wurde es lichter, ich blickte aufwärts, der Himmel lächelte durch einen weißen Flor rein und unbewölkt in die Enge. Wieder einige Schritte empor, nur noch einzelne Nebelflocken flatterten mir nach und blieben in den Nadeln der Föhren hängen. Ich erreichte einen Vorsprung und blickte zurück. Wie ein Strom geschmolzenen Silbers, hell beleuchtet von der Sonne, flossen die Wolken durch das Inntal, die hohen Felsen des Kalkgebirges erhoben sich strahlend und glänzend, unbewegt mitten im beweglichen, wallenden, schwebenden Gedränge, es war ein großartiger Anblick, großartig fast zum Erschrecken. Die alten Griechen wußten, warum sie ihre Götter auf Wolken thronen ließen und ich genoß stumm die Freude an all der Herrlichkeit. Das ist innige, heilige Ahnung, wenn sich das schwache Aug' des Menschen zum Becher erweitert, aus dem die Seele den Trank

der Unendlichkeit schlürft. Dann fühlst du dich unsterblich, weil du am Genuß des Unsterblichen teilnimmst . . . deckt auch dein Aug' vielleicht bald Staub . . . du hast gelebt!

Weg mit dem Tropfen Wermut, der in den Becher fällt; weiß die Jochlerche auch davon, daß sie so ängstlich den schroffen Wänden entlang ruft? —

Ich stieg wieder langsam aufwärts bis zu einer rot angestrichenen Martersäule. Sie war zum Andenken an einen Schäfer gesetzt, den man hier im Jahre 1826 am 28. Juni erfroren liegen fand. — Im Juni? Ja im Juni! Es gibt keine Zeit, wo man im Hochgebirge vor Schneeschauern sicher wäre, der Älpler wie der Matrose mag immer an die letzten Dinge denken.

Der Weg machte eine Biegung, auf einem kleinen Vorsprung über mir erblickte ich das Kirchlein St. Maria, daneben ein stattliches Haus und hinter diesem die leeren Stallungen. Jetzt waren freilich Fensterläden und Türen geschlossen; ich schlich vergebens, wie der Fuchs um den Hühnerstall, rings um das Gebäude, indes hätten mir die Einwohner schwerlich etwas von seltenen Gesteinen und Pflanzen mitgeteilt, es war also nicht viel verloren.

Gegen Süd schlossen die Berge mit steilem Abfall ein Amphitheater ein, dessen reicher Boden nach allen Seiten von frischen Quellen durchrieselt war. Grünes Moos mit kleinen Büschen von Heiderich, feuchte Flocken verschiedener Flechten, hier und da eine üppige Grasfläche hatten sich in den Maschen des Wassernetzes angesiedelt, auf einem Steinblock

horchte ein Strauß spätblühender Glockenblumen dem lustigen Gemurmel zu. Am Abhange zur Seite brannten, loderten und glühten die verschiedenen Farben des Herbstes, auf den korallenroten Beeren der Eberesche glitzerten Tautropfen wie Brillanten, ein Schmuck, wie ihn kein Juwelier schöner zusammenfügt. Alles leuchtete und glänzte — nur das Leben fehlte. Wohl flog hoch über mir ein Triangel Zugvögel nach Süden, ihre Fittige rauschten, hier und da klang ein verlorener Ton aus der Luft, wohl kollerte manchmal ein Stein vom Geschröfe und sprang in kurzen Sätzen fort, das bräutliche Lied der Jochamsel und der Frühlerche war jedoch längst verstummt, kein bunter Falter spielte im Sonnenlicht: im Schatten knirschte der Reif unter dem Tritt, der sonst tausend und tausend Kerfe aufstörte, das leise Bimmeln der Ziegenglöcklein, das harmonische Geläute der Rinder . . . es ist verhallt! Nur der König Winter setzt den Fuß auf den Rücken des Gebirges, die grauen Locken sausen im Sturm, der Bart flattert um die Felsen, allmählich steigt die weiße Spur seiner Schritte immer tiefer und tiefer, bis sein Mantel das ganze Land überzieht. Darum glühen alle Farben im herrlichsten Schmelz, die Natur gedenkt des entschwundenen Frühlings und freut sich noch einmal, zum letztenmal in diesem Jahre der Erinnerung an ihn.

Ganz hinten zieht sich der Pfad empor. Er führte durch Alpenrosengestäude, — ist es Täuschung, dort trägt ja ein Stock noch Blüten! Ja Blüten! Ich pflückte sie zum Strauße, nebenan nickte eine Traube

von blauem Enzian über einen lockeren Rasen gelblichen Steinbreches. Die Blümchen waren zu spät oder zu früh gekommen, geht es doch manchem Menschen auch nicht besser! Wenn übrigens die Almrosen abgeblüht haben, entstehen an Blättern und jungen Zweigen Gallen wie aus Wachs, weiß mit einem roten Anfluge. Die Afterbildungen verdanken ihren Ursprung einer kleinen Fliege, sie sind sehr zierlich, daher sammelt man sie gerne. — Wer schon im ersten Frühling seiner Dame einen Strauß Alpenrosen bieten will, der pflücke im Spätwinter Zweige mit vollen Knospen, setze sie im Wasser an einen warmen Ort, und sie werden sich entfalten. Man macht wohl auch den Versuch mit Kirschzweigen, je nachdem die Sache gerät oder nicht, prophezeit man einen guten oder schlechten Lenz.

Weiter aufwärts lag in den Gruben bereits Schnee, die einzelnen Fetzen verbanden sich nach und nach, die Decke wurde tiefer, und ich mußte den Stock fest einstoßen, wollte ich nicht ausglitschen und mit einer Lawine in den Abgrund rutschen. Eine zackige Felsenrippe lag bloß, davor türmte sich eine kleine Schutthalde, hätte ich doch einen Packesel bei mir gehabt! Da glänzte silberweißer Glimmer, schimmerten rote Granaten, funkelte Feldspat und Quarz, strahlte der bläuliche Cyanit.

Die Sonne hatte beinahe die Höhe ihrer Bahn und ich den Einschnitt des Joches erstiegen, das Gestein war furchtbar zerklüftet und zerbröckelt, wie eine Säge mit riesigen Zähnen trennte es das Stamsertal von Sellrain. Eine kleine Platte breitete sich

aus, der Schnee war hier wie auf der ganzen Südseite längst zerflossen, das Plätzchen mit den Polstern vertrockneten Riedgrases schien recht eigentlich zur Rast für Kraxenträger und Schützen gemacht zu sein. Ein mildes Lüftchen wehte, ich warf mich neben dem großen Wetterkreuz nieder, ein karges Mittagsessen, zu dem mir niemand guten Appetit wünschte, war bald verzehrt, aus einer Runse holte ich eine Handvoll Schnee, legte sie auf einen warmen Stein und ließ die Tropfen in meinen Lederbecher rinnen. Bis er sich füllte, weidete ich das Auge an der Rundschau. Man übersah einen Teil der nördlichen Kalkalpen mit ihren zahllosen Wipfeln und die Zentralalpen, die bereits angeschneit waren. Um dieses Stückchens Fernsicht willen wäre ich, gewohnt an die Rundschau von den höchsten Spitzen, kaum heraufgestiegen, man nimmt dergleichen so nebenbei mit, allein jetzt im Spätherbst waren die Farben- und Lichtwirkungen völlig anders als im Sommer. Die Beleuchtung erschien weit greller, die Umrisse waren schärfer und reiner, die Schatten im Schnee blauer, das Bild war fast fremdartig. Das hing von der reinen Luft und dem tiefen Stand der Sonne ab, die ihre Strahlen schräg auf die Bergwände warf.

Dazu das feierliche Schweigen ringsum! Der Schiffer auf dem Meere, der Araber in der Wüste mag die Einsamkeit nicht gewaltiger empfinden, als ich mitten in der Öde des Hochgebirges.

Ich wendete das Auge auf die Schieferzacken in meiner Nähe. Es blieb an einem verwitterten Kruzifix haften, Johannes und Maria nebenan glichen

grauen Steinen. Die Farbe war längst entschwunden, die Fasern des Holzes zu tiefen Rinnen ausgebeizt, ein Spalt, den die Sonnenhitze aufgerissen, klaffte quer über den Schläfen des Gekreuzigten, am Schafte waren Namen eingeschnitten über anderen, die das Wetter bis auf eine geringe Spur weggefegt. Mit Mühe entzifferte ich eine Jahreszahl: 1625. Wie viele Wanderer mochten hier geruht, ihre stille Andacht verrichtet haben!

Ich stieg rasch talab, dem Bach entlang eilte ich nach St. Sigmund und kehrte dort bei Kassele, dem ehrwürdigen Kuraten, ein. Der Mann war eigentlich aus dem Kloster Wiltau, hatte sich jedoch frühzeitig auf das Land versetzen lassen und war in diesem abgelegenen Winkel bei treuer Erfüllung seiner Pflicht ergraut. Kassele ist nur die Abkürzung seines Vornamens Cassian; wie er sich schreibt, danach fragt niemand im Tale, aber den Kassele kennt jeder. Neuigkeiten darf man bei ihm keine suchen, seinem Bedarf genügt ein Zeitungsblatt aus Innsbruck, auf dem Bücherbrett prangt die Bibel von Allioli mit den Schriften verschiedener Homileten, so verfließt ihm Tag für Tag gleichmäßig, wie der Takt der Schwarzwälderuhr an der Wand neben dem Ofen. Hier und da ereignet sich ein Unglück, denn die Natur ist schrecklich in diesen Schluchten. Die Zeit der Angst ist der Winter. Nur Widum und Kirche, zu deren Erbauung der lustige Herzog Sigismund, der hier gern zu jagen pflegte, beitrug, sind vor Lawinen sicher, die übrigen Häuser der Gemeinde schützt selbst der Bannwald kaum, durch den der rollende Schnee

oft tiefe Furchen reißt, Steine und Bäume im wilden Durcheinander ins Tal schleppend. Vor einigen Jahren schien sich der Himmel über Sellrain ausschütten zu wollen; bald lag der Schnee so hoch, daß man keinen Zaun mehr erkannte, und noch immer flogen die Flocken im sausenden Sturm daher. Die Tannen ächzten, schon hörte man es an den kahlen Stellen des Hochgebirges krachen, da packten die Bauern der am meisten bedrohten Höfe ihre Kinder zusammen und trugen sie in den Widum zum guten Kassele. „Das wird man," erzählte er mir leicht errötend, „in einem katholischen Widum auch nicht oft sehen, eine Stube voll Wiegen mit schreienden Kindern darin!" Damit war freilich nicht allem Unheil vorgebeugt. Das Tal zweigt sich vor dem Bergsporn, auf welchem die Kirche steht, gegen Süden ab, an der Öffnung desselben waren einige Höfe, für welche nach den bisherigen Erfahrungen niemand etwas befürchtete. Geh hin und suche sie! An einer wüsten Stätte liegt ein Haufen von Trümmern, die Lawine sprang auf sie nieder und begrub sie samt den Bewohnern, welche ruhig schliefen. Da war großer Jammer im Tale, die Männer griffen zu Schaufeln und Pickeln, ihnen voran zog der Kurat mit der Monstranz, um über dem Schutthaufen, wenn vielleicht unter ihm noch ein Wesen atmete, den Totensegen zu geben. Weinend begann er, die Männer knieten nieder und weinten. Dann fingen sie an zu arbeiten, als gälte es Gold auszuscharren; eine Leiche nach der anderen wurde hervorgezogen, schon fing es aber im Gebirge an zu tosen, sie mußten sich zurückziehen, um nicht

gleichfalls verschüttet zu werden. Das war ein langer Leichenzug, wie man noch keinen gesehen, und dennoch blieb mancher unter der Lawine zurück, von dem man später die morschen Knochen auflas und beerdigte. Aber auch das Fleisch wurde wohlfeil in Sellrain, man konnte nämlich das erschlagene Vieh nicht auf den Markt bringen und so zehrten es die Bauern auf. Das sind ungefähr die Geschichten, die sich hier das Hochgebirg erzählt.

Ich hatte aber keine Zeit mehr zu verlieren, nach einem tüchtigen Schluck Wein schied ich vom Kassele, mög' er sich noch oft in der weißen Kutte vor der Tür des Widum sonnen, vielleicht ist er schon tot.

Das Gleirstal ist schmal und eng, nur stellenweise erweitert; hier haben sich die Menschen angesiedelt, neben den Trümmern des verschütteten Weilers erhoben sich neue Wohnungen, um vielleicht im nächsten Winter verschüttet zu werden. So hat die Not des Lebens nicht nur alle Künste geschaffen, sie bezwingt auch die Furcht vor dem Tode. Die Steigung des Pfades war sehr mäßig, bis ich den Kessel erreichte, der das Tal abschloß. In der grünen Fläche, durchrieselt von zahllosen Wasseradern, stand die verlassene Almhütte, am Gehäng streckten sich die Zungen der Gletscher weit herab, nirgends ein Baum, eine Staude, eine Blüte. Rechts zeigte sich dem Blick zwischen ungeheuren Steinplatten und Felsblöcken eine kleine Senkung, hier mußte der Übergang sein. Ich klomm empor, in einer Mulde fuhr mir laut bellend ein Hund entgegen, ich schaute herum, wie versteinert stand unweit ein Mann im grauen Loden,

unbeweglich auf den Stock gestützt. Er starrte mich schweigend an. „Nun, was ist's," rief ich, „was tust du da?"

Langsam erhob er den Finger und zeigte auf ein paar Schäflein, die traurig zwischen den Felsen herumschnoberten.

„Die kriegen ja nichts mehr zu fressen," sagte ich, „treib heim!"

„Da zwicken sie das dürre Gras aus den Ritzen," erwiderte er, „daheim hab' ich kein Futter für die Schafe, das brauchen die Kühe. Was willst machen? Ich bin ein Kleinhäusler, von den Kühen leb' ich, die Schäflein müssen mir das Gewand geben."

Ich sagte ihm, daß hier im Gebirge allerlei seltene Steine vorkämen, für die er ja wohl, wenn er sie nebenbei klauben wollte, einige Kreuzer kriegen könnte. Das leuchtete ihm ein, er begleitete mich zum Geschröfe. Wünscht der Leser vielleicht Andalusit, oder Pistazit, Glimmer oder Quarz? Letzterer steht in prächtig schneeweißen Nestern an und wurde früher zur Glasbereitung gesammelt. Jetzt würde die Fracht den Gewinn rein aufzehren.

Unter der Schneide des Joches traf ich, geschützt von einer Steinplatte, einige Stöckchen blauen Speiks in voller Blüte, sie waren dem Frühlinge vorausgeeilt, ein holder Gruß des Lebens mitten in der Öde beim Beginn der unwirtlichen Eiszeit. Auf der Höhe stand ganz verwittert eine Martersäule, das Holz hatte längst die Farbe verloren und schimmerte wie Silber; sie war errichtet zur Erinnerung an einen Bauer, der vor mehr als hundert Jahren von einer Lawine

in den Abgrund gerissen wurde. Oben am Stamm war ein rostiger Draht mit beweglichen Kügelchen angebracht, wer hier vorbeigeht, verschiebt etliche und betet dann so viele Vaterunser für die Seele des Toten, als ihre Zahl beträgt.

Diese Unglückssäule war hier die einzige Spur menschlicher Tätigkeit, von einem Pfade konnte man nichts bemerken, jeder steigt eben dort, wo er es am bequemsten findet. Dem Blick bot sich nach allen Seiten eine trostlose Wüste. Der blaue Himmel, schneeweiße Gletscher, braune Geröllhalden, graue bizarre Felsen, fahle Berglehnen oder Wald mit vom Reif versengtem Grase; über diese Gegend vermochten selbst die Strahlen der Sonne keine Freude, keine Heiterkeit zu verbreiten. Ihr Licht, sonst so tröstlich und mild, schien hier die Kraft verloren zu haben, Pflanzen und Tiere zu erquicken, einsam schwellte die blendende Kugel durch den ungeheuren dunklen Raum, wie schrecklich mag sie in der Sahara sein; — dort hast du Gesellschaft, Geier fliegen über dir und schreien nach deinem Herzblut.

Mehr springend als steigend gelangte ich in das enge Tal, dessen geneigte Wände kaum dem Stuibenbach Raum gönnten, hier und da stauten ihn die Trümmer eines Bergsturzes zu einer Lache, einem kleinen See. Auf der Karte sucht man solche Pfützen oft vergebens, wenn sie auch groß genug sind, um verzeichnet zu sein; sie waren, als jene verfertigt wurde, nicht vorhanden, dafür trifft man andere, die das Blatt angibt, nicht mehr, sie sind seitdem abgeflossen. Ebenso geht es mit den Bächen, die sich

durch Schutt das Bett verwerfen und eine neue Bahn brechen; mit den Wegen, die der Älpler nach Bequemlichkeit verlegt. Hier und da steckt er wohl Stangen oder häuft Steinmännlein, um die Richtung anzudeuten, läßt sie aber auch stehen, obwohl er den Pfad ändert, so daß der Wanderer, der ihnen wohlgemut nachsteigt, sich plötzlich vor einem Runst sieht, über den zu klettern unmöglich ist und lange Strecken umkehren muß. Der Blick, der die Bodenverhältnisse schon aus der Ferne richtig beurteilt, wird nur durch viele Übung erworben, auch ist es nicht so leicht, selbst die beste Karte zu deuten, weil die Beschaffenheit der Schraffierung gar manches der Willkür überläßt.

Ich durfte mich übrigens weder der Naturbummelei, noch dem Hang zu geognostischen Untersuchungen hingeben, die Zeit war so vorgerückt, daß ich nur an einer Stelle das Streichen der Schichten zu messen wagte, ohne die Alpenhütten mit den Gruppen prächtiger Zirmbäume mehr als eines Blickes zu würdigen. Plötzlich traten die Wände des Gebirges zurück und auf einer unebenen Terrasse lag das Dörfchen Niederthei vor meinen Augen. Nach solcher Einsamkeit tut es wohl, die Wohnungen der Menschen und ihre Werke wieder zu begrüßen, wenn man auch noch kein Bedürfnis fühlt, mit ihnen zu verkehren. Darum hielt ich mich hier nicht auf, rasch ging es vorwärts bis zur Schlucht, die der Bach zwischen den Hügeln, die ihn früher zu einem See gestaut, eingerissen. Diese Hügel waren die Moränen des Gletschers, der einst das ganze Tal ausgefüllt, ja sich bis zur Ötz und dem Inn vor-

geschoben hatte. Wir wissen nicht, welche Ursachen den Frost der Eiszeit brachen und die Ferner in ihre jetzigen Grenzen einschlossen, der Rückzug erfolgte periodenweise und jeder solche Abschnitt ist durch eine Moräne, wie durch einen Wall, den der Winter zu seiner Verteidigung aufwarf, bestimmt. Die Wälle würden weder unsere gezogenen Kanonen, noch auch unsere Minen je zu sprengen imstande sein, das weiche Wasser hat sie langsam ausgewaschen und die haushohen Felsblöcke, wenn der Bach zornig schwoll, in die Tiefe geschleudert, wo sie dann die Ötz zum Inn und dieser stromabwärts in das Schwarze Meer befördern konnte. — Halt, halt! schreit der Leser, du naturforschender Phantast, mag auch der Wildbach, den bei seinem großen Gefälle die Schwere des Gesteines unterstützt, so daß es fast von selbst zu marschieren scheint, sich solchen Spaß erlauben, aber der Inn, der durch die bayerische Ebene rinnt, und die Donau, die das Tiefland Ungarns in zahllosen Windungen durchschleicht — das ist unmöglich! — Diese beiden schleppen allerdings keine Felsmassen, rollen jedoch auf dem Grund ihres Gewässers Geschiebe, welche aus Zersplitterung und Abreibung derselben entstanden sind. So fand ich unter Krems auf der Lößebene ein Stück Porphyr aus Engadin. Allmählich werden auch diese Gerölle zu feinem Sand gerieben und auf diese Art gelangen Steinblöcke, die keine menschliche Mechanik vom Platz schieben könnte, in das Meer, wo sie den Stoff für neue Schichten liefern, die vielleicht in künftigen Äonen als Gebirge in die Luft ragen.

Die Gletscher haben jedoch im Ötztal auch noch

manches andere Zeichen der Erinnerung hinterlassen, Visitenkarten, deren Geltung niemand bestreiten kann. An ihrer Unterseite sind im Eis spitzige Stücke von Stein festgefroren; da sich nun der Gletscher auf dem Boden vorwärts bewegt, so wirkt er wie eine ungeheure unwiderstehliche Feile und schleift die Ecken und Kanten der Felsen ab, die er berührt. Ihre Oberfläche wird geglättet, die Ritze, die nebeneinander verlaufen, deuten die Richtung an, in welcher die Kraft wirkte. Das sind die bekannten Rundhöcker, die den Gletscherforschern so viel zu schaffen machten, man sieht sie im Ötztal weit oben an beiden Seiten des Gehänges, ja sogar im Inntal bis Silz und Stams glaubt man sie zu erkennen.

Bei einer Mühle bricht die Terrasse steil ab, der Bach hat sich hier gegen Westen gewendet und, sein altes Bett verlassend, die Felsen aufgesucht, um den berühmten Stuibenfall zu bilden. Ein Knecht riet mir, geradewegs hinabzusteigen, das Wasser werde sich schon verraten. Und in der Tat, man konnte nicht fehlen, das dumpfe Donnergebrüll war der beste Wegweiser. Bald stieg zwischen den Tannen weißer Dampf empor, der mich nötigte, am Gehäng auszuweichen, ein schmaler Fußpfad führte zu einer Waldblöße, die dem Wasserfall gerade gegenüber lag und den besten Standpunkt zur Betrachtung desselben gewährte. Ich wandte mich um, in die qualmenden weißen Nebel malte die Abendsonne einen prächtigen Regenbogen, jeder Grashalm funkelte von Wassertropfen, immer und immer blieb jedoch der Blick an dem Sturze der Fluten, die von zwei Gneisfelsen zurückprallen, haften.

Voll von dem empfangenen Eindruck schritt ich am Bache, der sich inzwischen wieder gesammelt, dem Dorfe Umhausen zu. Die Sonne warf die letzten Strahlen auf die Berge rechts, die Schlucht mit dem Wasserfall lag schon im Schatten, doch sah man noch den Gischt und hörte das Brausen der Flut. Der Stuiben ist immer gleich schön, wahrhaft grauenerregend erscheint er nach Hochgewittern, dann ist sogar der Dampf braun, er wirft Steinblöcke an die Felsen, daß bei Nacht die Funken stieben und sich ein Geruch verbreitet, wie von Pulver. Herrlich müßte er sich im Mondschein zeigen oder auch in der Beleuchtung bengalischer Flammen, an dieses Raffinement hat jedoch in Tirol bisher niemand gedacht.

Unterstand suchte ich im Gasthaus Marberger, welches sich eines wohlbegründeten Rufes erfreut. Wer die Schwelle überschreitet, fühlt sich daheim und wohl aufgehoben, wenn ihm der alte vielerfahrene Wirt oder einer seiner trefflichen Söhne den Gruß bietet. Die Marberger waren auch stets beim Zeug, wenn es die Ehre Tirols galt, ihr Name wird in allen Kämpfen seit der französischen Revolution mit Ehren genannt. Zur Herrenstube steigt man über eine Treppe empor, sie ist im Stile der Renaissance mit Zirmholz, welches der Fäulnis und dem Wurmfraß widersteht, ausgetäfelt. Die nämliche Hand verlieh auch dem Wirtshaus in Längenfeld den Schmuck, dort läuft auf einem Bande unter dem Gesims die Inschrift quer über die Wand: „Das hat gebaut Christoph Roth und Anna Singerin 1599“. Die Renaissance scheint eine große Rolle im Ötztal gespielt

zu haben, so trifft man aus der gleichen Zeit im Wirtshaus zu Sölden und zu Kühthei fast über der Baumgrenze alte sehr kunstvoll geschnitzte Bettstätten. Wahrscheinlich waren diese Gegenden von den Kavalieren des Hofes, so lang ein solcher zu Innsbruck schaltete, häufig der Jagd wegen besucht. In Tirol sind so ziemlich alle Besitzungen ähnlicher Art in die Hände von Bauern übergegangen. An Resten aus dem Mittelalter ist wohl kein Tal Tirols ärmer als dieses. Einige gotische Kirchen ausgenommen, hört man kaum eine Sage von Rittern und Burgen, kaum ein Name deutet auf feudale Zustände. Hier ist der Bauer Herr und verdient es zu sein. Karg, mäßig, sparsam bearbeitet er seine Scholle früh und spät mit bewunderungswürdigem Fleiße, wagt den Riesenkampf gegen die Elemente und vertraut mit frommem Sinn dem Himmel, daß er seine Anstrengung segne, sein Feld schützen möge.

Das Ötztal zählt zwar wenig wohlhabende Leute, aber keine Dörcher. Allerdings herrscht hier Gütterzersplitterung, sie wirkte jedoch wohltätig. Soll der Boden einen Ertrag abwerfen, so darf man den Schweiß nicht sparen, der Flachsbau, der Hauptquell des Vermögens, fordert viele und sorgfältige Hände. Nur wer die Hoffnung hat, von dem Boden, den er durchfurcht, einst ein Stückchen sein nennen zu dürfen, pflegt ihn mit gehöriger Ausdauer. Der Ötztaler Flachs ist weitum berühmt, die Kultur desselben bringt jedoch manchen Übelstand mit sich, der sogar dem Fremden auffällt. Im Spätsommer wird jede Lache zum Einweichen des Flachses benutzt, die Fäulnis

verbreitet einen unerträglichen Gestank, so daß man dabei jeder Naturschönheit vergißt, und verursacht nicht selten Fieber. Dem Touristen gegenüber enthält sich der Ötztaler jeder Zudringlichkeit, ja er scheint fast übellaunig, ihn kümmert es nicht, wer aus- und einläuft, hat doch nur der Wirt den Vorteil davon. Daher ist auch für den Komfort nicht überall vorgesorgt, vergebens spitzt der Berliner Gemsenjäger die Ohren, er hört kein Schnadahüpfl, kein lustiger Tirolerbub' macht ihm einen Jux vor, den er nachträglich bezahlen soll.

Nachdem ich meinen Kaffee getrunken, suchte ich den jungen Arzt des Dorfes auf. Wir wollten noch vor Anbruch der Dämmerung einen kleinen Spaziergang gegen die Schlucht machen, welche die für Umhausen so gefährlichen Muhrbrüche ausgießt. Am Eingange derselben soll sich einst ein stolzes Schloß erhoben haben, eine Erdabrutschung riß es fort, einige alte Möbel, die man noch im Dorfe besitzt, sollen von dort stammen. Der Sage nach trug ein Lämmergeier das Töchterchen des letzten Burgherrn fort und setzte es unbeschädigt an der Engelwand ab, wo man es dann mit Stricken herunterholte. Diese Untiere sind übrigens jetzt in ganz Tirol ausgerottet, das letzte wurde meines Wissens vor mehreren Jahren zu Ampezzo geschossen. Als die Vorstehung des Museums zu Innsbruck davon Kunde erhielt und den Vogel für die Sammlung erwerben wollte, hatten ihn die Ampezzaner bereits — aufgefressen. Wohl bekomm es ihnen!

Wir gingen über den ungeheuren Schuttkegel, der

sich gegen die Schlucht zuspitzt, hin und her, der Arzt zeigte mir die Felsblöcke, welche sich in den letzten Jahren hier niedergelassen. Von der Menge Getrümmers, das aufgehäuft liegt, gibt uns der Umstand am besten eine Anschauung, daß man noch vor hundert Jahren zur Kirche, auf welche man jetzt hinabsieht, hinaufsteigen mußte. Damals wurde ganz Umhausen begraben. Vor kurzem räumte eine Überschwemmung wieder ein bißchen ab, die obersten Mauern einiger Häuser wurden sichtbar, der Arzt war kühn genug, durch den Schlot in das vorige Jahrhundert hineinzusteigen, ohne jedoch in diesem Pompeji viel mehr zu erobern als ein altes Spinnrad, das so morsch war, daß es in der Luft zerfiel.

Wir bogen an einer alten Moräne vorbei auf die Straße ein, es war Nacht geworden. Im Wirtshaus machte mir der Wirt die Mitteilung, daß bereits ein tüchtig Stück Gemsbraten für mich schmore, bis es fertig sei, solle ich ein Stück „Grauen" versuchen, er stinke ganz ausgezeichnet. Niemand wolle dabei an Eselfleisch, sondern an Käse denken, wer sich leicht ekelt, überblättre die folgenden Zeilen. Man erzeugt in unsern Alpen noch immer Käse von sehr geringer Qualität; der sogenannte schnittige hat eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Emmenthaler, ist jedoch speckig und schwerverdaulich, der weiße dagegen ist im frischen Zustand trocken und kreidig, so daß man ihn kaum hinunterzuwürgen vermag. Diesen überläßt man nun der Fäulnis, er erhält einen scharfen Geschmack und wird schimmelig oder beginnt zu nässen und zerbröselt, von einer schleimigen,

ammoniakalischen Jauche durchfeuchtet. Auch Maden nisten sich ein; ein guter grauer soll auf dem Teller tanzen. Das ist nun ein berufener Leckerbissen unserer Älpler, ja sogar als diätetisches Mittel rühmt man ihn, er soll den Magen räumen. Er ist sehr pikant; Fremde, die ich dazu einlud, fanden ihn, nachdem sie den Ekel überwunden, sogar delikat. Der Wirt hält auf eine gute Sorte, sowie er auch für guten Gemsbraten und Forellen sorgt. Ja sogar Fleisch von Murmeltieren besitzt er manchmal, es ist aber geräuchert noch schrecklicher als der Käse; meine Nerven sind wahrlich nicht so zart, jenes vermochte ich jedoch nicht zu bezwingen.

Nachdem ich mit einigen Bröckchen Käse den Appetit zugespitzt, stellte die Kellnerin ein tüchtiges Lendenstück von einer Gemse auf, dazu frisch gesottene Kartoffeln, deren mehliger Kern durch die geborstene Rinde schimmerte.

Nach und nach versammelte sich eine kleine Gesellschaft am Tisch, der Gemeindevorsteher, der Förster, ein wackerer gebildeter Mann, der Aktuar von Silz, der Amtsgeschäfte abzutun hatte und dem ein Bäuerlein wie eine Bremse mit schwierigen Prozessen zusetzte, der Arzt und sein Vater: Leute, von denen meine Neugier über Ortsverhältnisse in jeder Weise befriedigt wurde. Hier ist nicht der Platz, alles zu wiederholen, für Liebe und Ehe interessiert sich jedoch die ganze Welt, insbesondere die weibliche. Die Schönen des Tales erhielten durchschnittlich ein sehr günstiges Zeugnis und da man von der einen Hälfte auf die andere einen Rückschluß machen darf, wird

es auch bei den Buben nicht fehlen. Man rühmt die Nüchternheit der Ötztaler, die wenigen Wirte sind meist Ehrenmänner, die wegen einiger Groschen Zucht und Ordnung nicht preisgeben und mit den Lumpen zum Loch ausfahren würden; leider besorgt man von der Gewerbefreiheit nicht viel Gutes. Es werden Winkelkneipen aufgetan, wo sich gleich und gleich gerne gesellt und allerlei Höllentrankeln Leib und Seele zum Schaden ausgeschenkt werden. Am meisten tragen jedoch die Krämer zur Verbreitung des Übels bei. Da kein Zunftgesetz mehr den Verkauf der Waren regelt, bieten sie auch Liköre und Schnäpse feil, und zwar billiger als der Wirt, der für diesen Zweck eigene Dienstboten halten muß. Da naschen nun die Weiber um so lieber, als sie nicht bar zahlen dürfen, denn der Krämer nimmt Eier, Schmalz, Flachs, getrocknetes Obst und ähnlichen Hausbedarf sehr gerne, hat er ja bei diesem Handel doppelten Gewinn! Das Kaffeetrinken wurde durch die Bötinnen bis in die entlegensten Hütten verbreitet. Diese vermitteln eine Art Zwischenhandel nach allen Seiten und schmuggeln die Waren heimlich in das Haus. Es ist hier die alte Geschichte von Adam und Eva; die Bauern wehrten sich zuerst, die Weiber gaben den heimlich liebgewonnenen Genuß nicht auf, es entstand häuslicher Zwist, bis endlich jene, des Haders müde, auch mittaten, und der Kaffeehafen nun überall beim Feuer dampft.

Doch wir wollten von Hochzeiten reden. Vom Kaffee zu einer solchen ist der Sprung vielleicht scheinbar größer als in der Wirklichkeit, wo die Ehen

oft nicht im Himmel, sondern von alten Fraubasen geschlossen werden. Hier sei nur eines sonderbaren Brauches gedacht, der sich im Ötztal eingenistet hat. In andern Gegenden versammeln sich der Braut zu Ehren ihre Verwandten und Gespielinnen, begleiten sie in festlichem Schmucke zur Kirche, meistens schließt die Feierlichkeit abends mit einem Tänzchen. Anders hier. Da darf kein weiblicher Verwandter, weder jung noch alt, nicht einmal Mutter oder Schwester, bei der Trauung erscheinen, noch weniger beim Mahle, von einem Tanze ist keine Rede, man ergibt sich dem stummen Fraße. Dafür kann der Bräutigam Geistliche einladen, soviel er will, sie helfen das Mahl verzehren und erhalten beim Abschied noch ein kleines Geschenk. Die Größe und Würde einer Hochzeit hängt von der Anzahl dieser Gäste ab.

Ein wirkliches Verdienst erwarb sich ein sehr achtbarer und würdiger Pfarrer durch Abschaffung einer Volkstracht.

„Einer Volkstracht?" schreit mancher Kulturhistoriker, „und das soll gar ein Verdienst sein!"

Diesesmal allerdings. Der Alpenreisende sieht noch hier und da die sogenannten Wiflinge, ungeheure Weiberkittel von schwarzem Zeug mit einem dunkelblauen oder violetten Querstreifen. Sie könnten gar wohl für die Vorläufer der Krinolinen oder die Nachzügler der Reifröcke gelten und sind nicht bloß häßlich, sondern auch, weil das Tuch zu Falten geschlagen und nicht über Stäbe ausgespannt wird, sehr teuer und durch ihre Schwere der Gesundheit schädlich. Man trägt sie an breiten Achselriemen,

welche oft die Schultern aufreiben, sie pressen die Brust und hemmen das freie Atemholen. Man muß sich wundern, wie diese in jeder Beziehung unzweckmäßige Tracht irgendwo Eingang finden und sich so lange erhalten konnte. Es scheint aber auch beim Volke, von dessen gesundem Sinne man spricht, in diesen Dingen bisweilen das Bizarre, nicht das Vernünftige Gesetz zu sein. Solche Unregelmäßigkeiten in der Entwicklung lassen sich nicht erklären. Der Pfarrer besprach sich mit einem Arzt und predigte dann von der Kanzel, daß sich kein Weibsbild mehr mit einem Wiflinge in die Kirche wagte. So ging dieses Stück der guten alten Zeit, recht eigentlich von niemand bedauert, zugrunde.

Schon vor mehreren Jahren wurden dem Museum zu Innsbruck große Stücke schwärzlicher Schlacken, angeblich aus der Nähe von Umhausen eingeschickt, welche die Tischler wie Bimsstein benutzten. Ob sie künstlich erzeugt oder von der Natur hervorgebracht seien, wußte man dort nicht zu entscheiden. Was mir der Förster auf meine Fragen mitteilte, erregte meine Verwunderung im hohen Maße und ich entschloß mich um so lieber, an Ort und Stelle nachzuforschen, da er sich erbot, mich zu begleiten.

Wir machten uns morgens zeitlich auf den Weg und überschritten in Maurach eine alte Moräne, welche die Ötz durchgenagt, um zickzack am steilen Abhang nach Köfels emporzuklimmen. Das ist ein kleines Dörfchen auf einer Terrasse, wo sich bereits die Zirbel unter die Föhren mischt. Wer die Wirkungen der längst geschmolzenen Gletscher studieren

will, verfüge sich hierher, überall begegnet er Rundhöckern und Riesenwällen der Moränen, einem wüsten Durcheinander von Schutt und Steintrümmern, zwischen denen sich die Stämme des Nadelholzes mit den Wurzeln festkrallen; ein Labyrinth zum Paradies geschaffen für die Füchse, deren Losung leicht kennbar an den schimmernden Flügeldecken der Käfer und den Bälgen farbiger Beeren zum beliebigen Gebrauche für Bauerndoktoren herumlag. In einer langen Spalte, die im Gries klaffte, standen jene Schlacken, die zum Teil Bimssteinen völlig ähnlich waren, an. Sie sind vielleicht vulkanischen Ursprungs. Der Vorsprung von Köfels gewährt einen guten Überblick des Tales, so daß man dessen Bodengestaltung leicht beobachten kann. Es war aus einer Reihe von Seebecken, welche Gebirgsriegel trennten, zusammengesetzt, Bäche ergossen sich von einem in das andere und sprengten zuletzt die Wälle, so daß die Fluten abflossen und den trockenen Boden zurückließen, nachdem sie ihn vorher durch ihren Schlamm geebnet hatten. Man kann noch deutlich das Becken von Umhausen, von Lengenfeld und Sölden, eines über dem andern, unterscheiden.

Was das Ötztal insbesondere charakterisiert, ist die Beschaffenheit der Gebirge. Steil und schroff erheben sich diese ohne ein Mittelgebirge, das dem südlichen Ufer des Inns einen solchen Reiz verleiht, aus der Talsohle und schwingen sich, durchfurcht von vielen Rinnen, in denen Wasserfälle niederrauschen, alsogleich zu großer Höhe auf. Dahinter blicken Spitzen eingehüllt in Eis und Schnee und verschwinden

Gletscher, die Bäche herabsenden. Sie erwecken die Ahnung ungeheurer Wüsten und Einöden, die sich dort oben, kaum betreten vom Fuße des Menschen, ausdehnen. Im Inntal zeigt sich die Alpenkette vom Scheitel bis zur Sohle in ihrer vollen Größe, hier scheint sie zurückzuweichen, ihre Erhabenheit zu verhüllen und wirkt gerade dadurch um so gewaltiger. Der Eindruck steigert sich noch bei Hochgewittern, wo eine Wand der anderen den Donner zuwirft und das Echo mehrfach verstärkt durch die Schluchten brüllt. Von den glatten Gneistafeln rinnt das Wasser ab, sammelt sich rasch in Strömen und scheint dann, wenn die Nebel am Gehäng hinfliegen, unmittelbar vom Himmel niederzurauschen. Plötzlich zerstreut der Wind die Wolken, aus unermeßlicher Höhe leuchtet im Sonnenglanz das Grün der Bergmatten, während die Felsen befeuchtet vom Regen ganz schwarz emporstarren oder auch das Licht, wenn es eine glatte Fläche trifft, wie der Panzer eines Riesen zurückstrahlen. Auf einsamer Straße oder gar in einer Bergschlucht ist dieses Schauspiel etwas weniger ergötzlich; um es nicht auf diese Art genießen zu müssen, verabschiedete ich mich vom Förster und folgte dem Pfade, der zwischen braunem Heidelbeergesträuch und großen Granitblöcken hinkroch und vom Rande der Terrasse rasch gegen den sumpfigen Winkel von Lengenfeld abstürzte. Trotz der sehr vorgerückten Jahreszeit schauten nämlich schwere Wolken über das Joch; als ich quer auf einem Feldwege gegen das Dorf eilte, war bereits ein dumpfes Murren und Grollen hörbar. Bald tropfte es und ich entging

einem tüchtigen Bade nur dadurch, daß ich in einer kleinen Kapelle unterstand.

Die Wirtshäuser zu Lengenfeld sind leidlich, eines trägt die Aufschrift:

„Herr Wirt hol' den Wein,
Kellnerin schenk' ein,
Hofman trink' aus,
Bauer zahl' aus."

Dieser Spruch ist so recht im Sinne der Bauern, die stets fürchten, verkürzt zu werden, wenn sie mit einem Herrn zu tun haben, während in der Regel dieser die Augen offen halten muß. Das Mißtrauen gegen die Herren ist in Tirol volkstümlich, das Volk war zwar nie leibeigen, allein es hat ein scharfes Gedächtnis für die Vergangenheit, wo meistens die raten und helfen sollten, den Kopf verloren, so daß der Instinkt des Bauern weiter reichte, als die Weisheit der Hofräte und Generale. Im Oberinntal, wo viel Elend herrscht, redet man auch nicht ungern vom „Herrn derschlag'n". Es steckt dort unbewußt viel demokratischer Geist in den Leuten und das Wort ist noch nicht vergessen, das man einst hören konnte: „Am besten wär's, wir täten uns salt regieren!" Wir bedanken uns vorläufig für eine solche Herrschaft, sie würde schwerlich die Ideen der Freiheit verwirklichen.

Die Merkwürdigkeiten von Lengenfeld sind bald besichtigt. Engländer können in der Totenkapelle den Schädel des „Oade Bubn" betrachten, er ist eine fast mythische Person, an der sich allerlei Sagen aufranken. Solang er lebte, war er als Robler weitum

berühmt und gefürchtet; Friedlas, ein alter Bauer, schlug ihm mit einer Birkenstange das Hirn ein, als er vor dem Hause nachts Unfug trieb und nicht weichen wollte.

Auf dem Friedhof harrt Christian Falkner, der vielgenannte Höflichkeitsprofessor, seiner Auferstehung. Professoren gibt es in Deutschland mehr als zu viel, Höflichkeitsprofessor war wohl er der einzige von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Da Falkner überdies eine in Tirol allbekannte Person ist, dürfte eine Skizze seines Erdenwallens wohl willkommen sein, die wir den Aufzeichnungen des Prof. Josef Schöpf entlehnen.

Christlas-Paul-Muchens-Christles — zur Bezeichnung einer Person wendet man nämlich im Ötztal nie den Schreibnamen an, sondern verbindet echt homerisch die ganze Genealogie derselben — wurde am 1. Januar 1765 zu Niederthei geboren und lernte die Leineweberei. Nebenbei war er Nachtwächter. Dann verdingte er sich als Bauernknecht in das Sellrain; mit dem Graben von Enzianwurzeln verdiente er sich einiges; nachdem er seine schwere Arbeit vollendet, betete er oft noch stundenlang. Als er 36 Gulden beisammen hatte, war er 27 Jahre alt, meinte jedoch, jetzt sei die Zeit zu studieren und geistlich zu werden. Ein Priester, dem er manchmal Knechtsdienste leistete, nahm ihn in die Lehre, brachte ihm die Grundlagen der Grammatik bei und übergab ihn sodann dem Pfarrer von Flaurling, der damals auf eigene Faust einen Gymnasialkurs eröffnet hatte und Latein, Geographie, Weltgeschichte,

Logik und etwas Mathematik lehrte. Nach fünf Jahren ging Christles über den Brenner und wurde 1797 zum Priester geweiht.

Er war als solcher musterhaft. Die Messe las er sehr langsam, und erwiderte einem, der ihn deswegen tadelte: „Die Leute haben wohl derweil bei unserem Herrn ein wenig zu bleiben, der sich so oft Zeit nimmt, zu ihnen vom Himmel zu kommen.“

Als Beichtvater genoß er des größten Vertrauens, weil er seinem Beruf mit allem Eifer diente. „Wenn ich vor der Himmelstüre stünde,“ sagte er, „und es bäte mich ein Mensch ums Beichthören, so würd' ich noch zuerst ihm die Beicht abnehmen, und dann erst eingehen in die ewige Herrlichkeit.“

Als Kanzelredner war er weitum berühmt und beliebt, seine Haupttätigkeit entwickelte er jedoch als Lehrer; mit großem Scharfsinn wußte er die talentvollen Knaben unter seinen Schülern zu erkennen, und bereitete sie dann für das Gymnasium vor. 60 zählt man derselben, 31 davon wurden Priester.

Damit seine Buben auch Manier annähmen, mußte immer einer davon den Herrn vorstellen, den die andern unter Strafe nie duzen durften, wie es doch im Ötztal gebräuchlich war. Die Rolle wechselte von Tag zu Tag, so daß jeder einmal zu Ehren kam. Davon der Name Höflichkeitsprofessor.

Im Jahre 1847 hielt der ehrwürdige Greis sein Jubiläum und las zu Lengenfeld auf dem nämlichen Altar seine goldene Messe, wo er die erste gefeiert. Seine Schüler, darunter vor allem die Priester, strömten an diesem Tag herbei und versammelten sich um ihn.

Tränen der Freude, der innigsten Rührung tropften aus seinem Auge, er konnte auf eine Laufbahn voll stillen, edlen Wirkens zurückschauen.

Bald jedoch rief der Herr seinen treuen Diener zu sich; wie man allgemein erzählt, ahnte er den Tod voraus. Er sagte zu dem alten Chirurgen Gritsch, der ihm den Bart schor: „Es ist das letzte Mal, du brauchst mich nicht mehr zu rasieren". Und so kam es auch. Wenige Tage später fand man den einundneunzigjährigen Greis tot im Bette.

Sprengen wir Weihwasser auf sein Grab und machen wir uns auf den Weg, damit wir noch vor Anbruch der Nacht über die unheimliche Schlucht hinaus sind, wo es an einem Brünnlein geistert. Gefährlicher als die Gespenster wäre der Bach zur Seite und die Löcher auf der Straße. Diese zieht am Burgstein, zu dessen Füßen eine Schwefelquelle hervorsickert, vorüber. Der Burgstein, der vielleicht einmal ein Schlößlein trug, ist ein prächtiger Fels mit fast unersteiglichen Wänden aus schwärzlich grüner Hornblende, in welche kleine Granaten eingesprengt sind. Jedem fällt hier, besonders wenn die Sonne das Gestein wärmt, ein sehr unangenehmer Geruch auf; er wird von dem giftigen Säbenbaum, einer Art Wacholder, verbreitet. Aus jeder Spalte hängt eine Staude mit den blaubereiften Beeren; leider haben die Bauern dieses Gewächs, das auf gewisse Gegenden beschränkt ist, fast überall in ihren Gärten angesiedelt und die Mädchen stellen damit die verlorene Unschuld her. Im Sommer mag der Burgstein einen schönen Anblick gewähren, er beherbergt manchen

Gast des Hochgebirges, z. B. die zierliche Wollprimel neben der purpurnen Felsennelke, im Moos zu seinen Füßen prangt eine eigentümliche Art wilder Rosen zwischen den Rispen des weißen Spierkrautes, des roten Weiderich, der blauen Glocken und der gelben Dotterblumen, weniger harmonisch sind die Konzerte, zu denen sich Steinamsel und Frosch vereinigen. Bei Nacht funkelt das Auge des Schuhus, welcher hier sehr gerne nistet. Sein unheimlicher Ruf aus dem Gebüsch erschreckt den Bauern, der angstvoll vorwärts rennt und endlich auf den Stufen jener Kapelle niedersinkt, bis zu der die Macht der Gespenster reicht.

Wo sich der Fußpfad am Felsen wieder mit der Straße vereint, öffnet sich die malerische Schlucht der Ötz: finstere Tannen am Gehäng, hoch droben, fast in der Luft schwebend, ein brauner Stadel für das Wildheu, Steintrümmer und Felsen, hier und da ein Kreuz zur Erinnerung an Verunglückte. Auf einem in den Bach vorspringenden Felsenkopf erhebt sich eine kleine Kapelle, zu der man in allerlei Nöten seine Zuflucht nimmt. Sie ist unserem Herrn im Elend geweiht; da steht er auf dem Altar, den Leib voll Geißelstriemen, auf dem Haupte die Dornenkrone, den Purpurmantel um die Schultern, das Schilfrohr in der Hand, so recht als der Patron unserer armen Bäuerlein, wenn sie mit jeder Not ringen und gar nicht mehr wissen, wo ein und wo aus. Ein solches Gottvertrauen ist auch ein Schatz; mag auch die Wissenschaft das Symbol zum Begriff aufzulösen streben und das ewig Göttliche als ein ewig Mensch-

liches zu erfassen suchen, jene heilige Macht, welche die Welt beseelt, führt und nach den Gesetzen innersten Wesens leitet, wird den Schwachen und Elenden den Stab nie entziehen, der zu den Bedingungen ihres Lebens gehört.

Doch weg mit der Reflexion; sie hilft mir nicht über den Bach, der am Schrofen den Weg fortgespült hat und den Wanderer nötigt, über das Gewänd hinzuklettern. Da sieht es oft traurig genug aus, an solchen Stellen hat schon mancher Flachländer Reu und Leid gemacht oder über die schlechte Polizei geschimpft, daß sie ihm nicht die Straße geebnet. Wo eine Ziege klimmt, kommt übrigens ein Tiroler auch durch und belästigt den Wegmacher nicht.

Dort erhebt sich ein schwarzer Fels wie ein Pfeiler, jenseits desselben breitet sich das Gefild von Sölden aus. Wie herrlich glänzt die Pyramide des Nöderkogel im Abendlicht! Zwischen den grünen Föhrenwäldern zieht sich der Schnee nieder, er schimmert im milden Rot. Ich stand und schaute und schaute, bis sich die letzte Zacke in tiefes Grau getaucht.

Schließen wir das Tagwerk mit einigen Hammerschlägen. Jener schwarze Schrofen, auf den der Bach geradeaus brausend und schäumend losstürzt, erinnert an Basalt und Lava, um so mehr, da er ganz massig nirgends eine Spur von Schichtung zeigt. Er ist jedoch aus Hornblende aufgebaut, früher hätte man sie ohne weiteres als Erstarrungsgestein bezeichnet, das glutflüssig aus dem Erdinnern empordrang. Die Lehre vom Plutonismus, der überall Höllenflammen

ahnte, erlitt jedoch, obwohl Männer wie Buch und Humboldt für sie eintraten, allmählich viel Beschränkung und es scheint fast, als ob in manchen Fällen der alte Goethe, der sich den Neptunisten zuneigte, Recht behalten sollte.

Die Neptunisten?

So bezeichnet man Werners Schule; sie glaubte, die Schichten, welche die Gebirge zusammensetzen, seien allmählich im Wasser abgelagert worden, so daß man keiner gewaltsamen Revolutionen, die unser Altmeister so scheute, als Hypothese zur Erklärung des Baues des Erdinnern bedarf. Wie in so vielen anderen Fällen liegt auch hier die Wahrheit mehr in der Mitte oder um mich hegelisch auszudrücken, es gilt nicht das „entweder, oder", sondern das „nicht nur, sondern auch". Wir wissen jetzt, daß viele Gesteine, wie z. B. die meisten Gneise, ursprünglich vom Wasser abgesetzt, jedoch im Verlauf unermeßlicher Zeiträume gänzlich umgewandelt wurden. Manchmal blieb sogar nur die Form, nicht der Stoff erhalten. So bestanden viele Schichten ursprünglich aus Kalk, den das mit einer Säure geschwängerte Wasser auflöste und dafür Kieselerde fallen ließ. Wir können hier diese interessanten Vorgänge nur andeuten und legen uns in Sölden beim Karlinger nach einem mäßigen Abendessen zu Bette.

Des Morgens beim Kaffee erzählte mir die Kellnerin, es sei bereits ein Gast nach Zwieselstein vorausgewandert, eine Malerin von Sautens, die in der Kirche ein Bild ausflicken müsse. Nachdem sie mich über alle Verhältnisse der Künstlerin ausführlich unter-

richtet, ergriff ich den Bergstock, um jene einzuholen. Bald war die wasserreiche Ebene von Sölden, wo die Ötz ihr Bett nach Belieben wählen kann, da sie kein Damm einzuschränken vermag, durchmessen, ich stieg über glatte Gneistafeln zur Schlucht empor, die eigens für romantische Naturbummler mit allen schauerlichen Reizen der Wildnis ausgestattet scheint. Mag sich nun jeder die Sache vorstellen, wie er will, seine Phantasie bleibt hinter der Wirklichkeit zurück, der man sich jedoch nur mit schwindelfreiem Fuße nähern darf.

An einem Brünnlein fand ich die Malerin, ein hübsches Mädchen, das freilich über die erste Blüte der Jugend hinaus war. Ich erbot mich ihr zum Begleiter, sie betrachtete mich etwas mißtrauisch, nahm aber bald das Bündel, aus dem Pinselstiele und Farbenschachteln hervorguckten und schritt an meiner Seite vorwärts. Ich lenkte das Gespräch auf ihre Kunst; als sie bemerkte, daß ich mit allen ihren Verhältnissen auf das genaueste bekannt war, blieb sie einen Augenblick stehen und maß mich von oben bis unten. Dann suchte sie durch allerlei Fragen herauszubringen, wer denn eigentlich ich sei, ich entschlüpfte ihr aber, endlich beruhigte sie sich damit, ich sei auch einer von draußen — so ein Maler! Ihr Vater übte dieselbe Kunst, freilich in sehr ursprünglicher Weise, von ihm genoß sie den ersten Unterricht und half ihm bald Totenkreuze, Brautbetten, Wiegen und derlei Hausgeräte anstreichen. Da sie ihn jedoch schnell überflügelte, gab er sie nach Innsbruck zu Jele in die Lehre, der sie vorzüglich mit Zeichnen beschäftigte und

ihr dabei die besten Muster vorlegte, so daß sich wenigstens ihr Geschmack entwickelte. Nach einem Jahre kehrte sie an den väterlichen Herd zurück, sie wäre zwar gern noch länger in Innsbruck geblieben, allein die Bauern zahlen die Kunst schlecht und der Pinsel trägt nicht die Kosten für eine längere Lehrzeit. Die Leute sind doch zufrieden und haben die herzlichste Freude an ihren Schöpfungen, wozu also noch mehr? —

Zu Zwieselstein schieden sich unsere Wege, sie bog rechts nach Fend ab, ich eilte dem Dörflein zu, dessen braune hölzerne Hütten einladend auf der grünen Wiese winkten. Mehr war im Wirtshaus freilich nicht zu kriegen, als ein bißchen Branntwein und Gerstenbrot, so rauh, daß es den Schlund fegte wie eine Bürste.

Ist kein Schweizer in Tirol? möchte man an diesem Platze, der sich ganz vorzüglich zur Anlage eines Hotels eignen würde, fragen. Leider fehlt es bei uns gänzlich an Unternehmungsgeist, um die günstige Lage auszunutzen, oder auch am nötigsten Betriebskapital. Zwieselstein hat seinen Namen von Zwiesel, was so viel bedeutet als Gabel, weil sich hier das Tal gabelt. Ich stieg dem Gurglerbach entgegen. Wenn man die Höhe der Schlucht erreicht hat, fühlt man, daß sich allmählich das Allerheiligste der Alpenwelt auftut. Man braucht nicht mehr zu den Gletschern emporzuschauen, sie blicken uns durch Zirbeln und Föhren aus mäßiger Höhe entgegen. Zur Herrlichkeit des Gebirges gesellen sich aber auch alle Schrecken desselben. Wir sind bisher genug

Martersäulen begegnet, jetzt häufen sich dieselben, es handelt sich hier nicht bloß um einzelne, die eine Lawine wegrafft oder der Frost tötet, die letzte Stunde überfällt ganze Gesellschaften von Holzhackern und Kirchengängern. Auf den Pfählen verewigen sich dann müßige Hände; selbst bis hierher dringen die Pioniere der Zivilisation, die deutschen Handwerksburschen vor, um die armen Bauern anzufechten. Neben einem Namen stand mit großen Lettern: „Bettler!" als wäre der Schreiber stolz auf sein Gewerbe. Hier wie anderswo macht man übrigens die Erfahrung, daß diese Strolche nicht in die Gegend gehören, sondern vom Inntal, durch das die Landstraße führt, zuwandern.

Von einer Wiese, wo ein großes Kreuz emporragt, sieht man in die Scharte des Timmeljoches, ein Übergang, der wegen seiner verhältnismäßigen Bequemlichkeit Touristen empfohlen zu werden verdient. Dann geht es wieder bergab bis zum Bache, in einer kesselförmigen Erweiterung des Grundes sind einige armselige Hütten zerstreut. Durch das enge Fenster blickt mit stumpfer Gleichgültigkeit ein Bauernweib, die Züge des braunen Gesichts tief gefurcht von Sorge und Arbeit. Was haben diese Armen vom Staat: ohne Straße, ohne Schule, ohne Arzt! Dennoch findet der Steuereintreiber auch hierher den Weg und sammelt den Kreuzer aus ihrer schwieligen Hand, dennoch stellen auch sie Rekruten, obwohl sie keinen Feind, der ihnen etwas nehmen könnte, zu fürchten haben. Derlei Dinge bedenkt der müßige Pflastertreter, dem in der Stadt die bürgerliche Gesellschaft

manchen Komfort bestreitet, ohne daß er in den Sack greift, selten und doch spottet er des Bäuerleins, das sich einmal in seine ungeweihte Nähe verliert.

Wieder windet sich der Pfad aufwärts zu einem Steg, jenseits desselben liegen einige ungeheure Granitblöcke mit Gletscherschliffen, ist man vorbei, so führt ein Gatter zu ausgedehnten Wiesen, wie in einen Zaubergarten, der das friedliche Dörfchen Gurgl birgt. Frei und offen erheben sich die Häuser auf den Matten, die Obstbäume sind im Tal zurückgeblieben, nur einzelne Zirbeln und Lärchen deuten die Grenze des Holzwuchses an, die Wälder sind der Axt erlegen oder das wilde Feuer des Himmels hat sie verheert. Hier nickt keine goldene Ähre im eisigen Hauch der Gletscher, die diese kleine Oase menschlichen Daseins groß und riesig umgeben, nur der Feldkümmel wird in kleinen Beeten angebaut, man trocknet die süßen Wurzeln und ißt sie im Winter als Gemüse. Dafür schmücken die grüne Wiese all die herrlichen Alpenkräuter, die durch Duft und Farbe den Naturfreund ergötzen. Auf jedem Steinblock blüht die Alpenrose und das blaue Geisblatt, die Brunelle, die bunte Schar der Gentianen und Primeln, der harzige Speik, die schimmernde Gemskresse, — lieber Freund! bist du ein Botaniker, so grase hier nach Herzenslust und schleppe die lieblichen Kinder des Hochgebirges als Heu in die sandigen Ebenen.

Durch die Länge des Tales zieht ein schmaler Felsgrat, oberhalb desselben, 6000 Fuß über dem Meere liegt die Kirche. Ich hatte mich über ein Mahd zu einem Steinhaufen begeben und klopfte fleißig

darauf los, da rief vom Weg herauf eine rauhe Stimme: „Hoi!"

Ich schaute um. Drunten stand ein Mann, einen zerquetschten Hut auf dem Kopfe, große Brillen von schwarzem Horn auf der Nase, Wange und Kinn voll Stoppeln, ein grüner Flaus schlotterte um die Glieder, schwarze Hosen von grobem Tuch, wollene Strümpfe und plumpe Schuhe vollendeten den Anzug. Ein Säckchen von Zwilch hing quer über die Schultern, dazu eine Blechflasche. Er stützte sich auf einen Stock mit Eisenbeschlag und glotzte unbeweglich zu mir her.

„Hoi!" rief er noch einmal und lauter als zuvor.

„Hoi!" antwortete ich, „bist du's, Alter, wo kraxelst her?"

„Vom Königsjoch, wollt etwas nachschauen. Jetzt geh' aber, wenn du hungerig bist, hier ist Selchfleisch, und Kranawitter kannst aus der Flasche trinken."

Ich war unterdeß näher gekommen, schüttelte ihm herzlich die Hand und nahm einen Schluck.

„Hätt' dich nicht mehr erwartet!" fuhr er fort, „jetzt wollen wir aber heim, kommst gerade recht, die Häuserin siedet just ein Murmeltier!"

Wir schritten auf dem steinigen Pfad vorwärts.

„Wer ist der Mann?"

Der Geistliche von Gurgl! Rümpf' nicht die Nase über ihn, sondern greif' zum Hut, du magst weit umherlaufen, bis du so reiches Wissen, eine so vielseitige Bildung in solch bescheidenem Gewande triffst.

Adolph Trientl, mein guter Freund seit alten Tagen, versah als Priester des Jesuitenordens eine Zeit lang

die Lehrkanzel der Physik am Gymnasium zu Feldkirch. Das Jahr 1848 befreite ihn aus der unlieben Gesellschaft, der er nicht viel Gutes nachrühmte, er kehrte später nicht mehr zurück, sondern zog es vor, sich der Seelsorge zu widmen. Er wurde als Kurat in diese Eiswüste versetzt. So mancher Städter erschrickt wohl schon, wenn er an das Los des Mannes denkt, er allein mitten unter Bauern. Schneit es, so ist er oft monatelang von jedem Verkehr außerhalb der Gemeinde abgesperrt, kein Brief, keine Zeitung bringt Trost in seine Öde. Louis Napoleon konnte in den Himmel gefahren sein, der König von Preußen ein Land erobert haben: in Nordamerika, vielleicht zu Ostindien weiß man es früher, als der Kurat zu Gurgl. Diese Zeilen über ihn sind längst schon gedruckt und vergessen, ehe er davon erfährt und über die Geschwätzigkeit seines Freundes den Kopf schüttelt oder eine Prise darauf schnupft. Es ist fast nicht so die Tiefe des Schnees, als die Gefahr der Lawinen, welche jede Verbindung unterbricht. Sausend und krachend fahren sie von den abgeholzten Wänden nieder; erst wenn sich diese Batterien verschossen haben, darf man sich auf den Weg wagen. Zwei Bauern waren glücklich bis eine Stunde vor Gurgl gekommen, da sahen sie, daß sich die Lawine noch nicht losgelöst, ein Schritt und sie sind begraben! Einer hatte den Hund bei sich, er warf den Hut in die Runse, das Tier wollte ihn holen, es lockerte den Schnee, und wie der Blitz fuhr die Lawine mit ihm in den Abgrund. Nun war die Straße frei. Genau an der nämlichen Stelle und aus dem nämlichen Grunde mußte ein Bauer an-

halten, schon erblickte er die Hütte seiner Heimat, hätte er einen Stein geworfen, so wäre die Lawine gebrochen, er stand jedoch ratlos und kehrte verzagend um. Nun mußte er das ganze Ötztal, Oberinntal und Vinschgau durchwandern und dann den großen Ferner überschreiten, um den häuslichen Herd, dem er sich bereits so sehr genähert, zu erreichen.

Wenn Landpriester in solchen Verhältnissen verbauern, wer darf sie schelten? Tröstet sich einer mit der Karte oder mit der Flasche, möchte man es fast entschuldigen, Trientl wußte aber eine edlere Beschäftigung und wurde zum Wohltäter der ganzen Gegend. Seine Pfründe trägt ihm nicht viel, dennoch kauft er sich fortwährend naturwissenschaftliche Werke, chemische Reagentien und Geräte, um damit den Boden zu untersuchen. Früher mußte man den Kalk dreizehn Stunden weit von Silz herbeitragen, niemand ahnte, daß im Tonglimmerschiefer Lager dieses unentbehrlichen Gesteins sich verbargen; Trientl suchte so lange, bis er sie entdeckte, machte Proben damit und als sie gelangen, unterrichtete er die Leute im Brennen desselben. Eine Platte polierte er und verwendete sie als Grabstein, nachdem er die Inschrift vorher mit Salzsäure eingeätzt.

Daß sich Gurgl bereits an der Grenze des Holzwuchses befindet, wurde oben erwähnt. Die Leute mußten den Brennstoff teuer kaufen und weit herbeischleppen, oft unter den größten Gefahren. Trientl grub an geeigneten Stellen nach, bald entdeckte er mächtige Torflager, er zeigte den Bauern die Verwendung dieser Erdart und belehrte sie, indem er die

Öfen des Widum damit zu heizen begann, tatsächlich von der Brauchbarkeit derselben. Jetzt haben sich jene bereits daran gewöhnt, selbst die kleine Kirche wird im Winter damit erwärmt. Welchen Einfluß die Hexen auf Erzeugung der Butter nehmen, ist jeder Milchdirn bekannt. Trientl bannte sie, indem er die Bauern überzeugte, daß die Butter nur bei einer höheren Temperatur sich leicht vom Rahm scheide, seitdem wenden die Weiber beim Schlägeln das Thermometer an und ein Aberglaube ist wieder zerstört.

In seinem Gärtchen pflanzte er verschiedene Gewächse: alle Weltteile sind hier vertreten. Neben dem deutschen Rettich grünt der italienische Rosmarin, hier begegnen dir zwei Pilger aus dem Kaukasus: Pyrethrum roseum et carneum, Arten von Sternblumen, welche man zum persischen Insektenpulver verwendet; sie gedeihen hier so gut als nur in ihrer Heimat, auch an Wanzen und Flöhen ist in den Bauernhäusern Überfluß; unweit davon erheben sich die Stengel des Chenopodium Quinoa, eine Art von Melde, die auf den Kordilleren, wie bei uns der Buchweizen, wegen der mehligen Samen gepflanzt wird. Sie schießt zwar zu Gurgl üppig ins Kraut und blüht auch, Früchte vermag sie jedoch nicht zu reifen, weil die Sommer zu kurz sind. Trientl hatte sie mit vieler Mühe durch den Erzbischof von Lima erhalten. Dort der ähnliche neuseeländische Spinat, es scheint ihm hier recht gut zu behagen, auf dem benachbarten Beete breiten sich des chinesischen Rhabarbers feiste Blätter aus. Mag es nun meinem hochwürdigen Freunde

lieb oder leid sein, ich muß hier erzählen, wie ihm und der Gemeinde Gurgl ein Versuch mit diesem Kraut bekam. Man benutzt es in manchen Gegenden als Spinat. Als es sich nun am üppigsten entfaltet hatte, wollten die Bauern nachsehen, was denn das Kuratle wieder neues habe. Jeder erhielt einen Büschel mit dem gehörigen Küchenrezept, sei es nun aber, daß sich Trientl vergriffen, oder die Pflanze auf solcher Höhe ganz besondere Kräfte angenommen, die Wirkung war eine solche, die sich schicklich nicht singen und sagen läßt, so daß am Sonntag der Priester und die Gemeinde von der Kirche wegblieben.

Als wir uns dem Widum, einem kleinen Bau mit Rissen im Gemäuer, durch die man hätte einen Arm stecken mögen, näherten, stieg bereits Rauch aus dem Kamin, der Hund bellte und die Häuserin, den Zipfel der blauen Schürze quer aufgesteckt, erschien auf der Schwelle, um mir ein herzliches Grüß Gott zu bieten.

Wir setzten uns zu Tisch. Mancher Gourmand möchte nun gern wissen, wie das Murmeltier schmeckt. Es wurde in Essig gesotten und glatt rasiert wie ein Ferkel samt der Schwarte aufgetragen. Das weiche, fette Fleisch besitzt einen Erdgeschmack, das Schmalz gleicht flüssigem Öle und wird sorgfältig in Flaschen aufbewahrt, um als Universalmittel angewendet zu werden. Vorzügliche Wirkung schreibt man ihm bei Gelenkschmerzen zu; es ist jedoch selten unverfälscht zu erhalten. Wie man in Tirol überhaupt jede Feder und Klaue wegschießt, schont man auch die Murmeltiere nicht; die Gemsen sind im herrlichen Zentralstock des Ötztales, der ganz für sie geschaffen scheint,

fast ausgerottet, und wer etwas von einem Hirsch sehen will, mag die Geweihe in der — Stube bei Marberger ansehen. Zum Dessert holte der Hochwürdige einige frische Honigwaben, die er gestern gezeidelt, sie dufteten vom Arom der Alpenblumen, daneben stellte er schmunzelnd eine weitbauchige Flasche mit einem Getränk, das er selbst aus den Beeren des Jochwacholders gebraut. Er pflegt nämlich versuchsweise aus allerlei Kräutern Säfte zu destillieren, von denen mancher freilich dem Teufel, der doch an geschmolzenes Erz und Pech gewohnt ist, die Därme räumen würde; auch das Brot backt er selbst und gab auch den Bauern Unterricht, dasselbe schmackhaft zu bereiten.

Nach dem Essen wollte ich ein Schläflein halten, er wies mir seine Arbeitsstube an, da mußte ich jedoch erst einige Flaschen und Reagenzgläser beiseite schaffen, wollte ich nicht im Schwefelwasserstoffgas und Chlordampf ersticken.

Als ich erwacht war, blätterte ich in der Chronik von Gurgl, die Trientl angelegt und in der er alle Sagen der Gegend gesammelt hatte. Geschichtliches war wenig zu erzählen, der Wellenschlag der Weltbegebenheiten verrauscht, ehe er diese abgelegene Höhe erreicht, nur ein ehrwürdiger Greis mit langen Silberlocken wankt noch herum, er hat 1809 mitgetan, frag' ihn aber nicht, denn er ist taub. Hier verschwindet der Mensch gegenüber der Natur, tragische und fröhliche Ereignisse begleitet hier der Gang der Gletscher, ob sie vorschreiten oder zurückweichen, der Sturz der Lawinen, der unsäglichen Jammer in die Hütten wirft,

der Blitz aus dunkler Wolke, der den letzten Wald in Brand setzte. Die Urbewohner Gurgls waren Romanen, dieses beweisen die Namen von Bergen und Tälern, die meistens auf Wall — Vallis — enden. Wann die deutsche Einwanderung hier vordrang, oder wenn man lieber will, wann die Welschen verdeutscht wurden, liegt jenseits jeder Chronik; als ein wichtiges Altertum galt lang ein Brunnentrog auf einer Alm mit der Inschrift: „Blasius Rutsch 1410". Er ist jetzt vermodert. Das Kirchlein ist neueren Ursprungs, entsinnen wir uns recht, so wurde es von Kaiser Josef erbaut, dem manche einsame Gemeinde ihr Gotteshaus verdankt.

Den Gurglern sagen böse Zungen manches nach, nicht gerade schlechtes, aber doch Dinge, die man nicht gerne hört. So bewahrte ein Weib die Hochzeitstorte und zierte damit alljährlich den Altar, der am Fronleichnamsfeste vor ihrem Hause aufgerichtet wurde. Trientl las noch das Evangelium davor; die Aufklärung drang jedoch endlich auch bis Gurgl vor, zwei Bursche stahlen sie, und das arme Weiblein hatte zum Schaden den Spott.

„Hoi, Alter!" schrie eine Stimme vor dem Widum, „muß ich posaunen lassen, daß du aufwachest! Der Kaffee steht auf dem Tisch!"

Weil die Gemeinde jährlich nur 40 Gulden zahlen konnte, ließ sich eher ein Ziegenhirt dingen als ein Lehrer und so versah denn der gute Kurat auch dieses Amt. Im Winter, wenn hoher Schnee liegt, tragen die Bauern ihre Kleinen wohl auch in Rückkörben zur Schule. Die Gurgler sind sehr strenge Know Nothings,

sie heiraten seit unvordenklichen Zeiten untereinander, selten wagt einer den Brauch zu brechen und eine fremde Braut einzuführen. Hier hätte ein Arzt gute Gelegenheit, den Einfluß dieser überall für schädlich gehaltenen Sitte zu studieren, es siedelt sich jedoch keiner an, weil er nicht ausreichende Nahrung fände. Die Gurgler sterben ohne Doktor, bis zur nächsten Apotheke braucht man 13 Stunden, dennoch mäht der Tod hier nicht fleißiger, als in anderen Gegenden, wo jede Hilfe bereit ist.

Die Sonne sank hinter das Rammoljoch, kalt und scharf begann die Luft zu wehen, wir standen auf, uns durch die Bewegung zu erwärmen. Trientl geleitete mich zum Kirchlein, er zeigte mir das Grab des unglückseligen Dr. Bürstenbinder, der am 11. Juli 1845 in eine Gletscherspalte fiel und jämmerlich zu Grunde ging. Es war sorgfältig erhalten, ein Anflug von Edelrauten, welche der Kurat versuchsweise ausgesäet, begann bereits zu grünen. Die Kirche selbst besaß weder innen noch außen die geringste Merkwürdigkeit, die Uhr auf dem Turm rührte sich nicht oder zeigte, wenn ihr der Meßner zu einer heiligen Zeit einmal Öl eingab, falsch, so daß die Bäuerinnen gar nie gewußt hätten, wann sie feuern sollten. Doch auch hier schaffte Trientl Rat, indem er eine große Sonnenuhr verfertigte und an den Mauern des Widum befestigte. Die Gurgler sind aber auch stolz auf ihren Herrn Kuraten. „Der kann mehr als Birnen sieden, der kann alles!“ meinen sie.

Dann gingen wir zu einer Martersäule. Unter

Glas sahen wir das kunstlose Bild eines Priesters; von einem Kranken zurückkehrend war er kaum zweihundert Schritte von seiner Wohnung dem Frost erlegen. Das Blut fließt langsamer, die Kraft des Willens schwindet, im sanften Schlummer erlischt das Bewußtsein — kein leichterer Tod als das Erfrieren.

Wir kehrten um. Ich blieb verwundert stehen; obwohl ich an die Herrlichkeit der Alpenwelt gewöhnt war, überraschte mich doch der Anblick des Gebirges. Der erhabene Glanz der Gletscher war mit Purpur übergossen, aus den Spalten schimmerte ein grünliches Blau; die Mulde, aus der sich neben einem schwarzen Felsen der große Ferner wild und zerrissen vorschob, verhüllte Dämmerung, leichte Nebel schwammen aus dem Grau zum lichten Himmel und zerflossen dort. Waren es die saligen Fräulein, die sich aufrangen und emporschwangen? Mit diesen geisterhaften Wesen, den Gefährtinnen Huldas, bevölkert die Phantasie der Älpler jene Höhen, dort schweben sie rein über den reinen schneeweißen Spitzen, feuchten die Jochblüten mit mildem Tau, pflegen Gemsen und Murmeltiere und gesellen sich gern dem Menschen, der, gut und freundlich, ihres Umganges würdig ist. Die Sage erzählt allerlei reizende Geschichten von ihnen, sie sind zu bekannt, um hier wiederholt zu werden. Vor vielen Jahren schon wurden mehrere veröffentlicht, die Ötztaler hatten es jedoch sehr ungern und schimpften über den, der es getan. Man lache sie nur aus, daß sie solche Märlein glaubten! Und doch sind diese Märlein so schön und hold, wie

sie kein Dichter erfunden! Jetzt sind die Fräulein selten mehr zu sehen, vergebens lugt der trotzige Jäger, der um einen Kuß es mit dem Teufel selbst wagen würde, nach ihnen aus; in jener Felsenspalte trieb einst „Runsa Leana“ das Kübeln und butterte: dort am Timmeljoch kannst du über die Treppe aus weißem Glimmer mit rotem Granat klettern, wo sie hin und her wanderten. A. v. Hörmann widmete ihnen ein schönes Gedicht.

Trientl sagte lächelnd: „Das beste siehst bei Nacht!“

Und Nacht war es fast, als die letzten Rosen auf jenen Gletschern von 10000—11000 Fuß Höhe erblaßten. Wir gingen daher in die Stube, er legte mir das Fremdenbuch vor, wo sich Touristen aller Stämme durch blühenden Unsinn verewigt hatten. Sentimentale Verse oder eine Dummheit sind das Trinkgeld, mit dem man auf solchen Blättern die Natur für den Genuß, den sie gewährte oder den man sich einbildete, bezahlen zu müssen glaubt.

Endlich stellte die Häuserin das Essen auf, ein tüchtiges Stück Schöpsenbraten; Rindfleisch kommt oft monatelang nicht auf den Tisch, es müßte sieben Stunden weit geholt werden. Der Kurat kauft immer ein ganzes Schaf; damit es durch längere Zeit frisch bleibe, wird es in eine Gletscherspalte gehängt und nach Bedarf herabgeschnitten.

Nachdem wir uns gesättigt, lenkte ich das Gespräch auf das zweite Gesicht, dessen im Ötztal manche Personen teilhaftig sein sollten. Trientl bestätigte, daß dieser Glaube herrsche, sprach aber kein Wort

dafür oder dagegen. Das doppelte Gesicht gewährt entweder einen Blick in die Zukunft oder zeigt Dinge, die gleichzeitig oft in weiter Entfernung sich zutragen. Ich erinnere mich eines Steges unweit Gurgl. Dort hatte ein Bauer öfters seinen Nachbar jammernd auf- und abgehen gesehen, das abgewandte Gesicht konnte er nie bemerken, doch erkannte er ihn an der Kleidung. Er war darüber sehr betroffen, weil er genau wußte, daß jener zu Hause war, doch vertraute er niemandem etwas an. Im nächsten Winter wurde der Nachbar von einer Lawine verschüttet. Trientls eigene Mutter litt am zweiten Gesicht. Gleichzeitig hatte sie eine Magd im Hause, mit der es auch nicht recht richtig war. Sie saßen abends beim Spinnrade. Plötzlich sprang die eine auf, während die andere erblassend in die Luft starrte. Sie schauten einander an.

„Hast du's auch gesehen?“ stammelte die Frau.

„Ja,“ antwortete die Magd, „es ist Hoisens Bua!“

Hoisens Bua war zur selben Stunde ausgeglitscht und über einen Schrofen gestürzt.

Ein anderes Mal hatte sie sich schlafen gelegt. Ihr Mann kramte nebenan in der Hausapotheke, — er war nämlich Chirurg zu Ötz — da richtete sie sich plötzlich mit allen Zeichen des Schreckens auf und rief laut weinend: „Jesus, Maria und Joseph! Bei Lengenfeld ist eine Lawine abgerutscht und hat das Haus meines Vaters überschüttet. Elf Leichen!“ — Der Chirurg suchte es ihr als einen Traum auszureden, am Morgen darauf kam jedoch die traurige

Bestätigung. Sie eilte jammernd an die Unglücksstätte und wußte sogar die Plätze anzugeben, wo die Toten unter dem Schnee lagen. Die Leute, welchen das doppelte Gesicht verhängt ist, sind durchaus nüchtern und brav, von Überspannung keine Spur, sie rühmen sich auch der Sache gar nicht und haben es nicht gern, wenn man sie darauf bringt. Ich erzähle einfach, was ich gehört, jeder kann es nun glauben oder bezweifeln, deuten und erklären, wie er will und mag, ich behalte mir das gleiche Recht vor.

Daß bei dieser Anlage die Ötztaler auch zum Aberglauben geneigt sind, begreift sich von selbst. Bei älteren Leuten spielen die Hexen noch immer eine große Rolle, und Geister spuken überall, wo man es nur wünscht. Auch der Leibhaftige beehrt hier und da das Tal mit seiner Gegenwart; machen wir ein Kreuz vor ihm und legen uns auf das Ohr, um zu schlafen.

In der Frühe weckt uns die Kirchenglocke; es ist Sonntag, die Häuserin übergibt dem Meßner das Fläschchen mit dem Wein zur Messe, folgen wir ihr zur Kirche. Der Kurat predigt auch, einfach und verständig, wie es die Verhältnisse der Gurgler fordern, jeder kann ein Weizenkörnlein in der Seele heimtragen. Nach dem Segen stellen wir uns vor die Türe, Weiber und Kinder werfen einen scheuen Blick auf den Fremdling, der ihre schlichte einfache Tracht, ohne allen Flitter und Tand wohlgefällig mustert, und huschen nach Hause. Greise, Männer und Jünglinge wenn sie nicht die Entfernung ihrer Heimat zur Eile spornt, bilden einen Kreis und

fragen wohl auch bescheiden um das woher und wohin? Dann begleiten sie den Kuraten zum Widum, begehren Rat, bringen das und jenes zur Sprache oder gucken über den Gartenzaun, ob nicht ein neues Kraut aufgegangen sei. Ein altes Männlein schleicht zur Häuserin in die Küche, nimmt einen Span und zündet den Nasenwärmer an, so heißt die Pfeife, dann reicht er ihr bedächtig eine Flasche, damit sie dieselbe mit Rotem fülle. „Es tut dem Weib so viel wohl, wenn ich ihm etwas mitbringe," setzt er entschuldigend bei. Der Kurat übt nämlich das Wirtsgewerbe, ist jedoch bis jetzt dabei nicht reich geworden.

Endlich sind wir allein und essen schon um zehn Uhr zu Mittag, um den kurzen Tag noch zu einem Ausflug auf den Gletscher in Gaisberg zu benutzen. Nachdem ich den Kompaß, das Streichen der Schichten zu messen, eingesteckt, stiegen wir schräg an einem Gehäng hin, wo die Gurgler ihr Vieh aufzutreiben pflegen. Nach kurzer Mühe standen wir auf der Höhe einer Terrasse, gegen die mehrere Seitentäler durch Gräte wie durch Wälle getrennt ausmündeten. Vor uns lag der große Ferner mit seinem wilden Geklüft, ein Fels barg die Lache und den steinernen Tisch. Zu jener eilt jeder Fremde, es ist eine schmutzige Pfütze, bald größer bald kleiner, Eisblöcke, welche sich vom Gletscher losgerissen, schwimmen darauf, Enthusiasten denken dabei an das Polarmeer. Lassen wir ihnen die Freude! Diese Lache ist dadurch entstanden, daß sich der Gletscher quer vorschob und die Gewässer staute, der Ötztaler begreift gar nicht, was

denn da Schönes sei, wo man Tag und Nacht für Haus und Hof, für Weib und Kind fürchten müsse. Das Wasser sprengt bisweilen die Eisdämme und verbreitet Elend und Jammer bis hinab nach Innsbruck. Wütend zertrümmern die Wogen Weg und Steg, bahnen sich ein neues Bett, daß der Bauer kaum mehr anzugeben vermag, wo seine Wohnung gestanden, wo sein Korn gereift. Noch erzählt man von einem Kinde, das in der Wiege schlafend von den Wogen fortgetragen und zu Telfs gerettet wurde. Sinkt das Wasser, so läßt es auf dem Kies und Schotter die Leichen von Menschen und Tieren zurück. Deswegen zog öfters eine Prozession, so z. B. 1717, zum steinernen Tisch, der am Rand des Gletschers liegt, der Geistliche las die Messe und segnete mit der Monstranz den Ferner, damit ihn eine höhere Hand zügle, wenn der Mensch den Kampf nicht wagen darf. Wir erinnern an ein schönes Gedicht von Christian Schneller.

Über diesen Gletscher führt ein Pfad in das Vinschgau, er ist lang und beschwerlich, deswegen betreten ihn die Touristen seltener und versuchen lieber den Paß hinter Fend, den der Kurat Senn mit gesammeltem Gelde gangbar machen ließ. Der große Ferner wird besonders im Sommer und im Herbst von den Vinschgauern für Schafherden benutzt, welche die Ötztaler auf ihren Almen in Kost nehmen, doch trugen sich auch hier schauerliche Ereignisse zu. So fuhren im vorigen Jahrhundert Hirten mit 1300 Schafen von Gurgl ab; der Himmel war völlig klar und keine Gefahr schien zu drohen. Als sie mitten

auf dem Gletscher waren, brach unvermutet ein Schneesturm los, die ganze Herde erfror und von den Hirten rettete sich nur einer. Dieser erzählte, daß ihnen beim Anfang des Gletschers ein sonderbares altes Weiblein begegnet sei, trotz der Wärme tief in Winterkleider eingewickelt, habe sie in die Hände geblasen und gerufen: „Männer, husch, husch!“ — Das war zweifelsohne die Hexe, die das Unwetter erregte. — Auch später wurden einmal 200 Schafe verschneit.

„Du siehst,“ schloß der Kurat seine Erzählung, „mit dem großen Ferner ist nicht zu spaßen, jetzt wollen wir uns aber zum Gaisberg wenden.“ Wir schritten über eine sanfte Hügelwelle, die wohl auch der Gletscher geschliffen, und standen vor dem Eingang eines schmalen Tales. Durch die ebene Sohle desselben floß ein Bach, die steilen Ufer zeigten abwechselnd Lager von Kies, Schlamm und Torf, aus welchen die Stummel des Zwergwacholders halbvermodert hervorragten. Über den elastischen Rasen krochen dicht an die Erde gedrückt winzige krautartige Weiden, darunter die zierliche Eisweide mit ihren rundlichen netzartigen Blättchen. Sie hatte bereits rote Knospen für den nächsten Frühling angesetzt; wenn sie blüht, kann man ein ganzes Bäumchen auf den Hut stecken, oder einem Strauße beifügen, so klein scheint die Pflanze. Verfolgt man jedoch das Geflecht der Zweige und Wurzeln, sieht man mit Erstaunen, welch großen Platz sie einnimmt. So ist es auch mit anderen Alpengewächsen, eng schmiegen sie sich der mütterlichen Erde an und nur im Sommer halten sie die kurz-

gestielten Blütenkelche der Sonne entgegen. Weiter hinten begann der Gletscher, mit scharfem Rand schwoll er allmählich an wie ein Polster und zog sich dann sanft geneigt gegen den Hintergrund, wo die steilen Spitzen des Granatkogels das schöne Bild abschlossen. Dieser Platz scheint eigentlich für den Naturforscher angelegt, er findet hier alles im Auszug beisammen, um sich über das Wesen der Gletscher zu unterrichten. Trientl hat hier sehr fleißige Studien gemacht, er unternahm in der Gegend eine große Anzahl barometrischer Höhenmessungen.

Wir stiegen über den Rand des Ferners, der rüstig vorwärts pflügte und eine breite Stirnmoräne vor sich herschob, empor; weil es hier nicht viel geschneit hatte und der wenige Schnee bald zerschmolzen war, zeigte sich seine Oberfläche mit allen Rissen und Sprüngen ganz nackt. Sie war überstreut mit Gebirgstrümmern, ein Mineralog hätte hier braunrote Granaten von fast Faustgröße, schilfartige schwarze Hornblende und andere köstliche Schätze fuderweise fortführen können, ich wählte nur wenige Stücke brummend, denn Trientl trieb vorwärts, weil er mir eine Gletschermühle zeigen wollte. Wir übersprangen oder umgingen eine Menge Klüfte gegen einen Platz, wo donnerähnliches Getöse betäubend dröhnte. Ein Bach Eiswasser, zusammengeflossen aus den Runsen an der Oberfläche des Gletschers, stürmte in ein Loch, ähnlich einer großen Zisterne, und verschwand darin. Das war die Gletschermühle; die Dicke des Eises mochte hier bei tausend Fuß betragen, man kann sich daher die Gewalt des Sturzes leicht vorstellen. Wir wälzten einen großen

Steinblock herbei und rollten ihn, die Bergstöcke wie Hebel anstemmend, über den Rand des Loches. Er fiel hinab. Aus der Tiefe des Gletschers begann es zu krachen und zu toben, als sollt' alles zusammenbrechen, wir sprangen erschrocken beiseite. In diesen Gletschermühlen wird auch Mehl gemahlen: große Steine zu feinem Schlamm, den die Bäche in das Tal führen. Davon erhalten sie ihre Farbe, die Gletschermilch rühmt der Älpler als heilsam in manchen Krankheiten. — Gott segn' es!

Dann wandten wir uns zu einem Trümmerhaufen, der auf dem Gletscher aufgetürmt lag. Er war von einem Kar weit hinten herabgebrochen und konnte zum Beleg dienen, daß die Erstarrung und Unbeweglichkeit des Ferners nur scheinbar sei. Das Spiel der mechanischen Kräfte, ihr Zusammenwirken und Gegenstoß verleiht ihm eine Art Leben, das immer und immer wieder den Forscher reizt, bis endlich auch diese Probleme gelöst sind. So rücken diese Blöcke langsam zum Rand des Gletschers vor, dort kollern sie hinab und bleiben auf der Talsohle liegen, ein ödes Felsenlabyrinth. Von der Oberfläche der Steine, welche die Sonne mild beschien, hüpften zahlreiche Kerfe, eine Art Springschwänze. Weiter oben fing die Firn an; eine Querkluft schied den körnigen Schnee vom festen Eis; weil wir keine Stricke mitgenommen, hielten wir uns in respektvoller Ferne. Hier erlebte ein Schütze ein schreckliches Abenteuer. Er stieg einer Gemse nach, rutschte und fiel, ohne sich zu schädigen, auf den weichen Schnee. Daran war nicht viel gelegen, allein die Wand, über die er herabgeglitten,

war zu steil, um auch dem erfahrensten Kletterer den Rückzug zu gestatten und vorn zog sich die Spalte schräg von einem Spalt zum andern, so daß er dem Untergang geweiht hier eingeschlossen blieb. Schon dämmerte es, die Nacht brach an, eine furchtbare lange Nacht, deren Stille nur hier und da ein abrollender Stein unterbrach oder das Krachen und Knittern des Eises, wenn es eine neue Kluft warf. Der Jäger lief hin und her, um sich warm zu halten, als der Morgen graute, spähte er noch einmal nach allen Seiten, vergebens! Da faßte er einen verzweifelten Entschluß, der Schnee war über Nacht erstarrt, er kletterte so hoch an der steilen Lehne empor als möglich, und setzte sich, nachdem er Reu und Leid gemacht und alle Heiligen angerufen, die Füße emporgestreckt, nieder. Ein Ruck und er flog, daß ihm Hören und Sehen verging, wie ein Schlitten über die glatte schiefe Fläche; die Kraft des Schwunges schleuderte ihn über die Kluft, — er war gerettet, wenn auch mit zerschundenen Gliedern. Sein Weib erzählte, daß er oft noch in späteren Jahren aus dem Schlaf erwachend, Jesus, Maria und Josef geschrieen und um sich geschlagen habe; es träumte ihm, er fahre über den Firn ab.

Wir gingen nun vorsichtig über den Gletscher zum Felsenhang, den die Sonne hell bestrahlte. Dort stiegen wir in einer Runse empor, um Edelweiß und Jochraute zu holen, — die Blüten waren verdorrt. Nur eine Dolde der Goldraute konnte ich noch in einer Spalte pflücken. Der Bauer hält dieses Pflänzchen mit graufilzigen gekerbten Blättchen und gelben Blütenknöpfen

hoch, und glaubt, es sei wie andere schöne Blumen der Mutter Gottes heilig. Ich steckte es auf den Hut und trat auf eine Felsenkante, unter mir gähnten die Klüfte des Gletschers, unwillkürlicher Schauder faßte mich, die Stellung, in der ich mich befand, erweckte die Erinnerung an ein Ereignis meiner Studentenjahre; damals kletterte ich am Abhang ober dem Durergletscher hin, um Jochraute zu suchen; ich packte die Zweige einer verkrüppelten Lärche, beugte mich über und glitschte aus. Wie ein Glockenschwengel hing ich frei in der Luft, unter mir klaffte der blaue Rachen des Gletschers; ich zappelte vergebens, um einen Vorsprung zu erreichen, endlich gelang es mir, mit der Fußspitze den Stamm des Baumes zu berühren, ich streckte und reckte mich, erst als ich mich festgeschlungen, wagte ich es eine Hand loszulassen und mich an einen höheren Ast anzuklammern. Ich blickte noch einmal in den Abgrund zurück und schwang mich an den zähen Grasbüscheln empor, die Edelraute war mir lange Zeit verleidet.

Der Schatten rückte uns aus der Tiefe nach und mahnte zum Aufbruch. Diese Seite des Ferners war ziemlich steil; wo er gegen die Moräne absank, mußte ich mit meinem Hammer Stufen einhacken, um nicht auszugleiten. Bald standen wir wieder auf jener Hügelwelle, man übersah von dort sehr gut die Bergmähder der Gurgler. Dieses veranlaßte Trientl, mir über die Alpenwirtschaft, die auch bei uns von Jahr zu Jahr weniger trägt, allerlei Aufschlüsse zu geben, der Leser erläßt es mir wohl, dieselben zu wiederholen, da ich ihn auf meines hochwürdigen Freundes

Büchlein: „Die Düngung der Alpentriften," das vor kurzem erschien, verweisen kann. Man hat eben hier, wie überall, Raubbau betrieben; die Folgen bestätigen vollständig die Sätze der Agrarchemie.

Heimkehrend besuchten wir eine Almhütte. Zwei Passeirer, die man, weil die Arbeitskräfte der Gurgler für den kurzen Sommer nicht langen, gern dingt, sägten vor der Türe Holz. Jetzt sucht man überall die modernden, halbfaulen Zirbelstämme, die früher unbeachtet auf dem Boden lagen; sind auch diese verzehrt, wird man wohl auch auf der Alm Torf brennen. Die Hütte und der Stall waren aus Stein ohne Mörtel gebaut, dazu eigneten sich die großen Schieferplatten vortrefflich. Das Vieh war längst schon abgetrieben, nur einige Ziegen lieferten den „Lötern" ihren kärglichen Bedarf; sie boten uns eine hölzerne Schüssel Milch, wir lehnten ab und eilten nach Hause.

Ich verweilte noch einige Tage zu Gurgl und verbrachte dieselben größtenteils mit naturwissenschaftlicher Forschung, wobei manches Interessante zu entdecken war. — Interessant? — Ja freilich, hätt' ich nur nicht versprochen, von Tonglimmerschiefer, Gneis, Hornblende und wie sie alle heißen, diese Gesteine, von denen jedes für Laien gleich viel Wert besitzt, so wenig als möglich zu berichten.

Meine Erinnerung kehrt mit Vorliebe zum letzten Abend zurück, wenn ich auch die großartige Szenerie nur anzudeuten, nicht zu entrollen vermag. Der Kurat stand auf und ging ins Freie. Bald rief er zur Türe herein: „Hab' ich dir nicht gesagt, das

Schönste kriegt man bei Nacht zu sehen? Schau dich einmal um!"

Ich werde nie den Sternenhimmel vergessen, dessen unzählige Augen aus der schwarzen Tiefe auf uns niederfunkelten, breit und mächtig wie ein Strom milden Lichtes floß die Milchstraße ober dem Tale von einem Gletscher zum andern, oder sie schien vielmehr ihnen gleich an Farbe und Schimmer aus dem einen zu entspringen, um in den andern zu münden. Es war alles geheimnisvoll und fremd und dennoch bald und leicht zu erkennen. Die Nacht hatte der Erde ihren heiligen Zauber verliehen. Da glänzte plötzlich die höchste Spitze des Ramol, die Schwere und Starrheit des Stoffes schien aufgelöst und das Licht von innen herauszuquellen, bald wiederholte sich dieses Schauspiel bei einer andern Spitze, dann wieder bei einer, endlich vereinigten sich die Inseln und wie ein Meer goß sich die Verklärung über den ganzen Abhang des Gebirges. Es wurde vor uns heller und heller; ich wandte mich um, die Scheibe des Vollmondes stieg über den östlichen Bergen.

Ein leiser Hauch, warm wie aus dem Ofen, spielte an unsere Wangen.

„Gut, daß du morgen gehst," sprach Trientl, „sonst wirst du bei mir eingeschneit; das ist Sirocco!"

Wir kehrten in die Stube zurück, er leuchtete an den Barometer, die Säule war tief gefallen.

So nahm ich denn in der Frühe von meinem wackeren Freund, der mir noch ein Stück kalten Braten in die Kräuterbüchse steckte, Abschied.

*   *   *

Hier will ich seiner noch einmal gedenken, bis uns die Ewigkeit für immer vereint. Alt und gebrechlich ließ er sich endlich nach Hall versetzen, wo ihm das milde Klima besser zusagte. Er wirkte noch lange als landwirtschaftlicher Wanderlehrer und starb am 3. März 1897, bescheiden und arm, — denn jeden Heller verwendete er für seinen Beruf, indem er den armen Bauern allerlei Geräte kaufte und schenkte. Im Freithofe zu Ötz errichteten ihm Freunde ein schönes Marmordenkmal, das sein Bild schmückt. Ehre ihm, denn Ehre gebührt ihm!

* * *

Die Luft war sehr schwül als ich gegen Timmels emporstieg und wurde mit jedem Schritt aufwärts noch schwüler, vom Grat tönte dumpfes Sausen, dessen Bedeutung ich nur zu gut verstand. Mein Fuß scheuchte zahllose Heuschrecken auf, manchmal zirpte auch eine im welken Grase, wie mitten im Sommer. Der warme Wind hatte die armen Schelme aus der Erstarrung geweckt, um sie bald unter einer klaftertiefen Schneedecke zu begraben.

Als ich die Scharte von Timmels im raschen Anlauf erstiegen hatte, wehte der Sturm so heftig, daß ich mich hinter einem Steinblock ducken mußte, wollte ich die Gegend überschauen und dabei nicht über eine Wand geschleudert werden. Unter mir lagen die obersten Ausläufer des Passeier, von schäumenden Bächen durchrauscht, gegenüber erhoben sich die Zähne und Zacken des Schneeberges mit Gletschern dazwischen. Die eigentümliche Beschaffenheit

dieser Felsen muß jedem auffallen; in den grauen Schrofen stecken ungeheure schneeweiße Keile oder es decken sie Kappen von ähnlicher Farbe. Das ist ein vortrefflicher weißer Marmor, welcher dem Tonglimmerschiefer ein- und auflagert; ihn einzureihen vermag die Geognosie freilich noch nicht.

Der Weg über Timmels kann jedem Touristen, der einen Blick in die Öde des Hochgebirges werfen will, ohne viel Mühe und Gefahr zu wagen, empfohlen werden, bei gutem Wetter ist es kaum möglich sich zu verirren. Dennoch lief hier einmal ein Kapuziner, obwohl er fast jeden Stein kannte, im Schneegestöber zwei Stunden herum, und mußte schließlich, wollte er nicht zu Grunde gehen, umkehren. In solchen Fällen sieht man kaum zwei Schritte weit, kein Hospiz schickt seine Mönche aus, Unglückliche zu retten, und so starb auch hier schon mancher weit vom Herde der Heimat.

In der Tiefe erblickte ich zwei Gestalten, die sich langsam vorwärts bewegten. Der Sturm machte den Aufenthalt auf der Höhe sehr unbehaglich, ich eilte daher nach kurzer Rundschau über die Platten und Stufen des Schiefers abwärts. Bald hatte ich jene eingeholt; es waren Handwerksburschen mit dem Ranzen über dem Rücken. Einer trug die Stiefeln und hinkte auf den spitzigen Steinen oft zusammenzuckend mühsam weiter. Es war ein Kreuzweg im wahren Sinne des Wortes. Mitleidig fragte ich ihn, was ihm denn fehle. Er zeigte mir den aufgeschundenen Ballen des rechten Fußes. Weil ich, um, wenn es not tut, meine eigene Haut zu flicken,

auf Gebirgsreisen stets Pflaster bei mir führe, schnitt ich ihm ein tüchtiges Stück herunter und ließ ihn bei einer Quelle zurück, wo er es ankleben konnte. Beide wollten ganz Passeier durchstreifen, auf Arbeit durften sie hier schwerlich hoffen, und so scheint es, sie reisten wie Engländer zum Vergnügen. Jedenfalls werden sie mehr zu erzählen haben als diese, trotz Murray und Führern. Ich ging über Schöngelair, einen schmutzigen Weiler mit hölzernen Hütten, die ich anfangs für eine Alm hielt, bis ich den Saumpfad traf, auf dem Maultiere und Rosse den Knappen des Schneeberges die nötigen Lebensmittel zutragen. Einst war jene Höhe dichter bevölkert und lieferte einen großen Ertrag an edlen Metallen, jetzt beutet man zumeist die alten Halden aus und sammelt die Zinkerze, die man früher als nutzlos wegwarf. Ein Kirchlein und das große Wirtschaftsgebäude werden noch immer in Stand gehalten. Ich kehrte hier ein, in der Stube schmauchten die Knappen, daß es dampfte, einer saß auf dem Stuhle, die Kellnerin stutzte ihm die Haare, während die anderen auf den gleichen Liebesdienst harrten. Morgen war ja Kirchweih, da wollten sich alle zivilisieren und den Schmutz abtun. In der Küche sott ein zerstückter Schöps an einem großen Feuer, ein anderer hing am Nagel, das sollte morgen alles verzehrt werden. Ich erhielt eine Flasche guten Wein, bis die Kellnerin das Fleisch brachte, blätterte ich im Fremdenbuch, wo ich manchen bekannten Namen fand.

Nach dem Essen kaufte ich ein paar Talgkerzen, um den Stollen zu durchqueren, den man, als der

Bergbau noch schwunghaft betrieben wurde, unter dem Grat durchgeschlagen hatte, weil man den Knappen den weiten Weg ersparen wollte. Auf dem Weg dahin las ich einige Granaten auf, auch Bergholz lag herum. Dasselbe sieht altem Holze täuschend ähnlich, ist jedoch nicht durch Versteinerung entstanden, sondern aus den braunen Fasern eines spröden Asbestes umgebildet. Vor dem Mundloch des Stollens begegnete ich einem Franziskaner, nach kurzem Gespräch erzählte er mir, er sei von Sterzing herauf, um morgen die Festfeier zu halten. Der Weg durch die Unterwelt dauerte wohl über eine Viertelstunde, als ich jenseits an das Licht trat, merkte ich, daß ich keine Minute zu verlieren habe, sollte mich nicht die Nacht auf dem unwirtlichen Gebirg oder im Wald überraschen. Ich eilte rasch in das Tal an mehreren Knappen vorüber, welche das ausgeschiedene Erz — Zinkblende und Bleiglanz — auf festen Karren hinabschleppten und dabei den Rücken mit aller Kraft gegen die schwere Last stemmten, um nicht fortgeschleift zu werden. Bald dämmerte es, nur der Gailbach war mein Begleiter, da trat ein wunderhübsches Mädchen aus dem Walde, verwundert sah es mich mit den nußbraunen Augen an und bot dann einen guten Abend. Es wollte an der Feier des Kirchtages teilnehmen. Als ich die Fluren von Ridnaun erreichte, lagerte bereits schwarze Nacht auf dem Tal und bis zum Wirtshaus war es noch, wie mir ein Bauer sagte, ein gutes Stündchen. Diese guten Stündchen! Ein schlechter Fußgänger braucht anderthalb und hängt, wenn er an Ort und Stelle kommt, fast die

Zunge heraus; mich führte mein Unstern oder vielmehr mein Pfad, der ohne Stock nicht vom Boden rechts oder links zu unterscheiden war, durch ein Moos, so daß ich, um nicht in eine Lache zu geraten, immer mit dem Stecken voraustappen mußte.

Endlich stand ich verschnaufend vor dem Wirtshaus. Es war Licht in der Stube, ich öffnete die Türe, dichter Qualm, wie aus dem Tartarus, schlug mir entgegen, an den Tischen saßen Bauern, die ihren Fliegentod schmauchten und zwischen hinein Stücke Schöpsenfleisch verschlangen, die wohl auch dem Helden Rustem, der bekanntlich zu einer Mahlzeit einen Esel fraß, genügt hätten. Der Wirt schritt mit einer Kerze auf mich zu; auf meine Frage, ob er mir Unterkunft gewähren könne, erwiderte er, die Betten seien besetzt, doch könne ich mit der Lötern dort auf dem Heu schlafen. Eine schöne Aussicht! Ich setzte mich verzagend an einen Tisch, doch die Not macht erfinderisch. Ohne mich lange zu besinnen, faßte ich den Entschluß, den Kuraten um Gastfreundschaft zu bitten und schrieb ihm einige Zeilen. Als ich dem Wirt das Blatt überreichte, meinte er, wenn es so sei, wolle er mir sein eigenes Bett abtreten. Ich maß ihn entsetzt von oben bis unten, es war zwar Samstag und man konnte das schmutzige Hemd allenfalls damit entschuldigen, der Gute sah jedoch aus, als hätte man ihn in Unschlitt getaucht . . . sein Bett! — — Auf mein Ersuchen schickte er zum Kuraten. Bald erschien ein Studentchen, das bei diesem wohnte, mit einer Laterne und holte mich ab. Ich wurde freundlich aufgenommen.

Da ich des Morgens aufbrach, ehe er das Bett verlassen hatte, so sage ich ihm hier noch ein herzliches Geltsgott für seine Güte.

Ich eilte, ohne mich viel umzusehen, nach Sterzing. Hier reiche ich dem Leser die Hand zum freundlichen Abschiede.

Auf Wiedersehen!

In der Eng

Dreißig Jahre mögen es etwa sein, seit ich zum erstenmal in das Achental wanderte, wo mir jetzt jeder Pfad vertraut, jeder Schrofen mit seinen Versteinerungen bekannt ist und sich an gar manchen Platz eine angenehme oder traurige Erinnerung heftet. Ich sah damals etwas anders aus; nicht der verwitternde Professor, der längst die Dinge auf ihren Wert schätzen gelernt, sondern ein flottes Studentlein, das schwarze Samtkäppchen auf dem lockigen Haar, die Brust offen, in der Faust den braungetupften Ziegenhainer, ein rechter Guck-in-die-Welt, der mit den Meisen, die durch das Gebüsch hüpften, lustig pfiff und sich von den Geigen, die am blauen Himmel hingen, begleiten ließ. Aber auch am Achensee war es damals anders als jetzt. Am Ufer der Buchau lagen einige plumpe Kähne, vorn und hinten gleich breit, ohne Schmuck und Zier. Heut waren sie mit Teppichen belegt und grünem Reisig geschmückt, die Fergen trugen neugewaschene Hemden und Blumensträuße auf den Hüten. Als ich einsteigen wollte, bedeutete ein Schiffer: sie seien bereits für die Herrschaften in Schwaz gemietet, die eine Fahrt über den See machen wollten. Ich ging auf der Straße vorwärts. Mein Schritt und vielleicht das Hämmern

eines Spechtes, das Knurren eines Eichkätzchens unterbrachen die Stille, kein Mensch begegnete mir, wo jetzt an einem Vormittag vierzig bis fünfzig Equipagen vorüberrollen. So erreichte ich das Wirtshaus der Scholastika und trat als einziger Gast in das Zimmer links von der Tür, das später den Namen „Pedantenstübchen“ erhielt, weil hier in den Ferien Innsbrucker Professoren kneipten und Salblinge aßen, wie sie jetzt nur noch als zoologische Merkwürdigkeit Börsianer und Lords zu bezahlen vermögen. Als ich mich zum Fortgehen anschickte, kam die Flotte von Buchau in Sicht; unter den Herrschaften befand sich auch der Dichter Hermann v. Gilm, damals ein jugendlicher Speiteufel mit schwarzen Locken und Feueraugen. Sprühend von Leidenschaft dichtete er sein Lied, „Die Wellen und die Sterne, die ziehen das Herz unwiderstehlich an“. Er hatte leicht singen, ihm zur Seite saß die blonde Theodolinde und so kann man in die Chronik des Achensees das erste Lied verzeichnen, das diesem „Kronjuwel Tirols“ gewidmet wurde. Sie folgte dann dem Rate ihrer Eltern und heiratete einen höheren Beamten, weil die Liebschaft mit dem „ewigen Praktikanten“ aussichtslos war. Er tröstete sich bald, wie er denn überall gern von den Äpfelchen naschte, die er fand, wenn er auch eine Herzensdame anbetete. O diese Lyriker! — Großartig ist seine Trilogie, die der österreichischen Reaktion ein unauslöschliches Brandmal aufdrückte, die deutsche Literatur bietet nichts ähnliches. Man mag an Byron denken. Er liegt jetzt auf dem Freithofe zu Innsbruck und

die meisten Professoren aus dem Pedantenstübchen sind ihm vorausgegangen oder bereits nachgefolgt.

Auch in der Pertisau, die damals noch nicht berühmt war, sah es anders aus. Auf dem Kies vor dem „Fürstenhaus“ sonnten sich die Hechte, daß die Flossen fast über den Wasserspiegel ragten, und dachten wohl an die vier letzten Dinge, wenn sie an einem Fasttag behäbige Patres auf und nieder wandeln sahen. Die Herren seufzten sicher schon damals über die verdorbene Welt, so daß der gute Abt Pirmin seinen „Wegweiser in den Himmel“ verfaßte, wo er mittlerweile selber eingetroffen sein dürfte, und doch saßen die Hochwürdigen damals noch im Schatten Metternichs und Bachs, die ihnen kein Härlein krümmen ließen und das liberale Ungeziefer emsig knickten. Manches blieb aber in der Pertisau; für den Himmel sorgt die fromme Haushälterin Veronika, die an Freitagen jedes fleischliche Gelüste durch Strauben bändigt, so daß sich die Sünder wie begossene Pudel hinten wegschlichen, um sich beim Gaber an einem Schweinswaschel oder beim Pfandler an Kalbsschnitzeln für ihre Gottlosigkeit zu erholen. Ich kenne solche Sünder, will sie aber mit dem Mantel christlicher Nächstenliebe zudecken.

Ja, jetzt ist es in der Pertisau anders als vor dreißig Jahren! Die Wirtshäuser, die hier auch schon Hotels geworden sind, fassen die Menge von Fremden, welche die Ur-Tiroler fast überall verdrängt haben, nicht mehr; sie müssen sich jedes Jahr durch Zubauten vergrößern, und auch das half nicht. An hellen Tagen wimmelt es vor dem Perron des Fürsten-

hauses von Kähnen; sie sind zierlich gebaut, farbig bemalt, bunte Wimpel flattern in der Luft, junges Volk wagt die ersten Ruderschläge und galante Herren kapern hier und da ein holdes Fräulein; daß jedoch einer seine Prise behalten hätte, davon ist mir nichts bekannt. Am Uferrande schnattern — Enten und platschen erschrocken ins Wasser, wenn die lange Andel mit dem Beile naht, wie Klytemnästra im Trauerspiele; die lange Andel, die auch der Admiral heißt, weil sie die Flotte des Prälaten kommandiert; da hilft jedoch kein Platschen, kein Tauchen; sie werden beim Kragen gepackt und zur Generalbeichte abgeführt, wie der stolze Gockel, der sich in die Laubkrone des Ahorns geflüchtet hat. Zarte Seelen schauen zu und bedauern das Los des Schönen auf der Erde, aber bei der Table d'hôte verzehren sie rüstig das Fleisch der Geschlachteten und vergessen ihr tragisches Los. Jetzt ist der Admiral auch bereits im Jenseits und kommandiert dort vielleicht ein Schifflein Petri. Im Schatten der Büsche den See entlang bis zum Denkstein des Doktor Pfeufer, „dessen teures Leben hier ein Herzschlag endete," ruhen die Fräulein von der Toilette aus. Auf dem Perron aber sitzen die Mütter und häkeln und stricken, da sitzen die Väter mit der Zeitung und schlachten Türken oder Serben, loben oder tadeln Andrassy, Bismarck oder Gortschakoff, je nachdem, — das ist eben im kleinen hier wie überall und in jeder Saison, zu Baden oder Baden-Baden, zu Wiesbaden oder zu Karlsbad.

Einige Abwechslung brachte jüngst ein hohes

Fest, das mit Tableaux verherrlicht wurde. Da galt es zu nähen und Guirlanden zu winden, man half sich, wie es ging, und so wurde der Kaisermantel einer allegorischen Figur statt Hermelin mit Watte besetzt, und für die schwarzen Zobelschwänzchen heftete man gedörrte Zwetschken darauf. Allen tat es jedoch, wie natürlich, die prächtige Hungaria herab. Doch was geht das uns an, wir gehören nicht zur guten Gesellschaft und könnten daher auch nicht die Adresse an einen großen Herrn unterschreiben, den ein Zufall an dieses Gestade verschlug, wie den Odysseus zu den — aber wir wollen nicht klatschen, und warum sollen wir den Fürstenhäuslern, die uns nichts in den Weg legen, nicht ihre Freude lassen?

Doch plötzlich erhebt sich die Gesellschaft; der Herr Prälat von Fiecht erscheint; er trägt über der schwarzen Kutte die goldene Kette, er grüßt lächelnd nach allen Seiten; ihm oder vielmehr dem Kloster gehört das Fürstenhaus und drüben zu Buchau noch das Herrenhaus mit seinen Rokokoschnörkeln. Er ist ein kluger Rechner, der es versteht, im Rohr die Pfeifen zu schneiden; wir hätten ihm zu all dieser Herrlichkeit, über die er als Gebieter schaltet, statt der alten Häuserin ein hübsches Weiberl an den Arm gewünscht und zweifeln nicht, daß irgend ein katholisches oder „luttrisches" Mägdlein, dem er nach der Messe von den Stufen des Altars den Segen gibt, ihm gern vor dem Altar die Hand gereicht haben würde, — so lang er noch — jung war. Vielleicht bekäme er dann zu seinem Brustkreuz ein

Hauskreuz, jedenfalls würden aber dann den Damen etliche Stunden zum Freischwimmen im See eingeräumt, und ein Tänzchen wäre dann auch keine Todsünde . . .

Übrigens begegnet man hier und da auch geistreichen Fräulein; sie wissen alles, haben alles oder auch noch ein bißchen mehr studiert, und man möchte ohne weiteres auf blaue Strümpfe wetten. Wittern sie in dir den Botaniker, so überraschen sie dich mit einem Büschel Heu, das du als Nomenklator auseinanderklauben sollst; dem Zoologen zeigen sie einen Kohlweißling oder Krautwurm, dem Mineralogen möchten sie gleich mit dem nächsten Steinbrocken das Fenster einwerfen, und wenn sie den 365. Planeten noch nicht entdeckt haben, so ist nur das schlechte Wetter schuld. Mir erzählte eine, wie sie in der Tristenau einen schwarzen Fleck gefunden; nun, es hatte dort einmal ein Kohlenmeiler gebrannt — da jedoch zu allem ein bißchen Poesie gehört, so teilte ich ihr mit, daß nach der Volkssage hier der Teufel einen Bauer geholt habe, weil er den Zehent für das Kloster unterschlug. Sollte irgend ein Blatt diesen Stoff als Schauerballade mit der Illustration irgend eines Holzhackers bringen, je nun, so wissen die Literar-Historiker die Quelle.

Neben dem Hornvieh bilden aber auch die Bergsteiger eine schöne Staffage der Alpen. Ich meine da nicht die Naturforscher oder Naturpfuscher, wie ein Bäuerlein verdeutschte, die im Schweiße des Antlitzes arbeiten, auch nicht jene harmlosen Bummler, welche sich in einem Bureau oder der Schulstube

müde gehockt und endlich, das Urlaubsdekret als die Erklärung ihrer Menschenrechte betrachtend, den Ranzen umhängen und hinauswandern ins Freie, ins Freie! Ach! ich denke noch immer eines armen Lehrers vom Flachlande draußen. Er hatte seit Jahren die Groschen zusammengelegt; nun stand er am See und machte große Augen und horchte dem Rauschen der Flut, auf die der Scirocco einblies. Endlich fragte er mich schüchtern, ob er auch hinaufkäme, da oder dort, er möchte einmal von einem solchen Felsen niederschauen, wie Moses vor seinem Tode ins gelobte Land. Ich wollte am nächsten Morgen über einen bequemen Grat in einen Tobel gehen und lud ihn nun ein, sich bis zur Höhe, die eine schöne Aussicht bot, mir anzuvertrauen. So ging es in der Frühe bergauf. Ich führte ihn zu Rinnen, wo der Schnee spät schmilzt und daher die Alpenblumen lange blühen, absichtlich, so daß er zwischen dem Gehäng keinen Ausblick hatte. Er pflückte nach und nach einen großen Strauß und begann schon die Säcke mit Moos und Flechten zu füllen. Endlich standen wir oben; ich zog ihn rasch um eine Ecke, da erhoben sich die Alpen vor ihm, eine lange Kette unten tiefblau, oben schimmernde Eiskronen, und über allen lag in unermeßlicher Tiefe der wolkenlose Himmel. Der Strauß entglitt seinen Händen, er faltete sie, über seine mageren Wangen flossen große Tränen, die Lippen bewegten sich zum leisen Gebet. Mir gingen auch die Augen über.

Solche Wanderer meine ich nicht. Schrecklich sind mir aber die Jochferen, die überall hinaufsteigen,

um droben gewesen zu sein, und uns dann die Stunden, die sie verbraucht, vorzählen, wie eine Betschwester dem lieben Herrgott die Grallen des Paternosters. Aber noch schrecklicher sind jene, die gerne Jochferen vorstellen möchten, es jedoch nicht sind. Da steht so ein Kerl, aufgeputzt, als wär' er bei den Gemsen zum Tee geladen. Auf seinem Hute prangt neben dem Spielhahnstoß bereits Almrose und Edelweiß, er ist aber nicht weit gestiegen, um es zu holen, drinnen im Hausflur kriegt man's von einer Verkäuferin für wenige Kreuzer. Die Joppe ist mit Bändchen eingefaßt, vorne etliche Knöpfe aus Hirschhorn, die Wollenstrümpfe sind zierlich gemustert, nur scheint der Wackere seine Waden im Versatzamte gelassen zu haben; der Volkswitz nennt solche Beinkleider, in denen nichts steckt, längst schon Zwiebelröhren. Wären seine Schenkel so flink wie seine Zunge, so müßte er den Himalaya in einer Stunde dreimal übersteigen, wenn er nicht gar an dem fichtenen Besenstiel mit dem Gamskrickel, der einen Bergstock vorstellen soll, frischweg drüber hüpft. Dem getrauen wir nicht es nachzutun, in der Tracht schon gar nicht.

An schönen Tagen werden wohl auch Bergtouren arrangiert, besonders auf den Unuz, dessen Gipfel man in drei Stunden bequem ersteigt; die Aussicht ist zwar herrlich, aber doch nicht so herrlich wie vom Kreuzberg bei Berlin. Da berät man sich schon zwei Tage vorher, und jeder Älpler wird wie ein Laubfrosch ums Wetter befragt; endlich ist man einig. Payer und Wilczeck haben aber für die Nordpol-Expedition gewiß keine solchen Vorbereitungen getroffen.

Der Ausmarsch wird auf 4 Uhr morgens bestimmt, das ganze Hotel gerät in Alarm; endlich setzt sich die Karawane um 7 Uhr in Bewegung, und eine Dame wundert sich noch, daß die Sonne so früh aufgestanden. Ungefähr um die gleiche Stunde treffen sich auf dem breiten Rücken des Unuz die Gäste von den verschiedenen Ecken des Sees — oft zwanzig bis dreißig — als hätten sie ein Stelldichein verabredet, und auch darüber wundern sich manche. Die Herrschaften verschnaufen erst, dann werden Speisen und Getränke auf einen Plaid gelegt, so viele Flaschen, daß ein oder der andere mit Flaschenzug oder Dampf abfährt — ein lustiges Picknick, bei dem man die Bergspitzen mustert und wohl auch neu tauft; dann erheben sich die Fräulein und holen Joch-Vergißmeinnicht, die schließlich in zierlichen Brieflein nach allen Gegenden fliegen. Eine wollte im Tale drunten nicht glauben, daß der weiße Fleck Schnee sei; nun ist sie dabei und setzt sich triumphierend darauf. Ein Herr tuschelt mir ins Ohr: „Das ist ein Rebus!" — „Die Lösung?" — „Schneegans!" — Ich bin nun bekanntlich gar nicht boshaft und wünsche der ganzen Gesellschaft eine gute Unterhaltung; mögen alle die Erinnerung an die lichte Bergeshöhe mittragen in die engen Gassen der Städte, bei den getrockneten Blumen der frischen Gegenwart gedenken und nächstes Jahr wiederkommen, wenn bis dorthin nicht die Mode wechselt und sie in die Sahara schickt.

Nach der Wanderung lege ich mich gern unter eine einsame Buche. Mit dem kühlen Abendwind fließt die Dämmerung auf den See, leise kräuseln

sich die Wellen und spiegeln den Widerschein der sonnigen Berge am Eingange des Tales; im Einschnitte desselben ragt der gotische Turm von Eben und die Alpen der Gerlos schließen wie eine breite Wand den Hintergrund. Auf einem Lufthauch schwebt der Ton der Ave-Glocken herüber und bringt uns Kunde von einer der lieblichsten Sagen des Mittelalters, ja führt uns zu den Göttern unserer deutschen Väter zurück.

„Heilige Nothburga, bitt' für uns!"

Dort in der Kirche steht ihr Gerippe in Gold gefaßt, angetan mit einem Rocke, den die Gräfinnen Tannenberg stickten, auf dem Altar und verrichtet Wunder an Menschen und Vieh; blicken wir schärfer hin, so fällt der katholische Heiligenschein der Legende zu Boden und aus der Mythe der Vergangenheit lächelt uns die göttliche Mutter Hertha entgegen. Droben auf dem Joch, wo die Sonnenfeuer loderten, liegt in geheimnisvoller Öde ein See, der ihren Wagen birgt; ein Drache hütet ihn und brachte jedem Unheil, der sich näherte; wer beim See einschlief, den zogen die Wellen hinab und damit die Dämonen, die hier herrschen, nicht ausbrechen können, sind am Gatter zur nächsten Alm Heiligenbilder angenagelt. Das Opfer eines siebenjährigen Stieres beschwichtigte den Zauber, dann wurden Messen in ein Kloster gestiftet und seitdem ist Ruhe. Nothburga war Magd bei dem Grafen von Rottenburg — das Schloß ist jetzt Ruine, nur das Kämmerlein, wo sie wohnte, blieb erhalten; sie schenkte die Reste ihrer Kost den Armen und hatte, als sie der Herr überraschte, nicht, wie

die heilige Elisabeth dafür Rosen, sondern Hobelspäne im Schurz. Zornig verjagte er sie und mit ihr sein Glück. Sie trat bei einem Bauer auf dem Eben in Dienst; er wollte sie an einem Feierabend zwingen, nach dem Ave-Läuten noch Korn zu schneiden; sie warf die Sichel in die Luft und diese blieb als Zeichen an einem Sonnenstrahl hängen. Dann kehrte sie wieder nach Rottenburg zurück. Als sie gestorben, wurde ihre Leiche auf einen Wagen mit zwei weißen Ochsen gelegt; diese zogen ihn trockenen Fußes durch den Inn und dann auf den Eben, wo jetzt die Kirche steht. Beim Ausgraben und Erhöhen des Skelettes scheint man sich jedoch vergriffen zu haben; wenigstens behauptete ein Anatom, daß diese Knochen von einem kräftigen Manne herrührten. Wir wollen dem Diabolus rotae nicht ins Handwerk greifen und bleiben bei der schönen, poetischen Mythe. Nothburga wird als die Heilige der Dienstboten verehrt und findet Zuspruch von allen Seiten, auch von den Touristen der Pertisau.

„Aber Gutester!“ unterbricht mich ein Leser, „Sie geraten ja vom Hundertsten ins Tausendste. Wenn Sie so fortfahren, kommen wir gar nicht in die Eng, wohl aber werden wir Ihnen zurufen: „Senescismus!“

Nun, morgen ist auch ein Tag, und zwar ein recht schöner.

Die Sonne schlägt hell an die Bergspitzen, mein Sohn und ich schnüren die Schuhe; ich werfe Hammer und Meißel in die Blechbüchse, er verpackt als Proviantmeister Brot, Speck und Wein: darauf versteht er sich besser, als auf die griechischen Accente

oder die Eselsbrücke von Pythagoras. Wir schreiten langsam durch den tauigen Wald, nach einer Stunde halten wir vor der Almhütte unseres Freundes, des Dreckhanns. Die Toilette macht ihm wenig Sorge, und es kümmert ihn gar nicht, daß fast jeden Tag Herrenleute einkehren, ja gar nicht selten elegante Damen in zierlichen Kutschen daherrollen. Wenn er ihnen nicht gefällt, mögen sie auf die Seite schauen. Die Füße stecken in groben Holzschuhen, um die drallen Waden spannen sich dicke Wollstrümpfe, die Leinenhose mit dem roten Zwickel reicht nicht bis auf die sehnigen Knie, das Hemd mag im Frühling weiß gewesen sein, jetzt ist es, um mit Richard Wagner in Stabreimen zu singen, schmalzig und schmierig vom Schmutz des schweißigen Sommers. Sich abzuwaschen oder, wie er sich im reinsten Mittelhochdeutsch ausdrückt, „abzutwagen,“ hält er für unnötig, denn eigentlich läßt der liebe Herrgott die Quellen doch nur rinnen, damit das Vieh saufen kann. Setzt er noch das Strohhütchen aufs blonde Haar, dann mag es losgehen; er ist ein tüchtiger Robler und die weiße Huifeder, die über dem linken Ohr flattert, wird ihm kein zweiter wegraufen.

So ein Senner lebt den Sommer herrlich und in Freuden, wie im Studentenliede der Papst zu Rom. Die Arbeit ist bald getan, dann legt er sich an einem sonnigen Plätzchen auf den Bauch und deckt sich mit dem Hintern zu; im Mund den Pfeifenstummel oder ein Stück Kautabak, schaut er halb wach, halb schlafend ins Tal; wie für die seligen Geister gibt es für ihn keine Zeit. Ein Naturforscher meinte einmal: Gott

Vater habe für die Alpen ein Faultier schaffen wollen, in der Zerstreuung jedoch aus dem fetten Lehm einen Senner geknetet. Manchmal weckt ihn ein ferner Juhschrei, er springt auf, schwingt den Hut und juhezt, daß die Schrofen widerhallen. Am nächsten Joch antwortet ein anderer, und so geht die Parole weiter wie das „Thalatta, Thalatta!“ der Griechen Xenophons, als sie vom Gebirg den ersehnten Ozean erblickten. Regnet es, so sitzen die Gesellen beieinander am Feuer, bereden Kalb und Kuh, Schaf und Schwein; lügen, daß es eine Art hat, erzählen Geistergeschichten oder „trompeten“ mit der Schnapsflasche. Endlich guckt zu Lorenzi der Herbst übers Joch, man treibt die Herden vom Hoch- zum Mittelläger; dann bringt Bartlme das Körbchen Schnee, die Niederläger werden bezogen; vor dem Rosenkranzsonntag fährt alles zu Tal, und bis zum nächsten Frühling bleiben die Almhütten den feurigen Alberern und den wüsten Almsudeln und anderen Gespenstern überlassen.

Unser Dreckhanns ist eigentlich ein reicher Bauer, der es jedoch vorzieht, auf der Alm zu bummeln, anstatt zu freien und die Äcker zu brachen. Auf die Frage, warum er nicht heirate, erwiderte er wie Don Juan: „So lang' ich ledig bin, darf ich alle Diarndeln lieb haben und mich dürfen auch alle Diarndeln lieb haben. Und mit dem Heiraten ist's eben auch ein G'frött. Schaut nur, ich bin mit meinem Vetter, einem alten Witwer zu einer Hochzeit gangen. Da hat er mir den Triumphbogen, durch den das Paar ins Haus zog, gezeigt; vorn war er mit Laub umwunden, mit Blumen besteckt, hinten sah man Stricke

und grobes Lattenwerk. ‚Siehst du,‘ sagte er, ‚wie mit dem Triumphbogen ist's auch mit der Ehe. Von vorn alles schön, aber nachher! Du meinst, du habst ein Engelein beim Flügel erwischt, derweil hast den Teufel beim Schwanz ertappt. Das Weib, das als Mädel ein so schönes Gesichtel machte, schneidet nun ein G'fries wie eine wilde Katze und statt der Honigworte hörst du ein Gekläff und Belfern, daß du endlich aus Verzweiflung ins Wirtshaus springst und nicht mehr heim willst‘. ‚So sagte der Vetter, der's auch probiert hat und er muß wohl recht haben, denn bis jetzt habe ich mehr lustige Junggesellen als Ehemänner gesehen. D'rum lasse ich mich nicht eintun, gewiß nicht.‘“

Ich erhob drohend den Finger. „Gib acht, wer's Maul so voll nimmt.“ — Er lachte. „Ja was denn? Der Gockel hat ja auch viel Hennen und in der Lotterie ist ein Terno mehr als ein Ambo.“ — „Freilich ist's eine Lotterie,“ sagte ich drauf, „aber hier ziehst du nur einmal und kannst die Nummer gar nicht vertauschen, schau nur, daß du nicht in die Höll' kommst — so oder so.“ — Er pfiff ein Liedl und schob spöttisch den Hut mit der Huifeder aufs linke Ohr.

Unterdeß ist auch der Jag und der Lenz, der Sepp und der Simei ans Gatter getreten, um mitzutadingen. Diese Löter sind von keiner Kultur beleckt und zeigen daher den Typus der Rassen um so unverfälschter. Es sind deren wenigstens drei; am schärfsten charakterisieren sich die germanische und die romanische. Die romanische? — Ja! — Ist ja der Name Falzthurn wie so viele andere in Nordtirol und Südbayern

ebenfalls romanisch und lautet ursprünglich wohl vallis torrentum, „Tal der Wildbäche", was völlig zum Charakter der Gegend paßt, während zum vallis sturnorum, „Tal der Stare", diese Vögel ganz fehlen und erst im Inntal streichen. Die Stammbäume dieser Senner wären jedenfalls wichtiger, als die so mancher hocharistokratischen Heer- und Reichsverderber, deren erlauchte Ahnen als hungerige Abenteurer nach Österreich kamen, um hier fortune zu machen, jenen Adel, der mit dem Heldengeschlechte der Babenberger den Magyaren, die jetzt wieder als Hegemonen schalten, das Land bis zur Leitha abzwang, des katholischen Glaubens wegen aus dem Nest jagten und ihre Brut hineinpflanzten. Unsere Senner kümmern sich um diese Dinge allerdings so wenig, wie um die Glaubenseinheit; was die Philologen begonnen, müssen die Naturforscher durch fleißige Schädelmessungen ergänzen und so der Wissenschaft einen Dienst erweisen, auf den sie freilich, wie es scheint, noch lange warten muß.

Wir rufen den wackeren Lötern ein landesübliches „Nicht zu fleißig!" zu und schreiten talein zum Niederläger von Gramai. Die Bäche stürzen mehr und mehr Schutt und Geröll auf den Weideboden, und daran ist hier wie überall die Verwüstung der Wälder schuld. Es wurde schon statistisch nachgewiesen, daß die Zahl der Tiere, die aufgetrieben werden, von Jahr zu Jahr abnimmt und so die Ökonomie empfindlich geschädigt wird. Jedenfalls darf dieses zum Teil der Aussaugung des Grundes, der auf Raub ausgebeutet wurde, ohne den verhältnismäßigen Ersatz zu erhalten,

zugeschrieben werden; indes besinnt man sich, erschreckt durch die Folgen. Im Unter-Inntal, wo die Bauern einsichtiger sind, und in der Nähe des Allgäu, dessen vortreffliche Viehzucht zum Muster dient, beginnt man der Mißwirtschaft zu steuern und nicht mehr alles für gut zu halten, was der Großvater getan hat. Freilich gibt es noch Almen, wo sich ein alter Rhäter, der mit dem Steinbeil aus dem Grabe zurückkehrte, sogleich zurecht fände: Plumpe, unflätige Blockhäuser, keine Ställe für das Vieh, das ohne Pflege herumläuft, so daß die Kühe schwere Hosen von — nun, nicht von Samt herumschleppen. Wenn in der Landwirtschaft nach allen Richtungen vieles besser wird, so verdanken wir das meinem trefflichen Freunde, dem hochwürdigen A. Trientl, der wie der heilige Cassian oder Bonifacius durch alle Täler stolpert und Vorträge hält, dafür aber auch mit dem Spitznamen: „Der Mist-Apostel“ belegt wurde. Wenn er dir zufällig aufstößt, ist er leicht zu erkennen; er trägt Hornbrillen, die weder auf die Nase noch auf das Auge passen und eine ungeheure Tabaksdose, aus der er schnupft, so oft er über die Schwelle eines Bauernhofes tritt. Die vordem schwarze Weste sieht aus, wie einst die Friedrichs des Großen oder des Prinzen Eugeni. Was die Schuhe betrifft, so könnte er wohl bei Defreggers „Ball auf der Alm“ mittanzen. Das tut aber nichts; trotzdem, daß er nie für die Glaubenseinheit agitierte, hat er doch mehr Verdienste um Tirol, als ein ganzes Gespann von Schlachtrossen, und sollte es auch alle drei Landesbischöfe tragen, voran der sanfte Vinzenz, der so rüstig für die Landes-

partei der Glaubenseinheit focht, und ein Baron im roten Matrikelfrack kutschieren.

Nach all dem Geflunker sollten wir von Rechts wegen nun ein bißchen Grünzeug liefern und die Gegend schildern; wir haben aber bei der Ausstellung zu München so viel Spinat mit Felsen darauf gesehen, daß wir es uns schenken und nur kurz sagen: Sie ist so großartig, daß diejenigen, die sie einmal besuchten, meist wiederkehren und herumspüren, ob ihnen nicht aus den Büschen eine Gemse in den Operngucker springt.

Wir stiegen den kurzen, aber steilen Pfad zum Hochläger empor und darüber hinaus zu einer Quelle, die zwischen moosigen Borden auf eine Steinplatte plätscherte. Nachdem wir den homerischen Hunger und Durst gestillt, legten wir uns auf den Rücken, schlugen die Arme unter den Kopf und starrten ziel- und zwecklos, wie die Natur nach unseren Monisten — ins Blaue, bis uns die Augen zugingen. Drunten auf der Isse vor der Alm erhoben sich die Schweine und begannen eine lebhafte Unterhaltung; wahrscheinlich beklagten sich etliche über W. Jordan, der in seiner Bearbeitung der „Odyssee“ ihren „göttlichen“ Sauhirten Eumäos zu einem „wackeren“ degradierte, während andere ihren Beifall zu gewissen modernen Epen, Dramen und Romanen grunzten. Das ästhetisch-kritisch-philosophische Meeting wird immer bewegter, endlich scheucht der Lärm ein Rudel Gemsen auf, da droben schräg an der Wand. Vielleicht witterten sie auch mich oder meinen Sohn. Sie rennen und springen, daß die Steine herabkollern; es sind leibhaftige Gemsen,

und die haben hier ihr Paradies. Zahlreiche Jäger schützen sie vor den Wilderern und dürfen selbst nichts schießen; der Herzog von Koburg, dem sie gehörten, hat ihnen der Sage nach auch nicht viel zu Leide getan, sondern sie höchstens hier und da einmal ein bißchen angeraucht.

Auch wir erhoben uns und standen bald auf dem Binsjöchl, in der Mulde dahinter lockten allerlei seltene Pflanzen.

Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,

Türmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Bestrahlt der bunte Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle;
In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele.

Lessing tadelt diese Verse Albrecht v. Hallers, prinzipiell gewiß mit Recht. Wer die Gentiana lutea nicht kennt, vermag sich dieselbe nach dieser Beschreibung kaum vorzustellen; wer sie aber kennt, bewundert die sorgfältige Auswahl der Worte, die Sicherheit und Präzision der Zeichnung. Es war der Schüler der Alten, es war der Naturforscher, der den Bleistift führte. Nach dem gelben Enzian schildert Haller noch die Linaria alpina und Astrantia major und bekundet dadurch seinen feinen Sinn für Form und Farbe. Seitdem hat aber eine Änderung des Geschmackes stattgefunden. Die heutigen Touristen

werden von jenen Pflanzen schwerlich viel Aufhebens machen, sie sind aus der Mode, wie Hallers „Alpen" selber, verlieren jedoch dadurch so wenig an Wert, wie diese. Er hebt aber nirgends die Alpenrose und das Edelweiß hervor, das die Schweizer noch jetzt geringschätzig Katzenpfötli heißen. Wären diese Blumen damals in seiner Heimat so beachtet worden, wie jetzt, er hätte sie gewiß ausgezeichnet. Heutzutage gelten sie geradewegs als zur Physiognomie des Hochgebirges gehörig. Dem alten Haller wollen wir jedoch hier auf dem Joch mit echtem Tirolerwein ein Hoch ausbringen; er verdient es! Trotz der Perücke war er ein Kernmann. Wir möchten aber deswegen nicht polizeilich abgewandelt werden, wenn man auch jetzt drunten im Tale als hochverräterisch zu denunzieren pflegt, was droben auf den Jöchern geschieht, als ob sich der Geist der Zeit mit der rostigen Hellebarde aus „Hamlet" totschlagen ließe!

Unten am Gehäng begegnete mir ein Tourist, daß ich vor Staunen fast in den Boden versank, wie es jedem Geognosten an Ort und Stelle geschehen wäre. Da lag ein Block Melaphyr, beim Anschlagen so echt und charakteristisch wie aus dem Fassa. Der Melaphyr ist ein Gestein, das einst feuerflüssig aus der Erde stieg, und hier sind wir mitten im Flötzgebirge! Trotz alles Suchens läßt sich kein zweites Stück entdecken; es muß also zur Gletscherzeit eingewandert sein. Vielleicht aus Ehrwald, wo ich vor etlichen Jahren einen solchen schwarzen Gast anstehend fand. Findlinge aus den Zentralalpen sind nicht

selten; am Achensee begegnet man großen Gneisblöcken aus dem Stubai- oder Ötztal, einer unweit der Maurizenalm hat sich gleich die Flora mitgebracht. Er prangt mit den schönsten Flechten und Moosen des Schiefergebirges, die sich hier durch eine lange Reihe von Jahrtausenden erhielten und fortpflanzten. Es gibt in den Alpen noch ganz andere Dinge, als sich der rote Baedeker träumen läßt.

Da wären wir in der Eng!

Ihr meint, nun werd' es erst recht anfangen, aber mein Aufsatz gleicht den Salblingen der Jochseen: er hat einen großen langen Kopf und einen kurzen Schwanz; bei jenen aus Hunger, bei mir just nicht aus Mangel an Stoff, wohl aber vielleicht aus Mangel an Geduld bei euch, mich noch ferner zu begleiten.

Die Eng ist wohl das schönste Kesseltal der Nordalpen; zwischen den Wänden himmelhoher Berge, von denen einer sogar einen Gletscher trägt, breitet sich eine friedliche Fläche aus, bedeckt mit frischem Grün, das klare Quellen nähren, und auf der Fläche dehnt sich wie ein Park ein Ahornwald mit freiwüchsigen Riesenbäumen, an die sich ostwärts Schirmtannen reihen. Zwischen diesen entspringt aus einem Teiche von reinstem Beryllblau ein Bach, in dem Forellen spielen. In die Eng münden von allen Seiten Gebirgsübergänge; eine reizende Idylle, nicht wahr? — Würde jedoch das Sausen dieser Bäume zum Wort, es würde reden von Mord und Totschlag, denn hier lauerten in grimmigem Haß Wildschützen, Jäger, Finanzler und Schmuggler einander auf.

Ein Knall, ein Fluch, das Echo von den grauen Wänden und dann Stille weithin. Wer hat's getan? Wer hat mit frischem Blut den Rasen gerötet? — Die Bäume schweigen und auf der Wand pfeift ein Gemsbock und warnt die Rudel, daß das Blei nicht auch sie erreiche.

Von Kufstein bis Reutte erstreckt sich, nur von wenigen Pässen unterbrochen, die Wildnis; seit Jahren streiche ich im Hochsommer hier herum, ruhig und sicher mit meinem Hammer, und klopfe Steine; ich bin mit Wilderern und Jägern, mit Sennern und Schwärzern unter dem gleichen Baume gesessen und habe mit ihnen aus dem gleichen Quell getrunken; sie haben mir mancherlei erzählt, aber es frommt nicht, alles zu wiederholen.

In der Eng ist ein kleines Wirtshaus, das jedoch im Spätherbst geschlossen und erst wieder im Frühling geöffnet wird. Am Tische tagte eine Kommission, die sich über die Weiderechte in diesen Gegenden zu vertragen hatte. Die meisten Almen hat bereits der Herzog von Koburg gekauft, er überläßt sie den Bauern wieder um billiges Geld, aber mit der Bedingung, daß sie keine Schafe und weniger Rindvieh auftreiben. Das ist für die Nationalökonomie des nördlichen Tirols gewiß von einigem Belang. Die Zahl der Kühe verminderte sich um 480, dann hat man auf sechs Kühe ein Schwein zu rechnen; Schafe sömmerten früher 7600. Diese sind allerdings dem Boden schädlich, denn sie treten tiefe Rinnen, aus denen sich dann Wasserrunsen entwickeln. Nun will der Herzog auch noch die Forste kaufen; er soll dem

Ärar bereits eine Million geboten haben; ob es wohl dieser Versuchung widersteht? — Erhält er aber auch die Wälder, so möge er es nicht machen wie ein kleiner Depossedierter, der ebenfalls in den Alpen eine Jagd erwarb und dann seine Herrlichkeit dadurch offenbarte, daß er sogleich ein Tal sperrte, das einen bequemen Paß für zwei Orte bildet.

Die Kommission hat ihre Geschäfte abgewickelt und wir sind mit unseren Nocken fertig. Der Wirt legte mir das Fremdenbuch vor. Es ist ziemlich viel Verkehr, manchmal bleibt ein Gast hängen und hält wohl gar Sommerfrische. Da liest man unter anderm: „Der k. k. Kaiserjäger X. Y. hat im Jahr 1868 hier bei dem Engerer Wihrt 4 Wochen loschirt mit aller Zufriedenheit und auch manche Nacht mit dem guten Getrank nämlich mit dem Schnaps durchgemacht mit aller Zufriedenheit.“ — Vivat sequens!

Über die Gräte im Nordwesten spann sich weißer Flaum. Ich wurde stutzig, zahlte und griff schnell zum Bergstock. Ohne auch nur das Salzlager mit seinen Pseudomorphosen von Gips in einer Falte neben dem Bellerbach eines Blickes zu würdigen, eilten wir vorwärts auf das Plumserjoch. Ich wendete mich um. Wie breite Ströme rannen über die Kalkwände hinter uns die Nebel nieder und zerflossen an der wärmeren Luft der Täler. Der Enzian hatte bereits die Kelche geschlossen, die Eberwurz die Strahlen zusammengelegt; wir sprangen in raschen Sätzen zur Alpe Gern. Die Wolken hatten sich dichter geballt und rollten drohend über die Flanken

der Berge; rasch flohen wir durch das Blezach in die Pertisau. Kaum hatten wir auf dem Söller beim Rohregger verschnauft, so begann es fern in den Wäldern zu sausen, dann näher und stärker; plötzlich vertrieb uns ein eisiger Windstoß und der Sturm fuhr tobend hinab zum See. Der Regen goß die ganze Nacht; in der Früh waren die Berge tief angeschneit, meine Töchter pflückten auf den Wiesen die ersten Herbstzeitlosen.

Bei Mauls

Ein Kondukteur hatte mir ein Kistchen gebracht; der Weichenwärter von Grasstein hab' es ihm übergeben, es seien allerlei Kristalle drin: rot, weiß, blau, grün; scharf und kantig, funkelnd wie glatte Spiegel. Ich sprengte den Deckel: Quarz und nur Quarz; nicht gerade schön, aber interessant durch die Art des Vorkommens. Hoch im Berge droben habe der Ziegenhirt eine Höhle gefunden, an den Wänden schimmere es von Kristallspitzen wie von Bajonetten. Daran erkannte ich den alten Feldwebel. Weil mich diese Dinge wissenschaftlich anregten, packte ich Hammer und Meißel in die Büchse und fuhr nach Grasstein. So heißen ein paar Häuser tief in der Schlucht des Eisack, unterhalb Sterzing. Heute will ich die Leserinnen nicht in den Wald zu den Quellen führen, wie sie geheimnisvoll aus dem schwarzen Gestein sickern, noch dunkler durch den Schatten der Buchen und Ulmen, die sich hier angesiedelt; Lotus und Vergißmeinnicht, die üppig das moosige Ufer säumen, mögen sie ein andermal pflücken; wir folgen einem Sprengschusse dort im Gebüsche und eilen auf einem ruppigen Wege zu jener weißen Wand. Dort ist der berühmte Steinbruch, und weil ich erfahren habe, wie sehr sich Damen für Mineralogie interessieren,

so will ich ihnen anvertrauen, daß hier ein prachtvoller Granit oder, um es genauer zu sagen, Granitit gewonnen wird; denn das körnige Gemenge enthält, außer schwarzem Glimmer und grauem Quarz nicht bloß Orthoklas, der wie Perlmutter schillert, sondern auch matten, porzellanähnlichen Oligoklas; bisweilen ist auch Granat eingewachsen, den man freilich nicht als Juwel schleifen kann, und ein schwarzes, pechartiges Mineral, das ich sorgfältiger ausspürte, als den Granat, und hätte sich dieser auch zu einem prachtvollen Armbande fassen lassen.

Der Steinbruch zieht sich an dem Sporn des Gebirges empor, der an das rechte Ufer des Eisack vorspringt. Vom Felsen dehnt sich die Halde zum Flusse; größere und kleinere Blöcke sind unter dem Schutte verstreut, überall hört man den scharfen Ton der Stahlmeißel, den gleichförmigen Takt der Hämmer. Unter dem Schutte modern die Leiber der Arbeiter, welche die abstürzenden Trümmer begruben. Hoch oben am Geschröfe sieht man die Sprenglöcher; die Arbeiter wurden mit Seilen herabgelassen, um sie zu bohren und zu laden; da, als jene noch in der Luft schwebten, rissen die Stricke; die Arbeiter stürzten in die Tiefe und ihnen nach das Steingetrümmer. In das ferne Welschland flog ein Brief des Ingenieurs, um den Angehörigen das Unglück zu melden; Witwen und Waisen weinten; hier aber hämmern die Steinmetzen weiter, zu Häupten die gleiche drohende Gefahr, gleichgültig gegen das Verhängnis, das ihre Brüder vernichtend traf. Die Bahnstation Grasstein ist für diesen Bruch gebaut; seine Quadern werden

nach Nord und Süd versandt; sie sind so stark, daß bei den Versuchen gegen die Wälle der Franzensveste, die daraus bestehen, selbst die scharfen Geschosse der Neuzeit fast wirkungslos zersplitterten. Fleiß und Geschicklichkeit macht die Welschen für dieses harte Geschäft vorzüglich tauglich; mäßig und sparsam brauchen sie, während der Deutschtiroler des Tages fünfmal ißt, nur ein Stück Polenta, die sie in großen, kupfernen Kesseln kochen und mit einem Holzpfahl umrühren. Eine Prise Salz, wenn es hoch kommt, etwas Käse dazu, dann ist das tägliche Leibgericht fertig; man zerschneidet es mit einem Faden, der an einen gebogenen Stock gespannt ist, in Portionen; der Hunger würzt sie von der schwieligen Hand in den Mund. Dann ein kurzes Schläfchen auf dem grünen Rasen; das Glockenzeichen weckt sie und wieder hallt es: tik, tak! Hammerschlag auf Hammerschlag, in das Rauschen des Eisack.

Auch ich dachte an das Mittagsmahl: ein Stück Brot und etwas Speck, dann ein Schluck Wasser; das war eben auch nicht lukullisch; dann ging ich neben den Welschen, die sich über den neuen Gesellen wunderten, ebenfalls an die Arbeit. Bald gesellte sich ein Bube zu mir, barfuß, zerlumpt und schmutzig; er schaute eine Zeit lang neugierig zu, als wolle er das Handwerk lernen, endlich sagte er: „Da kriegen Sie nichts Besonderes; klettern Sie mit mir ins Geschröfe, droben gibt's Kristalle wie Glas mit Goldflinsern darin. Ich habe sie beim Geishüten getroffen; um in das Loch zu gelangen, müßten wir freilich eine Leiter leihen und hinaufschleppen; das

braucht's aber nicht, es liegen manche Kristalle herunten und versteckt hab' ich auch etliche." — „Also du bist's, du hast sie gefunden? Ich bin deswegen gekommen." — „Sind Sie der Professor aus Innsbruck, den der Kondukteur dem Vater ankündigte?" — „Freilich!" erwiderte ich, „nun laß uns aber hinauf, wir wollen schauen, was du für Wunder ausgespürt."

Der treuherzige Bursche, der sich so geschickt und anständig zu benehmen wußte, gefiel mir, und so tat ich manche Frage, bis er zu erzählen anfing. Sein Vater erhalte monatlich einundzwanzig Gulden; mit diesen sei nun nicht zu leben und da müßten die ausgeschulten Buben den drei Ziegen und zwei Schafen verdienen helfen. Zu Innsbruck habe er im Walde trockne Tannenzapfen zusammengeklaubt, bis ihn ein Waldhüter erwischt und tüchtig bei den Ohren gebeutelt; ja er wäre eingesperrt worden, hätt' er sich nicht eilig verlaufen. Hier dürften sie für das Holz nicht sorgen, kein Mensch frage nach den Abfällen. Dann suche er Erdbeeren und biete sie, zierlich auf Blätter gehäufelt, den Fremden, wenn der Zug halte; dafür bekomme er je zehn Kreuzer. Sobald Edelweiß, Almrose und Speik blühe, steige er mit einem Korbe auf die Jöcher; oft sei er zwei Tage weg, bringe aber dann Blumen für etliche Gulden, denn die englischen und preußischen Fräulein täten das Zeug gern kaufen. Der ältere Bruder sei an die Gemeinde Mauls als Geiser verdingt; dort hoch droben weide er seine Herde, bei sechzig Stück, und esse dann Tag für Tag bei einem andern Bauern.

Da sei freilich viele Not, drum möcht' er gern reich werden und suche in allen Klüften nach seltenem Gestein und Erz, wie man es vordem dort bei den Hütten geschmolzen, daß noch die grünen und blauen Schlacken herumlägen.

So gelangten wir an Ort und Stelle; er grub im Schutte nach Kristallen, ich untersuchte mit dem Hammer den Granitit und fand auch ein sehr seltenes Mineral, mir lieber als der schönste Strauß. Nachdem ich die nötige Anzahl viereckiger Stücke geschlagen, warf ich sie in das Säckchen, das sich der Bube umgehängt, und ging mit ihm zu seinen Eltern. Aus der Tür dampfte mir der Geruch der Zichorie entgegen, die Mutter hatte Kaffee gekocht, in den sie Ziegenmilch goß und lud mich dazu an den Tisch. Ich lehnte ab, für den guten Willen dankend, nahm jedoch den Buben für heute und morgen in Dienst. Der legte mir zu Ehren Schuhe an, wusch sich Gesicht und Hände und band den Korb auf den Rücken. Nachdem ihn die Mutter bekreuzigt, gingen wir dem unwegsamen rechten Ufer des Eisack entlang; bald durch Wald und Gestrüpp, dann wieder über eine grüne Wiese, die dem grauen Steingerölle eingeflickt war. Die Gegend hat durchweg einen düsteren Charakter; man begreift fast, daß sich ein armes, von Schulden geplagtes Bäuerlein dort an dem Baum vor etlichen Jahren aufgehängt. Zur Sühne wurde nebenan die Kapelle gebaut.

Bald neben dem Flusse an den Felsen hin, bald übereck durch die Föhren, erreichten wir endlich die Brücke und jenseits derselben das Posthaus von

Mittewald. Über dem Tore sind Kanonenkugeln eingemauert; sie erinnern an die Kämpfe des August 1809, wo Speckbacher und Haspinger den stolzen französischen Marschall Lefebvre das Laufen lehrten, schneller als er gekommen. Er hatte gemeint, die dummen Bauern würden vor seiner Uniform springen; da mußte er den Mantel eines gemeinen Soldaten umwerfen, ihrem Blei zu entrinnen. Hätten sie ihn erwischt, er hätte statt des goldenen Rockkragens wohl ein hänfenes Stricklein umlegen müssen, wie er dem Haspinger drohen ließ, und wäre an einem Aste in die Hölle gefahren; so groß war die Erbitterung des Volkes.

Die Post von Mittewald ist allberühmt, wie man denn überhaupt an den Straßen Tirols Gasthäuser trifft, deren Schild erweislich zwei- bis drei-, ja manchmal vierhundert Jahre zurückreicht und gar wohl für ein Adelswappen gelten könnte. Besonders lebhaft muß der Verkehr in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewesen sein; da vollendeten Schlosser und Schmiede jene künstlichen Werke, aus deren verschlungenen Eisenranken die vergoldeten Blumen schimmern, ein Zeichen des Wohlstandes jener Tage, sowie der reichen Architektur des Rokoko, die selbst in kleinen Städten den Blick auf sich zieht. Abgesehen von solchen kulturhistorischen Interessen, erinnern uns diese trefflichen Gasthäuser, daß Tirol seit uralter Zeit Weltstraße für den Verkehr der Völker war und daher die Sage vom naiven Tirolerbuben mit einiger Vorsicht aufzunehmen ist. Oft steckt hinter dem treuherzigen Gesicht ein Schalk, der zwar nicht immer

auf die Börse des Fremden spekuliert, wohl aber ihn heimlich auslacht, wenn er die Unerfahrenheit eines Naturkindes vor sich zu haben glaubt.

Die französischen Revolutions-Kriege brachten eine Wendung und mit dieser den Tirolern zwar hellen Ruhm, aber auch Not und Armut. — „Wir haben uns 1809 nichts Gescheites herausgeschossen!“ Diese ironische Klage hörte ich oft genug aus dem Munde der Männer, die damals mitgetan. Von da an sahen die Bauten nüchtern und kleinlich aus; das Bedürfnis schuf sie; zum Schmuck fehlten die Mittel. Neuerdings hat die Brennerbahn Gasthäuser, wo man sonst abends kaum Unterkunft fand, verödet, wie sie auch die farbigen Postillons außer Dienst setzte. Dafür finden sich jetzt in den warmen Monaten die Söhne des Nordens mit Kind und Kegel ein und auf den frisch gemähten Wiesen hört man nicht selten neben dem rauhen Dialekt der Tirolerbuben und Mädeln das schnarrende Idiom wohlgeschniegelter und gebügelter Berliner Rangen, über die von fern das Auge einer Mutter oder Bonne wacht, damit die Lust der Sommerfrische nicht ins Wilde oder Tolle ausarte. Sei's diesen armen Stubenvögeln herzlich vergönnt; man begreift kaum, daß sie sich dann wieder in den Käfig eintun lassen.

Die Brennerstraße von Innsbruck bis Gossensaß gehört im Sommer bereits fremden Ansiedlern, von Gossensaß bis Brixen ist noch Raum, so zu Mauls, westlich am Eingange der Eisackschluchten; so zu Mittewald. Hier erweitert sich das Tal; Wälder und Felder, Joch und Alm sind reich an Schönheit,

und die wechselnde Scenerie der Ausflüge kann mehr als einen Tag erheitern, ohne zu ermüden. Und dann erst die Mineralien! Da soll mir die freundliche Leserin den Fleckgranitit des Weißenbaches, die Epidote, den Ilmenit, den Kalkgranitit und die Kontaktstellen mit dem Phyllit im schattigen Flaggertal schönstens grüßen.

Im Posthause des Herrn Prötz ist man aber auch ganz gut aufgehoben. Ich bestellte mir ein Nachtessen und ging noch vor Anbruch der Dämmerung in die Schlucht am Weißenbach. Da waren Sächelchen! Und so hämmerte ich, daß Funken aus Stahl und Stein stoben. Durch die Föhren leuchteten die Wolken immer goldener; ich setzte mich auf einen Block und überschaute den Boden, wo Kies und Geröll kaum den scharfen Seggen sparsame Nahrung bot. Helle Lichter zuckten durch die rauhen Räume und zauberten bunte Bilder auf den Grund, wie Abendträume schöner Hoffnungen in die Jugend eines armen Knaben. Da erscholl ein Blöken; näher und näher zog es; eine unermeßliche Herde Schafe rückte langsam unten auf der Straße vor, so müde, daß Hund und Hirt sie kaum noch vorwärts zu treiben vermochten. „Mehr als sechshundert!“ war die Antwort auf meine Frage. „Sie müssen ins Oberland, dort werden sie als Kostgänger auf den grünen Almen gemästet und dann in die großen Städte verkauft!“

Mein Träger steckte die Steinplättchen, wie ich sie geschlagen, ein und wollte mit den Schafen ziehen, die er nach Rasse, Alter und Eigenschaften genau zu bezeichnen wußte. Besonders lobte er den stumpfen

Kopf mit der gebogenen Nase; diese Art passe vor allem in das Gebirge, streife leicht durch Gestrüpp, äse die würzigen Kräuter, den Salbei, Quendel, die Jochraute, so daß das Fleisch in der Pfanne dufte wie ein Blumenstrauß. Da freu' er sich auf die beiden Schöpse, die der Vater füttere.

Seinem Wunsche entsprechend, gingen wir auf der Straße hinter der Herde. Auf der Seite gegen den Berg war ein starker Erdwall aufgeschüttet. Endlich gelangten wir an ein halbverfallenes Haus; die Schindeln des verlotterten Daches lagen zerstreut, die linke Wand war gesprengt, statt eines Fensters ein großes, rundes Loch. „Schauen sie durch!" sagte er, mit dem Finger hindeutend; ich erblickte mitten auf dem Boden einen mächtigen Granitblock. — „Der ist hineingeflogen, und weil solche Schwalben jedes Jahr kamen, so mußten die Leute auswandern; nur das Gärtchen pflegen sie noch." — Ich schaute unwillkürlich am Gehänge empor; es war abgerundet, kaum mochte eine magere Föhre Wurzel fassen. Alte Gletscherhügel! Das Eis hatte den Bauern vorgearbeitet; ich gedachte einer Stelle in Immermanns Trauerspiel:

„Wir lagerten bei Laditsch.
Da hörten wir, der Royer zieh' heran
Durchs Felsental. Was sollten wir beginnen
Allein mit uns und schwächer in der Anzahl?
So sprachen wir den Berg um Hilfe an,
Und redlich hat der Berg sie uns geleistet.

Wir klimmten in der Felsensäule Mitte
Und lösten alte Lärchen aus den Wurzeln,
Und hoben Felsenblöck' aus ihren Betten

Und rammten in das Erdreich schwache Pfeiler
Und schoben dann die Blöcke auf die Särchen.
Jetzt luden unsre guten Büchsen wir
Und hingen still wie Gemsen an den Zacken.

Nicht lange drauf, da kamen hergezogen
Die hüpfenden Franzosen in der Tiefe,
Und als die rechte Zeit gekommen war,
Gab ich das Zeichen mit der Jägerpfeife
Und unsre Buben löseten die Stützen.

Da hob der Berg zu dröhnen und zu wandern an
Und ging als wie ein rollend Weltgericht
Hinunter in die Tiefe! — Alsobald
Klang ein erschrecklich Wimmern aus dem Schlunde,
Geschrei und Heulen, wie dicht bei uns, tönte.
Drauf stieg ein Dampf empor und rollte qualmend,
Die Schlucht bedeckend bis zu unsern Füßen.
Wir aber schossen durch den Dampf hinab,
Daß, wer noch lebt', empfing vom Blei sein Grab!

Wie nun der Staub verzogen war, so stiegen
Wir von dem Grat und gingen zu den Feinden.
Da sah'n wir nichts als Stein getürmt auf Stein,
Gebrochne Augen, rauchendes Gebein!
Die Brücke lag in Trümmern, und der Eisack,
Von wild verschränkten Totengliedern starrend,
Sprang wie ein rasend Untier übers Schlachtfeld."

Ja, hier war es, hier ließen die Tiroler 1809 ihre furchtbaren Steinlawinen los und vernichteten den Stolz der Feinde; leider waren es deutsche Soldaten, die dem Adler des Korsen folgten; drum heißt noch eine Stelle, wo diese Unglücklichen von Blöcken und Baumtrümmern zermalmt wurden, die Sachsenklemme. Über ihr Gebein klingt jetzt leise die Abendglocke; mögen sie in Frieden ruhen!

Am Wirtstische saß bereits ein Ingenieur, der mir allerlei Steine zeigen wollte; ja wenn diesem Krame der bunte Schimmer allein Wert verliehe! Auch der Wirt fand sich ein. Ich fragte ihn um die Verhältnisse von Land und Leuten, um Fischerei und Jagd. — „Das ist nichts mehr!“ erwiderte er die Hände faltend, „alles nichts, das trägt kaum den Pachtzins. Die klaren Seitenbäche, die Hochwälder könnten Fisch und Wild liefern, wenn es nur nicht gestohlen würde. Es kommt nichts mehr auf, und hätten wir nicht das Holz, ja das Holz! — die prächtigen Museln, die nach Italien gehen, die müssen uns helfen.“ — Unterdessen stellte die alte Murl, so heißt die Kellnerin, das Essen vor mich hin; die Leserin fragt nach dem Speisezettel? Brennsuppe, die der Bauer mit scharfem Zieger würzt, weiche Spargeln und eine Forelle, die sich gewaschen hatte. Blau wie das schönste Veilchen bog sie, mit Petersilie geschmückt, den Schwanz zum Kopfe, — und das delikate, goldgelbe Fleisch! Das ließ ich mir nach dem dürftigen Mittagstische gefallen. Übrigens bin ich kein Gourmand und benutze meine Aufsätze nicht, um darin die Braten und Nudeln einzuwickeln, die man mir in den verschiedenen Wirtshäusern auffsetzt.

Am nächsten Morgen fanden wir die Straße naß und kotig; es hatte die ganze Nacht geregnet. Da begegnete uns eine Schar junger Italienerinnen, oder genauer krautwelscher Mädeln lustig und wohlgemut, manche recht hübsch und sauber beisammen. Ich erkannte eine und die andere; vor etlichen

Wochen hatte ich sie aus dem Schatten einer Tanne gemustert, wie sie müde und hinkend in das Unterland wanderten. Es waren Jäterinnen. Früher sah man nur welsche Maurer, Steinmetzen und Eisenbahnarbeiter, die sich mehr und mehr nach Norden verbreiteten; jetzt folgen ihnen bereits Mädchen und Weiber, die im Frühling und Herbst den deutschen Bauern bei Bestellung der Felder helfen. Und diese sind froh darum. „Wir bezahlen unsere Tagwerker nimmer, sie fressen uns auf!“ klagen die Bauern, und mit Recht. Die Italiener dagegen begnügen sich mit bescheidenem Lohne, bescheidener Kost, treten bescheidener auf und ersparen sich noch etwas dabei, während die Deutschen durch das Gegenteil von alledem bereits eine Arbeitsnot im schlimmsten Sinne heraufbeschworen haben. Man wirft den Italienern vor, sie seien falsch, verschlagen und diebisch, wie wir denn auf dem Bahnhofe von einem schlauen Einbruche zu Trens erzählen hörten; oft lassen aber die Deutschen auch nichts liegen und sind dabei noch brutal, als wären sie im Rechte.

Ich habe vorhin das Wort ‚krautwelsch‘ gebraucht; man bezeichnet damit die Gemeinden Tirols, die gegen das altvenetianische Gebiet liegen; die Bewohner sprechen ladinisch; manche verstehen auch Deutsch.

Von Grasstein bis Freienfeld benutzte ich die Bahn. Unterdes hatte sich der Himmel wieder geklärt; wir schritten langsam zwischen den Roggenfeldern, auf denen ein leiser Ost grüne Wellen schlug und mit den ersten Kornblumen spielte, gegen Welfen-

stein. Die graue Ruine stand im Sonnenglanze; auf der Zinne erhob sich, wie des Helden edler Geist von Goethe, einsam eine Föhre. Ich erstieg den Hügel, dessen eine Seite der Eisack bespült, während die andere die Landstraße einsäumt. Er prangte im vollen Schmucke des Lenzes. Am Felsen klomm goldgelber Lack empor, auf den spärlichen Grasflecken stand die Pechnelke, das Vergißmeinnicht, als hätte die Hand eines geschickten Gärtners die Farben ausgewählt. Spielend schwebte der schöne Apollofalter von Dolde zu Dolde, ein sonst seltener, in manchen Gegenden der Alpen jedoch ziemlich häufiger Falter. Im Waggon zeigte mir später ein Entomolog, — so nennt man die Forscher, die den insektenfressenden Vögeln ins Handwerk pfuschen, — hunderte von Exemplaren in einer Schachtel auf Nadeln gespießt, um sie zu vertauschen und zu verhandeln. — Wie harmlos sind wir Steinklopfer dagegen!

In der Ruine ist wenig zu sehen; ein düsterer Bau mit engen Fenstern, die Wände der Kämmerlein rauh, uneben ohne Kalkbewurf, so daß sie früher wohl mit Teppichen bekleidet waren, die Pfosten ausgebrannt. Man spricht von einer Belagerung; der Burgherr habe sich mit dem Rosse in den Strom gestürzt und sei spurlos verschwunden. Die Sage erzählt von Rittern und ihren Knappen, die hier in der Johannisnacht mit einer goldenen Kugel und neun silbernen Kegeln spielen, so daß es weithin tönt. Noch hat aber niemand gewagt, auf ihre Einladung mitzutun, das glühende Metall anzufassen und so den Schatz zu gewinnen.

Ich betrachtete von einem Felstrumm die Gegend. Sie ist schicksalsreich. Dort oben erinnert der Name jenes schönen, gotischen Kirchleins mit seinem Marmorportale an die Genaunen, die Drusus beugte und dafür von Horaz hofmäßig besungen wurde. Reste der Bronze-Zeit, der Typus manches Bauernkopfes, noch dicker als der dickste christlich-germanische Dickschädel, stammen wohl von jenem Volke, an das sich nordwärts die Brennen anschlossen. Sie wohnten in kleinen Gauen, für die späteren Römer groß genug zu Triumphen, die man auf Erz einschrieb. Welfenstein gehörte wahrscheinlich zu den Burgen, die „auf furchtbare Felsen gebaut, Drusus herabwarf“, — um sie dann später in römische Vesten umzugestalten. Das fordert die Lage als Talsperre am Eingange der Pässe gegen Norden. Auf der kleinen Ebene hinter Welfenstein sind am Rizailbache die Äcker und Obstgärten von Mauls zerstreut. In einem Hause an der Straße ist ein römischer Altar eingemauert, in der Nähe wurde eine Steinplatte mit den Symbolen des Mithrasdienstes gefunden, wie ihn die Legionen aus dem Oriente mitgebracht hatten. Einen Gipsabguß besitzt das Museum zu Innsbruck. Das Mittelalter erhob hier den Wegzoll. Berühmt sind die Schlachten, welche die Tiroler in jenen Schluchten 1809 den Franzosen lieferten. Weiter aufwärts sehen wir die Kapelle, bis zu der 1797 Jouberts Reiter vorrückten; dort schaut der Jaufen herein, über den der Sandwirt mit den Männern von Passeier zog und im ersten Gefechte bei Sterzing, wo die Bauern Heuwagen als Schanzen benutzten,

die Blauen abfing. — Und dann erst die Gneise, an die ich mit dem Hammer picke, wann und wie mögen diese entstanden sein?

Endlich griff ich wieder zum Hammer. Im Steinbruch neben dem Kalkofen gab es Verrucano, Talkschiefer, Dolomit und Foraminiferen, die es mir ermöglichten, hier mitten in den Zentralalpen, die aus Urschiefer und Urgneis aufgebaut sind, die Flötzformationen zu erkennen. Das reinste Vergnügen gewährt dem Manne doch die Wissenschaft, weil das selbstloseste, und ich darf wohl sagen, daß für mich jede neue Entdeckung eine Stunde heiligsten Gottesdienstes war. Ich will mir aber hier Zügel anlegen und aufwärts weiter in die Schlucht oder Felsenrinne. Der Schnee des vorigen Winters hatte überall die Büsche hereingedrückt, so daß ich mir oft genug mit den Händen vorwärts helfen mußte. Endlich erreichte ich eine Bergmahd; ich warf mich in das weiche Gras und wischte den Schweiß von der Stirn. Da wehte mir der Wind aus den Gebüschen am Bache Blumenduft zu; ich bog mich hinab; der ganze Abhang war mit Maiglöckchen bedeckt. Über die Zweige eines jungen Ahornes hingen die Ranken der Alpenrebe voll vierteiliger, violetter Blüten, und nebenan hob sich die zarte Königin der Alpen, die echte Alpenrose. Ja, eine echte Rose mit dunkelpurpurnen Blüten und ohne Dornen; eine Rose, die der gewöhnliche Tourist gar nie sieht, weil sie vor der Blumensaison verblüht ist. Was man Alpenrosen nennt und in Liedern feiert, gehört bekanntlich in die Verwandtschaft der Azaleen und des Heiderichs.

Aber auch hier durfte ich nicht zu lange rasten; ich ging schräg am Gehänge hinunter nach Trens. Zwischen den Bäumen erblickt man das Sterzingermoos, eine sumpfige Ebene, durch die sich vielfach gebogen der Eisack windet; auf den Bulten springen wilde Rosse, und unter jeder Bulte liegt der Volkssage nach eine Jungfrau, die das Heiraten vergaß. Den ledigen Junggesellen geht es aber auch nicht besser, sie sind in die Nebel eines nahen Berges verbannt, und wie Heines Palme und Fichte verzehren sie sich in wechselseitiger Sehnsucht, ohne sich je erreichen zu können. Zu Trens ist jedoch Hilfe, freilich nur für die Lebendigen, denn vom Sterzingermoos gibt es ebensowenig Erlösung als aus Dantes Hölle. Wer heiraten will, wendet sich an die wundertätige Muttergottes zu Trens und die roten, wächsernen Herzen an den Wänden bezeugen, daß sie fromme Gebete erhört. Wie oft sah ich Jünglinge für sich in Scharen und Mädchen ebenso nach Trens ziehen; auf dem Rückwege begegnet man den Pärchen, die sich in der Kirche oder im — Wirtshause gefunden. Dort traf ich auch ein Paar, das Hand in Hand gekommen war. „Gelt, ein Mann ist doch die beste Gottesgabe!“ meinte ich zu dem Mädchen. Er lachte und brachte mir den Wein zu; sie errötete und gab mir, wie wohl manche Leserin, heimlich gewiß recht. Aber auf dem Sterzingermoose ist noch für viele Bulten Platz. Also bekehrt euch, ihr hartherzigen „deutschen Fräulein“, und reicht mir an dieser denkwürdigen Stelle vor der Muttergottes zu Trens freundlich die Hand zum Abschiede.

Im Rosengarten

Geognosie läßt sich nicht leicht am Büchertische studieren; ihr Gegenstand ist der Bau der weiten Erdoberfläche mit ihren Höhen und Tiefen; sie führt uns in das Freie und befreit so den Geist vom Staub grauer Theorie, indem sie ihn unmittelbar größere Gegenstände zu beobachten zwingt. Daher wandere ich nach den Vorträgen des Winters fast in jedem Frühling, jedem Sommer mit meinen Schülern ins Gebirge durch das ganze Land Tirol, das so recht eine Sammlung der prachtvollsten Schaustücke bietet, deren Bedeutung zu entziffern freilich nicht immer gelingt. Aber auch das hat seinen Reiz, und die Betrachtung vorläufiger Grenzen menschlichen Erkennens leiht uns manchmal den Fittich, über diese Grenzen wegzusetzen, verleitet aber auch manchen zu Ikarusflügen der Phantasie, die in ihrer Art mit den Erfindungen der tollsten Romane wetteifern.

Wer mich auf meinen Irrfahrten begleiten will, mag seinen Amthor ruhig zu Hause lassen und sich entschließen, nach den Heften des alten Professors zu wandern.

Wir steigen zu Blumau aus dem Waggon; die Herren Studenten werfen einen sentimentalen Seitenblick auf die berühmte Bierquelle rechts; ich führe sie,

ohne die stillen Wünsche zu verstehen, wie Odysseus seine Gefährten, an der Sireneninsel boshaft vorbei in die enge Schlucht, aus der uns von Stein zu Stein ein Wildbach schäumend entgegenspringt. Wie sich der Eisack den Kuntersweg grub, ist auch sie tief eingerissen in das Porphyrplateau, das sich in weiter Ausdehnung durch das mittlere Etschland erstreckt und wohl den meisten Fremden mit dem Reichtum seines eigentümlichen Lebens unbekannt bleibt. Hier sind die Sommerfrischen vermöglicher Städter, die dem schwülen Talkessel von Bozen entfliehen; hier behauptet der Geselligkeitstrieb sein Recht, der unten im Drange der Geschäfte erlischt; die Büchsen knallen auf den Schießständen, abends strahlen Lampions und die dunkeläugigen Fräulein schwingen sich im Tanze, dem Juli und August zum Trotze. Ob der Mondschein da droben nur Wirkungen auf die Nachtfalter hervorbringt, mögen die Zoologen untersuchen.

Wir genossen natürlich von all diesen Herrlichkeiten nichts. Statt schwärmerischer Guitarren klangen die Hammerschläge auf den bräunlichen Porphyrplatten; ich erklärte die Zusammensetzung des Gesteines und die eigentümliche Absonderung, und die geduldigen Hörer schoben Stück um Stück in den Schnerfer. Oft aber wendete sich der Blick aufwärts, links am Gewänd dämmerte das Gebüsch im Schatten des Morgens, rechts rückten die Felsenkulissen an den Bach, zu dem durch die Hainbuchen das energische Licht des Südens niederrann, um Schillers schönes Beiwort zu verwerten. Die Erde kam aber dem Himmel entgegen; überall war sie mit gelbem Cytisus und rotem Klee geschmückt,

aus den Ritzen des Porphyrs drang der schneeweiße Steinbrech, der Apollofalter mit den roten Tupfen flatterte von Blume zu Blume, als wäre die ganze Pracht eigentlich nur für ihn da. Allmählich wurde das Tal weiter, der Weg stieg empor und führte aus dem Gebiete des Porphyrs zu den massigen Bänken des roten Sandsteines, wo die Häuser des Dorfes Tiers auf einen Vorsprung zerstreut liegen. Links vom Wege erhebt sich das ehemalige Pflegamt, ein hoher Bau, in welchem die Bischöfe von Trient Recht sprechen ließen; jetzt schreiten statt hadernder Klienten lustige Kinder über die Schwelle, die stattlichen Räume dienen jetzt dem Zwecke der Schule. Der schwarzhaarige Lehrer hat sich die blonde Rose von Klausen aus dem Cantiolerhause geholt, wo sie den Germanisten den Wein kredenzte und es gar manchem antat, wie Sigune dem Tschionotulander. Da saßen sie an kühlen Abenden unter dem Banner des Professors J. Zingerle im Walthergarten und stritten für die Heimat des großen Vogelweiders. Man macht jetzt zu den früheren noch andere Gründe geltend; ich kann mich aber der wuchtigen Logik noch immer nicht ergeben, wenn ich auch dem heiligen Cassian in Brixen den schlimmen Nachbar von Herzen gönnen möchte und überzeugt bin, daß manchem Nönnlein auf Seben das flotte Tandaradei besser gefiele als der langweilige Choral. Ein echter Tiroler hätte es im dreizehnten Jahrhundert nicht übers Herz gebracht, dem Papste Trutzliedeln zu singen, wie der Gilm im neunzehnten, und dafür mit jener Heimatsliebe, die uns allen eingeboren ist, so daß wir zuerst Tiroler und dann etwas

anderes sind, den urväterlichen Knödeln einen Stollen gewidmet. Das wäre der richtige Taufschein statt des ewigen Geharfes von den Blümlein auf dem Anger, den minniglichen Frauen und dem kühlen Weine. Der Rose von Klausen wollen wir nicht in die Pfanne schauen, in welcher sie den Kindsbrei umrührt, sondern den Mund wischen und weiter gehen.

Ubi jam sunt pocula
Dulciora melle,
Rixae pax et oscula
Rubentis puellae!

Die Wirtshäuser zu Tiers sahen nicht danach aus, große Erwartungen zu erregen; so machte einer der Herren den Vorschlag, das Glück im nahen Bade Weißland, welches sich links in einer Falte des Bergwaldes barg, zu versuchen; vielleicht dachte ein oder das andere Leckermaul an blaugesottene Forellen; der Fürwitz sollte jedoch bestraft werden.

Je weiter wir vorwärts gingen, desto schöner, ja erhabener gestaltete sich das Rundbild. Am Rande unserer Hochebene standen wir bald einem Amphitheater gegenüber; auf weichen, mürben Mergeln breitete sich eine üppige Pflanzendecke und verhüllte mit Gras und Blumen jede Unebenheit. Grüne Mähder wechselten mit dunklem Wald; das war das Gebiet der unteren Trias, die überall in Tirol den fruchtbarsten Boden liefert. Den Hintergrund schloß eine hohe pralle Felswand, die in steile Zacken und Gräte auslief; graue Dolomite, bei denen die Geologen an Korallenriffe denken. Den Botaniker lockt manche

seltene Pflanze; die Rasen der gelben Aretia, die blutrote Potentill mit silbernen Blättchen, das Edelweiß, das nirgends so schön und reichlich gedeiht, wie hier; der Jäger trifft wohl ein' und die andere Gemse, das zierliche Stein- und Schneehuhn. Jetzt starren diese Wände im grellen Sonnenlichte, abends leuchten sie wie der Karfunkel an Laurins Krone, des Königs der Zwerge und Riesen. Das ist ja sein Rosengarten, von dem noch die Sage und das Lied eines Spielmannes erzählen, den man mit dem Namen Heinrichs von Ofterdingen beehrte. In Steiermark waltete Herzog Biterolf mit zwei Kindern: dem starken Dietleib und der schönen Similde. Diese verschwand eines Tages unter einer Linde, kein Mensch wußte wie und wohin. Da setzte Dietleib den Helm auf und tat eine Fahrt zum weisen Hildebrand in der Burg von Garda, die jetzt bis auf ein schmales Stück Mauer zerfallen ist. Der wußte gleich, um was es sich handle. Beide ritten zum Dietrich von Bern, dem mächtigen Vogt der Goten. Nun wurden noch die Degen Wittich und Wolfhart entboten, und selbfünfte machten sie sich auf den Weg. Laurin hatte den Rosengarten mit einem Seidenfaden umzogen, goldene Tore führten hinein. Die Recken schlugen alles zusammen und zertrampelten die Rosen. Nun kam das zornige Zwerglein geritten, drei Spannen hoch, auf einem Pferde, „klein und schlank wie ein Reh auf wilder Bergeshöh'"; in der Rechten trug es einen Speer, prächtig mit Gold umwunden, und oben schwebte schön ein Fähnlein. Schmuck und Waffen mögen wir nicht schildern; Wittich

meinte, es sei St. Michael. Er aber schrie die Fremden an:

> Gesindel und ihr wilden Affen
> Was habt ihr hier geschaffen!

und rannte den Wittich rücklings in den grünen Klee. Nun kam Dietrich dran; Hildebrand riet ihm, vom Rosse zu steigen und den Ringkampf zu versuchen. Er schlug erst den Zwerg mit dem Schwertknauf taub und törrisch, dann faßten sie sich Brust an Brust, Arm in Arm; die Glieder verschränkten sich, der Berner zerriß dem Küniglein den Zaubergurt und stieß es nieder, daß sein Schrei weit verhallt' über Berg und Wald. Dietrich wollte gegen den kleinen Mann nicht Gnade han, der rief aber zu Dietleib als seinem Schwager um Hilfe. Nun wollten die zwei deutschen Recken einander mit dem Schwerte schlagen, deß' unterstanden aber ihre Mannen; Laurin lud alle in seine Burg, sie ließen sich betören und wurden durch einen Zaubertrank in Schlaf versenkt. Ein Riese fesselte sie bis auf Dietleib, den Laurin erhalten wollte, hing sie an die Stahlstange und warf sie in ein tiefes Loch. Als Dietrich erwachte, zerblies er mit dem Flammen-Atem die Eisenbande und befreite die Gesellen. Dietleib brachte ihnen die Waffen. Nun bot Laurin seine ganze Macht auf, er wurde jedoch bezwungen und Similde befreit. Ihn schleppte Dietrich nach Bern. Das ist nur ein trocknes Skelett des Inhalts, der wohl in die älteste deutsche Zeit zurückreicht; seine Form, die nicht der Anmut und Kraft entbehrt, erhielt es am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts und wurde bald eines der beliebtesten Bücher. Schlicht

und einfach bearbeitete es vor etlichen Jahren Gottlieb Putz, mit Seelentiefe und Gefühl Wilhelm Stricker. Doch wir wollen nicht zu laut reden, sonst tappt irgend ein platter Geselle zu und schlachtet die alten Recken in seiner belletristischen Sudelküche für moderne Leser ein, wie ja auf diese Weise bereits manche köstliche Sage, manches herrliche Tal von Tirol verschandelt wurde. Bemerkt sei noch, daß Laurin auch bei Meran zwei Rosengärten besaß.

So wandelten wir vorwärts und hatten bereits den Zaun, der die Wiesen von der Heide trennt, überschritten. Hier war niedriges Gebüsch von Zundern und Wacholder, zwischen den stachligen Ästen pflückten wir ein Steinblümel, das wohl zu den elegantesten Arten der Pflanzenwelt gehört. Man rechnet es zum Seidelbast, schmale Blättchen, kleine rötliche Blüten zu Dolden vereint, und dazu der süßeste Duft. Jeder hatte einen Strauß, als wir zum Bad, einem ausgedehnten, schmucklosen Bau, gelangten. Die Kellnerin war verwundert ob unserer Ankunft, noch mehr als wir nach den schmackhaften Dingen fragten, die wir zu essen wünschten. Da war aber Schmalhans Küchenmeister, und wir erhielten außer Brot und Speck nichts. So konnten wir uns wenigstens nicht über magere Kost beschweren. Mögen die geistlichen Herren, die nach Fronleichnam hereinziehen, auch nichts besseres finden; das Wasser der Heilquelle, rein und klar wie Kristall, wird ihnen, als geübten Weinbeißern, gewiß heilsam sein.

Wir gingen ober Tiers zu der einsamen Schlucht,

auf deren anderen Seite sich zwischen Obstbäumen das einsame Kirchlein der heiligen Katharina erhebt; ein spätromanischer Bau, dem man einen gotischen Chor angefügt hatte. In architektonischer Beziehung war es kaum beachtenswert, wohl aber verdienen die Temperabilder an der westlichen Langseite die höchste Aufmerksamkeit. Eines stellt den Erzengel Michael vor, wie er die Seelen wägt und so ihr Schicksal für ewig entscheidet, eine Auffassung, die wir dem halbheidnischen Minos von Dante unbedingt vorziehen, ein zweites Christus am Kreuze zwischen Maria und Johannes; als Flügelmann paradiert in ganzer Länge der heilige Christoph, dessen Hilfe man gegen den jähen Tod anrief. Die übrigen elf sind der Legende der heiligen Katharina von Alexandria geweiht, der anmutigen Doppelgängerin jener edlen Hypatia, die der fanatisierte Pöbel mit Austerschalen in Stücke schnitt. Jene war Christin, auf ihr Gebet zerbarst ein Götzenbild, da schickte Maximin fünfzig Philosophen über sie, die sie jedoch widerlegte und bekehrte, so daß sie sich ruhig braten ließen. Die Märtyrer schauen ganz heiter aus den Flammen, als säßen sie bei ihrem ruchlosen Fürsten zu Tisch. Was gäbe unser Leo XIII. um eine heilige Katharina, die ihm die ungläubigen Philosophen und Naturhistoriker niederdisputierte! Ihr verliehe er gewiß den Kardinalshut und jenen rote Strümpfe. Da käme wohl gar eine Geschichte heraus, wie die mit dem weisen Aristoteles, den ein verschmitztes Mägdelein aufzäumte und als Pferd ritt, während sein Zögling, der jugendliche Alexander, hinter einer Tapete lachend

zuschaut. Hans Sachs hat es gereimt, Cranach gezeichnet. — Da wollte sie der Tyrann rädern lassen; ein Engel zerschlug das Rad und tötete die Henker. Nun ließ er sie nackt ausziehen bis auf die Krone und blutig geißeln; nicht wahr, das ist barbarisch? — Vielleicht ist es nicht so gar lange her, daß Österreicher in Italien und Ungarn Mädchen und Weiber peitschten. — Ihr Mut war nicht zu brechen; er ließ sie enthaupten und diese Logik der Tatsachen hat in der Weltgeschichte noch überall Recht und Vernunft widerlegt. Hier folgte jedoch die Versöhnung als Schlußakt: Engel legten die Leiche der Jungfrau in einen Sarg und trugen ihn mit ihren Schwingen zum Sinai, wo sich ihr zu Ehren ein Kloster erhebt.

Wir wollen hier keine Beschreibung des Cyklus geben, diese gehört in ein Fachblatt mit chromolithographischen Tafeln und wir wünschen nur, daß die Aroundel Society tun möge, was man in Österreich bisher unterlassen hat. Die Gemälde tragen die Inschrift 1384. Andere sagen, es sei ein C weggefallen, also 1484. Das ist, wie ich mich durch den sorgfältigsten Augenschein überzeugte, nicht richtig. Überdies fand ich mit Rotstift einen Namen 1403, einen anderen eingekritzelt 1474. Sie sind ein Rätsel der Kunstgeschichte. Italienischer Einfluß läßt sich nicht erkennen, man mag bei der Schönheit der Draperien an die Kölner Schule denken; jedenfalls haben wir hier einen Meister vor uns, der bei der rohen Ausführung von manchem einzelnen einen reifen Sinn für Schönheit und dramatisches Leben, bei tiefer Empfindung oft kindliche Naivetät, ja Derbheit zeigt.

Selbst in der Perspektive und im Verständnisse des Körpers übertrifft er seine Zeitgenossen. Ich möchte die Aufmerksamkeit auf diese Bilder lenken, deren hohe Bedeutung für die Kunstgeschichte von allen Sachverständigen anerkannt ist. Auch an die Muttergottes neben dem Löwentore der Bozener Pfarre sei erinnert; wie mir ein Geistlicher anvertraute, will man sie dem Verfalle überlassen, weil der Christusknabe keine Hosen trägt.

Wir wendeten uns dem Föhrenwalde gegen Völs zu; ein Sprühregen dämpfte die schwüle Hitze und milderte den scharfen Harzgeruch des Nadelholzes; indes war die Anstrengung bei dem Mangel eines Mittagessens groß genug, daß wir uns ober der Eisackschlucht gern in das weiche Moos setzten, um zu rasten. Entschädigte uns doch eine kurze Weile für jede Mühe, jede Entbehrung der Ausblick in die wundervolle Gegend. Hier konnte man die Eigentümlichkeit der Hochebene sich erklären, ihre Fläche war vom wuchtigen Schube des Gletscher-Eises geglättet, die Vertiefungen ausgefüllt mit Schotter; in diesen hatten Regengüsse und Bäche Rinnen gefurcht und die Erdpyramiden von Lengmoos herausgeschnitten: runde Hügel mit parallelen Kritzen auf dem kahlen Porphyr konnte man auf den gleichen Ursprung zurückführen. Sie tragen oft in den abgelegensten Tälern ein romanisches oder frühgotisches Kirchlein zur Erinnerung an den Verkehr, der sich auf diesen Höhen bewegte, ehe noch im fünfzehnten Jahrhundert die Straße unten am Fluß in das Talgehäng eingesprengt war, welche im neunzehnten

die Eisenbahn begleitet und fast ersetzt. Diese Kirchlein sind aber auch Denkmäler der uralten Kultur Tirols, die auf der Hochwarte zwischen Deutschland und Italien den Einfluß beider in Kunst, Sitte und Leben erfuhr und auch damals schwerlich jene Idyllen von Sennern und Jodlern zeigte, die Berliner Gemsenjäger jetzt aufsuchen. Ja, die Kultur war bis zur Entdeckung des Seeweges nach Indien wohl noch mannigfaltiger als jetzt; damals war Tirol die Weltstraße, damals führten die schweren Frachtwagen die Gewürze des Orients, die Erzeugnisse italienischen Kunstfleißes von Venedig nach Augsburg und Nürnberg und hinterließen im Hauptstapelplatz Bozen jenen Niederschlag von Gold, der die Lust am materiellen Dasein, aber auch bei gemeinen Seelen ein widriges Protzentum erzeugte. Freilich gehören jetzt die Tage in die graue Chronik, wo ein solcher Herr auf den Comptoirtisch pochen durfte und ausrief: „Was ist dieses Innsbruck mit seiner Universität gegen uns! Solche armselige Professoren stecke ich mit allem, was sie haben, zehn hinter das Hutband.“ Indes darf einem um die Bozener nicht bang sein; sie sind ein rühriges Völklein mit klarem Verstand und haben mit oder ohne Darwin den scharfen Blick des Kaufmannes von den Vätern geerbt; wie sich bei diesen zum Nützlichen das Schöne fand, ist es auch bei ihnen nicht verdorrt und wird neben Rosen und Jasmin stets neue Blüten treiben. Wofür wären denn alle die holden Frauen und Mädchen, welche ich jüngst zum Entsetzen meines hochwürdigen Freundes Pater Vincenz

Gredler vor der Franziskanerkirche bewunderte? Wenn auch Streiters Mund geschlossen ist und Patrizius Anzoletti in der Zelle nur die Madonna besingt, so schwirrt doch, wie ich genugsam weiß, noch manches weltliche Liedlein zur Geige der Cicaden, zeichnet noch Schöpfer seine genialen Skizzen zu Nutz und Frommen aller verzückten Gemüter.

Endlich mußten wir uns erheben, mancher Fuß ermattete jedoch beim Abwärtssteigen, bald vermißten wir einen Herrn, wir warteten lange unter den Kastanien bei einem Hofe, bis ihn unser Botaniker ganz erschöpft aus dem Walde brachte. Ein Tropfen Wein konnte helfen; ich fragte den Bauer, der mit seinen Söhnen neugierig vor der Tür stand. Er brachte eine Probe. Est, est, est! Das war ein köstlicher, lauterer, unverfälschter Trank, duftiger als die Maiglöcklein droben am Saum der Haselbüsche, leider waren nur wenige Gläser vorhanden und so mußten wir den flüssigen Topas aus Lederbechern und Kaffeeschalen schlürfen. Ja, Miol, du bist nicht das niedrigste unter den zahlreichen Weingütern Tirols und sollst strahlen vor all den Ansitzen und Höfen, wo man an Talfer und Etsch das klare Naß verpanscht und die harmlosen Trinker für teures Geld vergiftet. Vor dem Abmarsch gab die Bäuerin noch jedem der Herren ein Sträußchen von Rotveigelein und Rosmarin, sie waren nun lustig, wie die Frösche, auf die nach langer Trocknis ein Platzregen niederbraust.

Ich war mit dem Buben des Bauers langsam vorausgegangen und wartete ober dem Steg. Mir gegenüber erhob sich auf einem fast unersteiglichen

Porphyrschrofen die düstere Ruine von Stein, wo so oft die tragischen Kämpfe des Tiroler Adels mit den Landesfürsten hin und her wogten. Das war ein hartes stolzes Geschlecht, diese Villanders, Starkenberg, Rottenburg, Wolkenstein, die sich nicht als Höflinge bückten, sondern den Herzogen ins Aug' trotzten und mit Hilfe des Kaisers Sigmund unabhängige Reichsritter zu werden hofften. Wie ging es in den Tagen der liebessüchtigen Margareta Maultasch zu! Der Böhme und der Bayer bestritten sich den Besitz, den schließlich der Habsburger davontrug. Taegen von Villanders verteidigte 1348 das Schloß, man führte seinen Bruder Engelmar gebunden vor die Mauern mit der Drohung, ihn zu enthaupten, wenn er nicht öffne, er jedoch widerstand, und der Kopf fiel unter dem Beile. So keimte damals überall die Drachensaat des Hasses, der Leidenschaft, die wenige Jahrzehnte später ihre verderblichsten Früchte reifte, aber auch alle Verhältnisse des Landes umgestaltete. In den Kämpfen gegen Friedrich mit der leeren Tasche erhob auch ein Dichter Schwert und Stimme, und seine Lieder tönten nicht bloß von Liebe und Wein, sondern auch von grimmigem Zorn, vom Hohne, dessen nur der echte Mann fähig ist. Oswalt ist der kühnste Sänger des Deutschland jener Tage, seine Reime gehören in ein Buch mit eisernen Klammern. Sein wildes Schlachtlied „Greifenstein“ ist das einzige deutsche Gedicht, bei dem man an einen Bertram de Born und die Provenzalen denken darf. Die Minnelieder sind freilich oft so derb und sinnlich, daß sie nicht zur Komtessen-Literatur taugen, aber sie greifen

ins Volk und kommen aus dem Volk. Unsere Bierjünglinge verschmähen ein saftiges gesundes Zötlein gewiß auch nicht. Die Ohrfeige, die er seinem Feinde, dem Bischof Pusch gab, mag mit dem Stahlhandschuh sehr kräftig gewirkt haben. Jetzt küßt unser Tiroler Adel freilich andächtig den Pantoffel des Papstes oder focht mit den Zuaven von Larimorciere bei Castelfidardo für ihn. Oswalts getreues Bildnis mit den Kiefern eines Bullenbeißers zeigt die Handschrift im Museum. Friedrich bot gegen den Adel die Bauern auf, denn auch diese hatten von den Rittern Vergewaltigung zu fürchten. Nicht daß er einen freien Bauernstand geschaffen hätte; die meisten nahmen wohl von allem Anfange ihr Lehen von der Sonne, denn es hatte sie nie der Fuß eines Eroberers gebeugt, wie die welschen Coloni, sondern sie waren als Einwanderer in den Besitz der flüchtigen Romanen getreten.

Seit jenen Tagen hat das Volk von Tirol stets mannhaft und selbsttätig an seiner Geschichte mitgewirkt, daher sein kräftiges Bewußtsein, dem das Land über alles geht. Ob es mit dem Erfolge seiner Taten, die ihm Ruhm genug brachten, stets zufrieden war, ist freilich eine andere Frage.

Kehren wir in das Mittelalter zurück. Die Burg Stein wurde am Beginne des dreizehnten Jahrhunderts gebaut, sie verbrannte 1640. Ihr gegenüber liegt die Ruine des römischen Castells Prösels, in dessen Nähe ein schöner Neptun von Bronze gefunden wurde.

Endlich kam auch munter singend meine Gesellschaft nach; ich wollte all diese schönen Geschichten erzählen,

merkte aber bald, daß den Herren ein saftiges Kalbsschnitzel lieber sei, als meine Romantik, ja sogar als die Kugelporphyre bei Steg, wo uns schon die Dämmerung beschlich, und kann zum trostreichen Schlusse nur noch beifügen, daß sie jenes im trefflichen Posthause zu Azwang erhielten.

Nach Jochgrimm

Der Strom von Fremden, der heuer im Herbst durch die Täler Tirols zog, war so groß, daß die Bewohner des Landes fast in den Hintergrund traten und zufrieden sein mußten, wenn sie nicht aus der Stille ihrer Sommerfrischen vertrieben wurden. Manche Wirte schenkten einheimischen Stammgästen kaum noch einen Blick, so daß es fast als eine Gewerbsstörung gelten konnte, wenn solche einen Anspruch erhoben, den die Bummler aus allen Staaten Europas drei- bis viermal teurer bezahlten. Ich mochte mich nicht in diese Flut werfen und blieb vorläufig ruhig am schönen Achensee, wo es ja auch nicht an herrlichen Alpen und auf diesen an Versteinerungen fehlte, die des Meißels harrten. Erst im Spätjahre wagte ich mich auf der Eisenbahn über den Brenner nach Neumarkt fast an der deutschen Sprachgrenze, um mich statt an dunkeln Tannen und grünen Wiesen an Kastanienbäumen und Rebengeländ zu erfreuen. Ich kam zeitlich genug, um noch einen Ausflug in die Schlucht bei Auer zu versuchen, freilich mußte ich davon abstehen, denn nicht einmal ein Ziegenpfad war zu treffen, nur ein Wasserfall spritzte mir zwischen unsteigbaren Wänden entgegen. Indes konnte ich wenigstens schöne Handstücke eines schwarzen

Pechsteinporphyres schlagen, der wohl den Geognosten mehr zu denken gibt als den Lesern dieses harmlosen Aufsatzes. Die Sonne neigte sich bereits gegen Westen und schwer sanken die Schatten der Berge ins Tal; ich wollte nicht mehr durch die sumpfige Au heimkehren und stieg auf der neuen Straße gegen das Dorf Montan empor. Wie funkelten die Fenster von Schloß Enn, wie leuchtete der rote Sandstein der Felsen im hellen Licht aus dem grünen Buschwerke, den Guirlanden wilder Reben und des Epheus! Und zu beiden Seiten des Weges hingen die Trauben blau und voll in die Lauben, verflochten sich die Brombeeren mit den Hagedornen so innig, daß man kaum unterscheiden konnte, ob die schwarzen und roten Früchte der einen oder der anderen Pflanze angehörten. Die Schlehe zeigte die bereiften Pfläumchen zwischen den sparrigen Ästen, in welche sich die Waldrebe mit den silberweißen Haarflocken schlang, da und dort behauptete ein Kastanien-, ein Nußbaum sein volles Recht, aber auch hier klomm die Rebe mutwillig zu den Ästen empor. Das war der Reichtum, die Fülle des Südens! Ich wanderte gegen Pinzon; man hatte mir einmal von dem gotischen Altar in dem alten Kirchlein erzählt, daß ich es fast für eine Pflicht hielt, dort einzukehren. Es ist in einem kläglichen Zustande, das schöne Maßwerk der Fenster teilweise zersprengt oder mit Mauerwerk verklebt. Das Innere zeigt die ursprünglichen Formen wenn auch unter dem Staub der Vergangenheit, alle meine Erwartungen übertraf jedoch der Altar, ein Juwel mittelalterlicher Schnitzkunst. Die Sage spricht ihn dem berühmten

Michel Pacher zu, Stil und Aufbau zeugen für die Zeit, in der er arbeitete, doch läßt sich nirgends ein Monogramm entdecken und die Urkunden, die von dem Meister reden, sind wohl, wie das leider nicht selten geschah und noch geschieht, an Knaben als Taschen für den Vogelleim verschenkt worden. Doch was liegt daran, mehr als der Name verkündet das Werk und wir wissen ja, daß gerade in den reichsten Zeiten der Kunst die Meister oft nicht zu ermitteln sind, während man sonst wohl Bilder oder Statue nur als Träger von Namen benützt, die mit dem Tag glänzen und mit dem Tag verschwinden. Der Altar ist vollständig erhalten, nur wo die Fassung zu sehr nachdunkelte, hat irgend ein Anstreicher den Pinsel versucht, um einem Heiligen den Rock nach dem neuesten Hosenmuster von „Pfeffer und Salz" zu beklecksen. Dem wäre leicht abzuhelfen, aber gerade die Restaurationen fürchten wir in der Kunst nicht minder als in der Politik. Der alte Zopf räumte mit Werken des Mittelalters, die ihm im Weg standen, rücksichtslos auf; jetzt erwachte eine, wenn auch im Grund nicht uneigennützige Teilnahme für jene Werke, man will die Religion mit gotischen Pfeilern stützen, man konserviert und restauriert die teuren Reste der Vergangenheit — zugrund. Meist sind es Geistliche, die sich mit diesem Geschäft befassen, aus Mangel an Geldmitteln werden Pfuscher angestellt und so könnten wir einen Fall erzählen, wo ein Zimmermaler in alte Fresken hineinpatzte. Da ist es oft ein Glück, wenn Gemeinden und Kirchenkassen das Geld fehlt. Daß übrigens hie und da auch

anerkennenswertes geschah, wie zu Eppan, dürfen wir nicht verschweigen. Viel Verständnis zeigte für solche Aufgaben Michael Stolz, dem auch die Restauration der berühmten Kreuzigung von Wechselberg in Sachsen übertragen wurde.

Am 15. Juni 1890 ist er aber gestorben — der Gottvater mit dem grauen stattlichen Barte, wie man ihn nannte, der Calvarienberg in der Kapelle des Friedhofes wird ihn aber überleben wie seinen Freund Aloys Plattner, den letzten Schüler von Cornelius, das jüngste Gericht nebenan. Das sind bescheidene Künstler, die unsere armen Dorfkirchen schmücken, sie haben aber vor vielen gepriesenen Pinseln der Gegenwart eines voraus: Sie glauben wie die Künstler des Mittelalters an ihre Stoffe und das läßt sich durch keine Technik ersetzen.

Als ich die Kirche verließ, war es Abend. Ich legte mich auf einen Hügel, die Glocken der fernen Dörfer klangen in das Geschwirr der Zikaden, in den Hollunderbüschen schnalzte hier und da noch ein Rotkehlchen, die Nachtigall war mit den Schwalben längst nach Süden ausgewandert. Zunächst vor mir starrten die zackigen Trümmer des Schlosses Feder empor. Seinen lateinischen Namen castellum foederis bringt die Sage mit einer Niederlage, welche die Römer hier von den Cimbern erlitten, in Verbindung auf dieser Stätte wurde Frieden geschlossen, bis dann die Legionen ihrerseits an den Brenner rückten, um endlich das romanisierte Gebiet den Longobarden und Beiwaren zu hinterlassen. Uralte Sagen! aber gerade der Hügel, auf dem das castellum foederis

stand, erzählt uns vom Vordringen eines andern Feindes, der Pflanzen und Tierwelt einer fast tropischen Gegend begrub. Man erkennt hier überall die Rundhöcker und die Schliffe von Gletschern der Eiszeit, die ihre wuchtigen Massen durch die volle Breite des Etschtales hinabschoben, sogar das Mittelgebirge überdeckten und nur die steilen Gräte des Hochgebirges frei ließen. Damals überzog ohne Unterschied der Jahreszeiten die blanke Decke von Schnee und Eis unsere Landschaft, die jetzt der weiche Duft des Südens verklärt. — Dort schimmert der aalreiche See von Kaltern, im Grau der Dämmerung verschwimmen die Dörfer am Gehäng, darüber ragen die klassischen Profile der Mendel, der Himmel ist so blau wie nur irgendwo über den Apenninen. Die Landschaften Südtirols zeigen überhaupt ein italienisches Gepräge, auch die Etsch und der Garda leiten in die Lombardei, an Schönheit wetteifern sie gewiß mit den gepriesenen Tälern Umbriens und Toskanas.

Und ist es nicht die harmonische Zunge des Si, die vom Weg heraufklingt? Welsche Arbeiter, Coloni, ziehen heim; Neumarkt behauptet zwar mit voller Entschiedenheit seinen deutschen Charakter, ich hörte sogar Leute mit dem Ausdruck schneidigsten Nationalhasses gegen die Verwelschung protestieren, bereits hat sich aber der Feind der Posten im Rücken des Ortes bemächtigt, Auer ist stark von Italienern durchflochten, Branzol ganz welsch. Jetzt beginnt man sich deutscherseits gegen neue Verluste zu wehren, man unterstützt Schulen in bestrittenen Gebieten und das Reich sendete so manchen schönen Beitrag. Es

ist aber auch hohe Zeit, daß man sich aufrafft; man hat bereits genug an den sprechenden Denkmälern, wie man in Kanzleien und Konsistorien den deutschen Beruf Österreichs auffaßte. Eine Trennung des deutschen Gebietes von der italienischen Diözese Trient wäre auch in politischer Beziehung wichtig, sie muß erfolgen, wenn man dem „Trentino" einen eigenen Landtag gewährt und es in gewissem Sinne für autonom erklärt.

So drängt sich die Politik auch in die Stille des Abends an der Etsch; wir wollen ihr hier ebensowenig Gehör geben als am Wirtstische der „Goldenen Krone", wo ich bereits die Herren in lebhafter Verhandlung bei den eben eingetroffenen Blättern fand.

Nachdem ich am nächsten Morgen das Getränk, das man in Neumarkt Kaffee heißt, eingenommen, wählte ich den kleinen Umweg über das Dörflein Vill. Das geschah wieder der alten Kunst zu Liebe, um der gotischen Kirche etliche Augenblicke zu widmen. Von außen schwerfällig, verspricht sie wenig, im Innern erschreckt uns der Greuel der Verwüstung, dem die dreischiffige Halle verfiel. Kaiser Joseph hob das Benefizium auf und ließ das Kirchenvermögen nach Neumarkt übertragen. So dient denn der ehrwürdige Bau als Schuppen, wo man Streu und Holz aufstapelt. Zumeist bedauert man das Sakramenthäuschen an der rechten Seite des Chors, das am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wohl von einer der adeligen Familien, deren Wappen wir noch auf Grabsteinen oder an der Mauer sehen, hierher gestiftet wurde. Es ist sehr zierlich aus Sandstein ge-

meißelt und reicht vom Boden der Kirche bis an das Gewölbe. Leider ist es dick mit Kalktünche überschmiert, während es früher im reichsten Farbenschmucke prangte, Krabben und Fialen sind herabgebrochen und zerstört. Ein Bauer sagte mir, das hätten Buben getan, die nach Spatzen und Fledermäusen mit Steinen warfen, so daß man endlich die Türe sperren mußte.

Von Vill stieg ich auf dem Gerölle des Baches zum Eingang in die romantische Schlucht, an deren linker Seite sich das verfallene Schloß Caldif erhebt. Es war noch am Schluß des vorigen Jahrhunderts bewohnt, ein ganzer Flügel stürzte heuer in der Neujahrsnacht ein. Die meisten Burgen sind unrettbar dem Verfall geopfert; nach der Ablösung der Grundlasten tragen die Güter oft nicht so viel, um die Bedachung und Reparaturen zu bestreiten, abgesehen davon, daß das moderne Geschlecht sich lieber in einer Villa, als auf Bergspitzen oder in finsteren Tobeln bequem einrichtet. Eigentlich führte mich auch nicht die Romantik her, sondern die schönen Daktyliporen in dem schneeweißen Dolomit. Ich will jedoch meine Freunde damit ebensowenig behelligen, als mit dem Essen, das ich in den Wirtshäusern verzehrt, und den Kellnerinnen, die es mir aufgestellt. Ich schlug den neuen Weg in das Fleimsertal ein. Das ist eine Kunststraße ersten Ranges; langsam steigend zieht sie sich an furchtbarem Geschröfe hin, aus dem sie mit Pulver und Spitzhaue gesprengt wurde. Sie beut die herrlichsten Aussichten über das Etschtal, an einer Wendung sieht man in die

schauerliche Schlucht des Beltenbaches. Wie man mir erzählte, stießen Bauern, welche in den Kriegen der Republik hier versprengte Franzosen abfingen, diese in den Abgrund. Tag und Nacht habe man das Jammergeschrei und das Wimmern der Unglücklichen in der Tiefe gehört, bis es verstummte. Auf einem Vorsprung, wo man die Anlage der Straße überblicken konnte, äußerte ich gegen meinen Träger Verwunderung, warum man denn nicht über Montan, sondern hier an den harten Porphyrfelsen emporgefahren sei? Diesen viel billigeren Plan habe man nicht ausgeführt, erläuterte er, weil die Bauern von Montan, in der Meinung, man könne über die steilen Wände nicht hinüber, den Beitrag zum Bau verweigerten, so daß endlich die Fleimser, des Haders müde, das störrige Dorf rechts liegen ließen. Da mußten dann die Männer von Montan eine eigene Straße zum Anschluß bauen und konnten auf diesem Umweg die Geschicklichkeit des Ingenieurs bewundern und zu ihrem Schaden mehr zahlen, als früher beantragt war. Die Strecke steigt kaum merklich bis Caldítsch, wo noch ein riesiger Kastanienbaum den Blick fesselt; daß wir bei Fontane fredde eine beträchtliche Höhe erreicht, bestätigt uns mehr der veränderte Charakter der Gegend als die Steile des Weges, den wir zurückgelegt. Mein Träger, ein Taglöhner, unterhielt mich, indem er mir manches über die Bewirtschaftung des Bodens mitteilte. Seidenbau und Obst liefern nebenbei einen hübschen Ertrag, das Hauptgewicht fällt jedoch auf die Rebe. Die Traubenkrankheit ist durch den Schwefel geheilt,

doch richtet die Gosse, die Raupe eines Nachtschmetterlings, oft großen Schaden an, der endlich die Bauern zur Einsicht brachte, man müsse nicht bloß Prozessionen veranstalten und Messen zahlen, sondern die Vögel schonen, so daß mehrere Gemeinden den Fang gänzlich verboten. In Italien erhebt sich der nämliche Schmerzensschrei; ich erinnerte mich an einen Aufsatz, den ich im Frühling zu Brescia über diesen Gegenstand gelesen. Von einem andern Feind oder besser gesagt Freund der reifen Trauben, der unsere Philologen interessieren dürfte, erfuhr ich erst jetzt. Mein Träger schilderte mir den Gleir, der die reifen Beeren verzehre. Der Gleir? Es ist die Schlafratte, der glis der Römer, welcher die Tafeln der reichen Schlemmer zierte. Dick und fett vom Fraß sucht er im Spätherbst Baumhöhlen, man kümmert sich jedoch nicht um sein Greinen, zieht ihn heraus, schlägt ihn ab und trägt ihn in die Küche. Meinem Führer ging bei der Erwähnung des delikaten Bratens der Mund über, wir empfehlen ihn den Archäologen, wenn er auch nicht auf den Speisezetteln der Hotels eingetragen ist.

In einer waldigen Bucht des Cislon, durch die sich der Weg windet, steht ein hölzernes Kreuz mit einer kurzen Inschrift; hier wurde ein Bauer aus Fleims ermordet. Man konnte die Schuld auf niemanden bringen, nur verfiel ein Bursch in tiefe Schwermut, endlich klagte er sich selbst der Tat an; ein Geistlicher, der mit jenem Unglücklichen einen Prozeß führte, habe ihn gedungen und nachdem er es vollbracht, ihm nicht einmal den Lohn ausbezahlt.

Man soll den Burschen als irrsinnig betrachtet und die Sache nicht weiter verfolgt haben.

Bei Fontane Fredde, wo ein Streifen welschen Gebietes sich trennend zwischen die Deutschen keilt, befindet man sich wieder im Norden, aus allen Runsen sprudeln Bäche, düstere Föhren und Tannen kränzen das Gebirg, anstatt der Kastanie lockt die reife Haselnuß und die korallenrote Dolde der Eberesche muß uns die blaue Traube ersetzen. Mühsam erreicht man das Dorf Radein und möchte sich in der Schenke erquicken, der Wein zückt aber säuerlich, das Brot ist altgebacken, der Käse vertrocknete Gallert. Die Wirtin fängt mir ein Huhn und bringt es nach fast einer Stunde nicht so fast gebacken, als in der Butter gesotten. Indes der Hunger ist ein guter Koch; während ich es verzehre, erteile ich ihr ausführlich Unterricht, wie sie einen solchen Vogel bereiten solle, und der Schullehrer, der mir Gesellschaft leistet, hört lachend zu. Ich will zahlen. Wirt und Wirtin halten einen Kriegsrat, ich werde als Herr, der sich mehr mit solchen Dingen befaßt, wohl selbst wissen, was so ein Huhn wert sei; da ich die Zumutung, die Rechnung selber zu machen, ablehnte, stellten sie endlich einen sehr bescheidenen Preis.

Nun ging es zum Jochgrimm empor, dessen weiße Kalkspitze wie beschneit leuchtete. Der freundliche Lehrer begleitete mich; er erzählte mir von den Goldbrünnlein und Erzen, die hier wie überall in den Alpen vorkommen sollen, vom Aberglauben der Bauern und ihrer Furcht vor den Hexen. Trotz der Meteorologen gebieten diese über Donner und Blitz,

man muß sie durch Wetterläuten vertreiben und dabei die drei ersten Glockenklänge sehr langsam folgen lassen, denn das würge sie fürchterlich! Der Lehrer auf Radein ist oft zugleich Meßner, als solcher hat er im Widum Kost und Quartier, für den Unterricht bezieht er jährlich 30 fl., mit Worten dreißig Gulden. Privatstunden tragen auch nicht viel; ein Bauer bezahlte für eine solche durch den ganzen Winter einen Vereinstaler = 1 fl. 50 kr.; das und dreimal mehr erhält man zu Wien für eine Klavierlektion. Der Lehrer in Radein hat es übrigens besser als andere in ähnlicher Stellung, denn der Pfarrer ist sein Bruder.

Als wir das Wirtshaus in der Mulde, die 6400 Fuß über dem Meere sich ausdehnt, erreichten, hatte sich der Himmel schon verdüstert. Ein eisiger Wind pfiff auf der Fläche und jagte die Nebel in wilder Flucht über die Gräte, der Eindruck war finster und traurig. Wie mögen im Hochsommer diese Mähder blühen! Jetzt war der Boden fahl und kahl geschoren, nur der giftige Eisenhut erhob sich steif zwischen den Steinhaufen, die man zusammengetragen, um das Mähen zu erleichtern; eine Zasernelke war als Spätling aus dem Sommer zurückgeblieben und die violette Zeitlose mahnte an den feuchten Stellen, wie schnell die Herrlichkeit des Gebirges vergehe! Diese Bergmähder haben für die Viehzucht einen hohen Wert. Im Juli wird das duftige würzige Heu in den Städeln aufgehäuft, dann gerät es in Gärung, daß es fast zu glimmen anfängt und nun kommen die Bauern, um eine eigentümliche Kur für

Gliederreißen, Rheumatismen und Gicht zu gebrauchen. Sie graben sich nackt in das heiße Heu, der Schweiß rinnt in Strömen, ein Wecker ruft von Zeit zu Zeit ihren Namen, damit sie nicht einschlafen und in der Betäubung vom Schlag getroffen werden. Auch Weiblein nehmen an dieser Kur teil, natürlich gibt's auf der Alm, wie's im Lied heißt, keine Sünd, am allerwenigsten im frommen Tirol. Dieses Heubad soll sehr heilsam sein, wir empfehlen „Gründern" die Errichtung einer solchen Schwitzanstalt auf Aktien, allenfalls auf dem Glacis. Das Heubad macht auch Appetit und so wurden während der Saison 50 Schafe, 30 Kälber und 80 Hühner im Wirtshaus verzehrt. Wie viel Ihren Wein? davon schweigt die Chronik.

Ich war heuer die letzte Schwalbe. Im Winter schließt man das Hotel, sogar die Fenster werden ausgehoben, damit sie die Welschen nicht stehlen, die sich in dieser Beziehung eines ähnlichen Rufes erfreuen, wie manche interessante Nation, die jetzt in Weltgeschichte machen möchte.

Abends setzte sich der Kuhhirt zu mir, ein wackerer Junge von — 81 Jahren. Einst ein berühmter Jäger, hatte er den letzten Bären in diesen Alpen erlegt. Mit flammendem Aug' erzählte er mir, wie er die Posten aufgestellt, und als die anderen davongelaufen, Petz beschlichen und mit vier Kugeln niedergestreckt. Das war ein Wechsel der Stellungen, ein Listen und Jagen, daß an dieser Strategie ein Moltke Freude haben müßte, geschweige ein — doch nomina sunt odiosa!

Nachts weckte mich auf meinem Heusack mehr-

mals das Rasen des Sturmes, der wohl das Dach weggefegt hätte, wär es nicht aus schweren Porphyrplatten zusammengesetzt. Wie Wasserfälle rauschte der Regen nieder; als ich in der Dämmerung erwachte, hörte ich ein eigentümliches Glucksen. Ich fuhr auf und schaute betroffen herum, da sah ich von der Decke schwere Tropfen fallen und an der Mauer kleine Bächlein rinnen. Weil mir das Wasser nicht ins Bett floß, kehrte ich mich um und schlief ruhig weiter. Ich erwachte wieder, es wollte gar nicht tagen, da sah ich auf die Uhr, es war acht! Die Nebel legten sich ans Fenster so dick, daß man sie fast wie Butter aufs Brot hätte streichen mögen und dazwischen goß es lustig im Takt, als hätten die Hexen von Radein Sabbat. Das war traurig, indes mußte ich aushalten. Nach dem Frühstück besah ich mir das Haus und geriet, als ich meinte auf einen Söller hinauszutreten, auf den Chor der Kapelle, wo die Leute den Abendrosenkranz zu beten pflegen. Der wirkt so narkotisch, daß sie schon bei den letzten „Gsatzln" einzunicken pflegen und schließlich die fünf Sinne eben nur so weit beisammen haben, um gähnend ins Nest zu sinken. Dann ging ich wieder in meine Kammer, es war mir wie unfähr einem Bären im Käfig, endlich entdeckte ich auf einem Schragen das Meßbuch, welches der ehrwürdige Konvent der Franziskaner zu Cavalese dankbar der Familie Amplatz verehrt hatte. Ich blätterte darin hin und her, die Andacht wollte nicht kommen, die Neugier war bald gestillt und so ging ich wieder in die Gaststube. Die Bauern hatten dort ein Album an-

gelegt, nämlich auf der weißen Türe ihre Namen und manches saftige Sprüchlein eingekratzt, so auch die bekannte Strophe M. Luthers:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang!“

Da schob sich das lachende Gesicht meines Trägers durch die Türe, Haar und Kleider troffen von Wasser, in beiden Händen trug er den Hut. Er schüttete einen Haufen Zirbelnüsse auf den Tisch und meinte: „Da habt Ihr eine Unterhaltung! Ich bin hinübergesprungen in den Wald, hab' die Zapfen geholt, geröstet und ausgekernt!“ So knackte ich die Nüßlein eins um das andere, bis das tolle Unwetter aufhörte und die Wasseräderchen auf den Mähdern versiegten. Der Himmel behielt zwar vorläufig seinen grauen Pelz, doch schwanden die Nebel und die Windrichtung änderte sich. Der Kuhhirt zog die Brauen in die Höhe, schnobberte nach allen Seiten und sagte endlich tröstend: „Heut tut euch das Wetter nichts mehr!“ Nach Tisch erklomm ich das Jochgrimm. Mit leichter Mühe ist man in einem Stündchen droben. Die Ferne lag überall deutlich vor mir, weil jedoch die Beleuchtung fehlte, lasteten die Berge schwer und dunkel auf den Tälern und selbst die Eisspitzen der Zentralalpen, die sonst so ätherisch emporsteigen, schienen wie aus gelblicher Kreide geschnitten. Der Sturm wehte wieder kalt und scharf, ich mußte mich, um dem Frost auszuweichen und nicht hinuntergeschleudert zu werden, auf der Gegenseite des Grates niederlegen. Den Kopf über die Kante erhoben, begann ich mich zu orientieren:

Hier der Ortler, dort der Großglockner, dazwischen die Gletscher des Stubai und Zillertales; dann die ungeheure Gruppe des Adamello — doch genug!

Auf Jochgrimm thronte eine Königin der Heldensage, jetzt ist es nur noch ein Aussichtspunkt ersten Ranges. Es scheint schon zu einer Zeit, welche die Schwärmerei für die Schönheiten des Hochgebirges noch nicht kannte, Besuch angelockt zu haben, auf einer Steinplatte war das Monogramm Jesus, dann die Jahreszahl 1583 und darunter die Buchstaben H. W. eingegraben. Begeisterte Jünglinge hatten 1848 hier die deutsche Trikolore aufgepflanzt, die dann von welschen Hirten, die wohl schwerlich die Bedeutung dieser Farben ahnten, gestohlen wurde. Doch wozu die Erinnerung an Tage, wo man noch davon träumen durfte, Österreich werde die alte Kaiserherrlichkeit neu aufrichten.

Der heftige Wind säuberte nach und nach den Himmel, immer weiter rückte das Blau vom Westen vor, endlich leuchtete die Gegend im Golde der Abendsonne, zu dem die dunklen Schatten der Schluchten und Tobel einen scharfen Gegensatz der Farbe bildeten. Das Relief des ganzen Gebietes lag festgegliedert vor Augen, man konnte die Gestaltung desselben mit einem Blick fassen und begreifen. Das mittlere Gebiet der Etsch besteht aus einem Plateau von Porphyr, in dem sich das Haupttal breit eintieft und uns die Fülle italienischer Vegetation enthüllt. Die Nebentäler sind meist schluchtartig, sie lassen oft nur dem Bache Raum, auf den Rücken,

die sie scheiden, sind Dörfer und Gehöfte zerstreut. Bei einer Höhe von fast 5000 Fuß ist hier das Klima rauh, daß selbst in den Sommermonaten manchmal Schnee fällt, Hafer und Gerste gedeihen, aber kaum noch der Weizen; auf den Waldblößen sieht man Herden schöner hochbeiniger Rinder, der Tiroler Bauer in seiner alten Art und Sitte beherrscht diese Stufe. Zu dieser flüchten die Bewohner der Etschniederung, wenn die Hitze des August die Malaria erzeugt und erfreuen sich der frischen Luft, die von den Gletschern der Zentralalpen herüberfließt. Auf dem breiten Rücken erheben sich wieder Terrassen weicher Sandsteine, ein trefflicher Untergrund für Almweiden. Von diesen Terrassen schwingen sich dann einzelne Spitzen und Gräte in kühnen Formen empor, das Gestein ist ein zuckeriger Dolomit, der den Geologen bisher viel zu schaffen gab. Manchmal breitet sich auch dieser Dolomit in Flächen aus, wie der Schlern und auf solchen Wiesen hält dann der Botaniker und Entomolog reichste Ernte. Herrlich ist das Spiel der Lichter auf diesen Schrofen abends; selbst ein Rottmann müßte hier den Pinsel, den er in Griechenland übte, niederlegen. Wie funkelten die Zauberrosen mir gegenüber im Garten Laurins, den mit Recht die deutsche Heldensage feiert. In der Nacht schwebt die Geistergestalt Dietrichs von Bern um diese Zinnen, an den Wasserfällen pocht der Hammer der Zwerge des reichen Königs, für den sie Karfunkel und allerlei Edelgestein in goldene Kronen schmieden, aus den Hallen des Berges weht der Seufzer Simildens,

welche die ganze Pracht für ein Zweiglein Edelweiß auf freier Alm hingäbe!

Das Abendrot erlosch, wie Todesgrauen stieg mit den Schatten die Nacht aus der Tiefe, es lag ein dämonischer Zauber auf der Landschaft. Des Rückweges genau kundig, konnte ich ihn ruhig genießen, weh dem aber, der sich zwischen diesen Felsenzacken oder in den Zundern, die ihn wie mit Fangarmen festkrallen, verirrt!

Es glänzten schon die Sterne, als ich die Talsohle erreichte.

Der helle Morgen wollte ersetzen, was ich gestern durch das Unwetter versäumt. In einigen Stunden hatte ich, durch die Zirbelwälder niedersteigend, das Kirchlein von St. Helena erreicht. Es stammt aus der Zeit, wo in Tirol der romanische Baustil dem gotischen eben gewichen war, bis auch dieser wieder der aus Italien vordringenden Renaissance erlag. Die Jesuiten waren vorzüglich die Bannerträger derselben, unter ihrem Einfluß wurde die Perücke, die alle Welt trug, auch den Kirchen aufgehängt. Das Land an der Etsch, wo deutsche und welsche Strömung wechselten, wäre jedenfalls eines der interessantesten Gebiete für die Kunstgeschichte, viele Urkunden sind jedoch verloren gegangen. Freilich würde es nicht genügen, Aktenstaub auszuklopfen, das Meiste müssen die Denkmäler selbst einem kunstsinnigen Auge enthüllen. Schiff und Chor des Kirchleins St. Helena waren einst von oben bis unten bemalt. In der Franzosenzeit übertünchte man einen Teil und nur die Fresken des Gewölbes und des Bogens blieben unversehrt. Weniger

die Ausführung als die Gegenstände, bei denen eine Erinnerung an die alten Mosaiken nachklingt, wecken unser lebhaftes Interesse. Die vier Evangelisten schweben im gestirnten Himmelsraume, ihnen gegenüber als Vision je eine Szene aus dem Leben Christi. Unter einem symbolischen Weltgericht sehen wir das Wappen der Familie Niedertor, ähnlich dem von Prag, eine weiße Türe im roten Feld; wir hoffen, die Tschechen werden Gnade für Recht üben und uns ebensowenig annektieren als Wien, obwohl dieses einmal ottokarisch war. Es wäre wünschenswert, wenn jemand diese Fresken abzeichnen und durch die Veröffentlichung in einem Kunstblatt vor gänzlichem Untergang retten möchte.

Ich stieg in das Eggental hinunter. Alle Reisebücher erzählen davon, es ist bereits die Heerstraße des Touristen geworden und wirklich eine der interessantesten Partien der Alpen, die jeder, der nach Bozen kommt, besuchen sollte. Ohne mich daher auf weiteres einzulassen, erwähne ich nur die ungeheuren Massen Gletscherschuttes hoch oben am Gehänge. Die Bedeutung dieser Schanzen erkannte zuerst der Franziskaner V. Gredler, trotz der braunen Kutte, mit der man nur schwer auf Berge steigt, ein emsiger Naturforscher, dem die Wissenschaft so manche schätzbare Mitteilung aus den Alpen verdankt.

Nach diesem Seitensprung wollen wir auch die Straße durch das Eggental, welche die Gemeinden mit einem Aufwand von 70000 fl. vom Ingenieur Schweighofer bauen ließen, verdientermaßen loben;

um die Auslagen zu decken, wird von jedem Wanderer ein Wegzoll von 2 kr. erhoben. Dieser ergab im abgelaufenen Jahr allerdings 16000 fl., die Gemeinden mußten jedoch zur Ausbesserung der Schäden, welche Wasserstürze verursachten, 30000 fl. bezahlen. Eine weiße Marmortafel sagt, diese Straße sei unter der höchst „beglückenden Statthalterei des Erzherzogs Karl Ludwig“ erbaut worden. Doch wohl nicht auf seine Kosten!

Die Bevölkerung machte übrigens, soweit ich sie beobachten konnte, keinen sehr vorteilhaften Eindruck auf mich; die Leute schienen mir dumpf, befangen, in sich gebunden.

Auch das Eggental ist in der Heldensage erwähnt. Hier wohnte der Riese Egge, den Dietrich von Bern erschlug. Wie sich dies eigentlich zugetragen, habe ich in den „Neuen Marksteinen“ erzählt. Dann bändigte der Held das Getwerg Laurin und befreite die schöne Simildе. So begegnen uns an der unteren Etsch überall die hehren Gestalten der deutschen Vorzeit und diesen geweihten Boden sollen wir den Welschen abtreten?

Nun noch einiges aus Bozen. Wer mich nicht begleiten will, bleibe im Bierkeller unter dem Felsen, wo die Burg Carneid klebt, ruhig sitzen. Übrigens will ich nicht die Reisehandbücher vervollständigen, sondern nur von einem deutschen Künstler reden, der an der Talfer sein fünfzigstes Jahr erreichte, ohne daß man bisher von ihm so viel Aufhebens gemacht hätte, als von einem Fuder Praschglet. „Was kann aber aus Bozen Gutes kommen?“ — Nun ja, mancher bedeutende

Künstler Italiens lebte in einer kleinen Stadt, mancher Holländer, dem berühmte Professoren nicht den Pinsel zu reichen würdig sind, in einem Dorf, ein Dürer und Holbein waren auch nicht bei Akademien angestellt, sondern nur in einer schlichten Zunft eingereiht. Der Mann ist A. Schöpfer. Er diente als Offizier, hat es trotz seines Genies zum Major gebracht, während Senn, der Dichter des herrlichen Liedes vom Tiroler Adler, als dienstuntauglicher Unterleutnant mit 200 fl. jährlich langsam verkam, und wurde wegen einer Wunde pensioniert. Die milde Luft seiner Heimat heilte ihn, er blieb in Bozen; zu dem einsamen Invaliden trat der Genius der Kunst mit seinen seligen Schmerzen und wies ihm die Bahn, die er spielend hier und da schon früher betreten. Er arbeitete für sich, man hörte von einer Reform des Zeichenunterrichts; der Entwurf, den er vorlegte, wurde, wie es sich für kompetente Kreise ziemt, kurz abgefertigt. Sein Stern sollte in München aufgehen; nach langem Zögern schickte er eine Reihe Zeichnungen zur Ausstellung, sie erregten das Staunen der Kunstkenner; der bekannte Kritiker Fr. Pecht, der, wenn er auch keine Rosetten am Kragen trägt, doch kompetent sein dürfte, schrieb für ein großes deutsches Blatt einen Aufsatz voll Anerkennung.

In Bozen suchte ich Schöpfer auf. Freudig erkannte ich in dem kleinen Männlein, das mit der hohen Stirn und dem schwarzen Käppchen fast einem Abbé gleicht, einen alten Schulkameraden, mit dem ich unter Inama die Verba in $\mu\iota$ konjugiert. Seine Zeichnungen befanden sich noch in München, er konnte

sie mir daher nicht zeigen, wohl aber die Basreliefs, die er vor langen Jahren skizzenhaft aus Ton geknetet. Sie waren im Stiegenhause bei seiner Schwester befestigt. Nur mit Mühe konnte er dafür den Ton von einem Hafner erhalten, er mußte es als eine Gefälligkeit betrachten und manchen Spott einstecken, daß er den kostbaren Stoff für Töpfe und Teller, pot de chambres und Ofenkacheln vertalken durfte. Die Beschäftigung mit der Plastik kam den Zeichnungen zu gut, die Basreliefs sind in der Komposition durchaus malerisch gedacht und in den Verkürzungen malerisch behandelt. Aber welche Fülle von Motiven, von Energie des Lebens flutet uns daraus entgegen. Mit seinen Skizzen aus dem Leiden Christi könnte er zehn christlich germanischen Stilisten auf die Strümpfe helfen. Hier der Erlöser, gebeugt unter dem Kreuze, reicht er seiner Mutter zum Abschied die Hand; wie johlt das bigotte Gesindel jener Tage, gleichgültig schleppen ihn die Kriegsknechte weiter, denn sie haben bereits so manchen Sklaven auf das Blut gegeißelt und zum Tode gebracht! Hier Veronika mit dem Tuche; die Söldlinge, die das lebendige Elend nicht rührte, schauen verblüfft auf das Bild desselben. Dort die Grablegung durchaus originell, die Soldaten, die Jesus hüten sollen, hocken und lehnen am Felsen, rückwärts schleicht ein Priester, der sie gedungen, davon, fast triumphierend wie ein Polizeispitzel, dem ein großer Streich gelungen. Geduld! der Tote wird das Grab sprengen trotz Pharisäer und Römer; was den Keim ewigen Lebens in sich trägt, läßt sich durch keine feine List oder

brutale Gewalt für ewig einsargen. Diese Basreliefs bezeichnen aber nur eine Entwicklungsstufe im Gang des Künstlers, seine Zeichnungen möge jedoch eine Galerie ankaufen, damit sie allen zugänglich seien. Wir aber freuen uns, daß die deutsche Kunst einen solchen Vertreter dort fand, wo die deutsche Zunge ihre Grenzen wider das Welschtum verteidigt.

Der Nachtzug brachte mich über den Brenner nach Innsbruck zurück.

Der Fasching eines Geognosten

Früher als gewöhnlich schien heuer der Lenz bei uns einkehren zu wollen; an den Abhängen zeigte sich bereits ein leiser Anflug von Grün, aus dem braunen Gras unter den Büschen guckten einzelne Anemonen, ja sogar Schneeglöckchen wagten sich bereits hervor. Wie schön mußte es da schon an den Ufern des Garda sein! Zudem waren jetzt die Felsen, die kein Pflanzenwuchs verhüllte, leichter zugänglich, Saltner sperrten nicht den Weg durch die Weinberge und man durfte nicht fürchten, wegen dem Zertreten des Grases bedroht zu werden. Da ließen sich leicht Handstücke schlagen und Petrefakten erlösen, die Sammlungen bedurften dieser Dinge für das Studium, ich packte daher Hammer und Meißel zusammen und stieg mit meinem Sohn, der mir bei der schweren Arbeit helfen sollte, in einen Waggon. In der Sill-schlucht sah ich bald, daß es die Sonne noch nicht gewonnen, gegen den Brenner wurde der Schnee immer tiefer, droben war der See eine große weiße Fläche, an der Straße ragten nur die Köpfe einzelner Zaunpfähle empor und bezeichneten so die Mächtigkeit der Hülle. Kein Lüftchen schüttelte die Schneemassen von den Zweigen der dunklen Tannen. So mag es ausgesehen haben, als die Cimbern und Teutonen auf ihren Schilden die berühmte Schlittenfahrt zur

Etsch unternahmen, um die schrecklichen Schlachten für den Besitz des schönen Italiens zu schlagen. Die Nacht war angebrochen, aus den Fenstern der niedrigen Häuser, deren Dach fast der Schnee eindrückte, drang hier und da der rötliche Schimmer des Feuers, was mochten sich die Leute bei der Wärme desselben erzählen? — Sie sind die späten Enkel jener Brennen und Genaunen, die den Römern den Weg verlegen wollten und dann für sie auf der via Claudia den Schnee ausschaufelten, wie es noch nach fast 2000 Jahren geschieht. Wer sollte sie aus ihrer kargen Armut, von ihrer harten Arbeit verdrängen? So brausten die Wogen der Völkerzüge vor ihnen hin und her; keine Sage hat sich erhalten und so ist dieses Geschlecht, das tief in die Geschichte zurückreicht, eigentlich geschichtlos; nur der Tag beschäftigt sie mit seiner Last und Mühe, ist er dahin, ist er auch vergessen.

Allmählich wurde der Himmel sternenklar und die Luft kälter; in Bozen kamen wir spät an und flüchteten fast erstarrt unter die Fittige des schwarzen Adlers.

Der Morgen war hell, doch tauchten im Süden graue Wolken auf; noch blühten die Mandelbäume nirgends, auf den Tümpeln neben der Bahn lag eine Eiskruste, in den Falten der Berge stieg der Schnee bis zur Ebene nieder.

Zu Loppio verließen wir den Omnibus und wandten uns zum felsigen Abhang, der die breite Fläche gegen Süden legt. Ein großer Bach stürzte herab und ließ ein ausgedehntes Gebiet vermuten, wo er seine Wasser sammelte, die Karte zeigte einen vielfach zerrissenen Boden mit zahlreichen Namen; von

der Herrlichkeit der Landschaft da droben hatten wir jedoch keine Ahnung, denn der terrassenförmige Aufbau gestattete keine Übersicht. Hier folgen sich alle Ablagerungen in klarster Ordnung vom Lias bis zum Eocän, wo sich hier und da die mürben Tuffe des Basalt einlagern. Das Gestein war jedoch taub und gab dem Hammer keine Antwort; wir hätten unsere Säcke mit dem Gepäck ruhig nach Torbole vorausschicken können. Damit war die Geognosie leider abgetan. — Die Straße steigt in langsamen Windungen bald an der Lehne der Schlucht, bald neben wilden Schrofen empor, jeder Vorsprung überraschte durch neue Bilder. An sonnigen Plätzen hatte der Frühling bereits seine Erstlinge ausgestreut; dort Heiderich, hier Primeln und Veilchen. Wir steckten uns Sträuße auf die Hüte und schritten rüstig vorwärts. Ein scharfer Ostwind pfiff herüber, er ließ gutes Wetter hoffen. Am ersten Absatz des Hochtales verschnauften wir ein wenig; auf einem flachen Hügel zur Seite stand die neue Kirche von San Felice, einen Turm zu bauen fehlte den armen Leuten das Geld. Die Gegend scheint für eine Weihnachtskrippe geschaffen, so ernst und doch lieblich. Als wir um eine Ecke bogen, schloß ein Grat den Hintergrund, auf einem Felsen, der nur von einer Seite zugänglich schien, ragten die mächtigen Trümmer von Gresta empor; grau wie das Gestein, das sie trug, blickten sie aus dem dunklen Kranze von Föhren, die sich auf dem Schutt angesiedelt hatten. Auch die hintere Seite des Berges Brugiano, dessen Wände prall gegen Marco abfallen, war dicht bewaldet; es sah aus wie

in unserem heimischen Norden. Die Straße umging den Grat, rückwärts lag jedoch Schnee. Wir ließen uns nicht hindern; bald standen wir vor einem Tore, dessen steinerner Bogen eingestürzt war. Das Schloß mag ein stattlicher Bau gewesen sein; aus einem Fenster, das mit rotem Marmor eingerahmt war, nickte eine junge Tanne. Wir kletterten nach allen Richtungen durch das Gemäuer, dann überschauten wir von einem Lug ins Land die Gegend. Gegen Norden, eng zusammengebaut, das welsche Nest Pannone, dahinter ein Felsenriegel, der uns eine Reihe Dörfer verbarg; vor uns im Süden weit und prachtvoll der Monte Baldo. Der Kamm, die Hochfläche und alle Tobel waren tief angeschneit bis zur Klause; Sennhütten, Bäume, Häusergruppen und das Stangenwerk der Pergeln, an denen die Bauern unten die Reben festbinden, waren auf dem weißen Grund schwarz eingetragen, in der gleichmäßigen Beleuchtung sah das aus wie ein ungeheurer Kupferstich. Den Himmel uns gegenüber verhüllte bereits eine dunkle Wolke wie bei einem nahen Gewitter, die fernen Bergspitzen des Venezianischen waren kaum noch in einem leichten Flor erkennbar. Kein Laut, kein Pfiff eines Vogels; in den Zweigen begann es zu säuseln, aus der Tiefe rauschte unheimlich der Bach. Nicht immer war es da heroben so still, einst klang hier die Harfe eines deutschen Minnesängers, des Ritters Waltram von Gresten. Sein erstes Lied beginnt mit dem Winter:

Sit als ungeloubet
stet der Wald, wo nement die Vögelin Dach?

Die Manessische Sammlung zeigt ihn uns in einer Blumenlaube; ihm zur Seite sitzt eine schöne Frau mit einem offenen Buch auf dem Schoß, droben in den Ranken hängt sein Wappen: ein goldener Schild mit blauer Querbinde.

Über den Bau des Schlosses liegt eine Urkunde vor. Am 16. März 1225 erteilte Gerardo Bischof von Trient dazu die Erlaubnis. Im Jahre 1324 kaufte es dann Aldrighetto von Castelbarco. Dieses Geschlecht erwuchs zu stattlicher Macht und Größe, wir dürfen uns jedoch nicht zu weit auf den Ozean der Geschichte wagen. Dante war der Gast der Castelbarcos, am Chorbogen von St. Fermo zu Verona prangt das Bild des stolzen Wilhelm im Purpurrocke. Es ist von der Hand eines Giottisten. Ein Castelbarco gibt den Stoff für eine Novelle Sacchettis. So ist für den Ruhm dieses Geschlechtes besser gesorgt, als wenn es, wie seine gleichzeitigen Vettern nordwärts der Alpen die Schädel von Bären, Wölfen und Wildschweinen oder vielzackige Hirschgeweihe an die Wände der Trinkhallen genagelt hätte. Die Familie verzehrt jetzt in Mailand die Zinsen, welche die Coloni für den Park entrichten. „Der Castelbarco hat zu Mailand den Himmel," sagte einer, „wir aber zu Loppio die Hölle, erst nach dem Tode tut sich für uns ein Mailand im Himmel auf." Wir wollen aus solchem Gerede keinen Schluß auf die Persönlichkeit des Besitzers ziehen, die Härte liegt in den Verhältnissen und diese hat das Schwert germanischer Eroberer geschaffen. Möge sie bald das humane Recht der Vernunft umgestalten, ehe sie der

Dreschflegel und die Sense des ländlichen Kommunismus vernichtet. Die Güter der Castelbarcos erstrecken sich tief in das Val Gresta, an vielen Gebäuden sieht man den weißen Löwen im roten Felde. An die Trümmer ihrer Burgen knüpfen sich aber böse Sagen. Ein Bauer erzählte mir, er habe in der Jugend von einem neunzigjährigen Greise gehört, wie diesem einst ein uraltes Mütterlein sagte, sie sei die letzte gewesen, welche die Brautnacht droben im Schlosse zugebracht, das bald darauf dem Verfalle überlassen wurde. Das wäre das droit de Seigneur der Franzosen, das jus primae noctis der Juristen; deutsch getrauen wir es uns nicht zu sagen. Die Sache wird vielfach bestritten. Möchte ein feiner Historiker den delikaten Stoff behandeln; natürlich französisch, damit ihn auch die deutschen Frauen, diese strengen Hüterinnen der Zucht und treuen Kronwächterinnen des poetischen Hausschatzes genießen können; das wär' nach all den pikanten Dingen, die sie auf den modernen Büchern sehen oder in Romanen lesen, eine fast harmlose Abwechslung.

Unterdes verdunkelte sich der Himmel mehr und mehr, vom Monte Baldo schien ein Gewitter zu drohen. Mein Sohn schnobberte mit der Geiernase, die er vom Vater geerbt, gegen Pannone, denn er hatte gehört, daß dort ein Wirtshaus sei; ich aber brachte ihn wieder auf den richtigen Weg und führte ihn über das Geschröfe hinab gegen den See von Loppio. Bald sprangen die Schneekörner von unseren Hüten und prasselten im dürren Laub der Eichen; der Pfad wurde schlüpfrig und so waren wir froh,

als wir unten anlangten. Dort löste sich das Unwetter in einen gelinden Regen auf. Die Gegend war wild und einsam, die grünen Wellen schlugen gegen die Steinblöcke, welche überall zerstreut lagen, am seichten Ufer rauschte das Schilf. Ich dachte unwillkürlich an Lenau. Wie viele lesen ihn noch! Deswegen bettelt man ihm ein Denkmal zusammen und sieht dafür den werten Namen gedruckt unter den edlen Beiträgern.

In Torbole rückten wir naß und hungrig ziemlich spät ein, um so besser mundete die Labung in Bertolinis freundlichem Gasthause, das allen deutschen Micheln empfohlen sei, die, ohne der welschen Sprache kundig zu sein, eine Zeitlang am blauen Garda bummeln wollen.

Viele haben sich schon im Denkbuch verherrlicht Einem gelangen die Verse an den See:

„Doch sicher hat manch' kühnen Mann
Dein dunkler Schoß gespeist."

Ein böswilliger Kritiker meinte:

„Dieses Album
bringt ein Kalb um!"

Würde vielleicht auch für andere Orte passen. Es ist doch eine sonderbare Eigenschaft der gemütlichen Deutschen, an interessanten Punkten überall Reime anzuschmieren, während sie sich im Grund um Poesie sehr wenig kümmern. Der Regen hinderte uns, auf den Söller zu gehen, im Saal trafen wir bereits eine zahlreiche Gesellschaft heiter und guter Dinge, sie wollten eben aufbrechen, doch hielten mir noch

einige Bekannte stand. Ich erfuhr, daß die Herren sich aus verschiedenen Gegenden versammelt, um hier mit einem Fischzüchter, den die Regierung hergesandt, zu beraten. Auch mehrere Geistliche waren dabei, wir sehen bei solchen Anlässen die Hochwürdigen immer gern und zwar diesmal nicht bloß darum, weil Petrus ein Fischer war, sondern weil sie durch ihren Einfluß viel Gutes wirken können. Hier ist es überdies ihre religiöse Pflicht, denn wer ist mehr berufen, für schmackhafte Fastenspeise zu sorgen als eben sie? Am Garda gilt es in erster Linie, die vorhandenen Schätze zu erhalten, vor allem jene köstliche Spielart des Lachses: den Carpione. Dieser sucht im Frühjahr die Bäche auf und schwingt sich im Sprung über die Wasserfälle; das entdeckte man nun vorigen Jahres auch am Ponale, die Leute hielten einfach Netze unter und fingen so bei 200 Kilo, welche sie dann billig verschleudern mußten, weil sie dieselben nicht versenden konnten. Solchen Raub muß man in Zukunft verhindern, sonst wird jener Edelfisch von der rohen Habsucht bald ganz ausgerottet, die Salblinge, deren Brut man einsetzen will, dürften den Verlust nicht so bald ersetzen.

Später ließen wir uns nach Riva rudern. Vom Monte Brione, dessen Schichten steil am See abbrechen, war unlängst ein Bergsturz erfolgt, dessen Blöcke die Landstraße sperrten. Schuld daran ist niemand anderer als der hochwürdige Herr Falbesoner, der bei einem vorjährigen geologischen Ausflug mit den wuchtigen Schlägen seines zyklopischen Hammers hier einen Haifischzahn aus dem sandigen Mergel

sprengte und dadurch eine nachhaltige Erschütterung bewirkte. Oberhalb dieser Stelle wird ein neues Fort angelegt, die fossilen Funde, die man beim Aufgraben des Grundes machte, erregten Erstaunen und wurden wohl auch in Zeitungen besprochen. Geben wir das richtige. Die Schichten des Monte Brione, wie überhaupt am Garda, streichen von Nord nach Süd und fallen ziemlich geneigt nach Westen. Sie gehören dem Tertiär, die oberen Lagen dem Miokän. Hier fanden sich nun ziemlich viele Muscheln, darunter ein schöner Pekten, auch Seeigel und dergleichen; vorzüglich beschäftigte jedoch die Aufmerksamkeit das große Stück eines monocotylodonen Pflanzenschaftes. Graf Thun, unter dessen Kommando der Bau ausgeführt wird, überließ diese Gegenstände dem Museum zu Innsbruck und hat sich dadurch den Dank der Paläontologen erworben.

Am Sporn des Brione war bereits ein Fort hingebaut, es bot jedoch nur für wenig Geschütz Raum und lag dem Angriff feindlicher Schiffe offen: die Italiener haben schon zwei Kanonenboote und jüngst auch von der Schiffahrtsgesellschaft einen Dampfer für das Kriegsministerium gekauft. Das neue Fort ist nun Geschossen vom See her schwer erreichbar und beherrscht diesen in weitester Ausdehnung. Auch rückwärts in Judikarien wurden die Gehänge der starken Stellung von Lardaro mit Erdwerken gesichert. „Sie behüten uns gut!" meinte ein Herr mit leisem Lächeln. — „Seid ihr denn Italianissimi?" fragte ich dagegen. — Er machte

eine abwehrende Bewegung: „Gewiß nicht! wir bleiben bei Österreich, weil wir nicht italienisch werden wollen, denn da gingen wir zugrunde und würden die letzte und ärmste Provinz. Wie sollte unser Wein, unsere Seide die Konkurrenz aushalten? So geht es uns trotz der hohen Steuern leidlich und wir wünschen nur von Innsbruck unabhängig zu werden.“ — Der Mann dürfte so ziemlich die Stimmung eines großen Teiles des „Trentino“ ausgesprochen haben.

Die Österreicher tun gut, wenn sie den Nachbar trotz der Tripelallianz fest im Aug behalten. Die Italiener haben bereits, wie man erzählt, unter allen Straßen, die gegen Süd führen, Minen gelegt und zwar an Stellen, wo sie für den Fall den Marsch lange Zeit hindern können, so bei Rokka d'Anfo: dort führt der Weg knapp zwischen den Felsen und dem See hin. Die Ausflüge der Alpenjäger, die sich von Zeit zu Zeit aus Verona nach dem Monte Baldo und gegen das nördliche Gebirge richten, sind auch keine Spaziergänge zum Vergnügen. Leider hat man bei den Friedensschlüssen vergessen, unsere Grenzen zu sichern und so wird viel Blut fließen, bis hier das richtige Verhältnis hergestellt ist.

Zu Riva weckte uns in der Nacht das heftige Plätschern des Regens. Als wir morgens durch das Fenster hinausschauten, reichte der Schnee fast bis zur Talsohle, Ölbäume und Zypressen standen mit dem weißen Überwurf gar traurig auf den Höhen. Den Faschingssonntag, den wir in Riva verduselten,

will ich nicht beschreiben; er glich einer unendlichen Melodie Richard Wagners.

Am Montag früh schimmerten einige Sterne durch die zerrissenen Nebel. Wir wagten uns daher auf das Dampfschiff. Zu Malcesine wollte ich landen, um von dort das Ufer bis Garda abzuklopfen, ehe es jedoch heller Tag geworden, umdüsterte sich der Himmel wieder und bald begann es flott zu regnen. So löste ich die Karten bis Peschiera. Über der lombardischen Tiefebene war es freilich blau, aber wie lang? — Doch blieb uns der heutige Tag geschenkt.

Verona kennt jeder. Hier setze ich mich abends gern auf den Rand der Arena und schau dem Spiel der Lichter zu, wenn die Sonne fern im Westen am Turm von Solferino sinkt und warte, bis die Sterne steigen und von den Tagen einer großen Vergangenheit erzählen. So auch heute. Von dieser Höhe konnte ich den Gang der Wolken beobachten; die Luft wehte kalt und feucht und ich wußte nun, daß der nächste Tag den früheren gleichen werde.

Es war Fasching.

Auf dem Korso und gegen die porta nuova sollt' es lustig zugehen, Spaziergänger zogen hin und her, doch war nichts von fröhlicher Bewegung zu spüren, nach langem Wandern sah ich endlich zwei Masken, die zur Verherrlichung des Karnevals durch die Straßen wimmelten und diese zwei Masken waren halbwüchsige Kinder.

„Ja, ist denn den Veronesen das Zeug ausgegangen?“ — fragte ich einen deutschen Bekannten.

— „Sie haben kein Geld mehr,“ erwiderte dieser, „woher sollten sie's nehmen? Früher war eine Garnison von 36000 Österreichern, die 5000 sparsamen Italiener, die sie abgelöst, verzehren wenig mehr als ihren Sold.“ — „Die Italiener sind ernster geworden,“ antwortete mir ein Italiener und drapierte sich mit dem Radmantel. — Nun ja, früher besorgte die brutale Erbweisheit der Regierungen alles; Hitzköpfe, die sich darin mischten, konnten in den Kasematten einer österreichischen Festung nachdenken oder erhielten einen kühlen Überschlag mit dem Haslinger; jetzt sind die Italiener ernster, sie verhandeln nicht nur die eigenen Angelegenheiten durch Parlament und Geschworene, sondern viele denken auch bereits daran, Istrien und das „Trentino“ zu befreien; vorläufig freilich in der Stille.

In der Frühe wollte es nicht Tag werden, unheimlich jagten die dunklen Wolken durch den Himmel gegen die Alpen, auf die schon breite Regenstreifen flossen. Alles trug einen düsteren Charakter. Wir gingen in ein Kaffeehaus an der Piazza Brà, deren alter Name sich durch den neuen Viktor Emmanuele nicht verdrängen läßt. Ein dumpfes Sausen erhob sich, einzelne Windstöße trafen die Fenster. Nachdem wir gefrühstückt, traten wir wieder ins Freie. Der Sturm fegte bereits über die Dächer. Fiaker ließen die Wagen stehen und jagten den Hüten nach, welche wie Kreisel über den Platz liefen. Einzelne Ziegel flogen auf das Pflaster. Wir eilten, während der Sturm orkanartig anschwoll, in die Kirche St. Anastasia. Die weiten Säulenhallen waren leer, die

Räume dunkel wie bei Nacht, die ewigen Lampen ausgelöscht. Da drückte die Gewalt des Windes an die Fenster, einzelne Glastafeln zerbrachen und fielen klingelnd herein. Plötzlich ein lauter Krach, wie von einem Kanonenschusse: die Verschalung eines Tores war zersprengt. Geistliche und Küster liefen durcheinander; jeder befahl, niemand gehorchte, dem lauten Ruf antwortete nur das dumpfe Echo der Gewölbe. Da trat ein Ministrant zu uns und fragte wohlgemut, ob er uns die Merkwürdigkeiten der Kirche zeigen sollte. Ich schob ihn spottend weg; er selbst mußte über die eigene Unverfrorenheit lachen. In diesem Augenblick ein neuer Windstoß, wieder klingelten die Scheiben, auf einmal stürzte ein ganzes hohes gotisches Fenster aus einer Kapelle des Chors prasselnd herein, die Glassplitter zerstreuten sich weithin; ein alter Geistlicher, den es bald getroffen hätte, hielt beide Hände an den Kopf und lief angstvoll schreiend davon. Ich sprang mit meinem Sohn unter eine Marmortribüne. Die Kirchenfahnen, Altartücher und Vorhänge flatterten hin und her und zerfetzten sich an den schneidigen Scherben der Fenster, gegen die sie der Wind trieb, der nun frei durch das Längsschiff brauste. Von den Gesimsen wirbelten Staubwolken auf; meine Andacht hatte ein Ende allein die Tore waren versperrt; ein Priester sagte mir, jetzt könnten sie nicht öffnen. Da hör ich meinen Freund Greuter boshaft flüstern: „Geschah dir schon recht, Alter, weil du doch nie in einer Kirche bleibst, wenn man dich nicht hineinsperrt.“ Ein Geistlicher, mit dem ich mich nun in ein Gespräch einließ,

äußerte, so was hab' er noch nie erlebt, auch nicht in der Geschichte der Kirche gelesen, daß je ein Wind solchen Schaden angerichtet.

Endlich gelang es mir, durch ein Seitenpförtlein zu entrinnen; aber die Flucht durch die Straßen war fast noch gefährlicher. Der Wind riß Mauerstücke, Dachrinnen, Wasserröhren los und entführte sie weithin, bis sie niederfielen. Knapp den Mauern der Häuser entlang liefen wir zur Piazza d'Erbe und betrachteten unter einem Torbogen den Greuel der Verwüstung, der hier angerichtet war; Stände und Buden waren umgeworfen, Krautköpfe, Karviol, Salatstauden und trockene Früchte lagen durcheinander: wie die Eigentümer das wieder ausscheiden und ordnen werden! — Ledige Karren wurden vom Sturm an die Tische getrieben und über alles sprudelte das Wasser der Brunnen, das er zerstreute und als Dusche durch die Luft jagte. Die Hökerweiber und Verkäufer hatten sich wehrlos unter die Häuser geflüchtet und starrten, die Hände gefaltet, stumm auf das Unheil. Nun folgten einzelne Pausen des Windes, die jedoch heftiger Regen ausfüllte, man konnte den Rückzug versuchen und so erreichten wir endlich das Gasthaus.

Nachmittag sollte dem Fasching zu Ehren ein großes Konzert in der Arena aufgeführt werden, abends durfte man hoffen, bei der Korsofahrt einige Masken zu sehen, das war alles durch den Regen vereitelt und wir stiegen daher gern in den Waggon, der uns nach Tirol zurückführen sollte. Mittags goß es in Strömen, der Orkan hatte sich einigermaßen beruhigt.

Auf dem Bahnhof war an der Kasse großes Gedränge, nicht gerade der vielen Passagiere wegen, sondern weil jeder einen Teil des Fahrgeldes in Gold oder Silber entrichten sollte und der Beamte viele Münzen, obwohl sie überall im Verkehr voll gelten, zurückwies. — Auf dem Exerzierplatz vor der Porta nuova stand das Wasser wie ein See, auch die Felder waren überschwemmt, die Telegraphenstangen an der Straße standen bedenklich schief oder waren ganz umgeworfen. In der Veroneserklause mischte sich dem Regen bald der Schnee zu, endlich überzogen sich die Felder mit einem weißen Anflug, der sich mehr und mehr verdichtete, bis er zu Bozen schuhtief wurde.

So war es auch am nächsten Morgen den Eisak aufwärts. Gern hätte ich in der Gegend von Klausen noch einige Melaphyre und Diorite geholt, heut' aber fuhr ich an Kantiolers Wirtshaus, von dessen First das trübsinnige Bild Walthers von der Vogelweide in das Unwetter schaute, vorüber und dachte wehmütig an seinen Spruch:

Der rife tuot den kleinen Vögelin we.

Vor der Station Franzensfeste erreichte eine schmutzige Lawine, die einen langen Streifen am Gebirge blank gekehrt hatte, fast die Schienen, auf dem Bahnhofe erfuhren wir leider, daß wir nicht vorwärts könnten und es sei nicht abzusehen, wann die Straße über den Brenner frei werde. Was tun? Wir stiegen aus und wateten durch die Schneemassen in die Restauration. Eine Kompagnie Soldaten zog mit Schaufeln auf, um den Bahnhof zu säubern. Die

Betriebsdirektion zahlt für den Mann 1 fl. 20 Kr.; davon fallen jedoch 80 Kr. in die Staatskasse für Abnützung der Montur und ihm bleiben somit 40 Kr., das ist einen Tag schwere Arbeit in Frost und Nässe der Mühe wert! Die gutmütigen Burschen waren aber lustig und heiter, gab es doch eine Abwechslung im einförmigen Kasernenleben.

Wir saßen drinnen und bliesen Trübsal. Da hörten wir plötzlich den Ton von Flöten und Klarinetten, alles drängte zur Tür und wir folgten neugierig. Ein Maskenzug spielte dem Fasching den Kehraus und trieb dabei allerlei Ulk gewöhnlicher Art. Zauberer und Hanswürste fehlten nicht, auch der Krach produzierte sich in Gestalt eines langbärtigen Juden mit der Drehorgel, ein Fräulein bot altgebackene Faschingskrapfen und ein Bär tanzte; wahrhaft komisch war eine Ziege mit langem Hals, die mit einem Kotzen gesattelt war und einen Schneider trug, den sie gelegentlich in den Schnee warf. Auch das ging vorüber; der Zug wanderte in das Wirtshaus neben der Brücke und wir konnten wieder zu den tiefbeschneiten Granitschrofen emporschauen.

Um vier Uhr ging endlich ein Zug nach Brixen zurück, es blieb nichts anderes übrig als mitzufahren. Der Bahnhof liegt fast eine halbe Stunde abseits von der Stadt, das Rasseln der weltlichen Lokomotive und ihr greller Pfiff hätte die Theologen in ihren frommen Betrachtungen stören können. Omnibus war keiner da, so tappten wir zu Fuß durch das Gschlatt zum Elefanten. Noch war es hell genug, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu beschauen,

die wohl symbolisch das sanfte Lamm mit der Osterfahne im Wappen trägt. Interessant ist der alte Kreuzgang mit den gekoppelten romanischen Säulen und Fresken, von denen einige in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zurückreichen. Der Friedhof links enthält das Grabmal des unruhigen Oswald von Wolkenstein und vieler Bischöfe, seine leichten Liedeln klingen noch fort, während die Psalter der hochwürdigen Herren längst vergessen sind.

Es war ziemlich dunkel geworden. Aus den Winkeln der engen Gäßchen schlüpften allerlei Frauengestalten und verschwanden hinter der Tür einer Kirche. Ich vermutete, sie versammelten sich zu einem Konzil, um über die Speisezettel für die vierzig Tage bis zur Auferstehung des Fleisches zu beraten und folgte daher nach, weil mich als eifrigen Katholiken diese Dinge sehr nahe berührten. Es wurde aber nur ein Rosenkranz gebetet und so kehrte ich, als ich davon meine Portion abgekriegt, zum Elefanten zurück. Leider war die Kellnerin so gottlos, mir den gebackenen Stockfisch zu verleugnen, ich hätte ihn sonst zu Ehren meiner hochwürdigen Freunde in Brixen verzehrt.

Erst mit dem Morgenzug konnten wir hoffen, in die Heimat zu gelangen. Das Winterbild, das sich vor unseren Augen entrollte, wurde immer wilder; um es Zug für Zug zu zeichnen, müßten wir den Griffel Stifters besitzen. Die Telegraphenstangen steckten bis zur Hälfte im Schnee, von den jungen Faulbeerbäumen an der Landstraße waren nur noch die Kronen frei. Droben auf dem Brenner, in der

Nähe des Bahnhofes, legte sich eine Lawine, die ein Wächterhaus weggewischt hatte, als ein breiter Wall vor. Hunderte von Menschen mußten arbeiten, um einen Pfad zu brechen. Sie hatte einen Strich am Berg gezogen und die Seite desselben geschunden, so daß Wald- und Graswuchs noch lange leiden müssen.

Aus Norden wehte es immer kälter, an den Scheiben des Waggons schossen allmählich Eisrosen an; dieses Mal fand ich den Süden am warmen Ofen im Norden.

Mit einem Geognosten

Die Länge des Monte Baldo von Nago bis Garda beträgt wohl zehn Stunden, die Breite etwa drei. Die Gestalt des Gebirges und der Täler ist bedingt von seinem Aufbaue; die Schichten streichen von Nord nach Süd, sie richten die abgebrochenen Köpfe nach Ost, die platten Flächen nach West. Das wiederholt sich zweimal, weil sie wie Teig übereinandergewalzt sind; in der einen großen Falte liegt der Gardasee, in der andern fließt die Etsch, beide haben die gleiche Richtung; zwischen ihnen dehnt sich der Baldo, er hat ihnen das Bett vorgezeichnet. Vom Monte Stivo nördlich scheidet ihn das wilde Tal von Loppio mit den übereinandergeworfenen Steinblöcken, im Süden dehnt sich vor ihm die fruchtbare Fläche von Caprino bis zu den Hügeln auf der kleinen Hochebene, wo sich über die Nummuliten der Gletscherschutt hinschob. Quer durchschneidet sie die berühmte Moräne von Costermanno mit ihren Ölbäumen und Cypressen. Der Baldo erhebt sich über 6000 Fuß in das Gebiet der Hochalpen, Nord und Süd begegnen sich hier und mischen Pflanzen- und Tierformen, und gerade deswegen bietet er dem Zoologen und Botaniker so viel Neues. Aber auch der Geologe hat hier Gelegenheit zu vieler Beobachtung, sei es nun in bezug auf die

Tektonik oder die Schichtenfolge von Lias bis zum Eocän und Diluvium. Nicht genug! Auch schwarzer Basalt durchbrach zwischen Malcesine und Roveredo den Boden, seine Tuffe bilden den weichen Untergrund von Mulden, welche ihm die Fruchtbarkeit verdanken.

Darum wähle ich den Monte Baldo gern für den Pfingstausflug der Innsbrucker Geognosten und will von dem letzten erzählen, ohne mich des weiteren in wissenschaftliche Einzelheiten zu verlieren.

Am Samstag überlegten die Chemiker sehr eingehend, wodurch sich der Wein in der Schenke zu Brentino von Essig unterscheide. An ein Mittagsessen war ohnedem nicht zu denken, so stiegen wir um elf Uhr in der Hitze steil bergauf gegen die Klamm von Madonna della Corona. Zu einer Bummelfahrt war hier freilich keine Gelegenheit, aber an den kahlen Schrofen konnte man Schritt für Schritt die Aufeinanderfolge der Formationen studieren. Endlich erreichten wir die Treppe, deren dreitausend in den Kalkfelsen gehauene Stufen zum Heiligtum der Wallfahrer emporführen; jährlich tragen bei 20000 Pilger ihre Sünden hinauf und wenn sie losgesprochen sind, frisch und rein, sammeln sie Stoff für ein anderes Jahr. Wir hätten den Weg nach Spiazzi einschlagen sollen, aber wo könnte ein Tiroler, und sei er auch müd' und hungrig, der Versuchung widerstehen, wenn ein Gnadenbild vom Altare winkt? Ob die Herren beteten, mag ihr Schutzengel wissen, ich will indes eine kleine Beschreibung des Ortes, eine kleine Geschichte desselben geben.

In die Wand eines überhängenden Felsens von gelblich-weißem Kalk senkt sich eine große Vertiefung, auf der Corona — dem Gesimse derselben sind wie Schwalbennester einige Bauten angeklebt — zuerst das Haus des Rektors, den hier 1833 ein Steintrumm samt seinem Knecht erschlug, dann eine Kirche in Rokoko, ausgeziert mit bäuerlicher Eleganz. Auf dem Hochaltar versteckt sich hinter einer seidenen, goldgestickten Tafel die Mutter Gottes, die Ludwig Graf von Castelbarco 1432 aus weißem Marmor meißeln und farbig bemalen ließ. Sie steht nur an hohen Festtagen offen da, sonst wird sie auf besonderes Verlangen, das man wohl mit einem Trinkgeld unterstützen muß, enthüllt. Mein wackerer Freund Christian Schneller konnte der Andacht seines Herzens nicht widerstehen; wir mutmaßen fast, trotz seiner gegenteiligen Behauptung, daß er mit den Pilgern aus Cimbrien auf der heiligen Stiege emporgerutscht sei, dafür wollen wir aber auch seine Skizzen und Kulturbilder aus Tirol, ein gar feines, anmutiges Büchlein, wo er alles ausführlich schildert, auf das beste empfohlen haben; da finden wir echte und gründliche Kenntnis von Land und Leuten, spielenden Humor ohne Gehässigkeit und treue Wiedergabe des Geschauten.

Neben Gnadenpfennigen, Amuletten, Glastäfelchen wird auch eine gedruckte Geschichte feilgeboten, eine Sage, wie moderner Unglaube es nennen wird. „Im Jahre 1522 eroberten die Türken Rhodus und als eine die Gotteshäuser schändende Horde derselben auch in eine Kirche eindrang, wo schon seit neunzig Jahren ein gnadenreiches Muttergottesbild hoch verehrt

wurde, verschwand dasselbe plötzlich vor ihren Augen und niemand wußte, wohin es gekommen sei. In der folgenden Nacht erschien auf dem Monte Baldo, und zwar wo heute der Wallfahrtsort liegt, ein ungewöhnlich helles Licht, das wie die Sonne leuchtete und bis Brentonico wahrgenommen wurde. Die rohen Bauern schauten hinab und sahen nicht nur das Licht, sondern hörten auch die herrlichste Musik mit Gesang. Auf den Rat der klugen Alten wurden Seile geholt und die Kühnsten hinabgelassen. Da sahen sie mitten im Glanz des Lichtes das heilige Bild, das am folgenden Tage hinaufgezogen und in eine schnell errichtete Kapelle übertragen wurde. Aber es kehrte schon nachts in die Höhle zurück, ward mit Jammer gesucht, mit Jubel gefunden und noch einmal hinaufgezogen, kam jedoch abermals auf seinen Platz zurück. Nun errichtete man dort, wo es durchaus bleiben wollte, eine kleine Kapelle und wallfahrtete zu derselben mittels der Winde und der Seile von oben herab. Weil jedoch der Menschenandrang wuchs, versuchte man durch die Felsenklamm einen Weg zu öffnen, vermochte jedoch die Schlucht nicht zu überbrücken. Da wuchs in einer Nacht eine mächtige Linde aus dem Gestein, deren Äste es nun leicht machten, Balken zu legen, und an der Wand einen Steig zur Kirche hinaufzubahnen. Als die Opfer reichlich flossen, stellte man einen bequemen Pfad und wo es steil aufwärts ging, steinerne Treppen her, die Brücke wurde aus Quadern gewölbt. So wurde die Linde überflüssig und vom Volke nach und nach in kleine Splitter zerschnitten, denen man

wunderbare medizinische Wirkungen zuschrieb, bis nichts mehr davon übrig war als ein Span, den man noch in der Wallfahrtskirche zeigt."

Zu dieser Legende sei nun bemerkt, daß sich der Zug von der Rückkehr des Bildes an den erkorenen Ort wohl auch in anderen Gegenden findet, so im Kloster Georgenberg bei Schwaz. In Melk sah ich einen altdeutschen Christus am Kreuz, der bis zum Schamtuch hinauf fast ganz zerschnitten ist. Man erklärte mir, daß man das Wasser, in welchem Holzstückchen gesotten wurden, als gutes Mittel gegen das Zahnweh verwende.

Übrigens hat die italienische Madonna sehr viele Wunder getan; alle Wände sind mit Täfelchen bedeckt. Die Deutschen und die Welschen zu versöhnen, ist ihr freilich so wenig gelungen als den — österreichischen Ministern, die sich doch auf das Handwerk verstehen.

Die jungen Herren hatten unterdes glücklich erschnüffelt, daß beim Geistlichen Wein zu haben sei; ich riet zwar, sie sollten mit mir nach Capriano gehen, aber vergebens. Meine Ahnung traf richtig ein; es kam ein muffiges Tränklein, von dem große Sünder einen Schoppen zur Buße trinken müssen, ehe man sie absolviert. Zudem nahm der Hochwürdige klugerweise nichts an und man legte daher doppelt so viel auf den Tisch, als der edle Rebensaft wert war. So geht es immer, wenn Studenten durstig oder verliebt sind, warnt ein treuer Eckart vergeblich.

Wir hatten genug und kehrten über die Brücke auf den Weg zurück. Nach einer Reihe Stufen

breiteten sich in einer Senkung grüne Wiesen aus, statt der Pfähle mit meterbreiten Platten roten Marmors eingefaßt; so groß ist hier die Menge edlen Materiales, daß man es nur von den Felsen abzuheben braucht. Ober einer Quelle kreuzten wir die Straße von Ferrara di Monte Baldo, einem Bergdorfe, wo sich der höchste Grat der Kette erhebt. Über dem Wasser wölbt sich eine steinerne Vorhalle mit der stolzen Inschrift: „Fonte dell' independenza". Was der Name bedeuten soll, wußte ich nicht zu erklären, wohl aber erinnerte ich mich daran, daß die Italiener hier in jedem Kriege von Schützen und Jägern zurückgeworfen wurden; ich erinnerte mich an den edlen Hauptmann Streicher, der 1848 hier als Opfer des Verrates fiel. Österreichische Feldjäger, die zu den Italienern übergelaufen waren, hatten sich hier aufgestellt; er hielt sie für seine Leute und ging ruhig auf sie zu, bis ihn eine Salve fast auf Armeslänge niederstreckte. Das Museum zu Innsbruck bewahrt von ihm ein Heft Gedichte, unter diesen manches ansprechende. Der Denkstein, der ihm am Orte, wo er gefallen, errichtet wurde, ist auch nicht mehr vorhanden. Wir traten an den Rand des Plateaus zu den Wirtshäusern, die ich von einem früheren Ausflug kannte. Etliche Herren verlangten nach einem stärkenden Süpplein, weil ich jedoch keine Nachtigall bin und mich folglich weder von Fliegen noch Maden nähre, so wollte ich mich lieber an der Rundschau laben. Breit und bequem führen die Biegungen der Straße, die Kaiser Franz herstellen ließ, nach Pazzone mit seinen Ammoniten, und Caprino, dem der Reich-

tum des Bodens einen fast städtischen Charakter verleiht. Den Namen des Fürsten hatte man versucht, aus den Denkstein wegzumeißeln; nun, sie werden in Italien noch lange zu tun haben, bis sie die österreichischen Erinnerungen los sind; die guten und die schlechten.

Die Italiener sorgen übrigens, daß sie nicht wieder Gegenwart werden. Am linken Ufer der Etsch droht eine neuerrichtete halbrunde Batterie, den Aufgang durch die Enge von Incanale, in welche die Österreicher, als Wurmser zum Entsatz anrückte, am 15. Jänner 1797 zurückgeschleudert wurden, sperrt ein sturmfreies Fort,auf der Mitte des Grates, an der rechten Seite der Etsch, erhebt sich eine kleine Festung und die Werke des Monte Pipallo, die noch Radetzky erbauen ließ, wurden gegen Tirol verstärkt. Es kommt daher schwerlich zu einer zweiten Auflage der Schlacht von Rivoli, doch ist die Stellung vom Garda gefährdet, wenn ihn nicht die Kanonenboote decken. Am ehesten wäre sie durch Werke auf der weithinschauenden Rocca zu sichern, diese trug schon einst die Burg unserer großen deutschen Kaiser: der Hohenstaufen. Von Spiazzi überfliegt das Auge all das Land bis zum Apennin, die reiche Tiefebene des Po mit so vielen Städten und Dörfern. Hier rollt die Weltgeschichte Blatt um Blatt auf und es ist, als wehte ihr Schlachtensturm durch die stille, heiße Luft des Mittags. Uns zu Füßen Rivoli, dort im blauen Dämmer Mantua, rechts S. Martino, wo Benedek vergeblich gegen das bekannte Schicksal Österreichs rang; Custozza, das den geschlagenen

Italienern die Einheit dennoch nicht entriß; fern die Trebbia mit dem Siege Hannibals; dort drunten Peschiera und der Mincio, dessen Schlamm die Bronzeschwerter und Kelte der Etrusker begräbt. Und war es des Blutes wert, um was sich die Völker mordeten?

Fragt den Schatten Garibaldis, der als Italiens Schutzgeist stets dessen Einheit schirmen möge!

Der Kriegslärm ist vorübergebraust wie ein Gewitter, die Namen so vieler, die von Ruhm träumten, sind vergessen für immer, aber die Trompete Vergils der in jenen Sümpfen geboren wurde, tönt noch immer hell und feurig, noch immer tönt die zärtliche Lyra Catulls aus den Lorbeern und Oliven Sermiones.

Nachdem wir ausgerastet, ging es im scharfen Trabe durch die Diagonalen, die Biegungen nach Caprino, ein Herr wies uns in das Gasthaus der Colomba, das durch seinen roten Landwein der Empfehlung Ehre machte. Es tat auch not; wir hatten den ganzen Tag nichts Rechtes genossen und es war viel Arbeit, was wir vollbracht. Ich mußte jedoch die „Knaben" unerbittlich von der „Quelle" treiben, wollten wir noch nach Garda, das infolge der optischen Täuschung des Südens zwar ganz nahe schien, aber noch um mehr als eine Meile gegen Westen lag. Die Straße streift im Bogen einige Dörfer, ich führte die Herren nach der Sehne auf einem Feldweg zwischen Maulbeerbäumen und Reben zur breiten Moräne von Costermanno, die zu mancherlei Beobachtungen Anlaß gab; dahinter tauchten endlich die ersehnten Hügel von Garda auf und ehe sich die Berge vom Violett

des Abends gefärbt, rückten wir durch das graue Tor der Wirtin alle tre corone auf den Leib, die sogleich für die verlorenen Söhne zwei große Hechte schlachten ließ.

Am nächsten Morgen hatte eigentlich niemand mit dem Aufstehen Eile und so mußte der geistliche Herr, der uns begleitete, seine Messe für sich allein lesen. Endlich gelang es aber doch, die Truppe zu versammeln und wir klommen im Schweiße unseres Angesichts zum Kloster der Eremiten empor und dann rechts auf die Rocca di Garda. Ich habe diese Gegenden oft genug geschildert; wo gibt es in Italien einen Fußbreit Erde, auf dem nicht ein Stück deutscher Geschichte spielt? — Nur die Natur blieb unberührt von ihrem Tritt, die Blumen des Frühlings blühten wie in der Urzeit, ehe noch ein Mensch sich hier angesiedelt. Besonders geltend machten sich die Orchideen, darunter auch die schöne, sehr seltene Riemenzunge, die zum ewigen Herzeleid unseres Botanikers ein Steinklopfer entdeckte.

Leider hatte der alte Hildebrand vergessen, da droben einen Bierkeller zu stiften; auf dem Rückweg tat sich jedoch ein solcher neben der Straße auf und so blieben etliche Lotophagen bis zum Mittagsessen beim Krügel picken. Das Getränk machte allerdings dem Braumeister Ehre; er hatte in Bayern und Wien die Lehrjahre durchgemacht und dabei gut Deutsch gelernt.

Garda selbst kenne ich seit einer Reihe von Jahren, Land und Leute sind mir lieb geworden und aus hundertjährigem Schmutz ist auch ein Fortschritt zum

Bessern bemerkbar. Der Sindaco ließ sogar eine Brunnenleitung herstellen, um die ihn Verona, das keine trinkbare Quelle hat, beneiden könnte, und er tut gewiß noch anderes, diesen schönsten Punkt des Sees den Fremden zugänglich zu machen, so daß der Spottvers ins Gegenteil verkehrt wird:

Garda!
O Dio mene guarda.

Um fünf Uhr fuhr der Dampfer von Bardolino herauf; kein Lüftchen regte sich, das heiße Licht flirrte auf den kurzen Wellen und den silbernen Schüppchen der Weißfischlein, die am Kies zum Dörren ausgebreitet lagen. Eine schlechte, magere Kost! Wir waren froh, als wir auf das Verdeck steigen konnten, die Bewegung brachte einen leisen Zug hervor und die geringe Anzahl Reisender hinderte uns nicht, auf- und abzugehen. Ich hatte das Gestade kreuz und quer, hin und her durchforscht, so daß ich vom Bord alles wissenschaftlich Interessante zeigen konnte, namentlich die Spuren der Eiszeit, wo die jetzt so beweglichen blauen Fluten als starrer Gletscher gebannt standen.

So erreichten wir Malcesine zeitlich genug, um noch einen kleinen Ausflug zu wagen. Das im Mittelalter wichtige Städtchen baut sich terrassenförmig an den Vorstufen des Baldo hinauf; reich gesegnet mit Wein und Öl, hat es, seitdem die Bahn zwischen Mailand und Verona eröffnet ward, an Handel und Verkehr vielfach eingebüßt und dürfte schwerlich ein anderes Bild zeigen, als in den Tagen Goethes, der hier einkehrte.

Vorläufig möchten wir daher Malcesine nicht zum Aufenthalt empfehlen.

Das vom Land; die Leute haben wenig von sich reden gemacht. Die Burg soll Karl der Große zum Schutz der Malstätte erbaut haben; man begegnet jedoch deutschen Gestalten viel seltener als zu Garda, wo freilich lange Jahre die Ritter und Knappen deutscher Kaiser lagen. Bis jetzt hörte ich über die Männer von Malcesine wenig Gutes, sie seien streitsüchtig und täten ihre Händel wie die christlich-germanischen Altbayern gern mit dem Messer austragen. Aus Malcesine ist kein Held, kein Dichter, kein Künstler hervorgegangen, es bleibt also vor einem Denkmale bewahrt und das ist auch etwas, wenn nicht moderne Goethe-Narren in der Nische des Schlosses eine Marmorplatte einmauern lassen.

Später gehörte Malcesine dem Markuslöwen, der die Tatzen fest und kräftig darauf legte und die alte Burg durch Vorwerke und Geschützbetten verstärkte. Romanin nennt den Ort in seinem Werke auch nicht einmal; es ist hier nichts geschehen und die Einwohner haben nichts getan, was Erwähnung verdiente. Aber ist denn das eigentlich die Geschichte oder nur das Lattenwerk derselben? — Schlug nicht auch hier der volle innere Puls des Lebens, spiegelte nicht auch hier sein Gang in Tränen wider oder klang aus dem Jubel der Begeisterung? — Auch hier gab es menschliche Seelen als Stoff, ihnen die eherne Form aufzudrücken, und der Odem der Zeit wehte durch jede Brust. So möchte man die Geschichte solcher Orte schreiben, die keine Geschichte haben; vielleicht ist aber diese Geschichte

wichtiger als die Geschichte, welche Klios Posaune in die Welt hinausbläst. Diese Gedanken beschäftigten mich, als ich im milden Abendlichte durch die Olivenhaine schritt; ich erinnerte mich des unvergänglichen Adalbert Stifter, der über Naturereignisse weise und tiefsinnige Worte in ähnlichem Sinne ausgesprochen; ich gedachte seiner „Zwei Schwestern“.

Die Herren mieteten einen Maulesel, damit er ihnen Handstücke, Versteinerungen, Pflanzen über das Joch trage, und weil der Wirt gesagt hatte, es sei nirgends Wasser zu treffen, so wurde ihm in einem Strohgebinde auch noch eine umfangreiche Weinflasche angeschnallt. Nachdem er gefrühstückt, ging es vorwärts nach Madonna di Navene; kaum war er jedoch bei den frischen Lupinen angelangt, so gelüstete ihm nach einem Dessert; er tat einen Satz in das Feld und vergaß vollständig seine Pflichten. Ob die Sorge für die Naturgegenstände oder die Flasche größer war, weiß ich nicht, alles eilte, ihn einzufangen und es gelang auch zum Spaß von zwei Gendarmen, die sich um diesen frechen Deserteur nicht kümmerten. Nach Madonna di Navene ist es eine Stunde, in der herrlichsten Gegend, wo der schwellende Pflanzenwuchs den grauen Abhang des Baldo versteckt. Steinbrüche des Malm liefern hier die roten Marmorplatten für die Kunstbauten Oberitaliens, gut erhaltene Ammoniten werden an Händler verkauft, im flachen Kies des Sees tiefsten Fischer Gruben aus, um Reusen hineinzulegen, so daß unser Bild angemessener Staffage nicht entbehrte. Bei dem Kirchlein am Wasser vereinigen sich zwei Pfade, in der Tat stiegen

die Tiroler Schützen in jedem Kriege hier herab; einmal nahmen sie Lebensmittel und Zugtiere und bedrohten Malcesine selbst. Da faßte sie ein Dampfer und beschoß sie aus Wallbüchsen in einer Ferne, wo die Stutzen nicht hintrugen. Ein Wilderer aus Vomp schlich jedoch durch das Gebüsch vor, gab doppelte Ladung und blies den Steuermann weg, so daß sich die Schar ungefährdet zurückziehen konnte. Zedlitz widmet dem Vorfall in seinem Soldatenbüchlein ein Gedicht.

Unmittelbar hinter dem Weiler bricht die Straße am Gewänd ab; wer nach Torbole will, muß auf einem sehr rauhen Pfade hoch am Berg hinklettern: es ist unbegreiflich, daß der Weg, für den keine Grundeinlösung zu bezahlen wäre, nicht schon gebaut ist, um so den stockenden Verkehr wesentlich zu fördern, während der Pfad auf das Joch im gemäßigten Zickzack selbst für Saumtiere gangbar ist. Es walten da wohl militärische Rücksichten, man kann von hier die Stellungen der Österreicher bei und ober Avio umgehen.

Wir klommen langsam im Geröll vorwärts; als ich zur Schneide emporschaute, glaubte ich, diese in höchstens zwei Stunden zu erreichen; die Klarheit der Luft ließ mich wieder vergessen, daß wir bei 6000 Fuß zu überwinden hatten. Noch deckte uns der Schatten des Berges und das dichte Astwerk der Hainbuchen, aber erst nach zwei Stunden erreichten wir trotz dem Wirt eine kühle Quelle, die aus dem weißen Dolomit brach. War es da schön, daß man wohl an Fallmerayers Buschwald von Colchis denken

mochte! Der Duft der Blumen-Esche erfüllte die weiche Luft, noch feiner war stellenweise das Arom des weißen Jasmin; aus dem hellgrünen Laub hingen die Trauben des Goldregens und zahllose Nachtigallen wetteiferten miteinander im Gesang. Wir labten uns; der Wein war freilich so, das wir ihn dem Wirt als Schlaftrunk in den Hals gewünscht hätten, um so frischer schmeckte das Wasser.

Über der Quelle begann sich der Charakter der Pflanzenwelt allmählich zu ändern: er wurde nordischer. Unsere Buche verdrängte nach und nach die anderen Bäume, an die Stelle der blassen wilden Rose setzte sich die dunkelrote ohne Dorn und im Gebüsch drängten sich aufdringlich übelriechende Päonien vor. Die Nachtigallen verstummten im Orchester, dafür hörte man das zarte Rotkehlchen, den eintönigen Kuckuck. Aber auch die Aussicht erweiterte sich; über die Berge, die westlich aus dem See emporstiegen, schauten stolz und mächtig die Stirnen der Presanella und des Adamello; ihnen schloß sich eine ausgedehnte Gletscherwelt an, wie sie unsere Zentralalpen beherrscht.

Auf der Schneide sah man in die Täler des östlichen Abhanges und darüber hin auf die Hochebene von Folgaria, wo sich die deutsche Sprache der italienischen zu erwehren beginnt. Man mag dieses Gebiet vom Altissimo wohl noch in weiterem Umfang überschauen, der Himmel war jedoch dunstig, und die Zeit vorgerückt, so daß wir den Berg nicht mehr bestiegen.

Ich hoffte, in den Runsen Alpenkräuter zu finden; neben einem Schneefleck blühten noch etliche Eisglöckchen

und Gentianen; die Alpenrose schien zumeist durch die sparrigen, stacheligen Stauden eines gelbblühenden Cytisus vertreten, ein unliebes Gewächs, welches auch das Vieh nicht berühren mochte. Nur an einem schattigen Abhang sah man etliche Büsche von Rhododendron; die Senner pflegten sie als Brennstoff zu benützen und auszurotten. Am meisten vermißte man auf dieser Höhe das Nadelholz; jedoch bewiesen einige stattliche Gruppen von Buchen, daß hier eine Aufforstung allerdings möglich wäre, wenn anders die Leute wollten. Vielleicht wirkt der Zwang eines Gesetzes, das nicht gutmütiges k. k. Papier bleiben dürfte, noch besser. Gar sehr wünschte ich die scharfe Rute eines solchen droben auf dem Kamm an der italienischen Grenze; hier ragten überall die Pfähle eines unvermeidlichen Roccolo zum Verderben von viel hundert nützlichen und anmutigen Singvögeln, die im Herbst zum ungastlichen Süden wandern. Man sollte den Fang der Kleinvögel ein- für allemal verbieten und in ganz Österreich, wo man doch ihren Wert zu schätzen weiß, die Roccoli niederhauen — unter dem Geheul sämtlicher Signori, die zu Polenta Kalbfleisch fressen können, und dem Gelächter der Bauern, deren beste Freunde so geschützt würden.

Wir eilten der Alpe Tolghe zu, welche unter der Kuppe des Altissimo an zwei frischen Quellen lag, die jedoch aus Wasserscheu von den Welschen wenig benützt werden, denn die vier Senner, welche zum Vorschein kamen, leisteten an Schmutz sogar mehr als ihre nordischen Brüder und das will schon was sagen. Die Hütte war mit Rohr gedeckt, sie

glich einem Hottentottenkral und Professor Dallatorre, der sich auf diesen Matten mit zoologischen Studien befaßt hatte, warnte uns vor der Höhle, wo die Betten standen. Am glücklichsten fühlten sich die dicken schwarzen Schweine, die suhlten grunzend im weichen, kühlen Kot, fächerten mit den Ohren und blinzelten sich verständnisinnig an; denn fünf Monate sollte die Herrlichkeit da droben dauern, bis sie als Märtyrer ihres Berufes für die Salami abgeholt würden. Wir fühlten Hunger und aßen in der rahmigen Milch die Scheiben der Polenta, die uns ein Senner mit dem Faden vorschnitt, auf seine Hände durften wir allerdings nicht schauen.

Nach meiner Gewohnheit fragte ich die Leute aus über dies, über das; von dem lustigen Leben der Unterländer wußten sie freilich nichts und wenn nicht König Ortnit hie und da ein Schnadahüpfel sang oder Hildebrand einen gotischen Jodler losließ, so widerhallten diese Wände wohl schwerlich je von einer frohen Menschenstimme.

Wie sie die lange Zeit zubrächten?

Sie zuckten mit den Achseln: „Wir hüten das Vieh und arbeiten.“

„Nehmet ihr nie die Büchse zur Hand, jagt ihr nie?“

„Ja was denn? Die kleinen Vögel sind den Schuß nicht wert und einen Hasen hat noch keiner von uns gesehen.“

„Aber Gemsen?“

Sie kannten das Wort kaum; einer zeigte in die Richtung des Adamello.

„Keine Weiber, keine Mädchen, kein Bier und kein Wein und nachts regnet es euch durch das Rohrdach auf die Nase? Da kehrt ihr euch um, wenn ihr auf einer Seite naß seid?“

„Das Rohr läßt kein Wasser durch.“

An den Weibern schien ihnen weniger zu liegen als am Wein, wenigstens verzerrten sich ihre Gesichter, als wir ihnen den Rest des Tränkleins von Malcesine übergaben, zum freundlichsten Grinsen, dessen sie vielleicht fähig waren.

Ob wohl um diese Bergzinnen mit den Abendwolken der Hauch der Sage weht? — Ich glaube kaum, die Leute sind zu stumpf, zu dumpf; arme, gedrückte Coloni, keine freien deutschen Bauern. Wer die Bande der Hörigkeit lösen wollte! Die Agrarfrage ist die Zukunft Italiens und ihre Gracchen werden kommen, vielleicht eher als man es ahnt.

Das Haupt-Erzeugnis dieser Malgen, was man mit Alm übersetzen mag, ist die buina, eine Art Schotten, die in Säcken gepreßt wird. Man bringt sie eingehüllt in die mattgrünen Blätter des gelben Enzian auf den Markt und diese heißen dann foglie della buina.

Wir gingen langsam über fette grüne Mähder zu einer Scharte im Basalttuff, der hier wohlgeschichtet mit den Kalken des Eocän wechselt. Auf den Blößen waren überall Nummuliten zerstreut, die man weiter unten groß und wohlerhalten neben den Ruinen Brentonico trifft, daher kennt sie auch der Ackersmann und nennt sie Soldi di Brentonico. Außer buntfarbigen Marmoren liefert der Monte Baldo nichts für technische Zwecke, wenn man etwa nicht die terra verde di

Verona erwähnen will, ein zersetzter Basalt unterhalb Corona del bos.

Nun stiegen wir rasch abwärts, bald lag auf schönen Wiesen S. Giacomo vor uns. Hier baute sich ein Naturfreund neben einer kalten Quelle ein Häuschen zur Sommerfrische und mag in der Höhe von 5000 Fuß über dem schwülen Etschtale die kühle Luft geatmet haben, bis ihn die Häscher des österreichischen Strafgesetzes als italienischen Patrioten in das Gefängnis steckten. Sein Vater war einer der treuesten Anhänger des Kaiserhauses und in den politischen Prozessen vor 1848 als Richter ebenso gefürchtet als gehaßt; der Sohn wendete sich mit warmen Herzen dem zu, was jener bis auf den Tod verfolgte. Wie so oft in Italien, fand der Unglückliche Halt und Stütze im Herzen einer edlen Gattin und so rief uns diese Erzählung die Ricordanze Settembrinis in das Gedächtnis. Wir geben selbstverständlich all das mit Vorbehalt, ohne Namen und ohne auf bestimmte Personen hinzuweisen, denn keine Bewegung hat reichere Mythen erzeugt, als das Streben des italienischen Volkes nach Einheit. Diese Gegensätze führen wohl auch in die unmittelbare Gegenwart; auch hier verfolgt die Jugend andere Ziele als das Alter, nur mit dem Unterschied, daß jetzt die Väter mit den quarantottate Idealisten sind, während die Söhne gierig die Hände nach den materiellen Gütern des Daseins ausstrecken. Das ist eben der Pendelschlag der Geschichte und weil der Mensch nicht immer wie die Schlange Staub fressen kann, so wird wohl auch hier die Umkehr erfolgen.

An jene Bewegungen erinnert auch eine Steintafel in der Kapelle, sie ist dem Andenken eines jungen Tiroler Schützen gewidmet, der auf diesem Gebirg von einem Bajonett durchbohrt wurde.

Denn auch hier wurde immer heftig gestritten; die wilde Schlucht der Sorne, welche beiderseits enggebaute Dörfer wie Festungen decken, wurde angegriffen und verteidigt, bis die Massen im Tale entschieden, besonders im Jahre 1797, wo Fürst Reuß gegen die Franzosen stand und von Tiroler Landstürmern, die sich auf dem fremden und offenen Boden, wo man jede Bewegung stundenweit sieht, nicht zu halten vermochten, im Stich gelassen wurde.

Unser Weg war bisher rauh und ruppig gewesen; ich meinte, er solle in der Nähe der Ortschaften besser werden, nun wurde er jedoch erst recht schlecht. Man hatte ihn mit groben Koppen gepflastert, zwischen denen die Klötze des felsigen Untergrundes hervorragten und so war das Gehen in den schweren Bergschuhen kein Tanz. Die Italiener haben recht, wenn sie die Fußreisen den Maultieren überlassen und sich auf deren Rücken setzen.

Bei dreitausend Fuß ging es steil hinunter nach Brentonico, eine Gemeinde, die unter demselben Namen drei große Dörfer und viele Weiler begreift. Daher besitzt sie einen eigenen Apotheker, einen eigenen Arzt, tüchtige Männer, mir beide längst bekannt; dieser räuchert auch hier und da als gewaltiger Nimrod vor dem Herrn ein armes Häslein an. Auch hier im Gebirg haben die Dörfer einen städtischen Anstrich. Haus an Haus gelehnt, ohne Garten, ohne

Wald, wie es dem Germanen nie taugen kann. Vielleicht ist da ein Grund zu suchen, warum die deutschen Einwanderer so schnell verwelschten. Der Italiener geht nicht gern aus seinem Burgfrieden, darum ist es mit den Herbergen für Fremde oft schlecht bestellt; ein Ort von der Einwohnerzahl Brentonicos hätte bei uns drei bis vier Gasthäuser, hier genügt eines und hat stets Platz für alle. Dafür ist im schmutzigsten Neste eine Kaffeeschenke wenigstens für die Fliegen, denn der Italiener muß auch sein Plätzchen haben, wo er klatscht und politisiert. Jetzt legt er auch Bier in den Keller und es ist kulturhistorisch interessant, daß dieses mehr und mehr Boden erobert, den ihm freilich die schändliche Weinpantscherei überall ebnet. Wo soll aber da der nötige Hopfen wachsen? Nun, das wissen die Brauer; wenn ihn die Chemie durch unschädliche Stoffe ersetzt, kommt es auf das gleiche hinaus. Wie zu Garda, fanden wir auch in Brentonico treffliches Bier, das nach solchem Marsche sehr mundete. Vor der Türe sammelte sich die Dorfjugend und gaffte neugierig herein. Ich hatte noch etliche Centesimi und warf einen hinaus. Da sah man plötzlich in einer dicken Staubwolke nur mehr Arme und Beine und als einer den Soldo dingfest gemacht, standen sie wieder und warteten auf einen anderen, wie Hennen auf Brotkrumen.

Und ist die Sonne noch so schön,
Doch muß sie einmal untergehn!

Es begann zu dämmern, mit schwerem Herzen stießen die Herren die leeren Humpen auf den Tisch und griffen zu den Bergstöcken. Noch hatten wir

Zeit, von einem Felsen die Posydonomya alpina loszuklopfen; an den Zeolithen zwischen Besagno und Tierno mußten wir leider vorübereilen.

Zu Mori waren wir im „schwarzen Adler“ bereits angekündigt: Trefflicher schwarzer Wein, guter Braten, eine Torte mit Pignoli, feiner Gorgonzola und Kirschen, das war ein lukullisch Mahl für Steinklopfer. Als ich am nächsten Morgen die Häupter meiner Lieben zählte, vermißte ich Professor Cobelli, er war um eins in der Nacht davongeritten. Hatte er in Roveredo ein Stelldichein oder wollte er einer Schönen auf der Gitarre ein Ständchen bringen? — Er war vor den Wanzen ausgekniffen. Wir hatten keine gespürt, deswegen mußte er bei Berechnung der Zeche nachträglich um zwei Kreuzer mehr zahlen, denn er hatte etwas gehabt, was wir nicht hatten.

Mori ist nahezu eine halbe Stunde lang, die Lage am steilen Abhang der Kalkberge, welche die Sonnenglut zurückwerfen, erzeugt die schönsten Südfrüchte, weit berühmt sind die Spargeln, von denen man hier ganze Felder sieht. Doch scheint sich an den Bewohnern fremder Witz zu üben; es geht der Spruch: Vedi Napoli e poi Mori! Übrigens muß der Platz schon in den Tagen der Vorwelt Ansiedler gelockt haben; Doktor Orsi fand prähistorische Brandstätten in der Nähe mit rohem Tongerät und Kieselmessern, grüne Steinkeile aus Chloromelan besitzt das Museum von Roveredo.

Auf dem Programm stand noch ein Ausflug am rechten Ufer der Etsch nach Sacco, um die Basaltgänge, welche hier die Etsch durchquerten und stauten,

zu besichtigen; wir waren jedoch des Morgens noch zu müde und so vermochten uns weder die versteinerten Krebse von Castelbarco, noch der feurige Isera aufzuhalten.

Abends konnten die Herren zu Innsbruck beim Breinößl ihre Schicksale erzählen.

Mir aber war keine Ruhe gegönnt. Ich beschäftige mich eben damit, die Quarzphyllite mikroskopisch zu untersuchen und dazu bedarf ich Gestein aus den verschiedensten Gegenden. Darum sah mich auch der nächste Morgen auf dem Weg in das Oberinntal. Hier hatte sich seit einem Jahre in der Richtung der künftigen Arlbergbahn die größte Bautätigkeit entwickelt. Am Geschröf des Meilbrunnens und Martinsbühels krabbelten die Arbeiter wie Ameisen oder hingen an Seilen über dem Abgrund, um die Steinbohrer einzutreiben, auf den gesprengten Blöcken klang der Meißel und die Draisinen beförderten die Quadern über den Inn. Am Gehäng wurden Abzugsgräben ausgehoben und auf den Feldern Dämme erhöht. Dabei wurden selbst die Toten aus der tausendjährigen Ruhe gestört. In der Nähe von Völs wurde ein Urnenfriedhof angefahren, das Ferdinandeum zu Innsbruck erhielt eine Menge Bronzesachen und irdene Gefäße.

Mich interessierte aber auch die Menschheit, die der Sturm einer neuen Völkerwanderung hier zusammengeblasen, um sie wieder nach allen Richtungen zu zerstreuen, wenn der Kranz auf den Firsten der neuen Bahnhöfe und der Böllerknall des Festes verkünden: Wir sind fertig! — Deutsche, Slawen und

Italiener wuseln hier in der Eigentümlichkeit ihrer Volksstämme durcheinander, ohne sich zu mischen, ohne Liebe und Haß hat sie ein bloß äußerer Zweck vereinigt. Wer die Leute betrachtet, unterscheidet sie leicht; er erkennt den Arbeiter von Profession, der wie ein Lasttier sein Tagwerk verrichtet; er sieht gar manche Gestalt, die nicht in diesen Rahmen paßt, und denkt wohl, daß hier manche gebrochene Existenz untertauchte, der die Parzen einmal ein besseres Lied sangen.

Ich blieb diesesmal zur Flaurling. Der wohlhabende Ort hegt die Erinnerung an Friedrich mit der leeren Tasche, der hier gern jagte; für das Seelenheil sorgt ein Dekan, der mich als seinen ehemaligen Lehrer begrüßte; auch eine Dichterin haust hier, die mit Finken und Ammern ihre kurzen Gsatzeln singt, Maria Daum. Diese Ortschaften sind uralt; leider hatten die Kirchen so viel Vermögen oder es preßte den Bauern der geistliche Schraubstock Beiträge ab, daß man sie renovieren konnte. Da ist mir aber das pausbackige Rokoko lieber als unsere süßliche Neuromantik, jene war ein gesunder Rausch, diese ist aschgrauer Katzenjammer. Manches wurde wohl auch mit gutem Verständnis restauriert und es gehört zu den schönsten Blättern im Ehrenkranze Flirs und Meßmers, daß sie den Klerus wieder zur alten Kunst führten.

Nachdem ich die Steinbrüche am Bach abgesucht, stieg ich den steilen Pfad in die Schlucht hinein. Hier sah es anders aus als gestern im Süden; da und dort eine Anemone, eine Ranunkel, am Bach

die erste Kresse, weiter hinten begann die Jocherle auszuschlagen, an der Rottanne hingen die roten Blütenknospen, in den Rinnen des Gehänges tropfte das Wasser milchweiß nieder, weil droben die Schneeschmelze begann. Dieser Tobel hatte so manches Menschenleben gefordert; ich ging an fünf bis sechs Bildstöcken vorbei und rastete endlich vor dem Steinaltar einer Kapelle. Hier bedrohte am 12. Februar 1692 eine Lawine den Bauer Staudacher, seine Söhne und Pferde mit dem Tod, sie wurden aber gerettet durch die Fürbitte Marias, deren Gnade auch allerlei Votivtafeln beweisen, so daß man hier mit Notker ausrufen kann: Media in vita in morte sumus! Dafür leuchtet ihr aber auch in den einsamen Nächten eine Lampe und so mancher Wanderer mag sich bei ihrem milden Licht zurechtgefunden haben.

Im Hintergrund erhob sich unheimlich die Pyramide des Hocheder; durch den schwarzen Schiefer flochten sich die Stränge von Schnee und Eis, dort beschleicht jetzt der Schütz den balzenden Birkhahn; in wenigen Wochen blühen Speik und Mansschild, tönt der Glockenklang der Herden auf der Alm. Durch die Öffnung des Tales schaute der graue Hochmundi und das Gsäß in der Leutasch: was ich wohl mache? Sie kannten mich ja alle und man hat mir längst gedroht, ich werde einmal nach meinem Tod durch diese Berge als Geist wandeln.

Hoffentlich zoll- und steuerfrei!

In solcher Einsamkeit tue ich manchen Schritt, den ich schon lang getan, gern noch einmal; ich pflücke manche Blume, schlage manchen Stein noch

einmal und denke wohl auch, wie lange wirst du es noch so treiben?

Indes war es Abend geworden, der Wind wehte kälter, die roten Wolken im Westen waren verblaßt. Ich hängte meine Steinfracht am Stock über den Rücken und eilte durch ein Birkenwäldchen am linken Ufer des Baches in das Tal.

Gute Nacht!

Am Garda

Wochen um Wochen hatte ich mich im Achental anregnen lassen, so daß endlich die Sehnsucht erwachte, wieder einmal den Himmel rein blau zu sehen und eine Luft zu atmen, in der nicht kalte Winde die Wasserdünste zu Nebel und am Abhang der Berge zu Schnee verdichtet hatten. Am 19. September fuhr ich nach Bozen. Wer hier aus dem Waggon steigt, erstaunt wohl, sich so plötzlich von den zackigen Föhren des Nordens zu den schlanken Zypressen des Südens versetzt zu finden. Die geographische Breite tut es nicht, auch nicht die Meereshöhe, obschon die Stadt an der Talfer um die Hälfte tiefer liegt als Innsbruck. Es ist die Richtung der Bergketten, die scheidet und entscheidet. Wie eine lange Schutzmauer ziehen die Zentralalpen aus Frankreich gegen Istrien; hörte man nicht bis Salurn, über welches das Jochgrimm der Heldensage emporragt, deutsche Laute, man möchte sich leicht im „bell' paese" Petrarcas glauben.

„Ch' Apennin parte e il mar circonda e l'Alpe."

Angeblich! Denn dieser Vers ist politisch viel mißbraucht worden; immer und immer wieder ertönt vom Po und Arno der gierige Schrei nach den Brenner Grenzen und doch ist hier die Wasserscheide,

nicht die Völkerscheide, und den strategischen Grenzpfahl wird nur jener hier zu stecken versuchen, der die letzten Jahrtausende der Geschichte verschlafen oder in der Phantasie, deren Träume an der Wirklichkeit zerflattern wie die Wölkchen, die der Südwind gegen die Felsen treibt, übersprungen hat. Würden sich der Deutsche und der Welsche Fuß an Fuß auf dem Brenner oder einem der Pässe, welche das Wassergebiet der Nord- und Ostsee mit dem der Adria verbinden, begegnen, was wäre das Ergebnis?

Ein sentimentaler Bruderkuß? Gewiß nicht, sondern der Griff an das Schwert, weil hier das Zünglein beider Wagschalen nicht zur Ruhe kommen kann. Und das Ergebnis des Kampfes? Wirft jener diesen hinunter, so stehen ihm alle Täler, die mit den Flüssen aus Norden nach Süden führen, offen, und der Italiener muß mit gebrochener Kraft am Fuße der Alpen bei Verona oder Vercelli die neue Cimbernschlacht wagen. Doch wenn er den Sieg gewänne? Dann türmt sich ihm, parallel den Zentral-Alpen und steil wie diese, eine zweite, eine dritte Bergkette entgegen; er müßte entweder die furchtbaren Pässe stürmen oder will er sie den Flüssen entlang nach Osten oder Westen umgehen, so droht ihm der Todesstoß in die Seite. Das wußten die Römer, die der moderne Italiener so gern zu seinen Ahnen zählt, besser; nicht vom Kamm des Walles wollten sie ihre Festung verteidigen, sie bezogen auch den Graben und das Glacis ein und schoben ihre Posten an die Linien des Rheines, der Donau und des Maines vor.

In den Alpen romanisierten sie um so leichter, da hier verwandte Stämme wohnten und wo der Germane später einrückte, konnte er die welschen Namen nicht mehr von der Zunge bringen; Jöcher, Alpen und Dörfer an Inn und Etsch erheben warnende Stimmen gegen ihn, auch fort und fort durch die Kultur den Boden für seine Nationalität zu behaupten, den die Väter in langem Kampfe mit dem Schwerte eroberten. Das läßt sich nicht mehr so leicht ändern; nach so vielen Schicksalen haben die Völker des Nordens jeden Gedanken an neue Kaiserfahrten aufgegeben, das gemeinsame Interesse an Handel und Kultur, das die Italiener, wenn auch hier und da noch widerwillig, an jene knüpft, wird auch diese zwingen, altrömischen Anwandlungen zu entsagen.

Durch diese Pässe flutet im Frühling und Herbst mit breitem Strome der laue Scirocco in unsere Täler; dort schmilzt er den Schnee, hier reift er die Früchte und hüllt dann Innsbruck in jene Staubwolken, die das Klima der marianischen Stadt in solchen Verruf brachten, bis er über die Hochebene von Leutasch und Seefeld hinausbraust nach Bayern und dort verweht, ehe er noch die Donau erreicht. Dafür kühlt der Nordwind die Hitze Italiens und so ist der „Ultramontan“ diesseits und jenseits der Alpen willkommen, indem er die Gegensätze der Temperatur mildert. Auf diese Weise hat schon die Natur unsere Pässe zur Vermittlung zwischen zwei ungleichen Ländern bestimmt; sollten die Völker fort und fort sie nur benützen, um manchmal nur im dynastischen Interesse die Schlachtfelder aufzusuchen, wo eines das

andere niederwirft und für die Erreichung seiner höchsten Aufgaben lähmt?

Bei Bozen öffnet sich die Schlucht des Eisack; die roten Porphyrberge, die den Kuntersweg an den Fluß drängten und für die Eisenbahn stellenweise nur dem Pulver wichen, treten auseinander; durch Form und Farbe, die das komplementäre Grün des Gebüsches und der Rasenflecke nur noch mehr hebt, ziehen sie immer wieder und wieder das Auge des Naturfreundes auf sich. Vor Neumarkt verschwindet das eruptive Gestein unter dem Boden des Tales, die Kalkschrofen steigen zur Etsch herab und richten sich wieder prall empor; oft sind sie ganz nackt und kahl, hier und da überzieht sie das niedere Gesträuch der Hasel, des Kreuzdorns, der Kornele, zu denen sich abwärts die Steineiche oder der Sumach gesellt, alles verbunden und verknüpft durch die Ranken der Brombeere und des Smilax, wie ihn einst die Bachanten mit Efeu zum Kranze schlangen. Da ist schwer zu steigen; nur wenige Pfade klettern empor. Wen die Sonne des Mittags hier findet, dem erspart der Schweiß ein Bad und er trifft keine Quelle, um damit die lechzenden Lippen zu netzen. Die stille Hitze treibt die wenigen Vögel in das Laub, wo die roßhärene Dohne auf sie lauert; hier und da wirft der bunte Mauerläufer, der mit schwachen Flügeln herumklimmt und nach Larven sucht, einen Steinsplitter auf unseren Pfad.

Der Juhschrei, das Schnadahüpfl des lustigen Senners begrüßt dich nicht, wenn du zu einer der seltenen Malgen gelangst; ein brauner Hirt starrt

dich aus dunklen Augen an, er ist noch nicht gewohnt, die Berliner Gemsenjäger mit Plaid und rotem Buch daherstolpern zu sehen oder das Geschwätz kurzhosiger Wiener Jünglinge zu hören. Die Verschiedenheit der Berge und des Klimas fordert hier eine andere Art der Alpenwirtschaft als im Norden. Der Auftrieb des Rindviehes ist beschränkter, zahlreicher sind die Schafe; aus der Milch sieden sie die Buina, eine Art fetten Topfens, der in kleine Fladen geformt auf die Märkte getragen wird.

Das Bild der Fremde wäre aber nicht vollständig ohne einen Blick auf die Kultur des Bodens, auf die Tätigkeit des Menschen, der hier schafft und sein Schaffen gestaltet und ändert. Die Rebe ist auf Pergeln gezogen: Lauben (pergola) aus Latten gezimmert, meist nur so hoch, daß man die Trauben, die überall niederhängen, leicht abschneiden kann; nur die feinen Sorten werden an Stäbe gebunden, an „Steckerln," wie in Nieder-Österreich und den Rhein-Gegenden. In langen Reihen sind die Maulbeerbäume gepflanzt, zwischen diesen die Zeilen des sorgfältig gehäufelten Maises, der dem armen Arbeiter die Kost liefert, so daß er eher um die tägliche Polenta als um das Brot beten sollte; ein Feld liefert im Verhältnis zum Norden zweierlei Frucht. Allmählich rücken auch die Ulmen, denen Virgils Georgica so manchen Hexameter widmen, in Reih und Glied; zwischen Fruchtbäumen liegen die Dörfer, die Häuser mit offener Halle unter dem flachen Ziegeldache zum Trocknen der Ernte, die Treppe ist von außen angebracht, das Ganze nach dem Klima auf den Stein-

bau berechnet, während unser Bauernhaus, wie es mit geringen Abänderungen auch noch die Ebene bis zum bayrischen Wald beherrscht, durch die Holzstruktur bedingt und auch der Form nach aus dem Gefüge der Balken hervorgegangen ist.

Der Gang unter dem breiten Vordach schützt vor dem häufigen Regen, man will doch bisweilen in die trübe nasse Landschaft ausschauen, ob den Engeln das Schieben der Wolken nicht bald verleidet sei, um sich dann in der getäfelten Stube am Kachelofen beim Schnurren des Spinnrades desto wohler zu fühlen. Die Italienerin hat es leicht; sie lehnt sich mit ihrer altmodischen Spindel an einen Türpfosten, einen Baumstrunk und unter ihren flinken Fingern weift der Faden fort und fort, begleitet vom Geplauder, das, wie er, nie versiegt.

Unter Bozen begegnet man bald welschen Leuten, welschen Kleidern; die Zwilchjacke gewinnt es über die Lodenjoppe, der Deutsche weicht vor dem Fieber der Etsch-Niederung und der „Tod von Leifers," den die Malaria des Hochsommers erzeugt, spukt noch in unheimlichen Sagen. Auch jetzt floß bis zu einer gewissen Höhe ein bläulicher Duft über die Flächen, eigentümlicher Geruch deutete auf die Gärung fauler Stoffe und ließ seine Wirkung im Vorüberflug an den fahlen Gesichtern und hohlen Augen der Bahnwächter erkennen.

An schwülen Abenden mögen zwischen diesen Feldern Erlkönigs Töchter den Reigen führen und dann raubt der alte Dämon hier nicht bloß Kinder. Das junge Tirol hat die Etsch-Sümpfe als trauriges

Erbe von den Vätern erhalten; möchten doch endlich die Parteien anstatt in unfruchtbarem Gezänke die Zeit zu vergeuden, diese Schandflecke aus der Kulturgeschichte des Landes tilgen und hier fruchtbare Flächen zu fröhlichem Anbau schaffen, wenn auch weniger Rohrschnepfen auf die Tafeln zu Bozen und Trient fliegen. Günstiges ließen uns die Beschlüsse des Landtages über das Sterzinger Moos hoffen.

Überall setzt uns die Fülle der Kultur, der Reichtum und die Verschiedenheit ihrer Erzeugnisse in Staunen; sie erteilt dem Fleiß und der Ausdauer dieser unscheinbaren Arbeiter das schönste Lob. Und doch nimmt die Zahl der freien Bauern mehr und mehr ab, nur in etlichen Tälern wußten sie das Übergewicht zu behaupten, obwohl die Zersplitterung des Grundbesitzes sie auch hier fast auf die Linie der Tagelöhner herabdrückt. Da verkümmert auch das Gefühl der Selbständigkeit, wie es in manchen Gegenden Deutschlands die Brust des Bauern mit echt aristokratischem Stolze schwellt und wohl auch dem Städter gegenüber sich leicht roh und brutal äußert. In der Nähe von Trient beginnt das Verhältnis der Coloni; die Besitzer des Bodens verleihen ihr Eigentum kleinen Pächtern, die Erträgnisse von Acker und Weinberg werden nach verschiedenem Maße, wie es eben der Vertrag bestimmt, an beide Parteien verteilt. Daß der arme Colono nicht den Löwenanteil erhält, dafür ist gesorgt, wenn der Signore mit Lackstiefletten und Glanzzylinder im Kaffeehaus bummeln, die Zeitung lesen und als Italianissimo räsonnieren will. Der Colono bleibt in

jedem Sinne vom Gnadenblicke des Herrn abhängig und muß als Helot nicht bloß die Früchte seines Schweißes mit ihm teilen, sondern auch durch den Appalto, der ihm die Brotportion in den Mund mißt, für die Auslagen der Gemeinde aufkommen. Die Wirtschaft der Coloni beherrscht so ziemlich ganz Ober-Italien bald in dieser, bald in jener Form. Im Venetianischen erzielte man damit 6—7 Prozent als Zinsen; dieses deutet uns auf eine der Ursachen, warum sich bei den Städtern, deren Ahnen als Kaufleute und Bankiers das Netz durch alle Länder zogen, so wenig Unternehmungsgeist regt; sie ziehen die sichere Anlage der Kapitalien nicht bloß Schwindelgeschäften vor, sondern wollen trotz höheren Gewinnes bei anderer Verwendung überhaupt nichts riskieren. Das hindert das Aufblühen einer schwunghaften Industrie; Städte wie Genua und Mailand haben sich allerdings emporgerafft und ringen mit glänzendem Erfolg auf dem Felde der Konkurrenz, an anderen Orten wird die Not des modernen Staates wohl auch die Leute bald zwingen, sich die Augen zu reiben. In manchen Gegenden gibt man Güter, die man nicht selbst bewirtschaftet, gegen Geld an Pächter, die dann wohl als Mittelspersonen kleinere Parzellen verteilen. Diese haben eine Stellung, die im wesentlichen jener der Pächter in anderen Ländern des Kontinents entspricht.

Der Adel Ober-Italiens besitzt viel Grund und Boden: da, dort, meist jedoch nicht in einem solchen Zusammenhange, daß man ihn als Latifundien bezeichnen könnte, wie in der Campagna, in Apulien

oder Sizilien, wo das fruchtbarste Gebiet dem Ackerbau entzogen und als Weideland auf das bequemste ausgenützt wird. Auf die bequemste, nicht auf die rationellste Weise für die Ökonomie des Staates! Hier gilt das schreckliche Wort: „Latifundia Romam perdidere!" Als Latifundien verödeten die herrlichsten Gegenden auf Quadratmeilen hin, der Künstler bewundert ihre Farbentinten und das Spiel der Lichter, aber der Menschenfreund sieht den Genius des Volkes, der um die Ruinen verlorener Städte trauert.

Von solchen Latifundien muß man den Großbesitz unterscheiden, der auf einer höheren Stufe der Kultur Ackerbau und Viehzucht ins Gleichgewicht setzt und so eines durch das andere steigert. Diese Art Großgrundbesitz ist mittelbar notwenig für ein Land, weil sie Versuchsstationen für die Wirtschaft und Schulen für den kleinen Bauern, dem zu Experimenten Geld und Bildung fehlt, auftut. Wir erinnern an Capponi, an Ricasoli. Da liegen die Aufgaben einer echten Aristokratie, die aus dem Boden erwuchs und mit dem Boden durch lange Erbschaft verwuchs, anders als der Spekulant, der sein Vermögen „gründete" und nun auf dem Acker und im Walde die künftigen Generationen um den Ertrag derselben „begründen" will.

Da sehen wir auch die faulen Mönche, die mit dem Abt die Hora verschlafen, anstatt emsig den Kurszettel zu studieren und Coupons abzuschneiden, noch lieber in den prächtigen Klöstern, wenn sie nebenbei eine nützliche Musterwirtschaft treiben, auf den Äckern, die ihre Vorfahren urbar gemacht, auf

den Feldern, deren Besitztitel gesetzlich so berechtigt sind, wie die eines jeden Staatsbürgers, als den Baron von der Börse, der hart an das Zuchthaus streifte und nur deswegen nicht hineinfiel, weil ein gewisses Sprüchlein von den kleinen und großen Spitzbuben eben auch heut noch gilt, während man diese früher freilich nicht adelte.

Das System der Coloni hat, wie wir bereits angedeutet, die sorgfältigste Kultur des Bodens nicht beeinträchtigt; Ober- und Mittelitalien gleicht einem Garten, eben weil der Colono, indem er den Ertrag des Gutes steigert, dieses nicht bloß für den Herrn, sondern auch für sich tut. Aber der Colono ist kein freier Bauer, sein Herd steht auf fremder Erde; dazu kommt, daß die Ablieferung der Früchte notwendig zu Unterschleifen jeder Art und dadurch zu sittlicher Demoralisation führen muß. Der Felddiebstahl in großem Umfange ist hier nicht erst durch die Verwilderung des modernen Kommunismus, den man nicht mit liberalen Phrasen, sondern nur mit eherner Faust niederhalten wird, entstanden; man beklagt ihn als ein uraltes Übel, das manchem schon den schönsten Besitz verleidete.

Es ist ein Fundamentalsatz der Politik, daß kein Staat ohne einen gediegenen Mittelstand zu einer gesunden Entwicklung gelangen könne. In den Republiken des Mittelalters, die man als Kommunen freilich nicht mit den modernen Staaten in eine Parallele setzen darf, herrschte der Bürger oder vielmehr, da man die Ciompi doch nur als Ausnahme gelten lassen kann, eine Schichte der Bürger durch

Geburt und Vermögen; uralten Munizipien wie Verona und Brescia ließ Venedig nur die Verwaltung ihrer städtischen Angelegenheiten, Pisa verlor durch Florenz jede Teilnahme an der Regierung, die Schutzbefohlenen waren davon zum vorhinein ausgeschlossen, diese galt als Privileg im strengsten Sinne des Wortes, ein Privileg, das nur Untertanen kannte. Wie die freie Schweiz, wo man so viel von der Abschüttelung des „Joches" der Habsburger reimte, ihre Veltliner behandelte, das besudelt jedes Blatt ihrer späteren Chroniken, zu schweigen von den Opfern, die sich das korrumpierte, käufliche Patriziat der Städte schlachtete. Zur Ergänzung jener These darf man das Axiom aufstellen, daß der moderne Staat ebensowenig ohne die breite Unterlage eines freien Bauernstandes bestehen kann; denn er vor allem liefert das unüberwindliche Schwergewicht im Kampfe wider die Kommunisten, die hinunter müssen und hinunter werden, weil die bürgerliche Gesellschaft sich nicht in den Orgien eines blauen Montages wegdekretieren läßt. Auch darum kommt dem Grundbesitz eine so nachhaltige Bedeutung zu, weil die Krisen, die der Himmel über Acker und Feld verhängt, bloß eine, selten zwei Jahresrenten treffen, während bei den Krisen der Industrie nur zu oft das Kapital selbst fällt und mit dem Kapital auch die Gelegenheit des Verdienstes für die Arbeiter. Das gilt freilich nicht von Fall zu Fall, aber doch im großen ganzen. Hier steckt die Achillesferse Englands, das seinen Bauernstand aufzehren ließ; dem Scharfblick unserer deutschen Staatsmänner entgeht die Gefahr nicht;

wie sich Cavour, der selbst wohl auch Landwirt war, hier verhalten hätte, darüber steht uns keine Vermutung zu. Italien ist allerdings etwas besser daran als England, wo die alten Agrarzustände längst eine Dekoration für moderne Romane geworden sind; Italien hat noch neben den Coloni, deren Ursprung man wohl teilweise bis in das römische Altertum zurückführen darf, hier und da freie Bauern, und wenn es auch viele Kirchengüter bereits zu geringen Preisen verschleuderte, so bliebe doch noch durch die früher oder später unabwendbare Expropriation der Latifundien Boden genug für kleine Bauernwirtschaften, für Kolonien, die als eine Art von Lehen vorläufig den Walzen entzogen werden könnten, um das Schicksal der Militärkolonien, wie sie die Cäsaren gründeten, abzuwenden; — doch wohin geraten wir? woher diese reaktionären Phantasien, wenn sie uns nicht vielleicht aus den grauen Feudalburgen und Klöstern, die überall in den Waggon schauen, zugeweht werden? Darob haben wir vergessen, mit dem Finger gewissenhaft dem Baedeker nachzufahren, wir haben den Turm von Matarello übersehen, aus dessen Luken Napoleon nach der Schlacht von Roveredo wie ein Geier nach einer Beute auslugte, wir haben kaum einen flüchtigen Blick auf das Schlachtfeld von Calliano, auf die Trümmer von Castelbarco, die fast mit dem Felsen verwachsen sind, auf Dantes Turm bei Lizzana geworfen und stecken schon mitten in der Veroneser Klause.

Hier ist das Tor Italiens, hier stauten sich die Völker, ehe sie sich über die gesegneten Fluren ergossen, hierher wurden ihre Trümmer zurückgeworfen und sie

mochten das Glück preisen, wenn ihnen dieses Tor im Rücken nicht gesperrt wurde, oder wenn es eine kühne Faust aufriß, wie die des Wittelsbachers vor dem Heere Barbarossas. Wie oft widerhallten diese Felsen vom Schlachtgeschrei, bis im Donner der Kanonen hier ein französischer Marschall den Titel holte. Vergebens suchten die Österreicher am rechten Ufer der Etsch durch die Enge von Incanale vorzustoßen, sie zerschellten an den Batterien Napoleons. Die Lehre war aber nicht verloren; um den Weg nach Süden und Norden frei zu haben, ließ Radetzky seine Forts bauen. Sie fielen durch die Feder der Diplomaten, nicht durch das Schwert der Feinde. Jetzt kommen sie Italien zu statten; wie es einem oberflächlichen Blick scheinen möchte, vielleicht besser als die riesigen Wälle von Verona, die ja zumeist gegen Westen gerichtet sind, wie das ganze Festungsviereck. Ob die Italiener wohl ernstlich die Möglichkeit erwägen, daß ihnen von Sonnenuntergang ein Feind droht, während sie bisher bang zum Aufgang blickten? Die Italiener kaum, die Franzosen eher. Wenn nun die Italiener, zu schwach, die französischen Heere am Fuß der Alpen abzuweisen oder gar bereits am Tessin geschlagen, sich hier sammeln und aufstellen müßten, bis die nordischen Scharen sie loswickeln? — Wer kann die Ironie der Weltgeschichte leugnen! Auf den Deutschen, auf den Österreicher blicken die Italiener mit jener keineswegs neidlosen Achtung, welche die Macht aufzwingt, für die Franzosen haben sie der Mehrzahl nach eine Sympathie, die sich weniger aus Verwandtschaft des Blutes als der Sprache ableiten läßt.

Die Italiener sind durchschnittlich echte Romanen, die Franzosen romanisierte Kelten, jenen mischte sich weit mehr deutsches Blut bei als diesen; die Kriege des Mittelalters trennten nicht nur, sie verbanden auch, wie jeder Krieg. Zudem haben auch die Franzosen seit Karl VIII. den Italienern Leides genug getan. Davon wollen wir gar nicht reden, daß ein großer Bruchteil der Landbevölkerung Italiens von den Sklaven aus aller Herren Länder abstammen dürfte, welche die Römer zur Bewirtschaftung ihrer Felder herbeischleppten.

Aber die Kultur? Das italienische Mittelalter verleugnet nirgends den deutschen Einfluß; Dante, der größte Dichter Italiens wäre so, wie er ist, nicht ohne deutschen Geist zu denken, die Franzosen erkannten mit feinem Instinkt den Unterschied von ihrem Fleische und nannten ihn geradezu germanisch. Doch jetzt! Leider treffen die Italiener, wenn sie in den schmutzigen Spuren der heutigen Franzosen wandeln, mit den Deutschen zusammen; beide könnten sich daher in diesem literarischen Kote um so schneller und leichter verstehen. Das Volk Dantes und Goethes trägt die gleiche Schmach, nur ist sie für letzteres seit 1870 noch größer.

Zu Verona trafen wir an einem Sonntage ein. Auf der Piazza Brà — wer mag sich an die Umtaufe „Viktor Emmanuele“ gewöhnen? — hallte Musik, zwischen den Säulen des Munizipiums drängte sich eine dichte Menge von Burschen, über ihren Häuptern wurden grüne Zweige wie Fahnen geschwenkt. Wir gingen näher. „Es ist Aushebung der Rekruten!“

antwortete mir ein spitzbärtiger Karabinier und wir beobachteten nun eine Szene, wie wir sie oft genug vor dem Redoutensaale zu Innsbruck, wenn auch ohne die Leichtigkeit und Leichtfertigkeit des Südens, abspielen sahen. Aus einer Gasse marschierte ein Zug junger Leute, voran die Trikolore, rechts die unvermeidliche Handharmonika, links ein Tamburin, das ein schlanker Bursche trefflich zu schlagen wußte. Um eine Ecke bog eine andere Schar; statt der Fahne auf einer Stange ein lebendiger Hahn; dem armen Tiere mochte ungefähr so wohl sein als dem jungen Bauern, der es trug; nur daß dieser seine Angst, zweierlei Tuch tragen zu müssen, mit erlogener Heiterkeit maskierte. Nachdem wir eine Weile zugeschaut, neuer Lärm hinter uns! Dieses Mal führte den Zug ein Greis, dessen Lazzi und Sprünge eben so schlecht zu der Uniform, die er trug, paßten, als zum schneeweißen Haar, welches um das runzliche Gesicht flatterte. Ein Dreimaster, ein blauer Frack mit roten Aufschlägen und Epauletten: solche Gestalten hatte ich als Knabe auf den Kupferstichen bewundert, welche die Krämer in den Dörfern feilboten. „Das ist noch ein Soldat des alten Napoleon!“ erklärte mir ein Bauer, „er wohnt bei uns; alljährlich führt er Enkel und Urenkel in die Stadt und lobt ihnen den Soldatenstand!“

Allmählich begann die Mauerkrone der Arena vor uns im Abendlicht zu schimmern, wir entwanden uns dem Gedränge und lenkten den Schritt zur Eingangshalle, aber auch da schallte uns unter den Bogen lautes Bum, Bum, Tschin, Tschin! entgegen. Wir

traten ein, vorn war eine Kasse aufgestellt, wir wußten nicht warum, doch zahlten wir. Bald sollten wir es erfahren. Auf dem Platze war ein bunt angestrichenes Sommertheater errichtet, die Pausen zwischen den Akten, wo man die Lichter anzündete, wurden mit Musik ausgefüllt. Ein Aufwärter drückte uns den Zettel in die Hand: „I macellai di Parigi.“ Frankreich und wieder Frankreich! Paris macht zwar nicht mehr das politische Wetter für die Welt, es blieb jedoch die Schaubude für die Welt und verdient es auch, diese zu sein. Wir stiegen etliche Stufen empor, setzten uns der Bühne gegenüber und sahen dem Spektakel eine Weile zu. Gewiß Schauspieler letzten Ranges, wie unmittelbar und lebendig waren jedoch Gebärdenspiel und Sprache! Nichts schien eingelernt, sie hätten nötigenfalls auch ohne Souffleur weitergespielt und wären bei der Improvisation kaum stecken geblieben. Das Publikum, meist geringerer Sorte, nahm frischen Anteil, es spielte selbst mit, wie die Zuschauer bei wahren Taten und Ereignissen, so daß man die historische Würde des Platzes, wo man diese Komödie aufzuführen wagte, fast vergaß.

Mit welcher Gewalt mag einst hier die Masse des Volkes gewirkt haben: Stufe über Stufe bis zum Kranz; wenn dann der Prätor eintrat und die Doppelreihe der Gladiatoren gemessenen Schrittes und ihren vielköpfigen Herrn, die Plebs, begrüßte, Morituri te salutant! Sie jauchzten, diese Römlinge, die nur mehr als Masse galten, sie sahen zu, wie der blonde Germane den Sand mit Blut tränkte, bis die Germanen als das Verhängnis Italiens

hereinbrachen und nicht bloß die Cimbern rächten. Hier baute die Sage das Haus des Dietrich von Bern, dessen Bild ein Mönch des Mittelalters am Portal von S. Zenone anbrachte, freilich wie er zum Teufel reitet, denn wohin sollte man den gotischen Ketzer anders schicken, den großen Barbaren, der den letzten Versuch machte, die Reste antiker Kultur zu retten. Es ist ein buntes Gewimmel historischer Gestalten, die hier auftauchen; die Inschrift dieses Geländers nennt unter den Besuchern den Kaiser Joseph, in jener Nische dort verherrlicht eine Marmortafel den letzten Cäsar aus Corsica; auch des greisen Radetzky mag man gedenken, der vor den Basteien Veronas die grün-weiß-rote Fahne zerriß.

Es war Nacht geworden, das Publikum hatte sich verlaufen und als auch wir wieder durch den Bogen hinaustraten, empfing uns die Piazzo Brà im Zauber der Doppelbeleuchtung durch den Mond und die Gasflammen.

Die Italiener haben sich hier hübsch eingerichtet. Die staubige Fläche in einen Garten mit Blumenbeeten, über denen die prächtigen Rispen eines exotischen Grases nicken, umgewandelt. Fröhliche Kinder spielen am Rande des Bassins und „tragen Engelchen" und singen: „Cara Nina d'oro!" Vor den Kaffeehäusern sammeln sich die Bummler, bei den Klängen der Musik wandeln schöne Damen, hier und da garstig gepudert oder verunstaltet durch einen scheußlichen Putz der neuesten Mode, auf und nieder, spielen mit dem Fächer und lächelnde Herrchen, die in Reih und Glied aufgestellt sind, werden wohl wissen, was diese

Zeichen bedeuten. Weich und lind umfloß uns die Luft und durch die Luft flossen die Melodien Bellinis und Rossinis; ich nahm Platz und freute mich der Gegenwart fern den dumpfen Bierstuben, wo deutsche Männer bei Gerstensaft ihre Stunden verqualmen. „Sind doch diese Italiener Müßiggänger!“ — schimpft sie nur Faullenzer, denn in Deutschland sind bekanntlich Kaffeehäuser und Kneipen stets leer.

Einst rauschte hier die österreiche Militärmusik; österreichische Offiziere und Soldaten ersetzten die bewegte Gesellschaft der Veroneser, die sich aus Nationalhaß ferne hielten; seit jenen Tagen ist freilich vieles anders, aber nicht alles besser geworden; so mancher Wirt, mancher Geschäftsmann denkt an die Weißröcke, welche ihm die blanken Silbergulden in den Sack warfen. Die 25000 Österreicher ließen viel Geld zurück. „Die Offiziere lebten als Kavaliere, keiner war auf das Essen abonniert,“ sagte mir der Kellner eines Gasthauses, „unsere Offiziere brauchen wenig, wenig, wenig!“ Zudem beträgt die Garnison nur mehr 5- bis 6000 Mann und auch diese könnten die Schlüssel zu den Forts in den Sack stecken und nach Sizilien maschieren, um die Briganten abzufangen. Je nun! eine Militärbesatzung kann nicht als eine Quelle echten, haltbaren Reichtumes betrachtet werden; Verona besitzt in seiner herrlichen Gegend, als Knotenpunkt der Eisenbahnen an der Etsch, andere Vorteile. Lernt es diese ausbeuten, so wird es jene nicht mehr vermissen, um so weniger, da ja das stolze Wort: „Italia agli Italiani!“ eine Wahrheit bleiben soll.

Am nächsten Tag besahen wir die Arena noch

einmal. Die Jahrhunderte haben um dieselbe einen Schuttwall gehäuft; es scheint, als sei der gewaltige Bau durch seine eigene Wucht in den Boden gedrückt worden. Seine Größe tritt uns von außen viel deutlicher entgegen, sie wird uns noch faßlicher, wenn wir ihn umschreiten; innen verengt sich der Blick fast mit den Sitzreihen und erst die Reflexion muß das Verhältnis der Teile wieder herstellen. Einen Maßstab bot das hinein gebaute hölzerne Theater, das an anderer Stelle durch Höhe und Seitenausdehnung immerhin beachtenswert gewesen wäre, hier aber sehr zusammenschrumpft. Von der Arena weg gingen wir zu den drei berühmten Toren: der Reihe nach Porta nuova, Stupa und S. Zenone. Sie zeigen in ihrer kräftigen Fassung einen verwandten, wenn auch etwas milderen Geist als die Arena und man gesteht, daß die Venetianer in diesem Stil bauen durften, ohne sich lächerlich zu machen. In der Nähe erhebt sich die reizende Kapelle Pellegrini, dann hat man nicht weit zu den drei Palästen der Renaissance; vom Bevilacqua, jetzt leer und zu vermieten, sieht man links auf die Porta Borsari. Von diesem spätrömischen Bau entlehnte Sanmichele die spiralförmigen Windungen um die Säulen an den oberen Fenstern des Palastes. Dieses und manch anderes Werk zeigt uns den Meister in seiner Volltüchtigkeit und Gediegenheit. Zu Verona 1584 geboren, hatte er in Rom an den antiken Gebäuden mit Zirkel und Meßschnur sorgfältige Studien gemacht; nachdem er sich in verschiedenen Gegenden erprobt, kehrte er wieder in die Heimat und knüpfte wie jeder wackere Mann an das

hier Vorhandene an, ohne die höheren Gesichtspunkte, die er in der Fremde gewonnen, außer acht zu lassen. So genoß er Ehre und Ansehen; mit Recht setzten ihm die späteren Enkel, deren Stadt er befestigt und geschmückt, eine glänzende Marmorstatue. Wer seine Bauten betrachtet, der sieht ihn im unmittelbaren Zusammenhang mit dem römischen Altertum; es ist, als ob er es fortsetzte und als ob das ganze Mittelalter — romanisch und gotisch — für ihn gar nicht existiert hätte. Und wie viel des Herrlichen bietet dieses gerade zu Verona! In der Zeit der Renaissance verstand man es eben nicht mehr; ja man wandte sich feindlich und geringschätzig wider dasselbe. Goethe zeigt uns hier eine ähnliche Erscheinung. Schlagen wir seine italienische Reise auf; er gedenkt der Arena und Porta Stupa, die damals vermauert war; mit keiner Silbe erwähnt er San Fermo, wo der Sohn Dantes ruht, er schweigt von S. Anastasia und jener zierlichen Säulenhalle zu S. Zenone, durch welche die großen deutschen Kaiser, die Hohenstaufen wandelten; die Malereien der Giottesken hier und die Giottos zu Padua, wo er sich so liebevoll mit Palladio beschäftigte, scheint er kaum beachtet zu haben. Es ist die gleiche Ursache wie bei Sanmichele: das Mittelalter, dessen Glocken und Träume in seine ahnungsvolle Jugend klangen, war dem reifen Manne versunken und fast unwillig ließ sich der Greis von Boisserée die Anerkennung seiner Werke abringen. Er war der Sohn des achtzehnten Jahrhunderts und auch der bedeutendste Mensch springt ebensowenig über seinen Schatten als aus seiner Zeit.

Die Veroneser lassen sich die Erhaltung ihrer Denkmale angelegen sein; ihr Museum besitzt viel Treffliches, nur schade, daß es bisweilen für die Kunstausstellung benützt wird, wo die modernen Maler die alten verdecken und von diesen, insoweit sie noch sichtbar sind, nicht zu ihrem Vorteile abstechen. Auch hier sehen wir, daß weder die Kunst noch die Kritik aus ihrer Zeit springen kann; sonst wäre es unmöglich, daß in Italien die großen Werke der Vergangenheit fast ganz ohne Wirkung bleiben, als ob in das verzauberte Schloß kein Pfad zurückführe. Ja, es ist gerade, als ob weder die Künstler noch das Publikum sich des ungeheuren Unterschiedes bewußt seien; sonst müßten jene anders arbeiten, dieses in den meisten Fällen davonlaufen.

Den Rückweg nahmen wir zum Garda-See durch die alten Gletschermoränen, welche die schlachtberühmten Namen Sona, Custozza, Somma Campagna tragen. Alle überragt als Wahrzeichen der düstere Turm von Solferino. Bis zur Abfahrt des Dampfers von Desenzano verfließt mehr als eine Stunde, die man auf der Terrasse von Meyers Hotel mit der Aussicht auf den herrlichen See verkneipen könnte, wenn nur der Wein ebensogut wäre, als er teuer ist. Der Tourist möge sich mit Hilfe Amthors oder Baedekers den klassischen Namen Catulls oder einen Vers Vergils ins Gedächtnis rufen, bis ihm ein fliegendes Blatt, die Rechnung des Wirtes, auf den Tisch fällt und ihn belehrt, daß man in Italien vorher um den Preis fragen solle. Der Bursche hatte sogar die Unverschämtheit, für das Auftragen der

Speisen einen halben Frank auf das Konto zu setzen. Nun, man nimmt einfach den Bleistift und streicht so was durch. In Italien kann man sich gegen Prellerei wehren, anderswo mag man in einem solchen Falle die Faust im Sack machen und legt wohl noch gutmütig für den gnädigen Herrn Kellner etwas zu. Wer deutsche Gewohnheiten nach Italien mitbringt, sich geniert oder gar auf deutsche Weise leben will, der tue Geld in seinen Beutel, recht viel Geld; wer jedoch aufmerkt und sich in italienisches Leben zu schicken weiß, der lebt nirgends billiger, angenehmer und leichter als in Italien.

Da es uns im Hotel Meyer nicht behagte, gingen wir fort; in einer schmutzigen, echt welschen Kneipe in einem Winkel des Hafens floß ein trefflicher Tropfen, den wir uns empfohlen sein ließen. Ein alter Kerl brachte in einem Karren Feigen, Kastanien, Mandeln und derlei Studentenfutter, so daß ich meinen Knaben für den ganzen Nachmittag ausstatten konnte und er um wenige Centesimi ein „Tischlein deck' dich" forttrug. Die Fahrt über den See soll uns eine angenehme Erinnerung bleiben; wir wollen daher weder in den blauen, noch in den grünen Farbentopf tunken und uns dabei nicht einmal auf Lessing oder Horaz berufen, die ja ohnedem durch die Praxis unserer beliebtesten Modepinsel in Vers und Prosa längst widerlegt sind. Dafür wieder einige allgemeine Bemerkungen. Der See dehnt sich bei der geringen Meereshöhe von 200 Fuß gegen Norden; er scheint so recht geschaffen, diesen mit dem Süden zu verbinden, den regsten Verkehr zu erschließen und an beiden

Ufern, deren Pracht und Fülle jene des Bodensees weit übertrifft, das üppigste Leben zu entwickeln. Garda ist eine stille Bucht; Reben hängen zu ihr nieder; Myrten, Oleander, Lorbeer und Ölbäume wachsen ringsum; der Ort könnte mit Nizza konkurrieren, aber nur zwei Dampfer kreuzen über den See, einer am östlichen, der andere am westlichen Gestade. Sie fahren morgens von Riva fort und kehren abends dahin zurück. Der Unternehmungsgeist, die Baulust müßte an allen Punkten erwachen, begönne die herrliche Wasserstraße auf diese Weise nicht in einer Sackgasse und endete in einer solchen. Von Riva fort oder nach Riva steigt man entweder über den Gebirgsriegel bei Nago oder durch den Paß Bucco di Vela, der so steil gegen Trient abfällt; jetzt verbindet es eine Eisenbahn mit der oberen Etsch. Der kürzeste Weg aus dem Westen Italiens führt hierher! Verkehr und Handel forderten dringend, daß in der Richtung von Brescia gegen Salò der Zwickel westlich von Verona abgeschnitten und dadurch viele Meilen erspart wurden. Bereits verbindet eine Eisenbahn Brescia mit Salò. Von Riva bleibt der Ausweg über Loppio oder Vezzano. Jetzt sind die Schienenstränge geknüpft, Glückauf!

Um zwei Uhr dampften wir nordwärts. Kaum ein Lüftchen kräuselte die Flut; der rasche Flug des Schiffes ließ uns den See wie einen breiten Strom entgegengleiten. Die Pracht des blauen Wassers, die wechselnden Gestade, die immer wilder, immer großartiger an das Wasser drangen, der lange Grat des Baldo mit den grauen Klippen, um die sich ein

breites Band von Nebel wob: das wurde oft genug beschrieben, wenn auch das Wort Gestalt und Farbe nie erreicht.

In der Dämmerung landeten wir zu Riva, wo wir froh sein mußten, daß wir zu dreien ein Zimmer zum Übernachten erhielten. Das Städtchen liegt am Eingang der Sackgasse wie in einem Kessel und läßt die weite Ausdehnung des Sees kaum ahnen; um so drückender lastete die Schwüle, während auf der Fläche des Wassers, „che nel suo letto senz' onda giace", der Mond spiegelte. Wir wollten uns nach dem keineswegs lukullischen Schmause im Gasthaus, dessen Wirt auf der Höhe steht, indem er für ein Seidel des schlechten Weines 40 kr. rechnet, ein bißchen restaurieren. Unglücklicherweise empfiehlt Amthor die „Trattoria al Gallo". Wir stolperten hin; kaum waren wir oben an der Treppe angelangt, so stürzte uns der dicke Wirt, vom Scheitel bis zur Zehe weiß gekleidet wie die Unschuld, entgegen und rief: „Es ist kein Platz!". Wir trollten fort. Am nächsten Mittag hofften wir einen Platz zu finden, um nicht unser Zelt, sondern unsere Teller hinzustellen; aber siehe da, der Wirt im Flügelkleide der Unschuld stürzte uns entgegen und rief wieder: „Es ist kein Platz!". Da riet ich ihm er solle den Fremden zu liebe ober seiner Tür den Schild zerschlagen, denn seine Stammgäste wüßten ja ohnedem, wo sich die Gnadenstätte zum „Gallo" auftue.

Sehr wenig erbaut von dieser Abfertigung gingen wir zu Bette.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr weckten uns

Kanonenschüsse, die sich in gemessenen Pausen folgten. Als wir auf der Straße gegen den Ponale emporstiegen, sahen wir, daß aus zwei Geschützen schwersten Kalibers vom Wall des Forts, welches am Sporn des Monte Brione zwischen Torbole und Riva errichtet war, auf die Scheibe geschossen wurde. Die Entfernung des Zieles, das an einem Felsen knapp ober der Wasserlinie stand, betrug nach Angabe eines Offiziers bei 3200 Fuß. Sie ließ sich aus dem Platzen der Hohlkugeln ungefähr auch akustisch berechnen. Die Artilleristen trafen mit großer Präzision, wir konnten hier die Wirkungen der neuen gezogenen Rohre unmittelbar beobachten.

Im Kriege vermindert sich freilich die Treffsicherheit bedeutend, weil einesteils die Objekte beweglich sind, anderntenteils sich die Entfernung nicht sogleich genau berechnen läßt, wobei auch noch die Aufregung Auge und Hand des Kanoniers verwirren muß. Jedenfalls ist eine Einfahrt feindlicher Schiffe in die Bucht kaum mehr möglich, wenn sie auch einen Ausfall gegen Italien abwehren können; den Wällen von Peschiera dürfte man sich ohnehin nur mit Panzerschiffen nähern. Auch das für die Kriegsgeschichte des vorigen Jahrhunderts wichtige Salò, welches den Angriff gegen Brescia gestattet, läßt sich leicht sperren. Die Zukunft wird uns schwerlich von großen Waffentaten an diesen Ufern zu berichten haben. Anders war es freilich, als noch Österreich, Mailand und Venedig hier aufeinander stießen. Da ließen die Venetianer, wie einst die Normannen, eine Kriegsflotte zu Land von Ochsen über die Berge schleppen und auf Rollen in den

See gleiten; da wurden die Reihen ihrer Condottieri bei Denno von den Steinblöcken zerrissen, welche die Bauern herabwälzten. Sie erkannten aber auch die Wichtigkeit Rivas und deckten es durch einen runden Turm oberhalb des Hafens und das Schloß auf dem steilen Felsen von Nago. Die Österreicher haben diese Sperre an den berühmten Punkt verlegt, wo der Wanderer aus dem Tale von Loppio zuerst an den Rand des Abhanges tritt und den See bis Desenzano überschaut. Diese und jene Feste zeigen so recht den Unterschied der Zeiten. Im Mittelalter konnte man Türme und Mauern nicht hoch genug bauen, weil man sie mit Leitern im Sturm nehmen mußte; jetzt gräbt man sie so tief als möglich in den Boden, um nur vor den zerstörenden Wirkungen der Geschosse sicher zu sein. Das neue System der Befestigung geht im Prinzipe auf einen Italiener zurück, auf Federigo d'Urbino, wie auch ein Italiener, Obizzo d'Este, die Hohlkugeln erfand.

Die Straße, die allmählich zur Schlucht des Ponale emporführt, wird in allen Fremdenbüchern zum Besuche empfohlen. Breit und mächtig, eine Stunde lang, ist sie in den spröden Dolomit gesprengt, der senkrecht vom See abfällt, und die Gemeinden, die das zuerst als Wahnsinn verlachte Werk durchführten, durften mit Recht auf einer Steintafel an die alten Römer erinnern. Doch zeigen Seitenwände und Tunnels starke Risse und drohen mit Einstürzen; im Norden wäre der Bau, dem wir kaum etwas ähnliches an die Seite zu setzen wüßten, geradezu unmöglich; das Wasser würde in die Klüfte dringen, dort gefrieren

und mit elementarer Kraft die Felsen sprengen, so daß man jeden Sommer aufs neue beginnen müßte. Mit jedem Schritt erweitert sich die Fernsicht; auch brachten die Unternehmer, die wollten, daß sich der Wanderer ihres Werkes behaglich freue, an allen Vorsprüngen Rondelle mit Bänken an.

An der Ecke, wo die Straße einbiegt, zeigte sich uns ein hübsches Genrebild. Ein Leiterwagen, mit zwei Maultieren bespannt, hielt dort, wo ein Weg nach Tremosine abzweigt. Bauern trugen Garben und Säcke herab, die ein bärtiger Kapuziner dankend in Empfang nahm. Er stellte diese Liebesgaben auf einen der Pfeiler, lud sie auf den breiten Rücken und warf sie in den Wagen. Auch hier sind die Söhne des heiligen Franziskus beim Landvolke, aus dem sie hervorgingen, sehr beliebt; es ist Humor in ihrer Armut, die wir eine lustige nennen möchten, weil ja nicht Weib und Kinder dahinter jammern; es ist Humor in ihrem Betteln, im Grunde sind sie ja doch nur Bauernsöhne, da können die Bauern schon etwas geben; zudem fegen sie ihnen, wo es not tut, mit kräftiger Bürste und scharfer Lauge das Gewissen, wie es ein Weltgeistlicher gar nicht zustande bringt. Diese Klöster sind die Reserve für die Seelsorge; erkrankt ein Geistlicher oder reichen die Kräfte nicht aus, so greift man in die Zelle und holt ein „Paterl,“ das dann ins Geschirr springen muß.

Die Schlucht des Ponale, wo sich der Bach eine tiefe Furche gegraben, durch die er schäumend niederbraust, wenn auch nicht als Wasserfall niederfährt, bietet für das Auge desjenigen, der aus Norden

kommt und sich an die wasserreichen Klüfte der Alpen erinnert, wenig auffälliges, es sei denn, er wende sich zur Pflanzenwelt. Da kann er an feuchten Stellen den gelben Erdrauch pflücken, aus einer nassen Runse flattern die zierlichen Blätter des Frauenhaares. Auf jeder Handbreit Erde wächst der genügsame Ölbaum, durch dessen trauriges Laub jetzt die grünen Pfläumchen hängen; in den Ritzen des Schrofens haftet der wilde Feigenbaum oder es streckt die Steineiche ihre starren Blätter empor. Diese zwei Gewächse sind mit dem staudigen Hederich, der drüben am Idro vorkommt, für die Wildnis des Südens vor allem charakteristisch. Aber auch das Wirbelkraut, das sentimentale deutsche Fräulein Alpenveilchen, grobe Bauern wegen der Wurzelknollen Saubrot heißen, ist über die Zentralkette hier eingewandert und erinnert uns mit dem feinen Duft, den gesprenkelten Blättern und bizarren Blüten an jene Buchen und Föhren, unter denen wir es im Paß Lofer oder bei Salzburg holten.

Wir gingen bis zu der Mühle oberhalb der breiten Felsenfläche, die der Gletscher des Val di Ledro auf seinem Weg zum Gardagletscher, der das Bett des Sees ausfüllte, abgehobelt und glattgeschliffen. Hier schneidet sich der Bach wie eine Säge tiefer und tiefer ein. Auch das Ledrotal besitzt einen anmutigen See; seine Ufer würden sich zu einer Sommerfrische für die Bewohner der lombardischen Tiefebene eignen oder als nördlichste Zuflucht für Männer, die wie Platen das deutsche Publikum satt haben und dem Glutofen italienischer Städte entrinnen möchten.

Noch windet sich der alte Steig durch den Paß des Ponale empor, den man früher von Riva aus nur zu Schiff erreichen konnte. Ich erinnerte mich an 1848, wo ich mit einer Kompagnie Tiroler Schützen emporklomm; dort an der Rocca bei Riva wehte die schwarz-rot-goldene Fahne und die Jünglinge redeten von den deutschen Kaisern wie sie mit ihren Rittern im funkelnden Stahlgeschmeide auszogen, die Krone des Südens zu erstreiten. Tempi passati!

Nach Tisch ließen wir uns in den Stellwagen einpökeln, zu Torbole sollten ein paar Ochsen vorgespannt werden; ich stieg trotz der Sonnenhitze lieber zu Fuß bergan und hatte dabei den Ausblick in die Gegend von Arco, welche so vielfach an sizilianische Landschaften gemahnt.

Auf der Eisenbahn nach Waidbruck, das römische Sublavione; darüber in der Nacht die Türme der Trostburg, wo Oswalt manches lustige Lied von den Bauernmädchen sang, das sich trotz allen mittelalterlichen Aufputzes für die Leserinnen der Amaranth durchaus nicht eignet; der Grödnerbach, den angeblich bereits Walther von der Vogelweide „diezen" hörte, „doz" auch jetzt, aber auf Seben hallte nicht mehr die Ritterharfe Leutolds, seines Trautgesellen, sondern nur der Chorgesang der Nonnen. Drei Dichter auf einmal und dort Tschötsch, der Geburtsort Fallmerayers, den man zu den Klassikern deutscher Prosa zählt! Man hat nach ihm und dem Maler Josef Koch zu Innsbruck Straßen getauft. Ihre Büsten stehen auf dem Museum. In der Bräuerei zu Mahr, wo der Wirt Peter Mayer als Held unter den mörderischen

Kugeln französischer Schergen fiel, schimmerte noch Licht; wie ruhig war es in dem düsteren Passe von Mittewald, wo die Geister von den Tiroler Schlachten flüstern mögen! Keine Denkmäler? — Über den Orten, wo Großes geschehen, schwebt die Erinnerung und dann die Sage wie ein Adler, warum ihn auf Marmortafeln, und sei's auch mit goldenen Lettern, festnageln?

Zu Innsbruck hielt ich nicht lange aus. Wenige Tage später, als sich der Scirokko ein wenig gelegt hatte, stand ich wieder auf dem Stanerjoch und suchte an schneefreien Stellen nach Versteinerungen, manchmal glitt wohl der Blick nach Süden, wenn auch ohne Sehnsucht, denn die Wolkenbäume über den Zentralalpen ließen erkennen, daß dort bereits die Herbststürme tobten.

Eine verlassene Gegend

Das Achental besuchte ich vor 52 Jahren zum erstenmal; ein wiffes Studentlein, den Tornister auf dem Rücken und den knotigen braungefleckten Ziegenhainer in der Faust. Der Zauber des Sees und des Gebirges hat es mir angetan, so wurde ich als Professor ein Stammgast. Allmählich bildete sich eine kleine Kolonie: Michael Stotter, dem unser Land die geognostische Karte verdankt; der Schalk Josef Daum, der überall seine boshaften Witze ausspielte und nur zu früh als Gymnasiallehrer starb; der Psychologe Sebastian Ruf, der als Irrenkaplan die Störungen, die hier und da ein hübsches Fräulein verursachte, aufmerksam beobachtete und wohl auch den Philosophen Georg Schennach, den Verfasser des „konkreten Monismus", eines scholastischen Eiertanzes, mit allerlei verzwickten Syllogismen neckte; den Vorsitz führte Johannes Schuler, damals der Führer der Liberalen in Tirol; ihn begleitete seine Schwester Kornelie, deren Briefe zum anmutigsten gehören, was deutsche Frauenhand geschrieben und, soweit sie gedruckt sind, Aufsehen erregten; seine Schwägerin, die ideale und schöne Gräfin Therese Sarnthein, eine sinnige Freundin der Dichtung, wie sie jetzt längst aus der Mode sind.

Ab und zu schlossen sich Fremde der Tafelrunde an, so der Architekt Eisenlohr, der Maler Brunner, der Theosoph Romer, der Schriftsteller Wiedemann. Man versammelte sich im „Pedantenstüblein“ links von der Haustüre.

Diese schönen Zeiten, wo auf Gebirg und See die Weihe der Einsamkeit ruhte, entschwanden längst in die graue Vergangenheit; seine Ufer sind jetzt der Tummelplatz der Touristen geworden, auf das blaue Wasser legt sich der Rauch des Dampfers und bis in die tiefsten Täler verfolgt dich der Pfiff der Lokomotive. Wo du hintrittst, hörst du das Klappern der Geldmühlen; niesest du und es sagt dir jemand: „Helf Gott!“ — gib ja ein „Douceur“! Nach jeder Alpenrose greifen zehn Hände, auf den Jöchern, wo ich so manchen stillen Sommertag mich von der einen zur andern Seite legte, bis mich die Schatten, die aus dem Tal aufstiegen, an den Aufbruch mahnten, bewundern dreißig, vierzig Herren und Damen die Natur und in das Blöken der Schafe mischt sich das Geschnatter blöder Phrasen. Zwanzig Sommerferien hatte ich in der Pertisau verbracht, jetzt beschloß ich, auszuwandern.

Wohin?

Das schöne Mittelgebirge südlich von Innsbruck, auf das die waldigen Lanserköpfe schauen, gehört auch bereits den Fremden; zu Igls erwartet jene, deren Geldbeutel weit genug ist, ein vornehmes Hotel, die Wallfahrt zum heiligen Wasser versammelt längst schon nicht mehr bloß die frommen Pilger, die sich dann von ihrer Andacht bei den berühmten Tiroler

Knödeln erholten; ja sogar unter der Kuppe des Patscherkofels ist ein Gasthaus mitten unter die Alpenrosen hineingebaut . . . also wohin?

Wir fahren nach Telfs. Hier verbinden sich zwei Straßen, die eine führt in etwa sieben Stunden nach Nassereit und von da zum Fernpaß, wo sich ein Münchener neben der alten vielumkämpften Klause eine Villa in dem bekannten modernen Pappendeckelstil baute; die andere begleitet die Eisenbahn nach Imst, von hier erreicht man durch das langweilige Gurgltal an Strad, dem Ansitze Greuters, des berühmten Führers der Klerikalen, vorüber, Nassereit. Beide Straßen trennen sich also in einem spitzen Winkel, dessen Schenkel eine kurze Basis verbindet. Wir gelangen stromaufwärts mit der Eisenbahn nach Stams. Der Strom bildet die Grenze zwischen der älteren Gneisschieferformation auf dem rechten und der Trias auf dem linken Ufer, also zwischen den Zentralalpen der Ötztaler Masse und der nördlichen Kette des Kalkgebirges; der Unterschied zwischen rechts und links entgeht auch dem oberflächlichsten Beobachter nicht. Hier pralle Wände, die nebenan nicht einmal einem Fußpfade Raum lassen, dort der grüne Abhang, dessen Wälder von Bergwiesen durchsetzt sind; hier und da blickt aus den dunklen Tannen ein Bauernhof zwischen Kornfeldern, das Steingeripp wird unter der grünen Decke selten sichtbar, oder nur dort, wo die schäumenden Bergbäche tiefe Runsen und Schluchten gerissen haben.

Wir steigen aus.

Nicht weit vom Bahnhof erheben sich, um den

Ausdruck Amthors zu wiederholen, „die klotzigen Türme" des Zisterzienserklosters, dessen Architektur in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts verweist, wenn auch die Stiftung viel älter ist. Die Gruft birgt die Gebeine tirolischer Landesfürsten: hier ruht nach einem Leben voll harten Kampfes Friedrich mit der leeren Tasche und sein Sohn Herzog Sigmund der Münzreiche, der die Silberbergwerke von Schwaz besaß und prächtige Taler prägen ließ, und noch mehrere andere, deren Särge die Schmalkaldener bei ihrem Einfalle auf rohe Weise plünderten. In einer Kapelle sehen wir die farbenreichen Fresken von Joseph Schöpf, der auch dem Kloster seine Zeichnungen hinterließ, weil es ihn unterstützt hatte, was freilich lang, lang her ist. Jene Bilder stellen die Schicksale des gottlosen Ritters Oswalt Milser dar, von dem wir noch gelegentlich sprechen werden, ganz im Kostüm der Romane von Kramer und Spieß — Federhut, Radkragen und wie alle Stücke dieser Garderobe heißen. Schöpf war 1745 zu Telfs geboren; wenn ihn Cornelius und Overbeck auf der Reise nach Italien zu Innsbruck, wo er 1826 den herrlichen Plafond der Johanniskirche malte, besucht hätten, brauchten sie die Freskotechnik nicht erst in Rom angeblich neu zu erfinden, sie konnten sie hier gleich von einem Meister lernen und hätten sich dann Zeit und Mühe erspart. Die Kunstgeschichte wird manche Irrtümer eben auch nicht los. Zumeist dem wackeren Balthasar Hunold verdankt Schöpf seine Büste von J. Gapp. In Telfs gebührt aber neben ihm noch ein Platz dem Tiroler Dichter Al. Weißenbach, der hier 1765 geboren,

1821 zu Salzburg als Professor starb. Sein Denkmal auf dem Johannisfriedhof wäre längst zerfallen und vergessen, wenn es nicht R. v. Strele aufgefrischt hätte.

Doch kehren wir nach Stams zurück.

Wie der Weinkeller besetzt ist, wollen wir die Hochwürdigen nicht fragen, von ihren Vorfahren erzählt man, daß zwar keiner anzugeben wußte, wo der Schlüssel zur Bibliothek stecke, als jedoch eine Flaschenbatterie aufgepflanzt wurde, jeder einen Pfropfenzieher auf den Tisch legte.

Die Geschichte ist wohl von einem boshaften Feind der Religion erfunden, zugetragen hat sie sich schwerlich in den Tagen des gelehrten Primisser oder auch der Reformation. Dort wurden nämlich die Mönche plötzlich kopfscheu und lasen — denkt euch, in Tirol! — lutherische Bücher. Die Landesregierung schickte eine Kommission, die sie konfiszierte — nämlich die Bücher — und wahrscheinlich verbrannte, vielleicht modern sie auch in dem Giftkasten eines Archives. Seitdem überlassen die Hochwürdigen Wissenschaft und Kunst zumeist den Franziskanern und Benediktinern. Dafür wenden sie der Bewirtschaftung ihrer prächtigen Güter große Aufmerksamkeit zu und vermehren so ihren Ertrag. Ihnen gehören die Äcker und Wiesen an der sonnigen Lehne, wo Knechte und Mägde von früh bis spät arbeiten. Die schönen Wälder am Abhang des Gebirges bis zum Joch schützen sie sorgfältig; früher sammelten dort die armen Weiber die Himbeeren für den Verkauf, jetzt ist es — wohl nur vorläufig — untersagt, vielleicht um die jungen Setzlinge zu schonen. Dieser auf-

merksame Betrieb der Forstwirtschaft ist in einem so entwaldeten Lande wie Tirol gewiß sehr löblich; indes wäre das Stift reich genug, um der Armut zuliebe einen kleinen Verlust zu tragen um so mehr, da jetzt, wie man mir erzählt, bei mildtätigen Spenden keine so große Freigebigkeit mehr herrschen soll. Ob sich die Herren dadurch beliebt machen, geht uns nichts an; sie wahren ihr Recht und dieses gilt wie der juridische Buchstabe bei den Prozessen, die sie führen.

Wir suchen in dem Bauernhofe nebenan den Fergen, der uns am Drahtseil über den Inn führt; er zahlt dem Kloster dafür Pachtzins, ohne jedoch immer am Platz zu sein, wenn man ihn braucht. Dafür ließe sich leicht ein sicherer Steg herstellen; die hochwürdigen Herren wollen vielleicht ohne Zinsengarantie nichts tun. Auch die Wissenschaft macht ihnen nicht viel Kopfzerbrechen, der Name Primissers ist verschollen. Der Inn ist schmal, aber reißend; er wirft uns daher schnell an das linke Ufer, wo der Fels kaum so viel Platz läßt, um zu landen. Er steigt so steil empor, daß der Pfad sich nur im Zickzack emporzuwinden vermag und, wenn auch nirgends gefährlich, Leuten die an Schwindel leiden, nicht empfohlen werden kann. Die vierzehn Stationen mit den Leiden Christi gewähren Ruhepunkte; wer schräg hinüberklettern will, gelangt an einen schönen Wasserfall in der schmalen Schlucht.

Der Schrofen besteht aus hartem, grauem Dolomit, dessen chemische Zusammensetzung dem Pflanzenleben nirgends einen günstigen Boden bietet, die Wand schaut nach Süden und ist so der Sonnenglut aus-

gesetzt, daher siedelt sich hier nur spärliches Gras an, hier und da die Steinmispel, häufiger der aromatische Quendel, dem die Bienen von allen Seiten zufliegen. Die Tageshitze schmilzt das Harz der mageren Föhren und erfüllt die Luft mit Wohlgeruch. Oben schließt eine Kapelle den Pfad ab; von der Bank genießt man einen schönen Blick über das Inntal; wer mag Aussichten noch beschreiben!

Da tönt vom Kloster Stams die Jakobsglocke; deutscher Wanderer horche mit Wehmut ihrem Klang, sie ruft dich zum Gebet für den unglücklichen Konradin von Hohenstaufen. Im Eichenwalde, durch den die Straße aus Schwaben zog, nahm hier seine Mutter Elisabeth von ihm Abschied; in Italien verriet ihn in der Meerburg zu Astura ein Frangipani und lieferte ihn dem Henkerbeil des tückischen Anjou aus. Warum setzte Dante diesem Bundesgenossen des Papstes nicht in der tiefsten Hölle ein Schandmal, während er dem heldenkühnen Manfred ein Plätzchen im Fegfeuer anwies? Elisabeth stiftete zum Andenken ihres unglücklichen Sohnes das Kloster; so erinnert uns diese einsame Stätte an den blutigen Untergang des herrlichsten Kaisergeschlechtes, der Hohenstaufen und den Schluß des Mittelalters. Wir könnten links über den waldigen Grat zum Locherboden gehen; dort erheben sich auf einem nackten Vorsprung drei große Kreuze mit Christus und den zwei Schächern, nebenan ist eine Grotte zu einer Marienkapelle umgebaut; ein Knappe kam hier durch abrollende Steintrümmer in große Gefahr und entrann wie durch ein Wunder dem Tode. So entstand hier eine Wallfahrt,

die besonders bei den Bauernmädchen in Ansehen steht, welche sich nach dem heiligen Sakrament der Ehe sehnen; man trifft fast immer eine Gruppe solcher frommen Gäste; eine oder die andere betet wohl auch den Rosenkranz laut vor. Hier wie überall im Oberinntal kann man beobachten, daß alle Stätten des Glaubens entweder nach dem Verfall, wenn auch nicht immer geschmackvoll, hergestellt wurden, oder daß neue entstanden. So zeigt sich die Zunahme der kirchlichen Gesinnung, obschon die Unduldsamkeit gegen Andersgläubige, weil man ihr Geld braucht, bereits abgestumpft wurde.

Freilich war es im Lande der Glaubenseinheit, der man übrigens eine einseitige Berechtigung kaum absprechen kann, nie so schlimm, als manche behaupteten. Jetzt stehen nur noch Vertreterinnen des schönen Geschlechtes und zwar ältere Exemplare desselben auf dem vorsintflutlichen Standpunkt. Im Waggon sagte neulich eine Ötztalerin: „Jetzt hat sich wieder ein Fremder tot gefallen!“ — Ihre Gevatterin antwortete: „Das ist gleich, er ist ja doch kein rechter Christ gewest!“ — Da sind die Zillertalerinnen aufgeklärter. Eine meinte: „A Bußl von am luthrischen Buben ist grad so gut wie von einem katholischen!“ — Sie hätte wohl gar noch einen geheiratet, wär einer dagewesen. Die beiden Ötztalerinnen setzten ihr Gespräch fort: „Es regnet jetzt fort und fort; da bricht am Ende wieder der Ferner los und wir kriegen eine Überschwemmung.“ „Gegen den Willen Gottes kannst nichts!“ erwiderte die andere. „Siehst, da haben sie von Innsbruck eine Kommission herein-

geschickt, die wollte Felsen sprengen, da sah sie aber auf dem Eissee eine große blutige Rute schwimmen und die Herren kehrten augenblicks um, denn sie erkannten, daß es die Strafe Gottes bedeute." — „Kismet!" murmelt der Türke.

Wir wenden uns wieder der Landschaft zu. Bald stehen wir vor einer Senkung, durch eine tiefe Kluft stürzt der Bach auf die Räder einer Mühle und setzt sie in Schwung: ein Bild von Everdingen! Da ich nicht mehr in Novellen mache, überlasse ich es einem Dorfgeschichtler gegen ein kleines Trinkgeld. Der kaiserliche Rat Kaspar Speckbacher in Obermiemingen, unser ältester Tirolerpoet, der alle Sagen und Märchen des Tales kennt, mag eine Prise schnupfen und ihm dann neuen „Stoff" liefern; etwa die Geschichte vom traurigen Hecht, der sich aus Liebesgram vom Wasserfall in den Inn tragen läßt und dort weiterschwimmt. Ein kleiner Felsenriegel trennt uns noch von der Mulde, wo gleich einer „Perle in der Schale" — das liebliche Dorf Untermiemingen ruht. Hochauf steigt der schlanke Turm mit dem roten Dache, die Kirche liegt aber in Trümmern, wie Ameisen krabbeln Männer und Weiber durcheinander und führen den Schutt auf Schubkarren weg. Es ist aber Sonntag!

Der greise Pfarrer will seiner Gemeinde als Andenken eine neue Kirche hinterlassen; zwar hat er viel Geld gesammelt, es reicht aber nicht aus; so fronden die Bauern mit Weib und Gesinde; sie arbeiten unentgeltlich, führen Steine und Bäume auf den Bauplatz, brennen Kalk, daß man sich an die Erzählungen des Bernhard v. Clairvaux erinnern möchte.

Die abgebrochene Kirche stammt aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, merkwürdig war an ihr der neuentdeckte Grabstein eines Pflegers von Freundsheim; die Altäre gehören dem Rokoko, sehenswert sind die Bilder von Schöpf und Knoller, möge man sie nicht dem so beliebten neugotischen Staberlwerk opfern. Ich betrachte überhaupt jeden Versuch in moderner Gotik mit Mißtrauen; der eigentliche Bauernstil bleibt jetzt doch das Barock mit seinen Blasengeln und Heiligen, deren goldene Gewänder im Wind flattern. Erhalten wurde die Kapelle auf dem Freithof; hier malte Alois Plattner, der letzte Schüler von Cornelius, im Geiste des Meisters seine „Allerseelen" oder vielmehr: er wiederholte das Fresko auf dem Gottesacker zu Innsbruck. Das Bild ist für uns geradezu typisch geworden, Kopien desselben begegnen wir häufig und das zeigt, daß es dem Sinne des Volkes entspricht, was man anderen Werken dieser Schule nicht nachrühmen kann. Die Komposition ist groß gedacht, aber schwer in der Farbe: „Ein Maler muß malen können!" — Recht, König Ludwig, wenn er aber nur malen kann, bleibt er ein Kunstfärber. Wie viele von unseren heutigen Pinseln, die jetzt in der Pinakothek und der Ludwigskirche verächtlich die Achseln zucken und auf den Ausstellungen prunken, werden in hundert Jahren vor der idealen Kunst jenes gewaltigen Mannes noch aufrecht stehen? In jedem Herbst sterben die schillernden Kerfe der Mode, sie alle überlebt der einsame Aar.

Im Dorfe ist keine geeignete Unterkunft, wohl aber in der Post zu Obermiemingen. Dort erwartet

uns der Herr Rat und greift in die Tasche nach den Epigrammen, die er zwischen den Wachholderstauden am rauschenden Lahnbach ersonnen hat.

Nach Rom und Obermiemingen führen viele Wege, die langweilige Landstraße, welche von Telfs durch die enge Mörderschlucht emporsteigt, benutzen fast nur noch die Wagen oder die Radfahrer, die einzeln oder in Gruppen dahersausen. Jüngst machte ein junges Ehepaar auf diese „nicht mehr ungewöhnliche Art" seine Hochzeitsreise, das Weiblein sah in der blauen Bluse, die Jokeikappe auf dem Kopf, ganz appetitlich aus. Fußgängern raten wir etwa den schattigen, mit Marken bezeichneten Waldpfad gegen Untermiemingen einzuschlagen und eine halbe Stunde davon rechts einzuschwenken, oder das schmale Mähdertälchen aufzusuchen: das ehemalige Bett eines versiegten Gletscherbaches; rechts und links hat man die hohen Ufer, aus den Büschen gucken Maiglöckchen, Steinnelken und dann die wilden Rosen, unter den Füßen breitet sich der weiße Rasenteppich und so gelangt man in zwei Stunden voll schöner Einsamkeit auch an das erwünschte Ziel. Stellwagen gibt es von Telfs nach Nassereit jetzt wieder zwei und Gasthäuser könnten wir nach der Post nur noch den Stern zu Obsteig nennen und vielleicht noch die Schenke in Holzleiten.

Am nächsten Morgen suchte ich den Schmöckerweg, der durch das Steinrich gegen Freundsheim führt. Mit jenem Namen bezeichnen die Bauern eine ungeheure Moräne, welche aus dem Stötteltal sich gegen die Landstraße vorschiebt. Sie steht gegen die Grund-

moränen der Urzeit schräg, überschüttet sie und ist folglich jünger als sie. Diese Steinblöcke, die manchmal übereinander balancieren, der eckige Schotter dazwischen — das ist eine Merkwürdigkeit, welche ich bisher nirgends so in den Alpen entdeckte.

Freundsheim liegt auf einem Vorsprung, überall zeigen sich die Spuren von Behaglichkeit und Reichtum, jetzt ist alles verlottert und man ist nicht sicher, daß nicht der Regen durch die Zimmerdecke tropft. Die Mönche von Stams hatten sich hier, nachdem das Schlößlein des lustigen Herzogs Sigmund unwohnlich geworden, 1769 einen Meierhof als Sommerwohnung eingerichtet. Zu ebener Erde wohnen die zwei Bauern, beide arm und ohne Sinn für die Schönheit ringsum. Eine geräumige Stiege führt in eine luftige steingepflasterte Halle, rechts und links schließen sich die Zimmer der Hochwürdigen an. Ich wählte das Zimmer des Prälaten; es ist in Rokoko ausgemalt, schlecht, aber harmonisch, wie alles in jener Zeit, die einheitlich mit sich nicht um die Stilfetzen aller Nationen bettelte. An den Wänden hängen in geschnitzten ovalen Rahmen die Porträts der Kaiser Leopold und Karl, zur Seite in steifster Hoftracht mit Puder und Toupé die allerhöchsten Gemahlinnen.

Ich trete vor die Türe; ober derselben prangt, von V. Holzer flott gemalt, das Wappen von Stams, Engelknaben spielen mit Stab und Mitra. Vor mir dehnt sich uralter Gletscherboden, den kein Wasserstrom ausebnete, wellige Hügel, die sich bisweilen stauen, überall geritzte Geschiebe im Lehm der Grundmoräne oder zerstreute Irrblöcke. Die Lärche in ausgedehnten

Beständen, aber kein Laubwald, selten Weiß- und Rottannen, meistens nur Föhren.

Südlich erheben sich wenige Mauerreste von Sigmunds Schlosse, noch vor fünfzig Jahren war es bewohnt, dann verlassen, endlich hat der vorige Besitzer des Hofes einen Ofen gebaut, Stein um Stein losgebrochen, zu Kalk gebrannt und verkauft. Nun, die Römer des Mittelalters verwendeten zu diesem Zwecke die edelsten Werke der Kunst. Die Fischteiche sind mit Schilf verwachsen, in dem der Odem der Nacht spielt, in einem Tümpel blühen die Seerosen, die ich so gern habe.

Die Gegend ist wundervoll; links die prallen Wände der Mieminger Berge, die nach vorn der Block des Hochmundi abschließt, rechts das Gneis-Hornblendegebirge mit der Stamseralm zwischen dem Birk- und Grieskogel, wo noch Murmeltiere vorkommen.

Den Hintergrund schließen in großartiger Reihe die kahlen Grate des Karwendel, der Erlspitz, der Solstein und die Wattner Jöcher. Das ist abends schön; die Schrofen links leuchten goldrot, auf das Schiefergebirge rechts fließt milder Karmin, langsam sinkt das ganze Bild in ätherisches Blau; durch die Bäume, über den Kornfeldern und Wiesen schweben Leuchtkäferchen, aber allmählich schieben sich von Westen schwarze Wolkenmassen vor, hier und da zuckt es hell durch das Dunkel, doch erst spät bricht das Wetter los. Es donnert fast die ganze Nacht, daß die Fenster klirren und die Wände zittern und das Angstgeläut der Glocken wie die Klage eines schwachen Kindes verhallt.

Das Hochtal von Miemingen ist bis Nassereit fast ganz mit Wald bedeckt, die kleinen Ortschaften liegen zerstreut, Wiesen und Feld bilden kleine Inseln. Wer Frieden und Stille sucht, findet sie hier; schon vor 75 Jahren begeisterten die herrlichen Forste an der Landstraße den bekannten Kotzebue so, daß er hier ein bleibendes Heim ersehnte. Die sentimentale Anwandlung würde bald vorübergegangen sein, denn Familien müßten bei einem längeren Aufenthalt hier viel entbehren. Schattige Waldgänge laden jedoch nach allen Richtungen ein.

Wenn man aus den Föhren ober Freundsheim an den Lattenzaun gelangt, erblickt man Mähder mit magerem Gras, Lungenmoos und zierlicher Renntierflechte, auf den flachen Hügeln weisen zwischen den stämmigen Lärchen, die hier der Reichtum des Bauern sind und für die Schiffswerften geschlagen werden, zerstreute Irrblöcke von Gneis und Hornblendeschiefer auf die Eiszeit zurück: rechts Wiesen und Wassertümpel in den flachen Mulden, an deren Saum das Schilf flüstert und die zarten Büschel des Wollkrautes flattern. Weiter rückwärts ragen traurige Mauerreste, die Schlote und Gewölbe des Mooshäusels. Hier brachte das Dorf seine Bettler und Landläufer unter, die Armut feierte ihre Schnapsorgien und es geschahen Dinge, daß man das Dach abhob und die brauchbaren Steine, um all den Frevel zu sühnen, für das neue Kirchlein zu Krebsbach verwendete. Ober diesen Trümmern wurzeln knorrige Föhren, ein Steinblock bezeichnet das Grab eines Selbstmörders; als Hintergrund das wilde zerklüftete Kalkgebirge, von dessen

Graten grauer Nebel niederfließt. Es beginnt zu dämmern, leiser Regen rieselt, auf dem Bilde lastet unsägliche Schwermut; es erinnert an manche Radierung von Rembrandt. Die Bauern gehen nachts nicht gern vorüber; man hört manchmal schallendes Gelächter und auf dem Schutt hüpfen blaue Flämmchen umher.

Noch schöner als Freundsheim und das nahe Fronhausen, wo der älteste Bau der Gegend den Spruch Friedels mit der leeren Tasche trägt: „All Ding a Weil 1463", ist Obsteig. Das Dorf liegt höher, die ziemlich wohlhabenden Bauern richten Wohnungen für Sommerfrischler ein, die eigene Wirtschaft führen wollen. Mitten zwischen den Nadelbäumen überrascht uns der Weiler Gschwend: eine kleine Idylle. Von hier gelangen wir links zum Holzerhäuschen. Wir treten auf die Straße hinaus und bleiben überrascht stehen: ich kenne kein großartigeres Landschaftsbild in Tirol, als das sich hier entfaltet. Unseren Blick fesselt zuerst das Schloß Klamm rechts in der Tiefe auf einem Schrofen, den die Sturzbäche der Gletscherzeit im Schutt und Gerölle bloßlegten.

Es ist nach allen Seiten sturmfrei, ein gewaltiger Rundturm mit Schießscharten droht finster über der alten Straße, welche einst von Mötz nach Obsteig und Nassereit emporstieg; den Eindruck, den er macht, schilderte ganz richtig mein Enkelchen in seiner Weise: „Hier wohnt der Wauwau!" — Eine Zinne ist herabgebrochen, das spitze Dach verfault und niemand denkt daran, es herzustellen. So fällt die Macht des

Mittelalters. Keine Urkunde gibt Nachricht, wann der erste Grundstein gelegt wurde: eine Raubburg, wo der trotzige Oswalt Milser hauste. Er holte sich den Abt Konrad Speiser aus dem Kloster Wiltau; der Hochwürdige hat sich wohl mit einem schweren Lösegeld freigekauft, obschon ihm gewiß ausgiebig Forellen aus dem nahen Bach und Wildbret aufgetischt wurde. Die Ruchlosigkeit seines Wirtes bezeugt die Legende in Seefeld; das Wunder feierte Brentano in herzschlachtigen Reimen. Der stolze Ritter verlangte die Hostie des Priesters, weil ihm die für den Laien nicht genügte. Als sie ihm auf die Zunge gelegt wurde, erweichte sich das Pflaster wie Wachs und er sank in den Boden; die Öffnung ist noch zu erkennen und mit einem Eisengitter verschlossen. Erst als man ihm die Hostie aus dem Munde nahm, wurde der Stein wieder fest. Ein Bote lief zu seiner Gattin, die ihm an Übermut gleich war; sie sagte: „Ich glaube die Geschichte dann, wenn sich dieser dürre Strauch mit Rosen bedeckt." Der stand nun plötzlich in voller Blüte; da rannte sie wahnsinnig in den Wald und ging dort zugrunde. Oswalt meldete sich als Büßer an der Klosterpforte zu Stams, wo er bis zu seinem seligen Ende als Knecht arbeitete. Sein Rock wurde zu einem Meßkleid verarbeitet. Wer an das Mirakel nicht glaubt, wie später ein Servitenpater, mag es anschauen und nach Seefeld wallfahren. Amen!

Das Schloß gelangte nach mehrfachem Wechsel in den Besitz der Hirn. Der Ahnherr dieser Familie war ein Holzknecht, welcher in der Leutasch mit der

Faust einem Bären den Schädel einschlug. Als Wappen wurde ihm die Darstellung dieses Kampfes verliehen, wie es der Grabstein des letzten Besitzers am Friedhof zu Obsteig zeigt.

Dann gewann ein Bauer die alte schicksalsreiche Burg und die großen Wälder, die sie umgeben, und so hat die alte Herrlichkeit ein Ende.

Die Sage erzählt von einem Burschen, dessen Braut im Schlosse als Magd diente. Er wollte ihr von einer Hochzeit Kuchen bringen, stieg, weil er das Schloß geschlossen fand, am steilen Felsen empor und stürzte in den Abgrund. Anderes weiß der Rat Speckbacher zu berichten, der ja mütterlicherseits von den Hirn stammt und ihr Siegel führt.

Von Klamm gelangt man in einer halben Stunde auf den Bahnhof zu Mötz und der Wanderer kann befriedigt sein von den vielen Schönheiten, die ihm ein Umweg von kaum einem halben Tag überall zeigte.

Die Kalkgebirge nördlich von Miemingen werden über 7000 Fuß hoch, ihre prallen Wände, die in der Nähe ganz wild zerklüftet sind, zeigen kaum eine Spur von Gras und Kraut, nur selten erklimmt sie ein neugieriger Wanderer, obwohl Barth, Waltenberger und Kilger ihre reiche Schönheit schildern. Sie würden gewiß besucht, wie sie es verdienen, wenn der Alpenverein sie zugängiger machen wollte, was schwerlich viel kosten dürfte. Ein schartiger Kamm heißt der Frauentritt; hier wohnen und wandeln die saligen Fräulein, wohl die holdesten Wesen der deutschen Sage. Mit goldenem Haar, in weißen Kleidern spinnen sie Flachs, schrecken die Jäger zu-

rück, die ihre Gemsen bedrohen, helfen den Menschen bei der Arbeit und bringen ihnen Segen ins Haus. Eine oder die andere trat wohl mit einem schönen Senner in ein Verhältnis, ihm zum Unheil, — denn bei Gelegenheit vergaß er sich mit einem hübschen Mädel und bot der Erdentochter undankbar Hand und Herz. Da hüllten sich die Berge in Nacht, Donner rollten, Gießbäche rauschten und des Morgens lag der Ungetreue mit Haus und Hof unter einer Mur verschüttet, während um die sonnigen Höhen leichter Nebel floß, denn jene unsterblichen Wesen berührt kein Menschenschmerz. Michael Stotter hat jene Sage als Schauspiel für Kinder bearbeitet; hier liegt aber der prächtigste Stoff zu einer romantischen Oper, wenn ihn jemand auflesen will.

Wer Sehnsucht nach den Wildnissen des Gebirges hat, darf nur anderthalb Stunden von Obermieming in die leicht zugängliche Schlucht des Juttenbaches steigen: der Anblick überrascht auch den vielerfahrenen Touristen. Sie ist quer in die fast senkrechten Platten des Hauptdolomiten eingeschnitten, dieser bröselt leicht ab, die weichen Mergel der Carditaschiefer sind ausgewaschen und so ragen überall Zacken, Vorsprünge, Grate von der abenteuerlichsten Form empor. Der Stöttelgraben weiter westlich führt unmittelbar an den weißen, harten Wettersteinkalk. Wunderbar ist hier, wie der Lahnbach auf einmal mit voller Gewalt aus einer geborstenen Schichtentafel hervorspritzt. Jedes Jahr besuche ich diese einsame Stelle. Heuer im Juli war sie ein Garten von Alpenrosen, weißem und gelbem Steinbrech. Weiter abwärts am Wege

fließt aus Moos und Geröll ein Brunnen, dessen treffliches Wasser die Bauern in einer Holzrinne zusammengefaßt halten. Hier saß ein Franziskaner still und friedlich; er verzehrte ein Stück Schwarzbrot und nahm hier und da einen Schluck. Ich blieb, um ihn nicht zu stören, schweigend stehen, da hob er das Auge, stand auf und begrüßte mich: „Ja der Tag ist so schön und klar, das Bergwasserl so frisch, d'rum bin ich nach der Messe heraufgestiegen, um mich daran zu freuen." — Als ich dann im Bette des Baches einige Versteinerungen losklopfte, sah ich ihn auf seinen Sandalen durch das Gebüsch in das Tal klappen.

An der Weitung der Schlucht suchte ich einen Ziegenpfad und war bald in einer öden Moränenlandschaft, auf welche Hochgebirg und Föhren ernst niederschauen. Wo das spärliche Knieholz abgetrieben war, kam der trockene Kalkschutt, überstreut von großen eckigen Blöcken, zu Tage, in die Spalten klammerte sich die Steinmispel, am Boden klebte hier und da ein Rasen der kleinen Kugelblumen oder das Achtblatt mit einer oder der anderen verspäteten weißen Blüte. Überall traurige Öde: da ragte von weitem über einen Steinhaufen die goldene Ähre des Himmelbrandes empor. Ich war fast betroffen und machte den kleinen Umweg. Stolz und einsam erhob sich die Pflanze mehr als mannshoch, umkleidet von den grauen Wollblättern; hatte ein Vogel oder der Südsturm den Samen hergetragen, daß er hier Wurzel schlug? — Vielleicht prangt sie am Tage Mariahimmelfahrt in dem „Buschen", den ein Senner zur

Kirche trägt, um ihn weihen zu lassen. So will es der Volksgebrauch, dann schützt er das Haus vor Donnerschlag und Hagel. Er verkündet aber auch, was der Winter bringt:

„So hoch der Himmelbrand,
So tief der Schnee im Land!“

Dann werden diese Hügel noch einsamer sein als jetzt, zwischen den verschneiten Blöcken duckt sich der Schneehase und nagt das verdorrte Riedgras ab oder knuspert an einer Wachholderstaude, hoch über ihm zieht der Jochgeier die Kreise, bis ihn der Donner der Lawine verscheucht, die vom Hang der Hochplatte niederfährt. Vielleicht hat sie mir für den nächsten Sommer Versteinerungen herabgeführt.

Nachdem ich einiges vom Lande erzählt, will ich auch zu den Leuten übergehen. Ganz abgesehen vom „Trentino“ bietet Deutsch-Tirol eine große Mannigfaltigkeit von Bewohnern, vielleicht mehr als mancher größere Staat, ist es doch von der großen Völkerstraße über den Brenner durchzogen; und so reicht seine Kultur in Zeiten zurück, wo die Ahnen unserer modernsten Intelligenzprotzen in ihren Pfahldörfern sich noch auf Bärenfellen reckten. Fast jedes Tal zeigt seinen eigenen Typus, der Bauer an der Ziller unterscheidet sich von dem am breiten Gestade des Inn und der Unter- nicht bloß vom Oberländer, sondern dieser auch vom Ötztaler und Patznauner, wobei sich allerdings größere zusammenhängende Gruppen bilden lassen. Einen Grenzwall schieben Fern und Arlberg vor: jenseits desselben die Schwaben. Wenn es auch von großem Interesse ist, alte Namen

zu deuten, wozu freilich Kenntnisse gehören, wie sie allenfalls Christian Schneller besitzt und sich auf diesem Wege mancher Schluß auf die Urbevölkerung und den Wechsel derselben ergibt, so scheint es doch, wie die Dinge liegen, noch wichtiger, endlich die Dialekte zu prüfen, ihre Grenzen zu bestimmen, ja auch das Satzgefüge und die Modulation des Tones, wie die Worte ausgesprochen werden, zu beachten, wenn sie sich auch nicht durch Schriftzeichen binden läßt. Die Akademie der Wissenschaften zu Wien hat unsere Weistümer in den Gemeindeladen aufsuchen und drucken lassen, nicht immer nach den besten Handschriften, und Nachträge werden auch nicht ausbleiben; auch hier kann noch vieles geschehen und abgeleitet werden. Mit Schädelmessungen und Untersuchung der Leibesbeschaffenheit hat man nördlich des Brenners noch kaum begonnen; kein Land bietet dem Ethnographen so viele und wichtige Aufgaben wie Tirol, der Gewinn einer Lösung wird sich nicht bloß auf dieses kleine Gebiet beschränken, sondern auch nach auswärts von weittragenden Folgen sein.

Das Oberinntal soll bei der Martinswand beginnen; wir möchten jedoch die Städte Innsbruck und Hall mit den zugehörigen Dörfern als neutral bezeichnen, wo sich die Unterschiede so ziemlich ausgleichen, bis dann stromabwärts das echte Unterland in sein Recht tritt. Da sitzt der stolze Baiware in seinen großen Einzelhöfen, nicht der Nachfolger des verstorbenen Besitzers erbt sie, sondern sie erben ihn, weil die Güter nicht zersplittert und die jüngeren Geschwister abgefunden werden. Männer und Weiber zeigen

häufig echt germanische große Leiber mit strotzender Muskelfülle; blonde Haare, blaue Augen. Die Bursche sind kühn und trotzig, aber auch gutmütig; die Volkstracht wird noch in Ehren getragen und mit ihr blieb so manche treffliche Eigenschaft erhalten. Die Sprache wird gegen Osten immer weicher, aus el — z. B. ei — Schüssei — und nur die künstliche politische Grenze scheidet bei Kufstein das stammverwandte Bayern und Tirol. Man verglich wohl die heiteren Unterländer mit Joniern, die rauhen Oberländer mit Doriern. Das trifft aber in vielen Punkten nicht zu.

Die Oberinntaler sind durchschnittlich kleiner als die reckenhaften Unterländer; die Frauen sogar manchmal fein gebaut, wenn auch selten schön, Farbe und Schädelbau ziemlich verschieden. Wohl mögen sich hier viele Rhätoromanen erhalten haben, denn die Alemannen stauten sich am Fern und Arlberg und der Strom der Völkerwanderung ergoß sich über den Brenner nach Süden, doch deuten auch rein deutsche Ortsnamen wie Inzing, Hatting, Polling auf deutsche Gründer und die bekannte Riesensage von Haimon, der den Thyrsus erschlug, wohl auf die Kämpfe der Urbewohner mit den Eindringlingen. Man verbindet Thyrsus mit Thyrrhen, ein anderes Wort für Etrusker, die wieder mit den Rhätern zusammenfallen. Zu diesen gehören wahrscheinlich die Dickschädel, mit denen man Tore einrennen könnte. Manche wollen sogar die Frömmigkeit — um nicht zu sagen Bigotterie — der Oberinntaler auf jene Ahnen zurückführen, die bekanntlich den Römern die Augurien

und andere schöne religiöse Bräuche überlieferten, während der lustige Unterländer, ohne gerade irreligiös zu sein, Gott Vater häufig einen guten Mann sein läßt. Auch der düstere Zug, den manche entdecken wollten, würde hierher passen. Der Oberländer ist allerdings ernster, spröder, in sich gefaßter; zäh und arbeitsam muß er dem kargen Boden das trockene Brot und Maismehl abringen und davon noch die hohen Steuern zahlen, darum findet der Berliner Gemsenjäger hier selten den lustigen Tirolerbuben und Maler dürften lang nach Modellen Umschau halten. Bisweilen klingt jedoch ein frisches Lied über die Felder und wenn ein sauberes Dirndl im Hause ist, kommt wohl der Liebhaber mit der Zither, er bringt seine Schwester, andere Burschen folgen und da wird dann getanzt, ohne daß gerade die Eltern Einsprache erheben.

„Ja, wo denn?“ — das sag' ich eben nicht, sonst kommt der strenge Pfarrer angehumpelt, der ja auch die Bauernspiele einstellte, die man früher gelegentlich im Speicher neben der Kirche aufführte. Er walzt mit seiner Häuserin im Widum gewiß nicht; wie soll da der Schuster etwas verdienen? — Ne quid nimis!

Die Dialekte des Inntales entspringen aus einer Wurzel; der Oberländer hat seine Eigentümlichkeiten, dahin gehört z. B., daß er für e ein a setzt und sich so dem Schweizer nähert. Berg — Barg, Herbst — Harbst. Wer ihn näher kennen lernen will, dem sei der hübsche „Alpenstrauß“ von K. Deutsch in Imst empfohlen.

Der Oberinntaler ist arm, auf seinen Wanderungen

hat er häufig ein Stück Welt gesehen und ist daher ein bißchen demokratisch angehaucht. In den Sturmjahren konnte man wohl hören: „Wir gean nach Sprugg, Heara derschlag'n und tuan uns nachha salt regiern.“ — Das ist übrigens nicht so wüst gemeint; ein „Jahr Neun“ wäre freilich auch hier kaum noch zusammenzubringen und bisweilen hört man sogar Äußerungen, die wir für uns behalten wollen, um keinen Hoftiroler zu ärgern.

Während der Unterinntaler seine Tracht treu bewahrt, hat sich der Oberländer bereits zivilisiert, er trägt farbige Hemden aus dem billigen Stoffe der Fabriken, das Tuch zur Jacke und Hose wurde im Laden gekauft, der Schnitt zeigt nichts Eigentümliches und das ganze Gewand unterscheidet sich kaum von dem der Fabrikler, ebenso bei den Mädchen. Nur bei Festaufzügen und Prozessionen wird noch die Gala der Väter aus dem Kasten geholt und man glaubt sich um fünfzig Jahre zurückversetzt. Wir möchten zum alten Spruch halten:

„Selbst gesponnen, selbst gemacht
Ist die schönste Bauerntracht.“

Freilich kommt sie teuerer als die Lappen, welche die Maschine liefert, ist aber umso dauerhafter und dem Charakter des Landes angemessener. Auch das Haus des Oberinntalers unterscheidet sich von dem des Unterländers, wie es breit und behäbig zwischen Obstbäumen und Feldern liegt oder von einer Höhe ins Tal blickt. Das ist alles echt germanisch. Auf dem First erhebt sich ein Gerüst mit dem Singoz, der „Freßglocke“, welche die Leute zu Tisch ruft, der

Oberinntaler braucht sie nicht, weil er seine paar Stückchen Feld leicht übersieht. Das Dach legt sich breit und mächtig vor, um den Söller, den oft eine reiche Fülle von Topfpflanzen schmückt, zu schützen, eng und wie Schuppen fügen sich die Schindeln; hier deckt man mit langen Läden, der nüchterne Bau trägt selten einen Laubengang, wohl aber führt oft eine Treppe an der Außenwand in den ersten Stock, der einer anderen Familie gehört. Häufig erblicken wir unten zwei Türen nebeneinander, jede ebenso wie der obere Stock mit einer eigenen Nummer; die rechte und die linke Hälfte des Hauses gehören verschiedenen Herren. Das setzt eine andere Lebensweise voraus, aber auch der Tisch des Oberländers ist nicht so fett wie der des reicheren Unterländers. Diesem kocht die Bäuerin mit Weizen, jener sieht täglich die Kartoffel und den Wirler aus grobem Maismehl, so trocken, daß er, wie man scherzweise sagt, die Fenster zumachen muß, sonst verstaubt ihn der Wind. Leider herrscht im ganzen Tale die Branntweinpest, vielleicht oben noch mehr als unten; selbst den Kindern wird schon das Brot drein getunkt. Auch die edlen Frauen tun fleißig mit; ein junger Bauer, der ein hübsches Anwesen besitzt, sagte mir, er getraue sich nicht zu heiraten, weil er keinen Schnapskessel wolle. Ebenso beginnen die Buben fast schon in der Schulstube zu rauchen; Schweizer, Skandinavier und Nordamerikaner sind liberal genug und doch entschließen sie sich zu strengen Verboten gegen beides, was wir in Österreich wegen der hohen Branntweinsteuer und des Tabakmonopols vorläufig ebenso

wenig befürchten dürfen als die Aufhebung des Zeitungsstempels und der Zensur in Form des objektiven Verfahrens.

Der Stolz des Unterinntalers sind seine Herden. Mancher Großbauer besitzt bei hundert von diesen hohen, breitstirnigen roten Kühen; im Oberinntal begegnete uns früher eine eigene kleine, milchweiße oder graue Rasse, die vielleicht mit dem Torfrind verwandt ist, jetzt aber durch eingeführtes Zuchtvieh in den Hintergrund gedrängt wird. So haben wir überall durchgreifende Unterschiede, die in das fernste Altertum, manche vielleicht in prähistorische Zeiten zurückreichen.

Der Oberinntaler ist arm und zwar nicht bloß wegen des geringen Ertrags seines Bodens; eine Hauptursache ist wohl noch sein Erbrecht, das — dem romanischen verwandt — die Güter zersplittert, während sie der Unterländer als echter Bauernaristokrat zusammenhält. Deswegen leidet das Oberinntal auch an einer Landplage: den heimatlosen Dörchern. Im Sommer ist ein Karren mit einer Blache über Reifen gespannt ihr Haus; der Mann und das Weib ziehen an Stricken, aus den Luken schauen schmutzige Kindergesichter. Sie treiben Handel mit Geschirr, Obst und dergleichen, betteln auch und lassen manches mitgehen, was man „finden" nennt. Gewöhnlich begleitet sie ein bissiges Hündlein, unter der Deichsel schwankt ein Käfig mit einem Kreuzschnabel. Ihr Lied hat Karl v. Lutteroti veröffentlicht. Im Winter fallen sie dann der Gemeinde zur Last. Besonders schwer drückten sie auf Mötz unweit Stams.

Hier wußten sich aber die Leute zu helfen: sie bauten ein Armenhaus und als nun die Zugvögel im Spätherbste einrückten, wurden sie den barmherzigen Schwestern übergeben, die ein sehr strenges Regiment führen. Da verleidete die Ordnung gar manchen und er nahm Abschied auf Nimmerwiederkehr. Manche sollen sich in Garmisch oder Partenkirchen niedergelassen haben; wir wünschen Glück zu diesen Gästen. Auch die neue Spinnfabrik in Telfs beschäftigt viele Hände. Schließlich sei noch einer eigentümlichen Hausindustrie gedacht. Auf der Gasse und vor den Türen sieht man überall Kinder, meistens Mädchen, sie zwicken und kneipen mit kleinen Zangen feine Messingdrähte, fügen Glasperlen oder die glatten harten Körner der Josefszehe aneinander und so entstehen zierliche Rosenkränze, die von Innsbruck aus weithin verhandelt werden. Der Lohn ist gering, aber selbst von diesen wenigen Kreuzern mußte eine Steuer für den Kirchenbau in Untermiemingen entrichtet werden. Ein Bauer meint, daß diese Arbeit doch nur ein Müßiggang sei und die Mädel dem harten Feldbau abgeneigt mache.

So will ich diese Andeutungen schließen; das Wort Skizzen wage ich kaum zu gebrauchen, denn der Leser erkennt leicht, daß ich hier noch manches, ja vieles mitteilen könnte, aber hier ist nicht der Raum für die Schilderung eines Gebietes, das bisher so wenig berührt wurde, und ich zweifle sehr, ob das Wenige, was ich sagte, allen und aller Orten angenehm ist.

Die Isidori-Prozession zu Untermiemingen

Allmählich, wenn auch langsam, melden sich auf unserer Hochebene die Sommerfrischler. Der belebteste Platz dieses sieben Stunden langen Gebietes von Telfs bis Nassereit ist wohl Obermiemingen, wo der Postmeister Otto Thaler sein Gasthaus nach und nach den Forderungen des modernen Touristenverkehres anpaßte. Beachtung verdient auch das hochgelegene Obsteig; dort hat der Löwenwirt für Gäste, die sich länger aufhalten wollen, einen Neubau aufgeführt. Untermiemingen ist der stille Winkel für die Ferien von mehreren Gymnasialprofessoren; auch im tiefer gelegenen Stams siedeln sich bereits Fremde an. Schade, daß alle die berühmte Isidori-Prozession versäumten, zu der aus der ganzen Nachbarschaft die Bewunderer herbeiströmten und die sonst so stillen Gassen von Untermiemingen anfüllten. Wir geben eine kleine Beschreibung. Die Prozession wird zu Ehren des spanischen Bauernheiligen Isidor am ersten Sonntag des Juli abgehalten. Gestiftet hat sie bereits im vorigen Jahrhundert eine fromme Bruderschaft. Sankt Isidor betete gern und viel, versäumte dabei jedoch die Feldarbeit. Da kamen zwei Engel geflogen: der eine leitete den Pflug, der andere trieb die vorgespannten Rinder mit der Peitsche. Das möchte

auch unseren Bauern gefallen — während sie in der Kneipe sitzen und schnapseln. Die Legende ist nun auf einem Ferkulum, das sechs starke Männer tragen müssen, dargestellt: der Heilige mit seinen zwei Ochsen aus Holz geschnitzt, die Engel stellten Bauernknaben von vier und fünf Jahren vor. Sie trugen ein prächtiges Rokokogewand von rotem Samt mit Goldborten und kleinen Spiegelknöpfen, daß alles funkelte und schimmerte; auf den Diademen nickten farbige Straußenfedern, die Flügel waren aus Pappendeckel mit Goldpapier überzogen. Der Pflügende nagte an einem großen Stück Kuchen, der Ochsentreiber fürchtete sich und wollte trotz der Tachteln, die ihm sein Vater zur Stärkung verabreichte, nicht auf das Gerüst, so daß man endlich einen anderen Buben zum Ersatz suchen und einkleiden mußte. Neben dem Ferkulum stand ein Tisch, hinter dem der Meßner mit dem Protokoll saß, um neue Mitglieder des Isidori-Vereins für einen kleinen Geldbetrag einzuzeichnen; so war das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden, wie es der katholische Klerus von jeher meisterhaft versteht.

Endlich setzte sich unter dem Krachen der Böller der Zug in Bewegung. Voran schritt, den Kreuzstab in der Hand, ein Engel von etwa fünfzehn Jahren, auch er im roten Rokokogewand mit flatterndem blauen Seidenmantel. Diese Kleider sind über hundert Jahre alt, jetzt brächte man es gar nicht mehr so zusammen; es ist, als wär ein Bild aus der Zopfzeit in unsere schwarzbefrackte Gegenwart gesprungen. Dann folgte tschin-tschin bum-bum die Blechmusik,

unter den Sängern prangten der Doktor und Postmeister von Obermiemingen, was mich, da ich mit den Herren gut bekannt bin, selbstverständlich sehr erbaute; leider konnte ich, da ich weder über Tenor, noch Baß verfüge, ihrem Beispiele nicht folgen und mittun. Begleitet von mehreren Geistlichen, schritt der greise Pfarrer mit einem Rosenbusch in der Hand voran. Dann die Schulknaben, ihnen wurde ein lebensgroßer Schutzengel vorangetragen, den Jünglingen der heilige Aloysi als Muster der Keuschheit, den Ehemännern Sankt Josef, vielleicht hätte man den geduldigen Job wählen können. Dann kamen hinter einer Fahne von gesticktem weißen Flor die Schulmädchen, unter ihnen eine in der Tracht der heiligen Nothburga mit der Zinnflasche und dem Schlüsselbund, dann eine Schäferin, weiß gekleidet, mit grünen Bändern wie aus einer Idylle Geßners; diese Abteilung defilierte in zwei Gliedern unter der Obhut von barmherzigen Schwestern. Den Jungfrauen wurde geziemendermaßen die „Unbefleckte" vorangetragen. Sie waren mit großen Kränzen von künstlichen Blumen geschmückt — die reiche Alpenflora, die jetzt in schönster Blüte steht, hätte wohl die schönste, reichste Auswahl gewährt. — Alle trugen weiße Brusttücher und weiße Schürzen. Viele von diesen frommen Mädchen zählten bereits zu den Perlen der Vorzeit.

Am wenigsten beachtet wurden wohl die Weiber; auf ihrem Ferkulum stand als Patronin die heilige Anna. Warum setzt man sie den Jungfrauen nach und sie haben doch mehr zu leiden, mehr zu schaffen,

als diese? Ehre den Müttern! — Auch die Schützen waren ausmarschiert, zum Teil in der Tracht der Väter, die nun längst aus der Mode ist. Bauern und Bäuerinnen sind jetzt kaum von Fabriksarbeitern zu unterscheiden; sie tragen wie diese nur noch selten selbstgesponnene Leinwand, sondern den Schirting aus dem Kramladen. Freilich sagt ein Hausspruch von 1463: „All Ding a weil", und das gilt auch für das Alttirol, dessen herrliche Geschichte eben auch der Vergangenheit angehört.

Der Zug, der sich im vollen Sonnenschein mit wallenden Fahnen unter den Klängen der Musik durch die Kornfelder und Wiesen bewegte, bot ein schönes, farbenreiches Gemälde; wohl zeigen die Prozessionen unserer Großstädte mehr vornehmen Pomp; in den Dörfern sehen wir allerdings nicht das Neueste aus dem Modejournal, aber viel Eigentümlichkeit. Jedenfalls gehört das Isidorfest zu den eigentümlichsten Tirols. Die größte Freude haben die Kinder dabei und für diese mag sie noch viele Jahre dauern, ehe auch hier die nivellierende Nüchternheit ihr Recht oder Unrecht behauptet.

Interessant ist auch die Kirche von Untermiemingen; ein gotischer Bau; wir gönnen dem alten Pfarrer, der dafür, unterstützt von seinem Kaplan, das Meiste tat, die Freude, daß er noch die Vollendung erlebte, ebenso dem Altmeister der Tiroler Dichter, Kaspar Speckbacher in Obermiemingen, der das Festgedicht machte. Kunstfreunde finden auf den Altären schöne Bilder von Schöpf, Zoller und Knoller. In der Totenkapelle finden Ethnographen Gelegenheit zu

Schädelstudien; auffallend waren mir die häufigen Stirnnähte. Doch auf dieses Gebiet wollen wir uns nicht mehr verirren. So bietet unsere Gegend mit der Hauptstadt Obermiemingen vielen vieles. Compellite intrare!

Ein Ausflug

Für meine Ferien hatte ich das einsame Freundsheim bei Obermiemingen zum Aufenthalt gewählt, wohl auch in der Absicht, die nördliche Kalkkette, welche sich über 8000 Fuß erhebt, zu untersuchen. Bis man die Gegend kennt, muß man sich vorsichtig durchtasten, für meinen Zweck eignen sich am besten die Bachrinnen, welche das Gebirg durchqueren. Hier haben die Lawinen vom Grat abwärts alles aufgeschüttet, was an Gesteinen vorkommt und das Wasser hat es bloß gelegt und gewaschen. So stieg ich am rechten Abhang der Stöttelschlucht empor, bis ich zu einem zerfallenen Steg gelangte, von dem nur einige Balken übrig waren. Vom Regen schlüpfrig, boten sie dem Fuße keinen Halt, durch das wilde schäumende Wasser konnte ich nicht waten, ich mußte daher rittlings auf einem glatten Baume hinübertrachten. Schon hatte ich den Rasen des andern Ufers mit der Hand gepackt, als er zu wackeln begann, ich schwang mich rasch empor, die Unterlage war gewichen und mit einem leichten Stoß des Fußes konnte ich ihn aus dem Gleichgewicht bringen, so daß er in die Tiefe rollte. Ich war einer großen Gefahr entronnen, hundert Schritte abwärts war sie leicht zu vermeiden, dort führt eine Brücke über den Bach.

Am nächsten Morgen versuchte ich mein Glück auf dem linken Ufer — mit nicht viel mehr Erfolg. Erst mußte ich zwei sehr steile Runsen überklettern, wo bei jedem Schritte der Schotter niederbrach, und als ich wieder den Bach erreichte, sah ich bald, daß ich, so wie er brausend über Steingetrümmer sprang, kaum eine Furt auf der anderen Seite finden werde. Nachdem ich lang auf und ab geschaut, setzte ich mich ratlos auf einen großen Block, um nachzusinnen und zu beschließen. Da wich dieser langsam unter mir, ich sprang noch rechtzeitig, ehe er mich in die Tiefe riß und vielleicht zerquetschte, beiseite, und mit einem Satz stürzte er mitten in den Bach, der hoch emporschlug und sich dann wild gegen ihn stemmte. So wie er lag, konnte ich ihn barfuß ohne Gefahr erreichen, dann auf einen anderen Stein hüpfen und das rechte Ufer gewinnen.

Nachdem ich mich abgetrocknet und die Schuhe angezogen, klomm ich an der Lehne über den Schutt hinauf bis zu der Dolomitwand, aus welcher der mächtige Schwall des Wassers brach, um sich dann unter einer Schneelahne durchzuarbeiten. Wo diese langsam schmolz, konnten noch einige verspätete Blumen des Frühlings aufblühen. Nun die Geröllhalde empor. Auf dem Sattel des Joches pfiff mir der kalte Nordwest entgegen und sauste durch die Felsenzacken, über die bereits der Nebel floß und höchstens für etliche Stunden später ein Gewitter ankündete. Das Oberland lag schon im Schatten, aus welchem die Feste der Starkenberger Kronburg trotzig niederblickte. Zur Rechten öffnete sich die Schlucht der „Hölle“, durch

welche man zu den Drachenseen und nach Ehrwald gelangt. Der Sturm drängte die finstern Nebel herein, wo die breite Schutthalde wie ein Strom niederstieg. Das Gebirg ist reich an Erzen, die früher ausgebeutet wurden, nicht selten begegnet man verbrochenen Stollen, ich hatte aber nicht Zeit, dem Bleiglanz und Galmei nachzuforschen. So schnell als möglich gelangte ich über das Galtalbeet zum Lerchat ober Gschwent, dort sah ich auf einem Mahd ein Marterl, welches erzählt, daß am 23. Juli 1790 hier zwei Hirten erfroren. Ich durfte nicht rasten; ein Blick auf die Gebirge bei Landeck zeigte das Anschwellen der drohenden Wolken und schon grollten ferne Donner. Am Gatter ober Freundsheim fielen bereits schwere Tropfen; kaum hatte ich die Schwelle überschritten, so brachen heftige Regengüsse nieder und grelle Blitze erhellten die frühe Dämmerung. War auch der wissenschaftliche Ertrag dieses beschwerlichen und anfangs gefährlichen Ausfluges gering, so entschädigte mich doch so manches, was ich gesehen und erlebt hatte.



Aus den

Tiroler Bergen

von

Adolf Pichler

Adolf Pichler

Aus den Tiroler Bergen



Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band VIII

Aus den Tiroler Bergen

München und Leipzig
bei Georg Müller
1907

Adolf Pichler

Aus den Tiroler Bergen

Ein Wanderbuch

Der Wanderungen I. Band

Fünfte vermehrte Auflage

München und Leipzig
bei Georg Müller
1907

Seinem alten Freunde

Dr. Karl v. Thaler

Adolf Pichler

Inhalt

Vorwort

Die Aufsätze, welche ich hier dem freundlichen Leser in die Hand lege, sind zu verschiedenen Zeiten entstanden und wurden nicht in der Absicht gesammelt, um als Reisehandbuch zu dienen. Ein anderer Zweck ist es, der mir dabei vorschwebte, und so ist auch die Verbindung derselben nicht ganz zufällig. Das nördliche Tirol zerfällt in zwei Gebiete von sehr verschiedener Natur: die Zentralalpen mit ihren Gletschern und das Kalkgebirge, welches ihnen breit und mächtig vorlagert. Aus diesen beiden an sich so verschiedenen Teilen wird eine Reihe Bilder entrollt, welche Land und Leute in charakteristischen Zügern schildern sollen. Wer Tirol nicht besucht hat, erhält hier Umrisse, die ihn vielleicht veranlassen, selbst zu kommen und durch eigene Anschauung sie zu ergänzen. Wer in den Bergen meiner Heimat herumgewandert ist, dem möge dieses Büchlein die Erinnerung an manche heitere Stunde, an manche großartige Landschaft auffrischen, sowie auch der Verfasser den größten Teil derselben im Winter schrieb, indem er dabei der frohen Bergfahrten im Sommer gedachte. Daß ich es nebstbei für eine angenehme Pflicht hielt, dem Wanderer überall mit gutem Rate an die Hand zu gehen, versteht

sich von selbst und es sollte mich sehr freuen, wenn ich hie und da einem Fremden durch diese Aufsätze genützt hätte. Damit wäre der Zweck des Büchleins kurz angedeutet.

Ob ich ihn überall erreiche, sei dem Urteil des Lesers zu entscheiden anheimgestellt. Ich habe als Naturforscher die Gebirge Tirols seit vielen Jahren in jeder Richtung durchstrichen; die Aufgabe des Naturforschers ist vor allem, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Das war die einzige Rücksicht, die mich leitete, und darum ist es mir auch gleichgültig, wie Parteileidenschaft in Tirol meine Zeichnungen behandeln wird. Ich habe lang genug das Brot der Fremde gegessen, um einen unbefangenen Maßstab für die Zustände meiner Heimat zu besitzen; es scheint mir daher nicht alles so unvergleichlich gut, als mancher meint, ich liebe aber mein Land zu innig, um ungerecht zu verkleinern, was groß und ehrenwert ist.

Schließlich danke ich jedem, der mir auf meinen Bergwegen hilfreich gewesen und nenne noch die Werke von Staffler und Peternader, die mir manches Brauchbare an die Hand gaben. Gern erkläre ich mich Vorgängern verpflichtet; daß ich überall mit eigenen Augen geschaut, wird niemand verkennen, der selbst einmal den Wanderstock getragen.

Innsbruck, 25. Juli 1861.

Eine Ferienreise

An einem der letzten Tage des Juli wanderte ich nach Nußdorf, um das Dampfschiff für die Fahrt nach Linz zu besteigen. Die Reisegesellschaft war nicht zahlreich, ich konnte mich daher in Behaglichkeit schweigsamer Ruhe überlassen, um so mehr, da ein paar Ladenschwengel, die ins schöne Wetter hinausglotzend Phrasen über das herrliche Donautal preisgaben, eben nicht wünschenswert machten, ein Gespräch anzuknüpfen.

Von Greifenstein aufwärts wurde die Gegend immer einförmiger; weithin das Tullnerfeld, von den steirischen Gebirgen wie von einer Wolkenbank eingefaßt, die bei der durchsichtig klaren Luft für das Augenmaß noch ferner schienen, als sie wirklich waren. Die Ufer des Stromes waren von Wellen ausgespült und niedrig. Langsam und prächtig glitt er dazwischen hinab und umfaßte mit den breiten Armen zerstreute Inseln, wo Erlen- und Weidengebüsch beständigen Schatten machte. Hier und da schwamm ein Floß mit Holz oder Steinblöcken für das Wiener Pflaster vorbei; die Brandung, welche das Dampfschiff verursachte, schlug über die niederen Balken desselben, die Knechte griffen mit lautem Geschrei ans Ruder, um aus der

gefährlichen Nähe zu kommen. Ich erinnerte mich an jene Zeit, wo ich selbst, ein Studentlein, in bangbewegter Brust die Ahnung ungewisser Zukunft, auf einem solchen Fahrzeug der großen Stadt zuschiffte. Gern überließ ich mich den Bildern der Vergangenheit, es war keines, das mich gefesselt oder mit stiller Wehmut zurückgezogen hätte.

Bald aber wurde die Umgebung wieder mannigfaltiger und lenkte den Blick von der innern Betrachtung auf den Reichtum der Außenwelt. Ein sanftanschwellender Bergrücken mit dunkeln Föhren, darüber das Kloster Göttweih, die Höhen zogen dem Flusse näher und näher, so daß der Genuß beim Anschauen der vorüberfließenden Landschaftsbilder stets größer wurde.

Gegen Abend erreichten wir das Bergtor von Dürrenstein. Da hallte uns plötzlich frommer Gesang entgegen, als wären die herabwogenden Wellen des breiten Stromes melodisch geworden. Langsam nahte ein Schiff, vorn an der Spitze flatterte eine purpurne Kirchenfahne mit dem Goldkreuz, eine Gruppe Wallfahrer stand in der Mitte mit bekränzten Pilgerstäben; sie sangen ihre Lieder, die Ruder schlugen auf der Flut den Takt. Allmählich begann es zu dämmern, hier und da erwachte ein Stern am Himmel, von den Trümmern des alten Dürrenstein wehte die Abendluft ins Tal lau und mild wie der Hauch von Blondels süßen Liedern, die er hier vor dem Gitter des gefangenen Richard sang. Es war dunkel und einsam geworden. Die Nacht zaubervoll schön. Hinter den Steirer Alpen ging der Mond auf und schlug die wechselnde Silberbrücke vom Gestade ans Ufer. Johanniskäfer schimmerten durch die Büsche des

Ufers, dem Lispeln der Blätter antworteten die Wellen aus der Tiefe. In der Dämmerung tauchten die alten Türme von Pechlarn auf, wo einst Rüdiger, der Held, den gastfreien Herd hatte. Ich dachte an all die Blütenfülle, welche mit der Dichtung des Mittelalters aufsproßte und verschwand, nur in stillen Nächten erzählen Flut und Wind davon, die Blumen schütteln das Knospenhaupt und träumen von Maifesten und Elfen.

Ich setzte mich auf einen Bund Stricke nieder, die Wimpern schlossen sich unwillkürlich, mir kam vor, als schwebten die Helden des Nibelungenliedes heran: Siegfried, Chriemhild, der düstere Hagen, Gunther und Volker, am Ufer des Stromes bauten sich die zerfallenen Burgen neu auf, aus dem Tor führten Rüdiger und Gotelinde ihre schöne Tochter; Volker stimmte die Laute und trat ihnen entgegen: sie lächelte ihn freundlich an, Lied um Lied ertönte, erst gewaltig wie das Brausen des Stromes, dann sanfter und sanfter, auf dem letzten Tone entschwebten die hehren Gestalten der altdeutschen Sage.

„Platz da!“ schrie eine rauhe Baßstimme neben mir. Ich taumelte schlaftrunken auf, eh' ich aber meine Sinne völlig beisammen hatte, krachte ein Böllerschuß dicht nebenan. Es war bereits heller Tag geworden, das Schiff stand in der Nähe des Wirbels. Man hatte gefeuert, um andern Schiffen ein Zeichen zu geben, damit an dieser gefährlichen Stelle jeder Zusammenstoß vermieden werde.

Die weitere Fahrt bis Linz bot wenig Angenehmes, Gegend und Gesellschaft gleich langweilig, so daß ich wirklich froh war, als wir ans Land stiegen.

Ich setzte nun meine Reise ohne Aufenthalt über Salzburg nach Traunstein fort. Von dort ging ich an den Chiemsee, den ich noch vor Sonnenuntergang erreichte. Ein Schiffer erbot sich allsogleich, mich an die Fraueninsel zu rudern. Diese Fahrt tilgte den letzten Rest der üblen Laune, die mir bisher die leidigen Stellwägen verursacht hatten. Es ging schnell vorwärts, der Wind, welcher vom bayrischen Flachland herblies, begünstigte die Anstrengung des Fergen. Dennoch überraschte uns bald die Nacht. Die dämmerigen Massen der weißen Tirolerberge rückten näher und näher, während die langgedehnten Wälder der Ebene rückwärts sich in die Nacht verloren. Von den fernen Alpendörfern schallte das Spätgeläut; es waren die trauten Klänge der Heimat. Mir war, als ob die Natur, in welche wir sonst anschauend unsere Stimmung legen, heute die ihrige auf mich übertrage: ein stilles, schwärmerisches Sinnen.

Am nächsten Morgen saß ich vor Sonnenaufgang im Kahne, der mich an den Fuß der Alpen bringen sollte. Die Fläche des Sees war nicht mehr so traurig wie Tags zuvor; krause Wellenzüge wogten empor und klatschten an den Eichenkiel, daß der Schaum aufspritzte. Das Wasser hatte eine eigene Farbe, die dort, wo der Wind kräftig einblies, beinah ins Sepiabraun spielte, am Ufer zog durchsichtiger blauer Nebel hin, der gegen Westen, in langen Streifen zerrissen, bogenförmig aufstand. Der Schiffer meinte: „Sie mögen tüchtig auftreten, wenn sie trocken nach Hohenaschach kommen wollen.“ Bis dahin rechnet man drei Stunden. Als ich das Gestad erreichte, war noch der Himmel tiefblau

und rein; ich glaubte daher der Warnung nicht im mindesten. Der Weg führte durch Föhrenwälder und Bergschluchten. Als ich eine Felsenecke umgangen hatte, wo die Aussicht taleinwärts offen stand, schwebte bereits über einem fernen Joche Wolkenflaum, der sich mehr und mehr verdichtete und endlich in einem furchtbaren Hochwetter entlud. Tropfnaß erreichte ich die Grenze von Tirol, und eilte in das nahe Wirtshaus, um bei einem Glase guten Terlaner zu warten, bis sich der Regen verziehen würde. Nach einer Weile traten zwei Schiffsknechte ein, grobe Kotzen über die Schultern; der ältere rauh und bärtig, die kleine Axt im Gürtel, der jüngere ein frischer, schlanker Bursch. Sie setzten sich an den nächsten Tisch, von Zeit zu Zeit durch das trübe Fenster zum noch trüberen Himmel emporschauend, ob er sich nicht bald kläre. Da war kein Trost zu finden. Sie erzählten mir von ihren Fahrten auf dem Inn und der Donau, und wie sie jetzt heimgehen wollten, den Winter von ihren Ersparnissen zehrend am Ofen zu verpassen. So verging eine Stunde. Als aber das Gewölk sich nicht verziehen wollte, beschlossen wir, trotzdem es vom Himmel wie mit Eimern niedergoß, den Weg fortzusetzen und einen Bergsteig aufzusuchen, der um ein beträchtliches kürzer nach Kufstein führte als die Fahrstraße. Er war muldenförmig im Waldesgrund eingetreten, lettige Wasserströme flossen darin ab. Wo er an Felsen vorbeiging, lagen große Steinblöcke eingestreut, braune Baumwurzeln durchflochten ihn allenthalben und machten wie drohende Fußangeln große Vorsicht nötig. Wir waren aber auf das Beste gelaunt und erzählten Schwänke und Schnurren, wie wir sie

da und dort erlebt oder vernommen hatten. Das Wetter wurde indes wilder und wilder, Nebel zogen durch die Föhrenwipfel, der Regen rauschte in Strömen durch die Aeste. Der Pfad ward immer abschüssiger und deswegen gefährlich, weil er zumeist aus schlüpfrigem Lehmgrund bestand. Wirklich fiel bei einer raschen Wendung der ältere Schiffsknecht aller Länge nach hin. Als er sich erhob, brachen wir unwillkürlich in ein lautes Gelächter aus, er war zur Hälfte grau nach den Farben seines Kittels, wo er aber die Erde berührt hatte, gelbbraun. Es sah ungefähr aus, wie eine der halbscheidigen Trachten des Mittelalters. Sein Kamerad gab ihm den gutgemeinten Rat, er solle doch in diesem Aufzug, weil heute Samstag sei, bei seinem Diendl fensterln. — „Hat er denn wirklich einen Schatz, der Alte da!" fragte ich. Jener blinzelte mit dem Auge, tat einen leisen Pfiff und begann:

Die Stoanros' am Schrofen,
Der Gamskröß am Fearn;
Hoi, Diendl, solls richtig
Bald zwischen uns wearn?

Der andere fügte, ohne über den kecken Scherz seines Gesellen ungehalten zu werden, lachend den Schluß des Schnadahüpfels bei:

I bin ja koa Dörcher,
Dem niemand nix traut;
Was gilts, in zehn Jahrln
Sein miar Bräutigam, Braut!

Beim Herabsteigen vom Berg wurde es mehrmal in kurzen Absätzen mit ein paar lustigen Jodlern gesungen, daß die Felsen widerhallten. So erreichten wir Ebbs.

Meine Gefährten nahmen dort Einkehr, ich aber ging, weil es noch hoch am Tag war, bis Wörgl.

In der Frühe brach ich sehr zeitig auf. Zu Kundl, einem ansehnlichen Pfarrdorfe, verweilte ich nur ganz kurze Zeit, ohne nach dem berühmten Ofen zu fragen, von dem die guten Leute nicht viel wissen wollen. Es wirft nämlich ein uralter Volkswitz den Schönen dieser Ortschaft vor, sie seien nicht recht ausgebacken, das heißt aus dem gut Tirolischen übertragen, nicht ganz weltläufig. Diesem Uebelstande abzuhelfen habe die Gemeinde einen großen Ofen erbaut, in welchen jedes Mädchen bis zu völliger Reife eingesetzt wird. Ein Trutzlied, das die Nachbarn machten, ist noch in Uebung, und wenn einem kecken Buben das Fell juckt, braucht er nur vor dem nächstbesten Hause zu singen:

Z' Kundl beim Ofen
Tut man d'Lappen backen,
Man tut's eini, man tut außa,
Sein d' alten Lappen.

Da darf er ganz gewiß sein, daß sich irgend ein Gegner findet, der für die Ehre der Kundlerinnen zwar keine Lanze bricht, aber doch ein paar tüchtige Fäuste hebt. Länger hielt ich mich in dem ungefähr eine Stunde entlegenen Weiler St. Leonhard auf, dessen gotische Kirche die volle Beachtung jedes Kunstfreundes verdient. Sie ist in dem edelsten Stile erbaut, die Verhältnisse rein und schön, die Verzierungen der Fenster scharf und sicher ausgemeißelt: Alles scheint darauf hinzudeuten, daß sie jener guten Zeit deutscher Architektur angehöre, wo sich noch das Ornamentale der klaren mathematischen Anlage fügen mußte, ohne sie zu über-

wuchern und zu verdecken. Man nennt Kaiser Heinrich II. als Stifter, der Baustil entspricht aber nicht dem sächsischen Zeitalter. Zu wünschen ist nur, es möge diese Kirche, deren Gewölbe schon hier und da klüftet, vor gänzlichem Verfall bewahrt werden.

Von Rattenberg setzte ich meine Reise zu Fuß fort durch das herrliche Unterland: auf der einen Seite Erlauen, durch die zuweilen der Inn schimmerte, darüber Hügel mit Burgtrümmern, auf der andern Bergwände, hoch hinauf mit Tannen bewachsen, deren Wurzeln in den grauen Kalkstein einklammern; so bis zur Zillerbrücke, wo sich die Enge kulissenartig auftut und im Hintergrund das Zillertal mit den Eisfirnen und grünen Matten, die bis zur Schneegrenze emporreichen, erscheint.

Ich folgte nun dem Steige, der durch Wiesen und Moosgründe links von der Hauptstraße hineinzieht, und erreichte endlich bei Sonnenuntergang Zell am Ziller. Als ich über die Brücke dem Orte zuschritt, hörte ich schon von weitem aus dem Gasthause Zither- und Geigenklänge, vor der Tür tummelte sich eine Schar Bauernburschen, alle in Festkleidung. Mein Entschluß war bald gefaßt, hier einzukehren; der Wirt sagte mir, daß heute bei ihm ein Dinzeltag, d. h. ein jährliches Zunftfest abgehalten werde; wenn ich mitgehen wolle, könne ich auf dem Tanzboden mittun. Das war freilich nach dem langen Tagesmarsch ein bißchen bedenklich; ich folgte ihm aber dennoch. Da war eine weite Stube, hoch über Tänzern und Zuschauern an der Wand eine Bank, auf welcher die Musikanten mehr klebend als sitzend ihre Stücklein abspielten. Alles drängte durcheinander, Bursche und Mädeln im wirren Knäuel, ein

Hüpfen und Hopsen, als wie bei schwülem Wetter die Fische aus dem Teich emporspringen. So viel man die Schönheit der Zillertalerinnen rühmt, was wohl mehr im Geschmacke der Touristen lag, — mir gefielen die Männer weit besser. Manche davon waren herrlich und die Kleidung paßte vollkommen zu den prächtigen Formen; rote Leibchen mit Goldtressen, darüber der graue Lodenrock, an den Füßen die Schnürstiefelchen, mitunter mit Fransen. Der Zillertaler Bue ist recht eigentlich der Dandy von Tirol, er versteht es, sich zu gewanden, und ist dabei zugleich keck und verwegen, wie es denn auch in einem Liede heißt:

'S Zillerthal aus und ein sein saggrische Leut,
Han auf'm Hut Federn und unter'm Hut Schneid.

Darum soll bisweilen, wie die Volkssage geht, zu ähnlichen Festen ein Jäger im grünen Wamms gekommen sein, blaß wie frischer Schnee, zwei funkelnde Augen unter den buschigen Brauen, nie lachend. So stehe er anfangs bescheiden unter der Türe, je toller es aber zugehe, desto mehr trete er vor, bis er sich unter die Tänzer mischend und höher hüpfend als alle eine Zeitlang mitwirble. Endlich fasse er die Geige, und wer nun nicht gut gesegnet sei, müsse fortwalzen, bis zum Frühläuten, wo dann alle atemlos zu Boden stürzen. Der Jäger aber sei verschwunden, und dann auch einer der Bursche mit ihm. Bisweilen suche er auch bei lustigen Mädeln ein Stelldichein, und wenn sie es versprechen, gucke um Mitternacht auf einmal sein bleiches Gesicht durch das Fenster ohne Licht sichtbar, als wäre Mittagsonnenschein. Da helfe dann nur Beten und Wallfahren, bis man ihn zum Weichen bringe. Allein

die Zillertaler tanzen trotz dem Teufel noch immer lustig fort und die Mädeln sind auch nicht sonderlich scheu vor dem Fensterln bei Nacht.

Es war eine kurze Rast eingetreten, die aber nicht lange währte. Bald hörte man einzelne Stimmen aus dem Gewirre: Einen Walzer — nein — einen Polker, ja einen Polker! — Polker oder Polka? warum nicht gar! dachte ich. Die Musikanten strichen die Fideln und wirklich begannen einige Paare darauf loszustampfen; also die Polka auf dem Dinzeltag zu Zell.

Plötzlich sprang ein rotbärtiger Senner, den Hut tief im Auge, mitten drunter: „Saggera! wollt's aufhören mit eurem herrischen Gsprang?" rief er dazwischen, die Polker wichen seinem gewaltigen Basse. „Einen Landler!" — Er faßte sein Mädel und stellte sich, es dicht an die haarige Brust drückend, voran; die Musik begann, im Nu tummelte alles durcheinander. So tanzten sie mit kurzen Unterbrechungen rastlos fort; man hätte glauben sollen, der holperige Boden werde sie endlich ermüden, das Getümmel nahm aber fortwährend eher zu, bis endlich der Gerichtsdiener abbot und Sang und Klang verstummte. Es war beinah Mitternacht, als ich ziemlich ermüdet zu Bett ging.

In aller Frühe schnürte ich den Tornister und wanderte dem Dux zu. Es ist ein Seitenzweig des großen Zillertals, von allem Verkehr so abgeschnitten, daß nur ein schlechter, im Winter fast lebensgefährlicher Fußsteig hinführt; will man von Innsbruck oder Matrei hin gelangen, so muß man hohe Jöcher überklimmen. Wenn irgendwo, findet man hier noch alte Tirolersitte, darum liebe ich auch Dux und suche es gern bisweilen heim,

um mit Bauern und Sennern etliche Tage ein wahrhaft homerisches Leben zu führen. Der Weg geht anfangs durch Auen, welche hier und da von Feldern mit einzelnen Gehöften durchsetzt sind. Diese Bauernhäuser sind so nett und sauber! Auf der einen Seite das Gärtchen mit Astern und Sonnenblumen, vorn der Söller mit Nelken und Rosmarin in zierlichen Scherben bestellt, geschirmt vom breiten Ueberdach, darunter auf langen Latten goldgelbe Maiskolben gereiht, auf der andern Seite das Holz in Klötzchen gehackt und aufgestößelt, allenfalls auch ein hübsches Dirnchen, das durchs Fenster guckt; es ist unsern Landschaftern nicht zu verargen, wenn sie solche Gegenstände gern auf die Leinwand übertragen.

Bald erreichte ich eine Waldhöhe, an der sich das Hauptthal in zwei Ausläufer trennt, deren jeden ein Wildbach durchfließt. Nun windet sich der Fußsteig treppenartig an den vorbrechenden Schichten des Glimmerschiefers empor; in der Tiefe liegen die schönsten grünen Wiesen, dahinter erhebt sich eine ungeheure Eisspitze, deren Schneeflächen nahe an die dunkeln Nadelforsten niederdrängen und fernhin den Zusammenhang mit dem Durergletscher vermitteln. Bald gelangt man an eine Brücke, die zu einem Felsen überspringt, an dessen Wandung sodann Stufen eingehauen sind. Hat man diese überschritten, so führt der Weg steil gegen Finkenberg empor. Aus diesem Dorfe und den nahen Höfen ist die Mehrzahl jener Dissidenten, die im Jahre 1838 nach Preußen auswandern mußten. Diese mögen die Säulchen, welche auf beiden Seiten des Steiges die Stationen des Kreuzweges tragen, mit trübem Auge

betrachtet haben, als sie ihre Heimat für immer lassend daran vorbeizogen.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als ich vor die Dorfschenke kam. Ich warf mein Gepäck auf den Rasen, und stellte mir eine zerbrochene Bank zurecht, indes die Wirtin ein Seitel roten Wein holte. Das Licht zitterte durch das dichte Laub des Apfelbaumes, kühler Wind wehte von den Schneebergen her. Ich ließ mir in aller Behaglichkeit recht wohl sein. Da sprang ein kleiner Bube über den Anger und blieb zwei Schritte vor mir stehen, den Fremdling verwundert mit den hellblauen Augen anstarrend. Ich erwischte ihn bei der Hand, er ließ sich zu Brot und Wein nicht zweimal laden. „Sollst leben!" rief er frisch und munter und stieß an. Zutraulich zeigte er mir nun ein kleines Bildchen des heiligen Martin, wie er mit dem silbernen Säbel ein Stück seines Purpurmantels für den Bettler losschneidet; das habe ihm die Häuserin des Kuraten geschenkt, weil er den Katechismus brav gelernt habe. Ich fragte ihn nun, wie viel denn Gott seien? Erst blickte er mich ganz verdutzt an, dann erwiderte er: „Es sind halt drei; der Vater, der Sohn und der dritte fällt mir gerade nicht ein, wenn es nicht etwa die Mutter Gottes ist, die mit dem blauen Kleide und den Goldflinserln dran auf dem Hochaltare — dort in der Kirche steht." — Ich schenkte ihm eine kleine Münze und gebot ihm, der Haushälterin einen Gruß zu bringen und sie zu ersuchen, daß sie ihm auch etwas vom heiligen Geiste sage. „Ja," meinte er, „nur muß ich mir zuvor beim Bäcker eine Semmel holen." Das wollte ich nicht abwarten. Wie ich vorwärts ging, erreichte ich einen Mann, halb städtisch,

halb bäuerisch gekleidet. Er gab sich als den Bader der Gegend zu erkennen und machte mir verschiedene Mitteilungen über seine ärztliche Praxis, wobei ich mich sattsam über die ungeheuren Dosen, besonders von Brechweinstein, wie er sie zu verordnen pflegte, wundern mußte. „Sie müssen," sagte er auf meine Bemerkung, „gar wohl bedenken, daß ein Senner nicht etwa wie ein Wienerherrl einen Magen von Briefpapier hat, sondern von tüchtig gegerbtem Sohlenleder." Später konnte ich mich von der Wahrheit seiner Angabe überzeugen.

Unter wechselnden Reden gelangten wir an einen Bergrunst, über den ein paar unbehauene Baumstämme gelegt waren. Tief in der Schlucht rauschte der Wildbach über Steintrümmer, daß feuchter Dampf aufstieg und hoch hinauf die Tannen tränkte und die Felswand netzte, aus der saftiger Lattich mit breiten Blättern üppig hervorwuchs. Auf der andern Seite sah man schon ins Dur und nicht lange, so stand ich vor dem braunen Holzhause des Bauern, bei dem ich meinen Aufenthalt nehmen wollte. Die Tür war geschlossen, denn um diese Zeit muß jede Hand mitarbeiten beim Einheimsen der Ernte. Ich stieg daher am Rain empor, hinter welchem die Felder lagen. Allein die Schnitter hatten mich schon bemerkt; der Alte winkte von fern mit der Hand und eilte herab, mir Haus und Gemach zu öffnen. Später kamen aus der Nachbarschaft einige Burschen.

Es war schon ganz dunkel geworden; am Ofen steckte in einem eisernen Ring eine flackernde Kienfackel und rötete die Gegenstände mit zuckendem Schein. Der Alte

stand vor mir, ein wenig gebeugt von Jahren, das graue Haar quoll unter dem Lederkäppchen hervor, aus dem gebräunten Antlitz leuchteten braune Augen klar und verständig. Rings herum lehnten die Burschen, feste Jünglingsgestalten, meistens mit blondem oder braunem Haar, ober der Stirne gerade abgeschnitten, wie man es noch an Porträten des Kaisers Max finden kann. Die Formen des Gesichtes sind meistens sehr rein, ich erinnere mich nicht, auch nur einen gemeinen Kopf gesehen zu haben. Die Züge der älteren Männer zeigen ein scharfes Gepräge, die Stirne fest und über den Augen schier hervortretend, die Nase zumeist leicht gebogen, der Blick kühn und frei. Die Mädchen mit ihrer Vollleibigkeit könnten mehr dem Geschmack eines Türken zusagen, was anzieht, ist der Ausdruck von Naivität, daß man ihnen gut werden muß, wenn sie auch nicht verzuckerte Mimilis sind. Der Alte fragte mich um Neuigkeiten, um die Verhältnisse des Staates und Völkerverkehres; um Eisenbahnen, von denen er gar viel gehört hatte. Als ich ihm auf meiner Reisekarte von Deutschland alles auseinandersetzte, konnte ich mich über den gesunden Sinn freuen, mit dem er da und dort Bemerkungen machte; er redete viel einsichtsvoller als jener Landbote aus Bozen, der sich sehr geistreich äußerte: „Zu was Eisenbahnen für Tirol? Das ist Poesie!" — Endlich kamen wir auf Ortsverhältnisse zu sprechen. Das Dur ist hochgelegen, kaum gedeiht Gerste und Hafer; der Landmann muß die Ernte wegen abschüssiger Lage der Felder auf dem Rücken in die Scheune tragen. Nur vor dem Widdum steht ein einzelner Kirschbaum; von Obstzucht ist also gar keine Rede, die Wälder be-

stehen fast durchgehends aus Nadelholz, an den Bächen hier und dort eine Erle, sehr selten blickt die rote Vogelbeere durch die schwarzgrünen Tannenäste. Steinbauten zählt das ganze Tal kaum drei, die übrigen Hütten sind aus Holz gezimmert, was wohl auch dem rauhen Klima mehr entspricht. Deswegen könnte man auf große Armut schließen. Dem ist aber nicht so; der Alte, welcher mit zu den Gemeindevorstehern gehört, sagte mir, und er sagte es mit einer Art Stolz, die ihm sehr gut zu Gesichte stand: „Wenn Ihr im Dux angebettelt werdet, so mögt Ihr wissen, daß es sicher durch keinen Heimischen geschieht, wohl aber kommen Dörcher von draußen herein; bei uns wär' es die größte Schande, von Haus zu Haus zu gehen. Wir haben zwar wenig Geld, nur soviel, als wir Butter lösen, die wir in Kraxen nach Innsbruck tragen, allein wir haben doch ehrlich zu essen, wenn nicht viel, doch etwas, und der Herrgott hat es bisher immer gesegnet!" Das ist eine schöne, mannhafte Gesinnung; so lange es noch in Tirol so wackere Bauern gibt, wird auch das Ehrenkränzlein des Landes grün bleiben.

Der nächste Morgen war zu einem Ausfluge bestimmt, den wir, d. h. der einzige Student des Tales und ich, unternehmen wollten. Bei unserem Aufbruch zogen durch die Schluchten noch hier und da Nebel, wir durften aber auf einen günstigen Tag hoffen, weil die Sonne bereits siegreich durchdrang. Nach einer Stunde hatten wir Hinterdux erreicht, wo die letzten zerstreuten Häuser sich an den Berg lehnen, oder wo, wie die Einwohner sagen, Fuchs und Geier sich Lebewohl zurufen. Wir stiegen rüstig aufwärts und hatten bald die starren Zacken des Gletschers vor Augen, die sich wild zerrissen

in scharfe Spitzen aufragend, wie die Lanzen eines gewaltigen Heeres zwischen einer schwärzlichen Felswand und fahlen Hügeln niedersenkten. Darüber der Himmel, das Blau noch dunkler durch den Gegensatz mit der hellen Schneefläche. Nie fühlte ich tiefer, was Einsamkeit sei, als hier in der Mittagsstunde an diesen Eiswellen, in denen nur die Wissenschaft Jahrhunderte berechnend, nicht aber das Auge des flüchtigen Wanderers eigentümliches Leben entdecken kann. Wir gingen lange an den Moränen hin. Am Ausgange des Ferners öffnete sich eine gewaltige Kluft, in die hineinzusteigen ich der Versuchung nicht widerstehen konnte. Ich erreichte, indem ich mich da und dort auf Eiszacken stützte, ohne große Anstrengung den Grund. Dann ging ich vorsichtig, weil zuweilen Eisblöcke niederbrachen, auf dem vom Wasser aufgeweichten Kiesboden gegen das Innere. Nur wenige Schritte vorwärts schloß sich über mir die Wölbung, vom Himmel konnte man nichts mehr sehen. Es war ein besonderer Anblick, die hohen spiegelglatten Eiswände, hin und wieder sprudelte aus einer Ritze ein kristallhelles Brünnlein; durch die ganze Spalte herrschte ein ungewisses Dämmerlicht, das vom blauen ins meergrüne überspielte. Endlich verengerte sich die Kluft derart, daß an kein Weiterdringen zu denken war. Ich kehrte um und stieg an das blendende Licht des Tages empor; die Sonne war schon ziemlich tief gesunken.

Auf dem Rückwege besuchten wir eine nahe Alpenhütte. Senner hockten auf einbeinigen Melkerstühlchen um ein großes Feuer und sotten in weiten Kesseln Molken. Als wir an die Schwelle kamen, rückten sie näher zusammen und luden freundlich zum Niedersitzen. Ich

hatte eben nicht Lust, auf einem für das Gleichgewicht so gefährlichen Stuhl zu schaukeln, und nahm meinen Platz auf dem festgetretenen Erdboden, denn von Holzdielen ist hier nirgends die Rede. Nachdem wir über das „wer und was, woher und wohin?“ gehörige Auskunft gegeben, richtete sich einer empor und fragte, das Pfeifchen von Wachholderholz behaglich ausklopfend: „Habt gewiß Hunger, mögt ihr was?“ Ohne Antwort abzuwarten, ging er in den Milchgaden. Wir erkundigten uns, ob das heurige Jahr segensreich gewesen sei. „Schaut selber!“ war der kurze Bescheid. Da standen nun die Buttermännlein in Reihen; es wird nämlich die Butter säulenförmig aufgestockt, auf der einen Seite waren Käslaibe übereinandergelegt, dazwischen schimmerte in großen Waidlingen aus Zirbelholz die Milch mit der Schicht von fettem Rahm. Er faßte eine weite Schüssel und forderte uns auf, Butter und Käse selbst vor die Tür zu tragen. Darauf wurde Anstalt zur Bereitung eines Melchermuses gemacht. Das ist die Leibspeise der Senner, und sie ordentlich zu kochen braucht es ebensoviel Kunst als Kraft. Er rührte Butter und Mehl jedes zur Hälfte zusammen und goß dann den Brei in eine Eisenpfanne. Als er zu schmoren begann und die untere Fläche sich bräunte, faßte er mit beiden Händen den Stiel der Pfanne, schwang sie kräftig empor, daß der Kuchen hoch in die Luft flog, und fing denselben, während sich die obere Fläche nach unten wendete, wieder auf. Das erfordert immer Geschicklichkeit, um den Brei nicht ans niedere Dach oder ins Feuer zu werfen, oder das brodelnde Schmalz nach allen Seiten zu verschütten. Nachdem alles gerüstet war, streckten

wir uns vor der Türe der Länge nach hin und aßen mit den kleinen, rundschaligen Löffeln von Zirbelholz wacker darauf los. Das aber lange fortzusetzen hätten wir auch Magen aus Sohlenleder gebraucht; denn wir waren von der fetten Speise bald satt. „Nun, ist's euch etwa zu schlecht?" rief der Senner, „daß ihr schon aufhört?" Wir priesen seine Kochkunst als vortrefflich, machten ihm aber begreiflich, daß wir nicht soviel vertragen könnten. „Ja, ja," meinte er, „ihr seid halt Herrenleut!" Da kam ein Rudel Schweine dahergelaufen und wollte grunzend an der Mahlzeit teilnehmen. Er riß den kleinen Hut vom Kopf und warf damit fluchend unter die unsaubere Herde, daß sie lautschreiend nach allen Richtungen auseinanderstob. Nachdem er aufgeräumt hatte, ersuchte er mich, etwas von Wien zu berichten; was für Leute es dort gebe und ob man nachts bei den Mädeln auch fensterln könne, wie auf der Alm? Ich erzählte ihm nun die verschiedensten Dinge; von den ungarischen Grenadieren und ihren Bärenmützen, vom Stephansturm, der seine Schlafhaube nicht losbringe, von den Dampfschiffen und Wienermädeln. Unterdes waren andere Senner gekommen; der Geisbub und der Kühjunge, auch eine Sennerin, welche nichts weniger als die Reize hatte, nach denen schmachtselige Touristen zu seufzen pflegen. Da hätte ein Maler Gruppen gefunden! ein Düsseldorfer zwar, der in der Manier von Sehnen und Tränen, von Herz und Schmerz Hirtenknaben auf dem Berge pinselt, wüßte mit meinem riesengroßen Senner nichts anzufangen; ich aber dachte an Homer und Odysseus und seinen trefflichen Sauhirten Eumäos. Die Sonne neigte sich bereits dem west-

lichen Berghorn zu; wir hätten noch Stunden verplaudert, — mein Genosse mahnte rechtzeitig zum Aufbruch. Ich wollte dem Senner für seine gastliche Bewirtung Geld bieten; er wies es aber fast unwillig zurück: „Das ist unter Landsleuten nicht der Brauch, wenn ich in deine Heimat komme, kannst du mir's vergelten!" Damit schieden wir.

Beim Heimweg wandten wir uns ostwärts, um noch den Wasserfall zu besichtigen, welchen der von der Gletschersohle abfließende Käsbach bildet. Der Steig war nicht ohne Gefahr, da die Bergwand sich unter einem starken Winkel neigt und bisweilen nackte Felsen vorstehen. Unten angelangt hörten wir schon das Tosen des Sturzes. Wo das Wasser an den Felsen emporspritzt, blühten noch einige Alpenrosen, Spätlinge, welche wahrscheinlich die kühle Temperatur des Ortes von zeitgemäßer Entwickelung zurückgehalten hatte. Auf den Wasserfall neigte sich eine alte Fichte vom Gestein nieder, zu dieser flog ein Geier, der nun ruhig und unbekümmert um das Gebrause unter ihm wie von einer Warte ins Weite schaute. Als er uns erblickte, schwang er sich hoch in die Luft und zog über uns, ohne die braunen Schwingen zu regen, gemessene Kreise. Mir fiel jenes Volkslied ein:

„Wär' ich ein wilder Falke!"

Sehr merkwürdig ist das Rinnsal des Baches von dort, wo er sich am Sturze wieder sammelt, bis dahin, wo er den Talgrund erreicht. Er hat seine Bahn im Urgestein ausgehöhlt, eine Schlucht oft über 100 Fuß tief, und oben so schmal, daß ein kühner Springer mit leichtem Satze die Gegenseite erreichen könnte. Wir

folgten dem Wasser bis zu einer Stelle, die es nicht in ganzer Höhe durchzuarbeiten vermochte, sondern wo es sich im wilden Absturz einen kesselförmigen Schlund grub, in den es nun jach niederbraust, als ob es der schwarze Abgrund für immer verschlingen sollte. Wenn man aber den Schrofen umgangen hat, so sieht man weit unten durch eine enge Spalte weißen Gischt hervorschäumen und der Tiefe zufließen. Nie werde ich den betäubenden Eindruck vergessen, wie ich einen Fichtenstamm umklammernd mich hinunterbeugte zur Kluft, aus der weißer Dampf emporwallte.

Darauf eilten wir, ohne uns lange bei den warmen Quellen am Fuße des Berges aufzuhalten, in das Vorderdux zurück, wo wir zu Lannersbach einkehrten. Der Wirt hat im Land einen gewissen Ruf als Duxerhauptmann und machte zu Innsbruck, wo er bei der Huldigungsfeier mit seinen Leuten aufzog, einen sehr heitern Eindruck. Alle trugen grüne Hütchen und weiße Pumphosen aus Linnen; auf sein Kommando und seinem Beispiel gemäß, strampfte die ganze Kompagnie, die Knie bis zur Brust aufziehend, an der Hofburg vorbei. Nach Duxerart redete er Prinzen und Prinzessinnen mit Du an. Als der Wagen der Erzherzogin Maria Luise von Parma vorfuhr, trat er an den Schlag und meinte: „Es wäre halt gar fein, wenn sie ihm etwas für seine Schützen zum Scheibenbest gäbe.“ Sie versprach ihm das und löste auch nachträglich ihr Wort. Solche Anekdoten erzählt er in der originellsten Weise. Er ist schon ziemlich alt, aber in der besten Laune. „Ueber sein Weib und ein gutes Glas Gigges“ — so heißt nämlich der Schnaps bei ihm — „darüber gehe

schon gar nichts in der Welt!" Doch wenn man um seine Tochter fragt, trübt sich sein Auge und er faltet nachsinnend die Hände: „Ja mein Gott! 's Moidal! es war ein rares Mädel, anstellig und gescheit, hätt'st weitum kein solches gefunden, ja 's Moidal, jetzt liegt's auf dem Freithof!" Moidal war weit bekannt wegen seiner Schönheit, ein Jahr vor ihrem Tode sollen zwei fremde Herrn, ein älterer und ein jüngerer, im Wirtshause eingekehrt und sich dort über 14 Tage aufgehalten haben. Der jüngere beschäftigte sich viel mit dem Mädchen. Das nächste Jahr darauf seien sie wieder gekommen. Als der jüngere erfuhr, daß sie gestorben, sei er rasch aufgestanden und auf den Gottesacker hinausgegangen. Dort habe er geweint, während der ältere traurig an seiner Seite stand. Dann hätten sie sich aber keine Viertelstunde länger aufgehalten, sondern seien gleich fortgereist. Unsere Novellisten, die so oft um den Stoff verlegen sind, fänden hier ein Thema, das sich nach gehöriger Versüßung recht gut für einen Damenalmanach fügen möchte.

Noch einige Tage verweilte ich in Dur, bald eine Sennerhütte, bald eine Bergkuppe besuchend. Dann überstieg ich das hohe Geislerjoch und wandte mich nach Innsbruck.

Hier besuchte ich zuerst das Museum, wo ich entweder Freunde zu treffen oder doch über sie Auskunft zu erhalten hoffte. Diese Anstalt verdankt ihren Ursprung Privaten, die sie auch durch Beiträge aufrecht erhalten. Sie erfüllt einen doppelten Zweck. Der Fremde, der Tirol bereist, kann hier mit einemmal überschauen, was die Bewohner bisher in Kunst und Gewerbe leisteten,

und wenn ihn so manches Denkmal der Geschichte auf frühere Zeiten zurückweist, findet er in den gesammelten Naturgegenständen vieles, was ihm die Verhältnisse von Boden und Klima andeutet, in denen das Eigentümliche des Volkes in Sitten und Handlungen wurzelt. Das Hauptziel aber war, im Museum einen Mittelpunkt geistigen Strebens und vorschreitender Bildung für das Land selbst zu gründen. Hier, wo es sich nur um eine kleine Provinz des deutschen Vaterlandes handelt, darf vieles Platz finden, was aus größeren Sammlungen, in denen mehr das Allgemeine berücksichtigt werden soll, füglich wegbleibt. Weil dadurch selbst Mittelmäßiges eine gewisse Beachtung erwirbt, so wird mancher bewogen, Gegenstände, die er als Erbteil von geachteten Vorfahren oder Verwandten besitzt, der Anstalt abzutreten, wo sie im Zusammenhang mit dem Ganzen einen bedeutsamen Platz finden.

Im Erdgeschoß wurde den Künstlern ein Saal eingeräumt, in welchem sie ihre neugeschaffenen Werke ausstellen können. Das ist sowohl für das Publikum, als für die Künstler nicht ganz ohne Vorteil. Jenes lernt so manches tüchtige Werk, das sonst unmittelbar in den Privatbesitz überliefert, weniger zugänglich wäre, kennen, diese gewinnen dadurch Aussicht auf weitere Bestellungen, und vernehmen auch aus größeren Kreisen Urteile, was einigermaßen den Mangel journalistischer Kritik ausgleicht. Es waren gerade einige neue Bilder ausgestellt, Altarblätter ganz gewöhnlichen Schlages. Während ich nun mit einem Freunde eifrig darüber für und wider sprach, klopfte es plötzlich stark an die Türe, auf das „Herein!“ erschien ein Bauernbursche. „Stör

ich euch etwa im Reden?" fragte er, die Klinke in der Hand. „Da, sehen Sie, das ist ein Bildhauer!" rief jener, „nur herein! bringt Ihr etwas?" Während dieser nun das sehr schmutzige Schnupftuch auseinanderlegte, betrachtete ich ihn näher. Der Tirolertracht entsprach die Gestalt nicht, der Gliederbau war eher schwächlich und das Auge hatte nichts von jener Schärfe, wie sie der Blick des Gebirgssohnes zu zeigen pflegt; es schien fast blöde wie bei denen, welche sich mit feinen Arbeiten zu sehr anstrengen. — „Das ist halt das letzte, was ich gemacht habe!" Mit diesen Worten reichte er uns eine schuhgroße Tafel aus Zirbelholz. Es war darauf als Hautrelief die schmerzhafte Mutter nach dem bekannten Bilde eines deutschen Malers eingeschnitten, und zwar mit einer Zierlichkeit und so vollendeter Technik, daß man billig darüber staunen mußte. Ich fragte ihn nun, wo er gelernt habe. Er sagte mir, Pfeifenköpfe seien seine erste Arbeit gewesen. Die Pfeife aus rötlich-braunem Masernholz, eine Gemsenjagd darauf geschnitten, der Rand mit Silber gefaßt, umschlungen von einem silbernen Kettchen, so ein Prachtstück ist der Stolz der Bauernburschen, und sie bilden sich darauf ebensoviel ein, als auf die Spielhahnfedern am Hute. — Dann sei er nach München gekommen und habe sich dort ein halbes Jahr in der Werkstätte eines Meisters aufgehalten; jetzt lebe er in Oberperfuß und treibe das Geschäft. Gar lieb wäre es ihm, wenn er einmal etwas in Marmor arbeiten dürfte. Auf meine Frage, ob er sich getraue, diesen Stoff zu behandeln, erwiderte er: „Ja, und noch viel besser als Holz!" Ehe er fortging, bat er noch meinen Freund,

ihm einige schöne Muster, an die er sich halten könne, auszusuchen, was ihm dieser gern zusagte.

Er ist nicht der einzige Bildschnitzer unter den Bauern. Fremde finden im Museum die Arbeiten des Josef Hell aus Arams, dem seine Kunstfertigkeit große Achtung erwarb. Leider ist er schon tot. Man gibt als Ursache seines frühen Hinsterbens an, daß er, nach Meran versetzt, sich im Genusse des dort wohlfeilen Weines nicht zu mäßigen wußte. Dem kann ich nach Mitteilungen von Leuten, die ihn sehr genau kannten, hier widersprechen. Es wurde ihm von Wien eine wichtige Bestellung gegeben. Da er meinte, daß Briefe die Sache nur verzögern oder Mißverständnisse herbeiführen könnten, so entschloß er sich, trotz der ungünstigen Jahreszeit, hinabzugehen. In seiner Unbefangenheit schien es ihm hinlänglich, wenn er nur deutsch verstehe, so werde er überall durchkommen. Im Pinzgau aber angehalten, sollte er den Reisepaß vorzeigen. Daran hatte er nicht gedacht. Man wollte ihn amtlich zurückbefördern; er, in der Verwirrung das Schlimmste fürchtend, entsprang und irrte drei Tage in den beschneiten Bergen herum. Der Mangel an Nahrung, die grimmige Kälte, welche er ohne hinlängliche Kleidung auszuhalten hatte, zogen ihm eine heftige Gehirnentzündung zu, die alle Kräfte seines Körpers völlig zerstörte. Siech und gequält von beständigem Kopfschmerz, kehrte er in die Heimat zurück, wo er bald an den Folgen seiner Krankheit starb. Eine besondere Vorliebe hatte er für das Gotische, dessen reiche Verzierungen er geschmackvoll und rein mit dem Schnitzmesser wiederzugeben wußte. Darum wollte er den Siegeseinzug der Jungfrau von Or-

leans darstellen, allein nur wenige Figuren sind vollendet und lassen bedauern, daß er in so trauriger Weise unterbrochen wurde.

Auch in anderen Gegenden des Landes finden sich hier und da Bildhauer, die ohne höhere Anleitung manches Schöne hervorbringen. Freilich darf man ihre Werke nicht nach den Forderungen strenger Kunstkritik beurteilen; es ist der eingeborene Trieb, der sie wie Bienen beim Bau der Zellen leitet, und vielleicht trägt auch noch ein anderer Umstand bei, diese Liebe für Bildschnitzerei zu entwickeln und zu hegen. Der Winter ist lang und streng, und durch den Schnee einen Weg zu bahnen, um etwa einen Heimgarten zu suchen, gar beschwerlich; was sollten nun die Bursche machen, da industrielle Beschäftigung in diesen Einzelnhöfen noch nicht eingeführt wurde und die Jahreszeit Arbeit in Feld und Wald verbietet? Und dann ist es so schön! — Im Frühling ein neues Heiligenbild an einer Tanne oder Buche, die vergoldeten Holzkugeln des Ueberdaches spielen im Winde, Bauern kommen vorbei und bleiben stehen, einer sagt wohl: „Schau, das hat wieder der Seppel gemacht!" — Und der Seppel tritt nach der Vesper in die Wirtsstube, einer bringt ihm das volle Glas entgegen: „Grüß Gott! wir haben dein Werk gesehen und ein Vaterunser dabei gebetet!" — Oder Seppel hat einen Pfeifenkopf geschnitzelt, der weit und breit bei jeder Kirchweihe Aufsehen macht; die Burschen drängen sich um ihn und werben flüsternd um seine Gunst, daß er ihnen etwas Aehnliches oder wenn möglich, noch Schöneres verfertige. Da ist doch ein Zusammenhang mit dem Leben, und das wirkt weit er-

munternder als alle Treibhausmittel, durch welche man eine Kunst zum Blühen bringen möchte, die nirgends mehr festen Boden hat.

Noch muß ich eines Bauernburschen aus Gröden erwähnen. Dieses Tal nähme wohl in der Geographie der Kinder einen vorzüglichen Platz ein, denn seine Bewohner schnitzen aus Zirbelholz jene Waren, welche durch ganz Europa, ja sogar nach Nordamerika versandt werden: Dukatenmännlein in roten Jacken, Heilige, Teufelchen mit zierlich gedrehten Schweifen und Schäferinnen nebst Herde und Zubehör, nebenan ein nettes Tirolerhäuschen; mit einem Worte, all die köstlichen Sachen, welche auf dem Weihnachtsmarkte ausgelegt werden und sich für die Kleinen in der Tat besser eignen als jene Goldbüchlein der Pädagogen voll läppischer Erzählungen, wo das artige Fränzchen der lieben Tante die Hand küßt, oder das zarte Luischen dem Herrn Onkel zum Geburtstage Rühreier setzt. Er verfertigte frühzeitig solche Gegenstände und zwar so gut, daß es ihm kein anderer Arbeiter gleich tun konnte. Da wollte ihm aber nach und nach nichts mehr taugen; selbst die goldenen Engel in der Kirche, die er vordem so bewundert hatte, wie sie mit weiten Backen die Gerichtsposaunen blasen, gefielen ihm nicht mehr, kurzum es schien ihm alles zu verleiden. In solcher Stimmung kam er einmal in das Pfarrhaus. In einem Zimmer hing ein Kupferstich: das Abendmahl des Herrn nach Leonardo da Vinci. Er trat an die Schwelle, sah das Bild, blieb einen Augenblick betroffen stehen und ging dann näher. Lange starrte er darauf hin, endlich aber, wie aus dem Traume erwachend, murmelte er: „Ja, das

hat mir gefehlt, das muß ich auch machen." Er ging nach Hause und schnitzelte das, was er gesehen, in eine große Holzplatte. Der Pfarrer nahm ihm die Arbeit ab, und vermochte er auch nicht, ihm durch die Tat zu helfen, so vermittelte er es doch, daß der junge Bildhauer für seine Werke, die er größtenteils nach Kupferstichen anfertigte, Käufer fand. Mit dem erworbenen Gelde hält er strenge Wirtschaft, um für eine Reise nach München zu sammeln, dem Ziele seiner Sehnsucht, dort vielleicht jene Ausbildung zu erreichen, die ihm in den engen Marken seines Tales versagt ist. So hat das Volk seine Kunst und seine Künstler.

Nach kurzem Aufenthalt zu Innsbruck reiste ich nach Schwaz. Dort ging ich, während die Pferde gefüttert wurden, in das Franziskanerkloster, denn man hatte mir viel von alten Fresken erzählt, welche im Gange, einen Cyklus aus dem Leben Jesu darstellend, von einem deutschen Meister des sechzehnten Jahrhunderts entworfen waren. Sie sind mehrfach übertüncht, vom ursprünglichen Zustand läßt sich wenig mehr als die Komposition erkennen. Ein Bild fiel mir besonders auf: Christus tritt im lichtstrahlenden Gewande, das Kreuzesbanner in der Hand an das Höllentor, das schwarze und braune Teufel von den grotesken Gestalten verteidigen. Der eine schießt von den Zinnen mit Pfeil und Bogen, ein anderer brennt eine lange Arquebuse los, nebenan aber auf der Bastei steht einer, der soeben bemerkt, wie das Tor bereits vor dem Sieger krachend einstürzt und der Strahl des reinen Himmelslichtes die düstern Wölbungen der Unterwelt erleuchtet. Da wirft er entsetzt die Waffen weg und

kraut verzweifelnd in den Haaren, während aus seinen Augen Tränen von Pech und Schwefel, groß wie Haselnüsse, niedertropfen. Wenigstens scheint das kein dummer Teufel; er sieht ein, daß der Kampf gegen den Gott des Lichtes vergeblich sei und daß dieser die dicksten Mauern durchdringe.

Zu Kufstein kam ich in später Nacht an. Ich hatte in dieser Gegend manchen Tag verlebt, viele Stellen liebgewonnen. Obwohl es bereits dunkel war, konnte ich der Sehnsucht doch nicht widerstehen, ins Freie zu gehen. Ein Fußpfad führt durch Felder und scheidet sich dann nach zwei Richtungen. Hier steht zwischen den Aeckern ein Kreuz mit einer Bank davor. Wie so manche Stunde hatte ich hier verträumt! Ich lenkte meinen Schritt dahin. Die düstern Umrisse der Gegend waren kaum sichtbar im Dunkel. Dort der Pendling mit seinen Kalkwänden, hier die Ruine Thierberg in schwarzen Nadelforsten, wo einsame Bergseen liegen; in ihre Tiefe senken sich die Felsen, auf der grünen Fläche rauscht bisweilen eine Welle empor und beugt den Kelch der Silberlilie. Es war die liebste Rast auf meinen Jagden. Seitdem hatte sich vieles verändert, ob Verlust oder Gewinn größer sei — ich möchte die Rechnung nicht schließen. So erregt die Rückkehr in eine vordem geliebte Gegend Gefühle und Gedanken, wie sie eine ernste Gewissenserforschung zu begleiten pflegen.

Zu Absam

Nach dem Kriege von 1848 beschloß ich, in Nordtirol einige Tage auszurasten; ich begab mich daher nach dem Dorfe Absam, ungefähr eine halbe Stunde seitab von Hall. Dieser Ort, in einer großartig schönen Gegend mit der Fernsicht auf die prächtigen Stubaier-Gletscher, wird häufig besucht und ist bei den Wallfahrern hochberühmt. Das Wunder, dem die Kirche zu Absam schwere Opferpfennige und die Wirtshäuser zahlreichen Zuspruch verdanken, ereignete sich im Jahre 1792 und verdient hier wohl angeführt zu werden. Es birgt sich zwar nicht in das mystische Dunkel der Zeiten, daß es Hierophanten zu konfusem Tiefsinn und Rationalisten zu seicht spitzfindiger Deutelei anregen könnte, allein es läßt, da die Verhältnisse, unter denen es stattfand, nach allen Beziehungen klar vor Augen liegen, einen tiefen Blick in das Gemüt des Volkes tun, bei dem derartiges möglich war und sich noch stets in fortdauernder Wirkung erhalten kann. Auch an Lourdes mag man denken.

In der obern Gasse des Dorfes steht rechts ein Haus, wo eine fromme Bauernfamilie lebte. Die Eltern

waren stets darauf bedacht, sich und die Ihrigen redlich zu ernähren. Ein Mädchen, das für die schwere Arbeit noch zu schwach war, blieb daheim und beschäftigte sich in seiner Einsamkeit häufig mit Gebet, wie es von der Mutter gelernt hatte. Sieh! da leuchtete einmal plötzlich ein Strahl in die Stube, wie vom Glanz der untergehenden Sonne. Diese beschien aber damals das Haus gar nicht. Als das Mädchen später zum Fenster ging, erblickte es an jener Scheibe, durch die der Strahl gedrungen war, das Bild der Mutter Gottes. Dieses Wunder konnte nicht geheim bleiben. Erst erfuhr es die Gemeinde, dann verbreitete es sich von Tal zu Tal. Pilger strömten von allen Seiten herbei, Gott und die Himmelskönigin lobpreisend, daß sie in diesen sündhaften Tagen armen Leuten so große Gnade bewiesen. Damals lebte der Jesuit Zallinger in Innsbruck, ein Mann, grundgelehrt in allen Zweigen der Physik seiner Zeit. Dieser untersuchte das Bild und fand, daß es nur ein verblaßtes Glasgemälde wäre. Seine Meinung zu beweisen, erbot er sich, es durch chemische Mittel allsogleich auszulöschen. Allein er fand keinen Glauben, obwohl er Priester und obendrein Jesuit war; denn wer das Wunder will, dem ist das Wunder nahe.

Das Bild wurde in die Kirche übertragen und auf dem rechten Seitenaltare ausgestellt. Es stellt Grau in Grau Maria vor; sie neigt das vom Mantel umhüllte Haupt und blickt mit tränenerfüllten Augen den Beschauer an. Das Gemälde hat ungefähr die Größe von einem Quartblatte und keinen Kunstwert.

Die Absamer Gnadenmutter erweist sich hilfreich in allen Nöten, besonders aber unglücklich Liebenden und

bei Heiratsangelegenheiten. Da nun dieses Geschlecht nie aussterben wird, so fehlt es schwerlich je an frommen Pilgern. Ein Freund erzählte mir folgende drollige Geschichte. Eine junge Unterländerin, der man es ansah, daß sie nicht bloß platonisch geliebt hatte, ging in die Kirche und klagte dort unter vielen Tränen ihre Bedrängnis. Als sie nach verrichtetem Gebet mit nassen Augen ins Wirtshaus kam, setzte sich die Wirtin, welche alsobald den Zusammenhang begriff, an ihre Seite und tröstete sie mit den etwas derben Worten: „Das Geschehene ist geschehen, du läppisches Ding; du hättest zuerst vorsichtiger sein sollen!“ — „Ja,“ antwortete die Arme, „Ihr habt leicht reden; allein versucht es nur und geht im neugewaschenen Hemd zu einem schwarzen Kessel, ob Ihr nicht auch rußig werdet. Jetzt muß die Mutter Gottes ein Wunder wirken, sonst ist nicht zu helfen!“ — Mein Freund vergaß übrigens, mir zu erzählen, ob ein Wunder geschah oder nicht. Gerade während meines Aufenthaltes zu Absam wurde die Madonna von den Gläubigen besonders in Anspruch genommen. Die Veranlassung dazu bot der welsche Krieg, sei es nun, daß mancher seinen Dank für die Rettung aus schwerer Gefahr darbringen wollte, oder daß Eltern und Geschwister für irgend einen Angehörigen Gelübde lösten. Unter den damals in der Kirche hinterlegten Opfern befand sich auch eine große Stückkugel, welche ein Fuhrmann, mit Flittergold und Blumen geschmückt, hierher gestiftet hatte. Sie war nämlich in seinen Wagen gedrungen und unschädlich zwischen den Ballen stecken geblieben.

Das Innere der Kirche birgt sonst nichts Merk-

würdiges; an der Außenwand ist ein Denkmal für den Geigenmacher Steiner eingemauert. Geboren 1621, beschäftigte er sich als Ziegenhirt mit dem Schnitzen musikalischer Instrumente, wurde von einigen Gönnern nach Venedig in die Lehre geschickt und kehrte als berühmter Meister heim. Man erzählt noch von ihm, daß er im Walde die Baumstämme mit einem Hammer auf den Klang geprüft und nur die auserlesensten gefällt habe, um sie zu verwenden. Später wurde er vom Erzherzog Franz Karl zum Hofmusikus ernannt, als der Ketzerei verdächtig eingesperrt, verfiel er dann in Wahnsinn; in dem einst ihm gehörigen Hause ist noch die Holzbank mit den Löchern zu sehen, durch welche man die Stricke zog, um ihn zu fesseln, wenn die Tobsucht ausbrach. Endlich erlöste ihn der Tod im Jahre 1684. Kaplan Sebastian Ruf und später Professor J. Lentner haben seine Schicksale nach den Urkunden in einem Büchlein beschrieben. Seine Geigen sind selten und werden nach dem Urteile der Kenner selbst den berühmten Cremonesergeigen vorgezogen. Der Wert derselben ist so gestiegen, daß sie, wenn ja eine zum Verkauf geboten wird, unter 1000 fl. nicht zu erhalten sind. Steiners Schicksale gaben dem verstorbenen Doktor Johann Schuler Stoff zu einer Novelle, bei der begreiflicherweise auch die Liebe eine große Rolle spielt. Die tüchtige Auffassung des volkstümlichen Elementes beweist der Umstand, daß die meisten Züge derselben bereits in die Sage übergingen und sogar unter den Bauern von Absam den ursprünglichen Sachverhalt, wie ihn uns die Urkunden erzählen, verdrängten.

Ich benutzte meine Zeit zu Ausflügen auf das nahe

Gebirge, oder auch, wenn das Wetter minder günstig war, zu Beobachtungen der verschiedenen Gäste, die aus allen Gegenden des Landes sich in der Wirtsstube sammelten. Hier darf ich wohl zwei Freunde erwähnen, die mir vor anderen lieb geworden. Der eine ist der Kaplan des Haller Irrenhauses, Sebastian Ruf. Seinem Nekrolog gehört ein eigenes Blatt. Der andere war ein Landedelmann: Hans von Kripp, den wir scherzweiße auch den Kater nannten. Er wurde später Professor für Geschichte am Gymnasium zu Innsbruck und blieb mir auch viele Jahre ein guter Kollege. Wir verdanken ihm ein Programm über die Reformation in Tirol. Jetzt liegt er zu Absam in der Ahnengruft. Von ihm weiß ich zwar nichts Pikantes zu melden, aber seine schlichte Einfachheit machte mir ihn zu einem lieben Gesellschafter. Mit ihm, da er Gegend und Leute sehr gut kannte, unternahm ich manche Wanderung über Berg und Tal. So hatte er mir das Mittelgebirge am Inn und die Dörfer daran mit solchen Farben beschrieben, daß ich die Einladung, ihn einmal dahin zu begleiten, nicht ablehnen konnte.

An einem schönen Nachmittage, als bereits die stärkste Hitze verkühlt war, gingen wir von Hause fort. Hans teilte mir mit, daß bereits in anderer Richtung eine kleine Gesellschaft vorausgegangen sei und uns auf einem Bauernhof erwarten wolle. Wir folgten anfangs der Straße und bogen dann auf einem Seitenpfade, der durch die Milserheide führte, ab. Diese schmale Landstrecke, die vom Gebirge bis nahe an den Inn reicht, ist nur von Zwergkiefern, Wachholder- und Preiselbeerstauden bewachsen, deren Träubchen als Zeichen des

nahenden Herbstes sich bereits röteten. Durch Rollsteine und Kies hat sich der Hallbach ein tiefes Bett gefurcht, an der tiefsten Stelle lag eine Brettermühle, die mit ihrer düsteren Umgebung völlig zu den wild zerworfenen grauen Kalkwänden des Hintergrundes paßte. Am jenseitigen Ufer öffnen sich zwischen Büschen freie Stellen; die sparrige Hauhechel jedoch und der magere Augentrost, welche zerstreut blühen, erlauben eben keinen erfreulichen Schluß auf die Fruchtbarkeit des Bodens. Bald erreichten wir einen niederen Rain, der sich steil gegen die Ebene bricht. Droben steht eine kleine Kapelle und hier ändert sich plötzlich die Physiognomie der Landschaft. Die öde Gegend, welche wir soeben verlassen, blieb unbeachtet hinter uns, denn der Blick fühlte sich mehr angezogen von der Ueppigkeit des Geländes drüber hinaus, wo Kornfelder und Wiesen, auf denen die Zeitlose zu blühen begann, mit Wald und Au wechselten. Wir rasteten unter einem Ahorn und weideten uns still vergnügt an der Schönheit des Tales zu unseren Füßen. Hans gab mir die Namen der zerstreuten Ortschaften an und fragte mich endlich, indem er mit dem Finger auf Mils deutete, das am Flusse in einem kleinen Walde von Obstbäumen stand, — ob ich den Kuheler kenne? Da ich es verneinte, rief er lachend: „O, das ist schade, es wäre ein Original für deine Mappe! Obigen Namen," fuhr er fort, „hat der Seelsorger jener Gemeinde erhalten, weil er die Kühe nicht weniger liebte, als Brevier und Stola, und es sich stets sehr angelegen sein ließ, wahre Prachtstücke von Rindern im Stalle zu haben. Es war wirklich eine Freude, sein Vieh zu sehen; diese schönen breitstirnigen Kühe,

meist kastanienbraun, geschniegelt und gestriegelt wie die Pferde eines Lord. Er betete aber auch, wie die Bauern behaupten, für seine Rinder ein ganz besonderes Gebet, daß sie so wuchsen und gediehen. Seine Pflegekinder — ich meine hier die ungehörnten — beobachteten nämlich, wie er beim Besuche des Viehes auf der Weide stets ein schwarzes Buch mit Goldschnitt hervorzog und auf das emsigste murmelte und Kreuze schlug. Die Zeit, während sich das Vieh auf der Alpe befindet, war für ihn die schwerste des ganzen Jahres. Schon der Abschied von den Kühen griff sein Herz außerordentlich an, und dann erst die Schmerzen der langen Trennung! Weil er nämlich alltäglich Messe lesen mußte, so war er verhindert, in den Morgenstunden, die zu Bergfahrten fast allein geeignet sind, dem Vieh nach Wunsch Besuch abzustatten. Allein hie und da wußte er sich doch zu helfen. So läutete es einmal im Hochsommer zur Frühmesse, ehe noch die Berge rot waren. Kopfschüttelnd machten sich die Bauern auf den Weg zur Kirche; die Turmuhr zeigte schon halb sechs, während ihre Sackuhren einhellig erst auf vier wiesen. Später löste sich das Rätsel. Der Geistliche hatte nämlich, um nicht zu spät auf die Alpe zu kommen, den Zeiger vorgeschoben. Auch das Kuhstechen liebt er, wie nur ein passionierter Engländer Hahnenkämpfe und Wettrennen lieben kann. Es werden nämlich die stärksten Kühe auf einander losgetrieben, wobei nicht bloß ihre Besitzer, sondern auch die Zuschauer oft ansehnliche Wetten machen. Ein solches Turnier sollte auf der Bogner Wiese stattfinden. Der Kuheler hatte seine Kuh, um sie für den Kampf zu stärken, lange vorher mit Klee

und Mais gefüttert. Der Bauer jedoch, der die Gegnerin eine weite Strecke Weges herbeiführen mußte, verlangte, damit die Ermüdung nicht die Gleichheit aufhebe, daß der Hochwürdige seine Kuh erst eben so weit treibe, als er die seinige treiben mußte. Dieser ließ sich jedoch in keinerlei Weise dazu bereit finden; infolge dessen unterblieb der Kampf." — „Verlor er aber," fragte ich, „durch solche Abenteuer, die mehr für einen Senner, als für einen Priester passen, nicht das Zutrauen seiner Gemeinde?" — „Gott bewahre!" erwiderte mein Freund, „die Bauern liebten ihn sehr; er hat die Dorfkirche schön restauriert und sich dadurch, weil sie darauf stolz sind, nur noch mehr in ihrer Gunst befestigt. Er war auch sonst sehr drollig und keineswegs einem Spaße abhold. Als vor einigen Jahren in sein Kirchspiel Militär verlegt wurde, das damals noch zur Montur Gamaschen trug, warnte er die Jungfrauen des Dorfes: Euch aber sage ich, hütet Euch vor den Tauben mit schwarzen Füßen; Ihr wißt schon, wen ich meine! — Ein anderes Mal bemerkte er, daß die Bursche häufig vom Chor herab den im Schiffe der Kirche befindlichen Mädeln auf das Busentuch guckten. Aus Besorgnis, das möchte nicht gerade zur Steigerung der Andacht beitragen, ließ er einen hohen Bretterverschlag anbringen, wodurch den ehrsamen Junggesellen die reizende Aus- und Ansicht benommen wurde. Diese nahmen aber die Sache sehr übel. Einige der Entschlossensten lauerten ihm, als er nachts von einem Kranken kam, auf und schwärzten ihm mit einem in Tinte getauchten Strohwisch das Gesicht. Ich weiß

zwar nicht, ob die Täter ermittelt wurden, jedenfalls blieb aber der Bretterverschlag.

Wir standen nun auf und setzten im eifrigen Gespräche über Sitten und Gebräuche des Volkes unseren Weg fort.

Wir beschleunigten nun den Schritt, weil wir uns bereits verspätet glaubten. Als wir aber zu dem Bauernhof kamen, war von der versprochenen Gesellschaft noch niemand zu finden. Mein Freund machte mir daher den Vorschlag, den ihm bekannten Kuraten von St. Martin zu besuchen. Da der Widdum in der Nähe lag, ging ich gerne darauf ein. Der greise Priester schien seit unvordenklicher Zeit hier angesiedelt und hatte seine Wohnung recht freundlich eingerichtet. Und man gönnte es dem würdigen Manne, der schon bei Spinges gegen die Franzosen als lustiger Student mitgefochten hatte, recht gerne, wenn er in betrachtender Ruhe unter den Linden vor seinem Hause ausruhte und das graue Haupt an der Herbstsonne wärmte. Wie so manchem seiner Standesgenossen blieben auch ihm nach treuer Erfüllung seiner Pflichten viele freie Stunden. An der Gegend hatte er sich, besonders im Winter, bald satt gesehen; Besuche kamen selten; Tarock und Weinflasche vermochten bei ihm die Leere nicht gänzlich auszufüllen; so hatte er sich denn auf den Bau von Orgeln verlegt. Ueberall im Hause sah man große und kleine Pfeifen, Tasten, Bretter, Schnitzmesser und Sägen; manches war recht zierlich gearbeitet, was um so mehr auffiel, da der wackere Mann aller Anleitung entbehrt hatte. Außerdem waren die Zimmer des Hauses von oben bis unten mit Oelgemälden bedeckt; in jedem

Winkel, der noch nicht mit Geräte vollgepfropft war, konnte man drei- und vierfache Lagen von alten Bildern aufgestößelt finden. Denn auch das gehörte zu den Liebhabereien des greisen Pfarrers, von allen Orten Gemälde zusammenzuschleppen. Da war kein Bauernhaus zu schlecht, wo er nicht gewesen wäre, und kein Dachboden so baufällig, den er nicht in der Hoffnung durchsucht hätte, irgend etwas aufzustöbern. Unter den 300 bis 400 Bildern waren die meisten in der Tat schauerlich. Alle Arten von Marterszenen, wie sie nur die grimmige Phantasie eines Teufelmalers auszusinnen vermocht, waren hier aneinander gereiht. Da wird einer gespießt und geschunden, dort gezwickt und langsam am Feuer geschmort, während schadenfrohe Teufel mit Faust und Krampe zum Himmel drohen, aus dem Engel mit Palmzweigen nicht niederschweben, sondern niederplumpsen. Dazwischen Landschaften und Kriegsbilder, denen Bleisoldaten Modell gestanden zu haben scheinen, Nachtstücke voll Blut und Flammen, Tierszenen, die den geübtesten Zoologen, wenn er die einzelnen Arten bestimmen sollte, in Verlegenheit setzen würden. Doch unter Spreu fehlte die Perle nicht. Diese war das dorngekrönte Haupt des Erlösers von großer Schönheit. Der Alte wußte gar wohl, was er daran hatte. Als er meinen lebhaften Anteil bemerkte, schmunzelte er und sagte, indem er sich die Hände rieb: „Nicht wahr, ein echter Dürer? Ja, ein echter Dürer!" — Die übrigen Gemälde, mochten sie auch noch so scheußlich aussehen, hatte er mit köstlicher Einfalt nach den größten deutschen und welschen Meistern getauft: da Correggio, dort Kranach, hier Rafael. — Nachdem

wir alles angesehen, dankten wir ihm für die Gefälligkeit, mit der er uns seine Sammlungen gezeigt hatte; er lächelte voll inniger Zufriedenheit still vor sich hin. Der gute Greis hat sich nicht mehr lange an seinen Bildern und Pfeifen erfreut!

Als wir zum Bauernhofe zurückkamen, fanden wir die Gesellschaft. Ich ließ mir die Vorwürfe wegen zu langen Ausbleibens gern gefallen und trank eine Tasse Kaffee mit doppeltem Behagen, weil sie mir eine schöne junge Dame anbot, ein ferngesundes Tirolermädel mit Flachshaaren, blauen Augen und äpfelrunden Wangen, denen man es ansah, daß die rote Farbe von der frischen Alpenluft herrühre. Jemand anders schien mit mir ähnliche Gedanken zu haben. Am Zaun des Angers lehnte der Senner, den Blick unverwandt auf das Mädchen gerichtet. Wenn sie in herzlicher Lust auflachte, nahm er das Maßholderpfeifchen aus dem Mund und lachte auch mit; machte ihr einer der Herren etwas zudringlich den Hof, so blies er wie eine Lokomotive dichte Rauchwolken von sich. Als man später auf dem grünen Anger Fangen spielte, rückte er immer näher und gesellte sich endlich ganz zu uns. Doch die Sonne, die sich schon den Bergen des Sellrains zuneigte, ermahnte zum Aufbruch. Da faßte er Mut und trat zu der Dame: „Na, was du für ein herziges Diendl bist! Dürfte ich dir doch eine Butterkugel ins Gesicht werfen, daß mir der Abdruck davon bliebe! Schau, das Nagele, das du an der Brust hast, wird welk, bis du nach Hause kommst; das solltest du mir fast schenken!" Sie reichte ihm die Blutnelke. Wenn er eine Gemse geschossen hätte, würde er kaum ein so vergnügtes Gesicht gemacht haben, als

jetzt. Wir sahen ihn noch lange in der Dämmerung, wie er am Zaun lehnend seine Blume betrachtete. Absam erreichten wir in dunkler Nacht.

Nachdem ich am nächsten Morgen mein Frühstück in der Geisblattlaube eingenommen, schlenderte ich planlos auf den Feldern von Absam herum, bis mir der Kirchturm von Mils mit seinem garstigen Zwiebelknauf Ziel und Richtung gab. Ich hatte nämlich von einem kunstvollen Oelberg gehört, der dort aufgestellt sei. Als ich in die Kirche trat, bemerkte ich zu meinem Verdrusse, daß das Gitter gesperrt und daher eine nur unvollständige Betrachtung der immerhin lebensgroßen Figuren Christi und der Apostel, welche ihn begleiteten, möglich sei. Die Gestalten gemahnten mich an einen Holzschnitt Dürers; ich preßte das Gesicht an die Eisenstäbe, um sie möglichst nahe zu sehen. Da kicherte hinter mir ein Mädchen: „Nicht wahr, sie sind schön, alle Geistlichen sagen es!" „Allerdings," erwiderte ich, „hast du vielleicht den Schlüssel, um aufzusperren?" Sie erbot sich allsogleich ihn zu holen und schleppte dienstfertig sogar eine Leiter herbei, die sie an den Zaun des Gärtleins anlegte, in welchem Christus kniete und die Apostel in verschiedenen Stellungen schliefen. Bei näherer Besichtigung konnte ich keinen Augenblick zweifeln, daß ich ein treffliches Schnitzwerk der oberdeutschen Schule vor mir habe. Leider war nirgends ein Aufschluß zu erlangen, wie diese Bilder hierher gelangt seien und überhaupt nicht daran zu denken, etwas über ihren Meister zu erfahren. Vielleicht stammen sie aus dem Jagdschlosse Sigismunds, dessen Ruinen in der Nähe unter Gestrüpp verborgen liegen; das Mädchen erzählte lächelnd, sie

seien auf einem Schiff daher geschwommen und von den Milsern aus dem Inn gezogen worden.

Nach einigen Jahren wurde bekannt, daß der berühmte gotische Altar zu St. Wolfgang in Oberösterreich von einem Tiroler aus Pustertal, Namens Michael Pacher, verfertigt sei. Es lag daher nahe, ihm auch diese Meisterwerke zuzuschreiben. Der Bildhauer Stolz jedoch, der durch seine gotischen Altäre bereits selbst bei allen Kunstfreunden Anerkennung erworben, versichert, daß die Statuen Pachers zu St. Wolfgang einen mehr realistischen Charakter tragen als die zu Mils, welche nach Auffassung und Behandlung gleich trefflich sind. Man könnte an Dürer denken, da fehlt aber jeder äußere Zusammenhang, und Lukas Kranach, der sich mit seinem gefangenen Fürsten lang in Tirol aufhielt und dort manches Bild hinterließ, hat nichts geschaffen, was ihn dazu berechtigte, als Urheber dieser Werke angesehen zu werden. So bleibt es dem Zufall überlassen, uns hier Aufklärung zu schaffen; ein Glück ist es, daß der Wert dieses Oelberges bekannt ist und daher kein Spekulant sich Hoffnung machen darf, ihn der Unwissenheit für ein paar Groschen abzuschwatzen. Leider gingen auf diese Art dem Land Tirol eine Menge unersetzlicher Kunstdenkmäler verloren. So wurde eine Handschrift Wolframs von Eschenbach vertrödelt, ein Gemälde von Kranach traf ein Kunstkenner zu seinem Entsetzen in einem Bauernhause als Abtrittdeckel. Solche Beispiele ließen sich manche beibringen; bis zu Anfang dieses Jahrhunderts war in ganz Europa die Erkenntnis der Kunstwerke unserer Väter durch den Puderstaub der Allongeperücken verfinstert.

Das Dorf Mils liegt auf dem linken Ufer des Flusses, dennoch ist der Aschbacherhof vom rechten Ufer hier eingepfarrt. Ueber den Grund, warum dieses Bauerngut, das in das Gebiet der Pfarrei Kolsaß gehört, trotzdem dem Dorf Mils zugeteilt ist, gibt eine humoristische Anekdote Aufschluß, welche wir mit den Worten des alten Staffler erzählen: „Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts geschah es, daß der Bauer von Aschbach im Volderwalde an der Pest krank darniederlag. Es ward der Pfarrer von Kolsaß gerufen, damit er dem Kranken die Sterbesakramente reiche. Der Pfarrer kam, blieb aber aus Furcht vor der Ansteckung in beträchtlicher Entfernung vom Kranken. Diesen zur Erweckung der Reue über seine Sünden ermahnend, zeigte er ihm die heilige Hostie mit der Lehre, sie nur anzusehen und dabei eine gute Meinung zu machen, indem es dann so viel sei, als hätte er sie wirklich empfangen. Dann eilte er nach Kolsaß zurück. Doch der Leidende, damit nicht zufrieden, ließ den Pfarrer von Mils zu sich bitten. Dieser kam bereitwillig und versah denselben nach abgenommener Beichte ordnungsmäßig mit den heiligen Sakramenten. Gegen Erwartung genas der Bauer. Als die Zeit gekommen war, zu der man dem Pfarrer die Zehentgebühr reichen mußte, fuhr der fleißige Aschbacher mit dem kornbeladenen Wagen nach dem Pfarrhofe von Kolsaß und meldete dem Pfarrer, der eben das Fenster geöffnet hatte: „Er möge nur den Zehent anschauen und dabei eine gute Meinung machen, dann sei es so viel, als hätte er ihn wirklich empfangen.“ Dann wendete er den Wagen und fuhr stracks nach Mils vor den Widum. Von jener Zeit an

blieb auch der Pfarrer von Mils der ordentliche Seelsorger des Hofes Aschbach." — Freilich erinnert diese Geschichte an den Hecht in der Erzählung von Lafontaine: Un cas de conscience.

Am nächsten Morgen war der Himmel nicht mehr so heiter; streifige Wolken durchzogen ihn nach einer Richtung, welche schließen ließ, daß in der Höhe der Wind umgesetzt habe. Schon der Abend entsprach der Voraussetzung; Nebelmassen wälzten sich von dem Kamme der Alpen tief auf das Mittelgebirge herab; das Landschaftsbild vertauschte die heiteren Farben mit einem matten Grau in Grau, bis endlich der strömende Regen die Aussicht auf die nächste Umgebung beschränkte. So dauerte es ununterbrochen mehrere Tage; der Herbst schaute, wie die Bauern sagen, nicht mehr vom Joch herab, er hatte bereits das Tal betreten. Ich nahm meine Zuflucht im hölzernen Bretterverschlag der Wirtsstube, der auch noch für ein paar Freunde Raum genug bot, um sich bei einer Tasse Kaffee oder einem Becher Wein zu unterhalten. War niemand anwesend, so horchte ich dem Gespräche der Bauern zu, die an den hölzernen Tischen politisierten. Auf diese Art verging die Zeit ganz leidlich.

Einmal brachte mir Hans einen geistlichen Freund. Unser Gespräch wandte sich bald vom Besondern auf das Allgemeine, namentlich auf die Verhältnisse unseres Heimatlandes. Dies und jenes wurde zur Bestätigung oder Widerlegung der geäußerten Ansichten vorgebracht und so kamen wir unvermerkt auf religiöse und sittliche Zustände. Der Priester hatte hierin die reichste Erfahrung und teilte manches mit, was auf den Charakter

des Volkes bedeutsame Streiflichter warf. Nach einer Darstellung des Verhältnisses, das Klerus und Volk in Tirol verknüpft, so daß es von ihm in allen Lagen die Versöhnung der himmlischen Mächte erwartet, ja sogar fordert, deutete er einige Uebelstände an, die bei diesem innigen Verbande entweder dem Mangel an Bildung oder menschlicher Schwäche überhaupt entspringen. An solche Zufälligkeiten knüpft sich zumeist das Lächerliche, oft gerade das, was die Innerlichkeit der Menschen am hellsten offenbart. Unser Freund fand aufmerksame Zuhörer, denn er verstand es im hohen Grade, mit kurzen Worten bestimmt und scharf zu zeichnen, und ich hoffe daher, wenn ich den Mann selbstredend einführe, mir das Mißfallen des Lesers nicht zuzuziehen.

„Du weißt," sagte er zu mir, „welch hohen Wert die Bauern dem Wettersegen beilegen. Nicht bloß einzelne Priester gibt es, denen man eine größere Kraft in dieser Hinsicht zuschreibt, sondern auch Glocken, deren geweihter Schall vor andern das drohende Gewölk zerstreuen soll. Bekannt ist die Sage von der großen Glocke zu Rodenegg. Diesem Dorfe gegenüber liegt die Ortschaft Natz; zwischen beiden erstreckt sich eine tiefe Schlucht, welche die Rienz durchbraust. Eine Brücke verbindet beide Gemeinden. Diese beantragten, je die größte Glocke gegenseitig auszutauschen, um ein besseres Zusammenstimmen des Geläutes zu erzielen. Man kam überein, löste die Glocken vom Turme und wollte sie an den Ort der Auswechslung bringen. Als die Rodenegger nun mit ihrer Glocke zur oben bezeichneten Brücke kamen, waren sie nicht mehr im stande, sie weiter vorwärts zu bringen. Man spannte zehn, zwölf Pferde

vor, allein vergebens. Indes wurde es Nacht und man ging nach Hause. Am folgenden Tage kamen die Leute wieder, um die Glocke ihrem Ziele zuzuschieben. Da war aber über Nacht die Brücke verschwunden. Vor ihnen brauste die Rienz, hinter ihnen stieg der Berg steil auf und nur der enge Weg, durch den sie die Glocke hergeschleppt hatten, blieb ihnen offen. Als sie nun ganz verwirrt dastanden, fing die Glocke an zu summen:

Moidel heiß' ich,
Alle Wetter weiß' ich,
Alle Wetter vertreib ich,
Auf dem Rodenegger Berg bleib' ich!

Man brachte sie hierauf zurück, und die Leute haben noch immer eine ganz besondere Vorliebe für diese Glocke. Die ältesten Männer erzählen, jedes Hochwetter, jede Feuersgefahr sei stets, so weit ihre Erinnerung zurückreiche, spurlos vorübergegangen, sobald man angefangen habe, die große Glocke zu ziehen. Ein solcher Wettersegen war auch einmal die Ursache traurigen Haders zweier Gemeinden im Pustertal. Sie liegen beide unter dem Striche des Windes, der dort den Zug der Wolken bestimmt, sind jedoch durch ein ziemlich breites Tal getrennt. Bei der jenseitigen versah ein junger Priester die Seelsorge, der eben erst zu Brixen die Weihen erhalten hatte; bei der diesseitigen ein alter Klostergeistlicher, der den Rest seiner Tage lieber unter den Bauern des heimatlichen Tales, als in der Zelle zubringen wollte. Nun zog einmal im Juli, wo noch das Getreide auf den Feldern stand, ein gewaltiges Hochwetter erhan. Die Meßner beider Gemeinden griffen nach den Glockensträngen, die Geistlichen nach

dem Brevier. Unglücklicher Weise entlud sich das Gewitter über der jenseitigen Gemeinde und vernichtete mit faustgroßen Schloßen die Ernte bis auf die letzte Spur. Die Bauern dachten anfangs, der junge Geistliche habe den Segen noch nicht erlernt. Sobald sie aber das ganze Unglück überrechnen konnten, fanden die Gedanken Worte, welche für den Wettersegner nicht angenehm lauteten. Dieser, in großer Verlegenheit darüber, äußerte nebenhin, er könne nichts dafür, der Nachbar habe, nur für das Wohl seiner Gemeinde besorgt, alles auf sie herübergebetet! Die Bauern stutzten, fanden aber bald die Sache wahrscheinlich und wandten sich nun mit vollem Hasse gegen die Gemeinde jenseits des Baches. Es kam zu blutigen Erörterungen über christliche Nächstenliebe. Die anderen wehrten sich gegen so derbe Katechesen und die nächste Folge davon war, daß der alte Geistliche, wenigstens für die Zeit, bis die Leidenschaften einigermaßen beschwichtigt waren, in das Kloster zurückkehren mußte."

„Warum versucht man denn nicht das Volk darüber zu belehren?" unterbrach ich meinen Freund.

„Gut Ding braucht gut Weil!" erwiderte er. „So lang jene, die belehren sollten, die gleiche Ansicht mit den Bauern teilten, durfte man wenig erwarten. Frage einen Bauer um die Ursache, warum er bei einem Gewitter sein Heil vom Wettersegen hoffe und nicht lieber einen Blitzableiter auf das Dach stecke, — so wird er dir antworten: Die Hexen sind am Ungewitter schuld; läßt man sie nach Belieben schalten und walten, so werden sie alles verderben; läutet man jedoch mit geweihten Glocken, so müssen sie auf dem Besenstiel davonreiten,

wie sie gekommen sind! Diese Ansicht war vor nicht langer Zeit allgemein herrschend. Jetzt beginnen jedoch die Wurzeln des Aberglaubens allmählich zu vertrocknen."

„Es verhält sich auch bei uns so," ergänzte Hans. „Will man noch über Hexen und die verschiedenen Gespenster, die an bestimmte Plätze gebannt, ihr Unwesen treiben, etwas erfahren, so muß man sich an ältere Leute wenden. Sie werden dir vom Hexenanger, auf dem diese Unholde von nah und fern zusammenkamen, allerlei zu erzählen wissen. Es ist jene Wiese dort hinter dem Kirschbaum, den man durch das Fenster gar leicht erkennt. Vor mehreren Jahren befand sich daselbst ein alter Stadel, an den ich mich aus meiner Jugend noch ganz gut erinnere. Wir spielten hinter dem zerklüfteten Bretterwerk oft Versteckens; als uns aber die Mutter sagte, daß der Teufel dort Ball gebe, waren wir beim lichten Tage nicht mehr zu bewegen hineinzugehen. Neugierig suchten wir mehr zu erfahren, allein erst nach längerem Zudringen erzählte uns die Mutter, was wir mit Furcht und Grauen vernahmen. Vor langer Zeit — wann, wußte sie freilich nicht zu sagen, — sei ein Bube stets in später Stunde bei diesem Stadel vorbei zu seinem Mädel ans Fenster gegangen. Keck und verwegen achtete er auf keine Warnung. Als er nun einmal um zwölf Uhr lustig und guter Dinge heimkehrte, schien es ihm schon von weitem, als ob aus allen Spalten des Stadels Licht glänze, das die Helle des hoch am Himmel stehenden Vollmondes weit übertraf. Betroffen blieb er stehen, verspottete dann aber diese Bedenklichkeit und ging rasch näher, indem er mit der Zunge laut schnalzte, wie es die Tirolerbursche tun,

wenn sie einen Gegner zum Raufen herausfordern. Da ertönte plötzlich eine Geige, so hell und schneidend, wie er es noch nie gehört. Kaum vermochten seine Beine dem lustigen Dreivierteltakt zu widerstehen, der spottend und scharf im raschesten Tempo zum Tanze einlud. Er beschleunigte den Schritt, so schnell er konnte. Durch die nächste beste Spalte guckte er in das Innere des geheimnisvollen Stadels. Wer schildert sein Erstaunen bei dem Anblick, der sich ihm bot! Die Wände leuchteten von oben bis unten mit grünlichem Schimmer; auf einer Diele saß ein roter Hund, der emsig drauf losfidelte; um ihn herum tanzten allerlei Katzen den Walzer, graue, scheckige, schwarze. So oft sie im Tanze vor dem Hunde vorbeikamen, neigten sie sich und grüßten ihn: Wir beugen uns vor dir, o Rotmann! — Der Bube stand eine Weile verdutzt, ohne daß ihn die Tiere bemerkten; bald aber überwog der Mutwille, den die Lächerlichkeit des ganzen Auftrittes noch mehr steigerte; er griff nach einem großen Steine und warf ihn durch eine Lucke dem Hund an den Kopf. Dieser fuhr heulend in die Höhe, der Lichtschimmer erblich und die Katzen rannten durch alle Spalten mit grimmigem Geschrei auf den Frevler los. Er schlug mit dem Bergstock nach Leibeskräften drein und traf eine Katze so auf das Maul, daß auf einer Seite alle Zähne zerbrochen sein mußten. Da qualmte plötzlich betäubender Gestank durch die kühle Nachtluft; entsetzt machte er sich nun schleunig auf die Flucht. Am nächsten Morgen — es war gerade Sonntag — ging er nachdenklich zur Kirche; ob er etwa den Spuk dem Pfarrer beichten solle oder nicht. Tat er es, so war es freilich mit dem Fensterln

beim Mädel für immer vorbei. Auf dem Wege begegnete ihm ein Nachbar. Nach den gebräuchlichen Fragen: woher und wohin? — erfuhr er von diesem, daß er zu einem Bader gehe, denn sein Weib habe sich heute nachts eine Reihe Zähne eingefallen. Niemand wisse, wie das zugegangen sei. Man habe plötzlich um Mitternacht ein schreckliches Gepolter in der Küche gehört, als ob alle Töpfe und Pfannen über den Herd hinunter fielen, drauf sei sie laut heulend über die Schwelle der Stube hereingestürzt. Sie beantworte aus Schmerz keine Frage; wahrscheinlich werde sie als eine fromme Frau das Bett verlassen haben, um, wie sie öfters tat, einsam zu beten, und dabei hart angestoßen sein. — Rasch fragte der Bursche, auf welcher Seite die Zähne fehlten. — Auf der rechten! erwiderte der Mann. — Jener erinnerte sich ganz genau, daß er die Katze an dieser Stelle getroffen und rief überrascht aus: Nachbar! geht lieber zu einem Pater, als zum Bader, Euer Weib ist eine Hexe, ich habe sie heute Nacht im Stadel gesehen! — Wie der Nachbar mit seinem Weibe verfuhr, sagte meine Mutter nicht, wahrscheinlich wurde diese Sache mit echter Tirolerlogik durch ein handgreifliches Gottesurteil entschieden."

„Diese Sage," bemerkte der Geistliche, „wird an verschiedenen Orten mit nur geringer Abweichung erzählt; ebenso wie die von der wilden Fahrt, mit der sie vielleicht zusammenhängt. Fragt man aber einen Bauer, warum man jetzt keine Hexen und Gespenster mehr sehe, so wird er antworten: weil nun allerorts auf Wiesen und Scheidewegen Feldkreuze errichtet sind, an denen sich der Spuk nicht vorüberwage."

„Ich glaube ähnliches gehört zu haben," sagte Hans, „heißt ja sogar ein Sprichwort: Scheu wie der Teufel vor dem Kreuz!"

„Der Teufel spielt überhaupt in unserer Sage," fuhr der Geistliche fort, „eine sonderbare Rolle, das Dämonische tritt fast ganz gegen das Komische in den Hintergrund, meistens erscheint der Böse sogar als dummer Teufel; — erinnert Euch nur an die Sage vom Weißenstein!"

„Ich muß dich bitten zu erzählen," unterbrach ihn Hans, „diese Sage ist mir gänzlich unbekannt."

Der Geistliche erzählte bereitwillig folgendes: „Südlich von Deutschnofen liegt der stark besuchte Wallfahrtsort Weißenstein auf einer bedeutenden Höhe. Der Weg dahin führt durch schön gelegene Feldungen zu einem Stege; von hier zieht er an einer ziemlich steilen Halde zur Marienkirche empor. Nur wenige Schritte jenseits des Baches liegt ein breiter und flacher Stein, fast wie eine Bank zum Ausruhen für Pilger. Diesen Weg machte nun auch einmal der Teufel. Er trug in einer Kraxe auf dem Rücken einen Bauer, den er zu Deutschnofen aufgeklaubt hatte. Die Last mochte diesmal schwerer sein als gewöhnlich; er fühlte sich ermüdet und setzte sich zur Rast auf den breiten Stein. Siehe da! an der Stelle, wo die beiden Enden der Kraxe auflagen, hinterblieben mehr als zolltiefe Eindrücke im Stein, als ob der Teufel seinen saubern Kram auf eine weiche Wachsplatte niedergesetzt hätte. Es ging schon gegen Morgen; er mochte daher ziemlich Eile haben und trabte nun von dannen, ohne die Eindrücke auf dem Stein bemerkt zu haben. Es lag ihm sehr daran, noch

vor dem Ave Maria seine Beute in Sicherheit zu bringen. Denn wenn ihn der erste Ton der Morgenglocke auf der Oberfläche dieser Erde erreicht, muß er laut uralten Vertrages mit dem lieben Herrgott seinen Fang laufen lassen. Und leider ging es ihm auch diesmal so. Kaum war er ein Viertelstündchen vom Steine entfernt, so tönte die Marienglocke vom Weißenstein herab, und aus war's mit seiner Herrschaft. Er ließ die Beute fallen und fuhr mit der leeren Kraxe durch einen Felsen, wo zum warnenden Beispiele für alle dummen Teufel noch das Loch zu sehen ist."

Als der Geistliche diese drollige Geschichte beendet hatte, trat ein Oberländer in die Stube. Man brachte ihm auf sein Verlangen ein Glas Kranewitter, welches er mit verdrießlichem Gesichte langsam ausschlürfte.

„Wohin, Landsmann, bei dem schlechten Wetter?" fragte ich ihn.

„Nach Kundl zum heiligen Leonhard!" war die Antwort.

„Habt Ihr vielleicht am Vieh Schaden gelitten?"

„Ja, einige Stücke sind krank und drei haben sich letzthin, als beim Regen die Muhr losbrach, zerfallen."

„Warum wallfahrtet Ihr denn aber zum heiligen Leonhard?" fragte ich weiter; „habt Ihr zur Absamer Mutter Gottes kein Vertrauen oder zur heiligen Dreifaltigkeit?"

Er schaute mich erst bedenklich an und rief dann kopfschüttelnd: „Dann sieht man's! Ihr Herren habt halt keine Religion, sonst müßtet Ihr wissen, daß der heilige Leonhard Viehpatron ist!"

„Nun, könnte die heilige Dreifaltigkeit oder die Mutter Gottes nicht auch helfen?"

„Sagt mir," fragte er nach kurzem Besinnen, „wenn Euch ein Zahn weh tut, reist Ihr nach Wien zum Kaiser und seiner Mutter, oder geht Ihr zum Bader? So wenig sich der Kaiser ums Zahnreißen kümmert, so wenig fragt die heilige Dreifaltigkeit und die Absamer Mutter Gottes nach dem Vieh; drum haben sie es dem heiligen Leonhard übertragen!" —

Diesen Beweisen gegenüber mußte ich freilich verstummen. Der Bauer bezahlte und verließ die Stube.

Hans war unterdes an das Fenster getreten, um das Wetter zu beobachten. Der Himmel erschien noch immer düster und umwölkt, allein der Regen hatte aufgehört. Wir beschlossen daher, des langwierigen Zimmersitzens müde, trotz des feuchten Bodens auf die nahe gelegene Ruine Thaur zu gehen. Der Weg dahin führt durch Wiesen an einen unbebauten Rain, der hie und da von niederem Haselgebüsch bewachsen als Weideplatz für die Herden der Gemeinde dient. Hier waltet und herrscht ein neckischer Dämon, das Püzzel genannt, das, einem Spaße nicht abhold, es namentlich auf lustige Burschen und Musikanten abgesehen zu haben scheint. Als blaues Flämmchen gleitet es durch das Gestrüppe hinab zu dem Kinzacher Weiher, der unfern in einer moorigen Talmulde liegt. Hans erzählte mir, es seien einmal am Kirchtag abends Musikanten vorbeigegangen. Da hätten sie plötzlich ein weißes Gebäude erblickt, durch dessen erleuchtete Fenster helles Gelächter in die Weite hinausschallte. Befremdet seien sie näher getreten und hätten eine frohe Gesellschaft bei einem

Zechgelage gefunden. Man habe sie eingeladen mitzuhalten und dann aufgefordert, Walzer zu spielen. Sie ließen sich aus Dankbarkeit für die vortreffliche Bewirtung folgsam finden, und geigten, was die Finger nur aushalten mochten. Doch plötzlich ertönte die Morgenglocke — das Haus verschwand mit dem lustigen Nachtvolk und die beiden Musikanten standen zu ihrem Schrecken bis an die Schulter im kalten Gewässer des Weihers.

Wir erreichten bald die Schlucht, an der sich der Weg zum Schlosse hinzieht und stiegen über den schlüpfrigen Abhang zur Kapelle empor. Sie bietet — außer einem Schachteldeckel, auf dem eine Menschenhand eingebrannt ist, nichts merkwürdiges. Dieses Zeichen verdankt nach der Sage einer sonderbaren Begebenheit den Ursprung. Zu Thauer befand sich ein nachlässiger Priester, der, anstatt die schuldigen Messen zu lesen, lieber Karten spielte und Wein trank. Er steckte das für fromme Zwecke dargebrachte Opfergeld ein und verwendete es für weltliche Dinge. So lebte er gottvergessen viele Jahre hindurch. Plötzlich raffte ihn, ehe er noch Zeit fand, an Reue und Buße zu denken, der Tod fort. In der nächsten Nacht erschien er dem Klausner in feuriger Gestalt, ein Bild der furchtbarsten Qualen, mit der Bitte, er solle alle Sünder zur Buße mahnen und ihnen sein Beispiel vorhalten. Zum Zeugnis legte er die Hand auf den Deckel der Schachtel, die allsogleich die Brandspuren zeigte.

Von Schloß Thaur erzählt die Legende, daß der heilige Graf Romedius, der als Pilger seine Heimat verließ, um Gott allein zu dienen, daselbst gelebt habe.

Im Wald fraß ihm ein Bär das Pferd. Er war aber nicht lang verlegen; er beschloß ein Wunder zu wirken und rief im Namen Gottes den Bären, welcher ihm sein Pferd zerrissen hatte. Dieser gehorchte; Romedius legte ihm Zügel und Gebiß an und ritt nach Nonsberg in Südtirol, wo er fromm und gottergeben seine Tage beschloß. Die Thaurer haben auch ein sehr großes Vertrauen zu dem Bärenreiter Romedius; man findet ihn daher auf vielen Häusern abgebildet.

Gleich ober dem Kirchlein erheben sich die ausgedehnten Trümmer des Schlosses. Die Mauern sind so zerborsten, daß man kaum noch die ursprüngliche Anlage des Baues zu erkennen vermag. Eine dicht mit Gestrüpp überwachsene Erhöhung, die sich wallförmig um die Krone des Berges schlingt, deutet den ehemaligen Umfang der Ringmauer an. Ueber den bröckelnden Schutt kroch die Waldrebe, unter den schönen dunkelroten Blättern waren die zarten Haarfrüchte wie weiße Wollflocken zerstreut. Hier und da erhob sich aus dem Steingerölle eine Sonnenblume auf hohem Stengel; aus den breiten Scheiben pickten emsige Blaumeisen die Kerne heraus. Wir stiegen im Hofe auf eine Mauerzinne gegenüber dem alten Turme, von dessen Höhe grüne Tannen herabschauten. An der Seite des Berges nebenan wogten die Nebel auf und nieder; neugefallener Schnee reichte tief herab, Felsenzacken mit schwarzen Föhren tauchten aus dem zerrissenen Gewölke hervor. Plötzlich brachen sich die Strahlen der Abendsonne Bahn, der fahle Turm vor uns stand im goldenen Lichte wie verklärt, im Hintergrunde lösten sich die schneeigen Bergfirsten des Unterlandes von dem düsteren Gewölke,

durch welches schon die Nacht hindämmerte. Ueber Turm und Gebirge spannte sich leuchtend ein Regenbogen; weithin von Höhe zu Höhe, von Tal zu Tal zuckten farbige Lichter, — es war ein Bild von großartiger Wirkung.

Schloß Thaur

Länger als zwei Monate deckte bereits tiefer Schnee das Inntal. Bisweilen deutete zwar das eigentümliche Rot, in welchem die langgedehnten Wolkenstreifen abends glühten, darauf hin, daß hoch oben der laue Südwind wehe, die Bauern des Mittelgebirges erzählten den Städtern, wie mild die Luft bei ihnen sei, in den Niederungen jedoch lag alles im Banne starren Frostes, den kaum die helle Nachmittagssonne ein wenig zu lösen vermochte. Endlich zu Drei-Königen wurden die höchsten Kanten am nördlichen Gebirge schwärzer, bald warfen die Föhren die Last des Schnees von den Zweigen, die fernen Wälder des Unterlandes zeigten ein tiefgesättigtes dämmeriges Blau, — am nächsten Morgen drauf brauste der Wind warm und kraftvoll über das Tal. Konnte er auch nicht den Schnee auf den Feldern lösen, so schmolz er ihn doch auf der langgedehnten Hügelkette, die seinem Strome wie ein Damm zunächst entgegenstand. Weil ihm jedoch der Regen meistens bald nachfolgt, so benützten ein Freund und ich die kurzgemessene Frist, Thaur zu besuchen, wo in der Schloßkapelle eine vielgerühmte Weihnachtskrippe aufgestellt ist.

Diese kindlichen Darstellungen des hohen Ereignisses verdanken ihren Ursprung dem heiligen Franziskus und verbreiten sich von Assisi durch die ganze Christenheit. Und so gedenke auch ich gern der Wintertage meiner Jugend, wo ich zeichnete, malte, ausschnitt und leimte, bis ich am Christabend fromm und innig das Lämpchen vor meinem Werk anzünden durfte.

Wir machten uns daher nachmittags auf den Weg und erreichten bald das bestimmte Ziel. Unmittelbar hinter dem Dorf erhebt sich der Hügel, dessen Kante das zerfallene Schloß trägt. Der Pfad wand sich in weiten Biegungen aufwärts, wurde aber je höher desto beschwerlicher. Die Bauern hatten auf ihren leichten Handschlitten aus den nahen Wäldern Streu und Reisig herbeigeführt, und ihn dadurch in eine Eisbahn verwandelt, auf der sie pfeilschnell niederglitten. Wir zogen es daher vor, an der ziemlich steilen Lehne gerad emporzusteigen. Ich hoffte überdies Moose und Flechten zu finden, die sich des Sammelns lohnten. Die winterliche Natur konnte jedoch wenig bieten; nur der modernde Stock einer vielleicht vor Jahrhunderten gefällten Eiche zog den Blick auf sich. Seine Rinde war von farbigen Keimkörnern der Leprarien überstreut, aus dem Mark des Stammes erhoben sich die Stielchen einer Strunkflechte mit korallenroten Früchten. Wie oft hatte ich im Hochsommer über weite Strecken schöner und seltener Alpenpflanzen mit gleichgültigem Auge weggeschaut und jetzt erfreute ich mich innig an diesen kümmerlichen Spuren des Pflanzenbaues! Ich gedachte jener schönen Worte Alex. v. Humboldts, wo er von den verschiedenen Stufen des Genusses spricht, den der

Anblick der Natur gewährt, insofern sie unabhängig sind von der Einsicht in das Wirken der Kräfte, ja fast unabhängig von dem eigentümlichen Charakter der Gegend, die uns umgibt.

Nach kurzer Frist erreichten wir das in Felsen gehauene Tor des ersten Schloßhofes, wo die Kapelle des heiligen Romedius steht. Sie hat längst jede Spur altertümlichen Aussehens verloren; eine dunkle Sage erzählt, daß um ihre geweihten Mauern die Bewohner der Burg begraben wurden, was die morschen Knochen, die von Zeit zu Zeit zum Vorschein kommen, bestätigen. Wir traten durch die Pforte in das Innere; auf dem Tische des Hochaltars war die Krippe mit der Huldigung der drei Weisen aus dem Morgenland aufgestellt — ein buntes Gedränge von Figuren ohne alle Sonderung in Gruppen. Die Magier hatten ein reich ausgestattetes Hofgeleite mit sich gebracht, so verschieden nach dem Kostüm, als sollten alle Völker der Erde vertreten werden. Dort ein Mohr mit glitzerndem Turban neben einem Pagen, dessen rotes Sammetgewand breite Goldtressen schmückten; hier ein Husar mit hohem Reiherbusch und gelben Saffianstiefeln, stolz vor sich hinblickend; in der Mitte glänzender als alle: die heiligen drei Könige. Der älteste mit langen weißen Flachshaaren war bereits in der Grotte angelangt, tief und ehrerbietig neigte er sich vor dem Christkinde, das ihm die Madonna lächelnd entgegenhielt. Nebenan stand Joseph der Nährvater still und bescheiden, daß er an all dieser Herrlichkeit teilnehmen durfte. Den heiligen drei Königen zu lieb hatten aber auch die Engel ihre Festgewänder angelegt: die Diademe blitzten von

Gold und Edelsteinen und die seidenen Kleider waren in bauschige Falten gelegt, so standen sie unter den Trabanten zerstreut, auf das eifrigste bemüht, alle Fragen zu erwidern und den aus der Ferne herbeigeeilten Fremdlingen genau zu erzählen, was in Bethlehem Großes zum Heil der Menschheit geschehen sei. Der leitende Stern stand seitab, er war vor der Kunde lebendigen Wortes in den Hintergrund getreten. In respektvoller Ferne waren zu beiden Seiten auf den pappenen Hügeln die Hirten mit ihren Lämmern verteilt, sie jodelten und musizierten, als wären sie auf der saftigsten Alm des Zillertales. Auf einem Bergpfade rechts schritt ein Pilger im braunen Bußkleid herab, andächtig und fromm, als sollte er symbolisch den Weg zu den heiligen Stätten bezeichnen, den später die gepanzerten Scharen der Kreuzfahrer zogen. Am Fuß der Berge sah man rechts und links je eine schmale Tür eingefügt, auf der einen war ein großes Wespennest gemalt, aus der andern lugte das Bild einer greulichen Eule mit Feueraugen.

Diese Darstellungen waren ohne alle Beziehung angebracht, wer sie deuten will, mög' es nach eigener Laune tun. Den Rand der Nische, wo sich der Hochaltar mit der Krippe befand, faßten Gewinde aus Tannenzweigen ein, die sich nach oben zu einem großen M, dem Anfangsbuchstaben des Namens Marias, der zu Ehren ja dies alles eingerichtet worden, verschlangen.

Am Schluß dieser Schilderung bemerke ich noch, daß die aus Holz geschnitzten und sorgfältig bekleideten Figuren eine Höhe von beiläufig anderthalb Schuh hatten. Solche Krippen finden sich überall im Lande;

sie bringen nach und nach den Cyklus szenischer Darstellungen der sonn- und festtäglichen Evangelien von der Geburt Christi bis zur Hochzeit von Kana zur Anschauung. Und nicht bloß in den Kirchen, wo sie dann freilich mehr oder minder reich sind, — man trifft sie auch in den Häusern, besonders der Bauern. Gewöhnlich ist in dem Winkel der Stube, wo das Kruzifix hängt, ein Querbrett angebracht, wo mit Moos und Flechten die Gegend von Bethlehem sehr kunstlos dargestellt wird, Figuren aus Holz oder Papier werden dann mit Stiften befestigt. Daran erfreuen sich nun nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen. Der Tiroler sowie der Gebirgsbewohner überhaupt besitzt sehr viel Sinn für bildende Kunst und erwirbt sich leicht und oft von selbst die Fertigkeit, diesen oder jenen Gegenstand bisweilen auf überraschend geschickte Weise nachzumachen. Auf der Alm blühen im Sommer auch nicht immer Rosen, und im Winter, wenn es nicht viel Arbeit gibt und die entlegenen Hütten auf den Berghalden oft völlig verschneit sind, bleibt ebenfalls leere Zeit übrig; diese wird nun von manchem Bauernburschen, der nicht alle Stunden des Tages auf der Ofenbank mit der kurzen Pfeife im Mund verduseln will, zu allerlei Schnitzereien benützt.

Eine andere Ursache liegt im religiösen Gefühl, das sich an dem einfachsten Bilde der heiligen Gestalten, wie sie der Christenglaube so sinnvoll hinstellt, erbaut und in stiller Betrachtung freut. Ich darf wohl hier die Worte H. von Gilms anführen, die mit Lage und Verhältnissen schön übereinstimmen. Einem Freunde ruft er zu:

Der Epheu kriecht um bröckelnde Ruinen:
Auch du warst dort, und sah'st das goldbesäumte
Geliebte Tal zu deinen Füßen grünen,
Und wie der Bach in Steingerölle schäumte.

Du sahst die Kunst in überird'scher Blüte.
Mit Strahlenkronen in den Kirchen prangen:
Des ganzen Volks treuherziges Gemüte
Im Lächeln des Madonnabilds gefangen.

Nachdem wir alles besichtigt hatten, wollte ich meinen Freund noch zu dem Einsiedler führen, der die Krippe größtenteils verfertigt und geordnet hatte. Er hatte seine Wohnung an der Seitenwand der Kapelle angebaut; wir fanden jedoch die Türe geschlossen und am Fenster den Vorhang herabgelassen. Ich war mit diesem seltsamen Menschen schon im vorigen Sommer bekannt geworden, nachdem ich über ihn bereits mancherlei und — wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt — sehr widersprechende Gerüchte vernommen hatte. Damals traf ich ihn unter den Ulmen an der hinteren Seite des Schloßhügels, beschäftigt über dem Brunnen ein fast lebensgroßes Bild des auferstandenen Heilandes mit dem Kreuz in der Hand zu befestigen. Ein Mann in den besten Jahren, mit langem dunkeln Bart, die braune Kutte mit einem ledernen Riemen gegürtet, so stand er vor mir. Er mochte mir wohl die Neugierde anmerken und ging daher nach einigen einleitenden Worten bereitwillig mit mir in seine Zelle. Der Raum war beschränkt genug, doch das Geräte so reinlich und sauber geordnet, daß man sich durchaus nicht beengt fühlte. Auf den kleinen Ofen hatte er Grau in Grau die Geschichte des Grafen Romedius gemalt, der, nach

Angabe der Legende, im vierten Jahrhundert von Schloß Thaur mit zwei Gefährten ausgezogen sein soll, um in den Schluchten des fernen Nonsberges das Leben als Klausner zu beschließen. Auf dem Gesimse lagen allerlei fromme Bücher, die Bank an der Wand war mit einer geflochtenen Binsenmatte bedeckt. Dem Bette gegenüber an der Wand hing ein Täfelchen mit etlichen vertrockneten Rosenblättern; wie der Einsiedler erläuterte: von dem Rosenstrauch des Gartens, wo sich der heilige Franziskus bei fleischlichen Versuchungen in die Dornen zu werfen pflegte. „Uruntur cypriis castissima pectora flammis." Nirgends zeigte sich eine Spur von pietistischer Muckerei, alles sah heiter und einfach aus.

Auf meine Fragen erhielt ich freundlichen Bescheid: er habe in seiner Jugend vielfältig in Legenden gelesen, wie die Einsiedler gelebt hätten, zumeist in Wäldern oder auch dort, wo zerfallene Ritterburgen lagen. Dann sei er nach Jerusalem und anderen heiligen Orten gepilgert, nach seiner Rückkehr habe sich in ihm der Wunsch geregt, als Klausner in der Heimat den Rest seiner Tage zu beschließen. Da ich ihm bemerkte: dieses sei ja nach den noch zu Kraft bestehenden Gesetzen des Kaisers Joseph verboten, erwiderte er mir, daß er zugleich Küster an der Schloßkapelle sei und ihm dieser Titel hinlänglichen Rechtsschutz gewähre, in seiner Weise zu leben. Zudem habe ja das Jahr 1848 so vielen die Freiheit gebracht, warum nicht auch ihm?

Uebrigens nährt er sich zwar nicht von Wurzeln und Heuschrecken, wie seine Vorfahren in der Thebais, fällt aber auch, da ihm die Arbeit seiner Hände das Nötige

erwirbt, niemand zur Last. Bei dem letzten Kriege gegen die Welschen war er als Schütze mit der Thaurer-Kompagnie an die Grenze gezogen. Unser Einsiedler ist übrigens nicht der einzige im Land, in den wüsten Rünsten des Voldertales hat sich ein anderer die Hütte gebaut, dieser jedoch, wie die Gäste des Bades wissen wollen, mehr aus finsterer Menschenscheu, als infolge religiösen Triebes. Und so gibt es im Unterlande hin und her seit dem Jahr 1848 noch manchen Klausner, der die stille Einsamkeit des Gebirges im Gegensatz zu den wechselnden Springfluten der Tagesereignisse wählte. Möge die fortschreitende Zeit, die so vieles, ehe es noch völlig reifen konnte, in die Gruft der Vergangenheit wirft, nicht auch in das Leben dieser Einsiedler, so lange von ihnen nichts Ungebührliches verlautet, eingreifen und ihr romantisches Amt als Küster bei den kleinen Bergkapellen stets und überall anerkannt werden.

Obwohl sich der Tag zur Rüste neigte, wollten mein Gefährte und ich doch noch von der Höhe des Schlosses, dessen Trümmer aus den dunklen Föhren uns im Sonnenglanze entgegenleuchteten, einen Blick ins Tal werfen. Unten lag bereits die Dämmerung, dichte Nebel folgten dem Laufe des Stromes, vor und hinter uns loderten die Bergspitzen immer feuriger, während sich auf die Schneeflächen der Schluchten die violetten Schatten breit hinlegten. Das Verglimmen des Lichtes auf den Eiswänden des Stubaierferners mahnte uns endlich zum Aufbruch, und so verließen wir diese Stätte, die zwar nicht durch geschichtliche Taten berühmt, wohl aber von dem poetischen Hauch der Legende

angeweht war. Wir beschleunigten die Schritte und hatten in einer halben Stunde das Dorf Rum erreicht. Dort erholten wir uns im Wirtshaus bei einem Glas roten Tirolerweins, so mild und feurig, wie ihn die Reben des vorigen und heurigen Jahres leider nicht mehr geliefert hatten, von den Beschwerden des Weges und wanderten dann unter dem klaren Sternenhimmel nach Innsbruck.

Nach Stams

Die ersten Tage des März 1852 waren so schön, daß ich trotz der wenig vorgerückten Jahreszeit der Versuchung nicht widerstehen konnte, einen Ausflug ins Land zu machen, und dies um so lieber, da sich ein Freund gefunden hatte, der mich begleiten wollte. Als Ziel der Reise wurde das berühmte Kloster Stams gewählt. Wir bestellten einen offenen Wagen und fuhren gegen Mittag, wo die Sonne bereits Kraft gewonnen hatte, von Innsbruck fort. Die Straße geht nach der Schnur durch die weite Ulfiswiese, welche sich im Halbkreise der Berge an das linke Innufer zieht. Im Sommer gedeiht auf ihrem sumpfigen Boden die üppigste Vegetation; jetzt war sie noch von Schnee bedeckt, nur auf den Wällen der Abzugsgräben hatte der Huflattich seine gelben Blüten ausgelegt, da und dort entfaltete sich auch das fiederige Blatt der Brunnenkresse. Diese Ebene, die so öde und traurig vor uns lag, hat in dem Sagenkreise von Tirol eine große Bedeutung, fast wie das Walserfeld bei Salzburg. Im Herbste des vorigen Jahres ging ich einmal über die Hügel, welche vom Achselkopfe gegen die Ebene breit

abfallen. Auf einem vorspringenden Grate steht ein Kreuz mit dem Bilde des Erlösers, ringsum einige Betschemel, auf denen die armen Leute mit der Bürde von Klaubholz, welches sie in dem Föhrenwalde aufgelesen, gern zu rasten pflegen. Man übersieht von dort die Ebene sehr gut; ich stieß den Bergstock in den Rasen und legte mich der Länge nach ins fahle Gras. Da kam ein altes Bäuerlein. Mit einem herzlichen „Gelobt sei Jesus Christus!" begrüßte es mich und steckte dann die kleine Maserpfeife, aus der es eben geschmaucht hatte, langsam in die Tasche, um noch ein andächtiges Vaterunser zu beten. Nachdem es fertig geworden, setzte es sich unweit von mir auf eine Bank. Ich redete es an; wir sprachen über Verschiedenes, wozu Jahreszeit und Gegend die Veranlassung bot: ob die Feldfrüchte gut geraten, ob es bald anschneien werde, ob auf dieses oder jenes Wetterzeichen viel zu halten sei und ähnliches mehr. Endlich fragte er mich: „Ist es wahr, daß es jetzt Krieg gibt? Groß und wüst muß er wohl werden, weil so viele Soldaten marschieren." — Ich erwiderte ihm: „Sie blöken nur gegeneinander die Zähne; beißen werden sie nicht!" — „Nu, nu!" sagte er, „etwas muß es doch werden, die Bäume auf der Ulfiswiese sind bald groß genug, und Preußen liegt vielleicht auch nicht gar so weit von der Schweiz." — Ich wußte wohl, was er mit dieser Rede meinte, denn die Sage, auf welche sie sich bezog, ging ja damals durch alle Täler, daß jedes Kind davon erzählte; dennoch fragte ich ihn: „Was ist das mit der Schweiz und den großen Bäumen?" — Er schaute mich erst groß an und sprach dann nach einigem Besinnen: „Nu, wenn Ihr nicht darüber lacht, wie's die

Herrenleut' sonst bei derlei Dingen machen, will ich's Euch wohl auseinandersetzen. Wenn die Bäume bei der Kapelle auf der Ulfiswiese so hoch aufgewachsen sind, daß ein Mann dort seinen Stutzen aufhängen kann, und wenn man Hüte und Kappen von allerlei Farben trägt, wenn die Ungerechtigkeit überall und die Gerechtigkeit selten ist: dann werden die Schweizer kommen, und zwar so viele, daß der Vortrab in Zirl Mittag ißt, während der Nachtrab über den Arlberg marschiert. Sie werden alles verheeren und verbrennen und siegreich ziehen bis zur Ulfiswiese. Dort wird eine furchtbare Schlacht mit den Lodenmännern sein, dergestalt, daß man bis an die Knöchel im Blute waten muß. Ein Teil der Schweizer rückt aber geradezu nach Innsbruck; ihr Anführer wird brüllen und an der Brücke schreien wie ein Ochs, im selben Augenblicke wird ihn aber die Kugel eines Lehrbuben treffen, also daß er tot vom Pferde sinkt. Dies ist der entscheidende Augenblick, da kommt die Hilfe aus dem Untersberge: Kaiser Karl mit seinen Heergesellen, und schlägt die Schweizer in die Flucht. Davon kommen so wenige in ihre Heimat, daß sie zu Landeck beratschlagen, ob sie auf einem oder zwei Tischen essen sollen. Von den Tirolern bleiben aber auch nicht viel übrig; alle zusammen können bei der Voldererbrücke leicht unter einem Baum rasten; es wird, wie die Zillertaler sagen, dahin kommen, daß sieben Mädeln um den Stuhl zanken, auf dem ein Mann gesessen ist. Dann wird Karl der Große das alte Deutsche Reich herstellen und es wird eine schöne Zeit anbrechen, wie sie noch nie gewesen ist."

Während dieser Erzählung war es Dämmerung ge-

worden. Der Alte stand rasch auf und nahm die Holzaxt mit dem Bündel Stricke. Er rief mir eine gute Nacht zu und verschwand hinter den Haselbüschen, die den Weg einsäumten. Ich blickte noch einmal auf die Gegend: der Himmel noch grau und schwer, an den Bergeshängen blitzten einzelne Lichter aus den Fenstern der zerstreuten Höfe, die Ulfiswiese lag blütenlos und kahl, nur einzelne weiße Nebel streiften darüber hin.

Dieses zufällige Begegnen mit dem alten Bauern erzählte ich jetzt meinem Freunde, da wir gerade auf der Landstraße durch die Wiese hinfuhren. So erreichten wir unter wechselnden Gesprächen Kranabitten, ein einsames Wirtshaus am Saume des Schuttkegels, der mit Gestrüpp und Föhren überwachsen von der Klamm zum Inn sich absenkt. Die Klamm ist eine wilde Schlucht, die sich die Wässer des Gebirges, besonders im Frühling, wenn am großen Solstein der Schnee schmilzt, tief in den grauen Alpenkalk gruben. Sie verengert sich oft so sehr, daß man die Weite mit den Armen ausklaftern kann; an dem Rande der Felsen stehen Föhren, Ahorn und Eiben, kaum daß der blaue Himmel durch die Spalten hereinsieht. Jenseits des Inns liegt auf einem Hügel der Schutt von Völlenberg, öde Mauern, hinter denen im fünfzehnten Jahrhundert der gefangene Minnesänger Oswald von Wolkenstein lange Tage vertrauerte. Hinter Kranabitten geht die Straße knapp an der Martinswand vorbei, wo sich einst der alte Max verstiegen hatte, so daß ihn, wie die Sage lautet, nur ein Engel in das Tal hinabgeleiten konnte. Der Schiefer schießt jäh empor und gönnt kaum da und dort einem Büschel mageren Grases oder Heidekrautes Raum, daß

nur ein kräftiger und gewandter Fuß mit großer Gefahr sich festzustemmen vermöchte. Goethe, der auf seiner italienischen Reise diese Straße zog, meint zwar, es wäre leicht da oben herumzusteigen, er hat es aber nur bei dem Augenmaß bewenden lassen, das bekanntlich trügt; hinaufgeklettert ist er nicht und tat auch gut daran. Jetzt ist auf dem Punkte, wo Max stand, ein Kreuz errichtet, zu dem seitwärts ein ausgehauener Pfad hinleitet, den selbst Frauen ohne Gefahr und Schwindel betreten dürfen. Vielleicht hatte Goethe diesen Pfad im Auge. In neuester Zeit wurde die scheinbar unersteigliche Martinswand von unten auf zum Sport zweimal erklommen. Die geschichtliche Forschung hat übrigens die Sage von Max längst beseitigt.

In Zirl wendeten wir uns auf das rechte Ufer des Inns. Eine Reihe von Dörfern, wo die Not aus den Fenstern lugte, lag am Wege bis nahe von Stams. Dieses Cisterzienserstift wurde im Jahre 1272 von Elisabeth, der Witwe des römischen Königs Konrad, gegründet zur Erinnerung an den Tod ihres Sohnes Konradin. Jeden Abend hallt noch die „Staufenglocke" durch das Tal und ruft die Mönche zum Gebet für ihn. So ruht der Geist der Poesie auf diesen Mauern, wer bannt ihn in ein Lied? Schon im Jahre darauf starb die fromme Stifterin und wurde nach ihrem Wunsche im Kloster begraben. Anfangs wohnten die Mönche mit strenger Entsagung in hölzernen Zellen; als aber ihrer Obhut die Gruft der Tiroler Landesfürsten anvertraut wurde, erhoben sich bald feste und weitläufige Bauten aus Stein. Die glänzendsten Tage mochte das alte Kloster wohl damals gesehen haben, als Kaiser

Max mit größter Pracht in seinen Hallen den Gesandten des Sultans Bajazet empfing, der im Auftrage seines Gebieters um die Hand der Prinzessin Kunigunde werben sollte. Bald aber umzog sich der Himmel mit finsteren Wolken: der Bauernkrieg, eine Ueberschwemmung, die Pest und Plünderung durch die Schmalkalden folgten sich in der Frist weniger Jahre, bis endlich das Kloster durch einen zufälligen Brand im Jahre 1593 völlig in Asche sank. Dann blühte es unter der kräftigen Leitung tüchtiger Aebte wieder auf; es wurde der Neubau begonnen, wie er jetzt noch steht. Stams ist, wenn auch die jüngste, dennoch die ansehnlichste Abtei des Landes; die Bauten des Stiftes nehmen mit den beigefügten Meiereien und Scheunen einen großen Raum ein, ohne jedoch das Auge durch architektonische Schönheit anzuziehen. Die Gegend hat wenig Reize; sahen wir sie auch nur im Winterkleide, so blieben doch Form und Linien unverändert und berechtigten zu diesem Urteile. Stift und Kirche liegen auf einer von der Straße sanft emporsteigenden Höhe, welche sich unmittelbar den steilen Lehnen des Alpengebirges dahinter anschmiegt. Auf der schmalen Ebene bis zum Inn stehen Eichenbäume von mäßiger Größe; sie sind, wie es in diesen Gegenden zu geschehen pflegt, hoch hinauf der Aeste beraubt und haben dadurch die Anlage zu einer schönen, weitschattenden Krone völlig verloren. Am jenseitigen Innufer erhebt sich ein langgedehnter magerer Kalkrücken zur Höhe des Mittelgebirges, abwärts zeigt sich dem Auge ein Streifen des Inntales, aufwärts begegnet es den schroffen Firsten des Oberlandes, die sich wild und düster nach einander vordrängen. So hat das

Stift seine eng abgeschlossene Welt; es mag ein Ort strenger Buße gewesen sein, als noch die Gegend wüst lag und die Mönche mit Beten und harter Arbeit fern dem menschlichen Verkehre ihre Zeit hinbrachten. Es war ein Ort der Trauer, wo alles übereinstimmte mit der Erinnerung an den Tod des letzten Hohenstaufen.

Wir erreichten das Stift gegen Abend. Lange gingen wir in den weiten Gängen herum, ohne jemand zu finden, der uns hätte führen können; alles schien wie ausgestorben. Endlich trafen wir einen alten Laienbruder, der in ruhiger Behaglichkeit in seiner Zelle am Ofen saß. Er führte uns zum Abte. Ich kannte diesen bereits von meinen Studienjahren; er war seitdem bedeutend gealtert, die lange Gestalt vorgebeugt, das dunkle kurzgeschnittene Haar mit Grau gemischt, die Züge ernst und streng, fast wie wir sie auf den byzantinischen Bildern von Ordensheiligen finden. Dazu paßte der weiße Talar mit dem schwarzen Scapulier, auf welches das schwere Goldkreuz niederhing, recht gut. Er nahm uns freundlich auf und machte während unseres Aufenthaltes in der gefälligsten Weise den Wirt, so daß wir durchaus keine Ursache hatten, auf ihn die Verse anzuwenden, welche Walter von der Vogelweide auf den Abt von Tegernsee machte.

Mit der anbrechenden Dunkelheit war auch die Stunde des Abendessens gekommen, zu welchem die Mönche durch den Schall einer Glocke gerufen wurden. Der Abt geleitete uns in den Speisesaal. Das Bild des Klosterlebens, welches sich nun entfaltete, machte auf mich einen eigentümlichen Eindruck. Der Saal war groß und ziemlich hoch, an den Wänden hingen

Bilder, die blutrote Märtyrergeschichten und die Verklärung von Heiligen darstellten, wie sie von goldenem Glanz umflossen auf Wolken emporschwebten, die Arme voll Seligkeit nach den Palmenzweigen ausstreckend, die ihnen lächelnde Engel entgegentrugen. Unter den Bildern standen in langer Reihe die Mönche mit gefalteten Händen, gehüllt in wallende Gewänder, ernst und still vor sich hinblickend. Ueber diese Szenen verbreiteten die Kerzen, deren Licht sich in dem weiten Raume fast verlor, ein unsicheres Helldunkel. Der Abt sprach den Segen, der von dem lang nachhallenden Amen der Uebrigen beschlossen wurde. Wir setzten uns an den hufeisenförmigen Tisch. Vor jeden wurde ein Becher Wein und eine zinnerne Schale mit Suppe gestellt, der dann noch einige andere Speisen folgten. Vor dem Schlusse des Mahles trug ein Laienbruder ein kleines Fäßchen herum und füllte daraus jedem noch den Becher mit dem sogenannten Gratiaswein, der etwas besser ist als die Sorte des gewöhnlichen Tischweines. Nach dem Essen wurden wir in das Fremdenzimmer geführt, wo sich die Würdenträger des Klosters bei einer Bowle Punsch versammelten, um sich mit den Gästen noch vor dem Schlafengehen zu unterhalten. Das Gespräch wurde bald lebhafter und ging allmählich auf die besonderen Verhältnisse der Gegend und des Stiftes über. Natürlich erwähnte ich die Ereignisse des Jahres 1848, welche den österreichischen Klöstern bald den Untergang gebracht hätten, mit keiner Silbe, weil es unhöflich gewesen wäre, unseren freundlichen Wirten eine unangenehme Vergangenheit ins Gedächtnis zu rufen. Doch die Politik läßt sich nirgends beseitigen, sie hatte ihre

Brandraketen auch in die stillen Zellen der Mönche von Stams geworfen. Ehe man es sich versah, bewegte sich das Gespräch um diesen Gegenstand. Mein Nachbar erzählte mir, dem Stift habe nicht bloß von den Wiener Demokraten, die alle Klöster aufheben wollten, sondern auch von einer anderen Seite, woher man es am wenigsten erwarten sollte, Gefahr gedroht. Man habe hie und da Bauern reden gehört, die Zeit sei nicht mehr ferne, wo sie anstatt der Mönche aus den Fenstern der reichen Abtei herabschauen würden! Wer den Tiroler nur dem Rufe nach als sehr fromm und gänzlich der Leitung des Klerus hingegeben kennt, den muß freilich eine derartige Aeußerung befremden; sie wird jedoch völlig erklärt und wahrscheinlich, wenn man die Verhältnisse des Oberinntales berücksichtigt. Im ganzen Lande herrscht nirgends eine solche Zersplitterung des Grundbesitzes; daneben hat der von den Elementen stets gefährdete Boden nur geringe Ertragsfähigkeit: unmittelbare Folge davon ist die Verarmung des Einzelnen und der Gemeinden. Die wenigsten Gegenden sind so fruchtbar, daß sie ihre Bewohner das ganze Jahr hindurch mit der Ernte nähren könnten; deswegen wandern Männer und Buben im Frühlinge gewöhnlich aus, jene als Maurer, diese als Hirten, und suchen ihr Brot in der Fremde oft bis Frankreich und Savoyen. Die Rückwirkung auf die väterlichen Sitten des Landes läßt sich leicht denken. Ueberdies grenzt das Oberinntal zunächst an die Schweiz, und wo dieses nicht unmittelbar geschieht, bildet Vorarlberg mit seinen gewerbfleißigen Fabriken, an die sich hier wie überall größere Aufklärung bei verminderter Sittenreinheit knüpft, die

Brücke für manche Ideen, die nicht so ganz in den Organismus des alten Tirols passen. Man hörte im Oberinntal nicht selten die Aeußerung: „Wir brauchen keine Herren mehr, wir können uns ja selbst regieren!"

Unter solchen Gesprächen verbrachten wir den Abend heiter und angenehm, denn der Mensch tröstet sich, wenn die unmittelbare Gefahr vorbei ist, nur zu gern. Der Morgen des folgenden Tages war der Besichtigung von Kloster und Kirche gewidmet. Die Räume, die für die Bedürfnisse der gegenwärtigen Bewohner viel zu groß erscheinen, deuten auf bessere Zeiten des Stiftes. Man würde jetzt gerne statt des ausgedehnten Baues, dessen Erhaltung allein jährlich große Summen verschlingt, ein kleines Haus, bequem und passend eingerichtet, an der Stelle sehen. Als wir durch die langen, von der Wintersonne spärlich erhellten Gänge hinschritten, überkam mich ein Gefühl der Verödung, welche früher oder später hier einziehen wird. An den Wänden hingen die Porträte der Aebte, Gesichter von verschiedenem Schnitte: die einen herb, asketisch finster, das blicklose Auge schien nach innen gerichtet, um jeden Gedanken auftauchender Sünde zu bewachen; andere mild und ruhig, als hätten sie nach langem Kampf mit der Welt endlich hier Befriedigung gefunden; dann wieder feiste weinrote Köpfe, wie wir uns den Abt in Bürgers Ballade vorstellen, dem der Kaiser die harten Nüsse auf die Zähne packte. In der Tat! es sah aus dieser Reihe von 38 Aebten seit dem Jahre 1272 ein tüchtiges Stück Seelen- und Weltgeschichte nieder, das den Beschauer wohl zu ernsten Betrachtungen anregen könnte. Vom

Ende eines Ganges öffnet sich die Aussicht auf einen schmalen Raum, wo unter der winterlichen Schneedecke die Gräber der Mönche zerstreut lagen. So haben die Ueberlebenden die Leichenhügel der Dahingegangenen als beständiges Memento mori vor Augen. Es muß dieses Klosterleben für schwärmerische Gemüter einen eigentümlichen Reiz haben; man begreift wohl, wie auf solchem Grunde jene flammenden Blumen sich entfalteten, zu denen die wundervolle Mystik des Mittelalters die reichen Keime ausstreute.

In einem großen Saale, welcher an seinen beiden Langseiten hohe Fenster hat, befindet sich die Bibliothek. Die Bücherbretter sind meistens mit Werken älterer Zeit, wie sie dem theologischen Sinne der Mönche zusagen, besetzt; die neuere Literatur ist spärlich vertreten, sowohl die belletristische als die wissenschaftliche. Eine besonders rege geistige Tätigkeit herrscht zu Stams gerade nicht, wiewohl das Kloster unter seinen Mitgliedern Männer gezählt hat, die in der beschränkten Sphäre der Tiroler gelehrten Welt Anerkennung errangen. Die Ursache mag wohl zunächst darin liegen, daß die tüchtigsten Kräfte des Stiftes in ausgedehnten Bezirken als Seelsorger verwendet werden. Der Prior des Klosters ist gegenwärtig damit beschäftigt, eine Naturalien- und Münzensammlung anzulegen. Letztere enthält mehrere hübsche und seltene Stücke; darunter wird auch ein Taler gezeigt, der den Jesuiten zum Spotte geprägt worden war. Es ist dargestellt, wie Christus die Schüler Lojolas mit ernster Gebärde fortweist; der Rand trägt die Umschrift: Ego nunquam novi vos, discedite a me omnes! Eine andere Münze zeigt die Legende:

„Si cum Jesu itis, non cum Jesuitis, si cum Jesuitis, non cum Jesu itis!“

Die Kirche des Klosters, in welche wir durch eine Seitentüre eintraten, ist sehr geräumig, allein weder durch Architektur noch durch Kunstwerke des Pinsels oder Meißels ausgezeichnet, wenn man nicht etwa die überreichen vergoldeten Schnörkeleien, die bis zur Verschwendung an Säulen und Altären angebracht sind, hieherzählen will. In einer Nebenkapelle befinden sich Fresken von A. Schöpf. Sie stellen jene bekannte Geschichte des Milser zu Seefeld vor, wo dieser in eitler Aufgeblasenheit die Hostie so groß verlangte, wie sie beim Meßopfer gebraucht wird, und dann zur Strafe seines Frevels in die steinernen Stufen des Altars, die wie Wachs weich wurden, einsank. Diese Legende hat nun Schöpf im Zopfstil aber mit virtuoser Technik erzählt, es nimmt sich sehr sonderbar aus, wenn der frevelnde Edelmann mit breitem Federhute vor dem Altare steht und dazu ein Kostüm trägt, als wäre er aus einem Ritterromane von Spieß desertiert. Am interessantesten ist die Fürstengruft oder eigentlich auch nur ihre Stelle. In dem vorderen Teile des Schiffes befindet sich eine etwa zehn Schritte lange und halb so breite Vertiefung, umgeben von einem Geländer. Sieht man hinab, so erblickt man die Statuen der Fürsten, welche hier begraben sind, mit Goldkronen und übergoldeten Kleidern der Reihe nach aufgestellt; die Gruft selbst ist jedoch zugemauert und enthält, wie der Abt bemerkte, nur einige Knochenstücke, das Wenige, was die Räuberhände der Schmalkalden außer dem Namen übrig ließen. — Während wir so hin und her

gingen, war es Mittag geworden; wir verfügten uns in den Speisesaal, wo in eben der Ordnung wie abends vorher das Essen eingenommen wurde. Interessant war es mir, diesmal die Kapelle des Klosters zu hören, die aus einigen Mönchen bestand, von denen einer, ein schmächtiges Männchen, sehr gut Violine spielte. Dann sangen einige Novizen verschiedene Stücke, darunter auch das Lied: Deutschland über alles! Diese Töne, welche ich sonst so oft gleichgültig und kalt gehört, erregten in mir eine tiefe Wehmut; ich dachte jetzt an den leuchtenden Stern der Hohenstaufen, der versunken war, um nie mehr aufzugehen; an dieser Stelle klangen ihm die Töne des Requiem nach — und nun — das deutsche Lied! —

Nach Tische nahmen wir Abschied von unseren Gastfreunden und bestiegen den Wagen. Das Wetter hatte sich geändert, die Wolken hingen trüb und schwer an den Bergen, bald begann es zu schneien, daß wir kaum mehr einen Schritt vor den Pferden die Straße sehen konnten. So erreichten wir Innsbruck.

Völlenberg, Zirl, der Solstein

Fast schien es, als sollten diesen Sommer der Nord und die Nebel ihr Recht behalten; schon war Pfingsten gekommen und noch hingen graue Wolken tief über die Berge herab und trat eine Spitze durch die zerrissene Umhüllung, so zeigte sie den Glanz frisch gefallenen Schnees. Das sind traurige Tage im Gebirge, und wenn irgendwo, gilt hier der Spruch: die Welt ist mit Brettern verschlagen! Doch alles nimmt ein Ende, gute und schlechte Dinge. Die trübe Wolkenhülle begann plötzlich zu wallen und zu wogen, lichte Stellen öffneten sich und da und dort sah Blau durch. Keine Stunde verging und es lachte hell und glänzend der Tag; nur über den breiten Kämmen der Alpen lagen noch, als wollten sie sich in breiter Behaglichkeit sonnen, vereinzelt weit gedehnte Wolkengruppen.

Nach langer Regenzeit ist nichts der Pracht des Gebirges zu vergleichen, um seine Höhen zieht wie ein Diadem der blendende Schnee, in scharfer Linie geschieden von Alpenmähdern und Buchengrün, zwischen dem das dunkle Nadelholz niedersteigt. Es ist, als hätte der Frühling selbst in heiterer Freude die grünweiße Tirolerfahne aufgesteckt. Wer sollte da dem Zuge wider-

stehen? Ich suchte einen Freund und schon nach einer Viertelstunde waren wir, den Bergstecken in der Hand, auf dem Wege ins Oberinntal.

Wenn die Zeit nicht zu sehr drängt, mache ich stets vor dem Portale der Johanneskirche einen kleinen Halt, um dem Freskogemälde von A. Schöpf einen flüchtigen Blick zuzuwerfen. Dieser tüchtige Tiroler Maler, dem auch Goethe ein Wort widmet, ist jetzt fast der Vergessenheit anheimgefallen; jenes Bild jedoch, in kräftiger, frischer Weise einen Engelsturz darstellend, würde ihm gewiß einen Platz in der Kunstgeschichte sichern, wenn es nicht zu Innsbruck stünde, wo es niemand sucht. Die ausgezeichnete Technik desselben kann beweisen, daß in Tirol die Freskomalerei stets blühte, und da Schöpf 1822 starb, nicht erst in der Villa Massimi neu erfunden zu werden brauchte.

Rechts der Strom, der bisweilen eine Weide oder Erle entwurzelnd dahin wälzte, links Wiesen und Felder; die Lerche stieg empor über den duftigen Klee und die feinen Spitzen der Roggenähren, während ihrem Tirili vom nächsten Waldeshang das Jauchzen eines Hirten antwortete. Wir betraten von der Straße abbiegend die Au an der Gallwiese. Bald hatten wir die Götznerhöhe erreicht, einen buschigen Bergsporn, der sich gegen den Fluß vorlegt. Hier fielen im April 1809 die ersten Schüsse, als der Feind zu den Dörfern im Mittelgebirge vordringen wollte, um dort fahnenflüchtige Rekruten abzufassen und in die Scharen des großen Cäsars einzureihen. Die Bauern griffen zum Stutzen und spielten den Fremden den Kehraus. Noch lebt im nahen Dorf Völs ein Mann, der überall mit-

getan, ein stiller, harmloser Greis, der von jenen Tagen erzählt und sogar diese Ereignisse beschrieben hat.

Unser Gespräch drehte sich um jene große Zeit.

Viele glauben, die alte Kraft und Tugend sei auf den neu gebauten Straßen über die Grenze geflohen und der Rest davon werde auf der Eisenbahn mit Dampf nachfliegen. Diese scheinen zu vergessen, daß Tirol schon seit Jahrtausenden die große Völker- und Kriegsstraße zwischen Deutschland und Italien ist und daher die Berührung mit den Fremden schon längst gewirkt hat. Dem Transithandel und dem Verkehr verdankten die Ortschaften an der Hauptstraße, wo jetzt die Fuhrleute und Wirte mit dem ledernen, von Talern strotzenden Leibgurt allmählich seltener werden, ihre Physiognomie; nur dadurch konnte sich in Bozen jene phäakische Ueppigkeit entfalten, die fast sprichwörtlich geworden. — Aber die Flut der Touristen, die sich über den noch unentweihten Boden der Seitentäler ergießt und nicht bloß Forellen und Gemsbraten vertilgt, sondern auch Zucht und Sitte angreift! — Diese Sommervögel streifen nur durch gewisse Gegenden, deren patriarchalische Zustände schon lange, ehe Bädeker und Murray Reisehandbücher schrieben, zur Mythe geworden sind, wie vielleicht mancher, der Zillertal besuchte, bestätigen kann. Will man für den angeblichen Umschlag des Volkscharakters einen Grund suchen, warum bezeichnet man nicht das Militärwesen? Schon die Einquartierung der Truppen schafft manche Aenderung, freilich zunächst in Mädchenherzen, wie bereits ein Schnadahüpfl von 1809 hämisch bemerkt, daß die Diendln bayrisch sein wollten, aber die Buben nicht.

Die Kaiserjäger rekrutieren sich in Tirol, das Regiment ist sprachlich gemischt, indem Deutsche und Welsche ihren Anteil stellen; die Bataillone desselben liegen durch den ganzen weiten Staat zerstreut; Beurlaubte und Ausgediente reden bei ihrer Rückkunft nicht bloß eine Sprache mehr, sie haben in Quartieren und auf Märschen auch noch anderes gelernt, vielleicht manches, was besser unterblieben wäre. Man kann von Nachteilen reden, immerhin; aber man lasse den überwiegenden Nutzen nicht außer acht. Der Einfluß fremden Geldes, auswärtiger Kenntnisse auf die strebende und unentwickelte Industrie dürfte nicht zu verachten sein, abgesehen davon, daß der Verkehr mit vielerlei Menschen auch noch eine treffliche Schule des Lebens ist. Und wäre auch dieses nicht, so zwingt ohnehin die wachsende Not einen großen Teil der Oberländer, den häuslichen Herd zeitweilig zu verlassen. Schon Kinder wandern nach Bayern, dort Gänse oder Schafe zu hüten, die Männer suchen als Maurer, vorzüglich bei Festungswerken, Verdienst und werden von den Bauunternehmern, die Arbeitsamkeit und Mäßigkeit zu schätzen wissen, gern in Lohn genommen. Sie bringen nebst den paar Gulden, die sie für Weib und Kind mit saurer Mühe vom Mund absparen, ausländische Meinungen und Bräuche mit, und die Klugheit, die man bei Oberinntalern und Vinstgauern beobachtet haben will ist schwerlich ein Stammgut naiver Bergsöhne. Allmählich dringt die Aenderung bis zu den entlegensten Alpenhütten, sie wird äußerlich kund durch das Verschwinden der Volkstrachten, denen übrigens ohnehin kein so graues Altertum zuzuschreiben ist, als manche verzückte Forscher

glauben. Sie sind in einer beständigen Umgestaltung begriffen, wie man sich leicht an einer Reihe von Bildern aus verschiedenen Zeitungen überzeugen kann, wenn sie auch nicht gerade dem raschen Wechsel der Modeblätter folgen.

Als ich von Zams über Joch ins Lechtal ging auf einem Steige, den schwerlich je ein Tourist betritt, besuchte ich hoch im Gebirg eine Sennhütte. Da begrüßte mich kein frischer Bube wie im Unterland; dem Manne, der beim Feuer in einem gewaltigen Kupferkessel Käse bereitete, fehlte zum Ouvrier nichts als die Blouse. Ein buntes Baumwollenhemd, lange Hosen, der Schnitt des Haares, ja sogar einige französische Phrasen verrieten gleich den vielgewanderten Odysseus. Es war übrigens ein drolliger und gutmütiger Kauz, der mit großem Behagen von seinen Kreuz- und Querzügen erzählte. Zum Schluß meinte er, die Welt sei zwar überall schön, so weit sich der blaue Himmel darüber ziehe; am besten tauge es ihm aber doch im Landl; müsse er im Winter bisweilen knapp abbeißen, so sei's im Sommer nicht so gar schlecht, und die kleine Freude, alljährlich einen frischen Strauß Almrosen aufzustecken, halte er doch auch für etwas, während andern draußen im Reich der warme Dampf beim Kalklöschen ins Gesicht brodle.

Die Idylle vom lustigen Tirolerbuben war entweder stets selten oder müßte erst von einem zweiten Gesner gedichtet werden. Ich könnte oft lachen über die Voraussetzungen nordischer Reisender, die nach kaum überschrittener Grenze überall Schalmei und Zither erwarteten oder meinten, aus jedem Almrosenstrauch am Achensee werde eine Gemse gucken und vielleicht dem

gnädigen Fräulein Salz aus der Hand lecken. Daß die Enttäuschten, welche in Tirol wie anderswo gar viele Dinge menschlich fanden, manchmal in ungerechtes Schelten ausbrachen, begreift sich. Die schlimmen Seiten einer Bevölkerung fallen dem Auge von selbst auf, während der goldene Kern unter seiner oft rauhen Hülle leicht übersehen wird, weil ihm die heitere Seite fehlt und er sich zumeist nur dem erschließt, der hinlängliche Beharrlichkeit und Wärme des Gemüts hat, sich in das Wesen der Leute einzugewöhnen.

Ich weiß nicht, ob der Leser nicht bereits ungehalten wird; anstatt freundliche Landschaftsbilder an seinem Auge vorübergleiten zu lassen, erzählte ich ihm von den Bemerkungen, bei denen mein Gefährte und ich mehr als eine Stunde Blumenduft und Sonnenglanz vergaßen. Das Murmeln einer Quelle außer dem Dorfe Völs, das uns zur Seite geblieben war, lenkte vom bisherigen Gegenstand ab, wie das schelmische Lachen eines lustigen Mädchens, das hell ins Gespräch verlegener Pedanten einfällt. Wir lagerten im weichen Gras, das der sanfte Wind mit klaren Wasserperlen überstreute. Die Quelle eilte fort zu den Wiesen, wo sie ein Bach empfing, um dann als rüstiger Geselle sich auf die Räder einer nahen Mühle zu stürzen und sie in rascher Geschäftigkeit zu treiben, als gälte es das tägliche Brot. An der Föhre nebenbei war ein hölzernes Kreuz befestigt; eine Inschrift fordert jeden auf, der sich am heißen Tage gelabt, des himmlischen Brunnens zu gedenken, von dem in reinster Fülle alles Gute entsprungen. Uns gegenüber erhob sich auf der Ecke eines langgedehnten Hügels die vielbesuchte Kapelle des hei-

ligen Blasius. Als Hintergrund, durch die Weite des Tales von uns getrennt, stiegen die kahlen grauen Wände des Solstein empor, aber nicht einladend, wenn wir daran dachten, der nächste Morgen werde uns dort vorbeiführen. Hinter uns verdeckte die steile Böschung der Hügel das Hochgebirge; ein Schritt vorwärts, und über die Föhren schauten die Trümmer von Völlenberg herab. Wie der Strauß auf dem Hute eines Wildschützen prangten auf dem wettergrauen Gemäuer junge Birken und Haseln, die Wedel des Farrenkrauts spielten dazwischen in der reinen Luft, während Erdbeerranken und die Gewinde der Waldrebe mit zierlichem Laub sich über den Schutt hinzogen. Wohl mag der Frühling diese Mauern mit seinem schönsten Schmuck umschlingen und die Drossel nebenan im vollsten Tone schlagen!

Oswald von Wolkenstein, der letzte deutsche Minnesänger, lag hier lange in trauriger Haft und sah dem Todesspruche der gestrengen Räte Friedls mit der leeren Tasche, wie er und seine Genossen ihn oft gehöhnt hatten, entgegen. Das mochte eine Zeit voll wilder Bewegung und trotziger Kraft sein, als der Herzog mit den treuen Bauern gegen den Uebermut des Adels anrang, der in stolzem Selbstvertrauen nur die eigene Faust als Quelle des Rechts anerkannte und sich dem Höheren als gleich würdig an die Seite rückend, den freien Schützen zum Leibeigenen herabdrücken wollte. Ueber all das wüste Treiben leuchtete noch das Abendrot des sinkenden Rittertums; in den Burgen, deren Hallen kunstvolle Hände mit Bildern aus der Artussage und Tristan geschmückt hatten, klang aus dem Munde Os-

walds und Hugos von Montfort der späte Widerhall der Minnesänger; die Nibelungen, Gudrun, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide wurden in diesen Bergen noch gefeiert, als in den deutschen Ebenen bereits die Erinnerung daran erloschen war. Gleichzeitig verbreitete die Kultur des Südens ihren berauschenden Duft und der tirolische Landjunker lernte den Prunk venetianischer Nobili kennen, die nach dem Besitz des Landes im Gebirge, der Pforte Italiens, strebten. Heinrich Vintler, der Vetter des tirolischen Rothschild auf Runglstein, übersetzte 1411 das welsche Tugendbuch schlecht und in Reimen und Oswald ist der erste deutsche Dichter, der in den trübseligen Tagen des Alters Dantes Hölle zum Vorbild nahm und sie unverkennbar, wenn auch in roher und oberflächlicher Weise, nachahmte. Man hat diese Zeit noch nicht gehörig gewürdigt, sie ist kulturhistorisch nicht nur für Tirol, sondern für Deutschland von hohem Belang. Das Leben Oswalds knüpft sich wie ein Faden durch eine lange Reihe von Jahren an die wichtigsten Ereignisse, mochten sie sich in Europa oder in einem anderen Welteile zutragen. Später, wo ihm das Alter mit den bösen Dingen auf den Leib rückte, saß er griesgrämig zu Hauenstein und suchte als reuiger Büßer seinen Frieden mit Gott. Die Kämpfe jener Tage haben noch keinen Walter Scott gefunden, der mit fester Zeichnung und breitem Pinsel den knorrigen Männern und schönen Frauen ihr Recht widerfahren ließe, und doch wäre der Stoff sehr einladend für einen tüchtigen Erzähler.

Oswald wurde 1363 zu Trostburg an der Eisack geboren, entlief zehnjährig seinen Eltern mit einem

Stück Brot und ein paar Pfennigen in der Tasche und ging als Troßbube gegen die heidnischen Preußen. Erwachsen trug er sein Schwert überall hin, wo ein Banner wehte. Margarethe von Dänemark, Douglas der Schotte, die Bekenner des Islam bei Nikopolis und Ceuta, die Welschen auf den Kaiserfahrten sahen es oft tapfer blitzen, mochte nun das Glück lächeln oder der Unstern walten, wie bei der Reise nach Kleinasien, wo das Schiff zerschellte und die Bemannung ertrank bis auf ihn, der gleich dem niederländischen Bacchus auf einem Fasse Malvasier schwimmend das Ufer erreichte. Doch ruhte auch die Harfe nicht und er ließ sie lustig ertönen auf den Umzügen mit seinem Freunde, dem Kaiser Sigmund, der oft bei Sang und Klang tanzend und hüpfend in die Reichsstädte einrückte. Selbst an den Hof des Maurenkönigs von Granada wagte sich unser Ritter und erntete dort reichen Dank für seine Kunst. Doch nicht bloß Gold und Kleider gewann er, sondern auch den süßeren Lohn aus Frauenmund und geheime Liebesgunst. Die minnigliche Königin von Arragon schenkte ihm ihre Huld, ja sie band ihm als Zeichen derselben ein Ringlein in den langen Bart mit der bedeutsamen Bitte, es nie mehr loszuknüpfen. In Tirol ging es ihm freilich schlechter. Sabina Jäger tat ihm allerlei zu Leid und schickte ihn endlich, nachdem sie seiner Narreteien satt geworden, als Vorläufer Don Quixotes auf Abenteuer aus. Nach seiner Rückkunft wurde er eben nicht mit übergroßer Gnade empfangen, die boshafte Schöne paßte ihre Zeit ab und ließ den brünstigen Ritter, der auf ein Stelldichein hoffte, trotz Schwert und Sporn abfassen und

einsperren. Damit auch die tatsächliche Beziehung auf König Gunthers Hochzeit nicht fehle, wurde er eine Nacht hindurch geknebelt an Händen und Füßen an einem Nagel aufgehängt, so daß er, wie er selbst sagt, vor Schmerz quiekte wie eine gequetschte Maus. Freilich ein schlimmer Handel! Indes war er später nicht blöde, er wußte die Reize hübscher Bauerndirnen, die auf der Wiese den nassen Klee mähten, zu würdigen, wenn er nicht etwa, wie man Dichtern nachsagt, mehr besungen als genossen hat.

Doch nicht bloß Liebeshändel, auch sehr ernste Fehden mußte er in der Heimat durchfechten. Der Tiroler Adel hatte gegen den Herzog den Elefantenbund geschlossen, um reichsunmittelbar zu werden. Oswald nahm unter den Häuptern nicht durch Besitz und Macht, sondern durch Kriegskenntnis und staatsrechtliche Erfahrung eine hervorragende Stellung ein. Er spottete des Herzogs in Trutzliedern und verfertigte Geschosse, deren Tragweite und Sicherheit die Mannen, welche vereinigt mit den Bauern das aufrührerische Greifenstein belagerten, in achtungsvoller Ferne hielten. Die Hilfe des Kaisers blieb jedoch aus und nach langjährigem Zwist fühlte der kühne Degen endlich den Fuß des Meisters. Da sank der unbändige Spaur, der verwegene Rottenburger und so mancher andere, der die Stirne nur vor Gott und sonst vor niemand neigen mochte. Oswald kam in Haft; gebrochen an Leib und Seele schmachtete er im engen Kerker, während der Sieger in der Hofburg saß, auch einsam und traurig, durch die Erfolge seiner späten Tage nicht glücklicher. Wohl erinnerte er sich an die schönen Zeiten der Jugend,

wo er noch mit Oswald im Lande herumzog und dieser manchen Scherz, den sie gemeinschaftlich ausgeführt, in kurze neckische Liedchen faßte. Er mochte denken, daß von all den gelehrten Räten, die sich zankend Stellen aus Pergamenten ins Gesicht warfen, kein einziger mit ihm geliebt und gehaßt habe; sein Herz wurde weich und er gab den Gefangenen frei: „denn wo wäre im ganzen Lande ein Mund zu finden, liederreicher als der Oswalds und eine Hand, so kunstvoll die Harfe zu schlagen als die seine?"

Das ist die Sage, die an diesem zerfallenen Gemäuer haftet; sie wird noch fortklingen, wenn der West längst nicht mehr die Stelle findet, wo Oswalds Seufzer durch die Gitterstube drangen und die Buche kein herbstlich gerötetes Blatt mehr auf den Waldgrund streut, der vielleicht eine Träne des kühnen, unbeugsamen Sängers aufsog.

Das Licht, das goldener durch die Nadelbüschel der Lärche zitterte, mahnte an den einbrechenden Abend. Wir erhoben uns mit raschem Entschlusse und gingen am Bache aufwärts, der uns durch die Waldschlucht entgegen sprang. Die Geschichte der Burg hat neuerdings Professor F. Hechfellner quellenmäßig geschrieben. Nun verengten moosige Felsen von Glimmerschiefer den Pfad, doch bald öffnete sich das Tal wieder. Vor uns lag ein langes Plateau, der letzte Rest jener ungeheuren Schuttmassen, welche Gletscher der Eiszeit oder Wasserfluten aus Sellrain und Oetztal hierher gewälzt. Einzelne Hügelchen schwangen sich in leichten Wellenlinien empor, dazwischen und darüber wallten Saaten von Lein, dessen blaue Blüten nur einen

warmen Regen erwarteten, um sich vollends zu öffnen. Wir erreichten den Rand des Abhangs, von dem der Fußsteig nach Kematen führte. Noch einmal zuckte ein heller Lichtstrahl über die Föhren nebenan und die Sonne war hinter dem Hochmundi verschwunden, dessen Umriß scharf und kantig in den Himmel schnitt. Auf der anderen Seite erhob sich der Roßkogl, das zackige Haupt gleich einer Mauerkrone; Mähder, berühmt durch ihren Pflanzenreichtum, zogen breit und bequem ins Tal, durch das in der Dämmerung der Inn die raschen Wellen trieb. Ein Blick rückwärts: all die Kuppen des Unterlandes lohten in Purpurglanz, während unten im tiefen Blau des Schattens wie faltige Mäntel die Zirmwälder sie umgaben.

Allein ob auch das Auge sehnsuchtsvoll an all der Pracht hing, so mußten wir ohne Zögerung fort, wollten wir nicht zwischen den Bäumen im Dunkel den Weg verlieren. Vom unteren Rand des Waldes klangen uns Stimmen frommen Gebetes entgegen; wir traten aus dem Dickicht; vor einer Kapelle, die am grasigen Abhang lehnte, waren Weiber und Mädchen versammelt, um bei Einbruch der Nacht, welche nach altem Spruch niemands Freund ist, der Himmelskönigin die Huldigung zu bringen. Das Volk hängt treu an seinem Glauben und es weht durch den kindlichen Ausdruck desselben, wie über jedes echten Gefühles, der Odem der Poesie. Nicht so gar andächtig wie die Frauen schien eine Schar Bauernbursche, welche, die Heimkehrenden erwartend, im Grase kauerten und dabei aus kurzen Pfeifen eine Sorte Tabak schmauchten, deren Qualm an nichts weniger als an Rosenduft mahnte.

Wir ließen das Dorf, das die Innsbrucker wegen der eigens darnach benannten Kuchen und des trefflichen Rotweins nicht ungern besuchen, rechts und wandten uns in die Felder. Alles war schon unterschiedslos in die Dämmerung versunken, nur die Sternblumen leuchteten aus dem Wiesengrunde, vor uns ragte der Vorsprung des „reißenden Ranggen" wie ein Riesenschädel mit schwarzem Föhrenschopfe finster durch die Nacht dräuend. Eine breite Geröllhalde senkt sich unmittelbar an den Inn hinab. Hier und nicht an der Martinswand, wie noch immer Geschichtsbücher melden, fiel der treue Graf Arco von der Kugel eines Tiroler Schützen, der sich im Buschwerk des Abhanges zur Lauer verkrochen hatte. Kurfürst Max Emanuel von Bayern hatte Tirol feindlich überzogen, doch überall vom Landsturm geworfen, mußte der Türkenbezwinger auf Flucht denken. Graf Arco bat den Fürsten, ihm die rechte Seite einzuräumen, damit verborgene Schützen, durch diesen Wechsel und zugleich durch das glänzende Kleid getäuscht, ihn und nicht jenen zum Ziel nehmen möchten. Einige Augenblicke später antwortete dem Büchsenknall im Gebüsch das Echo der Felsenwand und Graf Arco stürzte vom Pferde.

Weiter vorwärts führt der Pfad in die Zirler Au; durch unsern Schritt geweckt, flatterte eine Lerche in die Luft und stieg, als wollte sie den Abendstern mit spätem Lied begrüßen, singend empor. Die Unken, welche in den Wassergräben den Chor anstimmten, mochten sie überzeugen, daß der Morgen noch fern sei und sie barg sich verstummend wieder zwischen den Halmen des Roggenfeldes.

Bald waren wir zwischen den ärmlichen Häuserreihen von Zirl angelangt; die Ziegen kehrten soeben von der Weide und wurden an den Stalltüren von dürftig gekleideten Weibern und Kindern freudig empfangen. Hintennach schritt der Geishirt, ein sehniger Bursche; auf dem runden Strohhütlein winkten Hahnenfedern, das schmutzige Hemd schlotterte lose um Arme und Brust, die weiten Leinenhosen mit roten Zwickeln reichten kaum von der Hüfte bis zum Knie, die nackten Füße steckten in derben Holzschuhen. Er hielt das Horn in der Hand und tutete mit vollen Backen; plötzlich setzte er ab und rief lachend: „Grüß Gott! wie kommt denn Ihr heut' nach Zirl?" — Ich war über diese Bekanntschaft etwas verdutzt, dachte mir aber, er möge mir auf meinen Bergwanderungen wohl schon früher begegnet sein; er schien meine Gedanken zu erraten und fügte nach einer kurzen Pause, wo er mich in Ungewißheit ließ, schmunzelnd bei: „Nun, Ihr solltet Euch doch erinnern: ich hab' einmal unter Euch studiert; das Ding taugte mir aber schlecht, und so mußte ich ein Zeugnis zweiter Klasse heimtragen. Aergerlich darüber, zog ich auf eine Alm, dort gefiel's mir so, daß ich mir vornahm, den Innsbrucker Stadtbübchen die dumpfe Schulstube zu überlassen und mich als Hirt tagein, tagaus am lieben Sonnenschein zu erfreuen. Ein Stück Maisbrot schmeckt auch, wenn man hungrig ist, und meine Böcke sind jedenfalls eine Kameradschaft, lustig und keck, daß man sie gewiß nicht verachten darf. Da halte ich nun selbst Schule an den Wänden des Berges; wer sich gut hält, bekommt eine Hand voll Salz und den Widerspenstigen schlag' ich mit

der Peitsche auf den Buckel, daß die Zotteln fliegen." — Zum Schluß lud mich der ehemalige Student ein, ihn gelegentlich auf der Alm zu besuchen, da seien seltene Kräuter und ich könne leicht eine ganze Blechschachtel voll heimtragen.

Wir gingen in die Wirtsstube bei Domanig. Am Tische saßen drei deutsche Studenten mit farbigen Bändern. Nicht lange, so erzählten sie von gewaltigen Abenteuern, wie sie gleich Fliegen am Felsen krabbelnd dem Sturze in furchtbare Tiefen nahe gewesen, und was das für ein Genuß sein werde, wenn sie nach ihrer Rückkehr von diesem Ausflug ins Gebirg auf der Kneipe die glücklich bestandenen Gefahren der Alpenwelt erzählen könnten. Die Sache kam mir etwas wunderlich vor und ich fragte um den Weg, den sie eingeschlagen hätten. Nun waren sie von der Scharnitz an stets auf der Landstraße geblieben und nur ober Zirl dem Fußpfade, den ihnen ein altes Weiblein als kürzer empfohlen, nachgegangen. Da hatten sie freilich unweit der Ruine Fragenstein über Felsen, an deren Rückwand sich sogar einige magere Almrosensträucher befinden, zu klettern; weil man jedoch dort nicht bloß Schafe, sondern auch Kühe auftreibt, mußte ich über die ergötzlichen Hyperbeln lachen. Sie erkundigten sich um den Steig zur Martinshöhle, denn nach solchen Taten hielten sie als kühne Recken jedes Wagnis für möglich; dabei beriefen sie sich auf Goethe, der im Vorbeifahren auf der italienischen Reise geäußert, es müsse gar nicht schwer sein hinauf zu gelangen und es dem Kaiser Max nachzutun. Jetzt ist es freilich, wenn man nur einigermaßen schwindelfrei ist, kein Heldenstück mehr, die

Wölbung zu erreichen, wo der Kaiser vergebens nach Rettung umschaute, bis ihn ein Hirt, den die Sage in einen Engel verwandelte, herabholte. Ein künstlicher Pfad führt dahin und Eisenringe, welche im Gestein eingetrieben sind, bieten unsichern Steigern einen bequemen Anhalt, so daß selbst Damen ohne viel Sorge die Partie unternehmen. Wir wünschten ihnen gute Nacht und viel Glück zur Bergfahrt.

Die erste Morgenglocke weckte uns wieder vom Lager. Nach wenigen Schritten starrte uns der Absturz der nördlichen Alpenkette an, wild zerrissen von Schluchten, Wand auf Wand in öder Zertrümmerung. Der steile Pfad führte uns an einer Klamm hin; sie mag wie die meisten dieses Gebirges nicht durch Wasserströme entstanden sein, sondern durch Spaltung der Felsmassen, die übereinander geschoben wurden, wie Eisblöcke, die der Fluß im Frühling splitternd und krachend ans Ufer wirft. Wir stiegen über die steil aufgerichteten Schichtenköpfe eines dunkeln Kalkes, den die Geognosten den Flötzbildungen der Trias beizählen. Eine Unzahl kleiner Austern war darin eingeschlossen und gab meinem Gefährten zur scherzhaften Klage Anlaß, daß wir trotz des frühen Aufstehens zu diesem Gabelfrühstück zu spät gekommen seien und wie viel edlen Nahrungsstoff, an dem sich alle Feinschmecker der Erde hätten laben können, die Natur für Versteinerungen verzettelt habe. Ich ließ ihm gern das Vergnügen, sich ein buntes Bild auszumalen von jener Urzeit, wo sich das Meer, noch nicht bedrängt durch die titanischen Hebungskräfte der Unterwelt, endlos über das Gebiet der Alpen dehnte und die Leviathane des

Wassers dort, wo jetzt Gemsen weiden, nach Fischen schnappten.

Die Schrofen traten allmählich etwas auseinander und ein spärlicher Fichtenbestand war über das zerschrundene Gehäng zerstreut. Die Bäume zeigen hier, wie überall in niedriger gelegenen Waldungen, nirgends die schöne, ursprüngliche Pyramidenform; es klettern nämlich die Bauern mit Steigeisen hinauf und hauen schonungslos bis auf einen kümmerlichen Rest des Gipfels die Aeste herunter, um Streu für das Vieh zu gewinnen, so daß die geschändeten Tannen aussehen wie Flaggenstangen bei manchem Feste. Der dadurch veranlaßte Schaden läßt sich kaum berechnen, um so weniger, weil auch beim Abholzen nur mit Rücksicht auf den augenblicklichen Vorteil, ohne einen Gedanken selbst an die nächsten Nachkommen verfahren wird. Ausgiebige Steinkohlen- oder auch nur Torflager fehlen in Tirol ganz, es haben daher die Preise von Bau- und Brennholz zu Innsbruck bereits eine unverhältnismäßige Höhe erreicht und sie werden sich noch immer steigern, weil wir in der Tat nicht wissen, woher man in Zukunft den nötigen Bedarf nehmen soll. Allein selbst dieser Nachteil ist unbedeutend gegen den, der mittelbar durch Verwüstung von Grund und Boden verursacht wird. Mit dem Walde schwindet die schützende Moosdecke, ein Windstoß streut die Erde ausgetrocknet durch die Sonnenglut in die nächste Schlucht, Regengüsse rauschen nieder, und wenn sie früher, von der Pflanzenhülle gebunden, neues Leben weckten und die Quellen nährten, so ergießen sie jetzt Schutt und Steingerölle auf fruchtbare Felder, zer-

reißen die Straßen und raffen ganze Gelände fort. Selbst das Krummholz wird nicht geschont, die Senner wirtschaften unverantwortlich und geben dadurch, daß sie die Felsgräte abhäuten, den schrecklichen Lawinen freien Zug. Jedes Gedeihen jungen Nachwuchses stören die Ziegen, deren Menge nach verläßlicher Angabe im geraden Verhältnis mit jenen Hausständen zunimmt, die zu arm sind, sich eine Kuh zu halten. Die Regierung ist endlich eingeschritten, um eine bessere Waldwirtschaft anzubahnen; die Bauern, die derlei Dinge gern dem lieben Herrgott überbinden, murren zwar dagegen, wenn aber nicht alles zu Grunde gehen soll, mußte etwas geschehen. Ob mit nachhaltigem Erfolg? Wir wünschen es wenigstens. Wer die Söhne des Waldes ungebeugt und nicht verstümmelt vom Knechtsdienst sehen will, der suche sie in wilden Schluchten oder auf Höhen, wo es der Habgier nicht gelingt, das Holz abzuführen. Dort stehen die Schirmtannen; durch die Wipfel saust der Sturm und bricht sie nicht, tief hängen die Zweige zu unterst auf den Boden und bieten der Gemse oder einer Kette Steinhühner Zuflucht vor Schneegestöber. Wie vom Scheitel des Greises fließen lang und grau Flechten nieder, in die harzige Rinde haben Senner und Wildschütz den Namen geschnitten, und soll er fallen, der Riese, so wirft ihn ein Blitz des Himmels nieder, den Gestürzten überzieht aber bald Blütenfülle, die blaue Glocke, der zarte Thymian und die Almkresse.

Die Morgenkühle hatte unsere Schritte beschleunigt und so erreichten wir die Einsattlung zwischen Erlspitz und Solstein noch vor der Sonne. Dort liegt eine

kleine Hütte; der Senner spaltete auf einem Blocke Kienholz, die Herde graste unter Aufsicht des Kühbuben links am grünen Abhang. Das Vieh gehörte jener kleinen Rasse an, grau von Farbe mit zierlichem Knochenbau, wie man sie im Oberinntal gerne hält, während der Stolz des Unterländers braune Tiere mit mächtigem Leibe sind, deren Milch zwar in geringerer Menge fließt, jedoch mehr Butter und Käse liefert. Zunächst fiel mir der erbärmliche Zustand einiger Tiere auf; abgemagert und schäbig schienen sie sich kaum der Weide zu freuen und wankten verdrossen hin, als stammten sie aus Pharaos traurigem Traume. Auf meine Frage erwiderte der Senner: „Ja seht, diese elenden Kuhseelen gehören Kleinhäuslern, die kaum Winterfutter für ein Stück haben, aber zwei halten wollen, um durch den Sommerertrag der Alm doch wenigstens einigermaßen Schuldzins und Steuern zu decken. Wenn man die Mähder hier austeilen wollte, so träfe es vielleicht manchem, der auch mitzutun hat, ein Stück nicht größer als ein Leintuch, so viele haben den Mitgenuß des Eigentums. Da mag's im Unterinntal anders sein, wo das schlechteste Bäuerlein eine größere Alm hat, als diese hier, die halb Zirl zugehört. Es wird nicht anders werden, wir müssen fort, denn wer mag sein Lebtag den Elendsack tragen? Wißt ihr nichts von Peru? Sind die Landsleute schon dort?" — Ich erzählte einiges, widerriet aber dringend den Plan, in das gepriesene Tal des Pozuzu, das zwar nicht von Milch und Honig, wohl aber von Oel und Kaffee triefen soll, zu wandern. Mein Zuhörer schüttelte den Kopf und lehnte jeden Einspruch kurz und bündig damit ab:

„Wenn's dort auch schlecht ist, schlechter als hier kann es nicht sein." Damals waren Hunderte von Tirolern über den Ozean geschifft, in allen Wirtshäusern hörte man diesen Gegenstand bereden; wohl unterrichtete Personen behaupteten, daß viele Tausende bereit seien, ihr Schicksal dem Meere anzuvertrauen, sobald die erste glückliche Nachricht von den bereits Hinübergegangenen einträfe. Jeder Warnung wiederholte sich der alte Refrain: „Wir können's in Tirol nicht mehr ermachen!" So klang es auch in dem weitverbreiteten und damals viel gesungenen „Auswandererliede", welches den politischen Jammer und die Not der Zeit schilderte. Vergebens fahndeten Gendarmen und Spitzel nach dem Verfasser, obwohl ihn hunderte kannten: Es war der Bauer Obrist Hans von Stans, der bekannte Volksdichter.

Es ist allerdings richtig, der Unterhalt wird in diesen Gegenden von Tag zu Tag knapper, die Gelegenheit des Erwerbs durch die Konkurrenz beschränkter, doch ließe sich vielleicht der Ueberfluß an Kraft der Industrie zuwenden; an treibenden Gewässern fehlt es eben so wenig wie in der Schweiz, wo bei ähnlichen Verhältnissen Handarbeit den Ausfall des Ertrags von Acker und Weide ersetzt. Oder wir brauchen nicht so weit zu gehen, schon Vorarlberg kann als Beispiel dienen. Man wendet ein: der Tiroler mag sich nicht in den dumpfen Sälen der Fabriken einpferchen lassen. Immerhin, so bleibt die häusliche Industrie, wie uns das benachbarte Allgäu dieselbe in schönster Blüte zeigt. Die Weiber erhalten von den Kaufherren Muster und Stoffe und man sieht sie fast überall, wenn man durch

die blanken Fenster in die reinlichen Stuben blickt, am Tamburin mit Stickerei beschäftigt. Aller Anfang ist schwer, doch dürfte auf solche Weise mancher Taler zu verdienen sein. Dadurch sind freilich die Ursachen der Armut nicht gehoben. Dahin gehört vor allem die Güterzersplitterung im Oberinntal bei verhältnismäßig geringem Ertrag und schwerer Bewirtschaftung des Bodens. Wollte man hier durch Gesetze eingreifen, so dürfte sich, wie in solchen Fällen immer, die Sitte mächtiger zeigen, als die bestgemeinten Verordnungen. Dazu kommt die vom Vater auf den Sohn vererbende, mehr und mehr wachsende Schuldenlast, die den Nordtiroler von Haus und Hof bringt und im Etschland den Bauern allmählich zum proletarischen Leibeigenen der Weinkrösusse macht. Doch muß die Not des Tages ein Sporn zu erhöhter Tätigkeit werden. Gewerbe und Landbau haben anderwärts einen ungeheuern Aufschwung genommen; es gilt sich aufzuraffen, wenn man nicht erliegen will: nur wer sich selbst hilft, dem hilft auch der Himmel!

Jetzt aber genug von Nationalökonomie, wir wollen wieder zum Bergstock greifen und im Zickzack am Solstein emporsteigen, ehe uns die Sonne zu heiß auf den Rücken brennt. Gefahr ist nirgends vorhanden; wo eine Felsenrippe sich aus dem Rasen erhebt, überzieht sie schlangenwendig und mannigfach verflochten das Krummholz; so kann selbst wer an Schwindel leidet hier ohne Besorgnis eine Höhe von 9000 Fuß erreichen. — Allmählich nimmt der Graswuchs ab. Die Almrose und das herrliche Vergißmeinnicht, das sich von dem der Ebene durch die tiefe Farbe und den Duft unterscheidet,

werden sparsamer, zwischen dem weißgrauen Steingeröll erlangen vereinzelte Rasen der spröden trockenen Segge das Uebergewicht, hier und da erhebt sich aus haariger Blattrosette eine Blüte gelbweißen Mohns; auch diese weichen allmählich den Flechten, unsern treuen Begleitern bis zur weitschauenden Kuppe, wo sie sich uns schwellend zum Lager bieten.

Wir sind angelangt und werfen uns, um zu verschnaufen, ohne viel Wahl der Stelle auf den Boden nieder. Uns zunächst schimmert ein kleiner Schneefleck; wo sein Rand langsam an der Sonnenglut in Tropfen zerrinnt, überzieht spinnenwebartig ein zartes graues Lebermoos die Erde, dazwischen erhebt das wundervoll schöne Eisglöckchen den gefransten violetten Kelch, nickt die weiße Ranunkel und wagt die Zwergprimel schüchtern die rote Blüte zu entfalten. Nebenan prangt wie ein Purpurpolster die kleine Silene, Blume dichtgedrängt an Blume, und ladet die glänzende Fliege oder einen genäschigen Schmetterling, der sich so weit herauf verflogen, ein, den Alpenhonig zu kosten. Wir gönnten ihm den Genuß; unser Blick drang ins Weite: dort zwischen Berglücken ein Fleckchen bayrischen Flachlandes, hier die schroffen Zacken der Kalkalpen, fernhin die beschneiten Gipfel der Zentralkette mit ihren furchtbaren Gletschern und dazwischen grüne Täler, durchströmt von Bach und Fluß. Wer möchte so etwas beschreiben! Was der Pinsel des Malers nicht zur Einheit verbinden kann, soll das dem Wort gelingen?

Zu den Blumen, welche den Grat des Solstein schmücken, hat Martinus Meyer das Märchen gefügt, und gern mag man sich an den Sagendichter auf der

von ihm geschilderten Stelle erinnern. Er hat nicht ohne Geschick bei viel Kenntnis des Volkes und gemütlicher Teilnahme an seinem Wesen manches Bild geschaffen, dessen Hintergrund große Vertrautheit mit dem Charakter unserer Landschaft zeigt.

Während wir über dies und jenes sprachen und dabei an einer kargen Kruste Brot nagten, zeigte sich fern im Oberland an einer Bergkante ein grauer Fleck; ich wußte, was das zu bedeuten habe und hieß meinen Gefährten unverzüglich die Botanisierbüchse umschnallen und für jetzt auf die so seltene Braya alpina verzichten; denn wenn ein Gewitter droht, ist mit den Geistern der Alpen nicht zu scherzen. Erst vor kurzem war ein Ingenieur, der zum Behuf der Landesvermessung hier sein Zelt aufgeschlagen, mit der Hilfsmannschaft von einem Hochwetter überfallen worden und der Blitz hatte mehrere Männer getroffen. Mochten wir auch dieses nicht für uns besorgen, so hat doch niemand eine Vorstellung, wie von den kahlen Wänden, die der Platzregen allerorts trifft, die Gießbäche niederrauschen: ein Schauspiel großartig für den, der es aus sicherer Ferne bewundert; wehe aber, wenn jemand den Weg suchen soll, wo in den Schluchten die braunen Wasserfluten zischend, brandend und brausend Steintrümmer und Baumstücke niederwälzen. Da kommt kein Meister, der den Spuk des Zauberlehrlings banne, sondern du magst naß bis auf die Haut wie jener Bauer des Horaz geduldig warten, bis der Guß verläuft.

Wir gönnten uns nur noch einen Blick in die Tiefe von nahezu 6000 Fuß, in welche die Hinterwand des Solstein fast senkrecht abstürzt, setzten unsere Stöcke ein

und suchten den Rückweg auf der rauhen Vorderseite des Berges. Erst eckige Steinblöcke, dann Schutt, zwischen hinein Terrassen aus abgebrochenen Schichtenlagen, kleine Rinnen mit Gerölle, Felsenvorsprünge, von denen die Dolden der goldenen Jochaurikel herausfordernd winkten — so ging es fast eine Stunde ohne Unterbrechung; endlich waren die Legföhren erreicht, welche uns noch vom obern Zaun der Zirler Mähder trennten. Wir ließen uns von der Quelle mitten im reichen Gras nicht aufhalten, sondern suchten den Steig, der links durch den Schoberwald zur Klamm führt. Hohe Tannen und Buchen nahmen uns auf; die Bäume neigten zum Teil die Krone, denn der Boden, dem sie entwuchsen, drohte tückisch mit einem Erdschlipf. Schon waren einzelne losgerissene Blöcke abgerutscht und gaben durch die Entblößung des Gesteins Gelegenheit, den hier anstehenden Schichten einen prüfenden Blick zu schenken. Es sind Sand- und Rogensteine, letztere aus größeren oder kleineren Körnern bestehend, welche ein braunes Zement verkittet. Sie bilden die Grenze der dunkeln gegen die lichten Kalke und enthalten oft in Unzahl Tierreste, die aber ganz zertrümmert und zerbrochen sind. Anziehender als diese Dinge war meinem Begleiter das Waldmeisterlein, welches gerade die Blüte zu entfalten begann, und schon wollte er sich davon sammeln, um abends beim Becher für die Beschwerden des Tages einen Genuß zu haben; ich wies jedoch auf die Wolken, die sich mehr und mehr in das Blau des Himmels vorschoben und trieb zur Eile. Ueber Schutthalden weg stiegen wir zur Klamm. Diese tiefe Schlucht wurde wahrscheinlich von den Gewässern ausgenagt, die

sich im Felskessel dahinter aufstauten. Auf dem Boden liegen Steinblöcke, große und kleine im wüsten Wirrwarr; kaum haben zwei Männer nebeneinander Platz, nach oben neigen sich die Wände fast zusammen und das Licht fällt gedämpft durch die Blätter von Ahorn und Buche, die den hohen Rand umsäumen. Man nennt diese Stelle die Hundskirche und sie wird, obwohl abrollende Gesteine den Weg bedrohen, im Frühjahr von Innsbruckern nicht selten besucht. In Ermangelung eines Albums schreiben diese ihre Namen mit bunten Farben auf die Wände der Schlucht, der Nachwelt zum bleibenden Gedächtnis. Am häufigsten wagen sich Studenten herein, denn der Botaniker findet hier schöne und seltene Pflanzen. Weiter abwärts versperrt die Schlucht ein gewaltiger Block und es bleibt nur die Wahl, im Rinnsal des Baches, der hier sehr wasserreich empor sprudelt, über glatte Steine und schlüpfrige Holzstücke den Ausweg zu suchen oder sich einem Baumstamm anzuvertrauen, wo Querstäbe zum Anhalten eingekeilt sind. Wir zogen letzteres vor. Nach wenigen Sprüngen waren wir in der Mündung der Schlucht und es umfing uns wieder Wald.

Ueber dem Unterinntal spannte sich noch der Himmel blau und klar aus, ein fahler, ungewisser Schein umspielte die Bergspitzen, aber von der Martinswand her kam dumpf rollend eine Mahnung, die uns rasch vorwärts trieb. Als wir den Waldhügel unweit Allerheiligen erreichten, wo auf dem Vorsprunge ein Kreuz steht, zum Andenken, daß hier Verbrecher an Leib und Leben gestraft worden, war es schon dunkel; die Straße, die von hier zur nahen Stadt führt, ist jedoch sehr be-

quem und daher setzten wir uns fast im Gefühl ruhiger Sicherheit auf einem Betschemel nieder. Vor uns lag schweigend und düster die Ulfiswiese, ein Blachfeld mit sumpfigem Grunde, das sich einerseits zum Inn dehnt, andererseits von Kranabitten bis Innsbruck reicht und so fast eine Stunde in Länge und Breite hat. Die Gegend macht einen unheimlichen Eindruck und die Sage hat sie mit düstern Gestalten bevölkert, die hier schattenhaft umtreiben, aber von der Zukunft Fleisch und Blut erhalten sollen. Da zuckte plötzlich ein Blitz durch die Wolken und der weithin vom Gebirg widerhallende Donner machte unsern Reden ein Ende. Bald darauf fegte brausend der Sturm übers Feld, wir eilten stumm vorwärts und waren kaum ins Zimmer eingetreten, als schon der Regen an die Fenster prasselte.

Seefeld, Scharnitz, Lavatsch.

Welcher Tourist hätte nicht schon mit bitterem Verdruß erfahren, daß die Sommermonate in den Alpen Regenzeit und daher die Tage, die das Herumsteigen auf dem Hochgebirg erlauben, gezählt sind? Da muß man jeden Augenblick benützen, der freundlich winkt, und so war mein Entschluß bald gefaßt, als der wolkenlose Abendhimmel für die kurzen Pfingstferien seine Gunst zu versprechen schien. Der Leser möge mich auf dem Streifzug freundlich begleiten, der zur Erforschung einiger Teile der nördlichen Kalkalpen unternommen wurde; er soll mancherlei von Land und Leuten beobachten, wie man es jetzt so gerne tut, und auch die Damen sind eingeladen; ich werde ihnen nichts von Terebrateln, Ammoniten und Ichthyosauren vorreden, sondern nur hier und da eine seltene Alpenblume bieten.

Beim ersten Strahl des Morgenrotes wanderte ich durch Mariahilf, in der Hoffnung, auf der Ulfiswiese von irgend einem Stellwagen eingeholt zu werden, der mir den langweiligen Marsch an der Martinswand vorbei ersparen sollte. Der Zufall war günstig, bald meldete das Posthorn eine Kalesche, nach kurzer Unter-

handlung über ein kleines Trinkgeld schwang ich mich zum Kutscher aufs Brett und es ging im lustigen Trabe nach Kranabitten, wo die Straße etwas bergan steigt. Durch die Wiese schleicht ein Bächlein, niedriges Buschwerk mit verstümmelten Eichen zieht am Raine hin, ein morsches Kreuz, kaum noch über das Gras hervorragend, bezeichnet den Platz, auf dem ein Unglücklicher durch eigene Hand endete. Weiter oben steht eine Kapelle; sie wurde im sechzehnten Jahrhundert von einem Priester erbaut, dem hier das Reitpferd scheu wurde und durchaus nicht mehr vorwärts wollte. Den Einfluß böser Geister vermütend, erhob er sein Herz zu Gott, aber erst als er ein Kirchlein zu bauen gelobte, ward sein Roß vom Banne frei und er konnte die Reise fortsetzen. Eine Denktafel über der Türe erzählt das Ereignis.

Erfreulicher als diese Geschichte, die der Postillon mit voller Ueberzeugung erzählte, war mir der Aufgang der Sonne. Es hatte seit Wochen geregnet und dann, wie es zu geschehen pflegt, tief ins Gebirge herabgeschneit. Nachdem durch das Umsetzen des Windes ein rascher Wechsel der Witterung eingetreten war, kühlte sich die Temperatur so stark ab, daß auf den Feldern Reif lag, der den keimenden Mais mit Verderben bedrohte, obwohl bald die Sonne des längsten Tages am Himmel stand. Meteorologische Erscheinungen der Art, die dem wissenschaftlichen Beobachter so viel Interessantes bieten, werden zunächst durch das Vorherrschen des Nordost nach langem Kampfe mit dem Scirocco herbeigeführt und sind im Gebirge, wo überall die Gegensätze kräftig walten, nicht gar selten. Am 15. Juni schneite

es einmal so stark, daß die Bäume, welche den Schnee in den breiten Laubkronen festhielten, unter der Wucht einbrachen und die Alleen der Stadt aussahen wie nach einem Sturm.

Da die kahle Martinswand Licht und Wärme zurückwarf, war bald ein angenehmes Gleichgewicht hergestellt und man mochte sich mit Behagen dem Eindruck hingeben, den die Fülle üppigen Naturlebens hervorzubringen nie verfehlt. Bächlein und Quellen rieselten überall aus Gestein und Schutthalden hervor, denn noch hatte die Kraft der Sonne nicht auf die dunklen Tiefen ihres Ursprunges gewirkt; die Tannen trieben junge Schößlinge und keine Raupe hatte mit zerstörendem Gebiß das junge Laub der Buchen verunstaltet. In schöner Gruppierung umgaben die Bäume den kleinen Hügel links der Straße, wo sich die Reste eines Jagdschlosses des alten Kaisers Max, vielleicht auf Grundlage eines Römerkastells, wie man aus gefundenen Münzen schließt, erheben. Er soll vom Fenster aus die am Felsen weidenden Gemsen mit dem Handrohr erlegt haben. In der grauen Wand, etwa 820 Fuß über dem Inn, öffnet sich die Grotte, wo er in der Karwoche, als jeder Rückweg versperrt schien, von unten herauf den Segen des Zirler Pfarrers erhielt: auch an dieser Sage vergreifen unsere Mythologen sich, ohne daß man sie in die Dämmerung altdeutscher Götterlehre zurücksetzen könnte, wenn sie auch bereits dazu Lust zeigten, den Kaiser als wilden Jäger mit Wodan zu identifizieren. Uebrigens ist es hier doch nicht recht geheuer, so hat wenigstens die Großmutter meinem Postillon erzählt. Ehe noch in der Höhle das Kreuzeszeichen errichtet war,

soll um Mitternacht manche gar schauerliche Equipage mit feuerschnaubenden Rappen und funkensprühenden Rädern aus- und eingefahren sein. Insbesondere wenn ein reicher Filz oder irgend ein verhaßter Pfleger starb, war große Beleuchtung; aus dem Hintergrund züngelten blaue Flammen empor, daß man es bis Oberperfuß sehen konnte. Plötzlich rollte der Wagen an, der Kutscher ohne Kopf, ebenso die Lakaien auf dem Rücksitz; nach brauste und sauste mit Holla und Hussasa die wüste Meute, aber so laut sie auch tobte und lärmte, vermochte sie doch nicht das Schmerzgebrüll des Verdammten zu überschreien, der unter solchen Ehren in Dantes Pforte einfuhr. Man sieht, die Geschichte ist grausig genug, um so mehr, wenn man gleich nebenan den verrufenen Geisterbühel erblickt und im Hintergrunde die Ruine Fragenstein, wo es vielleicht in den Tagen der Vorzeit auch nicht immer ganz christlich zugegangen ist. Professor Hechfellner hat die Schicksale derselben in einem Innsbrucker Gymnasialprogramm ausführlich und quellenmäßig erzählt.

In Zirl sprang ich vom Wagen und ging auf der Landstraße gegen Thirsenbach fort. Hier mündet eine Schlucht, der Bach, der herabfließt, treibt einige Mühlräder; wir steigen links empor, nachdem wir an einer kleinen Holzsäule ausgeruht haben. Hier geschah eine Untat und fromme Hände setzten das Zeichen, um den Wanderer zum Gebet für die arme Seele aufzufordern. Jedenfalls muß es ein grimmiger Strauß gewesen denn, denn zwei Riesen begegneten sich feindlich: Haimon im blanken Harnisch mit dem Schwerte und Thirsus mit einem entwurzelten Baumstamm. Wer sich ungefähr

eine Vorstellung machen will, wie es da zugegangen sein mag, den verweisen wir auf das Eggenlied. Nur den Ursprung und das Ende des Zwistes will ich berichten; die alte Sage gestattet mir einen kleinen Seitenblick auf die Geognosie, ohne mir deshalb den Tadel zuzuziehen, als hätte ich mein gegebenes Versprechen gebrochen.

Haimon — ob Neffe oder Oheim der vier Haimonskinder? weiß ich nicht, denn die Stammbäume jener Tage sind nicht so sicher wie die der Pairs, die gegenwärtig in deutschen Kammern die Luft erschüttern, — Haimon, ein Riese von solcher Stärke, daß die Bäume weitum sausten, wenn er nieste, war in seiner Jugend sehr wild und ungezogen und hatte Taten verübt, über die unsere Polizei außer Fassung geriete, wenn sich jetzt irgend jemand etwas Aehnliches beigehen ließe, und wäre es auch ein Heidelberger Student. Endlich kam er zur Einsicht, daß ein Höherer über ihm walte, der nicht bloß den Zwergen, sondern auch den Riesen gebeut; er beschloß, seinem wüsten Treiben zu entsagen und die Kraft, die ihn bisher zum Frevel verleitet, auf edle Werke zu verwenden. Er suchte zwischen dem Erlengestrüpp der Sill die Trümmer der alten Römerstadt Veldidena und wollte dort, um die Vergangenheit zu sühnen, ein Kloster errichten. Der Mensch kann jedoch sein Wesen nicht abstreifen wie einen Harnisch; er strauchelte auf dem neuen Pfade und vergoß noch einmal unschuldiges Blut, ehe er nach langer schwerer Buße die Palme errang. Schon ragten die Grundmauern empor, da fand er einmal, als er den Bau fortzuführen mächtige Steinblöcke herbeischleppte, alles niedergeworfen

und zertrümmert. Grollend fügte er die Steine wieder zusammen; vergebens. Das nächste Frührot zeigte ihm wieder Schutt und Zerstörung. Den Unfug konnte nur Thirsus verübt haben, ein bäurischer Recke, der, in einer Schlucht bei Zirl hausend, anstatt auf edle Abenteuer zu fahren, Bären fing und Auerkühe molk. Schnell legte er den Harnisch an und faßte das lang entbehrte Schwert. Den Gegner, der wahrscheinlich von ganz anderen als den vier letzten Dingen träumte, traf er schlafend unter einem Baume. Unsanft rüttelte er Thirsus auf; allein dieser, nicht gewohnt solcher Störung, riß eine Tanne aus dem Boden und schlug los. Die rohe Naturkraft unterlag der Fechtkunst. Thirsus wandte sich blutend zur Flucht, und die Wunden suchte er an einem Bächlein rechts von Seefeld mit Gras und Rasen zu verstopfen. Nun dachte Haimon Ruhe zu haben: wie erstaunte er aber, als er am nächsten Morgen das mühevolle Werk des vorigen Tages wieder zerbrochen sah! Er wachte nachts in bitterem Leide, weil er zu seinen vorigen Freveln in sinnlosem Grimm neue Blutschuld gehäuft; da knackte plötzlich das Gesträuch und aus der Schlucht wälzte sich ein Lindwurm, gewiß zehnmal größer als der, den Siegfried weiland erwürgt. Er begann das Mauerwerk zu zertrümmern. Wer vermöchte nun den Kampf zu schildern, der sich erhob! Genug, das Ungetüm erlag und der Sieger riß ihm die Zunge aus, welche zum ewigen Andenken aufbewahrt werden sollte. Bei der Aufhebung des Stiftes durch die Bayern soll sie an das Museum der Innsbrucker Universität gekommen sein; was aber hier als solche gezeigt wird, ist nichts anderes als der merk-

würdige Kopffortsatz eines Schwertfisches, wie man ihn überall sehen kann. Nun vollendete Haimon sein Werk; seine und des Thirsus Statue, jene mit dem Schwert, diese mit dem Baume, prangten in Holz geschnitzt vor dem Kloster; aber auch ein Wirt in Wilten glaubte sein Haus zu zieren, er ließ es vom Bartinger Seppel, einem durch seinen Witz bekannten verlorenen Genie, mit den Bildern der beiden Hünen grau in grau bemalen.

Im Mittelalter wurde diese Sage blindlings geglaubt, die Zeit der Aufklärung spottete darüber oder deutete sie allegorisch, die neue Wissenschaft erkennt ihren Wert und sieht darin außer den mythologischen Anknüpfungspunkten das Symbol eines großen Völkerkampfes, der mit dem Siege der Deutschen über die Rhäter oder Tyrrhener endete. Fleißig und mit Geschmack wurde dieser Gegenstand in einer Abendvorlesung am Ferdinandeum in Innsbruck von Josef Daum behandelt.

Das erste Dorf an unserem steilen Pfade ist Reit auf einer sturmdurchfegten Hochebene, zu der sich die Alpen bis 4000 Fuß Meereshöhe absenken und so einen früher viel besuchten Paß bilden. Die Lage ist luftig genug, die schöne Aussicht, welche sich hier nach allen Seiten öffnet, würden die Bewohner gern für ein milderes Klima vertauschen, wo der Schnee nicht tief in den Frühling hinein die Felder bis zur Höhe der Zäune überlastet und manchmal Dächer von Häusern und Städeln eindrückt. Nach vorn wird die Gegend immer düsterer, links guckt durch eine Talspalte der Blattacher Ferner, einer der wenigen Gletscher, die sich auf Kalkboden angelegt. Wie manche behaupten, ist er noch

nicht so alt; auf der breiten Fläche, die er einnimmt, sollen die schönsten Almen gewesen, dann aber in einer Nacht plötzlich eingeschneit worden sein, weil die Reichen versuchten, den Armen ihren Anteil zu rauben. Diese Sage kommt sehr häufig in der ganzen Ausdehnung der Alpen vor.

Den Wanderer begleiten Almrosen und Saxifragen bis zum traurigen Hochmoor von Seefeld; spärliches Knieholz und Erlengestrüpp umzieht hier den Rand der Lachen, wo Binse und Wasserrohr sich anreiht. Es ist der letzte Rest eines Sees, der abgeleitet wurde. Die Landschaft hat einen streng nordischen Charakter, der, durch nichts gemildert, mit der Bauart des Dorfes völlig übereinstimmt. Nur Mais, unter dem weit vorspringenden Dache der Häuser aufgehängt, deutet auf ein wärmeres Klima; die sparsamen und fleißigen Bewohner haben da und dort im Inntal ein Fleckchen Grund an sich gebracht, auf dem sie alljährlich ihren kümmerlichen Bedarf an Frucht ernten. Es ist ein hartes, wetterfestes Geschlecht, das auf diesen Höhen wohnt, gestählt in Kämpfen jeder Art, sei es nun der List oder Gewalt, und jeder Arbeit kundig, die einen unermüdlichen Arm fordert. Holzschlag und Kohlenbrennerei nährt manchen; die Verwegenheit der Wilderer, die wie Luchse ein Jagdgebiet von vielen Meilen in wenigen Tagen durchmessen, ist sprichwörtlich geworden, und wer wüßte nicht von einem oder dem andern Schmuggler, der verbotene Waren zentnerweise auf dem Rücken schleppend im harten Winter über die Gräte der Gebirge klettert und der Finanzwächter, die ihre Posten ganz anderswo aufgestellt, in adlergleicher

Sicherheit lachte. Der Schmuggel ist jetzt nicht mehr sehr ergiebig, und die Familien, deren Namen von den Zöllnern mit einer eigentümlichen Empfindung ausgesprochen wurden, haben sich anderen Beschäftigungen zugewendet. Der Abbau des Asphaltes, den eine Privatgesellschaft in Betrieb setzte, wird jetzt nur noch zur Gewinnung des medizinisch wertvollen Ichthyol betrieben. Wir sagten vorhin, daß der flüchtige Thirsus auf den Felsen bei Seefeld niedergesunken sei. Das Gestein trank den nicht zu hemmenden Strom seines Blutes und allmählich verwandelte es sich in Oel, welches durch Destillation gewonnen werden kann. Der Geognost hat freilich eine andere Erklärung. Die Stinkdolomite dieser Gegend wechseln mit Zwischenlagen bituminösen Schiefers von größerer oder geringerer Mächtigkeit und verschiedenem Gehalt an Erdharz. Man trifft nicht selten sehr schöne Fischabdrücke, wie sie unter andern eine Zierde der Münsterschen Petrefaktensammlung in München sind. Das Bitumen des Gebirges ist ohne Zweifel tierischen Ursprungs, und so hätten wir das Thirsenöl, wenn auch nicht aus einer mythologischen, doch immerhin aus einer urweltlichen Quelle abzuleiten. Ehedem war seine Gewinnung sehr einfach: wer gerade Lust hatte, räumte das Gestein ab und setzte das gewonnene Material in Passauer Tiegeln der Hitze aus, wo sodann das Oel abtropfte. Das sehr übel riechende Destillat wird von Bauern in Viehkrankheiten angewendet; alte verkommene Kerle durchziehen das Land mit einem Fäßchen auf dem Rücken und rufen ihre Ware in den Dörfern aus. Vielleicht bietet der Stich des Torfs, der im Hochmoor ziemlich mächtig und von ausgezeich-

neter Güte ansteht, den Leuten einigen Ersatz, wenn nur erst der Widerwille, der in der Stadt gegen das Brennen desselben herrscht, überwunden ist.

Ist Seefeld durch seine versteinerten Fische dem Paläontologen von hohem Interesse, so zieht die wunderbare Hostie in der gotischen Kirche Wallfahrer aus weiter Ferne an. Etwa eine Viertelstunde außerhalb des Dorfes sind über einem kleinen baumlosen Hügel Stücke von Ziegeln und Mörtel zerstreut, die letzten Reste eines Schlosses, dessen Besitzer, der Milser, durch Stolz und Hochmut berüchtigt war. Er wagte Gott im Himmel selbst herauszufordern und ihm bei der heiligsten Feier Trotz zu bieten. Am Gründonnerstag 1386 kam er in die Kirche und als der Priester ihm nach der Messe das Abendmahl reichen wollte, trat er keck an den Altar und verlangte, daß ihm anstatt der kleinen Hostie die große verabreicht werde, wie sie bei der Wandlung vor den Augen des Volks emporgehoben wird. Das unerhörte Ansinnen brachte die ganze Kirche in Aufruhr, der Priester bat und flehte, Milser hatte nur Drohungen zur Antwort und jener wußte, daß den finstern Blicken des Ritters nur zu gerne Schwerthiebe folgten. Mit Zittern gehorchte er, die Rache dem höheren Herrn, der unmittelbar angegriffen war, überlassend. Kaum hatte jedoch jener die Hostie im Munde, so begann der Boden zu beben und zu wanken; er sank bis an die Knie in die Erde, und als er sich erschrocken am Marmelsteine des Altars halten wollte, so war auch dieser weich wie Butter. Erst als ihm der Priester die Hostie von den Lippen genommen, gerann der Stein wieder und wurde hart wie ehedem. Milser hatte Gott den Herrn

kennen gelernt, in härenem Gewand eilte er nach Stams, um den Rest seiner Tage in härtester Buße zu vollbringen. Den schwarzen Atlasmantel, den er dazumal am Altare getragen, übergab er dem Kloster zum ewigen Andenken an seinen Frevel; es wurde ein noch vorhandenes Meßgewand daraus geschnitten. — Ein Knappe lief von der Kirche ins Schloß. Vor der Türe stand Milsers Frau, im Begriff nach Seefeld zu gehen, von glänzender Schönheit, in prächtigen Gewändern, wie die Sage erzählt; an Härte des Herzens kam sie jedoch dem Gatten gleich, ja manche Untat, die er sonst unterlassen hätte, geschah auf ihren Antrieb. Hastig erzählte der Bote das Geschehene, sie aber lachte laut auf und wies auf verdorrtes Gestände: „Wenn da plötzlich Rosen blühen, glaub' ich das Märlein!" — Der Strauch stand bedeckt mit jungen Rosen und grünem Laub. Sie rannte fort im Wahnsinn und stürzte von einem Felsen unweit des Schlosses. Diese Legende ist auf einer Wandtafel in zwölf Sprachen für die Pilger aus aller Herren Länder geschrieben; Zacharias Werner verballhornte sie in einem langen Gedichte voll gespreizter Krafttiraden und affektierter Natürlichkeit.

Vom Schloßberg führt die Straße steil ab gegen Scharnitz, wo das Tal zwar weiter, aber nicht anmutiger wird. Links zieht die Berglehne gleichmäßig bewaldet oder von kleinen Felsenvorsprüngen unterbrochen gegen Bayern, rechts blickt man wie durch ein weites Tor in mehrere Seitentäler, welche strahlenförmig von einem Punkte auseinander laufen und nur im Sommer von Aelplern, Schützen und Schmugglern betreten werden. Ihre Grenze gegen Bayern bilden die

unübersteiglich schroffen Gräte des Karwendels, dessen Ausläufer, der nackte Brunstkogel, sich ins Tal vordrängt, so daß man von hier aus die gegenüber stehende Bergwand mit einer Büchsenkugel erreichen kann. Als klarer Alpenbach fließt die Isar hindurch. Querüber sind Verschanzungen gezogen, beherrscht von Bastionen und Forts, welche die Flanke des Gebirges krönen. Das sind die Trümmer der einst so stolzen Porta Claudia. Wie anders mochte es 1805 sein, als der Marschall des Kaiserreiches, als Ney diese Schanzen stürmte und den Flüchen seiner 10 000 Soldaten, die er zweimal vergeblich zum Sturm jagte, Stutzenknall und das wilde Jauchzen der Schützen antwortete. Oberst Swinburne verteidigte mit 700 Soldaten und einigen Bauernkompagnien des Inntals den Paß. Doch all der entschlossene Mut sollte verloren sein durch die Borniertheit eines Gamaschenhupfers gewöhnlichen Schlages. Die Leutasch nämlich auf der andern Seite des Gebirges gewährt einen leichten Zugang in die Scharnitz, es waren deswegen dort einige Schanzen angebracht, Militär und Schützen sollten die Gegend decken; jene den offenen Weg im Tal, diese die Schliche über die Alpen. Nun führt ein beschwerlicher Pfad in den Rücken der Stellung, der freilich nicht im ordentlichen reglementsmäßigen Aufmarsch, wohl aber Mann für Mann zu passieren war. Die Schützen machten Major Kraus, den Kommandanten der Leutasch, aufmerksam und rieten dringend, diesen Platz stärker zu besetzen. Er wies das Ansinnen barsch zurück. Auf verschiedene Beobachtungen gestützt wiederholten jene ihre Warnung. Das war dem Stolz des Herrn Majors zu viel. Leute, die kaum

wußten, was halb rechts und halb links, wenn sie auch jeden Schlupfwinkel der Gegend kannten; Leute, die nicht im stande waren, ein gleichmäßiges Pelotonfeuer zu geben, mochten sie auch den Adler im Fluge aus den Wolken holen, hatten es gewagt, ihm einen Rat zu geben! Es wurde ihnen daher auf das strengste untersagt, sich noch einmal so unziemliche Reden anzumaßen. Marschall Ney, der Sieger in so mancher Schlacht, faßte die Sache etwas anders auf; bayrische Förster zeigten den Soldaten den Weg, und siehe da, plötzlich sah sich der Herr Major im Rücken angegriffen und mußte mit oder ohne Instruktion die Front verändern. Dadurch ward die Sachlage anders; der heldenmütige Swinburne, von der Uebermacht allseitig gedrängt, war gezwungen, die Verteidigung der Schanzen, die er mit so viel Ruhm geführt, aufzugeben, die Schützen schlugen sich in die wilden Täler und eilten übers Joch nach Hause. Ney rückte wenige Tage später in Innsbruck ein. Dort gab er dem Bürgermeister Riß echt napoleonisch eine Ohrfeige, dann verlangte er vor allem „Madel". Im Zuchthaus fand sich eine Vestalin, die sich ihm für das Versprechen der Freiheit zur Verfügung stellte.

Die Kämpfe dieser Tage schildert Alois Moriggl in einem Buche.

Als die Dämmerung eintrat, streckte ich die müden Glieder behaglich im Wirtshause bei einem Glase Wein. Die Stube war trotz des Bauernfeiertages, wo die Leute sonst ein Seitel zu trinken pflegten, leer. Ein paar Bursche, die später eintraten, nahmen ein Gläschen Schnaps, drückten sich aber nach einigen Minuten,

faſt als ob ſie fürchteten geſehen zu werden, zur Türe hinaus. Der Wirt, der Muße genug hatte, erzählte mir, daß er ſeit den Jahren, wo die Traubenkrankheit den Wein um das Doppelte verteuert habe, kaum mehr den zehnten Teil ausſchenke. Die Urſache ſei nicht etwa der höhere Preis, denn der Beſuch der Gaſthäuſer habe ſich außer allem Verhältnis damit verringert; auch nicht, daß jetzt der echte Tiroler ſelten zu erhalten ſei, ſondern meiſt durch allerlei künſtliche Miſchungen verpanſcht werde: der Ungar, den man überall ausſchenke, munde ſogar den meiſten beſſer, denn die Bauern hielten jenes Getränk für das beſte, das ſie tüchtig herumreiße. Die meiſte Schuld an der Verödung trügen die ſchweren Zeiten, wo der Erwerb ſehr geſchmälert und die Ausgaben gewachſen ſeien; weil kein Menſch an den andern denke, ſo ſei es auch mit der rechten Luſtigkeit vorbei. Nur mit Sehnſucht könne er ſich an die Feiertage erinnern, wo Wildſchützen, Senner und Schwärzer ihren Mädchen den Wein maßweiſe aufſetzen ließen und mit dem ſilbernen Schlagring auf den Tiſch hauend die blanken Taler und Zwanziger tanzen machten. Mit dem Schmuggel iſt es aus, das Wildern trägt auch nicht viel und die Bauern gehen den Sennern ſchärfer auf die Naht. „Ja, ja,!“ ſetzte er noch bei, „alle Herrlichkeit der Welt nimmt ab,“ und gähnte in einer Weiſe, als wollte er damit ſagen, ich ſollte als einziger Gaſt das Stümpchen Licht auf dem Tiſch nicht ganz herunter brennen, ſondern ſchlafen gehen. Ich befolgte dieſen weiſen Rat.

Der Morgen ſchien grau und trüb ins Fenſter, kaum waren durch den Nebel die Umriſſe des nahen Kirch-

turmes zu erkennen, und ich überlegte schon, ob es nicht besser getan sei, das Bett wieder aufzusuchen, anstatt den Weg zu verfehlen, oder wenn die Wolken sich auflösten, tropfnaß vom Joch umkehren zu müssen. Da klopfte der Wirt an die Türe und auf meine Frage: wie das Wetter sich wende? entgegnete er: ich würde nach viertelstündigem Steigen den schönsten Himmel zu Häupten haben und bis acht Uhr sei auch im Tale die letzte Nebelflocke zerronnen. Lichte Stellen im Zenith bestätigten seine Worte. So ward denn ohne Zögerung eine tüchtige Ladung Kaffee mit Butter und Honig eingenommen und aufgebrochen.

Aus dem Isartale führte mir der Ostwind Kohlendampf entgegen. Um so wohlgemuter schritt ich vorwärts, einerseits weil nun schönes Wetter gewiß war, andererseits um den brenzlichen Geruch der Meiler bald im Rücken zu haben. Das Tal verengert sich schluchtartig, steile Felsenabstürze, kaum einem Büschel Heidekraut oder etlichen verkümmerten Föhren Anhalt gewährend, rückten an das Bett des Flusses, der tief unter mir zur Rechten zornigen Gischt emporschleuderte. Noch ein paar Mähder, aus deren sattem Grün sich die schlanken Trauben rötlicher und weißlicher Orchideen erhoben, und mein Pfad verlief in den Wald, während der Fahrweg zickzack in die Tiefe und auf der andern Seite empor ins Gleirschtal führte. Der Nebel zerfloß gelind, es wurde die Riesensäule der Frauhitt sichtbar und darunter die langen Schneebänder, die gleich Wasserstürzen in einem kleinen Bergkessel enden. Hinter mir klapperten schwere Schuhe auf den Steinen; ich schaute neugierig um; aus dem Gebüsche trat ein Jäger.

Wir maßen uns einen Augenblick schweigend und er mochte wohl denken: Was tut der Städter da in meinem Revier, der wüsten Berg- und Waldesöde?

Ein Mann mittlerer Größe, doch die Schultern breit, das schwarze Haar mit Weiß gemischt, unter den buschigen Brauen ein scharfes, stechendes Auge, der zerzauste Schnauzbart fast von derselben Farbe wie die braunen Wangen, an der Hand, welche den Stutzen unweit der Mündung umspannte, stramme Sehnen wie Eichenwurzeln an einem Felsblocke, nirgends ein Uebermaß an Fleisch, die Muskeln wie Damascenerklingen aus Draht zusammengeschweißt. Die Tracht kennzeichnete den Schützen. Ich freute mich des Zusammentreffens, denn ich wußte, wer vor mir stand. — „Nun, Hans," redete ich ihn an, „wohin?" — Um den Mund spielte ein Lächeln fast wie vergnüglicher Eitelkeit: „Kennt Ihr mich auch? Hab' Euch nie gesehen." — „Man hat mir oft von Euch erzählt." — „Ja, ja! Die Leute reden allerlei, manches wahr und noch mehr erlogen. Wohin geht denn eigentlich Ihr?" — „Ueber Tiefenkasten und Lavatsch nach Hall." — „Und wißt Ihr den Weg so genau, daß Ihr Euch ohne Führer herwagt?" — „Nehmt Ihr einen Führer mit, wenn Ihr zu Berg geht?" — „Das ist was anderes," schmunzelte er; „aber ihr Stadtherren, da möchte man immer mit einer Krare hinten nachlaufen und euch aufklauben, wenn ihr müde seid, was bald geschieht." — „Nun," erwiderte ich, „hier ist kein Weg im ganzen Gebirg von Scharnitz bis Kufstein, den ich nicht mehrmal und stets allein abgestiegen hätte und vielleicht so gut kenne, wie Ihr." — „Aber was tut Ihr denn eigentlich? Sind ja

nirgends Wirtshäuser und die Sennerkost taugt für herrische Mägen nicht." — „Ich suche die seltenen Pflanzen und Steine, die in Schluchten und hoch auf den Spitzen vorkommen; doch laßt uns jetzt weiter gehen, denn Ihr schlagt Euch ohnehin talein."

Er trat an meine Seite; aus seinen Fragen, die er gleichsam vorsichtig tastend dem Gespräche einstreute, konnte ich schließen, daß er die Angabe von meinen Bergfahrten nicht so ganz als bare Münze aufnehme. Dies bemerkend, machte ich unbefangen, wie seine Fragen ohne Absicht schienen, Schilderungen entlegener und unbesuchter Partien. „Ei der Teufel!" rief er, „wer sollte meinen, daß einer in langen Hosen da überall umgestiegen wäre! Ob aber ich dort gewesen bin? Ist am Gewände kein Fleck, der einen Fuß tragen kann, wo ich nicht gestanden bin, oft bei Sturm und Wetter, wenn's hinter dem Ofen feiner wäre. Hast du aber nichts zu käuen, dann lernt's dich schon tanzen. Aber gefreut hat mich dies Leben trotzdem; dafür bin ich auch in einem Felsenloch geboren, seht Ihr!"

Wir traten an den Abgrund vor, ich blickte hinab und konnte senkrecht vier bis fünf Klafter unter mir den Eingang in eine Höhle sehen. Der Schütz, mein Erstaunen bemerkend, fuhr fort: „Das war im Jahre 1805, wo die Franzosen einbrachen; meine Mutter wußte sich nicht zu helfen und flüchtete hierher. Auf einer Leiter, die dann hinabgezogen wurde, mußte sie niedersteigen, und als der Vater ausgegangen war, Lebensmittel zu holen, kam ich auf die Welt. Wie der Anfang, so das Ende. Schon mit vierzehn Jahren ging ich nach Bayern wildern und so lang mich meine Kno-

chen tragen, will ich herumkrefeln; gar viel Zeit hält's ohnedem nicht mehr."

Ich wußte, daß er eigentümliche Abenteuer erlebt und einmal zu Wolfratshausen lang in Haft gesessen sei. Eine leise Andeutung genügte und er fing zu erzählen an. „Die Lärchen waren bereits gelb, da faßte ich und mein Bruder den Entschluß, auf die Gemsen zu gehen, welche um die Zeit am feistesten sind und den dichtesten Bart aufhaben. Noch hatte es nicht angeschneit, sondern nur einige Körner über den Grat geworfen, während die Wassertümpel bereits eine Eisrinde überzog. Ihr seht, es hätte für uns nicht besser sein können. Wir waren glücklich nach Bayern geschlichen und dort trennten wir uns, um die Aufmerksamkeit der Jäger abzulenken, wenn die Schüsse in verschiedener Richtung fielen. Eine Alm, von der die Hirten schon abgezogen waren — sie liegt bereits auf österreichischem Grund und Boden und sollte daher von rechtswegen vor Verfolgung sichern, wenn die Bayern je auf Recht hielten, — diese Alm hatten wir für den nächsten Abend zur Zusammenkunft bestimmt. Ich hatte Glück und traf noch vor Sonnenuntergang, einen gewichtigen Bock auf dem Rücken, ein. Da wir schon früher Türkenmehl versteckt hatten und Holz vor der Hütte lag, so holte ich Wasser, um uns einen Brei zu kochen. Die Anstalten waren eben fertig, als der Jagg hereinkam. Er warf seine Gemse auf den Boden, zündete das Pfeiflein an und erzählte wohlgemut, wie es ihm ergangen, und daß er außer Schußweite bayrische Jäger gesehen, die ihn eine Strecke verfolgt hätten, doch habe er ihnen auf einem gefährlichen Seitenweg

bald den Vorsprung abgewonnen. Das Feuer flackerte lustig und das Mus fing schon an zu brodeln, so daß ich es zum Kühlen abstellen wollte, da krachte es durchs Fenster, mein Bruder fiel mit einem lauten Schrei von der Bank und im selben Augenblick brachen durch die aufgerissene Tür sechs bayrische Förster. Die Hundekerle! weniger trauten sich nicht an uns, und hätte ich nur meinen Stutzen erwischt, der hinter der Tür lehnte, so würde ich ihnen schon gezündet haben. So hieb ich den ersten mit dem Schlagring, daß er die Füße in die Höhe reckte, aber fast gleichzeitig erhielt ich mit einem Stutzen einen Stoß, der Stein riß mir eine Schramme, die Ihr noch hier über den Brauen seht, ich wurde überwältigt und so fest gebunden, daß mir die Hände erstarrten. Noch einmal schaute ich auf meinen Bruder, der im Blute röchelte; ich konnte für ihn nichts mehr tun, nur die Muspfanne schob ich mit dem Fuß an seine Seite, damit er, wenn er etwa noch erwachte, doch etwas zu essen fände, und als sie mich fortschleppten, habe ich noch ein Vaterunser für sein Seelenheil gebetet. Die Schergen führten mich nach Wolfratshausen; das war ein Einzug, als käm' ein großer Potentat, und wär's um mich allein gewesen, hätte ich wohl lachen mögen, wenn ich die stolzen und aufgeblasenen Gesichter dieser elenden sechs Kerle, die mich aufgegriffen, ansah, so aber dachte ich an meinen armen Bruder und — doch lassen wir's gut sein."

Der Schütz schwieg; nach einer Weile fragte ich: „Habt Ihr denn nicht heimgezahlt, als Ihr loskamt?" — Sein Auge blitzte unheimlich, um den starren Mund zuckte ein eigentümlicher Zug, aber er sprach kein Wort

weiter. — Wir waren den Gleirschwänden gegenüber, eine himmelhohe Felsenmauer, durch deren Mitte längshin sehr deutlich die Gesteinsgrenze zwischen dem bräunlichen Dolomit und dem weißen oberen Alpenkalk läuft. — „Was meint Ihr," fragte er plötzlich, „kommen in diesen Kofeln keine edlen Erze vor? Ich habe mancherlei seltsames Gestein gesehen, und da müßte doch Gold oder Silber drin stecken. Hier und da habe ich eine Gemse geschossen, deren Zähne ganz vergoldet waren; vielleicht hat sie aus den Brunnen getrunken, wo es wie Salz aufgelöst war."

Wie oft haben Senner und Schützen, wenn sie mich zufällig mit Steinklopfen beschäftigt fanden, diese Frage getan, und wie wenig hatte es gefruchtet, wenn ich ihnen das Wie und Warum auseinander setzte; denn unglaublich schien es ihnen, daß ein Mensch mit gesunden Sinnen Gefahr und Anstrengung ertragen sollte für nichts und wieder nichts, bloß um die Sachen anzuschauen. Gewöhnlich sage ich, daß ich als Arzt auch die Kräuter zu schätzen wisse, und erfahre so manches Ergötzliche von den Tränken und Salben, welche die Senner für heilsam halten.

Nun fragte ich den Jäger meinerseits, wie es denn jetzt mit dem Wildstand sei? Es käme mir vor, als wären Gemsen und Steingeflügel häufiger als früher. — „Findet Ihr das? Nun, das freut mich," rief er heiter. „Der Fürst hat mich nicht umsonst angestellt und ich hüte ihm die Tierlein wie meine Kinder. Wär' mir nicht lieb, wenn auch nur eine Feder oder Klaue gestohlen würde." Die letzte Bemerkung klang sehr naiv, denn er galt seiner Zeit als der berüchtigtste Raub-

schütz; allein seit der Anstellung als Jäger setzt er einen Stolz darein, das Gehege rein zu halten, und es möchte kaum zu raten sein, dort in unredlicher Absicht herumzustreifen. So ist der Versuch, überall Wilderer als Jäger anzustellen, keineswegs zur Bestätigung des Spruches: „der Bock als Gärtner!" ausgefallen, sondern hat sich durchweg als heilsam bewährt. Uebrigens trägt auch zum Schutz des Wildes wesentlich bei, daß seit 1848 das Jagdrecht den Eigentümern von Grund und Boden, also den Gemeinden zusteht. Niemand machte sich früher ein Gewissen daraus, alles, was da kriecht und fliegt oder Beine zur Erde biegt, niederzuschießen und zu stehlen, jetzt aber sorgen die Bauern aus eigenem Interesse, daß etwas gedeihe, sei es nun weil sie einen höheren Jagdzins erhalten wollen, oder weil der Verkauf des Wildes einen verhältnismäßigen Ertrag gibt, während der Schaden, den die Gemsen im Hochgebirg, namentlich dort, wo keine Almen sind, anrichten, gleich Null ist. Dieser Zug gereicht dem Rechtsgefühle des Volks nicht sehr zur Ehre; man will überhaupt beobachtet haben, als wäre der Begriff Eigentum den „Herren" gegenüber etwas weiter, als es sein sollte; am übelsten sind jedenfalls die Waldbesitzer zu sprechen.

So waren wir unter allerlei Reden an eine Runse gelangt, wo sich der Weg teilte; er blieb stehen und reichte mir mit einem herzlichen b'hüt Gott! die Hand. Bald darauf sah ich ihn an einem Felsen hinklettern. Jenseits des Schuttkegels, auf dessen Kalkgerölle vereinzelte Dolden der Gemskresse ragten, stand ein Wäldchen alter Tannen; über das weiche Moos zuckten helle

Streiflichter, das Wintergrün verbreitete sein feines Aroma und im dichtesten Schatten barg sich die Blütenähre der Korallenwurz. Wer hätte der Versuchung widerstanden und sich nicht hingelegt zur Rast an das Ufer der Isar, die, sonst raschen Laufes, hier in einer kleinen Bucht säumte! Das Wasser hatte die Farbe des Milchopals: ein verschleiertes Blau, nicht mehr völlig klar und durchsichtig, denn der Südwind hatte den Schnee des Hochgebirges gelöst. Aus der Tiefe zwischen den Steinblöcken, deren Scheitel Glockenblumen, Quendel und Lotus kränzten, sprudelten im ewigen Wechsel die Schaumperlen und spritzten empor, als wollten sie die Alpenrosen necken, die sich vom Ufer niederbeugten. Hoch oben an den sonnigen Wänden zitterte die Luft in heißer Glut; ich warf die Kleider weg und legte mich ins Wasser. Nicht lange jedoch hielt ich die Kälte des Flusses aus, der mit Recht Isar heißt, sei es nun vom Eise oder vom Eisen, schon nach wenigen Minuten mußte ich das Ufer suchen, jetzt geschüttelt vom Frost, während mich früher die Hitze wie aus einem Backofen angeweht hatte. Meine Leinenkleider hingen, um vom Schweiß zu trocknen, über einen Wachholderstrauch gebreitet; die Wärme, die sie bereits eingesogen, tat den Gliedern wohl. Gern setzte ich mich in rasche Bewegung; das Tal erweiterte sich zu einem breiten Grunde, den die frisch belaubten Zweige des Berg-Ahorns überwölbten. Bald traten die Bäume auseinander, üppiges Gras bedeckte den Boden und auf dem Mahd lag im lichten Sonnenschein die Alm vor der Schlucht, in welche die noch junge Isar stürzte, darüber in wahrhafter Majestät die Kalkberge. Hier sind die

Vorzüge der Alpenlandschaft, Großartigkeit und Lieblichkeit, zu einem seltenen Bilde verschmolzen.

Doch ich durfte nicht rasten, wollte ich noch vor Sonnenuntergang mein Ziel erreichen, und so wand ich mich den Fußsteig empor, der durch Legföhren und Alpenrosen an der Schlucht vorbei in ein etwa 2000 Fuß höher gelegenes Tal führt. Die Schichten des Berges links fallen unter einem so starken Winkel, daß sich auf der grauen Platte kaum ein Stäubchen Erde halten und spärlichem Steinbrech Nahrung geben kann; auf der rechten Seite ragen einige dunkle Waldkuppen, hinter und zwischen denen wieder Almhütten zerstreut liegen. Die abgerollten Stücke am Weg enthalten häufig Zinkblende und Bleiglanz, und die Sage weiß von einem Stollen, dem weit berühmten silbernen Hansel, der nützliche Metalle in ergiebiger Menge lieferte. Neue Schurfe geben wenig Hoffnung, da überall einströmende Bäche die Schächte leicht ertränken.

Wir sind im Lavatschtale; ein Senner, der in Holzschuhen über die Runse herabspringt, zeigt auf die Frage nach Muschelmarmor hoch am Bergesabhang empor: „Dort im Gschnürgraben kannst vielleicht was finden!" und eilt talab seinen Schafen nach. Dieser Muschelmarmor gehört zu den Schaustücken der Mineralienkabinette und lieferte den Stoff zu schönen Galanteriewaren. Er prangt im feurigen Farbenspiel des Edelopals, was vom Perlmutterüberzug mancher wohl erhaltenen Ammonitenschale herrührt. Jetzt kann man jedoch tagelang Steine zertrümmern und findet kaum einen ärmlichen Splitter, der das Suchen lohnt, denn

die Gegend ist nach allen Seiten durchforscht und ausgebeutet; nur eine Muhr schwemmt bisweilen nach starkem Gewitterregen neue Stücke herab. Ich wußte das wohl und widerstand mannhaft der Lockung, den Hammer zu gebrauchen und mich auf diese Weise zu verspäten.

Am Halleranger, einer schönen Alm auf einem sanften Hügel, teilen sich die Wege. Der eine führt in das berüchtigte Vomperloch, das kaum je ein Schütz oder Schafhirt besucht, denn wer da ungefährdet wandern will, braucht einen festen Fuß und klare Augen, so wild sind die Schluchten, an deren Rand er hinklettern muß, während in der schattenhaften Dämmerung der ungeheuren Tiefe der Bach rauscht, den man zuguterletzt noch durchwaten soll. Dafür gedeihen am selten besuchten Gehege Erdbeeren groß wie Kirschen von prächtiger, braunroter Farbe; ihren Wohlgeruch verbreitet der leiseste Windhauch auf weite Strecken. Hier verirrte sich einmal ein Raubschütz, glitt aus in einem Felsenkessel, der halb mit Wasser gefüllt war, und verbrachte Tag und Nacht hilflos an einigen Wurzeln hängend. Da begann in der schrecklichen Einsamkeit sein ganzes Leben an ihm vorüber zu ziehen mit allen Sünden und wüsten Taten und es war ihm, als ob der böse Geist am Rand der Kluft stehe und mit Feueraugen auf ihn herunterglotze. Schon streckte er die Pranken aus, der Unglückliche fühlte schon die Krallen im Fleische, da schrie er in der Angst aus vollem Halse, der Teufel verschwand und dafür wurde der Geiser von Terfens sichtbar und half ihm mit einem hinabgelassenen Strick aus dem Elend. Der Schütz bekehrte sich, und

man mag sagen, was man will, er läßt es sich nicht ausreden, daß ihn der Leibhaftige habe abholen wollen.

Der Weg nach Lavatsch steigt an einer schroffen Wand auf, ist jedoch breit genug, daß man ihn mit Ochsen und Kühen, ja sogar mit Holzwagen befahren kann. Links erheben sich zertrümmert, gezackt und zerrissen Kalkfelsen, darüber ein kahles Berghaupt; hier sind die Schichten senkrecht aufgerichtet, daß sie auseinander fallen wie die Blätter eines Buches, das man auf den Schnitt stellt. Der höchste Punkt des Uebergangs erhebt sich zu 7500 Fuß, ein verwittertes Holzkreuz bezeichnet die Stelle. Noch erfüllte die Mulden überall Schnee, aber an entblößten Stellen hatte die Juniwärme bereits Petrocallis hervorgelockt: stiellose Kreuzblümchen von rötlich blauer Farbe und angenehmem Geruch, zwischen dem Gestein zu kleinen Rasen vereinigt. Auch in den Pyrenäen kommt dieses Kräutlein vor, und so verbindet das Hochgebirge Pflanzenformen, die getrennt sind durch weite Lande, Meere und Wüsten. Wenn auch nicht dieselben Arten, sind es oft dieselben Gestalten, die sich auf den Gipfeln des Himalaja, der Alpen und Karpathen des kurzen Lenzes freuen; nur in den Polarländern wagen sie sich zur Ebene herab.

In einer halben Stunde konnte man den Fahrweg erreichen, der vom Ißtal zum Amtsgebäude des Salzberges und von da nach Hall führt; es drängte daher keine Eile mehr, obwohl das Grau des Abends bereits in die Tiefe sank und die fernen Gletscher zarte Rosenglut umspielte. Ich schaute hinab in das enge Tal, das, umschlossen von fast senkrechten Wänden, den Salzstock birgt, der schon seit mehr als einem Jahrtausend dem

Land unerschöpfliche Schätze spendet. Wir wissen nicht, wann der erste Stollen getrieben wurde, doch reichen alte Urkunden in eine graue Vorzeit. Da das Lager, ein Gemeng von blauem Ton, Gips, Bitterspath und Steinsalz, an mehreren Punkten zu Tage geht, so ist nicht zu zweifeln, daß hier schon die ersten Bewohner die Würze ihres einfachen Mahles suchten. Die geognostischen Verhältnisse gleichen ganz denen im Salzkammergute; doch werden die Gruben hier seltener von Fremden befahren wie dort.

Tiefer unten auf einem Hügelvorsprung umgeben alte Tannen eine grüne Wiese; mitten darin erheben sich die Ruinen des Klösterleins St. Magdalena; nur die gotische Kapelle, wo die Nonnen Hora sangen, blieb wohlerhalten. Gegenüber an der öden Bergwand, weit oben im Geschröfe, starren turmförmig Felsnadeln empor. Die Sage behauptet, es seien Knappen, welche der Teufel geholt und dort hinaufgetragen habe, weil sie sich den geweihten Mauern des Klosters in verführerischer Absicht näherten. Die Nonnen hätten den buhlerischen Zithertönen und Liedern gehorcht und endlich seien sie, als die Reformation ihre Wogen in die Tiroler Berge trieb, der Einsamkeit müde mit den lustigen Gesellen entflohen, so daß das Kloster unbewohnt blieb und allmählich in Schutt sank. Ich habe diese Geschichte in einem Gedicht besungen, das machte dem sanften Bischof Gaßer großen Kummer, so daß er deswegen in den Archiven nachforschen ließ, — leider behielt ich recht.

Unterdes war der letzte Sonnenstrahl an den Bergzinnen erloschen und schon zitterte der Abendstern im

Westen. Allmählich brach die Nacht an, kein Mond schien, aber desto heller leuchteten die Sterne in die dunkle Schlucht, durch welche ich zu Tal fahren sollte. Ueberall atmete der Duft unsichtbarer Alpenblumen und nebenan rauschte der Bach von Stein zu Stein. Der Tiefwald war erreicht, leise lispelten die Blätter von Ahorn und Buche und mit zauberhaftem Schein schwebte ein Heer Leuchtkäfer durch die Bäume auf und ab, hin und her, als hielten kleine Elfen einen Fackeltanz. Ich genoß langsam vorschreitend all die Schönheit; plötzlich sperrte eine hohe weiße Mauer die Straße: der Wall, den die Lawine von der Hochplatte aufgeschüttet hatte; er war heuer besonders groß, weil im Gebirge ausgedehnte Schneemassen lagen. Aus einer finsteren Lücke wehte mir ein eisiger Wind entgegen; er kam aus dem Stollen von mehr als hundert Schritt Länge, den die Leute, um die Verbindung mit dem Bergwerk zu erhalten, gebrochen hatten. Ich mußte vorsichtig und langsam durchtappen. Als ich auf der anderen Seite heraustrat, lohten auf den Bergeshöhen, die kurz zuvor im Abendstrahle geglänzt, große Feuer: es war Johannisnacht.

Noch eine halbe Stunde zwischen Kornfeldern und Wiesen, und ich konnte in der Geißblattlaube beim Bogner in Absam Stock und Kräuterbüchse ablegen; die freundlichen Wirtstöchter besorgten Wein und Speise, der Sohn brachte die neuesten Zeitungen, und so war nach kurzem Aufenthalt in der Wildnis die Verbindung mit der zivilisierten Welt wieder erneuert.

Heiligwasser, Schönberg, Steinach.

Das Klima Innsbrucks ist verhältnismäßig milder, als es der Lage nach sein sollte, und wenn alte Sagen die Hügel bei Hötting im Traubenschmuck schildern, so wird dieses durch die glücklichen Versuche, die man mit dem Bau der Rebe begonnen hat, bestätigt. Das Gedeihen des Maulbeerbaums und der Seidenraupe sucht ein eigener Verein zu fördern, leider nicht mit dem gewünschten Erfolg, da es oft leichter ist, den Widerstand der Natur zu bezwingen, als das zähe Vorurteil der Bauern. Der Meteorolog findet den Grund jener Milde im Scirocco, der mächtig über den niedern Brenner brausend und von der Wand des nördlichen Kalkgebirges zurückgeworfen das Tal erwärmt und die Lehnen bereits mit Heidekraut und dreifarbigen Anemonen bestreut, wenn noch im Unterland von Rattenberg an Schnee die Felder deckt und Reif an den Aesten der Bäume schimmert. Doch lastet der Druck dieses Windes schwer auf Mensch und Tier. — „Ach ja, der Scirocco kommt!“ heißt es, wenn alte Beamte oder wer sonst viel sitzen muß, verdrießliche Gesichter machen. Dann zieht durch den westlichen Himmel ein schmaler

Wolkenstreif, der sich bei Sonnenuntergang erst mit Gold färbt und in allen Tönen glühenden Rotes leuchtet, bis die prachtvolle Erscheinung in geisterhaftem Grau erlischt. Alle Umrisse sind schärfer, alle Farben tiefer; die Berge im Unterinntal insbesondere zeigen das bewunderte Blau und die violetten Schatten italienischer Landschaften; endlich steigt auf dem Berggipfel die erste Staubsäule, und ehe du den Hut fest auf den Kopf gedrückt, hat ihn der neckische Kobold ergriffen und wirbelt ihn sausend durch die Straßen. Nachts entladet sich über Oetztal und Sellrain ein Hochwetter und der Morgen glänzt wieder wolkenlos. Da blickt der Städter seufzend nach dem grünen, waldreichen Mittelgebirg, ein rüstiger Geselle greift rasch zum Bergstock, und wenn er Lust hat, mag er mich begleiten bis zu jenen Höhen, von denen der letzte Schneefleck ins Tal schaut.

Der einförmige Pfad führt durch die Pradler Felder, wo bereits von den Maiskolben der Bart hängt, zum Paschberge. Der Geognost weicht seitab, um in den zahlreichen Steinbrüchen den grauen Schiefer zu beobachten und über sein bis jetzt unerforschtes Alter nachzudenken; wir wollen ihn auf dem Tummelplatz erwarten, vielleicht legt er uns dann manch seltenen Fund, Magneterz, Schwefelkies und Arsen zu Füßen in das Moos. Hier ging es einst lustig her, Rosse trabten und machten zierliche Kurbetten, seidene Fähnchen flatterten und adelige Herren verneigten sich beim Ringelrennen galant vor Philippine Welser, der Schönsten der Schönen. Dort winken die Zinnen von Amras, wo sie gerne weilte, nah und freundlich durch die Büsche. Jetzt ist es anders worden; alte Tannen ragen empor und

schütteln die langen grauen Flechten, der Wind pfeift in ihren Nadeln ein altes Lied, das bereits Salomo gesungen, ihre Wurzeln umspannen Totengeripp und morsche Schädel, denn in den Kriegsjahren wurden hier Soldaten, für die das fürstliche Amras zum Spital eingerichtet war, begraben, viele tausende, und mancher lebendig, wie die Sage spricht. Das Volk hat die trauliche Waldeinsamkeit zur Wallfahrt geweiht, an den Stämmen hängen überall Votivtafeln und manches gläubige Herz, das den glücklichen Erfolg der Fürbitte der armen Seelen zuschrieb, wünscht ihnen auf einem Zettel mit dicker Fraktur die ewige Ruhe.

Den Paschberg krönen zwei Felsengipfel, die Lanserköpfe, weit berühmt wegen der schönen Aussicht, doch selten besucht vom Städter, der lieber den Seitenweg ins Dorf, wo Wein und Kaffee winken, einschlägt.

Der Pfad ist nicht beschwerlich und gewährt manchen freundlichen Ausblick, doch vergebens harrt der Wanderer, daß ihm aus den Büschen Reh oder Hirsch entgegen springe; das letzte Wild wurde bereits 1809 ausgetilgt, und selbst das Knistern, welches plötzlich hörbar wird, rührt von keinem Eichhörnchen, das an einem Zapfen nagt, sondern höchstens von einem alten Weiblein her, welches seufzend vertrocknete Aeste zu einem Bündel schnürt.

Die Höhe ist erreicht, wir legen uns in den Schatten eines Steinblocks. Unschlüssig schweift der Blick in die Ferne, denn kein schöneres Tal ist in Tirol, als das Unterland, das bald breit und gedehnt, bald verengert durch den vorspringenden Sporn des Mittelgebirges sich vor uns aufrollt. Dort der wilde Kaiser; was sie

etwa treiben all die lustigen Senner, die sich auf seinen Almen angesiedelt? Das ist ein harmloses Volk, das noch trotz dem Druck der Zeiten das Jodeln nicht verlernt hat; hier und da „zochet", doch das sind andere auch, aber keineswegs so herzensgut wie der Unterländer. Und sollt' er nicht heiter sein? Das Blut fließt leicht in den gelenken Gliedern, das Auge ist klar, die Sehne stramm, und wenn Homer bei Achill unbeschadet seiner Schönheit die zottige Hochbrust erwähnen darf, so fehlt auch unserem „Loter" dieses Zeichen männlicher Reife nicht. „Geh, für was bist denn du?" sagte einmal ein solcher Melantheus zu einem Stadtherrlein, das die Kravatte abgelegt und Luft schnappend das Hemd aufgeknöpft hatte; „geh! hast ja nit einmal Haar auf der Brust!" Was die Mädeln anlangt, so nehmen diese das sechste Gebot Gottes nicht sehr genau; er ist daher wohlgemut, wie Paris auf dem Ida, und singt mit keckem Trotze:

In Unterland unt'
Ist a lustiger Bua,
Hat a Truhen voll Diendln,
Bringt's Luck nimmer zua.

Wir wollen ihn bei seiner fröhlichen Gesellschaft nicht stören; das Auge kehrt zurück aus der Ferne, und wie Schatten steigen aus der hellen Sommerlandschaft die Gestalten längst entschwundener Zeit. Wir übersehen hier mit einemmale wie von einer Hochwarte die Gegend, wo 1809 Tiroler Bauern den Stolz französischer Marschälle zu Boden schlugen. Die Stellung ist weit ausgedehnt, wo diese Kämpfe auf und nieder wogten, die der Geschichtschreiber nach dem wichtigsten

Punkte als Schlachten am Bergisel bezeichnet. An die Lehnen der Kette, die lang gezogen, von Quertälern und Schluchten durchbrochen, das linke Ufer des Inns bis Wörgl begleitet, legt sich das Mittelgebirge, dessen Grundstock aus grauem Schiefer von Bänken Schotters und Dammerde übergossen ist. Reinliche Dörfer, halb versteckt zwischen Obstbäumen, zieren es und mehrere Villen zeugen von der Heilsamkeit der Luft, welche den Städtern die Sommerfrische auf diesen Hügeln und Flächen so angenehm macht. Der Abhang gegen das Inntal, das sich vor dem Ausflusse der Sill zu einem Becken erweitert, ist meist ziemlich steil, von Wald und Gebüsch bedeckt. Beim Husselhof westlich und bei Egerdach östlich erreicht er den Fluß, der also hier gleichsam den Flanken der Aufstellung sicheren Stützpunkt bot. Die Sehne des Hügelzuges, der sich im sanften Bogen um die Ebene legt, mag nicht viel länger sein als eine Stunde. Doch ist diese Stellung von zwei Seiten zu umgehen: über die Zirler Brücke, wo aber der reißende Ranggen, die Schlucht der Melach mit dem Dorfe Kematen und die Götznerhölle so viele Gelegenheit zur Verteidigung bieten, daß nur eine Uebermacht durchzudringen vermag, und rechts bei Hall oder Volders. An diese beiden Orte gelangt man über Brücken, die unmittelbar von steilen Anhöhen beherrscht werden. Das Kloster bei Volders mit seinen Stützmauern scheint von der Hand eines klugen Strategen wie eine Festung hingestellt, als hätte er die Gefahren, die Speckbacher hier abwehrte, geahnt. An diesem Platze grub das Söhnlein des Helden mit dem Taschenmesser die Kugeln aus, damit dem Vater im Gefecht das Blei nicht mangle.

Das Mittelgebirge ist senkrecht auf den Inn durch die tief eingerissene Sillschlucht, deren steile Gehänge nur hie und da ein schmaler Steg verbindet, in zwei selbständige Hälften geteilt. Matrei, vier Stunden von Innsbruck, ist der Knotenpunkt, wo eine leicht zu verteidigende Brücke die sogenannte Ellenbogner Straße, die von Hall nach Süden führt, mit der Chaussee über Wiltau verknüpft. Der Dorfweg zur Hochebene von Lans auf der rechten Seite der Sill leitet am Schloß Amras vorbei, das daher im Verteidigungssystem eine wichtige Rolle spielte. Auf der linken stieg die Straße zwischen den Lehnen des Diluvialschotters empor und wand sich einwärts am Abhang der Hochebene hin, die Natters und Mutters trägt. War es auch gelungen, durch den Hohlweg bis zu dem Einschnitt vorzudringen, wo der Wanderer aus Süden Innsbruck zuerst erblickt, während rückwärts die Sillschlucht, geschlossen von der dreigipfeligen Serlosspitze, ein schönes, aber düsteres Landschaftsbild enthüllt, so mußte notwendig erst die Hochfläche, von der man die Straße mit Steinen bewerfen kann, erobert werden. Sie wird jedoch von schwer zugänglichen waldigen Runsen durchschnitten, wo die Schützen kaum zu vertreiben waren. Durch den Bau der neuen Straße hat diese Stellung noch mehr an Stärke gewonnen. Gestützt auf Parapete aus massiven Quadern windet sie sich im Zickzack empor; den Zugang schützen der Schießstand und Widmannhof als sturmfreie Bastionen. So erscheint diese Stellung, welche einerseits das Inntal beherrscht, andererseits die Straße nach Italien schirmt, zur Verteidigung für denjenigen eingerichtet, der den Süden gegen einen Feind aus

Norden decken will, und die Italianissimi, die den Brenner als Scheidewand begehrten, hätten aus strategischen Gründen auch noch das Wipptal zum Geschenk verlangen sollen. Der Angreifer ist in der schwierigsten Lage; der Gegner übersieht von den Höhen, die seine Manövrierfähigkeit nicht beeinträchtigen, jede Bewegung in der Ebene, wo die Heerschar noch überdies, weil die Brücke am Eingang der Schlucht vom Isel und Paschberg beschossen wird, von der Sill getrennt sich nicht gegenseitig unterstützen können, während die leicht beweglichen Schützen von Hötting und Mühlau den Rücken bedrohen, ja nach einer unglücklichen Schlacht den Rückzug erschweren und gefährden können.

Der für Tirol so rühmliche Erfolg von 1809 scheint auch noch mitbedingt durch taktische Fehler der französischen Feldherren, welche in toller Verachtung der Bauern den stärksten Punkt zum Angriff wählten und so den Stier bei den Hörnern packten. Ein besserer Erfolg wäre vielleicht zu hoffen gewesen, wenn man, die Hauptmasse der Schützen auf dem Bergisel durch eine Defensivstellung auf den auch für Kavallerie geeigneten Wiltauer Feldern in Schach haltend, die volle Wucht des Stoßes über Amras gegen Lans gerichtet hätte. Dann würde sich die Straße über den Bergisel von selbst geöffnet haben. Damals war die Waffe der Tiroler jedenfalls die beste und wurde auch am besten in der Welt gehandhabt; was sollten schwerfällige Infanteristen mit der plumpen Muskete auf durchschnittenem Boden gegen Schützen, welche die Natur für das Land geschaffen hatte, wie die Gemse für die Felsen der Alpe? Jetzt sind freilich die Verhältnisse anders geworden. Doch

sollen wir jetzt Kriegsfanfaren blasen? Laßt euch lieber durch den anmutigen Wechsel von Wald und Feld zum heiligen Wasser geleiten, wo euch nicht sechspfündige Kanonenkugeln, sondern Knödel, eben so groß wie jene, zur Sättigung aufgetischt werden. Knödel?

Ja! Knödel, Nocken, Wurst und Plenten
Sind die vier Tiroler Elementen.

So sagt ein alter Spottvers auf unsere Leibspeise, bei der jedoch noch jeder, welcher in die Berge kam, gern mitaß. Selchfleisch, Speck und Weißbrot, in kleine Würfel geschnitten, mit Mehl und Eiern zu einem Teige geknetet, dann in Kugeln, welche in manchen Gasthäusern freilich nur die Größe Morrisonscher Pillen erreichen, geformt und gesotten, dazu Sauerkraut — ecco! Das Gericht ist fertig, das jahraus jahrein am Donnerstag den Tisch von Herr und Bauer schmückt.

„Hast gessen, kannst beten!" sagte ein Senner zu einem Fremden auf der Alm und reichte ihm den Paternoster, daß er auch beim Rosenkranz und nicht bloß bei der Milchschüssel mithalte; — wir wollen uns daher in die Wallfahrtskirche begeben, die kaum zehn Schritt vom Wirtshaus seitab liegt. Nicht, daß sie durch ihren Bau ausgezeichnet wäre, obwohl vielleicht schon zu den Zeiten der heidnischen Urväter, die gern an Quellen ihr Gebet verrichteten, die Stätte geweiht war; doch ist es eine liebliche Sage, die den hochgelegenen Ort bedeutungsvoll macht.

Zwei Buben weideten ihre Herde im Wald. Als sie heimtreiben wollten, fehlten sechs Rinder und sie kannten den Bauern, bei dem sie in Dienst standen, genug, um den Empfang, der ihnen werden sollte, zu ahnen.

Not lehrt beten. Sie wendeten sich an Maria, daß sie durch ihre Fürbitte bei Gott an ihnen Gnade tue. Plötzlich wurde der Wald licht, wie Abendsonnenglanz strahlte es durch die Föhren und eine hehre Frau, umflossen von der Glorie des Himmels, deutete mit den Fingern auf den Patscherkofel. Als sie verschwunden, tönte eine Stimme: „Hier baut ein Kirchlein!" Zugleich sprudelte an der Stelle, wo man bisher keinen Tropfen Wasser gesehen, ein lauterer, klarer Brunnen von eisiger Frische, der auch jetzt noch, wer immer den Berg ersteigt, jeden erquickt, wenn er nicht den weißen Terlaner aus dem Fasse des Wirtes vorzieht. Die Buben wußten nicht, wie ihnen geschehen, sie eilten zur Stätte, wohin die Erscheinung gedeutet, und entdeckten dort die Häupter ihrer Lieben. Froh wie Saul, der des Vaters Eselin zu suchen ging und ein Königreich fand, eilten sie zu Tal, behielten jedoch ihr Geheimnis für sich. Einer derselben besuchte in dankbarer Erinnerung oft noch den Platz; einst nahm er auch das stumme Knäblein des Nachbars mit, und siehe da, es ward durch ein Wunder redend. Nun wagte er dem Befehl, eine Kapelle zu bauen, nicht länger sich zu entziehen, und begann, unterstützt von Gläubigen, das Werk. Bald war es vollendet. Wo aber Gott ein Kirchlein errichtet, baut der Teufel ein Wirtshaus daneben. So auch hier. Doch müssen wir der Wahrheit das Zeugnis geben, daß die Innsbrucker zwar dem Satan hier und da in der Schenke eine Kerze aufstecken, aber doch weit häufiger mit dem Landvolk der nächsten Dörfer in aufrichtiger Frömmigkeit die Himmelskönigin begrüßen.

Nach geschehener Arbeit ist gut ruhen und nichts

süßer zur Stunde, wo selbst Pan schläft, als eine kurze Siesta im Föhrendunkel, umhaucht von Harzduft; es ist jedoch weit nach Steinach und keine Zeit zu versäumen. Der rauhe Weg nach Patsch gewährt noch Schatten, zu Patsch brennt die Sonne heiß auf den verdorrten Rain und nur die Grille mag sich laut schwirrend solcher Glut erfreuen. Unten in der Schlucht braust die Sill; ein Steig windet sich über Felsen durch Gestrüpp hinab; vertrauen wir uns auch nicht dem wilden Strudel, der vor Jahrhunderten Goldsand ans Ufer warf, so erfrischt doch Windzug und Wasserstaub das Antlitz. Ein Steinblock, über die Flut hinausragend, bekleidet von üppigem Sternmoos und goldbraunen Flechten, beut bequeme Rast; uns zur Seite ein kleines Stück Boden, wo sich Spierstrauch, Weidenröschen und Glockenblumen erheben; Käfer und Fliegen in geschäftiger Flucht, die fleißige Biene schleppt die Honigfracht und aus der Erle schaut mit großen dunkeln Augen das Rotkelchen. Hinten erhebt sich die Felsenwand, geschmückt mit Büscheln fiedrigen Farrens, und von der Lärche darüber wirft das Eichkätzchen knurrend die vertrockneten Nadeln. Das ist ein Stück Märchenwelt, es fehlt nur noch das treue Mädchen aus Schwinds sieben Raben und der Zauber ist fertig.

Die Sage erzählt vom Venediger Mandl, das hier mit Sieb und Schaufel Goldkörner aus dem Schlamme schied. Ein Bauernbursche sah zu und trat neugierig hinter ihn. Plötzlich kehrte sich das Männchen um und fragte den Kecken mit zornfunkelndem Blick: „Was willst du? Packe dich allsogleich, sonst bist du des Todes!" — „Das etwa nicht!" erwiderte jener, dem

der putzige Knirps gar drollig vorkam; „wenigstens nicht, so lang an dieser Hand der Schlagring steckt. Verhexen kannst mich auch nicht, denn ich habe heute früh Messe gehört und den Segen mit der Monstranz erhalten. Sag, was du hier im Sande wühlst, und dann geh' ich, — wenn es mir taugt!" — Der Kleine erwiderte: „Sei still und ich mache dich reich!" — „Du mich reich machen!" lachte jener; „so ein dreckiges Löterle im schlampigen Gewand, das vielleicht zum Frühstück bei einem Bauern um Brennsuppe und Haferbrot betteln mußte! Geh, geh!" — Das Männchen fuhr beleidigt in den Sack, zog eine seidene Börse und gab dem Burschen Goldstücke: „Da hast du Reisegeld nach Venedig. Am Kanal grande, merk dir's! steht ein Palast mit zwei grünen Säulen, die wie Spiegel leuchten. Dort frag nach mir! Doch sieh, ein Bär kommt!"

Rasch wandte sich der Bursche; es war jedoch nur Trug; als er den Kopf zurückdrehte, sah er das Männlein nicht mehr und nur das Gold überzeugte ihn von der Wahrheit dessen, was er erlebt. „Ei was," dachte er, „Wirts Hans fährt nächstens mit Gütern nach Venedig, da geh' ich mit. Möcht' doch wissen, was die Geschichte für ein spaßiges Ende nimmt!" Drei Wochen darauf fuhr im Lodenwams, den Hut keck aufs Ohr gedrückt, unser Tiroler durch den Kanal grande. „Richtig, da ist das Haus!" rief er plötzlich und der Gondolier legte vor der Treppe an. Ein Herr im schwarzen Sammetgewande empfing ihn. Graues Haar floß um das ernste Antlitz, das Auge glänzte freundlich beim Gruße. Ja, das waren die Züge des Löterleins an der Sill, doch erhob sich die Gestalt groß und stolz. „Saker-

lot!“ rief der Bursche, „du bist gewachsen, seit du ohne Abschied von mir durchgebrannt bist.“ — Der Alte bot ihm die Hand und sagte: „Dein Logis ist hergerichtet, ich hab' dich alle Tage auf der Reise gesehen und wußte, daß du jetzt eintreffen würdest.“ Der Tiroler schüttelte ungläubig das Haupt. Jener fuhr fort: „Willst du wissen, was deine Leute zu Hause tun, schau in jene grüne Säule.“ Der Jünglinge gehorchte. Plötzlich rief er staunend aus: „Ja, ja, es ist so: der Vater sticht eine Flasche Enzeler an und die Mutter kocht Plunzen! Wär ich doch daheim!“ — Der Venetianer lachte herzlich und tröstete ihn: „So edle Speise und Trank sollst du auch bei mir haben!“ Sie stiegen die Marmortreppe empor und oben trat ihnen die Tochter des Hauses entgegen. Jörg riß Maul und Augen auf, endlich sagte er, tief Atem holend: „Wärst du mir im Wald begegnet, hätt' ich dich für die Muttergottes vom heiligen Wasser gehalten!“ — Ob er sie noch verwundert anschaut oder bereits geküßt hat, weiß ich nicht, ist auch zu beschwerlich, uns darum zu erkundigen, denn wir müssen steil bergauf.

Hat man nach mühevollem Steigen die neue Straße erreicht, die seit einigen Jahren leicht und bequem durch die Sillschlucht zieht, während die alte, auf der einst die deutschen Kaiser mit ihren Rittern nach Italien gingen, sich steil zur Schupfen absenkt, so stehen zahlreiche Erdpyramiden, wie man sie freilich zu Bozen schöner beobachtet, in Reih und Glied. Sie tragen an der Spitze einen großen Steinblock, welcher das Einsickern des Wassers und dadurch das Losbröseln des Schotters hindert und so diese sonderbaren Bildungen veranlaßt und erhält. Wer Schatten liebt, folge den Windungen der

neuen Straße, wir rasten ein wenig unter den Zweigen jener Zirbel, die bereits Goethe in seiner italienischen Reise als die erste, die er überhaupt gesehen, bewunderte. Es ist ein schöner Baum, der, als sich das Auge des Dichters daran weidete, kaum viel kleiner gewesen sein mag als jetzt, denn die Zirbel hat ein sehr langsames Wachstum. Wählte ihre Verwandte, die Pinie, den Süden zur Heimat, wo Lorbeerbusch und Jasmin vergebens zu ihrer Höhe aufstreben, so gedeiht jene, verschieden an Form, doch an Schönheit nicht geringer, auf dem Abhange der Jöcher; schüchtern schmiegt sich die Alpenrose an ihre Wurzel, welche milchiges Gletscherwasser tränkt, an der rissigen Borke haftet die goldgelbe Fuchsflechte; bisweilen ist die Bergrebe kühn genug, sich an ihr empor zu schwingen, ihre rankigen Zweige mit den zierlichen Blättern und der blauen Kreuzblüte hängen dann als fremdartiger Schmuck von den Zweigen und spielen im Winde, der hier selten ruht. Der Zapfen hat Aehnlichkeit mit dem der Pinie, die öligen Nüßchen werden gern von Tagedieben ausgeknuspert.

„Mei Diendl ist kloa wie a Zirbißnüßl,
Und wenn i's buß, so lachts a bissl."

singen die Senner. Wertvoller als die Frucht ist das Holz. An Arom und Feinheit dem der Ceder gleich, widersteht es Fäulnis und Wurmfraß; es ist daher gesucht zum Austäfeln der Stuben und der Reichtum Grödens beruhte einst auf den Zirbelforsten. Jetzt sind sie längst gefällt und zu Hanswursten, Schäflein, Weihnachtsfiguren und derlei Schätzen, welche die Phantasie der Kinder bevölkern, verschnitzt, nach allen Weltteilen versendet. Für Hausfrauen werden Milchnäpfe und

Kochlöffel, für Buben Knospen, eine grobe Art Fußbekleidung, daraus geschnitten. Die Zirbel ist ein herrlicher Baum, sie setzt im Inntal noch manchen schönen Bestand zusammen; wenn jedoch die Leute nicht klüger werden und so freventlich Holz verschwenden wie bisher, wird man bald das letzte Zweiglein im Herbar eines Botanikers suchen müssen. Ohnehin reichte sie einst viel höher, wie einzelne Stämme, die verdorrt emporstarren, oder auf den Boden geworfen, bedeckt von Korallenmoos, verfaulen, auf dem Grat der Berge beweisen. Die Axt schlug ihre Brüder schonungslos darnieder, und vereinsamt konnten sie das Leben, geschüttelt und gebeugt vom eisigen Sturme, nicht mehr fristen.

Wundern muß man sich, daß Goethe von der Fernsicht, die sich rechts in das Stubai auftut, kein Wort sagt; vielleicht war seine Seele zu voll von der Sehnsucht nach Italien, und vor den Bildern, die sich vor seinem Geiste bewegten, verblaßte die Herrlichkeit der Alpenwelt. In der Tat, es ist der Mühe wert, daß der Wanderer die alte Straße über den Schönberg einschlage; während auf der neuen der Wagen in der engen Schlucht vorwärts kriecht, genießt er einen Anblick, den die Alpen so reich an Schönheit nicht oft gewähren, und kann dennoch bequem weiter schreitend vor den Pferden zu Matrei eintreffen.

Wo sich der Weg nach Mieders abzweigt, steht die ehemalige Post zum Schönberg, ein treffliches Wirtshaus, wenn auch jetzt selten mehr besucht. Im Verschlage neben der Gaststube ist noch alles wie Anno 1809, wo der Sandwirt abends dort fette Krapfen aß und den Wirt, der nun ein Greis, damals ein frischer Bube

war, aufmunterte, desgleichen zu tun. Tags darauf ließ er sich in der Kirche die Frühmesse lesen und blieb dann, indes der Landsturm am Bergisel die Franzosen niederpulverte, in der Schupfen, um gleich Moses zu beten. Schelte ihn niemand wegen dieser sonderbaren Art Strategie; als es zu Mantua drauf und dran ging, wußte er zu sterben als ein christlicher Held. Was er etwa sagen würde, der Anderl, dem stets Wort und Treue heilig war, wenn er einen Tag aus dem Grabe dürfte und wieder in seinen Bergen umgehen könnte? Er würde wohl oft das bärtige Haupt schütteln, aber auch hier und da die rauhe Hand zu herzlichem Gruße ausstrecken, wenn er einen wackern Mann fände. Und dann würde er fragen — Doch lassen wir die Toten ruhen und der Friede sei mit ihnen!

Schweigend in Gedanken wandern wir die staubige Straße. Nach zwei Stunden ist Matrei, das den Ursprung sogar aus vorrömischer Zeit herleitet, erreicht; schon ehe die Römer den Brenner überschritten, war die Gegend bewohnt, wie dieses zahlreiche Funde etruskischer Altertümer, darunter der in Erz getriebene figurenreiche Beschlag eines Kriegswagens, beweisen. Mehrmals vom Feuer zerstört, hat es wenig alte Gebäude. In der gotischen Kapelle an der Sill ist ein Bild von streng byzantinischem Typus aufgestellt, Christus nach der Geiselung im Dornenkranz und mit dem Purpurmantel, den ihm Herodes spottend umgehängt; unsern Herrn im Elend nennt es das Volk. Der Ritter von Aufenstein hatte es als frommer Kreuzfahrer aus Palästina gebracht und der Pfarre in Matrei überlassen. Nebenan auf dem Raspenbüchl saß aber ein wilder Kol-

lege, dessen Namen daher die Geschichte billig vergessen und den auch keine Bauernkomödie mit den Kolophoniumblitzen höllischen Ruhmes verklärt hat. Ein Feind der Religion, bewog er den Küster, nachts das Bild in die Sill zu werfen, aber siehe da, morgens stand es wieder ruhig in der Kirche. Den rauhen Bösewicht schreckte zwar diese Erscheinung, besserte ihn aber nicht. Dafür sollte ihn die Strafe treffen. Seine gute fromme Frau kam zur Entbindung. Der Zustand wurde bedenklich, so daß Mutter und Kind in größter Gefahr schwebten. Das erschütterte sein wildes Gemüt, er eilte reuig zur Kirche und bekannte dort auf den Knieen vor dem Bilde, an dem er gefrevelt, seine Missetat. Nachdem er aus Herzensgrund lang gebetet, fühlte er sich innerlich getröstet und fand bei der Rückkehr seine Hausfrau mit einem gesunden Knaben in erwünschtem Zustande. Durch dieses Ereignis vermehrte sich die Andacht in der weiten Umgebung und die Kirche von Matrei wurde ein vielbesuchter Wallfahrtsort, ausgezeichnet und beschenkt selbst von den frommen Habsburgern.

Die Sonne hatte sich noch nicht tief geneigt und nach Steinach ist es nur noch ein kleines Stück Weg; wir könnten daher dem Beispiel Karls des Fünften folgen und im Stadelhof einkehren. Die Vorhalle zeigt al fresco die Wappen der adeligen Herren, welche den Kaiser begleiteten, und der Wirt hat zur Erinnerung an dieses Ereignis mit viel Geschick eine kleine Sammlung von Pergamenturkunden und mittelalterlichen Waffen angelegt. Benützen wir jedoch die Gelegenheit; in der Kirche zu Steinach sind Werke Knollers zu sehen.

Eine gewisse Sorte neuester Kunstkritiker zuckt zwar mitleidig die Achsel, wenn man diesen einst viel gerühmten Meister, dessen Gemälde durch Deutschland und Italien zerstreut sind, nennt; sie murmeln von Rokoko und akademischem Zopfstil. Wir bestreiten allerdings nicht, daß die Kompositionen Knollers vom Geiste echter Kirchlichkeit wenig haben; die Nazarener jedoch samt und sonders könnten bei ihm Harmonie der Farbe, Behandlung des Fleisches und bisweilen sogar Wahrheit des Ausdrucks lernen. Wir haben unter den gut stilisierten Köpfen moderner Künstler bis jetzt nicht viel gesehen, was sich an Energie mit dem Heiligen im Museum zu Innsbruck vergleichen läßt. Die Steinacher betrachten diese Bilder als den Ruhm ihrer Gemeinde und würden sie um viel Geld nicht weggeben. König Ludwig konnte für eine große Summe Geldes keines derselben erhalten. Als vor neun Jahren das Dorf abbrannte und die Kirche in Feuer stand, überließ ein Bauer mit seinen zwei Brüdern Haus und Hof der Zerstörung und stürzte durch die Flammen, um diese Gemälde, die er von seiner Jugend an mit Freude und Andacht bewundert, vor dem Untergang zu retten. Es gelang ihm auch, doch unterdes ward sein Eigentum ein Raub der Vernichtung.

Knoller erblickte zu Steinach das Licht am 8. November 1725, wie eine Marmortafel an seinem Geburtshause meldet. Sein Vater, ein armer „Tuifelemaler" — so benennt man in Tirol Künstler geringen Ranges — konnte ihm nur eine eben so kärgliche Geistes- als Leibesnahrung reichen. Er beschloß daher zu entlaufen und kam nach Innsbruck, wo ihn Baron Hormayr zu einem Maler in die Lehre gab. Doch der Vater meinte

schon nach zwei Jahren, jetzt habe der Sohn genug gelernt, um sein Brot zu verdienen und ihm bei der Haushaltung zu helfen. Knoller hätte lieber sein Todesurteil als die Heimberufung gehört. Eingedenk des vierten Gebotes gehorchte er jedoch und übernahm auch jetzt nach dem Willen seines Vaters niedrige und knechtische Arbeit. Aber die Stunde der Erlösung nahte. Er trug eben im Gasthause für einige Groschen Holz; ermüdet lehnte er die Last an eine Mauer und zeichnete mit Kohle einen Küchenknecht. Noch heute erzählt man von ihm, daß er auf diese Art alle Mauern des Dorfes besudelt habe. Während er so kritzelte, trat ein Fremder, der im Wirtshause abgestiegen war, hinter ihn und sah erstaunt zu. Es war Paul Troger, Direktor der Akademie der bildenden Künste in Wien. Schnell erkannte er das Talent des Knaben. Es gelang ihm, den Widerstand des Alten, der den Sohn zur Arbeit im Hause behalten wollte, zu überwinden, und Knoller folgte ihm nach Wien; von jetzt an öffnete sich ihm die Bahn des Ruhmes und der Ehre bis in ein spätes würdiges Alter.

Die Post ist ein gutes Gasthaus; wir hören dort bis zum Schlafengehen vielleicht gar mancherlei aus Etschland, wie dort der Wein gedeiht, oder gar von den Welschen, was sie etwa tun und ob bald Schützen hinein müssen, „um sie dem Kaiser hüten zu helfen".

Navis, Tarnthal Volders, Rinn Hall.

Wer zu Berg will, stehe früh auf, sonst mag er manchen Seufzer ausstoßen, wenn die Sonne heiß am Abhang brennt, daß selbst die Schafe zum letzten noch übrigen Schneefleck flüchten. Der Geishirt tutet durch das Dorf, noch hängt der Tau voll und schwer von den Halmen, die Kühle des Morgens beschleunigt den Schritt, und so ist bald der Wald bei Dienzens erreicht, wo man in einem Bruche schönen Milchquarz erbeuten kann. Wir treten an den Rand der Schlucht, deren senkrechte Schieferwände der Naviserbach schäumend durchbricht. Gegenüber liegt auf einem Vorsprung Aufenstein, jetzt ein Kirchlein, einst ein Schloß, von wo der fromme Ritter nach Palästina zog, das Bild für Matrei zu holen. Noch ist der Wald nicht erwacht, der Käfer liegt im weichen Moos und schläfrig guckt die Hummel aus dem Kelch der Glockenblume, den sie durch ihre Last zu Boden zog, nur die Drossel wirft die Tropfen vom wilden Rosenstrauch und flieht laut rufend durch die Zweige. Bald vernimmt man einzelne helle Stimmen da und dort, aus jedem Busch; eine Schar leichtsinniger Meisen ist an uns vorbei geflattert.

Zwei Wege geleiten am Bach tiefer ins Tal: jener rechts an Häusergruppen vorbei, dieser links durch den Wald. Wo sich vom Pentelstein eine Senkung niederzieht, rinnen Quellen; reichlich beladen mit aufgelöstem Kalk, setzen sie diesen überall ab; er überkrustet Moos und Laub, Schnecken und Käfer, ja baut sogar rauhe Felsen von ziemlicher Höhe, wo dann der fleißige Bauer Brüche anlegt, um den schätzbaren Tuff für seine Bauten zu erobern. Schöne Stücke mit zierlich ineinander verschlungenen Fasern und Aesten aus Stein werden sorgfältig beiseite gelegt und als Berge, mit funkelnden Glasflittern bestreut, in das Bethlehem ländlicher Weihnachtskrippen versetzt. In diesen Senkungen, wo sich der Tuff anhäuft, wächst auch die rauhe Alpenrose mit dem betäubenden Arom ihrer Blätter. Während ihre Schwester, die rostige, den Schiefer vorzieht, den Kalk jedoch nicht ganz meidet, wählt jene eigensinnig nur diesen zur Ansiedelung, denn viele Pflanzen sind nicht bloß an das Klima, sondern auch an die Bodenart gebunden, indes andere als wahre Kosmopoliten durch alle Länder wandern.

Es begegnet uns kein Mensch, Erd- und Himbeere stehen im Schlag völlig unberührt. Da schlafen die Leute lang! meinst du vielleicht. Doch bleib' stehen und horch hinauf zu jenen Höhen, von denen allmählich die Sonnenhelle niedersteigt. Hörst du auf den grünen Mähdern das leise Hämmern wie vom Specht im Tannengrunde? Ein heller Blitz dringt von einer Sense, die der Sonnenstrahl getroffen, in dein Auge. Dort oben mußt du die Naviser suchen, in jenen braunen Holzhütten übernachten sie, mit der Frühlerche erheben

sie sich vom Heu, das frisch eingebracht dampft und duftet. Eine ungeheure Pfanne schmalzigen Muses wird abgetan, dann greift jeder zu Sense oder Sichel und die Arbeit beginnt. Hier wird jenes köstliche Alpenheu gewonnen, das, der Reichtum manchen Tales, die schönen Rinderherden nährt, die der Fremde auf den Märkten bewundert. Das Gehänge ist so steil, daß die Leute sich nur mit Steigeisen festhalten können; wer ausglitscht, kollert rettungslos in den Abgrund, wie das schon oft geschehen. An manchen Stellen lassen sich die Männer einseilen; man senkt sie mit einem Stricke um den Leib über die Felsenwände, wo sie die üppigen Grasbüschel abschneiden. Willst du durch ein Fernrohr hinaufschauen, so siehst du Gestalten mit so plumpem Gestelle, daß du nicht weißt, was du vor dir hast und wen diese Falten verhüllen. Es sind behoste Weiber, sie haben jedoch die schweren weiten Röcke nicht abgelegt, sondern in die Röhren gesteckt, um bei der Arbeit nicht gehemmt zu sein. So ist alles beschäftigt, rastlos wird gesammelt und das Heu dann in Haufen getürmt oder auf dem Rücken zu Städeln geschleppt, die außer dem Lawinenzuge talab an den Lehnen zerstreut sind. Im Winter, wenn der Schnee liegt, kommen die Bursche mit Schlitten und holen es ab. So ist jeder beschäftigt, die Arbeit erhält die Leute frisch und stark, und sie haben den Stolz, der auch noch manches andere Tal ziert, daß kein Faullenzer, kein Bettler unter ihnen sei. Ehre, dem Ehre gebührt! Diese Leute verdienen sie. Dadurch wurden sie wohlhabend; mancher Bauer, dessen Wohnung und Lebensweise sich in nichts vor jener der Nachbarn auszeichnet, hat ein bedeutendes Vermögen.

Das Volk ist schlicht und einfach, unverdorben und gutmütig; obwohl Gelegenheit zum Bergbau wäre, so wünschen doch die Hausväter, daß nie ein Fäustl an ihre Felsen klopfe; denn auf dem lustigen Pfade der Knappen komme zwar Geld ins Tal, die gute Sitte ziehe aber hinaus. „Es ist ein Elend mit solchen Leuten," meinte ein Bauer; „sie haben gut zu essen, so lang Erz bricht, sparen mögen sie nicht, und dann fallen sie als Bettler der Gemeinde zur Last. Wer von der Hand in den Mund lebt, hat kein rechtes Ansehen, verdiene er auch noch so viel. Ein solcher kommt mir vor, wie der Bube auf dem Obstbaume dort; er ißt Aepfel und jodelt und kann jeden Augenblick herunter fallen. Gut ist's, wenn man eigenen Grund und Boden unter den Füßen hat, da weiß man, wo man hingehört, man hat halt ein Heimatl!"

Tritt man aus dem Walde, so liegt auf einer kleinen Erhebung Kirche und Widum. An diesem — einem Werke des Priesters Penz — sind alle vier Wände mit abscheulichen Fresken beschmiert, welche die theologischen Tugenden darstellen sollen, aber gewiß jeden, dem sie auf dem Wege der Tugend begegnen würden, ins Laster zurückschreckten. Penz hat viel auf dem Gewissen. Er wurde 1707 zu Navis geboren, studierte Theologie und beschäftigte sich nebenbei mit Architektur zum Unheil manches schönen gotischen Kirchleins, das er abbrach, um an dessen Stelle irgend einen viereckigen Kasten mit parallelen Löchern, der besser zu einem Tanzsaal taugte, hinzumauern. Wir könnten eine große Anzahl Kirchen nennen, die er in den Zopfstil travestierte; doch muß man es dem Mann verzeihen, daß er sich nicht über eine

Zeit erhob, die in platter Nüchternheit die Reste deutscher Kunst als altfränkisch verdammte. Wenn in Tirol, woselbst Barock und Rokoko noch herrliche Kirchen schuf, der so ausgeartete Zopfstil verlassen wurde, so ist es ein Hauptverdienst Flirs, aus dessen ästhetischen Vorträgen manche Kenntnisse auf die Theologen übergingen, deren Einfluß sich jetzt tatsächlich geltend macht. Man hält sich, wie dieses namentlich die Kirche von Silz beweist, an bessere Muster und auch für angemessene Ausschmückung des Innern wird Sorge getragen. Früher übertrug man diese irgend einem „Tuifelemaler", wenn er nur wenig forderte, und man darf sich daher über Apostel und Heilige nicht wundern, welche aufs Haar den Grenadieren gleichen, die an der Akademie zu Wien Modell standen. Jetzt haben insbesondere einige Schüler Schraudolphs, die mit ihm an den Fresken des Speyrer Domes malten und den ernsteren Geist christlicher Kunst einsogen, einen Umschwung zum Bessern herbeigeführt. Zählen auch Hellweger und Mader nicht zu den ersten Sternen deutscher Kunst, so haben sie doch selbst außer Tirol Beachtung gefunden und manches sehr schätzbare Werk geschaffen, das ehrenvolle Erwähnung verdient. Gotische Altäre schnitzt Michael Stolz. Dieser Künstler, weniger glücklich in der Darstellung menschlicher Gestalt, weil ihm die liebevolle Beobachtung der Natur zu fehlen schien, hatte ein gründliches Verständnis der Formen alter Baukunst und wußte dieselben auch bei seinen Holzarbeiten musterhaft durchgebildet anzuwenden.

Den Kuraten von Navis kenne ich bereits seit längerer Zeit. Ein gebildeter Mann, stand er lange

dem Taubstummeninstitut zu Hall rühmlich vor und wurde dann auf seinen Wunsch in dieses einsame Alpen-tal versetzt, wo im Winter der verwöhnte Städter, der des Teetisches, des Kaffeehauses und vor allem des Klatsches bedarf, versiechen würde. Er findet jedoch reine Freude in Erfüllung der Pflichten als Seelsorger unter den wackern Bauern. Wie das öfters in diesen Tälern vorkommt, schenkt er auch Wein aus; das ist im Winter, wo die Leute oft meilenweit durch den Schnee zur Kirche waten, eine große Wohltat; es ist auch gut insofern, weil manche Liederlichkeit hintan gehalten wird, denn die flotten Bursche scheuen einen Wirt, der zugleich Pfarrer ist und wagen nicht bis tief in die Nacht zu kneipen. Wie bringt aber der Priester, der einzige Gebildete unter Bauern, die müßigen Stunden hin? Nicht durchweg schlagen die Geistlichen bei Wein und Tarockspiel die Zeit tot, obgleich man diese Männer nicht schelten darf, wenn sie nach der Last des Tages zur Erheiterung lieber nach der Karte als nach einem Buche greifen. Bisweilen hilft der Fischfang, und auch auf dem Schießstand hat schon mancher Kurat tief ins Schwarze getroffen. Doch gibt es auch andere Beschäf-tigungen. Der Geistliche von Navis weiß mit großer Kunstfertigkeit aus gefärbtem Papier schöne Blumen zu machen; ich traf ihn gerade, wie er für den Altar seiner Kirche umfangreiche Sträuße zusammensetzte. Er freute sich schon im voraus für seine Gemeinde, wenn dieser Schmuck zum erstenmal an einem Festtag beim Hochamt prangte. Der alte Priester zu Schmirn fügt Gold- und Silberplättchen zu einer Kette, um damit die Mutter Gottes auf der kalten Herberg zu schmücken.

Dort findet in der Kapelle ein Verkauf von Heiligenbildchen statt, wie sonst schwerlich irgendwo. Die Bilder liegen in einem offenen Schranke; wer eines als Andenken mitnehmen will, kann es tun, soll jedoch einen Kreuzer in den Opferstock werfen. Trotzdem, daß an diesem einsamen Ort keine Kontrolle möglich ist, kommt die Madonna doch nie zu kurz, denn jeder würde sich hier eines Unterschleifs schämen. Andere Priester beschäftigen sich mit einem Studium, besonders der Naturgeschichte; so werden an mehreren meteorologischen Stationen die Beobachtungen ausschließlich von Ortsgeistlichen gemacht.

Eines Kuraten sei insbesondere gedacht. Es ist Johann Schöpf von Ochsengarten. Dieser läßt seine genaue Kenntnis des Bauernvolkes nicht als totes Kapital liegen, er verwertet sie zu Novellen aus dem Tirolerleben, welche die Zustände unseres Ländchens treu wiederspiegeln. Auch das Märchen und die Sage weiß er sinnig einzuflechten.

Die Gastfreundschaft, mit der die meisten Kuraten den Fremdling, den ein Zufall in ihre abgelegenen Täler führt, beherbergen, verdient volle Anerkennung, und zwar um so größere, weil das Einkommen der Landgeistlichen selten sehr reichlich war und seit dem Jahre 1848 durch die Grundentlastung noch mehr zusammengeschrumpft ist. Die Besorgnis, daß diese Leute außer dem Verkehr der gebildeten Welt verbauern, ist manchmal gerechtfertigt. Indes ländlich, sittlich! Es ist wahr, diese Männer stecken die rauhe Hand in keine Glacéhandschuhe und der oft grob genagelte Bergstiefel ist durchaus nicht salonfähig; wer aber übersieht nicht

gerne eine noch so schwartige Hülle, welche innern Gehalt birgt, während durch glatte Politur die Roheit gemeinster Selbstsucht oft genug kaum verdeckt wird. Ich habe auf meinen naturwissenschaftlichen Kreuz- und Querzügen die innersten Winkel des Landes kennen gelernt und bisweilen namentlich unter den älteren Geistlichen wahre Kernmänner getroffen. Verbannt in weglose Täler, führen sie ein Leben voll Aufopferung und Gefahr. Wie oft bringen sie Kranken im Winter, wo an den steilen Abhängen jeden Augenblick eine Lawine droht, den letzten Trost und suchen jedem zu helfen und zu raten! Dieser festen Berufstreue hat unser Klerus dort, wo er sie übt, die Anhänglichkeit des Landvolks zu verdanken. Jedoch nicht ausschließlich. Im Mittelalter genossen die Priester besonderen Ansehens, weil sie allein im Besitze der auch für jene Zeit notwendigen wissenschaftlichen Kenntnisse waren. Aehnlich verhält es sich im Gebirge, wo noch weit mehr Mittelalter herrscht, als man in der oft nur wenige Meilen entlegenen Stadt träumt. Der Geistliche allein besitzt jenes Maß von Bildung, welches erforderlich ist, um so manche Angelegenheiten zu schlichten, denen die Bauern, die es höchstens nur zu ein bißchen Lesen und Schreiben bringen, nicht gewachsen sind. Und dann die Bauernweiber, die Kinder! Die Rücksicht darauf hat schon manchen, seiner Gesinnung nach unabhängigen Mann bestimmt, den Wünschen der Geistlichkeit mehr Rechnung zu tragen, als er sonst getan hätte. Gegen die Priesterschaft ist auf dem Lande Widerstand fast unmöglich, da sie in alle Verhältnisse des Widerspenstigen eingreifen und in seinem Hause die größte Verwirrung herbei-

führen kann. Diese Herrschaft, der jetzt allmählich Gegner erwachsen, im alten Umfange aufrecht zu erhalten, ringt und kämpft der Klerus auf das angestrengteste. Er betrachtet sie nicht bloß als ein uraltes Recht, er glaubt auch dadurch am besten für die ihm anvertraute Herde zu sorgen. Mit den Verhältnissen aus langer Erfahrung vertraut, urteile ich hier milder! ja selbst der konfessionellen Schule möchte ich manches einräumen, wenn nur nicht der Staat vor die Türe gesetzt wird, denn selbst die große und fromme Kaiserin Maria Theresia behauptete, daß es sich hier um ein „politicum" handle. Die Kirche kann vielleicht ihre Ziele erreichen, schwerlich für immer und dann sehen die Ultramontanen zu spät ein, daß sie im Bund mit dem Namen zwar ihr Volk geschädigt, sich aber nur Haß zugezogen haben, indem man ihre Beweggründe auf die unlautere Selbstsucht bloßen Standesinteresses zurückführt.

Navis ist eine Sackgasse, rechts und links Abhänge, so steil, daß die Hühner Steigeisen tragen, wie ein Bäuerlein meinte, und rückwärts erheben sich über den Mähdern gleich einer vielzackigen Krone auf grünem Polster die Tarntaler Köfel in das Blau des Morgenhimmels. Ein Glas Wein gießt Feuer in die Adern; wir bedürfen es, denn der Weg ist weit und schwer. Er müht sich am linken Ufer des Baches empor, durch Wälder und Bergwiesen. Bald tönt das harmonische Läuten der Rinder, zwischen Steinblöcken steigt Rauch und durch das Klappern des Bergstockes aufmerksam gemacht, tritt der Senner unter die Tür und fragt die seltenen Wanderer, wo sie denn eigentlich hin wollten?

was sie denn da droben suchten? Ob etwa gar Erze? Wenn du es bejahst, deutet er auf zwei rote Felsenköpfe, die unweit aus einer grünen Terrasse empor ragen. „Dort gingen einst Knappen um, weil sie aber so geizig waren und selbst am Sonntag das Hämmern nicht ließen, so stürzte der Stollen ein und zerschmetterte sie insgesamt.“ In der Tat bestehen jene Felsen aus einem kalkigen Eisenstein, dem Fahlerz und Kupferkies eingesprengt sind. Dann fährt er fort: „Das Beste wär' eigentlich das Goldbrünnlein; dort oben sickert's irgendwo aus der Wand. Seht Ihr jenes große Haus, dessen Fenster eben in der Sonne funkeln? Das gehört einem reichen Bauern, dessen Urgroßvater aus dem Brünnlein schöpfte. Als es zum Sterben ging, wollte er dem ältesten Sohn das Geheimnis anvertrauten, allein die Zunge versagte bereits den Dienst, und so weiß den Schatz niemand mehr. Nur Schafe und Ziegen treffen ihn noch an, denn wenn man ein solches Vieh absticht, sind die Zähne meistens übergoldet.“ — Der Senner hat allerdings recht, nur ist dieser glänzende Beschlag eine Steinkruste, die sich allmählich bei Wiederkäuern, wenn sie älter werden, ansetzt. Ihn darüber aufzuklären, würde nichts fruchten; er schüttelte höchstens den Kopf und brummte: „Auch wieder einmal Herrenleut', die nichts mehr glauben!“

Die Hochebene vor den Tarntaler Köpfen ist bald erreicht, doch wenn man nun die starren Felsenmassen betrachtet, scheint es fast unmöglich, einen Aufstieg zu entdecken. Da setzt man sich gern auf einen Steinblock und breitet das Blatt der Generalstabskarte, die mir bisher, bei meinen zahlreichen Touren im Gebirge den

Wegweiser überflüssig machte, auf den Schoß, um zu prüfen und zu vergleichen. Doch sieh! Bären und Wolf hat der sicher treffende Stutzen vertilgt, da kriecht aber ein „Beißwurm". Rühre ihn mit dem Bergstock an und er hackt die Giftzähne auf das Eisen, daß es klirrt. Dennoch ist dieses Tier schön, die Natur kleidete es warnend in eine schuppige Haut von tiefschwarzem Atlas, in weichen Linien biegt sich der schlanke Körper. Im Tale ist die Viper graubraun und trägt auf dem Rücken ein breites Zickzackband, auf dem Hochgebirge werden alle Farben satter und dunkler. Das Tier ist bei 5000 Fuß nicht gerade selten, fast über 7000 Fuß haben wir es schon getroffen. Es lauert überall den Mäusen auf, doch wird sein Zahn auch Vieh und Menschen gefährlich. Erst jüngst starb ein Hirtenbub jämmerlichen Todes; er schlief mit offenem Munde, eine Viper wollte hineinkriechen und biß ihn, als er vor Schrecken auffuhr, in die Zunge.

Wir haben schon eine Höhe von mehr als 7000 Fuß erstiegen. Zwischen dunkelgrünen Moospolstern rinnen über den reinen Quarzsand Wasseradern, an ihrem Rande nickt das bläuliche, zart gefranste Eisglöckchen zum Zeichen, daß der Schnee vor wenigen Tagen erst geschmolzen ist; die Rasen der stengellosen Silene sind Stern an Stern mit brennend roten Blüten bestreut, und darüber erhebt sich der schwarze Knäuel eines seltenen Riedgrases, wohl das schönste seiner Art, wie es die braunen Blütensterne mit den gedrehten roten Narben an der Sonne öffnet. Wie reizend sind diese Kinder der Erde und wie kurz ist der Lenz, der ihnen vergönnt, die Oede des Gebirges zu schmücken! Fast tut es dir

leid, wenn du ihre Wurzel, mit der sie fest am Boden haften, auslösen sollst, um sie in das Herbar zu legen, wo sie vielleicht irgend ein Staubfadenzähler teilnahmslos beguckt. Und doch ist die Ansicht ein Vorurteil, daß die Wissenschaft für den Genuß der Schönheit unfähig mache. Wer den Zusammenhang und die Bedingungen des Lebens zu erfassen trachtet, erkennt in der äußern Form der Natur den Ausdruck ihres innersten Wesens. Er lernt im Gesetze die Einheit des Vielen begreifen; dadurch stirbt seine Seele dem öden Gefühle der Selbstsucht ab, und vermögen wir nicht uns adlergleich zur Sonne der Wahrheit aufzuschwingen, so ist es doch erhebend, wenn auch im Schweiße des Antlitzes, den die Götter nach einem uralten Spruch vor jedes Ziel setzten, mit festem Fuße aufwärts zu dringen, wie der Bergsteiger emporklettert, oft Atem holt, strauchelt, fast ermüdet zusammenbricht und sich wieder aufrafft, denn vor seinem Auge entfaltet sich allmählich die Herrlichkeit der Welt in immer weiteren Kreisen. Jener Riese erstarkte durch Berührung der Erde stets von neuem, die Naturwissenschaft leitet den ermüdeten Gast sanft auf den mütterlichen Boden zurück und erfrischt ihn mit neuer Kraft, abgesehen davon, daß im Streben nach dem Schönen und Wahren selbst schon ein Lohn und hoher sittlicher Wert liegt.

Doch ehe wir uns auf die Felsen wagen, müssen wir erst die Bergschuhe untersuchen, ob jeder Nagel fest halte oder nicht etwa aus der Reihe gewichen sei. So ein Bergschuh, wie roh und derb er auch scheint, ist ein kleines Kunstwerk, das jedenfalls mehr Mühe und Berechnung kostet, als das Schühchen, in welchem die Ta-

glioni und Fanny Elsler ihre Pirouetten schlugen. Die Sohle muß fingerdick aus mehrfachem Leder sein, damit sie den Fuß beim Sprung auf das spitze Gestein schütze; zum Beschlage würden flache Nägel nicht taugen, man hat dazu die Rabenköpfe, die mit den Kanten aneinander gefügt den Rand des Schuhes mit einer vorspringenden Leiste umgeben, damit er sich an den Abhängen oder Rauhigkeiten der Felsen einhaken kann; das Oberleder muß vorne weich und biegsam, an der Ferse fest und durch doppelten Besatz gestützt sein, daß es sich bei einer schiefen Stellung nicht verschiebe und dadurch der Halt erschwert werde. Was den Bergstock betrifft, so wird die dünne Stange, die noch überdies nicht selten ein Gemshorn ziert, von dem Erfahrenen nur als ein eitler Prunk der Touristen betrachtet, die freilich auf ihrer Fahrt selten oder nie einer solchen Stütze bedürfen. Ein Bergstock muß sehr fest sein, damit er die Last des Körpers, der sich beim Abfahren über Schneelehnen mit voller Wucht darauf stemmt, zu tragen vermag. Es trifft sich nämlich oft, daß in schattigen Runsen ein langer Streifen verhärteten Schnees zu Tal zieht. Schritt für Schritt gelangt man langsam und mühevoll hinab; da setzt man die Füße parallel wie Schlittenschienen auf den Schnee, beugt den Oberleib zurück und stützt sich auf den Stock, der die Stelle eines Steuers vertritt. So geht es im Flug, umsaust von Schneeflittern, talab. Weh' dem, der zu schwach ist, zu leiten; er wird an einen Felsen geworfen oder purzelt und fliegt, um sich selbst gewälzt, wie ein Ball auf das Steingeröll, das am Ende des Schneeflecks zu Tage liegt.

Wir arbeiten uns auf dem Schutte, der sich aus

dem Einschnitte zwischen zwei Felsengräten herabgießt, empor. Es ist ein kleines Mineralienkabinett: Stücke bunten Schiefers, Serpentin, Schillerspat, Asbest, Trümmer von Dolomit und Konglomerat sind regellos durcheinander geworfen, und was hier in den Zentralalpen niemand erwartet, auch Kalk mit weißen Korallenästen auf dunklem Grunde liegt darunter. Sammle, wer Freund und Kenner ist, wir haben die Spalte erreicht und müssen darin emporklettern; nicht allein: rechts und links begleiten uns die schönsten Alpenpflanzen. Aus den Ritzen hängen die Ranken einer zierlichen Steinbrechart; die kurzen grauen Blättchen legen sich schuppig aneinander und wie Korallen an der Schnur sind die leicht vergänglichen rötlichblauen Blüten gereiht. Durch das Gerölle flechten sich die bereiften Aestchen des Leinkrautes, dem Haller in seinen Alpen einige Verse widmet. Die Blumen sind dicht in eine Aehre gedrängt, blau wie Amethyst, gespornt, aus gelbem Schlunde feines Aroma verhauchend. Auch die Gemskresse, ein nettes Pflänzchen mit weißen Dolden, schlingt sich dazwischen, fast schüchtern neben den straffen Stengeln der Gemswurz, welche die großen goldgelben Blumensterne dem Licht entgegen hält. Die Schützen sagen, daß die Gemse, verfolgt vom Jäger, die scharfe Wurzel fresse und dadurch bei ihren gefährlichen Sprüngen vor dem Schwindel gesichert sei.

Wir haben die Kante des Berges erstiegen; wenn auf andern Gipfeln die Aussicht den Blick in die Weite lockt, wo Ferner an Ferner die glänzende Reihe schließt und durch die Lücken das Flachland endlos hereindämmert, so fehlen zwar diese Reize auch hier nicht, das

Auge sinkt aber unwillkürlich in die Tiefe, die von Steinblöcken umrandet, als weiter Zirkus sich hindehnt. Oede ist sein Grund, von schwarzen Trümmern übersäet, statt fröhlich grünem Rasen liegen schmutzige Schneeflecke. Hinter jener Ecke liegt ein kleiner See; hier gedeiht kein Leben mehr, unbewegt und stumm ruht der schwarze Spiegel. Diese Gegend gleicht dem ausgebrannten Krater eines Vulkans, die Lavaschollen vertreten kantige Stücke dunkelgrünen oder an der Oberfläche durch Verwitterung braunen Serpentins, welcher, der Pflanzenwelt feindlich, den heitern Blumenschmuck nicht duldet. Der Eindruck ist unheimlich und düster; so mag sich Klopstock die Gauen der Hölle vorgestellt haben, wo Moloch vergebens aus Felsblöcken Schanzen gegen den Donnerer baue. Die Sage versetzt Spukgestalten hierher. „Um alles in der Welt," versicherte ein Senner, „möchte ich nicht da droben die Nacht zubringen. Mein Vater hatte sich einmal bei hellem Tage hundert Schritte vom See weg schlafen gelegt, ist jedoch am Ufer desselben, die Füße im Wasser, aufgewacht. Wirft man einen Stein hinein, so brüllt er wie ein Stier und Wolken umhüllen den Frevler, daß er sich nicht mehr zurecht findet und im Hexenwetter ohne Gnade schrecklich zu Grunde geht. Ich war einmal mit sechs andern Burschen da, um nachzuschauen, ob sich in den Fallen kein Schneehuhn gefangen; wir beschlossen, einen Stein hinein zu schleudern, aber plötzlich überkam uns eine solche Bangigkeit, daß wir auf und davon liefen, und sind doch sonst Leute, die dem Teufel beim Raufen ein Horn abgebrochen hätten. Ein andermal fand ein Jäger einen morschen, abgebleichten Schädel,

die Glatze war mit Moos wie mit einer Pelzmütze bedeckt. Er begrub ihn auf dem Gottesacker zu Navis und ließ für den Toten in frommer Meinung eine Messe lesen. Auch mit der Jagd ist's hier nicht viel, es gibt einen Punkt, wo jede Gemse unsichtbar wird.“ Vermutlich war auf dieser Höhe, welche den Eingang mehrerer Täler, die von hier radienförmig nach allen Richtungen der Windrose auslaufen, beherrscht, eine Stätte altheidnischen Kultus, denn an solche knüpft die Sage gern und häufig an.

Wer in den Grund dieses Amphitheaters steigt, erbeutet hier manche seltene Pflanze, die da und dort zerstreut dem harten Boden die kärgliche Nahrung abringt. Hier ist die Klebprimel, blauen Speik nennt sie der Senner. Ihr Stengel ist von weichem Harz überzogen, die kurz gestielten Blüten, zu einer Dolde vereinigt, färbt dunkles Lila. Sie besitzt einen starken Harzgeruch, den nicht jede Nase verträgt und wird vom Landvolk, das sich sonst nicht viel um Blumen kümmert, zu den edlen Kräutern gerechnet. Geht der Senner zu Tal in die Kirche, so steckt er einen Strauß davon auf den Hut. Hier ist die Eisranunkel, weiß oder dunkelrot, die Gletschernelke und das Marbelgras, mit welchem das scheue Murmeltier seine Zelle polstert. Auch die Netzweide mit derbem eirundem Blatt streckt die braunroten Blütenkätzchen über Gras und Moos; sie wagt nicht aufwärts zu streben, wie ihre Schwestern im Tale, denn der Sturm würde sie schonungslos knicken. Und der Gletschermannsschild! Was darf sich diesen dunkeln Polstern, gestickt mit den kleinen Blüten im feinsten Weiß und Rot, wohl vergleichen? Auch die

stille Schar der Moose, die der Nichtkenner mit dem Fuß zertritt, ohne sie eines Blickes zu würdigen, weil eben sein Auge kein Mikroskop ist, hat zwischen den Felsenritzen die köstlichsten Gaben ausgelegt. Wir wollen jedoch nicht durch Aufzählung von Namen ermüden.

Gelangt jemand zu rechter Zeit da oben an, so kann er zu einer gewissen Stunde, wo die Sonne gerade die rechte Stellung hat, ein seltenes Schauspiel genießen. Die Naviser erzählen, daß in der Felswand, die durch einen schmalen Tobel getrennt den Tarntaler Köpfen gegenüber steht, eine tiefe Höhle sei, die einen Kristall von wenigstens einer Klafter im Durchmesser berge. Scheint nun die Sonne zur bestimmten Stunde auf seine glatten Flächen und scharfen Kanten, so wirft er das Licht zurück, daß es weithin blitzt. Wer den besäße, wär' ein Glückskind. Es sind Versuche gemacht worden, allein von oben ist nicht beizukommen, auch wenn man sich hinabseilt, denn der Fels hängt zu weit über und von unten reicht keine Leiter hinauf. Selbst dem kühnsten Kletterer vergeht die Lust nach diesem Schatze, wenn er die kahlen Stürze betrachtet, an denen höchstens eine Fliege krabbeln kann.

Wir verlassen die Höhe. Dort am Abhang rinnt aus den Steintrümmern eine Quelle ruhig und klar wie Oel. Wenn Touristen über Joch gehen, schleppen sie gewöhnlich Lebensmittel für eine ganze Kompagnie Soldaten und aus jedem Sack guckt wohlverkorkt eine Flasche Wein oder Schnaps. Bei der ersten Quelle wird gerastet und dem Proviant auf das tapferste zugesprochen. Mit beschwertem Magen schleppt man sich

vorwärts. Sieh da, eine Alpe! Lauter Jubel aus allen Kehlen; man stürzt hinein, als gält' es die Eroberung einer Feste; der Senner kapituliert jedoch gerne und trägt auf, was die Hütte vermag. Endlich fragt er schmunzelnd: „Mögt's etwa gar ein Melchermuß? „—" Melchermuß! das ist etwas Neues, das muß man genießen und ins Tagebuch schreiben!" Auch das ist wenigstens zum Teil vertilgt. Nun gesegne Gott die Weiterreise! Die Milch bläht den Leib wie eine Trommel, selbst bei der mäßigsten Bewegung tritt der Schweiß aus allen Poren und während anfangs die Berliner Gemsenjäger aufwärts rennen, als wollt' ihnen der Berg davonlaufen, und des erfahrenen Führers spotten, der bedächtig nachhumpelt, zieht es nun einer um den andern vor, im weichen Grase die Rückkehr der Gesellschaft zu erwarten, oder hält ihn davon die Scham zurück, so hat er doch keinen Genuß mehr. Bergan soll man langsamen, doch ununterbrochenen Schrittes steigen: man meide die Quellen so lang als möglich und nehme sich, um der Versuchung des Vielessens nicht zu erliegen, nur ein paar Semmeln, höchstens noch ein Stücklein Speck oder Fleisch mit. Auch vor dem Abmarsch stopfe man sich nicht mit einem zu üppigen Frühstück. Murrt der Magen zu laut, so stillt man ihn mit einem Bissen Brot. Gelangt man sodann abends zu einem Wirtshaus, schmeckt die doppelte Portion desto besser; vertieft in den saftigen Braten, braucht man es auch nicht zu bemerken, wenn Wirt und Kellnerin ob solcher Eßlust erstaunte Blicke wechseln.

Sollten Damen in der Gesellschaft sein, so bitte ich sie, dort hinter jenen Vorsprung zu treten und, bis wir

zur Wiederkehr einladen, schöne Sträußchen zu pflücken. Mein Gefährte hält nicht mehr Schritt; ich führe ihn zu jenem Schneefleck, nicht etwa um daselbst als letzte Zeugen erstarrenden Tierlebens die Springschwänze, deren nächster Vetter, der Zuckergast, den Hausfrauen wohl bekannt ist, zu bewundern, wie sie sich eilig von den besonnten Blöcken herab schnellen und über den Schnee zerstreuen, sondern ihn von einem Uebel zu heilen, gegen das er vor dem Abmarsch nach Angabe der Reisehandbücher vergebens Hirschtalg angewendet. Da hilft nichts, als jene Front, mit der Nikolai auf dem Blocksberg in den Blutegelteich geriet, um von den Proktophantasmagorien kuriert zu werden, tüchtig mit Schnee einzureiben, oder sich geradewegs in den Tümpel zu setzen, den das frisch schmelzende Wasser bildet. Unsere Landleute stecken, um vor diesem unangenehmen Zustande sicher zu bleiben, einen Zweig der Wachholderstaude auf den Hut. Derlei sympathetische Mittel nützen aber in unserer aufgeklärten Zeit nicht mehr.

Nun rüstig bergab, sonst holt uns die Nacht ein, ehe wir Unterstand gefunden. Am schön geformten Kronbergeck vorbei gelangt man zur Mölsscharte, zu deren Rechten sich der Eisenkor erhebt. Er hat den Namen vom Spateisenstein, der ihm eingelagert ist, jedoch wegen der hohen Lage des Ortes den Abbau nicht lohnt. Die Lehnen der Mulde, die sich vor uns absenkt, sind rot von Alpenrosen, welche in üppigster Entfaltung sich weit hinab in den schönen Zirbelstand verlieren. In diesem Tale ist ein Strauch, wo die Königin unserer Berge die Form der Centifolie nachahmt und gefüllt blüht. Die Senner halten den Platz geheim und nur ein begünstigtes

Mädchen erhält einen Strauß; wär's mir nicht durch Zufall gelungen, ich hätte auch nicht einmal für das Museum einen Zweig dieser botanischen Merkwürdigkeit erlangt.

Nach zwei Stunden ist der Walchen erreicht, ein Bauernhaus mitten im Wattental, wo noch kein Korn reift und nur Alpenweiden grünen. Das Wasser ist hier, wie meistens im Schiefergebirg vortrefflich, und ein Näscher möchte wohl mit lüsternen Blicken die Forelle betrachten, die fast blauschwarz mit roten Tupfen in der ruhigen Bucht des Baches unter dem Schatten der Jochbirke und Zirbel gar nichts von Angel und Reuse träumt; dafür kann er sich von der Bäuerin schmalzige Nocken kochen lassen und auch ein Glas Wein oder Schnaps trinken. Hier ist nämlich eine Rast für die Kraxenträger aus Dux. „Der hat einen Buckel wie ein Kraxentrager!" heißt es von einem Manne, der sehr breit gebaut ist, und der Duxer bedarf allerdings eines solchen Buckels und noch stärkerer Schenkel als die mutigen Renner in der Ilias, wenn er aus seiner Heimat die Butter, oft mehr als einen Zentner, über Joch ins Inntal liefern will. Die Kraxe gleicht, von der Seite gesehen, einem Z. Flache Bretter legen sich an den Rücken, oben biegt ein Dach über den Kopf, unten steht ein Brett hinaus, welches als Stütze der aufzubindenden Last dient. Was es für Riesen unter diesem Volk gibt, beweist eine Erzählung aus den Kriegszeiten. Die Hauptstraße war vom Feind besetzt und doch sollte eine Kanone gerettet werden. Zwei Bursche erboten sich, sie auf einer Kraxe übers Joch zu tragen. Sie luden das Rohr auf und trugen es abwechselnd. Als sie

den Grat erstiegen hatten, stellte der eine die Last nieder und sagte zum andern: „Gelt, Jörgl, die Pulverspritze ist fast so schwer als der Tabaksballen, den wir vor vier Wochen aus Bayern geschwärzt haben!“ Unter dem Walchen verläßt der Fußpfad die Talsohle und leitet links auf den Kamm des Berges. Von dort erreicht man das Volderbad schnell.

Die Sonne ist unter, der sanfte Hauch des Abends ruht auf Flur und Wald, und das Ave Maria klingt von allen Türmen des Inntals empor. Am schönsten tönt wohl das Geläute von Mils. Unten im Walde gegen Hall steht ein Hof; am Gemäuer der Vorderseite ist eine große Glocke gemalt und neben dem Weg erhebt sich eine Säule mit einem Bild, wo ein armer Sünder das Haupt mit verbundenen Augen dem Henkerschwerte neigt. Der arme Sünder besaß einst dieses Bauerngut und war weitum berühmt als kunstvoller Glockengießer. Aber maßlose Geldgier ergriff sein Herz, er lauerte an der Spitze einer Schar Raubgesellen mit Dolch und Büchse den harmlosen Wanderern auf und machte die Straße unsicher, so daß niemand mehr allein zu gehen wagte. Da hielt er des Winters eine Nähterin. Ihr Bett war auf der Bank neben dem Ofen, welcher, wie das in Bauernstuben auch jetzt noch zu sehen ist, in das anstoßende Gemach reichte. Einmal nun konnte sie nicht schlafen. Da hörte sie um Mitternacht den Meister im Wortwechsel mit vielen Männern. Neugierig guckte sie durch eine Spalte und erkannte zu ihrem Entsetzen an den blutigen Waffen und gotteslästerlichen Reden, daß es Mordgesellen seien, denen der Glockengießer als Hauptmann den Raub austeilte. Vor Angst wagte sie

kaum mehr zu atmen und da ihr der Appetit auf die Morgensuppe vergangen war, eilte sie, sobald der Knecht das Haus öffnete und das Vieh zur Tränke trieb, zu Gericht. Die Haller hoben das saubere Nest mit Spießen und Stangen aus. Da der Glockengießer vor dem peinlichen Verhör nicht mehr durchzuschlüpfen wußte, ging er in sich und gestand reumütig die Untaten, die er seit Jahren verübt. Er ward zum Tode durch das Schwert verurteilt. Schwer fiel es ihm aufs Herz, daß er die Welt verlassen solle, wo er so viel dem Teufel zur Freude, so wenig Gott zu Ehren getan. Er bat daher, im Land eine Sammlung veranstalten zu dürfen, um für Mils, das keine große Glocke besaß, eine solche zu gießen. Dann möge die Gerechtigkeit walten nach aller Strenge. Sein Wunsch ward erfüllt. In alle Opferkästen flossen reichliche Beiträge und nach kurzer Frist war so viel Geld im Kirchenschatze, daß er sein Werk beginnen konnte.

Mit Kunst und Fleiß arbeitete er, denn harmonisch sollten die Klänge der Glocke über das Land, das er mit Blut befleckt, seine Versöhnung mit Gott hinaustönen. Spiegelglatt und hell stieg sie aus dem Gußofen und ward im Turm befestigt. Als sie am nächsten Freitag um die neunte Stunde, wo von allen Kirchen das Trauerzeichen zur Erinnerung an den Kreuzestod Christi gegeben wird, zum erstenmal voll und mächtig erklang, stand auch der Meister auf dem Felde bei Mils vor dem Block und vereinte mit ihren Tönen das letzte Gebet, und mit ihm beteten tief gerührt die Scharen des Volkes, das von weit und breit zusammengelaufen war. Diese Geschichte trug sich vor zwei Jahr-

hunderten, wo auch in Tirol große Verwilderung der Sitten herrschte, zu.

Es beginnt zu dämmern, doch dürfen wir ohne Sorge sein, von unserem Rasensitze ist es nicht mehr weit zum Bade. Wir wissen nicht, ob die Angaben Guarinonis, des berühmten Arztes von Hall, richtig sind und das Wässerlein bei dem jetzigen Geschlechte so wirksam ist wie zu seiner Zeit, „wo das Weibsvolk in die Wildbäder lief und dort mit allerlei Wald-, Wüst- und Venuseseln buhlte"; so viel steht jedoch fest, daß den Gästen frische Luft, kaltes Wasser und Bummeln wohl anschlagen und daß die wackern Innsbrucker und Haller, die im Schweiße ihres Antlitzes herauf steigen, ihren Zweck, den Magen zu stärken, stets erreicht haben. Das Badhaus mit seinen Nebengebäuden, wo enge Holzkabinette nebeneinander wie Bienenzellen angebracht sind, faßt oft kaum die Besucher; der Lärm aus dem Speisesaal läßt uns auf zahlreiche Gesellschaft schließen. Treten wir nur ein, ohne vorher, wie zu Kissingen oder Kreuth, Toilette gemacht zu haben; man wird uns deswegen schwerlich über die Achsel ansehen, wenn auch vielleicht ein dicker Bürger seinem Nachbar ins Ohr flüstert: „Die Narren sind gewiß über ein paar Jöcher gestolpert!" Auch an Damen fehlt es nicht, vielleicht schlägt ein Gast die Zither, und so können wir bis tief in die Nacht plaudern, denn morgen ist nichts versäumt, wenn wir auch spät aufstehen.

Heute möge uns der Leser, der uns bis jetzt treu begleitet, nach mäßigem Frühstück durch den Wald folgen. Zur Seite plaudert der Bach, die Sonne hat die Föhrenwipfel in der Schlucht noch nicht erreicht,

und doch ist es spät, so spät, daß die Meise bereits zum zweitenmal durch den Tann pfeift. Wir gehen nach Windeck, einem Bauernhof auf der vorspringenden Bergkante. Vom Sitz unter dem Kirschbaum, zwischen dessen Blättern die Frucht noch grün hängt, während sie im Tal längst aufgezehrt ist, überschauen wir noch einmal die geliebte Gegend und drücken das Bild, reich an Schönheit und Segen, tief in die Seele. Gegenüber erheben sich die starren Zacken des Solsteins und Salzberges, — wir haben sie bereits besucht, — und wer ein Freund der Alpenwelt ist, dem will ich all die Spitzen in der Runde nennen. Hat er Freude an Schützen und Sennern, an Blumen und Steinen, so folgt er mir vielleicht noch einmal über Berg und Tal. Diese Höhen, wie sie rings im Kreise gen Himmel ragen, sind mir liebe Bekannte, es ist wohl keine einzige, von der ich nicht schon ins Weite geschaut. Wenn sie das blanke Schneegewand tragen und der Inn Eis treibt, mag die Erinnerung ihr Recht behalten. Dann denkt man gern des herrlichen Sommers, Not und Gefahr verschwinden im Hintergrund, aber jede Blume pflückst du still sinnend noch einmal, sobald das Alpenglühen die Berggipfel rötet, bis der milde Glanz im Grau der Dämmerung erlischt. Oder es ist Weihnacht, draußen knistert das Eis unter der schweren Last eines Wagens; du trittst an das Fenster, der Mond hat seinen Schimmer über die Gegend ergossen; fremd und zauberhaft erscheint Wald und Flur, Joch und Abgrund, und aus unendlicher Ferne blinken die Sterne. Da kehrst du gern in dich zurück und zum trauten Kreise, der sich um die häusliche Lampe vereint. Dann naht wohl auch die

Muse, die Schatten hellenischer Dichter schweben her und lassen vor dir eine Welt voll ewiger Jugend mitten im Winter erstehen.

Doch wozu diese Träume? Noch singt die Drossel und über das Feld, durchwirkt von Kornblumen und Mohn, schwingt sich die Lerche. Der Weg ist ziemlich rauh und steil, wie er im Zickzack hin und her biegt, enthüllt er stets neue Bilder vor dir: hier in der Schlucht das ehrwürdige Schloß Friberg, um dessen Mauern im Mittelalter mancher Pfeil flog, dort ein Bauernhaus mit zierlichem Söller und vorspringendem Dache, oft geschmückt mit Heiligen. Kunstwerke sucht hier niemand, doch zeigt eine Flucht nach Egypten ein naives und glückliches Motiv, welches vielleicht ein Künstler, der nicht bloß für byzantinischen Goldgrund Sinn hat, gut verwerten kann. Der Nährvater Joseph schreitet voran, auf dem Rücken einen Korb, in dem das Christkind schlummert. Die Mutter hebt im Vorgehen voll zarter Sorge den Schleier auf, der den heiligen Knaben deckt, und blickt liebevoll auf ihn. Hintennach trottet träg und verdrossen der Esel mit dem Handwerkszeug. Diese Szene gemahnt daran, wie unsere Bauern bisweilen aus entlegenen Tälern die Täuflinge zur Kirche tragen; sie ist vielleicht aus dem Leben entlehnt.

Wir sind wieder mitten im Walde. Im Schatten der Tannen steht eine kleine Kapelle. Nimm den Hut ab, Fremdling, denn hier hat eine brave Jungfrau lieber den Tod erlitten, als die Ehre verloren. Gertraud, die Nichte des berühmten Landesverteidigers Speckbacher, war das schönste Mädchen von Tulfes und eben so ausgezeichnet durch Sittsamkeit und Tugend. Schon lange

stellte ihr ein wüster Kerl nach von schlechtem Rufe und rohen Sitten, sie aber achtete sein nicht. Als sie nun vom Haller Markt zurückkehrte, trat er hier plötzlich aus dem Dunkel des Waldes mit der Holzart über der Schulter hervor. Wohl erschrak sie ob der unheimlichen Erscheinung, noch mehr aber, als er Anträge machte, die ihre Wangen mit dem Rot der Scham übergossen. Mit Abscheu stieß sie ihn zurück, er bat und schmeichelte, drohte und fluchte, — umsonst! Da hob er die Art; sie blieb fest und sank sterbend auf den frischen Schnee. Vater und Bruder, besorgt wegen ihres späten Ausbleibens, machten sich auf den Weg, sie trafen das Mädchen noch atmend; die letzten Worte waren ein Gebet für den Mörder, daß er sich durch die Gnade Gottes bekehren und für seine Sünde Buße tun möge. Die Spuren im Schnee zeugten unwiderleglich gegen ihn und er ward hingerichtet.

Wir scheuen den kleinen Umweg nicht: zu Rinn steht das Haus Speckbachers, der, auf der andern Seite des Inn zu St. Martin geboren, sich hier ansiedelte und als Bauersmann still und zurückgezogen der Arbeit lebte, bis ihn die weißgrüne Schützenfahne in den Krieg rief. Die Heimat des Helden ist schlicht und einfach wie die Wohnungen der Nachbarn; Speckbachers Familie bebaut übrigens das Gut nicht mehr; sein Enkel sitzt zu Innsbruck als kaiserlicher Beamter und die Enkelin hat sich dem Direktor des Irrenhauses zu Hall vermählt.

Von Rinn gelangen wir nach Judenstein, einem Wallfahrtskirchlein am Rande des Mittelgebirges gegen Hall. Es ist das Denkmal einer gräßlichen Sage, für deren Wahrheit gewiß der Kalender bürgt, denn dort

ist der gemarterte Knabe als Heiliger aufgeführt. Glaube oder —! Eine arme Taglöhnerin war nach Amras bestellt, um Korn zu schneiden; sie übergab daher ihr dreijähriges Söhnlein Andreas seinem Taufpaten zur Aufsicht. In jener Zeit — 1462 — ging die Hauptstraße hier vorbei und lenkte nach Hall ab. Da erblickten jüdische Kaufleute, von Bozen zurückkehrend, das frische Büblein. Sie wollten Christenblut; wie der Aberglaube damals behauptete, konnte keine Jüdin gebären, ohne mit einem Tropfen desselben gesalbt zu sein. Durch allerlei Vorspiegelungen und einen Hut voll Geld gelang es ihnen, den treulosen Paten zu bewegen, daß er den Knaben auslieferte. Auf einem Stein am nahen Birkenwald rissen sie ihm die Kleider ab, banden ihn mit Stricken und schnitten die Adern auf, um die kostbaren Tropfen abzuzapfen. Während das geschah, fielen der Mutter beim Kornschneiden plötzlich drei Blutstropfen aus heiterem Himmel auf die Hand. Der Platz, wo sich dieses zutrug, ist bei Amras durch eine Kapelle bezeichnet. Sie eilte bestürzt nach Hause; nirgends war das Kind zu finden, der Pate leugnete erst und gestand endlich, er habe es Männern übergeben, die besser dafür sorgen würden, als dies Bauern tun könnten. Sie lief verzweifelnd auf der Straße Hall zu. Da fand sie an einer Birke den verbluteten Leib aufgehängt. Der Verräter fiel in Wahnsinn und starb unter schrecklichem Toben, nachdem sich vorher der empfangene Judaslohn in dürres Laub verwandelt hatte. Doch dieses blieb nicht das einzige Wunder. Aus dem Grabhügel des jungen Märtyrers sproßten Lilien, deren Blüte auch im Winter nicht welkte.

Die Birke, wo die Leiche gehangen, behielt sieben Jahre den grünen Laubschmuck und eine Frevlerhand, die sie antastete, wurde plötzlich gelähmt. Immer mehr Wallfahrer strömten herbei. Da faßten drei fromme Gräfinnen die kleinen Gebeine in Gold, auf Anregung Guarinonis erhob sich über dem Marterstein ein Kirchlein und um dem Volke die Geschichte recht anschaulich zu machen, wurden drei hölzerne lebensgroße Juden mit verdrehten Augen, grimmigen Schnauzbärten und gelben Tricots hingestellt, wie sie das Messer wetzen zum Schrecken aller Kinder, welche nicht brav sind. Sieht ein Mann recht garstig aus, so sagt man: „Der ist auch einer von Rinn!" Besucht wird diese Wallfahrt noch immer sehr häufig, besonders am 12. Juli, dem Todestage Anderls. Da wußte einst ein Wirt nebenan von der Andacht der Gläubigen geschickt zu profitieren. Es war ein sehr heißer Tag, die Pilger lechzten vor Durst, damit aber jeder von seinem schlechten Wein trinke, hatte er alle Brunnen abgeleitet, so daß nirgends ein Tropfen Wasser zur Erquickung floß.

An einer uralten riesigen Tanne mit einem Christusbilde vorüber führt der Pfad zur Innbrücke. Hall, die ehrwürdige Salinenstadt zeigt sich unserem Blicke; zuerst der graue Münzerturm, wo der Sandwirt seine Zwanziger prägen ließ; jetzt tragen seine Zinnen bunte Fahnen, wenn es gilt, ein Freudenfest zu feiern. Hall hat durchaus einen eigentümlichen Charakter und gemahnt an die kleinen Reichsstädte in Schwaben, mit denen es freilich das traurige Los der Verarmung teilt. Die Bürger waren einst, als sie noch bessere Tage sahen, sehr lustig; wenn Erzherzog Sigmund sich gut unter-

halten wollte, ging er nach Hall, um dort zu tanzen und beschenkte die Frauen mit Wildbret und Wein. Der Haller Kirchtag mit seinen Törtchen lebt noch in der Erinnerung und manchem fließt das Wasser im Mund zusammen, wenn er hört, wie da gegessen und getrunken wurde. Auch den Ruhm der Tapferkeit behaupteten die Bürger, deren echt deutsche Gesinnung Ehre verdiente in allen Tirolerkriegen, insbesondere 1703. Nur ein Feldzug hatte ein lächerliches Ende; weil wir das Lob der wackern Leute gesungen, mögen sie uns verzeihen, wenn wir ihn erzählen, obgleich sie nicht gern davon hören. Im fünfzehnten Jahrhundert lagen sie mit den Bauern von Thauer wegen eines Ackers in bitterer Fehde. Da war große Vorsicht nötig und der Türmer wußte auch, daß der Stadt Heil auf seinen Schultern ruhe. Mild war die Sommernacht, der Mond längst unter und den Glanz der Sterne verhüllten Wolken; da — er nahm sich kaum Zeit, recht zu schauen — die Thaurer rückten an in aller Stille, beutelustig und mordgierig; ihre brennenden Lunten hatten sie verraten. Laut erdröhnte das Horn, die Bürger fuhren aus dem Schlaf in die Waffen, sie liefen an die Tore, auf die Zinnen, daß einer den andern fast überrannte. „Den Thaurern wollen wir's eintränken! Aber laßt sie ganz nahe her!" schrie der Hauptmann; „dann wirkt die Salve um so besser!" Lange lauerten sie, es regte sich nichts und doch! die vertrackten Lunten zog noch im Zickzack über die Felder hin und her. Da faßte der Türmer, der den Lärm angerichtet, ein Herz und beschloß, nicht wie Leonidas für das Vaterland zu sterben, sondern auf Kundschaft zu gehen. Feuchten Auges schüttelte er

jedem die Hand: „Wenn ihr mich rufen hört, eilt mir zu Hilfe!" Alle gelobten es und er schlüpfte durch das Pförtlein. Eine Stunde verfloß und eine zweite; schon wollten die Männer von Hall in heller Schar ausbrechen, da klopft es an das Tor und ein tritt der Türmer. Man bestürmt ihn mit Fragen, der Bürgermeister gebeut Ordnung und jener beginnt: „Die Lunten, die wir gesehen, waren Johanniskäferlein, die in diesem Monat ihre Hochzeit halten, und was die Thaurer anlangt, bin ich ins Dorf geschlichen und habe nichts gehört als schnarchen allerwegen." Die Bürger sahen sich verdutzt an und versprachen, nie vom großen Bauernkrieg zu erzählen, allein die Weiber, die auch davon wußten, konnten den Mund nicht halten und brachten es unter die Leute. Wer mir die Geschichte nicht glaubt, frage in Hall selbst, sie wird ihm, vielleicht mit einer Tracht Schläge als Zugabe, bestätigt werden.

Ein echtes Stück Mittelalter ist noch das Rathaus mit seinem Zinnenkranz, den die bunten Wappen der adeligen Geschlechter schmückten, die einst hier blühten. Man hat jetzt den mächtigen Bau einer gründlichen Restauration unterzogen, die glücklicherweise nichts verdarb, wie es leider zu oft geschieht. Im Archiv liegt die Chronik Schweigers, hier und in den Ratsbüchern finden sich viele Angaben über die Passionsspiele, wie sie die Bürger am Schlusse des Mittelalters aufführten, bis die Gegenreformation allem geistigen Leben hier wie in ganz Tirol ein Ende machte. Wir verweilen nicht länger, die schnurgerade Landstraße nach Innsbruck ist sehr langweilig, wir suchen daher einen Stellwagen und machen dort Bekanntschaft mit irgend einem

kernfesten Bäuerlein aus dem Unterland. So ein Stellwagen gleicht der Arche Noahs; wie sie allerlei Getier, versammelt er allerlei Volk. Odysseus hätte sich gewiß seine langen Fahrten erspart und eben so viel Menschenkenntnis erworben, wenn er ein oder zwei Jahre als Kutscher auf dem Bock gesessen hätte. Wir gehen in den Garten zum Bierwastel und erzählen den Bekannten unter den schattigen Kastanienbäumen von unserer glücklich vollendeten Fahrt.

Karwendel, Achental, Sonnwendjoch

Die Zentralalpen soll man kaum vor Anfang des August besuchen, weil erst dann die höchsten Pässe schneefrei sind und das Eis der Gletscher ohne Decke sein schönes Blau enthüllt; für das Kalkgebirge muß jedenfalls der Juli empfohlen werden, denn in diesem Monat zeigen die Wiesen das frischeste Grün und prangen die Wände mit dem köstlichsten Schmuck der Alpenrosen und Jochprimeln. Dem Landschaftsmaler, der ein harmonisches Bild schaffen soll, sind die Farben allerdings zu grell, er wählt den Herbst, wo die Berge ein warmes Braun überzieht, vor dem sich die dunklen Tannenwälder nicht scharf abheben und das ernste Grau der Felsenspitzen zum dunkeln Blau des Himmels emporleitet.

Es war ein prachtvoller Juliabend, als ich Partenkirchen verließ, um mit dem Alpenstock in der Hand alle Jöcher bis zum Inntal quer zu übersteigen. Die Poststraße bietet hier einen reichen Wechsel der Szenerie, manches Stück Landschaft hätte man gleich in einen Rahmen fassen und mit sich forttragen mögen, so schön waren Bauernhäuser, Bäume und Gebirg gruppiert.

Als ich auf der Höhe ober Mittewald stand, loderten bereits alle Felsengipfel im Abendrot, ein unvergleichlicher Anblick, den Rottmann hier und da auf die Leinwand zu zaubern wagte, nicht ohne sich von Unkundigen den Vorwurf zuzuziehen, er sei unwahr und habe aus Effektsucht übertrieben. Nachdem sich die Bergspitzen alle in kaltes Grau getaucht, eilte ich nach Mittewald. Dieser ansehnliche Marktflecken spielt nicht bloß in der Geschichte der Grenzkriege, wo 1809 unter Hauptmann Mensi die Innsbrucker Studenten einrückten, sondern auch des mittelalterlichen Dramas eine Rolle, indem er seinerzeit durch die szenischen Darstellungen der Passion ebenso berühmt war als Oberammergau. Es war gerade noch so hell, daß ich die an einem Hause al fresco gemalten Apostel, unter deren jedem sich ein Spruch seiner Rolle mit großen Frakturbuchstaben befindet, flüchtig betrachten konnte. Obwohl die Nacht bald anbrechen mußte, versagte ich es mir doch nicht, ein paar Halbe bayerisches Bier zu trinken, ein Genuß, den ich längere Zeit entbehren sollte, denn das teure Zwetschkenwasser, das man bisweilen in Tirol ausschenkt, könnt' einem den Gerstensaft für immer verleiden. Unterdes war der Mond aufgegangen; er beleuchtete freilich vorläufig nur die Berge jenseits der Isar und ließ die Straße im Dunkeln. Ich hatte diesen Weg jedoch bereits früher schon einige Male gemacht und wußte daher, daß die Finsternis keine Schönheiten, sondern nur die Oede einer unwirtlichen Gegend verhüllte. Dafür ergötzte mich der Duft mancher verborgenen Alpenblume, von denen ich den Veilchenstendl und den Türkenbund schon von weitem erkannte. Die Stille der Nacht war

nur durch das Rauschen der Isar unterbrochen, bisweilen ertönte aus den Felsenwänden der Schrei eines Uhu, wenn es nicht das verabredete Zeichen von Schmugglern war, durch welche diese Gegend seit langem berüchtigt ist. Alles so ruhig, so friedlich! Einst brannten hier die Wachtfeuer der Krieger, der Ruf französischer Wachen hallte weithin, hier und da antwortete das Krachen eines Tirolerstutzens und ein Soldat fiel getroffen mit lautem Fluche in die Asche. Der Mond verbreitete allmählich seinen Schimmer auch über die Tiefe des Tales, auf den Hügeln und Vorbergen lagen, wie die bleichenden Gebeine eines Riesen, die Trümmer der zerstörten Befestigungen, die Claudia von Medicis angelegt und der Kaiser Josef als unnütz abbrechen ließ. Als einzige Besatzung stehen auf den Schanzen düstere Föhren und säuseln im Nachtwinde. Mögen diese Wälle, die gegen ein deutsches Bruderland gerichtet waren, stets Schutt bleiben und die Hand verdorren, welche sie wieder aufbauen will!

Früh morgens schlug ich mich in das Karwendeltal, das links von der Scharnitz abzweigt und an den meisten Stellen wohl eher den Namen einer Schlucht verdient. Rechts und links starren die Zacken des wilden Dolomitgebirges empor, von allen Seiten sind Trümmer abgestürzt und erhöhen den traurigen Eindruck der öden Landschaft. Die Abhänge am Bach bedecken Wälder von Nadelholz, auf dem feuchten Moos nicken die weißen Blumensterne des Wintergrüns, hie und da überragt von der zitternden Rispe einer Simse, an einem Felsenvorsprung blühen noch die schönen Sträucher der Steinmispel. Ich konnte mir nicht versagen, im Ge-

büsch nach einem Sträußchen zu suchen, um den Hut damit zu schmücken, wie es sich für einen frischen Gesellen schickt. Da war aber die Auswahl schwer, wollte man auch nur von jeder Art ein Zweiglein nehmen, so wäre der Strauß so dick und groß geworden, wie der, den man im Herbste, wenn das Vieh von der Alm zieht, der fettesten Kuh auf die Hörner bindet. Das Maiglöckchen brach ich, weil es so schön ist und mich stets an Raphael erinnert, der es gern zu den Füßen seiner Madonnen anbringt; die Alpenrose war meine alte liebe Bekannte, und wer möchte wohl den Frauenschuh stehen lassen, die prächtigste und schönste Orchis Deutschlands? Das sackartige goldgelbe Mittelblatt war mit Tau gefüllt und hinter den zurückgeschlagenen braunroten Lappen greinte ein noch schläfriges Bienchen, das hier sein Bett gesucht. Ich schlang mir einen vollen üppigen Kranz um den Hut und pries im stillen die alten Griechen und Römer, die sich, Falerner schlürfend, das Haupt mit Veilchen, Rosen und Efeu umwanden, während wir modernen, scheu vor jeder frischen Farbe, kaum noch ein Sträußchen im Knopfloche für schicklich halten. Diesesmal hätte ich mir aber bald den Totenkranz geflochten, denn als ich rasch an eine Lichtung trat, krachte es plötzlich ober mir in den Wänden und Steinblöcke flogen in gewaltigen Sprüngen über mein Haupt, so daß ich mich schnell hinter einer Tanne bergen mußte. Ich schaute auf und erblickte ein Rudel Gemsen, die durch meinen Tritt verscheucht in größter Eile über die Wände kletterten. Man kann sich nichts Kräftigeres und Gelenkigeres denken als diese Tiere, wenn sie sich auf den heimischen Schrofen bewegen. Bisweilen

bleiben sie, alle vier Füße auf einem kaum talergroßen Fleck vereint, und spähen mit den klaren Augen herum, dann werfen sie sich mit einem raschen Schwunge, als wären ihre Sehnen Stahlfedern, vorwärts und sind bald der Beobachtung des Wanderers entschwunden. In Mitteltirol sieht man diese Tiere nur selten, man hat sie fast gänzlich ausgerottet, und doch könnte man von denselben, wenn man sie nur einigermaßen schonen wollte, einen reichen Gewinn ziehen, ohne einen Schaden zu leiden, wie ihn die Hirsche dort, wo man sie hegt, anrichten. Die Gemsen bewohnen Höhen, die der Kultur des Menschen unzugänglich sind, sie beschränken nicht einmal die Weide von Schafen und Ziegen, indem sie Plätze abäsen, welche diese selten oder gar nie betreten. Ebenso ist es mit der Fischerei, es tut dir ordentlich das Herz weh, wenn du stundenlang an den klaren prächtigen Gebirgsbächen fortwandelst und du siehst kein Schwänzlein darin schwimmen. Man fängt, was zu fangen ist, gleichviel ob lang oder kurz, ob Laichzeit oder nicht, an künstliche Fischzucht denkt kaum jemand, denn unser Herrgott ist ein guter Mann, der ja alles ohne menschliches Zutun wachsen lassen kann. Um niemand zu kränken, schweigen wir lieber von der Waldwirtschaft.

Das Tal behält in der ganzen Ausdehnung seinen wilden Charakter und die Zusammensetzung des Gebirges bleibt die gleiche. Rückwärts ist es von einem steilen Querriegel abgeschlossen, wo sich der Pfad im Zickzack emporwindet. Eh' man ihn erreicht, erhebt sich in einem Winkel mitten unter Föhren eine Säge, die Bretter sind ganz verwittert und von der Wasserleitung

hängt das tröpfelnde Moos in breiten Zotteln nieder. Man glaubt eines der schönsten Bilder Everdingens vor sich zu haben, doch fehlte jede Staffage, denn Vieh und Menschen hatten bereits die Hochalm bezogen. Nach ungefähr einer Stunde hatte ich die kleine Ebene, die sich breit und üppig zwischen den Kalkwänden ausdehnt, erreicht. In dem grundlosen Morast vor den Hütten wälzten sich grunzend einige Schweine und nebenan saßen auf der schmutzigen Bank zwei Stadtherren, die übrigens bezüglich des Schmutzes den Schweinen nichts vorzuwerfen hatten und mit gleichem Behagen wie diese die faulen Glieder im Sonnenschein reckten. Nach einer kurzen Begrüßung fragen sie mich, ob ich nicht bei ihnen in der Sommerfrische bleiben wolle? Obgleich man nämlich in der kleinen Stadt Innsbruck mitten unter Bergen und Wiesen lebt, wandert doch, wenn es heißer wird, ein Teil der Bewohner auf das Land und hält dort Villeggiatur. Diese überflüssige Sitte scheint aus dem benachbarten Italien zu stammen. Sie vertrauten mir an, daß sie eigentlich krank seien, allein die frische Alpenluft, das reine Wasser, die köstliche Milch und Butter, vor allem jedoch der Enzianbranntwein und Gamskres hätten Wunder gewirkt und sie fast ganz hergestellt. Schließlich boten sie mir freundlich einen Imbiß von Butter, Schwarzbrot und Schnaps, den ich um so lieber annahm, da ich ihnen als Gegengabe ein Stück kalten Braten, den sie seit einigen Tagen entbehrt hatten, bieten konnte.

Etwa eine Stunde hinter der Hochalm zerspaltet sich das Tal in ein wahres Labyrinth von Felsen und Schluchten, aus denen man sich nur mit einem Orts-

kundigen oder der Generalstabskarte in der Hand herauswinden kann. Ich suchte mir da und dort eine seltene Pflanze, namentlich erfreute mich das Flaschenmoos und der gelbe Enzian. Dieser hat einige Aehnlichkeit mit dem Himmelbrande, übertrifft ihn jedoch an Schönheit, indem er wie ein Szepter, mit goldenen Rosetten bedeckt, von der Erde emporstrebt. So verging einige Zeit und ich mußte, wenn ich vor Anbruch der Nacht im unwirtbaren Gebirge eine Unterkunft finden wollte, wohl daran denken, schnell auf den Fußpfad einzulenken. Mich durch die Zwergföhren durcharbeitend erreichte ich ihn neben einer Gruppe von Zirbeln wieder. Er führte mich abwärts in die Eng, so heißt nämlich eine Gruppe von Alpenhütten, in deren einer man Wein und Branntwein erhält. Nachdem ich mich gesättigt, stieg ich auf einer Leiter in das Heu und schlief recht behaglich bis zum Morgengrauen.

Schnaps, Butter und Brot war mein Frühstück. Als ich vor die Hütte trat, lag kein Tropfen Tau, eine eigentümliche Schwüle herrschte und feine Wolkenstreifen zogen quer durch den Himmel. Das Morgenrot hatte bereits die Höhen übergossen, ein kleiner Gletscher auf einer Kalkterrasse schimmerte rosenrot, während die Spalten als Ergänzungsgabe ein tiefes Blau zeigten; alles ließ keinen Zweifel, daß der Scirocco im Anzug sei. Ich verwendete den Vormittag, diese wildschöne Gegend nach allen Richtungen zu durchstreifen; nach dem Essen blieb mir Zeit genug, entweder über Lamsen nach Schwaz oder über das Plumserjoch in die Pertisau zu gelangen. Den ersteren Weg kannte ich und wählte daher den letztern. Das Tal der Eng

ist ziemlich breit; so recht im Mittelpunkte der Kalkalpen bietet es dem Landschafter die schönste Gelegenheit, den bereits mehrfach geschilderten Charakter derselben zu studieren. In der Riß, einem Tale, das senkrecht von der Eng abzweigt, ist leidliche Unterkunft zu finden. Der Freund des edlen Waidwerkes gewinnt vielleicht durch günstige Umstände Gelegenheit, an den Jagden teilzunehmen. Wie ein Bauer seine Schäflein, läßt der Fürst Rehe, Hirsche und Gemsen hüten, daß kein Wilderer ein Stück stehle und kaufte sogar ganze Alpen, um ausgedehnte und ungestörte Weide dafür zu haben. Diese Unterhaltung ist allerdings teuer, denn jedes Stück, das geschossen wird, kostet dem Eigentümer einige hundert Gulden, dafür ist aber die Riß mit den angrenzenden Tälern fast das einzige Gebiet Tirols, wo man noch das Wild in Rudeln beisammen trifft. Freilich gehen in den harten Wintern oft viele Tiere zu Grunde, andere werden von den Lawinen fortgerissen und zerschmettert.

Kehren wir wieder in die Eng zurück. Der Boden des Tales besteht teilweise aus Wiesen mit einzelnen Ahornbäumen, links erheben sich die prallen Felswände ohne Vorstufe, rechts reichen dichte Wälder weit hinauf. Dort, wo sich das Tal spaltet, geht an dem kiesigen Bette eines Baches der Weg nach Riß und ein Fußpfad in den Wald, um allogleich gegen das Plumserjoch anzusteigen. Der dichte Stand von Tannen und Buchen hemmt jede Aussicht, bis man über die Holzgrenze gelangt. Hier biegt man in eine tiefe Runse ein, die mit riesigen Steinblöcken chaotisch erfüllt ist. Klettert man nicht ohne Schwierigkeit den Bach aufwärts, so

sieht man einige Wasserstürze; dort, wo die Flut eine Spalte gegraben hat, zeigt sich ein bläulich grauer, oft rötlich geflammter, erhärteter Ton, der mit bunten Gipsschnüren durchflochten ist. Ich folgte auch hier meiner Leidenschaft, allerlei Dinge zu sammeln, die ich dann meistens verschleudern muß, weil ich sie nicht mitschleppen kann. Meine besondere Aufmerksamkeit erregten Pseudomorphosen von Gips nach Steinsalz, die bewiesen, daß hier einmal ein mächtiges Salzlager wahrscheinlich bis zu großer Tiefe ausgelaugt worden sei. Das Salz kristallisiert in Würfeln und ist bekanntlich im Wasser auflöslich. Verschwindet nun ein solcher Kristall auf diese Weise, so bleibt ein viereckiger leerer Raum, der später nicht selten mit Gips oder Kiesel ausgefüllt wird, so daß diese Stoffe die Form des Salzes nachahmen. Der Platz verdient jedem Sammler empfohlen zu werden; ich verhielt mich leider so lange, bis mich ein Blick auf die Uhr belehrte, daß ich erst in der tiefen Nacht Pertisau erreichen könne. Ein solcher Spaziergang in einer völlig öden Gebirgsgegend, die ich noch dazu in meinem Leben zum erstenmal besuchte, war ein bedenkliches Abenteuer; ich ließ daher alles fallen und rannte in größter Hast bergauf, um doch wenigstens bei Tageslicht von der Kante des Joches aus das jenseitige Tal, das am Achensee mündet, zu überschauen und einen Plan zu fassen, was zu tun sei. Kaum nahm ich mir Zeit, einem Senner, der auf das Bellen seines Spitzes unter die Türe getreten war und verwundert: wo aus? fragte, einen guten Abend zuzurufen. Er schüttelte den Kopf und meinte: „Heut gibt's nichts mehr ab, bleibt da, es fängt auch bald zu regnen an.“ Nun erst schaute

ich zum Himmel, graue Wolken jagten in wilder Flucht dahin, an die höchsten Bergspitzen warf der Wind, der, ohne daß ich es bemerkt, umgesetzt hatte, Nebelkappen; einzelne Wolkenfetzen flogen mir bereits vom Grate mit kaltem Anhauch entgegen. Ich trotzte jedoch voll Eigensinn allen feindlichen Zeichen und beschloß, es keck zu wagen, ob ich Pertisau erreichen könne oder nicht. Auf der Höhe begann schon die Dämmerung, ein Blick in die Tiefe enthüllte mir ein langes Tal mit dichtem Wald, aus welchem selten ein lichter Grasfleck hervorschimmerte, wo vermutlich der Pfad hinlief. Es galt nicht viel Besinnens; im Zickzack führte der Weg über den Felsenhang; ich hatte ihn in weniger als einer halben Stunde zurückgelegt und verschnaufte nun einen Augenblick bei den ersten Bäumen des Waldes. Nun ging erst das Elend recht an. Es hatte schon vor einer Weile zu tröpfeln angefangen; jetzt goß es in Strömen, dabei wurde die Nacht so dunkel, daß ich jeden Augenblick gegen einen Baum stieß oder über eine Wurzel stolperte und endlich den Pfad ganz verlor. Sollte ich unter einem Baume, der das Wasser durchsickern ließ wie ein Sieb, oder auf dem kalten Boden ausgestreckt warten bis zum Grauen des Morgens? Es blieb fast nichts anderes übrig, denn sich in der Finsternis durch den Wald einen Weg zu bahnen, war unmöglich. Da erinnerte ich mich an zwei Millykerzen, für die man mir in einem Hotel zu Augsburg so viel auf die Rechnung gesetzt hatte, daß ich dafür ein Pfund hätte kaufen können und die ich aus Unwillen vom Leuchter genommen und in meine Kräuterbüchse gesteckt hatte. Ich suchte ein trockenes Plätzchen, packte dort aus und zündete eine

derselben an. Sie mit dem Regendach vor dem Winde schirmend, tappte ich im Walde vorwärts, langsam und unsicher, weil mich der grelle Schein blendete. Nach einer halben Stunde wurde jedoch der Sturm so heftig, daß er mir trotz aller Vorsicht die Flamme ausblies und die Nacht um mich schien noch schwärzer als früher. Ich war am Ufer eines Baches angekommen, der auf breitem kiesigem Bette zum Achensee floß. Ohne mich lang zu besinnen, stieg ich hinein, das Wasser, welches meine Füße umspülte, diente mir als Wegweiser, bisweilen schlug mir freilich ein feuchter Weidenast, der vom Gestade hereinhing, ins Gesicht, ich ertrug es aber willig; denn es ging wenigstens vorwärts. Nach dem erschöpfenden Marsche einer Stunde verlor sich der Bach im Gebüsch und ich konnte ihm nicht mehr folgen. Verzweifelnd blickte ich zum Himmel, ob nicht ein Sternlein sichtbar würde, vergeben! er gähnte mich finster an, als ob ihn nie ein Licht erleuchtet hätte. Ich stieg ans Ufer. In einem ruhigen Augenblicke zündete ich wieder die Kerzen an, bei ihrem Schimmer entdeckte ich einige Schritte abseits einen Zaun und jenseits desselben eine Wiese. Von hier mußte ein Pfad, auf dem das Heu ins Tal gebracht wurde, weiter führen. So war es auch; allein nach einer kurzen Strecke verlief er spurlos auf dem grünen Rasen. Ich kehrte wieder um in der Hoffnung, auf der anderen Seite den eigentlichen Weg zu entdecken. Da zeigte mir ein Lichtstrahl eine dunkle viereckige Masse, ich ging darauf zu und fand zu meiner größten Freude eine Bretterhütte bis zur Decke mit Heu gefüllt. Ohne mich lange zu besinnen, steckte ich die brennende Kerze in die Fuge meiner Kräuter-

büchse, legte ein trockenes Hemd an und sprang mit einem Satze in das Heu. Dort verzehrte ich erst noch eine Kruste Brot und was mir auf der Hochalm vom Braten übrig geblieben; dann grub ich mich wie einst Odysseus, nachdem ihn die Wogen an die Insel der Phäaken geworfen, tief ein, um mich vor dem kalten Winde zu schützen, der durch alle Klunsen hereinpfiff. Der Regen trommelte auf das Dach und ich entschlief so sanft, wie noch nie auf Eiderdunen.

Als ich aufwachte, war es heller Tag. Ich guckte durch die Türe hinaus, es trat mir zwar keine Nausikaa lächelnd entgegen, an den Nadeln der Tannen glitzerten aber die Tropfen, der Wind rollte den Nebel auf und das reine Blau des Himmels schaute durch die Luken. Fröhlich kleidete ich mich an; in einer halben Stunde trat ich über die Schwelle des Prälatenhauses in der Pertisau und traf im Speisezimmer bereits eine Gesellschaft von Innsbruckern und Münchnern beim Frühstück. Aus ihren staunenden Gesichtern und dem unmittelbar darauf über den Sohn der Wildnis losbrechenden Gelächter konnte ich einen beiläufigen Schluß auf mein Aeußeres ziehen und ließ mir daher nach einer Tasse Kaffee ein Zimmer anweisen. Nachdem ich mich gesäubert und umgekleidet, setzte ich mich vor die Türe behaglich an die Sonne und blätterte in meinem Brevier, dem Homeros. Von Zeit zu Zeit ließ ich einen Blick über den See schweifen, dessen unvergleichliches und vor allen anderen Alpenwässern nur ihm eigentümliches Blau an das Meer um die Gestade Istriens und Italiens gemahnt; die Bergspitzen jenseits waren etwas angeschneit, wodurch sie sich noch schärfer in die reine Luft

zeichneten, vom spitzen Kirchturm zu Eben tönte Glockenklang herüber. Zu meinen Füßen war in zierlichen Rabatten Edelweiß angepflanzt; leider verliert dieses schöne Gewächs in der Niederung Farbe und Gestalt und schießt üppig ins Kraut, wie man es auf jeder Wiese sieht. Es gehört zu den berühmtesten Jochpflanzen der deutschen Alpen, sucht die steilsten Wände auf und ist daher schwer zu pflücken, obwohl es auch Plätze gibt, wo man sich nur darnach zu bücken braucht. In Achental ist es den Strudelwitzen sehr bequem gemacht; die Knechte der Scholastika holen es vom Berge herab und lassen es durch die Kellnerin, oft in zierlicher Fassung mit Goldflinsern, an jedermann verkaufen.

Da die Gesellschaft einen Ausflug nach der Alpe Falzturm, wohin ein fast ebener Pfad durch Wälder und Wiesen leitet, gemacht hatte, so konnte ich mich, ohne von dem neuesten Stadtklatsch etwas zu hören, ruhig dem Frieden der Einsamkeit hingeben, die bloß einmal durch die Kellnerin unterbrochen ward, von der ich Schinken und Butterbrot verlangte. Das Wirtshaus ist nur im Sommer offen und gehört dem Stifte Fiecht. Es wird von Fremden aus allen Gegenden besucht, auch der Klerus ist nicht selten stark vertreten, was auf die Haltung der Gesellschaft einigen Einfluß übt, den man jedoch, weil er sich nicht aufdrängt, auch nicht feindselig abzuwehren braucht. Als die einzige Merkwürdigkeit der Pertisau nenne ich den Zigeunerbrunnen, eine Quelle, welche etwa hundert Schritt hinter dem Hause in solcher Fülle hervorsprudelt, daß ihr Abfluß einen großen Bach bildet wie die Sorgue bei Vaucluse. Das Wasser, aus dem stets Gasblasen auf-

steigen, ist frisch und gesund und wegen seiner heilsamen Eigenschaften in der ganzen Gegend gepriesen. Einige Bänke laden zum Sitzen ein.

Als die Tischglocke erklang, bemerkte man auch schon auf dem Wege die Gesellschaft vom Falzturm, durch die Tannen schimmerten die farbigen Gewänder der Damen, die Herren trugen ungeheure Blumenbüsche, Kränze und Gewinde für die Schiffe, mit denen man nach dem Essen zur Geisalm fahren wollte. Ich schloß mich an. Eine Reihe von Kähnen, deren jeder ein langes buntes Wimpel trug, nahm uns auf und glitt mit gleichem Rudertakte über die spiegelglatte Fläche, während abwechselnd Chöre von Sängern Almlieder sangen, denen mancher Jodler eingefügt war. Bei derartigen kleinen Festlichkeiten, wo die Jugend so gern mit voller Lebhaftigkeit mittut, ist es ebenso angenehm, den stillen Beobachter zu machen, als selbst teilzunehmen. Da werden die Herzen weit und es ist mancher Blick in die Seele der Frohen vergönnt, die sich sonst unter der Last des Tages verdrießlich schließen; manchmal findet sich doch auch der heidnische Schalk Amor ein und treibt mit Pfeil und Bogen allerlei Unfug.

Die Geisalm liegt auf einer ungeheuren Schutthalde, die Lawinen und Sturzbäche in den See gewälzt haben, ein üppig grüner Fleck, stets tauig und frisch und deswegen mit einer Fülle der schönsten Blumen geschmückt, unter denen wir Jochlilien, Wiesenrauten, Primeln und Alpenrosen nennen. Aus den Ritzen der grauen Felsen wächst die duftige Aurikel und es hat sich hier schon mancher Jüngling als kühner Steiger vor den Damen produziert, indem er sie herunterholte. Doch

ist auch die giftige Viper nicht selten und daher, wenn man sich auf dem Rasen lagert, einige Vorsicht nötig. Als wir um die Ecke bogen, wurden wir der Flotte ansichtig, die von der Gegenseite die Gesellschaft der Scholastika herübertrug. Sie befand sich auf einem fahnengeschmückten Floß, das kleine Kähne zogen. Man begrüßte sich gegenseitig mit lautem Jauchzen und Pistolensalven. Nachdem man gelandet hatte, wurden von den Ruderern große Körbe mit Speisen auf dem Rasen niedergestellt, bald flackerte ein lustiges Feuer, die ehrwürdigen Hausfrauen brauten Kaffee, die Männer warfen sich ins Gras und schmauchten ihre Zigarre, das junge Volk zerstreute sich nach allen Richtungen. Da gab es manchen zärtlichen Blick, manchen stillen Händedruck, vermutlich raubte auch mancher kecke Buschklepper ein Küßchen. Ja, im Achental wird entsetzlich viel geliebt, — auch gesündigt? — Das zischeln selbst die schlimmsten Zungen nicht; Lena, die Kellnerin der Scholastika, behauptet, sie sehe nie etwas, weil sie stets auf die Seite schaue; ich muß das aus langjähriger Erfahrung bestätigen und auf der Alm, wie's im Schnadahüpfel heißt, „gibt's ja koa Sünd!" Ich hatte mich einer Gruppe angeschlossen, die einen kleinen Wasserfall in einer nahen Schlucht sehen wollte. Leider stellte sich als unerwartetes Hindernis ein Bach entgegen; man half den Damen hinüber, so gut es ging, nur ein prächtiges Mädchen aus München zögerte und trippelte auf den Steinen hin und her, während ihr Verehrer sie vergebens ermunterte. Da besann ich mich nicht lange, faßte den Herzensschatz um die schlanke Mitte und trug ihn, wie St. Christoph das Christuskindlein, mit allem

Behagen, ohne mich um das bißchen Sträuben zu kümmern, hinüber. Am Wasserfall war eigentlich nicht viel und so gehorchten wir gern dem Rufe zum Kaffee. Die Geisalm lag schon im Schatten, als wir wieder in die Kähne stiegen und neben den Felsen am Westgestade des Sees hinruderten. Dieses umgab, wie ein Kranz, dichtes Gebüsch von Alpenrosen, neben dem Stendel und Glockenblumen prangten; überall, wo eine Spalte die Ansiedlung gestattete, hingen die Rosetten der Jochaurikel. Die Fahrt ist hier besonders schön des Morgens, wenn ein leichter Wind die Wellen kräuselt, so daß sie in den Höhlungen der Felsen emporschlagen und der blaue Widerschein spielt. Eh' wir die Scholastika erreichten, konnten wir noch alle Grade des Alpenglühens bewundern; einen prachtvollen Anblick bot der Unutz, dessen rasige Abhänge im Goldgrün glänzten und allmählich in Schatten sanken. Die Abendbeleuchtung schafft im Hochgebirge wahrhaft magische Farbentöne, doch ist der Sonnenuntergang und insbesondere die Wolkenbildung in der Ebene großartiger.

Als wir landeten, herrschte schon Dämmerung, die Fenster des Saales waren beleuchtet und man hörte das Klappern von Tischgeräten, ein Zeichen, daß wir uns zum Abendimbiß verfügen sollten. Auch die Tafelmusik fehlte nicht; ein paar böhmische Musikanten pflanzten sich vor die Türe und spielten ihre Stücke auf. Man nahm sie gleich in Beschlag, kaum den Löffel aus dem Mund, wurden Tische und Bänke beiseite geschoben und ein Ball improvisiert. Ich ließ die Lustigen hüpfen und hopsen und ging am See vorwärts bis zu einem Grasplätzchen, wo die Entfernung das laute Schmettern

der Blasinstrumente mild abdämpfte. Die Luft war lau und mild, der See lag unbewegt, über dem Stanerjoche stand der Mond und schlug zu mir herüber, wenn sich zufällig die Oberfläche des Wassers leicht kräuselte, eine Brücke aus goldenen Funken. Ich überließ mich vollem ruhigem Behagen; da jedoch niemand mit der Schilderung meiner flüchtigen Gedanken gedient sein möchte, so will ich ihm lieber von der Wirtin Scholastika, welcher das Wirtshaus den Namen dankt, erzählen. Diese, eine ehrwürdige Jungfrau wie ihre Namenspatronin, die Schwester des heiligen Benediktus, war eine in der Gemeinde sehr angesehene Person, und ihr Wort galt so viel als das eines Rates anderswo. Schon ihre Ahnen saßen auf dem Hause, welches sie besitzt, und waren dort Zolleinnehmer. Der letzte Eigentümer erwarb sich 1809 als Anführer der Schützen seines Tales großen Ruhm; wir geben eine kurze Biographie nach Staffler:

Anton Aschbacher wurde am 14. Oktober 1782 am Achensee geboren. Sein Vater war dort Zolleinnehmer, wo schon der Großvater fünfzig Jahre in solcher Eigenschaft gestanden und wegen seiner treuen Verdienste von der Kaiserin Maria Theresia mit der großen goldenen Medaille samt Kette beschenkt worden war. Anton erhielt eine treffliche Erziehung, die in Verbindung mit glücklichen Geistesanlagen und einem edlen Gemüte herrliche Früchte trug. Er besuchte zu Tegernsee und Zell das Gymnasium, zu Salzburg absolvierte er die Philosophie. Seine Züge waren freundlich, das seelenvolle Auge erhöhte deren Bedeutung. Er besaß viel Verstand und Willenskraft, allgemein geachtet war seine Recht-

lichkeit. Die größte Würde seines sittlichen Wesens lag indessen in einem seltenen kindlichen Zartgefühl und in der reinsten Humanität. Darum erschütterte ihn die Betrachtung des knechtischen Zustandes und des Elendes, unter dem Europa zu jener Zeit schmachtete, so tief als jemand. Er war ein ausgezeichneter Schütze, seinen Mut hatten die Feinde öfters erfahren. Im Jahre 1800 hatte der Vater Aschbacher, der als Schützenhauptmann bereits 1796 bei Segonzano und 1797 bei Spinges gefochten, den Paß Achen zu verteidigen. Da stand sein Sohn als Fähnrich in den Reihen der Tapferen. Unerschrocken sah man ihn in einem Gefechte unweit Tegernsee mitwirken. Ein freieres Feld der Tätigkeit bot ihm das Jahr 1809. Als Hauptmann der Achentaler und dann als Schützenmajor leistete er mit seinem Rate, seinem Mute und seinem Vertrauen beim Volke überall die wichtigsten Dienste. Anfangs stand er an den Pässen im Achental, dann am 15. Mai bei Rotholz gegen den anrückenden, den 30. Mai bei Tratzberg gegen den fliehenden Feind, dem er — ein kühnes Unternehmen! — den Rückweg verlegen wollte. Später focht er am Bergisel im Zentrum der Verteidigung. Ueberall führte sein Kommando zur Ehre, denn er blieb stets ungebeugt, ein Ehrenmann! Alles, was ihm eigen war und noch mehr opferte er hin für die Befreiung seines Landes Tirol, — die ersparten Gulden seines Vaters, die alten Schatzmünzen seiner Schwestern und selbst die goldene Medaille des Großvaters, dieses teure Andenken, wurde in Versatz gegeben. Ueberall wehrte er dem rohen Ausbruche der Leidenschaft und Rache, überall befestigte er Gehorsam und Ordnung und unter Führung

dieses Menschenfreundes waren auch dessen Krieger menschlich. Aschbacher steht im ehrwürdigen Zyklus der ersten Männer des Jahres 1809 — an Heldenmut von wenigen, an Edelmut von keinem übertroffen. Ende Juli begab er sich zum Kaiser. Seine Rückreise war, zumal er kaiserliche Depeschen bei sich trug, mit den größten Gefahren verbunden. Er führte einen Paß als Handelskommis Lehmann. In Salzburg fügte es sich, daß er mit bayerischen und französischen Offizieren an der Table d'hote speisen mußte. Der Offizier der letzten bayerischen Wache in Pongau hatte ihn nach eingesehenem Passe leise als Aschbacher begrüßt und doch unbegreiflicherweise in seiner Reise nicht gehindert, vielleicht fühlte er sich gegen ihn verpflichtet. Nachdem durch den Frieden Tirols Schicksal entschieden war, reiste Aschbacher nach Wien; er erhielt vom Kaiser 800 fl. Pension und kehrte endlich, durch einen Paß des Vizekönigs von Italien gedeckt, nach Achental zurück.

Im Jahre 1812 erbleichte Frankreichs Stern und Tirol erhielt Aussicht, das Ziel seiner Taten zu erreichen. Auch Aschbacher wirkte im Jahre 1813 mit persönlicher Gefahr für die Erfüllung dieser Hoffnungen. Die bayerische Verwaltung erhielt davon Kunde und seine Verhaftung sollte erfolgen. Allein er entging derselben noch rechtzeitig und fand heimliche Aufnahme bei einem Biedermanne Jakob Pockstaller, der, obgleich mit dem Tode bedroht, seinen Schützling nicht verriet. Aschbacher rettete sich nach Oesterreich und zog 1814 als Major mit der Armee nach Frankreich. Hier öffnete ihm sein Herz eine neue Aera. Er beobachtete den Zustand der Militärspitäler und erbat sich vom Kaiser die

Gnade, als Inspektor derselben angestellt zu werden. Seine einzige Sorge war jetzt, das harte Los der kranken und verwundeten Soldaten zu mildern. Sie liebten ihn wie einen Vater, aber schon am 12. März 1814 endete der Edle auf eine Art, die noch nicht aufgeklärt ist, auch nicht aufgeklärt werden wird. Seine Gebeine ruhen in Langres, sein Andenken lebt gesegnet im Heimatlande fort und fort.

Scholastika war dessen Nichte; sie besaß noch die goldene Gnadenkette, welche ihm der Kaiser verliehen und zeigte sie den Fremden gerne. In ihrem Hause wird auch der alte silberne Gürtel aufbewahrt, mit dem sich die Bräute des Achentales am Hochzeitstage schmücken und wohl oft mag ein Mädchen mit diesem Geschmeide vor den Altar treten, das bereits ihre Urgroßmutter bei gleichem Anlasse trug. Scholastika hat auch hohe geistliche Würdenträger in der Reihe ihrer Ahnen, das Bild eines Benediktinerabtes steht unter Glas in einem Zimmer und ein loser Vogel erregte kein geringes Entsetzen, als er sie fragte, ob dieser alte Herr ihr Vater sei? In ihrem Hause herrschte strenge Zucht und Ordnung; es durfte sich daher kein Böcklein nach dem hübschen Moidele, dem Mädchen mit goldenem Haar, gelüsten lassen. Etwas betagter war die zweite Kellnerin Lena, eine große Freundin der Poesie, in der sie einen angeborenen Geschmack besaß, um welchen sie manches im Institut hochgebildete Fräulein beneiden könnte. Wie viel Damen gibt es gegenwärtig wohl in Deutschland, welche sich rühmen können, die Odyssee dreimal in einem Winter gelesen zu haben? Auch einige Bücher stehen an Regentagen, und deren gibt es in den Alpen gar

manche, den Gästen zur Verfügung, meistens tirolische Literatur. Bei der Scholastika war das Tuskulum der Innsbrucker Gelehrten und Professoren, von denen man in den Ferien stets eine kleine Gesellschaft hier antraf. Es herrschte hier überhaupt ein regerer Verkehr als in der Pertisau, die von der Straße abliegt. Diese zeichnet sich mehr durch die Lieblichkeit des Panoramas aus, während am Nordende des Sees sein eigentümlicher ernster Charakter in den Vordergrund tritt. Zugleich ist hier Gelegenheit zu einem größeren Wechsel der Ausflüge sowohl auf Berge mit schöner Aussicht, als auch in stille einsame Täler. Vor allem möge deswegen der Botaniker und Geognost hier sein Standlager aufschlagen. Wer gerne badet, findet hier Schwimmhütten, für die Fahrt auf dem See hielt die alte Baunznerin stets Kähne bereit. Ihre Söhne waren Prachtexemplare von starken Tirolerbuben, dabei ausgezeichnete Jäger, die schon manche Gemse zu Nutz und Frommen der Gäste bei der Scholastika herunterholten. Die Töchter, besonders die Nanni, haben früher manchem Touristen das flatterhafte Herz versengt und infolge dessen gute und schlechte Verse auf dem Gewissen; beide jodelten und jauchzten mit der glockenhellen Stimme, daß die Felsen widerhallten; täppische Zudringlichkeit, die man mit einem unfreiwilligen Bade und hintennach, weil zum Schaden der Spott selten ausbleibt, mit allgemeinem Gelächter büßen konnte, war nicht gestattet. Die Bevölkerung des Achentals gehört zu den kernhaftesten von ganz Tirol, sittlich und physisch gesund drängt sie sich dem Fremden nicht mit jener hundsföttischen Kriecherie auf wie in manchen Gegenden der Schweiz, wo

man sich für einen Batzen auf den Kopf stellt, weist ihn jedoch auch nicht mit störrischem Trotze zurück, wenn er sie anspricht oder ihrer Gefälligkeit bedarf. Die Leute sind schlicht, einfach und rauh wie ihr Tal, mäßig in ihren Bedürfnissen und leicht zufrieden. Es ist mit einem Worte echtes Bauerntum, wie auch die Gestalten keinen deutlichen Stammbaum zeigen und die fremdartigen Namen in der Umgebung auf romanische Urbevölkerung schließen lassen. Wer sie in ihrer Tracht und Andacht sehen will, besuche Sonntags die Kirche, oder will er nicht hineingehen, so warte er, bis die Predigt vorüber ist, auf dem Friedhof. Die Gräber sind hier eigentümlich aufgeputzt, indem nämlich die Erde nicht einfach zu einem kleinen Hügel aufgeschüttet ist, sondern in einem länglichen Verschlage aufgehäuft wird. Die Bretter sind gewöhnlich blau oder rot bemalt, wie mit einer Bordüre mit einem umlaufenden Spruche versehen, der nicht selten aus einer passenden Stelle Schillers oder Klopstocks oder eines andern deutschen Dichters besteht. Der katholische Klerus mag in der Regel von der modernen deutschen Literatur nicht viel wissen, wie verloren sich denn diese Zitate auf die Gräber frommer Achentaler, die jedenfalls mehr von St. Georg und Barbara als den Koryphäen unserer Literatur wissen? Der Tischler ist weit gewandert und hat diese Dinge von der Fremde in die Heimat mitgebracht, um sie hier in seiner Weise zu verwerten.

Am Tage nach meiner Ankunft beschlossen die Gäste einen Ausflug auf den Juifen zu machen. Das schöne Wetter war allerdings so einladend und die Luft so klar, daß man hoffen durfte, die Aussicht in das Flachland,

welche sonst in einem grauen Schleier verdämmert, rein zu genießen. Den Juifen möchte ich allen jenen Fremden, die aus der Ebene zum erstenmal in das Gebirge reisen, zum Ersteigen empfehlen; er hat die beträchtliche Höhe von 6000 Fuß und ist zwischen die Ausläufer der Alpen so vorgeschoben, daß er einen Blick in die Zentralkette und eine wunderbare Ueberschau des bayrischen Hochlandes gewährt. Der Weg zieht sich an sanften Abhängen allmählich empor, die überall mit fettem Grase und schönen Blumen bewachsen auch dem Schwächlichsten die Gefahr des Schwindels ersparen und indem sie bei jeder neuen Wendung ein neues Bild zeigen, die Langeweile des Weges verkürzen. Der Freund der Landwirtschaft mag hier die prächtigen Sorten brauner Kühe bewundern, die, von derben Hirten bewacht, bis hinauf zum Gipfel des Berges, der eine Triangulierungspyramide trägt, weiden. Erst auf der Rückseite wird der Juifen von steilen Felsenmauern, die man jedoch von oben gar nicht beobachtet, umgürtet; hier ist der einzige Platz in der ganzen Gegend, wo die kostbare Jochraute wächst, sie ist jedoch sehr schwer zu erlangen und will man sie pflücken, so mag man sich an Seilen in die zackigen Felsen hinablassen, ein Versuch, bei dem vor kurzem ein Hirt zerschmettert wurde, der durchaus am Himmelfahrstage mit einem Büschel auf dem Hut in der Kirche erscheinen wollte. Unterhalb der schroffen Wände erheben sich breite Berge und Mulden liegen dazwischen, aus denen hier und da ein grüner Fleck schimmert, wo die Bäume, um für die Viehweide Platz zu gewinnen, ausgerodet sind. Sonst überall Wald und nur Wald, fast jungfräulicher Wald: dieses Labyrinth

sind die „Bachen", berühmt durch ihren Holzreichtum und die einsame Oede. Ein schmaler Felsenpfad windet sich am Flusse nach Bayern hinaus; um hier den Schmugglern das Handwerk zu legen, verdammte die Regierung ein paar arme Teufel von Finanzwächtern, Sommer und Winter in einer Hütte aufzupassen.

Heute ließ ich die Gesellschaft wohlgemut ihres Weges ziehen, indem ich mich, weil ich den Juifen ohnehin fast alle Jahre erstieg, entschlossen hatte, das Massiv des Sonnwendjoches nach allen Richtungen zu durchwandern. Dieses zu tun braucht es starke Füße und einen schwindelfreien Kopf, die Schönheiten, die sich jedoch enthüllen, überwiegen die Schwierigkeiten, die unseren Schritt hemmen, weit, und trotzdem ich dieses Gebirge gut genug kenne, um in jedem Augenblick eine Karte davon zu entwerfen, suche ich es doch stets von neuem auf. Da sich sein mächtiger Stock zwischen Brandenberg, dem Inn- und Achental erhebt, so ist es von verschiedenen Seiten zugänglich, am besten vom Dorfe Münster aus, der Heimat des tirolischen Tonsetzers Nagiller. Von vielen Tälern durchschlungen, besteht es aus einem breiten Gestell von wohlgeschichtetem Dolomit, wo die Zinnen einer Riesenburg, steile Kalkwände, unterbrochen von einzelnen grotesken Gipfeln, emporragen. Jenes Gestell gliedert sich selbst wieder in Terrassen, deren Flanken Wald bekleidet, während auf dem Rücken Almen liegen, von denen die untere als Nieder-, die obere als Hochleger dient. Denn die Hirten bleiben im Verlaufe des Sommers nicht auf einem Platze, sobald das Gras unten abgeweidet ist und die Sonne heftiger brennt, folgen sie dem Frühling in das eigent-

liche Hochgebirge und weichen vor dem nahenden Herbst allmählich wieder in die Tiefe zurück. Ueber solche Terrassen stieg ich zur Kotalm empor, etwa eine halbe Stunde von der Scholastika; am Einfang, wo jetzt auf einer grünen Erdzunge der Achenseehof steht, verläßt der Steig die Fahrstraße und dreht sich im steilen Zickzack neben einem Wasserfall zum ersten Absatz empor. Ich hielt mich hier, sowie auf dem zweiten, wo sich bereits durch eine Bergspalte die Aussicht ins bayrische Flachland öffnet, eine Weile auf, um die zahlreichen Marmorblöcke, deren manche ganz von Muscheln und Korallen durchwachsen waren, zu beklopfen. Wären diese schönen roten, fleischfarbenen, gelben, grauen und weiß getupften Steinarten im Flachlande ausgebreitet, sie lieferten das Material zum Schmuck herrlicher Paläste und Kirchen; hier rastet nur der genügsame Hirte darauf und denkt vielleicht an sein Mädchen im hölzernen Hause drunten im Tal. Ober dem Hochleger erhebt sich ein Tälchen, rechts von fast senkrechten Felsenwänden, links von steilen Lehnen, hinten von einer mit Rasen bewachsenen Kehle eingerahmt. Wie kleine Türen leiten Spalten, die man erst, wenn man unmittelbar davorsteht, beobachtet, nach verschiedenen Richtungen, wo der hinter Steinhaufen aufsteigende Rauch eine Alpenhütte verrät. Hier ist so eigentlich ein Gärtlein für den Botaniker; ich beschäftigte mich eben, einige seltene Pflanzenformen zu verpacken, als mich ein Geräusch auf einen alten Mann im schmutzigen Gewande aufmerksam machte, welcher niederstieg und mit seinem Stocke sorgfältig den Weg betastete. Ich rief ihn an. Obwohl ich kaum dreißig Schritte vor ihm stand, schaute er sich doch

nach allen Seiten um und schien mehr mit dem Gehör als mit dem Gesicht die Stelle, wo meine Stimme ertönte, erforschen zu wollen. Ich rief noch einmal und jetzt als er auf mich zustolperte, bemerkte ich, daß er halb blind sei. Verwundert fragte ich ihn, was er hier mache, wo er bei jedem Schritt in Gefahr sei zu stürzen und sich tot zu fallen. „Tot fallen!" antwortete er, „das wäre eigentlich das Beste für so einen alten Kerl, der nichts mehr nutz ist und allen zur Last fällt. Was ich mache? Auf den Almen tappe ich herum, Butter und Käse zu betteln, damit ich im Winter was zu beißen habe." — „Aber lieber Mensch," setzte ich das Gespräch fort, „warum bleibst du nicht im Tal? Zu arbeiten bist du nicht fähig und deine Gemeinde ist reich genug, für dich zu sorgen und sogar dazu verpflichtet." — „Reich genug!" erwiderte er, „allerdings! Diese Bauern auf ihren stolzen Höfen sind jedoch hart gegen die Armen und ließen mich und meine Mutter, die ganz blind ist, am liebsten verhungern, damit sie uns nicht mehr sähen. Das sind bittere Worte, die wir hören müssen, wenn uns der Hunger vor ihre Türen treibt. Einst war es freilich anders, wo ich als braver Zimmergesell mein Brot selbst verdiente und mich um die Bauern nur dann kümmerte, wenn ich nachts bei ihren Töchtern ins Fenster stieg!" Ich gab dem Unglücklichen, was ich von kleiner Münze besaß und wandte mit verdüstert bergauf.

Wie hätte jedoch, als ich droben stand auf der schneidigen Bergkante, der Morgenwind die Nebel verwehte und das Land zu meinen Füßen sich dehnte, weit, weit, so weit das Auge trug, reich, üppig und gesegnet, dahinter die Berge sich erhoben und über ihren tief-

blauen Schatten die Gletscher, riesige Wächter in silbernen Helmen, und droben ausgespannt der Himmel klar, ruhig und tief, — wie hätte da meine Verstimmung anhalten sollen? Ich wünschte mir die Schwingen der Biene, welche neben mir um den Kelch der Alpenrose summte, hinunterzufliegen zum Strom, der prächtig dahinfloß und wieder herauf zu meinem Felsenthron, um all die Herrlichkeit ganz und ungeteilt zu genießen. — Die Wand, an deren Rand ich saß, war wie aus Ziegeln, von den dünnen Schichtenplatten eines rotgrauen Kalkes aufgebaut; um so frischer glänzte das Grün, das sich, blumendurchwebt, aus jeder Spalte drängte. Die Grundlage der Wand bildete eine kleine Ebene aus lichtgrauem massivem Kalkstein, in dessen Oberfläche das Regenwasser tiefe Furchen gegraben hatte, welche durch schmale scharfkantige Leisten getrennt waren. Außer einigen Rispen von Riedgras sah man hier kein Pflänzchen, selbst die Ziegen meiden diese von der Sonne ausgedörrte Fläche, die jeden Schritt mit gefährlichen Fußangeln bedroht und auch ich fühlte keine Neugierde, diese Schratten näher zu erforschen und kletterte daher schräg am Felsen hinab, sie zu umgehen. Das Gebirge gleicht hier einem Labyrinth; überall einsame Schrofen mit grünen Flächen dazwischen, geht man auf diesen wohlgemut vorwärts, so steht man plötzlich an einem Absturze und muß umkehren. Uebrigens irrt der Naturforscher hier gerne herum und wünscht sich zehn Hände, um die entdeckte Beute einzuheimsen. In einer Furche des roten Marmors lugen schnirkelförmig gewunden Ammonshörner aus dem Gestein, auf dem Rasen prangen Enziane und fast zwischen den Halmen des Grases ver-

steckt die seltene Saussurea, mancher bodenständigen Distel nicht unähnlich. Ich wand mich ohne Aufenthalt durch, bis ich an dem Grate stand, den rechts das Sonnwendjoch, links die Rovanspitze krönt. Unter diesem liegen wild durcheinander geworfen die Trümmer eines Bergsturzes, sein Name Rovan-Rovina ist davon abgeleitet und erinnert nebst manchem andern Beweise an die Zeit, wo hier die romanische Zunge klang, bis sie von den Deutschen ausgerottet wurde, die dort auf jenem Felsen, der sich quer in das Inntal vorlegt und das ganze Zillertal überschaut, die Feste des Sonnengottes feierten. Auf den Matten vor mir tummelten sich Pferde in urwüchsiger Wildheit, bald wiehernd, bald sich überwälzend oder im Laufe hinfliegend, eine Herde Rinder schaute ernsthaft zu, etwa wie ehrsame Philister der Ausgelassenheit mutwilliger Studenten, indes die Schafe gleichgültig gegen alles mit der Nase auf dem Boden nach wohlriechendem Jochquendel schnobberten. Da klang hoch herab vom Felsen die lustige Fanfare eines Posthorns; ich kletterte hinauf, ein hübscher Bursch saß in der Tracht des Senners neben dem Kreuze und setzte, als er meiner ansichtig wurde, allsogleich ab, indem er mich artig begrüßte. Ich nahm an seiner Seite Platz, er sprach offen und vertraulich, aber mit jenem Anstande, der mich schließen ließ, er sei nicht immer Hirt gewesen. Auf meine Frage erklärte er mir, er habe lange Zeit als Postillon zu Innsbruck gedient, endlich jedoch der Sehnsucht nicht widerstehen können, wieder einen Sommer auf der Alm zuzubringen. Bescheiden fragte er mich um meinen Weg und den Zweck desselben. Ich gab ihm gern Aufschluß sowie auch über alle Leute,

die er in der Stadt kannte und bemerkte schließlich, ich wolle zur Scherbenwandalm, welche in die Höhle eines senkrechten Felsens hineingebaut war, niedersteigen und dann den Kopf des Sonnenwendjoches umgehend an den Zireiner See gelangen. Er widerriet es, indem er mit dem Finger auf einen dünnen Kranz Wolken im Süden hinwies; binnen einer Stunde müsse das Gewitter losbrechen, es werde mich sicher an den steilen Wänden des östlichen Gehänges treffen, und wen da der Nebel überfalle, der könne leicht zu Grunde gehen. Abends sei der Himmel gewiß wieder klar, wolle ich bis dahin in der Steinhütte, die er sich am Abhang gebaut, bei ihm ausharren, so könne er mir auch Käse und Brot bieten. Sonst solle ich links von der Rovanspitze hinunterklettern, das sei freilich ein garstiger Weg, führe indes schnell zum See und dort finde ich gewiß in einer Höhle Unterstand. „Vielleicht,“ setzte er nach einer Zögerung lächelnd bei, „begegnen Sie auch dem weißen Fräulein, die seit den Tagen meines Großvaters niemand mehr gesehen hat.“ Ich fragte ihn, wie sich das verhalte, er schüttelte jedoch den Kopf und meinte, es sei nicht der Mühe wert, von solchen Märlein, an die er selbst nicht glaube, zu reden und er wisse gar wohl, daß die Städter das Landvolk mit derlei Dingen nur zum Besten hätten. Ich wollte nicht länger Zeit verlieren und ging nach kurzem Abschied über den steilen Grat zum Rovanjoch. Als ich von dort hinunterblickte, war es mir allerdings schwer begreiflich, wie jemand, außer etwa einer Fliege, die senkrechte Wand hinunterklettern solle. Weiter links öffnete sich jedoch wie ein Türlein eine schmale Scharte, aber auch hier sah es so gefährlich

aus, daß ein wenig geübter Bergsteiger hier alles eher als einen Pfad gesehen hätte. Ich wagte mich getrost hinunter und erreichte nach einer Viertelstunde den Grund der Felsenwand. Nun bog ich rechts ein, in der schmalen Vertiefung hatte man weder über das Land noch den Himmel einen Ueberblick, ich bemerkte nur, daß einzelne Wolkenzacken über den Kamm des Berges flatterten. Hinter einem Steinblock hervortretend überraschte mich der Zireiner See, dunkel, unbewegt und düster lag er da, daß meine Seele plötzliches Grauen erfüllte. Der majestätische Charakter des Hochgebirges war hier gänzlich verschwunden, über die niedern, unfruchtbaren Höhen, wo nur einzelne magere Sträucher von Alpenrosen und Heidekraut ein kümmerliches Dasein fristeten, lugte nirgends eine ferne Bergspitze, nur das Gefühl überwältigender Einsamkeit wehte mir entgegen, so daß ich mich nicht wunderte, wenn unsere Vorfahren unter ähnlichen Eindrücken hier die Anwesenheit eines Gottes ahnten. Es war zweifelsohne Hertha, die hier verehrt wurde. Darauf deuten manche Sagen, deren reizendste Züge zur Entstehung der Legende von Notburga Anlaß gaben. Die segensvolle Gegenwart der Göttin ist noch nicht erloschen, noch fließt in der Nähe des Sees das geheimnisvolle Goldbrünnlein, wo die Nidinger auf Steinberg ihren Reichtum holten, noch steht der schöne Bauernhof, den ein armer Hirt erbaute, dem sie ihre sichtbare Nähe vergönnte. Am Tage der Sonnenwende trat sie ihm aus einem Felsen entgegen und lud ihn ein, ihr zu folgen. Der Kühne gehorchte und gelangte in eine Grotte, von deren Decke wie Tropfstein goldene Zacken niederhingen. Sie hieß ihn eine

als Andenken mitnehmen. — Zwei Senner suchten einst am Gestade ein verlorenes Rind, plötzlich hörten sie ein Geräusch im Wasser, sie schauten hin und erblickten in der Tiefe einen goldenen Wagen an einer langen Kette erst von Gold, dann Silber, zuletzt Eisen, das Ende lag vor ihren Füßen. Sie begannen den Wagen herauszuziehen und schon berührte er den Spiegel des Wassers, da fingen sie zu zanken an, wem er gehören solle und er versank plötzlich unter lautem Krachen. Die Fische des Sees haben Goldsand im Magen; ein Fischer baute sich einen Kahn und angelte nach ihnen. Da tauchte eine ungeheure Schlange auf und drohte, ihn zu verschlingen; er warf ihr den Brotlaib, den er bei sich hatte, in den Rachen und erreichte, während sie diesen verschluckte, glücklich das Ufer. Einst wird der See ausbrechen und alles verwüsten; um es zu hindern, wurden im Kloster zu Mariatal Messen gestiftet. Er bleibt nun zwar in seinen Ufern, brüllt jedoch in der Johannisnacht so fürchterlich, daß man ihn weithin im Zillertal und Brandenberg hört. Beim Herthadienst wurden die Sklaven, die ihr Bild gewaschen hatten, erwürgt, vielleicht ist ein Nachklang dieser mystischen Greuel in der mehrfach wiederholten Sage, daß Hirtenknaben auf der Höhe am See eingeschlafen und als sie erwachten, von unsichtbarer Hand an das Gestade geworfen, bis an die Brust im Wasser gelegen seien. An den Rumpf einer niedergestreckten Tanne gelehnt, ließ ich diese Bilder der dunkeln Vergangenheit an mir vorübergleiten, nicht beachtend, daß die Landschaft allmählich in trübes Grau sank. Ein lauter Donnerschlag und die Regentropfen, die mir der eben

erwachende Sturm ins Gesicht schleuderte, ließen mich rasch auf jene Gedanken verzichten und instinktmäßig einen Unterschlupf suchen. Ich eilte über den knirschenden Kies am Gestade zu den Felsen hin. Als ich an eine Ecke gelangte, sah ich etwa zwanzig Schritte vor mir einen Vorsprung, der ein Dach bildete, das Schutz zu gewähren schien. Auf einem Steinblocke saß ruhig ein Adler, er schaute mich mit seinem großen Auge unverwandt an und schwang sich dann mit schweren Flügelschlägen in die Luft, laut kreischend, daß ich ihn hier verdrängt. Das Gewitter tobte heftig, ging aber bald vorüber. Unterdes war die Sonne tief gegen Westen gesunken, die funkelnde Glorie des Abends verbreitete sich über die stille Landschaft und leuchtete aus tausend Tropfen wieder, die Wolken zerflossen und schwammen in feurigen Purpurflocken über den See, aus dessen dunklem Spiegel sie widerschienen. Ich wartete, bis das letzte Rot verglommen war und eilte dann über die schlüpfrigen Mähder bergab, bis ich einen Heustadel erreichte, wo ich für heute mein Nachtquartier aufschlug.

Der Morgen des nächsten Tages war prächtig. Ich raffte mich auf und stieg zu einer Mulde hinab, wo der angeschwollene Bach die Seiten entblößt und Versteinerungen ausgeschwemmt hatte. Nachdem ich das Beste ausgewählt, suchte ich den verzwickten Pfad, der in den eigensinnigsten Wendungen durch die riesigen Trümmer eines Bergsturzes gegen Brixlegg führt. Ueberall weißer, roter und gesprenkelter Marmor, im Tal waren jedoch manche Blöcke schon ausgegraben und nur mehr Splitter derselben übrig. Man hat sie, zu

Quadern gehauen, für den Bau der Eisenbahn verwendet. Auch hier läßt sich eine schöne Lese von Versteinerungen machen. Ich eilte jedoch dem Bahnhofe zu, um durch das schöne Inntal nach Innsbruck zu dampfen.

Notburga

Tiroler Sage

Wird die Schulstube im Spätsommer zugesperrt, so legt mancher lustige Bube die Bücher in den Schrank, klopft den Staub vom Rocke und wäscht die Tinte von den Fingern. Hat er sich brav gehalten, kann er sein Ränzlein schnüren; er nimmt den Stecken in die Hand und beginnt jauchzend mit dem Vater eine Fußreise. Und wo die Füße nicht hinlangen, da kommt die Eisenbahn dran, daß wohl auch ein rüstiges Schwesterlein mitdarf, das im Laufe des Jahres dem Herrn Bruder, diesem Reißaus und Reißein, manches Loch am Ellbogen und vor dem Knie sorgfältig zugestopft.

Solche kleine Pilger begegnen mir manches Mal auf meinen Wanderungen durch Berg und Tal; sie grüßen lachend und fragen wohl auch, ob ich kein Plätzchen mit Alpenrosen wisse. Ich deute mit dem Finger auf einen steilen Hang; aus den Felsenritzen strecken die Büsche das würzige Laub und dazwischen schimmert die Pracht der Blütendolden. Dann zeige ich ihnen im Gebüsch den hohen Enzian, der Bach bespritzt ihn mit seinen klaren Tropfen, jede Blume gleicht einem Kelche von Saphir. — Tirol ist ein Land der Geschichte und

der Sage! Seine Geschichte verfaßte sich das kräftige Volk selber; dort auf dem Bergisel, der schon im Schatten liegt, schrieb es den Franzosen mit blutigen Buchstaben ein Kapitel auf den Rücken. Die Sage wuchs aus dem innersten Grunde seines Herzens, wie es stark und fromm alle Erlebnisse auffaßt. Männer, die der übermächtigen Natur täglich das Brot abringen, vertrauen Gott und vertrauen sich; in den schwersten Kämpfen wird ihnen seine Hand sichtbar. Am häuslichen Herde läßt sich die Sage gern nieder, und wie die Hausmutter mit Töchtern und Mägden den feinen Flachs spinnt, so flicht sie ihre Ranken um Gestalten der Vergangenheit.

Dort unten am Inn schmiegt sich das Städtlein Rattenberg an den Felsen, der die Trümmer einer Festung trägt. Die engen Straßen, die gotischen Tore der Häuser, die steinerne Kirche mit den roten Marmorquadern führen uns ein Bild des Mittelalters vor den Sinn. Weiter aufwärts erblicken wir auf einem waldigen Hügel Rottenburg, wie es zwischen Birken und Tannen allmählich zerbröckelt. Die stolzen Grafen, die einst hier walteten, sind längst ausgestorben, die Harfe des ritterlichen Minnesängers, welche in das Rauschen des Gießbaches tönte, ist verstummt, ein armes Bäuerlein weidet im Schloßhofe, wo einst beim Turnier die Lanzen splitterten und Trompeten den Sieger verkündeten, seine Ziegen. Nur noch ein Erkerturm ist bewohnt wie damals, als die arme Magd Notburga dort in dem Kämmerlein mit dem schmalen Fenster inbrünstig betete.

Von dieser Notburga will ich reden, sie ist wie Elisa-

beth von Thüringen eine der lieblichsten Gestalten des gestaltenfrohen Mittelalters.

I

Zu Rattenberg lebte gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein Hutmacher schlecht und recht, wie's eben kam, mit seinem Weibe. Hatte er nicht viel, so hatte er doch genug, um für die Erziehung eines Töchterleins, unserer Notburga, zu sorgen, daß sie ein rechtschaffenes und braves Mädchen vor Gott und Menschen würde. Da half der alte Spruch: „Bete und arbeite!", daß Notburga zur Lust der Eltern heranwuchs; die Nachbarn hatten auch Freude daran und so drang ihr guter Ruf, wie der Duft der Nelken und Gelbveigelein vor ihrem Fenster, aus der Stube auf die Gasse und von der Gasse über die rissigen Mauern bis in das Schloß der stolzen Rottenburger. Dort herrschte der alte Graf Heinrich mit seiner Gutta, die man wohl die Gute nennen durfte, so trost- und hilfreich war sie jedem, der sich ihr näherte, Trost und Hilfe zu suchen. Zwei Söhne, Heinrich und Siegfried, waren bereits erwachsen; dieser wild, leidenschaftlich und gewalttätig, trat als Vasall beim Herzog von Bayern ein, wo es Fehden genug auszufechten gab. Beide konnten der greisen Mutter bei der Wirtschaft nicht helfen, die Sorge für das Schloß und seine Bewohner drückte immer schwerer auf sie und gern hätte sie den Schlüsselbund einer jüngeren Hand anvertraut. Da ritt ihr Gemahl nach Rattenberg und als er wieder heimkehrte, folgte ihm bescheidenen Schrittes unsere Notburga mit einem kleinen Bündel unter dem Arme. Sie wurde als Schaffnerin über Knechte

und Mägde gesetzt und obwohl jünger als sie, gewann sie doch das Vertrauen und die Liebe aller. So verging ein Tag wie der andere: im Sommer unter den duftigen Linden des Schloßhofes, im Winter am breiten grünen Kachelofen des Gadens beim schnurrenden Spinnrad.

Ein Frühling brachte jedoch nicht bloß Veilchen und Rosen, er brachte mit Veilchen und Rosen die holde, reiche, üppige Frau Ottilie, die sich der Junker Heinrich als Gattin erkoren. Schön, prächtig und glänzend wie ein Pfau, aber auch stolz, herrschsüchtig und tückisch. Solang das alte Paar die Zügel führte, mußte sie sich schmiegen und fügen; kaum hatte jedoch dieses die Augen geschlossen, so war sie obenaus und nirgendsan. Sie drückte Notburga, welche sie in der Art gemeiner Naturen haßte, obwohl ihr diese nie etwas zu leid getan, zur Hausmagd herab, spottete und quälte die Arme von früh bis spät, daß sie gern aus diesem Fegefeuer der Geduld nach Rattenberg zurückgekehrt wäre; allein ihre Eltern waren auch schon hinübergegangen in die Ewigkeit. So hatte sie niemand mehr als den, welcher es als himmelschreiende Sünde straft, wenn man redliche Dienstboten kränkt und beleidigt. Ihm und ihrem treuen Herzen traute sie. Eines trug sie am schwersten: sie konnte bisher Dürftigen und Unglücklichen, die am Schloßtor warteten, mit Zustimmung der alten Herrschaft Speisereste und abgetragene Kleider spenden; das junge Paar verbot ihr dieses und ließ das „Bettelpack“ unbarmherzig von der Schwelle jagen. Da sparte sich Notburga den kargen Bissen vom eigenen Mund und trug das Wenige den Berg hinab zu einer kranken Frau. Allein der Argwohn hat scharfe Brillen,

bald merkte es die Herrin; höhnisch erzählte sie dem Gemahl, wie die so treue Notburga das Haus bestehle und dem Gebot zuwider handle. Er lauerte ihr auf. In der Schürze trug sie Brotstückchen, in der Flasche den herben Wein. Rasch faßte er sie; sie blieb ruhig stehen und schaute ihm ernst in die zornigen Augen. Er riß die Schürze auseinander: da war es ihm, als fielen Hobelspäne heraus und der Wein schien ihm wie Lauge. Zornig rief er ihr Scheltworte zu, denn er glaubte sich verspottet. Notburga stieg den Berg hinab und labte die kranke Frau; doch als sie zurückkehrte, fand sie das Tor verschlossen wie vor dem Feinde. Weinend übergab ihr der Wächter das Päckchen mit ihrem Gewand, denn er dürfe sie als Diebin nicht mehr einlassen. Sie ging schweigend in den Abend, in die Nacht hinein. Die Sterne funkelten hell, sie blieb ein wenig stehen, faltete die Hände und wendete sich an den Vater im Himmel, der alles sieht, alles hört und zur rechten Zeit ans Licht bringt.

Jenseits des Inn dehnt sich zwischen zwei Bergen eine Ebene, dahinter spiegelt ruhig und unbewegt der Achensee die Wolken, noch weiter rückwärts ragen die steilen Schrofen des Seekar. Zur Hochebene führt von Jenbach die Straße durch eine waldige Schlucht empor, auf der Fläche wechseln gelbe Saatfelder mit grünen Wiesen, neben dem spitzen Kirchturm von Eben verbirgt sich links ein Bauernhaus zwischen Apfelbäumen. Dort trat Notburga in den Dienst. Hatte sie früher in der Speisekammer und im Keller gewirtschaftet, so ging sie jetzt mit Knechten und Dirnen auf das Feld und arbeitete gleich ihnen im Schweiße des Angesichts.

Der Bauer, der sie gedungen, war eben ein Bauer wie viele andere; wuchs ihm das Korn aufwärts entgegen, so beugte er sich, den Tieren gleich, niederwärts tief zum Acker, welcher seiner Gier nicht genug lieferte. Mit dem ersten Hahnenschrei trieb er die Dienstboten auf das Feld und wenn die Sonne unterging, schüttelte er unwillig den Kopf. Notburga klagte nie; sie tat, was er befahl, und noch mehr aus Liebe zu den Kindern, die seit dem Tode der Mutter verwahrlost wie das Unkraut aufwuchsen. Was sie in der Stadtschule zu Rattenberg gelernt, lehrte sie denselben wieder; der rohe Bauer meinte zwar, es wäre besser, wenn sie Erbsen ausklaubten; da jedoch keine Arbeit versäumt wurde, so hörte er auf zu brummen. Nur einmal widersprach sie ihm fest und entschieden.

An Feierabenden vor den Festtagen herrscht auf dem Lande der schöne Brauch, daß durch die Kirchenglocken die Arbeit etwas früher eingestellt wird als sonst. Die Menschen sollen Leib und Kleider für das Fest auf morgen reinigen, sie sollen auch ihre Seele zur Feier würdig vorbereiten. Es war anfangs Juli, der Bauer wollte mit seinen Leuten den Roggen einbringen, damit er ihm nicht über den Sonntag auf dem Acker bleibe und Montags eine neue Arbeit beginnen könne. Noch war die Sonne nicht unter, da klang dreimal das Glockenzeichen vom Turme. Die Schnitter beteten ihren Abendsegen und wollten sich heimwärts wenden. Da fluchte der Bauer, daß der Küster die Glocke zu früh gezogen; vor der Dämmerung dürfe keiner fort vom Schwaden, ehe es in Garben gebunden auf dem Wagen liege. Knechte und Mägde murrten, er fluchte noch

toller; da rief Notburga: „Ich laß es darauf ankommen, wer recht hat. Wenn ich meine Sichel emporwerfe und sie bleibt am Sonnenstrahl in der Luft hängen, dann füge dich in Demut; sonst wollen wir fortarbeiten in die tiefe Nacht." Der Bauer grinste höhnisch; da warf sie die Sichel empor und wie die Sage erzählt, schwebte diese in der Luft, schimmernd wie der Mond. Den Bauer faßte Entsetzen; sein Trotz war gebrochen, daß er nie mehr wagte, Unrechtes zu verlangen.

II

Seit der Vertreibung Notburgas war Rottenburg eine Stätte des Unglücks geworden. Kriege brachen herein, bayerische Scharen verwüsteten das Tal und besetzten das Schloß. Siegfried kämpfte gegen seinen Bruder, der wilde Zwist verheerte alles. Dazu der häusliche Jammer! Anstatt in die Wunden Balsam zu träufeln, wurde Ottilie verbissener und herrschsüchtiger; die braven und rechtschaffenen Dienstboten kündeten ihr auf und verließen das Schloß, schlechte kamen und häuften Unheil auf Unheil. Nach einem Leben voll Bitterkeit und Verdruß erlag das stolze Weib endlich einer schweren Krankheit. Das Volk erzählte, daß sie in den Gemächern der Burg nachts als Gespenst spuke und die erschreckten Bewohner um ihre Fürbitte anflehe, damit sie von den Qualen, zu welchen sie bis zur Sühnung ihrer Frevel verdammt sei, erlöst werde. So gleicht ein böser Mensch dem verzehrenden Feuer; auch wenn es ausgebrannt ist, hinterläßt es Mauern und Gebälk beschmutzt von schwarzem Ruß und erfüllt noch lange den Raum, wo es wütete, mit Brandgeruch.

In seinem Elend erinnerte sich der Graf an Notburga, wie mit ihr das Glück im Schlosse eingekehrt und mit ihr aus dem Schlosse verschwunden sei. Denn ein guter, edler Mensch wirkt nicht bloß unmittelbar durch seine Taten, mit seiner Gegenwart kehrt auch Frieden und Segen am Herde ein, wo er sich niedergelassen.

Er ritt hinauf zum Bauer nach Eben und Notburga folgte ihm auf das Schloß, welches für sie so reich an freundlichen und bitteren Erinnerungen war. Und es wurde auf dem Schlosse wieder, wie es in den Tagen des Glückes gewesen; eine neue Gebieterin zog durch das festlich geschmückte Tor, sie glich der edlen Mutter des Grafen, der sich diesmal vorsichtig die Braut unter den Edelfräulein Tirols erkoren hatte. Ja, es wurde wieder, wie es unter Gutta gewesen.

Notburga aber waltete nicht bloß als Schaffnerin im Hause; weither kamen die Leute, welche guten Rats bedurften, zur Tochter des schlichten Bürgers von Rattenberg. Vor allem gelang es ihr, entzweite Gemüter zu versöhnen, Eltern mit Kindern, Gatten mit Gatten, Brüder mit Brüdern, so daß durch sie das schöne Wort: „Selig sind die Friedfertigen“ zur vollen Wahrheit wurde.

So nahte sie dem Ende ihrer irdischen Bahn. Am 14. September 1313 verschied sie. Aus allen Tälern strömten Menschen zusammen, die sie verehrten wie eine Heilige. Vor dem Tode hatte sie den Grafen gebeten, er möge ihren Leichnam in einem schlichten Sarg auf einen Wagen legen und an dessen Deichsel zwei weiße

Stiere spannen lassen; sie bedürften weder eines Führers noch eines Treibers. Es geschah. Die Menge des Volkes folgte betend dem Gespann. Die Stiere zogen langsam den Berg hinab zum Inn, die Wellen teilten sich — so hieß es im Volke — sie schritten hindurch, die Begleiter nach, ohne sich den Fuß zu netzen. Auf einem Anger bei Jenbach rasteten die Stiere, dort, wo die weiße Kapelle steht. Dann bergauf zum Dorfe Eben; vor der Kirche machten sie Halt und legten sich nieder. Der Sarg wurde von Jungfrauen herabgehoben, in die Kirche getragen und dort unter einer Steinplatte vor dem Hochaltar begraben.

Der Ruf Notburgas erhielt sich; von allen Seiten kamen die Wallfahrer und so fort durch die Jahrhunderte. Um 1620 zeichnete der berühmte Arzt Guarinonius ihre Lebensgeschichte auf, wie sie sich in der mündlichen Ueberlieferung der Bauern fortgepflanzt, weitergebildet und mit manchen wunderbaren Zutaten geschmückt hatte. Die Fürsten des Landes ehrten das Grab der frommen Magd; 1718 erhob man ihre Gebeine aus der Erde, zwei Gräfinnen von Tannenberg faßten sie zu Schwaz 1735 in Gold und Seide. So prangt sie jetzt auf dem Hochaltar hinter einem Vorhange; die Wände der Kirche sind mit Votivtafeln, welche Wallfahrer als Zeichen frommer Gelübde, inniger Verehrung malen ließen, überdeckt. Notburga wurde die Heilige für Dienstboten und Arbeiter. Allerorts begegnen wir ihrem Bilde; in der Einsamkeit des Waldes am Achensee steht es aus Holz geschnitzt übergroß vor der Brücke, über die man nach Falzthurn wandert. Als schlichte Magd gekleidet, den Goldreif um das

Haar, hält sie in der Rechten die Sichel, in der Linken trägt sie den Brotwecken und die Flasche. Die Hirten legen ihr rote Alpenrosen und blauen Enzian zu Füßen. Oft schreitet sie über die Bretter des Bauerntheaters und das Volk betrachtet stets mit Rührung diese Gestalt, welche im besten Sinne ganz ihm gehört.

Das ist die Geschichte von Notburga.

Es beginnt im Tal zu dämmern; um die grellen Kalkschrofen des Sonnwendjoches fließt noch das Abendrot, es erblaßt allmählich, fast unheimlich starren die weißen Zacken zum Himmel empor. Droben liegt ein runder See; wie die Nebel der Nacht über seine düstere Fläche hinflattern, schweben die Schatten uralter Sagen um seine Ufer. Im Sande sind Goldkörner verstreut, aber verzaubert, daß sie niemand findet, ein ungeheurer Drache — erzählt das Volk — windet den schuppigen Leib aus der Tiefe empor und schreckt die Fische in dem See. Wer sich in der Nähe niederläßt und einschläft, erwacht plötzlich mit dem Leibe zur Hälfte im Wasser. Manchmal tritt eine schöne weiße Frau aus der Felsengrotte. Sie besteigt einen geheimnisvollen Wagen und fährt mit einem weißen Stiergespann zu Tal; auch vor ihr teilen sich die Wellen der Flüsse und des Sees, bis sie in der Nacht verschwindet.

An diesem See opferten unsere deutschen Urväter der Göttermutter Hertha.

Doch es dunkelt bereits; ich will heimwärts wandern. Gute Nacht!

Auf dem Unutz

Eines Winters wie des von 1857 erinnern sich kaum betagte Greise: ein klarer Himmel und milde Wärme, bei der Mücken schwärmten, während sonst der Nordsturm brauste und dichte Flocken an die gutverwahrten Doppelfenster trieb. Dieser freundlichen Temperatur entsprach aber nicht der Gesundheitszustand; von den Bewohnern der Stadt Innsbruck hütete nahezu der vierte Teil das Bett, sei es nun weil er an der Grippe litt oder den lästigen Gast fürchtete. Auf dem Lande war es nicht besser und so mancher Prediger beklagte sich, daß er bei dem Husten in der Kirche kaum mehr das Wort behalten könne. Die Doktoren verordneten Brusttee und schoben die Schuld auf den hohen Luftdruck oder irgend eine andere unberechenbare Größe; denn darin gleichen diese Herren ganz und gar den Schützen: sie haben nämlich immer eine Ausrede. — Ich begann ebenfalls eine unheimliche Schwere in den Gliedern zu spüren und entschloß mich infolge dessen, den Wanderstab zu ergreifen, um dem lauernden Dämon zu entrinnen. Ich wählte als Ziel den Achensee, von dem Gilm sang:

Zwei Dinge gibt's, die Wellen und die Sterne,
Die zieh'n das Herz unwiderstehlich an!

Der Achensee! mit diesem Wort erwacht die Erinnerung an den holdesten Zauber der Gebirgswelt; duftige Jochprimeln neigen sich zur blauen Welle, die Almrose blüht, als könnte sie kaum die schöne Hand erwarten, welche sie pflücken soll; leise gleitet ein Kahn mit buntem Wimpel durch die Flut, mit einemmal jauchzt der wohlbekannte Schiffer laut auf, daß der Widerhall von allen Wänden singt, darüber ziehen weiße Wolken wie Schwäne und endlich steigt am Sonnwendjoch der Mond auf. Doch nicht bloß romantisch ist der Achensee, auch Renken, Forellen, Rutten und Salblinge birgt er, und wie köstlich schmecken diese! Da greifen auch die Sentimentalen zu; wenn es heißt: wo drei Deutsche sind, haben sie viererlei Ansichten, so herrscht hier wenigstens völlige Uebereinstimmung aller Meinungen und Zungen.

Nach diesem lyrischen Capriccio erlauben Sie mir wohl, wieder auf den Weg zurückzukehren. Da sieht es freilich traurig aus, der Nebel spinnt sich träg durch die Föhren, als wollte er hängen bleiben an den starren Nadeln und das Bächlein, das uns sonst munter entgegen sprang, hat den Tanz von Stein zu Stein verlernt, nur der Wasserstaar trillert an einer offenen Stelle unweit des Mühlrades sein Liedchen, ein munterer Geselle, der sich in der Not böser Tage auf den gewissen Sommer freut. Ich beschloß auch so zu tun und erreichte bald die Hochebene bei Maurach, wo man den See erblicken kann. Dieser hatte einst wahrscheinlich hier den Abfluß, so wie er auch Buchten bis zum

Lamsen- und Plumserjoch vorstreckte, in einer Zeit, wo noch nicht die Pertisau „grün wie ein Smaragd" dem Wanderer winkte und vom Seekar kein Julfeuer leuchtete.

Ich war im dichten Nebel bis zur Buchau vorgetappt, jenseits des Wassers leiteten die Bauern über die Wände des Bärnkopfes Holzstämme; sie stürzten mit langgezogenen melodischen Tönen unsichtbar von Absatz zu Absatz. Da wehte ein frischer Nord und wie aus einem faltigen Mantel wickelte sich der Unutz los, erst das felsige Haupt, dann der breite Grat, bis er mir unverhüllt entgegensah. Nicht lange, so verschwand er wieder im Wolkengrau. Durch eine Lücke war die schwarze Lehne des Seekar sichtbar, die vielen Bäche hingen gefroren in ihrem Rinnsal und nur die Wellen, die über den Kies des Gestades herrauschten, unterbrachen die Stille. Doch auch so war das Ufer nicht ohne Schmuck. Auf Steinblöcken reiften die goldgelben Kapseln eines zierlichen Mooses, nebenan hatte der laue Föhn bereits einen Saum von Maßliebchen hervorgelockt. Auch die Kätzchen von Hasel und Erle schienen nur eines Sonnenstrahls zu warten, um den Blütenstaub in die Luft zu streuen. Unterdes hatte sich der Nebel wieder tiefer gesenkt, aus den Wogen stieg Dampf auf und bald war jede Farbe in unterschiedslosem Grau erloschen. Allmählich trat die Dämmerung ein, ich beschleunigte meine Schritte und erreichte noch vor Nacht die Scholastika, freilich nicht ganz ohne Besorgnis, in der gastlichen Wohnung für einige Zeit eingeschneit zu werden. Ein paar Kohlenfuhrleute, die behaglich in der wohlgeheizten Stube ein Gläschen Schnaps schlürften,

meinten, vorderhand sei nichts Besseres zu erwarten, wenn s i e es jedoch aushalten könnten, so möge ich auch mit dem, was der Herrgott anrichtet, zufrieden sein. Später erzählten sie mir, der Jäger Ragg aus der Riß sei verunglückt. Er hatte einen angeschossenen Gemsbock gepackt, um ihm den Genickfang zu geben, dieser verwickelte sich jedoch mit den krummen scharfen Hörnern in die Sehnen seines Kniegelenkes und riß ihn unter furchtbaren Qualen an den Rand des Abgrundes, wo er sich endlich ablösen konnte. Die Scharnitzer machten den Witz: „Ein Gemsbock ist fischen gegangen und hat den Raggen geangelt."

Wir waren mitten im Gespräch, als die Kellnerin das Essen mit der Bemerkung aufstellte: „Wenn wir nachts in die Christmette wollten, so sei es geraten, bald schlafen zu gehen." — „Den einen nennt man, den andern rennt man!" bemerkte mein Nachbar und fragte, ob sie es beabsichtige? Sie bejahte es und wir, ihren Wunsch verstehend, ergriffen den Leuchter. Ich schleppte das „Album am Achensee" mit auf das Zimmer, in der festen Hoffnung, darin noch einige Körner Mohnes zu finden, die mir das Einschlafen zu so früher Stunde möglich machen sollten. Es war manches Gedicht — zwar anderwärts längst gedruckt — hierher verpflanzt, gar viele hatten aber gemeint, selbst den Pegasus besteigen zu müssen, so daß ich nach einer Sündflut alberner Poetereien den Worten beistimmte, welche zum Schluß angefügt waren:

Wenn die Berge lesen könnten
Und die schlechten Verse fänden,
Gingen bei manch' fadem Reim
Selbst die Berge aus dem Leim.

Jedoch hatte ich meinen Zweck erreicht und wollte nun ausrasten von der Wanderung.

„Anders aber beschloß der donnerfrohe Kronion!“

Nach Mitternacht hallten laute Donnerschläge; es war kein Traum, über den Unutz zog wie mitten im Sommer ein Hochgewitter. Ich wußte zwar nicht mehr, wie die alten Auguren ein Gewitter im Winter deuteten, wohl aber fiel mir ein, daß die Bauern bei diesem seltenen Ereignis ein gutes Weinjahr hoffen. Am nächsten Morgen war alles wieder mit Nebeln verhängt und der Weg in das Dorf, wo sich die Kirche befindet, machte mir wenig Vergnügen. Bei der Heimkehr jedoch wurde der Saum des wogenden Vorhangs lichter, Nebelstreifen rissen sich los und folgten einer Windrichtung, die Gutes versprach. Unterdes war bei der Scholastika Professor Daum aus Innsbruck eingetroffen. Als wir uns an den Tisch gesetzt hatten, fiel plötzlich ein Sonnenstrahl in das Zimmer und ein Blick durch das Fenster zeigte den wolkenlosen Himmel. „Wie wär's,“ rief ich, „wenn wir auf den Unutz gingen?“ Mein Genosse war allsogleich einverstanden und so griffen wir zu den Stöcken. Der Unutz ist immerhin 6700 Fuß hoch, jedoch trotz der scharfen Wände, die er dem Tal zukehrt, sehr leicht zu besteigen. Der Pfad zieht sich sanft hinter dem Gasthause der Scholastika, von wo man diesen Ausflug am besten unternimmt, durch Tannenwälder zur Köglalm empor. Die Sonne schien warm wie im Juni, wir mußten die Röcke ausziehen und selbst im Schatten mahnte uns kein frostiger Lufthauch, daß heute der 25. Dezember sei. Fliegen und Spinnen tummelten sich auf dem trockenen Boden, an lichten Stellen blühte das

Heidekraut, auf dem Mahd standen Maßliebchen und junge Rispen von Gras. Ober den Hütten biegt der Steig links ein und windet sich ziemlich steil zwischen den Zundern empor. In der Runse lag etwas Schnee, aber nicht so viel, daß er uns irgendwie gehemmt hätte.

Bald war der breite Rücken erstiegen, hier begann ein leiser Wind zu wehen, der sich immer mehr verstärkte und auf der Spitze fast zum Sturm steigerte. Aus den Schneeverwehungen starrten die langgedehnten Schichten des weißen Kalks und boten einen bequemen Pfad. An einzelnen Stellen hatte die Sonne die Oberfläche des Schnees geschmolzen und blendende Eiskrusten gebildet, an deren Rand die Fährte eines Füchsleins zu bemerken war. Daß sich Reineke nicht der schönen Aussicht wegen herauf verstiegen, bewiesen uns zwei Schneehühner, die unweit aufflogen. Wir traten auf den Gipfel. Ich war an dieser Stelle mehrmals gestanden und treibe mich im Sommer viele Tage und Wochen im Hochgebirge um, die Aussicht aber, die sich mir öffnete, übertraf alles, was ich bis jetzt geschaut. Die Sonne strahlte hell aus dem tiefdunkeln Himmel, doch schien sie meinem Gefährten und mir weniger Kraft der Beleuchtung zu haben, als im Sommer; die Ursache mag vielleicht ihr niedriger Stand gewesen sein. Die Luft aber zeigte eine Durchsichtigkeit und Klarheit, wie kaum je in einer andern Jahreszeit, wo die Wärme das Wasser in Dünste auflöst und hoch emporführt. Man überschaut die ganze Kette der Zentralalpen vom fernsten Osten bis nach Westen, ein Berghaupt nach dem andern taucht mit schimmerndem Diadem auf, wer weiß die Namen alle, unter denen der Großglockner,

Venediger und die Oetztalerferner jedem bekannt sind. Daran schließt sich der breite Gürtel der Kalkalpen, scharf umrissene Profile: die Salzburger, dann vor allen das Massiv des Kaisers, dann die stolzen Hörner des Allgäu, weiterhin die bayerischen Hügel, dazwischen der Starnberger See, im Glanz der sinkenden Sonne flammend wie ein silberner Schild. Dann die bayerische Ebene; München schien so nahe, daß man fast einen Stein hätte hineinwerfen mögen, und fern hinaus im Nordosten, was können das für runde Kuppen sein? Sie stehen im Sonnenlicht, die Täler dazwischen erfüllt bereits blauer Schatten. Es sind die uralten Berge des bayerischen und Böhmer Waldes; ja der Plöckelstein und Dreisesselberg und wie sie alle heißen diese Greise der Erde, grüßen herüber auf ihre weit jüngeren aber höheren Brüder. Ich traute kaum meinen Augen und doch war es so, wie mir der Kompaß bewies. Im Tal geht die Sage, man sehe vom Unutz bis Böhmen; ein seltenes Zusammentreffen meteorologischer Verhältnisse machte mir es möglich, dieses zu bestätigen. Das Panorama des Unutz gehört wohl zu den schönsten der Alpen und übertrifft gewiß das der hohen Salve; wäre es in der Schweiz, so hätte irgend ein spekulativer Wirt längst ein Hotel, von wo aus man all die Herrlichkeit um gute Frankenstücke genießen könnte, hingebaut. Ebenso schön, vielleicht schöner mag die Aussicht vom prächtig geformten Steinbergerjoch sein; man hielt es lange für unersteiglich, bis der Wirt des Tales einen Weg fand. Die ersten Damen, welche diesen Gipfel betraten, sind die Enkelinnen Speckbachers. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergang; wir konnten uns kaum

trennen, denn es wurde immer herrlicher, immer feierlicher da droben: die Alpen bedürfen des Lenzes nicht, der ihren Fuß mit Steinbrech und Gentiane schmückt; um ihre schneeigen Stirnen flicht die Sonne Purpurrosen, wenn unten tief im Tal Nebel kriecht. Schon prangte der westliche Himmel im Gold, während vom Osten bleifarb die Dämmerung heraufrückte; noch ein Blick und mit raschen Sätzen eilten wir bergab. In weniger als einer Stunde waren wir zu Tal. Der nächste Morgen führte uns nach Innsbruck zurück.

So war es einst — in den Tagen der Vorzeit möchte ich sagen. Noch steigen die Berge in alter Pracht, noch liegt der herrliche blaue See vor uns, sonst ist alles anders geworden. Der grelle Pfiff der Dampfschiffe stört die Stille, Kohlenrauch legt sich über die Flut, bei Schritt und Tritt begegnen dir Fremde in allen Sprachen, sie bevölkern die zahlreichen eleganten Hotels am Ufer — ja es ist vieles anders geworden, so daß ich den Achensee nicht mehr besuchen mag!

Steinach, Trins

Wohl die meisten Leser, die mich im vorigen Sommer auf meinen Bergfahrten begleiteten, dürften es jetzt vorziehen, im Kaffeehause sitzend bei schwarzem Kaffee und Zigarren aus einem Zeitungsblatt zu politisieren und alle Schlachten zwischen Oesterreichern und Franzosen noch einmal mit der Faust auf dem Tisch durchzuschlagen. Der eine oder der andere hält es aber vielleicht doch nicht im Dunst und Qualm aus, während draußen die liebe Sonne scheint. Ein kleines armes Mädchen in der Tracht irgend eines Seitentales tritt vor ihn und fragt mit schüchternem Blicke, ob er keine Almrosen kaufe? Es schlägt das Tuch vom Weidenkorbe zurück: da liegen sie in der Reihe, Strauß an Strauß, purpurn und harzduftig, ein Zirbelzweig in die Mitte gebunden, an dem blau bereift ein prächtiger Zapfen hängt. Folge mir, Freund! nimm Bergstock und Steigeisen; in der Idylle des Alpenlebens werden die alten deutschen Kaiser vor dich hintreten, wie sie erzgepanzert und stahlgerüstet über die Straße des Brenners gegen die stolzen Lombarden ziehen; dann kommt der Anderl und seine Passeirer, auf der Brust

den roten Latz, im Loden, den breiten Hut aufgekrämpt; darunter glüht das Auge voll Kampflust, denn es gilt den Franzosen, „den Kirchenräubern und Schändern, die dem Teufel zu schlecht sind, sonst hätte er sie lang geholt.“ Und dann überschaust du mit einem Blick vom Felsenvorsprung die enge Schlucht, die Nord und Süd verknüpft, dorthin die Sill, hierher den Eisak entsendend und wir politisieren wieder ein bißchen; ist ja hier die Stelle, wo 1848 die Welschen den Grenzpfahl zwischen Deutschland und Italien stecken wollten und auch jetzt hätten sie es im Sinn.

Viele Jahre mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt, hatte ich mir diesmal vorgenommen, das Wipptal und seine Seitenzweige zu erforschen. Ich mußte daher nicht bloß Pfade betreten, welche der Tourist gewöhnlichen Schlages geht, sondern auch Jochübergänge suchen, auf denen der Hirt seine Schafe zur Alm treibt, bisweilen auch dort klettern, wo der Wildbach im Runst mein einziger Gefährte war und nur selten ein verwegener Schütz der Gemse nachschlich. So erschloß mir die Gebirgswelt ihren heimlichsten Reiz und das Volk, welchem ich im rauhen Kittel, mit dem Hammer in der Faust, als ein Steinklauber galt, der eben auch wie ein Senner oder Bergheuer sein Stücklein Brot im Schweiße des Antlitzes aß, betrachtete mich als seinesgleichen, vor dem es weder mit Alpentümlichkeit kokettierte, noch auch mit Reden hinter dem Zaune hielt. Der Bauer ist schlau und rückhältig; wer ihn fangen will, muß früh aufstehen, sonst ist es zu spät; höchstens im Rausch verredet er sich vor solchen, die keinen Lodenkittel tragen. Uebrigens droht deswegen noch keine

Revolution, wenn ein Bauer im Wirtshaus dem Landesfürsten einen Schwanz anhängt, der keineswegs ein ornans ist. Der Kaiser Franz wußte das gut; als man ihm denunzierte, daß die Bauern sehr übel sprächen, lachte er und rief: „Laßt sie schimpfen, sie zahlen doch!" Die Leute setzen der List List entgegen und merken gleich jene Selbstgefälligkeit, die im Bewußtsein sogenannter höherer Bildung auf sie herabsehen will. Wer die Menschen auch in anderer Herren Ländern kennen gelernt, wird sie deswegen nicht für schlecht halten. Frisch und vollsaftig mit all den Verirrungen derber Sinnlichkeit, die man nach Belieben in einem alten schweinsledernen Casuisten aufgezählt lesen kann, ist der Aelpler, dabei vergißt er keineswegs sein Ich und es hat ihn weder die Kirche, deren Satzungen er auf das Strengste erfüllt, wenn sie sich ihm auch nicht immer verinnerlicht haben, gebändigt, noch auch das Landgericht, wo er durch Rechthaberei und Prozeßsucht nicht selten die Schreiber ermüdet. Da ist freilich nichts drolliger als ein Tourist auf der Alm. Voll überschwänglichen Naturdusels birscht er auf schöne Sennerinnen, ist von jeder Grobheit entzückt, die man ihm absichtlich antut und freut sich, wenn er vom Gaisbuben gedutzt wird, der seinen Bauern mit „Ihr" anredet. Und erst die Jagdabenteuer und das Jahr Neun! „Den hab' ich angelogen, daß er blau ist!" ruft lachend ein Hirt, wenn der Fremde das Notizenbüchlein hervorzieht, nachdem er eine Zeitlang sprachlos, offenen Maules und Auges dagestanden. Uebrigens ist bei diesen Lügen keinerlei Bosheit; so ein Bursch freut sich wie ein Kind seiner Pfiffigkeit gegenüber dem g'studierten Herrn. Auch nicht Gewinnsucht

veranlaßt ihn zu solcher Schelmerei, wie etwa anderswo sich jeder Kuhbube drapiert, um dem harmlosen Wanderer einige Groschen abzulocken. Nur im Zillertal beginnt leider dieser Unfug, aber auch nur an der Hauptstraße: die Nachfrage der Touristen erzeugt eben die Ware. Uebrigens steckt im Volk noch ein fester Kern gediegener Mannhaftigkeit, den das laue Wasser der Kaffeehauszivilisation nicht so bald schmelzen wird; freilich ist es nicht aller Orten gleich, wie der Leser im Verlauf der Wanderung noch merken wird.

Das Wipptal ist wohl, als sich die Zentralalpen emporhoben und jener titanische Seismos im Faust, die gewaltigen Schultern an die Kalkdecke stemmend, diese gegen Nord und Süd zu Gebirgen, deren Kette dort dem Inn gleich läuft, aufrichtete, durch Spaltung entstanden. Erweitert wurde es von den Wassern, deren Wirkung langsam, oft dem Auge kaum merkbar, in endlosen Jahresreihen sich summiert und größeres schafft als der erste stürmische Aufbruch. Natur und Geschichte gleichen sich hierin; das kurzsichtige Auge des gemeinen Haufens sieht nur die langen Heersäulen, die Kanonen, den Purpur auf Fürstenschultern und Jakobinerschädeln; es teilt die Epochen nach dem Eintritt vulkanischer Zerstörungen; aber der Forscher weiß, daß diese bedingt sind vom Wassertropfen, der langsam Schichten auflöst und umwandelt, so daß Täler sich senken und Berge steigen; er weiß, daß in der Geschichte eine ununterbrochene Strömung alles verbindet; er weiß, daß alle Ereignisse, seien sie scheinbar noch so unvermittelt und plötzlich, die Wirkung der stillen Tätigkeit von Jahrhunderten sind; er weiß, daß nach dem tiefsinnigen Worte

Heraklits alles fließt, obgleich viele glauben, es bewege sich nichts, weil sie sich nicht bewegen möchten, bis dann eine Explosion jene in die Luft schleudert, die nichts lernen wollten und die Werke des Tages zerstörend, Keime neuer Entwicklung in den Kreislauf des Lebens streut. Mark Aurel, der Philosoph auf dem Thron, verstand dieses sehr wohl und sprach es, wenngleich im pantheistischen Stile aus: „Alles entsteht durch Verwandlung und die Natur liebt nichts so sehr als das Vorhandene umzuschaffen und Neues ähnlicher Art zu erzeugen. Jedes Einzelwesen ist gewissermaßen der Same eines zukünftigen, und es wäre eine große Beschränktheit, nur das als ein Samenkorn anzusehen, was in die Erde oder den Mutterschoß geworfen wird. Die Welt ist ein einiges lebendiges Wesen und eine Weltseele. In dieses Weltbewußtsein wird alles resorbiert, wie aus ihm alles hervorgeht; so jedoch, daß von den Einzelwesen eines des andern Mitursache ist und auch sonst die innigste Verknüpfung unter ihnen stattfindet."

Wie das Wipptal senkrecht auf das Inntal stößt, stellen sich zu ihm Quertäler und erzeugen, bald schluchtenartig verengert, bald erweitert, eine große Abwechslung des Terrains voll landschaftlichen Reizes und großartiger Erhabenheit. Ebenso reich sind die Gestalten der Tier- und Pflanzenwelt. Der Wanderer, welcher starke Lungen und Kraft in den Knieen hat, kann wochenlang herumsteigen und jeder Tag schafft ihm neuen Genuß. Kehrt er zur Straße zurück, so nimmt ihn gern ein Stellwagen auf, bis er an allen Gliedern gerädert den Rumpelkasten verflucht und wieder zum

Bergstock greifend in ein Seitental entflieht. Auch ich hatte diesmal gegen meine Gewohnheit einen solchen Karren bestiegen. Eingepfercht zwischen zwei Bauern, deren jeder aus einer kleinen Pfeife einen so schauerlichen Knaster schmauchte, daß uns selbst die zudringlichen Bremsen verschonten, sprang ich, so oft es bergan ging, heraus, um frische Luft zu schöpfen. Mein Leiden war aber noch nicht zu Ende; auf dem Schönberg gesellte sich ein dritter dazu, der einen schweren Pack stinkender Bockshäute unter den Sitz schob. Ich bewunderte die Geruchsnerven dieser Männer, konnte es jedoch selbst nicht mehr aushalten und trottete lieber trotz der tropischen Sonnenglut und des dichten Staubes zu Fuß nach Steinach.

Kehren wir beim Wilden ein, der Wein ist nicht schlechter geworden, seit über dem Tore ein großes Schild prangt, das extra ein Lackierer zu Innsbruck verfertigen mußte. Ehe wir uns aber zum Wein setzen, den der rotnasige dicke Wirt selbst nicht ungern trinkt und uns von den fürchterlichen Schneestürmen des letzten Winters, den ungeheuren Lawinen und all den Dingen, die für die Chronik des Dorfes wichtig sind, erzählen lassen, gehen wir zum Bezirksrichter Lindner. Er wird uns mit feuchtem Auge und väterlichem Wohlgefallen einige Bilder zeigen, den Nachlaß seines braven Sohnes, der eine reiche Blüte erwarten ließ, wenn ihn nicht ein früher Tod hingerafft hätte. Es sind keine Kunstwerke in Zeichnung und Farbe, aber es spricht eine rührende Einfalt daraus. Eine ruhige Abendlandschaft des Südens, durch die Mitte des Bildes eine Veranda, in welcher Maria sitzt, häuslich mit der Nadel beschäftigt;

im Vordergrund Jesus und Joseph. Der Knabe kniet vor zwei Holzbalken, die sich zufällig in Kreuzesform übereinander gelegt; nebenan in einem Körbchen die Marterwerkzeuge, Nägel, Zange und Hammer; auf seinem schönen Gesichte dämmert Ernst und Wehmut, als bedächt' er ahnenden Geistes, was ihm die Symbolik des Zufalls andeutet. Joseph ruht von der schweren Arbeit, seine Hände, die ein Buch mit den Weissagungen der Väter halten, sind in den Schoß gesunken, er betrachtet sinnig den Knaben, durch seine Seele zittert ein Schauer der Zukunft.

Die Luft weht kühl durch die Schluchten des Brenners und höher steigen ostwärts am Pentelstein die Schatten. Noch bleibt Zeit zu einem Ausflug ins Seitental von Trins. Der Bach rauscht uns entgegen, geschwätzig plaudert er von der Herrlichkeit des Gletschers, den er vor kurzem verließ, von blauen Grotten mit zackigen Eiskristallen, von Gemsen und Murmeltieren, vom Jochadler, der über der Spitze des Tribulaun noch im Sonnenglanz schwebt, wenn die Täler schon Dämmerung einhüllt, von Speik und Edelweiß; auf den Wellen entführt er mutwillig einen Almrosenstock, wie ein Junggesell mit dem Strauße prunkt, den er seinem Mädel vom Mieder geraubt; die roten Dolden triefen von der kalten Flut, er aber schleppt sie fort, bis die Berge verschwinden und einförmig die Ebene sich dehnt, dann spült er sie ans Ufer, wo sie im lauen Sand verwelken. Wenn der Schnee schmilzt oder ein Hochwetter Regen ergießt, dann schwillt er an und wälzt wilden Trotzes Felsblöcke übereinander, wie ein Knabe mit Kügelchen spielt; jetzt aber schmiegt er sich um ihre

Kanten und bespritzt freundlich den kleinen Garten von Thymian, Lotus und Steinnelken, die dem Frevler vertrauend sich auf den Moospolstern ihres Scheitels angesiedelt. Rechts und links säumen ihn Wiesen, das frische Grün durchwirkt von wilden Veilchen, rötlichem Klee, Glockenblumen, Sternblüt, Habichtskraut und Windling, hier und da guckt auch ein kleines Vergißmeinnicht hervor; dazwischen laufen Goldkäfer, summen bunte Fliegen und zornig brummt eine Hummel, schwerfällig bemüht, sich zwischen den Halmen des Zittergrases emporzuschwingen. Darüber flattern die Blumen der Luft, der kleine Bläuling, der Goldfalter, der Apollo, ein Schatz für manchen Entomologen; die Schwingen sind glashell oder ein wenig weiß bestäubt und tragen schöne rote Augenflecke. Hier setzt sich der Kaisermantel mit den weißen Perlstreifen auf braunem Grunde an einen dicken Distelkopf, dort wiegt der Schwalbenschwanz seine zierlichen Bänder über dem blühenden Hollunder. Das ist der Plan von Plimizol, wo Wolfram von Eschenbach Ritter und Frauen zu Abenteuer und Mailust vereint; es ist das Paradiesgärtlein für den Sammler, der mit dem Netz Kerfen nachjagt oder mit eiserner Schaufel seltene Pflanzen entwurzelt; mög' er diesem Revier stets fern bleiben, der trockene Geselle! Wie lang soll sie aber dauern, diese holde Pracht des Vorsommers? Tick, tick, tick! Dort unter der Eiche sitzt ein Bauer, er pfeift ein Lied und dengelt die Sense, der sie fallen müssen, diese stolzen Blumenhäupter und auch die bescheiden am Boden hinkriechen, verschont er nicht. Da liegen sie trocken in langen Schwaden auf dem Boden und hauchen noch Düfte aus in der Mittags-

sonne, bis ein Ochs kommt und sie gemütlich verspeist. Eine Elegie wegen einiger Blumen? — Was sollen die Blumen voraus haben? Geht es doch den schönsten Lenzträumen der Jugend auch nicht besser. „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod!“ singt ein altes Volkslied. Gut, wenn dieser Schnitter der Tod ist, ehe den Reiz des Lebens der Reif täglicher Gemeinheit versengt; wenn das Schiff in Blitzeslohe aufflammt, das, die Segel geschwellt von kühner Hoffnung, hinaus will in die Unendlichkeit der Zukunft, ehe es auf dem flachen Sandboden einer Pfütze strandet. Et cetera! ruft lachend Mephisto. Weg mit derlei sentimentalen Abendgedanken, die längst mit Hölty begraben sind! Singen wir mir Anton Eberle: „Es lebe das Leben, ist wohlgetan!“

Rechts am Abhang erhebt sich ein kleiner Hügel, gekrönt von einer Lärchengruppe; gewaltige Steinblöcke dazwischen. Es sind die letzten Zeugen einer andern Zeit, wo noch der Gletscher die Moräne bis hierher vorschob und vielleicht auf diesen Steintrümmern der Eisranunkel blühte. Diese Blumen, die jetzt die Felder schmücken, sind ein jüngeres Geschlecht, die ältere Schöpfung hat sich zurückgezogen auf die einsamen Höhen, wo sie ruhig und heiter auf das Gebiet niederblickt, das sie einst beherrschte. Und ein noch älteres Geschlecht, dessen Dasein kein Chronologe berechnet, hat seine Spuren hinterlassen in dem schwarzen Schieferlager auf dem Joche uns gegenüber. Ihre Reste sind uns in dem kohligen Mulm erhalten, der als Nößlacher Erde gegraben und vom Aerar zum Färben des Tabaks verwendet wird. Als diese Pflanzen grünten und

blühten, leuchtete eine tropische Sonne über Tirol, kein Berg ragte empor, sondern flache Gestade, umhüllt von warmen Dünsten, zogen sich am Meeresbecken hin. „Ja, die Welt ist alt!“ meinte ein Senner und erzählte vom Nörggele, einem Zwerge mit grauem Bart und Haar, den man von Zeit zu Zeit auf dem Joche sitzen sieht. „Dreimal denkt mir's,“ sagte er zu einem Jäger, „daß, wo jetzt der Inn fließt, Wald und See und dann wieder Stadt und Feld ist!“ — Jener fragte: „Wird's dir denn nicht zu lang? Verleidet dir denn das Leben nicht?“ Der Alte lächelte: „Leben tut man immer gern; wirst es auch merken, wenn du einmal ein Grauschimmel bist!“ So enthält die Sage des Volkes eine Kosmologie, die gleichsam träumend ahnte, was die Wissenschaft erst nach langer Untersuchung erforschen sollte.

Der Wanderer laß' es sich nicht gereuen, von der Landstraße ein Viertelstündchen ins Trinsertal abzuweichen, unser Plätzchen unter den Lärchenbäumen links am Bache wird ihn durch seine prachtvolle Fernsicht belohnen. Das Eigentümliche des Panoramas liegt in den gewaltigen Felskulissen zu beiden Seiten, während den Hintergrund große Gletscher abschließen. Die Mannigfaltigkeit der Formen entsteht durch die Verschiedenheit der Gesteine: die prallen Kalkwände schmückt kaum ein schmales Grasband, indes der Schwarzfels, der ihnen zur Unterlage dient, üppige Wälder und Almen nährt. Rechts erhebt sich über all die Eiskuppeln der Habicht, dem an Schönheit kaum ein Berg zu vergleichen sein dürfte. Die Bauern halten ihn für den dritthöchsten des Landes; trigonometrische Messungen

bestätigen dies nicht, doch läßt ihn die freie Stellung und die Form höher erscheinen als andere Berge, welche dieses Vorzugs entbehren. Die Aussicht übertrifft wohl viele der berühmtesten Punkte; bis zur fernen Etsch öffnet sich alles Land. Von Gschnitz, wo man jedoch in der Kneipe schlechte Unterkunft findet, ist er leicht zu ersteigen. Die ersten Damen, welche seinen Gipfel erreichten, waren die Gräfinnen Sarnthein. Das erste Dorf, nicht gar weit von uns, heißt Trins; nach einem heftigen Brande kaum aufgebaut, wurde es im März von einer schrecklichen Lawine bedroht. Den Trinsern sagen die Nachbarn manches nach, insbesondere bei der Feuersbrunst von Steinach hätten sie sich in einer Weise benommen, die ich nicht schildern mag, weil ich Trins noch einmal besuchen will. Ich füge dafür ein Geschichtlein aus der grauen Vorzeit, wie es mir ein Bauer erzählte, bei.

„Die Trinser sind stets ein wüstes Volk gewesen, jetzt nicht minder als in alten Tagen. Einst spielten ihre Buben Hängens, einer zog den andern am Baume auf und ließ ihn so lange zappeln, bis er für die Ewigkeit fertig war. Als nun Sonntags darauf der Vater des Getöteten den unglücklichen Mörder in der Kirche erblickte, entbrannte sein Herz von wahnsinnigem Zorn, er vergaß der Heiligkeit der Stätte und stürzte auf ihn los. Dem wollte nun auch sein Vater helfen und so zogen sie den Buben jeder bei einem Fuße hin und her, bis er unter schrecklichem Geheul entzwei gerissen war. Dann entstand in der Kirche ein solches Schlagen und Raufen, daß von allen Bänken Blut floß und der Teufel hellauf durchs Fenster lachte. Der Bischof tat die Ge-

meinde ob des ungeheuren Frevels in Bann und erst nach Jahren wurde in der neugeweihten Kirche wieder Messe gelesen." Auch in Tirol beklecksen die Nachbarn einander gern. So sagen die Innsbrucker von den Hallern, sie hätten am Himmelfahrtstag, als ihnen der hölzerne Christus vom Altar gefallen und zerbrochen war, diesen in einem Salzkübel emporgezogen, wofür die ehrsamen Bürger von Hall spottweise noch jetzt Hallerkübel genannt werden. Die Haller haben jedoch den Innsbruckern heimgezahlt. Es sei einmal lang Winter gewesen und die Innsbrucker hätten sich nach den Lenzvögeln gesehnt. Weil weder Lerche noch Schwalbe den Mund auftat, hätten sie einen Karpfen in ein Vogelbauer gesteckt und gewartet, ob er nicht singe? Da begann er nach Luft zu schnappen und alles schrie und klatschte: „Jetzt fängt er an, jetzt fängt er an!" Er war aber indes erstickt. Deswegen heißen die Innsbrucker Karpfensinger. Da schon die Nacht anbricht, so erzählen wir dem Leser ein andermal Proben aus der tirolischen Trutznachtigall und kehren jetzt zum Wilden zurück.

Schmirn, Dux, Pfitsch

Hinter Steinach verengt sich das Tal; kaum windet sich die Straße neben der schäumenden Sill hin, so nahe rücken graue Schieferfelsen, welche Mauerpfeffer, feinblättriges Fingerkraut und die Ranken von Erdbeeren und Waldreben schmücken. Bei Stafflach stehen wir am Eingang des Tales von St. Jodok. Hinter diesem anmutigen Dörflein gabelt sich das Tal noch einmal: links Schmirn, rechts Valls, beide ähnlich an Schönheit der Landschaft und Bevölkerung, welche ebenso brav und wacker ist, wie die von Navis. Der Pfad steigt allmählich steiler an; tief unten der Wildbach, rechts ein Hang von mürbem Schiefer, der bei längerem Regen abschlüpft und nicht selten den Weg zerstört. Bald erweitert sich Schmirn: im Hintergrund die gewohnte Gletscherszenerie, beiderseits Wälder und Wiesen. Das Wirtshaus war ziemlich mittelmäßig und doch wäre hier ein Platz für ein erträgliches Geschäft. Durch Schmirn führt nämlich ein bequemer Weg ins Dux- und Zillertal, der häufig von Touristen betreten wird. Ich bin zwar durchaus nicht für die modernen Raubburgen der

Schweiz und am Rhein; wer von einem Joch kommt, sucht nicht den Komfort eines Hotels, der Hunger würzt die einfache Speise und die Ermüdung läßt gern elastische Federmatratzen vergessen. Aber in diesen abgelegenen Tälern sehen die Wirtinnen bisweilen aus, als wären sie zuerst in Kot getunkt und dann in schmierigem Tran gebacken, daß einem alle Lust zu Essen, Trinken und Schlafen vergeht. Bekannten gewährte einst der Kurat von Schmirn, ein würdiger Greis, Unterkunft; abgeschlossen in einen engen Erdwinkel, freut er sich, etwas von der Welt draußen zu hören; wenn wir aber ins Dur wollen, dürfen wir ihn nicht aufsuchen, sonst hält er uns lange beim Wein zurück oder trägt gar der Köchin auf, ein Huhn zu braten, damit es auf dem Berg an Zehrung nicht fehle. Noch in alten Tagen faßte ihn Sehnsucht nach der Meereskönigin Venedig, von der er so viel gelesen; er will den Stab ergreifen und sich auf den Weg machen. Ihm verdankt die Wallfahrt zur kalten Herberg, deren Kirchlein wir dort zwischen den Föhren sehen, den Aufschwung. Er bat mich einmal in liebenswürdiger Einfalt, doch ja diese Stelle auf meiner Karte zu bezeichnen, der lieben Gottesmutter zu Ehren, weil sie mich bisher auf mancher gefährlichen Wanderung gesund und stark erhalten. Ich gab ihm gerührt die Hand und habe den Platz eingetragen. Der Kurat ist längst tot und verschollen.

Durch Wälder und Wiesen an netten Häusern vorbei, in die hier und da erschreckt ein rotbackiges Kind läuft und nach der Mutter schreit, gelangt man zu einer engen Schlucht. Nur Senner oder Schütz besucht sie, bisweilen auch ein Kristallgräber, der nach Quarz

und Adular späht. Weil sich Ausbeute hoffen ließ, beschloß ich hier den Uebergang ins Dur zu wählen. Ich wurde nicht getäuscht und genoß überdies, als ich an den Tharntaler Köfeln vorbeischritt, einen umfassenden Ueberblick auf die Eiswelt der Zillertaler Gletscher. Auch hier liegt in einer Mulde einer jener dunkelgrünen tiefen Seen, die, von Eiswassern genährt, ohne lebendes Wesen so unheimlichen Zauber üben, daß man sich nicht wundert, wenn an ihrem Rande manch düstere Sage spielt. Der Botaniker pflückt hier die seltensten Moose und neben dem tiefroten oder weißen Eisranunkel die Gletschernelke zwischen ganzen Beeten von blauem Speik, dessen Harzduft die Lüfte weithin entführen. Klettert man abwärts, so gelangt man in eine Senkung, an deren Lehne Schutt und Wiesen wechseln. Die Rinne ist mit Schnee ausgefüllt; man sei aber hier und in andern Fällen sehr vorsichtig, denn ist's auch bequemer dort zu gehen als auf dem Gerölle, so hat sich doch der Bach darunter einen gewölbten Tunnel gegraben, der Fuß bricht ein und du stürzest mit der trügerischen Brücke auf kantige Steinblöcke, um vielleicht die Reise gar nicht mehr oder ächzend und stöhnend mit gebrochenen Gliedern auf einer Tragbahre von Tannenästen fortzusetzen. Eine Gefahr anderer Art droht von den Hörnern der Stiere. Die Bursche sind auf der fetten Almweide übermütig geworden und stürzen vorzüglich auf bunte Farben los. Da mußte schon mancher, wie Hektor um Troja, um einen Heustadel laufen oder als unfreiwillige Vedette auf einem Baumast kauern, bis ihn der Senner spöttisch lächelnd erlöste. Man tut daher am besten, Kleider in Schnitt und Farbe wie die der Hirten zu

tragen. Uebrigens greift das wilde Tier selbst seine Pfleger an und nicht jeder tut es dem Herkules nach:

Jetzo des gelblichen Löwen getrocknete Hülle bemerkend,
Stürzt auf Herakles der Stier, der seiner geblieben nicht achtlos,
Ihm in die Seite zu bohren das Haupt und die wuchtige Stirne.
Doch ihn packte der Held mit gewaltiger Hand in dem Anlauf,
Rasch an dem Horn linkwärts und bog ihm den Nacken zur Erde,
Schwer wie er war, und stieß ihn zurück nach hinten noch einmal,
Hart mit der Schulter ihn drängend, und lange gedehnt aus den Sehnen
Hob an dem oberen Arm der Muskel sich stramm in die Höhe.

(Theokrit.)

Tschudi erzählt das gleiche von einem Schweizer Senner; die nämliche Geschichte ist übrigens in einem viel älteren Buche auch aus dem Zillertal ausführlich beschrieben.

Lanersbach, den Hauptort von Dux, erreicht man leicht vor Sonnenuntergang. So manches Jahr ist verflossen, daß ich zum letztenmal hier gewesen; mein Kamerad aus jenen Tagen, Heinrich Erler, ist Probst zu Innichen geworden; da sind die Duxer stolz darauf, daß sie es einmal zu einem hochwürdigen Herrn gebracht, was bis jetzt im Tale unerhört war. Der alte Duxerwirt ist auch tot, an dem der Kaiser Franz eine solche Freude hatte, wenn er beim Defilieren vor der Hofburg die Knie bis zur Brust emporzog und das grüne Hütlein schwang. Ein anderer Schützenhauptmann aus dem Unterland kommandierte bei derselben Gelegenheit anstatt: „Front!" — „Mit dem A*sch an die Bäume!" Auch den Kaiser Ferdinand halfen die Duxer hüten, als er 1848 von Wien flüchtete. Man erzählt ein köstliches Geschichtchen. Eine solche Schildwache stand vor der

Tür und hatte wohlgemut die Flasche in der Hand, als der Monarch heraustrat. „He du," schrie er ihn an, „wenn du der Kaiser bist, soll ich präsentieren, aber die Flasche mußt du mir derweil halten!" Der Kaiser nahm herzlich lachend die Flasche und jener tat seine militärische Schuldigkeit. Jetzt ist dem Durer Hauptmann längst der Sohn gefolgt, seine Schwester bedient die Gäste; ein Mädchen von hübschen, freundlichen Zügen, jedoch bei sonst wohlproportionierten Gliedern von solcher Größe, daß sie ohne weiteres der heilige Christoph zur Braut erkoren hätte.

Tags darauf schlug ich den Weg nach Hinterdux ein, diesem Smaragd im Gletschereise. Es fließt hier eine warme Quelle, die im Badhause zum Wohl kranker Bauern verwendet wird. Jetzt kommen hier und da auch Herrenleute, vielleicht mehr angezogen vom Reiz dieses wunderlieben Erdfleckes als von der Najade des Ortes. Die Pflege ist so gut, als man es in dieser abgelegenen Gegend fordern kann. Ich ging ohne Aufenthalt über das sehr betretene Kreuzjoch nach Schmirn zurück, bog jedoch, ehe ich den Widdum erreicht, in das Wildlahner Tal, welches an herabhängenden Gletscherfetzen vorbei quer nach Valls leitet. Der Abhang ist zu beiden Seiten stark geböscht und baumlos, so daß die Lawinen nirgends ein Widerhalt in ihrem Sturmesgange hemmt. Die Gegend hat wohl davon den Namen, denn Lahn heißt so viel als Lawine. Im Sommer sind diese Abhänge mit üppigen Almkräutern bewachsen, die sorgfältig gemäht und von den fleißigen Bauern in Bürden gebunden auf dem Rücken zu kleinen Stadeln geschleppt werden. Die Anzahl der Pflanzenarten, die den

Teppich dieser Wiesen zusammensetzen, ist verhältnismäßig eben so gering, wie im Flachland, doch zeichnen sich diese Blumen durch Farbe und Duft vor ihren Schwestern in der Ebene aus. Im ersten Frühling öffnen sich die tiefblauen Kelche des Enzians; hier und da schaut einer aus Runsen, wo der Schnee noch später schmolz; am Rande des Bächleins prangen dicht gedrängt die Büsche einer zierlichen Saxifraga von gelbroter Farbe, während eine andere aus grauer Blattrosette schneeweiße Blütendolden treibt, jedoch am liebsten trockene Steinspalten aufsucht. Die heilsame Arnika, deren Wirkung freilich der Bauer kaum beachtet, blüht überall in Menge; dazwischen erheben sich zahlreiche Aehren der Gattung Stendel mit den kleinen sonderbaren Blüten, denen sich keine andere Form vergleicht. Am geschätztesten ist der Brunell — sowohl wegen des Vanillegeruchs als wegen der tief purpurnen Farbe, ähnlich der des Edelgranaten. Man setzt sich von Zeit zu Zeit gern nieder, diese Fülle zu überschauen, vom Gletscher weht ein erfrischender Wind und kühlt das schweißige Antlitz. Wie Schanzen legen sich Querriegel von Gneisblöcken, deren Kanten mehr oder minder gerundet sind, durch das Tal; sie bezeichnen die Grenze des allmählichen Rückzugs oder Stillstands der Gletscher. Ehe wir an die letzte Moräne derselben gelangen, werfen wir einen flüchtigen Blick in die Spalte, die der Bach vertieft hat. Sie ist so eng, daß ein verwegener Springer leicht hinübersetzen möchte, wenn er nicht mit den Trümmern des morschen Randes, der keinen festen Ansatz der Ferse erträgt, in den Abgrund kollern würde. Steinbrech, Leinkraut, hier und da ein Strauß Alpen-

rosen wachsen an den schattigen Wänden; wer es wagt, kann weiter oben hineinklettern und ein Stöcklein Jochraute, die der Tiroler für die edelste Almpflanze hält, mit zitternder Hand aus der Spalte reißen. Dieses Gewächs ist unansehnlich, nach Gattung und Aussehen dem Wermut verwandt: eine Wurzel treibt schlanke Stengel mit graufilzigen, zerschlitzten Blättchen, oft 20—30, an denen gelblichweiße Blütenköpfchen ährenförmig sitzen; sie verbreiten ein würziges Arom und bewahren es auch getrocknet. Besonders am Himmelfahrtstage sucht jeder Senner einen Stock, je größer desto rühmlicher, und steckt ihn samt Wurzeln und Blättern auf den Hut. Die Leute sind so erpicht darauf, daß mancher beim Klettern schon Leib und Leben gewagt und verloren hat. Oft lassen sich die Bursche an Seilen in den Abgrund, ziehen sich mit einem Haken an die Wand und holen so das seltene Kraut. „Traust du dich um eine Jochraute?“ lautet die Aufforderung an solche, deren Sicherheit im Klettern bezweifelt wird. Der Zögernde kann hören: „Steigst wohl etwa nur dort hin, wo auch eine wampige Kuh grast oder ein altes Weib Kranawettbeeren klaubt.“ Das Wasser des Baches ist milchig und kalt; doch taugt es dort, wo es aus dem Eise hervorbricht, nicht zum Trinken, weil ihm der Gehalt an Kohlensäure fehlt, der unsere Quellen so schmackhaft macht und verursacht leicht heftige Kolik, weswegen es in der Bauernmedizin eine große Rolle spielt. Prosit! wer's vertragen kann.

Der Grat, der Valls und Pfitsch scheidet, ist im Verhältnis zu den nahen vergletscherten Gipfeln niedrig und gewährt daher nur die Ansicht des gegenüberstehen-

den Bergwalles mit seinen tiefen Einrissen. Er setzt das nordwestliche Gehänge des Brenner Passes fort. Sein Kern besteht aus einem schönen Gneis, den ein Mantel von Hornblende und grauem Schiefer abwechselnd mit mächtigen Lagen eines glimmerreichen Kalkes von weißer und grauer Farbe umzieht. Man bricht und verarbeitet ihn auf mehreren Schleifmühlen als Marmor. Der Gneis ist zertrümmert und fürchterlich zerklüftet. Die scharfkantigen Blöcke balanzieren oft in der wunderlichsten Weise übereinander und haben meistens sehr groteske Gestalten, die im Munde des Volkes eigene Benennungen veranlaßten. So sehen wir dort einen riesigen Kraxenträger gebückt seine Steinlast in Pfitsch schleppen; ihm folgt mit dem Bündel sein versteinertes Weib. Daran knüpft sich dann manche Sage, die wohl mit den Ortsverhältnissen im engsten Zusammenhange steht. Das Klettern ist hier sehr gefährlich, denn bisweilen stört der leiseste Tritt das Gleichgewicht, die Steine klappen wie eine Falle zusammen und zerquetschen die Glieder des Unglücklichen; oder Moos verdeckt eine Spalte, er glitscht aus und stürzt klaftertief in einen Riß, aus dem er sich schwerlich mehr emporrafft. So erging es einem Schützen; auf seinen linken Fuß fiel ein Block und zerschmetterte ihn bis an das Knie; vergebens suchte er ihn unter den fürchterlichsten Qualen herauszuziehen oder die Last wegzuwälzen und schon wollte er abends mit seinem Taschenmesser die Sehnen durchschneiden. „Da," so erzählte er, „hörte ich das Aveläuten von der kalten Herberg; ich verlobte mich inbrünstig zur Mutter Gottes und der Stein, an dem ich mich abgemattet, wich leicht!" Er

kroch auf den Händen zu einem Grat und winkte dort so lang, bis ihn die Hirten abholten.

Auf einem selten betretenen Pfade erreicht man unter großen Beschwerden den Kamm. Erschöpft wirft man sich auf eine Steinplatte, man beachtet kaum die Kette Schneehühner, die schnarrend emporflattern und wendet endlich den Blick, der heute schon so viel Herrliches geschaut, gegen den Hintergrund des Pfitsch. Und diese Aussicht wird alle Mühe lohnen. Als hätt' es der größte Künstler gedacht, so schön sind die Berge gruppiert, so edel und schwungvoll die Linien. Es ist Gneis und Glimmerschiefer, der sie zusammensetzt; so weit nicht blendendes Eis alles umhüllt, sieht man die Tafeln desselben senkrecht aufgerichtet. Uns zu Füßen liegt eine breite Terrasse, die sich vor dem steilen Absturz des Grates meilenlang fast eben ausdehnt und auf der Fläche, die durch Rünste tief eingerissen ist, Almen und Wälder in reichem Wechsel trägt. Wer hier den ganzen Sommer wohnen könnte, — das wäre ein beständiges Laubhüttenfest! Aber der Landmann, gedrückt von der Last des Tages, genießt wenig von dieser Herrlichkeit, nur selten entringt sich seiner Brust ein lautes Jauchzen. Das Steigen durch eine der Schluchten, wo alle Gesteine in regelmäßiger Aufeinanderfolge bloßgelegt sind, ist für den Mineralogen von höchstem Interesse. Schneeweißer Quarzschiefer wechselt mit feinblättrigem Glimmer und grünem Chlorit. Eingewachsen sind schwarzgrüne Garben Hornblende und faustgroße Granaten; bisweilen findet man Stücke seidenglänzenden Schiefers, durchstreut mit glatten Pyramiden von Magnetit. Pfitsch ist eine Fundgrube von Seltenheiten: Sphen,

Adular, Apatit, Grossular, wasserheller Zirkon, Idokras und Ripidolith. Da gibt es Kristallgräber, die Monate in den Tobeln herumkriechen und Steine sprengen. Die gewonnenen Schätze tragen sie zum Verkauf durch ganz Deutschland, oder wenn ein Fremder kommt, legen sie dieselben auch im Wirtshause zur Schau vor. Glaube aber ja nicht, diese naiven Alpensöhne zu überlisten; schon mancher Mineralog ging aus dem Tale und lachte sich ins Fäustchen, weil es ihm gelungen, den unwissenden Leuten die kostbarsten Dinge um geringes Geld abzuschwatzen. Hintennach erfährt er, daß er diese bei einem Händler in Berlin oder Bonn, die sie in Bausch und Bogen beziehen, um die Hälfte des Preises hätte anschaffen können. Auch auf die Angabe der Fundorte darf man sich nicht verlassen; diese Kristallgräber sind alle miteinander in Verbindung; macht einer zufällig schlechte Ausbeute, so erhält er von dem andern oft aus weit entlegenen Orten Handstücke, die er dann, um der Nachfrage zu genügen und die Kunden zu erhalten, für die Findlinge seiner Heimat ausgibt.

Die Runsen, welche ins Tal führen, sind auch die Bahn für schreckliche Lawinen. Vor einer derselben liegt die alte Kirche von Pfitsch, welche wegen der Gefahr verlassen werden mußte. Das Schiff wurde mehrmals fortgerissen, der Turm, ein gotischer Bau mit durchbrochenem Maßwerk, widerstand stets dem Anprall der Schneemassen. Das letztemal stürmte eine Lawine herab und hüllte ihn bis zum Schallloch ein, in das eine losgerissene Föhre geschleudert wurde. —

Müde von der Anstrengung des Weges, erschöpft und hungrig fragte ich nach dem Wirtshaus. Dieses

war leicht zu finden, schwerer jedoch die Wirtin. Ich umschlich, wie der Fuchs den Taubenstall, das ganze Haus; da war nirgends ein Loch oder eine Luke, wo man hätte hineinschlüpfen können. Es schien alles ausgestorben. Endlich bedeutete mir ein Mädchen, die Leute seien auf dem Feld, Grummet zu mähen, dort, etwa eine Viertelstunde vom Hause weg. Ich band mein Schnupftuch auf den Bergstock und telegraphierte in der bezeichneten Richtung, nachdem ich der Mäher ansichtig geworden, mit lautem Geschrei. Langsamen Schrittes, das braune, runzlige Gesicht von einem roten Tuch umwickelt, die blaue Schürze vorgebunden, auf der Achsel den Rechen, in der Hand den schweren Schöpfkrug, kam endlich Rebekka dahergewatschelt. „Was ist des Herrn Begehr?" — „Essen, möglichst gut und viel, Wein und ein Bett." — „Letzteres ist da, mit der Kost steht's schlecht!" — „Gstraunfleisch oder G'selchtes?" — „Mehl, Milch und Butter, wenn Ihr einen Schmarrn wollt." — „Da laufen ja Hühner herum." — „Die müssen Hennen werden; wer sollte sie auch kochen?" — „Nun, Ihr!" — „Ich weiß mit solchen Vögeln nicht umzugehen, mag sie auch nicht metzgen." — „Das will ich alles selbst tun." — „Wenn Ihr's versteht, ist's was anderes. Ich gebe aber keines weg, vielleicht die Nachbarin dort."

Sie ließ mich stehen und ging in das Haus nebenan. Bald darauf erschien sie mit der Bäuerin; diese hatte ein Huhn unter den Armen und maß mich mißtrauischen Auges, vielleicht weil meine Bluse von der heutigen Fahrt eben so viel Löcher hatte als ihre Jacke. „Zahlt Ihr das Hühnchen?" war die erste Frage. — „Alles,

was Ihr verlangt." — „Ist Euch zehn Kreuzer nicht zu viel?" — Ich überreichte schweigend das Geld und erhielt das Huhn. Beide schauten neugierig, was ich tun würde. Gelassen zog ich das Federmesser und stach das Tier als Anatom nach allen Regeln der Kunst ab. Dann ging es in die Küche. Die Wirtin machte Feuer, bald brodelte warmes Wasser, das Huhn wurde gebrüht, abgefedert, ausgeweidet, gewaschen, in Eier und Semmelbröseln getunkt und, weil kein Schmalz vorhanden war, in Butter gebacken. — „Schau," meinte die Wirtin, „jetzt weiß ich doch auch, wie man diese Vögel zurichtet!" Nun ließ ich noch ein paar Eier sieden und setzte mich wohlgemut auf die Holzbank in der Stube, köstlicher schmausend als Odysseus nach langer Fahrt bei Eumäos. Bald kehrten auch Knechte und Mägde vom Feld und freuten sich des Mahles, das nicht lecker bereitet war: Erbsen, Bohnen, Gerste zu einem Brei versotten, als Beigabe steinhartes schwarzes Haferbrot, aus dem die Spelzen hervorragten, daß es im Schlund kratzte, als schluckte man einen Igel. Die Leute dankten fröhlich Gott dem Herrn und ich konnte Betrachtungen anstellen, wie wenig bescheidene Genügsamkeit braucht, um satt zu werden.

Das Bett, das mir zugewiesen wurde, war sauber, wenn auch nicht fein, die Ueberdecke jedoch, wie es bei Bauern Brauch, so schwer, daß ich darunter erstickt wäre, wie der Titan unter dem Aetna, hätt' ich sie nicht über Bord geworfen. — Morgens beim Grau der Dämmerung wurde ich geweckt; ich dachte mir, die Wirtin habe den Kaffee bereitet, sie meinte aber: „Weil Ihr so gut kochen könnt, so richtet den Kaffee auch selbst

zu; wer weiß, ob ich es recht machen würde.“ Das geschah auch. Bei der Bezahlung der Zeche muß ich der naiven Ehrlichkeit dieser Witwe gedenken. Als Schlafgeld verlangte sie zwei Kreuzer, und weil ich zum Frühstück nur anderthalb vertrocknete Semmeln gegessen, wollte sie den halben Kreuzer in Abzug bringen. Ich schenkte das Stück Brot dem Kind nebenan, das es wie eine Delikatesse verschlang. Nun fragte ich, ob vielleicht jemand vorhanden sei, der die zusammengeschleppten Mineralien in einem Korbe tragen wolle? Ihre Tochter, ein halb ausgewachsenes Mädchen, erbot sich dazu; der verlangte Lohn war so gering, daß ich gern noch ein paar Sechserln zulegte.

Auf und an dem Brenner

Außerpfitsch ist schön genug, um dem Wanderer die Tour zu empfehlen, wir wollen jedoch nicht immer landschaftliches Grünzeug auftischen und werfen, ehe wir in das uralte Sterzing gelangen, einen Seitenblick auf jenes Blachfeld, über welches ein leichter Nebel hinwallt. Es ist das Moos, berühmt durch den Sieg Hofers 1809, berühmter noch als Bannplatz, wo jungfräuliche Geister ihre Absage der Liebe und Ehe schwer büßen. Nähert sich in Tirol ein Mädchen den verhängnisvollen dreißig, so heißt es bekanntlich: „Sie reift für das Sterzinger Moos!" Und was treiben denn diese weißgekleideten Schäflein auf so schlechter Weide. Die Nachrichten lauten verschieden; in freien Stunden singen sie mit Frosch und Unke Chor, dann bringen sie Flachssamen zu Haufen, welche eine bestimmte Höhe erreichen sollen, eine Arbeit, so vergebens wie jene des Sysiphus oder der Danaiden, denn die glatten Körnlein rutschen stets übereinander ab, ooder sie müssen für Mücken Strümpfe stricken, von denen bis jetzt schwerlich ein Paar fertig wurde. Nebstbei leiden sie aber auch die Qualen des Tantalus. Dort auf jenem himmelnahen Berggipfel,

welcher durch die Tallucken herausschaut, sind die alten Junggesellen versammelt, die Kuß und Ehebett mieden und müssen die Wolken hin und her schieben, wie die Iris, wenn sie das Tor des Olymps öffnet oder schließt. Das Moos war ehedem ein See, welcher, allmählich durch den Gebirgsschutt der Seitentäler angefüllt, zum Sumpf wurde, nun aber längst wieder ausgetrocknet und neuerlich Kulturland geworden ist. —

Das Aeußere Sterzings zeigt nicht, wie schicksalsreich diese Stadt ist. Hier besiegten die Römer nach heftigen Kämpfen das Volk des Tales. Der Hofpoet Horaz singt:

> Drusus genaunos, implacidum genus,
> Brennotque veloces et arces
> Alpibus impositas tremendis
> Dejecit acer plus vice simplici."

Wir dürfen nicht zweifeln, daß hinter so viel Glanz nur ein kleines Kerzlein flackert, denn im Bulletinschreiben haben es, wie Mommsen darlegt, die Römer der Spätzeit eben so weit gebracht, als die Franken des großen Kaiserreichs. Liest man die Völkernamen des Horaz, so fragt man verwundert, wo denn die Leute in den engen Schluchten Kost und Quartier hergenommen hätten, um zu Nationen heranzuwachsen. Der B r e n n e r mit den flinken Bewohnern zählt jetzt 120 Feuerstellen, noch weniger, wenn man das Seitental Venna und Padaun mit dem Bauernhof Hochgenäun abzieht. Was Drusus besiegte, kann nur der Landsturm der nächsten Gaue gewesen sein: des Wipptals mit seinen Zweigen. Welchen Stammes die Bewohner waren, mögen die Gelehrten ausfechten; die einen sehen überall

Kelten, die andern, der wackere Steub an der Spitze, Etrusker; auf diese werden die sonderbaren Ortsnamen bezogen, die zu keiner Sprache passen und, wie Bergspitzen aus einer Ueberschwemmung, unerklärbar aus den verstummten Volkswogen, die stiegen und sanken, in unsere Tage herüberragen. Man hört diese seltsamen Laute bis tief ins Unterland und nicht viel Jahrhunderte vergingen, seit S t u b a i in nächster Nähe Innsbrucks romanisch redete. Die Geräte, welche allerorts im Lande gefunden wurden und die Schaukästen des Innsbrucker Museums füllen, bringen auch kein Licht, nur Stoff zu neuer Fehde. Nur die Welschen wußten aus all' dem ein greifbares Resultat zu gewinnen; die Trienter Gelehrten und Ideologen schmiedeten Waffen daraus, um zu beweisen, daß Tirol italienischer Boden sei und, durch die Barbaren den Rhäto-Etruskern entrissen, nach uraltem Anspruche eigentlich zu Italien gehöre; man wolle ihn jedoch fahren lassen und Gnade für Recht gewährend, diesen Boden nur bis zum Brenner beanspruchen. Im Jahre 1848 haben sich unsere Schützen für diese Huld mit ihren Stutzen zu Trient bedankt. Uebrigens wußten die Römer die Lage Sterzings, welches den Weg über den Jaufen nach Meran und das Penserjoch in einen Knoten zusammen faßt, zu würdigen; sie vergrößerten die Stadt und weihten sie dem Schutze ihrer Götter; insbesondere wurden dem Mithras Altäre gebaut, deren Reste sich erhalten haben. Die Seitentäler sind reich an Erzen; diese wurden zu Silbermünzen geprägt, daher Sterzings Name von Sesterzen. Der römischen Weltherrlichkeit machten die Goten ein Ende; G o s s e n s a ß am Eingang der Schlucht des

Eisak soll das etymologische Andenken ihrer Niederlassung sein.

Es ist wohl in keiner Provinz Deutschlands, geschweige der österreichischen Monarchie, von so vielen und so viel Sagensammlerei getrieben worden als in Tirol, und man hat, was man dem Mund des Volkes entquetschte, wie Kraut und Rüben unbesehen in den großen Topf deutscher Mythologie geworfen; wer aber, wenn ich so sagen darf, ein naturforschendes Auge für die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Talbewohner hat, muß, abgesehen von jeder Geschichte, deren Aufzeichnungen zwar dunkel, aber nicht so dunkel sind, jeden Schluß zu verbieten, die Beobachtung bestätigen, daß hier nicht bloß Verwandtes, sondern auch Entgegengesetztes in unmittelbarer Nähe gedieh. Weit entfernt, den Sagensammlern ihr Verdienst zu bestreiten, möchte ich doch diesen Herren raten, ehe sie erklären und dem anderweit entdeckten unterordnen, doch ja ein bißchen auf den Ursprung der Dinge zurückzugehen und dabei nicht bloß Grimms Mythologie, sondern auch die römischen Altertümer, Steubs Etrusker, die Schriften der Keltomanen und die Ausgrabungen zu berücksichtigen. Es würde dann freilich nicht jedes Jahr ein neues Buch zum Drucke fertig, welches man allenfalls einem hohen Herrn dediziert, die Wissenschaft hätte aber nicht bloß neuen Rohstoff gewonnen. Es geht mit dem poetischen Wert dieser Sagen auch nicht viel anders; manchmal gemahnt es uns, als träte man nach langer Wanderung über öden Gebirgsschutt an eine heimliche Quelle: dunkel und tief blickt sie dir entgegen, den Rand kränzen seltene Blumen und Moose; weit häufiger gehört

jedoch der Appetitus spurius eines Liebhabers dazu, um jeden Brocken von der Tafel der Vorwelt, dem man gar nicht mehr ansieht, ob Fisch oder Fleisch, schmackhaft zu finden. Man verzeihe diesen Absprung von den Goten zur deutschen Sage; er führt uns zur Kunst des Mittelalters.

Da war Sterzing ein Stapelplatz tirolischen Handels und der Mittelpunkt vieler Bergwerke; großer Reichtum häufte sich, adelige Geschlechter wählten hier den Ansitz, Fürsten kehrten ein und die Stände Tirols tagten mehr als einmal in seinen Mauern. Auch Kunst und Poesie warfen ihren Glanz auf die ehrwürdige Stadt; hier wirkte jener Maler Vigil Raber, dem Benedict Debs, der berühmte Notist und Bassist aus Ingolstadt vor seinem Tode zu Bozen (1512) Handschriften mittelalterlicher Dramen schenkte. Er führte zu Sterzing 1496 und 1503 die große Passion auf, dann 1512 zu Bozen und vielleicht auch zu Fleims und Trient, wo man jetzt nur welsch verstehen will. Es muß damals ein reges Leben in diesen Bergen geherrscht haben; kaum war der letzte Harfenton Oswalds von Wolkenstein verklungen, so erblühte die Knospe des Volksdramas am Inn, Eisak und der Etsch; zur Vollendung gedieh sie hier so wenig, als im übrigen Deutschland. Wer denkt hier nicht an unsere Dome, die auch als unfertige Wracks in die Gegenwart schauen, welche zwar ihren Kunstwert würdigt, während der Geist, aus dem sie emporstiegen, verweht ist. Alle Versuche von Epigonen können die Erinnerung an ihn wachrufen, aber das Rad der Zeit wird nichts zurückbewegen.

Von Sterzing zum Brenner hat man rechts und links Tannenwälder; die Gegend, in welcher vorzüglich Hafer gedeiht, zeigt einen ganz nordischen Charakter. Bald tut sich das Pflerschtal mit seinem Gletscherhintergrund und den prallen Kalkwänden des Tribulaun auf. Gehen wir weiter vorwärts, so erhebt sich rechts über dunkeln Föhren ein schlanker Wartturm, umgeben von den Trümmern einer Burg. Hier nahm Räuberhand den Zoll von den Kaufleuten, welche auf den Markt zogen und den Geleitschein zu lösen vergessen hatten. Einige Schritte um den waldigen Vorsprung und das Dorf Gossensaß steigt vor uns empor. Die altertümlichen Gebäude deuten (im Gegensatz zu den neuen Hotels und Fremdenpensionen) auf Verhältnisse, die nicht mehr bestehen; fast über jeder Türe sieht man Fäustl und Meißel abgebildet, darunter ein großes Stück Kupfererz, welches an der Luft verwitternd die Mauer mit grünen Striemen färbt. Das sind die Reste des berühmten Bergbaues von Gossensaß. Wer wissen will, welche Erze brachen, mag hier mit einer Leiter hinaufsteigen und nachschauen; die Stollen sind verschüttet, die Schächte ersäuft und nur eine schöne gotische Kapelle zeugt vom Reichtum der Knappen, aber nicht von ihrer Frömmigkeit. Gerade wie zu Navis war ihr gieriges Auge zu weit für die gewonnenen Schätze. Umsonst warnte sie ein fremder Eremit, sie lachten sein und hämmerten. Da kam das Christfest. Wohl hatten sie die Messe versäumt, aber nicht das Wirtshaus; singend und jubelnd suchten sie die Stollen auf; am Eingang stand der Alte und warnte. Vergebens! Sie ergriffen Grubenlicht und Fäustl und schoben die Karren ins Ge-

leise. Da krachte und donnerte es, über die Flanke des Berges schleuderte eine Lawine ungeheure Steintrümmer und das reiche Bergwerk war verschüttet für immer. Als Zeichen des Uebermutes findet man noch hie und da einen silbernen Nagel, wie sie die Knappen statt der eisernen in die Schuhe schlugen. Zu Gossensaß lebte auch ein kunstvoller Schmied, der Rittern und Reisigen die Harnische ausflickte und ihren Rossen das Eisen bloß auf den Huf legte und es blieb fest, ohne daß er es annagelte. „Der kann's wie der Schmied von Gossensaß!" sagt man noch, wenn einer recht gut mit Hammer und Zange umzugehen weiß. Scheffel scheint das in seinem Ekkehard aufgegriffen zu haben, denn er verlegt die Esse des mittelalterlichen Dädalus Wieland hieher.

Schon in der Hauptstraße von Gossensaß beginnt der Anstieg des Brenners. Frisch und schäumend springt der Eisak dem Wanderer entgegen, bald rechts, bald links vom Wege, welchen vorspringende Felsen der Schlucht oft zwingen, über eine Brücke die Richtung zu ändern. Die Landschaft ist ziemlich einförmig, zu beiden Seiten hindern düstere Abhänge die Fernsicht, hie und da taucht ein grotesker Schrofen, wie die Nornspitze, welche man der Aussicht wegen besteigen kann, aus den Tannen, durch die Furchen fließen kleine Wasseradern und suchen die größeren Bäche. Der Paß ist im grauen Schiefer eingeschnitten, und weil er der Richtung des Streichens der Schichten folgt, so hat man auf der einen Seite die ungeheuren Tafeln des Gesteins, welche vom Berggrat bis zur Paßtiefe stark geböscht niederfallen, auf der andern die Köpfe desselben, zu prallen Wänden aufgerichtet. Hat man die Höhe er-

reicht, so erweitert sich das Tal etwa auf 50 Schritte zu einer moosigen Fläche, die sich stundenlang ohne merkliche Hebung oder Senkung in die Länge zieht, so daß selbst das Wasser verlegen ist, ob es zum Inn oder zur Etsch abfließen soll. Dies ist die berühmte Scheide zwischen Nord und Süd, lang genug, daß die Deutschen und die Welschen, wenn quer in der Mitte der Schlagbaum gesetzt würde, beiderseits außer Kanonenschußweite feste Klausen zur Sperre anlegen könnten, die weder von dem einen noch dem andern Teile zu umgehen wären; denn bis zum Radstätter Thauern östlich und bis zur Finstermünz westwärts ist kein Weg für einen Soldaten, sei er auch noch so leicht gerüstet; über den Oetztaler Ferner und das Halsel im Zillertal wagt gewiß nie eine Truppe den Marsch. Verteidigen Schützen den Brenner, so ist es unmöglich, den Paß zu durchbrechen, weil man nicht bloß das Tal, sondern auch eine Gebirgswand von der andern beschießen kann. Von Brixen bis Innsbruck — wo in der Welt ist ein Defilé, das solche strategische Wichtigkeit, solche Bedeutung für den Völkerverkehr hätte? Der Brenner verknüpft Deutschland und Italien, durch ihn wird die Tiefebene des Po zum Glacis Deutschlands und deswegen erhält Deutschland an den Eisenschienen der Brennerbahn ein kostbareres Geschenk, als wenn ihm die goldene Krone von Rom geboten würde, deren magischer Glanz die alten Kaiser durch diese Schluchten ins Verderben lockte. Geschenk? Nein! Es ist die Notwendigkeit, welche diese Bahn schafft und durch den Bau derselben beweist Oesterreich, daß es deutsch ist, denn diese Bahn läßt Wien, das Zentrum der Monarchie, seitwärts und führt

in das Zentrum Deutschlands. Oesterreich beweist dadurch, daß es sich zu Deutschland rechnet; möge es sich in Deutschland nicht verrechnet haben! Bezwingt auch geschichtliche Notwendigkeit im Laufe der Zeiten jede Gefühlspolitik aus Haß oder Liebe, so kann letztere doch den stetigen Gang der Entwicklung hemmen und Deutschland trägt noch gegenwärtig die Folgen davon, daß sich Oesterreich selbstgenügsam abschloß. Verstimmungen müssen schwinden, seien sie alt oder neu; Deutschland und Oesterreich werden mächtig und groß in die Zukunft schauen, bis an dem letzten Tage der Dinge mit dem Naturleben dieser Erdepoche auch das Völkerleben in Nacht versinkt.

Durch die Eisenbahnen und als Knotenpunkt derselben wird Verona die Metropole Oberitaliens und für Deutschland ein ebenso wichtiger Waffenplatz, als es Straßburg wäre, wenn ob diesem auch ein Dietrich von Bern den leuchtenden Reichsschild mit dem Kaiseraar gehalten hätte. Die natürliche Grenze Deutschlands ist und bleibt Mincio und Po, wer vom Isonzo redet und allenfalls einem neuen Aquileja, welches daselbst zum Schutze Deutschlands gebaut werden soll, ward entweder durch das Alter zum Schwachkopf oder ist ein Landesverräter, den man im Sumpf ersticken, oder ein Narr, den man in ein kosmopolitisches Irrenhaus stecken soll. Schmach genug, daß die eiserne Krone der Lombarden, welche so viele deutsche Fürsten ruhmvoll getragen, in acht Wochen verloren ging, während Preußen diplomatische Maulaffen feil hielt; denn nur zu bald wird sich die bekannte Tigertatze über den Rhein und Mincio strecken, trotz des faulen Friedens.

Die Bedeutung des Brenners als Handelsstraße zu besprechen, ist überflüssig; ein Blick auf die Karte zeigt, daß er die Mitte Deutschlands und Oberitaliens senkrecht verknüpft. Innsbruck hat 1800 Fuß Meereshöhe, der Schönberg 3000 Fuß, Steinach 3200, Gries 3620, die Wasserscheide des Brenners 4375, Gossensaß 3300, Sterzing 2900, Mauls 2700, Brixen 1800 Fuß. Der Paß ist aber auch im Vergleich zu andern sehr niedrig. Der Mont Cenis liegt 6360 Fuß, der kleine Bernhard 7476, der Simplon 6174, der Gotthard 6390, der Splügen 5890, der Radstätter Tauern 4800, der Stelvio 8663 Fuß über dem Meere.

Der Brenner-Paß ist ein Hochtal, durch welches einzelne Höfe zerstreut sind. Die Bewohner nähren sich von Viehzucht und Straßenbau, ein beschwerlicher und gefährlicher Erwerb. Denn die Höhe des Brenners fällt in eine Luftregion, wo die atmosphärischen Niederschläge am stärksten sind und läßt zugleich dem Nord- und Südwind freie Gasse, so daß wohl nirgends so dichtes Schneegestöber die Luft verfinstert als hier. Dann klärt sich der Himmel und der leiseste Peitschenknall erweckt Lawinen und verschüttet Roß und Mann. Vor einigen Jahren fuhr ein schwerer Frachtwagen durch, plötzlich krachte es, der Mann, welcher der Vorspann vorausschritt, sah sich um und hinter ihm lag ein ungeheurer Schneeberg. Es gelang, die Begrabenen lebendig herauszuschaufeln. Im nahen Venna ging ein Jäger auf der Spur der Schneehasen, sein Hündlein lief voran, da stürzte eine Lawine vom Abhang, riß es mit sich in die Tiefe und staute den Bach durch einen Schneewall, so daß jener in Eile darüber klettern mußte, um

nicht zu ertrinken. Das sind die Schrecken der Alpenwelt. Jetzt grünt am Hang der Klee und blüht die Almrose, lichter Sonnenschein umfließt die Höhen, auf denen die Sense blitzt, helles Jauchzen tönt in die Luft und der Pilger, welcher den flüchtigen Schritt nach dem Wunderland Italien lenkt, ahnt nichts vom starren Todesgrauen, das hier den größten Teil des Jahres herrscht. Auf dem Brenner gedeiht nur Hafer, der auch nicht jedesmal reift. Die Quelle, neben der sich ein Badhaus erhebt, war einst berühmter als jetzt. Sie soll eine höhere Temperatur gehabt haben, da man jedoch in ihrer Nähe einen Graben anlegte, floß kaltes Wasser zu und ein großer Teil der Heilkraft ging verloren, oder vielmehr der Glaube daran, der ja auch an anderen berühmten Stätten mehr wirkt, als das Wasser und die Kunst sämtlicher Söhne Aesculaps. Das Posthaus bietet gelegene Unterkunft und treffliche Forellen, bei denen man gern blauen Enzian und Jochveilchen vergißt. Eine Viertelstunde abwärts wird der Paß am engsten, weil sich die Sill, ehe sie ins Tal stürzt, zu einem See erweitert, der einst gewiß eine größere Ausdehnung besaß, bevor die benachbarten Gebirgsbäche ihren Schutt auf seinem Boden abluden. Jetzt ist er zum Teil versumpft. Die Felsen, welche aus ihm emporsteigen, die Straße mit den dunkeln Tannen, da und dort ein Häuslein, wie ein Invalid im grauen Wettermantel, der verdrossen auf einen Pfennig wartet, das dunkle Wasser: es ist ein düsteres, fast unheimliches Landschaftsbild, ganz geschaffen für italienische Räubersagen oder als Hintergrund für Hebels Schauderballaden. Indes ist die Sache nicht so arg; du magst ruhig fürbaß

gehen und die finstere Stimmung, in welche dich die Szenerie versetzt, ohne Angst genießen. Die Leute sind zwar wegen ihres losen Mauls berüchtigt und werden dir vielleicht, wenn Gestalt und Kleid etwas Auffälliges zeigen, eine laute Glosse nachrufen; sonst geschieht dir auch nicht das mindeste. Ist man am See vorbei, so treten die Berge auseinander und das Tal fällt mit einer steilen Terrasse, an der sich rechts der Weg hinzieht, gegen den Paß Lueg, wo nur noch ein altertümliches Kirchlein die ehemalige Zollstätte andeutet. Ein Fußpfad, der neben der Sill in die Felder ablenkt, erspart dem Müden ein Viertelstündchen. Am Ausgang der Brennerschlucht liegt das schmucke Dörflein Gries. Die Kirche besitzt Fresken von Arnold, einem akademischen Maler, der seiner Zeit, als man noch nichts vom Wehen des christlich-germanischen Geistes verspürte, gutes Ansehen genoß. Gries ist der beste Platz zur Nachtruhe, wenn man Tags darauf das Tal von Obernberg besuchen will.

Wenn ich angeben sollte, warum gerade dieses Tal, so reizend es auch sein möge, vorzüglich bei den Innsbruckern beliebt ist, während Gegenden, die näher liegen und ihm gewiß an Schönheit gleichkommen, ja es selbst an Großartigkeit weit übertreffen, wie Gschnitz, vernachlässigt werden, so wüßte ich dafür in der Tat keine Ursache als die Salblinge im kleinen See. Gleich am Eingange stehen zwei Mühlen sehr malerisch vor der Enge, welche der Bach mit raschen Sprüngen durchrauscht. In den Alpen, wo den Blick entweder Linien im großen Schwunge oder bizarr gebrochen beherrschen und scharfe Lichtgegensätze fesseln, übersieht man viel

Anmutiges. Wer zählt all die netten Häuschen, aus braunem Holz gezimmert, mit dem zierlichen Söller, durch dessen Latten die Blutnelke guckt oder gelbe Kapuzinerkresse niederhängt! Mit der Gebirgsszenerie, der Architektur und schönen Staffage von Sennern, Rindern und Schafen ist jedoch leider der Baumschlag selten im Einklang. Die Laubwälder fehlen fast gänzlich und die Tannen werden, um Streu zu gewinnen, weil es an Stroh gebricht, gewöhnlich bis an den Gipfel entästet und arg verstümmelt. So auch hier; der unwillige Blick des Forstmanns wendet sich gern wieder zu den Wiesen, die den Bach einsäumen. Bisweilen muß es sich dieser freilich gefallen lassen, in langen Biegungen hinzuschleichen; da deutet jedoch das Wollgras mit seinen schneeweißen Flocken, der gelbe Steinbrech und die rote Blütenähre des Weiderichs darauf hin, daß wir auf Moosboden wandeln, wo nur eingelegte Bretter und Fichtenbohlen unserem Schritte Halt geben. Hier und da muß er auch dulden, daß ein Wildbach, von einem Wolkenbruch geschwellt, sein Bett verschüttet und ihn zu Umwegen zwingt, bis er allmählich den gehäuften Schutt unterwäscht und überströmend die Trümmer weiter wälzt. Die Schutthalden begrüßen Botaniker und Mineralog freudiger als der Landmann; diesem verwüsten sie das Feld, jene ernten Pflanzen und Steine, die er von der höchsten Höhe herabgerissen und nun bequem vor ihren Füßen ausbreitet.

Obernberg vertieft sich im grauen Schiefer, auf diesem lagert im Hintergrunde der Tribulaun und gipfelt in einer Pyramide mit scharfen Kanten und glatten Wänden, fast wie ein Kristall. Er besteht aus

weißem Marmor, der an reiner Farbe und feinem Korn den von Carrara weit übertrifft, nur daß er nicht in Blöcken, sondern in Tafeln bricht, die bloß als Platten für Grabmäler und Mosaikböden taugen. Der Tribulaun spiegelt sich in zwei dunkeln Seen, die dadurch entstanden, daß sich Moränen quer durch das Tal legten und den Abfluß der Gewässer hinderten. Am größeren steht eine Fischerhütte einsam und melancholisch, das Gehäng gegenüber bedeckt Gras und Almkraut und weiterhin zieht bläulicher Rauch durch die Felsen, die über einer Schuttterrasse emporragen: ein Senner siedet Molken. Auf halbem Wege dahin trägt ein öder Felsenkopf viel Edelweiß. Diese weißflaumige Sternblume kennt ja bereits jeder Berliner; nicht daß er sich selbst emporwagte, wo sie am Gletscher von schroffer Wand nickt, die Galanteriewarenhändler zu München lassen sie von kecken Hirten sammeln und da sie getrocknet Jahr und Tag die Farbe behält, wird sie einem Gemsbart als Sträußchen beigefügt, mit dem dann das nächstbeste Herrlein in grauer, grün ausgeschlagener Joppe auf dem Pflaster einer großen Stadt prunkt. Das Dorf liegt am Bach in der Talsohle, aus der sich Gletscherwälle wie Hünengräber erheben; einer derselben trägt die Kirche.

Es war bald Mittag, ich verließ daher das Gebirg, an dessen Flanke ich den Weg zum See gesucht; ein Bauernbüblein von sechs bis sieben Jahren, das müßig herumschlenderte, übernahm es, meine Tasche mit Hammer und Steinen bis ans Wirtshaus zu schleppen. Als wir zur Türe kamen, bot ich ihm einige Kreuzer als Lohn, er schüttelte aber den Kopf und meinte: „Du hast gewiß gute Zigarren, wie sie die Herrenleut' rauchen;

schenke mir lieber eine solche.“ Da ich mir die reine Luft der Alpen nie durch Tabakqualm verderben will, konnte ich seinem Wunsche nicht entsprechen. Der Mißbrauch des Rauchens ist wohl nirgends so verbreitet, wie auf dem Lande in Tirol. Man sieht Knäblein, denen noch der Sauglappen gebührte, die Pfeife im Mund auf der Bank sitzen, ohne daß jemand gegen diesen Unfug eiferte. Ein Bauernweib im Oberinntal gab mir auf meinen Tadel zur Antwort: „Was soll das Geschrei! Raucht der Fratz, so frißt er weniger.“ Da nun alles die Pfeife führt, so ist es leicht begreiflich, daß keine Maßregel der Regierung verhaßter ist als die Erhöhung der Tabakpreise oder das Verbot des Anbaues. Im Jahr 1848 konnte man die Bauern des Oberlandes vorzüglich dadurch zum Ausrücken gegen die Welschen bewegen, daß man ihnen den Anbau des Lauskrautes, dieser schlechtesten Sorte, mit deren Absud man anderwärts das Vieh vom Ungeziefer säubert, gestattete. Als die Gefahr vorüber war, wurde freilich diese Erlaubnis zurückgezogen.

Ich trat in das Wirtshaus. Aus dem Dunkel einer rauchigen Küche kam mir ein Wesen entgegen, starrend vor Schmutz und die Haare zerzaust, daß ich unwillkürlich an die Genossen des verlorenen Sohnes dachte. Da verging mir der Appetit für Suppe und Mehlspeise und ich war herzlich froh, als ich von Fischen und Eiern hörte. Den einen konnte man die Haut abziehen, die andern aus der Schale essen. Indes die Nacht sollte bestrafen, was ich mittags durch Ekel gesündigt, wie der Leser bald hören wird. So verzehrte ich wohlgemut mein Essen und dachte vorläufig nur an ein paar

Stollen, die unweit der Kirche von einem uralten Bergbau übrig waren. Die Wirtin bemerkte auf meine Frage, sie wisse nichts von Knappenlöchern, aber der Student, der viel herumlaufe, könne es sagen, wenn er vom Geistlichen, der ihn Latein lehre, heimkomme. Bald guckte auch dieser durch die Türe; ein Bürschlein von zehn Jahren in einem Kaputrock, dessen Länge und aufgebauschte Aermel an ein früheres Jahrhundert der Mode erinnerten, die Haare kurz geschoren, die Augen weit aufgerissen und vor Neugier glotzend, wie die der Fische, deren delikate Wänglein ich gerade loslöste. Er wurde für das Gymnasium zu Innsbruck vorbereitet und aus den raschen Antworten auf die Kreuz- und Querfragen, die ich ihm über Deutsch, Latein und Geographie vorlegte, merkte ich, „daß er einen offenen Kopf habe." Aus diesen Leuten ergänzt sich großenteils der Klerus; sind die Eltern zu arm, um den Unterhalt und die Kosten des Studiums zu tragen, so gehen sie in Innsbruck von Haus zu Haus, bis sie für alle sieben Wochentage Freitische erbeten haben. Jetzt, wo infolge des Agios und verschiedener Mißverhältnisse die Preise der Lebensmittel sehr gestiegen sind, hält es freilich schwer, Kost zu erbitten, indessen hat sich der religiöse Verein des heiligen Vincentius der Sache angenommen und eine Küche eingerichtet, wo die Wohltäter für geringe Einlagen ihren Schützlingen das Essen bezahlen. Wir wollen der Wirksamkeit dieses Vereins nicht zu nahe treten, glauben aber, daß es früher, wo der Beamte und Bürger das Studentlein an seinem Tische mitspeisen ließ, besser war; nicht etwa wegen der Kost, sondern insofern die Bauernbuben, die ungehobelt genug aus der

Landschule in die Stadt trotteten, Gelegenheit fanden, sich einigen geselligen Schliff anzueignen. Die Landgeistlichkeit braucht ihn freilich nicht sehr, würde aber manchmal doch nichts verlieren, wenn sie die Kultur etwas beleckt hätte. Aus dem Gesagten erklärt sich, warum der Klerus dem Volke nicht als Kaste gegenübersteht, sondern an seinen Interessen innigsten Anteil nimmt, ja ganz mit ihm verwachsen ist und sich dort, wo der Bauer verletzt wird, entschieden an seine Seite stellt, wenn es sich nicht um die heilige Mutter Kirche handelt. Die Söhne der Beamten widmen sich meistens dem Kanzleidienste, obwohl die niedern Stellen oft weniger eintragen als der Lohn eines Bauern- oder Braufnechtes und deswegen als Titel ohne Mittel keines hohen Respektes genießen.

Mein Bürschlein wußte über den Stollen ganz gut Bescheid, legte auch einige Handstücke vor, welche bewiesen, daß der Bergbau einst auf Kupfer und Silber umging. Es hatten sich hier ähnliche Sagen lokalisiert, wie zu Navis und Gossensaß. Da es mir die Mitteilung des Knaben ersparte, die Stollen zu untersuchen, so entschloß ich mich, ohne Aufenthalt über Joch ins Gschnitz zu wandern. Ein guter Fußsteig an der Grenze von Kalk und Schiefer verbindet beide Täler; ich suchte ihn jedoch nicht auf, sondern ging tiefer gegen den Tribulaun. Auf der Seite von Obernberg war Grasboden, wo einzelne Felsen von weißem oder grauem Plattenkalk, oft reichlich mit Edelweiß geschmückt, standen. An den steilen Böschungen, die das Rindvieh nicht ersteigen kann, blühten verschiedene Gentianen. Die Pflanzengattung ist so wie die Steinbreche in den Alpen

durch zahlreiche Arten vertreten, von denen sich die kleineren durch das reine Dunkelblau der Krone auszeichnen und meist schon nach dem Schmelzen des Schnees erblühen. Die größeren wählen den Sommer zu voller Entfaltung und zählen dann unter die schönsten Alpenkräuter. Es sind Gentiana pannonica mit braunroter, purpurea mit weinroter, punctata mit gelber, rotgetupfter Krone, und lutea, welche schon Haller besingt:

Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enziane
Weit über'n niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold in Strahlen umgebogen
Türmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß mit tiefem Grün durchzogen
Bestrahlt der bunte Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechtestes Gesetz, daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele.

Die Wurzelstöcke dieser Pflanzen sind lang und von bitterem Saft erfüllt. Ich traf auch hier einen alten verwitterten Kerl, der das Graben derselben von der Gemeinde in Pacht genommen hatte und in einer nahen Hütte oder besser gesagt einem ausgehöhlten Steinhaufen Schnaps brannte. Ich fragte, ob das Geschäft gut gehe? Er zwinkerte mit dem einzigen linken Auge wie Polyphem und zog schnalzend die buschigen Brauen zusammen: „Brennt auch keiner einen solchen! Das ist eine Medizin, die den Magen ausräumt, und hätt'st Kroten g'freß'n!“ Ich setzte mich zu ihm vor die Hütte und ließ mir ein Gläschen von dieser Universaltinktur, dafür halten es die Bauern, einschenken. „Früher

war's freilich besser," fuhr er fort, „wo noch die Akzisler nicht überall herumschnüffelten; jetzt muß man viel Steuer zahlen und wird noch dazu in jeder Weise sekiert. Deswegen werden manche Kräuter und Beeren, die sonst einen heilsamen Trank lieferten, nicht mehr benützt." — Das ist die alte Klage, auch der Weinbauern Südtirols; manche werfen, um der finanziellen Belästigung zu entgehen, die Trebern lieber vor die Schweine, als daß sie dieselben zur Destillation benützen. Von den Südslaven, welche einst so viel Slibowicz brannten, erzählt man das gleiche. Die herrlichen Zwetschgen verfaulen unter den Bäumen oder werden von den Schweinen gefressen, weil die Leute dem Finanzzwang entgehen wollen. Indes mein Schnapsbrenner war guten Humors: „Ist's mit dem Enzeler nicht viel, so geh' ich auf den Tribulaun und richte den Schneehühnern Steinfallen auf; das trägt auch etwas." Mag sein, es ist aber verboten, weil so ganze Bruten vernichtet werden. Indes wo der Kläger fehlt, fehlt auch der Richter und allzu scharf macht schartig.

Ich setzte meinen Weg trotz der Sonnenglut fort. Ueber dem Scheitel des Jochs, der kaum einen Büchsenschuß vor mir hinzog, wurden bisweilen Wolkenzacken sichtbar und ließen besorgen, daß vom Stubai, diesem Hexenkessel, wo so viele Hochwetter gebraut werden, Donner und Blitz drohe. Meine Ahnung hatte mich leider nicht betrogen. Kaum auf dem Grat angelangt, konnte ich noch einen Blick ins Tal werfen. Hinter mir Sonnenschein, vor mir unheimliche Wolken, aus denen sich bereits auf dem Habicht Regen oder Hagel in langen Strähnen ergoß. Ein eisiger Sturm riß aus den

Schluchten graue Nebel empor; ich wandte mich und kauerte in eine Felsenecke, aus der ängstlich schreiend ein Schneefink entflog. Schnell war die Gegend in einen Wolkenozean versenkt, der Sturm orgelte um die Felsenzacken und die Blitze fuhren mir, von raschen Donnerschlägen akkompagniert, fast vor der Nase hin und her. Ein solches Hochgewitter ist allerdings großartig, indes ist die Empfindung, mit der man an dieser Herrlichkeit teilnimmt, keine sehr behagliche und ich bemerkte nicht ungern, daß der Nebel zerfloß und ein Stücklein blauen Himmels herablugte. Nun galt es einen Pfad durch die Schlucht zu suchen, über deren Platten Gießbäche in kleinen Kaskaden niederrauschten. Mich an Grasbüscheln festhaltend erreichte ich eine kleine Senkung, die zwischen den engen Wänden wenigstens aufrecht zu stehen und von Block zu Block den Sprung gestattete. Tiefer unten setzte sich auch etwas an, was man Weg nennen konnte, endlich wurden die Steintrümmer kleiner und ich erreichte den Felsenvorsprung, welcher die Kapelle von St. Magdalena trägt.

Die Gegend ist wild und düster, felsig und zerrissen, kaum daß sich an der Wand eine Tanne mit den Wurzeln wie mit Steigeisen festgeklammert hat; wer möchte glauben, daß hier, wo nur verbannte Geister zu hausen scheinen, menschlicher Aufenthalt war? Freilich ist sie längst eingefallen die Klausnerhütte neben dem Kirchlein, wo ein Ritter nach manchen Freveltaten sich selbstquälerischer Buße unterzogen. Mein Auge sehnte sich weg von dieser öden Stätte nach frischem Grün; ich eilte daher rasch zu Tal. Unten angelangt, warf ich mich, um zu verschnaufen, in den Schatten einer Tanne.

Ein vermoderter Baumstrunk nebenan war überkleidet von dem seidenen Rasen des Gabelmooses, dazwischen standen die Fruchtträger der Korallenflechte mit den roten Käppchen, auf der Fläche, wo die Säge den Stamm getrennt, hatte eine Art drei rohe Kreuze eingehauen, damit etwa keine Hexe, wenn sie ermüdet von ihrem Unfug heimkehre, hier Rast nehme. Der Waldgrund war mit schönen gelben Schwämmen überstreut; es holt sie niemand, weil das Landvolk meint, sie seien höchstens zum Schweinefutter gut genug. Man weiß manche Gabe der Natur nicht zu verwenden, obwohl für Tirol die Zeiten längst vorbei sind, wo das selbst erzeugte Getreide die Bevölkerung hinlänglich ernährte. Nur in den Städten wird dieses Schweinefutter, das eine nahrhafte Speise gewährt, zu Markt gebracht, ebenso die Schnecken. Ein Brandenberger sah einmal Herren zu, welche sie verzehrten und rief endlich: „Schau, jetzt weiß ich doch, warum der liebe Gott die Herrenleute geschaffen hat. Sie müssen uns Bauern das Ungeziefer vertilgen!"

An den Gletschern des Habichts war das letzte Sonnenrot verglommen und ich erhob mich, um nach Gschnitz, das unfern vor mir lag, zu gehen. Bald war das Wirtshaus erfragt, dessen Aeußeres keinen sehr tröstlichen Anblick gewährte. Ich trat in die schmutzige Stube vor die Wirtin, neben der die von Obernberg noch ein Ideal gewesen wäre. Sehr mittelmäßiger Wein, ranzige Butter und wässerige Kartoffeln waren das Nachtmahl; aber erst das Schlafen! Ich wurde in eine Stube geführt, deren schmutzbedeckter Boden solche Löcher hatte, daß ich mit dem Bergstock die Erde

heraufwerfen konnte, die Hälfte der Fensterscheiben war als überflüssig nicht mehr ergänzt worden, die Betten waren ganz mit kleinen roten Punkten stigmatisiert. Möge der Leser entschuldigen, daß ich den Unrat vor ihm auskrame; es ist nur deswegen, daß er nicht glaube, es sei bei einer solchen Bergreise alles eitel Lust und Freude. Ermüdet warf ich mich auf das Lager, um beim ersten Sonnenstrahl diesem Stall voll Flöhen zu entrinnen. Es mochte gegen drei Uhr gehen, da klopfte es leise ans Fenster und ein dicker Kopf rückte herein. Ich faßte meinen Bergstock und war mit einem Satz auf den Füßen. „Wer will herein?“ schrie ich. — Eine Pause. Ich eilte ans Fenster, der Sternenschein ließ einen massiven Bauernlümmel erkennen. „Ah so,“ sagte er, „ich habe geglaubt, es schlafen die Mädeln hier und wollte Schnaps kaufen.“ Mir war ob diesem Rendezvous alle Lust vergangen, ich stöberte die Dirnen aus dem Neste und zahlte die Zeche, von der ich nur sagen kann, daß sie im besten Wirtshaus der Stadt nicht höher gewesen wäre.

Der Morgen war noch nicht angebrochen, im Osten glänzte ein Lichtstreif und die Sterne begannen zu verblassen, während auf den Blumen des Feldes frischer Tau lag. Ich schritt wacker in den Hintergrund des Tales, welches, von steilen Bergen eingefaßt, sich stellenweise zu Almen erweiterte oder schluchtenartig zusammenzog. Zur linken Seite trug der Grat des Berges hoch über den Gletschern spitze Kappen von schön und eben geschichtetem Kalke, dem letzten Reste jener mächtigen Decke, welche einst die Kalkkette des Nordens mit der des Südens verband und in einer breiten Meeres-

bucht oder Enge, die sich wie der Kanal la Manche zwischen die Ost- und Westalpen legte, abgesetzt worden war. Den Bauern ist dieses eigentümliche geognostische Verhältnis längst aufgefallen und weil an der Grenze zwischen dem Schwarzstein oder Glimmerschiefer und dem Weißstein oder Kalk häufig Erzlager vorkommen, so hat die Sage diese Höhen mit Venedigermandeln und anderem Spuk in reichem Maße bevölkert. Dort schimmert die Goldkappe, hier die Weißspitz im Morgenrot, jetzt trifft der erste Strahl die Gletscherzacken und im Gegensatz der Farbe zeigt die Kluft nebenan dunkles Lasurblau wie Kupfervitriol; die zahllosen Wasserfälle senden Wölkchen wie Opferrauch empor, schon flattert die Jochamsel um die Zirbel, tausendtöniges Leben erwacht; ist doch jeder helle Sommermorgen auf diesen Höhen der Beginn eines Festtages.

Die ersten Alpen hätten wir erreicht, der Senner tritt unter die Türe, wir werden ihn nicht in der Morgentoilette stören, die Quelle nebenan ladet ihn vergeblich ein, sich den Ruß vom Gesicht zu waschen und das schmierige Hemd in das klare Naß zu tauchen, würde ihm Entsetzen erregen. Wittere etwa ja kein Mytholog hier einen altpersischen Quellenkultus, der mit den stammverwandten Germanen westwärts zog und sich das lautere Wasser zu trüben scheut; hier handelt es sich um einen uralten Brauch: der Senner wechselt die Wäsche nie, das Hemd, welches er weiß wie blühenden Schlehdorn bei der Auffahrt trägt, bringt er wieder am Leibe zurück und je mehr es von Schmutz starrt, desto rühmlicher für ihn. Napoleon hätte sich die Entdeckung des fünften Elementes in Polen ersparen

können, auf einer Tiroler Alm blüht der Schmutz in üppigster Fülle. In Bayern wirtschaften Sennerinnen und da sieht es allerwärts reinlicher aus, wenn auch gerade nicht so zierlich wie bei Claurens Mimili. Ob es in Tirol besser war, als noch Sennerinnen walteten, weiß ich nicht; ein Exemplar, welches ich zufällig in Thiersen traf, war, abgesehen vom Kropf, der wie ein Dudelsack am Halse hing, nicht sauberer als der nächste beste Senner, der sich wenigstens durch herrliche Manneskraft auszeichnet. Der Klerus hat es allmählich durchgesetzt, daß keine Sennerinnen mehr zur Alm ziehen; denn Bursche und Jäger kamen nachts zu Besuch und da sollen beim Schnaps Orgien gefeiert worden sein, vor denen selbst der altheidnische Amor die Augen zugehalten hätte. Der Klerus ist überhaupt rigoroser geworden; während sich's in Väter Zeiten ein Sonntagsbue — so nannte man im Zillertal den Priester — gar wohl herausnahm, bei lauten Trompetenfanfaren mit der Braut ein Tänzlein zu wagen, wird jetzt selbst die Musik manchmal als Teufelsköder betrachtet. Dafür tritt freilich nur zu oft stummer Fraß und Völlerei an die Stelle. Alles nach Gestalt der Sachen; mir wenigstens scheint diese Strenge nicht überall zweckmäßig. In mancher Gemeinde, vorzüglich des Etschlandes, herrscht ein ernster, fast düsterer Geist, da hauen die Leute ohnedem nicht über die Schnur; in einer andern fließt regeres Blut; hier wäre Nachsicht und Aufsicht zu raten, sonst reißen die schändlichen Winkeltänze ein, wo sich Bursche und Mädchen bei einer Zither heimlich versammeln; anderswo ist Roheit

und Verwilderung eingerissen, da taugt die geistliche Zuchtrute und dem Uebermut ein straffer Zaum.

Der Senner, welcher die paar Sechser für das Genossene eingestrichen, aber noch lieber einige Zigarren genommen hätte, zeigt gern den Pfad über das Trauljoch. Will jemand von Gschnitz ins Stubai gelangen, ohne auf die Landstraße zurückzukehren, so möchte ich ihn aufmerksam machen, das Pinniserjoch hinter dem Dorfe anzusteigen; der Weg ist wie über eine steile Treppe zwar beschwerlich, aber gefahrlos und nicht uninteressant; der Weg über Traul braucht einen festen Fuß und sichern Blick, führt aber in die Mitte der Gletscherwelt und eröffnet eine Pracht landschaftlicher Dekoration, von welcher der gemächliche Tourist, dessen Nachtstationen durch Hotels bezeichnet sind, nichts ahnt.

Das Trauljoch ist beiderseits gleich steil. Hat man die Talsohle gegen Stubai erreicht, so öffnet sich links zwischen Felsenpfeilern eine Schlucht, welche hinten amphitheatralisch von einem Gletschermeer begrenzt ist, das Ausläufer ins Pflersch, Ridnaun, Passeyer, Sellrain und Oetztal sendet, aber freilich nicht, wie der Ozean, diese Täler verbindet, sondern trennt. Nur selten wagt sich ein Schütz in diese Welt des Todes, oder ein Hirt, der hier mit keckem Wagen auf kürzestem Wege eine Schar Böcke ins Etschland treibt, wo das Fleisch bei den Bauern sehr beliebt ist. Würde die Macht, welche diese Bergwüste hieher gesetzt, sie wieder aufheben, so könnte man leicht von Hinterstubai in fünf Stunden Passeyer erreichen, während man jetzt zwei Tage braucht. Dieser Gebirgsstock, um dessen Erforschung sich Michael Stotter, den leider das Schicksal

zu früh im Kampf gegen jenen Feind, welcher kürzlich die Grenze Tirols bedrohte, hinnahm, große Verdienste erworben hat, dieser Gebirgsstock verdient den Namen einer Zentralmasse und besteht aus einer großen Mannigfaltigkeit von Gesteinen, aus denen Geognost und Mineralog für die Schränke ihrer Sammlung Prachtstufen schlagen. Doch gibt es hier keinen Kristallgräber, der seinen Erwerb darauf gründen möchte, denn in diesen Bergen ist das Geschäft zu gefährlich; nur hie und da kommt ein Senner oder Jäger ins Museum zu Innsbruck und fragt, ob man ihm den „g'spassigen" Stein, den er am Joch gefunden, nicht abkaufen möge.

Einen Büchsenschuß vor dem Eingang dieses Gletschertales liegt die einsame Schenke von Ranalt, ein hölzernes Häuslein, wo jene, die über den Gletscher wollen, übernachten. Schnaps, gedörrtes Bockfleisch und einige Eier, mehr verlange nicht und es ist dem Hungrigen genug; willst du schlafen, so suche lieber das Heu als das Bett; ein Käferlein, das in den trockenen Blumen zurück blieb, zwickt dich nicht, wohl gibt es aber auf der Alm, wenn auch keine Sünd', wie das Schnadahüpfl sagt, doch viele Flöhe. Willst du gesunde Buben sehen mit roten Wangen, die fast platzen wie Granatäpfel, so setze dich mittags an den hölzernen Tisch in die Ecke. Da kommen sie heran mit dem reckenhaften Vater und verzehren Bohnen und Erbsen mit einem Behagen, daß dir selbst der Appetit wächst und auch der alte rußige Herrgott droben im Winkel, trotz Kreuz und Dornenkrone, lächeln möchte, weil seinen Kindern die Gottesgabe so gut schmeckt. Vor der Hütte rauscht der Bach, lange Gassen bezeichnen den Gang der Lawinen,

auf dem Mahd liegen riesige Blöcke zerstreut, auf deren Scheitel die purpurne Jochprimel bekundet, daß sie weite große Sprünge vom Gipfel zur Tiefe machten, am Fußpfad stehen nicht selten rot angestrichene Säulchen mit schaudervollen Bildern, welche darstellen, wie der Mensch ohnmächtig den Dämonen der Elemente unterliegt; aber das Völklein wächst und gedeiht wie die Almrosen und hier möchte man wohl das berühmte Lied von Notker umkehren und singen: Media in morte in vita sumus! Wohnt sie hier vielleicht, die holde Zufriedenheit, welche wie Asträa das eiserne Zeitalter, die Goldsäle der Reichen flieht, oder hat der Dichter dennoch Recht:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual?

Von Ranalt führt der Weg fast eben durch das Tal, bald über grüne Wiesen, aus denen freundliche Kapellen und Bauernhäuser winken, bald durch Wald und Au, oder über Schutt- und Steingeröll, welches Muren und Bergbrüche ausstreuten. Das Gehänge ist beiderseits sehr steil und felsig, nicht selten träufeln Bäche nieder oder zerfließen, ehe sie den Boden erreicht, in luftiges Gewölk, welches dem Zug des Windes folgt. Bald erweitert sich das Tal, in welches links ein Seitenast mit einem starken Bergstrom mündet, und wir erreichen das Dörflein Neustift, wo den Müden ersehnte Labung erwartet. Zwei Kirchen stehen neben einander: die eine Ruine, die andere ein Muster von Ungeschmack, mit viereckigen Fenstern, ein Werk jenes Verwüsters, von dessen Tätigkeit wir schon zu Navis eine Probe bewunderten. Dahinter liegt das Wirtshaus des Salzburgers, treff-

lich eingerichtet und wohl versorgt, wie man es in einem solchen Erdenwinkel kaum erwarten darf. Da ruht sich's behaglich hinter dem breiten, blank gebohnten Tisch, auf dem der Braten duftet und der Wein perlt; auch der Wirt, ein Mann mit dem entschiedensten Ausdrucke cholerischer Heftigkeit, tritt ein und betrachtet forschend den Wanderer. Er ist in der Stadt als „Joch" bekannt, der nicht viel Federlesens macht und Püppchen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche zimperlich tun und alles benäseln, am liebsten zur Tür hinauswürfe; wer ihn aber näher kennt, rühmt seine Rechtlichkeit; ist er auch rauh und fährt ein „Sauschwanz" schneller aus seinem Mund als ein „guter Freund", so verschlägt das bei den Bauern nichts, denn er hilft nachbarlich, wie er immer kann. Ich fand einen schlichten braven Mann mit einem tüchtigen Hausverstand, der eben die Dinge nimmt, wie sie sind und dem Stadtvolke deswegen nicht grün ist, weil es nur zu oft hinter äußerem Firlefanz innere Charakterlosigkeit verbirgt. Wir diskurierten miteinander, da trug ein Bauer ein Säcklein her und warf ohne viel Umstände die Stufen, welche es enthielt, auf den Tisch: „Ich hab gesehen, daß Ihr einen Hammer tragt, Ihr seid gewiß ein Erzklauber, der die Sache versteht; ist in diesen Steinen Gold oder nicht?" Es war Schwefeleisen. Ich wies dem Mann seinen Irrtum nach, er schüttelte den Kopf: „Hab' einen ganzen Haufen vom Joch herabgeschleppt, jetzt ist's nichts; ich meinte, jedes Stück sei so viel wert als ein fettes Schaf."

Die Sucht, durch Bergbau reich zu werden, bestrickt in Tirol die Leute nur zu häufig, mancher hat Haus und

Hof in die Stollen gesteckt und wie ein Hazardspieler von jedem Flinserl Erz aufs neue verlockt, den letzten Kreuzer aufgewendet, so daß er als Bettler endete. Tirol war einst die hohe Schule des Bergbaus, in den entlegensten Tälern liegen Schutthalden, die jetzt ausgekuttet werden; so reich waren die Ahnen, daß sie nur die Blüte des Bergsegens pflückten. Davon hat sich überall die Kunde erhalten, Armut treibt die Enkel an, immer und immer wieder den versinkenden Spuren nachzuschürfen, um zuletzt vor einem Haufen tauben Gesteins den Wechsel der irdischen Dinge zu beklagen. Wer die Verhältnisse unserer Bergwelt genauer kennt, weiß auch, daß hier nichts mehr zu gewinnen ist und lächelt darüber, daß sich in Deutschland sogar eine Gesellschaft bildete, um die bis jetzt nicht entdeckten und ausgebeuteten Schätze Tirols zu erschließen und dabei den Aktionären ein neues Eldorado verhieß. Möchten doch diese Leute erst die Geschichte des tirolischen Bergbaus von Sperges lesen, um sich zu überzeugen, daß die Gnomen Tirols nicht erst auf sie gewartet haben, die edeln Erze zu spenden. Tirol entfaltete, geschützt von seinen Bergen, im Mittelalter, wo der Handelsstrom von Venedig nach Deutschland über den Brenner floß, einen Reichtum des Kulturlebens, von dem man nur selten noch kärglichen Trümmern in Wort und Bild begegnet. Selbst im vorigen Jahrhundert sah das Land noch bessere Zeiten und wenn man die Schilderungen jener glücklichen Tage liest, so weiß man auch, daß die Tiroler 1809 sich nicht bloß aus religiösen Gründen gegen die modernen Staatstheorien, welche Bayern zuerst verwirklichen wollte, mit dem Stutzen erhoben.

Als das Ave Maria erklang, stellte die Kellnerin, einen glückseligen Abend wünschend, die Kerze auf den Tisch. Sie erzählte mir noch von dem und jenem, von Kirchweih und Hochzeit, Scheibenschießen und Raufen; der Kater Hans setzte sich auf ihren Schoß und akkompagnierte mit behaglichem Schnurren, bis die Türe halb aufging und eine weibliche Stimme rief: „Das Bett für den Herrn ist fertig!" Ich folgte dieser Einladung sehr gern und eilte in die Stube, wo mich ein lang entbehrtes weiches Bett, mit weißem Linnen überzogen, aufnahm.

tal aufgefundene „Strafpredigt eines Tiroler Dorfpfarrers" aus dem Jahre 1836. Scharf bezeichnend und kulturgeschichtlich interessant.

So beglückwünschen wir unseren Landsmann, daß es ihm beschieden war, das Gedächtnis seiner 25jährigen Schriftstellertätigkeit mit einer so anmutigen Gabe zu zieren.

Roseggers „Heimgarten."

Wanderbücher soll man im Winter lesen, wenn draußen der Schnee fällt oder die guten Leute fluchend durch den Kot patschen, da träumt es sich unweit des Kaminfeuers so sonnig von sommerlicher Wanderfahrt und willig zieht der Gedankenflug einem freundlichen Führer nach in „Wald und Welt", wie sich ein hübscher Band von Franz Goldhann nennt. Goldhann widmet ein Drittel seines anheimelnden Werkes unserem lieben Rosegger und den Rosegger-Stätten der steirischen Waldheimat. Ob es heute noch nötig ist, Gedenkbäume in den Jubiläumswald Roseggers zu pflanzen, darüber läßt sich nimmer streiten, aber die schlichte Treue und Innigkeit, mit der es Goldhann tut, erwärmt das Herz des Zuschauers. Aber Goldhann ist auch ein unermüdlicher Wandervogel; er streicht aus der Heimat nach Südtirol und weiter nach der österreichischen Riviera, um sich dann plötzlich an die Nordseeküste zu schwingen. Seine Schilderung von Sylt ist voll Stimmung und Humor, der in einem anderen Kapitel des Buches, der originellen „Strafpredigt eines Tiroler Pfarrers" einen übermütigen Purzelbaum schlägt.

Hans Frauengruber in den „Wiener Mitteilungen."

Franz Goldhann ist im alpinen Schrifttum kein Neuling, seine Feder preist seit langen Jahren die Schönheit der Bergwelt. In der vorliegenden Sammlung von Schriften dieses Sohnes der Berge zeigt Goldhann aufs neue seine Kunst, zu sehen und zu verstehen und das Erfaßte, geläutert durch ein tiefrs Gemütsleben, in ungesucht fesselnder Weise dem Leser zu erzählen. Von dem steirischen Volkspoeten Peter Rosegger berichtet Goldhann manches Interessante, er zeichnet manche durch persönlichen Verkehr mit dem Dichter gewonnene Bilder dieses Mannes, so in seinen Schilderungen des „Roseggerstübls", der „Geschichte des Waldschulhauses" und anderen. Goldhanns Buch wird jedem Freude bereiten, der Sinn für die Bergwelt mit ihrer Naturschönheit und mit ihrem Volke hat.

Mitteilungen des Deutsch. und Oesterreich. Alpenvereins.

Das neue Werk Goldhanns ist ein Heimatbuch im edlen Sinne des Wortes. Bodenständig und fesselnd. Es erzählt uns in diesen gesammelten Aufsätzen von Menschen, deren Welt der

Wald ist und die sich den Sinn und den Glauben ihrer Waldheimat ins Leben hinüber gerettet haben. Besonders von dem Dichter der „Waldheimat“, von Peter Rosegger weiß Goldhann viel Interessantes und Persönliches mitzuteilen. Es ist nicht jene oberflächliche Interessantheit, die sich die Internationalen gerne anschminken, sondern eine intime Vertrautheit, eine innige Wertschätzung jener stillen Vorzüge des Dichters, die man nur indirekt aus seinen Werken fühlt. So die Aufsätze „Das Roseggerstübl in Mürzzuschlag“ und die „Geschichte des Waldschulhauses“. Aber auch die anderen Aufsätze bieten viel Unterhaltendes. So z. B. die köstliche „Tirolerpredigt“ aus dem Paznaus, die „Sagen“ aus Kärnten. Einige Reiseartikel beweisen, daß Goldhann trefflich zu sehen und zu beobachten versteht. Die Aufsätze sind alle in einem angenehmen Stil geschrieben; sie werden niemals doktrinär und trocken.

A. U. im „Wiener Deutschen Tageblatt“.

. . . Schlichte Natürlichkeit und warmes Empfinden sind Vorzüge des Goldhann'schen Buches, das insbesondere den Steirer manches Liebe erzählt und lebhaft vor Augen stellt.

Grazer Wochenblatt.

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt



Wanderbilder

von

Adolf Pichler

Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band IX

Wanderbilder

München und Leipzig
bei Georg Müller
1906

Adolf Pichler

Wanderbilder

Aus dem Nachlasse

München und Leipzig
bei Georg Müller
1906

Inhalt

Dante in Tirol

Die Sage behauptet, Dante habe sich längere Zeit im Val Lagarina an der untern Etsch aufgehalten. Sie erzählt sogar, an der Fassade der alten Kirche St. Maria zu Volano, ein Ort, der jetzt durch seine zahlreichen Petrefakten berühmt ist, habe sich eine Darstellung der Hölle von des Dichters eigener Hand befunden. Wir wissen allerdings, daß er ein tüchtiger Zeichner war, deswegen braucht man aber noch nicht zu glauben, er habe seinem Freunde Giotto ins Handwerk gepfuscht. Die Sage bildete sich wohl nach einem Gemälde, dem Danteske Vorstellungen zu Grunde lagen, diese sehen wir ja auch bei Giotto in der Arena, bei Orcagna an den Wänden von St. Maria Novella oder bei Fiesole in der Akademie, ja sogar noch Michelangelo und Vasari lassen den Einfluß der divina commedia erkennen. Wie Homer die antike Kunst beherrschte, so daß die Alten sagten, er habe den Hellenen ihre Götter geschaffen, lenkte Dante die mittelalterliche in seine Spuren, so daß man hier den Spruch von Horaz: „ut pictura poesis“ in gewissem Sinne umkehren könnte: „ut poesis pictura“. Daß Homer und Dante durch ihren Geist so bedingend auf die Kunst wirkten, gerade dadurch legi-

timieren sie sich als Poeten von welthistorischer Bedeutung. Man darf dabei freilich nicht an unsere Illustratoren denken, die zwischen die Zeilen jedes Autors ihre Bildchen flicken, wenn es ein Verleger bestellt und bezahlt.

Die Sage meldet noch: Dante habe eine Weile zu Lizzana gewohnt. Kaum eine Viertelstunde südlich von Roveredo erblicken wir links von der Straße einen alten Turm, den letzten Rest jener berühmten Burg der römischen Licinier. Die Sage kümmert sich in der Regel wenig um Zeit und Ort, ihre Gebilde schweben wie goldene Abendwolken frei von Berg zu Berg. War nun Dante in Lizzana? Wir können es mittelbar aus historischen Urkunden sehr wahrscheinlich machen und diese Wahrscheinlichkeit noch verstärken durch den Anblick der wüsten Steintrümmer von Marco.

Dante lebte etwa seit 1311 mehrere Jahre als Verbannter am Hofe des Herzogs Can della Scala zu Verona, machte jedoch während dieser Zeit im Auftrage jenes Fürsten und wohl auch aus eigenem Antriebe verschiedene Reisen. Damals gehörte Lizzana dem Grafen Wilhelm von Castelbarco, der sich auch nach dieser Burg nannte und zugleich Herr der Schlösser im Val Lagarina war, welches unmittelbar das Gebiet des Can grande berührte. Roveredo ist von Verona nicht weit entfernt. Diese Dynasten waren persönliche Freunde, abgesehen von den politischen Beziehungen, welche sie aneinander banden. Wilhelm war sogar im Jahre 1288 Podestà von Verona. Ueber diese Verhältnisse liegen verschiedene Urkunden vor. Sollte nun Dante während seines langen Aufenthaltes zu Verona, wo er stets am Hofe

des Can verkehrte, mit Wilhelm nicht bekannt geworden sein? Das ist geradezu undenkbar! Dann hat er jedenfalls Roveredo besucht und fand bei dem mächtigen Parteigenossen Aufnahme. Auch jene Verse der 10. Canzone mag man hier anführen:

Cosi m' hai concio amore in mezzo l' alpe
Nelle valle del fiume
Lungo il qual sopra me sei forte,

Wir stimmen in diesem Falle nicht Baretti zu, sondern Giuliani, der sie entschieden in das Casentino, „wo Dante die Qualen einer neuen Liebe empfand", versetzte.

Die Sage entstand nicht etwa später aus jener bekannten Stelle des 12. Gesanges der Hölle in den Kreisen des Volkes, von wo sie sich zu den Geschichtsschreibern verirrt hätte. Ambrogio Franco erzählt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ganz einfach, Dante habe sich im Dörfchen Marco aufgehalten. Dieses liegt wieder nahe bei Lizzana. Hier geben wir die oben erwähnten Verse:

Era lo loco, ove a scender la riva
Venimmo, alpestro, e per quel, ch'ivi er'anco
Tal, ch' ogni vista ne sarebbe schiva.

Qual è quella ruina, che nel fianco
Di qua da Trento l' Adice percosse
O per tremuoto o per sostegno manco,

Che da cima del monte, onde si mosse
Al piano è si la rocca discoscesa
Ch' alcuna via darebbe, a chi su fosse.

Sie schildern die Lavini di Marco, einen großartigen Bergbruch, dessen graue Steinblöcke am linken

Ufer des Stromes auf die Stirnmoräne niederstürzten, die der Etschgletscher bis hieher vorgeschoben hatte und die noch nicht den Werkzeugen der fleißigen Bauern gewichen sind, die jede Scholle des Bodens benützen. Jedes Reisehandbuch erwähnt ihn als eine Merkwürdigkeit und es dürfte wohl derselbe sein, von dem 833 die Annales fuldenses erzählen, es sei in Italien ein Berg niedergebrochen, der den Lauf der Etsch hemmte. Da muß man die Moräne einbeziehen, denn das Getrümmer erreichte die andere Talseite gewiß nicht. Zur Zeit Dantes mag der Schutt noch wüster, die Flanke des Berges, über den jetzt Hirten und Jäger herabklimmen, noch schwerer zu erklettern gewesen sein, daß er wohl sagen durfte:

Al piano è si la rocca discoscesa
ch' alcuna via darebbe, a chi su fosse.

Obwohl die Kultur vieles bezwungen, sind noch jetzt für den gewöhnlichen Wanderer jene Stellen kaum wegsam. Der Berg, von dem der Sturz erfolgte, sinkt mit breiter, schiefer Fläche in das Tal. Der Geognost würde sagen: „seine ungeheuren Schichttafeln aus jurassischem Kalke fallen unter einem ziemlich steilen Winkel westlich. Wenn man ihn um die Ursache fragt, so antwortet er: „sostegno manco". Zwischen den Schichten dichten Kalkes liegen weiche, tonige Mergel; werden diese durch den Regen befeuchtet und in schlüpfrigen Letten verwandelt, so müssen endlich die schweren Lasten wie auf einer schiefen Ebene zu gleiten anfangen und bei wachsender Fallgeschwindigkeit ins Tal niederbrechen. Das Unglück konnte auch durch ein

leichtes Erdbeben herbeigeführt werden, es kann sich auch aus der einen oder andern Ursache wiederholen.

Wenn wir auf der Straße nach Roveredo gegen Marco auf den Berg zur Linken blicken, so gibt der Vers:

O per tremuoto o per sostegno manco

einen Zug des Bildes wieder und bestätigt die scharfe Naturbeobachtung Dantes, der, den Bergsturz vor Augen, über die Ursachen desselben nachdachte und sie gar wohl in der Beschaffenheit des Terrains erkannte. Das geschah kaum bei einem flüchtigen Vorüberwandeln, der Gegenstand beschäftigte ihn länger, öfter, und daher konnte er so bestimmt die Gegend in jenen Terzinen schildern.

Während man aus der Sage schließt, der Bergsturz bei Marco sei von Dante im 12. Gesang geschildert, folgern wir umgekehrt aus jenen Versen, Dante habe die Gegend besucht, und dann ist es uns nach den historischen Belegen über das Verhältnis des Can grande zum Grafen Wilhelm von Castelbarco gewiß, daß der Dichter diesen persönlich gekannt habe und sehr wahrscheinlich sein Gast auf Lizzana gewesen sei.

Erst in neuerer Zeit wurde aus sehr paradoxen Gründen, wenn wir Hirngespinnste so heißen wollen, der alte Glaube, Dante habe die Lavini von Marco gemeint, angefochten.

„Di quá da Trento“

Maffei nimmt in seiner „Verona illustrata“ an, Dante beziehe sich auf einen Felsen, der nach einer Chronik im Jahre 1310 bei Rivoli unweit der Chiusa in die Etsch stürzte. Ohne Zweifel sah Dante auch diesen

Sturz, der übrigens nicht sehr bedeutend gewesen sein kann, weil davon wenig mehr zu bemerken ist, er sah aber auch ganz gewiß die Lavini, sonst hieße es nicht:

„Di quá da Trento“

sondern „di la da Verona“, denn Rivoli ist von Verona, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte Dantes, nicht viel weiter entfernt, als Marco von Trient, Trient aber weit von Rivoli.

Cesari behauptet in seinem Werke: „Bellezza della divina commedia di Dante Alighieri“, es sei der Ceugio rosso bei Castello della Pietra unweit Calliano bezeichnet. Wenn aber dieser Bergsturz in den Tagen Dantes entweder gar nicht oder nicht so gewesen wäre, wie ihn Cesari sah, wie er jetzt ist und wohl von niemandem als eine auffällige Merkwürdigkeit betrachtet wird?

Wir folgen hier den Angaben Luigi Telanis, welcher die Sache bündig erledigt. Wo sich jetzt das Castello della Pietra erhebt, stand 1260 nur ein kleines Vorwerk der Burg Bisein. Erst lange nach der Reise Dantes in das Val Lagarina wurde jenes Kastell erbaut, das als Paßsperre in der späteren Kriegsgeschichte eine solche Wichtigkeit erlangte. Wäre jener Bergsturz bereits gewesen, würde wohl der Herr von Bisein ein großes Schloß an diesen Ort gebaut haben, auf die Gefahr hin, daß es durch einen neuen Bruch zerschmettert werde? Das wäre nur eine Vermutung, wenn auch eine Vermutung von großer Wahrscheinlichkeit. Wir haben aber auch Urkunden. Der fleißige Forscher Graf Karl Martini erwähnt aus den Archiven von Calliano

und Besenello Aufzeichnungen, welche von wiederholten Abstürzen dieses Berges gegen Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts sprechen. Telani selbst las einen Brief, den 1506 eine Gräfin Trapp, die damalige Besitzerin von Bisein, schrieb. Sie erzählt von einem ausgedehnten Sturze. Steinblöcke fielen nieder, so daß Castello della Pietra in großer Gefahr war und auch zum Teil arg geschädigt wurde.

Diese Mitteilungen dürften als Glossen jener viel umstrittenen Terzinen Dantes genügen. Der Leser, welcher auf der Eisenbahn dem sonnigen Italien zueilt, möge einen Blick auf jenen Turm bei Roveredo, auf jenen Bergsturz werfen, es tritt ihm der riesige Schatten des großen Florentiners entgegen.

Aber auch eines deutschen Dichters will ich gedenken, der ihn hier begrüßte. Moriz Schleifer ist zwar verschollen, sein Name soll aber unvergessen sein, denn er hat Schönes und Echtes geschaffen.

Eine Herbstfahrt

I Bei Sterzing

Ehe es zuschneit, pflege ich jedes Jahr einen Ausflug in das Hochgebirge zu machen, um es noch einmal in voller Herrlichkeit zu sehen und mit einem weiten Blick über all' die schimmernden Grate, Spitzen und Kare bis zum nächsten Frühling Abschied zu nehmen. Dieses Mal wählte ich das Penserjoch; ohnedem hatte ich dort für meine Vorträge Staurolithschiefer und eine eigentümliche Art Verrucano zu holen, und dabei konnte auch mein Sohn am 12. Oktober seinen Geburtstag feiern.

Wir trafen mittags in Freienfeld ein. Nach Tische gingen wir zum Kofel, der das zerfallende Schloß Sprechenstein trägt; von seinem Fuße steigt ein mächtiger Stock Serpentin und Serpentinschiefer zur Höhe des Gebirges empor und bietet, weil ihn ein Steinbruch aufgeschlossen hat, gute Gelegenheit für das Studium dieser Formation. Es ist Herr H. Riehl, der hier ein köstliches dunkelgrünes Material für architektonischen Luxus, Fenstergesimse, Tischplatten und Rahmen entdeckt hat. Fürsten und Barone von der Börse, welche mit den alten Römern wenn auch nichts anderes doch die langen Finger gemein haben, sollten hier Schmuck für Paläste und Villen holen; nicht weit davon bricht der schönste, weiße Marmor so mächtig, daß man ganze Städte daraus bauen könnte.

Wir hatten bald eine Reihe Handstücke geklopft; neu war für uns das Vorkommen eines schönen apfelgrünen Talkes, welcher in Schnüren und Trümmern den Serpentin durchsetzt. So nahte der Abend. Ein leiser Westwind schüttelte das gelbe Laub; weil wir noch etwas Romantik genießen wollten, gingen wir quer durch das Sterzinger Moos nach Schloß Reifenstein. Das Moos ist eigentlich nur noch ein geographischer Begriff der Landkarten, indem es infolge der Regulierung des Eisack, welcher in unzähligen Krümmungen gegen Stilfes floß, wo ihn in der Vorzeit eine Reihe von Moränen zum See gestaut hatte, langsam vertrocknet. Nun unterjocht der Pflug allmählich den Boden der Kultur, und wo sich früher wilde Rosse zwischen Binsen und Riedgras tummelten, gedeihen jetzt Korn und Weizen. Endlich wird das Moos nur noch der Sage angehören; man weiß ja, daß hieher die alten Jungfrauen verbannt wurden, während die Junggesellen hoch droben auf dem Roßberg Wolken schieben und ihre Hartherzigkeit mit Tränen büßen, die aus den Nebeln in die Bergrunsen niederfließen.

Gelegentlich fragte ich einen Hirten, wo denn jetzt die alten Jungfrauen unterzubringen seien? Er lachte boshaft und meinte: „Das gibt's nicht mehr, die Jungfrauen sind ausgestorben." Ebenso ungalant ist der Volkswitz an der Etsch: „Der Turm von Terlan beugte sich, als eine Jungfrau vorüberging, und er wird sich dann wieder aufrichten, wenn eine andere vorübergeht." Er steht aber noch immer schief. Die Ehre der Frauen rettet eine Sage von Reifenstein. Der Ritter hatte ein schönes Weib; der Nachbar wollte sie kirren; es gelang

nicht, so erschoß er den Gatten mit einem elfenbeinernen Bolzen und ward dann nicht mehr gesehen. Der Stoff ist freilich aus der Mode, denn wer macht noch Balladen im gestärkten Ritterkragen und blechernen Harnisch? Unserem Geschlechte dürfte sich eine Romanze, welche die Sehnsucht einer schmutzigen Banknote nach blankem Golde schildert, besser empfehlen.

Doch genug der Narrenpossen; diese dürfen in der Gegenwart nur noch erfahrene und ernste Staatsmänner sich erlauben.

Ich stieg mit meinem Sohne den steilen Burgschrofen empor. Der Einlaß eines verwitterten Vorwerkes stand offen, das Fallgitter mit seinen eisenbeschlagenen Pfählen wird wohl nie mehr einen Sturm abzuwehren haben. Das Schloß erhebt sich auf einer niedrigen Wand plattigen Schiefers; ans Tor führt eine hölzerne Brücke, droben an der Mauer ist eine Rolle befestigt, an der das Seil lief, welches jene bei drohender Gefahr in die Höhe ziehen sollte.

Wozu noch? — Trägt doch niemand die Armut des Pächters fort. Wir traten in den Vorhof. Ueberall Verfall. Die Wehrgänge der Schutzmauern waren abgefault, an den Wänden zur Seite des Tores hielten verblaßte Lanzknechte mit ihren Partisanen Wacht, darüber einige unscheinbare Wappen in Fresco, die Inschriften waren mit dem Bewurf großenteils abgebröselt. In einer dumpfen und feuchten Halle befand sich der Ziehbrunnen; eine offene Tür führte in einen gewölbten Raum mit Ogiven, einst vielleicht der Speisesaal, jetzt der Stall, doch war das Vieh unten im Moos auf der Weide. Nirgends ein Laut, eine Stimme. Nun

wagten wir uns über einige dunkle Treppen, deren Steinstufen halb zerbrochen und eingesunken waren, aufwärts; da, dort ein Gaden mit kleinen Fenstern in der dicken Mauer, im Winkel ein Bett mit blauer Decke. Im Turme zur Seite war die Kapelle; ein Doppelfenster mit hohem Bogen und Marmorgesimsen erinnerte an die Architektur der Lombardei. Wir traten wieder unter das Tor. Auf dem Pfad stieg langsam ein Weib empor, endlich stand sie mit einer Weidengerte in der Hand vor uns und grüßte freundlich. Ich fragte sie, ob denn gar nichts von Malerei und Schnitzwerk vorhanden sei. „Schon!" erwiderte sie; „dort in der Stube mit dem Erker, im ersten Stock." Sie nahm nun einen Schlüssel, wie sie die Knaben gern zu Büchsen verwenden, öffnete eine eiserne Tür und wir tasteten uns auf der engen Treppe empor in eine getäfelte Stube. Sie wies auf die hölzerne Decke; die großen Balken, welche sie trugen, waren mit einem prächtigen Ornament verziert, dessen Motiv der Schnitzer den Ranken des Weinstockes entlehnt hatte. Erst heute seien zwei Maler dagewesen und hätten es abgezeichnet. Ich fragte, ob dies alles sei. — „Freilich, die Fremden haben, was nicht niet- und nagelfest war, fortgeschleppt. In einer Kammer waren Pfeilbüchsen, ziemlich viele, diese haben Studenten vertragen, welche der Graf im Jahre 1866 bewirtete. Am schönsten ging es uns mit den alten Türschlössern. Da kam ein Herr und besah sie; dann ging er mit mir hinunter zum Stadel im Tal; plötzlich sagte er, daß er droben sein Messer vergessen habe, er wolle es holen. Er kehrte zurück; ich begleitete ihn nicht — wer hätt' es auch vermeint? Als ich heimkam, hatte er die Schlösser

abgesprengt und auf der andern Seite des Berges fortgeschleppt. Da brummte der Graf freilich, aber was ließ sich machen? Bald darauf stahl ein anderer gar eine Türeinfassung. Jetzt könntet Ihr freilich nichts mehr mitnehmen, wenn Ihr auch wolltet." Ich gab ihr lachend ein kleines Trinkgeld und ließ sie droben. So ist es, und da wundert man sich noch, wenn endlich die Besitzer von Sammlungen und alten Gebäuden dem Touristengesindel die Türe vor der Nase zuschlagen und sich nicht mehr darum kümmern, wenn sie in Reisehandbüchern und Zeitungen als ungastlich und junkerhaft verschrien werden.

Von den Schicksalen des Schlosses ist wenig zu berichten; es gehörte einem adeligen Geschlecht, nach dem Aussterben desselben fiel es an den Landesherrn. Außer jener Sage, die vielleicht ein romantischer Student erfunden, wissen wir nichts von Freuden und hohen Festen, von Weinen und von Klagen und vom Streit kühner Recken zu „singen und zu sagen"; dennoch knüpft die Phantasie stets an solche malerische Trümmer gern ihre luftigen Marienfäden. Ein bunteres Gewebe läßt sich freilich aus den Tagen Sigmunds des Münzreichen, der immer die beste Laune, aber nie Geld hatte und einem deutschen Walter Scott den üppigsten Stoff böte, entfalten. Der lustige Herr mag hier wie überall bei Tanz und Sang der Minne gepflegt haben, so daß es selbst den Tirolern, die doch das Fensterln verstehen, zu viel wurde. Wenn das Alter anrückt, erwacht jedoch mit dem Zipperlein das Gewissen und stört wie der Totenwurm im Getäfel des Himmelbettes den ruhigen Schlaf. Unsern Sigmund beschlichen allerlei Skrupel und so

übergab er 1470 das Schloß dem Deutschen Orden, damit dieser durch Gebet und Messen seine Seele zur ewigen Ruhe bringe. An seiner Bahre wird manches gutgemeinte Vaterunser geopfert worden sein, denn er war beim Volke beliebt und auch jetzt ist die Erinnerung an ihn noch nicht erloschen; so dürfen wir wohl hoffen, daß der heilige Michael längst den Schlüssel zum Fegefeuer umgedreht und ihn aus der Glut, die er mit kühlem Wein nicht stillen konnte, in Abrahams Schoß geschickt haben wird. Amen! Die Ritter des Deutschen Ordens hatten den sichern Blick geistlicher Herrscher; der Ort war gut gewählt, so recht in der Mitte des Landes, fest und unzugänglich, von hier aus konnte man überall frische Fäden spinnen, aber der Hammerschlag Luthers zerriß das Gewebe, ehe es noch fertig war. Dort von der Mauer ist jedoch ihr Wappen nicht herabgefallen, im goldenen Sonnenstrahl schimmert das schwarze Kreuz auf dem weißen Schild und erweckt die Erinnerung an das Mittelalter, seine Ritter und Sarazenen, Kaiser und Sultane, Päpste und Bettelmönche, ihre Kämpfe und Siege, Niederlagen und Untergang.

Ein greller Pfiff vom Bahnhof zu Sterzing; die Hohenstaufen verschwinden in der Nacht der Vergangenheit und die Hohenzollern treten jetzt, nach dem alten Spruch, daß nur der Lebende Recht hat, an ihre Stelle. Sie haben nicht bloß die Wappenfarben des Deutschen Ordens geerbt, auch die Klugheit und die ausgreifende Kraft ging auf sie über. Der Schild, den wir tief im Süden am Schlosse bei Sterzing sehen, deckte das Nest des preußischen Adlers in der Marienburg des Nordens, bis er zum deutschen Kaiser-Aar erwuchs, der eine alte

Schuld einlöste und dem gallischen Hahn das freche Krähen legte. Von den Hohenstaufen haben die Hohenzollern den Kampf mit Rom geerbt; fielen jene, weil die Zeit gegen sie war, so ist sie jetzt mit diesen; drum vorwärts mit weisem Maß und festem Willen! Dürfen wir aus der Vergangenheit und Gegenwart in die Zukunft schauen, oder sind es nur Träume, leer und nichtig wie die Nebel, welche aus dem Moor steigen? — Da sehen wir Deutschland und Oesterreich, ein großes, gewaltiges Oesterreich, wie beide das Asiatentum im Osten niederschmettern und das ganze Donau-Becken zwischen Balkan und Karpathen bis ans Schwarze Meer der deutschen Kultur und dadurch sich gewinnen, während die Deutschen Oesterreichs mit den friedlichen Waffen des Geistes das Asiatentum in Oesterreich bezwingen; sie sollen es, sie müssen es, sie können es, denn *sie* haben Oesterreich geschaffen!... Doch, wohin auf deinem Pegasus, du Steinklopfer und Poetaster; zieh' die Zügel straff, sonst reiht man dich unter die Leitartikler, und dahin gehört ein harmloser Schwärmer so wenig als Saul unter die Propheten.

Wir setzten uns nieder und ließen den Blick über die Herbst-Landschaft schweifen; das Moos lag schon im Schatten, noch düsterer durch seine braune Farbe, welche bis ans Mittelgebirge emporstieg. Man schilt den Herbst melancholisch; manche Poeten lassen aus seinem Füllhorn statt der reifen Früchte nur elegische Verse fallen; das mag für einen trüben Tag gelten, wo die Nebel fast greifbar niederhängen oder kalter Regen auf die Dächer tropft. Was ist aber herrlicher als ein Herbstabend wie

der heutige? Da feiert die Natur ein Fest, daß ihr Werk im Laufe des Jahres so wohl gelungen; sie legt Garben, Obst und Trauben auf den Hochaltar, über den sich der Himmel blau und durchsichtig spannt. Alles leuchtet, glänzt und funkelt von der seltensten Farbenpracht und selbst die dunklen Tannenwälder müssen mittun, aus ihrer Mitte zucken wie Flammen die Lerchen mit den gelben Tangeln. Sie kann sich nicht mehr steigern, darum läßt sie endlich den bunten Schmuck ruhig fallen und beginnt ihren Winterschlaf unter der weichen Decke von Schnee.

Wir genossen schweigend das schöne Schauspiel und gedachten in der Stille manches Ereignisses, das sich in dieser Gegend zugetragen. Dort das altrömische Mauls; hier schlug Hofer mit seinen Passeyrern die Franzosen. Rückwärts das graue Sterzing, wo die tirolischen Landtage verhandelten und die Bürger unter der Leitung Vigil Rabers die „Passion“ aufführten oder auch so manchen tollen Schwank, dessen borstige Zoten man jetzt nur noch unter französischer Firma für keusch gelten ließe. Das ist eben der Reiz tirolischer Gegenden, daß auf ihnen überall die Erinnerung geschichtlicher Begebenheiten ruht, fast wie ein Abendrot, sei es nun mit engerem oder weiterem Ausblick. Die Tiroler haben stets mitgetan, mitgeschlagen, und dabei, wenn auch selten tatsächlichen Gewinn, wenigstens unsterblichen Ruhm erfochten.

Endlich war auch der fernste Gletscher der Pfitsch in das Grau der Dämmerung versunken; wir standen auf und wählten den kürzesten Weg hinten hinab über

den Berg. Ein Fußpfad führte uns nach Elzenbaum und von hier in das Moos. Wir verirrten uns und stolperten eine Weile zwischen den Tümpeln und Legföhren hin und her. Das war nicht angenehm; das weite Moos hatte in der Nacht einen noch ödern, unheimlichern Charakter, und da wir in jeder Weise den geisterhaften Jungfrauen entrinnen wollten, so patschten wir wohl auch in Lachen, bis wir uns endlich zurecht fanden und quer über einen Hügel nach Stilfes gelangten.

Gegenüber lag Freienfeld.

Ein gutes Nachtessen wartete unser, und da der Wein nach solcher Anstrengung auch nicht zu verachten war, verfügten wir uns dann getrost in die Schlafkammer.

Wir waren in einem guten Tiroler Wirtshause alter Art, und so führte uns auch die Einrichtung des Zimmers in die Vergangenheit. Die Wände waren mit Holz getäfelt; Leisten, Pfeilerchen und Gesimse im Stil der Spätrenaissance; der Ofen mit der Jahrzahl 1683 und allerlei Wappen, der Besitzer mag acht geben, daß ihm nicht ein Altertümler die Kacheln verträgt.

Man brauchte uns nicht zu wecken; das besorgte in der Hühnersteige vor dem Fenster ein Hahn, der im greulichsten Baß den Hymnus begann und dem dann allsogleich im hellsten Diskant etliche Göckelchen antworteten.

II

Aurora lucis rutilat.

Der Morgen war herrlich! Nach einem schmackhaften Imbiß stiegen wir schräg durch den Wald empor, den Scharen verschiedener Zugvögel belebten. In gemessenen Abschnitten trugen Pfähle die Bilder des Kreuzweges. Das fromme Bauernvolk betet dabei und vergißt so die Beschwerde des steilen Pfades. Manchmal fehlt auch der Humor nicht, wenn er auch kaum beabsichtigt wurde. So auf dem Anstieg von Bletzach nach Bosigl. Da sieht man ein großes Gemälde: Christus schleppt mühsam das Kreuz, ihm folgt eine Reihe Senner, gebückt unter der Last schwerer Kraxen; darunter die Inschrift:

„Jetzt wöll'n wir unser Kreuz auf uns nehm'n
Und miteinand nach Bosigl geh'n."

Bald wendeten wir uns über die Ecke in ein südliches Seitental; an der Lehne desselben waren einzelne Bauernhöfe zerstreut. Hier ist fast nur noch für die Alpenwirtschaft Raum. An Stangen trocknet Bohnenstroh; die Frucht gibt ein rauhes, schwer verdauliches Brot; wenn jemand, essen es diese braven, arbeitsamen Leute im Schweiße des Angesichts. Einen Teil desselben müssen sie noch in der Form von Steuern abgeben. Der Priester sucht sie wenigstens auf, wenn sie krank darniederliegen und verweist sie tröstend auf ein besseres Jenseits, was haben sie aber da heroben in der Wildnis vom Staate, der sie mit immer größern Ansprüchen an Geld und Blut beschwert? Fast den ganzen Winter

über sind sie von jedem Verkehr abgesperrt, daher ist ihr Charakter ernst, jeder Lustbarkeit abgeneigt, und selbst die Weiber, denen die harte Arbeit fast männliche Züge aufprägt, meiden in ihrer Tracht die fröhlichen und hellen Farben. Schwarze Filzhüte, schwarze Mieder, schwarze Röcke, höchstens eine blaue Schürze oder an Festtagen eine Nelke mit Rosmarin vor der Brust. Bringt ihnen die Oberfläche des Bodens so magere Frucht, desto lieber reden sie von den Schätzen, welche die Tiefe birgt; wie ein Märchen erbt sich das Gerede vom reichen Bergsegen Tirols fort und veranlaßt törichte Schurfversuche, bei denen nur Betrüger das Gold finden. So auch hier vor mehreren Jahren. Ein Knappe mischte unter das Gestein den Sand edler Erze. Wie schwollen da die Hoffnungen, wie stiegen die Kure! Jetzt mahnen noch etliche zerbrochene Stollen an die erträumte Herrlichkeit.

An einer Kapelle trennte sich unser Pfad von dem Wege, welcher zu den Häusern führte und bog wieder in den Wald ein. Einzelne Zirbeln mischten sich in den Bestand. Während die Singvögel zurückblieben, hörte man nur noch das Schnarren der Tannenheher, welche hier ihre Nahrung suchten. Es wurde immer stiller, immer einsamer. Ober der Holzgrenze spannten sich an der Flanke des Berges große Mähder aus; das Gras war braun und verdorrt — nur hie und da eine Quelle mit grüner Kresse gesäumt. Neben Steinen blühten einzelne Glockenblümchen, bisweilen eine violette Gentiane, welche den Reif der Nacht vertrugen. Was der Herbst und die Rinderherden übrig gelassen, weideten magere Schafe ab, denen man zum Schutz gegen die

Kälte das dichte Vließ gelassen. Jetzt war es jedoch warm, sehr warm, und wir gingen daher auf dem schmalen Pfade nur langsam vorwärts. Bei einem Heustadel hörte ich fröhliches Lachen und Kichern. Ich schlich um die Wand herum; da waren fünf oder sechs Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren; sie hatten sich an den Händen gefaßt und tanzten den Kinder-Reigen, indem sie dazu das bekannte Liedlein sangen. Ich sah ihnen eine Weile zu, endlich erblickte mich eine; sie verstummten und blieben erschrocken stehen. „Seid ihr Herlein," rief ich, „daß ihr da heroben tanzt?" Sie faßten sich jedoch bald und erzählten mir nun, wie sie von den Eltern heraufgeschickt worden, die Schafe zu hüten; sie hätten just ihre Nocken gegessen und bei dem schönen Wetter habe sie die Lust überkommen, noch ein bißchen zu reigen, es dauere ohnehin nicht mehr lang, bis sie verschneit würden. Länger hielten sie mir nicht stand, sie ergriffen die Stecken und liefen wie auf Verabredung auseinander, den Schafen nach.

Jenseits der Mähder hob und senkte sich der Boden wellenförmig, alles war überwachsen von den Sträußchen der Jochheidel, welche der Frost bereits in tiefen Purpur getaucht hatte. An den Stauden der Alpenrosen konnte man die Gallen für Blüten halten, ihre Farbe ahmten sie täuschend nach. Weiter unten war ein Stock, wo durch die braunen Knospen junge Blumen guckten; ich habe sie sorgfältig gepflückt und in die Büchse gelegt.

Manchmal erhob sich vor unserem Tritt rasselnd eine Heuschrecke mit roten Flügeln, allmählich aber erlosch jede Spur des Lebens, auf den Lachen zeigten sich Eis-

tafeln; die hellen Bäche werden wohl bald erstarren. so daß man nur noch aus der Tiefe zwischen den Steinblöcken ihr trauriges Glucksen hört.

Wir hatten das Kreuz, welches die Höhe des Ueberganges nach Pens bezeichnet, nahe vor uns; was mich jedoch hinderte, diesen Weg fortzusetzen, waren die Windstreifen am Himmel, die einen baldigen Umschlag der Witterung andeuteten, und den Genuß wollte ich mir wenigstens ersparen, hinten im Sarntal eingeschneit zu sitzen.

So machte ich mich denn an die Arbeit und schlug aus dem gleißenden Schiefer die nötigen Handstücke, welche mein Sohn knurrend in den Schnerfer steckte. Er meinte, er sei denn doch schließlich nicht da heraufgestiegen, um für den hohen Aerarius auf seinem Rücken die Steine heimzuschleppen; nun, meine Aufgabe war es eigentlich auch nie, jeden Sommer aus platonischer Liebe zur Wissenschaft wie ein Steinmetz zu hämmern. Mein Sohn wird voraussichtlich klüger als der Vater, sonst mag er sich jenen Vers Virgils auf das Portemonnaie schreiben: „Sic vos, non vobis, fertis boves aratra."

Wir setzten uns auf die kleine Kuppe, neben welcher der Pfad nach Sterzing eingetreten ist. Von allen Seiten grüßten die Gebirge, und weil kein Laut, keine Blüte die Aufmerksamkeit ablenkt, so ist der Eindruck um so erhabener, um so majestätischer. Wesentlich mag dazu die Klarheit der Herbstluft beitragen, welche, durch keine Dünste getrübt, alle Umrisse rein und sicher erkennen läßt. Diese Jahreszeit wäre eigentlich den Malern am meisten zu empfehlen, schon wegen des

warmen Tones der Farben, welche die Landschaft bekleiden. Sie sind jedoch mit den Schnepfen bereits aus allen Tälern abgefahren. Auf einer solchen Höhe mag man dann die Wanderungen des Sommers überdenken; man genießt in der Erinnerung noch einmal jede Herrlichkeit und faßt für den nächsten Frühling die besten Vorsätze. Während ich mich diesen Eindrücken hingab, fand mein Sohn auf der Karte, daß wir viel näher nach Freienfeld als nach Sterzing hätten. Da ich im Jaufental, das uns zunächst muldenförmig eingeschnitten war, nichts zu finden wußte, so fügte ich mich seinem Wunsche um so lieber, weil er auch Steine zu tragen hatte.

So kamen wir zur Verwunderung des Wirtes wieder nach Freienfeld zurück. Vor Sonnenuntergang besuchten wir noch den Wallfahrtsort Trens, dessen Namen man von den Gießbächen — Torrentes — ableitet. Trens und das gegenüber liegende Stilfes gehören wohl zu den ältesten Ortschaften Tirols; wie wir im Staffler lesen, vergab bereits im Jahre 828 Quartinus, wohl ein Nachkömmling römischer Ansiedler, hier Güter an die Kirchen.

Uns interessierte zunächst die Wallfahrtskirche. Vor vielen Jahren hat man aus dem Schotter des Gießbaches ein hölzernes Marienbildnis gezogen und in einer Seitenkapelle rechts aufgestellt, wo es bald Wunder zu wirken begann, so daß man ihm aus den Opfern im vorigen Jahrhundert einen reichen Zopf-Altar errichten konnte. Es ist eine stehende, fast lebensgroße Madonna mit dem Kind im Arm. So einfach konnte man jedoch die Statue nicht lassen; man steckte sie in ein rötliches,

golddurchwirktes Tafftkleid ohne Taille und hängte einen strammen, blauen Seidenmantel hinzu. Nun sieht die ganze Gestalt aus wie ein schmales, gleichschenkliges Dreieck oder wie ein riesenhafter Dämmerfalter, der an eine Wand geflogen ist. Auf den Bänken knieten mehrere Mädchen, jede ihr brennendes Wachslichtlein vor sich; man sagt, die Mutter Gottes erweise sich besonders gnädig, wenn man sie um einen Bräutigam bitte. Jedenfalls steht sie dann ganz gut am Rande des Sterzinger Mooses und wir wünschen nur, daß diese Wirksamkeit sich besser bewahrheite als die neu entdeckte des benzoësauren Natrons — dann muß der Zulauf von Tag zu Tag um so größer werden, je weniger die jungen Männer noch Lust verspüren, zu heiraten. Früher geschahen aber auch Wunder anderer Art. Für eine christliche Mutter ist nichts schmerzlicher, als wenn ein Kind vor der Taufe stirbt, aber wo die Not am größten ist, hilft die heilige Jungfrau. Man legte nun solche kleine Leichen auf den Altar, die leise Bewegung eines Gliedleins, ein roter Fleck auf der Wange genügte dem Glauben und der Meßner erteilte die Nottaufe. Jetzt geschieht das nicht mehr. Die in guten Verhältnissen erbaute gotische Kirche wurde gerade restauriert, aber wie! Endlich verfällt man auch auf dem Lande auf die vielgepriesene Polychromie, da sieht dann eine Wand mit ihren neuen Mustern aus wie der Flügel eines Schlafrockes und ein Pfeiler wie das Hosenrohr eines Hanswursts. So wird uns die moderne Gotik verpfuschen, was das Rococo noch nicht verdorben hat.

An die Wallfahrt knüpft sich ein Handel mit allerlei christlichen Andenken: Amuletten, Rosenkränzen und

derlei Kleinigkeiten. Wir kauften einiges für fromme Innsbruckerinnen.

Auf dem Rückweg, ehe noch die Dämmerung angebrochen war, überraschte uns ein prachtvolles Meteor. Es strich quer über die Eisack-Schlucht von Südwest gegen Nordost, eine Lichtgarbe mit drei Feuerkugeln, die allmählich erlosch. Die Erscheinung wurde auch in andern Gegenden des Landes beobachtet. Ossian hätte sie wohl angesprochen: „Du später Wanderer des Himmels, wohin irrt dein Flug? Du strahlst wie ein Held, wie Fingal, doch jetzt wird deine Stätte nicht mehr gesehen und die seine."

Am nächsten Morgen konnten wir gemächlich frühstücken und erwarteten dann den Zug. Auf der Eisenbahn beginnt immer mein Kreuzweg und ich möchte mich wohl am liebsten auf das Dach eines Waggons setzen, um der Gesellschaft zu entgehen, die man gewöhnlich findet. Lesen mag man auch nicht immer, so beginnen denn die Fragen nach all' den Bergspitzen in der Runde oder gar, wo man den besten Wein und die billigsten Forellen treffe — kurz, man soll den lieben Leuten den Ankauf eines Bädeker ersparen. Manchmal freilich plaudert man gerne, wie jüngst mit zwei artigen Russinnen oder den hübschen Töchtern jenes Professors zu Göttingen, aber einem alten Geognosten geht es nicht immer so gut.

Auch das war überstanden. Jetzt wirbelt vor meinem Fenster der Schnee; mittlerweile sind jedoch die Knospen der Alpenrosen auf meinem Tische aufgeblüht, die ich vom Penser-Joch mitgebracht: „So dir geschenkt ein Röslein was."

Schalders und das Sarntal

19. bis 22. September 1878.

Der Wanderer, der Forscher in den Alpen wird endlich fromm, und er wendet sich stets, wenn auch nicht gerade an einen Kirchenheiligen, doch gewiß an den Jupiter pluvius, der in unenthüllter Majestät fast monatelang mit dem Nebelmantel auf unsern Jöchern sitzt. Ich hatte im letzten Herbst wieder einmal genug von dieser nassen Herrlichkeit droben und den nassen Barschen im Achensee drunten; Hammer und Bergstock waren zur Hand, und so stieg ich an der Franzensveste aus dem Waggon. Es war schwül, als ich nachmittags neben dem Damme der Eisenbahn nach Vahrn ging; um so willkommener der Schatten des Waldes, der mich bald aufnahm. Hier vereint sich der Süden mit dem Norden; herrliche Kastanienbäume mischen sich unter Lärchen und Föhren, darüber ragt der gebrochene Turm von Salern, wo einst die aufrührerischen Domherren mit dem Schwert einen Bischof bewachten, und blickt auf die modernen Villen und Gasthäuser, welche drunten der Touristenschwarm besetzt. Ich warf mich in das Moos, und wie ich durch die Blätter, welche der Herbst leise zu färben begann, zum Himmel emporschaute, sah ich bereits vom Süden die schweren grauen Wolken heraufschieben, welche nie Gutes bedeuten; der Wind

raschelte in den Zweigen, und ein Zug Heher — das Volk nennt sie nach der Art des Lockrufes Gratschen — flog gegen das Tal, um sich in den Maisfeldern für die Abreise zu stärken.

Aus dem Dunkel dieser Wälder, aus der Schlucht mit dem schäumenden Bache tritt uns der Schatten eines Klassikers der deutschen Prosa entgegen, der Schatten Fallmerayers, der hier oft wandelte und zwischen den blühenden Rhododendren von Kolchis sich mit wehmütiger Sehnsucht an sie erinnerte. Er war ein echtes Tiroler Herz: treu der Heimat, die sich so wenig um ihn kümmerte, und doch wieder bezwungen von dem Wandertrieb in die Ferne, nach jenen Gestaden, wo auch Jason das Goldene Vließ holte. Andere brauchen es nicht dort zu suchen; man sagt aber auch, daß sich der weise Fragmentist, als er von den Ereignissen im Orient hörte, im Grabe umgekehrt und sich jede weitere Mitteilung aus den Sphären der Oberwelt verbeten habe. Ruh' er im Frieden; die Schicksale rollen, wo hätte sie je die Stimme einer Kassandra beschworen?

Ich folgte dem Fußpfade, welcher sachte in dem Engtal von Schalders emporführt. Das Gehänge rückt beiderseits steil heran; es besteht aus einem grauen Schiefer, der die Feuchtigkeit bindet und so die fruchtbare Unterlage für die hohen, schlanken Stämme des Nadelholzes gibt. Ueberall strömen Wasser herab; alle Felsen verhüllt der üppige Pflanzenwuchs, und tritt das Gestein frei hervor, so ist es dicht bestreut von den goldgelben Sporen einer Flechte. Mit Mühe konnte ich einige Handstücke schlagen, die mir freilich über das Rätsel ihres Alters, ihrer Entstehung keinen Aufschluß

gaben, und so setzte ich mich weiter droben sinnend auf die Stufen einer Kapelle. Da kam eine alte Frau mit ihrer Tochter, etwa von fünfzehn, sechzehn Jahren. In dieser Einsamkeit ist bald ein Gespräch angeknüpft. Ich betrachtete das Kind mit den feinen, blassen Wangen und den großen Augen voll stiller Wehmut und fragte endlich: „Sie waren wohl im Bade?" — Die Witwe eines kleinen Beamten, hatte sie die Kreuzerlein zusammengespart und sich einige Wochen droben aufgehalten, ob der liebe Herrgott nicht durch seine Natur das Wunder tue, welches die Kunst der Aerzte nicht zu tun vermochte. Ich sagte tröstend: „Nun, ich bin ja auch ein Arzt; sie wird von diesem Leiden genesen, vielleicht recht bald." Ueber das bleiche Gesicht flog mit dem leichten Rot ein freundliches Lächeln; die Mutter blickte auf sie und sagte: „Da haben Sie ihr eine große Freude gemacht, denn sie möchte nicht sterben!" — Ich hatte sogleich erkannt, daß ihre Krankheit mit dem Tod heilen würde. Armes Kind!

Eine Begegnung anderer Art hatte bei der ersten Säge statt. Der Weg ist zwischen Felsen eingeschnitten, so daß man weder rechts noch links ausweichen kann. Dort trat mir ein prächtiger Stier entgegen, ein wahrer Riese seines Geschlechts, feist und wohlgenährt, obschon er schwerlich einem Junggesellenbund angehörte. Man hatte dem ungestümen Burschen den Vorderfuß und ein Horn zusammengeknüpft, um ihn zu hindern, auf fremdem Gebiete Annexionsversuche zu machen. Ich betrachtete diesen Urtiroler einen Augenblick mit Wohlgefallen, da schrie der Bauer hinter ihm: „Du, machst dich fort; wenn er dich angreift, ist's zu spät!" Ich

war mit einem Sprung auf einem Steinblock und ließ ihn nun vorbei; nachträglich erfuhr ich, daß er zu Sterzing unter dem Beil des Metzgers für seine Sünden büßen solle; er war ein Zögling des Klosters Neustift.

Das Bad Schalders, welches auf einem grünen Vorsprung liegt, ist altberühmt; das Fremdenbuch mit allerlei launigen Sprüchen beginnt im Sommer 1683. Wir haben da ein wohlerhaltenes Stück alttirolischen Kulturlebens, das uns an die schönen Tage erinnert, wo unsere Schützen mannhaft ihre Grenzen gegen jeden Feind schirmten, aber keine Reservisten von ihren Familien weg nach Bosnien geschleppt wurden; wo man Sigmund dem Münzreichen, der aber nie Münze hatte, die Steuern verweigerte, weil er für seine unehelichen Söhne Seidenstrümpfe kaufte, aber in den ungarischen Ausgleich noch nicht siebzig Percent dreinzuzahlen hatte. Ja, das war dort ein lustiges, reich bewegtes Leben; wer es kennen lernen will, der blättere in Guarinonis Folianten „Vom Grewel menschlicher Verwüstung“ und lasse sich erzählen, wie damals die „geilen Wald-, Wust- und Venus-Esel“ in den Wildbädern mit den schönen Frauen ihr Spiel trieben und die heidnischen Götzen Bacchus und Amor ganz ungeniert von einem vollen Panzen herab die katholische Gesellschaft beherrschten. Bei dieser mußte sich jeder, der neu ankam, als Hanns mit einer stattlichen Batterie Weinflaschen einkaufen; Standesunterschiede gab es hier nicht, und so finden wir das Bäuerlein neben dem Domherrn und Handwerker im frohen Reigen. Als ich die Treppe des Hauses emporstieg, war bereits die Nacht angebrochen, kein Mensch begegnete mir. Die Badegäste waren vor dem

schlechten Wetter zerstoben und hatten den Speisesaal den Mäusen überlassen, die sich neben mir am Tische die Brosamen holten. Bald gesellte sich der Wirt zu uns; da erfuhr ich manches von Land und Leuten. Bezüglich des Wetters zuckte er die Achseln: das wisse jetzt selbst der Barometer nicht genau; denn im Herbste hätten die Wolken keine Hirten.

Nach 5 Uhr früh leuchtete mir ein helles Morgenrot in das Bett; rasch war ich angekleidet und trat ins Freie. Das Tal einwärts war sehr gleichförmig, derselbe Reichtum an Gras und Wald, aber die Umrisse der Berge ohne Charakter. Die Holzhäuschen der Bauern klebten über dem Abgrund, daß man an die Santa Casa von Loretto denken mochte, welche Engelshand an ihren Platz getragen; die Romantik der Lage gleicht jedoch die schwere Arbeit, welche der unebene Boden fordert, nicht aus, umso weniger, da Knechte und Mägde nur für teures Geld zu haben sind, weil jeder, der einen Bock von einer Gais unterscheiden und den Peitschenstock schwingen kann, sich davonmacht. Leiden die Städte an Uebervölkerung, so hat man jetzt auf dem Land zu wenig Hände und die Statistik weist von Jahr zu Jahr eine Abnahme der Seelenzahl in den Dörfern nach. Endlich gelangt man weit hinten zur letzten Ansiedlung; sie gehört den Augustinern von Neustift und dient ihnen zur Sommerfrische, so daß sich jeder etwa vierzehn Tage an der reinen Alpenluft laben kann. Man mache keine spöttischen Bemerkungen über pfäffischen Müßiggang; diese Neustifter sind als Priester sehr tätig in der Seelsorge, was wir unsern fleißigen Geldbaronen just nicht als Sport empfehlen möchten, und liefern dem Gym-

nasium zu Brixen die Lehrer. Da meinte nun freilich einmal der Bischof in einer Predigt: die Schüler an dem Gymnasium seien duftige Rosenknospen; ich ließ ihm aber sagen, er solle es nur einmal selbst versuchen, dann werde er finden, daß unter diesen Rosenknospen nicht bloß viele Disteln, sondern auch Krautköpfe seien. Jede Mühe erntet aber ihren Lohn; so erhalten fromme Priester im Himmel einen Ehrenplatz neben der Unbefleckten, und auf Erden genießen sie das Privileg der — Ehelosigkeit. Unter dem Schein der Humanität ist es reine Bosheit, welche jenen den stillen Frieden, das Studium und die kanonische Häuserin neidet, wenn man den Zölibat aufheben will. Führt ihnen moderne Fräulein, die mit der Zunge ebenso emsig klatschen, als mit der Hand die Frisur aufdrehen, an den Herd, dann ist's aus für immer: ihr dürft über sie lachen. Der Klerus weiß aber auch dieses Privileg zu schätzen; fragt nur den Prälaten von Fiecht: da bin ich schön angekommen, als ich ihm vor einem Jahre in einem Feuilleton ein rundes, sauberes Weiberl an den Arm hängen wollte.

Wozu jedoch diese Dinge? Je höher ich stieg, desto tiefer senkten sich die Nebel, bis sie mir fast wie ein nasses Leintuch um den Kopf hingen. Ringsum alles grau und vor mir der graue Schiefer ohne Ende, aus dem ich viereckige Handstücke schlagen sollte. Oben etwas Gries und dann wieder grauer Schiefer. So ging es über das Joch. Endlich öffnete sich die Aussicht, der Nebel zerriß, durch die Luken schaute jedoch nicht der blaue Himmel, sondern eine graue Wolkendecke, die mir eine Taufe in Aussicht stellte, welche für alle Juden in Wien ausgereicht hätte. Umzukehren hätte mir auch

nichts genützt. So nahm ich den Weg unter die Füße bis zum Mönchsbrunnen, einer lauteren, klaren Quelle, die ihren Namen von einem Bock hatte, der hier, nachdem ihn die Hirten im Gebirg vergaßen, überwinterte. Weiter abwärts waren die ersten Bauernhöfe von Durnholz. Hier verwenden die Bauernbursche die langen Winterabende, um die oberste Stange der Gatter, welche das Feld schützen, mit dem Messer zierlich auszuschnitzeln und Sprüche einzuschneiden, deren Buchstaben sie mit Zinnober färben. Ich bemühte mich öfters, diese Runenstäbe zu entziffern, aber vergebens. Mein Träger schmunzelte, endlich sagte er: „Ja, das sinnen unsere Buben scharf aus, damit es nicht jeder, der kommt, lesen kann; da muß man besonders klug sein!“ — Einmal gelang es mir doch, und ich will aus besonderer Gunst das Geheimnis verraten:

Da geht man nicht hier in einen Garten,
Einen Schatz zu erwarten,
Weil man auf Erden keinen suchen soll,
Aber bei Gott im Himmel wohl.

Andere Proben von sarntalischer Poesie habe ich nicht zu bieten; hier verstummte längst vor der Predigt das Schnadahüpfl, die Zither vor der Orgel, und selbst bei Hochzeiten duldet der heilige Eifer des Priesters keinen Tanz; man hört am Tisch nur das Grammeln der Kauwerkzeuge, als wäre man in einer Stube, wo Flachs gebrechelt wird. Dafür waren die Sarntaler Jünglinge bis vor kurzem als tüchtige Raufer bekannt; freilich geschah dabei nie ein Unglück, denn um diese Schädel zu klieben, müßte man in Bayreuth den Hammer Thors borgen.

Drunten am See öffneten sich die Schleusen des Himmels, daß es auf dem dunkelgrünen Wasser prasselte wie Hagelschlag. Hier war einst das Eldorado der Forellen; in langen Schwärmen zogen sie morgens am Ufer hin, um die bei Nacht hineingefallenen Kerfe zu holen. Abends schnalzten sie lustig in die Luft nach den Fliegen, welche über dem Spiegel tanzten. Jetzt ist's vorbei; man fängt sie mit Angeln und Netzen und genügt auch so den Forderungen gieriger Touristen nicht. Früher erhielt der Pfarrer jährlich zwanzig Pfund zu je zehn Kreuzern, auch das ist vorbei, und er mag sich mit schnöder Mehlspeise begnügen. Er ist zugleich Gastwirt, waltet jedoch seines Amtes mit patriarchalischer Strenge; kein Bauer erhält mehr als einen halben Liter Wein auf einen Sitz und muß, wenn er ausgetrunken, weiter. Auch ich kehrte hier ein, fand jedoch den originellen Herrn nicht zu Hause. Die Kirche nebenan gehört noch in die Zeiten der Spätgotik; der Altar im Beinhause trägt die Jahreszahl 1513. Leider ist er verstümmelt. So trifft man in abgelegenen Winkeln Trümmer alter Kunstwerke, die Zeugen des reichen Lebens im Mittelalter. Oft sieht man noch auf den Hügeln einsame Kirchlein im Uebergangsstil vom Romanischen ins Gotische; viel haben die barocken Restaurationen des vorigen Jahrhunderts vernichtet.

Im strömenden Regen ging ich aus dem Gebiet des Schiefers in das des Porphyrs über. Während der Träger den Regenschirm hielt, klopfte ich die nötigen Handstücke, welche mir später die Vorträge über dieses Gebirge erläutern sollten. Vor Sarnthein überholte uns die Nacht; wir kehrten beim „goldenen Hirschen" ein.

Die alte Wirtin fragte mich, ob ich Dispens habe? — Die hat ja jeder Reisende, zudem konnte ich mich selber dispensieren, wie jener Pfarrer, der, als ihm ein Knochen im Halse stecken blieb, die Absolution über sich sprach. Der Sohn meinte jedoch, beim Metzger sei Freitag Abends kein Fleisch; entweder schlug dieser aus christlicher Nächstenliebe weder Ochs noch Kalb oder die Sarntaler hatten mit oder ohne Dispens alles aufgezehrt. Ich glaubte das erstere; gleichviel! statt einem gebratenen Huhn stellte mir der junge Wirt das „Vaterland" auf; sechs oder sieben Nummern auf einmal. Da ich aber längst gelernt habe, des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen, so stürzte ich mich wie Curtius in die schwarzen Spalten dieses Journals, und während ich in diesem Abgrund vergebens nach Goldkörnlein krebste, wurde für mich eine schmalzige Brennsuppe und ein fester Schmarrn fertig. Ich will damit das Wirtshaus „zum goldenen Hirschen" nicht verschandeln; Speise und Trank sind gut und billig, die Leute aufmerksam und gefällig, und daß sie ultramontan seien, wußte ich ja früher; das sind aber die meisten Gasthöfe alten Schlages, und doch ist man gerade hier sehr gut aufgehoben.

Bereits um 4 Uhr weckte mich das Ave der Glocken. Etwas später begann wieder eine zu läuten, eine volle halbe Stunde; daran schloß sich der Chor der übrigen. Die Sarner müssen an diesem musikalischen Instrumente eine große Freude haben oder nicht anders aus den Federn zu bringen sein, worüber man sich allerdings wundern möchte, denn diese Musterchristen beten abends nur den Rosenkranz, kneipen aber nie. Den Glockenton

begleitete das Fallen des Regens auf die breiten Schindeldächer. Ich trat ans Fenster, um auszulugen, der Wind blies mir kalt entgegen, unten huschten dunkle Gestalten zur offenen Kirchentür. Es war ein Bauernfeiertag, man sang und orgelte zu Ehren des heiligen Matthias. Ich zog mich später an und stellte mich vor die Kirchentür. Ich benütze den Platz vor der Kirche gern, um ethnographische Studien zu machen. Diese Sarner sind ein herrliches Geschlecht; hochgewachsen, stark und selbstbewußt. Nach einer Ortssage sind sie aus der Fremde eingewandert. Das bezieht sich wohl bloß auf die breitschulterigen Gestalten mit dem blonden Haar und langen Köpfen. Man darf an die Goten denken, welche sich nach ihrer Vertreibung aus Italien nur in diese Gegenden zurückziehen konnten. Es ist eine deutsche Rasse, aber von der baiwarischen, die übrigens bekanntlich in Bayern selbst sehr in der Minderzahl blieb, im Aussehen verschieden. Man braucht da nur an die Unter-Inntaler von Rattenberg abwärts zu denken. Doch überwiegt das dunkle romanische Element weit. Man sieht Bauernbursche, die man nur in die Kleider des römischen Landvolkes zu stecken brauchte, und niemand könnte sie von echten Ciociaren unterscheiden. Romanischen Charakter tragen zum mindesten drei Vierteile der Bevölkerung. Diese Zahl ergibt sich aber fast für ganz Tirol aus den Schädelmessungen. In geringerem Satz fast für ganz Deutschland, so daß die Deutschen längst aufgehört haben, das ungemischte Stammvolk des Tacitus zu sein. Wie mächtig war jedoch deutsche Kraft, deutsches Wesen, daß es all diese

disparaten Stoffe zur Einheit der Sprache und Sitten zu zwingen vermochte! Auch das alte, durch die neuere Gesetzgebung längst aufgehobene Recht der Sarner zeigt germanische Erinnerungen. Das Verfahren war öffentlich und mündlich; der Richter leitete die Voruntersuchung und überwachte den Gang des Prozesses; entschieden wurde durch die Stimmen von Geschworenen welche die Bauern aus sich wählten. Selbst dem kanonischen Recht gegenüber behauptete sich dieser volkstümliche Gerichtsbann.

Die Gegend ist freundlich, ohne interessante Züge, denn das eigentliche Hochgebirge mit seinen Felszacken und Eisfirnen tritt kaum über den Horizont. Zunächst ernährt Landwirtschaft und Viehzucht die Bevölkerung, die Bauerngüter unterlagen noch nicht der heillosen Zerstücklung, es gibt Höfe mit fünfzig bis sechzig Stück Großvieh. Doch trägt auch der Gartenbau viel ein; nirgends gedeiht das Gemüse so schön und üppig wie hier, und wie die Spargel von Mori sind der Carviol, die Artischoken Sarntals berühmt. Große Ladungen gehen auf den Markt nach Bozen. Die Sarner nehmen auch fremde Kinder in Pflege, die hier für vierzig bis fünfzig Gulden jährlich ausgestattet werden; so manche Waise kam blaß und kränkelnd herein und kehrte mit roten Backen zurück. Das ruchlose Engelmachen kennen diese wackeren Bauern nicht. Allerdings sind sie dem Neuen schwer zugänglich; die Schulgesetze machten ihnen viel Kreuz. Wie mag es erst in der guten alten Zeit ausgesehen haben, wo die Höfe hoch im Gebirge während des Winters oft monatelang keine Verbindung mit dem

Haupttale hatten, ja die Bewohner eigentlich das ganze Jahr auf sich angewiesen waren! Da wuchsen sie auf wie die Fichten, ohne Lehre, ohne Religions-Unterricht.

Ein Bauer auf so einem abgelegenen Hof lag unter schwerem Leiden auf dem Totenbette. Da redete ihm der Geistliche zu: „Denk an unsern Herrn, der mußte am Kreuz sterben und war doch der Sohn Gottes!" Jetzt richtete sich der Alte auf. „So sterben hat er müssen? Das braucht lang, bis es wir da heroben erfragen, ist aber schon recht; da weiß er, wie's unsereinem tut, und er hat nichts voraus." Das ist doch echt germanisch.

Der Weg gegen Bozen geht ein paar Stunden eben fort, plötzlich senkt er sich in die Tiefe, und man tritt aus dem Norden in den Süden; an den Häusern und Lauben rankt die Rebe empor, statt der Tannenzapfen winkt uns die stachlige Frucht des Kastanienbaumes. Bald beginnt die Ernte, der junge Wein gärt im Fasse, und da ziehen die Städter hinaus, um zu törggelen, was ungefähr dasselbe bedeutet, als wenn der Wiener seinen Heurigen trinkt. Da drunten rücken die Felsen ganz nahe an die Talfer, sie bestehen aus dem klüftigen roten Porphyr, dessen Farbe als Komplement zum saftigen Grün der Landschaft einen so warmen Ton verleiht. Immer wilder wird die Schlucht, die zerrissenen Schrofen hängen über, daß man in der Dämmerung hinwandert, drunten stürmt der Bach, in den Spalten über uns gluckst das Wasser und fällt in schweren Tropfen nieder. Wo sich eine Runse auftut, besetzen Holzsägen den Platz; hieher werden aus unseren Wäldern die Museln getriftet und zu Brettern verschnitten, die auf der Eisenbahn weit

hinab nach Welschland gehen. So werden unsere Gebirge immer holzärmer, die Muhren brechen immer fürchterlicher los und der rohen Gewinnsucht der Väter fällt die Zukunft der Enkel zum Opfer.

Ein Gatter sperrt uns den Weg; wir müssen Zoll zahlen; das Tal erweitert sich jedoch, über den Römerturm von Ried erblicken wir Runkelstein und eilen rasch an dem brüchigen Felsen vorbei; schon schaut die Mendel herein und auf der Wassermauer erreichen wir mit dem Regenschirm in der Hand Bozen mitten in seinen Weingärten, deren Trauben man auf dem Obstplatze fast teurer kauft, als zu Innsbruck.

Was machen? Ich hämmerte bis zur Dämmerung in den Porphyrtuffen des Virgl herum, ohne viel Neues zu entdecken.

In der Frühe mit dem Bahnzug nach Klausen. Zu Waidbruck werfen wir einen Blick hinauf nach Layen, wo die Wiege Walthers von der Vogelweide gestanden haben soll. Wir glauben nicht recht daran; ein großer Dichter wie Walther verleugnet den Boden nicht, aus dem er gewachsen, und wie die edelsten Weine, so behalten auch seine Lieder etwas vom Erdgeruche. Doch wollen wir im Vorüberfahren unseren Leserinnen, wenn sich etwa eine mit dem Geognosten in die Felsen verirrt haben sollte, ein kleines Geschichtchen zum Besten geben. Droben zu Layen feierte man ein Waltherfest. Eine Dame, welche das etwas verfängliche Lied „Unter den Linden“ kannte, fragte naiv, ob diese Linde nicht mehr da sei. Ein Herr erwiderte: man habe sie anstandshalber etwas tiefer in das Tal zurückversetzt!

Zu Klausen stieg ich aus. Wie Sanct Antonius widerstand ich mannhaft der Versuchung, zum Kantioler abzubiegen, sondern schlug mich in die Berge von Villnös, um die Pflichten eines redlichen Steinklopfers zu erfüllen. Was sind da für schöne Melaphyre, Breccien, Porphyre, Diorite und Aktinolithschiefer! — Und nun gar ein neues Mineral: der Zoidit! — Doch ich will nichts weiter veraten, sonst gehen die Gäste des Walthergartens vom würzigen Humpen in die Steine und verderben mir das Geschäft. — Als ich mit der Arbeit fertig war, habe ich freilich mittags auch noch einen Seitensprung gemacht; das brauch' ich jedoch nicht zu beichten.

Aufwärts zum Brenner wurde es immer unlustiger; es begann zu griseln, die grauen Wolken, welche sich tief und tiefer senkten, beschleunigten die Dämmerung, so daß ich endlich die Vita nuova, die ich mitgenommen, einstecken mußte.

Ich schloß das Fenster und dachte an meine Gedanken, bis der Kondukteur die Türe des Waggons aufriß.

Bei Salurn

Ueber meine Frühlingsausflüge nach Italien habe ich in früheren Jahren allerlei erzählt; heuer kam ich nur nach Florenz und Venedig, und obwohl ich als Naturforscher manchen Seitenweg einschlug, den der Tourist am Leitseile Bädekers nicht betritt, so will ich dieses Mal ein anderes Gebiet schildern, welches der Dampfwagen links liegen läßt.

Ich stieg an der Klause von Salurn ab. Zwischen der Etsch und den hohen Gebirgen im Westen rechts ist das Tal breit und sumpfig; erst bei Kaltern drängen sich die roten Porphyrfelsen an den Fluß und schaffen hier eine Talsperre, welche in alter Zeit die stolzen Schlösser Leimburg und Leuchtenberg deckten, jetzt nur noch finstere Trümmer, in deren Nähe hie und da eine Pfeilspitze, eine gebrochene Klinge zu Tage kommt. Denn in dieser Gegend wechselten die Bischöfe von Trient und die Grafen von Tirol scharfe Hiebe, die nicht dem Himmelreiche, sondern irdischem Besitz galten. Am linken Ufer der Etsch springen die Kalkschrofen so steil gegen den Fluß vor, daß sie kaum der Straße Raum lassen, und begleiten ihn fast eine halbe Stunde. Unterhalb liegt die erste welsche Ortschaft: S. Michael mit seiner Abtei und dem Schlosse Königsberg, das der Cimbernkönig

Köls gegründet und der Feldherr des Domitian Lutatius erobert haben soll. Wo aufwärts die Felskoulissen zurücktreten, liegt Salurn und gleich dahinter Sumpfland, das vielleicht die Etsch bei einer Wendung zurückließ. Hier steigen im Sommer die Dünste der Malaria, an welcher auch die Dörfer südlich von Bozen kranken; die fetten Aale geben keinen Ersatz für den Tod von Leifers, der nachts um die Häuser schleicht. Nach einer Sage, die Nigrinus mitteilt, kämpfte hier C. Marius gegen die Teutonen; 140 000 fielen unter dem Schwert der Römer, 60 000 wurden gefangen; dann legten noch die Weiber die Harnische der Gefallenen an und erneuerten die Schlacht, bis auch sie erlagen und sich verzweifelnd in die Etsch stürzten. Was übrig blieb, schloß einen Vertrag, zum Zeugnis dessen das Schloß Feder (castellum foederis) ober Neumarkt erbaut wurde.

So die Sage; anderes und anders die Geschichte. Sie zeigt uns, wie fast überall, Deutsche gegen Deutsche im Bruderkampfe. Hier grenzten Franken und Langobarden, hier schlug Evin der Herzog von Trient Cramnichis und tötete ihn. Fast das ganze Heer der Franken erlag, nachdem es die Beute aus diesen Gegenden verloren. Wenn sich Franken und Langobarden statt der unfruchtbaren Fehde, die nur den Päpsten zu statten kam, vereinigt hätten! — Alle diese deutschen Stämme ließen Reste als Ansiedler zurück; so ist wohl die Bevölkerung keines deutschen Gebietes von so gemischtem Ursprung wie jene Tirols.

Salurn ist dem Range nach ein Dorf; wer aber die großen Steinhäuser der Güterbesitzer, von denen mehrere sich durch ausgedehnten Weinhandel bereicherten, an-

schaut, mag es wohl ein Städtlein nennen. Hier trafen Deutsch und Welsch scharf aufeinander; in den vierziger Jahren, wo die Flut aus dem Süden am mächtigsten schwoll, beantragte man bereits italienischen Gottesdienst, italienische Verhandlungen im Gemeinderate. Diese Wogen haben sich gestaut, und was einwanderte, zunächst Pächter und Arbeiter, verdeutscht sich allmählich durch die Schule; möchte man nur auch stets für deutsche Beamte sorgen. — Die meisten Einwohner sind beider Sprachen mächtig; wenn auch die schöne Tracht unserer Bauern verschwunden ist, so hat sich doch der deutsche Charakter behauptet, wie den Unterschied jeder merkt, der jenseits der Klause das nahe St. Michael besucht. Als das Bistum Trient an Oesterreich fiel, wäre es ein Leichtes gewesen, das ganze Gebiet zu germanisieren, und wir zweifeln nicht, daß Preußen, welches unter viel schwierigeren Verhältnissen sich Posen angliederte, das noch in fünfzig Jahren zu stande brächte; der sprachverworrene Staat an der Donau hat mit so vielen Hindernissen zu kämpfen, daß man in dieser Richtung nicht viel erwarten darf. Wär' es geschehen, dann hätte man freilich eine lästige Frage: die des „Trentino" weniger; Voraussicht und Berechnung der Zukunft besaßen jedoch die Staatsmänner zu Wien nie, wie das ja schon der große Napoleon wußte. Die einzige Merkwürdigkeit Salurns ist ein altes romanisches Kirchlein, in das man jetzt Wein einkellert, und der Wasserfall des Titschenbaches, der von einer überhängenden Wand niederstürzt. Da ist es im Sommer kühl und schattig, da versammeln sich hie und da Männlein und Weiblein bei einem Becher frischen Weines, und wo Bacchus

scherzt, findet sich Eros wohl auch bald ein. Neben dem Wasserfall links ist Gemäuer und hinter diesem Gemäuer sollen sich Grotten in den Felsen öffnen, wo noch, obschon schwach, der Widerhall deutscher Heldensage tönt. Zwei Knaben fanden am Eingang der Schlucht ein Schwert mit goldenem Griffe im Boden stecken. Sie zogen es mit Mühe zur Hälfte heraus und gingen dann weiter. Tags darauf ergriff ein großer Mann in altertümlicher Kleidung den älteren der Knaben und entführte ihn in die Tiefe. Dort war ein schönes Schloß voll Glanz und Pracht, Marbel, Edelsteine, Gold und Silber. Hinten schlug jedoch ein großes Feuer auf. Da sagte der Mann: „Hättest du das Schwert ganz herausgezogen, so wärest du reich, groß und mächtig, ich aber erlöst; so muß ich wieder in die Lohe zurück.“ Und er sprang in die Flamme. Der Knabe entfloh. Die Wölsungensage meldet: „Als die Männer am Abend bei den Feuern saßen, trat ein Mann in den Saal, der ihnen unbekannt war von Ansehen; dieser hatte einen fleckichten Mantel um, war barfuß und hatte Leinhosen um die Beine geknüpft; er hatte ein Schwert in der Hand und einen breiten Hut auf dem Kopfe; er war sehr groß und ältlich und einäugig; er zog das Schwert und stieß es bis auf das Heft in den Stamm und sprach: „Wer dieses Schwert aus dem Stamme zieht, der soll es von mir zur Gabe empfangen und er soll das selbst beweisen, daß er niemals ein besseres Schwert in seinen Händen trug als dieses.“ Hierauf ging der alte Mann aus dem Saal und niemand wußte, wer er war oder wohin er ging.“

Diese Uebereinstimmung ist nicht zufällig; die

deutsche Heldensage hat sich mit Goten, Langobarden, Alemannen und Franken in Tirol angesiedelt. Noch im siebzehnten Jahrhundert wußten die Bauern des Inntales vom König Dietrich, wie uns Guarinonius berichtet; zu Gossensaß am Eingang des Pflersch mit den uralten Bergwerken hatte Wieland die Schmiede: auf dem Schlern blühte Laurins Rosengarten und trauerte Similde, an der Etsch überwand der Berner den Riesen Wittich, sein Waffenmeister Hildebrant wurde auf der Burg zu Garda geboren; mannhafte Helden erschlugen Drachen zu Leifers und auf dem Nonsberg, den auch das Eggenlied mit dem Holnstein bei Auer kennt. Daß gerade in Tirol so viele Handschriften der Nibelungen entdeckt wurden, ist wohl auch nicht zufällig. Und den Garten Deutschlands mit den Enkeln der edelsten deutschen Stämme soll man gleichgültig der Verwelschung überlassen? — Welche Flamme des Zornes würde durch ganz Italien brausen, wenn man das welsche „Trentino" verdeutschen wollte? — In neuerer Zeit nimmt sich die Regierung der Schulen besser an; ein deutsches Gymnasium wurde zu Trient gegründet und gerade junge Italiener sind es, welche es besuchen. Als Vorkämpfer des Deutschtums muß zuerst der wackere Christian Schneller genannt werden, dem wir ein treffliches Buch verdanken: „Sagen und Märchen aus Welschtirol". Es ist viel zu wenig bekannt und sollte in keiner Jugendbibliothek fehlen. Auch aus dem Deutschen Reiche laufen Beiträge für unsere bedrängten deutschen Schulen ein; laßt euch die Pfennige nicht reuen, nachdem ihr den Welschen an der Seine so tapfer auf die Pfoten geklopft. Wie Dr. Angerer, der Sekretär der Handels-

kammer zu Bozen, in seinem verdienstvollen Buche: „Deutsche und Italiener in Südtirol" nachgewiesen, macht jetzt das Welschtum keine Fortschritte mehr und es wird überall Boden verlieren, wenn einmal die Etsch reguliert ist und die Austrocknung der Sümpfe es den deutschen Bauern möglich macht, sich auf ihren Gütern zu halten. Wo ein übriges Flecklein ist, sollen nur welsche Arbeiter und Pächter kommen, das sind brave und fleißige Hände und ein bißchen Aufmischung des Blutes schadet nichts.

Eigentlich war ich jedoch nicht zu den Salurnern und den Salurnerinnen gekommen, obwohl ich vor mehr als dreißig Jahren deren recht schöne gekannt habe und mir von ihnen den firnen kühlen Wein kredenzen ließ. Auch nicht der Heldensage zulieb, mein Hammer erschloß mir im Steinbruch ein viel höheres Weltalter; ich klopfte dort aus den Mergeln eine Menge fossiler Pflanzen, welche freilich die Leser gar wenig anmuten dürften. So mögen sie denn in einer Fachschrift versteinert bleiben.

Aber auch die berühmte Hochburg wollte ich schon seit Jahren besuchen, konnte es jedoch nie ausführen. Heuer gelang es mir endlich. Gegen Süden steigt der Geierberg unmittelbar aus der Ebene, eine pralle Wand neben der anderen und darüber sind, was man vom Tale aus nicht sieht, Einzelhöfe in grünen Mulden verstreut.

Die Felsen sind grau und gelb angewittert; aufgebaut aus einem feinkörnigen zuckerigen Dolomit, der wenig Versteinerungen bietet und daher dem Geologen die Einordnung sehr erschwert. Schaut man von Norden hinauf, so erblickt man die mächtigen Trümmer eines

Schlosses, fast scheint es flach an die Wand geklebt. Von einem Weg ist nichts zu bemerken, rechts und links brechen Schutthalden nieder, mit großer Mühe arbeitet man sich über das Gebröckel empor, bis man endlich einen schmalen Ziegenpfad quert, auf dem ich, als er an den Schrofen führte, vorsichtig weiter schreiten mußte, denn die frostigen Osterwinde hatten ihn mit Eisgallen belegt. Je höher ich stieg, desto weiter löste sich das Schloß von dem Hintergrund, bis mir die Hauptburg auf einer riesigen Zacke gegenüberstand. Diese war durch einen schmalen Grat, den eine Mauer säumte, mit dem Gebirge verbunden und hier erhoben sich links auf unerklimmbaren Ecken, — denn die untere Hälfte der steinernen Stiege war hinabgebrochen — Befestigungen. Ich trat durch das Tor der Mauer und wandte mich rechts, der Felsen war gegen West abgeschrämmt in einen Hof mit ehemaligen Wohnräumen und Ställen.

Die enge Zugbrücke, welche zur Burg empor führte, war längst vermodert und eine der Schwalben, welche zwitschernd um die Trümmer kreisten, hätte mir die Flügel leihen müssen, um hinüberzusetzen. Am Josephitag wird ein Steg aus Brettern gelegt und abends zu Ehren des Heiligen alles mit bengalischem Feuer beleuchtet, was prachtvoll, ja zauberhaft sein soll. Manchmal fahren auch Leute nach Salurn, die zwar das Pulver nicht erfunden haben, denen zulieb man jedoch auf der Hochburg böllert und weithin den Widerhall weckt. Die Burg war eigentlich Festung und diente als Hinterhalt der Talsperre, an der auch in den französischen Kriegen blutig gerungen wurde. Joubert umging sie 1797, worauf die österreichischen Generale, welche sie

hüten sollten, gar nicht dachten; bei Spinges und Aicha trieben ihn dann die Bauern seitab.

Ueber die Erbauung des Schlosses, welches schon Paulus Diakonus erwähnt, wissen wir nichts; vielleicht gehörte es zu den Kastellen, welche Drusus „herabwarf", wie Horatius, der Hofpoet seines Vaters Augustus, pflichtgemäß singt. Bei den Kämpfen zwischen Ludwig von Brandenburg und den Luxemburgern wurde es zerstört, dann wieder aufgebaut, denn die Werke links gehören bereits in die Zeit nach der Erfindung des Schießpulvers. Wann es verlassen wurde, ist nirgends gezeichnet; Burglehner hat es auf seiner Karte von 1612 nicht mehr und auch das „immergrüne Ehrenkränzlein der Grafschaft Tirol von Brandis" enthält es nicht.

Nur die Giebigkeiten waren den Besitzern des Lehnes bis zum Jahre 1848 zu leisten, dann wurden sie abgekauft. Der alte Wirt zum weißen Rössel erzählte mir: daß er jährlich zwanzig Kapaunen abliefern mußte, ein anderer sechs Schinken, ein dritter acht Schweinspalte, ein vierter ein Pfund Pfeffer, ein fünfter Kümmel, ob dieser nach Berlin verkauft wurde? — ein sechster gar ein Staar — Fliegen! Man sieht, damals war Humor bei der Sache, der freilich den modernen Steuerämtern längst ausgegangen ist. Eine Aehnlichkeit bleibt wohl: daß man damals so wenig wußte, zu welchem Zwecke die Fliegen? — als jetzt vielleicht da und dort: „Zu welchem Zwecke das Geld?" — Der Grundbesitz war nicht groß, man nennt die Anwesen, welche ihn zusammensetzen, auch jetzt noch die Dynastie.

Und wem gehört denn dieses vielumstrittene Schloß? — Es wechselte oft die Besitzer, jetzt gebeut hier und auf

Enn, einst der Burg des Schwestersohnes vom blutigen Ezzelino de Romagna, die verwitwete Gräfin Albrizzi in Venedig, nicht wie Katharina Cornaro eine Tochter des goldenen Buches, sondern eines österreichischen Generales aus der lustigen Stadt Wien. Ihr Vater war dort in Garnison; der junge Albrizzi hatte nicht mehr Rast und Ruhe, bis er sie heimführte, sie verlor ihn jedoch schon nach einigen Jahren, und hat sich trotz ihrer Jugend und Schönheit, welche allerorts umworben wurde, nicht mehr vermählt. Auch zwei blühende Töchter sind vorhanden, sollen sehr schön, sehr lieblich sein, wie die Venezianerinnen auf den Gemälden Palmas blond und schwarzäugig — aber was geht das mich an?

Um Hochsalurn, welches manche die Haderburg nennen, spinnt sich der Efeu der Wilkinasage. Oder hat es unser Germanist Ign. Zingerle nur erfunden? Er ist ein Schlaumeier und weiß die Fäden so säuberlich zu einem hübschen Gewebe zu schlingen, daß man ihm fast glauben möchte. Wir geben der Vollständigkeit wegen die Sage nur kurz.

Da droben saß einst der mächtige Jarl Rüdiger mit seiner holden Tochter Hildefried; neben ihnen der Onkel Brünstein und der riesenstarke Ritter Samson, welcher dennoch der Liebe nicht zu widerstehen vermochte. Er entführte das reizende Fräulein in den dunkeln Wald und feierte dort bei Nachtigallenschlag die Flitterwochen. Der Vater störte jedoch die süße Minneruhe und mußte das ebenso wie Brünstein mit dem Leben zahlen. König Samson erhielt einen Sohn Ermanrich, wußte aber als Recke nichts von christlich germanischer Treue, sondern tat wie die alten Patriarchen oder die Türken und er-

zeugte mit einer Nebenfrau den Sohn Dietmar, den Vater des feuerschnaubenden Dietrich von Bern, dessen Bronzestatue von Fischer sie jüngst in der Hofkirche zu Innsbruck blank scheuerten, wie einen kupfernen Molkenkessel.

All' diese Herrlichkeit ist nun dahin; Berne wurde welsch und heißt nun Verona, Garten wurde welsch und Salurn wär' es auch, wenn die Herzensgelüste der Irredenta erfüllt würden, wir dürfen daher den Stutzen nicht an den Nagel hängen trotz aller Liebenswürdigkeit gleißender Diplomaten.

Wann Salurn gegründet wurde, weiß man, wie erwähnt, nicht. Der Name zeigt wohl in die vorrömische Zeit zurück, obschon man ihn auch vorläufig bei dem Mangel eines etruskischen Lexikons kaum zu deuten vermag. Daß es später echt germanisch wurde, belegt eine charakteristische Sage aus dem Munde des Buben, der mir die Steine auf den Bahnhof trug. In Salurn hatte ein Bauer einen Knecht, den er sehr streng hielt und nicht gern zu den Weinfässern in den Keller schickte, obwohl diese leicht eine kleine Abzapfung ertragen hätten. Unser Knechtlein stieg nun Sonntags, wo die guten Freunde beim Becherklang jubelten, einsam und verdrossen auf die Burg. Da sah er eine Treppe, an die er sich nicht erinnern konnte, er ging hinab und kam zu einem großen Fasse, auf dem ein feuriger Bock hockte. Das schreckte ihn nicht; er ließ Wein in den Schapfen rinnen und tät saufen, ja saufen wie Leydolts Landsknecht. Er kam nun jeden Feierabend stark angeheitert nach Hause. Endlich fragte ihn ein Freund und er vertraute diesem in seliger Weinlaune das Geheimnis.

Von nun an war aber das Tor zu seinem Paradiese geschlossen. So der Bube. Anders faßt Grimm die Sache aus den „Nachrichten von Geistern", welche 1737 zu Frankfurt erschienen. Verlassen wir das unheimliche Gemäuer und blicken nun von einem Moospolster in das Tal. Die Fluren sind grün, die Bäume blühen schneeweiß und die Lerchen wiegen sich in der klaren Luft. Da heroben im kalten Schatten regen sich erst die Knospen der Hainbuche, kaum hebt eine Anemone das schüchterne Auge und nur der rauhe Heiderich prangt in Purpurrot wie Hildefrieds Wange. Ein bißchen träumen tut auch einem alten Naturforscher gut, freilich erinnert ihn die schnaubende, rauchende Lokomotive nur zu bald daran, daß Dietrich und Hildebrand nicht mehr durch den grünen Tann reiten.

Abends saß ich bei der Wirtin im schwarzen Adler zu Bozen, hier mögen tugendhafte Junggesellen einkehren, der Wein ist gut und schlägt sichtlich auch bei ihr gut an; leider hat sie kein schönes Töchterlein.

An der Sarca und Etsch

I.

Wenn ich einen Ausflug unternehmen will, pflegen meine Bekannten entweder daheim zu bleiben oder sich mit einem Regenschirm zu versehen; dieses Mal hätte ich auch einen Kahn gebraucht, denn ich mußte die traurige Ueberschwemmung in Südtirol von Anfang bis zu Ende mitmachen. Eine ausführliche Schilderung derselben zu geben, überstiege den „Pegel" einer Wochenschrift, und sie liegt auch nicht in meiner Absicht; wohl aber kann ich manches mitteilen, was vielleicht in anderer Beziehung Interesse bietet.

Schon am Morgen des 14. September begrüßten uns zu Trient Donner und Regengüsse; wir wagten uns jedoch, dem Scirocco zum Trotz, in die Schlucht von Bucco di Vela und hofften, als sich der helle Sonnenschein auf den See von Doblino legte, eine glückliche Fahrt.

Zu Tione kamen wir abends an. Das Cavallo bianco ist ein gutes und billiges Gasthaus, jedoch mit beschränktem Raume; man muß sich nur wundern, daß hier noch kein Unternehmer ein Hotel hinpflanzte, denn die Gegend ist prachtvoll und wäre zu einer Sommerfrische ganz geeignet; auch die drei Täler, welche sich hier öffnen, laden zu schönen Spaziergängen ein. Merk-

würdigkeiten besitzt das große Dorf freilich nicht, es sei denn, ein Naturfreund wollte die Kaserne dafür erklären.

Das Valle di Rendena gegen Norden läßt sich am ehesten mit dem Zillertal vergleichen: rechts und links Berge ohne bestimmte Physiognomie, hoch hinauf bewaldet, mit zerstreuten Einzelhöfen; wie das Zillertal bei Mayrhofen, gewinnt es erst zu hinterst bei Pinzolo mehr Charakter, jedoch ohne eigentümliche Schönheit. Es ist das Eingangstor zu der erhabenen Gletscherwelt des Adamello und der Presanella, der gegenüber sich die grauen Kalkzinnen der Brenta erheben. Für Ausflüge ist wohl Madonna di Campiglio am geeignetsten, wo der jüngst verstorbene Righi ein Hotel erbaute, das mehr als hundert Personen Unterkunft gewährt. Auch die Italiener verlassen im Hochsommer gern die Marmorhallen ihrer Städte, die grauen Oliven und schwarzen Cypressen, die keinen Schatten spenden, und wollen den Harzduft nordischer Wälder atmen, das Rauschen frischer Alpenbäche hören. Darum sieht man hier Gäste aus allen Städten, von Rom bis Florenz und Mailand. Dem Deutschen liegt das Etschtal näher; das herrliche Stubai könnte für ihn ein Madonna di Campiglio werden, wenn nur jemand ein großes Gasthaus bauen wollte, wie ein solches zu Gossensaß Touristen aller Länder beherbergt.

Was nun die Bevölkerung anlangt, so erinnert auch sie mehrfach an die Zillertaler, ohne jedoch falsche Biederkeit zu affektieren. Wie diese mit ihren Handschuhen die Welt durchziehen, so begegnen wir den Männern Rendenas in allen Städten Europas, wo sie

als Schleifer auftreten. Haben sie etliche Francs im Sacke, so kehren sie wieder heim, arbeiten als Bauern oder greifen wohl auch zur Büchse, wie der Lusion von Caderzone, der selbst Konstantinopel und Alexandrien sah. Man darf daher keine älplerische Naivetät erwarten; die Leute sind schlau und gerieben, zwar freundlich und dienstfertig, aber stets auf ihren Vorteil bedacht. Da sie auf freier Scholle sitzen und keine Padroni als Blutegel am Leibe haben, so gleichen sie an Unabhängigkeitsgefühl den deutschen Bauern: diese Gemeinden bewahrten stets den souveränen Bischöfen von Trient gegenüber eine gewisse Selbständigkeit. Als ihnen dieselbe durch die napoleonische Gesetzgebung geraubt wurde, da bildete der Bauer Collini von Pinzolo eine Bande und führte auf eigene Faust den Krieg gegen den allmächtigen Korsen. Nachdem sich seine Genossen verlaufen hatten, blieb er allein, bis er 1813 auf sein Gut zurückkehren konnte. Er erhielt, wie andere Schützenhauptleute, eine Pension, sprach aber gelegentlich seine Verwunderung darüber aus, weil er doch nur für die Freiheit des Heimattales gefochten und an Kaiser und Reich gar nicht gedacht habe. Seine Taten und Erlebnisse verdienten wohl eine ausführlichere Darstellung; noch gibt es Leute genug, die ihn kannten und quellenmäßige Mitteilungen zu machen in der Lage wären. Einiges erzählt uns Perini.

Die Bevölkerung Rendenas ist jetzt gut katholisch; das Bild des heiligen Vigilius, den ihre Väter marterten, erhebt sich auf den Altären der Kirchen. Sie waren treue Anhänger des alten Saturnus, wie ihre Nachbarn auf dem Nonsberg. Das Mittel, welches der glaubens-

eifrige Bischof ergriff, um sie zu bekehren, war allerdings etwas drastisch. Er stürzte den Götzen vom Gestell und begann eine eifrige Predigt; die wütenden Heiden steinigten ihn jedoch und warfen die Leiche in den Fluß, der sie fast bis Tione fortwälzte. Der Ort Mortaso soll davon den Namen haben, daß einer der Männer ausrief: „Morto tace!“ Das geschah nach der Legende im Jahre 406.

An die Religiosität heftet sich nur zu häufig der Aberglaube. Vom Val di Genova, das sich tief und schluchtig gegen Westen zieht, erzählt man schauerliche Dinge: das Konzil von Trient habe die bösen Geister dorthin verbannt und die Hexen hielten daselbst ihre wüsten Tänze. In Nordtirol spuken sie auf dem Falljoch bei Hall.

Eine andere Aehnlichkeit mit dem Zillertal zeigt der Schatz von Volkspoesie. Auch hier erzählen Mütter ihren Kindern Märchen; wenn auch in fremder Tracht, erkennen wir doch unser liebes Rotkäppchen mit dem Wolf: Compare Lupo! Nachts ziehen die Jünglinge vor das Fenster der Geliebten; einer spielt die Harmonika oder Guitarre, der andere singt, und wer weder das eine noch das andere gelernt hat, bezahlt wohl einen Dorfkünstler, um statt seiner einzutreten. Auch die Mädchen haben ihre Lieder, mit denen sie in der Einsamkeit der Kammer oder im Feld ihren Gefühlen Ausdruck geben. In älterer Zeit sang sie eine beim Tanz vor und begleitete sich dabei auf dem Tamburin, jetzt ist dieser Brauch fast verschwunden. Die Strophen dieser verschiedenen Gesänge haben wohl Aehnlichkeit mit den toskanischen Strambotti und manches derselben mag

mit den Schwalben nach Norden verflogen sein; vieles hat gewiß im Tale seinen Ursprung, wie man auch einen eigenen Namen für diese zierlichen Poesien hat: Maitinade. Es wurden deren bereits gesammelt und gedruckt; wir fügen als Probe eine Uebersetzung bei:

Schöne, die Du Sonntags geboren bist, —
Montags betracht' ich Dein holdes Gesicht,
Am Dienstag erhieltest die Taufe Du,
Am Mittwoch gleichst Du dem Paradiese,
Am Donnerstag ward gezuckert Dein Mund,
Freitags warst Du schöner als die Narzisse,
Samstag, o Teure, ein Blumenstrauß,
Sonntags geh' ich zu lieben aus:
Nach der ersten Messe oder der zweiten,
Wenn nicht auch nach dem Frühstück bei Zeiten.

Ich habe mich bemüht, die Ungenauigkeiten von Vers und Reim nachzuahmen; dem Volke kommt es hier nicht auf Korrektheit an, sondern nur auf den einfachen Ausdruck der Gefühle. Kleine Liedchen in der Form der Ritornelle hört man wohl auch; man könnte sie in ihrer Kürze den Schnadahüpfeln vergleichen.

Wer sich nach den Liedern ein Bild der Buben und Mädchen entwerfen wollte, würde sich gewaltig täuschen. Das sind Welsche ganz gewöhnlichen Schlages: klein, braun, zottelig und schmutzig; nichts von einer schmucken Bauerntracht, wie im Zillertal, oder von der elastischen Kraft unserer Senner. Die Häuser, in denen sie wohnen, erinnern mit ihren Schindeldächern an nordische Muster; die Aehnlichkeit ist jedoch nur scheinbar und bedingt durch die gleichen klimatischen Verhältnisse. Ihre Sprache ist ein rauher Dialekt der lombardischen Gruppe

und demjenigen, welcher aus der Grammatik und den Schriftstellern Italienisch lernt, völlig unverständlich; wie wir vernehmen, gibt demnächst Professor Gartner eine Abhandlung darüber. Und das ist gut; denn er weicht und verstummt allmählich vor der Schulsprache.

In den Adern dieser Bevölkerung rinnt wohl kaum ein Tropfen deutschen Blutes, wie es sich in hohem Prozentsatz den Ueberresten der Romanen östlich der Etsch mischte. Vielleicht hat sich hier der etwas mythische rhätische Stamm ziemlich rein erhalten. Sagen berichten von Trümmern römischer Kastelle; man kann das zugeben, weil sie den Uebergang in das Nonstal sicherten. Auch Karl der Große soll im Kriege gegen die Longobarden hier durchgezogen sein. An der Turmwand der Kirche St. Stefano bei Carisolo stellt ein Gemälde vom Jahre 1500 den Papst und den großen Kaiser dar; in gotischer Schrift ist seine Fahrt geschildert und werden die Privilegien aufgezählt, welche er erteilte.

Der Hauptreichtum der Gemeinden sind die stattlichen Nadelholzwälder, welche sich weit hinüber gegen den Sulzberg und Graubünden erstrecken. Hier haust noch der Bär; ein Jäger sagte mir, daß in der Gegend von Madonna di Campiglio wenigstens fünf mit Kind und Kegel an der Sommerfrische teilnehmen. Auf der Bocca di Brenta begegnete im verflossenen Sommer ein solcher Wanderer einem Touristen etwa auf dreißig Schritt, trabte jedoch ruhig vorüber. Die sonnigen Abhänge im Val di Genova sind mit Himbeerstauden bedeckt; man sammelt die Früchte und liefert sie nach Italien; doch muß man im Herbst Nachtfeuer unterhalten, um die Bären, welche sich gern einladen, zu ver-

scheuchen. Während meiner Anwesenheit schwemmte der Wildbach des Daone einen Bären herab, welcher in den geschwollenen Fluten ertrunken war; der glückliche Finder meldete sich beim Bezirksgericht zu Tione um das Schußgeld! Wegen der weiten Ausdehnung der Wälder und der Unwirtlichkeit des Gebirges ist es schwer, den Bären beizukommen, doch hat ein Jäger in Villa bereits achtundzwanzig erlegt. Die Gemsen sind noch zahlreich; es dürfte gut sein, das Abschießen derselben streng zu überwachen.

Pinzolo besitzt eine große Merkwürdigkeit, und zwar in erster und zweiter Auflage. Gehen wir an der stattlichen Pfarre vorbei gegen Norden, so erreichen wir bald eine kleine gotische Kirche, welche dem heiligen Vigilius geweiht ist. Der Friedhof, der sie umgibt, ist verwahrlost, wie wir es bis jetzt so ziemlich in allen Dörfern beobachteten. Kaum ein beachtenswertes Denkmal; zwischen den armseligen Kreuzlein wuchert die Melde, der Gänsefuß, die Brennessel. Zu Riva sind die meisten Gräber gar nur mit einem numerierten Stein bezeichnet, so daß man sich an den bekannten Vers erinnert: „Numerus sumus et fructus consumere nati!" Im Schiff treffen wir einige überladene Altäre, um deren schwarze Säulen goldenes Rankenwerk wuchert. Mehr Aufmerksamkeit würden die gut erhaltenen Fresken des Chores heischen, die uns in einem Zyklus das Leben des heiligen Vigilius zeigen; wir schenken ihnen jedoch nur einen flüchtigen Blick und kehren zur südlichen Außenwand mit ihren verbleichenden Gestalten zurück. Deutschland, Frankreich ist die Heimat der Totentänze; es überrascht uns, hier einen

solchen zu finden. Er zieht sich als Fries unter dem Dachsimse hin, und wir können leider die Ansicht, daß hier eine eigenartige Schöpfung italischen Geistes auftauche, nicht bestätigen. Der Maler hält sich treu an den längst bekannten Kreis der Vorstellungen und begibt sich, da er seine Gestalten einzeln vorüberziehen läßt, jedes Anspruches auf Komposition. Voran sitzt ein gekröntes Skelett mit einem Dudelsack; zwei andere Skelette in aufrechter Stellung begleiten auf Posaunen, eben wie überall. Dann kommt Christus am Kreuze, dem der Tod einen Pfeil durch das Herz geschossen, — das ist vielleicht neu. Nun folgen die Stände, Papst, Kaiser u. s. w.; der Geistliche, der an der Kutte fortgezerrt wird, erinnert an Holbein. Den Schluß macht das Skelett eines Kindes, welches einem nackten Knaben ein Windrädchen reicht. Dann folgt ein Skelett hoch zu Roß, welches Menschen niederreitet und sie mit den Pfeilen eines unerschöpflichen Köchers trifft. Das letzte Bild der Reihe zeigt uns den Himmelsritter Michael, welchem der Teufel ein Schuldbuch vorhält; der Böse ist aber wie immer geprellt, denn über seinen Hörnern schwebt die schneeweiße Seele aufwärts. Sprüche erklären die Bilder; wir lassen uns am ersten genügen:

Ich bin der Tod und trag' die Kron'
Als Herr von jeglicher Person,
Und bin so wild, so stark und rauh,
Daß ich dring' durch Tor und Mauerbau;
Und jener bin ich, dem die Welt erbebt,
Wenn meine Sichel sich im Kreise hebt.
Was immer ich berühr' mit meinem Pfeil:
Weisheit, Schönheit, Kraft gewährt kein Heil.
Sei's Herr, sei's Frau und auch nur ein Vasall

Er tritt gezwungen ein in diesen Ball.
Du mußt beschau'n, o Sünder, meine Gestalt,
Denn dieser wirst du werden ähnlich bald;
Beleidige drum Gott auf keine Art,
Daß du nicht fürchten mußt die Todesfahrt.
Ob schlecht, ob gut, da misch' ich ein mich nicht,
Ich laß die Seel' dem ewigen Gericht,
Und wie du deine Arbeit hast vollbracht,
So wird dir auch die Rechnung einst gemacht.

Unter dem Totentanz sehen wir die sieben Todsünden. Teufel führen Männer und Frauen gebunden vorüber; ein Tier symbolisiert das Vergehen. So schreitet neben einem zärtlichen Liebespaar ein bärtiger Bock. Die Gemälde stammen aus dem Jahre 1539 und sind die zweite Auflage ähnlicher Darstellungen an der Kirche von San Stephano am Eingang in das Val di Genova. Hier haben wir die Jahreszahl 1519. Inschriften nennen als Meister Simone Averraria da Bascho. Die Art der Pinselführung weist ihn unter die Lombarden. Der Dionysius von Averraria, welcher 1483 mit einem Anflug Mantegnesker Manier die Außenwände der Kirche von Pelugo schmückte, ist wohl sein Vater. Die Gemälde gehören zumeist der Antonius-Legende; großen Anspruch auf Bedeutung dürfen weder Vater noch Sohn erheben.

II.

Am 15. September erwachten wir zu Pinzolo im Hotel. Wir traten vor die Tür: auf dem Tale lag ein fahles Licht und überglänzte den Schnee, der tief herabreichte. Ein lauer Wind schob schwere Wolken am Gehänge hin; man konnte nur ahnen, was sie bargen, bis ein Blitz ihren dunklen Schoß spaltete und unter dem Dröhnen des Donners der Regen in Strömen niederstürzte. Die Schneedecke löste sich höher und höher das Gebirge hinauf; ich ergab mich für ein, zwei Tage in Geduld und griff in meinem Zimmer zu Rousseaus Heloise, für dieses Sturmwetter eine angemessene Lektüre. Hier atmet bereits der Scirocco der französischen Revolution, der in Molières Misanthropen erst leise weht; mit schwülem Gluthauch zehrt er freilich vorläufig nur an der Eisdecke, welche auf den Völkern lastete, aber nur zu bald sollte die verheerende Sintflut über Gerechte und Ungerechte hereinbrechen.

Nach Mitternacht weckte uns ein unheimliches Rauschen und Poltern, auf der Gasse erschallten Stimmen, über die Zimmerdecke flog abwechselnd Lichtschimmer. Wir rissen das Fenster auf: die Leute liefen beim Schein der Laternen mit Schaufeln und Picken

gegen Giustino, — dort vermochte ein großes Feuer kaum die schwarze Regennacht zu durchdringen. Ein lautes Krachen, — es bedeutete den Einsturz der steinernen Brücke. Wir mußten warten bis zur Dämmerung, welche sich eigentlich nie zum Tag aufklärte. Der Regen strömte ununterbrochen. Vor dem Hause rann ein Bach; weiter drüben tobte die Sarca und warf die braunen Wogen zornig am Abhange des Berges empor. Wir eilten in das Dorf, — überall Jammer und Verwirrung. Dann schlugen wir den Seitenweg gegen Caresol ein; die Brücken waren abgerissen und so hatten die Bauern auf dem rechten Ufer keinen Arzt, keinen Priester, keine Obrigkeit. Die Männer von Caresol haben jedoch von ihrer Freiheit einen sehr schlechten Gebrauch gemacht, sie gerieten in Streit, wo die Schutzwehre anzubringen seien, indem jeder sein Haus decken wollte, und von den Worten kam es zu einer tüchtigen Keilerei, die gefährlich zu werden drohte. So mußte denn ein Gendarm durch Sturm und Unwetter auf einem langen Seitenpfade über das Gebirge und ihnen auf der Spitze des Bajonettes den Oelzweig des Friedens bringen.

Vor uns war der Damm durchbrochen, das Wasser staute sich bereits zum See. Auf einem Seitenweg erreichten wir den Fluß und gingen auf dem Kamm des Steinwalles vor, wo die Bauern den weiten Riß mit Holzblöcken stopften und ihn mit Brettern abzuleiten suchten. Er schleuderte metergroße Blöcke gegen den Damm, der unter ihrem Anprall zitterte; aus dem Wasser schallte es wie Kanonenschüsse, wenn sie aufeinander stießen. Da warf sich die Flut auf das andere Ufer und ließ Holzstücke und zerschundene Bäume auf

einer Bank von Geröll zurück, auf die man über einen querliegenden Balken gelangen konnte. Sogleich wagten sich Leute rittlings hinüber, um diese Beute zu holen; aber der Fluß wendete sich wieder, und sie entrannen kaum der Todesgefahr.

Plötzlich flogen in rasendem Tanze die Trümmer der Sägen von Campiglio vorüber; auf der Straße begegnete uns ein alter Mann, der, die Hände ringend, zum Himmel schrie: „Mein Sohn ist verloren, mein Sohn ist verloren!“ Vergebens suchte ihn der Pfarrer zu trösten. Der Mann hatte sich vom armen Tagelöhner durch Fleiß und Sparsamkeit emporgearbeitet; jetzt spielten die Wellen die Frucht saurer Jahre hinweg, und er kann als Greis wieder von vorn anfangen. Darnach fragte er aber gar nicht, er rief nur nach seinem Sohne. Mit tiefstem Mitleid schritten wir dem Hintergrunde des Tales zu. Da begegnete uns ein junger Mensch, — es war der Totgeglaubte. Wir riefen ihm zu, er solle ins Dorf laufen; der Vater bejammere ihn als tot. Er hörte uns wie stumpfsinnig an, als hätte die Gefahr, der er wie durch ein Wunder entronnen, seine Lebensgeister verwirrt.

Mit Bedauern sahen wir den Schwalben zu. Der wuchtige Regen hatte alle Kerfe in den Boden geschlagen; so flogen sie über den Lachen und Tümpeln nach Nahrung; manche fiel halbverhungert ins Wasser und wurde dann von einem Falken geholt, der auf einer Mauerecke lauerte.

Das dauerte vier, fünf Tage: keine Möglichkeit des Entrinnens, kein Bote, keine Post, kein Telegraph, — so mag es im Mittelalter gewesen sein. Da lernt man

erst die moderne Kultur schätzen, mögen wir auch ihre Nachteile noch so schwer empfunden haben. Unser pfiffiger Wirt meinte: wenn sich auch der Himmel kläre, so würden wir doch vor acht Tagen nicht abreisen können. Als aber der Regen ein wenig nachließ, war mir gar nicht mehr bange; ich entwich und gelangte ohne große Gefahr nach Tione. Wenigstens fanden wir hier Gesellschaft. Ein Bataillon Infanterie saß kriegsgefangen im Ungewitter, mit den Offizieren ließ sich angenehm verkehren, im Kaffeehaus trafen wir den Bildhauer Pilz aus Wien, der unwillig in die dicken Wolken starrte, als wollte er daraus ein Modell kneten.

Am Morgen hörten wir wieder das gewohnte Prasseln der Dachtraufen. Himmel und Erde schienen in einen Brei zusammenzufließen; man konnte weder zu Fuße noch zu Wagen weiter; die Straßen nach Judicarien und der Scaletta waren verwüstet, und so mußten wir uns, wie Philoktet, auf unserer Insel zu bleiben entschließen.

Das eifrigste Studium des Barometers brachte uns kein schönes Wetter; endlich fuhr aber der Nordwind dazwischen und riß die Nebel in Fetzen. Wir griffen zu den Bergstöcken und setzten uns rasch in Bewegung. Freilich nicht auf der Landstraße; es blieb uns nur ein Ausweg: über den hohen Durone. Eine Notbrücke führte uns über den geschwollenen Bach; von Zuklo geht der Weg schräg aufwärts durch den Wald. Wir atmeten freier, als wir wieder blauen Himmel über uns hatten und die schimmernden Eisspitzen des Adamello-Gebirges herübergrüßten. Die Alpenrosen waren verblüht; wir konnten uns aber duftende Alpenveilchen

pflücken, und so erreichten wir fröhlich die Höhe, obwohl auf dem Pfade der Bach niederschäumte und wir immer von Stein zu Stein hin- und herhüpfen mußten. Droben überraschte uns der Anblick eines schmutzig-grünen Sees von mehr als einer Viertelstunde Umfang; das Wasser bedeckte am Ufer den Grasboden, und ich suchte daher in der Generalstabskarte Aufklärung. Der See war nicht eingetragen, und ein Bauer sagte mir, er sei erst durch den Regen entstanden. Hier konnte man sich die beste Vorstellung von der ungeheuren Masse der Niederschläge machen.

Vor uns breitete sich nun ein weites Becken mit fruchtbaren Hügelwellen und zerstreuten Dörfern; der Bach in seiner tiefen Runse konnte hier keine Verwüstung anrichten. Gegen Süden verlief es in ein Moor; als Wächter standen hohe Berge mit kahlem Scheitel und geräumigen Pässen. Ich wüßte in unseren Alpen keine ähnliche Landschaft, zwar nicht großartig, aber idyllisch abgeschlossen. Im Jahre 1848 war ich hier mit meiner Schützenkompagnie durchmarschiert, ich konnte mich jedoch kaum noch an Einzelheiten entsinnen.

Bei Schloß Tenno wurde es Abend. Hier erlitt Picinnino, der Feldhauptmann Viscontis, eine Niederlage durch die Venezianer. Hier vertrauerte der ehrgeizige Kardinal Adriano da Corneto zwei Jahre; er war der innige Freund des scheußlichen Papstes Alexanders VI., der ihn trotzdem vergiften wollte, sich jedoch durch die Verwechslung der Flaschen dabei selbst den Tod einschenkte; hier in der Nähe stand 1866 der äußerste Vorposten Garibaldis, welcher in das gelobte Land auslugte, ohne es, gleich Moses, zu erreichen, weil

ihm die Oesterreicher ihre Bajonette als Riegel vorschoben. Unweit von hier führt ein Saumpfad nach Bezecca, wo die Oesterreicher mit verhältnismäßig geringer Macht einen Vorstoß wagten. „Sie flohen mit erhobenen Füßen,“ heißt es in den Aufzeichnungen des Alten von Caprera, — nun, da sind gewiß die elfhundert gefangenen Rothemden nur zu ihrem Privatvergnügen nach Riva mitgelaufen.

Wir stiegen auf dem steilen Wege hinter dem halbverfallenen Schloß in die Ebene von Riva. Leider war auch hier vorläufig kein Ausweg, weder über Mori noch von Trient weg. So benutzte ich denn die Zeit, um die Steinblöcke zu betrachten, welche ein Erdbeben unlängst auf die Straße gegen Ledro herabgeschleudert hatte. Ein metergroßes Trumm war durch das Dach eines Hauses in das Erdgeschoß gefahren, wie der Stadt überhaupt von dieser Seite die größte Gefahr, vielleicht einmal der Untergang droht. Der Mittelpunkt dieser Erschütterung war wieder Cassone, wo sie viel heftiger wirkte und die Mauern einer Villa zum Bersten brachte. Früher schrieb ich sie der mächtigen Quelle zu, welche unter der Kirche hervorsprudelt und sogleich Mühlen treibt; ich meinte, sie lauge das Kalkgebirge aus, daß es einstürze. Jetzt betrachte ich den Vulkanismus als Ursache, denn die Untersuchungen der letzten Jahre überzeugten mich, daß der Montebaldo nördlich von Malcesine vielfach durch Ausbrüche von Basalt zerrüttet sei. Entdeckte man doch unweit Brentonico jüngst eine warme Quelle im Schutt der Tuff-Ablagerungen.

Auch auf der Straße um den Monte Brione lagen Massen von Sandstein; hier hatte wenigstens der breit-

schultrige Seismos den Geognosten vorgearbeitet, und ich konnte eine kleine Zahl schöner Tertiär-Petrefacten schlagen, die mir sonst nicht zugänglich waren. Die Wässer der Sarca waren bereits gesunken; sie hatte die fruchtbare Ebene verschlammt, jedoch einen großen Teil des Mais und der Trauben verschont, so daß die Ziffer des Schadens, die man ansetzt, etwas hoch scheint. Torbole ist übrigens auf mehrere Jahre mit Holz versehen, welches aus der Sarca aufgefischt wurde.

„Ist denn gar kein Weg, ist denn gar kein Steg!“ hätte ich am dritten Tage singen mögen, denn auch hier behaupteten die Leute, man könne nicht fort, und über den Gotthard wollte ich doch nicht nach Innsbruck heimkehren. Da brachte mir der Feldzeugmeister Graf Thun Erlösung von den Herrlichkeiten Rivas; ich traf ihn abends im Kaffeehaus, hochverwundert, ob er etwa auf den Flügeln der Schwalben eingewandert sei; ihm verdankte ich die Nachricht, daß man auf Umwegen Bozen erreichen könne, und ich ließ mich für den Omnibus einschreiben, in dem ich am anderen Morgen Riva den Rücken kehrte. Freilich lernte ich hier eine welschtirolische Eigentümlichkeit kennen. Man gab Billette für vier Coupeesitze, obwohl deren nur drei waren, und ließ uns Fremden teurer zahlen; ein naseweises Bürschchen meinte: das sei in der Ordnung, den Einheimischen gebühre doch ein Vorzug.

Hinter Arco war die Straße weithin abgerissen. Der Omnibus suchte einen Seitenweg; wir mußten aussteigen und wurden in die Maisäcker gewiesen. Endlich standen wir vor einer Mauer, ungefähr von doppelter Mannshöhe. Wie sollte man auch daran gedacht haben,

eine Leiter hinzustellen? So mußten wir gleich Eidechsen oder Wieseln an den Fugen emporklettern, wie es eben ging, und noch einem wohlgenährten Pfäfflein herüberhelfen. Wir fluchten und wünschten nur, daß auch ein Beamter, ein möglichst dicker, dabei gewesen wäre, dann hätte man wohl schleunigst abgeholfen. Hinter Dro erheben sich quer über den Weg die berühmten Marocche-Hügel von hundert Fuß und darüber, etwa acht bis neun hintereinander. Sie sind aufgebaut aus Schutt und Steinblöcken, manche hausgroß: Kalk, Gneis, Dolomit, Glimmerschiefer, wie sie die Gebirge der Täler rückwärts lieferten; öde, wüst und unfruchtbar, eine Reihe von Schanzen, welche die Gletscher vorschoben, — Moränen der Diluvialzeit.

Diese Gegend scheint eigens zum Studium der alten Gletscher hergerichtet; Tafeln, welche der Alpenverein errichtete, machen auf die Riesentöpfe bei Vezzano und die Gletscherschliffe bei Terlago aufmerksam. Willkommen ist dem Wanderer der vino Santo. Einsam und düster, eine Ruine über Ruinen, blickt auf die Landschaft das Schloß Drena, welches den Uebergang nach Cadine bewachte; die Geschichte erwähnt seinen Namen nicht, und die Geister der Sage fliegen wohl auch nicht mit den Nebeln um seine grauen Zinnen, denn für die armen Colonen hier ist die Vergangenheit stumm und lautlos; sie haben genug mit der harten Gegenwart zu ringen.

Den nächsten Morgen im Etschtale aufwärts. Was wir gesehen, zu schildern, hieße Wasser in die Ueberschwemmung tragen. Vor Neumarkt mußten wir den Wagen verlassen und im zähen, roten Lehm der Wein-

berge weiterstapfen. Ein junger Herr aus München konnte dem Gelüst nach Trauben nicht widerstehen, es faßte ihn jedoch alsogleich ein Saltner und forderte das Strafgeld. Er verweigerte es trotzig und wurde vor das Gericht geführt, wo er einen höheren Betrag zu erlegen hatte. Man darf es den Leuten in ihrem Unglücke nicht verübeln, wenn sie solche Spatzen zur Strafe ziehen. Von Neumarkt nach Auer war die Straße ganz unfahrbar und wir hatten den Seitenweg hoch über den Berg Montan und Enn einzuschlagen. Ich hatte so manchmal von diesen Höhen das Etschtal, dieses Paradies Tirols, überschaut, sinnend und träumend vom reichen Leben der Natur und der großen Vergangenheit. Und jetzt: über den Pergeln mit den blauen und gelben Trauben sumpfte die schmutzige Flut, in welche der Regen wie Tränen niedertropfte; durch das Land der Pfirsichbäume, wo sonst die Nachtigall sang, wand sich der Aal, und statt des frohen Rufes der Winzer ertönte überall die laute Klage, die Bitte des Hungers nach Brot, das Flehen um einen Fetzen Gewand!

Mag ein Dichter, wie Kleist, in seinem „Frühling" diese Szenen besingen, — ich preßte die Hand auf den Mund vor Herzeleid.

Möge das Naturereignis nicht auch noch eine geschichtliche Bedeutung gewinnen! Diese Bauern an der Etsch und Rienz, deren Herd zerstört ist, waren stets die treue Vorhut des deutschen Volkes im Süden; helft ihnen, denn ihre tapfere Brust soll auch in Zukunft unser Wall bleiben!

Von Auer hatte sich ein Herr in einer Kalesche vormittags durch das Wasser nach Bozen gewagt; wir

mieteten daher einen Stellwagen und versuchten das gleiche. Bei den Steinbrüchen mußten wir aussteigen und auf einem Notsteige, den man eben herstellte, über das Gerölle des Porphyrs klettern. Das Wasser ging den Pferden bis an den Bauch; sie gelangten jedoch schrittweise wieder ins Trockene. Zu Leifers erklärte uns der lange Wirt, er gebe uns keinen Wagen; wir sollten also bei ihm übernachten. Das taten wir aber nicht. Einige Herren fanden später eine Kutsche; ich ging die kurze Strecke bis Bozen zu Fuß und war herzlich froh, als ich mich endlich bei meiner guten alten Schwarzadler-Wirtin vor Anker legen konnte.

Ein eigenes Leben war Tags darauf in Kuntersweg, wo die Eisenbahn jeden Verkehr an sich gezogen hatte. Man glaubte sich in alte Zeiten zurückversetzt. Auf der Strecke von Blumau bis Atzwang, die nicht fahrbar war, wimmelte es von Touristen und Gepäckträgern, bis Brixen von Fuhrwerken. Als ich die Verwüstung überschaute, trat ein Bauer zu mir heran und sagte: „Seht, Herr, das Wasser hat sein altes Recht gesucht und hat es gefunden ohne Advokaten.“ Diese schlichten Worte bezeichnen das Dämonische der Naturkraft, wie es kein Dichter besser vermöchte.

Wir gelangten auf schlüpferigen Pfaden an den buschigen Abhängen und auf Feldwegen nach Klausen. Mir aber war der Zwirn ausgegangen; denn die Reise sollte nicht so lange dauern; und so mußte ich denn als alter Professor tun, was sich nur für junge Studenten schickt: pumpen — zum herzlichsten Gelächter des Wirtes und der Gäste.

Ehe ich nach Norden reiste, wollte ich noch einmal

eine Landschaft des Südens überschauen. Mein Sohn mußte den Töchtern des Wirtes einen Spruch in das Album schreiben, so stieg ich allein auf dem schroffen Pfade zum Turm von Branzoll empor. Auf der Terrasse waren Bänke angebracht; ich setzte mich nieder und blickte einem Esel nach, der mit deutscher Wut in den ersehnten Süden stürmte. Wieviel Geschichte hatte dieses Tal gesehen von den alten Rhätern und Römern an bis zum Pater Haspinger, der bis zum Ausbruch im Jahre 1809 die Zelle jenes Klösterleins bewohnte. Aber auch die Poesie hat sich auf diesen Höhen angesiedelt. Am Turm prangt die Marmortafel zu Ehren Liutolds; hinter dem Gehäng birgt sich die stolze Trostburg, die Heimat Oswalts; wo sich das Tal erweitert, ruht der kampflustige Streiter, sinnt Pater Vinzenz auf Sprüche und spießt Ungeziefer; zu seinen Sammlungen haben Damen freilich nicht Zutritt, der hl. Franziskus von Assissi wußte wohl warum er seinen Söhnen diesen Verkehr untersagte. Dort über die Föhren schaut das rote Dach von Gufidaun, dort baut J. Zingele die berüchtigten Zwetschken und wirft jedem die Kerne in den Bart, der bezweifelt, daß Walter zu Layen geboren sei.

Auf dem Bahnhof dampfte die Lokomotive, welche uns nach Innsbruck bringen sollte; heut klang mir ihr greller Pfiff lieblicher als der ganze Parsifal Richard Wagners!

Pflanzenbilder aus Tirol

Die Almrose! Wem jubelt nicht das Herz, wenn er schon den bloßen Namen hört. Mitten im Qualm der Städte denkt er zurück an den seligen Tag, wo er zum ersten Male auf einer Spitze des Hochgebirges über sich den tiefblauen Himmel trunkenen Blickes weithin über Gletscher und Ebenen schaute, bis das Aug' geblendet von all der Herrlichkeit wieder zurückkehrte und ausruhte auf dem Rasenteppich zu Füßen, aus dem sich der dunkle Kelch der Gentianen neben den Rosetten des Leinkrautes und den zierlich gefranzten Eisglöckchen erhob. Ueber den Grat zieht es purpurn in den Abgrund. Die Steinblöcke leuchten purpurn empor, ja, das ist die Almrose, sie feiert jetzt ihre Blütenzeit und Dolde drängt sich an Dolde, wohin du schauen magst, kaum, daß die Felsen schroff und rauh den bunten Schmuck abzuwehren vermögen. Schön ist der Frühling überall, am schönsten droben in den Alpen, denn was ihm dort an Länge fehlt, ersetzt er durch die Prachtfülle landschaftlichen Reizes und der Blütenwelt. Die Almrose! Der Flachländer kennt nur die Gattung, der Sohn des Gebirges unterscheidet mehrere Arten. Zunächst begegnet uns das rauhblätterige Rhododendron, eine Pflanze, die stets nur auf Kalk gedeiht und die Schutthalden, Matten und

steilen Wände der mächtigen Bergzone schmückt, welche sich den Zentralalpen vorlagert. Um sich zu entwickeln, bedarf sie nicht gerade großer Höhen, wenn sie feuchten Schatten findet, verschmäht sie auch die Ebene nicht, daher trifft sie der Wanderer schon mehrere Meilen weit vom Gebirge bei Wasserburg in einer Biegung des Innufers. Das länglich eiförmige Blatt ist am Rande rauh gewimpert, daher der Name. Unter ihren Genossen prangt vor allen die Jochaurikel, die Stammmutter all der zahllosen Varietäten von Aurikeln, welche in Gärten und Töpfen gezogen werden. Die wilde ist goldgelb und übertrifft an Duft die Zöglinge der Kultur, ihre schönen Blüten locken den Aelpler im Frühling hinauf in die steilen Wände, damit er Sonntags den Hut schmücken oder dem Dirndl einen Strauß reichen kann. Vor einigen Jahren stürzte ein Student, der für das Grab seiner Mutter die seltene Blume pflücken wollte, von den Schrofen des Achselkopfes und wurde zerschmettert in das Haus des Vaters gebracht. Der Aelpler nennt die Aurikel Stoableaml oder Bathenze. Bisweilen, aber nicht in jeder Gegend, findet sich nebenan der Edelheidrich, auch eine Art Rhododendron, von welcher jedoch der Flachländer nichts weiß, weil sie schon verblüht ist, wenn für ihn die Saison der Alpenwanderung beginnt. Es ist ein sehr nettes Pflänzlein; die Blättchen, nicht größer als die des bekannten Quendels oder Felsthymians und ihnen auch an Gestalt ähnlich, stehen dichtgedrängt am Stengel, die blaßrote, große Blume ist nicht röhrenförmig, sondern flach, so daß sie eigentlich eher als ihre Schwester den Namen der Rose verdiente. Den Kalk meidet die rostblättrige Almrose,

das rhododendron ferugineum der Botaniker, wenn sie auch, insofern er nur etwas Kieselerde enthält, auf ihm zu leben vermag. Sie blüht früher als die rauhblätterige, die Dolden sind größer und meist dunkler gefärbt, das Blatt ist haarlos, auf der Unterfläche rostrot getupft; sie bewohnt ausschließlich das Gebirge und verirrt sich kaum je in eine Schlucht unter 4000 Fuß. Nur ein einziges Mal traf ich sie mit gefüllten Blüten auf sehr üppigem Boden; den Gegensatz zu dieser Ueberschwänglichkeit der Entwicklung liefert eine Spielart mit weißen Blumen, der ich bereits einige Male begegnete und die nach Tschudi auch in der Schweiz einzeln vorkommt. Man kann sich nichts Zarteres denken, als die fast durchscheinenden Blüten dieser Pflanze auf den Zweigen mit myrthenähnlichem dunkelgrünem Laub. Wenn ein Senner eine Staude weiß, bewahrt er das Geheimnis sorgfältig, nicht etwa, um die Blume zu verschachern, sondern damit sein Mädel vor allen Genossinnen ein Sträußchen am Mieder trage. Diese Almrose gesellt sich gern zur Pinie der Alpen, dem prächtigen Zirmbaum, der die Aeste mit den harzigen Zapfen ausbreitet wie die Zweige eines schönen Kandelabers; an der braunroten Rinde hängt der gelbe Bart der Fuchsflechte und im Moospolster, der seine Wurzeln vor der Sonnenglut schützt, siedelt sich ein kleines Heer zierlicher Kräutlein an. In den Mulden, welche die Almrose meidet, weil tief in den Sommer hinein dort Schnee liegt, wächst der blaue Speick, der Vetter der Jochaurikel, welcher jedoch, wie diese den Kalk, den Schiefer liebt und dort oft so dicht gedrängt wächst, daß der Wind sein Arom weithin trägt. Ein zierlicher Schaft, der jedoch

einen klebrigen Saft ausschwitzt, trägt eine dichte Dolde veilchenblauer Blüten, die leider sehr hinfällig sind. Zwischen den Blumen stecken in jeder Furche des Bodens die Lappen einer Flechte, deren Oberfläche grünlichbraun ist, während die Unterseite das reinste Safrangelb zeigt. Neben den Almrosen siedelt sich auf den Geröllhalden der Berge überall die Gemskresse an, ein kleines Kraut mit schneeweißem Blütenschopf, das der Aelpler manchmal zu Brot und Butter ißt, in der Meinung, dadurch seine ohnehin gewiß nicht schwache Brust zu stärken. Zwischen den Büschen der Almrose bekleidet den Boden das feine Zweigwerk der kriechenden Azalea. Ihre bescheidenen rötlichen Blüten lassen kaum ahnen, daß auf dem Himalaya, Hindukusch und Kaukasus ihre stolze Verwandtschaft selbst den Almrosen — und welch' herrliche Arten gibt es dort! — das Recht der königlichen Würde über die Blumen des Hochgebirges streitig macht. Daß die Almrosen schon früh die Aufmerksamkeit der Hirten, denen sonst ein gutes Futterkraut für die Kühe, welche ihr Blatt meiden, lieber ist, als die schönste Blume, erregte, beweist die Sage, welche sie unverkennbar mit dem alten Thor in Verbindung setzt. In manchen Gegenden heißt sie Donnerrose, und so wie die Hauswurz auf dem Dache den Blitz abhält, zieht sie ihn an; wer sie bei einem Gewitter auf dem Hute trägt, wird erschlagen.

Die Bienen saugen gern Honig aus ihr, doch gilt dieser als betäubend. Uebrigens sind die Almrosen nicht bloß poetisch, sondern auch prosaisch nützlich; man beginnt jetzt bereits in manchen Gegenden die Blätter zu sammeln, gepulvert werden sie zum Grünfärben und

Gerben verwendet. Wo das Holz im Gebirge ausgerottet ist, wird sie auch zum Feuern gesammelt; freilich ein spärlicher Notbehelf! Daß die Almrose eigentlich nicht zu den Rosen, sondern zu den Heidekräutern gehört, weiß der Leser schon längst. Die Farbe verlieh ihr den Namen. Neben der Almrose erhebt sich aber hie und da die eigentliche Rose der Alpen, obgleich sie trotz ihrer Schönheit und Größe meistens nicht beachtet wird. An Gestalt gleicht sie ganz der überall in Deutschland vorkommenden Heckenrose, nur ist die Blume wie aus dem feinsten roten Samt geschnitten und das Laub zarter. Du magst sie furchtlos pflücken, sie hat keinen Dorn, der verletzen könnte. Die verschiedenen Sorten Almrosen sind jedoch nicht die Pflanzen, denen der Senner besonderen Wert beilegt. Mühsam klettern alte Männer, welche sonst keiner Arbeit mehr gewachsen sind, und verrostete Gesellinnen die grasigen Abhänge empor und hauen mit dem scharfen Pickel die langen Wurzeln der Gentianen aus dem Boden. Weiter drunten in einer waldigen Runse raucht über einem Steinhaufen, der eine Hütte vorstellen soll, ein Schlot; hier wird aus den gesammelten Wurzeln Schnaps gebraut, der berühmte Enzeler, welcher dem Aelpler als Universaltinktur gegen alle Krankheiten gilt und für teures Geld verkauft wird. Der echte Enzeler ist nicht leicht zu erlangen, ihn zu ertragen gehört ein eigener Magen, auch der Geschmack behagt nicht jedem. Wir wollen uns nicht mit Aufzählung der Arten, welche in den Destillierkolben wandern, beschäftigen, sondern nur beifügen, daß die zahlreichen Gentianen von den winzigsten Formen bis zu der großen gentiana lutea, deren hohe Blüten-

ähre einem Königsszepter mit goldenen Sternen gleicht, ebenso der Schmuck der Polarlandschaft sind, als der höchsten Alpenmähder. Manche von ihnen erscheinen vereint mit den Primeln, schon im ersten Lenze, auch das Tiefland verschmähen sie nicht, so entfaltet die stengellose Gentiane ihren tiefblauen Kelch selbst auf dem Petersberg bei Halle. Dazu das große Heer der Steinbreche mit ihren zierlichen Formen, die sonderbar gestalteten Orchideen, von denen das purpurbraune Köpfchen des Brunelles am beliebtesten ist, der auch Milch und Butter das Arom der Vanille mitteilt, wenn das Vieh davon frißt. Da muß man auch den Eisranunkel erwähnen, der seine schneeweißen oder rötlichbraunen Blüten nur auf den höchsten Spitzen auslegt, als sollte sich bloß Gemse und Adler an ihnen erfreuen.

Seine edelsten Kräuter sucht jedoch der Aelpler nicht in den bis jetzt aufgeführten Sippen. Sie sind in einer Familie vereint, die der Botaniker als Körbchenblütler bezeichnet, deren Form wir dem Laien dadurch in das Gedächtnis rufen, daß wir ihn an die bekannte Kamille, das Maßliebchen, die Sternblume erinnern, welche sein Fuß fast bei jedem Spaziergange über Feld streift. Dort schimmert aus der Felsenspalte und im Tobel, den herabgestürzter Schutt ausfüllt, das goldene Rund der Gamswurz, ähnlich dem Wolverlei oder der Arnika; scharf und aromatisch wie diese ist sie berufen durch ihre heilsamen Wirkungen. Wenn die Gemse, vom Jäger verfolgt, scheu vor dem Abgrunde bebt, der jeden Ausweg zu sperren scheint, so nagt sie schnell von jenem Kraute und springt nun schwindelfrei und wunderbar gestärkt über die Kluft, so daß ihr der Jäger, der bereits seiner Beute

gewiß zu sein wähnte, mit offenem Maul nachschauen kann.

Das Edelweiß — wer hätte es nicht schon gesehen, wenn auch kaum auf seinem natürlichen Standorte, doch wenigstens auf dem Hute irgend eines Strudelwitz oder des berüchtigten Berliner Gemsenjägers? Die Pflanze ist nämlich bereits ein Gegenstand der Spekulation geworden, man holt sie überall von den Bergen und liefert sie ballenweise an die Galanteriewarenhändler, welche sie meist mit Goldflinserln und Silberdraht verziert verkaufen. Das Edelweiß hat eine sehr einfache Naturgeschichte. Seine obersten Blätter, mit dichtem weißem Filz überzogen, bilden eine strahlige Rosette, welche, einer Blume ähnlich, von Unkundigen leicht dafür gehalten wird, während die eigentliche Blüte so unscheinbar ist, daß man sie nur dann bemerkt, wenn die gelben Staubfäden vorstehen. Die Pflanze sucht gerne steile Kalkfelsen; je höher diese sind, desto gedrungener ihr Bau, desto weißer der Filz, welcher sie überspinnt. Man kann die Pflanze leicht in Gärten und Blumentöpfen hegen, sie artet jedoch bald aus, treibt bloß staubig graue Blätter und erzeugt plumpes Kraut. Schieferboden ist ihr ebenfalls nicht zuträglich. Es ist übrigens ein Irrtum, zu meinen, das Edelweiß wachse nur an steilen Felsen, so daß man, um es zu pflücken, der Steigeisen bedarf. Auf manchem Gebirge gibt es Stellen, wo es zwischen dem Riedgras des flachen Gehänges prangt, freilich ist dann Kalkfels die Unterlage und die Krume des Bodens sehr dünn. So kam es von Schmirn in Obernberg und dem berühmten Monte Baldo, der hinabschaut zum blauen Garda und dem furchtbaren

Festungsviereck am Mincio. Neben dem Edelweiß, das der Schweizer trivial Katzenpfötli nennt und wenig achtet, nickt der schlanke Schaft der Frauenraute, deren schneeweiße Blütendolden fast an die der bekannten Schafgarbe erinnern. Am Tage Mariä Himmelfahrt bindet sie das Volk gerne zu dem Blumenstrauße, der in der Kirche geweiht, das Haus und Feld vor Wetterschäden beschirmen soll. Gehen auch wir zur Kirche, denn heute bleibt kein Senner auf dem Joch, so heilig ist das Fest, wir können daher auch die Recken des Landes betrachten. Da steht einer wie ein Riese, das Hemd durch den roten Hosenträger festgehalten, um den fleischigen Schenkel schlottert das schwarze Beinkleid mit rotem Zwickel; das Knie ist nackt, über die pralle Wade spannt sich der Wollenstrumpf mit gegittertem Strickmuster, der Fuß steckt in derben Holzschuhen. Vor der Brust, recht damit es alle sehen sollen, hält er den Hut angedrückt mit einer üppigen Wermutstaude drauf. „Wermutstaude!" Er lacht dir mit höhnischem Trotz ins Gesicht und murmelt: „Wermutstaude!" „Die Jochraute läßt er aber gewiß dort, wo sie steht." Jetzt erst betrachtest du die Pflanze näher, du siehst, daß sie doch von Wermut verschieden ist. Der Senner hält dir sie unter die Nase und begierig saugst du den würzigen Duft ein. Am Himmelfahrtstage Joch- oder Edelraute auf dem Hut zu tragen, darauf ist jeder Senner stolz. Dort, wo sie wächst, kommt freilich nicht jeder hin, und kommt er hin, so kommt er bisweilen nicht mehr zurück, oder wenn er zurückkommt, doch zerschmettert vom ungeheuren Sturz. Gewöhnlich läßt man sich, um dieser vielbegehrten Pflanze habhaft zu werden, an

langen Stricken über den Felsen hinunter und reißt sie mit einem Haken los. Freilich vergehen wenige Jahre, wo man nicht vom Tode eines solchen verwegenen Hirten hört, die andern lassen sich aber nicht abschrecken, und auch der Schreiber dieser Zeilen war schon vorwitzig genug, eigenhändig Jochraute zu pflücken, wobei er allerdings seine Keckheit auch bald mit dem Leben gebüßt hätte. Die Jochraute behält wie das Edelweiß auch trocken Form und Farbe; wer sich daher einen Büschel geholt, kann sich den ganzen Winter am Dufte und der Erinnerung der bestandenen Abenteuer freuen. Mit der Edelraute schließen wir unsere Kräuterbüchse, nachdem wir dem Leser noch eine Zauberpflanze vorgelegt. Es ist ein Lauch, dessen Blätter ähnlich denen des Wegerich einen sehr starken Geruch verbreiten. Der meist zweigabelige Wurzelstock steckt tief im fetten Boden und ist von mehreren Häuten überzogen, welche die Form eines Maschennetzes oder des Kettelwerkes eines Panzerhemdes haben. Das ist Allermannsharnischwurz, die siegbringende, welche unter gewissen Konstellationen aus der Erde gegraben, unverwundbar macht. Wer's nicht glaubt, mag's probieren, er hat vielleicht recht bald Gelegenheit dazu, wenn's losbricht am Rhein, am Po und an der Eider.

Edelweiß und Jochraute

Wem fällt bei diesem Namen nicht der ganze Zauber der Alpenwelt ein? Der Berliner Gemsenjäger erinnert sich an die Blumenbrecherin, welche ihm für ein paar Groschen ein Sträußlein davon verkaufte, und rühmt sich dabei der Liebe einer urwüchsigen Sennerin. Der echte Bergsteiger denkt an so manche schroffe Spitze, die er erklommen, um seinen Hut mit diesen Blüten zu schmücken. Wir wollen unseren Lesern einiges von der Art dieser Pflanzen, ihrem Vorkommen und den Lebensbedingungen, unter denen sie auftreten, mitteilen. Freilich müssen wir einige trockene botanische Notizen mit in Kauf geben, wollen uns aber befleißigen, so wenig pedantisch zu sein als möglich.

Beide gehören zur Familie der Compositae oder Körbchenblütler, welche sich durch sehr bestimmte Merkmale von allen andern unterscheidet. Körbchenblütler nennt man sie deswegen, weil, was dem Laien eine einzige Blume erscheint, bei näherer Untersuchung eine Fülle winziger Blümchen ist, die, auf einem flachen Boden stehend, von einem Kreise übereinander geschindelter grüner Blätter oder bräunlicher Schuppen umhüllt sind. Die Form dieses Körbchens erinnert oft

an antike Vasen, man betrachte z. B. die Kornblume. Den Blütenboden können wir am besten bei der großen Sonnenblume betrachten, er ist hier ziemlich flach und trägt später die Samen. Sie zeigt uns auch die kleinen Blütchen sehr deutlich. Uebrigens gibt es von diesen Blüten zwei für uns wichtige Formen, eine zungenförmige und eine röhrige mit gezähntem Rande. Letztere hat das Aussehen anderer Blumen, man könnte ihr winziges Krönchen am ehesten dem einer Glockenblume vergleichen.

Bisweilen kommen beide Arten von Blüten in einem einzigen Körbchen vor. Zum Beispiel kann uns die allbekannte Aster, dieser herbstliche Schmuck unserer Gärten, dienen. Die violetten und roten Randblüten sind zungenförmig, in der Mitte bilden die goldgelben Röhrenblüten eine breite Scheibe. Bei vielen, z. B. dem bekannten Wiesenbocksbart, dessen milde Stengel die Kinder im Frühling gern verzehren, enthält das Körbchen nur Zungenblüten, bei andern, z. B. der gemeinen Kreuzwurz, diesem oft schon im Winter auf allen Aeckern gelb blühenden Unkraut, erscheinen bloß röhrige Blümchen.

Die Familie der Röhrenblütler hat allerdings noch andere, sehr charakteristische Merkmale, die jedoch nicht so augenfällig sind; dem Laien dürfte das oben Mitgeteilte, wenn es auch sehr lückenhaft ist, genügen, der Botaniker von Fach mag unsern Aufsatz ohne weiteres beiseite legen, er ist nicht für ihn verfaßt. Diese Familie ist ebenso verzweigt, wie die Dörcher in Tirol, deren scythischen Wagen, aus welchen eine Schar Kinder schreit, man überall begegnet. Sie umfaßt ungefähr

den zehnten Teil aller Pflanzen, angeblich bei 11 000 Arten, was beiläufig von der großen Ausdehnung des botanischen Studiums einen Begriff geben mag. Die gemäßigten Länder der nördlichen Halbkugel besitzen zahlreiche Arten, die meisten nährt das tropische Amerika, seltener sind sie im tropischen Afrika und Asien, sehr sparsam gedeihen sie in kalten Ländern. Bei uns finden sich nur krautartige, wärmere Gegenden bringen strauchartige hervor, einige Inseln der Tropenwelt schmücken baumartige.

Wir haben beispielsweise schon mehrere Korbblütler namhaft gemacht, erwähnen jedoch auch noch andere, um ein genaues Bild dieser Familie zu liefern und so auf einem nützlichen Umwege die in der Aufschrift genannten Pflänzlein zu erreichen. Schon im ersten Frühling erscheinen auf tonigem Boden die goldenen Blütenscheiben des Huflattigs, den man, weil die Blätter erst später nachfolgen, in barocker Weise als „Sohn vor dem Vater“ bezeichnete, und die rötlichen Blütenähren der Pestwurz, welche das gläubige Mittelalter gegen die furchtbare Pest, freilich ohne Erfolg, anwandte. Wer kennt nicht das zierliche Maßliebchen, welches das erste Grün unserer Wiesen stickt und ungalanter Weise als Gänseblümchen aufgeführt wird? Die Totenblume, aus deren Blüte an schönen Abenden Lichtblitze steigen, das prächtige Sonnengold oder Ewigkeitsblümchen, mit dem unsere Bauern so gerne den Hut schmücken; die bescheidene Kamille, diesen Trost der Kindsmägde, und den Salat, wenn auch letzteren meistens nur in Essig und Oel. Damit darf man die Endivie, deren zusammengebundene Köpfchen im Spät-

Herbst und Winter verzehrt werden, nicht verwechseln, diese gehört zu den Cichorien, unter welchen die blaublühende Wegwarte jenes scheußliche Surrogat liefert, welches alle Freunde echten Mokkatrankes in so unangenehme Aufregung bringt. Die herrliche Georgine und die übelriechende Studentennelke wanderten aus Amerika zu uns. Versetzen wir uns aus dem Westen in den fernen Osten, so liefert eine kaukasische Pflanze dieser Sippe das berühmte Insektenpulver, welches in der neuesten Zeit durch die Blüten der Hundskamille ersetzt wird. Der Saflor der Bauerngärten wird als Safran verwendet, die Schwarzwurz dient als Gemüse, der schon im April blühende Löwenzahn wird, aus dem Boden gestochen, als Salat verspeist, besonders in Italien, die Kinder machen aus den ineinandergeschobenen Röhrchen des Stieles Ketten, die Apotheker brauen eine Arznei daraus, welche Friedrich dem Großen in seinen letzten Lebenstagen von Zimmermann verordnet wurde. Die Artischoke erfreut manches Leckermaul, während unsere Eberwurz, welche vor jedem Regen sorgsam die silberglänzenden Blätter schließt, zwar auch einen genießbaren Fruchtboden hat, der aber nur Rindern und Schweinen wohlschmeckend erscheint. Daß auch die stachlichen Disteln ihre Liebhaber finden, nämlich die Esel, weiß jedermann. Eine Art hat sogar von diesem edlen Vierfüßler den Namen, den wir freilich nicht zu übersetzen wagen, sondern für Philologen griechisch hersetzen: Onopardon! Heine bezeichnet einmal die Liebe als eine Jugendeselei, machen wir also den Sprung von den Disteln zur — Orakelblume, deren weiße Blüten mit gelbem Stern auf allen Aeckern und Wiesen wuchern

und noch immer von Verliebten beiderlei Geschlechts nach dem Vorbilde Gretchens gezupft und zerrupft werden. Ihre treuen Genossen sind die zahllosen Arten der Habichtskräuter, dieser Qual der Botaniker, die sie bestimmen sollen. Sie sind von schönem Aussehen. Die Arnikatinktur, mit der so viel Mißbrauch getrieben wird, hat wohl jeder von uns einmal angewendet, sie entstammt einer goldgelben Blume unserer Bergmähder. Die Arnika leitet uns ins Hochgebirge. Neben ihr blüht die schöne lichtblaue Aster und das niedliche Berufskraut der Alpen, die wohl in keinem Strauße fehlen, den ein Senner seinem Dirndl bringt.

Mit der Höhe veredelt sich alles. Die Gattung Achillea hat bei uns mehrere Vertreter. In allen Aeckern sieht man die weiße Dolde der Schafgarbe, im Gebirge ist sie prächtig purpurrot. Eine Verwandte von ihr, welche bereits über der Holzgrenze erscheint, die Frauenraute, wird wegen ihres aromatischen Geruches Kräuterlikören zugesetzt, die elegante Steinraute sucht gern steile Kalkfelsen und ist den Hirten wohl bekannt. Großes Vertrauen hegt der Schütz zum Schwindelkraut, dessen Blüte einigermaßen der Arnika gleicht; er nennt es auch Gamswurz, denn die Gemse soll, eh' sie einen gefährlichen Sprung wagt, sich daran stärken. Daher verzehrt auch der Schütz ein Stückchen davon, um sich schwindelfrei zu machen. Manche erwarten diese Wirkung von einem Stückchen roher Gemsleber, welche sie mit Salz bestreut essen.

Wir sind nun bereits in der Heimat von Edelweiß und Jochraute angelangt, und schildern, nachdem wir einige Glieder der Sippe vorgestellt, diese Sprossen des

Hochgebirges. Das Edelweiß hat einen ganz einfachen Stengel mit zerstreuten, lanzettlichen, seidenhaarigen Blättchen, die kleinen Blütenkörbchen sind umständig gehäuft, die Blüten selbst sehr klein. Die weißen filzigen Blätter, welche die Körbchen wie ein Kranz umgeben, sind keine Blumenblätter, wofür sie von Unkundigen häufig gehalten werden, sondern ganz gewöhnliche, dichtgedrängte Blätter, deren grüne Farbe durch die wollige Bekleidung verhüllt wird. Sie sind der Schmuck der Pflanze. Das Edelweiß behält trocken Farbe und Gestalt, dieses verleiht ihm seinen Wert. Je größer der Stern, je reiner und weißer der Filz, um so mehr wird es geschätzt. Im Schiefergebirge und wenn es in die Ebene verpflanzt wird, schießt es, wie man am Achensee in der Pertisau beobachten kann, bei üppiger Nahrung ins Blatt und verliert die weißen Haare bald. Am besten gedeiht es auf dem felsigen Untergrunde des Kalkgebirges, je höher, desto schöner. Große, schneeweiße, kurzgestielte Exemplare holte ich von den steilen Schrofen des Sonnwendjoches, für den Verkauf wird es im Achental gewöhnlich auf dem Pfanserjoch ohne große Anstrengung geholt. Es ist überhaupt ein Vorurteil, welches freilich von denen, die in Edelweiß Geschäfte machen, sorgfältig gepflegt wird, um höhere Preise zu erzielen: daß man dieses schöne Pflänzchen fast nur mit Lebensgefahr erreichen könne. Dem ist meistens nicht so, z. B. auf der Saile bei Innsbruck, auf dem ganzen Grate des Monte Baldo, wo es mit dem Alpenheu eingeheimst wird, im Pfitschertale auf dem Wege nach Sterzing; hier trifft man riesige Blüten. Leicht zu pflücken ist es auf dem Torrennerjoch am Wege

von Berchtesgaden nach Golling im Sattel, am Wetterstein reicht es in der Kirchtagsleiten bis 3500′ herab. Das Edelweiß kommt, einzelne Strecken ausgenommen, in der ganzen Alpenkette vor; es scheint jedoch nur in den deutschen Alpenländern so geschätzt zu sein, die Schweizer, welche es Katzenpfötli nennen, machten früher nicht viel Wesen daraus, in neuester Zeit sind sie jedoch industrieller geworden und bringen es auf die Bahnhöfe. Uebrigens wird das Edelweiß jetzt an allen Orten, welche der Touristentroß unsicher macht, gesammelt und teuer verkauft; bereits gehen auch ganze Säcke an die Galanteriewarenhändler Deutschlands, um die Hüte der Berliner Gemsenjäger zu schmücken.

Ein stolzeres Gewächs ist die Joch- oder Edelraute. Der deutsche Name begreift mehrere Arten in sich, welche der Aelpler wegen ihrer Aehnlichkeit nicht unterscheidet. Die Pflanze ist am ehesten für Wermut zu halten, der Aelpler schätzt sie aber höher als jede andere. Auf einen Strauß Edelweiß bildet er sich wenig ein, wenn er aber am Himmelfahrtstage einen Rautenstock mit zahlreichen Blütenähren auf dem Hute trägt, dann blickt er stolz in die Runde. In vielen Gegenden ist die Jochraute nur mit größter Lebensgefahr zu erreichen, die Senner lassen sich dazu an Seilen über die Felsenwände hinab, und gar mancher hat sich schon zu Tode gefallen. So geschah es vor einigen Jahren im Zillertale, wo ein kecker Bursch vor einigen Fremden als Meister im Klettern sich zeigen wollte und ihnen versprach, die seltene Jochraute herabzuholen: der morsche Schiefer brach unter seinen Füßen und er fiel zerschmettert vor ihnen nieder. In den bayrischen Alpen

ist die Pflanze sehr selten: Man trifft sie auf der Scharte zwischen den beiden mittleren Gipfeln der Höfatspitze im Algäu. In den Kalkalpen Tirols ist sie ebenfalls nicht häufig: wer Schneid hat, klettere auf die Rotwand am Juifen oder die Dalfazzenalm im Achental. Ohne große Mühe ist sie im Zentralstock des Oetztales, wo man einen Absud derselben gegen Grimmen anwendet, zu erbeuten. Der frühere Kurat Trientl in Gurgl hat sie auf dem Friedhof angesiedelt; am Gaisbergferner wälzen sich die Schafe in Edelweiß und Jochraute. Sie hat grauseidenhaarige, fiederig-fingerspaltige Blättchen, kleine Blütenkörbchen, welche nach Art einer Aehre an dünnen Stengeln gereiht sind. Auch diese Pflanze schlägt aus der Art, wenn man sie auf die Ebene versetzt. Am höchsten steigt die nah verwandte Gletscherraute, die jedoch nur für den Botaniker Interesse bietet.

Die Zirbel

(Pinus Cembra L.)

Es ist ein Mitglied einer uralten Familie, welches wir heute unsern Lesern vorführen, einer Familie, die schon grünte und blühte, als es auf Erden nicht einmal Menschen gab. Ihre Abkömmlinge trugen bereits zur Bildung fossiler Kohlen bei, deren Feuer jetzt den Dampf entbindet, welcher die Maschinen treibt; man erkennt ihre Reste bis auf den kleinsten Splitter durch die Hilfe des Mikroskopes, das uns den eigentümlichen Bau ihres Holzes enthüllt. Fremdartig in Tracht und Aussehen steht sie unter den anderen Pflanzen, großenteils jüngeren Geschlechts, welche sie nicht selten an riesiger Höhe weit überragt. Wer hätte nicht schon von den ungeheuren Wellingtonien Kaliforniens gehört?

Doch nennen wir die Familie: es ist die der Koniferen, als deren unterscheidendes Merkmal, abgesehen von andern sehr wesentlichen Eigenschaften, die fast nur ihnen zukommt, die Zapfenfrucht gilt.

Diese kann fleischig sein, wie beim Wachholder, wo sie einer Beere gleicht und den berühmten Kranebittbranntwein liefert, oder holzig — wir erinnern an den bekannten Tannenzapfen. Bei uns werden die Bäume

dieser Familie als Nadelholz bezeichnet, weil die einheimischen Arten statt der Blätter Nadeln besitzen; das Ausland kennt jedoch auch solche mit einem Laubschmuck. In unseren Gärten sieht man hie und da den ostasiatischen Ginkobaum (Salisburéa adiantifolia) mit lebhaft grünen, keilförmigen Blättern; das Laub von Podocarpus, welcher in Westindien wächst, ist dem mancher Weide nicht unähnlich. Die Araukarien aus Südamerika sind schon längst der Schmuck unserer Glashäuser, und wir im Norden bewundern diese schönen Kinder der Tropenwelt; wenige wissen doch nur, daß sie einst auch unsere Wälder zierten. Abdrücke ihrer Zweige gräbt man zu Häring bei Kufstein aus den Kohlenschachten; es mag eine paradiesische Landschaft gewesen sein, als die steilen Felsen des wilden Kaisers inselartig aus dem blauen Meere emporstarrten, in welchem sich Palmen und Zimtbäume spiegelten, während riesige Haie plätscherten und lustig in den Buchten sich tummelten.

Auch die Nadeln sind bei den verschiedenen Arten verschieden. Die des Wachholders sind spitz und stechend; starr und struppig streckt sie dir die Rottanne entgegen, wie lange Seidenfäden weben sie einen durchsichtigen Schleier um die Weimutskiefer. Manche Bäume dieser Sippe bleiben immer grün, weil sie nur langsam und allmählich ihr Kleid wechseln, andere, wie die Lärchen, verlieren ihre Büschel im Herbste.

Abweichend ist die Gestalt von Ephedra, man nennt diese Pflanze in Südtirol, wo sie bereits an den Felsen von Sigmundskron gedeiht, Meerträubchen; sie erinnert an die Schachtelhalme.

Das ehrwürdige Alter der Familie haben wir bereits angedeutet; was ihre Verbreitung anbelangt, so erstreckt sich diese fast über die ganze Erde. Nennen wir noch einige Berühmtheiten dieser Sippe. Da ist die Zeder des Libanon, deren Zweige große Aehnlichkeit mit denen der Lärche haben; die Zypresse, welche von den Gräbern himmelan weist. Bei uns überwintert sie nicht im Freien; von Bozen abwärts bis an die Etsch sind da und dort auf sonnigen Halden schöne Bäume zerstreut. Sie werden jedoch an Pracht von der herrlichen Allee im Garten Giusti zu Verona übertroffen. Unseren klimatischen Verhältnissen fügt sich eher die Thuia oder der Lebensbaum, welche Unkundige nur zu gerne mit der Zypresse verwechseln. Der Wachholder ward erwähnt; eine Art, noch aromatischer als die unserer Heiden und Vorberge, bleibt zwerghaft und siedelt nur in den Hochalpen an, die stinkende Säve findet sich bloß zerstreut, zum Beispiele im Oetztale und bei Finstermünz. Man sieht sie häufig in den Bauerngärten Tirols und Bayerns, sollte aber womöglich auf ihre Beseitigung hinwirken, denn sie wird nicht selten zu ruchlosen Zwecken mißbraucht.

In unseren Gegenden sind die Eiben überhaupt nicht häufig; sie werden des trefflichen Holzes wegen, das man vorzüglich zu Faßpipen verwendet, überall aufgesucht und gefällt. Wahrhaft prächtig ist dieser Baum im Herbste, wenn die dunkelgrünen Zweige mit scharlachroten Beeren überstreut sind. Die Blätter hält man für giftig. Jetzt hat die Eibe für Gärtner kaum mehr einen Wert, in den Tagen des Roccoco wurde sie in Hecken angepflanzt, welche künstelnde Hände mit sorg-

samer Schere rechtlinig verschnitten. Berühmt sind die uralten Eiben auf manchem Friedhofe zu Wales und Altengland. Edeltanne und Fichte sind uns längst befreundet; wenn das Leben des Waldes erstorben scheint, prangen sie noch mit ihrem düstern Grün und tragen am Christabend die leuchtenden Kerzen, schimmernde Goldflitter und flatternde Papierbänder. In Tirol und Bayern beobachtet man sie oft kaum in ihrer urwüchsigen Form. Die Aeste sind bis auf wenige hoch am Gipfel gewöhnlich verstümmelt; man „schnaitet" sie als Streu; auf den Alpen jedoch bemerkt man einzeln zerstreut stolze Pyramiden, deren Zweige tief auf den Boden hängen. Das sind die Schirmtannen, die Zuflucht des Viehes bei Sonnenschein und Gewitter, — wobei freilich der Blitz oft einschlägt. Der Senne verschont sie, um seinen Tieren einen Unterstand zu gewähren. Zwischen diesen stolzen Bäumen reckt die Föhre ihre braunroten magern Aeste in die Luft; nicht so schön, aber ebenso nützlich, wie sie, nimmt sie mit dem magersten Sandboden vorlieb und setzt in Norddeutschland, wo die Landschaften aufhören und nur mehr Gegenden das Auge ermüden, manchen Forst zusammen. Hoch oben an den Schrofen des Gebirges kriecht die Zunderbergföhre oder Latsche hin und krallt sich mit den schlangenwindigen Zweigen an den Klippen fest, fast ängstlich, daß sie der Sturm oder die Lawine nicht in den Abgrund reiße. Sie verbindet den Schnee und das Steingeröll; dazwischen nistet das Gestäude der Almrosen. Wie ein Mantel umzingelt die Zunder alle Klippen; der Senne denkt jedoch nicht der Zukunft; er schindet schonungslos die Flanken des Berges, dann stürzen Wildbäche nieder,

reißen tiefe Klüfte und überdecken die Felder des Tales mit wüstem Schutte. Auch auf Torfmooren gedeiht die Latsche; mancher Botaniker zweifelt jedoch, ob es trotz der vollständigen Aehnlichkeit dieselbe Art sei.

Lassen wir die Gelehrten streiten und werfen wir noch einen Blick nach Süden, auf den Apennin oder den berühmten Wald von Ravenna, den letzten Rest von Dantes Wildnis. Dort schwebt die Krone der Pinie, wie ein Rauchwölkchen, — Plinius der Jüngere vergleicht sie damit — auf dem schlanken Stamme. Sie unterscheidet sich von der Föhre nicht nur dadurch, sondern auch durch die feineren längeren Nadeln und die großen eleganten Zapfen, welche die Bacchanten auf der Spitze des Thyrsus trugen. Ihren Samen genießt man, wie die Mandeln unter dem Namen Pignolien. Stolz und vornehm schaut sie bereits vom Monte Baldo auf den Gardasee; ihre Schwester, die Zirbel, verträgt dafür rauheren Boden und wurzelt am Gehänge der Alpen. Ihr Umriß ist mehr kegelförmig; die Aeste sind bisweilen knieförmig hin und her gebogen; die langen, ziemlich weichen Nadeln erscheinen zu drei bis fünf in Büschen, während die nahverwandte Föhre nur zwei trägt; ihre braunvioletten Zapfen sind fast so groß, wie die der Pinie, jedoch nicht so schlank und elegant. Die Nüßchen werden gern von Eichhörnchen und Hähern unter den bläulichroten Schuppen hervorgeholt; jedoch auch der Mensch sammelt sie und bricht dabei, um der Mühe des Pflückens überhoben zu sein, barbarisch die Wipfel der Bäume ab, welche dann für immer geschändet dastehen und leichter zu Grunde gehen. Man legt die Zapfen auf den heißen Herd; dort öffnen sich die

Schuppen und die Nüßchen fallen aus. Der Aelpler schätzt sie sehr und erwähnt sie in seinen Schnaderhüpfeln:

Mei Dianal ist kloa
Wia a Ziebasnüssel,
Und wenn i's buß',
So lacht's a bißl.

Die Zirbel liebt die Gesellschaft; zu ihren Füßen gedeiht die rostblättrige Alpenrose; alte Stämme schmücken die Strähne des schwarzen Baumbartes oder die goldgelben Büschel der Fuchsflechte.

Das Holz der Zirbel ist sehr fein, rötlich weiß, von angenehmem Harzgeruche, dem Insektenfraße nicht ausgesetzt und mit dem Messer leicht zu behandeln; daher wird es überall gesucht und zu Schnitzwaren verwendet. Vorzüglich eignet es sich zum Getäfel für Stuben, weil sich Wanzen und Schaben nicht gern darin einnisten; die Aelpler verfertigen ihre großen Milchschüsseln, Holzschuhe und Faßpipen daraus; durch seine Industrie berühmt ist das Tal Gröden; dort werden all die Spielsachen geschnitzt: Pferde, Hanswurste, Puppen und dergleichen, was nur die Sehnsucht eines Kindes wünschen mag. Schon im Jahre 1807 ging solcher Kram im Werte von 54 000 Gulden in das Ausland; vor kurzem bezifferte sich die Einnahme dafür auf jährlich 80 000 Gulden. Ob sich dieser Ertrag auch der Zukunft sichern läßt, ist freilich sehr die Frage, denn die Grödner haben ihre Forsten bereits verschnitzt und müssen das Holz aus anderen Tälern beziehen. Es ist wahrhaft unverantwortlich, wenn die Zirbel zur Feuerung verwendet wird, und dennoch geschieht es in den Sennhütten nur

zu häufig. — „Was liegt daran, hat es ja der Großvater auch getan!“ — Leider Gottes, wenn es so fortgeht, wird die Zirbel bald so selten sein, daß der Botaniker froh ist, wenn er ein Zweiglein für seine Pflanzensammlung erhascht. In manchen Gegenden ist sie fast ganz ausgerottet; so trifft man sie im Allgäu nur selten mehr, und doch deuten Namen, wie der Zirmesberg bei Hindelang, darauf hin, daß sie dort verbreitet war; ähnlich in Tirol, dort gibt es ein Zirmtal ohne eine einzige Zirbel. Sie reichte früher auch höher ins Gebirg hinauf. Abgehauene Stöcke trifft man an Berglehnen, die jetzt völlig nackt stehen, gar oft; bisweilen auch eine verdorrte Zirbel, welche jämmerlich die nackten Aeste emporstreckt, oder einen zu Boden geworfenen Stamm.

Dieser Baum kommt am besten in geschlossenen Beständen fort; werden sie zerstört, so verfällt er vereinzelt den Unbilden der Witterung. Dem Nachwuchse stehen gar viele Hindernisse entgegen; die Zapfen reifen erst im zweiten Jahre; ihre Samen sind, wie erwähnt, sehr vielen Nachstellungen ausgesetzt; ferner wächst der Baum in der Jugend sehr langsam. Eine kaum mannshohe Pflanze ist bei einem Durchmesser von zwei Zoll 69 Jahre alt. An einer Stammscheibe vom Wetterstein zählte Sendtner bei einer Dicke von zwei Schuh nicht weniger als 349 Jahresringe. Wie alt mag die riesige Zirbel am Waldnerhof bei Bozen sein! — Ihr Durchmesser beträgt vier Fuß. Anders ist es freilich in den Mooren Sibiriens; dort schießt sie ziemlich schnell hoch auf; ihr Holz ist jedoch schwammig. Dagegen bleibt sie in Kamtschatka und Nordamerika strauchartig. „Warum pflanzt man sie aber nicht an, wie die Föhre in den

Sandsteppen Brandenburgs?" — In Tirol meint man, abgetriebene Zirbelwälder lassen sich nicht verjüngen; die Versuche, Schläge neu zu bepflanzen, waren bis jetzt von keinem großen Erfolge begleitet, hauptsächlich wohl deswegen, weil man die natürlichen Bedingungen ihres Gedeihens zu wenig untersuchte. Vor allem müßte man die träge Gleichgültigkeit überwinden, dieses ist jedoch kaum zu hoffen, solange die Bauern die vorhandenen Wälder verwüsten. In Bayern teilte man Samen aus, um sie anzubauen; als man sich nach einigen Jahren, weil gar nichts aufgehen wollte, darnach erkundigte, hatten sie die Bauern ausgekernt und gefressen. In einigen Kantonen der Schweiz schützt man die Zirbelwälder durch eigene Verordnungen. Dem stehen in den deutschen Alpen vielfach die Weideberechtigungen entgegen; die jungen Pflanzen werden zwar von Ziegen und Schafen nicht geäst, die Senner reißen sie jedoch aus, um den Boden rein zu halten. Geschah es doch, daß über Nacht ein kleiner Bestand, den das Forstamt angesiedelt hatte, einfach abgemäht wurde. Da möchte man fast wünschen, daß die mittelalterlich barbarische Sitte des Händeabhauens noch bestände.

Will man Zirbeln anpflanzen, so soll dieses auf einem passenden Boden geschehen. Vorzüglich eignet sich dazu tonreicher, mit Quarz gemengter Grund; sie gedeiht übrigens auch im Kalkgebirge auf mergeliger Unterlage. So trifft man sie z. B. bei Partenkirchen, am Karwendel, auf der Reuteralpe bei Reichenhall, in Lafatsch, auf dem Sonnwendjoch, auf der Kögelalpe im Achental. Es ist daher irrig, sie ausschließlich als Urgebirgspflanze zu betrachten. Mag ihr auch kieselartiges Gestein ganz

vorzüglich entsprechen, manchmal wächst sie auch auf Kalkblöcken, deren Scheitel eine tiefe Moderschicht trägt, welche, von einem dichten Moosfilz überzogen, stets von Feuchtigkeit trieft. Die Feuchtigkeit ist eine Hauptbedingung ihres Fortkommens; davon hängt das Gedeihen vieler Alpenpflanzen oft mehr ab, als von der hohen Lage. Sie wachsen hier, nicht weil sie dem Himmel näher sind, wie poetische Leute meinen, sondern weil die Höhen des Gebirges die atmosphärischen Niederschläge häufiger und stärker anziehen, sei es nun als Regen oder Nebel, der nur zu oft die stolzen Gipfel der Alpen verschleiert.

Freilich hat auch die Zirbel eine ihr vorzüglich angemessene Heimat; ihre herrlichsten Wälder trifft man, so weit sie die rohe Hand des Menschen nicht verwüstete, in den Zentralalpen, und auch hier wählt sie am liebsten eine gewisse Höhe, wo sie die ihr angemessenen Temperaturverhältnisse findet. Die Kälte des Winters bringt ihr keinen Nachteil; doch bedarf sie, um Früchte zu bringen, eines bestimmten Wärmegrades, der aber auch nicht weit überschritten werden soll. Sie steigt daher in sonnigen Lagen höher im Gebirge empor, in schattigen tiefer herab. Die ihr angenehme mittlere Sommertemperatur mag etwa 7,2 Grad nach Reaumur betragen. Ihre nördlichste Vegetationsgrenze mag man im nordöstlichen Sibirien etwa 68 Grad 50 Minuten nördlicher Breite suchen, ihre südlichste zwischen dem 40. bis 50. Grad nördlicher Breite.

Betrachten wir nun ihre Verbreitung. Sie tritt auf durch die ganze Alpenkette von Savoyen westlich bis tief nach Osten, wo sie jedoch die julischen und dinari-

schen Alpen meidet. Bekanntlich unterscheidet man bei den Alpen die Zentralmassen aus Gneis, Glimmerschiefer und Tonglimmerschiefer bestehend; nördlich und südlich lagert eine breite Zone von Kalkgebirgen vor, überall aber begegnet man der Zirbel, auf dem Monte Baldo so gut als an der Zugspitze. Doch ist auch in den Zentralalpen, wo sie sich ganz vorzüglich entwickelt, die Verbreitung öfters durch Lücken unterbrochen. In den bayrischen Alpen beginnt die untere Grenze ihres Vorkommens bei 4700 Fuß, die obere ist bei 5700 Fuß gesteckt, als allerhöchste Grenze gilt 6300 Fuß. Die Breite des Gürtels, mit dem sie die Alpen umfaßt, beträgt also durchschnittlich 1000 Fuß. Unterhalb herrscht die Weißtanne, die Fichte und die Föhre, oberhalb das Krummholz, die Lärche ist fast überall zu Gast.

Hoch steigt sie in der Schweiz; im Oberengadin bis 6900 Fuß, auf der Fluela bis 7500 Fuß, bei Zermatt bis 7000 Fuß. Nach der Angabe Decandolles erreicht sie in Piemont und der Dauphinée die Höhe von 6100 Fuß. Sehr tief senkt sie sich dagegen in Wallis herab. Dort trifft man sie bisweilen zwischen Pinien und Kastanienbäumen.

Aehnlich wie in Bayern sind die Verhältnisse in Tirol, soweit es sich um das Gebiet der Kalkalpen handelt. In den Zentralgebirgen steigt sie höher. Sie erscheint in der Nähe des großen Gletschers hinter Gurgl im Oetztale bei 6700 Fuß, im Langtaufertal bei 7200 Fuß, auf dem Wormserjoch bei 7330 Fuß. Indes gibt es auch hier, wie in Bayern, Ausnahmen. So steht eine prachtvolle alte Zirbel in der Nähe von Hall am Innflusse. Schon Goethe erwähnt in seiner italienischen

Reise die Zirbel auf dem Schönberg, — er schreibt „Schemberg". Sie steht noch an jenem Platz der alten Straße, über welche meist die Römer heraus- und die deutschen Kaiser hineinzogen, wo sich die herrliche Aussicht in das Stubai auftut.

Auch in botanischen Gärten wird sie schon angepflanzt. Zu Gotha reifte sie sogar Samen ab; zu München sieht man sie ebenfalls; im Tiergarten zu Berlin erhebt sich — vermutlich zu Ehren der dortigen Gemsenjäger! — ein Baum von 60 Fuß aus dem feuchten, sandigen Boden.

Von den Alpen springt die Zirbel auf die Karpathen über, liefert in Siebenbürgen treffliches Holz und eine Art sehr geschätzten Terpentins; ein großes Gebiet beherrscht sie in Asien, es umfaßt den Kaukasus, den Altai, die nördliche Mongolei und die Inseln des japanischen Meeres. Von Sibirien zieht sie über Kamtschatka nach Nordamerika.

Ueber den Wert dieses Baumes und die hohe Wichtigkeit seines Anbaues haben wir nichts beizusetzen. Er gedeiht dort, wo unsere gewöhnlichen Waldbäume aufhören; er nützt nicht bloß unmittelbar durch das Holz und die Früchte, sondern auch mittelbar, indem er das Niederstürzen von Lawinen und Steinbrüchen hindert. Sei er daher der Vorsorge des Landmannes in den Alpen empfohlen, daß er ihn wo immer schone und hege.

Wanderungen in den nordtirolischen Voralpen.

Nach Vils

Auch meine vorjährigen Ausflüge in das Hochgebirge schloß ich mit einer späten Herbstfahrt ab, wie ich es jedes Jahr zu tun pflege. Für einen Geognosten und Paläontologen ist eigentlich der Stellwagen das richtige Fuhrwerk, denn er trägt gegenüber den Eisenbahnen einen fast vorsintflutlichen Charakter; wir zweifeln nicht, daß der letzte seinen Platz neben anderen Versteinerungen in einem Naturalien-Kabinett finden wird. So ließ ich mich denn aufwärts am rechten Ufer des Inn nach Pfaffenhofen fahren; dieser für den Klerus unangenehme Name ist jedoch nur eine Verneuerung des uralten Poapinshofen, wie denn im frühen Mittelalter das Oberland Poapinstal hieß. In diesen Gegenden muß die deutsche Einwanderung besonders mächtig gewesen sein, denn die Bezeichnungen der Orte sind echt deutsch, und in der Geschichte von Haimon und Thyrsus, dessen Blut das Steinöl lieferte, ist ein Stück deutscher Sage erhalten. Ihre riesigen Gestalten stehen über dem Portale der Klosterkirche von Wiltau.

Zu Pfaffenhofen stieg ich aus, um die Kirche zu besichtigen, deren musterhafte Restauration allerorts von den Sachverständigen gepriesen wird. Aber die Bauern begannen gewaltig zu fluchen, als die pausbackigen Engel und die Heiligen in den goldenen, flatternden Kleidern den mageren Gestalten der Gotik weichen mußten. Für sie war der Schwulst, das Schnörkelwerk des Roccoco das Richtige, und wäre nicht der Bischof von Brixen mit einer ästhetischen Predigt dazwischen gefahren, so hätte es vielleicht einen Bildersturm mit blutigen Köpfen abgesetzt. Die vertriebenen Heiligen wurden auf Brunnensäulen und an die Giebel der Häuser gerettet; da schauen sie nun zwischen den Maiskolben traurig in das Regenwetter hinaus. Wir empfehlen diesen Fall unseren neukatholischen Archäologen zur Beherzigung; es läßt sich daraus etwas lernen.

Telfs am linken Ufer des Flusses ist, wie Zirl und Imst, „nix daitsch", wie ein czechisches Dorf, freilich nur dem Namen nach. Herr Daum, in dessen gutem Wirtshause wir einkehrten, zeigte gleich einen blonden Schwabenschädel, wie ihn der Ethnograph nur wünschen kann; auf der Gasse jodelten und spielten überall flachsköpfige Buben und Mädeln.

Vor Einbruch der Dämmerung machten wir noch einen kleinen Rundgang. An der Ecke eines Hauses befindet sich die Marmorbüste des Malers Alois Schöpf, dessen auch Goethe gedenkt. Man könnte sich an seinen herrlichen Fresken in der Johanneskirche genügen lassen, aber auch in Tirol fängt die Denkmal-Fexerei auf besorgniserregende Weise zu grassieren an. Das ist eben die wohlfeilste Art, sich mit dem Schatten großer Toten

abzufinden, denen im Leben Steine nachgeworfen wurden. In Telfs wurde auch Aloys Weißenbach, ein Dichter, den bisher unsere Literarhistoriker mit der Papierschere viel zu wenig würdigten, geboren. Dort ist noch eine Mauerecke leer, — frisch auf, dann braucht ihr euch um seine Werke um so weniger zu kümmern!

Wir gingen zur Kirche; mein Sohn machte mich auf etliche romanische Säulen-Kapitäler aufmerksam, die neben dem Tore in die Mauer eingelassen waren. Es sind Ueberreste des alten Baues. Hätte man ihn stehen lassen oder nach Bedürfnis erweitert! So kam jedoch ein Pfarrer, dessen Ehrgeiz größer war, als die Mittel der Gemeinde. Nun fehlt auch noch das Geld für den inneren Schmuck, und die Leute müssen sich behelfen, wie's eben geht. Wir könnten Aehnliches auch aus anderen Gegenden erzählen, — sei's an diesem genug!

Indes begannen die Wände des Hochmundi vom herrlichsten Alpenglühen zu leuchten. Wir traten auf einen offenen Kreuzweg zwischen den Maisäckern. Uns gegenüber dehnte sich das Schiefergebirge, die Schluchten erfüllte tiefes Blau der Schatten, die Gräte waren weit herab angeschneit. Die Sonne vermochte nur noch die Oberfläche der Schneefelder anzuschmelzen, welche dann wieder am scharfen Ostwinde zusammenfroren, so daß sie jetzt blendeten, wie goldene Spiegel. Der Anblick war wunderbar. Da klang eine Abendglocke; sie rief eine andere im Gebirge droben, und so schallte bald das ganze Tal: näher mächtiger, ferner leiser, — es drang in die Lüfte empor, wie die Stimmen des Gebetes der zerstreuten Gemeinden, welche Ein Glaube, Eine Liebe, Eine Hoffnung vereint. Da muß ich auf meinen

Fahrten oft der innigen Verse aus Dantes Paradies gedenken, wie er die Empfindungen des Schiffers schildert, der von seinen Lieben Abschied nahm:

. . . quando si sente la squilla da lontano
che paia pianger il giorno, che si muore.

Morgens früh stiegen wir an der steilen Lehne des Kochentales gegen die Leutasch empor; hie und da wurde ein Fels beklopft, und so erreichten wir die obere Schenke erst gegen Mittag. Von dieser läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß der Wirt bereits ganz leidlich auf die Börsen der Touristen dressiert ist, was übrigens auch von manchem anderen Wirte gilt.

Am Eingange des Gaistales rücken die Dolomit-Schrofen nahe zusammen; eine Fahrstraße, welche bis zur Alpe Tillfus führt, durchbricht sie. Dort steht das Jagdschloß eines der deutschen Kleinfürsten, welche die nördlichen Kalkalpen in ihrer ganzen Ausdehnung für ihren Gems-Sport gepachtet haben. Sei den hohen Herren das Vergnügen gegönnt! Sie stellen manchen Burschen, der sonst beim Wildern verlotterte, als Jäger an, und die Gemsen befinden sich insofern gut dabei, als sie nun treulich gehegt werden. Vor zwanzig, dreißig Jahren konnte man sie fast nur noch ausgestopft in den Naturalien-Sammlungen beobachten; jetzt sieht man oft Rudel von zehn bis zwanzig Stück auf Schutthalden und Felsenbändern, wo sie äsen, und bei den Jägern erhält man für billiges Geld ein paar Krickeln oder einen Büschel Gemsbart, — der übrigens auf dem Rücken der Tiere wächst, — wenn man ihn als Andenken mitnehmen will.

Die Sache hat aber auch ihre Kehrseite. Diese Herren kaufen nach und nach alle Almen ihres Reviers an und lassen dann kein Vieh mehr auftreiben, um einesteils ihr liebes Wild vor Störung zu bewahren, andererseits ihm nicht das Futter zu verkürzen. Dadurch wird nun die Erzeugung von Käse, Butter und Fleisch in fühlbarer Weise beeinträchtigt und die Arbeitskraft der Hirten und Senner, deren Juh-Schrei wir denn doch lieber hören, als den grellen Pfiff der Gemse, allerorts lahmgelegt. Schon beginnt man darüber vielfach zu murren. Auch die Art und Weise, wie man das kostbare Hochwild jagt, will uns etwas unritterlich dünken; der Kaiser Max hätte für diese Waidmänner gewiß nur ein spöttisches Lächeln. Früher galt es Kühnheit und Kraft, oft Leben gegen Leben; jetzt reitet man auf bequemen Bürschsteigen zum Anstande, Jäger treiben die geängstigten Tiere den Herren vor die Büchse, und diese morden nach Behagen, wie und was ihnen taugt. Ein alter Wilderer meinte, man sollte ihnen eigentlich die Gemsen geknebelt vor die Füße legen, damit sie dieselben wie Metzger mit dem Messer abstechen könnten.

Der Weg durch die Waldeinsamkeit des Gaistales wird jetzt von Touristen nicht selten betreten. Er enthüllt manche großartige Schönheit. Wir möchten jedoch die romantische Straße über den Fern vorziehen; auch das Karwendeltal gegen Riß und Eng bietet mehr. Freilich, wer noch nichts von den Kalkalpen kennt, hat im Gaistal hinlänglich Gelegenheit, zu staunen und zu bewundern.

Wo sich der Steig hinter der Mieminger Alm über eine sumpfige Wiese abwärts zu senken beginnt, erblickt

man zwischen den Schrofen eine rohe Kapelle. Ein schlichtes Gemälde zeigt uns eine sonderbare Szene: während auf der einen Seite eine Prozession mit Priester und Chorknaben daherzieht, stehen auf der anderen Bauern, den Stutzen an die Wange gelegt. Das Bild erinnert uns an die traurigen Tage der Pest im Jahre 1634. Die Ehrwalder wollten in ihrer Bedrängnis nach Seefeld zur wundertätigen Hostie wallfahrten; die Leutascher wehrten es, aus Furcht vor Ansteckung, gewaltsam. Da knieten jene auf der Wiese zum Gebet nieder, und Gott nahm den Willen für das Werk, so daß die Seuche erlosch. An jenes große Sterben wird man in Tirol noch vielfach erinnert. Wer einsam umherstreift, trifft hie und da an abgelegenen Orten eine zerbröckelnde Mauer, über welche sich ein hohes Kreuz erhebt. Das sind Pestfriedhöfe. Manchmal kniet ein Mensch dort; um die gefalteten Hände den Rosenkranz geschlungen, betet er für die armen Seelen im Fegefeuer, in der Hoffnung, daß auch sie für ihn in seiner Not Fürbitte einlegen.

Durch schöne Lärchenwälder erreicht man den Rand des alten Seebeckens, dessen Wasser mit der Loisach durch den Engpaß auf der Schanz nach Bayern abflossen. Die Wiesen, welche dessen Stelle einnehmen, gehören den an seinen Ufern zerstreuten Gemeinden Ehrwald, Biberwier und Lermoos. Würde sich noch das großartige Gebirgs-Panorama des Wetterstein und des Sonnenspitz in seinen Fluten spiegeln, so hätten wir hier wohl eine der schönsten Landschaften des ganzen Alpengebietes. Aber auch so verdient sie im reichen Maße das enthusiastische Lob, welches ihr der alte Amthor spendet. Mich

lockt immer und immer wieder ein sehr interessantes, eruptives Gestein, ein Augit-Porphyr, der aus dem östlichen Gehänge hervorbrach, und den ich vor mehreren Jahren, an Goethes Geburtstag, — sei es immerhin zu dessen Ehre! — entdeckte. Auch an Versteinerungen fehlt es nicht; unsere Leser werden jedoch den Urtieren der Vorwelt gewiß den saftigen Gemsschlägel und den schmalzigen Schmarren beim „Grünen Baum" vorziehen. Der alte Wirt ist freilich tot; ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn, hat er sich droben im Geschröf die Lungensucht geholt.

Aus dem Berg-Amphitheater von Ehrwald zieht die Landstraße in ein enges Tal von ziemlich einförmigem Charakter. Die Gräte rechts und links zeigen keine malerische Felsenbildung; sie sind bis zur Schneide mit Gras bewachsen, und das Gehänge wird durch schmale Hecken von Joch-Erlen in Felder geteilt. Die spärliche Ernte von Heu bezahlen die armen Bäuerlein mit der Angst vor den Lawinen, denen hier eine glatte Rutschbahn bereitet ist. Fällt viel Schnee, so brechen sie los mit unwiderstehlicher Gewalt und bügeln alles vor sich nieder. An der Kirche von Lähn erzählt eine Tafel von zwei solchen Stürzen: den ersten verzeichnet sie am 30. Januar 1456; er begrub zweiundzwanzig Menschen; der zweite erfolgte am 4. Februar 1689 und verschüttete in elf Häusern sechsundvierzig Menschen; einundzwanzig blieben tot; gerettet wurden ein Kind in der Wiege und ein Weib im Krautfaß. Kleinere Unglücksfälle werden natürlich gar nicht verzeichnet. Und doch verlassen die Aelpler den teuren Heimatboden nicht; wie der Neapolitaner die Lava, welche ihm Haus und Weinberg über-

goß, urbar zu machen sucht, so tragen auch sie die Steine und das Getrümmer, welches sich mit dem Schnee herabwälzte, Stück für Stück wieder fort und bauen dann ihre geliebten Kartoffeln. Wir trafen die Leute, wie sie, gleich Erdmäusen, froh und lustig die Erde nach den Knollen umwühlten, — da hätte der alte Voß sein Kartoffellied singen können! Im nahen Oberinntal, jenseits des Fern, nährt sich die Bevölkerung vorzüglich von Mais; der Türkenwirler von Telfs und Zirl, so trocken, daß ihn der Wind zum Kamin hinausbläst, ist sprichwörtlich. Wenige Stunden Weges führen uns aus dem eigentlichen Tirol unter einen ganz verschiedenen Menschenschlag, der nur politisch mit der Provinz verbunden ist. Nach Körperbau und Sprache sind es Schwaben; brave, fleißige Leute, — ihr Wesen zeigt jedoch nichts von dem selbstbewußten Trotze und dem romantischen Anfluge des echten Tirolers.

Schön wird die Gegend erst wieder, wenn man um die Felsenecke der neuen Straße biegt; da erheben sich die Ruinen der Veste Ernberg, wie eine Mauerkrone auf ihrem waldigen Kofel. Weithin hatte sie einen Gürtel von Paßsperren vorgeschoben: in der Gacht, bei Musau, unter Pflach, und es ist um ihren Besitz oft und viel Blut geflossen, bis sie Kaiser Josef II. 1782 dem Verfall preisgab und als unnütz zum Abbruch versteigern ließ. Da kommen nun die Engländerinnen, das Stühlchen unter dem einen, die Mappe unter dem anderen Arme, und zeichnen die grauen Mauern oder klexen mit den Wasserfarben daran herum.

Wer sich über die Kriegsgeschichte dieser Festung belehren will, den verweisen wir auf das treffliche Werk

des Franziskaners Justinian Ladurner, der sie auf Grund von Urkunden ausführlich schilderte.

Der schöne Marktflecken Reutte liegt am Fuße eines einzelnen Hügels, mitten in einem weiten Tale; da er indessen bereits zum Stelldichein der Touristen geworden ist, so darf ich wohl auf eine nähere Beschreibung verzichten. Dagegen aber kann mich der Leser durch die Lechschlucht an den Kniepaß begleiten und von dort bei sinkender Sonne nach Binswang. Die Häuser des Dorfes liegen auf einer kleinen Ebene zerstreut, die wohl vor dem Durchbruche des Lech ein See war; nur Kirche und Widum erheben sich auf einem kleinen Vorsprunge. Trotz der nahen Dämmerung lenkte ich noch eilig meine Schritte hierher. Darf auch ein alter Steinklopfer sentimental, wie Yorik, sein? Nun, ich war es. Als Knabe wohnte ich jeden Sonntag in dieser Kirche dem Gottesdienste bei; noch erinnerte ich mich lebhaft an die Gestalten der Ungarnschlacht, an den Kaiser Otto und den Bischof Ulrich auf dem Lechfelde, wie sie droben am Plafond dahinbrausten: das Gemälde eines Manieristen der Roccoco-Zeit, aber voll dramatischer Bewegung und Schwung, wie es unsere Nazarener schon gar nicht zusammenbringen. Auf dem Friedhofe suchte ich den Grabstein eines Jugendfreundes: er war verschwunden, wahrscheinlich beim Neubau des Schulhauses verwendet worden. Wo nicht eine Familie für die Denkmale wacht, gehen sie unter; denn auch hier hat der Lebende Recht, und auf Pietät soll man kaum zählen. Wozu also der Aufwand? Laßt die Natur walten! Sie schmückt jedes Grab mit ihrem Grün, mit ihren Blumen, und stellt uns dadurch, als die einzige aufrichtige Demokratin, alle gleich.

Vor dem Widum stand in Gesellschaft des greisen Kuraten und eines Franziskaners eine Dame; wir erfuhren vom Sakristan, daß es die Königin-Mutter von Bayern war. Sie wohnt auf dem nahen Schlosse Hohenschwangau, macht überallhin Ausflüge, kehrt überall ein und ist überall beliebt. Gern mag man ihr, nachdem sie so vieles erlitten und so schwer geprüft worden, den stillen Frieden des Alters wünschen.

Die Kirche von Binswang ist über dem Grabe eines Heiligen errichtet, der 1386 im nahen Mußau starb. Er kam, wie Byrons Giaur, in einer härenen Kutte und verbrachte in einer Hütte jenes einsamen Weilers unter harten Bußübungen den Rest seines Lebens; kein Mensch erfuhr je, wer er war und woher er kam. Um ihn woben sich bald die Ranken der Legende. Alles war mit Schnee und Eis bedeckt, — da sagte er auf dem Sterbebett, man möge ihm zur letzten Labung die Erdbeeren dort unter einem Baume des Waldes bringen. Man glaubte, er rede bereits irre; doch folgte ein Bauer der Weisung und fand in der Tat am bezeichneten Orte duftige, reife Beeren. —

In der Schlucht bei der Ulrichsbrücke überraschte uns bereits das Dunkel; an der Felsenwand, wo der große Kaiser Josef die neue Straße sprengen ließ, erinnert eine weiße Marmortafel an den römischen Cäsar und fordert den Dank des Wanderers.

Die Gegend ist düster und selbst bei Tage unheimlich; der Mund des Volkes bevölkert sie mit Gespenstern. Dort ist ein Bierkeller in einen alten Schacht hineingebaut; niemand wagt einzubrechen, denn es hütet ihn das Kellerweibele. Vielleicht, daß einmal durstige

deutsche Studenten dieses Dornröslein erlösen! Ueberhaupt steckt in diesen abgelegenen Winkeln noch viel Aberglauben. An einem der nächsten Tage ging ich über die Wiesen am Reichenbache. Da war aus Steinchen ein kleiner Turm gefügt; drinnen trugen zwei Aeste mit kreuzförmiger Gabel, die in den Boden gesteckt waren, einen kleinen Querbalken; unter ihm lag Häcksel, Stroh, Gräten vom Flachsbrechen und anderes leicht entzündbares Zeug. Vor dem Eingange war ein Drudenfuß, das Pentagramm, welches auch den Mephistopheles festnagelte, aufgepflanzt. Verwundert fragte ich meinen Begleiter, was denn das zu bedeuten habe. Er erklärte mir, das sei ein Hexen-Ofen, den Hirtenbuben gebaut hätten; man zünde mit einem Spane schnell den Häcksel und das Stroh an und laufe dann aus Furcht vor der Hexe eilig davon. Sei eine solche im Orte, so müsse sie sich auf den Querbalken setzen und verbrennen. Noch erzählt man von einer Besessenen, welche sechs Teufel inne hatte: vier davon habe ein frommer Kapuziner ausgetrieben, aber des Glas- und Stolzteufels sei er nicht mächtig geworden. Sie ging nämlich grade aufrecht und kaute in ihren Anfällen Glasscherben. Ist das nicht, als ob man Lears tollen Edgar faseln hörte?

Wir kehrten zu Vils im Bräuhaus des Herrn Rudolf Amman ein, wo nicht selten der König von Bayern zu übernachten pflegte. Herr Amman ist ein bescheidener, junger Mann, der wahrhaftes, echtes Bier braut. Er rührt den Malzabsud nicht bloß mit einer Hopfenstange um und verkocht dann die Knollen der Herbstzeitlose, Aloe, Weidenzweige, Einbeeren oder gar Strychnin und andere nahrhafte Stoffe, wie es in manchen Bier-

siedereien, welche ihre Geheimnisse aus der chemischen Küche holen, geschehen soll; nein, er würzt seinen Trank mit leibhaftigem Hopfen, wie wir uns durch den eigenen Augenschein überzeugten. Das gäbe mir aber kein Recht, von diesem Manne ausführlicher zu berichten. Mögen deshalb die Leserinnen mit mir in seine Wandschränke gucken. Hier werden sie zwar nicht die neuesten französischen, deutschen und englischen Sudel-Romane, wohl aber die Klassiker, — etwa Corneille, Racine, Molière oder Dante, Tasso, Ariosto, Manzoni, denen sich Goethe, Schiller, Lessing und ähnliche alte Herren anschließen, — in Reih' und Glied aufgestellt finden; auch Bücher über Kunst fehlen nicht, wie denn Herr Amman erst im letzten Frühjahre ganz Italien durchwanderte, um dort die großen Werke der Meister durch die Anschauung kennen zu lernen. Das ist ein g'spaßiger Bräuer, nicht wahr? In den Häusern unserer „gebildeten" deutschen Bürger sieht man wohl selten eine solche Bibliothek, und er hat sie nicht bloß zur Parade. Vorsichtig muß er aber sein, sonst bringt ihn der Herr Frühmeßner gar noch auf die Kanzel!

In der Frühe trieb ein wütender Scirocco das welke Laub an unserem Fenster vorüber; desungeachtet sattelten wir unsere Stiefel und gingen über die Vils zur Ruine der Burg Vilseck. Das kleine Flüßlein war einst reich an Forellen; ich erinnere mich gar wohl, wie vor Jahren die lustigen Bursche durch das Wasser strichen und abends mutwillig hoch aufschnalzten. Jetzt sieht man nur hie und da ein melancholisches Schwänzlein, das sich scheu unter Gestrüpp birgt; die Touristen zehren alles aus, — daß Gott erbarm! — und niemand hilft

durch künstliche Fischzucht nach, die doch einen wahren Reichtum schaffen könnte.

Vom Schlosse ist nur noch der Berchfrit übrig, ein großer, gewaltiger Bau, gegen Norden mit einem hohen Giebel; der andere brach zusammen. Hier wurde einst bei verschlossenen Türen das Blutgericht gehalten; nach der Sage stürzte man die Verurteilten durch ein Fallbrett in die Tiefe, wo sie eiserne Spitzen und scharfe Messer zerfleischten. Das alte, ausgestorbene Geschlecht der Freiherren von Hoheneck, denen die Burg gehörte, zählte viele Männer, welche Inful oder Ritterhelm schmückte; einige Grabsteine sind noch an der Mauer des Friedhofes von Vils eingemauert. Im siebzehnten Jahrhundert zerfiel die Burg und das Gericht wurde in das Städtlein übertragen. Als Student habe ich noch die dunkle Folterkammer gesehen: Schrauben, Reckbäume, Pechtarzen und all die gräulichen Werkzeuge, mit denen rohe Unmenschlichkeit vergangener Jahrhunderte Geständnisse zu erzwingen suchte. Die Akten dieses Gerichtes hätten für die Kulturgeschichte gewiß wichtigen Stoff geliefert; sie sind jedoch mit dem Archive verbrannt. Am Fuße des Berges steht die Sankt Anna-Kapelle, ein romanischer Bau aus dem zwölften Jahrhundert; die Generalstabs-Karte, welche überhaupt mit der Namengebung nicht glücklich ist, nennt sie „Sankt Amman“. Der Zeichner hat wohl nicht an die Heilige, sondern an den Bierkeller oder an die Schwester des Bräuers gedacht.

Vils ist, wie Bethlehem in Juda, das kleinste Städtchen Tirols, doch ging aus seinen sechshundert Einwohnern noch kein Messias hervor; wir können es als

ein Dorf bezeichnen, welches zu einer Gasse von Nord nach Süd auf der Schutthalde eines Baches zusammengebaut ist. Reutte und Füßen gegenüber konnte es sich nicht entwickeln; diese haben eine günstigere Lage. Doch dürfte es vielleicht eine bessere Zukunft hoffen, wenn es dem Muster manches reichen Ortes im Allgäu folgen und sich auf eine ausgiebige Erzeugung von Fleisch- und Milchprodukten verlegen möchte. Dazu müssen die ausgedehnten Wiesen entwässert, und es muß, wie Amman bereits angefangen, eine bessere Düngungs-Methode eingeführt werden. Auch als Sommerfrische kann das Städtchen solchen, die gern abseits von der großen Heerstraße die Muße genießen wollen, lebhaft empfohlen werden. Die Bevölkerung ist freundlich, die Umgebung prachtvoll, überall Gelegenheit zu den schönsten Ausflügen und zum Bade; jedenfalls ist hier mehr zu finden, als an manchem Orte, dem geschickte Reklame zu Ruhm und Blüte verholfen.

Die Geschichte von Vils hat der Lehrer Joseph Kögl in einem Büchlein erzählt. Ueber diese Mauern ging kein weltgeschichtliches Ereignis und man könnte höchstens dem Helden Mock einen Denkstein setzen, der am Alat-See eine Heerschar Schärtlins von Burtenbach versprengte, indem er durch einen wohlgezielten Schuß den Offizier an der Spitze derselben ins Moos legte.

Für den Geologen und Paläontologen ist die Umgebung von Vils klassischer Boden; ein Fels, südöstlich des Städtchens, birgt die Terebrateln und Rhynchonellen, nach denen Leopold von Buch den Oolith der Alpen bestimmte; die Marmore der Rotwand enthalten große Ammoniten, die man hier für zusammengerollte

Schlangen hält, und weiter rückwärts gedeiht auf den Fleckenmergeln eine üppige Flora, an den Wänden des leicht ersteigbaren Aggstein auch das Edelweiß.

Als sich das Regenwetter, welches dem Südwinde gefolgt war, wieder verzogen hatte, machte ich pflichtgemäß meine Ausflüge mit dem Hammer.

Nördlich von Vils zieht sich von West nach Ost ein mäßig hoher Gebirgsrücken, dessen Bäume bereits im farbigen Herbstlaube prangten. Hat man einen kleinen Hügel überschritten, so dehnt sich ein zweiter Grat gleicher Art und Richtung vor uns aus; dazwischen ist ein Tälchen eingesenkt. Wir haben hier die letzten Wellen des Hochgebirges, welches der mächtige Seitendruck zu langen Ketten aufstaute. Einige Schritte vorwärts und es überrascht uns der kleine Alat-See, ein Juwel der Waldeseinsamkeit, der schönste Platz für eine Villa oder eine Klausnerei. Die Mulde ist in den Schichten der Kreide-Formation vertieft, ein seltenes Vorkommen in den Nordalpen; auch große, flache Muscheln leben im Schlamme des Wassers. Der See gibt einem Bächlein den Ursprung, das sich noch zu einigen dunkeln Tümpeln erweitert, welche, wie die Querdämme schließen lassen, den Benediktinern von St. Mang als Fischteiche dienten. Nach einer halben Stunde öffnet sich ein tiefer Sattel in das Vilstal, die Lendenklamm. An diese knüpfen sich manche Erinnerungen. Als im Jahre 1849 für Tirol die Getreideeinfuhr gesperrt war, fingen kühne Schmuggler die Finanzwächter zusammen und warfen sie gebunden in einen Stadel; dann schleppten sie ihre Kontrebande wagenweise über die Grenze. Jetzt trägt das Schwärzen

nichts mehr ein, und wir dürfen hoffen, daß dieses Stück verwegener Romantik nie mehr aufleben werde.

Endlich wird der Wald lichter und wir gelangen auf die Wiesen des Bades Faulenbach, einer Vorstadt von Füßen. Das Städtchen mit seinem stolzen Schlosse hat so ziemlich den mittelalterlichen Charakter bewahrt, so daß es trefflich in ein Bild von Schwind passen würde; geschichtliche Erinnerungen mangeln auch nicht, wenn etwa einmal die Bürger ein Fresco für den Rittersaal bestellen wollen. Füßen entwickelte sich im Schatten des Krummstabes seiner Aebte; das Kloster gründete wohl Sankt Magnus, eine Latinisierung des Namens Magnoald; er starb etwa 750. Seine wundervollen Taten, welche sich freilich vor der Fackel der Kritik verflüchtigen, sind an den Plafond der Pfarrkirche gemalt, und der Kanonikus Anton Steichele hat sie, sowie die Schicksale der Stadt, ausführlich in seiner „Diözese Augsburg" dargestellt. Wir verweisen auf dieses sehr schätzbare Buch und heben nur hervor, daß Sankt Mang ein Bahnbrecher für die Kultur der seit der Völkerwanderung verwilderten Gegend war, wo nur „feuerspeiende Drachen und giftige Würmer" in den Ruinen der öden Römer-Städte ihr Unwesen trieben. Er öffnete am Säuling die Gruben von Eisenerz, welche ihm ein Bär, — wahrscheinlich ein vermummter Geognost, — gezeigt hatte. Den berühmten Kalvarienberg bei Füßen hat bereits Guido Görres angesungen, und Hohenschwangau finden wir fast jedes Jahr in einer illustrierten Zeitung beschrieben; wir können daher die Tinte sparen und uns auf den Heimweg über Weißenhaus begeben. Hier fochten Tiroler und Bayern noch

am 14. Oktober 1809; das Amt ging in Flammen auf. Der Spaten gräbt hie und da eine rostige Kanonenkugel aus dem Boden. Das Weiderecht, selbst innerhalb der Grenzen Oesterreichs, gehört der Stadt Füßen; nach einer alten Sage gab es der ehemalige Besitzer bei einer großen Hungersnot für drei Laibe Brot hin. Auch hier ist die Landschaft am Lech reich an Fernsichten und an stillem Reize abgeschlossener Bildchen.

Schon seit Jahren hatte ich beabsichtigt, die Ruine Falkenstein zu besuchen, welche sich einsam auf einem Kegel erhebt, der hoch über dem waldigen Kamme des Gebirges emporragt. Herr Amman schilderte den Weg so leicht und mühelos, daß ich mich am 6. Oktober nach Tische entschloß, mit ihm hinaufzuklettern. Bald ist man am Fuße des Grates; es führt jedoch kein Weg hinauf und man muß sich durch Gestrüpp, Bäume und Schrofen emporarbeiten, so daß man fast zwei Stunden bis zur Schneide braucht. Dann hat man allerdings nicht mehr weit zur wilden Kuppe, deren vordere Wand durch eine Schlucht zerspalten ist. Wie ein Gestell hebt sie das Schloß zum blauen Himmel oder wohl auch in die Donnerwolken, denn wir stehen auf einer Höhe von viertausend Fuß. Es ist da droben nur Raum für ein schmales, zweistöckiges Haus von höchstens fünfundzwanzig Schritt Länge; eine Umfassungsmauer schmiegt sich knapp der Kante des Felsens an, so daß die Veste kaum zu bezwingen war, wenn nicht durch Hunger und Durst. Als einen Zufluchtsort in den wilden Fehden des Mittelalters erbaute sie 1050 Bischof Heinrich II. von Augsburg gegen die Grafen von Vohburg. Bischof Sigfried II. belagerte hier seinen Gegenbischof

Wigold in den Jahren 1077—1096 mehrmals; um von der Spur abzulenken, ließ letzterer einmal, als er in die Veste flüchtete, seinem Pferde die Hufeisen verkehrt aufnageln. Als später ein „Vogt und Burkmann" sich dem Straßenraube ergab, ward das Nest zerstört; König Ludwig beabsichtigte, es zur Sommerfrische neu aufzubauen. Die Aussicht ist allerdings großartig; rückwärts in das Gebirge der Zugspitze und des Wetterstein, nach vorn in das Flachland. Von den Jöchern der Hochalpen sieht man letzteres meistens nur als einen blauen Streifen in der Ferne; hier aber breitet es sich aus wie eine Landkarte, doch scheint es menschenarm und wenig kultiviert. Große Strecken bedeckt braunes Moor; manchmal wird auch Torf gestochen und die Würfel desselben liegen aufgestößelt; magere Birken und Föhren säumen den Rand seichter Seen ein; nur einzelne Höhen der Tertiär-Formation, wie der „Sangele", dehnen sich vor uns aus. Felsen durchbrechen die grüne Decke nicht mehr.

Den Rückweg empfahl Herr Amman am Weißensee vorüber; auch die Generalstabskarte gab einen Pfad an. Es war bereits ziemlich spät, und wir eilten daher rasch durch den Wald; als wir am See anlangten, war die Sonne bereits untergegangen. Das Terrain stimmte nirgends mit den Angaben der Karte. Ein Pfad wand endlich Nacht. Die Spuren verloren sich; unheimlich sich in den Wald hinauf; es wurde dunkler und dunkler, glitzerten auf dem Moosboden die Wassertümpel, und wenn wir endlich glaubten, die Richtung gegen Vils getroffen zu haben, so schlug uns der feuchte Moosduft des Moores entgegen und unter uns lag wieder der

Weißensee. Der Grund wurde so lehmig und leimig, daß unsere Bergschuhe beinahe stecken blieben; da arbeiteten wir uns mitten durch die Baumstämme durch und erreichten endlich den Alat-See. Wir atmeten tief auf, — diese Gegend war uns ja bekannt. Spät trafen wir im Gasthause ein und dort erzählte man uns, daß einmal sieben Vilser, welche den nämlichen Weg gemacht, bei einem Ungewitter im Walde übernachten mußten, weil sie sich nicht mehr zurechtfanden.

Bei der Heimfahrt blieben wir dieses Mal auf dem linken Ufer des Lech. Bei Roßschläg ist die alte, mondförmige Schanze fast eingesunken und kaum mehr erkennbar; höher erheben sich rückwärts die Schutthügel der Moränen. Sand, Grus und Blöcke gewähren nur wenigen Föhren und Wachholderstauden Raum; der Platz verdient gar wohl den Blick des flüchtigen Wanderers.

Zu Biberwier trafen wir so spät ein, daß es nicht mehr geraten erschien, den Marienberg nach Miemingen zu übersteigen. In der Kirche war wenig zu sehen; auf dem Friedhofe musterten wir eine Reihe Eisenkreuze von trefflicher Schmiedearbeit, wie man solche in den nordtirolischen Dörfern häufig findet, so daß sie gar wohl ein Gewerbe-Museum schmücken könnten. Sie gehören, so wie manche prächtigen Wirtshausschilder, in das vorige Jahrhundert; Barock und Roccoco haben überall schöne Denkmäler großen Reichtums hinterlassen. Damals hatten die Leute noch Geld; sie ließen ihre Häuser mit Fresken zieren und verdarben leider auch manches gotische Kirchlein. Endlich fängt man an, den Werken dieser Zeit Aufmerksamkeit zuzuwenden, und auch Tirol

gehört hier ein Blatt in der deutschen Kunstgeschichte.

Da gegenwärtig der Streit über die deutsche Orthographie noch immer tobt, will ich zum Schluß den wackeren Kämpen eine Grabschrift als Beitrag liefern:

„Alda Ruet Der ehr- und Duggend same Jüngling

Sawastian Maier.

Amen."

Mit dem Hammer

Die Arlbergbahn hat den Touristen, welche immer nur den großen Linien des Verkehrs folgen, neue Gebiete erschlossen; mir gewährt sie Haltestellen, von denen aus ich Rekognoszierungen in seltener besuchte Täler unternehmen kann. Ich werde da freilich nicht über lästige Kerfe und andere Wunder zu berichten haben, wie man sie nur auf einer Orientfahrt entdeckt; so ganz ohne Beute kehre ich jedoch von meinen Ausflügen nie heim, daß ich es nicht wagen dürfte, davon zu reden.

Aus dem Achensee Barsche zu angeln, hatte mir eben verleidet, so stieg ich an einem prächtigen Morgen auf dem Bahnhofe aus, den man nach Imst benennt, obschon er eine Stunde abliegt. Der Platz dafür mußte ganz aus dem Felsen gesprengt werden, und von der andern Seite drohen Muren; aber was würde der Rochus, der Wirt von Brennbüchl, sagen — meinte ein Ingenieur — wenn man ihn beiseite gelassen und das Geschenk freien Bodens in der Au angenommen hätte. Mit Rochus halten wir übrigens vollen Frieden; er ist ein echter Tiroler, schießt auf die Scheibe, gibt dir an Freitagen kein Fleisch, aber Forellen, und mit dem Wein kannst du es meistens auch wagen, sonst beteten die Geistlichen der Gegend in seinem Stübchen nicht das Brevier. Wir treten überall in diese geweihten Spuren und haben uns

dabei stets wohl befunden, wenn es auch keine „Nachfolge Christi" ist.

An der Brücke, die zum Felsen hinüberspringt, warfen 1809 die Schützen den zweimaligen Sturm der Bayern zurück, welche die Stellung bei Landeck umgehen wollten; jetzt sausen die Tannen, es rauscht der Inn, auf den Wiesen verkündet die Zeitlose den Frieden des Winters und überall verbreitet sich das kräftige Licht der wolkenlosen Herbstsonne.

Ich stieg durch den Wald nach Arzl, einer der größten und ältesten Gemeinden des Landes; schon der Name deutet auf die Romanen. Vom Burgschrofen zum Bach zieht eine tiefe Senkung; es war hier die Sperre des Pitztales und Pillers geschirmt durch ein Schloß der Starkenberger. Noch in den zwanziger Jahren stand der mächtige Berchfrit. Da kam der Krismer Stöffele, der bekanntlich nach der großartigen Hofer-Tragödie das Satirspiel des November aufführen half, wo das letzte Aufflackern des Tirolerkrieges in Rauch und Blut erstickte, und trug ihn ab, um mit den Quadern die Kirche zu erweitern. Der Turm nebenan mit dem reichen gotischen Maßwerk schaut jetzt umsonst nach dem alten Genossen auf der Höhe, und die ganze Gegend hat durch die Borniertheit dieses Geistlichen einen Schmuck verloren. Auch aus dem Rittersaale von Kronburg brach er den mächtigen Strebepfeiler für das Klösterlein der Barmherzigen Schwestern. Wer sollte ihm damals das Handwerk legen, wenn auch jetzt noch, wo man sich doch eines besseren Verständnisses rühmt, viel verdorben und manches zu Grunde restauriert wird? Das meiste wurde freilich am Schlusse des vorigen und

zu Beginn dieses Jahrhunderts zerstört. So schlug man auch zu Imst in der Pfarrkirche die festen Rippen des Gewölbes herunter, um für ziemlich mittelmäßige Fresken Raum zu schaffen. Auch das Volk, dessen Konservatismus man jetzt so gerne hervorhebt, und nicht bloß die Gebildeten, bei denen die französische Aufklärung nachwirkte, hatte allen Sinn für die Kunst des Mittelalters verloren.

Das Barock herrschte überall; nur an Blasengeln und bauschigen Gewändern, an Schnörkeln und Riemenwerk hatten die Bauern noch ihre Freude. Es ist für die völlige Umwandlung des Geschmackes bezeichnend, daß sie sich in Pfaffenhofen gegen den Geistlichen Madlener, der diese Prachtstücke aus eigenen Mitteln durch die Werke namhafter neuromanischer Künstler, wie Klein und Essenwein, ersetzen wollte, auflehnten, bis ihnen endlich der Bischof Gaßner den Standpunkt klar machte. Jetzt begegnet man überall Versuchen in Gotik, welche die alten strengen Meister mit dem Stricke zum Tempel hinauspeitschen würden. Wir meinen dabei nicht etwa die Werke unseres Michael Stolz, der das Zeug versteht und auch als Leiter des Passionsspiels in Brixlegg Anerkennung verdiente, sondern jene Staberl- und Pappendeckel-Spielwaren, wie sie Schreiner und Buchbinder anfertigen: meist braunes Maßwerk auf kobaltblauem Papier, oder die Heiligen mit süß langweiligen Gesichtern und schmalen, parallelen Kleiderfalten, darunter die zahllosen unbefleckten Empfängnisse, wo der Drache meist schöner ist, als die Jungfrau, die ihn zertritt. Diese Krabben und Fialen in endloser Wiederholung an den Kanten der Giebel, diese Spitz-

bogen und Ogiven nach der Schablone — nicht einmal das Dekorative zeigt noch eine Spur von Phantasie und schöpferischer Kraft. Gebt ihn uns wieder, den christlichen Olymp der Unterberger und Maulpertsch, der Knoller und Schöpf, wo die Heiligen so lustig auf den Wolkenpolstern sitzen, die Engel dazwischen purzeln, ja gebt uns wieder diesen Ball der Seligen, bei dessen Anblick sich jeder Bauer, jede Bäuerin nach der harten Arbeit der Woche freute, mittun zu dürfen und auch der kräftige Senner mit Vergnügen Ursulas elftausend Jungfrauen anschielte. Ja, gebt sie uns wieder, diese schwungvolle Farbenpracht, wir lassen uns durch sie lieber bekehren, als das Empyreum, welches ihr uns zeigt: matt, fad, lehrhaft und tendenziös, wie ihr selber. Man will es aber so und wer vermag dagegen anzukämpfen? Hat man sich doch schon auf den fabriksmäßigen Betrieb eingerichtet; zu jeder Stunde kannst du aus München oder Lyon, da schmeckt's besser, weil es französisch ist, die ganze kirchliche Einrichtung bis zum letzten Mascherl am Chorrock fertig beziehen, wie Rock und Hose aus einem Konfektionsgeschäft. Und da wundert man sich über den Verfall der kirchlichen Kunst, den Mangel an Individualität, welche sich freilich nicht zum Musterzeichnen hergibt. Freilich ist auch das ein Zeichen der Zeit, der moderne Katholizismus zieht die Zügel der Zentralisation immer schärfer an und dadurch wird auch die Dressur immer einförmiger. Der berühmte Satz des Kirchenvaters: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus charitas," erleidet mit dem Gebiet, wo man zweifeln darf, fort und fort Einschränkungen.

Die Bauart des Dorfes zeigt so recht den Unterschied zwischen Ober- und Unter-Inntal. Hier das freistehende Bauernhaus mit dem Söller, echt germanisch in seiner Sonderstellung, dort die Häuserzeile, die civitas der Romanen, wo sich die Gesamtheit in einem engen Raume einschließt und die Armut, zumeist herbeigeführt durch die Güterzersplitterung, mehrere Familien unter einem Dache zusammenpfercht. Es würde zu weit führen, versuchten wir eine Scheidung nach Ortsnamen, welche ohne die weit wichtigere Rücksicht auf den Körperbau doch nur einen schwankenden Wert hätte. Man begegnet oft genug Köpfen, die uns im Apennin, der Campagna nicht überraschen möchten, dann wieder dem treuherzigen blauen Auge des Bajuvaren, weit häufiger sind jedoch Formen, die sich weder zu dem einen noch zu dem andern reimen, wie ja auch Tappeiner nach vielen Messungen von Schädeln die Rhäter als eigene Rasse anspricht. Inzing, Hatting, Polling am Saume feuchter Auen, die erst später entwässert wurden, erhielten von den deutschen Einwanderern in späterer Zeit den Namen, während Telfs, Zirl, Tarrenz auf ihren Schutthalden, welche durch ihre Trockenheit zur Ansiedlung einluden, wohl schon den Bronzekelt und die Streitart sahen.

Auch manchen sinnigen Hausspruch lesen wir, meist religiösen Inhalts, Anspielungen auf die Wandelbarkeit menschlicher Dinge, menschlichen Besitzes. So jener allbekannte:

Dieses Haus ist mein und doch nicht mein.

An einer Ecke heißt es:

Wiewohl dies Haus ist ganz klein,
So scheint gleichwohl die Sonn' herein.

Christus, die Sonne der Gerechtigkeit,
Scheine herein zu aller Zeit.

Mannhaft klingen die Worte eines Zillertalers in Mayerhofen, vielleicht eines der Protestanten, die 1838 unter der Regierung des Kaisers Franz vertrieben wurden.

Ich achte meine Hasser
Nicht mehr als Regenwasser,
Das von dem Dache fließt.
Und ob sie mich beneiden,
Sie müssen's dennoch leiden,
Daß Gott mein Helfer ist.

Dagegen herrscht bei den Unter-Inntalern der Humor; zu Söll trägt ein Haus die Inschrift:

Das Beste ist auf dieser Welt,
Daß Tod und Teufel nimmt kein Geld,
Sonst müßte mancher arme G'söll
Für einen Reichen in die Höll'.

Doch genug davon, wir könnten noch viel mehr beibringen.

Arzl ist die Heimat des Geistlichen Ignaz Schöpf, der mit mir das Gymnasium besuchte. Als Student war er freisinnig, wir hießen ihn Shakespeare, weil er sehr fleißig Englisch las; wie so mancher Leidensgenosse wurde er gezwungen, nach Brixen in die Theologie zu wandern. Gesalbt und ausgeweiht, wendete er sich nach Kärnten, wo er eine Broschüre über das unheilige Treiben des Klerus veröffentlichte. Der Narr von einem Idealisten glaubte Wunder was Verdienstliches geleistet zu haben, sein Bischof war jedoch anderer Mei-

nung. Er wurde nun altkatholischer Pfarrer in Baden; die Gemeinde hatte ein liberales Pfäfflein erwartet, er nahm jedoch seine Pflichten ernst und mußte bald abdanken. Als verlorener Sohn kehrte er reumütig in den Schoß der römischen Kirche zurück und erhielt die Kuratie Telves bei Sterzing; die Weiber hoben ihm jedoch Tür und Fenster aus und so mußte er wieder abziehen. Er verschied 1879 als Benefiziat zu Heiligenkreuz und ruht nun auf dem Friedhofe zu Hall. Man schrieb auf seinen Grabstein den Bibelvers: „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden!" Armes, unglückliches Herz, dein Schicksal war tragischer, als es ein Poet erfinden kann, der schlichte Stoff bedarf keines Aufputzes und würde vielleicht in den einfachsten Linien am besten wirken. Nicht weit von ihm liegt der edle Kaplan Ruf, der mild und tröstend mit ihm verkehrte.

Ein bißchen Komödie kann auch nicht schaden. In den Wäldern zwischen Arzl und Prutz hauste ein Bär, welchen man verschiedener Freveltaten bezichtigte, und zu Prutz in hohen Stulpstiefeln der gewaltige Kaufmann Peter Paul Richle, der den Ober-Inntalern riet, sie sollten, wenn sie nach Innsbruck kämen, recht böse Gesichter schneiden, damit sich die Liberalen fürchten. Große Geister vertragen sich nicht immer in nächster Nähe. Richle schwor daher dem Bären Fehde auf Leben und Tod. Weil dieser hie und da in einem Heustadel übernachtete, so wollte man ihm hier einen guten Morgen wünschen, aber niemand getraute sich. Da erinnerte sich Peter Paul an die vortreffliche Musikbande von Prutz, er bot diese auf, und diese blies nun einen Stadel um den andern an, als sollten die Mauern von

Jericho einfallen. Meister Petz richtete sich brummend auf und lief, entsetzt über das Ständchen, das man ihm brachte, davon, nicht ohne eine Visitenkarte zurückzulassen, welche Richle kaum an den Spiegel steckte. Anbleien ließ er sich auch nicht und so mußte der Mann von Prutz bei der nächsten Fahrt nach Innsbruck ohne Bärenhaut vor den Liberalen aufmarschieren.

Gegen Süden ist das Pitztal bis zu den Gletschern in die Zentralalpen eingeschnitten. Seht ihr am Gehäng' die saftigen Matten und die zierlichen braunen Häuschen überall verstreut? Die armen Bauern werden auswandern müssen, es fehlt ihnen das Holz, denn das Aerar ließ vor Jahren die Wälder abholzen und Nachwuchs gedieh keiner. Den Winter hindurch, und der ist hier sehr streng, müssen ganze Familien mit einem Teile der Haustiere in einer engen Stube zusammengeschachtelt atmen, weil sie nur diese heizen können, und auch dazu werden bereits die Stauden der Almrose verwendet. Die schlechte Holzwirtschaft in Tirol, deren Wirkung ja auch das Pustertal vor zwei Jahren erfahren mußte, reicht in alte Zeiten zurück; schon unter dem Erzherzog Ferdinand wurde manche Klage laut. Jetzt geht man daran, die Riß und die Pertisau abzustocken; fremde Forstleute schütteln bedenklich die Köpfe.

Auf dem Wege nach Imst begegnete mir ein Priester, der mich als seinen alten Lehrer begrüßte. Nach dem üblichen Woher und Wohin, an das sich ein kurzer Plausch knüpfte, fragte ich ihn um ein gutes Gasthaus. „Da gehen's zum Sonnenwirt, der hat a Weindl! Hat a eigenes Gütel im Etschland mit Burgunderreben." Dabei blinzelte er so verklärt, daß mir zum vorhinein

das Wasser im Munde zusammenlief und ich trotz der Ermüdung fast bis an das obere Ende des langen Marktes trottete, auf die Gefahr hin, auch ohne Tonsur und schwarze Strümpfe für einen Ultramontanen gehalten zu werden, eine Verleumdung, wegen der ich allerdings keinen Prozeß anstrengen werde. Im Herrenstübchen saßen bereits viele würdige Häupter beim Verlok — mit einer Andacht, als wäre ein Ablaß zu gewinnen. Verlok? Das ist wieder ein ganz eigenes Tiroler Karteng'spiel, so tiefsinnig und fein, daß man seine goldenen Regeln in einem eigenen Buche zusammenfaßte, welches die Imster genauer kennen sollen als selbst Spindlers „Vogelhändler von Imst". Im Winter geben die Verlocker einen Ball, dort wird für das Jahr ein König erkoren, den man im Saale herumträgt, an seiner Seite sitzen Räte und wir glauben, daß dieser Konstitutionalismus ein aufrichtiger ist und nicht bloß zum Schleier absolutistischer Gelüste dient. Das Fest gäbe wohl Szenen für den Pinsel eines Jordaens oder Defregger, wenn sich dieser nicht den bockledernen Hosen verdingt hätte. Das ist aber nicht alles. Die schönen Imsterinnen tanzen im Fasching ebenso eifrig, als sie in der Fasten beten. Als ich sie nach der Frühmesse aus der Johanniskirche gehen sah, machte jede ein Mäulchen, als hätt' sie eben ein Bussel vom himmlischen Bräutigam kriegt. Ich wurde ganz g'lüstig. Die Treppe des Kalvarienberges sollen sie am Karfreitag barfuß oder in Socken hinaufsteigen, dafür glitt ich auf den glatten Steinplatten aus und wäre bald heruntergerodelt. Der Spott blieb auch nicht aus, denn ein Fräulein meinte, es sei mir für meine Gottlosigkeit ganz

recht geschehen; ein alter Geognost findet bei den Weibern keine Teilnahme mehr. Auch in der Fremde gedenkt die echte Imsterin der Heimat. Schrieb eine aus Wien: „Es gibt da zwar auch schöne Kirchen, aber so ein Bußkappele und eine Magdalena mit selbstgewachsenen Haaren gibt es halt doch nicht.“ — Der Oberländer spricht Kappele für Kapelle. Die Magdalena habe ich in ihrer Grotte auch angeschaut. Auf ihrer Wange hängen Tränen wie Haselnüsse, sie trägt eine schwarze Perücke, im nächsten Herbst vielleicht eine blonde, wenn eine Sünderin ihre Locken weiht. Weit berühmt ist das Schemenlaufen, das alle drei, vier Jahre unter großem Zuflusse des Volkes am Faschingdienstag abgehalten wird. Es ist das ein Maskenzug mit verschiedenen Gruppen; die Visire sind aus Holz geschnitzt, zum Teil sehr alt und von echter Künstlerhand. So hat sich hier und an einigen anderen Orten Tirols der letzte Nachklang des Schönbartlaufens und Mummenschanzes deutscher Städte gerettet, wie es Hanns Sachs zu Nürnberg sah. Die Geistlichkeit betrachtete die Ausgelassenheit der jungen Männer nicht immer mit freundlichem Auge; manchmal lade sich einer zu Gast, den niemand kenne, keiner tue es ihm an tollen Sprüngen und wildem Spaße gleich, wenn er abfahre, sei einer von der Gesellschaft weniger; der Teufel hat ihn geholt. Die Sache ist jedoch nicht immer so harmlos, bisweilen wird auch ein Strafgericht gehalten; wer einen dummen oder schlechten Streich gemacht hat, kommt auf die Lafra. Wir können diesen Ausdruck nicht etymologisch deuten und überlassen ihn Christian Schneller, dem gründlichsten Löser tirolischer Worträtsel. Der Sachverhalt wird als Ballade,

zu der ein Musiker auf einer verstimmten Geige die Begleitung kratzt, vorgetragen und wohl auch mit Bildern illustriert. Auch Späße über Begebenheiten werden eingeflochten. So hatte unser Wirt einmal Händel mit der Finanz, die ihn so ärgerten, daß er eine Zeitlang gar nicht ausschänkte. Da rückte nun eine Sonne an, welche vom kaiserlichen Amtsadler verfinstert wird. Der Witz war gelungen, die Accisler spitzten jedoch ihre Ohren vergebens, um allenfalls gegen den Dichter das subjektive Verfahren einzuleiten. Unter dem Namen des Gaisthaiding finden wir diesen Gebrauch auch in Absam; wenn die Verse gar zu rührend sind, gibt es wohl auch blutige Köpfe. Hat der Unter-Inntaler gutmütigen Humor, der spaßt und spaßen läßt, so verwundet der Oberländer oft durch scharfe Satire, wie er überhaupt eines sehr energischen Hasses fähig ist und schon dadurch den stärkeren Prozentsatz romanischen Blutes bekundet. Hassen ja! Das paßt freilich nicht zur milchfrommen Denkungsart der guten Deutschen in Oesterreich, aber wär' es nicht gut, wenn sie ein paar Tropfen welscher Galle im Blut hätten? — Vielleicht hat Johnson recht, wenn er sagt: „Ich liebe einen guten Hasser!" — Ich auch!

Da ich in die Kunst des edlen Verlockens nicht eingeweiht war, so setzte ich mich in den Garten; das ist ein Stück Frankreich mitten in Deutschland. Ueber die Latten der Veranda ziehen sich Rebengewinde, aus dem üppigen Laub hängen blaßgelbe Trauben, die feinste Tafelsorte von St. Madleine, die sich der Wirt bestellte, welcher dir auf einem Teller süße Pflaumen und Birnen vorsetzt, als kämen sie eben aus der Provence. Sein

Stolz ist die Obstzucht; weil die Kanarienvögel ausgeflogen sind, täten die Imster gut, wenn sie seinem Beispiele folgen wollten. Jetzt, wo die Eisenbahn nahe vorüberzieht, möchten wir den Markt, wie er sich an den waldigen Hügeln hinzieht, Sommerfrischlern unbedingt empfehlen. Auch die Fülle klaren Alpenwassers sprudelt aus allen Brunnenröhren. Wem das nicht genügt, der trinke Starkenberger Bier, das mein Sohn, der sich auf solche Dinge versteht, gar für Schwechater hielt. Nur eines möchten wir den Verschönerungs-Verein, der sich bereits gar viele Verdienste erworben hat, bitten: er soll die Bäcker früher aufwecken, damit man um acht Uhr zum Frühstück frische Kipfeln erhält.

Imst kann als die Hauptstadt des Ober-Inntales gelten, lange Zeit hatte hier das Kreisamt seinen Sitz, dem auch der tirolische Dialektdichter Karl v. Lutterotti angehörte. Es ist aber auch die Hochburg des Ultramontanismus; Amazonen in den nahen Dörfern Tarrenz und Roppen liefen Sturm gegen die neuen Schulgesetze, so daß man den Auftrag gab, hier zwanzig Strafgendarmen einzuquartieren, wogegen, dem Vernehmen nach, die Mädchen keine Berufung einlegten. Der Bezirksrichter tat es, bekam aber nachträglich einen Schmeißer, daß er die Sache ernsthaft genommen und den störrigen Rebellen wurden sogar die Verpflegungskosten nach einem sehr hohen Anschlage vergütet, daß es fast schien, man wolle sie belohnen. Die Frömmigkeit ist in Oesterreich freilich zu allem gut. Aber nicht immer war es so. Die Reformation machte auch die Imster wackeln, und der Wiedertäufer Veit Grünberger fand hier viele Anhänger, welche ihn vor den Klauen der

heiligen Hermandad versteckten, so daß er der Folter und dem Scheiterhaufen entging, die man während der Regierung des Gemahls der schönen Philippine Welserin zur größeren Ehre Gottes anwendete. So häufig, daß in der Pfarrkirche zu Innsbruck der Priester vor dem Altare durch das Geschrei der Gemarterten aus dem nahen Gefängnisse gestört wurde.

Imst verdankt seine hervorragende Stellung der Lage senkrecht auf das Inntal, in welches zwei große Seitentäler einmünden, deren Bewohner hier ihre Marktbedürfnisse holten. Auf dem Kalvarienberge stand, wenn so mancher Fund einen Schluß gestattet, eine Burg der Rhäter, später fand in dieser Gegend das Geschlecht der Starkenberger die Hauptstütze seiner Macht, bis Friedel mit der leeren Tasche ihre Burgen brach. Dann blühte der Bergbau, wie zu Schwaz und Sterzing hämmerten hier Tausende von Knappen und schmolzen aus dem Erz in den Hochöfen Silber, Blei und Kupfer. Hoch oben im Gebirge trifft man noch die Mundlöcher verbrochener Stollen, ertränkte Schächte, und manche Sage gedenkt der alten Herrlichkeit. Um die Mauer der Pfarrkirche lief ein Freskenfries, einen Aufzug der Knappen darstellend; man hat ihn übertüncht und man muß im Interesse der Kulturgeschichte die Barbarei bedauern. An die entschwundene Zeit der Kanarienzucht erinnert das Votivbild der Totenkapelle; Vogelhändler auf dem Wege nach Indien werden vom Sturm überfallen und machen ein Gelübde. Der Wohlstand des Ortes wurde durch den Brand von 1822 gänzlich vernichtet. Der pensionierte Schuldirektor, ein Mann von sechsundachtzig Jahren, erzählt oft noch: Imst sei ein

Schatzkästlein gewesen, reich an alten Gebäuden, Schnitzwerken, Gemälden und Handschriften, welche das wütende Feuer in wenigen Stunden auffraß. In neuester Zeit versuchte man es mit einer Unter-Realschule, die der Klerus selbstverständlich mit Begeisterung unterstützte. Man redete den Lehrern alles Erdenkliche nach; Betschwestern behaupteten, sie seien Juden; weil jedoch später das Geschwätz verstummte, werden sie sich wohl von der Unwahrheit desselben überzeugt haben. Im Ober-Inntal ist kein Boden für solche Institute; was nicht Handwerker oder Bauer wird und sich zu Höherem berufen fühlt, wird in das Knabenseminar zu Brixen oder an ein Gymnasium geschickt. „Der Kurat hat g'sôt, 's Búable had so nett an off'nen Kopf, es soll Geistli weara" — sagen die Mütter zu den wohltätigen Innsbruckern, wenn sie ein Monatgeld oder einen Kosttag erbitten wollen. Jetzt steht der „Schulpalast" verlassen; vielleicht besiedeln ihn Mönche oder Nonnen, denn heute ist alles möglich. Schade ist es um die schönen naturwissenschaftlichen Sammlungen, welche der brave Professor Vogel mit großer Mühe zusammenbrachte.

Ich kann von den Imstern nicht scheiden, ohne zu erzählen, was ihnen die Lästerzungen der Nachbarn aufdichten. Werden sie es übelnehmen? Sei's! ich komme nicht mehr so bald hinauf. Am Palmsonntag zogen die Magistratsräte nach altem Brauche den hölzernen Esel auf den Kalvarienberg. Er brach einen Fuß, und dieser fiel durch den Schlot eines Hauses, welches knapp an den Felsen gebaut ist, in einen Hafen auf dem Herd und sott mit. Als es ruchbar wurde, kamen die

Imsterinnen; jede wollte ein Schälchen von der gesegneten Suppe haben, und den Bürgern blieb davon der Spitzname „Suppenburger". Lacht nicht über die Schnurre, der Ernst liegt näher, als ihr glaubt, was eine Tatsache, die ich selbst erlebte, bestätigen mag. Vor etwa dreißig Jahren waren die Kartoffeln mißraten. In den Gärten bei Innsbruck warf nun ein Frühlingsregen die Knollen der Feigwurzel heraus. Allsogleich verbreitete sich das Gerücht von einem Wunder; arme Weiber sammelten sie überall und ich selbst hörte eine Sankt Niklauserin: „Woaßt, i han von der himmlischen Speis' 'gessen, was i kriegt han." Wie es ihr bekommen, habe ich nicht erfahren; die Feigwurzel gilt für giftig. Das Beste kommt noch. Die Innzeitung erzählte den Vorfall; Tags darauf erhielt der Redakteur von dem Katecheten des Gymnasiums, David Moriz, einem der vernageltesten Zensoren des Vormärz, welchem auch Senn ein Sonett widmete, einen Strafbrief mit der Frage: „Ob er zweifle, daß Gott noch Wunder wirke?" — Da fragt man sich freilich nachträglich, ob die Imster Geschichte so ganz erlogen sei?

Ueberall besuche ich in Tirol Kirchen und Friedhöfe, oft treffe ich in einem kleinen Dorfe irgend etwas Neues und wär' es auch nur eine naive Inschrift; besonders gern spüre ich eisernen Gittern und Kreuzen nach, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts meisterhaft verfertigt wurden. Das waren Handwerker, welche das harte Metall behandelten wie Wachs und zu den zierlichsten Blattranken und Blumengewinden austrieben. Zu Imst auf dem Friedhofe steht nun ein Meisterstück dieser Technik. Ein kupferner Löwe hält

einen fast zwei Meter hohen vergoldeten Schlüssel, um welchen sich aus einer Vase kunstvolle Arabesken schlingen. Der Schmied hat selbst sein Werk hochgestellt, denn es trägt seinen Namen: Jo. Fr. Guem in Ehrwald. Nachdem ich mir seine Manier genau eingeprägt, entdeckte ich zu Lermoos noch einige Kreuze von ihm und zu Biberwier den Wirtsschild der „Glocke". Er muß eines großen Rufes genossen haben, da er so viel beschäftigt wurde. Es wäre Aufgabe des tirolischen Landesmuseums, seinen Werken nachzuforschen, einiges von ihm zu erwerben und seine Lebensverhältnisse zu ermitteln.

Gleich hinter der Kirche steigt der Pfad auf einer Hochebene empor, die sich neben dem moosigen Gurgeltale hinzieht. Hier hatte Sigmund der Münzreiche durch das Stauen des Baches einen künstlichen See gebildet, um dort zu fischen. Der Damm erinnert noch daran, sowie das Dörfchen Strad an eine Römerstraße. Das ist aber nicht die einzige Ehre desselben. Dort in jenem weißen Hause, seinem Heim und Eigen, verbrachte unser Greuter die Sommermonate, dort hämmerte er die Donnerkeile für die frechen Stirnen der Liberalen; nach der Legende pürschte er hie und da im Schlafrock, die Flinte über die Achsel, durch die Föhren des nahen Wäldchens. Aber nur einmal habe er einem Häschen etwas zu leide getan. Dieses schlief nämlich, dem bisherigen Landfrieden vertrauend, wohlgemut in einer Kranewitstaude, da stolperte er mit den Kanonenstiefeln darüber, daß es quiekend und quäkend das Weite suchte. Seitdem gab er, um die armen Tierchen zu warnen, immer ein paar Schüsse auf Tannzapfen ab,

die er für seinen Krummschnabel heimtragen wollte. Ein Wirt behauptete, wenn er alles Wild, das er bisher geschossen habe, zum Frühstück braten lasse, so könne er stets nüchtern an den Altar treten, um Messe zu lesen.

Bald gelangten wir an die tiefe Schlucht, durch welche der Wildbach Torrente, von dem Tarrenz den Namen hat, schäumend und brausend niederfährt. Hier erhob sich auf unzugänglichen Felsen die Stammburg der Starkenberger, weiter einwärts hatten sie sich als Zuflucht einen festen Turm, Gebratsstein, erbaut. Dieser steht noch, von jenem sind kaum mehr einzelne Trümmer erkennbar.

Jenseits blickt der erzreiche Tirschentritt nieder und am Abhange die Kapelle am Sinisberg. Dort hängen an den Wänden welke Kränze mit allerlei Goldflitter, die Mädchen pilgern hinauf, um von der Mutter Gottes einen Mann zu erbitten; allenfallsige Aufträge von schönen Wienerinnen übernimmt wohl gegen die üblichen Stolgebühren der Pfarrer von Nassereit. Auch von einer Sage wußte Professor Nogal. Der Meßner liebte ein Mädchen von Tarrenz, dieses aber wollte ihn nicht, weil er rote Haare hatte. Wie er nun einmal traurig vor der Kapelle saß, sah er sie von weitem mit dem Rosenkranz in der Hand heraufsteigen. Er versteckte sich hinter dem Altar. Sie trat ein, kniete nieder und rief mit ausgespannten Armen: „Heilige Maria, gib mir an Mann, aber koan fuchseten.“ Da schrie der Meßner: „Ja, aber grad an fuchseten mußt hab'n!“ Das Mädchen sprang, erschreckt durch die rauhe Baßstimme der Madonna, eilig zur Tür hinaus, heiratete

aber den Meßner, den göttliche Fügung auf diese Art zum Bräutigam bestimmt hatte.

Wir bogen in das waldige Salvesental ein. Hier geistert es; man sieht einen bärtigen Förster im grünen Gewande. Als die Nachbargemeinden den abgebrannten Imstern Bauholz schenkten, verkaufte er es heimlich, polterte nach dem Tode im Hause und wurde endlich von einem Kapuziner in diese Felsenwüste verbannt. Auch in anderen Gegenden wurden wilde Kare und Tobel auf diese Weise bevölkert. Es ist jedoch nicht das heutige Geschlecht, welches diese Sagen dichtete, sie reichen gewiß in das graue Altertum zurück, das in den Waldmenschen die Schrecken des Gebirges verkörperte; später wandelte man sie nach den wechselnden Anschauungen um, wie ja auch die Kirche aus den Göttern Teufel machte. Die Selvaggi der Väter wurden zu Gespenstern der Enkel.

Neben einer Quelle machten wir Rast. An einem sonnigen Abhange leuchteten die Korallen der Eberesche, nur als Spätlinge fanden sich noch einzelne Alpenblumen, der Quendel und das Steinglöckchen mußten sie ersetzen; in das Dunkel der Föhren brachten die Herbstfarben der Blätter bunten Wechsel. Zur Rechten steigt die pralle Heiterwand, im Sonnenschein fast blendend weiß, in den weichen Himmel schneidet ihre lange, scharfe Kante, links erheben sich, sägeförmig gezackt, die Gräte eines bräunlichen Dolomites, breite Schutthalden, auf die fortwährend Gestein herabkollert, fließen im steilen Winkel herab. Zwischen diese so verschiedenen Gebirge legt sich eine Mulde, die sich gegen den Hochtennenpaß zu grünen Almmähdern ausweitet. Ihre Unterlage sind

weiche Mergel und Kalke; so ist das Bild der Landschaft nur der Ausdruck geologischer Verhältnisse, nach den verschiedenen Arten des Keupers, welche sie aufbauen.

Am Ursprunge des Baches, auf der Wasserscheide zwischen Inn und Lech, ragt ein Wetterkreuz. Unten im Tale besaßen die Imster ausgedehnte Almen. Diese hätten sie um geringes Geld verkauft und dafür das Eisengitter in der Johanniskirche machen lassen. Dann seien Engadiner eingewandert und hätten die Dörflein Boden und Bschlaps gegründet. Sei dem, wie ihm wolle, tatsächlich unterscheidet sich der Körperbau ihrer Bewohner sowohl von dem der Inn- als Lechtaler. Auch nach dem Charakter sind sie von den Nachbarn verschieden. Diese sagen ihnen allerlei nach, beim Klerus sind sie ebenfalls nicht beliebt, so daß die Geistlichen nicht gerne bleiben. Es soll da Freigeister geben, welche sich lieber selbst „stillen", anstatt frommen Zuspruch anzunehmen und etwas für die Kirche zu stiften. Um so besser seien sie bei den Advokaten angesehen; sie täten oft im Winter nach Imst wandern, um Prozesse zu führen. Wird wohl alles Verleumdung sein, denn aufgeklärte Leute sind ja bei den Gottseligen stets verschrien.

Wir wendeten uns zum Steinjöchel. An einer schattigen Stelle war der Schnee erst vor kurzem geschmolzen, daher blühten hier noch das Vergißmeinnicht, der blaue Enzian, gelber und weißer Steinbrech und andere Kräuter, so daß wir schöne Buschen pflücken konnten. Gegen Nord führte eine Steintreppe zu Almen. Weiter unten lagen am Wege zerfallene Schuppen, wo Gallmei aufgehäuft war. Es lohnte sich nimmer, ihn hinabzuführen. Der Bergsegen Tirols gehört unwiederbringlich

der Geschichte. Wohl findet man fast bei jedem Schürfversuche Erze, die vor dreihundert Jahren abbauwürdig gewesen wären; jetzt sind die Kosten für die Arbeit, die Ablieferung und das Holz zu groß, die Konkurrenz des unerschöpflichen Amerika drückt hier wie auch anderswo zu schwer, um nach Versuche anzuraten. Und in Oesterreich brauchen wir ja auch keine Edelmetalle, da leistet das Papier den gleichen Dienst. Die Leute lesen Chroniken, sie horchen den alten Knappen: unsere Alpen sind so stolz und prächtig, alle Spitzen glänzen im Sonnenschein, sollte der Trotz der Gnomen die Schätze für immer in den Abgrund versenkt haben? — Da suchen sie mich denn zu Innsbruck auf, ziehen geheimnisvoll allerlei Steinchen, Eisenkies, Glimmer, was flirrt und flimmert, aus der Tasche, ob nichts zu machen sei. Alles vergebens. Ich frage auch gar nicht mehr nach dem Fundorte, denn da meinen sie, „es könnt' doch was sein, und der Professor wolle dann heimlich hin, um ein Geschäft zu machen". Einmal schickte man mir aus Imst ein großes Stück Mergel und Bittersalzkristalle; ich sollte Eilpost nehmen und geschwind helfen, den Schatz zu heben. Ich schrieb zurück, man möge den Plunder in der Apotheke mit Sennesblättern sieden, das gebe ein sehr kräftiges Schießpulver.

Vor Anbruch der Dämmerung schritten wir über die Brücke von Ramlos, wie Odyß bei Eumäos angebellt und verfolgt von allen Kötern, die wohl kaum je einen Fremden gesehen hatten. Was soll der Tourist in diesen abgelegenen Winkeln, wo er vielleicht drei, vier Tage keinen Bissen Fleisch erhält; Jochferen von Fach dürften sich jedoch die Gräten und Spitzen, die man oft nur mit

Schwierigkeit und Gefahr erklimmt, sehr empfehlen, wenn auch kein Edelweiß dort blüht und Gemsen mit uns nicht Bruderschaft trinken, wie man vielleicht in Berlin glaubt. Um Seltenheiten bemüht man sich hier überhaupt vergebens, die Gesteinsarten sind dieselben wie in der Kette der Nordalpen und meine Fahrt hatte nur den Erfolg, daß ich nun auch diese Gegenden in der Sammlung der Universität mit Handstücken belegen kann.

Peterl, der Wirt, dengelte vor der Tür die Sense; nachdem er uns gemustert, nahm er langsam das Pfeiflein aus dem Munde und führte uns in die getäfelte Stube. Der Rote war sehr gut, bald dampften auch Nocken und eine Schüssel rasser Zigersuppe vor uns. Später taten uns einige Bauern die Ehre an, es wurde manches gefragt und über allerlei „gespachtet", auch über die Arlbergbahn — waren uns doch einige Neugierige begegnet, die über Joch stiegen, um die Festlichkeiten anzuschauen. Dann kam der nahe Winter daran, ob er etwa wieder streng werde, wie es der Pelz des Wiesels und die Röhren des Dachses verkünden; sie seien oft wochenlang eingeschneit, und auch der Hochwürdige müsse sich mit Schmalz, Eiern und Mehl begnügen. Das sei übrigens ein braver Herr, trinke jährlich höchstens hundert Liter Wein und verstehe sich sehr schlecht auf den Fang der Forellen, was sein Vorgänger viel besser gekonnt. Einkommen habe er auch nicht viel.

Es gehört in der Tat ein reges Pflichtgefühl dazu, um nach zwölfjährigem Studium in einem abgelegenen Bergdorfe auszuhalten, aber es sind Hunderte von tirolischen Priestern in der gleichen Lage, sie entbehren, trotzen jeder Anstrengung, tragen stundenweit und unter

der Gefahr, von Lawinen verschüttet zu werden, das letzte Abendmahl zu den Kranken und teilen mit dem Armen den kargen Bissen; aber sie murren nie, ja sind ruhig und heiter, denn sie glauben, daß sie im Dienste eines höheren Herrn wirken und dieser seine Hand schützend über sie halte. So habe ich manchen dieser Männer kennen gelernt und ich nehme vor ihm den Hut ab, wenn ich auch nicht überall seine Ueberzeugungen teile. Freilich gibt es auch solche, die man nicht Seelsorger, sondern Geldsorger nennt, Finanzkünstler, welche Dunajewski zu Beiräten wählen sollte: Geldsorger mit und ohne Kutte; wenn aber hie und da eine Krähe weiß anstatt schwarz ist, so darf man dafür nicht den ganzen Stand verächtlich machen.

Die Abendglocke schlug an, und nach den drei Absätzen zu Ehren Marias mahnte sie an die Verstorbenen. Alle beteten leise, dann tranken sie aus und gingen heim. Der Wirt war ledig, seine alte Schwester setzte sich nun zu mir; sie war — darf man es sagen? — ja, sie war die Hebamme des Dorfes. Solche Menschen brauche ich, um mich über Land und Leute zu unterrichten; was sie mir, da sie bald merkten, daß ich Arzt war, anvertraute, darf ich wieder nicht erzählen, wenn es auch weit unverfänglicher ist als Zolas „Nana“, bei der unsere deutschen Frauen so fleißig — Französisch lernen. Dann legten auch wir uns unter dem Dache dieser guten, friedlichen Menschen nieder und schliefen bis zum Morgengrauen. Nachdem wir auf den Kaffee einen Tupfer Engadiner gesetzt, ließen wir uns vom Peterl den Weg zeigen und schritten durch den schattigen Tann, von dessen Zweigen der Tau tropfte, rüstig talaus. Bald

gingen wir an dem Eingange eines Tales vorbei; im Hintergrunde stehen so viele Häuser, als im Dorfe Stanzach, weniger den Widum; es ist Falterschein, die Sommerfrische der Stanzacher, wo sie sich während der größten Sommerhitze mit Kind und Kegel aufhalten, um das köstliche Alpenheu zu mähen. Etwas Aehnliches sind in Montavon die berühmten Maiensäßen.

An der Grenze der Gemeinde steht eine zerfallende Nische, drinnen ein vergoldeter Christus aus Bronze; eine hochtönende Inschrift meldet, er sei zu Ehren eines Wohltäters der Gemeinde errichtet worden. Der Mann hatte ein „heiliges Grab" bezahlt und im Testament vierhundert Gulden bestimmt, für welche ihm dieses Denkmal errichtet werden sollte. Warum nicht? Schreibt doch mancher Schriftsteller die Reklame für das eigene Werk, der Verleger schickt sie aus und alles ist wohlgetan. Gelten doch auch die stolzen Monumente, mit denen das deutsche Volk seine „Größen" ehrt, oft weniger den Toten als den Lebenden, welche die Beiträge erbetteln und — erpressen. Man will ja auch auf der Liste sein! Man muß!

Zu Stanzach nahmen wir einen Morgenschoppen. Der Wein war gut, wir mußten ihn aber teuer zahlen. Warum nicht? Der Wirt hatte zwei Söhne in Wien und wollte gewiß zeigen, daß er Lebensart wisse, indem er uns höher einschätzte.

Dann gingen wir in die Kirche, ein heimischer Künstler, J. Kärle, der sich in München ausgebildet, hatte sie ausgemalt. Ein großer Freskenzyklus, welcher sich auf das Altarblatt: den Sieg des Erzengels Michael über die Hölle, bezog. Der Mann hatte Gedanken, un-

geniert waren aber ganze Figuren aus der Ludwigskirche entlehnt. So der Engel des Gerichtes, so Gott Vater in der Weltschöpfung. Um seine Manier zu charakterisieren, geben wir das Programm des zweiten Deckenbildes, dessen Anordnung auch an berühmte italienische Vorbilder erinnert. Der Papst sitzt auf dem Trone und erteilt als höchste die Priesterweihe. Darunter sind auf Wolken die Sakramente gereiht: so ist das Heil innerhalb der Kirche dargestellt. Se. Heiligkeit wirft aber auch die Feinde nieder. Da liegt Huß und erhebt vergebens die Bibel, neben ihm greint Luther, Gustav Adolf ist sehr unwirsch, der Türke ist überwunden, der weltgebietende Römer bereits tot. Ein zorniger Engel hat die Hinrichtung besorgt. Die Gestalten auf der linken Seite vermochte ich nicht zu deuten, vielleicht ist auch der Redakteur der „Neuen Freien Presse" darunter. Wenigstens hätte es sich geziemt, einen oder den andern Tiroler Liberalen der Verdammnis zu überliefern. Tirol hat auch noch einen andern Schüler von Cornelius, der jedenfalls höher steht als Kärle: Alois Plattner zu Innsbruck. Diese Meister kommen uns fast vor wie Fossilien, was haben sie bei uns noch zu suchen? Jahrhunderte liegen zwischen ihnen und uns, wie zwischen dem Ichthyosaurus und dem Dampfschiff.

Immer entschiedener ist der Bruch mit den bisherigen Weltanschauungen, welche auf Idealismus in dieser oder jener Form beruhten und über die sinnliche Erscheinung hinauswiesen. Die Sternennacht des Mittelalters ist versunken, die Morgenröte der Renaissance verbleicht, es weht schneidig kalte Luft und aus der grauen Dämmerung treten die scharfen Umrisse der Dinge wie

sie sind oder wir es meinen. Der Glaube verweht wie Weihrauchduft, die Naturwissenschaft fragt ihn keck: Kannst du mir mikroskopisch in diesem Weine Blutkügelchen, in diesem Brot Fleischfasern nachweisen? und kehrt ihm gleichgültig den Rücken, wenn er mit dem Finger nach oben deutet. Wir wollen auf dem unerschütterlichen Boden der Erkenntnis unsere sittliche Weltordnung gründen, vielleicht genügt auch die Kontinuität von Ursache und Wirkung.

Wie einst das kirchliche Dogma, hat auch bereits der Materialismus seine Pfaffen, welche dich zwar nicht verbrennen, aber das Brandmal der Dummheit und Lächerlichkeit auf deine Stirne drücken. Das Ding an sich veriert sie freilich so gut wie vordem die Theologen, das tut aber nichts, wir rechnen nur mit bekannten Größen und lassen das Inkommensurable, wenn wir es auch nicht leugnen können, vorläufig beiseite. Was soll uns ein Engel, welcher durch den Aether fliegt? Eine Clorinde, die ausreitet wie ein Dragoner und ähnliches mehr. Wir stehen fest auf dieser Erde, gebt uns den Menschen, wie er leibt und lebt, und wollt ihr uns innerst rühren, so gießt das Rosenwasser der Sentimentalität dazu. Selbst unsere Götter schaffen wir nach unserem Bilde, warum soll Wodan nicht mit seiner Alten keifen? Nur fehlt dabei das Unersetzlichste: die Naivetät. Wie herrlich weit haben wir es schon gebracht; sprach doch jüngst so ein Herr am Wirtstische zu Imst ganz gelassen das große Wort: „An Cornelius ist eigentlich doch nichts!“ — Nun ja, diese Menschen gleichen dem Geist, den sie begreifen, weil es aber jetzt keinen Geist mehr gibt, so gleichen sie — doch halt!

Wohin wird das führen? Der Geognost beschreibt nach einer kleinen Muschel fernste Epochen; ein Stück Basalt, das er vom Boden aufhebt, erzählt, daß auch hier glühende Ströme empordrangen, ein Kiesel mit einem Kritz berichtet von den Gletschern, welche sich fast bis zum Scheitel der Gebirge über das Land schoben. Das sind ungeheure Zeiträume, für die es keine Ziffer gibt: unsere Menschheit umspannt nur wenige Jahrtausende — läßt sich ihr aus all den Symptomen keine Prognose stellen? Ein Zerrbild zeichnen die Sozialisten, aber auch der Umriß eines Zerrbildes gibt Wahrheit, vor der bereits die oberen Zehntausend zittern.

Wir verzichten auf die Fortsetzung, wohl aber gestatte man uns, fünfhundert Jahre voraus zu denken. Bis dahin ist gewiß diese Erdkugel mit ihrem geringen Durchmesser und Umfang der Menschheit in ihren letzten Winkeln so bekannt, wie dem Taglöhner seine Hütte, daß es gar nichts mehr zu mappieren gibt, und auch der poetische Zauber der Ferne zerrinnt mehr und mehr vor unseren Kommunikations-Mitteln. Da möchten wir fragen: „Wird es dort noch Wälder geben oder nur forstmeisterlich geregelte Baumreihen? Noch Kinder oder nur junge Staatsbürger, an deren Wiege bereits der Schullehrer und die Polizei als Amme sitzt? Bricht dann vielleicht die Aera des Weltchinesentums an?" Noch weiter vorwärts, weiter! Da kommt dann die Zeit — wir erleben sie nicht, aber sie kommt — wo die letzte Blume welkt, der letzte Falter aus der Luft sinkt und ungehört das letzte Wort von menschlicher Lippe verhallt — dann wird Ruhe sein und auf der Oede

dieses kleinen Erdenrundes tront stumm, unbewegt und nur sich selber gleich die Ewigkeit.

Aber warum ist dann all diese Fülle des Lebens dagewesen?

Die brennenden Fragen des Tages verfolgen uns eben überall, selbst in der Kirche eins abgelegenen Dorfes drängen sie sich auf; durch ihre matten Fensterscheiben erblicken wir eine Perspektive von ungeahnter Weite.

Wir treten wieder aus der Kirche. Links von der Tür erinnert eine graue Marmortafel an den Doktor der Theologie Anton Kärle, der als Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Wien 1860 starb. Er war mit Grillparzer befreundet. Eine ganz gleiche befand sich auf der rechten Seite; ich hätte sie wohl nicht gelesen, aber ein Herz, von einem Schwert durchbohrt, machte mich aufmerksam. Da stand nun:

Chr. Andenken an die Jungfrau
Anna Maria Kärle
geb. zu Stanzach den 1. Jäner 1839
starb sie im jungfräulichen Feierkleide
am heiligen Frohnleichnamstage (26. Mai 1864)
nach Empfang der heiligen Absolution und Oehlung
in Folge einer tödtlichen Stichwunde, die Ihr
am Eingange der Kirche nach vollendeter Prozession
beigebracht wurde, zum tiefen Schmerz und Leid der
ganzen Gemeinde.
R. I. P.

Verwundert las ich die Zeilen noch einmal, denn ich hatte von dieser Geschichte nie gehört, noch gelesen. Da trat der Meßner zu mir und erzählte: „Habt Ihr das Holzbild der Unbefleckten rechts und des Schutzengels links vom Altar gesehen? — Am Fronleichnamsfeste trugen diesen die vier besten Bursche des Dorfes nach

der Prozession in die Kirche. Einer — dort steht sein Haus — kehrte rasch zurück und stellte sich an jene Ecke. Nun kamen die Jungfrauen; er sprang vor, zückte blitzschnell ein im Aermel verstecktes Messer und stieß es der Kärle, welche die hintere linke Stange des Ferkulum, wo sich das Gnadenbild Marias erhob, auf der Schulter hatte, in die Brust; gerade unter dem Schlüsselbeine, daß sie augenblicklich zusammenbrach — hier, wo ich stehe. Der Jungfrauenkranz fiel zu Boden, über das weiße Gewand floß der Blutstrom wie ein Brunnen. Der Pfarrer trug noch den Rauchmantel; er gab ihr auf dem Steinpflaster die Absolution, denn beichten konnte sie nicht mehr. Der Bursche rannte davon, wurde jedoch bald eingeholt und nach heftigem Sträuben gebunden. Ja, dort ging es in der Gemeinde zu, kein Auge blieb trocken, denn die Kärle war das schönste und beste Mädchen weit um. Das Begräbnis hättet Ihr sehen sollen, wie da gebetet wurde, und was für ein Zulauf war, als sie die Kameradinnen von den weinenden Eltern aus jenem weißen Hause forttrugen. Das war ein herrlicher Kranz, den man an ihr Kreuz hängte."

Er schwieg eine Weile, dann fuhr er fort: „Der Bursche hatte sie zum Weib begehrt, sie wollte aber nicht; man zeichnete ihm, wie es geschieht, wenn einer abschlüpft, die Geige an die Wand und er schrie, als er es sah, zornig: „Ich habe sie nicht 'kriegt, aber ein anderer soll sie auch nicht kriegen." — Man hat ihn dem Gerichte eingeliefert, in der Keuche ist er wahnsinnig 'worden; die Aerzte glauben, er sei schon zerrüttet gewesen, als er die schreckliche Tat vollbrachte. So ist es, genau so; es ist nicht gut, wenn der Herrgott die Hand von dir

läßt." — Ist das nicht eine Tragödie, wie sie kein Dichter besser schaffen könnte, daß man keinen Zug beizufügen brauchte? — Der Wirt bestätigte mir alle Umstände; sie habe, als sie niederstürzte, ausgerufen: „Jesus, er hat mir den Arm gebrochen!" Das erklärt sich anatomisch: das Messer durchschnitt den Nerv, welcher zur Achselhöhle abzweigt.

Den Gedanken, welche uns begleiteten, entsprach der Charakter der Landschaft. Die Straße schlich am Saume einer trostlosen Oede hin, das Tal war in seiner ganzen Breite von Kies und Geröll überschottert, welche der wilde Lech, den schon die Alten Wolf nannten, aus allen Tälern herbeigeschleppt. Hungrige Föhren, stacheliger Wachholder, dürres Riedgras besiedelten die breite Fläche, die weder dem Bauer noch dem Steuersäckel einen Ertrag liefert, und der Fluß wirft sich von rechts nach links, ohne daß ihn Dämme hindern. Trifft er einen Vorsprung, so vertieft er blaue Gumpen, wo sich früher die Forelle lustig tummelte; jetzt haben die Touristen dem Eisvogel und der Wasseramsel nichts übrig gelassen. Erinnere doch ich mich, daß man in meiner Jugend das Pfund mit dreißig Kreuzern bezahlte. An künstliche Nachzucht denkt niemand, so wird man auch in den Pfarrhäusern an den Fasttagen sich mit Schmarrn begnügen müssen. Das ist zu verschmerzen; es entschädigt der Holzreichtum, obwohl die drallen Fichtenmuseln nach allen Seiten in das Flachland verflößt werden.

Von den Lechtalern wüßte ich wenig zu sagen; Eigentümlichkeit in Tracht und Sitte muß man wohl weiter rückwärts suchen, wo das farbige Baumwollhemd aus der Fabrik noch nicht die selbstgesponnene Bauernlein-

wand verdrängt hat. Man kann daran den Fortschritt bemessen, wenn man es so nennen will.

Im Verhältnisse zu seiner Ausdehnung hat das Lechtal wenig Männer von Bedeutung hervorgebracht. Der Maler Joseph Koch ist allbekannt; der bescheidene Christian Schneller, welcher als Landes-Schulinspektor wirkt, genießt des wohlverdienten Rufes noch nicht, vielleicht deswegen, weil er noch lebt. Sein erzählendes Gedicht: „Am Alpsee", darf sich neben dem Besten sehen lassen, was die Gegenwart in dieser Gattung hervorbrachte, die Sagen und Märchen aus Welschtirol ergänzen in trefflicher Weise eine Lücke in unserer Literatur und sollten deutschen Kindern auf den Weihnachtstisch gelegt werden. Für die Deutung tirolischer Ortsnamen besitzt er gewiß das meiste und bestgesichtete Material und wird sich wohl nicht abhalten lassen, dasselbe zu verwerten, weil er nicht vom lächerlichen Dünkel besessen ist, daß außer den Fachgelehrten sich gleich ein ganzes Land dafür interessieren solle. Auch die Frau Steiner-Knittel wollen wir erwähnen; schwere Hindernisse versperrten ihr den Weg zur Kunst, jetzt ist sie eine geschätzte Blumenmalerin, deren Bildchen Touristen gern als Andenken in die Heimat mitnehmen. In der Jugend war sie ein gar keckes, übermütiges Dirndl; sie ließ sich an Stricken auf einen Adlerhorst hinabseilen und holte dort die Küchlein, welche allerdings über diesen Besuch etwas erstaunt gewesen sein dürften.

Zu Weißenbach verließen wir das Lechtal und stiegen auf einem Fußpfad neben einer tiefen Klamm, aus der oft kaum das Rauschen des Wildbaches empordrang, in das Gebirge des Rotlech. Hier sind noch herrliche Wäl-

der, deren Baumschlag das Sammeln der Spreu noch nicht verstümmelt hat. Bei Berwang treten die Berge auseinander, es hat sich eine weiche, breite Grundlage von Schieferletten dazwischen gebettet, runde niedrige Hügel mit grünen Wiesen dehnen sich aus und schaffen ein friedliches Bild, das kaum noch in den Rahmen des rauhen Hochgebirges paßt. Dort die kleinen weißen Häuschen, die so neugierig herabschauen, wie der Hintergrunde einer Idylle von Geßner. Aber der Mensch trägt seine Qual überall hin; Neid, Bosheit, Habsucht, Unfriede streuen auch hier ihre Saat, aus der Schmerz, Verbrechen und Reue emporwachsen, und so kann man sich von Wilderern und Schmugglern erzählen lassen, wenn die Leute, welche in Tirol das Herz nirgends auf der Zunge tragen, reden wollen. Bei meinen Ausflügen nehme ich nie einen Führer, ich verlasse mich auf meine Erfahrung, die mir auch dort, wo die Blätter der Generalstabskarte das Relief des Bodens und die Steige nicht genau wiedergeben, meistens durchhilft. Davon wollen wir absehen; sehr unangenehm ist die Art und Weise, wie sie nicht selten die Namen verhunzt. Man kann es jedoch entschuldigen. Die Offiziere, welche zur Mappierung verwendet werden, sind oft genug keine Deutschen, und wenn auch Deutsche, keine Etymologen, sie wissen nichts von der ursprünglichen Gestalt der Worte und die Dialekte der verschiedenen Täler sind fast eigene Sprachen. Manchmal meinen sie auch, diese korrigieren zu müssen, was mir gelegentlich auch die deutschen Herren Setzer antun. Sie verbessern das Wort Schrofen meistens in Schroffen, als ob Schrofen und schroff etwas miteinander zu tun hätten. Das mag

noch hingehen, aber bedenklicher war es, als mir einer, trotzdem, daß ich das Wort noch lateinisch beigeschrieben hatte, als echt deutscher Besserwisser den Speick in Speck verwandelte. Man sucht den Unfug jetzt allmählich abzustellen; große Hoffnung setzen wir auf die neue Auflage von Stefflers Statistik, welche demnächst die rühmlich bekannte Wagner'sche Buchhandlung herausgibt.

Am nächsten Morgen vergönnten wir uns den Stellwagen von Lermoos nach Imst. Abends bestiegen wir noch den Kalvarienberg; leider hat der Verschönerungsverein anstatt der pflichtgemäßen Betschemel eine Bank hingestellt, auf die wir uns niederließen, um noch einen letzten Blick auf die schöne Gegend zu werfen. Keine Schilderung der Kette des Waneck, des gewaltigen Tschirgant, deren Kronen in der sinkenden Sonne strahlten und noch spät in der Dämmerung noch einmal zu leuchten begannen, als hätten die Gnomen all das Edelmetall, welches Spitzhammer und Fäustel der Knappen nicht mehr erreicht, droben ausgelegt!

Der milde Abend lockte uns auch noch in den „Sonnen-Garten", wo uns der Wirt allerlei erzählte; das nächstemal soll auch sein anmutiges Schwesterlein erscheinen und mir sagen, wie die Imsterinnen mit diesem Feuilleton zufrieden sind.

Im Gaistal und an dem Fern

Wolkenzug und Barometer habe ich schwerlich jemals so fleißig beobachtet, als heuer im Spätsommer und Herbst; so oft ich aber nachsah, immer deuteten die Zeichen auf Regen, darum sollte ich mich mit der üblen Laune eines Dachses, der ohne Futter zur Grube fährt, in mein Zimmer zurückziehen. Endlich aber doch. Zwischen Martinswand und Roßkogel öffnete sich leuchtend das blaue Auge des Himmels und das gilt im ganzen Inntale als günstiges Wetterzeichen. Freilich waren die Tage bereits kurz, noch um 10 Uhr glänzte Laub und Gras von kaltem Tau und das Grün der Wälder begann sich in fahles Gelb zu verfärben. Ich bestieg aber dennoch einen Stellwagen, der mich knarrend und ächzend an der Martinswand vorbei ins Oberland entführte. Mit mir fuhren einige Schützen, sie rauchten einen Knaster, puh! das berühmte Lauskraut, eine Pflanze mit feisten Blättern, die der Oberinntaler als angestammten Tabak schmaucht. Mit einem Absud derselben vertreibt man das Ungezieser, jedenfalls benützt es Satan in der Hölle zum Fleischselchen und dahin gehört es auch.

Ich war froh, als ich den Eingang des Kochentales, einer Schlucht, die von Telfs nach Leutasch emporführt.

erblickte, dort stieg ich aus und der Westwind, welcher kalt durch das dürre Gras säuselte, hatte meine Kleider bald von dem widerlichen Geruch befreit.

Eigentlich sollte ich, ohne viel rechts und links zu schauen, vorwärts. Ein Geognost kann aber das Hämmern ebensowenig lassen als ein Fuhrmann das Schnalzen, und so war ich bald mit allerlei Schieferplatten, welche ein herrliches Pterophyllum enthielten, beladen und schalt mich, als es steil abwärts ging, selber, daß ich alle guten Vorsätze vergessen. Glücklicherweise erblickte ich ein altes Weiblein, welches die blauen Beeren des Wachholder von den Stauden klopfte, um sie einem Branntweinbrenner zu verkaufen.

Ich rief ihr zu, ob sie Geld verdienen wolle? Sie betrachtete mich erst mißtrauisch, kam jedoch bald herbei und fragte mich nach meinem Begehren. Ich legte ihr die Steine in den Korb, schrieb einige Zeilen mit dem Bedeuten, alles dem Postmeister in Telfs zu geben, der ihr als Taglohn drei Sechserln zahlen werde.

„Lacht er mich aber nicht aus, wenn ich ihm die Steine bringe?“ meinte sie besorgt.

„Gewiß nicht, geh' nur, es steht mein Name dabei.“

Sie maß mich noch einmal mit einem argwöhnischen Blick und entfernte sich kopfschüttelnd. Meine Schiefer fand ich jedoch bei der Rückkehr richtig im Posthause, wo man den Wechsel bezahlt hatte.

Die Abendröte trieb mich zur Eile, bald stand ich auf der weiten Hochebene, die, von Hügelwellen durchzogen, sich bis an die Grenze Bayerns dehnt. Durch die Dämmerung leuchteten bereits einzelne Lichter von Leutasch, der kalte Wind trieb die Leute von den Bän-

ken, wo sie behaglich plauderten, in die Stuben, nur die Hunde kümmerten sich bellend um den Fremdling, der einsam zwischen den Zäunen hinirrte.

Ich kehrte im Wirtshaus, gegenüber der Kirche, ein. Später kam ein Geistlicher, ein Bekannter, der mir Gesellschaft leisten wollte, unter solchen Umständen gewiß ein dankenswerter Dienst, mir um so lieber, da ich von ihm Aufschlüsse über Land und Leute in der Leutasch erhielt. So heißt nämlich diese abgelegene Gegend. Man erwarte keine Idylle. Früher mochte es romantischer sein, als noch von hier Schmuggler und Wilderer über die Grenze zogen und manche blutige Untat heimlich von Mund zu Mund ging. Die Leute erhielten durch diese Kämpfe keinen höheren Schwung, sie verwilderten nur, so daß man eher von Roheit als von Naturwüchsigkeit reden kann. Der Bauer beugt sich in der Regel nur vor zwei Größen: dem Geistlichen und dem Geldprotzen, denn der eine und der andere kann ihm nützen und schaden. So geht auch in Leutasch Hochmut und Unverstand nicht selten Hand in Hand. Die Leute sind durch Holzhandel und Ausfuhr von Kohlen zu Geld gekommen, dieses erzeugte den Luxus in der Kleidung, ein Mädel tut's dem andern mit prächtigen Seidentücheln zuvor und die Männer, die sich nicht immer den hl. Aloisius zum Muster nehmen, obwohl sie ihn als Muster der Keuschheit verehren, lassen sich es im Wirtshaus wohl schmecken. Da wurde gezecht, gejohlt, gestampft und gestritten bis spät in die Nacht.

Mich widerte diese Art ländlicher Gemütlichkeit an und ich ließ mich bald in mein Zimmer führen. Die Hand eines Bauernkünstlers hatte es mit Fresken ge-

schmückt, rechts die Erstürmung der Schanzen von Leutasch, links ein Mohr, der einem Christenfräulein den Hof machte. Diesem äußeren Schmuck entsprachen jedoch die Betten nicht, ach, muß in Leutasch die Seife teuer sein! Man schien den ganzen Sommer nicht die Wäsche gewechselt zu haben; wie viel angenehmer übernachtet's sich in einem Heustadel, wo einem höchstens eine harmlose Heuschrecke auf die Nase springt, als in einem solchen Neste, welches sich das Ungeziefer zum Tummelplatz erkoren. Hätte Dante so etwas erfahren, er würde seinen Ugolino nicht in den Hungerturm, sondern in ein solches Bett geschickt haben.

Aber auf Erden vergeht alles, so auch die Nacht.

Des Morgens trollte ich mich auf Nimmerwiedersehen zum Loche hinaus und wandte mich in das Gaistal.

In den roten Wölkchen senkte sich der Tag nieder auf die Fluren, wo der Herbst als König herrschte. Der Rabe schüttelte den Tau krächzend von der Schwinge, während Drosseln und Amseln die Frühkost pflückten und dem Gebüsch entlang nach Süden zogen, im bereiften Grase hob die Zeitlose den Kelch, den reichen Schmuck farbiger Alpenblumen ersetzten die roten Träubchen der Berberitze und der Vogelbeere, aus den gelben Tangeln der Lärche nickten die seidenen Früchtchen der Waldrebe. — Vergebens! Diese Pracht konnte das Aug' überraschen und fesseln, aber das Gemüt nicht täuschen, welches voll Wehmut das Nahen des Winters ahnt.

Bald hörte ich das Rauschen des Baches, der aus einer engen Klamm hervorbricht. Rechts und links treten die Felsen eines luckigen Konglomerats trotzig

hervor, auf dem Gipfel ragen Föhren, in den Wänden sind tiefe Höhlen ausgewaschen, welche die Frömmigkeit der Bauern als Nischen benützt, um allerlei Heiligenbilder hineinzustellen. Dort liegt eine hl. Magdalena und bereut süße Jugendsünden, nebenan hebt Christus die Hände, betend, daß der Kelch an ihm vorübergehen möge, dann lauscht Petrus, den unsere politischen Schwachmattici zum Patron erkiesen sollten, erschreckt vom Schrei des Hahns oder kniet der hl. Eustach vor dem wunderbaren Hirsch. So wird der traurige Eindruck, den die Oede hervorbringt, durch diese kindlichen Szenen gemildert; mir wenigstens gefällt die Sitte, solche Plätze auf diese Art zu beleben, sehr. Uebrigens haben diese religiösen Zeichen meist noch eine Nebenbedeutung, die sie nicht bloß dem Kulturhistoriker, sondern auch dem Geschichtsschreiber wert macht. Sie sind gewöhnlich historische Denkmale zur Erinnerung an irgend ein Ereignis; das Volk denkt dabei des Fingers, welcher Menschenschicksale oft so auffällig lenkt und stellt diese kunstlosen Kreuze, Bilder und Kapellen unter den Schutz einer Pietät, die es für Pfähle und Säulen ohne die Weihe der Religion nicht hätte.

So auch hier. Weiter einwärts hing an einer Kapelle eine hölzerne Tafel, auf welcher französische Soldaten einen Schützen niedermetzelten, indes andere über das Geschröf entflohen. Die Inschrift forderte zum Gebet für den Unglücklichen auf, welcher im November 1805, nachdem ein österreichischer Kamaschenheld kläglichen Schlages den Paß Leutasch verloren, hier dem Feind erlag. So wird dem Volke das Bewußtsein seiner Geschichte erhalten, freilich hat das Volk von

Tirol diese ruhmvolle Geschichte großenteils selbst gemacht.

Das Gaistal ist ein noch wenig besuchtes Hochtal von drei Stunden Länge, das einen leichten Verkehr zwischen Ehrwald, Telfs und Zirl vermittelt.

Ich schritt rüstig vorwärts, bei einer Wendung des Weges — hm! doch Touristen! Farbige Kleider schimmerten durch den Wald, von den Strohhüten flatterten blaue Seidenbänder. „Ah, grüß Gott, Herr Doktor!“ rief eine Dame von weitem „treffen wir da zusammen?“ Es waren Bekannte aus Innsbruck, die von der Sommerfrische, welche sie in Ehrwald verbummelt, an den häuslichen Herd zurückkehrten.

Nachdem wir das Woher und Wohin verhandelt und Grüße nach Ehrwald und Innsbruck ausgetauscht, schieden wir, erfreut über die Begegnung zu einer Zeit, wo das Gaistal längst von Hirten und Sennen verlassen war.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als ich die Pestkapelle erreichte, die durch Namen und Inschrift an ein trauriges Ereignis mahnt. Im sechzehnten Jahrhundert verheerte eine furchtbare Seuche das Loisachtal. Die Bauern gelobten eine Wallfahrt zu der berühmten Hostie von Seefeld. Den Priester voran klommen sie den Berg empor, wurden jedoch auf dem Platze, wo jetzt die Kapelle steht, von den Seefeldern und Leutaschern, welche die Ansteckung fürchteten, mit den Waffen zurückgejagt. Der Himmel begnügte sich aber mit dem guten Willen und die Pest erlosch. Diese Begebenheit ist nun durch ein Gemälde für die Nachwelt erhalten.

Uebrigens hat hier auch die Natur zur Erinnerung

an Katastrophen, die sich, ehe noch ein Senner auf der Alm jodelte, entwickelt, Zeichen hinterlassen: Denkmünzen der Schöpfung, wie Leopold von Buch so schön sagte. Da gucken allerlei versteinerte Terebrateln, Korallen, Muscheln und Schnecken aus dem Gestein, ich aber war dieses Mal klüger als gestern, oder vielmehr die hohe Scharte, die ich noch ersteigen sollte, gebot Vorsicht, so setzte ich mich in den Schatten der Kapelle und verzehrte mein Mittagsmahl: zwei hartgesottene Eier und eine Semmel. Neben mir tafelten allerlei Heuschrecken und schwirrten ein lustiges Liedlein, die armen Schelme ahnten wohl nichts von der Schneedecke, die sie bald für immer einhüllen sollte. Nun, der Mensch hat nicht viel vor ihnen voraus! Auch ein Schmetterling flatterte herum und schlürfte den Honig aus einer Zeitlose:

Und es ist Gift, was in dem Kelch,
Dem zarten, scheint so rötlich.
Die letzte Blum', die letzte Lieb'
Sind beide schön, doch tödlich!"

sang Hermann v. Gilm, den jetzt auch der Rasen deckt fern von den Bergen Tirols, wo er keine Almrose mehr pflücken sollte. Doch lassen wir das, uns leuchtet noch der Tag, auf dem Joch wollen wir nicht Schopenhauersche Philosophie treiben.

Die grüne Einsenkung, wo die Pestkapelle steht, schließt links ein Riegel aus weißem Kalk ab; hat man ihn überstiegen, so dehnt sich zwischen ihm und den kahlen Schrofen des Wanneck eine kleine Hochebene, in der Mitte von einem flachen Sumpf erfüllt. Hier tummeln sich im Sommer herrliche Rinder, jetzt hörte

man keine Glocke; das grelle Licht, welches sich über die absterbende Landschaft ergoß, machte dieselbe unheimlich. Der Wald nebenan zeigte, weil das Holz schwer wegzubringen ist, einen kräftigen Bestand, feucht und kühl wehte es aus den hohen Tannen, die Moospolster dazwischen, vollgesogen vom letzten Regenguß, übertrugen nur zu viel von dem Naß auf Schuhe und Kleider. Auf vermoderten Stöcken erhoben sich die Stäudchen der Heidelbeeren und boten die bereiften Früchte, zu spät! Wie hätten sie bei der Hitze des Sommers erquickt!

Ich mußte zwischen den Bäumen, die jede Aussicht hemmten, mit Mühe einen Pfad suchen, bis ich den Gaissteig erreichte, der über den Wänden, die gegen Ehrwald abstürzen, nach Seeben führt. Weiter rückwärts, am Eingang der weiten Schlucht, welche das Gebirge südwärts durchquert, entdeckte ich eine Almhütte, aus dem Schlot stieg kein Rauch, sie war rings von einem breiten Saum des ungenießbaren Ampfers und Kreuzkrautes eingefaßt.

Ich stieg in die Schlucht, zur Seite den Bach, der weiter unten in einem Wasserfall zerstäubt — plötzlich lag der Drachensee vor mir. Er ist fast kreisrund; dunkel, von keinem Lüftchen bewegt, blickte mich die Fläche an; ich stand überrascht, obwohl an Alpenszenen gewöhnt, hatte ich ein solches Bild nicht erwartet. Ringsum erhoben sich wildzerklüftete Felsen, ihre Steintrümmer hatten sie an den Bord des Wassers, welches keine Seelilie schmückte, geworfen, kaum, daß sich aus dem Schutt hie und da ein Stämmchen der Almrose erhob. Ich schaute zurück: Von der Almhütte

und dem Tale war nichts mehr zu sehen, der ungeheure Stock des Wettersteins schloß mit seinen kahlen Wänden jede Aussicht.

Erwarte nicht, daß aus der düstern Flut die Seejungfrau einer holden Sage steige und die langen Haarsträhne mit den letzten blauen Glocken oder den Blüten des Quendels schmücke, die Bauern erzählen nur von einem Drachen, der den langen, scheckigen Leib in ungeheure Bogen zwang und Schafe und Rinder raubte. Wenn im Sommer hier die Nebel brauen und den Blitz entsenden, daß er zischend ins Wasser fährt und mit tausendfachem Widerhall der Donner nachbrüllt, wenn im Winter die Lawine herabsaust und den Schnee auf die gefrorene Fläche wirft, dann glaubt der entsetzte Jäger, der hier Gemsen nachklomm, daß Geister hier verbannt seien, um bis zum Weltuntergang ihr Leid, ihren Fluch zornig auszutoben.

Wer nach einem Leben, reich an Frucht und Erfolg, sich in die Einsamkeit zurückziehen will, wähle das Traubenland an der Etsch, dort kann er ruhig hinausblicken über Felder und Weinberge, er kann sich freuen, wie alles sproßt und gedeiht und ein junges, nachwachsendes Geschlecht die Fülle des Lebens genießt. Wem jedoch jede Hoffnung zerbrach, wer seine Keime zerstört sah, ehe sie sich entfalteten, wessen Seele nur noch Trümmer und Asche birgt, der baue hier seine Hütte, wo die Gestalten der Natur mit seinem Innern in Einklang sind!

Ich schritt, in Gedanken verloren, am Gestade dahin, doch war ich nicht ganz einsam, hinter einem Büschel welken Farnkrautes flogen Schneehühner auf,

deren Gefieder schon einige weiße Flecken des Winterkleides zeigte. Sie mochten den Vogelbeerbaum besucht haben, der zerzaust und verbogen nebenan stand, seine Früchte waren noch herb und unreif, heuer wird ihn der Winter überfallen, ehe er sie noch zeitigen kann.

Jedermann kennt die schöne Schilderung des eingestürzten Höllenbogens, neben dessen Trümmern Dante und Virgil hinschritten. Aehnlich war der Pfad, der meiner wartete, wenn man hier noch von einem Pfad sprechen will, wo man bald an den Büscheln schneidigen Riedgrases emporklettern, bald mit dem Bergstock über Klüfte springen muß.

Der Abhang war nach einer Stunde erklommen, wieder ein schwarzer, runder See, wie der Einsturzkrater eines Vulkans, noch düsterer als der erste, denn er lag bereits über der Baumgrenze, in dem Schutt, den stets hängende Blöcke vermehren, hafteten nicht einmal mehr die Wurzeln einer Almrose.

Dennoch begann es aus der Wasserfläche zu leuchten und funkeln, es war der Widerschein des Abendrotes, das die nahen Felsen übergoß. Ein wunderbarer Anblick, hätte ich ihn nur mit voller Muße genießen können; ich hatte jedoch noch eine große Strecke bis zum Einschnitt der Scharte, durch die man in das Inntal niedersteigt. Die Spuren eines Pfades hörten an diesem See auf, wer sollte ihn über das sich stets erneuernde Geröll bahnen? Verirrte ich mich auch nur um eine Viertelstunde, so mußte ich auf dem Fleck übernachten und das gäbe vielleicht eine hübsche Skizze, voll Mondschein und Sternenglanz, angenehm wäre es jedoch nicht gewesen. Nicht, daß ich mich etwa vor den Spuk-

gestalten, welche die Legende dem Anachoreten der Wüste auf den Hals schickt, gefürchtet hätte; Naturforscher haben vor derlei Dingen weniger Respekt als Theologen. Meine Not war sehr greifbar oder eigentlich nicht greifbar: In meinem Sacke hätte selbst eine Maus kein Krümlein Brot entdeckt und der kühle Abendwind erinnerte mich, daß ich keinen Plaid trug.

Doch frisch gewagt ist halb gewonnen! Das Auge scharf auf den Boden geheftet, stieg ich langsam vorwärts: wo die Schuhnägel von Sennern und Jägern das Gestein geritzt hatten, mußte der Pfad sein. So war es auch.

Noch ein dritter kleiner See! Ich warf ihm nur einen flüchtigen Blick zu und stand endlich vor einer Schutthalde, über welche schräg ein Weglein führte, das ich von unten nicht bemerkt. Zur Eile trieb mich nicht nur die vorgerückte Zeit, sondern auch das Kollern der Steine, welche sich von den Wänden loslösten.

So war die Scharte noch vor Anbruch der Dämmerung erklettert, ich sah den Tschirgant und die wohlbekannte Gegend von Imst; nachdem ich froh Atem geschöpft, eilte ich in raschen Sätzen abwärts bis zur Holzgrenze. Eine Wasserrinne führte mich auf den Weg, der bequem durch den Wald führt; der Mond hatte die Gefälligkeit, das Dunkel zu erhellen und einige Eishörner des Oetztales zu versilbern, denen ich für das nächste Jahr einen freundlichen Gruß zusandte.

Ich habe die Tour allein gemacht und könnte daher zum Ergötzen des Lesers allerlei gruselige Abenteuer hineinflechten, ohne Furcht, nachträglich desavouiert zu werden. Ich will aber nicht aufschneiden, selbst nicht

für die Hoffnung, berühmt zu werden, dafür möge mir der Leser einen guten Appetit zu dem Braten wünschen, den ich nach überstandenem Dauerlauf über die Höhen von Holzleiten und Naßereit jetzt am Tische der trefflichen „Post" zerschneide und nach einem Fasten, das sich ein alter Einsiedler als Verdienst anrechnen würde, gemütlich zu einer Flasche „Roten" verzehre.

Ich war früher aus dem Bette als die Sonne, auf Wiesen und Zäunen glitzerte der Reif, durch den Schlehdorn huschten einige Meisen piepend und das wollige Gefieder vor Frost sträubend. Als ich am kahlen Wanneck vorüber war, erhob sich der waldige Bergkegel mit den Ruinen von Sigmundslust, umflossen von dem smaragdgrünen See, der die gelben Lärchen und roten Buchen spiegelte. Um die gebrochenen Zinnen spielte heller Morgenglanz, ein Rotkehlchen sang von dem luftigen Sitz ein Liedchen und nippte von dem geschmolzenen Reif. Einst mischte sich hier Becherklang in den Schall der Harfen, ja der lustige Sigmund hauste hier! Man nannte ihn den „Münzreichen", denn er besaß das damalige Potosi: die Minen von Schwaz; der Ertrag floß freilich in die Kassen der Fugger und Tänzel, denen er schon längst für Vorschüsse verpfändet war. Sigmund ließ sich jedoch davon nicht anfechten, hell tönte sein Hifthorn im Gebirg und war es nachmittags heiß, so angelte er im See. Er liebte Wein, Weiber und Gesang, insbesondere die Weiber; der Tiroler Landtag, welcher die Sprößlinge auszustatten hatte, beklagte sich bitter über ihre Zahl und daß sie sogar seidene Strümpfe trugen. War man damals naiv!!

Für einen Walter Scott böte Sigmund, der sich

übrigens tapfer mit den Ultramontanen herumschlug und sich den Teufel um den Kirchenbann scherte, den ihm Kardinal Cusanus auswirkte, herrlichen Stoff zu einem fünfbändigen Roman — mit allerlei Beziehungen auf die Gegenwart.

Zu beiden Seiten der Straße ragen die Trümmer der zerstörten Veste Fernstein, welche den Paß sperren sollte, empor und vermehren den Zauber historischer Erinnerung. Während vielleicht auf Sigmundslust die Geister büßender Magdalenen flattern, schreiten hier die Schatten der Schützen, welche gegen die Adler des großen Napoleon Stutzen und Morgenstern erhoben.

Denn unheimlich ist es hier, das sagen nicht bloß die Bauern, sondern auch die Fuhrleute, die sich abends im Wirtshaus für den Weg mit einer Maß belohnen.

Wir wollen uns mit einer weitläufigen Schilderung der herrlichen Tour nicht aufhalten, auch mit dem Gehalt der Erzstufen von Biberwier beschäftigte ich mich dieses Mal nicht, wohl aber blieb mein Auge an den kühnen Formen des Wetterstein und Sonnenstein hängen, majestätische Gebirge, welche bisher unsere Vedutenmaler nicht ausgespürt zu haben scheinen. Die weite moosige Ebene erfüllte einst ein großer See, da mag es noch schöner gewesen sein! Er ist mit der Loisach, welche sich durch den felsigen Querriegel ein Bette brach, längst abgeflossen.

Zugleich fiel mir der schlechte Stand des Waldes auf, dessen zerschundene Stämme einen traurigen Anblick gewährten. Man macht diese Beobachtung in Tirol nur zu oft, die Ursachen sind verschiedener Art. Es werden die Forste nicht selten in einer Art bewirt-

schaftet, als wäre das Holz unerschöpflich, und doch macht sich der Mangel bereits überall sehr fühlbar, denn man will, um eines kleinen Nutzens wegen, den man für große Nachteile erkauft, nicht aufhören, die so schädlichen Ziegen zu halten.

„Eine Maß Gaismilch," sagte mir der Wirt von Ehrwald, der die Verhältnisse kennt und verständig beurteilt, „kommt teurer, als die Maß des besten Weines mit Braten dazu!"

Eine andere Ursache ist das „Pecheln". Wo die Straße den Waldsaum verläßt, stehen zwei Bretterbuden, aus denen uns ein Qualm entgegendampft, als ob hier der Eingang zu Kochems Hölle wäre. Vor der Türe sind die Quadern ausgesottenen Peches aufgereiht, welches hier gewonnen wird.

Ich lasse wieder den erfahrenen Wirt zum grünen Baum in Ehrwald reden, dessen Haus wir allen Alpenwanderern empfehlen, und bei dem wir einkehren.

„Kinder, welche kaum der Schule entwachsen sind, werden mit Messern und Aexten in den Wald geschickt, wo sie, um einige Tropfen Harz zu erobern, die Rinde der Tannen zerstören und diese zu Grunde richten. Und dann die Sittlichkeit! Buben und Mädeln, die der Mannbarkeit entgegenreifen, sind halbe Tage lang allein im dunkeln Wald beisammen — da ließe sich manches erzählen.

„Wie viel besser wäre es, man benützte die herrlichen Wasserkräfte zur Anlage von Fabriken. Werden sie auch von manchen als Schulen des Lasters verschrien — so kann man doch hier die jungen Leute trennen und in verständiger Aufsicht halten, dabei verdienen sie etwas,

ohne das Waldvermögen der Gemeinde und des Landes zu schädigen."

Dreschen wir nicht weiter Stroh. Man muß diese Zustände auf das Tiefste bedauern, es ist aber jedes Wort verloren, solange die Verhältnisse sind, wie sie eben sind.

Ueber Nacht riß der Scirocco brausend den Bäumen die letzten roten Blätter ab, in der Frühe war der Himmel stark bewölkt, dessen ungeachtet trat ich die Reise an. Als ich hinter Biberwier den Marienberg hinanstieg, fielen einzelne Tropfen. Eine Stunde unter dem Joch brach heftiges Schneegestöber los.

Angenehmer Schluß meiner Tour!

Ich mußte durch Dick und Dünn, bis ich auf der andern Seite die Landstraße bei Obsteig erreichte.

Im Wirtshaus trocknete ich Haut und Kleider, ein mitleidiger Omnibus, den ich vor einigen Tagen verächtlich geschmäht, nahm mich auf und brachte mich in gemütlichem Trabe nach Innsbruck.

Ein Ausflug ins Oberland

Ich wollte einmal das obere Vinstgau besuchen, um auch hier Steine zu klopfen und Kräuter zu klauben.

Der Stellwagen brachte mich nach Nauders, wo ich beim Doktorwirt, der, wie dieser Name sagt, die Bauern nicht bloß mit Wein, sondern auch mit Medizin versorgt, einkehrte.

Abends am Tisch wurde mancherlei erzählt, besonders aus den Tagen des langen Winters. Da wird die Malserheide oft von unliebsamen Gästen besucht, welche das braune Fell noch angewachsen auf den Schultern tragen und ohne Accis zu zahlen Schafe und Kälber verzehren. Meister Petz erscheint in diesen Gegenden nicht selten, und man kann von seinen Lumpereien überall erzählen hören. Einst paßte ein Finanzler in einer waldigen Schlucht den Schmugglern auf. Es wurde Nacht, er hört ein Geräusch, durch die Stauden kam einer, der etwas trug, geduckt schlich er weiter, als habe er ein schlechtes Gewissen. Unser Finanzler lauert, der Schmuggler streicht an ihm vorbei, er packt ihn mit beiden Händen und schreit: „Hab ich dich, du Spitzbub.“ Nun folgt eine sehr dramatische Erkennungsszene; der Finanzler hatte einen Bären umarmt. Die Szene endete aber ebenso komisch wie die zwischen Papageno und dem Mohren, die beiden Gegner liefen erschrocken einer vor

dem andern davon, der eine rechts, der andere links; an dem Platz, wo das Rendezvous stattgefunden, blieb nichts zurück als ein blutender Schöps, den jener aus einem Stalle geholt.

Unserem Gespräche horchte Agnes, die freundliche Tochter des Wirtes, zu, hie und da wohl auch ein Wörtchen drein redend. Als sich der Vater entfernte, fragte ich sie, wie sie denn die langen Winter, wo Barrikaden von Schnee die Nachbarn absperren, zubringe?

„Die Haushaltung," erwiderte sie, „gibt immer zu schaffen, und stürmt es abends recht wild draußen, so hört man nichts lieber als das Schnurren des Spinnrades. Manchmal liest man auch ein Stündchen."

„Lesen! Und was denn?"

Ich erwartete, sie würde einen Ritterroman oder ein Volksbuch, wie die sieben Schwaben oder die Beatushöhle nennen, sie trat jedoch an einen Schrank und legte mir etliche Bändchen von der hildburghausischen Groschenbibliothek deutscher Klassiker vor.

„Und was gefällt Ihnen da am besten?" fragte ich einigermaßen überrascht.

„Schöne Sachen hat der Goethe und der Lessing, und der Voß und der Hölti, recht gern lese ich aber die Messiade von Klopstock, das ist rührend und erbaulich zugleich!"

Ich schwieg. Das arme Mädchen auf der Malserheide! Es liest noch Goethe, Hölti und Klopstock, ist es nicht um ein Jahrhundert in der Kultur zurück?

Das Klopfen an der Türe mahnte mich morgens zum Aufbruch. Ein Studentlein, das ich mir bestellt, harrte schon, und so ging es vorwärts durch die tauigen

Wiesen, über denen sich leichte Nebel kräuselten. Der Pitzlat stand noch im matten Grau, während vom Gipfel des Orteles bereits das goldene Licht auf die Gletscher niederrann. Ein angenehmer Pfad führte am Gehäng des Berges zu etlichen zerstreuten Weilern und dann mitten in ein blühendes Mahd, die Alpenkräuter, welche dasselbe schmückten, ließen auf eine Höhe von fast 6000 Fuß schließen. Auf einem grasigen Vorsprung erhob sich ein verfallenes Haus, das Dach und die Böden waren eingesunken, die Fenster ausgehoben. Ich vermutete zuerst, ein Brand habe es zerstört, es war aber weder Türe noch Gebälk verkohlt und ich erfuhr, der Besitzer habe das Haus verlassen, weil es drin so „geisterte", daß nachts niemand mehr eine Ruhe hatte. Nachdem er abgezogen, wurde das Haus nur noch von den Mähdern benutzt, wenn sie das Heu einheimsten. Einmal wurde einer durch Geräusch aufgeschreckt, er hörte stöhnen und ächzen, alsogleich weckte er seine Genossen, sie rafften die Kleider zusammen und entflohen aus der unheimlichen Stätte. Kaum waren sie vor der Türe, so begann es zu krachen und das Gewölb des Raumes, wo sie geschlafen, stürzte ein.

Das Studentlein erzählte mir noch allerlei Sagen, an denen die Gegend überreich ist — ein Schatz für den Erforscher deutscher Mythologie. Die Hauptrolle spielen Huldas, der holden, minnigen Göttin Genossinnen, die „saligen Fräulein". Diese Gestalten aus der Urzeit, welche das Gebiet der Zentralalpen beherrschen, verklärt der süßeste Zauber der Poesie, das Volk übertrug auf sie alle reizenden Züge. Mit Augen blau wie die Blüte des Flachses, mit Haaren blond wie frischgehechelter Flachs,

im weißen Gewande, wallen sie auf den Bergwiesen und segnen Pflanze und Kraut. Mit silbernen Rechen werfen sie das Heu zum Trocknen auseinander und noch lockt der Bauernbursch die „Rodnerin", indem er mit dem Wetzstein über den Rücken der Sense schleift und einen schrillen Ton hervorbringt. Das salige Fräulein erscheint nicht mehr, wohl aber oft ein Diendl von Fleisch und Blut, das dem Buben hilft und dann auf dem duftigen Mahde mit ihm kost. Jene milden Wesen schirmen die Gemsen und bewahren sie im „Gamshimmel" einer unzugänglichen Wiese vor dem Geschoß des Jägers, in der Kristallgrotte spinnen sie den Zwirn, den sie braven Mädchen zur Ausstattung schenken und der nie reißt. Sie bespritzen die Almkräuter mit Tau und spenden sie dem schönen Hirten, der sich bescheiden naht, ohne schlechten Wunsch im Herzen. So erhielt ein Senner einen Strauß Edelweiß; er steckte ihn auf den Hut und ging zur Kirche. Auf dem Weg schauten ihn alle Leute groß an, endlich rief ein Fuhrmann: „Aber Bua, du mußt es genug haben, daß du ein ganzes Bauerngut auf dem Hut trägst!" Erschrocken nahm der Senner den Hut ab und siehe da, ein Strauß von Silber mit funkelnden Talern nickte ihm entgegen. Sie schweben hin über den nächtlich düstern See von Graun wie leichte Möven, ihr helles Lied hallt wider vom waldigen Hang, der Fischer vergißt des Schlafes und begrüßt staunend die aufdämmernde Morgenröte im Kahn.

Und doch haben diese zarten, holden Wesen Feinde! Riesen verfolgen sie, zerreißen ihre Glieder und werfen die blutigen Fetzen brüllend durch die Luft. Sie finden an geweihter Stätte eine Zuflucht, daher hacken die

Holzhauer mit der Axt drei Kreuze in den Strunk der Bäume, damit sie rasten und sich erholen können. Auch sonst helfen gute Menschen diesen wohltätigen Frauen in jeder Weise. Einst jäteten Weiber am Eingang des Tauferer Tales Flachs, da stürmte ein Riese daher und fragte: „Händra niama gseacha fürra fahra mit a golda Waga, mit a söchsa köstabräunla Oechsla dra?" Zu deutsch: „Habt ihr niemand gesehen vorbeifahren mit einem goldenen Wagen und sechs kastanienbraunen Oechslein dran." Sie wußten gleich, was er wollte und suchten ihn aufzuhalten, indem sie ihm den Flachsbau erklärten: „Diese blauen Blümlein wachsen aus Linsen, und so stark du bist, kannst du nicht zehn übereinander legen." Er wiederholte seine Frage, sie aber fuhren fort: „Wenn die blauen Blümlein abgefallen sind, wachsen Knöpflein und man reißt den Flachs aus und bricht ihn." Er wurde immer ungeduldiger, sie aber begannen aufs neue: „Und wenn er gebrochen ist, hechelt man ihn und spinnt zarte Fäden und macht aus diesen auf dem Webstuhl Tuch und bleicht dieses, daß es weiß wird, wie der Flaum des Schnees." Nun riß er aus, konnte aber die saligen Fräulein nicht mehr erreichen, die sich schreiend in eine Kluft des Berges zogen. Ich kenne keine deutsche Sage, die deutlichere Beziehungen auf die alte herrliche Göttin Freya enthielte, als diese. Ueberhaupt ist in diesem Hochtale die Phantasie des Volkes ganz geschwängert von mythischem Stoffe, so manches deutet auf eine alte Kultusstätte. Das Studentlein zeigte mir durch die Zirben den Platz, wo noch vor wenigen Jahren bei Nauders ein uralter heiliger Baum stand, um welchen Geister schalteten. Der Besitzer des

Grundes achtete jedoch die heilige Weihe der Sage nicht und fällte ihn, um den mächtigen Stamm zu verkaufen. Im Volk herrscht nirgends eine große Pietät für die Denkmale der Vorzeit, das nüchternste Interesse drängt jede romantische Schwärmerei zurück, und so manches Zeichen der Vergangenheit ließe sich nur retten, wenn man irgend ein beliebiges Heiligenbild daran heftet. „Der Heilige schaut auf das Seine; dem darf man nichts nehmen, sonst fordert er's zehnfach ein!"

Ober den Häusern dehnten sich schöne Mähder, auf denen einzelne hochwüchsige Lärchen standen. Ihre Zweige schmückten die Büschel der goldgelben Fuchsflechte, zwischen welche sich die Strähne des langen braunen Baumbartes flochten. Der Boden war mit den seltensten Alpenkräutern überzogen, die, sonst eine Freude des Botanikers, hier der Sense fallen und dann, anstatt als Seltenheiten in den Bogen eines Herbars zu prangen, getrocknet in kleinen Städeln aufbewahrt werden, bis man sie, wenn der Schnee die Unebenheiten der rauhen Wege ausgleicht, zu Tal führt. Da war eine prächtige rote Distel, deren Köpfchen kaum aus der Erde lugte, eingefaßt von dunkelgrünen, sparrigen Blättern, wie das frische Gesicht eines Bauernmädels vom Kranze. Ruhig naschten Ziegen an den Kölbchen eines purpurnen Stendels, der sich bei näherer Betrachtung als eine lang vermißte Zwischenform zu erkennen gibt. Und erst die Kerfe, die sich auf dem Halm der Simse schaukelten oder, nichts Gutes ahnend, vor der spitzen Nadel des Entomologen zwischen die Steine schlüpften! Später sagte mir ein solcher, dem dabei vor Sehnsucht das Wasser im Mund zusammenlief, da seien Dinge dar-

unter, das Stück wenigstens einen Taler wert. Nun, da wäre es jedenfalls einträglicher, Grillen zu fangen und Mücken zu seigen, als in einer Kanzlei Staub zu schlucken und die Akten zu vermehren.

Uns bückend, wählend, prüfend und bei einem Blick auf noch Schöneres das Gesammelte wegwerfend, erreichten wir einen Hügel, von dem wir die Nauderer Mais, eine breite, waldige Höhe, überschauten. Aus dem Nadelholz lugten zwei kleine, dunkle Seen düster empor. An ihrem Gestade versuchte 1799 ein verlassenes Häuflein Schützen die Grenze Tirols gegen den Einbruch der Franzosen unter Lecourbe zu verteidigen. Leider vergebens! Dort fiel der wackere Kapuziner Pardöler, von einer Kugel durchbohrt, über den Leib eines sterbenden Schützen, dem er die geweihte Hostie als Wegzehrung reichte. Während hier eine Handvoll Helden von der feindlichen Uebermacht niedergeworfen wurde, stand in Nauders Graf Briey, ein wahres Kabinettsstück von einem Gamaschenhelden, ruhig mit etlichen Bataillonen Gewehr bei Fuß. In ihrer Bedrängnis schickten die Schützen den Jäger Federspiel um Hilfe, er sagte dem General, daß die Franzosen durch die Schlucht von Engadin empordrängen, da es jedoch gegen die alte Methode war, dort zu marschieren, wo keine Straße führte, so schüttelte jener ungläubig den Kopf. Der Jäger wiederholte dringend seinen Auftrag, dieses kam dem Herrn General ordonnanzwidrig vor und er drohte mit Stockprügeln. Federspiel, der dieses Trinkgeld nicht abwarten wollte, schlich traurig davon, bald aber machten die Franzosen dem Herrn Grafen eine sehr unhöfliche

Aufwartung und er mußte laufen, so schnell er konnte: Das ohnehin arme Nauders wurde geplündert.

So erstiegen wir allmählich die Terrasse, auf deren breitem Gestell von Glimmerschiefer sich die schneeweiße Kalkpyramide des Pitzlat erhob. In der Furche, die beide Steinarten trennte, schritten wir langsam vorwärts, bald neben kleinen Schneeflecken, von denen Bächlein in den Kies sickerten, hin. Hier konnte man auf einem Raum weniger Schritte die Blütenpracht des Hochsommers neben der des ersten Frühlings bewundern. Wo der Schnee schmolz, trieb das Riedgras grüne Spitzen, durchwoben von den purpurroten Sternen der Eisprimel, deren kurze Stielchen das Pflücken nicht gestatten, überragt von zarten Eisglöckchen und der Rispe des Marbelgrases, die sich dem Geflecht der Gletscherweiden entrangen. Zwischen Steinblöcken schimmerten die Rasen der unvergleichlichen Androsace, die Dolden von Gemskresse und Jochvergißmeinnicht streckten die Sträuße zu der düstern Blüte des scharfen Eisranunkels, zu den Rosetten des goldenen Potentills, zu den Körbchen eines morgenroten Kreuzkrautes. Wie von den würzigen Gestaden Indiens wehte uns jeder leise Windhauch Duft entgegen, doch der Leser kann das nicht riechen, kann das nicht schauen und so wollen wir ihn nicht ungeduldig machen. Wer sich so recht an der Fülle der alpinen Pflanzenwelt erfreuen will, besuche den Pitzlat, hier findet er vereinigt, was der Kalk und der Glimmerschiefer an Kräutern bietet: Gewächse, die oft durch viele Meilen getrennt sind. Und der Pitzlat ist so leicht zu erklimmen, vielleicht bietet sich auch Gelegenheit, einem Bären guten Morgen zu wünschen,

wenn er brummend sein harziges Lager zwischen den Zundern am westlichen Abhang verläßt.

Wir stehen auf der Kante des Joches mehr als achttausend Fuß über dem Meer. Dennoch blickt der Orteles stolz und majestätisch auf uns nieder, wie ein König die Vasallen überschaut er die Gletscher des Oetztales und Graubündens. Ohne uns auf eine Beschreibung des erhabenen Panoramas einzulassen, bemerken wir nur, daß sich der Pitzlat auch in dieser Beziehung auszeichnet. Ueber seinen Grat läuft die Grenze von Tirol und Engadin; schau hinunter in die Schweiz, aus den reichen Ortschaften lacht dir behäbiger Wohlstand entgegen, während bei uns Verarmung die Täler auszehrt. Doch wir wollen den traurigen Vergleich nicht weiter verfolgen, sonst ruft uns jemand die Worte Schillers entgegen:

Die Erde ist herrlich überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Vom Rückweg wüßte ich nichts Beachtenswertes zu erzählen; zu Graun stieg ich nach einem tüchtigen Essen in den Stellwagen, ohne mich weder um die drei Seen, noch um die öde Hochebene, deren Winterstürme manchen Reisenden verschütteten, weiter zu kümmern. Deswegen errichtete der fromme Ulrich Primele 1140 hier ein Hospiz mit eigenen Statuten in romanischer Sprache, welche den Meier verpflichteten, an jedem Abend bei Schneegestöber auszugehen und zu rufen: „Ist keiner da, der Hilfe braucht?" Jetzt ist die Stiftung des Mittelalters in ein Spital verwandelt.

Endlich leitet die Straße in weiten Bogen abwärts. Rechts an den Abhang lehnt sich ein großes weißes Ge-

bäude, das berühmte Kloster Mariaberg, welches 1090 Eberhard von Tarasp gründete. Sein Sohn Ulrich, ein tapferer Kreuzfahrer, zog die Kutte an und starb als Mönch. Das Kloster erfuhr mancherlei Schicksale, besonders schwer lastete der Druck seines eigenen Schirmvogtes Ulrich von Matsch, der es auf jede Weise beraubte. Als der Abt Klage erhob, stürmte er das Kloster, ließ ihn ergreifen und dann von einem Knecht enthaupten. Der Vater des Getöteten rief den Mörder vor ein Gottesgericht. Dieser entfloh 1304 nach Avignon, erheuchelte vom Papst eine Ablaßbulle, fügte sich jedoch den demütigenden Bedingungen derselben nicht. Er fiel vermutlich durch den Dolch der Veme und ward außerhalb des Kirchhofes verscharrt. Hier wäre Stoff zu einem Ritterroman, aber wer soll ihn schreiben? Ist doch das Geschlecht der Cramer, Spieß, Dellarosa, welche Nähmamsellen und Korporale mit Udo von Drudenstein, Kuno von Kyburg, Hasper a Spada ergötzten, längst schon in der Literaturgeschichte eingesargt!

Unsere Benediktiner unterhielten sich übrigens nicht bloß mit Tarockspielen, Essen und Trinken, einige weihten ihre Muße auch der Wissenschaft. Der biderbe Goswin verfaßte im 14. Jahrhundert eine Chronik, gegenwärtig zieren den Orden mehrere gelehrte Mitglieder. So Albert Jäger, der den Krieg von 1703 beschrieb, so der Orientalist Pius Zingerle, so der liebesbrünstige Anakreon des Ultramontanismus Beda Weber, so Cölestin Stampfer, dessen treffliches Werk über die Geschichte Vinstgaus volle Beachtung verdient; sein „Andreas Hofer“ sollte in keinem tirolischen Bauernhause fehlen, jetzt arbeitet er an einem Buch über den

alten Hippolytus Guarinoni; so Pirmin Rufinatscha, der sich mit Steub wegen Romanen und Etruskern herumstritt, daß sich die armen Seelen dieser ausgestorbenen Völker gewiß darüber im Fegfeuer noch freuen. Die Mönche des Klosters versehen das Gymnasium zu Meran mit Lehrern und rekrutieren sich aus den Schülern. Das Stift enthält außer einigen guten Bildern wenig Wertvolles; zur Erinnerung an die Kriegsstürme, welche am Schlusse des vorigen Jahrhunderts durch diese Täler brausten, wird noch der Degen des österreichischen Generals Loudon aufbewahrt. Dieser stand mit mehr als 6000 Mann und 9 Kanonen hinter den festen Schanzen von Taufers, ließ sich aber am 25. März 1799 in einer halben Stunde von 4000 Franzosen mit 2 Bergkanonen so gründlich klopfen, daß der größte Teil seiner Mannschaft gefangen und er selbst ins Kloster versprengt wurde, wo er die Uniform ablegte und in ein Bauerngewand schlüpfte, um zu entwischen. Im April machte General Bellegarde die Schlappe wieder gut, indem er Lecourbe nach dem tapfersten Widerstande aus dem Engadin über den Albula trieb.

In der Dämmerung nahm uns die Post zu Mals, einem Flecken aus der Römerzeit, mit der Ruine Fröhlichsburg auf. Mals ist der ansehnlichste Ort im obern Vinstgau, denn das Städtchen Glurns hat seinen lateinischen Namen Gloria vallis wohl nur zum Scherz erhalten, mit dem Vinstgau hat es jedoch eine eigentümliche Bewandtnis; frägst du zu Graun: wo fängt Vinstgau an? so erhältst du die Antwort: „Weiter unten!“ — Ebenso zu Mals, zu Schluderns, zu Laas. Frägst du zu Schlanders, dann sagt man dir: „Weiter oben!“ Man

scheint es im Land für keine große Ehre zu halten, ein Vinstgauer zu sein, und sagt dem Völklein gar manches nach. Es läuft der Spruch um: „Lügen wie ein Vinstgauer!“ Einst ging ein Vinstgauer beichten. Nachdem er das Bekenntnis abgelegt, forschte der Priester: „Hast du noch etwas auf dem Herzen?“ „Ja freilich, trau mir fast nit, es zu sagen!“ „Du mußt, sonst kommst du in die Hölle.“ „Ich bin ein Vinstgauer!“ flüsterte er halblaut. „Nu, nu!“ tröstete der Priester, „das ist zwar nicht gerade schön, aber keine Sünde.“

Diese und ähnliche Geschichtchen hat der boshafte Humor der Nachbarn erfunden, auch wird es schwerlich wahr sein, daß Andreas Hofer den Vinstgauern Feigheit vorgeworfen habe.

Der Wirtstisch war bei meinem Eintritt ziemlich besetzt. Da ich niemand kannte, verlegte ich mich zuerst auf schweigendes Beobachten. Zwei Herren unterhielten sich in sehr offener, naiver Weise über österreichische Zustände, die andern wechselten bedeutungsvolle Blicke. Endlich platzte einer heraus: „Sie müssen wohl Fremde sein, weil Sie in Oesterreich so frei über Oesterreich reden?“ Beide sahen sich verdutzt an, sie mochten sich erinnern, daß man sie gewarnt, der Zunge den Lauf zu lassen, und verstummten. Das Gespräch blieb eine Zeitlang sehr einsilbig, bis es auf minder verfängliche Gegenstände überglitt und der Wein das gegenseitige Mißtrauen tilgte. So wirkt selbst in der neuen Aera die Furcht vor den alten Polizeispitzeln nach, die jetzt wohl großenteils unbegründet ist.

Am nächsten Morgen wich ich bei Tartsch, wo der üppige Fleck eines Kornfeldes das Grab jener feindlichen

Soldaten, die neben einander fielen, bezeichnet, von der Poststraße ab und ging schräg über die kahlen Gehänge des Berges gegen das Tal von Matsch. Aus dem Schlot der Bauernhöfe stieg bläulicher Rauch, man rüstete das Frühstück, sein Geruch jedoch war nichts weniger als einladend. In Vinstgau gesellt sich nämlich zu den bekannten vier Tirolerelementen: Wurst, Knödel, Nocken und Plenten, ein fünftes, die Brennsuppe, eine magere Kost, die morgens, mittags und abends auf jedem Tische dampft. Eine Hand voll Mehl wird mit Schmalz und Salz braun geröstet, Wasser daran gegossen und schwarzes Brot hinein geschnitten und diese Speise genügt den sparsamen Leuten. Ein Blick auf die Talfläche, über der zahlreiche Schloßruinen emporragen, überzeugt uns, daß hier überhaupt andere Lebensbedingungen herrschen als nördlich von der Malserheide. Die Dörfer sind eng zusammengebaut, die steinernen Häuser erinnern an Italien, die pedantische Sauberkeit des Nordens weicht der malerischen Zerlumptheit des Südens. Das Brot, welches man dir zum Wein legt, ist in harten flachen Scheiben geformt, die du erst mit der Faust zerschlagen oder auf dem Knie brechen mußt, fremdartig gemahnt dich der welsche Typus der Gesichter, welche oft die Fieberluft der Etsch gelb färbt. Im obern Vinstgau ist das romanische Element, obgleich die Sprache der deutschen wich, viel unvermischter als im Passeyer und bei Meran, wo über den Jaufen Alemannen, Goten und Longobarden einströmten. Selbst die Berge erhalten ein anderes Gepräge; weit hinauf sind ihre Flanken geschunden, kahl, rissig und braun trauern sie an der Sonne. Die Wasseräderchen ihrer

Schluchten werden sorgfältig gesammelt und durch kostbare Leitungen den trockenen Feldern zugeführt, wo dann das Korn reiche Frucht gibt.

Ermüdend dehnte sich der Weg, Eidechslein glitten über den heißen Staub, aus den Fugen der Gesteine nickte hie und da die bunte Dolde eines Fettkrautes. Die Bauern heimsten die Ernte ein, dort sank der schwere Weizen dem Schnitt der scharfen blitzenden Sichel, hier wankten schwer beladene Wagen auf dem holprigen Pfade, mühsam zogen die Rinder, wie ein Chinese den Pfauenwedel beständig den Schwanz schwingend, um die Bremen abzuwehren. Nebenan ein brauner Bauer mit einem dichten Zweig, der als Gerte diente. Er wischt die Tropfen von der Stirn und grüßt freundlich, aber auch du trägst die Last des Tages, obwohl du 4000 Fuß Höhe erklommen hast.

Ich war froh, als sich endlich das Matschertal auftat und mich der kühle Wind von den Gletschern anwehte. Das Rauschen des Baches lenkte meinen Blick in die Tiefe, drunten in der wilden Schlucht streckte sich ein schmaler Berggrat gegen Süden, gekrönt von den zackigen Trümmern des einst berühmten Schlosses der Vögte von Matsch, eines wilden, trotzigen Geschlechtes, das vielfach in die Geschichte Tirols eingriff und endlich 1411 tatenlos erlosch. Auf den Ruinen halten noch feurige Reiter Turniere, das Volk meidet den Platz und versetzt mit gleichem Recht wie Dante die Seelen der mächtigen Ritter unter Teufel und Kobolde. An der kleinen Kapelle, die sich neben der Burg erhebt, sind zwei Hufeisen angenagelt, welche Satans Rosse in einer tollen Nacht verloren.

Tiefer im Tal erreichte ich eine herrliche Quelle neben einem großen Kreuz. Ich wusch mir Gesicht und Hände und trank gierig das frische Naß. Auf einer Bank sitzend, genoß ich behaglich der Ruhe, auf dem Pfad stieg ein armes Weib barfuß empor, gebeugt unter der Last eines schweren Weidenkorbes, neben ihr lief munter wie ein Reh ein Mädchen, halb Kind, halb Jungfrau mit prächtigen schwarzen Augen. Sie nahmen neben mir Platz. Nachdem die Alte den Korb niedergestellt und ein wenig verschnauft hatte, fragte sie mich, das blaue Tuch vom Korb hebend, ob ich ihr nicht einige Frühbirnen abkaufen wolle. Die Früchte winkten in saftiger Reife, ich erwiderte, sie möge mir um einige Kreuzer geben. Emsig zählte sie die Früchte heraus, ich reichte ihr einen Guldenzettel, weil ich kein Kleingeld bei mir trug. Sie schüttelte den Kopf: „Wo soll ich so viel Münze hernehmen, um zu wechseln? Ich habe keinen Pfennig im Sack!"

„Dann können wir keinen Handel machen!" entgegnete ich.

Sie wog die Birnen in der Hand, besann sich eine Weile und legte sie dann vor mich hin. „Eßt sie doch, es ist heut gar zu heiß, da braucht der Mensch eine Labung!"

„Ich kann ja nicht zahlen!" erwiderte ich und schob sie zurück.

„Eßt sie doch!" fuhr sie gutherzig fort, „unser Herr wird es ja ausgleichen."

Ich nahm eine Birne, sie wollte mir noch eine aufdringen.

„Ist ein Wirtshaus im Dorf?" fragte ich.

„Und noch dazu ein gutes beim Telser."

„Erwartet mich dort mit dem Korb, zum Wein wird Euer Obst besser schmecken als zum Wasser."

Ich half ihr den Korb aufladen, sie ging voraus. Bald folgte ich ihr. Bei diesem Anlaß kann ich dem Leser sagen, daß das Matschertal, obwohl der Sage nach eine der ältesten Ansiedlungen Tirols, nichts Interessantes bietet; die Aufzählung der seltenen Pflanzen, die hier auf jedem Mahd wachsen und der Steinarten, welche die Felsen zusammensetzen, schenkt mir gewiß jeder. Weil wir aber im frommen Tirol reisen, will ich wenigstens die Legende erwähnen, die sich an die Kirche knüpft. In diesem Tal hatten sich Briten, welche von einer Wallfahrt an die Gräber der Apostelfürsten zurückkehrten, niedergelassen, um ein nach den Begriffen des siebenten Jahrhunderts Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Ihnen wurde ein Knäblein Florinus geboren, aus dem frühzeitig unverkennbare Züge von Heiligkeit hervorleuchteten. So wuchs das Getreide im Kasten, aus dem er den Armen spendete, und wenn er mit dem Tischwein des Pfarrers die Kranken erquickte, wurde das frische Wasser, das er dafür brachte, köstlicher Wein. Als der Pfarrer gestorben war, nahm er auf Andringen der Gemeinde die Priesterweihe und tat zahlreiche Wunder. Seine Nachfolger haben nichts derartiges mehr vollbracht, entweder waren sie nicht so heilig wie er, oder die Gemeinde wurde gottloser.

Das Dorf klebt elend an der steilen Berglehne; in einer der holperigen Gassen entdeckte ich das Hotel Telser. Dies glich allerdings mehr einem Stadel, doch fand ich freundliche Leute, der Wein war gut und das

gebratene Huhn schmeckte auch nicht schlecht. Der Reisende erlangt überhaupt in Tirol leicht eine Unterkunft, die selbst im entlegensten Tal bescheidenen Ansprüchen genügt, da ist es weit besser, als selbst in reichen Orten, so übertrifft manche Gegend des hochmütigen Czechien an Sauerei und Unflat selbst die Phantasie eines Kloakenräumers. Auf der gepflasterten Flur traf ich auch das Obstweiblein, ich ließ wechseln und kaufte ihr jetzt mehr Birnen ab, als ich im Sinn hatte zu essen. Später erfuhr ich, sie sei eine arme Haut, welche sich von diesem kümmerlichen Handel nähre.

Als die Mittagsglut verkühlt war, ging ich noch eine Strecke talein. Mitten im Wald auf einem grünen Fleck zwischen duftigen Aglei und Nelken spielten zwei muntere Kinderchen, das eine kaum auf den Füßen, das andere kroch auf allen Vieren. Vergebens blickte ich nach einer Wärterin, nichts regte sich, nur eine schwarze Viper schlüpfte unweit davon zwischen die Steine. Ich zerschlug ihr mit dem Hammer den Kopf. Vor dem Walde traf ich Mähder. Ich fragte ein Weib mit der Sense, ob die Kinder ihr gehörten?

„Ja," erwiderte sie, „was ist's damit?"

„Ihr solltet sie doch nicht so allein lassen, es könnt' ihnen was geschehen, und Beißwürmer sind auch da."

„G'schieht nichts! für was wär' denn der Schutzengel, wenn er sie nit hüten tät?"

Da war freilich nichts mehr einzuwenden. Ich trat den Rückweg an, dieses Mal auf der linken Seite des Baches an den Felsenwänden neben der Wasserleitung. Einem Trunkenen oder Schwindligen möchte ich den Pfad nicht raten, oft kaum fußbreit schleicht er an Ab-

gründen und Felsen vorbei. In den grauen Schiefern schimmern Lagen eines schneeweißen körnigen Marmors; die Erze Tirols sind ausgebeutet, leider versäumt man es, die andern Mineralschätze zu erschließen. Am Ausgang der Schlucht dehnt sich eine kleine Hochebene, auf einem Vorsprung gegen das Tal erhebt sich das schöne Schloß Kurburg. Dahinter lugt der Orteler ins Tal. Die Landschaft eignet sich vortrefflich zu einer Vedute, wo der Künstler alles vorbereitet sieht und fast nichts zu ändern braucht, sie würde daher sehr oft gemalt und gezeichnet. Aus dieser Burg beherrschten die Vögte von Matsch das Tal, wie eine Leibeigene liegt zu ihren Füßen das Dorf Schluderns. Eine große Häusergruppe ist ausgebrannt, das Unglück trifft die Leute um so schwerer, da sie selten assekuriert sind.

Auf der Straße vor Laas, das auch aus einem furchtbaren Brande neu erstanden ist, überraschte mich das Dunkel. Die Gegend bietet eine berühmte Defensivstellung, sie wurde daher mit Preisgebung von Obervinstgau in Kriegsfällen gern von den kaiserlichen Generalen aufgesucht und befestigt. So von Bellegarde, der 1799 Loudon bei Taufers brüderlich in der Patsche ließ und deswegen noch vom Volk als Verräter bezeichnet wird. Auch 1859 sollte es geschehen, da taten aber die Bauern, welche sich an die französischen Greuel erinnerten, entschieden Einsprache und verlangten, daß das Wormserjoch verteidigt werde. Das geschah auch mit bestem Erfolg, der dieses Mal dem Landvolk Recht gab, obwohl theoretisch sehr viel für die Absicht des Generals sprach und der Feind wahrscheinlich vor Laas eine schwere Niederlage erlitten hätte.

gebratene Huhn schmeckte auch nicht schlecht. Der Reisende erlangt überhaupt in Tirol leicht eine Unterkunft, die selbst im entlegensten Tal bescheidenen Ansprüchen genügt, da ist es weit besser, als selbst in reichen Orten, so übertrifft manche Gegend des hochmütigen Czechien an Sauerei und Unflat selbst die Phantasie eines Kloakenräumers. Auf der gepflasterten Flur traf ich auch das Obstweiblein, ich ließ wechseln und kaufte ihr jetzt mehr Birnen ab, als ich im Sinn hatte zu essen. Später erfuhr ich, sie sei eine arme Haut, welche sich von diesem kümmerlichen Handel nähre.

Als die Mittagsglut verkühlt war, ging ich noch eine Strecke talein. Mitten im Wald auf einem grünen Fleck zwischen duftigen Aglei und Nelken spielten zwei muntere Kinderchen, das eine kaum auf den Füßen, das andere kroch auf allen Vieren. Vergebens blickte ich nach einer Wärterin, nichts regte sich, nur eine schwarze Viper schlüpfte unweit davon zwischen die Steine. Ich zerschlug ihr mit dem Hammer den Kopf. Vor dem Walde traf ich Mähder. Ich fragte ein Weib mit der Sense, ob die Kinder ihr gehörten?

„Ja," erwiderte sie, „was ist's damit?"

„Ihr solltet sie doch nicht so allein lassen, es könnt' ihnen was geschehen, und Beißwürmer sind auch da."

„G'schieht nichts! für was wär' denn der Schutzengel, wenn er sie nit hüten tät?"

Da war freilich nichts mehr einzuwenden. Ich trat den Rückweg an, dieses Mal auf der linken Seite des Baches an den Felsenwänden neben der Wasserleitung. Einem Trunkenen oder Schwindligen möchte ich den Pfad nicht raten, oft kaum fußbreit schleicht er an Ab-

gründen und Felsen vorbei. In den grauen Schiefern schimmern Lagen eines schneeweißen körnigen Marmors; die Erze Tirols sind ausgebeutet, leider versäumt man es, die andern Mineralschätze zu erschließen. Am Ausgang der Schlucht dehnt sich eine kleine Hochebene, auf einem Vorsprung gegen das Tal erhebt sich das schöne Schloß Kurburg. Dahinter lugt der Orteler ins Tal. Die Landschaft eignet sich vortrefflich zu einer Vedute, wo der Künstler alles vorbereitet sieht und fast nichts zu ändern braucht, sie würde daher sehr oft gemalt und gezeichnet. Aus dieser Burg beherrschten die Vögte von Matsch das Tal, wie eine Leibeigene liegt zu ihren Füßen das Dorf Schluderns. Eine große Häusergruppe ist ausgebrannt, das Unglück trifft die Leute um so schwerer, da sie selten assekuriert sind.

Auf der Straße vor Laas, das auch aus einem furchtbaren Brande neu erstanden ist, überraschte mich das Dunkel. Die Gegend bietet eine berühmte Defensivstellung, sie wurde daher mit Preisgebung von Obervinstgau in Kriegsfällen gern von den kaiserlichen Generalen aufgesucht und befestigt. So von Bellegarde, der 1799 Loudon bei Taufers brüderlich in der Patsche ließ und deswegen noch vom Volk als Verräter bezeichnet wird. Auch 1859 sollte es geschehen, da taten aber die Bauern, welche sich an die französischen Greuel erinnerten, entschieden Einsprache und verlangten, daß das Wormserjoch verteidigt werde. Das geschah auch mit bestem Erfolg, der dieses Mal dem Landvolk Recht gab, obwohl theoretisch sehr viel für die Absicht des Generals sprach und der Feind wahrscheinlich vor Laas eine schwere Niederlage erlitten hätte.

Auch bei Laas lenkte ich am nächsten Morgen von der Straße ab, um in das einsame Schlandernaun, eines der zahlreichen Quertäler der Zentralalpen, zu gehen, freilich mit wenig Erfolg. Weder landschaftliche Reize noch irgend ein Fund von Pflanzen oder Steinen entschädigte mich für die Anstrengung. Als ich die beiden düsteren Seen im Steingeröll des Joches erreicht, begann ihre Oberfläche sich unheimlich zu kräuseln, von den Felsen bröselten kleine Steinchen, bald sauste und brauste es, Nebel flogen über den Grat und ein Regenguß, untermischt mit Hagel, schlug mir ins Gesicht. Die Lage war sehr bedenklich, weil ich keinen Pfad kannte und nur auf mein Aug und die Generalstabskarte angewiesen, mich nicht leicht orientieren konnte. Schon wollte ich umkehren, da blies ein scharfer Wind, mir gegenüber löste sich ein riesiger Eisberg aus den Wolken, der Similaun, welchen unternehmende Wanderer von Fend aus nicht selten besteigen. Allmählich wurde es wieder hell, ich setzte mich nieder, um die Steine trocknen zu lassen. Die Bergmähder funkelten im Sonnenglanz, von einem Gletscher zum andern spannte sich ein Regenbogen, wie die Geister in Kaulbachs Hunnenschlacht schwebten aus allen Schluchten und Wäldern Nebelflocken, um in reinem Blau zu zerfließen. Nun eilte ich bergab ins Schnalsertal. Im Wirtshaus zu S. Marie ging es laut zu, Studenten aus aller Herren Länder, auch zwei von Oxford mit langen Storchbeinen hatten sich eingenistet, kehrten alles zu unterst, oberst, waren mit nichts zufrieden und erregten das Mißfallen der Leute, die gern jedem billigen Wunsch entsprachen. Sie lärmten tief in die Nacht.

Ich machte mich am nächsten Morgen zeitlich davon. Das Schnalsertal ist so oft beschrieben, daß ich mir jedes Wort ersparen kann; meine naturwissenschaftlichen Notizen interessieren schwerlich jemand. Doch auch in dieser einsamen Gegend, wo jeder Mensch den andern als Bruder begrüßen sollte, ohne nach seinem Taufschein zu fragen, hat Unduldsamkeit ihr Denkmal errichtet.

Auf der Friedhofsmauer zu Karthaus ragt eine weiße Marmortafel mit der Inschrift: „Denkstein an Kaspar Miller, der am 7. August 1839 geboren, am 28. September mit seinem Stutzen im frommen Sinne zum Glaubensschießen nach Lana zog, um der alten Tirolertreue für Gott, Kaiser und Vaterland Zeugnis zu geben und auf seinem Heimweg zu Marling durch Unvorsichtigkeit von einer Kugel getroffen im 22. Lebensjahre keinen unvorbereiteten, jedoch einen plötzlichen Tod fand.“ Das Glaubensschießen zu Lana wurde von einigen Ultramontanen zu Ehren der sogenannten Glaubenseinheit abgehalten.

Ueber den Gneisfelsen, welcher das in Trümmer sinkende Schloß Juvalt trägt, stieg ich hinab in die herrlichen Weingärten des Etschlandes nach Staben. Dort erwartete ich in der kühlen Wirtsstube bei einem Glase trefflichen weißen Weines den Stellwagen. Nach einer Weile kamen auch die Studenten an, welche die Nacht zu Schnals unsicher gemacht, ihre Hände und Kleider waren mit roten Flecken besudelt, so daß ich meinte, sie hätten tüchtig Schläge gekriegt; sie erzählten mir jedoch mit jubelndem Behagen, wie sie droben bei der Burg einen Maulbeerbaum abgeleert. Nun erst der gute Wein! da geriet die ganze Gesellschaft, Altengland voran

aus Rand und Band, es wurde gejohlt und gelärmt, daß der Wirt froh war, als der Stellwagen daherrasselte. Der hatte aber nicht Sitze genug, man wußte jedoch Rat, ein Teil der jungen Herren kletterte auf das Dach, natürlich jeder mit einer tüchtigen Flasche Wein.

So fuhren wir abends in Meran ein.

Nach Schwaz

Will mich der freundliche Leser auf einen Ausflug in das Unterland begleiten? Pfingsten ist vorüber und hat mit dem reichsten Schmuck von Laub und Blüte alle Höhen überkleidet, — auch die Trümmer alter Tage, wo wir hie und da ermüdet rasten wollen, um, ohne der schwülen Gegenwart zu gedenken, von der Vergangenheit zu reden. Der Morgen graut, schnell hat uns der Dampfwagen nach Hall gebracht, wir überschreiten die Innbrücke, an der sich 1809 Schützen und Franzosen den Todesgruß boten, und gehen am rechten Ufer des Flusses talab. Noch ist der Tau im Grase nicht trocken, die höchsten Bergspitzen lodern im Morgenrot, ein heller Blitz im Osten und tausend Funken zittern über die geschäftige Flut. Durch die Tannen schimmert die breite Front des Servitenklosters, welches, auf einem Vorsprung erbaut, die Brücke über den Inn beherrscht und als Stütze des rechten Flügels der Tiroler in den Schlachten von 1809 eine große Rolle spielte. Dort an der Ecke stand Speckbacher, aus dem Dunkel der Tannen krachten die wohlgezielten Schüsse seiner Schützen in die dichten Reihen des Feindes, bis ihnen das Blei ausging und fluchend sich schon mancher wandte, um einen Platz zu verlassen, wo er nur dem Gegner zur Scheibe dienen, aber nichts mehr nützen konnte. „I han

Kugeln!“ schrie jauchzend ein Bauernbüblein und trat zu Speckbacher mit den Worten: „Siehst, Vater, du hast mich nicht mitnehmen wollen, weil ich zu nichts gut sei, jetzt hab' ich die bayrischen Kugeln, die in den Boden schlugen, mit dem Messer ausgegraben und bring' dir ein ganzes Hütlein voll.“ Von nun an begleitete das Bürschlein den Vater überall und wurde im Gefecht vor Melleck gefangen dem König Max von Bayern vorgestellt. Dieser fragte ihn scherzweise: „Nun, was soll ich mit dir anfangen?“ „Du wirst mich halt umbringen lassen!“ war die Antwort. Der König lachte und übergab den Knaben einem Erziehungsinstitut, wo er zu einem wackeren Manne ausgebildet wurde.

Unter dem Kloster, hart an der Brücke, steht eine Kirche im geschmacklosen Stile des Roccoco erbaut. Ihr Stifter war Guarinonius, ein ausgezeichneter Arzt, der viele für die Kulturgeschichte wichtige Schriften hinterließ und, um sich in der Demut zu üben, den Maurern Mörtel und Steine beitrug. Als dem unter der schweren Last daher Keuchenden ein altes Weiblein begegnete, schenkte es ihm einen Groschen als Almosen, den er zeitlebens zum Andenken aufbewahrte. Treten wir in die Kirche. Links in der Mauer ist ein roher Felsblock eingelassen mit der Inschrift: „Stein des Gehorsams.“ Ein Priester trug einst das Altarsakrament zu einem Kranken. Da brach an einer Felswand ein Block nieder; als er in ungeheuren Sätzen drohend auf ihn losstürzte, erhob er segnend die Hostie und gebot, er solle im Namen des Schöpfers von Himmel und Erde einhalten. Der Stein blieb ruhig vor den Füßen des Priesters liegen. Wichtiger als diese Sage sind die

Fresken Knollers an der Decke. Knoller, ein Schüler Mengs, den er an Kraft der Phantasie und Tiefe der Empfindung übertraf, gehört zu den besten Meistern des vorigen Jahrhunderts; eine Zeitlang zurückgedrängt durch den Ruhm der neueren Künstler, von denen ihn kein Deutscher an vollendeter Technik und Reiz der Farbe erreicht, rückt er jetzt wieder allmählich zu der Höhe empor, die ihm gebührt, insbesondere erregen die Fresken zu Ettal allgemeine Bewunderung. Er war ein Virtuos des Pinsels und durfte sich daher zumuten, woran die wenigsten Künstler der Neuzeit auch nur denken können, wie dieses die Gemälde im Kirchlein hier zeigen, die er zur Verherrlichung des Kardinals Carolus Borromäus schuf.

Wir haben sie genug betrachtet und können jetzt den Fuß auf der Landstraße weiter setzen: Fuhrwerk und Reisende werden uns schwerlich in unseren Betrachtungen stören, denn das Dampfroß braust auf der anderen Seite des Inn vorbei. Hier hat fast aller Verkehr aufgehört; die Wirte, welche sonst in üppiger Behaglichkeit an der Türe stehend dem Peitschenknall der Fuhrleute horchten und, sich zu Magnaten der Gegend aufschwingend, großen Grundbesitz erwarben, zehren jetzt von dem Fette alter Herrlichkeit und schauen gähnend zum Fenster heraus. Zunächst nimmt uns das Dorf Volders auf, die Heimat des Tirolerhelden Reinisch, der 1797 in der Schlacht bei Spinges mit der Sense die Reihen der Franzosen brach und von elf Bajonettstichen durchbohrt, die Seinigen noch siegen sah. Südlich von Volders öffnet sich eine wilde Schlucht, deren linken Rand Schloß Vriberg krönt. Diese Burg ist gut er-

halten; im Erbfolgekrieg 1363, nach dem Ableben der Margaretha Maultasch, wurde sie von den Bayern belagert, welche jedoch nach mehreren erfolglosen Stürmen, wie ein halbverblaßtes Wandgemälde zeigt, abziehen mußten. Vriberg ist durch eine Quelle berühmt, welche an der Felsenwand hervorbricht und unter dem Namen Klaffenstein ein vortreffliches Wasser liefert, welches schon der bekannte Johannes Nasus, ein Gegner der Reformation, rühmt. Das Schloß ist noch in den Händen eines Adeligen; die meisten Burgen Tirols liegen entweder in Ruinen, nachdem sie Friedrich mit der leeren Tasche unter Beihilfe der tapfern Bauern zerstört, oder sind in den Besitz von Landleuten übergegangen, weil die früheren Eigentümer abgewirtschaftet. Es gab keinen hochmütigeren Adel als den von Tirol; diese Spaur, Wolkenstein, Rottenburg und Eppan hatten steife Nacken, bis ihr Trotz gebrochen wurde und sie den österreichischen Erzherzogen das Futter aus der Hand picken lernten. Oekonomisch wurde der Adel zu Grunde gerichtet, nachdem er Hofadel geworden; dies geschah vorzüglich unter der Statthalterin Elisabeth, der Schwester des großen Josef. Noch in meiner Jugend hörte ich von der „kropfeten Lisel“ erzählen, welche beim Volk und gar bei den Kindern sehr beliebt war. Als lebenslustige Dame riß sie die Kavaliere zum Aufwand hin, indem sie einen mit ihrem Besuch beehrte, bald da, bald dort einen; sie ergaben sich den Freuden der Jagd und des Landlebens auf den schön gelegenen Ansitzen im herrlichen Gebirge, und bei der Gastfreundschaft, welche damals im großartigsten Stile herrschte, wurden die edlen Herren bald ausgezehrt. Dafür ist

der Tiroler Bauer dort, wo er nicht in Armut verkrüppelt, wie im Oberlande, der stolzeste von allen; wesentlich tragen dazu seine geschichtlichen Erinnerungen bei, denn er weiß gar wohl, daß nur er die ruhmvolle Geschichte seiner Heimat geschaffen.

Von Volders nach Wattens ist es nicht sehr weit, Kolsaß, Weer und Pill sind ebenfalls bald erreicht; so verbindet die Straße wie ein Faden die Blumen eine Reihe schöner Dörfer, umbuscht von dem grünen Laub der Obstbäume, Volders, Wattens, Kolsaß, Weer, Pill! was sind das für Namen! Wir könnten sie noch durch eine ganze Reihe fremder Klänge vervollständigen. Diese Namen sind die letzten geschichtlichen Urkunden von der alten Bevölkerung. Nach ihrer Beschaffenheit lassen sie zwei Lagen unterscheiden, von denen die eine über die andere gegossen ward. Ein Teil dieser sonderbaren Namen läßt sich ungezwungen aus dem Romanischen erklären, wie denn zweifelsohne im früheren Mittelalter, hie und da sogar bis in die neuere Zeit, die Bewohner mancher Täler eine Art Welsch sprachen. Bald schob sich die Einwanderung der Baiwaren vor und diese gründeten den Hauptstraßen entlang ihre Ortschaften, während Gossensaß jenseits des Brenners vor dem römischen Sterzing, wo die Sesterzen für Rhätien geprägt wurden, an die Goten erinnert. Doch nicht alle Namen lassen sich aus dem Romanischen ableiten; es bleibt ein Niederschlag, welchen man den Rhätern zuschreiben wollte, was durch neuere Forschungen widerlegt wurde. Ob nun die Rhäter aus Tirol und Graubünden in das schöne Toscana zogen, oder von dort, durch Kriegsnöten zersprengt, den umgekehrten Weg

machten, wird wohl schwerlich die Leuchte historischer Kritik sobald aufhellen. Für uns ist es nicht ohne Interesse, zu hören, daß romanische Namen bis auf die höchsten Jöcher des Gebirges emporsteigen und sehr viele nutzreiche Alpen damit bezeichnet sind. Es ist das ein Beweis, daß schon in jener Urzeit Viehzucht und Landwirtschaft, den Bedingungen der Natur folgend, auf ähnliche Art betrieben wurden, wie jetzt. Vielleicht rühren von jenen untergegangenen Völkern, an die auch die Sage vom Riesen Thyrsus, der bei Wiltau erschlagen ward, erinnert, die Erzwaffen her, welche man an verschiedenen Orten, unter andern unweit Wattens, ausgrub. Das Museum zu Innsbruck bewahrt eine schöne Reihe derselben. Tirol zählt zu Deutsch-Oesterreich; es dürfte jedoch schwerlich ein Gebiet geben, wo die Bevölkerung so gemischt, so verschiedenartigen Ursprunges wäre, als hier. Etrusker, Römer aus dem bunten Gemenge der Legionen, vielleicht auch Hunnen, welche Veldidena zerstörten, Slaven, Longobarden, Goten, Alemannen, Baiwaren, wer kennt das Völkergesindel, um mit Ruge zu reden, welches sich in diesen Bergen umtummelte, diesen Bergen, durch deren Pässe Italien und Deutschland verknüpft werden! Darum gleicht auch der Bewohner des einen Tales nicht dem des andern, ja selbst im gleichen Dorfe trägt mancher Schädel unverkennbar den romanischen Typus, während aus dem blonden Haare des Nachbars ein treuherziges deutsches Gesicht schaut. Jenseits des Brenners wogt ja noch der Kampf zwischen Deutsch und Romanisch an einer oft verschobenen Sprachgrenze; drang jenes im Mittelalter siegreich gegen Süden vor, so vergilt das Welschtum nun

durch seine Eroberungen aufwärts der Etsch, wird aber jetzt wieder allmählich zurückgeworfen, weil die welschen Enklaven wie Gargazon sich der deutschen Schule fügen müssen. So wären wir also dennoch bei einer Tagesfrage angekommen; aber lassen wir sie ruhen, bis sie von einem neuen Barbarossa aus Norden entschieden wird. Durch herrliche Felder und fruchtbare Auen, denn das Unterinntal ist der gesegnetste Boden Tirols, erreichen wir wieder den raschen Inn; knapp an einem waldigen Vorsprunge steht das Kirchlein zum heiligen Kreuz. Als im Jahre 1703 die Bayern in Tirol einfielen, brannten sie die Brücke bei Zirl ab, und das Kreuz, welches sie schmückte, fiel in den Fluß. Er setzte es auf den Kies des Ufers ab, wo es fromme Männer fanden und die Kirche bauten. Nahe bei dieser Stelle fiel 1809 Graf Arko durch die Kugel eines lauernden Schützen, der Urenkel jenes Arko, den bei Zirl ein ähnliches Los getroffen. Man möchte fast fragen: Ist das Zufall oder Schicksal?

Nach einer Viertelstunde haben wir das altberühmte Schwaz erreicht. Gehen wir in dem Markte herum: dort erhebt sich die schöne gotische Kirche mit dem hohen Kupferdache, außen an der Mauer sind die Wappen der Knappen und reiche Erzstufen befestigt. Man erzählt, daß die Bergleute in ihrem Uebermute den ganzen Bau aus edlem Erze aufführen wollten, jedoch davon abstanden, als man ihnen begreiflich machte, es könnten ärmere Zeiten kommen, wo dann die Mauern abgebrochen würden. Indes mußte doch, um ihrem Stolze zu genügen, die Kirche durch Säulen in zwei Schiffe abgeteilt werden, deren eines ihnen ausschließlich zum

Gottesdienste eingeräumt ward. Es kam so weit, daß sie sogar die Schuhe mit silbernen Stiften beschlugen. Allerdings konnten sie ein Wörtlein mitreden, denn es waren in den blühendsten Zeiten bei 6000 Mann. Das fiel in die Tage der Reformation, der sie eifrig zugetan waren; selbst dem Landesfürsten trotzten sie in das Gesicht, indem sie zur Erzwingung ihrer Wünsche massenhaft gegen Innsbruck zogen. Der Klugheit und List Ferdinands gelang es, den Strom abzulenken und, als sich die Lage der Dinge etwas geändert, ihn mit Gewalt einzudämmen. Dadurch wurde ein großer Teil der Knappen versprengt, der Bergbau, einst die hohe Schule Europas für dieses Fach, begann zu sinken; bald überwog taubes Gestein das edle Erz, Not und Elend forderten ihren Zehnt von den sonst so hochmütigen Bergleuten, die Stollen zerbrachen, die Schachten ersäuften und die bayrische Regierung schlug endlich die Bergfesten heraus und ließ dann, weil Einstürze erfolgten, das ganze Werk auf. Nur wenige Arbeiter wurden beschäftigt, an den Schutthalden die letzten Reste des Erzes auszubutten, welche die Vorfahren, gewöhnt an größeren Ertrag, achtlos weggeworfen hatten. Gebrochen wurde ein Fahlerz, welches zu reichem Kupfergehalte etwa ein halb Prozent Silber liefert. Kristalle in der Form des Rhombendodekaeders kommen als sogenanntes Kraffelerz selten vor, meist ist das Fahlerz in Nestern und Trümmern neben Baryt, den man als weiße Farbe verwendete, dem dolomitischen Schwazerkalk derb eingesprengt, was jede Berechnung erschwert. Später wurde ein stockförmiges Lager von Eisenerz entdeckt, man beutet es jetzt aus und verschmilzt das Erz

zu Jenbach oder Kiefer in Bayern, wohin es in flachen Kähnen verflößt wird, doch ersetzt der Ertrag kaum den Verlust. Wer sich von dem Reichtum jenes Bergwerkes in seinen blühendsten Zeiten eine Vorstellung machen will, der bedenke, daß von 1523—1564 das Grubenrevier des Falkenstein 2 058 501 Mark Silber und beiläufig 1 000 000 Zentner Kupfer lieferte. Und solcher Reviere gab es mehrere. In wessen Sack floßen aber diese Schätze? Wie die Sage erzählt, wurde das Bergwerk von einem wilden Stier entdeckt, der, in der Wut einen Hirten verfolgend, mit den Hörnern den Boden aufriß und die Silberader bloßlegte, woraus man ersehen kann, daß die Ochsen schon damals in Oesterreich eine wichtige Rolle spielten. Die Herzoge von Tirol ließen schürfen, also gehörte das Bergwerk ihnen und blieb landesfürstlich: allein schon dort begegnen wir dem traurigen Bilde schlechter Finanzwirtschaft, und obwohl Sigmund, der Don Juan Tirols, den Beinamen „der Münzreiche“ führte, so hatte er doch stets leere Kassen, so daß er schließlich, um Früchte zu erhalten, den Baum umhauen und die Erzgruben von Schwaz verpfänden mußte. Wie jetzt die Bankiers den Staat ausbeuten, geschah es auch dort, nur für ungeheure Zinsen war Geld zu erlangen; der Eigentümer darbte, die Nutznießer, meistens Kapitalisten aus der Fremde, bereicherten sich unermeßlich, wurden schließlich für angebliche Verdienste geadelt und bauten herrliche Schlösser; — dort schaut Trazberg herüber, einer der schönsten Ueberreste im Renaissancestile. Einer dieser Rothschilde holte seine Braut, ein Fräulein von Pienzenau, mit 4000 Pferden aus Bayern auf seine Burg. Was ist ge-

blieben von all' dieser Herrlichkeit! Als nichts mehr zu holen war, verließen die Kapitalisten den ausgesogenen Boden und gingen in die Fremde, wo sie in den großen Städten ihre Heimat suchten; nur der Naturforscher findet hie und da noch in alten Sammlungen eine prachtvolle Erzstufe: Malachit, Tirolit, Kobaltblüte, Aragonit mit spießigen Kristallen oder eine Druse von Tetraedrit. Neuerdings wagt eine Gewerkschaft aus Mitteldeutschland wieder den alten Bau aufzunehmen; ob es trotz der zahlreichen Aktionäre gelingen wird, ihn wieder zur alten Blüte zu treiben, ist mehr als zweifelhaft, wenigstens kommen sie unter der geschickten Leitung des Beamten Herrn Ohnesorge auf die Betriebskosten. Schwaz selbst ist verarmt, landauf landab sendet es seine Proletarier als Bettler aus; die letzte Tiefe des Elends wurde erreicht im Jahre 1809. Nach dem Gefechte von Wörgl, welches General Chasteler verloren hatte, rückten die Kolonnen von Napoleons Bundesgenossen unaufhaltsam vor. In der Nähe von Schwaz versuchten Schützen und Soldaten noch einen letzten Widerstand; ein heftiger Kampf entspann sich, in welchem viele Bayern den sicheren Kugeln erlagen. Schwaz wurde genommen. Damit war aber die Hefe des Schmerzenbechers noch nicht geleert; am 16. Mai wurde Schwaz und das nahe Dorf Vomp auch noch angezündet. Man versuchte später die Schuld auf den Zufall zu schieben, allein vergeblich; denn es ist durch die einstimmigen Aussagen vieler und achtbarer Zeugen erwiesen, daß die Soldaten den Brand schürten. Abgeordnete, welche vor Wrede erschienen, um Schonung zu erflehen, wurden von ihm auf das Roheste angeschnauzt und es wird

schwerlich gelingen, das Andenken dieses Mannes zu reinigen. Wir wollen nicht die Asche von der Glut blasen; es sind jetzt andere Tage; Tiroler und Bayern, die sich so oft feindlich bekämpften, sind versöhnt, und beim nächsten Kriege wider die Feinde Deutschlands soll die grünweiße Schützenfahne neben dem Banner flattern, welches die weißblaue Raute schmückt. Wer sich übrigens in die Greuel jener Tage, wo Deutsche gegen Deutsche brudermörderisch wüteten, versenken will, der lese das Jahr 1809 von Rapp, wo alles aktenmäßig verzeichnet und nach zuverlässigen Urkunden geschildert ist. Rechtschaffene Bayern selbst gedenken jener Zeit voll bitteren Leides; als Schwaz zerstört wurde, lehnte ein Soldat an einem Pfeiler und rief mit Tränen im Auge: „Ewiger Gott, wenn Du gerecht bist, wie wirst Du diese Frevel strafen!“ König Ludwig, damals noch Kronprinz, schrieb an General Raglovich Briefe voll Entrüstung, die seinem edlen Herzen alle Ehre machten. Nach der Einäscherung von Schwaz erließ Wrede eine Proklamation, in der es unter anderem heißt: „Tiroler! Napoleon der Große, Kaiser der Franzosen und Wiederhersteller der heiligen Religion in Frankreich, hat auf Euch vor den Toren von Wien seinen letzten Blick der Gnade zu richten sich gewürdigt.“ Die tapferen Alpenbewohner antworteten auf diese Proklamation mit den — Siegen auf dem Berge Isel.

Werfen wir noch einen Blick auf die Spitalkirche am linken Ufer, welche der Architekt Quaglio als ein Muster gotischen Stiles bezeichnet; darüber hinaus liegt Kloster Viecht, in seiner Bauart an eine Kaserne gemahnend; wer aber denkt daran, wenn sein Aug' empor-

klimmt an den föhrenbewachsenen Abhängen des Vomper-
joches, bis er sich von der Spitze der steilen Kalkpyramide
aufschwingt in den blauen leuchtenden Himmel und von
da geblendet wieder zurückkehrt zu den grünen Fluren,
durch die der Inn hinschweift und raschen Laufes
das Schiff nach Osten trägt!

Der Abend ist nicht mehr fern. Benützen wir ihn
noch zu einem kleinen Ausflug. Es geht sanft bergan;
hinter einer Gruppe Linden schimmert das Klösterlein
der Franziskaner. Die Außenseite des Baues ist sehr
schlicht und einfach, in der Kirche jedoch prangt ein herr-
liches Bild von Flatz, die Madonna am Rosenkranzfeste
darstellend. Der Freund altdeutscher Kunst möge ja
nicht versäumen, in den Kreuzgang zu treten, in langer
Reihe schmücken ihn die Fresken angeblich von den Brü-
dern Rosenthaler, welche im sechzehnten Jahrhunderte
lebten. Die Künstler stellten hier Szenen aus dem Leben
Christi dar; die Farben sind freilich verblichen, manches
Bild ist von dem Pinsel eines ungeschickten Restaurateurs
übersudelt, allein noch immer erkennt man die Tüchtig-
keit der Zeichnung, die einfache Komposition, die Naive-
tät der Motive. Voll Humors ist die Szene, wie der
auferstandene Heiland die Altväter aus der Vorhölle
befreit. Die Hölle ist dargestellt als eine feste Burg,
auf den Zinnen lauern groteske Teufel mit der ganzen
Artillerie des Mittelalters; einer derselben, welcher
sieht, wie Christus durch das geborstene Tor schreitet,
wischt sich aus Schmerz dicke Tränen, groß wie Hasel-
nüsse, von den rußigen Wangen. Die Altväter jubeln,
und ein Chor Engel bläst auf Wolken, die wie Feder-
betten aussehen, die Siegesfanfare.

Kehren wir ins Freie zurück. Vorüber an elenden Hütten, aus denen die schmutzige Armut lugt, gelangen wir an den Fuß eines grünen Hügels; wir steigen sacht empor; nach einer Viertelstunde ist die Spitze erreicht, welche ein hoher Turm mit einer kleinen Kapelle nebenan krönt. An diesen Resten haftet nicht das Zwielicht mittelalterlicher Romantik, sie bieten weder dem Maler noch dem Archäologen irgend ein Interesse, allein es genügt, zu sagen, daß hier die Stammburg Georgs von Frundsberg sich erhob, jenes Führers der Lanzknechte, der die Reihen der Schweizer durchbrach und von ihnen den Beinamen „der Leutefresser" erhielt. Seine Familie war tirolischen Ursprunges; ohne ausgedehnten Besitz und großen Namen verkaufte sie 1467 die Burg an Sigmund von Oesterreich und wanderte nach Mindelheim in Schwaben, wo bald darauf der Held geboren wurde. Zum Andenken an ihn ließ Kaiser Franz den Turm, der schon zu verfallen drohte, wieder in baulichen Stand setzen; er hat außer der Erinnerung an Georg nichts Merkwürdiges. Naturbummler besuchen ihn jedoch nicht ungern, weil er eine schöne Uebersicht des Inntales gestattet; man mag sich wohl träumend von alten Tagen in das weiche Gras setzen, von alten Tagen, deren Ruhm ebenso verbleicht, wie die Rosen des Abends dort auf dem Sonnwendjoch. Dieses, als altdeutsche Opferstätte, wüßte allerdings viel von germanischer Urgeschichte, manches Jahrtausend vor Georg von Frundsberg, zu erzählen: doch das Sonnengold ist verblaßt, steigen wir von der Höhe nieder und überlassen es deutschen Sagenforschern, aus dem Munde der Senner die

spärlichen Trümmer unserer Götterlehre zu sammeln und mosaikartig neu zu verkitten.

Zu Schwaz gehört das Kellerjoch, an dessen Fuße der Markt liegt; es dürfte wohl kein Feiertag vergehen, wo nicht auf seinem Gipfel, der eine Höhe von mehr als 7000 Fuß erstrebt, ganze Gruppen von Bergsteigern versammelt wären, deren Zweck jedoch nicht immer die Bewunderung der Natur ist. Gar zu gerne halten hier Liebende ihr Stelldichein; der Berg ragt rechts in der Mitte zwischen Ziller- und Inntal, und da läßt sich's ein lustiger Bua nicht nehmen, oft weit her zu wandern, während das Dirndl in Schwaz nur ein paar Stunden zu klettern hat. Auf dem höchsten Gipfel steht eine Kapelle, der Himmelsmutter geweiht; dort beten dann die Pärchen, daß sich ihnen bald das Paradiesgärtlein der Ehe aufschließen möge, und gar mancher naive Spruch in dem auf dem Altare liegenden Buche zeigt, daß man nicht zu tauben Ohren gefleht. Ich war einmal an einem Marienfeste droben. Ringsum auf Steinblöcken saß die andächtige Gesellschaft; die Mädchen überreichten den Burschen Sträuße von Rosmarin und Nelken, diese zogen eine Flasche Likör oder Wein aus dem Sacke, auch Zuckergebäck fehlte nicht: — Herz, was willst du mehr? — Bei meinen Gebirgsfahrten durch vieljährige Erfahrung an die strengste Mäßigung gewohnt, zog ich eine Semmel aus der Tasche und fing ganz gemächlich an, sie zu verspeisen. Da erhob sich gar ein liebes Dirndl aus dem Unterland; sie wollte mir die Flasche reichen und bot mir dazu ein Stück Marzipan; letzteres lehnte ich ab, erstere nahm ich zu einem Schluck, um dem Pärchen Bescheid zu trinken. Sie zurückzuweisen

wäre eine Beleidigung gewesen. „Daß Ihr bald zusammenkommt!“ war mein Toast. „Ja, itz wird's bald!“ war die Antwort des Burschen. „In acht Tagen verkünd't uns der Pfarrer als Brautleute von der Kanzel. Gelt, Kathei,“ fuhr er, sich zum Mädchen wendend, fort, „vor drei Monaten waren wir auch da, dort ist's aber anders gewesen, dort haben wir vor Leid gerotzt und gewa'nt, itz ist bald Hochzeit, Juchhe!“

Ich überließ beide ihrem Glücke und betrachtete schweigend die wundervolle Aussicht: ringsum ein Kranz von Gletschern und Bergen, einer über dem andern, dazwischen Täler mit den friedlichen Wohnungen der Menschen; — doch wozu beschreiben wollen, was sich nicht beschreiben läßt? Bald war ich einsam, die kleine Kapelle hätte allenfalls für die Nacht genügen können und so entschloß ich mich, hier zu bleiben, um den Sonnenaufgang am nächsten Morgen zu erwarten. Es legten sich aber schwere Wolkenballen auf die Gletscher im Süden, ein fast sicheres Zeichen von einem künftigen Gewitter. Da wäre der Aufenthalt auf dem Gipfel sehr bedenklich geworden; die gefährliche Herrlichkeit eines Donnerwetters im Hochgebirge hatte ich bereits wider Willen mehrmals mitmachen müssen; ich ergriff daher ohne langes Besinnen den Bergstock und eilte auf dem schwindeligen Pfade an Felsabstürzen vorbei, in den Oechselgraben, der in das Zillertal leitet. An den ersten Alpenhütten war ich ohne Aufenthalt vorbeigelaufen, da begegnete mir ein Mann, hintennach ein Schwarm Kinder und zuletzt ein blasses Weib, den quäkenden Säugling in einem Tuche auf den Rücken gebunden. Sie bettelten mich an. Bei der nächsten Alm-

hütte fragte ich den Senner, was denn diese Karawane zu bedeuten gehabt? — „Ja, das sind Almbettler," antwortete er, „die um Schmalz und Käse bitten; da kommen jetzt viele, heiraten können und dürfen sie nicht, so schliessen sie eine wilde Ehe und strolchen herum." — Auch ein Nachtbild, noch dunkler als die Wolken, die über das Joch flogen und mich in wilder Hast talab jagten, bis ich in Schlitters bei den ersten Donnerschlägen in den sicheren Hafen des Wirtshauses einlief.

Ein Ausflug auf das Sonnenwendjoch

Wenn die Sommerferien zu Ende sind und die Schulglocke zum ersten Male wieder läutet, dann wird es auch wieder lebendig in dem alten Schulhause, das so lange öde und verlassen gestanden hat. Tüchtig von der Sonne verbrannt, kommen sie alle wieder zusammen, die lustigen Kameraden von fern und nah. In den Zwischenstunden gibt es nun viel zu erzählen von Reisen und Ausflügen, in der traulichen Dämmerstunde plaudert man von allerlei interessanten Erlebnissen und macht wohl gar schon Pläne für das nächste Jahr.

So will auch ich von einer Bergfahrt berichten, an die ich lieber zurückdenke, als daß ich sie noch einmal machen möchte. Bei diesem Anlaß stell' ich euch meinen Buben vor: er hat das dreizehnte Jahr noch nicht erreicht, seine Brust ist fest, er ist frisch und kräftig und sein Appetit ist groß — sehr groß! Kommt er von einem Joch herab, so läßt er den Braten schneller vom Teller verschwinden, als Faust die Geister mit einem Zauberspruch in den Abgrund bannte. Dieser Bursch muß mich nun auf den Wanderungen begleiten; es schadet ihm nichts, er wird dabei stark und wohlauf und lernt gar manches, was in keinem Buche steht.

Die Ferien brachten wir in der Pertisau am schönen

blauen Achensee zu. Uns gegenüber erhob sich der riesige Stock des Sonnenwendjoches, dessen höchste Spitze, das Rovan, nahezu 8000 Fuß erreicht. In der Frühdämmerung des 23. August legten wir die schwergenagelten Schuhe an, warfen die Blechbüchsen, in die wir neben Hammer und Meißel vorsorglich Brot, Wurst und eine Flasche Wein gesteckt, über die Schulter und ergriffen die Bergstöcke mit dem spitzigen Stachel aus Stahl. Das Fischermädchen führte uns im Kahne über das Wasser. Ringsum loderten die Gräte der Alpen im roten Morgenglanze, der allmählich zu lichtem Gold verblaßte, der Himmel war klar und wolkenlos — doch nein! im Norden zeigte sich kaum sichtbar ein feiner Streifen und ließ ahnen, daß der Abend anders sein werde als diese heilige Frühe, deren kühle und reine Luft wir atmeten.

Nachdem wir aus dem Kahn gestiegen, gingen wir eine Strecke auf der Landstraße vorwärts und schlugen uns dann links in den Wald. Die schönen Alpenblumen waren verblüht, nur das Glöckelkraut, eine Art Enzian mit herrlichen blauen Kelchen, erinnerte uns an den Frühherbst. Statt der Blüten schmückten allerlei Schwämme mit bunten, grellen Farben den Moosboden, wir fanden den Zimtpilz, der außen grau und filzig, im Innern violett, den Namen vom würzigen Geruch hat. Auch die Vögel taten sich zu Scharen zusammen; ein lustiges Volk Meisen fuhr pfeifend durch die Aeste der Tannen und schüttelte Tau auf uns; die einen zankten um ein Würmlein, die anderen balanzierten verkehrt an den Zweigen und pickten nach Schmetterlingseiern, wieder andere setzten sich auf die höchsten Gipfel und ließen

ihr helles tschahi tschahi! ertönen, bis der heisere Schrei eines Geiers das lose Gesindel nach allen Richtungen auseinander jagte. Wir stiegen neben dem Bache, der uns lustig entgegensprang, allmählich in die Höhe. Wände und Felsenköpfe, über die wir emporklommen, lenkten unsere Aufmerksamkeit häufig von der Pflanzendecke auf die Unterlage, welche sie nährte und trug. Wie über eine Treppe stiegen wir über die abgebrochenen Schichten eines grauen Kalkes, in sumpfigen Einsenkungen beobachteten wir schwarze Schiefer und gelbliche Mergel mit mancherlei versteinerten Muscheln und Schnecken; darüber ragten schroffe Felsen von splitterigem weißen, grauen und roten Marmor, ähnlich den Ställen und Türmen alter Ritterburgen, den First setzten rote Platten von Kalk und Feuerstein zusammen. Das war alles nicht eine Schöpfung des Zufalles, der bald diesen, bald jenen Stein von ungefähr hinwarf, wir konnten hier Schritt für Schritt einen architektonischen Aufbau bewundern, bei dem die ältesten Gesteine die Grundlage, die jüngsten den Gipfel bildeten; freilich verflossen ungezählte Jahrtausende, bis das Joch fertig in den Himmel ragte. Bei einem solchen Gebirg mag man sich wohl an die Entstehung eines Werkes menschlicher Hand erinnern. Die Steine, welche man für ein Haus bricht, die Ziegel, die man brennt, die Bäume, die man fällt, können zu verschiedenen Zeiten herbeigeführt werden; endlich kommt der Maurer, der Zimmermann, ihre Kräfte fügen die Massen übereinander und die Hand eines Gesellen steckt den Strauß auf den fertigen Giebel, so wie die Spitze des Joches die herrlichsten Alpenblumen zieren. Das Meer setzte und setzt noch in

seinen Tiefen Schicht für Schicht ab, bald kalkig, bald sandig, bald mergelig; allerlei oft mikroskopisch kleine Tierchen schaffen mit und bewirken durch geringe Kräfte Großes, wie die Korallenriffe beweisen; vulkanische Ausbrüche häufen Gesteine und Asche, die in den Abgrund sinkt. So schlug sich Schicht auf Schicht nieder, die Schichten erhärteten nach ihrem Stoffe zu verschiedenen Gesteinsarten, aber das Meer deckte sie. Da begannen die Gewalten der Unterwelt ihr Spiel und hoben den Grund des Meeres aus der Tiefe, so daß sich weite ebene Länder ausbreiteten; die Sonne begann im Wechsel der Jahreszeiten zu wirken und verhüllte den nackten Boden mit dem reichen Schmuck des Lebens. Land, Land! — Bei diesem Vorgang können uns die ungeheuren Flächen des russischen Gouvernements Perm zum Beispiel dienen, ihr Boden besteht aus uralten, fast unveränderten Gesteinen. Den weiten Horizont schmückt nur hier und da ein Baum, ein Wald, ein Gebäude. —

Nun beginnen die Kräfte des Abgrundes aufs neue ihre Tätigkeit. Sie zerbrechen den Boden in ungeheure Schollen, wie ein Knabe das Eis auf einem Teiche, reißen Klüfte durch weite Länder, durch die Klüfte pressen sich Massen des Erdinnern kuppenförmig empor, oder ein Rand der Kluft steigt in die Höhe, der andere sinkt schneller oder langsamer in die Tiefe. Auf diese Weise entstanden Berge und Bergketten; ihre Schichten liegen dann selten noch horizontal, bisweilen ist in großer Ausdehnung das Unterste zu oberst, das Oberste zu unterst gekehrt. So steigen manchmal kleine Berge und Inseln vor den Augen unseres Geschlechtes empor; langsam heben sich noch heut langgedehnte Küsten, so

z. B. in Schweden, oder ganze Kontinente versinken, wie Australien, welches allmählich der Ozean begräbt. Deswegen braucht man aber nicht davon zu laufen und alles im Stich zu lassen, dem Enkel der Urenkel tut längst kein Zahn mehr weh, wenn einst jener Vorgang wirklich bedeutende Fortschritte gemacht haben wird. Bei der Frage nach dem Alter eines Gebirges muß man daher zweierlei unterscheiden: die Zeit, wo die Schichten abgelagert wurden, welche es zusammensetzen, und jene, wo es seine Hebung erfuhr. Der niedrige Böhmerwald ist weit älter als die Alpen, welche mit ihren Schneehörnern den Himmel zu stürmen scheinen. Die Alpen sind vielleicht das jüngste Gebirge Europas, wenn auch die vielfach umgewandelten Gesteine, welche ihre Zentralstöcke zusammensetzen, größtenteils zu den ältesten der Erdrinde gehören.

Diese und ähnliche Dinge erklärte ich meinem Sohne, während wir durch den Wald stiegen und manchmal mit dem Hammer einen Stein anschlugen, um das Gesagte zu erläutern.

Wir traten aus den Tannen auf eine Bergwiese. Ein ungeheurer Steinblock, vielleicht zwei Klafter lang und leicht eine breit, zog unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er war stellenweise mit der Kruste einer schwefelgelben Flechte überzogen, die, ein Fremdling in den Kalkalpen, nur auf den kieseligen Felsen der Zentralalpen gedeiht. Wir untersuchten nun den Block. Er hatte nicht hier seine Heimat; fern im Oetztal oder Stubai mußte man den Berg suchen, von dem er sich losgerissen. Es war ein Wanderblock, wie man ihnen in den Nord- und Südalpen häufig begegnet. Wie mochte er sich her ver-

irrt haben? — Der gegenwärtigen Epoche des Erdenlebens ging die schreckliche Eiszeit voran, wo die Gletscher sich weit über Europa dehnten und alle Täler der Alpen erfüllten. Sie schliffen die Steine, über welche sie wegrutschten, ab, glätteten die Felsenwände und bezeichneten sie zum steten Andenken mit Schrammen, sie ließen, als sie schmolzen, die aus den höheren Alpen mitgeschleppten Felsblöcke wie Visitenkarten liegen. — Wenn sie noch einmal kämen? Da würden die Städte öde, das Ackerfeld zur Wüste; unsere Pflanzen und Tiere schwänden dahin vor dem starren Froste, um dem Eisbären, dem Schneefuchs, der Eidergans zu weichen, während sich allmählich wieder eine nordische Polarvegetation ansiedeln würde. Mitten durch die üppigen Weinberge des Etschlandes ziehen die breiten Spuren ehemaliger Gletscher und mahnen uns, daß auf dieser Erde nichts fest, nichts beständig, nichts gewiß ist; wie uns denn auch die Endursachen jener Gletscherzeit unbekannt sind. Nur das Göttliche ist ewig!

Auf den Erdboden, auf die Gebirge, welche die unterirdischen Gewalten in die Luft hoben, wirkt das Wasser, flüssig und als Eis, fortwährend umgestaltend. Es besorgt gleichsam die Rolle des Ziseleurs; es feilt und feilt und feilt, und die Ergebnisse seiner Tätigkeit sind in unberechenbaren Jahren viel größer als die, welche die Feuer des Abgrundes und die furchtbarsten Erdbeben hervorbringen. Noch immer glätten die Gletscher die scharfen Kanten der Felswände und schieben ungeheure Massen von Steintrümmern vorwärts; in den feinen Spalten der Gesteine gefriert das Wasser und zersprengt sie mit unwiderstehlicher Gewalt;

den Schutt führen die Lawinen und Bäche abwärts. Sieh, dort liegt der Achensee. Vom Fuße des hohen Seekar streckt sich ein großer Schuttkegel gegen Osten, jeder Frühling bringt neuen Zuwachs, zwar verhältnismäßig so wenig, daß man kaum eine Veränderung bemerkt, und doch genug, um endlich den See in zwei Becken zu trennen, ihn zuletzt mit Hilfe der schuttführenden Bächlein, die von allen Hängen niederrinnen, ganz auszufüllen.

Wir hatten nahezu die Holzgrenze erreicht. Zwischen den Bergen standen einzelne Zirbelkiefern, das Geschrei des braunen, weißgetupften Tannenhähers ließ uns schließen, daß die Nüßchen reif seien und richtig! die Eichkätzchen hatten auch Zapfen genug für mich und meinen Adolf herabgeworfen. Sie gleichen denen der Pinie, welche die Bacchanten auf ihre Thyrsusstäbe steckten; ihr kennt sie daher aus Abbildungen, wenn ihr sie nicht bereits an den Fenstern der Delikatessenhandlungen gesehen habt. Im Herbst sammeln sie die Senner und bringen sie auf den Markt. Man legt sie auf den heißen Herd, dann fallen die Nüßchen heraus, welche man am warmen Ofen aufknackt, um die süßen, öligen Kerne zu verspeisen. —

Wir setzten uns an eine Quelle, die aus der dunklen Falte des Felsens hervorsprudelte. Sie ergoß sich in ein flaches, seichtes Becken, das teilweise von Moosrasen überzogen war. Darüber flatterten im Wind die großen, schneeweißen Flocken eines Wollgrases, das von der Art in den Niederungen durch die Größe wesentlich verschieden ist. An den Rand der Quelle, die durch Klarheit und Frische des Wassers bekannt ist, hatten die

Senner für den einsamen Wanderer eine hölzerne Trinkschale gelegt. Wir lagerten uns auf den glatten Steintafeln und nahmen einen tüchtigen Imbiß. Noch war es ziemlich früh, kalt wehte die Alpenluft, daher brachen wir bald wieder auf. Der Weg war leidlich bequem, bis sich plötzlich ein Felsenriegel quer vorschob. Er war von den Gletschern der Urzeit abgerundet, die Wasser hatten tiefe Furchen gerissen und Höhlen wie Zisternen gebohrt. Man nennt das ein Karrenfeld; da mag der Hirt das Vieh gut im Auge behalten, und wer hier unvorsichtig ist, kann Arm und Bein brechen. Nur wenig Pflanzen siedeln sich hier an; wir kletterten an einer Zirbelkiefer vorbei, welche der Blitz niedergeschlagen hatte. Der Stumpf war hohl, ausgebrannt vom Feuer. Ueber diesem Querriegel traten wir in die Oede des eigentlichen Hochgebirges. Die Holzgrenze hatten wir bereits unter uns, rechts und links stiegen wie Kulissen graue Felsenwände auf mit einem Kranz von Zinnen und Spitzen; manche davon hat nie der Fuß eines Menschen berührt. Dazwischen dehnte sich bis zum Grat des Rovanjoches, dem Ziel unserer heutigen Tagfahrt, ein grünes Tälchen, stellenweise mit riesigen Steinblöcken übersät. Zwischen dem steifen Bürstengras und den blauen Glocken, über die ein roter Schmetterling flog, rankten sich einzelne Weidenkätzchen empor, an Gestalt der Blätter verschieden von denen des Tales, zusammengeschrumpft zu holzigen Kräutern, welche zum Schutz gegen Frost und Sturm auf der Erde hinkrochen und sich mit langen, zähen Wurzeln in den Rissen des Gesteins festkrallten. Wir gingen vorwärts bis zu einem Schneeflecke. Dort taten wir Schnee in den Lederbecher

und gossen Wein darauf, das gab ein Getränk, so angenehm, daß uns Mahomet im Paradiese darum beneiden konnte. — Ueberall tiefes Schweigen, nur hie und da von dem Gezirp einer Heuschrecke unterbrochen; ich meinte schon, die Senner seien mit dem Vieh bereits zu Tal gefahren. Da vernahmen wir fern ein Summen und Brummen und als wir um die Ecke bogen, weidete vor uns eine Herde von Rindern. Wohl dachte ich an eine Strophe des Heimatliedes, welches der früh verstorbene Adolf Purtscher gedichtet:

Süßer Schellenklang der Alben
Bimmelt leise an mein Ohr,
Reißt mich von dem Tal, dem falben,
Wild zum grünen Berg empor.

Ihr hört's lauter
Klingen, Brüder,
Schaut von trauter
Hütte nieder.

Doch wann tönt von Bergeshöh'
Wieder mir in duftiger Näh'
Schellenklang der Alben?

Ich wählte den Weg, der schräg am Gehänge emporzog, obwohl er sehr schwierig und gefährlich war, denn er führte uns an dem Vieh vorbei und Schafe, Ziegen, Rinder können, wenn sie an steilen Abstürzen weiden, große Gefahr bringen. Sie treten Steine los, die dann abwärts rollen und so ging schon mancher unvorsichtige Hirt zu Grunde.

Der Gipfel war erklommen. Nachdem wir etwas geruht, bezeichnete ich meinem Sohne all' die königlichen Häupter mit funkelnden Eiskronen, die sich aus den

Zentralalpen emporhoben, vor allen den Großglockner und Großvenediger, dann die zerrissenen Gräte der Kalkkette und fernhin die bayrische Ebene bis zur Donau. Doch wer kann eine Aussicht schildern! Diesen Horizont vermöchte kein Maler zu umspannen! Das Hochgebirg, das Meer und die Sterne weiten den Blick aus und wecken in uns das Gefühl des Unendlichen. Lange schauten wir staunend umher, fast geblendet von dem erhabenen Schauspiel, nur die Wolken, die in ungeheuren Bogen von den Alpen bis in die Ebene und von dieser wieder zu den Alpen reichten, machten mich etwas bedenklich — indes — ein Windstoß konnte sie zerstreuen. Mein Sohn kletterte einige Felsen auf und ab und pflückte einen schönen Strauß von Edelweiß; die schneeweißen Sterne auf schlanken Stielen locken schon von weitem, sie locken aber auch manchen ins Verderben. Das Edelweiß ist bereits ein Handelsartikel geworden, von rechts wegen sollte es niemand auf den Hut stecken, der es nicht selbst gepflückt. Noch gefährlicher ist die Jochraute, ein unansehnliches Kraut, welches mit dem gemeinen Wermut verwandt und ihm sehr ähnlich ist. Es sitzt auf den unzugänglichsten Höhen, nur die kühnsten Jäger wagen sich daran, oft muß man sich mit Stricken anbinden und in den Abgrund gleiten lassen, um schwebend eine Staude zu pflücken. Die Bauernbursche stecken am Tage Mariä Himmelfahrt einen Stock auf den Hut und wer den schönsten hat, der ist stolz, als trüg' er goldenes Geschmeide.

Nachdem wir vorläufig das Auge gesättigt, wollten wir uns auch an Speise und Trank erquicken. Wein hatten wir genug, die Wasserflaschen waren aber leer

bis zum Boden. Es sollte jedoch Hilfe kommen. Der Hirt unten hatte uns erblickt; weil diesen Leuten so selten Gelegenheit zum Verkehr mit Menschen geboten ist, sind sie sehr neugierig und mitteilsam. So ließ auch er sich nicht abhalten, zu uns herauf zu steigen. Langsam, langsam freilich, denn als er sich näherte, sahen wir, daß es ein Greis mit grauem Haar und Bart war. Ich zeigte ihm die Flaschen: Wenn er uns Wasser verschaffe, solle er mit uns Wein trinken. Schweigend legte er den Pfeifenstummel aus dem Munde, ergriff die Flaschen und stieg langsam hinten über das Geschröf. Bis er zurückkehrte, packte ich unsere Eßwaren aus und entkorkte die Weinflasche. Unser Tafeltuch war ein altes Zeitungsblatt. Auch für den greisen Hirten war gedeckt; mit Seelenvergnügen schlürfte er vom Weine — tropfenweise, hatte er doch den ganzen Sommer keinen gekostet! Schmalzwecken und saure Milch waren seine tägliche Kost, so genoß er Weißbrot und Fleisch als Delikatessen. Dann erzählte er uns von seinem Leben und Treiben. Mehr als drei Monate muß er die Rinder hüten und was meint ihr, was erhält er Lohn dafür? — Zwölf Gulden und einen Laib Käse, dazu darf er etliche Schafe für eigene Rechnung auftreiben. So genügsam sind diese Leute! Oft muß der Aelpler für sein Vieh das karge Futter vom Felsen rupfen und sein Leben dabei aufs Spiel setzen.

Unter dem Felsen, auf dem wir rasteten, lag der sagenberühmte Zireiner See, ein dunkelgrünes rundliches Becken, fast von einer halben Stunde Umfang. Ich fragte den Alten, ob er nichts von dem Drachen, der hier wohne, gehört habe. Er erzählte mir, man habe dereinst

auf den Rat weiser Männer einen siebenjährigen Stier gegen das Ungeheuer losgelassen, beide seien nach einem grimmigen Kampfe verschwungen.

Diese Mitteilung, sowie mancher Zug aus der Legende von Notburga bestätigten meine Ansicht, daß hier eine Opferstätte der deutschen Göttin Hertha gewesen sei. Auf unserem Felsentron loderten zur Zeit der Sonnenwende die Festfeuer. Woher mag wohl der sonderbare Name „Rovan" rühren? Ueberall in Tirol begegnen wir Bezeichnungen, die sich zwar aus der römischen und etruskischen Sprache, nicht aber aus der deutschen erklären lassen. So gibt es ein Vallung = vallis longa, ein Valzturn = vallis torrentum, und Rovan bedeutet nichts anderes als rovina = ruina, weil hier ein ungeheures Trümmerfeld sich ausbreitet. Irgend ein kleiner Lateiner unter euch tut mir wohl den Gefallen, seinen Schwestern jene Worte zu übersetzen. Die Urbewohner Tirols, deren Eigentum vielleicht die zahlreichen Bronzegeräte waren, die jetzt im Museum zu Innsbruck ausgestellt sind, darf man auf den gleichen Stamm mit den alten Latinern zurückführen, sie wurden teilweise in den wüsten Tagen der Völkerwanderung von deutschen Bajuwaren verdrängt, welche ihre Göttersagen an diese Felsen knüpften, bis sie die Legende des Mittelalters übernahm. Wie die geologischen Epochen haben auch die geschichtlichen auf diesen Alpen ihren Niederschlag zurückgelassen.

Ich erklärte das meinem Knaben; da fuhr plötzlich ein scharfer Wind über den See und das dürre Gras; ich blickte gegen Norden, eine schwarze Wolkenwand rückte am Horizont herauf, die Gentiane schloß den

Kelch, Kühe und Schafe wendeten sich talab; ich wußte, was das bedeute, faßte den Bergstock und machte mich nach kurzem Abschied auf die Beine. Bald erreichten wir den Felsenriegel. Da überraschte uns eine wunderbare Erscheinung. Der Südwind zieht gewöhnlich seine Wolkenstreifen und Fäden durch den Himmel so gerade wie mit einem Lineal. Zwei solche Streifen bildeten einen Stamm, einer dem andern an Breite und Länge vollkommen ähnlich, und diese Stämme setzten ein Andreaskreuz mit einer Raute in der Mitte zusammen. Kein Geometer hätte es besser zu zeichnen gewußt. Die Bauern im Tale haben sie wohl nicht beobachtet, sonst hätten sie gewiß allerlei Dinge daraus prophezeit. Ich erinnerte mich an das Kreuz Konstantins, von dem die altchristliche Legende erzählt. Wieder abwärts eilend, schauten wir manchmal zu der sonderbaren Wolkenbildung empor, die nicht weichen wollte. An der Holzgrenze verschnauften wir einen Augenblick; da stutzte mein Knabe: „Holla, Vater, hörst du nichts?" — Wohl hörte ich fernes Murren. Wir sprangen, ohne mehr zu reden, durch den Wald und durch die Tannen, so schnell wir konnten, abwärts. Das dumpfe Murren wurde allmählich zum mächtigen Rollen und beflügelte unseren Schritt; wo es möglich, machten wir am Bergstock weite Sprünge. Im Tal angelangt, überraschte uns die Dämmerung, der fahle Widerschein der Blitze erhellte den steinigen Pfad durch die Tannen. Auf der Landstraße schauten wir gen Himmel. Schmale, braunrote Wolken, unten hell gesäumt, hoben sich über das Joch. Droben im Gebirg sauste schon der Sturm. Ich hoffte, vor dem Ausbruch des Gewitters das jenseitige

Ufer des Sees zu erreichen. Schon war die Nacht herabgesunken, als wir in den Kahn stiegen. Die zwei Ruderer arbeiteten, daß die Stangen knarrten und der Gischt emporspritzte. Wir waren noch nicht weit vom Ufer, da begann es von Norden her eine Melodie zu pfeifen, die wir vom Gestade der Pertisau lieber gehört hätten als hier. Die Wellen schwollen; wie die Mähnen wilder Schimmel erglänzten ihre langen weißen Kämme im grellen Licht des Blitzes und dazwischen sanken die breiten schwarzen Täler ein. Da prasselte es unheimlich durch die Luft. Ich hieß Adolf den Plaid fest über den Kopf ziehen; kaum gesagt, schlug der schwere Hagel auf unseren Rücken. Auf einmal ein blendender Strahl und mit dem Strahl zugleich ein fürchterliches Knattern: Der Blitz war unweit von unserem Schifflein in den See gefahren. Das Mädchen, das mit seinem Bruder ruderte, schrie laut auf, die Ruder hingen einen Augenblick unbeweglich in der Luft, dann peitschten sie wieder mit verstärkter Kraft die Wellen. Der nächste Schlag konnte uns in den Abgrund versenken, die Bauernregel sagt ja:

„Zu Bartelmä
Fährt der Blitz in den See!"

Mit den Wolken entfernte sich aber die Gefahr und bald sahen wir durch das dichte Unwetter die Lichter in der Pertisau. Wir begrüßten sie freudig. Der Kahn stieß auf den Kies des Gestades; als wir ausgestiegen waren, konnte ich meinem Buben sagen: „Heute hast du etwas erlebt, was der Mühe wert ist, daß du es dir merkest und deinen Kameraden erzählest." Und so sei es

denn auch euch erzählt mit dem Wunsche, daß ihr bei eurer nächsten Ausfahrt in die Alpen zwar recht viel Schönes, aber kein solches Gewitter erleben möget.

Im Zillertal

„Ist's noch weit ins Zillertal?" fragt fast jeder Fremde, dem man auf einem Weg des Unterlandes begegnet, und er würde glauben, Tirol gar nicht gesehen zu haben, hätte er Zell nicht besucht oder zu Mayrhofen blaugesottene Forellen gespeist. Der vordere Teil des Tales ist wenig malerisch, der Talboden sumpfig, die Bäume sind durch das Abhauen der Aeste, die man als Streu benutzt, verstümmelt und über den Wäldern erheben sich langgedehnte Grate, einförmig, ohne Schwung, nirgends von jenen scharfen Felszacken, die einer Gegend den Reiz romantischer Wildheit verleihen, durchbrochen. An landschaftlicher Schönheit, so sehr der Flachländer entzückt sein mag, wird das vordere Zillertal vom Stubai, Gschitz oder der nächstbesten Tirolergegend weit übertroffen, erst die hinteren Seitentäler entwickeln große alpine Reize. Was ist nun der Magnet, welcher die Touristen verlockt und ihr klingendes Silber in die Taschen der Wirte auch dieses Teils von Tirol leitet?

Wir könnten da verschiedenes anführen; zuerst Unkenntnis des Landes und jene Gutmütigkeit, welche überall Ursprünglichkeit sucht und die Pfiffigkeit nicht merkt, mit der sie von koketter Naivetät ausgebeutet

wird. Ist es doch dahin gekommen, daß man die wandernden Zillertaler, welche Handschuhe, zu denen übrigens nicht die großenteils ausgerotteten Gemsen, sondern sehr gewöhnliche Ziegen das Leder lieferten, oder Mineralien verkaufen, für den Typus des Tirolers hält und in den gekünstelten Liedern der sogenannten Natursänger das freudige Jauchzen des Senners auf dem Joche zu hören wähnt. Der Tiroler Bauer ist das gerade Gegenteil jener „Künstler" mit der gefransten Lodenjoppe und dem Spielhahnstoß auf dem Hütlein; ernst, verschlossen, wortkarg und scharf beobachtend, nicht um zu prellen, sondern aus Mißtrauen gegen jeden „Frack", von dem er für sich nichts Gutes erwartet, hat er das Jodeln längst schon verlernt und denkt mit Unmut an die Quartalzeit, wo er für sein verschuldetes Gut zinsen muß oder Gemeindewustung und Steuern zahlen soll; er zählt mit Kummer die Banknoten, für welche er mit schwerem Verlust bayrisches Korn ins Haus schaffen soll. Im Zillertal läßt man den Fremden freilich für sein Geld sehen, was er gern sieht und hören, was er gern hört; indes wollen wir den Leuten nicht zu nahe treten, es herrscht in ihnen eine unverwüstliche Gutherzigkeit und weiter ab von der Straße auf den kleinen Gütern an den Berglehnen, wo sich der Touristenschwarm nicht hin verläuft, trifft man recht brave Männer, denen die Seele rein und unverdorben aus dem Auge schaut.

„Im Zillertal aus und ein sein sakrische Leut',
Haben auf'm Hut Federn und unterm Hut Schneid!"

Es war zwar schon Spätherbst, das ferne Hochgebirge stieg aber so hell und deutlich im Morgenglanze empor, daß ich dem Reize, es noch einmal zu besuchen,

ehe ich in der Stadt eingeschneit würde, nicht widerstehen konnte. Ich übergab mich zu Innsbruck der Eisenbahn. Ueber die Hallerau schlichen feine Nebel, aus den waldigen Seitentälern flossen Streifen bläulichen Rauches von Kohlenmeilern, bald jedoch erhob sich ein frischer Wind und klärte die Gegend. In einer halben Stunde war Fritzens erreicht, ein kleiner Weiler, wo der Bahnzug einige Minuten anhält. Ich verließ den Waggon, der Fußpfad nach Jenbach ist so reizend, daß ich ihn bei Ueberfluß von Zeit und Gesundheit jedem Wanderer empfehlen möchte. Zur rechten Seite begleitet ihn das schöne Inntal mit seinen fruchtbaren Feldern, Auen und den Dörfern, deren seltsame Namen von den Etymologen auf die Etrusker zurückgeführt werden. Doch gleichviel, ob diese uralt oder neu sind, sie prangen im Schmuck frischesten Lebens. Der Goldknauf des schlanken Turmes funkelt im Lichte, die bunten Herbstfarben der Obstbäume heben sich feurig von den dunkeln Höhen des Mittelgebirges ab, das dahinter ansteigt. Auch dieses trägt Kirchen und Dörfer, jene oft kühn hinausgebaut auf einen Vorsprung, so daß ihr Geläut in das Tal niederklingt wie eine Botschaft des Himmels. Darüber das Hochgebirge; langgedehnte Grate senkrecht auf das Tal wie Kulissen sich vor- und zurückschiebend. Aus den Schluchten brausen die Bäche und wälzen den Schutt ins Tal, die Flanken über der Baumgrenze kleidet ein düsteres Rotbraun von Farrn- und Heidekraut, das der Frost versengte, zuhöchst liegen die verwitternden Blöcke eines grauen Schiefers. Unter stetem Wechsel der Szenerie von lieblichen Idyllen in nächster Nähe und großartig stilisierten

Hintergründen gelangt man nach Terfens. Wer durstig ist, mag im Wirtshause nach einem Tropfen guten Weins fragen, Wasser sprudelt in vollem Schwall aus jedem Brunnen. Der alte Wirt war seinerzeit ein vielerfahrener Mann, stets aufgelegt, die Leute auf schalkhafte Weise zu hänseln, wie dieses ein geldgieriger Advokat, nebstbei ein Nimrod ersten Ranges, erproben mußte. Von der Jagd zurückkehrend, fuhr er mit ihm in einem Stellwagen nach Innsbruck. Nach einigen Hin- und Herfragen, wie sie beim Zusammentreffen von Bekannten gewöhnlich sind, erzählte der Wirt, er fahre wegen eines Prozesses eigentümlicher Art zu Gericht, besorge jedoch zu verlieren, denn dieser Sache sei kein gewöhnlicher Rechtsmann gewachsen. Er habe eine schöne Kuh auf der Alm gehabt, diese sei von einem Edelhirsch belegt worden und nun beanspruche der Jagdeigentümer das Kalb, ein sonderbares Ungetüm zwischen Hirsch und Stier. Wie jubelte das Herz des Jägers! Sogleich erbot er sich zur Führung des Prozesses. Als er zu Hall ausstieg, war der erste Gang in das Wirtshaus, wo er allen Freunden den staunenswerten Fall, der zugleich für ihn sehr einträglich zu werden verspreche, schmunzelnd vortrug, bis ihn ihr Gelächter unliebsam aufklärte. Er war nicht allein auf den Leim gegangen. Kaum hatte er den Wagen verlassen, so rückte aus einer Ecke desselben ein Herr auf den Wirt los und erbot sich ebenfalls gegen ein noch geringeres Honorar zur Führung des Prozesses, so daß jener kaum wußte, wie er sich von seinem neuen Rechtsbeistande loswickeln sollte.

Ich sprach im Pfarrwidum ein, den ein Mönch des Stifts Fiecht bewohnt. Er zählt zu jenen Männern,

die im Tiroler Klerus immer seltener werden und vielleicht bald ganz aussterben. Gereift durch vielseitige Lebenserfahrung, mit einem klaren Verstand und milden Sinn weiß er sich die Verhältnisse der Welt zurecht zu legen und beurteilt sie von dem Standpunkt echter Humanität, während namentlich die jüngern Priester nicht selten mit dem Kopf durch die Wand rennen und im blinden Fanatismus den nahen vernünftigen Ausweg nicht sehen. Solche Eiferer verwirren die Menschen mehr, als sie dieselben aufklären und sind deswegen keines Erfolgs in der Zukunft sicher. Die Existenz dieser friedlichen Landpfarrer ist sehr bescheiden, anders als ihrer Genossen im nahen Bayern, welche oft sechs Rosse im Stall besitzen und auf den Kornsäcken zur Schranne fahren. Sie verwachsen allmählich mit ihrer Gemeinde, deren Bedürfnisse sie auf das Genaueste kennen, ohne ihre Interessen zu kreuzen, da sie außer einem Gärtchen in der Regel nicht viel Grund und Boden bewirtschaften. Sie besitzen und verdienen durchschnittlich die Achtung der ihnen anvertrauten Herde; geschlechtlicher Vergehen machen sie sich selten schuldig, eher wirft man manchem Geiz vor, ein Fehler, welcher der tirolischen Haupttugend der Sparsamkeit näher liegt als Verschwendung. Die geistliche Bildung des Landklerus steht meistens nicht sehr hoch, das bißchen Wissenschaft, das er von der Universität mitbrachte, wird nicht weiter gepflegt und ein Tarockspiel bei einem Gläschen Rotwein häufig gelehrten Büchern vorgezogen. Davon trägt übrigens die Armut dieser Männer einen Teil der Schuld, sie sind nicht in der Lage, sich Bücher anzuschaffen. Den Glaubenseifer mancher tirolischen Priester, der sich bis

zur Härte der Intoleranz steigern kann, sowie ihre Herrschsucht in allen Dingen, die sich hierher beziehen, hat noch kaum jemand in Frage gestellt.

Terfens liegt am Ausgange einer Mulde mit sanften Lehnen, welche ein schöner Wald bekleidet. Aus der Mitte desselben blickt das rote Schindeldach einer Kapelle; hier stand einst ein Lärchbaum, an dem frommer Glaube der Hirten ein Muttergottesbild befestigt hatte. Dieses fing in der stillen Einsamkeit bald an Wunder zu wirken, so daß aus den Opferpfennigen das Kirchlein gebaut werden konnte. Solche Stätten der Andacht, oft geweiht durch schöne Sagen, trifft man in Wäldern nicht selten; der häufige Besuch zeigt, wie sehr noch das altgermanische Gefühl, welches in den rauschenden Baumwipfeln das Walten göttlicher Kräfte ahnte, wirksam sei. Ober Terfens dehnt sich die Terrasse des Gnadenwaldes mit zwei Dörfchen und vielen zerstreuten Höfen. Der Name rührt daher, weil die alten tirolischen Landesfürsten treubewährten Dienern am Abend des Lebens ein Stück Grund als Pension zur Ausrodung anwiesen. Einer dieser Höfe, wenn ihn auch keine Denktafel ziert, ist merkwürdig als Heimat Speckbachers, des tüchtigsten Tirolerhelden. Hier, und nicht zu Rinn, wie manche fälschlich glauben, wurde er am 13. Juli 1767 geboren. Sein Vater, ein Landmann, konnte mit dem dürftigen Ertrage des Gütchens kaum die Familie ernähren und lieferte deswegen für die Saline zu Hall das Holz. Speckbacher, ein schöner Bursche, aber zugleich ein verwegener Raubschütze, heiratete ein begütertes Bauernmädchen zu Rinn; von seinem neuen Besitz schreibt sich der Beiname her, den

auch das Buch trägt, in welchem G. Meyr die Schicksale des Helden verherrlichte.

Hinter Terfens liegt ein kleiner Föhrenwald auf der Ebene, welche plötzlich durch die Schlucht des Vomperbaches unterbrochen wird. Der Fußweg leitet hinab. Unten öffnet sich eine Gebirgslandschaft, die an wilder Schönheit ihresgleichen sucht und des Pinsels von Heinlein oder der Verse Nikolaus Lenaus würdig wäre. Rechts und links Wände von verkitteten Steintrümmern, welche der Verwitterung nicht überall gleichmäßig widerstanden und von Buckeln, Zacken und Höhlen, deren weiteste zu einer Kapelle umgewandelt ist, unterbrochen aufragen; in den schattigen Spalten hat sich die Flora des Hochgebirges angesiedelt und gedeiht, stets befeuchtet vom Wasserdampf des Baches. Die Kuppen tragen mächtige Tannen, die Waldblößen Heidekraut und Quendel mit roten Büschen. Auf einem kleinen grünen Fleck liegt eine Schmiede und mischt das Sausen des Blasbalgs und den schweren Takt der Hämmer mit dem Rauschen des Baches und dem Klopfen der Spechte. Dahinter ist die Welt zwar nicht mit Brettern vernagelt, wohl aber von einer unübersteiglichen Wand abgesperrt, welche mit der gegenüber einen Schlund bildet, in dessen Tiefe kein Sonnenstrahl dringt und wo nur die Wogen des Baches den Widerhall wecken, wenn er nach Gewittern Felsblöcke durch die Enge wälzt. Darüber starren die kahlen Grate und furchtbaren Abhänge des weißen Kors in die blaue Luft, kaum da und dort von einem Streifen Gras durchflochten, auf dem der Steinadler oder die Jochkrähe rasten mag. Auf der Brücke, welche über den Bach führt, fand 1809 eine Unterhand-

lung zwischen dem Schützenmajor Teimer und dem bayrischen General Wrede statt. Dieser hatte durch den Mordbrand von Schwaz die Tiroler zu erschrecken geglaubt, sie jedoch nur noch mehr zum Mut entflammt. Man hat in neuester Zeit die von den Bayern verübten Grausamkeiten in Abrede gestellt und Wrede rein zu waschen versucht; es ist jedoch alles aktenmäßig und durch die gerichtlich hinterlegten Aussagen sehr ehrenhafter Männer bewiesen. Wir können hier den König Ludwig selbst als Zeugen anführen; ein im Museum hinterlegter, noch ungedruckter Brief an Raglovich spricht sich voll Entrüstung über die Untaten der Armee aus. Was den Zwist so nahe verwandter Stämme wie Bayern und Tiroler betrifft, so ist er in Asche gesunken, beide haben sich längst versöhnt die Hand gereicht, um sie nie mehr gegeneinander, sondern nur wider die Feinde Deutschlands zu erheben. Die Berge sind für uns keine Scheidewand mehr, auf den Aeckern Bayerns reift für das arme Tirol die Kornähre und an den Gefilden der Etsch die Traube, welche in Bayern nicht so üppig gedeiht. Nachdem die Unterhandlung abgebrochen war, eröffneten die hier aufgestellten Innsbrucker Studenten unter ihrem Professor Mersi neuerdings das Feuer und leisteten sehr lebhaften Widerstand, bis sie von der andern Seite des Inn umgangen wurden und in die Felsen flüchteten. Jenseits der Schlucht empfängt den Wanderer wieder ein kleiner Wald; tritt man aus den Föhren heraus, so überblickt man die lachenden Fluren des Unterlandes. Lachend, ja! das ist hier der wahre Ausdruck, wo der Segen des Himmels sich in reichster Fülle ergießt. Zur linken auf einem Vorsprung ober Vomp,

der Heimat meines „Hexenmeisters", steht ein Schlößchen des lustigen Tirolerherzogs Sigmund, der überall die schönsten Gegenden zu Jagd und Fischfang ausspürte. Er hatte sehr zahlreiche Nachkommenschaft und die Stände Tirols statteten jeden Buben mit einem Roß und seidenen Strümpfen aus, dann mußte er außer Landes, um sein Glück anderswo zu versuchen.

Die Bauern von Vomp treiben vorzüglich Obstbau,— in manchem Gärtchen sieht man sogar Pfirsichbäume, — sie haben sich jedoch bei der größten Sparsamkeit von der Verwüstung des Krieges noch nicht ganz erholt; das Dorf sank unter scheußlichen Grausamkeiten, wobei ein Greis geschunden und lebendig verbrannt wurde, in Asche. Eine Strecke vor Vomp ruht auf dem sanft ansteigenden grünen Rasen das Kloster F i e ch t. Kornfelder und Wiesen, welche diesen kahlen Bau der Roccocozeit umgeben, wurden durch die fleißige Hand der Benediktiner urbar gemacht, denn früher dehnten sich hier breite Wälder am Fuß der Kalkberge. Dieses Kloster ist nicht sehr alt, die ursprüngliche Niederlassung der Mönche befand sich in einer fürchterlichen Schlucht des Stanserbaches und entwickelte sich aus den vereinsamten Häuschen büßender Einsiedler, die sich im 10. Jahrhundert um einen bayrischen Grafen versammelt hatten. Dieser hatte von einer Pilgerfahrt nach Spanien ein wundertätiges Muttergottesbild mitgebracht, das er neben seiner Zelle an einem Lindenbaum befestigte, um davor zu beten. Bald verbreitete sich die Kunde davon durch das Land, das fromme Volk kam scharenweise, um an dem Gnadenschatze teilzunehmen und bat den Einsiedler, die unwirtliche Oede zu verlassen und sich näher

der bedürftigen Menschheit anzubauen. Er willigte ein, um so mehr, da reichliche Beiträge von allen Orten ankamen, so daß es möglich wurde, den Grund eines Klösterchens zu legen. Man wählte einen anmutigen Hügel auf der Sonnenseite des Tales. Dieser Platz gefiel aber der Gottesmutter nicht sonderlich, was man daran erkannte, daß sich die Zimmerleute sehr häufig mit den Aexten verwundeten, worauf Raben herbeiflogen und die blutigen Späne im Schnabel wieder unter den Lindenbaum ins Gebirge trugen. Man kehrte also wieder in die Schlucht zurück und führte dort den Bau neben dem tiefen Abgrunde auf. Bald geschah ein neues Wunder. Ein Priester zweifelte, als er die Messe las, ob wohl der im Kelch enthaltene Wein das Blut Christi sei? Plötzlich begann es zu sieden und zu schäumen, Blutstropfen quollen über den Rand des Gefäßes und erst als der Priester reuig niedersank und an das Herz klopfte, wurde der Wein wieder ruhig. Diese wunderbare Flüssigkeit, ein Gegenstück zum Blute des heiligen Januarius in Neapel, wird noch aufbewahrt und gläubig verehrt. Die Lage des Klosters ist aber so schrecklich und im Winter durch Lawinen, im Sommer durch Steintrümmer so gefährdet, daß sich endlich die Mönche entschlossen, mit Belassung eines Schaffners im alten Bau, vom Wunderbilde fortzuziehen und eine neue Stätte zu suchen. Dieses bewährte auch noch in neuerer Zeit seine Kraft — so erzählt wenigstens eine anmutige Sage. Es nahte ein Marienfest. Ein frommes Bauernmädchen wollte der heiligen Jungfrau einen Kranz der schönsten Alpenblumen weihen und stieg zu diesem Zwecke in die Felsen unterhalb des Klosters, wo

die Jochprimel in prachtvoller Fülle gedeiht. Sie glitt aus und stürzte in den Abgrund. Als der jammernde Vater an zusammengeknüpften Seilen hinunterstieg, die Zerschmetterte zu holen, fand er sie ruhig auf dem Moose schlafen. Sie erzählte, die Muttergottes habe sie im Sturze mit dem blauen Mantel aufgefangen und hierher gelegt. Die ausgewanderten Mönche gründeten Fiecht. Sie hatten jedoch hier nicht viel Glück, es brannte ihr Kloster ab und an dem Abt Cölestin Böhm, einem ehemaligen Offizier im österreichischen Geniekorps, erlebten sie auch nicht viel Freude. Er entwarf für den Neubau einen herrlichen Plan, der jedoch das Vermögen des Klosters weit überstieg, so daß man Geld aufleihen mußte. Als 14 000 Gulden beisammen waren, verschwand er plötzlich auf Nimmerwiedersehen. Erst nach zwanzig Jahren berichtete ein Abt von Bamberg in einem geheimen Schreiben dem Bischof von Brixen: „Es sei ein Mann zu ihm gekommen, welcher allgemein für verehelicht angesehen, sich als den entwichenen Abt von Fiecht bezeichnet und das aufrichtige Verlangen nach der Versöhnung mit Gott und seinem Orden ausgesprochen habe. Er wolle sich ganz in die Arme des Bischofs werfen, nur sollte dieses ohne Schmach für seine Gattin und Tochter ausgeführt werden, welche beide den Nonnenschleier nehmen wollten.“ Der Fürstbischof antwortete freundlich und empfing den verlorenen Sohn der Berge liebevoll. Er wies ihn zu einem Pfarrer in Südtirol, wo er in strengster Buße ungekannt und von niemand beachtet seine Verirrungen sühnte und 1731 starb. Das Volk verehrte ihn nun als Heiligen.

Von Fiecht führt ein Feldweg nach S t a n s, dem

Wohnorte eines Tiroler Naturdichters, des Hans Obrist, der als Gärtner sein bescheidenes Dasein fristet. Er gehört eigentlich in die Reihe der politischen Dichter, Zeitereignisse begeisterten ihn zu sarkastischen Strophen, welche unter dem Volke, dessen Stimmung sie aussprachen, weit verbreitet sind. Er war der Verfasser des berühmten „Auswanderer-Liedes", das durch das ganze Land verbreitet und viel gesungen, die Neugier von Gendarmerie und Polizei in hohem Grad reizte. Der Dichter war allgemein bekannt, niemand verriet ihn jedoch, hätte man seinen Namen erfahren, er wäre ganz sicher wie der bekannte Bauer Konrad Deubler von Goisern auf einer Festung verschwunden.

Hinter Stans erhebt sich auf einem steilen Felsen Schloß Tratzberg, im Stile der Frührenaissance. Das Volk behauptet, es zähle 365 Fenster, für diese Verschwendung habe der Teufel den Ritter, welcher es baute, aus dem Bette geholt. Das Schloß ist vortrefflich erhalten, der jetzige Besitzer, welcher viel Liebe für alte Kunst hegt, ließ es mit großem Aufwand und richtigem Verständnis erneuern. Hier ist ein Engpaß, links von den Felsen, rechts von Sümpfen begrenzt, wo 1809 der tapfere Schützenhauptmann Aschbacher den bei Innsbruck geschlagenen französischen Marschall Lefebvre mit seiner ganzen Armee aufzuhalten suchte. Freilich vergeblich, denn er hatte nur die wenigen Schützen des Achentals bei sich, doch brachte er dem Feinde großen Schaden bei. Die Tiroler wußten den Angriff der Franzosen blutig abzuschlagen, jedoch nicht den Sieg zu benutzen. Hätten sie nach einem bestimmten Plane gehandelt und nach den Kämpfen am Berge Isel die kaum

zu überwindenden Engen des Unterinntales mit Verhauen verstärkt und mit zahlreichen Schützen besetzt, so wäre der Herzog von Danzig in eine Falle gesteckt wie Dupont bei Baylen und zur Ergebung gezwungen gewesen. Betrachtet man den Krieg von 1809 mit seinen wunderbaren Wechselfällen, so drängt sich die Ueberzeugung auf, daß den Tirolern nicht die Kraft, sondern die geniale Leitung fehlte, um noch Größeres zu vollbringen. Mit einem Worte, sie hatten viel natürliche Taktik, aber keine Strategie. Diese fehlte freilich auch den hochadeligen Herren der österreichischen Armee, welche sich erweislich ir Sicherheit gebracht hatten: denn wer mochte solchen Kavalieren zumuten, neben Bauern zu streiten? Hatten diese doch sogar die Frechheit gehabt, dem General Baron Buol, als er sich auf den Brenner zurückziehen wollte, mit Faustschlägen den Hut anzutreiben!

Mein Mittagsessen verzehrte ich auf der Terrasse des Schweizerhäuschens neben der Brauerei zu J e n b a ch. Dieser Punkt bietet eine der schönsten Aussichten des Inntals. Zur Linken erheben sich die Berge von Schwaz, die dunkeln Föhrenwälder sind durch ungeheure weiße Schutthalden unterbrochen, der letzte Ueberrest des berühmten Erzbaues, welcher Sigmund den Namen des Münzreichen verschaffte, obwohl er selbst nie Geld hatte. Den Schluß bilden in blauer Ferne die Berge Innsbrucks, darüber einige schimmernde Gletscherhörner des Oetztales. Zur rechten Seite des Flusses überblickt man die Gegend, welche der Leser eben mit mir durchwanderte. Jenbach ist ein wohlhabendes Dorf, die schönsten Gründe gehören dem Doktor Pfretschner. Ihm ver-

dankt Tirol die ersten Versuche künstlicher Fischzucht, denn ökonomischer Unverstand hat nicht bloß das Wild ausgerottet, sondern auch die Fische.

Die Sonne neigte sich schon, als ich aufbrach und durch die Au von Rothholz der Straße zuwandelte. In einem Winkel des Gebirges steht die Ruine Rottenburg, berühmt durch die Legende von der heiligen Notburga. Schon wieder eine Legende! Die Schönheit der Natur, seltene Pflanzen und Steine, Erinnerungen an Schlachten und heilige Sagen, das ist es, was Tirol dem fremden Wanderer bieten kann, nach den Kunstschätzen Italiens und Münchens ein Reiz anderer, jedoch nicht geringerer Art. Notburga war ein schönes und frommes Dienstmädchen bei dem grimmigen Ritter von Rottenburg, den vorzüglich der Geiz quälte. Sie pflegte wie ihre Zeitgenossin Elisabeth von Thüringen die Armen vor dem Schlosse mit Speise und Trank zu laben. Der Herr verbot ihr dies; als sie es fortsetzte. lauerte er ihr auf, um sie auf der Tat zu ertappen. Der Himmel half ihr aus der Verlegenheit, indem er die Speisen in der Schürze in Hobelspäne, den Wein in der Flasche in Lauge verwandelte. Da sich jener gefoppt glaubte, so jagte er sie davon. Sie trat jenseit des Flusses bei einem Bauer in Dienst, machte jedoch die Bedingung, daß sie stets beim ersten Klange der Abendglocke mit der Arbeit aufhören dürfe, um zu beten. Als sie nun auf dem Felde Korn schnitt und von fern ein Gewitter drohte, verlangte der Bauer gegen die Bedingung, daß die Dienstboten fortarbeiten sollten, damit die Frucht unter Dach komme. Da warf Notburga die Sichel in die Luft und sie blieb dort schwebend hängen.

Unterdes war zu Rottenburg das Unglück eingezogen, der stolze Herr des Schlosses kam zu der verstoßenen Magd, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Sie folgte der demütigen Bitte und brachte den Segen in das Haus der Trauer. Nach einer Reihe von Jahren erkrankte sie und gab vor ihrem Tode Befehl, die Leiche auf einen mit zwei weißen Ochsen bespannten Wagen zu legen und diese dem eigenen Willen zu überlassen. Sie zogen die Heilige an den Inn, dieser teilte sich wie einst das Rote Meer und ließ ihnen die Straße frei. Nachdem sie den steilen Berg erstiegen hatten, blieben sie auf dem Platze stehen, wo jetzt die Wallfahrtskirche sich erhebt. Das Skelett der Heiligen wurde in Brokat und Goldflinsern gefaßt auf dem Hochaltare aufgestellt, wo es jedenfalls mehr die Andacht als den Kunstsinn befriedigt. In die Legende von Notburga sind sehr viele Züge des altdeutschen Herthamythus eingeflochten; wer erkennt nicht den Wagen der Göttin, welche auf dem nahen Sonnwendjoche, wie unverwerfliche Zeugnisse bekunden, eine Opferstätte besaß. Schloß Rottenburg wurde später vom Blitze getroffen, nur der Turm, den die Heilige bewohnt hatte, blieb von den Flammen verschont. Zu Rottenburg ertönten einst die schönsten Lieder, Graf Heinrich war ein berühmter Minnesänger, wie Tirol überhaupt einen ruhmvollen Anteil an der Poesie des Mittelalters hatte. Damals herrschte freilich noch keine geistliche und weltliche Zensur, sonst hätte ein Oswald von Wolkenstein seine kecken Trutzlieder schwerlich gedichtet. Die Rottenburger waren sehr mächtig und einflußreich, so daß sie sich kühn neben den Landesfürsten stellten und seinen Einfluß gefährdeten. Sie

übersahen es dabei, sich auf das Volk zu stützen und trieben die freien Bauern zur Wut, weil sie dieselben als Leibeigene ihrer Botmäßigkeit unterwerfen wollten. Dieses benutzte der Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, dem seine Gegner wegen seiner Armut diesen Spottnamen angehängt hatten, und brach mit Hilfe der Bauern die Burgen des Adels. Jetzt sind die Zeiten freilich anders geworden.

Von Rottenburg führt der Weg eine steile Felsenwand entlang nach S t r a ß, einem Dorfe am Eingang des Zillertals. Es ist hier eine jener seltenen Gegenden, wo die Natur für den Künstler alles getan hat, um sie bei günstiger Beleuchtung abzuschreiben und dennoch ein in sich vollendetes Bild zu liefern. Wie zwei Torpfeiler erheben sich rechts und links prächtige Schrofen, zu den Füßen des einen liegt die Ruine Kropfsberg mit ihren drei Türmen, den Gipfel des andern krönt die Einsiedelei der Bretfall. Durch die Mitte der Landschaft fließt der Ziller, das Ufer niedrig und sumpfig, von Weiden bedeckt, über welche einige verstümmelte Eschen emporragen. Sie sind ein trauriges Erinnerungszeichen an elf Bauern, die Wrede hier mit den Waffen in der Hand fangen und aufhängen ließ.

Als ich zu S c h l i t t e r s ankam, war es schon Nacht geworden. Ich tappte im Wirtshaus auf dem dunkeln Hausflur zur Stubentür; plötzlich wurde dieselbe aufgerissen, und ein Mädchen flog mir mit solcher Heftigkeit an die Brust, daß ich bald auf den Rücken hingestreckt worden wäre. Auf einen Schrei von mir war sie ebenso schnell wieder verschwunden. Ganz verdutzt

ob dieses Empfanges. stolperte ich in die dunkle Stube und blieb hier in Erwartung der Dinge, die noch kommen sollten, ruhig stehen, um nicht über einen Sessel zu fallen oder anzustoßen. Endlich öffnete sich die Küchentür, ein hübsches Mädchen trat, das Lachen kaum verhaltend, herein und entschuldigte sich wegen des unartigen Zusammenstoßes; es sei ihr das Licht ausgelöscht, da sie in den Keller gehen wollte. „Wo Barthel den Most holt?“ dachte ich mir und verlangte schmunzelnd ein Fläschchen guten Tirolerwein und ein Stück Fleisch. „Forellen sind keine da!“ meinte das Mädchen, denn sie war gewohnt, daß jeder Fremde sogleich nach diesen leckern Fischen frage. Später kamen einige Bauern; sie führten ein Gespräch über den letzten Sturm und stritten lebhaft darüber hin und her, wem die Schindeln gehörten, die er fortgeführt: dem, in dessen Feld sie geflogen, oder jenem, von dessen Dache sie stammten. Schließlich sprachen sie noch von dem Zimmermann, der den neuen Turmknauf aufgesetzt hatte und zum großen Entsetzen der im Friedhof versammelten Gemeinde köpflings darauf balanzierte. Nun wurde ich ins Verhör genommen und nachdem sie mich als unverfänglich erkannt, begann das Gespräch über die Not der Zeiten. Ich konnte auch hier bemerken, wie tief die Entrüstung über die politischen Zustände in die untersten Schichten des Volkes gedrungen war. Absichtlich lenkte ich das Gespräch auf die Ansiedelung der Protestanten, welche nach den kaiserlichen Erlassen neuesten Datums auch von dem rechtgläubigen und orthodoxen Tirol kaum mehr abwendbar schien. Die Leute faßten die Frage viel verständiger als mancher Pfarrer, der schon beim bloßen

Namen Luthers zu kollern beginnt wie ein Truthahn. „Was ist dahinter,“ sagte ein älterer Bauer, „wenn die Akatholischen ins Land dürfen; da wird höchstens einer oder der andere sich ein Häuschen kaufen, um dort den Sommer zuzubringen; Senner auf der Alm wird keiner werden wollen, und unsern Ackerbau, bei dem man sich schinden mag wie ein Hund, wenn man drei Prozent Gewinn herabnehmen will, beeinträchtigen sie auch nicht. Ich bin in Städten und Dörfern gewesen, wo Lutherische wohnen, da ist alles reinlich und ordentlich, besser fast als bei uns, und die Leute sind auch keine Viecher, sondern brav und gescheit, daß wir viel von ihnen lernen könnten. Ich werde gewiß keinem etwas in den Weg legen, und wenn es dem Pfarrer nicht recht ist, soll er sich es anders anschaffen.“ Dem stimmten die meisten bei.

Bekanntlich wurden im Jahre 1838 viele Zillertaler durch den Beschluß des Tiroler Landtags, der ganz unter dem Einflusse des intoleranten Klerus stand, gezwungen, ihre Heimat aufzugeben und nach Preußen auszuwandern. Indes soll noch mancher heimliche Anhänger des Protestantismus in diesen Bergen wohnen, jedoch seine Farbe nicht bekennen, aus Furcht vor Verbannung. Wie man sagt, pflegen diese Leute zwar beim Vaterunser, jedoch nicht beim Ave-Maria mit zu beten. Die Geistlichkeit ließ es sich sehr angelegen sein, die letzten Spuren des ihnen verhaßten Glaubens aufzustören und zu vernichten. Besonders emsig wird auf Bücher gefahndet; zwei preußische Fräulein, welche sich am Eingange des Zillertals eine Schloßruine kaufen wollten, um sich daselbst anzusiedeln, erhielten keine Bewilligung dazu, weil man, wahrscheinlich ohne allen Grund, be-

sorgte, sie könnten protestantische Traktätlein verteilen. Als die Regierung das Goldbergwerk zu Zell wegen seines geringen Ertrags auflassen und verkaufen wollte, erwarb es sogleich eine Gesellschaft von Geistlichen, um ja zu verhindern, daß es in den Besitz von Protestanten komme.

Manche Zillertaler sind in Bezug auf Religion so ziemlich emanzipiert, freilich nicht im guten Sinne geistiger Befreiung, sondern in der Richtung jenes seichten Liberalismus, der es für was Großes hält, am Freitag vor aller Augen ein Würstchen zu speisen oder über dumme Pfaffenwitze zu lachen. Man gehe nur Sonntags in eine Predigt und sehe den Burschen in das Gesicht, wie sie kaum das Kichern unterdrücken können, wenn der Geistliche die Hölle etwas stark einheizt. Daran sind manche Händler schuld, welche mit ihren Waren die Fremde durchstreifen und mit dem erworbenen Geld manche Unsitte zurückbringen. Kommen sie in eine Gerichtsstube, so radbrechen sie den Beamten gegenüber ein kümmerlich erlerntes Hochdeutsch, während sie im Auslande den naiven Zillertalerdialekt anwenden und die vornehmen Damen duzen. In der Wirtsstube prahlen sie mit ihrer Aufklärung, sind aber ebenso abergläubisch als das nächstbeste alte Bauernweiblein.

Noch vor Sonnenaufgang machte ich mich wieder auf den Weg. Der Morgen war kühl, an den Büschen hing Reif, ich eilte daher, ohne mich viel um die Gegend, welche wenig Abwechselung zeigt, zu kümmern, rasch vorwärts. Was dem Wanderer zumeist auffällt, sind die großen Kreuze am Wege, meist rot angestrichen und mit einem roten Holzdach gegen den Regen geschützt.

Man sieht derlei Schnitzwerke, gewöhnlich von einem frommen Spruch begleitet, zwar überall in Tirol, sie sind jedoch meistens so garstig und blutrünstig, daß man gern das Auge abwendet. Hier erstaunt man jedoch über die Schönheit und künstlerische Vollendung derselben; der Ausdruck des Gesichts ist edel und naturwahr, die Muskulatur gut angelegt und nicht verzerrt; das Uebermaß von Blut und Wunden mit richtigem Geschmack vermieden. Das sind die Werke des wackern Nissl in Fügen, den zwar keine Kunstgeschichte nennt, welcher sich jedoch eines berühmten Namens unter dem Landvolke erfreute. Er gehörte zu jenen Naturalisten, an denen Tirol reicher ist als ein anderes Land: Naturalisten, die, wenn sie die nötige Ausbildung an einer Akademie erhalten hätten, gewiß Großes leisteten.

Fügen, ein Hauptsammelplatz für Touristen, welche die schönen Mädchen des Dorfes zu schätzen wissen, nahm meine Aufmerksamkeit wenig in Anspruch, ebenso Uderns, wo der Weg einförmig zwischen Sumpf und Wald verläuft. Die Dörfer sind meistens auf den Schwemmkegeln, welche die aus den Seitentälern fließenden Bäche anhäuften, erbaut und dadurch sowohl vor der Wassergefahr als auch der ungesunden Luft geschützt. Die Häuser sind großenteils aus Holz, in jenem schönen Stile erbaut, welcher der Gebirgswelt so angemessen und gleichsam aus ihr erwachsen ist. Es sind Winterwohnungen; wenn man in eine Stube mit dem ungeheuren Kachelofen, den breite Bänke einfassen, tritt, ahnt man, wie traut und heimlich es hier sein müsse bei Schneesturm und Unwetter draußen. Da schnurren die Spinnräder, die Männer berechnen

den Wert des Holzes, das sie auf Schlitten vom Gebirge heruntergeholt, oder reden von Politik, wenn vielleicht der Schullehrer ein altes Zeitungsblatt vorgelesen hat; bisweilen werden auch Geistergeschichten erzählt, so schauerlich, daß die Mädchen, welche nachts heimgehen müssen, sich kaum vor die Tür wagen. Dann leisten die Bursche Ritterdienste und erbieten sich, mit dem Teufel selbst, falls er wagen sollte, sich zudringlich zu nähern, um die Hahnenfeder zu raufen. Diese Sagen sind uralt; die letzte Kunde vom heidnischen Glauben der Väter, waren sie bisher in Tirol ausschließliches Eigentum des Volks, jetzt sind sie der Wissenschaft und jedem Gebildeten zugänglich, denn fleißige Forscher haben sie überall gesammelt und gleichsam in das Herbarium eingelegt. Im Sommer meiden die Leute das enge Haus; was nicht mit dem Vieh auf die herrlichen Almen zieht, arbeitet unter Tags auf den Feldern, raucht und plaudert abends auf der Bank vor der Tür oder dem zierlichen Söller, der ganz für Liebende gemacht scheint. Hier lauscht das Mädchen zwischen Nelken und Gelbveigelein in die Nacht hinaus, von ferne tönt ein Jauchzen, es klingt näher und näher, plötzlich schwingt sich der Liebste mit kräftigem Arm herauf und ein frischer Schmatz lohnt den Kühnen. Hier stand schon manche Dirne wie ein Ritterfräulein beim Turnier auf dem Balkon und spähte ängstlich vorgebeugt in die Tiefe, wo eifersüchtige Nebenbuhler harte Kopfnüsse knackten, bis schweres Stöhnen zeigte, daß einer unterlegen sei. Nicht immer ging jedoch die Sache mit einer Schramme oder einem Loch ab, häufig arteten diese Kämpfe in abscheuliche Roheit aus. Man biß sich Finger und Nase ab, stampfte mit den ge-

nagelten Bergschuhen dem Gegner die Rippen ein oder bohrte ihm die Augen aus. Hintennach hinkte das Gericht und verordnete Prügel; das wirksamste Mittel war jedoch, daß man die Kerle unter die Soldaten steckte und sie dort vom Korporal bändigen ließ. Jetzt sind derlei Vergehen selten, weil sie unnachsichtlich gestraft werden, doch kommt hier und da noch ein Ausbruch des Uebermuts vor. Neulich überfiel ein Schwarm Bauernburschen die Musikanten eines Dorfes, welche von einer Hochzeit heimkehrten und prügelte sie ohne allen Grund durch. Die Gendarmerie fing die Verbrecher und überlieferte sie dem Gericht, wo sie mit Ruten gepeitscht wurden, daß man sie in der ganzen Ortschaft brüllen hörte. Das ist freilich nicht sehr philantropisch, wenn man den Leuten auf den Rücken schreibt, was sie in der Schule mit dem Kopf hätten lernen sollen; allein ein Sprichwort sagt: Wer nicht hören will, muß fühlen. Die Schule, die Schule, die Schule! Da fehlt es am meisten, wenn man die Kinder mehr zur Gewöhnung an religiöse Formen als zu echter, selbstbewußter Sittlichkeit erzieht. Uebrigens wäre es unbillig, wenn man glauben wollte, das Landvolk in Tirol befinde sich auf einer besonders niedrigen Stufe des Unterrichts; es ist nicht schlechter als in Bayern und nimmt vielleicht gerade jenen Standpunkt ein, den die Urheber der Schulregulative in Preußen als Ideal betrachteten. Die Prügel wurden wohl deswegen abgeschafft, wir erinnern jedoch an die freie Stadt Basel in der Schweiz, wo diese Strafe noch zu Recht besteht und vor einigen Jahren an nicht weniger als 98 Vagabunden vollzogen wurde.

Zu Ried verschaffte ich mir eine kleine Magen-

stärkung, bestehend aus einigen weichen Eiern und Kranabitter, eine hierzulande als Panacee gerühmte Art Branntwein aus den Beeren des Wachholders. Ried ist die Heimat der zwei berühmtesten Zillertaler: des Peter Prosch und Jakob Riedl. Jener ist der Prototyp des lustigen Tirolerbuben in der Fremde und für die Sittengeschichte seiner Zeit, da er an allen Höfen als Spaßmacher herumlotterte, als ein Casanova anderer Art von Wichtigkeit. Er wurde 1744 geboren und zeichnete sich schon in seiner Jugend durch Schalkhaftigkeit aus. In seinem elften Jahre träumte ihm, er solle nach Wien reisen, die von den Tirolern aufrichtig geliebte Kaiserin Maria Theresia werde ihm einen Hut voll Geld schenken. Der Gedanke an sein künftiges Glück ließ ihm keine Ruhe; er lief von Hause fort, bettelte sich bis Wien und erlangte eine Audienz. Die Kaiserin lachte herzlich. als er sein Anliegen vortrug und behielt den drolligen Burschen eine Zeitlang in Wien. Von jetzt an finden wir ihn sehr häufig an deutschen Höfen, wo er diejenigen, welche ihn für einen Narren halten wollten, zu seinen Narren machte, indem er sie durch schlau berechnete Naivetät ausbeutete. Seine letzten Jahre brachte er in der Heimat zu; das Alter machte ihn nachdenklich und ernst, so daß er die Verirrungen seiner Jugend, in welche ihn das Wohlleben an den Fürstenhöfen hineingerissen, bitter bereute. Er hinterließ eine Selbstbiographie, welche, mit zahlreichen Kupferstichen und seinem Porträt geschmückt, zweimal zu München aufgelegt wurde. Riedl spielte eine Rolle in den deutschen Befreiungskriegen, wo er als Offizier in der preußischen Landwehr von den Alliierten oft zu

Kundschaften und geheimen Sendungen mit dem besten Erfolg verwendet wurde. Ein schneller Beobachter, schlau bei scheinbarer Treuherzigkeit, verwegen und unternehmend, wußte er sich allen Gefahren zu entziehen. Blücher schenkte ihm zum Andenken den roten Husarenpelz, welchen er in der Schlacht an der Katzbach trug. Riedl äußerte nämlich seine Freude, daß der Feldherr die Franzosen so tüchtig geklopft habe, und erbat sich ein Stückchen vom Pelze zur Erinnerung an diesen Tag. Blücher warf ihm denselben ganz zu. Das Kleid war lange in Riedls Hause aufbewahrt, bis es endlich ein Raub der Motten wurde.

Der Weg von Ried nach Zell bietet dem Auge desjenigen, welcher die Alpen öfter besucht hat, wenig Neues, erst bei Zell öffnet sich ein Hintergrund, der von jetzt an mit jedem Schritte schönere Linien entfaltet. Zell gilt als Hauptort des Zillertals, es ist so häufig und allseitig geschildert worden, daß jedes Wörtchen mehr von Ueberfluß wäre. Beim Mittagsessen leistete mir ein Beamter des Bezirksgerichts Gesellschaft und teilte manches über die sittlichen Zustände des Landvolkes mit. Es gilt so ziemlich für das ganze Inntal, was er vom Zillertal sagte. Es ist allerdings bei diesen von Kraft strotzenden, derben, durch üppige Milch- und Schmalzkost genährten Leibern nicht zu verwundern, wenn sie über den Zaun grasen, ehe die Kirche durch ihren Segen das Tor aufgetan hat; doch herrscht manchmal eine Freiheit, die ganz an die antike Welt erinnert, wo auf den Blick die Begier und auf die Begier der Genuß folgte. Eine Dirne sollte beim Verhör den Vater ihres Kindes angeben; sie tat es nicht, aber aus einem ganz

andern Grunde als Goethes Spinnerin, denn bei vermehrtem Zudringen rief sie unwillig aus: „Wenn du nach dem Essen in der Küche abspülst, und du kriegst einen Rußstrich, kannst du hintendrein sagen, von welcher Pfanne oder welchem Hafen?" Merkwürdig ist es immerhin, daß Mädchen, die sich vor der Hochzeit alles erlaubt halten, als Weiber ihren Männern die Treue musterhaft und unverbrüchlich bewahren. Gewöhnlich sucht der Mann, sobald es die Verhältnisse erlauben, die Genossin, mit der er Kinder erzeugte, vor den Altar zu führen und nachträglich das unerlaubte Verhältnis zu legitimieren. Manchem, dessen Mittel beschränkt sind, gelingt es erst spät, wenn die Gemeinde Einsprache tut. So überreichte ein altes Paar dem Kaiser eine Bittschrift, weil die Gemeinde die Vermählung nicht gestattete. „Sie hätten jahrelang in Schande gelebt; die Kinder seien jetzt erwachsen und versorgt, man möge ihnen daher erlauben zu heiraten, damit sie wenigstens im Himmel als Mann und Weib die ewige Freude genießen könnten."

Von Zell gelangt man nach Mayrhofen. Hier wie in andern Gegenden Tirols ist der für den Anbau des Getreides brauchbare Boden sehr beschränkt, er wird meistens für den Mais verwendet, dessen Blätter und Stengel man verfüttern kann. Es fehlt daher an Streu für die Ställe; um diesem Bedürfnis zu genügen, werden die Wälder gefährdet, indem man dem Boden die Moosdecke raubt und von den Bäumen die Aeste herabhackt, sie dadurch in häßliche Stangen mit einem Schopf anstatt des Gipfels verwandelt, jedem Einflusse der Witterung preisgibt und nicht nur das Auge des Land-

schafters, sondern auch des Forstmannes betrübt. Bereits ist in Tirol großer Holzmangel eingetreten, nicht zu reden von der Umgestaltung des Klimas und den Bergstürzen, welche durch Ausroden der Wälder verursacht werden.

Bei Mayrhofen, dem Beginn des hinteren Zillertales, wird das Tal schön, indem sich die Gletscher mit ihren breiten Eisströmen und schneeigen Gipfeln zeigen. Hier findet der Maler Gelegenheit zu Studien, wenn auch die Seitentäler in ihren Alpenhütten nur wenig komfortabeln Aufenthalt gewähren. Diese Gegenden werden jetzt häufig von Malern und besonders „Bergferen" besucht; auf den Kunstausstellungen sieht man oft Bilder, welche entweder Hirten mit ihrem Vieh oder die romantischen Schluchten, an deren Wänden die prächtige Zirbelkiefer wurzelt, zum Gegenstande haben. Die Bauern wundern sich über die Narren, die aus der weiten Welt herlaufen und ihr teures Geld verschwenden; sie ahnen nichts von den Reizen dieser Berge und oft genug kann man hören, daß in Bayern die schönste Gegend sei, weil man dort überall Wiesen und Kornfelder erblicke, die viel tragen und wenig Mühe machen.

Zu Mayrhofen hielt ich im Sommerhause beim Neuwirt kurze Rast und trank eine Tasse Kaffee. Die Ansicht der Gebirge ist hier wahrhaft prachtvoll, sie wurde durch die Klarheit der Luft und das tiefe Blau des Himmels noch gehoben. Im Spätherbst sind allerdings die Tage kurz und die Nächte kalt; jeder Kenner der Alpen wird aber bestätigen, daß sie zu keiner Jahreszeit schöner und herrlicher sind. Muß man auch auf die Blumen verzichten, so sind doch die Farben der Land-

schaften viel wärmer und mannigfaltiger, die Uebergänge und Gegensätze bestimmter und namentlich das Helldunkel der Schatten so durchsichtig, wie man es im Sommer selten nach einem reinigenden Gewitter beobachtet. Dazu kommt noch, daß man weniger Reisenden begegnet, welche oft dem harmlosen Wanderer die schönste Gegend wie eine Fliege den besten Becher Wein verleiden können. So saß ich denn als die letzte Schwalbe der Saison auf dem Söller, in vollem Maße all der Herrlichkeit ringsum genießend, dazwischen schlürfte ich vom braunen Mokka oder blätterte in der „Odyssee", der liebsten Begleitung auf meinen Bergfahrten. Nicht bloß der Schiffer mag sie lesen, dem sie die Erinnerung an das Leben auf dem Meere entrollt sondern auch dem Aelpler sei sie vertraut, indem sie die Bilder einer urwüchsigen Hirtenwelt zeichnet. Bald setzte sich die Kellnerin zu mir, ein artiges, hübsches Mädchen; sie erzählte von den fremden Herren mit dünnen Beinen und ungeheuren Bergstöcken, wie sie die Berge mit den Lorgnetten anguckten, aber wenig hinaufstiegen; von den Damen, deren Krinolinen so groß waren, daß sie kaum im engen Tale Platz fanden, dabei lachte sie aus vollem Halse und gab die Gespräche dieser drolligen Enthusiasten, welche jede Ziege für eine Gemse hielten, zum besten. Derlei Dinge wußte ich selbst genug; ich unterbrach sie daher und forderte Auskunft über die Scheiben, welche von Schüssen durchbohrt an den Latten hingen. Bei besonderen Feierlichkeiten zeigt sich der Humor des Tiroler Künstlers in der Art und Weise, wie er die Scheibe bemalt. So wurde Palmerston als er von der Losreißung Italiens redete, auf einer Scheibe angebracht; bei einem

Hochzeitschießen sah sich die Braut zu ihrem Verdruß konterfeit, wie sie Würste machte, darunter die Verse Schillers:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
himmlische Rosen ins irdische Leben.

Diese Scheiben, darunter auch solche, welche durch vorzügliche Schüsse ausgezeichnet sind, bewahrt man gewöhnlich auf dem Schießstande oder befestigt sie am First des Hauses, wo sie wie die Schilde an den Säulen griechischer Tempel die Stelle einer Chronik vertreten. Dieser Gebrauch verdient gewiß unbedingtes Lob, es wäre zu wünschen, daß er überall bestände.

Von Mayrhofen kann man sich links nach dem berühmten Zillergrunde oder rechts wenden, wo sich das Tal an einem wilden Felsenvorsprunge noch einmal gabelt. Nördlich gelangt man zu den Durern, einem Völklein ganz eigener Art; ich ging in die Zemmschlucht südöstlich. Ein schmaler Steg ist darüber gespannt, aus der dunkeln Tiefe steigt kaum noch feiner Wasserstaub empor, an den Wänden hängen einzelne Legföhren, zurückgebäumt, als ob sie sich vor dem Sturze fürchteten. Von hier an leitet der Weg, fast möchte man sagen treppauf treppab, in eine Wildnis. Wer mit ahnungsvollem Grauen die Spur gewaltiger Naturkämpfe betrachten will, wage sich hierher. Da liegen Blöcke im wüsten Wirrwarr übereinander, deren jeder außerhalb der Alpen einen Berg vorstellen könnte; manchmal balanzieren sie in einer Weise, daß man unwillkürlich den Schritt beschleunigt, aus Furcht, sie könnten stürzen. Und doch liegen sie vielleicht schon Jahrtausende so, sie sind von einer üppigen Rasendecke

überwachsen, Erdbeerranken hängen herab, aus jeder Spalte ragt ein Farrenbüschel, während dort, wo das Wasser niedertropft, üppige Polster von Moos schwellen. Hier und da trifft man ein Brünnlein mit einem Heiligenbilde, Steine sind roh zu einem Sitz übereinander gelegt; man empfindet diese freundliche Vorsorge in solcher Oede doppelt angenehm. Ich hatte nicht viel Zeit, mich umzuschauen, da ich mich nicht von der Nacht überraschen lassen wollte. Schon brach die Dämmerung ein, als ich zu einem großen Steinblock gelangte, auf dessen Gipfel Kartoffeln angepflanzt waren. So geizt der arme Gebirgsbewohner mit jeder Scholle ertragfähigen Bodens! Nach wenigen Schritten lag das Dörflein G i n z l i n g vor mir, eingeklemmt zwischen schroffen Felsen, die Häuschen zum Teil an abgestürzte Bergtrümmer gelehnt, um sich so vor den Lawinen zu schützen. Wie ein langersehnter Liebesgruß klang mir das Abendgeläut des kleinen Kirchleins, welches jenseit des Baches auf einem grünen Flecke stand. Ich suchte das Wirtshaus. Gewöhnt an Entbehrung, erwartete ich um diese Jahreszeit nichts Besseres als Maisbrot mit Butter und etwa noch ein Gläschen Schnaps. Da überraschte mich der Wirt mit einem Stück feinem Hammelbraten, neben dem mehlige Kartoffeln dampften und auch ein Glas leidlichen Weins fehlte nicht. „Ich esse selbst das Fleisch lieber als Fastenspeise und habe davon immer vorrätig, auch wenn keine Fremden kommen,“ sagte der Wirt, „und ein gutes Gläschen Wein tut meinen alten Gliedern auch nicht übel.“ Ein Bauer in der Stube setzte sich zu uns, er fragte um die politischen Neuigkeiten, da seit Wochen keine Zeitungs-

nachricht in das Tal gelangt war. „Glückliche Unwissenheit," seufzte ich im stillen, „wer die Politik, von welcher diese wackern Leute, die den ganzen Winter eingeschneit sind, ein halbes Jahr wenig hören, nur für kurze Zeit an den Nagel hängen und ohne Rücksicht auf Kurszettel usw. einige Monate in idyllischem Frieden zubringen könnte!" Dann wurden die innern Zustände Oesterreichs kritisiert und auch hier hörte ich wenig Schmeichelhaftes. Es fehlt hier und da, wie Mirza-Schaffy sagt, nicht an langen Ohren, aber hören wollen sie doch nicht. Als es ganz dunkel geworden, kamen die Knechte von den Bergmähdern, sie beteten ein Vaterunser, darauf trug die Wirtin eine ungeheure Pfanne Hafermus herein, die mit lautlosem Schweigen eiligst verzehrt wurde. Kaum den Löffel weggeworfen, sprangen die Bursche auf und begannen zu tanzen. Einer blies die Harmonika, um jedoch an den Sprüngen der andern teilzunehmen, hielt er sie zwischen den Lippen eingeklemmt und stampfte wacker mit, daß der Boden dröhnte. Nach tagelanger schwerer Arbeit ein solches Vergnügen, zeugt von unverwüstbarem Lebensmute und nicht zu bändigender Kraft. Das waren aber auch Glieder, wie sie eigentlich jeder deutsche Mann haben sollte, und bei aller Reckenhaftigkeit mangelte die Grazie der Bewegung nicht. Für Ackerbau ist zu wenig Boden vorhanden, die Bewohner nähren sich daher fast ausschließlich von Viehzucht, manche steigen auch ins Gebirge, dort Mineralien zu suchen. Da findet man faustgroße Granaten, nur zu trüb, um als Edelsteine verwendet zu werden, funkelnde Amethyste oft von einem halben Schuh Länge, zweifarbige Diopsiten, schneeweißen weichen Talk, der

ins Ausland geschickt wird und dort gepulvert die Wangen eitler Städterinnen schminkt. Die Jagd trägt nicht viel ein, weil bereits alles abgeschossen ist; hier fiel im vorigen Jahrhundert der letzte Steinbock in Deutschland dem tödlichen Blei eines Wildschützen. Die Erzbischöfe von Salzburg, denen die Jagd gehörte, boten alles auf, diese edeln Tiere zu erhalten, auf die wildesten Bergspitzen wurden Wächterhäuschen gebaut und die furchtbarsten Strafen vollzogen; man band nämlich den Räuber lebendig auf die Hörner eines Steinbocks und ließ diesen frei — es war jede Mühe vergeblich. Besonders geschätzt wurden die Hörner; man schnitzte Fingerringe daraus, denen man geheime Wirkungen in Liebessachen zuschrieb. Man sieht hier und da noch einen, sie kommen jedoch ebenso außer Gebrauch wie die berüchtigten Schlagringe, an deren Reif ein kantig geschnittenes Stück Eisen geschmiedet war, um dem Gegner den Schädel einzuschlagen. Für besonders kräftig hielt man jene, die aus einem auf der Alpe gefundenen Hufeisen verfertigt waren. Man glaubt nämlich, daß der Teufel die Wirtschafterinnen der Pfarrer nach ihrem Tode in Stuten verwandle und auf den Jöchern reite, wobei sie bisweilen ein Hufeisen verlieren, welches dann zu allerlei Zauber dient.

Am nächsten Morgen machte ich mich zeitig auf den Weg, der sich zwischen den Steinblöcken der Schlucht hinwand und nur hier und da einen Blick in die benachbarten Hochtäler gewährte, auf deren Sohle sich Gletscher vorschieben. Unter ihnen brechen Bäche hervor, vom schmelzenden Eise milchweiß und so kalt, daß selbst die Forelle den Aufenthalt meidet. Diese Gletschertäler

sind erfüllt von ungeheuern abgerundeten Steinblöcken, den Resten ehemaliger Moränen. Gewöhnlich sind sie ganz von einer Staubflechte überzogen, welche ihnen eine prachtvolle goldrote Färbung verleiht. Will man im Gegensatz zu Italien vom trüben Norden reden, so paßt dieses auf die Alpen gewiß nicht, denn hier ist alles Licht und Farbe. Im Spätherbst verbreitet sich über diese Höhen und Täler ein feierliches Schweigen, das Jauchzen des Senners ist verstummt, die Herden mit den Glocken sind in den Ställen untergebracht, nur selten streift ein Zugvogel über die höchsten Gipfel, ohne sich niederzulassen, denn die Sehnsucht nach dem Süden spannt seine Schwingen straffer. Nach dem Süden! Zur Mittagsstunde stand ich auf der Wasserscheide zwischen Adria und Schwarzem Meer, mir zu Füßen dehnte sich das Pfitsch, die Lärchbäume, deren Nadeln der Herbst in Gold verwandelt hatte, loderten von der Sonne hell beschienen wie Flammen empor, ringsum war alles einsam und öde. Nach Süden! Ich warf einen Blick auf die fernen Gipfel des Etschlandes und wendete zögernd den Fuß nordwärts, um wieder das Inntal und die Eisenbahn zu erreichen.

Der Granat

Eine lange Schnur von Granaten, mehrfach um den Hals geschlungen und mit breiten silbernen Schnallen befestigt, war meist der Schmuck süddeutscher Burgfrauen, bis sie endlich zu „Damen“ avancierten. Jetzt tun wohlhabende Bäuerinnen stolz damit, während sich ärmere Mädchen mit roten Korallen begnügen, die ein unscheinbares Tierchen in der Tiefe des Meeres erzeugt. Der Fischer zieht die kleinen roten Bäumchen aus der Flut, die sodann geschnitten und geglättet werden.

Der Granat zählt zu den Edelsteinen niedrigen Ranges; dieser Name bezeichnet eine Gattung von Steinen, welche je nach ihren verschiedenen Eigenschaften in zahlreiche Arten zerfallen. Ihre chemische Zusammensetzung ist sehr mannigfaltig, unter den Bestandteilen erscheint die Kieselerde beständig und verbindet sich mit Kalk, Ton, Eisen usw. Der Granat kristallisiert bisweilen mit vierundzwanzig Flächen, meistens ist er jedoch von zwölf begrenzt; man nennt diese Form, weil sie vorzüglich bei ihm vorkommt, wohl auch Granatoeder. Die Flächen sind verschobene Vierecke oder Rauten; ähnlich sehen wir sie, weiße mit blauen wechselnd, im bayrischen Wappen. Er ist so hart, daß er Glas leicht ritzt und wie Stahl Feuer gibt und besitzt ein verhältnismäßig großes Gewicht.

Uebrigens erscheint er nicht immer in der Form des Kristalles; auch Körner trifft man und selbst wenn er kristallisiert, sind die Flächen oft ungleich ausgedehnt, so daß die Gestalt gestreckt erscheint, rauh und löcherig, die Kanten weniger scharf, bisweilen fast verwischt.

Kommen obige Eigenschaften sowie der Glasglanz, wenn die Flächen glatt sind, dem Granat überhaupt zu, so sind dafür die Farben und die Grade der Durchsichtigkeit derselben um so verschiedener. Da ist der kaum durchscheinende Melanit von Rom; der prächtige grasgrüne Uwarowit aus Sibirien; der Grosselar von der Farbe der Stachelbeere; der schön durchsichtige honiggelbe und hyazinthrote Kamelgranat aus Piemont.

Granat im engeren Sinne nennt man die weinroten Abarten und unterscheidet zwischen edlem und unedlem Granat; ersterer ist gleichmäßig durchscheinend und funkelt, letzterer dagegen ist dunkel. Der edle Granat entlehnte seinen Namen von der feurigen Blüte des Granatbaumes oder vielleicht eher von den Körnern, denn offenbar stimmt seine Farbe mehr mit diesen als mit jener. Der Namen ist übrigens neuen Ursprunges; die Griechen bezeichneten ihn als Anthrax, die Lateiner als Carbunculus; beides hieß im Deutschen Kohle, wobei die glühende vorausgesetzt wird. Vom Latein ist der Karfunkel abzuleiten; dieser Name ist gewiß keinem Leser unbekannt und wird jetzt für einen Stein angewendet, dessen Eigenschaften die Sage ausschmückt, ja der ihr wohl ganz gehört. Er leuchtet in den dunklen Schachten des Gebirges durch die Nacht, die Bergmännlein tragen ihn statt des Grubenlichtes auf ihren Kappen, das gläubige Mittelalter schrieb ihm manche

Wunderkraft zu, welche in ihm zu entdecken der neuen Forschung nie gelingen wird.

Gewisse Arten edlen Granates unterscheidet der Juwelier mit eigenen Namen. Die geschätzteste von allen ist der helle bläulichrote Almandin, den bereits Plinius wegen der Aehnlichkeit mit der Farbe des Amethyst rühmt. Die Römer verwendeten ihn häufig zum Schmucke und als Ringsteine. Nicht selten findet man in den antiken Ruinen die sogenannten Granatschüsselchen: Granaten, welche vertieft geschliffen waren, um sie durchscheinender zu machen und dadurch die Pracht der Farbe zu heben. Auch rund wurden und werden sie noch geschliffen.

Am bekanntesten sind bei uns die böhmischen Granaten oder Pyropen (Feueraugen). Letzterer Name deutet auf den Feuerglanz, den schon der alte, ehrliche Agrikola erwähnt. Sie werden in Körnerform in Böhmen gebrochen, wenn sie im Serpentin eingewachsen sind, doch findet man sie auch lose wie Erbsen im Flußsande verstreut. Kantig geschliffen und durchbohrt werden sie auf Schnüre gezogen. Diese Arbeit ist dem Auge sehr verderblich und jene, welche sich damit beschäftigen, erblinden oft frühzeitig. Die Granaten waren früher ein sehr wichtiger Handelsartikel, jetzt sind sie weniger geschätzt. Man sortiert sie nach ihrer Größe, je nachdem 32, 40, 70, 100, 165 oder 400 auf ein Lot gehen. Solche, wovon 12 bis 18 ein Lot wägen, sind nicht häufig; selten findet man solche, wovon 4 bis 6 ein Lot schwer sind, noch größere haben einen verhältnismäßig hohen Wert.

Aber da müssen ja, denkt hier wohl mancher, das

Zillertal, das Pfitsch- und Oetztal unermeßlich reich sein, denn da sammelt man Granaten von der Größe einer Flintenkugel bis fast zu der eines Kindskopfes. Nur schade, daß der Mineralog an solchen Stücken mehr Freude hat, als der Juwelier. Sie sind nämlich zu dunkel. Dessen ungeachtet hat man die Zillertaler Granaten schon geschliffen. Sie sind eingewachsen in den Schichten des schönen silberglänzenden Tonschiefers, welcher von dem hinteren Zillertal über Pfitsch nach Gurgl und von da gegen den Orteles steigt: ein Kristall am andern, oft mehrere verbunden. Das Gestein ist überdies von den schwarzgrünen Spießen der Hornblende durchschossen und hat deswegen ein prächtiges Aussehen. Das Volk, dem sie keinen greifbaren Nutzen bringen, kümmert sich sonst sehr wenig um die Mineralien, aber am Timmeljoch, über welches man aus dem Oetztal in das Passeyertal gelangt, fiel der Granatschiefer den Bauern doch auf. Er steht dort häufig zu Tage, die Aelpler nennen ihn das Pflaster der saligen Fräulein und singen:

Vom Timmeljoch zum Rabenstein
Die salig Frau legt's Pflaster ein.

Die saligen Fräulein sind holde Wesen der Sage aus dem Gefolge der Göttin Hulda; Hirten und Senner wissen gar viel davon zu erzählen und wir werden unsern Lesern demnächst mehr von ihnen mitteilen.

Die gemeineren Sorten des Granates sind gerade nicht selten. Außer den erwähnten Fundstätten, wo sie stets als Zwölfflächner auftreten, findet man sie am Roßkogel bei Innsbruck mit lichtblauen Cyaniten und Hornblende, in Fassa zwar klein aber schön als Vier-

undzwanzigflächner entwickelt; über die bayrische Hochebene und an den Ufern aller Flüsse, die aus den Alpen der Donau zueilen, sind häufig Rollsteine oder Hornblende mit eingesprengten Granaten zerstreut. Das Gestein nimmt sich geschliffen sehr gut aus, ist aber schwer zu behandeln. Man kann es auch als Zuschlag beim Schmelzen des Eisens verwenden.

Im Kaisergebirge

Vom Bahnhof bei Wörgl führt ein Pfad, das Dorf rechts lassend, durch Felder und Wiesen schräg an das Grattenbergl. Dieses Dorf hofft, als Knotenpunkt mehrerer Straßen und zweier Eisenbahnen, eine schöne Zukunft; es hat in der weiten Ebene Raum genug, sich auszudehnen, wenn es zu einer Stadt anschwellen und den Rang einnehmen will, den vordem eine in der Nähe gelegene römische Kolonie besaß und Rattenberg noch besitzt, obgleich es mit der Zerstörung seines Schlosses längst alles Anrecht darauf verlor. Das Grattenbergl erreicht zwar nur eine geringe Höhe, die steilen Felsen des Abhanges sind jedoch schwer zu erklimmen und gegen Westen schützt es die Ache; die Sage von einem römischen Kastell wird durch die Ueberreste bestätigt, die man 1809 beim Aufwerfen von Schanzen hier aus dem Boden grub. Der Gipfel wurde durch die Gletscher der Vorzeit zu einer Kuppe abgeschliffen, wo sich ein Kirchlein mit einer Einsiedelei nebenan erhebt. Die Burgen der stolzen Ritter sind meistens in Trümmer gesunken, dafür schauen Kapellen oder Kreuze von den Höhen in das Tal, zum Zeichen, daß der Katholizismus noch eine Macht in Tirol sei, zwar nicht mehr so unbeschränkt wie früher — die Wogen der Zeit spülen auch in diesen

Bergen manches an das Ufer — aber noch immer eine Macht, über deren Größe der liberale Städter selten klar ist und daher manche Täuschung erfahren muß.

Hier wollen wir den Kulturkampf unausgefochten lassen und uns des lichten Frühlings freuen, der das Eis des Winters gelöst und überall hin seine Blumen gestreut hat. Nur aus den Runsen des Hochgebirges schimmert der Schnee herab, im Tal ersetzen ihn die blühenden Bäume, am bräunlichen Gipfel der Salve ziehen schon grüne Streifen hin, und die Wolken, die sich dunkel über den breiten Flächen der Stubaierferner lagern, drohen ein Gewitter. Die Salve gilt als der Rigi Tirols; man genießt von ihrem leicht ersteigbaren, nur 5602′ hohen Gipfel eine prachtvolle Aussicht, die nur von der bis jetzt noch schwer zugänglichen Hochiß am Achensee übertroffen wird. Daher darf man sich nicht wundern, wenn das sehr mittelmäßige Gasthaus neben der Kirche nachts von solchen besetzt ist, die den Sonnenaufgang erwarten, und das Fremdenbuch Verse in allen Sprachen enthält, welche die Schönheit der Natur preisen wollen und nur die Geschmacklosigkeit ihrer Verfasser beweisen. Den Ursprung des weißen Kirchleins, das im Sonnenglanze so hell herab leuchtet, erzählt eine Sage:

In grauer Vorzeit lebte eine fromme Witwe, Frau Ehrentraut, welche einen Sohn besaß, an dessen wilder Natur alle Mittel der Erziehung fehl schlugen und an dessen verstocktem Herzen die Ermahnungen zum Guten wie Wasser vom Felsen abglitten. Endlich ward er Räuberhauptmann. Die Gegend wurde bald durch seine Untaten berüchtigt. Da raffte sich die Mutter ver-

zweifelnd auf, ihn zu suchen und durch ihr Flehen zu bekehren. Drei Tage irrte sie umher; endlich auf der Höhe der Salve angelangt, sank sie, ermüdet von Kummer und Anstrengung, in Schlaf. Gegen Morgen hatte sie ein Gesicht. Leuchtend schwebte das Haupt des heiligen Johannes über den abgeschlagenen blutigen Häuptern ihres Sohnes und seiner Mordgesellen. Sie erwachte und betete brünstig zu Gott, daß er ihn erleuchten möge. Da hörte sie Fußtritte und sah den Verlornen, wie er traurig nachdenkend emporstieg. Sie stürzte ihm entgegen mit dem Ausrufe: „Sohn, erkenne deine Missetaten, tue Buße und rette deine Seele!" Betroffen erzählte ihr dieser, daß er heute Nacht einen Traum gehabt habe, welcher mit jenem der Mutter völlig übereinstimmte. Diese erkannte den Wink des ewigen Richters und beschwor den Räuber, ihr zu folgen — zum Gerichte. Von Reue erschüttert tat er es und nach kurzem Verhöre wurde er mit seinen Genossen zum Tode verurteilt und vom Henker hingerichtet. Die Mutter verkaufte Haus und Hof; auf der Stätte, wo sich ihr Sohn bekehrt, ließ sie eine Kapelle bauen und widmete sie dem heiligen Johannes.

Es besuchen jedoch nicht bloß fromme Wallfahrer und frohe Naturbummler diesen Ort, auch lustig gerauft und gerobelt wurde in früheren Jahren auf den grünen Wiesen da droben. Am Tage Mariä Himmelfahrt versammelten sich nämlich hier die Senner aus der ganzen Gegend und rangen um den Preis der Stärke. Da es hier ebenso wenig als bei den Turnieren des Mittelalters stets glimpflich abging, so legte sich endlich die Obrigkeit drein, ließ die keckſten Bursche abfangen, in

den Soldatenrock stecken und diesen wacker mit dem Haslinger ausklopfen. Vielleicht ist die Salve eine altdeutsche Kultusstätte, wie so mancher andere Berg mit seiner Kapelle.

Kehren wir auf unseren Sitz zurück. Wir haben schon die Schanzen erwähnt, die 1809 hier aufgeworfen wurden. Auf den Feldern drüben verlor am 13. Mai General Chasteler gegen Wrede eine Schlacht, weil er seine Truppen, die sich beim ersten Anprall der Bayern in die Berge flüchteten, in der Ebene aufgestellt hatte, wo sie sich nirgends anlehnen konnten und auch von den Schützen keine Unterstützung erhielten. Er rettete sich auf seinem schnellen Pferde über Rattenberg nach Schwaz, das bald darauf in Flammen aufloderte und dann an den Brenner, wo er endlich vor der Acht des Korsen zu atmen wagte. Sein Denkmal befindet sich in einem Winkel der Kirche S. Croce zu Florenz und erzählt von den Siegen, die er in den rhätischen Bergen gewonnen.

Dort, wo die Straße sich hinter dem Gehäng des Tales verbirgt, steht ein Häuschen, das ein berüchtigter Zauberer und Hexenmeister bewohnte, dessen Geschichte, zu undelikat um wiedererzählt zu werden, ein trauriges Licht auf den Bildungszustand unseres Volkes wirft. Wir wollen hierbei einer ebenso bezeichnenden Begebenheit aus der Nähe von St. Johann gedenken.

Ein junger Bauer bewirtschaftete sein schönes Gut; da riß plötzlich eine Seuche unter dem Vieh ein und verödete seine Ställe. Wer konnte daran schuld sein als eine Hexe? Allsogleich befragte man einen in solchen Dingen vielerfahrenen Hirten; dieser kam in das be-

zauberte Haus, ließ alle Bewohner an einen runden Tisch treten und öffnete eine Schachtel, in der ein großer schwarzer Käfer saß. Bleibe er ruhig, so seien die Anwesenden unschuldig, laufe er auf einen zu, so sei dieser der Hexenmeister. Unglücklicherweise befand sich auch die Mutter des Bauern hier und der Zufall wollte, daß der Käfer sich gegen sie wendete. Allsogleich ergriff der Sohn einen Knittel und jagte sie fluchend aus dem Hause.

Vom Grattenbergl führt ein anmutiger Fußsteig über sanfte Waldhügel und durch Wiesen nach Hering, dann höher in das Bergwerk. Die Braunkohle erreicht fast die Güte der Steinkohle, ist jedoch zu wenig ausgiebig, um auf die Gewerbe des Landes Einfluß zu üben. Das ohnehin schon arme Tirol ist von der Gefahr des Holzmangels bedroht und leider ist keine Hoffnung vorhanden, diesem durch die aufgespeicherten Schätze des Gebirges zu begegnen, sowie auch der Torf, wenn einmal die Vorurteile gegen seine Verwendung gehoben sind, nur einen geringen Teil des Bedarfes decken wird. Dafür kann der Paläontolog auf den Schutthalden eine reiche Ernte zusammenlesen; zahlreiche Arten von Palmen, Zimtbäumen und Tropenkräutern, Pflanzen, deren Verwandte wir jetzt am Kap finden, schmückten die Ufer einer warmen Bucht, in deren Tiefen Haifische tummelten. Von jenen blieben die verkohlten Reste in den Brandschiefern, diese hinterließen in den grauen Mergeln ihre Zähne, mit denen sie schwerlich die Muscheln aufknackten, zwischen denen sie zerstreut liegen.

Von Hering bis Schwoich ist die Gegend wunderlieblich, stets wechselt die Szenerie von Wald und Feld;

zwischen Obstbäumen liegen Höfe mit zierlichen Söllern, von denen Blutnelken und blühende Ranken niederhängen. Bisweilen lugt ein blondes Mädchen herab und ruft dir einen freundlichen Gruß zu, daß du gleich das Schnadahüpfel singen möchtest:

Du flachshaarig's Dianl,
Wia han i Di gearn,
I möcht wegen Deinar
A Spinnradl wearn!

Ein solches Dirndl traf ich auch im Walde, wo es einen gewaltigen Stier durch die hohen Tannen trieb. „Wohin mit dem Buben da?“ rief ich ihr zu. Sie betrachtete mich wegen dieser Unart erst mit großen Augen und erwiderte dann lachend: „Zu dir in den Heimgart!“ Auf diese Weise wacker abgetrumpft, trollte ich von dannen. Ich widerstand dieses Mal der Versuchung, Steine zu klopfen, mannhaft und wandte mich zu einer Felsenwand, welche steil zur Weißach abstürzt. Hier mußte ich nach Bärenstatt emporklettern. Bald war ich auf dem Fußpfade, der nach Söll führt, angelangt und folgte ihm vorsichtig zu einer hohen Felsenwand, welche steil gegen den Bach abstürzt. Das Gestein war, wo sich ein Vorsprung, eine Furche zeigte, von Schuhnägeln zerkratzt und dieser Spur stieg ich nach. Sie leitete mich vorüber am schwindlichen Abgrund zu einer Scharte, wo ich das Wetzen der Sense hörte. Ein Schritt aus den Bäumen und vor mir lag eine prächtige Mulde, die gerade ein Bauer mit Knechten und Mägden zu mähen begann. Steine und Felsen verengen in den Alpen den Raum für die Nutzpflanzen, wo sich aber eine Hand voll fruchtbarer Erde ausbreitet, gedeiht alles voll

Ueppigkeit; das Auge erfreut sich am saftigen Grün und den Blumen, die es bunt durchwirken, so daß man eine Biene oder ein Käfer sein möchte, um hier nach Herzenslust zu schwelgen. Einem Menschenfeind, der sich zurückzieht um nur der Natur zu leben, empfiehlt sich schon der Name Bärenstatt. Links die himmelhohen Wände des Kaisers, die nur für zwei Bauernhäuser und ihre Aecker Raum lassen, rechts ein Grat mit dunkeln Tannen, in der Mitte ein tiefer See, schöner als der Smaragd, darüber hinaus der Blick auf das herrliche Unterland; was kannst du mehr fordern, wenn du mit dir allein über die böse Welt brummen willst! Dort ragt aus Buchen und Föhren ein rotes Dach, tritt hinzu, es ist eine Kapelle, wo du unserem Herrn im Elend deine Klagen vorbringen kannst. Er nimmt dich immer auf, er lehrt dich den Menschen verzeihen und dann lernst du vielleicht auch, sie wieder lieben. Die Seele ernst und feierlich gestimmt, setzte ich mich auf die steinerne Schwelle; die Sonne war gesunken, die Berge loderten im Abendglanze, vom Grat des Kaisers schwang sich eine purpurne Wolke wie ein glühendes Gebet in den blauen Himmel, da klangen die Abendglocken: Friede! Friede! Friede! Ja, Friede; möge er sich über diese Täler breiten wie der Sternenmantel der Nacht, möge jedes Wort der Zwietracht und des Hasses, des Fanatismus und der Unduldsamkeit verstummen!

Das Kaisergebirge zeigt einen sehr regelmäßigen Aufbau von den älteren bis zu den jüngeren Schichten. Jene bestehen zumeist aus weichen sandigen und mergeligen Schiefern, diese aus einem harten schrundigen Kalk, wo die Witterung scharfe Gräte und Zacken aus-

sägte, die den Kamm zusammensetzen. Er streicht von Ost nach West, senkrecht auf ihn sind in das weiche Gestelle sanftgeneigte Mulden und Tälchen eingeschnitten, festere Zwischenlagen, die den Massen widerstanden, fügen sich zu breiten Terrassen, dem Untergrund einer berühmten Alpenwirtschaft. Auch für die Gemse scheint das Gebirg wie geschaffen, aber nur selten entrinnt eine dem Blei des Jägers, denn der Tiroler kann der Versuchung, auf alles was kriecht und fliegt zu schießen, nicht widerstehen und müßt' er's auch mit dem Zuchthaus büßen. Das ist auch national-ökonomisch von großem Nachteil; Gemsen und Murmeltiere suchen ihre Nahrung auf jenen Schrofen, wo kein Vieh weidet und würden bei einem verständigen Jagdbetrieb durch den Ertrag an Fleisch und Fell auch diese Wüsten nutzbar machen. Die Kurzsichtigkeit der Bauern, mit der sich oft der schmutzigste Geiz verbindet, weiß aber hier nicht zu rechnen, oder besser gesagt, der Neid des einen gönnt dem andern keine Klaue oder Feder, die er vorweg schießen könnte. Der Naturfreund, der in unseren Steinriesen herumklettert, horcht vergebens auf den Pfiff einer Gemse oder das Gackern des Schneehuhnes, nur das eintönige Geschrei der Jochkrähe begleitet ihn.

Ich stieg rasch durch eine Runse des roten Sandsteines in das Tal nieder, es war völlig dunkel geworden, als ich zu Ellmau anlangte. Beim Eintritt in die Stube des Posthauses dampfte mir Brennsuppe entgegen, ein mageres Kerzchen erhellte dürftig den Raum, so daß ich über ein paar dicke Waden stolperte und erst jetzt den Schwarm Dienstboten erkannte, der sich zum Tischgebet vor Stühlen und Bänken niedergekauert

hatte. Kaum war das „Amen“ gesagt, so stürzte alles an die mächtige Tafelrunde und wie beim Einhauen einer Kürassierschwadron hörte man nur das Klirren und Klappern der eisernen Löffel bis auf den Boden der Schüssel. Da sich niemand um mich kümmerte, konnte ich ruhig die ungeheure Leistungsfähigkeit im Essen, welche man ohne weiteres mit den Taten eines Grandgoschiers von Rabelais vergleichen dürfte, bewundern. Ein Berg Nudeln war, obwohl noch das heiße Schmalz pritzelte, eben so schnell verschwunden, wie die Suppe; dann erhob sich die Versammlung, jeder suchte wieder einen Platz zum Knien und man begann den Rosenkranz herabzuleiern. Endlich erbarmte die Kellnerin sich auch meiner, stellte ein Seitel Wein auf und ging dann in die Küche, das Nachtmahl zu bestellen. Das Dienstbotenwesen ist der fressende Schaden des reichen, üppigen Unterlandes, so daß der Reinertrag der gesegnetsten Felder oft kaum sehr mäßige Prozente abwirft. Während im Oberinntal die zu weit getriebene Zerstückelung der Güter ein Bauernproletariat geschaffen hat, das, weil Grund und Boden nicht mehr das nötige Brot liefert, im Sommer auswandern muß, um durch Handarbeit etwas zu verdienen, herrscht im Unterlande die Sitte, einem Sohne alles zu übergeben und heißt die übrigen Geschwister vom heimatlichen Herde weichen. Das sichert freilich einen behäbigen Wohlstand, die Scholle wird jedoch nicht in einer Weise angestrengt, daß sie gäbe, was sie geben könnte. Es gibt Bauern, die entweder 99 oder 101 Kühe im Stalle haben, die Zahl hundert meidet man. Namentlich wußten die Wirte, die stets in Tirol

die Hauptrolle spielten, sich nach und nach große Güter zu erwerben. Darüber ist man jedoch auch einverstanden, daß, wo jetzt eine Familie lebt, ebenso reichlich vier ihre Nahrung ernten könnten. Die Besitzer solcher Güter arbeiten wie ihre Knechte, ohne sich vor ihnen durch bessere Kost und Kleidung auszuzeichnen; das Recht zu befehlen ist ihr einziger Vorzug. Da fragt man sich: wozu so viel Mühe — oder ißt, wer 100 Kühe hat, mehr, als wer 10 besitzt? Sie haben aber den Brauch von den Eltern und Ureltern übernommen und bewahren ihn, ja ein Bauer wäre verrufen, der es anders wollte. Das ist ein konservativer Bauern-Adel, oft statt des Wappens mit eigenen Zeichen am Hause; was die Reihe der Ahnen betrifft, so könnte ihn mancher Stiftspropst beneiden. Solche Güter brauchen viele Hände, die Art der Erbfolge bringt es jedoch mit sich, daß nur wenige heiraten können und daher darf man sich nicht wundern, wenn Mangel an Arbeitskräften herrscht und diese sehr kostbar sind. Das wissen die Dienstboten, sie sind daher übermütig, der Bauer muß ihnen täglich fünfmal warme Kost auf den Tisch stellen. Jeden Feierabend kommen die Nudeln: Schmalzkuchen mit Weinbeeren. „Was auf dem Gute wächst, soll auf dem Gute verzehrt werden!“ lautet ein Spruch im Unterinntal. Wegen des großen Verbrauchs bleibt daher wenig für den Verkauf und der größte Bauer hat von seinem Besitz nicht viel. Bei dem Eifer, mit dem die Leute sich mästen und anschoppen, bleiben auch die Krankheiten nicht aus. Besonders unter den Kindern räumt der Tod auf; im Unterinntal ist ein Kind nur dann schön, wenn es kaum seine Fettwampe vor sich her-

schieben kann. Jetzt, wo überall die Konkurrenz erwacht, können diese Verhältnisse nicht fortbestehen, die Bauern müssen mehr für die Verbesserung von Grund und Boden tun; vor allem bedarf jedoch das Dienstbotenunwesen einer Regelung. Indes naht für das Uebel im Norden bereits die Hilfe aus dem Süden. Es sind die schwarzäugigen Mädchen und Weiber aus Ladinien, die in Scharen wie die Zugvögel über den Brenner wandern und dem deutschen Bauern ihre fleißigen Hände zur Saat- und Erntezeit vermieten. Hier wenigstens dürfen wir keine Verwelschung fürchten und wenn hier auch ein deutscher Michel zu tief in ein solches schwarzes Augenpaar guckt, tut es auch nichts, denn diese Mädchen sind brav und arbeitsam.

In der Poststube wurde es indes leerer, die Schläfrigen suchten ihr Bett, am großen runden Tisch blieben noch einige Knechte zurück, zu denen sich ein alter Senner gesellte. Er erzählte haarsträubende Geistergeschichten, besonders vom Alberer. Wenn nämlich die Hirten vom Gebirg abgezogen sind, so fährt ein feuriges Gespenst durch die Luft, nimmt von Hütten und Geschirr Besitz und wirtschaftet dort in unheimlicher Weise. Es ist interessant, wie hier die Sage ein natürliches Phänomen ergriffen und ausgeschmückt hat. Der Alberer spukt meistens im Anfang November, bekanntlich die Zeit, wo die feurigen Luftmeteore am häufigsten glänzen. Nach der Ansicht des Volkes ist der Alberer ein Senner, der das Gut seines Herrn unredlich verwaltet hat und dafür in Flammen büßen muß. Die Sagen Tirols sind nahezu erschöpfend gesammelt, hier, wie fast überall in Deutschland, handelt es sich nicht mehr um einzelnes,

sondern zunächst um die Ausmittelung des geographischen Verbreitungsgebietes und dafür könnte noch manches geschehen. In Tirol, wo sich nicht nur die deutschen Stämme im Wirrwarr der Völkerwanderung mischten, sondern auch romanische und etruskische Abkömmlinge mit eingeschmolzen, vielleicht sogar den Grundstock bildeten, ist dies doppelt wichtig, aber auch doppelt schwierig. Das Gebiet, wo wir uns aufhalten, ist bis zum Ziller von echt bavarischem Vollblut bewohnt. Dafür entscheidet die Sage, die Geschichte, die Mundart und der Körperbau. Der Dialekt zeigt gegenüber dem harten Dorismus der Oberinntaler einen weichen ionischen Charakter, die Vokale werden breit und voll ausgesprochen, der Auslaut „el" in „ai" umgeschmolzen, so daß man „Schüssai" für „Schüssel" oder „Moidai" für „Mädel" hört.

Unser Senner fand mit seiner Erzählung nicht unbedingt Glauben, ein Knecht bestritt das Vorhandensein von Geistern und Hexen überhaupt und meinte, das seien Erfindungen furchtsamer Leute oder pfiffiger Schelme, die dadurch Geld zu verdienen wüßten. Da rief einer lachend: „Wenn er einmal das Gespenst sieht, das den Peternader erschreckte, wird er schon auch das Kreuz machen." — „Und was ist's mit diesem Gespenste?" rief der Senner, froh, einen Gehilfen für seine Worte gefunden zu haben. — „Das war so," fuhr er fort, „der Peternader tat auch nichts als räsonnieren und spotten ,da flog plötzlich Donnerstag nachts, wo die Hexen schwärmen, seine Kammertür mit lautem Krachen auf und herein stürzte ein Bock, des Teufels Postroß, alle Zotteln mit blauen Flammen brennend. Peternader

schrie freilich: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!", das kümmerte aber den Bock wenig, wie besessen rannte er herum, stieß Peternader, der indes voll Angst aus dem Bett gesprungen war, zu Boden und verschwand plötzlich wieder durch die Tür." — „Da habt ihr's," rief triumphierend der Senner, „der Bock war zweifelsohne der Teufel und Peternader wird wohl am nächsten Morgen einige Messen bezahlt haben, zum Dank, daß ihn die Mutter Gottes rettete." — „Was den Bock anlangt," erwiderte jener schmunzelnd, „so könnt ihr ihn gegenwärtig auf der Alm bewundern; um Peternader, diesen Maulauf zu züchtigen, hatte man ihn mit Branntwein begossen, diesen angezündet und ihn so in die Stube laufen lassen. Was die Meßgelder betraf, haben wir sie Tags darauf versoffen, denn Peternader mußte blechen, sonst drohten wir, die Geschichte überall zu erzählen. Freilich schaute auch eine Magd zu und von dieser ging der Lärm aus; ihr wißt ja, wie die Weiber sind!" Ein lautes Gelächter erscholl und die Gesellschaft ging auseinander.

Ich zog mich auf mein Zimmer zurück; um früh auf dem Wege zu sein, legte ich mich bald nieder. Des Morgens hatte der Wind umgesetzt, es blies ein kühler Nord, der an die Bergspitzen Wolken warf. Als ich aus dem Walde vor St. Johann heraustrat, überraschte mich eine eigentümliche Erscheinung. Gegen Ost zieht ein Ausläufer des Kaisers, eine zwar nicht hohe, aber steile Felswand. Von ihr stürzten wie Wasserfluten im breiten Strom die Nebel nieder, um sogleich in der wärmeren Luft des Tales zu zerfließen. Dieses Spiel hörte jedoch bald auf, indem den ganzen Himmel ein

gleichförmiges Grau überzog. Bald begann es zu tröpfeln und als ich das Haus meines Freundes, des geistvollen Dr. Christian Schlechter betrat, goß der Regen in Strömen nieder.

St. Johann ist ein sehr ansehnliches Dorf mitten in einer weiten fruchtbaren Ebene, auf welche einerseits der wilde Kaiser, anderseits das Kitzbichlerhorn mit seiner Kapelle niederblickt. Merkwürdigkeiten darf man hier keine suchen; es sei denn, man wollte die Kuppel der Kirche auf dem Friedhofe, die von dem einst hochgeschätzten Tirolerkünstler J. Schöpf al fresco gemalt ist, für eine solche gelten lassen, oder die Einsiedelei dort an der Felsenwand vom Klausner, der hier so schön das Waldhorn blies, wie uns Christian Schneller erzählt.

Zu St. Johann ist ein Straßenknoten, ähnlich dem von Wörgl. Ein Weg führt über Waidring nach Lofer, der andere, welcher jedoch für schweres Fuhrwerk nicht geeignet ist, über Hochfilzen ins Pinzgau. Nachdem der Himmel sich geklärt hatte, wandte ich mich gegen Pillersee, ein Tal, das an ernster Schönheit fast mit dem Achentale wetteifert. Trotzdem wurde es von Fremden nur selten besucht und auch jetzt, wo die Giselabahn den Verkehr erleichtert, ziehen sie sich lieber nach Kitzbüchel: es ist eben die Mode, welche den Touristen den Weg vorschreibt. Ich ließ dieses Mal die teueren Wirtshäuser und den Wildsee mit seinen Porphyriden und Ariniten hoch droben im Gebirg rechts liegen und schritt links gegen Norden. Ein schmaler aber langer, dunkelgrüner See spiegelt die Wälder, die stolzen Gipfel des Kalkgebirges, welches im Jahre 1809 vom wilden Kampfgeschrei der Tiroler und Bayern widerhallte. Sie

ruhen auf einem Schiefer, dem Porphyr eingelagert ist, ein seltenes massiges Gestein, über dessen Ursprung hier die Geologen streiten. Etwa an der Mitte des Ufers liegt ein friedliches Dörfchen, aus dem sich ein massives, schloßartiges Gebäude erhebt — das Strafhaus für den Klerus der Salzburger Diözese. Hier an dem stillen See mag schon mancher junge Priester nachgedacht haben, ob denn die Sünde gar so groß, daß er, statt dem Bilde der Madonna, die droben im Himmel tront, an ein hübsches Mädchen von Fleisch und Blut dachte, oder vielleicht ein Gläschen über den Durst trank.

Am nördlichen Ende des Sees ragt ein Hügel aus grünen Wiesen mit einem gotischen Kirchlein auf der Spitze. Es ist dem heiligen Adolar geweiht und der Sage nach das älteste in der Gegend. An der Innenwand befinden sich zwei Gemälde, die Leonardo da Vinci gemalt haben soll, obwohl er nie über den Brenner gekommen. Nun verengt sich das Tal, der Bach läuft durch eine Schlucht, welche nicht von zusammenhängenden Felswänden, sondern von einzelnen Schrofen, die in allerlei kühnen Stellungen den Einsturz drohen, gebildet ist. Nachdem man aus dieser Wildnis hervorgetreten, öffnet sich das Tal wieder, einzelne Höfe liegen unter Ahornbäumen am Abhange zerstreut, auf dem die einfache Kirche von Waidring steht. Es war Abend geworden, im Gebüsch stimmte die Drossel ihr Lied an und die Glocken der heimkehrenden Herden bimmelten durch die Luft. Ich setzte mich auf einen umgestürzten Baumstamm und lauschte dem Rauschen der Ache, ihre Wellen plauderten von den Schlachten und Kämpfen, die hier den Tiroler Adler mit Ruhm

verherrlicht; die sinkende Sonne verklärte mit ihrem Glanz die Berge, wie die Erinnerungen der Jugend das Antlitz eines Greises. Dort, wo sich von beiden Seiten des Tales die Felsen wie gigantische Athleten an einander drängen — schon senkt sich die Dämmerung auf die Höhen nieder und dunkle Schatten tauchen empor — dort vertieft sich der Paß Strub; hier warf 1805 Hager Deroy zurück, hier hielt 1809 Oppacher mit 300 Schützen Wrede und Lefebre einen ganzen Tag auf und wich erst, als er von allen Seiten umgangen war, um noch einmal hinter Waidring den grimmigen Kampf zu beginnen, unterstützt von Ruprecht Wintersteller, der später bei Unken mit Speckbacher einen glänzenden Sieg erfocht. Jetzt alles so still und friedlich! Langsam steigt der Mond, eine Schar Raben sucht laut krächzend die Nachtstätte; soll ihr grelles Geschrei auf diesem geweihten Platze vielleicht daran erinnern, daß es leider Deutsche waren, die hier im brudermörderischen Kampfe gegen Deutsche Ruhm erwarben? Traurige Bilder der Vergangenheit, schwindet hin in Nacht, denn aus Deutschland schimmert ein schöneres Morgenrot! Noch steht der Turm, der den Paß sperrte, halb zerfallen, wie die Mauer, welche am Berg emporzieht. Jetzt erinnert ein Denkmal an die Kämpfe jener Tage.

Das Posthaus ist ein großes, stattliches Gebäude, wie man es in einem schlichten Dorfe gar nicht erwartet. Freilich war es für andere Zeiten berechnet, wo noch die Eisenbahn nicht allen Verkehr an sich gerissen hatte und abends oft, trotz der langen Reihe von Zimmern, keine Unterkunft zu finden war. Im Flur des Hauses ist ein kunstloses Gemälde aufgehängt, welches aus der

Vogelperspektive eine Uebersicht der Gefechte am Paß Strub gibt, denn der Großvater des Postmeisters war einer der Anführer. Auf dem Friedhofe liegt der Schützenhauptmann Schlumpf begraben, der am Berg Isel ehrenvoll mitfocht, begleitet von seinem weißen Pudel, welcher bei jedem Sturm voranlief und ihm bei den Franzosen einen Spitznamen eintrug. Vor ihm starb noch 1842 sein Sohn Sigmund, ein talentvoller junger Poet. Er ruht fern in welscher Erde zu Padua, wo er Medizin studierte. Seinem Andenken werde ich bei Gelegenheit einige Zeilen widmen.

Gedichte von großer Innigkeit enthalten die Frühlieder und das neu erschienene „Tiroler Dichterbuch“. Ein tiefes Naturgefühl mit einem Hauch von Pantheismus zeigt die schöne Strophe:

„Allwesen Du, mir nah und fern,
Das durch des Lebens Tiefen zieht,
Bist Du nicht Abendrot und Stern
Und stille See, unsterblich Lied!“

Der Postmeister redete mir zu, die Kammerkar zu besteigen, indem er mir die herrliche Aussicht pries, die gar wohl neben der hohen Salve gerühmt zu werden verdiene, leider aber zu wenig bekannt sei, um die Fremden anzulocken.

Mit dem Grauen des Morgens stieg ich das sehr steile waldige Gehäng hinan, von Zeit zu Zeit rastend, oder einen Blick auf die Landschaft werfend, welche in der Dämmerung vor mir lag, während die höchsten Bergspitzen bereits rosig leuchteten. Der Weg ist sehr bequem, indem er sich in langsamen Zickzackbiegungen nur allmählich erhebt. Als ich die erste Terrasse erreicht

hatte, glänzte bereits das volle Sonnenlicht durch die Bäume; ich schritt durch den Wald rüstig vorwärts, indem ich, wie Dante vor dem Berg des Fegefeuers, besorgt emporblickte, wo es mir gelingen werde, die pralle Wand des Megaloduskalkes, der wie eine unbezwingliche Festung dem Dolomit auflagert, zu überwinden. Plötzlich schlängelt sich ein Pfad empor, dort, wo er zu schmal war, um das Vieh aufzutreiben, durch Steinplatten ergänzt. Die Sonne schien glühend an die weißen Schrofen, so daß man sich fast die Hand versengte, wenn man die Kanten, um emporzuklettern, erfaßte. Man durchquert hier allmählich die Schichten vom Keuper bis zum oberen Jura; überall ragen Versteinerungen aus den Platten. Bei dieser üppigen Weide vergaß ich Schweiß und Mühe und arbeitete bis gegen 4 Uhr mit Meißel und Hammer, daß die Splitter flogen. Endlich war der Magen nicht mehr zu beschwichtigen; sehr zufrieden mit dem Erfolge, versteckte ich die Beute unter Gestrüpp, kehrte auf den Pfad zurück und erklomm das höchste Plateau, welches, völlig von Bäumen entblößt, aber prangend in üppigem Grün, auf einer Unterlage von rotem Marmor sich ausbreitete. Zwischen den kleinen Hügelwellen lagen die Almhütten. Ich betrat eine derselben, um jene zu erfragen, welche dem Postmeister zu St. Johann gehörte und wo ich übernachten sollte. Am Herde saß ein hübsches Mädchen mit Backen, rot wie die Aepfel; ein alter Mann nebenan, mit grauem Haar, ihr Vater, rauchte ruhig sein kurzes Pfeifchen; beide pflegten das Vieh, welches draußen graste. Sie gaben mir freundlichen Bescheid, da die Alm des Postmeisters kaum zweihundert Schritte

entfernt war, so ging ich ohne weiteren Aufenthalt dahin. Der Senner war von meinem Kommen schon unterrichtet und erbot sich also gleich, mir einen Schmarrn zu kochen. Während er dazu Anstalten traf, lief jenes hübsche Mädchen daher und brachte mir den Hammer, den ich vergessen hatte. „Schau, schau," rief lachend der Senner, „Ihr habt Glück, daß Euch ein so schönes Dirndl nachrennt!" — „Ich meine," erwiderte ich, „die Sache ist anders und der Hammer läg' noch leicht drüben, wenn d u nicht hier in der Kaser wärst." Da beide rot wurden, so hatte ich allerdings ins Schwarze geschossen. Ich ging in die Stube nebenan, wo ich freilich nicht aufrecht stehen konnte, so niedrig war die Decke. Hatte ich schon am Herde das spiegelblanke Geschirr mit Wohlgefallen betrachtet, so überraschte mich auch hier die größte Reinlichkeit. Die Wäsche des Bettes war weiß, die Diele blank gefegt, die Fenster sauber, kurz, diese Junggesellenwirtschaft übertraf an Nettigkeit manche Handwerkerwohnung in der Stadt. Meine Betrachtungen unterbrach plötzlich der Ruf des Senners: „Fertig ist's!" Ich ging in die Küche und er schüttete den Schmarrn auf einen hölzernen Teller, neben welchen er eine Schüssel rahmige Milch stellte. Nachdem ich mich herzlich satt gegessen, ging ich wieder vor die Hütte. Die Sonne war unterdessen tiefer gegen Westen gesunken, ein kühles Lüftchen wehte und die Kuppe des Joches schimmerte so einladend im goldenen Grün, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, hinaufzusteigen. Rund um dieselbe zog sich ein Band von rotem, wohlgeschichtetem Marmor, der zu Tischplatten und Kirchenschmuck gebrochen wird und wenn

er nicht so hoch im Gebirg stände, gewiß allseits verwendet würde. Der Paläontolog kann hier eine Nachlese von versteinerten Ammoniten halten; das Beste holte schon der Pfarrer Dötzkirchner von Reit im Winkel für das geologische Museum zu München.

Der Weg zum Joch zieht sich sanft über Mähder, aus welchen sich ein kleiner, von Zwergföhren überwachsener Felsgipfel mit der Triangulierungspyramide erhebt. Bald war dieser erklettert. Der Postmeister hatte recht; man genießt hier wirklich einer unvergleichlichen Fernsicht. Im Bogen schimmern die Schneehörner und Gletscher der Zentralalpen, in greifbarer Nähe ragen die Felsen der Kalkkare empor und dann das Labyrinth der grünen waldigen Vorberge, vor welchem sich das bayrische Flachland mit dem Chiemsee in ungemessene Weiten ausdehnt.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, einige schmale Wolkenstreifen verhüllten sie wie Schleier, bis sie wieder blitzend durchdrang; endlich wurde ihr Flammenglanz matter und der ungeheure purpurrote Ball sank hinter den fernen Hügeln Schwabens. Die Wolken loderten und glühten, bis endlich ihre Farbe aus dunkelviolett in grau überging. Auf diesen Höhen bricht die Nacht schnell ein; deshalb mußte ich mich sehr beeilen, um ohne Gefährde zurückzukehren. Vor der Hütte begegnete mir der Senner; ihm schien es unbegreiflich, daß ich wegen des Unterganges der Sonne auf das Joch gestiegen, das sehe man ja alle Tage, wenn nicht etwa der Himmel trübe sei. Unser Sinn für schöne Landschaften und die Reize der Natur ist ein Resultat der Bildung. Bei den meisten Touristen ist freilich die Bewunderung der Natur

auch nur eine Mode, die mitgemacht werden muß; wir zweifeln nicht, daß diese wieder einer anderen Platz machen werde und vielleicht entdeckt man auf Gebieten, die man jetzt übersieht und nicht beachtet, Reize, welche mehr locken, als die wilde großartige Schönheit der Alpen, die eigentlich im Grunde genommen nur wenigen verständlich ist. Darin gleichen die Berge den Klassikern, man kann sie durchlaufen und hat auch davon Genuß und Belehrung; ihre volle Schönheit, ihre Eigentümlichkeit enthüllen sie aber nur dem, der ihnen mehr als ein Jahr widmet und von verschiedenen Seiten, zu verschiedenen Zeiten vor sie hinzutreten wagt. Sollte vielleicht gar der Naturforscher Recht haben, der die Frage: „Was ist für ein Unterschied zwischen einer Schar Touristen, welche der Führer auf das Joch geleitet und einer Herde Schafe, die der Senner hinauftreibt?" — dahin beantwortete: „Jene setzen sich auf der Spitze droben in das Gras, diese fressen das Gras." Manchmal gewiß!

„Früh schlafen und früh auf" ist Grundsatz auf der Alm, dem ich nicht widersprach. Ich warf mich daher bald auf das Bett und schlummerte, nachdem ich noch in der Odyssee geblättert, bald ein. Nebenan befand sich der geräumige Stall, in den allabendlich das Vieh eingetrieben und worin es an der Kette befestigt wurde. Das geschieht nicht auf jeder Alm, gewöhnlich überläßt man die Tiere sich selbst, oder man sperrt sie in einen Pferch, der mit einer Mauer aus roh gefügten Bruchsteinen eingefaßt ist. Hier mögen sich denn die Rinder auf dem Boden, der aus weichem Mist und feuchter Erde zu einem Brei geknetet ist, behelfen, wie sie können.

Auch die Almhütten gleichen in anderen Gegenden des Landes eher einem Schweinestall, als der Wohnung menschlicher Wesen, so daß die Franzosen nicht erst nach Polen hätten gehen dürfen, um den Schmutz als fünftes Element kennen zu lernen. Dem entspricht gewöhnlich die Tracht der Senner. Den Leib überkrustet eine Borke von Kot, das Hemd wird während des Aufenthaltes im Gebirge nie gewechselt und gleicht daher einer schmierigen Leimtasche; die Entschuldigung, welche man für diesen Unflat hört, lautet dahin, dieses sei das beste Mittel gegen Ungeziefer. Der Senner verbringt die langen Stunden des Tages gewöhnlich in göttlicher Faulheit; ist das Wetter schlecht, liegt er auf dem Heu und horcht behaglich dem Klopfen des Regens zu, scheint die Sonne, so sucht er einen weichen Grasfleck, flackt auf dem Bauche, deckt sich mit dem Hintern zu und qualmt einen Tabak, dessen Gestank sich nur mit dem seiner Wäsche vergleichen läßt. Ueber das Dolce far niente der Senner — und dieses ist vorzüglich der Grund, warum sie sich so nach der Alm sehnen — ließe sich ebenso gut ein Kapitel schreiben, wie über das der Neapolitaner. Der Müßiggang wird nur durch das Melken des Viehes, die Bereitung der Butter, die, zu großen Ballen geschlagen, in sogenannte Männlein aufgestockt wird, des Käses, welcher ebenfalls im Gaden in Reih und Glied steht und vor allem durch das Kochen eines schmalzigen Breies, der tagein tagaus als Kost dient, unterbrochen. Die Steine, welche über die Alm zerstreut den Graswuchs hemmen, aufzusammeln, fällt einem solchen Schlingel nur selten ein. Daher ist die Almwirtschaft in manchen Gegenden Tirols nicht so ein-

träglich, als sie es unter anderen Voraussetzungen sein könnte, ja sie nimmt, wie sich statistisch nachweisen läßt, sogar von Jahr zu Jahr ab, indem der ausgesaugte Boden immer weniger Vieh ernährt.

Der Leser erwartet, ich werde ihm nun auch von den Sennerinnen erzählen, etwa in der Art, wie er Stücke auf der Bühne gesehen hat, wo alles parfümierte Empfindsamkeit atmet. In Tirol versehen auf der Alm fast ausschließlich Senner den Dienst; der Klerus, welcher strenger geworden, eifert überall gegen die Dirnen und es läßt sich nicht leugnen, daß früher Männlein und Weiblein in nackter Paradieseseinfalt da droben auf den Bergen zusammenlebten. Was man jetzt von Weibsleuten auf der Alm trifft, ist gewöhnlich so garstig, daß man gewiß keine mit einer Stange anrühren möchte. Ob das Mittel geholfen hat? Daran zweifelt jeder, der das Unterland kennt, wo das sechste Gebot wohl im Katechismus steht, aber den Buben und Mädeln nicht immer ins Blut übergegangen ist.

Als der erste Schimmer des Tages durch die Spalten des Stalles drang, wurden meine gehörnten Nachbarn unruhig und begannen zu muhen, so daß ich nicht mehr schlafen konnte und das Weite suchte. Noch ehe die Sonne aufging, stand ich vor der Marmorsäule, welche mit dem Wappen Tirols, Bayerns und Salzburgs geschmückt, die hier zusammenlaufende Grenze dieser drei Länder bezeichnet. Nach einer Sage hätten die Fürsten derselben einmal hier getafelt und der Stuhl eines jeden sei auf seinem Gebiet gestanden. Eine ähnliche Grenze finden wir in Dantes „Hölle“ am Gardasee.

Von hier wendete ich mich westlich, es dem Zufall

überlassend, wohin er mich über Stock und Block führen würde, wußte ich doch, daß ich in das Tal der Ache gelangen mußte. Durch den Wald niedersteigend, kam ich an die bewachsenen Reste einer Schanze, die eine Verbindung zwischen Kössen und Waidring gedeckt hatte und von hier zu einem Bauernhof, dessen Herr seit uralter Zeit ein eigentümliches Vorrecht übt. Der Geistliche des Dorfes, dem er eingepfarrt ist, darf nämlich die Christmette nicht früher beginnen, bis jener eine schwere Butterkugel auf den Altar niedergelegt hat.

Der Weg in das schöne Talbecken von Kössen ist von Tannen beschattet; nach Osten werden bereits die Berge niederer und reichen nicht mehr über die Holzgrenze, jenseits derselben beginnt das hügelige Vorland der bayrischen Ebene. Hier grünt noch die schöne Weißbuche, welche, durch ganz Oesterreich und Salzburg verbreitet, ihre westliche Grenze bei Kufstein berührt.

Die Ebene ist unverkennbar der Boden eines ehemaligen Sees, von dem der Walchsee ein Ueberrest ist und dessen Wasser durch die Spalte von Klobenstein abflossen. So heißt ein Felsenriegel östlich von Kössen, welcher, durch einen Riß bis zum Grunde geborsten, der Ache kaum Platz läßt und sie, wenn im Sommer häufige Regen ihre Flut schwellen, oft weit zurück ins Tal staut. Hier sei Maria von Herodes verfolgt worden, und als sie an die Felsen gelangte, wo kein Ausweg mehr war, öffneten sich diese, um ihr einen Pfad zu bahnen. Nebenan steht ein vielbesuchtes Kirchlein unter der Obhut eines Klausners.

Auf dem waldigen Wege von Kössen erhebt sich als einzige Merkwürdigkeit eine Säule, das Andenken des

Bruderkampfes zwischen Bayern und Tirolern. Sie trägt die Jahreszahl 1703; an dieser Stätte wurden einige hundert Bauern, welche, um zu rauben, aus Bayern eingebrochen waren, niedergemetzelt. Kössen ist übrigens den Geologen wohlbekannt; ein wichtiger Schichtenkomplex hat von dem Dorfe den Namen.

Der Walchsee, in dessen Wässern sich die Kalkschrofen des Kaisers spiegeln, ist fast regelmäßig oval und von keinem großen Umfange. Der Weg in das Inntal geht durch eine Waldschlucht, die im groben Konglomerat der Tertiärformationen eingegraben ist; Ausbisse und Schmitzen von Braunkohle veranlaßten bereits manchen erfolglosen Schürfversuch. Am Eingange des Inntales im Wirtshause der Sebi, wo die Straße von Chiemsee mündet, mag man wohl ein Viertelstündchen rasten; während die Hitze des Tages verkühlt, schlürft man hier gern ein Glas Wein und bewundert das herrliche Landschaftsbild. Die Linien sind allerdings zu unruhig, zu rasch wechselnd, ja fast zu geknickt, als daß ein Maler sie auffassen möchte; hier jedoch, wo es sich nicht um einen Fleck Leinwand handelt, sondern ungeheure Berge, wie der Pendling, dessen Pyramide hoch über die niedere Waldkette emporreicht, den Umriß in den blauen Himmel zeichnen, hier freut man sich an den prächtigen Einzelheiten, welche Sonnenglanz und Farbe doch zur Harmonie verbindet. Wer mutet einem Künstler zu, das Panorama des Unutz oder des Kammerkar wiederzugeben, oder den Sternenhimmel zu malen? Es gibt Dinge, die sich durch ihre Größe dem Rahmen entziehen, ihn zersprengen; auch hier zeigt sich der Meister in der Beschränkung.

Weil es mir einerlei war, ob ich Kufstein bei Tag oder Nacht erreichte, so schlenderte ich langsam durch die Erlenau von Ebbs und gelangte erst beim Einbruch der Dämmerung an die Gallasschanze, ein ehemaliges Vorwerk der Festung, welches sich, an einen Sporn des Kaisergebirges lehnend, zum Inn zieht und den Zugang vollständig sperrte. Wall und Graben sind noch gut erhalten, jedoch von Gras überzogen, die Kasematte ist in eine Schnapskneipe umgewandelt.

Ein steiler Fels, an der Nordseite vom Inn bespült, trägt die alte Festung Kufstein. Was sich in der Gegend Bedeutendes zugetragen, knüpft sich an ihre Wälle, die, völlig sturmfrei, nur durch Aushungerung oder Batterien, die auf höher liegenden Punkten errichtet sind, bezwingbar sind. Die Mauern aus Tuffstein, der die Kugeln eindringen läßt, aber dabei nicht zersplittert, haben eine Dicke von 2—3 Klaftern; sie konnten daher gewöhnlichem Geschütz festen Widerstand leisten, vor dem Gruß gezogener Kanonen würden sie sich bald neigen müssen.

Früher waren alle Plätze, welche die Umgebung beherrschten, mit Festungswerken gesichert; auf der Zellerburg, die jenseits des Inn Kufstein überhöht, standen zwei Blockhäuser; von hier bis zum Maistallerberg war das Tal durch eine Reihe zusammenhängender Schanzen und Redouten, in deren Mitte eine Kaserne die Straße sperrte, geschlossen, ebenso hatte man den vorliegenden Lausbüchl nicht außer acht gelassen. In der langen Zeit des Friedens verfielen diese Werke; neuerdings hat man jedoch diesem Passe gegen Bayern wieder Aufmerksamkeit geschenkt. Als die Eisenbahn

eröffnet wurde, baute man in der Nähe des Bahnhofes nach den neuesten Regeln der Befestigungskunst ein Fort, das zwar viel Geld kostete, jedoch als ein militärisches Schaustück in neuester Zeit dem Abbruch überlassen wurde. Die Eisenbahn zu decken, genügen einige Minen am Inn bei den Felsen der Zellerburg.

Kufstein hat mehrere Belagerungen ausgehalten; zum ersten Male eroberte es Kaiser Max, der den Kommandanten Pienzenauer hinrichten ließ. Dieser hatte die Majestät dadurch beleidigt, daß er auf jeden Kanonenschuß zum Spott die Mauern mit einem Besen abzukehren befahl, bis die schwersten Geschütze jener Zeit, Burlepaus und Weckauf, aus dem Zeughause von Innsbruck geholt wurden und die Mauern zertrümmerten. Das geschah 1504. Im Jahre 1703 ging die Festung durch Ratlosigkeit des österreichischen Kommandanten an Bayern verloren. Während des Aufstandes 1809 verteidigten sie diese heldenmütig gegen die Bauern unter Speckbacher, der vergebens alle List aufbot, sie zu bezwingen. Der wilde Kampf, der Haß gegen die Unterdrücker hatte in seiner Brust jedes Gefühl von Ritterlichkeit erstickt. Unbekannt ist die folgende Anekdote. Die Gräfin Trautmannsdorf, die Mutter des bekannten Politikers Norbert Pfretzschner, besaß zu Kufstein ein Wirtshaus. Sie war spät abends in ihrem Zimmer, da öffnete sich plötzlich leise die Türe und der furchtbare Tiroler Bauernführer stand vor ihr. Er war durch eine Dachlucke eingestiegen. Nun redete er ihr in jeder Weise zu: „Sie solle die bayrischen Offiziere, welche bei ihr einkehrten, vergiften!“ — Die edle Frau wies diesen Anschlag mit Entrüstung zurück und er verschwand wie-

der durch das Dach. An Oesterreich wieder zurückgegeben, diente die Festung bis jetzt als Gefängnis für Verbrecher und politisch Kompromittierte. Hier saß eine Zeitlang die Pariser Göttin der Vernunft Theroigne Mericourt; droben auf dem Kaiserturm brummten 1830 mehrere Polen, für welche ich als unreifes Studentlein in den Ferien schwärmte. Einer durchbrach die dicken Mauern und entrann, 1849 war hier eine ungarische Gräfin eingesperrt; hier vertrauerte Roßa Sandor, der Geier der Pußta, seine Tage in langer Gefangenschaft. Früher wurde dieser kühne Räuber von vielen Neugierigen besucht, welche ihn mit Wein und Zigarren beschenkten: da erwachte sein magyarischer Stolz und er forderte vom Kommandanten der Festung, daß niemand mehr kommen dürfe, ihn wie ein wildes Tier zu betrachten. Trotzig und verschlossen auf dem Strohlager liegend, brütete er langsam hin, bis er begnadigt an die Sümpfe der Theiß zurückkehren durfte, wo er als Räuber endete. Außer den Erinnerungen der Geschichte bietet Kufstein wenig Merkwürdiges. Die alte gotische Kirche ist modernisiert; Beachtung verdient ein Grabstein aus rotem Marmor an der linken Wand, reiche Wappenschilder und kunstreiche Schnörkel geben Zeugnis von dem biderben und ehrenreichen Ritter, dem Gott eine glückliche Urständ verleihen wolle. — Noch ein Grab! Aber nicht hier, sondern am Fuße des Calvarienbergleins, wo so viele Fremde die schöne Aussicht bewundern. Ein Grab ja! Hinter dem eisernen Gitter auf dem Friedhofe ruht Fr. List, der große Nationalökonom, der hier seinem traurigen Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte und nun in der ewigen Ruhe nicht

mehr an den Dank denkt, den ihm das deutsche Volk schuldete, aber nicht zollte. Dieses Grab ist ein schönes Zeichen der Duldsamkeit, welches den Kufsteinern Ehre macht.

Den nächsten Tag benutzte ich zu einem Ausflug nach Thierberg, einer Ruine, die sich mitten aus den Bäumen eines rauhen Kofels erhebt. Ihr jetziger Besitzer hat sie vor gänzlicher Zertrümmerung gesichert. Eine Kapelle nebenan ist dem heiligen Johannes geweiht und steht unter dem Schutze einer Einsiedelei, welche noch vor kurzem ein armes Weib bewohnte. Wie die Sage erzählt, vertrieb die Gräfin eine schwangere Bettlerin, welche Almosen heischte, hart und mitleidlos. Diese tat den Fluch, sie solle bei der ersten Entbindung so viele Kinder erhalten, als Tage im Jahr. Richtig gebar sie 365 fingerlange Knirpse, welche der Priester in einer Schüssel taufte. Die Geschichte muß wahr sein, denn sie ist auf einer hölzernen Tafel abgebildet und die Frauen, welche Nachkommenschaft wünschen, wallfahrten fleißig, vielleicht suchen sie dort Lessings Einsiedler. Im Walde liegen einzelne Höfe, echt germanische Ansiedlungen, wie denn die Bewohner dieser Gegend überhaupt von reiner bavarischer Rasse sind. Auf dem Mittelgebirge sind mehrere Seen zerstreut; es macht einen eigentümlichen Eindruck, wenn man plötzlich aus den dichten Tannen heraustritt und die ruhige dunkle Wasserfläche zu Füßen sieht. An dieser einsamen Stätte, deren Stille höchstens der Schrei eines Falken unterbricht, erinnert man sich gern an den reizenden „Alpsee" von Christian Schneller, oder an den düsteren Lenau; ich habe unter den Bäumen des

Ufers, mit der Büchse zur Seite, hier manche Stunde verträumt.

„Auf wilder Höhe liegt der See
Er spiegelt klar der Alpen Schnee."

Den Rückweg von Thierberg suchte ich quer durch den Wald gegen Kiefersfelden, ein Dorf, welches durch seine Bauernkomödien berühmt war, an denen auch viele Arbeiter der Eisenschmelze teilnahmen. Unweit davon erhebt sich links an der Straße die Ottokapelle in reichem gotischen Stile, mit einem Unterbau von Quadern. An dieser Stelle nahm Prinz Otto von Bayern Abschied von seinen Eltern, welche ihn bis an die Grenze begleitet hatten, als er nach Griechenland reiste, um die Krone dieser undankbaren Slaven zu tragen und dann schmählich zu verlieren.

An der Schattenseite der Zellerburg reichen die Alpenrosen bis in das Tal. Wenige Schritte davon steht das Kirchlein des heiligen Leonhard, den das Volk zum Patron der Pferde erkor. An seinem Feste versammelten sich früher alle Bauern der Gegend und galoppierten mit ihren Rossen dreimal um das Gebäude, in der Meinung, dadurch das Vieh im ganzen Jahr gesund zu erhalten. Von hier führt eine prachtvolle Lindenallee zur Naggelburg, einem Wirtshause, wo die Festlichkeit gewöhnlich mit Zechen und Raufen geschlossen wurde.

Quer über den Sattel des Kaisersgebirges führt ein Einschnitt bei Sparchen, einer Mühle am Ausgange des Bärentales. Selten hat der absichtslose Zufall dem Künstler ein fertiges Bild geliefert, das er ohne weitere Zugabe einfach abzuzeichnen braucht; hier findet er ein

solches und er kann es dem Photographen nur durch den Reiz der Farben zuvortun. Links eine Felsenwand, an der sich kühn ein Pfad emporwindet, rechts der Abhang mit großen Föhren, in der Mitte die Schlucht mit einem riesigen Steinblocke, dessen Spitze ein großes Kreuz ziert, im Vordergrund die Mühle mit dem schäumenden Bach; das ist ein kleines Meisterstück von künstlerischer Anordnung.

Der Steg an der Felsenwand führt zu mehreren Bauernhöfen, welche die Kufsteiner nicht selten besuchen, um sich an Alpenluft und frischer Milch zu laben. Ich stieg in die Schlucht, in deren Tiefe sich der Bach durcharbeitet, hinab, denn in der Felsenwand ist eine schattige Höhle vertieft, wo sich angeblich Tierknochen befinden sollen. Wild und schroff war der Weg, einzelne Tannen hatten sich mit dem Wurzelgeflecht fest in das Gestein eingekrallt, als fürchteten sie, schwindelnd in den Abgrund zu stürzen; mich stellenweise an Aeste und Stämme haltend, dann wieder im Sprunge vorwärts auf den eckigen Kanten oder die Hand an einen Grasbüschel klammernd, erreichte ich endlich die weite Mündung der steinernen Halle. Der Boden bestand aus feinerem Grus, zum Teil durch den aufgelösten Kalk verkittet, in dem ich bald Klauen, Zähne und Knochen von Bären entdeckte, gemengt mit den Ueberresten der Wiederkäuer, welche jenen zur Nahrung dienten. Man muß jedenfalls den Geschmack der Familie Petz loben, die hier ihre Wohnung aufschlug, wo die schroffe Wand alle Sicherheit gewährte und das Rauschen des Baches die Trägen bei der Sommersiesta gar angenehm in Schlummer lullte. Uebrigens können die Knochen auch

von alten Höhlenbären stammen, leider war kein Stirnbein erhalten, das die Bestimmung erleichtert hätte. Sei dem, wie ihm wolle, diese Knochenhöhle ist jedenfalls als einzige bis jetzt in Tirol entdeckte für den Naturfreund von Belang.

Der Charakter der Gegend wurde immer düsterer, Felsen und Bäume hemmten jede Fernsicht und ich atmete frei auf, als mir endlich ein offener grüner Fleck mit einer Almhütte winkte. Die Sennerin, wenn auch kein schönes, doch ein frisches, gesundes Mädchen, bot mir bereitwillig Milch und Butter. Ich wollte ihr dafür ein paar Sechserln bieten, sie lehnte es aber kopfschüttelnd ab mit dem Beisatz: „das wäre ein neuer Brauch auf dem Kaiser, wenn man ein Tröpflein Milch zahlen wollte.“ Mich erfreute diese Gastfreundschaft um so mehr, da sie auf den andern Almen fast zur Mythe geworden. Als ich vor die Türe trat, heftete ich den Blick zufällig auf einen grünen Fleck hoch oben in den Kalkfelsen; das Mädchen bemerkte es und erklärte, das sei des Teufels Wurzgarten, wohin er aus Neid alle Kräuter versetzte, die dem Menschen nützlich sein könnten. Die Bauern bevölkern diese schauerliche Felsenöde, die sich vortrefflich zu einem Hintergrunde für die Einleitung zu Lenaus Faust eignen würde, mit Gespenstern; hieher verbannen fromme Kapuziner die Seelen derjenigen, welche nach ihrem Tode an der Stätte ihrer Sünden rumoren und die Leute schrecken. Hinter der Alpe erhebt sich das Stripsenjoch, dessen Schneide man über grüne Wälder in einer halben Stunde bequem erreicht. Jenseits senkt sich der Weg durch eine steile Rinne nieder, bald betritt man wieder

Grasboden, über welchen die Blöcke der Carditaschichten mit zahllosen Versteinerungen zerstreut sind. Plötzlich fielen mir einzelne Tropfen auf die Hand, der Sturm begann um die Felsenzacken zu toben und ein furchtbares Gewitter brach los. Ich stand in einer verlassenen, halb zerfallenen Schäferhütte unter; einige Ziegen, die mäckernd daherstürzten und den Regen scheuten, leisteten mir Gesellschaft. Endlich war der Orkan vorübergebraust, alles glänzte wieder taufrisch und farbenbunt; ich kehrte, obwohl ich nach St. Johann nur zwei Stunden gebraucht hätte, wieder nach Kufstein zurück, oft gehemmt von den Bächen, die durch jede Rinne abflossen.

Am nächsten Morgen schlug ich den Weg über den Kufsteinerwald ein. Die Straße ist jetzt an den Inn verlegt und dadurch die Höhe, welche man sonst nur mit Vorspann überwinden konnte, umgangen. Auf diesem einsamen Wege fällt dem Wanderer manche Räubergeschichte ein, die noch im Volke nachklingt und bald verklingt, weil sie der Lärm der Eisenbahn übertönt. Das Dorf Kirchbühl mit seinen im Wald zerstreuten Höfen ist eine anmutige Idylle. In dieser Einsamkeit entstand die religiöse Sekte der Manharter, welcher der Papst nicht mehr rechtgläubig genug war, so daß sie die Weihe der Priester nicht anerkannte. Die Leute waren von puritanischer Sittenstrenge; der letzte Manharter liegt, weil er die Sakramente auf dem Sterbebette zurückwies, unter dem Apfelbaum seines grünen Angers.

An jenem einsamen Grabe vorüber schritt ich langsam weiter zum Eggendorfer Walde. Das Volk erzählt von einer versunkenen Stadt, die Schaufel des Bauern

traf auf zerbröckelte Urnen mit Knochenasche und Bronzegeräte. So nah liegen hier Heidentum und Christentum friedlich nebeneinander.

Ich traf rechtzeitig in Wörgl ein, um mit dem Dampfwagen Innsbruck vor Abend zu erreichen.

Die tiroler Schützen

Wer hätte nicht schon die Lieder der Tiroler Sänger gehört, sei es nun auf einem Jahrmarkt in schmutziger Bude oder im glänzend erleuchteten Konzertsaal? Nur schade, daß diese Nationallieder vom Volke in Tirol gar nicht gesungen werden und ihm oft ganz unbekannt sind. Man kann sie freilich nebst mancher andern erlogenen Gemütlichkeit in den Wirtshäusern des Zillertales hören, da sind aber im Dorfe auf Kosten des Fremden ein Paar Vögel künstlich abgerichtet, die sie komödiantisch aufgeputzt für Geld zum Besten geben. Das Volk in Tirol singt wenig mehr: wenn die Leute ins Schuldbüchlein schauen, vergeht ihnen die Lust dazu; an manchen Orten hat man wohl gar die Zithern als Werkzeuge teuflischer Lust zerschlagen. Freilich hört man hie und da ein Schnadahüpfl zu Ehren eines saubern Dirdnls oder auch zu Unehren von Menschen und Ständen, welche das Gesetz vor derlei Angriffen zu schützen pflegt. Jene sogenannten Nationalgesänge wissen viel von Gemsen, lustigen Sennerinnen und kühnen Jägern. Was die Gemsen betrifft, so muß es sich mancher ehrliche Gaisbock gefallen lassen, daß seine Haut auf den Namen des stolzen Vetters zu Handschuhen verarbeitet von den Hausierern, die nicht in, wohl aber außerhalb Tirol jedermann dutzen, durch ganz Deutsch-

land verkauft wird. Die Gemsen sind viel zu selten, um all' das Leder zu liefern; noch seltener aber die schönen Sennerinnen, oder eigentlich zum Jammer des berühmten Berliner Gemsenjägers gar nicht mehr vorhanden. Die Milchwirtschaft wird jetzt fast überall auf den Alpen von oft sehr unflätigen Sennern betrieben; denn man hat sich, besorgt für die Tugend der Lämmer, darein gelegt, daß keine Mädchen mehr auf die Alm kommen. Hie und da sieht man allerdings eine Sennerin, da möchte man sich aber davor kreuzigen und segnen. Nur in einem kleinen Teile des Unterinntales, der zur Diözese Salzburg gehört, ist es besser; doch wir reden von Tirol überhaupt. Nun, da wird's mit den Schützen auch nicht mehr weit her sein, den lustigen Buben, keck genug, dem Teufel ein Horn abzubrechen, wenn er Lust hat zu raufen. Ja es ist nimmer viel damit; der letzte Steinbock wurde vor mehr als hundert Jahren im Zillertal geschossen und vielleicht stirbt ihm, ehe hundert Jahre verflossen sind, der letzte echte Wildschütz nach und ein Paläontolog sammelt unter einer Felsenwand seine zerschellten Knochen etwa wie die des Mammuth für ein Museum. Alles hat seine Ursachen; so läßt sich gar mancher Grund angeben, warum diese originelle Menschengattung im Verschwinden begriffen ist. Der wichtigste ist wohl, daß der Wildstand überall sehr vermindert, ja in manchen Gegenden fast ganz vernichtet wurde. Sieh dir die herrlichen Zentralalpen Tirols an mit ihren grünen Matten, darüber der Gürtel dunkler Zirbelbäume und zu höchst die schimmernden Gletscherkronen: Du hörst das Krächzen der Jochdohle, aber selten das Falzen des Auerhahnes; da und dort klingelt

das Glöckchen des Leitschafes, der grelle Pfiff der Gemse ist jedoch verstummt und wohl wühlt die Alpenmaus die Erde auf, vom zierlichen Murmeltier erzählt jedoch kaum die Sage. Nicht oft mehr siehst du einen Adler durch die Luft schwimmen, den letzten Lämmergeier haben vor dreißig Jahren die Ampezzaner — aufgegessen. Das Museum zu Innsbruck, welches diesen letzten Mohikaner für seine Sammlungen zu besitzen wünschte, erhielt einige wertlose Federn. Wo nichts ist, hat auch der Kaiser das Recht verloren und niemand kann dort etwas schießen, daher wird sich auch nur mehr in den wildesten Gegenden Tirols der klassische Typus des Wildschützen ausbilden. Seit 1848 ist die Jagdbarkeit großenteils in den Besitz der Gemeinden übergegangen. Das hat nun allerdings die Folge, daß die Bauern das Wild, welches ihnen selbst gehört, nicht mehr stehlen, weil sie die Jagd verpachten wollen und niemand auch nur einen Pfennig dafür gäbe, wenn das Wild nicht einigermaßen sicher wäre. Die Pächter sind aber nicht selten Leute, die von dem edlen Waidwerk ungefähr so viel verstehen, wie ein Damenhündchen, und daher, um den Schilling herauszuschlagen, für ein paar Groschen jedem gestatten, sein Pulver im Wald zu verpuffen und so kracht es den ganzen Tag, daß selbst arme Finken und Meisen von überstandener Lebensgefahr zu pfeifen wissen. Hie und da übernimmt allerdings ein verständiger Mann die Sache und dann hebt sich in kurzer Zeit der Wildstand auf wunderbare Weise. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß das Handwerk des Wildschützen nicht sehr einträglich ist; der Glücklichste verdient sich kaum das Schmalz auf die Suppe und während jedes andere Gewerbe seinen

Mann nährt, ist hier der Hunger Koch. Früher war es freilich anders! Da besaß der Adel geschlossene Wildstände, die sorgfältig gehegt wurden; jetzt hat er aber in Tirol abgewirtschaftet; aus den Zimmern zerfallender Schlösser, wo noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als die lustige Lisel, die Schwester des großen Josef, Statthalterin war, der Jubel zechender Jäger schallte, guckt jetzt der Bauer und raucht sein Pfeiflein. Dazu kommen noch die strengen Paragraphen des Kriminalkodex, welche gegen Wilderer unnachsichtlich gehandhabt werden; da hat gar mancher lustige Bua, weil er ein Hirschlein anbleite, jahrelang im Zuchthaus Wolle krempeln müssen.

Ist die Gemsjagd schon für den Berechtigten, der die Gendarmerie nicht zu scheuen braucht, voll Gefahr, so muß der Wilderer noch mehr wagen, indem er, um von niemand gesehen zu werden, die gewöhnlichen Pfade gar nicht betreten darf. Dafür hat aber dieser eine bewunderungswürdige Fertigkeit im Klettern; wo er in der kahlen Wand nur die Spitze eines Fingers einzuhacken vermag, zieht er den ganzen Leib nach und schwingt sich empor. Deswegen üben sich die Schützen gern im „Haggelen“: zwei starke Männer fassen sich an dem Mittelfinger der rechten Hand und ziehen und zwar so lang, bis einer nachgeben muß. Bei diesem scheinbar harmlosen Spiel, das seinen guten Zweck hat, werden oft große Wetten gewonnen und verloren. Im Karwendelgebirge war einmal ein Schütze schon von den bayrischen Jägern umstellt, kein Ausweg schien mehr offen, denn vor ihm türmte sich himmelan eine Wand, über welche hinaufzulaufen nur einer Fliege möglich

schien. Die Jäger, ihrer Beute gewiß und auf großen Lohn hoffend, wenn sie den berüchtigten, langverfolgten Wilderer einlieferten, brachen in lauten Jubel aus. Sie verkauften aber den Pelz, ehe sie Petz hatten. Der kletterte, als ob er Flügel hätte, über den Schrofen hinauf und ließ, nachdem er sich glücklich gerettet, den verblüfften Jägern zum Trotz ein lustiges Spottliedl erschallen. — Zu Absam ist ein berühmter Wallfahrtsort, der wegen der wunderschönen Lage und des guten Weines, den man beim Bognerwirt trinkt, gerne besucht wird. An einem Sonntag fand ich in der Nähe der Kirche einen Wilderer aus Leutasch, mit dem ich hie und da, wenn er einem Gemslein und ich seltenen Kräutern nachstieg, im Hochgebirg zusammengetroffen war. Ich redete ihn an: „Was tust denn du da, Jagg, mit einer Kerze groß und dick wie dein Bergstock, willst du sie der Mutter Gottes zum Opfer bringen?" — „Ja freilich," antwortete er, „denn hätt' mir diese nicht geholfen, so tät' ich auch keinen Roten mehr trinken." Aufgefordert zu erzählen, blinzelte er mit dem linken Auge auf die Umstehenden, ich verstand das und lud ihn nach der Messe zu einer Halben Wein ins Wirtshaus. Er kam bald, wir setzten uns seitab in eine Laube. „Von wegen der Mutter Gottes, die mir aus der Patsche geholfen," begann er, nachdem er einen Schluck getan und eine Prise geschnupft, „ist es eigentlich so. Im letzten Spätherbst bin ich übers Karwendl nach Bayern gestiegen, da hat es angefangen zu schneien und ich mußte in einer Höhle unterkriechen; denn das wißt Ihr selbst, daß man, will man nicht ausgeliefert werden, weder bei einem Wirt noch bei einem Bauern einkehren darf. Drei Tage

hockte ich frierend und hungernd in dem Loche, hätt' ich nicht ein bißchen Enzianbranntwein bei mir gehabt, so wär' ich sicher drauf gegangen. Hab' auch schon geglaubt, es sei mein letztes End', da hat sich der Himmel aufgetan und die Sonne hell und warm zu scheinen angefangen. Nun war eine Gefahr anderer Art. Es wäre niemand möglich gewesen, über die Felsen zu klettern und so mußte ich die gewöhnlichen Gangsteige aufsuchen, wo die Jäger hin- und herstreichen. Die spürten mich denn auch richtig von weitem aus, was übrigens keine Kunst war, denn auf dem weißen Schnee konnte man einen Menschen recht gut bemerken und dann mit dem Fernrohr erkennen, was er für ein Handwerk treibe. Als ich um eine Ecke bog, schrie mir schon von unten einer entgegen; ich kehrte um, da hatte mich von oben ein anderer umgangen. Jetzt wo an und wo aus? Ja, wenn Sommer gewesen wäre, hätte ich gelacht; ich wäre in die Runse nebenan gesprungen und auf dem Steingeröll in das Tal gerodelt. Diese lag aber voll Schnee und ich wußte nur zu gut, daß der erste Schritt hinein eine ungeheure Lawine loslassen und mich in die Tiefe reißen würde. Sollte ich mich diesen bayrischen Jägern ergeben? Mich mißhandeln und mit gebundenen Händen vors Landgericht schleppen lassen? Nein! da wagt's ein ehrlicher Tiroler lieber auf den Tod, ich nahm den Hut ab, — die Kerle werden wohl gemeint haben, es geschehe aus Untertänigkeit vor ihnen, — betete ein Ave Maria und empfahl mich der Gnade Gottes. Ein Sprung, es begann zu krachen und zu rumpeln, wildes Schneegestöber wirbelte auf, ich flog in den Abgrund, ja was wär' die Eisenbahn dagegen!

— Nur daran weiß ich mich noch während dieser Höllenfahrt zu erinnern, daß ich mir dachte, ich werde wohl im Himmel aufwachen, weil ich so fleißig gebetet, allein ich wachte eine Stunde tiefer im Tal auf; ringsum lag der Greuel der Verwüstung, ungeheure Eisschollen, Baumsplitter und Rasenstücke, — ich war aber durch ein Wunder obenauf geblieben. Da sprang ich in die Höhe, jauchzte laut und schoß vor Freude den Stutzen los. Nicht einmal das Schloß war ruiniert und als ich meine Kleider ansah, war freilich die lederne Hose hinten geplatzt, sonst aber gar nichts geschehen. Die lederne Hose kann ich doch nicht zur Erinnerung an dieses Wunder in der Kirche aufhängen, so hab' ich halt der Mutter Gottes eine Kerze gekauft." — „Aber merkst du denn nicht, du Hauptspitzbube," rief ich lachend, „daß dich die Mutter Gottes nur deswegen erhalten hat, damit du Buße tuest für all' die gestohlenen Hirsche, Rehe, Gemsen und Auerhähne." — „Warum nicht gar!" erwiderte er, „Gott Vater läßt das Wildzeug nicht bloß für die hohen Herren und ihre Jäger wachsen und wenn sich da einer zu Gast ladet, ist's nicht gestohlen. Wär's Sünde, so hätt' mir die Mutter Gottes nicht durchgeholfen und mir zu lieb ein Mirakel getan!" Er kehrte wieder in die Leutasch, die Mutter Gottes strengte sich aber für ihn nicht mehr an; denn als er wieder nach Bayern schlich, kehrte er nimmer zurück. Wahrscheinlich vermodert mein guter Freund Jagg irgendwo auf einer Schutthalde, vom Blei eines Grenzjägers niedergeworfen. Das traf früher nicht selten ein; weder die eine noch die andere Partei machte in diesem Falle viel Aufhebens, denn man wollte der leidigen Prozesse, Verhöre und Untersuchungen

ledig sein, weil dadurch doch kein Toter lebendig wird. Hie und da sieht man einen Wildschützen, der um ein Glied zu wenig hat; frägt man ihn, wo er darum gekommen, so spielt ein keckeres Lächeln um den Mund, er weiß sich aber nicht mehr recht zu erinnern, ungefähr wie der Fuchs, der den Schwanz oder eine Pfote im Schlageisen zurücklassen mußte. Die Wildschützen machen mit den Jägern auch nicht viel Federlesens; bisweilen wurde der Kampf mit furchtbarer Grausamkeit geführt. So fand man einen toten Jäger nackt bei den Füßen an einem Baumast so aufgehängt, daß sein Kopf einen Ameisenhaufen berührte. Wohl hatten Kohlenbrenner eine Zeitlang bei Nacht das Schmerzgeschrei des Unglücklichen gehört, sie meinten jedoch, der Teufel habe sie zum Besten, beteten einen Rosenkranz und legten sich auf das andere Ohr. Ein berüchtigter Wilddieb war der vor kurzem verstorbene Grünauer, der sich Monate lang im Gebirge bei Partenkirchen aufhielt, so daß die bayrische Regierung endlich einen Preis auf seinen Kopf setzte. Die Jäger suchten ihn überall, ein Förster fand auch die Stelle, wo er Breipfanne und Schnappsack verborgen hatte. Er packte seine Beute zusammen und schleppte sie freudig nach Hause, jedoch dem Grünauer nicht unbemerkt. Er schlich ihm nach; als sich dieser nichts Böses ahnend in der Stube mit seinem Weibe an den Mittagstisch setzte, so sprang jener herein, schlug den Stutzen an und drohte den Förster allsogleich niederzulegen, wenn er die Sachen nicht herausgäbe. Als ihm das Weib das Verlangte überliefert, schied er mit lustigem Gruße. Der Grünauer war überhaupt in Bayern so gefürchtet, daß die Bauern

gar nicht einmal in der Kirche neben ihm stehen wollten, in der Meinung, er habe mit dem Teufel einen Vertrag, der ihn unsichtbar und schußfrei mache. Da war große Gefahr, er werde ihn bald holen und damit er nicht den Unrechten erwische, trat jeder so weit als möglich beiseite. Zwei Mittel sind es, welchen die Wildschützen besonders vertrauten: Allermannsharnischwurz, die langgestreckte, oft zweigabelige, mit feinem Fasergeflecht überzogene Zwiebel einer auf Alpen heimischen Lauchart, die man einem Ritter im Kettenpanzer vergleicht und welche, in der Johannisnacht Schlag zwölf Uhr ausgegraben, unverwundbar macht; dann die Gemskugel, ein Ballen aus Haar mit einer braunen Kruste überzogen; man trifft sie bisweilen im Magen kranker Tiere und verkauft sie manchmal das Stück um einen Dukaten an abergläubische Narren, denn wer sie bei sich trägt, ist unsichtbar. Um nicht dem gefährlichen Schwindel zu verfallen, verzehren manche Schützen ein Stück rohe Leber von der eben geschossenen Gemse. Dem Grünauer half aber der Zauber nicht viel; er wurde endlich ertappt und unter das Militär gesteckt. In der Gegend von Benediktbayern einquartiert, riß er aus, schwamm über den Kochelsee, suchte sein in einer Schlucht verborgenes Gewehr und wilderte wie ehedem. Aber die Jäger waren ihm scharf auf der Kappe. Eines Abends kehrte er in einer verlassenen Sennhütte ein, nachdem er einen feisten Gemsbock geschossen, den er am andern Tage über Mittenwald nach Haus bringen wollte. Die Türe schloß er fest, denn von ferne schlichen ihm einige Jäger nach; endlich überließ er sich jedoch, weil er ihnen auf einer Seitensteig außer Sicht ge-

kommen, ohne Sorge der Rast. Plötzlich polterte es an der Türe, er fuhr empor und fragte: „Wer draußen?" Gebieterisch erscholl die Antwort: „Aufgemacht, dann wirst du es sehen, sperrst du nicht auf, so wird man dich schon wie eine Grille aus dem Loch herausbringen." Grünauer wußte also gleich, wie viel es geschlagen und rief trotzig: „Steck einer die Nase herein und er sitzt in der Hölle, eh' er noch Reu' und Leid gemacht." Von den Jägern hatte keiner Lust, den Vogel aus dem Nest zu holen, sie zündeten daher die Hütte an. Er aber dachte: „Noch habt ihr mich nicht!" räumte leise die Balken von der Türe, schob alle Riegel bis auf einen zurück, riß einen Sparren vom Dache und begann damit die Schindeln wegzustoßen. Die Jäger, in der Meinung, er werde hier durchbrechen, postierten sich auf dieser Seite; er aber sprang plötzlich zur Türe hinaus, schoß den nächsten nieder und entrann in den Wald. Er wollte jedoch den Einfall in Bayern nicht vergebens unternommen haben und streifte daher so lange umher, bis er eine Gemse und ein Reh erlegt hatte. Schwer keuchend unter seiner Last kam er zu einem Vorsprung; bei einer Tannengruppe saßen zwei bayrische Jäger, die Büchsen an einen Stein gelehnt verzehrten sie ruhig plaudernd Speck und Brot. Grünauer schlich hinzu, bemächtigte sich der Gewehre und trat nun mit gespanntem Hahnen vor die Erschrockenen. „Jetzt könnten wir eigentlich abrechnen," fuhr er sie an, „indes will ich christlicher sein als ihr und schenke euch das Leben. Dort liegt Reh und Gemse, jeder von euch nehme ein Stück auf die Schulter und trag es mir über den Berg nach Tirol." Wohl oder übel, sie mußten dran. Hinter ihnen

ging der Wildschütz, sie nicht aus dem Auge lassend. Als die Grenze überschritten war, ließ er sie laufen.

Rührend ist die Geschichte eines Unterländer Bauernknechtes, der auch lieber mit der Büchse als der Mistgabel hantierte. Ohne Hoffnung, je von der Gemeinde die Erlaubnis, seinen Schatz heiraten zu dürfen, zu erhalten, beredete er das Mädchen, mit ihm in die Wildnis zu gehen. Dort baute er ihr hoch droben in den Wäldern, wo sich der Felsen tief einwärts wölbte, eine Wohnung. Als die Zeit um war, genas sie eines frischen Knäbleins; er trug es in die Jachenau und legte es vor die Türe einer reichen Bäurin, wo es gut aufgehoben ward. Endlich verriet aufsteigender Rauch das Paar: Gendarmen und Jäger verhafteten beide. Sie wurde bald freigelassen, er jedoch ins Zuchthaus geschickt. Dort erhielt er, weil er sich übrigens sehr brav und bescheiden benahm, vom Verwalter die Erlaubnis, verschiedene Schnitzwerke in Holz auszuführen. Er schnitt in eine Tafel die Geschichte seiner Gefangennehmung und ließ sie durch eine gefällige Hand dem Fürsten zustellen, in dessen Wäldern er am ärgsten gewirtschaftet. Dieser, von Mitleid gerührt, bewirkte die Abkürzung der Strafzeit, so daß er bald in Freiheit gesetzt wurde. Nun suchte er eiligst sein Mädchen, bald war die Hochzeit und beide machten sich auf den Weg, ihr armes Kind bei der Bäuerin abzuholen. Diese hatte jedoch den Rangen sehr lieb gewonnen und gab ihn nur unter der Bedingung zurück, daß er alle Jahre ein paar Monate zu ihr auf Besuch komme. Der Schütz lebte nun zufrieden und glücklich, seinen Unterhalt verdient er sich mit Holzschnitzen, besonders loben Jagdfreunde seine Tierköpfe.

Hermann Schmid hat eine ähnliche Geschichte als Novelle bearbeitet; die hier erzählte ist jedoch wahr, die Akten darüber liegen beim Bezirksgericht zu Hall. — Ist das Zusammentreffen von Schützen und Jägern meistens feindlich, so regt sich doch bisweilen auch ein menschliches Gefühl und man sucht anstatt durch Bleikugeln durch versöhnliche Worte zu vermitteln.

Nicht leicht machte ein Wildschütz den Jägern so viel zu schaffen als der Hois von Münster; fast noch Knabe, begann er sein Raubwerk und war mit siebenzehn Jahren schon berühmt oder berüchtigt. Dem kleinen Männchen mit der breiten Brust sah niemand die Kraft und Verwegenheit an, welche jedes Angreifers spottete. Wo kein Pfad war, wußte er einen zu finden, sein Hündchen, das er überall mitnahm, pflegte er an den steilsten Wänden in den Schnappsack zu stecken und zu tragen. Es war an einem Sonntag, als er wieder die gewohnten Steige am Rothstein hinabkletterte. Er bog um eine Ecke und vor ihm stand der riesige Förster, ein braver, ehrwürdiger Mann mit schneeweißem Haar. Hois riß allsogleich den Stutzen von der Achsel, um sich zu verteidigen, jener aber winkte abwehrend mit der Hand und sagte: „Laß das gut sein, dort lehnt mein Gewehr; hätte ich dich treffen wollen, du tätest keinen Schnaufer mehr, denn schon seit einer halben Stunde seh' und erwarte ich dich. Darum ist es mir nicht zu tun; aber als Mensch und Christ will ich mit dir reden, denn du bist noch jung, sonst brav, arbeitsam und wacker, wie mir deine Landsleute meldeten. Es kann also aus dir noch was Rechtes werden." Hois stand betroffen, so was war ihm noch nie begegnet, fast entsank das Ge-

mehr seiner Hand. Nun redete ihm jener so ernst in das Gewissen, stellte ihm die Folgen seines Tuns so unumwunden dar, daß dem Burschen die Tränen in das Auge stiegen und er dem Alten tiefgerührt in die Hand versprach, nie mehr zu wildern. Er hat Wort gehalten und ist jetzt selbst als braver Jäger angestellt. Ueberhaupt läßt man den Wildschützen gern ein Hintertürchen offen, man stellt sie wegen der genauen Kenntnis des Terrains und des Waidwerks gern als Forstwarte und Jäger an, sie sind dann durchaus zuverläßlich und hüten die Gemsen vor jedem unberechtigten Eingriff. Dadurch hat man in neuerer Zeit die Wildschützen weit mehr vermindert, als sonst der blutigsten Verfolgung gelang. Das sind dann meist sehr „frische" Jungen, gern gesehen bei den Mädchen, putzen sie sich kokett auf; den grünen Hut ziert ein prächtiger Gemsbart und Spielhahnstoß, der Bart ist aufgedreht, am kleinen Finger steckt ein silberner Schlagring und die drallen Waden umspannen Strümpfe, in welche bunte Schnörkel gewoben sind.

Ein gefährlicher Feind des Schützen sind die — Hexen. Sie sammeln, wie einst der alte Zeus, die Wolken, die seinen Pfad verhüllen, daß er nimmer heim weiß; ihnen gehorcht der Regen, welcher die Felsen schlüpfrig macht und der Blitz, der ihn tot in den Abgrund schleudert. Ein Schütz stieg einmal zum Gamsboden im Stubai empor. Dort angekommen, sah er zu seinem Schrecken ein Wölklein, das sich vor ihm wirbelnd herumdrehte. Er zog sein Messer und warf es, nachdem er gebetet, in die Wolke. Sie verschwand, aber auch das Messer fand er trotz alles Suchens nicht

mehr, was ihm sehr leid tat, weil der Griff mit silbernen Knoten geschmückt war. Nach mehreren Jahren streifte er in Bayern herum; einmal kehrte er auch in einem Wirtshause ein, um dort zu übernachten. Da sah er sein Messer im Oberboden stecken. Ohne merken zu lassen, daß es ihm gehöre, fragte er den Wirt, was denn das zu bedeuten habe? Dieser erwiderte: „Der dem es gehört, wird es gewiß nehmen wollen, sobald er es erblickt hat. Dann kommt er aber auch nicht lebendig nach Hause, denn vor drei Jahren lag meine älteste Tochter mit dem Messer im Halse tot vor der Türe ihrer Kammer."

Nicht selten sind die Schützen mit dem Teufel im Bund, der sich selbst gern in einen Jäger verkleidet auf Tanzböden, wo es locker zugeht, einstellt, ja sogar liederlichen Dirnen an das Fenster steigt. Er verleiht ihnen die Macht, sich unsichtbar zu machen oder den Leib in Tierform zu verwandeln. Ein Wildschütz im Kaisergebirg konnte die Gestalt einer Gemse annehmen und trieb sich so als stattlicher Bock in den Felsen herum, ohne die Tiere, welche er zur Beute auserkoren, zu verscheuchen. Sein Sohn wußte nichts davon; als er einmal abwesend war, schlich er mit einem Gewehre fort und erlegte den eigenen Vater, den er unter einer Rudel hoch auf einem Schrofen erblickte. Auch die Gewalt, das Wild festzubannen, schenkt der Böse seinen Hörigen. Zu Kauns lebte der Wiesjaggl, von Jugend auf ein leidenschaftlicher Jäger, obwohl er ein hübsches Anwesen besaß. Dem sagte ein alter Raubschütz, daß man das Wild stellen könne, wenn man während der Wandlung, wo der Priester die Hostie emporhält, auf ein Kruzifix

schieße. Jaggl verabredete sich mit einem Spießgesellen, der ihm das Zeichen geben sollte, wenn in der Kirche die heilige Handlung vor sich gehe. Es geschah. In dem nämlichen Augenblick jedoch, wo er den Schuß abfeuerte, loderte sein Haus in Flammen auf und keine menschliche Anstrengung vermochte es zu löschen. Nun wollte er den Versuch machen, ob er das Wild stellen könne. Er ging in den Wald, wo damals noch mehr Hirsche und Rehe umliefen, als jetzt Eichkätzchen auf den Bäumen springen. Und siehe, hundert Schritt von ihm blieb eine Hirschkuh stehen, ohne daß sie sich zu rühren vermochte, als er nahe hinzutrat, um sie zu erlegen. So trieb er es viele Jahre, bis sich endlich das Gewissen regte. Gequält von Angst ging er zum Pfarrer und erzählte ihm seinen Frevel. Dieser sagte, er wolle ihn einmal auf die Jagd begleiten. Sie gingen also mitsammen und der Geistliche nahm die geweihte Stola mit. Als nun wieder ein Reh vor ihnen stehen blieb, legte er die Stola an, fing an zu beten und sprach endlich zu Jaggl: „Jetzt schau unter meinem Arm durch das Reh an.“ Jener gehorchte, aber welch ein Schrecken! Der Teufel stand dabei, hielt es bei den Hörnern und dem armen Tiere rannen blutige Zähren aus den Augen. Voll Angst klammerte sich der Wildschütz am Kleide des Priesters fest und gelobte die strengste Buße zu tun. Willig ertrug er alle kirchlichen Strafen und noch einmal einen Hirsch zu schießen, ja das hätte er um die ganze Welt nicht mehr getan. Diese Sagen zeigen, von welchem Gesichtspunkte das Volk den Wildschützen betrachtet. Es bewundert seine Kühnheit, freut sich, wenn es ihm gelingt, die Jäger zu foppen und hält es für keinen Diebstahl, pirscht er Gemsen, Rehe

und Hirsche weg; aber er bleibt ihm stets ein unheimliches Wesen, das mitunter von verbotenen Dingen mehr weiß, als sich für einen Christen schickt.

Ja, wo ist denn bei dieser Lage der Dinge noch ein echter Tirolerschütz, den nicht die Kultur des bürgerlichen Gesetzes beleckt hat, aufzutreiben? fragt der Leser voll Ungeduld. Am ehesten in der Nähe jener Bezirke, wo noch ein ausgiebiger Wildstand vorhanden ist; also nicht in den prächtigen Zentralalpen, sondern in dem Kalkgebirge, welches Bayern von Tirol scheidet. Hier haben hohe Herren, wie der Herzog von Koburg, die Jagd auf Jahre gepachtet und ein großer Wildstand wird sorgfältig gehegt. Wir fahren mit der Eisenbahn nach Schwaz. Zur Linken erheben sich die weißen Pyramiden des Falljoches, Stanzergrates und der Lampsen, davor breitet sich terrassenförmig mit einzelnen Höfen zwischen den dunkeln Tannen der Gnadenwald aus. Dort war Speckbachers Heimat, dort lebt ein Verwandter von ihm, seines Zeichens ein Schneider, der aber nicht in die Schoten fällt, wenn ein Schuß kracht, sondern als Wildschütz den Stutzen tüchtig zu handhaben weiß und erst vor kurzem eingesperrt war, weil er an einer Rauferei mit Totschlag teilgenommen. Das ist ein wilder Geselle, den der Teufel aus seiner Kraxen verloren hat, wahrscheinlich treibt er sich jetzt im Lavatsch um und macht einer Gemse sein Kompliment.

Wir sind zu Schwaz angelangt und steigen aus dem Waggon. Ein Feldweg nimmt uns auf, dort erhebt sich ein Hügel mit einem behäbigen Hofe. Der Bauer, welcher dort horstet, ist weitum als Wildschütz berühmt, im übrigen jedoch als ein durchaus ehrenhafter Mann

geachtet, der von des Nächsten Gut auch nicht einen Halm nehmen möchte. Schon sein Großvater trieb das gefährliche Handwerk. Wenn er schießen ging, brachte er immer eine oder mehrere Gemsen mit nach Hause. Da aber die Jäger nie eine Klaue zu Gesicht kriegten, beneideten sie ihn und brachten es dahin, daß ihm die Gemeindevorstehung das Schießen verbot. Als er nun einmal am Wirtstische saß, zogen ihn die Jäger auf: jetzt werde er wohl seinen Stutzen in den Rauchfang hängen, weil er ihn nicht mehr benützen dürfe. Er sagte gleichgültig: „Allerdings brauche ich ihn jetzt nicht mehr, denn ich kann mir die Gemsen ja auch mit der Hand fangen.“ Zugleich bot er die Wette, er werde ihnen drei Gemsböcke am Strick ins Wirtshaus führen. Man verhöhnte ihn als einen Narren, nahm jedoch die Wette zum Spott an. Er ging und die Zecher hatten bald vergessen, daß er da gewesen. Eh' aber noch die Dämmerung angebrochen, flog die Türe auf und der Alte zerrte drei Gemsböcke beim Strick in die Stube. Nun kann sich der Leser auch den Enkel anschauen. Dort sitzt er unter dem Obstbaum und dengelt die Sense. Das wäre ein Wildschütz? Keine Federn auf dem Hut, keine grünen Strümpfe, so gar nichts am Kleide, was ihn auszeichnen könnte. Gemach! Er steht auf und mustert dich. Sein Auge flackert nicht unstät, es bohrt sich dir aber aus den buschigen Brauen hervor der Blick in die Seele; — du bist ihm nicht verdächtig, ein Lächeln überfliegt das braune, furchige Antlitz, dessen scharf gebogene Nase an den Adler mahnt. Um die Stirn flattern einige Strähne Haar, du wüßtest ihre Farbe nicht zu bezeichnen, denn Wind und Wetter hat sie verändert, die offene

Brust ist mit dichtem Filz bedeckt, er beut dir die magere, sehnige Hand. Das ist ein Wildschütz, wie nur je einer in Tirol war. Vorschnell forderst du ihn auf, dir von seinen Abenteuern zu berichten, noch einmal mustert dich sein Auge und er sagt endlich: „Mein Gott, da hat man Euch wohl was aufgebunden; ich ein Schütz und ist im ganzen Haus kein Gewehr!" Er traut dir jetzt nicht mehr, denn du trägst einen herrischen Frack. Nun ist jede Frage vergeblich; gern erzählt er dir von seiner Oekonomie, von Feld und Wald, das hast du aber nicht begehrt. Im Herbste, sobald der Mais geerntet ist, verschwindet er regelmäßig auf einige Wochen; erkundigt man sich, wo er hingegangen, so erwidert der Nachbar: „Einige verlorne Schafe holen!" Diese verlornen Schafe sind aber eben Gemsen. Er treibt die Jagd nicht um des Gewinnes willen, er hat ja ohnedem zu leben; wie aber im Herbst Wanderlust die Schwalben ergreift, so faßt ihn zur Jagdzeit die Sucht mit dämonischer Gewalt, er verläßt seinen wohlgeordneten Haushalt und klettert zu jenen Höhen empor, wo er vermutlich früher oder später den letzten Atemzug tun wird. Das ist so Schützenweise und man begreift, warum diese Leute ernst und verschlossen sind. Doch bricht auch hie und da ein Zug derben Humors hervor. Im Frühling hatte ich mich einmal mit einem Schützen verabredet, ihn auf das Joch zu begleiten, um einen Auerhahn zu verhören. Abends zuvor gingen wir in das Wirtshaus, wo gerade Musik war. Er tanzte bis Mitternacht, daß der Staub aufflog; auch ich kam spät zu Bette. Morgens hatte ich richtig verschlafen, ich tröstete mich aber damit, es werde jenem auch nicht anders gegangen sein.

Als ich aber das Fenster öffnete, fand ich bereits seine Visitenkarte. Auf einer Stange baumelte ein krepiertes Ferkel mit einem Spielhahnschweif hinten auf, hinter dem Zaun guckte er lachend hervor und rief: „Nun seht, da habt Ihr auch was vom Falz!"

Ueber die Lebensweise des Alpenwildes, die Art der Jagd und ihre Abenteuer kann ich es mir ersparen, etwas mitzuteilen, es liegen darüber bereits treffliche Werke vor.

Am Strom der Nibelungen

. . . . : . .
Uzer Medeliche uf handen wart getragen
Manic goltvaz riche, darinne braht man win
Den gesten auf diu straze und bat si willechomen sin,
Ein wirt was da gesezzen, Astolt was der genannt,
Der wiste sie diu straze nider in osterlant
Gen Mutaren, diu Tuonowe nider . . . . .

Nibel, avent. XXI.

Die geologischen Formationen der Tiroler Alpen habe ich dies- und jenseits des Brenners fleißig durchforscht und dem Minerialienkabinett der Innsbrucker Universität viele Handstücke für den Unterricht eingereiht; um sie nun nach anderer Richtung zu ergänzen, beschloß ich, die Pfingsttage für einen Ausflug in die Gebirge zu verwenden, welche der Böhmerwald nach Süden vorschiebt. Einige Mitteilungen über dieses Gebiet dürften nicht unwillkommen sein und wenn sie hie und da aus der Idylle der Landschaft sich in das Geklapper der Politik verlieren, so ist das ja auch ein Zeichen der Zeit, die bisher vergebens auf die Erleuchtung durch den heiligen Geist harrt.

In wenigen Stunden brachte mich der Waggon an das Gestade des Chiemsees, der einem reichen deutschen Gau den Namen verlieh und jetzt, als sich die Archive von Hohenaschau und der Frauen-Insel öffneten, die wichtigsten Beiträge für die Kulturgeschichte lieferte. Diese ist freilich der Tummelplatz von Dilettanten, welche allerlei bunte Steinchen in ein pikantes Bild zu-

sammenfügen, wo die Frauen besonders Trachten und Moden interessieren; Dr. Peez hat uns aber gezeigt, wie hier die Wissenschaft ihr Wort mitreden darf und aus trockenen Rechenbüchern die frischen Züge der Vergangenheit hergestellt. Was alltäglich ist, erregt plötzlich unsere Aufmerksamkeit und das Neue wird uralt; aus der Gegenwart flattern die Fäden zurück an die Tore des römischen Juvavia und die Viehrassen deuten auf die Verwandtschaft ferner Gegenden, aus denen sie vielleicht mit der Bronze einwanderten. Das Auge ruht gern auf solchen stillen Oasen und betrachtet eine stufenweise Entwicklung von Zuständen, während jetzt der Sprung ins Dunkle als Weisheit gilt. Wendet man sich von den Alpen weg, so hat die Landschaft mit ihren Torfmooren und Heidefilzen einen fast nordischen Charakter; fern senkt sich der blasse Himmel herab, welchen die Dünste des Wassers erfüllen.

In Seeon stieg ein älterer Herr mit dem Bändchen des Eisernen Kreuzes ein. Wir waren bald im Gespräche und als sich der Grat des mythischen Untersberges vor uns im Sonnenlichte erhob, fragte ich: „Was tut etwa Kaiser Karl? Jetzt wäre es wieder Zeit, daß er sich rühren sollte, die Trauben blühen und der alte Wein gärt im Fasse.“ — „Ja, so geht die Sage,“ erwiderte jener, „und er wird wohl bald an den Heerschild schlagen, wenn er sieht, wie die Slaven .... Den Birnbaum auf dem Walserfeld hat Bubenhand umgehackt, es scheint fast, die Diplomaten ließen sich Holz-Tabakdosen schnitzen, aus denen sie im Halbschlaf hie und da eine Prise nehmen.“ — Ich legte warnend den Finger auf den Mund, denn wir hatten die öster-

reichische Grenze überschritten, allein das Eiserne Kreuz ließ sich nicht bändigen, es sagte in der Eile noch so schreckliche Dinge, daß sich mein loyales Gewissen erst im priesterlichen Salzburg beruhigte.

Bis Linz bietet die Gegend wenig Abwechslung; als ich hier ankam, überraschte es mich, die meisten Gebäude reich beflaggt zu sehen. Da Festtag war, konnte es wohl zu Ehren eines Heiligen sein, allein woher dann schwarz-rot-gold? Die römische Kirche hatte schwerlich einen Hohenstaufen kanonisiert. Im Kaffeehaus sagte mir ein Kellner mit schiefem Gesicht, es sei zu Ehren des Deutschen Schulvereins und überreichte mir zugleich ein Blatt, wo der gewaltige Bischof von Linz die Kanonen aufgepflanzt hatte; das Pulver verbreitete jedoch keinen angenehmen Duft und die Geschosse verdarben den Festgästen durchaus nicht den Appetit. Er hütet übrigens seine Schafe sehr sorgsam, daß sie keine Böcke werden. Man erzählt folgende drollige Anekdote: Ein alter Offizier hielt sich eine Köchin, da ließ ihm der Seelenhirt sagen, er möge sie abdanken. Der Offizier entgegnete: Mit Vergnügen, wenn mir der Hochwürdigste einen Theologen schickt, der mir die Suppe kocht und die Stiefel putzt. Damit war die Sache abgetan und wir zweifeln nicht, daß der Bischof die Pfarrhäuserinnen seines Sprengels eben so sorgfältig überwacht.

Westlich von Linz steigt langsam der Freinberg an. Auf der Höhe links steht das Kloster der Jesuiten in einem der kostbaren Festungstürme, die man dann verkaufen mußte, weil man sie nicht brauchen konnte, und bildet die Garnison für die heilige Glaubenseinheit des frommen Oberösterreich. Einst war es hier anders;

Luthers Evangelium zündete auch hier, Adel und Bauern hielten fest zusammen und schworen, die Waffen in der Hand, zur Bibel. Der tapfere Anführer Stefan Fadinger fiel 1626 durch tückische List, die Bauern erlagen im mannhaften Kampfe und ihre Leichen deckt ein Rasenhügel bei Gmunden. Heuer, im Geburtsjahre Luthers, setzt man diesen Glaubenshelden eine Granitsäule als Denkmal. Die Zähne, welche man beim Umgraben fand, wurden um teueres Geld verkauft; die Bauern tragen sie jetzt als Berloques an den Uhrketten. Mögen sie dabei stolz ihrer Ahnen gedenken! Ein großer Teil des Adels, der seinem Glauben treu blieb, wanderte aus, ihre Güter erhielten Anhänger des Papstes. Hier sei der ausgewanderten Katharina Regina von Greifenberg, Freiin auf Seysenegg, einem Schlosse unweit der Donau bei Ybbs, gedacht, welche unter dem Beinamen „die Tapfere" die Vorsitzerin der Lilien-Zunft in Nürnberg war. Großes Aufsehen erregte ihre „Urania", die im Jahre 1662 dort erschien. Es ist eine Sammlung geistlicher Sonette und Lieder, entsprungen aus einer tief beschaulichen Natur, die man unter die Literatur-Denkmale aus Oesterreich aufnehmen sollte. — Nun begann das schreckliche Werk der Gegenreformation. Auf einen kurzen Lichtblick unter der großen Maria Theresia und ihrem herrlichen Sohne folgten Metternich und Sedlnitzky und so wurden die Oesterreicher, was sie sind, nein — was sie waren, denn die Deutschen raffen sich jetzt überall empor.

Das Wort sie sollen lassen stahn!

Die Geschichte der Gegenreformation in Oesterreich bis zur Vertreibung der Zillertaler im Jahre 1838 ist

noch nicht geschrieben. Wer sie schreiben will, tauche die Feder tief in Blut und Tränen und hat er sie der Wahrheit treu geschrieben, dann darf man sie in Oesterreich nicht — drucken.

Rechts wendet sich der Weg zu einer flachen Kuppe. Leise fließt im Abendschimmer am Felsen die Donau vorbei, während Haine von Obstbäumen Blütenblätter auf den Weg streuen und alles mit Duft erfüllen. Der Verschönerungsverein von Linz hat diesem Platze seine Obhut zugewendet; die Liebespärchen würden ihm sehr dankbar sein, wenn er die Bänke mehr ins Gebüsch gerückt hätte.

Ich setzte mich am Saum des Wäldchens nieder, vor mir wogte ein Roggenacker im Abendwind; die Türme der Wallfahrtskirche auf dem Pöstling, dieser Akropolis von Linz, wie sie Gilm nannte, blicken herüber. Zu beiden Seiten überschaute das Aug' weithin das kornreiche Land an der Donau und die blauen Hügelketten und dann im Süden die Alpen, voran der Traunstein, noch halb mit Schnee bedeckt, übergossen von dem hellen Rosenlicht des Abends. Solche Pracht bietet der Rhein doch nicht, obwohl die Kultur alles für seine Gestade tut; die Donau ist ursprünglicher, elementarer, einsamer und darum größer. Auch sie hat ihre Sagen; das Donauweibchen, welches einen Ritter liebt, hat nur nicht seinen Dichter gefunden, obwohl der Stoff öfters dramatisiert wurde. Warum gingen Raimund und Schwind daran vorüber? Jetzt ist es zu spät, wir sind Realisten und bewundern bocklederne Hosen, Blatternkrusten und Misthaufen in konkretester Natürlichkeit. Ich konnte mich von meinem Platze nicht trennen, bis die höchste Spitze

in Dämmerung getaucht war und stieg dann rasch zum Calvarienberg nieder; eine sogenannte heilige Treppe mit Marmorstufen und lebensgroßen hölzernen Stationsfiguren, welche in ihrem Grimm, ihrer Blutrünstigkeit nur auf die Andacht berechnet sind, leitet zur Landstraße an der Donau. Wer eine besonders schwere Bürde von Sünden trägt, soll auf den Knien hinaufrutschen. dann wird ihm leichter und leichter und wirft er droben einen blanken Gulden in den Opferkasten, so fällt das letzte Gewicht von seinem Nacken. Näher der Stadt gelangte ich an ein steinernes Rundkirchlein, vor dem sich Mädchen und Frauen drängten. Ich sah neugierig hinein, auf dem Altare stand, zwischen Blumen und Kerzen hoch aufgerichtet, die Statue der unbefleckten Gottesmutter. Die katholische Kirche hat ihr zart und sinnig den Mai gewidmet und tägliche Andachten eingerichtet, durch welche ein schöner Hauch von Poesie zieht, umsomehr an dieser Stelle, wo sich die Mädchen und Frauen von Linz Männer und Kinder erbitten. Ich war zu alt, um hier noch auszuhelfen und setzte mich daher als ruhiger Zuschauer neben die Quelle, die klar und kühl aus dem Gneis sprudelt. Ich wünsche den Linzerinnen Erfolg ihrer Gebete, denn sie sind so schön, als sie der Ruf malt; dieser bezeichnet sie aber leider auch als ein bißchen prosaisch, worüber eigentlich nur die zwei Dichter von Linz, Gilm und Stifter, entscheiden könnten. Da es Nacht geworden, lud ich mich in die „Goldene Kanone", welche ich jedermann empfehlen möchte. In der Frühe besichtigte ich noch die Stadt, welche einen durchaus modernen Charakter trägt und folglich nicht viel Merkwürdigkeiten hat. Die Dreifaltigkeitssäule

mit ihren steinernen Wolkenknödeln war wohl einst das Entzücken des Roccoco und wird es vielleicht noch einmal, da wir bereits ins Roccoco zurückgelangt sind. Das kleine Innsbruck umschließt an Kunstwerken jeder Art gewiß mehr als das reiche Linz; Ursache mag zum Teil der Sinn der Bevölkerung sein, wie denn überhaupt die Phantasie nicht zu den Vorzügen des Oberösterreichers gehört, der sonst einen in jeder Beziehung braven und tüchtigen Volksstamm bildet.

Auf der Lände wimmelte es bereits von Festgästen und Linzern, welche sich von ihnen verabschieden wollten. Ein brausendes Hoch folgte noch dem Dampfer, der uns zu der reizenden Landschaft von Grein entführte. Die Häuser waren mit Fahnen geschmückt, von einem Söller schwang ein anmutiges Fräulein die schwarz-rot-goldene Trikolore. Daß man sie jetzt verfehmen will, gehört eben zu den vielen Unbegreiflichkeiten Oesterreichs, wo man jedem danken sollte, der sie aufhißt. Schon Sallustius wußte, daß eine Macht nur durch die Mittel erhalten wird, welche sie gründeten und Oesterreich schufen doch wohl die Deutschen. Sie schreiben den Einheitsstaat und dessen Grundgesetze auf eine Fahne, die nur das Symbol ihrer Einheit und Einigkeit ist. Allerdings möchten gewisse Politiker ein slavisches ultramontanes Oesterreich dem deutschen protestantischen Norden entgegenstellen. Ist das pfiffig oder — dumm? Zur Zeit Maria Theresias, welche im langen Kampfe mit dem großen Fritz rang, suchte man andere Pfade und Oesterreich ist dabei groß geworden. Sie erfahren jedoch jetzt, daß sie die Rechnung ohne die Deutschen gemacht haben, die, obschon sich ein großer Teil ihres Adels und Klerus

zu den Gegnern stellt, dennoch nicht als weicher Teig in die neue Form passen und sich auch nicht zu Wurstfleisch zerhacken lassen. Daher der Zorn von Slaven und Ultramontanen, welche ihre Fahnen frei entfalten dürfen, das Drohen der Karyatidenvölker Hebbels, die für den Dienst einer höheren Kultur, aber nicht zum Herrschen berufen sind. Und dann! Sollte wirklich niemand mehr vorhanden sein, in dessen Brust die tückische, neidige Revanche kocht, die mit barbarischem Johlen, rechts Jesuiten, links Kroaten, Deutschland und Italien niedertreten möchte, damit das Asiatentum in Europa schalte? Lassen wir den Vorhang über diese dunkle Höhle fallen! Aehnliche Reden und andere, die ich vergessen habe, wurden auf dem Schiffe ausgetauscht und sie kamen nicht aus dem Munde schlechter Männer.

Da wichen die Berge zurück und machten einer kleinen Ebene Raum, hell glänzte das weiße Schloß Persenbeug, wo der bürgerliche Kaiser Franz schlicht und einfach wie jeder Gutsbesitzer der Nachbarschaft den Sommer zu verbringen pflegte. Einst besuchte ihn eine seiner Schwestern; da sie ihm zu spät aufstand, berief er alle Hirten der Gegend und ließ ihr mit Kuhhörnern, Schalmeien und Trompeten ein lustiges Morgenkonzert blasen, so daß die ganze Nachbarschaft erschreckt aus den Federn fuhr. Der kleine Mann mit dem schwarzen Seidenhut und braunen Rock verstand aber auch, andere Märsche zu spielen. Als ihm einmal, wie die Sage erzählt, Bischöfe aufwarteten und in Bezug auf Kirche und Schule Anspielungen machten, die ihm nicht gefielen, richtete er sich auf und sagte im gemütlichsten Wiener-

deutsch: „Se, in Esterreich is Aner der anschafft und der bin i.“ Dabei blitzten seine blauen Augen, die sonst so kalt und ruhig blickten, daß die Hochwürdigsten eilig abzogen. Wie er in seinen Staaten dem Bischof Hohenlohe das Wunderwirken untersagte, ist männiglich bekannt. Es lag in seiner trockenen Manier ein gewisser Witz, der schärfer wirkte als der strengste Befehl. Ich weiß, wie ihn die moderne Geschichte, Hormayer voran, schildert, bin jedoch überzeugt, daß einmal quellenmäßige Forschung sein Bild besser zeichnen wird; wenigstens wußte er stets, was er wollte und suchte es dann durch die Mittel, welche er als die richtigen erkannt, auszuführen, ohne von heute auf morgen in den Gesichtspunkten zu wechseln.

Pechlarn, die Herilungiburg Ermanrichs!

Schlagt das Nibelungenlied auf und im Glanz der Dichtung schwebt euch über den grauen Türmen Rüdiger entgegen.

Wo mochte der Sänger seine Züge geborgt haben? Sie sind echt österreichisch, aber keine Urkunde nennt jenen, und die Chronik, welche Vater und Sohn dieses Namens aufführt, erwies sich als eine Fälschung des siebzehnten Jahrhunderts. Was liegt daran, er lebt in den Strophen des Liedes ein höheres Leben und wer ein Wort für Mannestreue sucht, hat ihn, um den noch immer Gotelinde und die holde Tochter an Giselhers Seite trauert. Links abwärts das Schloß Weiteneck an einem schmalen Felsen hoch über der Donau. Hier mag man den Saal suchen, wo der Markgraf die Gäste in der Kühle des Abends bewirtete. Die Geschichte weiß wenig davon; es diente zumeist als Fronveste und wurde

im dreißigjährigen Kriege, als es einige Soldaten verteidigten, von den Schweden erobert. Was von den Gebäuden erhalten blieb, diente eine Zeitlang als Armenhaus. Jetzt liegt es in Trümmern. Von den beiden Ecktürmen steht nur noch der obere mit seinen Wehrgängen auf Bogenstellungen; der untere wurde vor etlichen Jahren abgebrochen und so die Gegend eines herrlichen Schmuckes beraubt. Dafür gedeiht droben auf ihrem Berge die Wallfahrt Maria-Taferl. Herdenweise ziehen die Pilger mit wallenden Fahnen heran. Droben kaufen sie das Bild der wundertätigen Madonna in fußlangen Goldrahmen und hängen es an einer Seidenschnur um den Hals, daß es sich ausnimmt wie ein Schild gegen die Anfechtungen des Teufels. „Oder wie eine Kuhglocke!" fügte ein Herr bei. Sie können sich leicht vorstellen, wie mein frommes Tirolerherz ob dieser Lästerung zürnte. Maria-Taferl ist wohl eine uralte Kultusstätte; auf den Steinen, wo der Sage nach die christlichen Pilger ihr Mahl hielten, feierten die Deutschen wahrscheinlich ihre Opfer. In dem Becken am rechten Gestade erwuchs die Macht der Babenberger, unter denen Oesterreich seine jugendliche Heroenzeit feierte. Dieses herrliche Heldengeschlecht hatte höhere Ziele als die Gründung einer Hausmacht; es stellte sich mit Schwert und Schild als Vorkämpfer gegen den Feind aus Osten und wo es an der Leitha und Thaya die Sprachgrenze vorgeschoben hatte, ist sie bis heute geblieben. Daß unter ihrem Schirm die schönste Blüte des Minnegesanges und Heldenliedes gedieh, weiß jedermann. Nach ihnen war langes, langes Schweigen, und als endlich die Grillparzer, Grün und Lenau ihre

Stimme erhoben, fanden sie von oben keine Gunst, um so schöner war der Kranz, den ihnen das Volk reichte. Der Pfeil des Mongolen, welcher Friedrich den Streitbaren als den Letzten seines Stammes bei Wiener-Neustadt niederstreckte, war das größte Unglück für Oesterreich, denn nun folgten lange Jahre der Zwietracht und Verwüstung. Und wer waren die Leute, welche die Babenberger vom Joche ungarischer Knechtschaft befreiten? —

Slaven! — Ueberall haften ihre Namen an der Gegend; wir wissen aber aus Urkunden, daß sie auch später als Ansiedler einrückten, daß aber ebenfalls deutsche Bauern, vorzüglich aus Bayern, berufen wurden, welche Boden erhielten und aus solcher Mischung entstand die Bevölkerung Niederösterreichs, die jetzt einen rein deutschen Charakter trägt. Das zeigt, was auch später und an anderen Orten hätte geschehen können, um gewissen Fragen, welche jetzt Oesterreich bis auf den Grund zerspalten, vorzubeugen.

Jetzt zerteilt sich die Donau in mehrere Arme, welche feuchte Auen mit üppigen Pappeln, Weiden und Erlen umfassen. Hie und da steigt schwerfällig ein grauer Reiher empor und vermehrt den Eindruck ernster Einsamkeit. Hier halten die Schiffer und pflegen der Nachtruhe; an Sonn- und Festtagen werden dann die Tore der Kirche von Mölk weit geöffnet und es fließen mit dem Lichterglanz des Hochaltars auf sie die Gnaden der kirchlichen Handlung nieder. Hoch auf dem Felsen tront das fürstliche Stift Mölk, das Medeliche der Nibelungen, welches in den Jahren von 1702 bis 1738 durch den Tiroler Prandauer in das Roccoco umgebaut

wurde; Manieristen wie Rottmayer bemalten die Gewölbe; Farben-Virtuosen, die unsere modernen Meister trotz alles Dünkels, daß wir es so herrlich weit gebracht, nicht bloß um die technische Gewandtheit, sondern manchmal auch um ein bißchen Geist beneiden könnten. Ich kenne das Stift von einem früheren Besuche und habe zu den Naturforschern desselben freundliche Beziehungen, mag aber nicht beschreiben, sondern nur etliche Merkwürdigkeiten anführen. Ueber der Eingangshalle prangt in großen Lettern die Inschrift: „Absit gloriari nisi in cruce“; sie wurde verschieden, auch boshaft, übersetzt, bezieht sich jedoch wahrscheinlich auf das große Stück des Kreuzes Christi, welches, von Herzog Rudolf 1363 in Gold und Juwelen gefaßt, das Kleinod und der Ruhm des Klosters ist. Andere Schätze liegen in den tiefen Kellern unten, diese werden jedoch den Gläubigen nicht gezeigt. Die Laterne, mit der die Kuppel der Halle abschließt, heißt im Munde des Volkes der Metzen und das bezeichnet des Klosters reiche Einkünfte an Korn, welche sich allerdings durch die Aufhebung des Zehents etwas vermindert haben. Auch die Stifte Göttweig und Klosterneuburg haben ihre Devisen; jenes „zum klingenden Pfennig“, dieses „zum rinnenden Zapfen“. Da man in einem Kloster doch auch beten soll, so führe ich die Leser in eine Kapelle, wo ein alter Christus am Kreuze hängt. Die Füße, die Schenkel und die Knie sind ihm jedoch weggeschnitzelt und es lieferten die Splitter ein untrügliches Mittel gegen das Zahnweh. Noch steht der Glaube daran fest, und wenn er sich verbreiten sollte, wird von dem armen Herrgott wohl bald nichts mehr übrig sein. Doch gehen

wir ins Freie, lassen wir Josef Pollhammer, dem Dichter von Krems, hier das Wort, welches die Landschaft und ihre Stimmung schön wiedergibt und die Erinnerung an den unglücklichen Enk, der den Widerspruch mit dem Leben im Wasser löste, wachruft. Er war der Lehrer Friedrich Halms und galt lange Zeit als Mitarbeiter an den Dramen desselben.

In Melk die stolze Terrasse
Entrollt mir ein zauberisch Bild,
Die große Donau da unten
Und drüben die Wälder, die bunten —
Vor uns das grüne Gefild!

Rings Dörfer mit Kirchen und Burgen,
Und die Alpen der steirischen Mark —
Ich ward von dem Ausblick befangen,
Und lobt' ihn dem Mönch, der gegangen
Mit mir durch Kloster und Park.

„Ihr müßt wohl glückliche Tage
Vollbringen in diesem Raum,
Euch muß das Leben verfließen
In stillem Tun und Genießen,
Ein seliger, goldener Traum.“

Er schwieg und senkte die Augen
Wie fast zu Tränen gerührt;
Dann sprach er, bezwingend das Weinen:
„Und doch hat der Besten Einen,
Die Donau verlockt und verführt.

Er ging eines Tages hinunter
Vom Kloster an ihren Strand;
— Ein Mann in der Vollkraft des Lebens —
Wir suchten nach ihm vergebens,
Wir fanden auch nicht sein Gewand.

Weit unten im Donaugebüsche
Sein Leichnam gefangen blieb;
Dort wurd' er herausgehoben,
Ich meine die Fernsicht hier oben
War's nicht, die ihn dazu trieb."

Auf dieser Terrasse schritten aber auch andere Gestalten als Dichter und Mönche. Hier stand Papst Pius VI. und horchte dem Abendgeläut der Kirchenglocken nah und fern. Er war auf dem Wege zum Kaiser Josef, um seine Fortschritte auf dem Pfade der Gesetzgebung zum Schaden Roms zu mäßigen.

Der küßte ihm freilich nicht den Schuh, ja, nicht einmal die Hand und als ein Priester schüchtern an das Zeremoniell erinnerte, meinte Minister Kaunitz: „tempi passati". Hier stand 1805 und 1809 der große Korse und prüfte mit dem Adlerblick Tal und Gebirge, wo und wie man etwa dem Feind den Fang in den Nacken schlagen könnte. Auf dem Holzparkett des Zimmers, wo er schlief, ist noch heute ein brandiger Fleck; es kam eine Depesche, welche ihm mißfiel; er zündete sie am Kerzenlicht an und warf sie auf den Boden hin. Der Prior Sporrer, welcher viel mit ihm verkehrte, berichtet noch mancherlei in seinen Aufzeichnungen, wir haben jedoch die Geduld des Lesers vielleicht schon erschöpft und obwohl wir noch allerlei Legenden, Sagen, Taten und Schicksale zu erzählen wüßten, schließen wir mit der kurzen Bemerkung, daß jede Welle, die der mächtige Strom deutscher Geschichte nach Osten warf, auch die Mauern dieses Klosters berührte. Aber die Mönche? Das ist gewiß ein Nest von Faullenzern mit dicken Bäuchen, das man zum Nutzen des Staatssäckels schleu-

nigst ausheben sollte? Ich habe allerdings manches runde Bäuchlein unter der Kutte des heiligen Benedict gesehen, aber auch im schwarzen Frack fleißiger Staatsbürger. Faullenzer gibt es überall, der ganzen Gesellschaft darf man nicht diesen Schimpf antun. Die österreichischen Orden waren von ihrer Stiftung an Mittelpunkte der Kultur für weite Gegenden; ihr Grundbesitz liegt nicht in toter, sondern in sehr arbeitsamer Hand und da ihnen größere Mittel auf verschiedenen Bodenlagen zur Verfügung stehen, so schaffen sie ökonomische Versuchsstationen, auf deren Kosten der kleinere Besitzer sich Rats erholt. Zudem versehen sie eine größere oder kleinere Anzahl Pfarren mit Priestern, halten Konvikte, deren Verwaltung als musterhaft gilt und liefern die Professoren für die Gymnasien, welche damit verbunden sind. Klöster, die sich als Trutzburgen des Ultramontanismus gegen den Staat wenden, soll dieser wie schädliche Raupenbrut mit ehernem Fuß zertreten; unsere Benedictiner haben zu Hetzereien keine Zeit, sie lassen ihre Professoren an den Universitäten ausbilden und ich muß nach einer Reihe von Jahren bestätigen, daß die Herren, welche aus der Klosterzelle in den Hörsaal kamen, zu meinen pflichttreuesten, eifrigsten Schülern gehören. Aber das Klosterleben ist nicht mehr zeitgemäß! Wer hat darüber zu entscheiden? Wenn sich Leute zusammentun, die so verbunden leben wollen, geht das euch was an, die ihr in allen Kaffeehäusern Freiheit predigt? Wird einer oder der andere unglücklich, so ist das seine Sache, man kann in jedem Stand seinen Beruf verfehlen. Die Rechtlichkeit des Besitztitels dieser Klöster kann niemand anfechten; wenn ihr schon ans

Konfiszieren geht, so fangt bei den Baronen der Börse an, welche ihre Millionen wohl nicht immer mit reinen Händen aus dem Wohlstand verkrachter Familien destillierten und sie nicht auf so gemeinnützige Weise verwenden. Urteilen muß man von Fall zu Fall, nicht nach der Schablone einer Phrase.

Die Chronik des Stiftes Mölk führt uns eine Reihe hochverdienter Männer vor; so dichtete ein Mönch im zwölften Jahrhundert ein Marienleben, dessen zierliche Handschrift die Bibliothek bewahrt; unter den Musikern gewann Max Stadler hohes Ansehen; der greise Geschichtsschreiber Keiblinger wurde von der Akademie der Wissenschaften in Wien als Mitglied aufgenommen. Von politischem Freisinn zeugt es, daß der verstorbene Abt Eder ein Freund Schmerlings war. Möge nie das ätzende Gift des modernen Ultramontanismus in diese uralten Stiftungen einfließen!

Das Kloster Mölk bewahrt wie eine Hochburg das westliche Tor der Wachau, Göttweig das östliche; so hieß schon zu Karls des Großen Zeiten das enge Tal der Donau etwa in einer Ausdehnung von sieben Stunden. Der Bau der Landschaft ist hier von der geologischen Zusammensetzung abhängig und diese bringt sie mit Böhmen in näheren Zusammenhang, so daß der Fluß die beiden Gebiete nicht scheidet.

Der Böhmerwald setzt sich in eine breite Hochebene fort, in welche ein tiefes Spaltental eingerissen ist. Fährt man auf der Donau dahin, so blickt man rechts und links zu Bergen fast in der Höhe von dreitausend Fuß empor, wie der Jauerling. Die steilen Gehänge derselben sind selten von einer Talrinne gefurcht; steigt

man aufwärts, so erreicht man keine Gipfel, sondern hat einen welligen Boden vor sich, der sich weithin an den Horizont zieht und auf der rauhen Fläche nur den einförmigen Wechsel von Wald, Acker und Wiese zeigt. Man wandert unbefangen vorwärts, plötzlich steht man vor dem Abhang einer tiefen Schlucht, die man gar nicht erwartete. Ein steiler Pfad geht zum Bach in die Tiefe und dann wieder bergauf bis zu einem Dorfe, welches sehr nahe schien. Gegen Süden zeigt sich die gleiche Erscheinung; das Donautal ist verschwunden, darüber weg setzt sich das Hochland fort, daran schließt sich ein blaues Waldband, über das ernst die Alpen niederschauen. Das sind die Landschaften, welche Adalbert Stifter so meisterhaft schildert. Geniale Geologen stellten wohl die Hypothese auf, daß die Alpen, als sie ein Druck falten wollte, sich an unserem Massiv von Graniten, Gneisen und Schiefern stauten und dadurch zu so mächtiger Höhe anschwollen. Da es niemand gesehen hat, braucht es auch niemand zu glauben. Die Wachau ist auch für den Botaniker nicht ohne Interesse, da sich hier drei verschiedene Pflanzengebiete berühren. In feuchten Senkungen wächst die Grünerle der Alpen, an den Wänden, welche die Sonne erhitzt, erhebt sich neben der blauen Schwertlilie ein Gras mit silbergrauen langen Grannen, das auch auf den Pußten Ungarns wächst. Der Betyar schmückt den runden Filz damit, auch hier sammeln es die Kinder und ein Mädchen, das ich danach fragte, hieß es „Unser Frauenhaar". Der Grundstock der Kräuter ist wohl hercynisch. Diese Gliederung des Bodens nach Höhe und Tiefe bedingt auch den Unterschied des Landbaues. Der Nordwind,

der oben über die wellige Fläche hinbraust und die Schneemassen wälzt, stürzt nicht zur Donau nieder, welche sich so nahe an die Felsen drängt, daß Acker und Wiese wenig Raum finden und an manchen Orten die Häuser staffelweise übereinander stehen. Dafür trifft die niedere Wintersonne senkrecht an die Lehnen, deren dunkles Gestein die Wärme bindet und so ist das Klima verhältnismäßig südlich. Während droben alle Knospen streng geschlossen sind, prangen unten die roten Pfirsichblüten, deren köstliche Frucht weithin versendet wird, Steinplatten stützen die gelbliche Erde, welche die Donau in der Diluvialzeit zurückgelassen und hier gedeiht ein blasser blumiger Wein, zu dem man „Sie" sagen muß, wie der Arbeiter meinte, der mir die Handstücke aus dem Steinbruch trug. Früher stieg die Rebe weit höher empor, man gab jedoch den Anbau auf, weil man dem Kunstessig nicht mehr Konkurrenz zu halten vermochte. Muß ein gut' Tröpflein gewesen sein, vor dem uns Gott stets in Gnaden bewahren wolle! — Im Triumphzuge des Bacchus zieht nicht bloß der Rausch und die Lust einher, es hinkt auch die Armut und das Elend nach. Der Weinbau fordert sorgfältige Pflege und braucht daher viele Hände; weil er sich hier nicht im großen treiben läßt, führt er die Zersplitterung der Güter herbei; der Ertrag hängt mehr als jeder andere von der Laune des Wetters ab und läßt sich auch nicht annähernd voraus berechnen; dadurch wird der Bauer leichtsinnig und verzagt und kommt nicht dazu, ein Grundkapital anzulegen. Der Winzer am Rhein und der Häuer an der Donau sind eben Schicksalsgenossen.

Wohlhabender sind die Korn- und Holzbauern des Hochlandes.

Mein Beruf führt mich überall unter das Volk, ich gucke den Leuten in die Töpfe und verkehre mit ihnen gern; nicht aus idyllischer Sentimentalität, denn sie verduftet bei näherem Einblick sehr bald, sondern weil sie eben auch zur Natur gehören. Da fiel mir auf den ersten Blick der Unterschied von den deutschen Bauern Tirols auf, sei es nun am Inn oder der Etsch. Diese sind selbstbewußt und fühlen sich jedem gegenüber gleichberechtigt; die Trutzfeder auf dem Hut verkündet: „Ich bin auch da und ist's dir nicht recht, trag' ich den Schlagring am Finger"; jene sind zwar gutmütig, freundlich, fleißig und arbeitsam, aber ohne den Ausdruck bewußter Kraft, fast möchte man sagen, es liege etwas Scheues in ihrem Wesen.

Und doch war es einmal anders. Wie schildert uns Nithart von Riwental, dessen lustige Tanzweisen vor dem letzten Babenberger erklangen, das Treiben der übermütigen Dörper, wie sie es den Rittern an Pracht gleichtun, hoffärtige Kleider tragen, essen, trinken und raufen und ihnen das erste Veilchen stehlen! So recht wie Ostade oder Teniers.

Wie und warum ist es anders geworden?

Der Tiroler hat mit der Büchse in der Hand die Geschichte seines Landes selbst gemacht, für den Oesterreicher wurde sie gemacht, daher dort der Entschluß des Handelns, hier stumme Ergebung. Doch gehen wir vom Vergleich zu Tatsachen über. Die Habsburger brachten den stolzen Adel in größere Abhängigkeit, weil sie als Landesfürsten dessen Ueberhebung nicht dulden konnten;

dieser unterwarf sich dafür den Bauern, welcher aus der Freiheit, insofern er sie überhaupt besaß, in das Verhältnis der Untertänigkeit gezogen wurde. Seine Lasten wuchsen mehr und mehr und als die Predigt des Evangeliums zu Erhebungen führte, wurden diese überall blutig niedergeworfen. Dazu kam hier ein anderer Umstand. Ein Teil des Adels, der mit den Babenbergern Oesterreich den Ungarn entrissen hatte, hing der Reformation an und mußte auswandern; seine Güter erhielten die Söldlinge und Bluthunde der Gegenreformation und diese knebelten dann zur größeren Ehre Gottes den Bauer noch mehr. Der Schrecken desselben waren die Patrimonialgerichte, wo nur zu oft das Recht von der Willkür gebeugt wurde. So ein Beamter, der früher mit der Serviette hinter dem Stuhl des Herrn aufwartete und seinen Posten als Abfertigung erhielt, konnte den besten Bauern auf die Bank legen und prügeln lassen. Daß es noch in den vierziger Jahren geschehen, erzählte mir ein alter Bezirksrichter, der selbst eine solche Exekution mitansah. Milder wurden nur jene behandelt, deren Weiber Geflügel und Butter in die Küche der gnädigen Frau Schreiberin lieferten. Die Aushebung der Rekruten für den langen und damals so schrecklichen Militärdienst geschah nicht durch das Los, wie in Tirol, sondern nach der Wahl des Beamten. Da mußte manches schöne Schwesterlein den armen Bruder loskaufen. Der Italiener hätte sich mit einem Dolchstoß gerächt und wir fragen jeden, der nicht bloß den Kodex des Juristen im Kopf, sondern auch das Herz eines Mannes in der Brust trägt, ob er ihm nicht dafür die blutige Hand drücken würde. Man darf jedoch des-

wegen auf die Oesterreicher nicht verächtlich herabblicken; Deutschland hatte ähnliche Zustände, wenn sie auch in Oesterreich länger dauerten. Noch unter Friedrich dem Großen fuchtelten die hochadeligen Offiziere der Garde ungestraft bürgerliche Leute, wie denn überhaupt nur der Wappenbrief eine Karriere ermöglichte und auch heute noch unseres Wissens der Junker an der Spree nicht ausgestorben ist. Die Revolution von 1848 wischte den Spruch aus: „Rustica gens, optima flens!“, nachdem bereits der große Kaiser Josef manche Kette gebrochen hatte, die den Bauern vom Menschen zur Sache entwürdigte. Im Oktober 1848 warteten die Studenten freilich vergeblich, daß die Bauern mit ihnen gegen die Kroaten des Jellacic und die Tschechen Windischgrätz' kämpfen würden; sie blieben zu Hause. Dankbar war es nicht, aber klug, denn sie hätten das Schicksal Wiens, welches die Wetterwolken zum Teil durch eigene Schuld über sich versammelt hatte, kaum gewendet und höchstens den inneren Krieg verlängert.

Nach dieser Abschweifung verlasse ich den Dampfer und lade den Leser ein, mit mir zu Aggsbach ein Stück Rostbraten zu verzehren. In dem kleinen Dörflein legt eine der wenigen Fähren über die Donau an und so ist hier doch wenigstens einiger Verkehr, während man auf der Landstraße stundenlang laufen kann, ohne daß einem wer anders begegnet, als ein Ochs oder ein Heuwagen. Und doch war dies einst der große Völkerweg nach Wien, nach Ungarn und dem Orient. Die Eisenbahn reicht nur bis Mölk und läßt dann die Wachau nördlich liegen, deswegen hören hier mit den Touristen auch die schwarzfrackigen Kellner auf, die uns so verständnisinnig

die hohle Hand vorhalten. Aber auch mancher Komfort, den das verweichlichte Stadtkind nur ungern vermißt. ist in diese Lücke des großen Verkehrs noch nicht vorgedrungen. Die einfachen Wirtshäuser sind durch einen Tannenzweig bezeichnet; Delikatessen darf man hier nicht suchen, doch finden wir meistens guten Wein, jungen und alten, und in den reinen Betten schläft es sich auch ohne Federmatratzen wohl. Dafür ist aber auch die Zeche so billig, fast möchte ich sagen, wie zu jener Zeit, als Hagen und Volker bei Astolt einkehrten. Und doch sind diese Gegenden schön und reich an großen Erinnerungen, so wohl gelegen für Pfingst-Ausflüge, daß ich meinte, ich müsse unter jeder Buche einen lustigen Wiener Studenten finden, welcher Waldmeisterlein zu Maitrank pflückt.

Nach Tische wanderte ich mit dem Hammer vorwärts; bald stand Aggstein, die berühmteste Burg Niederösterreichs, vor mir. Ich hatte so oft von unten hinaufgeschaut, warum sollte ich nicht auch einmal von oben herabschauen? Der Zutritt ist jedoch nicht so leicht als man meint. Um die vorhandenen Reste vor mutwilliger Zerstörung zu schützen, ließ der Besitzer, Graf Lamberg, ein festes Tor anbringen, von dem ein Schlüssel bei dem Wirt, der andere bei dem Förster nebenan hinterlegt ist; hier muß man sich melden. Der Wirt erwartet, daß man bei ihm etwas verzehre und macht dann die — Rechnung. Der Förster schickt einen Knecht oder eine Magd mit, der man ein Trinkgeld zahlt. Mich begleitete ein hübsches, blondes Dirnchen auf dem sanft ansteigenden Waldwege und plauderte mir in der Stunde, bis wir an das Tor gelangten.

allerlei vor. Das Schloß ist in und auf den Felsen gebaut, dabei wurde jeder Vorteil des Bodens für die Befestigung benützt, so daß es, wenn es auch rückwärts von Hügeln überhöht wird, im Mittelalter nur schwer angreifbar war. Im Innern ließ der Herr zur Bequemlichkeit der Fremden, die es oft besuchen, Stiegen anbringen, welche die sonst unzugänglichen Teile mit einander verbinden. Es ist noch so viel vorhanden, daß man sich von dem Grundriß einer mittelalterlichen Burg, die sich im wesentlichen alle gleichen, eine gute Vorstellung machen kann. Dem Philister gruselt hier vor dem Loch ins dunkle Burgverließ, das oben geschlossen wurde; er blickt in die geräumige Küche und erst in die weiten Keller — wenn sie nur noch voll wären, er würde zum Firmwein gewiß kein Wasser aus den dumpfen Ziehbrunnen gießen und dann auch in der gotischen Kapelle nicht beten. Die Windmühle hoch droben beweist, daß sich die Verteidiger zu langem Kampfe vorbereiteten. Ein enges, niederes Pförtchen führt auf einen Felsenvorsprung, den die Mauer des Gadems quer abschneidet. Er ist zu einer Altane geglättet, etwa in der Länge von fünf, in der Breite von drei Schritten. Vorne schießen die kahlen Wände des Gneises senkrecht in den Abgrund und wird nicht so bald einer hinab- oder heraufsteigen. Das ist das bekannte Rosengärtlein, wohl im spöttischen Anklang an Chriemhildens Rosengarten so genannt, wie ja auch das nahe Mölk in der deutschen Heldensage als Isenburg erwähnt wird, wenn die Degen auf der Suche nach dem Münch Ilsan vorüberreiten. Einst saß die Göttin Ran da heroben, die Lorelei der Donau, welche die Schiffer in das Verderben zog. Auf die Gegend

fallen die Schatten der uralten deutschen Mythologie, der grüne Aegir taucht auf als winterlicher Stromgott, der mit der Eiskette die Wasser bindet, bis man ihn durch Menschenopfer sühnt. Er heißt auch Agaz, was Schrecken bedeutet und daraus erklärt sich der Name der Burg. Wie in anderen Gegenden Züge von jenen Göttern auf Menschen, gingen sie auch hier von ihm auf geschichtliche Personen über. Die Verantwortung für diese Angaben überlasse ich den scharfsinnigen Germanisten, denen ich sie danke. Ich kehrte mit dem Mädchen in den Schloßhof zurück, wir setzten uns zwischen den Tannen auf moosige Steinblöcke, sie erzählte wie Scheherazade die dunklen Sagen, welche an diesen Trümmern haften und blickte mich, wenn ich eine Querfrage tat, treuherzig mit den blauen Augen an. Das habe man von den ältesten Leuten und sei sogar in schönen roten Büchern gedruckt. Allerdings, sogar in Geschichtswerke sind diese Erzählungen aus dem Mund des Volkes übergegangen, Künstler haben sie gemalt und dennoch hielten sie der modernen Kritik nicht stand. Was die Forschung bietet, ist freilich viel magerer — farbloser, aber der Leser wolle es als wahr hinnehmen. Die Burg reicht in die Mitte des elften Jahrhunderts zurück; wahrscheinlich wurde sie von einem der mächtigen Chuenringe erbaut. Zur Zeit Friedrich des Streitbaren gehörte sie Hadmar und Heinrich, welche man wohl auch die Hunde hieß, ein Name, den sich schon ältere Mitglieder der Familie beigelegt hatten. Hadmar war ein kühner Recke, der nicht nur mit dem Minnesänger Ulrich von Lichtenstein tiostete, daß die Trünzune der Lanzen in die Luft stoben, sondern sich auch gegen seinen jungen

Herrn, Friedrich den Streitbaren, empörte, um im Bunde mit Ungarn und Böhmen die Unabhängigkeit zu erringen. Der Babenberger rückte 1231 vor Aggstein, erstürmte und brach die Burg, gab sie jedoch bald wieder an Hadmar, den er zu Gnaden annahm. Dieser war kein Raubritter, hat nie Schiffe auf der Donau geplündert und wurde auf keinem solchen durch List gefangen. Daß bei jenen Fehden alles ringsum verwüstet wurde, begreift sich von selbst; es gehörte zur Art des christlichen Mittelalters, so zu wirtschaften und gar fromm mag Hadmar auch nicht gewesen sein, da er bald darauf, 1231, im Kirchenbanne starb und gar nicht einmal in geweihter Erde begraben wurde, was zum Hunde paßt. Das Geschlecht trat in der Geschichte nicht mehr hervor und erlosch endlich ruhmlos im sechzehnten Jahrhundert. Indes war die Burg an die Schrecke übergegangen, deren einer sie den Bedürfnissen neuerer Kriegsführung gemäß umbaute. Das verkündt eine rote Marmortafel ober dem Tore, deren Inschrift so lautet: „Das purkstal hat . angevangen . ze . pawen . Her Jörig . der schekch . von wald . des nachsten Mantag . nach . vnser Frawntag nativitatis . da von krist gepurd warn . ergangen MCCCCXXVI . Jahr." Er war jedoch ein Erzschelm und Bösewicht, der sogar die Mönche von Mölk zu zehnten wagte, welche damals die Geschichte schrieben und erhielt bald den Spitznamen der Schreckenwald. Seine Gefangenen stieß er ins Rosengärtlein, so daß ihnen nur die Wahl zwischen dem Hungertode und dem Sprung in die Tiefe blieb. Viele Opfer erlagen schon seiner Grausamkeit, da gelang es einem jungen Ritter, dem Tode zu entgehen, wie, erfahren wir

nicht; vielleicht hat ihm ein Engel oder ein Paar Steigeisen geholfen. Er bot seine Freunde auf, nahm den Bösewicht gefangen und ließ ihn enthaupten. Wir empfehlen ihn einem künftigen Walter Scott als Helden, wie denn überhaupt die Geschichte des Erzherzogtums reich ist an den schönsten Stoffen. Unter dem Volke soll sich lange der Spruch erhalten haben: „Er sitzt in des Schreckwald Rosengärtlein", wenn einem Menschen kein Ausweg bleibt, einem großen Elend zu entrinnen.

Das Schloß war nun landesfürstliche Besitzung, bis 1606, wo es an die Freiin Anna von Polheim durch Kauf überging. Sie lebte dort als Witwe und wird als eine sehr fromme, dem Protestantismus treu ergebene Frau geschildert. Sie liegt zu Ottenschlag an der Seite ihres Gemahls begraben; Job Hartmann Freiherr von Ennenkel widmete ihr ein Epitaphium in deutschen Reimen. Aggstein blieb nun noch lange Jahre der Sitz des Richters und Pflegers für die Gegend und wurde, weil es als Veste keine Bedeutung mehr hatte, dem allmählichen Verfalle überlassen. Nur ein kleines Kämmerlein ist erhalten; möge Graf Lamberg, der für die Besucher der merkwürdigen Burg schon so vieles getan, in dasselbe einen Invaliden setzen, welcher als Torwart die Aufsicht besorgt und allenfalls gegen ein kleines, bestimmtes Trinkgeld die Fremden herumführt, denn es ist nicht jedermann angenehm, lang zwischen dem Herrn Wirt und dem Herrn Forstwart zu parlamentieren, bis der eine oder der andere den Schlüssel überreicht. Unten im Tale ging ich am rechten Ufer weiter bis Spitz, wo mich ein Kahn übersetzte. Schwallenbach, Spitz, St.

Johann sind Ortschaften mit manchem mittelalterlichen Zuge, doch nahm ich mir nicht Zeit, jedes alte Schloß abzuklettern und jede Festungsmauer, welche man gegen die Türken errichtet, zu besichtigen. Beiläufig gesagt, bin ich gegen die blaue Blume der Romantik in solchen Burgen ziemlich gleichgültig, ich liebe sie nur als landschaftliche Dekoration oder wenn sich die Erinnerung an einen merkwürdigen Menschen oder eine Tat der Geschichte daran knüpft. In den meisten dieser Steinhaufen ist ja nichts anderes geschehen, als was noch täglich in jedem Hause geschieht; Menschen werden geboren, essen, trinken, zeugen Kinder, sündigen und fahren endlich, nachdem sie sich und den Nächsten zu Tode gequält, in die Grube. Ist da etwas zu bewundern? — und wenn, so verkündet ja eine Marmorplatte oder der Partezettel die faule Lüge. Zu St. Michel rastete ich auf der Mauer vor der Kirche, die unterhalb der Straße liegt. Der Bau gehört einer sehr schönen Spätgotik, Türen und Fenster sind mit reichem Maßwerk geschmückt. Der breite Turm mit den Quadern an den vier Kanten, dem Zinnenkranze und den Erkern, läßt eine ganz andere Bestimmung erraten, als für den Gottesdienst; aus den Scharten blitzten die Wallbüchsen, wenn sich Türken näherten. Gerade in der größten Gefahr 1509 wurde er gebaut, die Kirche 1523. Ueber dem First des Chores sitzen der Reihe nach tönerne Tiere, wohl keine Hasen, zu denen sie später die Sage machte, als ob einmal der Schnee bis zu dieser Höhe gereicht hätte. Hinter der Kirche liegt die Totenkapelle, ohne Fenster und Glocken, dort sollen die Knochen fuderweise liegen, weil früher viele Gemeinden hieher eingepfarrt waren. Jetzt wird

nur noch zweimal im Jahre die Messe gelesen, zuletzt am Tage des heiligen Michael, des Schützers der armen Seelen. In Tirol, wo oft ein kleines Tal jährlich Tausende von Gulden nicht für die Schule, aber für Messen verstiftet, wäre ein solcher Greuel der Verwüstung nicht möglich; dort sind oft Dorfkirchen schöner, als ich sie in großen Orten Niederösterreichs gesehen. Und doch ist hier der religiöse Sinn unerschüttert. Auf der Straße begegnete mir ein Wagen mit Wallfahrern, Männlein und Weiblein waren je der Reihe nach auf Sitzen unter einer Blache verteilt und beteten die Strophen des Rosenkranzes gegen einander. Vor der Kirche zieht sich eine Mauer an den Berg, gegen die Donau ist sie von einem starken Rundturm gedeckt; sie diente also hier zur festen Talsperre.

Die Donau rauschte sacht in der Dämmerung dahin, ich steckte die Skizze ein, die ich entworfen und eilte gegen Weißenkirchen. Hier kehrte ich beim Salomon ein. Und dieser ist weiser, als sein Namensahn in der Bibel. Er hat nur ein Weib und kümmert sich um die anderen weniger als um den Weinbau. Wäre mein Freund Greuter bei mir, er riefe wohl auch einst, wie in Venedig vor dem Cipro Giacomuzzis aus: „Est! est! est!“, ohne jedoch einen so mörderischen Kater davonzutragen, wie dort. Ja der blasse aromatische Wein von Aleiten 1872 ist besser als der Stein des Weisen, darum, lieber Salomon, setzen Sie ihn nur den Geognosten vor, andere Sterbliche mögen sich am Heurigen laben! Es war aber auch die Atzung gut und der Wirtin freundliche Töchterlein, welche, wie sie mir gestanden, nicht ungern lesen, wußten mancherlei in Scherz

und Ernst, so daß ich ganz heiter wurde, wenn auch die eine ihr Sträußlein Maiglöckchen nicht mir, sondern einem jungen Herrn aus Krems schenkte. Weißenkirchen ist übrigens ein malerisches Städtchen, dem man oft auf Bildern begegnet und das Gelegenheit zu den schönsten Ausflügen auf der Donau und im Gebirge bietet. Der Wirt entpuppte sich später als der Urenkel eines Tirolers, welcher als Handwerker hier eingewandert war; wer bei ihm einkehrt, soll mir ihn fest grüßen und ihm ja auftragen, daß er mir eine Flasche Aleitener von 1872 bewahre.

In der Frühe stieg ich den Seibererberg empor, der Himmel wußte nicht, sollte er weinen oder lachen und es blies ein kalter Wind. Da, dort ein Handstück des berühmten Hornblendegneises schlagend, erreichte ich den Rand der Hochfläche. Wie eine violblaue Tapete schob sich aus Norden düsteres Gewölk über dieselbe, der Sturm fuhr mich an und peitschte mir Eisgraupen ins Gesicht, daß ich mich notdürftig durch das junge Gezweig der Sträucher schützte. Ebenso schnell war alles vorüber — Schatten und Schlaglichter flogen im raschen Wechsel über Wälder und Strom und der Himmel klärte sich völlig auf. Wäre es nur auch so mit den Schicksalen der Menschen! Ich schritt durch zerstreute Dörfer, an kleinen ebenerdigen Häusern, zum Teil mit Stroh gedeckt, vorüber, alles trug den Stempel der Nüchternheit und vor hundert Jahren mag es hier nicht anders ausgesehen haben. Wie schön ist daneben das Tiroler Bauernhaus, selbst im abgelegensten Tale und sei es auch ganz von braunem Holz gezimmert; unter dem Ueberdach der Söller mit den Blumen, am Giebel die

gekreuzten Pferdeköpfe, vor der Tür das gepflasterte Plätzchen und die Bank zu traulichem Geplauder! Aber auch diese ländliche Herrlichkeit wird unter dem Druck der neuen Steuern schwinden. Was ich dort oben, wo einem doch fast nur Bauern begegnen, am meisten vermißte, war jede Spur von Volkstracht, wenn ich mir auch bald sagen mußte, daß sie kaum zu diesen einförmigen Hütten passe.

Man hat sie als einen Rest unfertiger Bildungszustände bezeichnet, törichter Weise, wie mir scheint. Manches an derselben entspringt aus den natürlichen Bedürfnissen des Landes und seiner Bewohner, vorzüglich bringt sie jedoch, wie die Montur des Soldaten, ein Standesbewußtsein zur Anschauung: der schmucke Unterinntaler steht an Kenntnissen und Bildung dem armseligen Colonen des Trentino, wo die Not und die Habgier des Signore bereits alles nivellierte, gewiß nicht nach. Freilich werden diese Trachten mit dem festen Wollentuch und der blanken, auf der grünen Wiese gebleichten Leinwand allmählich veralten, denn Cotton is king!

Mein Mittagessen nahm ich zu Els, dem Sitze der Güterverwaltung eines Barons. Els ist zu klein und schmutzig für einen Marktflecken mit dem großen steinernen Schüttkasten, zu groß für ein Dorf. Die Gegend war sehr einförmig, wie die Leute, doch blühten zwischen den Häusern die Kirschbäume, am Rand der Aecker die Schlehen, die ersten Primeln und Mannstreu des Frühlings. Ich wandte mich der Schlucht zu, welche ich nicht so nah im Osten vermutete, um mich dort an Salitamphiboliten und rosenrotem Marmor zu erfreuen.

Vorahnend schwang ich bereits den Hammer; als ich zum erstenmal in die Tiefe schaute, blieb ich erstaunt stehen. Wie aus einem Zaubermärchen stiegen die zwei hohen rötlichen Rundtürme der Burg Hartenstein vor mir empor; die schönste Ruine, die ich noch je gesehen. Ich folgte dem Fußpfad durch den gemischten Wald; vor dem Saume desselben warfen mir die Räder einer Mühle glitzernde Wasserperlen entgegen, in das Rauschen derselben sang die Amsel und der Fink und am sonnigen Abhang blühten die blauen Sterne des Sinngrün. So kann man sich die lauschige Heimat Karls des Großen und seiner Mutter Bertha vorstellen. Als ich mich dem Tore der Burg näherte, klopfte mir fast das Herz vor Aufregung: wird nicht das Horn des Wächters erschallen und mir ein Knappe aus der Zinnkanne den kühlen Wein zum Gruß einschenken? Vielleicht schläft drcben in einer Kemenate zwischen Brombeerranken und Farrenkraut Dornröschen, behütet von einem wilden Falken, und ... „Hör' auf, du alter Narr, was soll das Schwärmen am hellen Tage," ruft mir der Leser zu, „berichte hübsch nüchtern, wenn du etwas gesehen hast, was sich der Beschreibung lohnt!"

Hartenstein wurde wohl von einem der Helden erbaut, die an der Seite der Babenberger fochten. Die Krems bildet hier eine große Schlinge um einen hohen Felsen, dessen Vorsprung nach Westen die Einbiegung des noch höheren Schrofens gegen Osten entspricht. Man nennt diesen wilden Tobel die Teufelskirche und bevölkert ihn mit allerlei Spuk. Die Burg ist von drei Seiten selbst für den kühnsten Steiger ganz unzugänglich und von der vierten so wohl verwahrt, daß es auch

Torstenson 1645 nicht gelang, sie zu bezwingen, weil sich schweres Geschütz nirgends aufpflanzen läßt. Die Schweden versuchten nun, sie auszuhungern, jedoch vergebens, denn der Sage nach versorgten sich die mannhaften Verteidiger durch unterirdische Gänge mit Nahrung. Bereits mit dem Jahre 1690 beginnt der Verfall. Wer mochte den vornehmen Frauen zumuten, da drunten zu wohnen und sich allenfalls für Bären, Füchse und Marder zu putzen?— Auch die Erhaltung solcher Bauten ist etwas kostspielig. Noch zu Anfang des Jahrhunderts wurde der obere Berchfrit als Gefängnis benützt, es gelang jedoch einem Häftling, zu entrinnen und so verwendete man ihn dann eine Zeitlang nur noch als Kornspeicher. Die Gewölbe, auch der Kellerräume, sind noch vollständig erhalten. Die Einfassung der Fenster ist aus schön behauenem Stein. Der jetzige Besitzer, gleichviel wie er heißt, könnte sich den Grafen Lamberg zum Muster nehmen, dieses schöne Baudenkmal verdiente es wohl! Der ziemlich beträchtliche Wildstand wird durch herrschaftliche Jäger geschützt, die Forellen des Baches stiehlt jeder, der kann. Den Rückweg wählte ich über Dorf Weinzirl und auf der alten Straße, die mich in steiler Kürzung bei Anbruch der Nacht zu dem weißen Wein Salomonis führte.

Der nächste Tag gehörte ganz dem Handwerk in verschiedenen Steinbrüchen. Ich will den Leser mit den Dioritschiefern verschonen, wenn er mir gestattet, ihn auf Kugeln eines in Serpentin umgewandelten Olivinfelsens aufmerksam zu machen, wie er unweit Dürnstein und sonst nirgends in der Welt vorkommt. Ich bot den Wirtstöchtern etliche Stücke für Busennadeln, die lach-

ten mich aber aus. Nachdem ich meine Handstücke in einer Kiste verpackt und zum Versandt mit der Adresse beklebt, besuchte ich noch die alte Kirche droben auf dem Hügel mit ihrer Türkenmauer, und schritt dann, als die Sonne zur Rüste ging, langsam fürbaß gegen Dürnstein.

Ein Stück vor dem Städtchen setzte ich mich auf eine Zaunlatte; ich wollte der Kühlung genießen und hier war es so schön!

Ueber der Donau, auf dem waldigen Berge Kloster Göttweig; links auf den Felsen, die hier gleich den Zacken einer gebrochenen Mauer sich erheben, die Burg Dürnstein, wie in klares Gold getaucht; am Himmel der Mond, der beim Wachsen der Dämmerung aus einem blassen Wölkchen eine helle Scheibe wurde und all' das Getrümmer mild verklärte. Dort lag König Richard in der strengen Haft des älteren Hadmar von Chuenring, dem ihn Herzog Leopold übergeben, dort sang Blondel — wer denkt nicht an Ivanhoe und Shakespeare, welcher dem Oesterreicher das Kalbfell um feige Glieder hängt? — Nur ist alles nicht wahr; Richard sieht in der Geschichte ganz anders aus, als ihn Walter Scott mit feinem Humor zeichnete. Der Herzog ist jener glorreiche Leopold, welcher zuerst die Mauern von Jean d'Acre erstieg und dort sein Banner aufpflanzte, das jener in frechem Uebermut herunterreißen ließ. Auch das Schloß da droben ist nicht mehr die Ritterburg des Mittelalters, sondern jene Festung, welche Torstenson 1645 anlegen ließ, um von hier aus die Straße und die Schiffahrt auf der Donau zu beherrschen. An der Wasserseite öffnet sich ein Ausfallstor, das man vom

Dampfschiff leicht erkennt. Die Werke wurden nach der Eroberung durch die Oesterreicher gesprengt.

Der stattlichste Bau des kleinen Ortes ist das herrschaftliche Schloß und die Pfarrkirche im Roccoco des schon genannten Prandauer, welcher noch verschiedene andere Kirchen der Art auf dem Gewissen hat. Im vorigen Jahrhundert besaßen die Leute Geld, leider Gottes! möchten wir beifügen, denn nie wurde so barbarisch gegen die Kunstdenkmäler des Mittelalters gewütet, als damals, wo man glaubte, ihnen die Puderperrücke aufstülpen zu müssen. Nicht weit davon steht eine große gotische Hallenkirche ohne Dach, welche jetzt als Stall und Schuppen dient; auf dem Hügel links die Kirche eines aufgehobenen Klosters, ausgeleert bis auf die Mauern.

Immerhin verdient das Pompeji an der Donau einen kleinen Ausflug.

Bei Rotherhof, einem Weiler etwa eine Viertelstunde außerhalb des Tores, lassen Gebirg und Strom kaum Platz für die Landstraße; hier schlug am 5. November 1805 der österreichische General Schmidt den Franzosen Mortier. Ein Jäger, welcher das Gebirg genau kannte, hatte ihm die Oesterreicher bei Weißenkirchen in Flanke und Rücken geführt, daß nirgends ein Ausweg blieb und die Donau von den blauen Franzosen, welche zu Tausenden in das Wasser sprangen, aussah wie ein Feld von blühendem Lein. Nur wenige entrannen auf Kähnen über das Wasser; Napoleon, der Meister der Lüge, spricht jedoch von einem schönen Siege Mortiers. Leider fiel auch der wackere Schmidt; Kaiser Franz errichtete ihm zu Krems einen Denkstein. Was

man jedoch bei Dürnstein gewonnen, zerfloß bald wie Schnee an der Dezembersonne von Austerlitz.

Krems und Stein sind drei Orte, sagt der Volkswitz, weil zwischen beiden Städtchen das Kapuzinerkloster Und liegt, eigentlich sind sie jedoch nur einer, der sich stundenlang zwischen der Donau und dem Gebirge schmal hindehnt. „Sind beide gar nahrhaft!“ würden alte Topographen sagen; in der Tat begegnen uns überall die Zeichen bürgerlichen Wohlstandes, zu dem auch eine große Kaserne, die Lehrer-Bildungsanstalt und ein Gymnasium beiträgt. Von Merkwürdigkeiten wäre außer dem guten Gasthaus „Zum goldenen Hirschen“, wo 1620 der kaiserliche General Bouquoy mit dem protestantischen Grafen Ludwig Kufstein verhandelte, wohl noch die gotische Kirche der Dominikaner zu nennen, in deren Eigentum sich sodann die Jesuiten einnisteten, was den Kremsern, die alle lutherisch werden wollten, mit ein bißchen Folter und Scheiterhaufen so gut anschlug, daß sie dann bei dem Angriff Torstensons selber die Mauern gegen die Ketzer verteidigten. Der bedeutendste Augenblick in der Geschichte dieser Gegend mag wohl gewesen sein, als Karl der Große von hier aus die Avaren zurückwarf und ihren Ring an der Kamp zerstörte. Die Judengasse erinnert an das Jahr 1349 und die blutige Verfolgung der Juden, welche sich allerdings in Bezug auf Geldgeschäfte so aufgeführt hatten, wie es Christen selbst im frommen Tirol tun; Herzog Albrecht eilte jedoch mit den Söldnern zum Schutz herbei und strafte die Uebeltäter kräftig; die Habsburger waren den Kammerknechten des heiligen römischen Reiches stets wohlgewogen. Der größte

Kremser ist wohl der Roccocomaler Schmidt, dessen nicht sehr asketische Bilder man im Treppenhause von Göttweig bewundern mag. Die Aebte jener Zeit waren noch nicht so scheu vor heidnischen Göttern und Göttinnen wie die Schüler der Jesuiten zu Innsbruck, welche auf die unbefleckte Empfängnis geschworen haben. Der nächste Morgen war zu einem Ausflug in das Kremstal bestimmt, wo ich eine reiche Ausbeute verschiedener Gebirgsarten holte. Den Reiz der Gegend darf ich nicht schildern, sonst schaut mir Lessing über die Achsel, jedoch mache ich auf die großartige Ruine Senftenberg, welches 1645 von den Schweden zerstört wurde, aufmerksam; sie schließt den Hintergrund der Landschaft in wirkungsvoller Weise ab. Weniger ansehnlich ist Rehberg, das weder der Gewalt eines Attila noch eines Napoleon erlag, sondern der Häusersteuer, die 1832 eingeführt wurde. Der Besitzer fand diese für seine Einkünfte zu hoch und verkaufte das Schloß um 1150 fl. der nächsten Gemeinde zum Abbruch. Auch ein Denkmal!

Zu Krems landen fast gleichzeitig die Dampfer auf- und abwärts, ich hatte also die Wahl und entschloß mich nach einigem Schwanken, nach Wien zu fahren, wenn ich auch an der Stadt, wie sie zum Teil durch den Gott der Zeit, den Schwindel, sich umgestaltet, wenig Freude habe. Ich möchte das Wien, das bürgerliche, mit seinen Basteien, von denen ich oft sehnsüchtig nach den Alpen im Süden blickte, den Glacis und den Vororten, die sich allmählich ins Land verloren, das man jetzt meilenweit aufsuchen muß. Dort hatte ich die schönsten Jahre der Jugend erlebt, die mit dem Brillantfeuer von 1848 abschlossen.

Was gelten jedoch Erinnerungen und seien sie auch noch so hold, die Gegenwart allein hat Recht!

„Wien ist im Niedergange begriffen," klagt es in allen Zeitungen; wir fragen: war denn der Aufschwung so echt?

Die Stadt ist nicht mehr ausschließlich Residenz des Monarchen, Budapest bestreitet ihr den Vorrang des Handels, Prag, Graz treten als Hauptstädte von Provinzen selbständig auf und statt des einen politischen Schwerpunktes haben wir jetzt mehrere von nationaler Anziehungskraft. Will sich Wien zur Geltung bringen, so muß es kräftig und rücksichtslos sich an die Spitze der Deutschen stellen und, von ihnen getragen, den alten Rang zurückerobern; das hat es bisher versäumt und so wird es immer mehr zurückgehen, trotz des Neides auf Berlin, das von Kraft und Geist überquillt. Wir könnten da noch manches erörtern, sind jedoch bereits an die Grenzen dessen, was man, ohne zu verletzen, sagen darf, vorgeschritten und überlassen es den Staatsmännern, die Tatsachen zu lesen.

Zuerst besuche ich gewöhnlich den Stefansdom, dessen ehrwürdige Wände mich nicht bloß von der modernen Außenwelt scheiden, sondern auch in gewisser Beziehung von der Zeit, wie sie jetzt die Schwingen schlägt. In den alten Hallen werden die alten Gefühle und alte Erinnerungen wach; so manche Gestalt, die längst unter den Rasen gelegt ist, tritt mir jugendlich frisch aus der Dämmerung der heiligen Räume entgegen und ich denke wohl auch daran, wie ich durch das Riesentor der Babenberger, das man jetzt trotz seiner tausendjährigen Weihe neugotisch barbarisieren möchte, im

Jahre 1848 als Hauptmann mit dem Säbel in der Faust ausmarschierte. Wie wurde ich aber heuer enttäuscht; überall Gerüste: die stille Ruhe unterbricht das Schaufeln der Kelle, der Schlag des Hammers, das Scharren des Meißels. Die mächtigen Pfeiler, Gurten und Gesimse sehen aus, als wären sie aus Papiermaché zusammengekleistert oder aus Talg geschnitten. Man nennt das restaurieren; warum hat man denn nicht lieber die Kirche mit Reisig gefüllt und dieses angezündet, damit die ganze Herrlichkeit in den Flammen zum Himmel fahren kann, anstatt sie so zu verschänden? — Von Wien und den Wienern mag ich nicht weiter reden, wie sollte ich auch in der Kürze von drei Tagen Stoff aufpicken? Eines freute mich jedoch, daß ich meinen wackern Landsmann, den Bildhauer Heinrich Natter kennen lernte. Siebzehn Gulden im Sack schied er mit siebzehn Jahren aus der Heimat, schlug sich, nur die Ideale der Kunst vor Augen, durch Not und Elend, bis er als self-made man jetzt fertig dasteht. Er hat das Zwingli-Monument für Zürich vollendet, was sich eigentlich für einen katholischen Tiroler eben so wenig schickt, als die Verheiratung mit einer schönen Jüdin, deren dunkle Augen wohl hie und da seinen Meißel befeuern. Dann arbeitete er für Wien an der Statue Haydns, Tirol überträgt ihm gewiß die Büste seines jüngst im Geruch der Heiligkeit verstorbenen Bischofs Gasser. Vielleicht auch nicht, denn die Gnade kommt von oben. Abends machten wir einen Ausflug auf den Kahlenberg, mehrere Freunde, darunter auch Herr Winter, der Dichter des „Deutschen Liedes“. War das herrlich und wurde noch herrlicher, je höher uns der

Waggon durch Wälder von blühenden Obstbäumen zu den Buchen und Linden des Grates emportrug!

Unter einer Veranda ließen wir einen Sprühregen vorüberziehen, ein Glas edlen Weines brachte uns in die richtige Stimmung. Ringsum waren fröhliche Menschen, denn der Wiener weiß, daß Gott die schöne Natur nicht bloß zur Arbeit, sondern auch zum Genusse erschaffen hat. Frauen, Männer, Kinder, jedes trug sein Sträußchen von Flieder oder Maiglöckchen; ebenso duftete es überall in der Stadt von Flieder und Maiglöckchen. Der Abend sank nieder, goldener Duft schwamm über den kleinen Karpathen und dem fernen Ungarn. Wir wurden ernster. Kennen Sie die schöne Zeichnung von Moriz Schwind? Ein herrliches Weib, die Donau, schwimmt stromab, an ihrer Seite ein kleiner Magyar und ein Schwabenmädchen. Jetzt will der freche Bursch das blonde Kind erwürgen, aber er soll froh sein, wenn es zur Heldenjungfrau reift und ihn dann mit dem mächtigen Schilde stützt, daß ihn nicht der Slave frißt.

Der Ost.

Zwischen Buchen wilder Hopfen,
Unten reift die süße Traube,
Auf dem Nibelungenstrome
Schwimmt mein Hoffen und mein Glaube.

Flatternd stolz im Morgenwinde
Zieh'n mit dir einst uns're Fahnen,
Bis zum fernsten Oriente,
Denn der Ost ist des Germanen!

Mänicke & Jahn, Rudolstadt.

